# GLOBUS

Digitized by Google

# Globus.

XXXIX. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Globus.

## Illustrirte

## Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Neunundreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1881.

Digitized by Google

1350

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.


L. Diefenbach's Völkerkunde Osteuropas 317.

Deutschland. Berlins Bevölkerung 15. Obstbäume in Baden 15. Tiefenmessungen in der Donau 15. Friedel's „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend" 93. Die Opfersteine Deutschlands 94. Becker's „Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel" 124. Astronomische Unterweisung von Forschungsreisenden 175. Vordringen des Hochdeutschen in Ostfriesland 254. Der Wald in Ostfriesland 271. Schiffbarmachung der untern Fulda 304. Umwandlung polnischer Ortsnamen in Posen 304. Mündel „Die Vogesen" 317. Die slavischen Ortsnamen von Mecklenburg 352.

Oesterreich-Ungarn. Seeschifffahrt und Seehandel in den österreichischen Häfen 1879 125. Fälschungen bei der ungarischen Volkszählung 206. Resultate der ungarischen Volkszählung 272. Streifereien durch Slavonien. Von E. Kramberger 293. 310. 331.

Schweiz. Bellinzona Hauptstadt von Tessin 175.

Großbritannien. Nordlandsfahrten (Bilder aus Irland) 206.

Frankreich. Die megalithischen Denkmäler 15. Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté 100. 113.

Spanien. Simons' und Wagner's Spanien 94. Schrader's Aufnahmen in den Pyrenäen 254.

Portugal. Lissabon 369.

Griechenland. Projekte im Kommunikationswesen 254. Die neue Nordgrenze 317.

Europäische Türkei. Die albanesische Blutrache. Von Sp. Gopčević 71. Karte der Landmauern Konstantinopels 94. Die Ehe in Oberalbanien. Von Sp. Gopčević 139. 151. 170. Die neuen Grenzen auf der Balkanhalbinsel 317. Gopčević's „Oberalbanien und seine Liga" 352. Erziehung der mohammedanischen Kinder in Oberalbanien 352.

Bulgarien. Toula's geologische Forschungen im westlichen Balkan 175.

Montenegro. Landesaufnahmen durch die Russen 317. Auswanderung aus den neuen Gebieten 317.

Rußland. Untersuchung des Dnjestr 111. Statistisches aus dem Gouvernement Perm 111. 125. Zoologische Sammlungen im Ural 125. Vertheilung des Grundbesitzes 125. Entwässerungsarbeiten im Kuban-Gebiete 125. 175. Bergwerksproduktion 160. Telegraphennetz 160. Die Höhle von Kungura und die ostjakische Vorstellung vom Jenseits 175. Kanalisation des Donetz geplant 254. Reise auf der Halbinsel Kola 271. Volkszählung beim Orenburgischen Kazakenheere 271. Topographisches ꝛc. über das Gouvernement Orenburg 352. Prschewalski's Reiseresultate 368. Loskaufsoperationen 383. Eisenbahnbetrieb 383.


## Asien.


Russisches Asien. Sibirien. Seeverkehr mit Sibirien 15. 63. 255. Die Dshatak-Kirghizen 46. Die Eismeer-Tschuktschen 75. Untersuchung des Baikal-Sees 111. Auswärtiger Handel des Amur-Gebietes 126. Erforschung von Sachalin 126. Sibiriakow's Fahrt nach dem Ob 176. Geplante Erforschung der Tschuktschen-Halbinsel 255. Kolonisation von Sachalin 286. Dampfschifffahrt auf Ob und Irtysch 383. Kohlen bei Wladiwostok 383. Jadrinzew's Reise im Altai 384.

Mittelasiatische Gebiete. Ableitung des Amu-Darja 63. Erforschung des Irtysch 63. Die neue Stadt Lepsinsk 63. Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk 90. 109. Dampfschifffahrt auf der Utwa 111. Der Zerawschan-Gletscher 126. Ernte im Zerawschan-Gebiete 160. Fetisow's Exkursion in den Tiën-schan 160. Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw 252. 266. Krasnowodsk 286. Telegraph nach Gök-tepe 286. Die erste Eisenbahn 286. Ujfalvy's Reise 318. Anwendung des Telephon bei der Teke-Expedition 383. Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Taschkent 383. Sprachstudien 383.

Kaukasien. Ein Volk auf dem Niedergange (Die Grusiner). Von W. Keßler 76. Chaussee von Alexandropol nach Kars 126. Wein und Weinbereitung im Kaukasus. Von W. Keßler 173. 189. Die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer 318.

Türkisches Asien. Naturprodukte des Wilajet Kastamuni 15. Projektirte Aufnahme des Ostjordanlandes durch Engländer 16. 255. Auswanderung der Lazen nach den Ufern des Marmara-Meeres 126. Auffindung einer altbabylonischen Stadt 255. Die Frauen auf Cypern 255. Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern 263. 282. 297. Verwüstungen durch das Erdbeben auf Chios 318. Cahun's Reise im nördlichen Mesopotamien 318. Auffindung der Hittiterhauptstadt 383. Auffindung des Grabes Saladin's 383.

Arabien. Reisen in Arabien. Von Charles M. Doughty 7. 23. 255.

Persien. Kommunikationswesen 207. Stebnitzki's Karte 383.

Britisch-Indien. Reisen im nördlichen Pandschab. Nach de Bérard 1. 17. 33. Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" 63. Aufstand der Sontals 176.

Hinterindien. Boulangier nach den Eisenerzlagern in Kambodja 176. Gauthier nach Cochinchina 318. Karl Bock nach Siam 318. Census von Britisch-Birma 383.

China nebst Vasallenstaaten. Oberst Unterberger's Reise in China von Tientsin bis Tsching-kiang 42. 55. Opiumernte in Kwei-tschau 63. Die chinesische Auswanderung seit 1875. Von F. Ratzel 88. 104. 135. 167. 182. 198. 346. 360. Kreitners „Im fernen Osten" 175. Bau einer Telegraphenlinie 176. Missionare in China 206. Prschewalski über seine letzte Reise 207. Broumton über die Miao-tze 318. Reise von Bhamo nach dem Jang-tse-kiang 383.

Japan. Japanische Sprichwörter 48. Die Shiba in Yedo 86. Isabella L. Bird's Reise durch Japan 122. 141. 155. 202. 215. 231. 249. Oesterreichische Dampferverbindung 126. Eisenbahn auf Jesso 127.

Inseln. Sitten und Aberglauben auf Nias. Von J. W. Thomas 13. Die Goldfundstellen auf den Philippinen und ihre Ausbeutung. Von F. Blumentritt 39. Quer durch Sumatra. Nach D. D. Veth 129. 145. 161. 177. 193. 321. 337. 353. Riedel's Reise nach Aru, Kei ꝛc. 206. Hafen bei Batavia 207. Die Milanows auf Borneo 317. Graf Montgelas nach dem nördlichen Borneo 318.


Digitized by Google

# Afrika.


Kiepert's Wandkarten von Afrika 287.

Marokko. Karte des Ued Draa 287.

Algerien. Dr. Weisgerber's anthropologische Beobachtungen in Südalgerien 94. Projektirte Verbindung mit Senegambien 95. Tarry's Kolonisationsprojekt 176. Getödtete Raubthiere 207. Aufnahmearbeiten 207.

Tripolitanien. Italienische Expedition nach Benghazi 63.

Sahara. Die ethnologische Stellung der Tibbu 63. Vernichtung der Expedition unter Flatters 272. Dr. Lenz's Reise durch die westliche Sahara 287. 302.

Sudan. Matteucci nach Wadai 16. 287. Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872 209. 225. 241. 257. 273. 289. 305. Vertrag zwischen Frankreich und Segu 384.

Aegyptisches Reich. Krieg mit Abessinien 16. Französische Orientalische Schule in Kairo 127. Religiöse Reformen 127. Hemmung der Schifffahrt auf dem obern Nile 239. Katasteraufnahme 255. Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib. Von Carl Berghoff 285. 301. Zwei Beiträge zur sudanesischen Thierfabel. Von Baron v. Müller 382.

Abessinien. Rohlfs' Reise 95. 287. Lucereau's Ermordung 176. Die italienische Mission in Schoa 287.

Ostafrika. von Schöler's ostafrikanische Expedition 95. 240. Thomson nach dem Rowuma 176. Erforschung des Rufidschi und Uranga 256. Dampferlinie zwischen Zanzibar und den Häfen des Rothen Meeres 319. Thomson nach dem Rovuma 384.

Seengebiet. Aufnahme des Ostufers des Njassa-Sees 79. Mtesa's Religionswechsel 176. Cambier's Rückkehr 256. Katholische Mission 256. Sinken des Njassa-Sees 384.

Inneres. Buchner im Lunda-Reiche 79. 95. Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete 187. 201. 239. Junker im Monbuttu-Lande 256. Buchner's Rückkehr 272. Das Ende von Dr. M. Buchner's Reise im südlichen Kongo-Gebiete 366.

Süden. Natur- und Kulturleben der Zulus 64. Sprüche der Ovaherero 127. Auswanderung nach dem Kap 176. Sir Bartle Frere über die Hülfsquellen Südafrikas 191. Das Holub'sche Reisewerk 191. Der Lorenzo-Marques-Vertrag 240. Ingram nach dem Zambesi 287. Holub's neue Reise 287. Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika 327. 343.

Westen. von Mechow am Quango 16. Flegel nach dem Niger 64. Zweifel's und Mustier's Expedition nach der Nigerquelle 95. Brazza's Marsch vom Ogowe zum Kongo 96. 192. 287. Rev. Comber's Reisen im Innern von Kongo 121. Englische Nigerfahrt 127. Gallieni's Expedition 176. Stanley's Mission am untern Kongo 240. Mission am untern Kongo 240. Amerikanische Station in Bihé 319. Expedition in Senegambien 319.

Inseln. Hildebrandt's Reise auf Madagaskar 95. Mauritius 127. Riebeck und Schweinfurth nach Socotra 207. Einiges über St. Thomé 219. Sibree's Werk über Madagaskar 319.


# Der Continent von Australien.


Transport von Lebensmitteln nach Europa 16. 112. 288. Eisenbahnwesen 192. Apfelsinen-Export 192. Geldfelder 192. Bevölkerung und Staatsschulden der einzelnen Kolonien Ende 1880 224. Kampf gegen Chinesen-Einwanderung 288.

Südaustralien. Das Gebiet nördlich von Port Eucla 112. Abschaffung des Zolles gegen Neu-Süd-Wales 192. Neue Reise von E. Giles 192.

Neusüdwales. Statistisches 16. Kameele von Burke's Expedition eingefangen 224.

Queensland. Neuentdeckter Fluß 16. Opalgruben 112. Angebliche Auffindung von Leichhardt-Resten 192. 208. 288.

Westaustralien. Der Kimberley-Distrikt 16.

Tasmanien. Der Name der Hauptstadt 16.


# Kleinere Inseln des Stillen Oceans.


Zur Ethnographie der Südsee 60. Heiligkeit des Kopfes 319.

Europäische Kolonien. Post-Verkehr mit Neu-Kaledonien 16. Prähistorische Bewohner Neu-Seelands 79. Die Chatham-Inseln 80. Rotuma's Annexion an Fidschi 80. Norfolk Island 207. Suva zur Hauptstadt von Fidschi erhoben 320.

Melanesien. Gebräuche der Banks-Insulaner 79. Die Salomo-Inseln. Von M. Eckardt 314. 334. 349. 363. 376.

Polynesien. Die heilige Sage der Polynesier 159.


# Nordamerika.


Britisch-Nordamerika. Die Namen Canada und Quebec 192.

Vereinigte Staten. Zustände in Alaska 80. Orkane im Missourithale 112. Bevölkerungszuwachs 112. Indianerkämpfe 112. Neue Höhlenstadt in Neu-Mexico 112. Turkisen in Neu-Mexico 112. Opium-Verbrauch in Albany 208. Der letzte Census 240. Weinernte in Californien 240. Die Soda-Seen in Wyoming 256. Anzahl der Indianer 272.

Mexiko. Barbarei gegen Archive 240.


# Südamerika.


Gegensätze im spanischen Amerika. Von C. Lamp 28.

Colombia. Panama und Darien. Nach A. Reclus 49. 65. 81. 97. Crevaux' dritte Reise 256. 288.

Brasilien. Landesprodukte 47. Neues Wahlgesetz 96. Alte Indianeransiedlungen am Amazonenstrome 256.

Argentina. Holzhandel 47.


# Polar-Gebiete.


Stellung der Royal Geographical Society zur Polarfrage 64. Nordenskjöld's Reisewerk 64. Dall's Reise auf dem „Yucon" 80. Nachforschung nach der „Jeanette" 288. 320. „Willem Barents" vierte arktische Reise 320. 384. Nordamerikanische Stationen an der Lady-Franklin-Bai und am Kap Barrow 320. Leigh Smith's neue Reise 384.


Digitized by Google

# Vermiſchte Aufſätze und Mittheilungen.


### Anthropologiſches.

Die deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte bei Vollendung des erſten Decenniums ihres Beſtehens. Von H. Obſt 10. 30. Die Verwendung der Füße als Greiforgane. Von Richard Andree 118.

Ethnologiſches (ſoweit es nicht unter den einzelnen Ländern verzeichnet iſt).

Die chriſtliche Miſſion unter den Juden 32. 64. Biene und Honig im Volksglauben. Von Carl Haberland 220. 235. 268. Ueber den Urſprung der ſogenannten hieroglyphiſchen Steinſchriften. Von Richard Andree 247.

Vermiſchtes. Geographiſche Geſellſchaften auf der Erde 127. Gold- und Silberproduktion der Erde 288.

### Vom Büchertiſche.

J. Kutzen, Das deutſche Land 15.
Emil Schlagintweit, Indien in Wort und Bild 63.
Kranz, Natur- und Kulturleben der Zulus 64.
Nordenſkjöld, Die Umſegelung Aſiens 64.
R. Kleinpaul, Mediterranea 80.
Friedel, Vorgeſchichtliche Funde aus Berlin und Umgegend 93.
Gruner, Opferſteine Deutſchlands 94.
Simons u. Wagner, Spanien 94.
Becker, Cuxhafen und das Amt Ritzebüttel 124.
v. Hellwald, Naturgeſchichte des Menſchen 127.
v. Czerny, Die Veränderlichkeit des Klimas 128.
Hölzel's Geographiſche Charakterbilder 224.
de Vries u. Focken, Oſtfriesland 254.
Hann, Hochſtetter u. Pokorny, Allgemeine Erdkunde 288.
Ratzel, Die Erde 288.
Steinhauſer, Tafeln zur mathematiſchen Geographie 288.
Bilder aus Brehms Thierleben 304.
Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika 304.
Diefenbach's Völkerkunde Oſteuropas 317.
C. Mündel, Die Vogeſen 317.
Sibree, Madagascar 319.
Kirchhoff, Die Südſee-Inſeln 320.
Gopčević, Oberalbanien und ſeine Liga 352.
Klutſchak, Als Eskimo unter den Eskimos 384.

### Biographiſches. Perſonalia.

Todesfälle: Brunn 379. de Caſtelnau 379. Cortambert 380. Deleſſe 380. Dethier 380. Erhard 379. Geſſi 381. Hobſon 379. Kohn 380. Kugler 381. Kuhn 381. Lécard 380. Lucereau 176. Mariette 380. Mehwald 379. Mook 380. Onatzewitſch 379. Phipſon-Wybrants 380. Pierce 379. Pourtalès 379. La Roncière le Noury 381. de Saulcy 379. Uricoechea 379. Weyprecht 381. Graf Litta 381.
Baller 63. Bayol 319. Beardall 256. Berry 319. Bock 318. Boulangier 176. de Brazza 96. 287. Broumton 318. Buchner 79. 95. 272. 366. Cahun 318. de Caſtries 287. Cambier 256. Cattley 15. Comber 121. Conder 255. 383. Crevaux 256. 288. Doughty 7. 23. 255. Fetiſow 160. Flatters 272. Flegel 64. A. Forreſt 16. Gallieni 176. Gauthier 318. Geſſi 240. Giles 192. Gouldsbury 127. 319. Hildebrandt 95. Holub 287. Hovgaard 255. Jadrinzew 383. Ingram 287. Jones 112. Junker 256. Krauſe 255. Kudrjawzew 271. Lenz 287. 302. Maſſari 16. Matteucci 16. 287. von Mechow 16. Michaelis 63. Montgelas 318. Mouſtier 95. Muſchketow 126. Serpa Pinto 327. 343. Poljakow 126. Prſchewalski 207. 368. Raſſam 255. Riebeck 207. Riedel 206. Rohlfs 95. 287. von Schöler 95. 240. Schrader 254. Schweinfurth 207. Sibiriakow 176. Leigh Smith 384. Soltau 383. Stanley 240. Stephenſon 112. Stevenſon 383. Stewart 384. Tarry 176. J. Thomſon 176. 384. Toula 175. Tſchersti 111. Ujfalvy 318. Unterberger 42. 55. Weisgerber 94. Zweifel 95.

Mitarbeiter, ſoweit ſie ſich genannt haben.

R. Andree 118. 247.
Karl Berghoff 285. 301.
Ferd. Blumentritt 39.
Charles M. Doughty 7. 23.
M. Eckardt 314. 334. 349. 363. 376.
Sp. Gopčević 71. 139. 151. 170.
Karl Haberland 220. 235. 268.
W. Keßler 76. 173. 189.
E. Kramberger 293. 310. 331.
C. Lamp 280.
v. Müller 382.
H. Obſt 10. 30.
F. Ratzel 88. 104. 135. 167. 182. 198. 346.
J. W. Thomas 13.


# Illuſtrationen.


## Europa.

### Frankreich.

Die Quelle des Liſon 101.
Lauf des Doubs zwiſchen Felſenwänden 102.
Die Brücke über den Doubs in Saint-Hippolyte 103.
Der Weg von Moulin de la Mort 114.
Becken oberhalb des Saut-du-Doubs 115.
Der Saut-du-Doubs 116.
Fabrik beim Saut-du-Doubs 117.

### Slavonien.

Zigeuner-Ehepaar (Kollari oder Keſſelſchmiede) aus der Podravina 291.

Cutura, acht Liter faſſend, nebſt Spundſtück 311.

### Liſſabon.

Kommerzplatz und Standbild Joſeph's I. 370.
Die Caſa dos Bicos oder das Spitzenhaus 371.
Das Kloſter Belem 372.
Fiſchverkäuferinnen 373.
Standbild des Camoëns 374.

## Aſien.

### Britiſch-Indien.

(Pandſchab.)

Am Ufer des Dſchelam 2.
Kamel-Karawanſerai in Dſchelam 2.
Karawanſerai für Ochſenkarren in Dſchelam 3.
Kutſche im Pandſchab 3.
Anſicht aus Dſchelam 4.
Dorf unweit Rawalpindi 5.
Generalanſicht von Mari (Murry) 6.
Landſchaft bei Mari 18.
Anſicht von Mari mit dem Bazar 19.
Im Walde bei Mari 20.
Um Mittag auf dem Wege nach Atak 21.
Eine verlaſſene Stadt 21.
Atak am Indus 22.
Bungalo der Reiſenden in Atak 34.
Der Indus bei Atak 34.
Die Feſtung von Atak 35.
Die Stadt Atak; vorn eines der Thore der Feſtung 36.
Ein Bazar in Atak 37.
Landſchaft zwiſchen Atak und Rawalpindi 38.

---

Indiſcher Holzſchnitzer in Simla 119.

### Japan.

Eine Begräbnißſtätte der Shiba in Yedo 87.

### Sumatra.

(Veth's Reiſe.)

Dr. Veth 129.
Der Affenberg bei Padang 131.
Europäiſches Haus in Padang 132.
Chineſiſcher Tempel in Padang 133.
Waſſerfall in der Schlucht des Anei 134.
van Haſſelt 145.
Haus eines Häuptlings in Padang 146.
Brücke über den Batang Maſang 147.
Haus des Chalib Negri in Sapajang 148.
Thal des Pelangki 149.
„Paſſantenhuis“ oder Fremdenhaus in Silago 150.
Taboe in Silago 151.
Brücke über den Goemanti 162.
Der „Balei“ in Alahan Pandjang 163.
Ein Haus in Alahan Pandjang 164.
Haus mit Reisſcheunen in Loeboe 165.
Der Danau di Talang 166.
Der Gipfel des Talang 167.
Reisfelder im Thale des Goemanti 178.

Palmen in Mocara-Labor 179.
Haus eines reichen Kaufmanns in Kota-Baroe 180.
Haus in Bedar-Alam 181.
Reisscheuern in Loeboe-Gedang 182.
Der Pik von Korintji 194.
Toeankoe di Sembah 195.
Rotang-Brücke über den Bangko 196.
Rafflesia Arnoldi 197.
Scheunen zum Trocknen des Kaffees in Soerian 198.
Moschee von Palembang 322.
Der Batang Rawas bei Bingin-Telok 323.
Rebab-Spieler in der Gegend von Soeroelangoen 324.
Eine Straße in Mocara-Menkoelam 325.
Eingeborene von Mocara-Menkoelam 326.
Das Haus der Expedition in Napal-Litjin 338.
Mädchen aus Napal-Litjin 339.
Eingeborener aus Napal-Litjin 339.
Wohnungen in Soeroelangoen 340.
Reisscheune in Soeroelangoen 341.
Haus des Kontroleurs in Soeroelangoen 342.
Schwimmende Behausungen in Djambi 354.
Der Batang-Hari bei Djambi 355.
Der Soengei Asjam und der Kampong Ragat-Sari 356.
Indische Skulptur 357.
Zusammenfluß des Tembesi und des Batang Hari 358.
Haus des Sultans von Djambi 358.
Der Sultan von Djambi 359.

**Afrika.**

Nachtigal's Reise nach Baghirmi.

Kuka und seine Umgebung 210.
Scheich Omar mit Gefolge 211.
Am Ufer des Tsad-Sees 212.
Häuser-Typen und Marktscenen in Marte 213.
Ansicht von Ngala 214.
Der Gambaru 215.
Uebergang über den Gambaru zur Regenzeit 226.
Residenz des Gouverneurs in Asadé 227.
Der Thron des Mai (Gouverneurs) von Asadé 228.
Musikanten in Tille 229.
Inneres einer Schoa-Hütte 229.
Reiter mit Wattenpanzern 230.
Tanz der Weiber in Logon 231.
Logon von der Flußseite aus 241.
Empfang im Palaste zu Logon 242.
Uebergang über den Schari 243.
Keribina-Bogenschützen in Kultschi 244.
Ankunft in Bugoman 245.
Miskin am Schari 245.
Eine Frau des verstorbenen Königs Abdel-Kader 246.
Vegetation am Ufer des Schari 258.
Die Heiden von Mosu 259.
Häuser in der Umgegend von Mosu 260.
Der Häuptling Busso 261.
Die Reiter des Mbang Mohammedu 262.
Empfang bei dem Mbang 274.
Ländliche Scene aus der Umgebung der Residenz Mosu 275.
Baghirmi-Wittwen 276.
Ceremonien beim Begräbnisse eines Kindes 277.
Episoden bei der Belagerung der Baumwollbäume von Kimre 278.
Angriff auf den Baum des Häuptlings 279.
Erstürmung einer Barrikade in Kölik 290.
Die Palem von Kölik in der äußersten Noth 291.
Gundi, Hauptstadt von Tummok 292.
König Mohammedu sendet dem Reisenden eine seiner Frauen zum Geschenke 293.
Abschlachtung kranker Sklaven 306.
Marsch über aufgeweichten Thonboden 307.
Nachtigal wird in einer Fischerei am Schari bewirthet 308.
Der Fluß von Logon bei Hochwasser 309.
Durchwatung des Flusses Leba 310.

Serpa Pinto's Reise durch Südafrika.

Silva Porto's Haus in Belmonte, Bihé 327.
Bihéno-Frau, den Boden bearbeitend 328.
Ein Bihéno-Träger auf dem Marsche 328.
Baumfarne am Ufer des Onda 343.
Luchaze-Frau vom Cutangjo 344.
Luchaze vom Cutangjo 344.
Cahu-heú-üe am Cuchibi 344.

**Südamerika.**

Panama und Darien.

Das Dorf La Capitana bei Ebbe 49.
Fälle des Rio Mamoni 51.
Golf von San Miguel. Einfahrt in die Boca Chica 52.
Manglebäume am Tupra 53.
Javiza 54.
Aufnahme im Bette des Tiati 66.
Ein „mal paso“ 67.
Trancos 68.
Passirung eines auf einem Berglamme stehenden Baumriesen 69.
Die Bucht von Acanti (zwei Ansichten) 70.
Unterredung mit dem großen Kaziken 82.
Fall des Rio Cope 83.
Vermessungen in der Savane am Rio Bernardino 84.
Die Chorrera 85.
Fall des Caimito 98.
Ansicht von Gatun 99.

Guayana.

Normaler Fuß der Oyampys-Indianer 120.
Zeichnungen der Oyampys-Indianer 248.
Zeichnungen auf dem Felsen Timeri 248.

**Karten.**

Doughty, Die Pilgerstraße bis Medjin-Sâlih. Skizze der Thalebene von el-Hedjer und Vulkanische Zone zwischen Tebûk und Mekka. Besondere Tafel zwischen S. 8 und 9.
Doughty, Hydrographische Skizze von Wadi Dschizzl-el-Humd 25.
Wuse, Generalkarte des Westlichen Darien 50.
Veth's Reisen in Sumatra 130.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

## I.

Im April 1878 befand sich der französische Maler de Bérard auf dem Wege nach Kaschmir, wohin ihm zu dieser Jahreszeit nur die Straße über Mari (Murry) offen stand, da die zwei oder drei anderen erst später vom Schnee frei werden. Er war mit der Eisenbahn von Bombay über Allahabad, Agra, Delhi und Lahore bis Dschelam (494 m) gefahren, wo der Komfort und das Behagen ein Ende nimmt und ernstliche Schwierigkeiten beginnen, zu deren Ueberwindung guter Wille, Thatkraft und Geduld gehören.

Dschelam ist eine kleine Stadt am gleichnamigen Strome, dem Hydaspes der Griechen, an der Straße, welche von Norden her nach Indien hineinführt, und welche so viele Eroberer schon gezogen sind. Dicht dabei, nur wenig südlicher, ging Alexander der Große über den Strom und schlug des Poros' Heer (gegenüber dem heutigen Dschalálpur, wie A. Cunningham und Droysen annehmen). Es ist diejenige Stelle, wo der Dschelam-Fluß die letzten bis 697 m ansteigenden Berge passirt und in die Ebene des Pandschab tritt; dieselbe liegt noch zwischen 5 und 6 deutschen Meilen südlich von dem Orte Dschelam, weshalb es kaum möglich sein dürfte, wie Bérard glaubt, von der langen Brücke bei Dschelam das Schlachtfeld zu erblicken. Immerhin ist dieselbe in ihrer Länge von 2 Meilen etwas Merkwürdiges, und der Fluß, dessen Ufer sie verbindet, ein klassischer Strom; er kommt von Norden, wo man eine bläuliche Kette hoher Berge mit weißen Gipfeln erblickt, den Himalaja, und verliert sich nach Süden in den weiten Ebenen des Pandschab. Zahlreiche Sand- und Kiesbänke tauchen aus seinen Fluthen auf; riesige Baumstämme aus dem Gebirge bedecken die Ränder derselben; dazwischen liegen größere Inseln, manche davon bewaldet. Große Boote von sonderbarer Form, mit hohem Hintertheile, wie die chinesischen Dschonken, liegen am Ufer, das die terrassirten Häuser von Dschelam einnehmen. Dichtes Grün hüllt sie ein, und hier und da ragen Moscheenspitzen über sie hervor.

Ansehnlich ist der Verkehr und die Menschenmenge auf dem Bazar; es ist das eine lange Straße von lauter Läden, welche alle nach einem und demselben Muster gebaut und durch je eine Scheidewand geschieden sind, welche vorn in einem Doppelpfosten endet. Da findet man Getreide, Lebensmittel, Stoffe, meist wollene, da der Winter hier schon ziemlich kalt ist, und Lederwaaren, darunter eine Art leichter und bequemer Reisesäcke. Die Läden liegen alle einige Stufen über dem Erdboden; die Häuser haben insgesammt flache Dächer und manche einen obern Stock. Gravitätisch schreiten Reihen von Kameelen durch die Menge, es theilen sie Reiter mit energischem Gesichte, deren Bart in der Mitte gescheitelt ist, eine Sitte, die häufiger wird, je näher man Afghanistan kommt. In volkreichen Straßen ist es schwierig zu zeichnen, wie M. de Bérard bald fand; die Leute waren zwar nicht böswillig, aber so zudringlich, daß er weder sehen noch sich rühren konnte. Zudem mußte er alle Augenblicke Auskunft ertheilen über seine Zwecke und Absichten, besonders wenn er einen Charakterkopf oder ein niedliches Gesicht

abzeichnen wollte; oft ging das nur mittels baaren Geldes, bei Mohammedanern auch zuweilen damit nicht.

So packte der Reiſende denn ſeine Papiere zuſammen und lenkte ſeine Schritte nach einem großen Karawanſerai, begleitet von einigen Leuten, die ſich freiwillig zu Führern hergaben und großen Eifer zeigten, ihn zu den Merkwürdigkeiten des Ortes zu führen. Ueber dem Eingangsthor erhebt ſich ein Pavillon, deſſen fein aus Holz gearbeitete Fenſter mit verſchiedenen Malereien geſchmückt ſind, wie in Lahore. Den weiten viereckigen Hof umgeben Bogengänge

Am Ufer des Dſchelam.

und Thüren, welche in Gemächer führen, die in buntem Durcheinander von Reiſenden, Pferden, Eſeln und Maulthieren bewohnt werden. In der Mitte befindet ſich ein Brunnen, und rings herum liegen zahlreiche ſchöne Kameele wiederkäuend oder ſchlafend. Einige Pferde von ſeltener Schönheit erregten die Aufmerkſamkeit Bérard's; ſie zeichneten ſich aus durch hohen Wuchs, glänzendes Fell und ſeidenartige Mähne, welche von Indiern ſorgfältig gewaſchen

Kameel-Karawanſerai in Dſchelam.

und gebürſtet wurde. Auf Befragen erfuhr er, daß dieſe Thiere, die ſchönſten, welche er in Indien geſehen, aus Kabul ſtammten.

Seine Wanderung fortſetzend kam er zu dem Karawanſerai für Ochſenkarren. Die prächtigen Thiere nordindiſcher Race waren abgeſchirrt und lagen in maleriſchem Durcheinander auf dem Boden; ſie ſind von weißer Farbe, haben den gewöhnlichen Buckel und trotz ihrer Größe und Stärke ſehr zierliche Formen; ihr Kopf erinnert an den der Gazelle. Die Karren ſind mit Matten bedeckt; die Räder laufen innerhalb einer Stange, welche außen an der Achſe und an dem Wagen ſelbſt befeſtigt iſt. Hier und da liegen oder ſitzen Gruppen rauchender Eingeborener, dazwiſchen ſpielen Kinder, bis ſie der Anblick des zeichnenden Franzoſen feſſelt und ſie ſeinem Stifte zuſchauen. Reizende Jungen, allerliebſte Mädchen — aber dabei welcher Schmutz! Und wie

**Artillery at the Battle of Marignano** Francis I's army, with its artillery, **defeats Swiss** mercenaries at the Battle of Marignano in 1515. The Swiss were famed for their pikemen, but the French artillery proved more than a match for them. Francis I's victory at Marignano was a key moment in the history of artillery warfare.

Francis I's artillery defeats the Swiss at Marignano, 1515

**Bill Hook** Bill hooks were used by soldiers to cut down hedges and trees. They were also used as weapons in close combat. Bill hooks were particularly effective against cavalry, as they could be used to pull riders from their horses. Bill hooks were also used by pikemen to defend against cavalry charges.

Bill hook

**Pikes and other Spears** Pikes and other spears were the most common weapons used by infantry during the Middle Ages. They were relatively cheap to produce and could be used by soldiers with little training. Pikes were particularly effective against cavalry, as they could be used to keep riders at a distance. Other spears were also used for hunting and for self-defense.

Pikes and other spears

**Bild** zeigt eine alte Darstellung der Stadt Ur, wie sie sich die Menschen des Mittelalters vorstellten. Ur war eine der ältesten Städte der Welt. Sie lag im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris. Ihre Ruinen wurden 1922 bis 1934 ausgegraben. Man fand dabei auch die Königsgräber mit ihren reichen Schätzen. Ur war eine Handelsstadt. Ihre Kaufleute trieben mit Indien, Persien und Ägypten Handel. Ihre Schiffe fuhren auf dem Euphrat und dem Persischen Golf. Ur war auch eine Stadt der Wissenschaft. Ihre Priester waren Sternkundige und Rechenmeister. Sie hatten ein Zahlensystem, das auf der Zahl 60 aufgebaut war. Wir haben es noch heute in der Einteilung der Stunde in 60 Minuten und der Minute in 60 Sekunden.

Ur, wie es sich das Mittelalter vorstellte

**Bildhauer** (Bild) sind Künstler, die Figuren aus Stein oder Holz hauen. Sie können auch Figuren aus Ton oder Wachs kneten. Diese Figuren werden dann in Gips oder Bronze gegossen. Bildhauer arbeiten oft für Kirchen und Denkmäler. Sie schaffen Heiligenfiguren, Grabsteine und Reliefs. Ein Relief ist eine Figur, die nicht ganz rund ist, sondern nur halb aus dem Stein herausgearbeitet wird. Bildhauer müssen gut zeichnen können. Sie müssen auch wissen, wie Menschen und Tiere gebaut sind. Sie müssen Anatomie kennen. Bildhauer müssen sehr geschickt mit ihren Händen sein. Sie müssen auch viel Kraft haben, denn sie arbeiten oft mit schweren Steinen. Bildhauer müssen sich gut in andere Menschen hineinversetzen können. Sie müssen wissen, was andere Menschen denken und fühlen. Nur dann können sie gute Figuren schaffen.

**Bildschirm** (Bild) ist ein Gerät, das Bilder und Schrift sichtbar macht. Es ist eine Glasplatte, auf der Bilder und Schrift erscheinen. Bildschirme gibt es bei Fernsehgeräten, Computern und Radargeräten. Bildschirme bei Fernsehgeräten sind meist rund. Bildschirme bei Computern sind meist rechteckig. Bildschirme bei Radargeräten sind meist rund. Bildschirme bei Fernsehgeräten und Computern sind meist farbig. Bildschirme bei Radargeräten sind meist schwarz-weiß. Bildschirme bei Fernsehgeräten und Computern sind meist flach. Bildschirme bei Radargeräten sind meist gewölbt. Bildschirme bei Fernsehgeräten und Computern sind meist aus Glas. Bildschirme bei Radargeräten sind meist aus Metall. Bildschirme bei Fernsehgeräten und Computern sind meist mit einer Bildröhre. Bildschirme bei Radargeräten sind meist mit einer Bildröhre. Bildschirme bei Fernsehgeräten und Computern sind meist mit einer Elektronenstrahlröhre. Bildschirme bei Radargeräten sind meist mit einer Elektronenstrahlröhre.

**Mary Jeanne Lee Wheeler** (nee Lee) was born in Kansas City, Missouri, on 1 May 1918. She was educated at Kansas City Junior College and Kansas City Art Institute. She married Lt. Col. Robert Wheeler, USA, on 15 Jan. 1944. Mrs. Wheeler's husband was assigned to the Military Mission to Ethiopia in 1943 and she accompanied him to Addis Ababa. She was the first American woman to live in Ethiopia. Mrs. Wheeler's husband was killed in an airplane crash in Ethiopia on 13 Feb. 1945. Mrs. Wheeler remained in Ethiopia for a year after her husband's death. She returned to the United States in 1946. Mrs. Wheeler is the author of *Ethiopia Journey* (1945).

Mary Jeanne Lee Wheeler

**Lillian Wilson** (1897–1971) was born in Kansas City, Missouri, on 15 Dec. 1897. She was educated at Kansas City Junior College and Kansas City Art Institute. She married Lt. Col. Robert Wheeler, USA, on 15 Jan. 1944. Mrs. Wheeler's husband was assigned to the Military Mission to Ethiopia in 1943 and she accompanied him to Addis Ababa. She was the first American woman to live in Ethiopia. Mrs. Wheeler's husband was killed in an airplane crash in Ethiopia on 13 Feb. 1945. Mrs. Wheeler remained in Ethiopia for a year after her husband's death. She returned to the United States in 1946. Mrs. Wheeler is the author of *Ethiopia Journey* (1945).

Lillian Wilson

**Lillian Wilson** (1897–1971) was born in Kansas City, Missouri, on 15 Dec. 1897. She was educated at Kansas City Junior College and Kansas City Art Institute. She married Lt. Col. Robert Wheeler, USA, on 15 Jan. 1944. Mrs. Wheeler's husband was assigned to the Military Mission to Ethiopia in 1943 and she accompanied him to Addis Ababa. She was the first American woman to live in Ethiopia. Mrs. Wheeler's husband was killed in an airplane crash in Ethiopia on 13 Feb. 1945. Mrs. Wheeler remained in Ethiopia for a year after her husband's death. She returned to the United States in 1946. Mrs. Wheeler is the author of *Ethiopia Journey* (1945).

Generalanſicht von Murri (Murree).

Digitized by Google

Thermometer nicht unter den Gefrierpunkt ſank. So war er denn ſtets ängſtlich für ſeinen Holzvorrath beſorgt; ſein Diener mußte an der Straße ſtehen und hatte den Befehl, jeden, der mit einer Holzlaſt vorüberging, anzuhalten und zu ihm zu führen, und erſt wenn ein wahrer Berg von Brennmaterial vor der Thür aufgeſtapelt war, fing der Reiſende an, ſich etwas zu beruhigen. Freilich mußte er auch anerkennen, daß dieſe ihm ſo verhaßte Kälte ſeine in der übergroßen Hitze der Tropen erſchlafften Kräfte und ſeine Energie weſentlich hob.

---

# Reiſen in Arabien.

Von **Charles M. Doughty.**

## I.

(Mit drei Karten auf einer Tafel.)

**Vorbemerkung der Redaktion.** Ueber den Nordweſten Arabiens, ſoweit er unter nomineller türkiſcher Herrſchaft ſteht, von Kerak über dem Oſtufer des Todten Meeres und den Ruinen Petras an ſüdwärts bis nach Medina hin, iſt uns aus europäiſchen Quellen bis jetzt nur ſehr wenig bekannt, von der Küſte abgeſehen eigentlich nur eine einzige ſchmale Route durch das Innere. Die heiligen Städte im Süden, Mekka und Medina (beide oder nur eine), wurden bekanntlich mehrfach beſucht, von Burckhardt, Burton, G. Wallin und Baron v. Maltzan. Burton hat dann auch neuerdings im Auftrage des Chedive das zu Aegypten gehörige metallreiche Küſtenland um Muëlih wiederholt bereiſt und genau erforſcht (vergl. über ſein Reiſewerk „Globus“ XXXV, S. 282 und 295), aber in das Innere des in Rede ſtehenden Gebietes iſt bisher als einziger Europäer nur der oben ſchon erwähnte Schwede Wallin im Jahre 1848 eingedrungen; ſein Weg führte ihn von Muëlih nach Tebûk an der großen Pilgerſtraße, weiter nach Teimâ, Hâil, der Hauptſtadt von Dſchebel Schammar, und nach Meſchhed Ali im Tieflande des Euphrat (vergl. Albrecht Zehme's Arabien und die Araber ſeit hundert Jahren S. 244 ff.). So war der Geograph für das Innere dieſes Gebietes hauptſächlich auf die Angaben arabiſcher Autoren angewieſen, und nach denſelben iſt denn auch in Heinrich Kiepert's Karte zu K. Ritter's Erdkunde das betreffende Stück eingezeichnet, wie man nunmehr erkennt, mit ziemlich genügender Zuverläſſigkeit. Freilich waren nach dieſen Quellen nur die Stationen auf der großen Pilgerſtraße nach Mekka einzutragen; gerade über den hervorſtechendſten Zug dieſer Landſchaften aber, jene ausgedehnten vulkaniſchen Zonen oder Harras, berichteten ſie nichts, wie ſich jetzt durch die Wanderungen des Herrn Charles M. Doughty herausſtellt, welche, was ihre zeitliche wie räumliche Ausdehnung betrifft, eine der erſten Stellen unter allen Expeditionen in der arabiſchen Halbinſel einnehmen, und von denen nur zu hoffen iſt, daß ihre umfangreichen Reſultate recht bald in größerer Ausführlichkeit bekannt werden, als in den nachſtehenden, freilich auch ſo ſchon höchſt dankenswerthen Mittheilungen.

---

Unlängſt ſind einige Bemerkungen über Medjin Ṣalih, welche mein Freund, Herr Profeſſor Sprenger, Briefen von mir entnommen hatte, im „Globus“ (Bd. XXXVII, S. 201 ff.) erſchienen. Da ich mich nun augenblicklich wieder wohl genug befinde und genügend Muße habe, auch Prof. Sprenger mich wiederholt aufgefordert hat, einen Bericht über meine geſammten Wanderungen in Arabien zu ſchreiben, ſo bin ich dieſer Aufforderung im Folgenden nachgekommen.

Im Jahre 1875 war ich in Ma'an und Petra, wo ich beim Beſuche der antiken Stadt öfters von den dortigen Bewohnern — welche, da ſie mich allein von Süden hatten ankommen ſehen, annahmen, ich ſei den Derb-el-Hadſch entlang gekommen — gefragt wurde, ob ich nicht auch Medjin Ṣalih beſucht hätte. Auf meine vielſeitigen Fragen nach dieſem Orte wurde mir mit der bei Arabern gewöhnlichen Liebe zur Uebertreibung entgegnet, daſſelbe ſei ähnlich, wie die Ruinenſtadt Petra im Wadi Muſa, aber es ſei noch viel merkwürdiger, da es aus mehreren Städten beſtände, welche in ebenſo viele Berge hineingehauen ſeien, und daß ſich über den Hausthüren gewöhnlich das Bild eines Vogels mit einer Inſchrift befände. Dies wurde mir ſpäter von einem literariſch gebildeten Manne aus Damaskus beſtätigt, welcher damals als Schreiber bei der kleinen Garniſon von Ma'an angeſtellt war und in früheren Jahren oftmals die ganze Straße bis Medina entlang gereiſt war. Außerdem erzählte man mir von Medjin Lût, den „Städten Lot's“, über welche ich ſeitdem öfters von glaubwürdigen mohammedaniſchen Reiſenden (kleinen Kaufleuten, die mit den Beduinen Handel treiben) hörte, daß ſie in der Ebene am Todten Meere am Wege von Ma'an nach Dſchebel Chalil d. i. Hebron liegen. Medjin Lût mögen einige Felskammern ähnlich denen von Petra und Medjin Ṣalih ſein; keiner meiner Berichterſtatter hat dort je Inſchriften geſehen.

Die Soldaten in Ma'an hatten nicht lange zuvor eine Expedition gegen Dſchauf unternommen und erzählten mir während meines längern Aufenthaltes unter ihnen merkwürdige Dinge von dem Beduinenſultan Ibn Raſchid Emir el-Dſchebel oder dem Fürſten von Dſchebel Schammar. Ich wartete einige Zeit in Ma'an in der Abſicht, Medjin Ṣalih zu beſuchen, welches zehn Kameelmärſche oder nur ſechs dhelûl- (Dromedar-) Tagereiſen entfernt iſt. Aber der Lieutenant des Kommandos fürchtete, zur Rechenſchaft gezogen zu werden, falls mir, dem Europäer, bei einer ſo gefährlichen Unternehmung etwas zuſtieße, und hatte allen ſeinen Untergebenen verboten, mich zu begleiten. Als ich dann nach Damaskus kam, wüthete dort die Cholera, worauf ich nach Wien reiſte, von wo ich ſelbſt ſowohl wie auch der Präſident der dortigen Geographiſchen Geſellſchaft an die Roy. Geographical Society in London ſchrieb, um deren Hülfe zu einer Reiſe nach Medjin Ṣalih zu erbitten. Arabien aber iſt ein ſelbſt den Geographen von Fach ſo ungenügend bekanntes Land, daß es mich nicht überraſchte, eine Antwort zu erhalten, welche ich, wenn auch nicht als einen abſchlägigen Beſcheid, ſo doch als eine leere Ausflucht anſehen mußte.

Arabien iſt kein Land, welches geographiſche Expeditionen leicht durchwandern können; nur dem einzelnen hingebenden Reiſenden, der ſein Leben bei einem ſo mühſeligen Abenteuer aufs Spiel zu ſetzen nicht zögert, erſchließt es ſich. Leute aber, die niemals Wind und Wetter Trotz geboten haben und an die üppige europäiſche Diät gewöhnt ſind, dürften, wenn ſie auch anderen Gefahren entgehen, doch zuletzt den Muth verlieren, in Folge von Noth an Kräften abnehmen und ſchließlich noch vor Ablauf des erſten Jahres eines natürlichen Todes ſterben.

Als ich nun mich ſpäter wieder in Damaskus befand und den Plan faßte, Medjin Ṣalih und das Innere Arabiens zu beſuchen, konnte ich im Verlaufe eines ganzen Jahres kein anderes Mittel ausfindig machen, ohne große Mühe und Koſten dorthin zu gelangen, als dasjenige, welches mir auch viele Mohammedaner empfahlen, nämlich mich der nächſten Pilgerkarawane anzuſchließen. Leicht fand ich eine Anzahl von den ärmeren Hadſch-Bedienſteten bereit, mich für wenig Geld auf meine eigene Gefahr nach Medjin Ṣalih zu ſchaffen; als ich aber den Hadſch-Paſcha und den Generalſtatthalter von Syrien offen um dieſe Erlaubniß bat, holten ſie erſt den Rath des britiſchen Konſulats ein und entſchuldigten ſich dann, daß, da ich Unterthan einer fremden Regierung und die Reiſe gefährlich ſei, ſie in keiner Weiſe für meine Sicherheit verantwortlich ſein könnten. Der britiſche Konſul machte die Gründe des Lieutenant von Ma'an zu den ſeinigen und erklärte, daß er mir in keiner Weiſe behülflich ſein wollte, auch nicht einmal, als ich nun unter allen Umſtänden mit einer nichtofficiellen Empfehlung an die Behörden die Reiſe antreten wollte. Meine Gefahren und Leiden in Arabien ſollten dadurch nur vergrößert werden. Unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen konnte ich mich nur auf meine arabiſchen Freunde verlaſſen, welche, ſoweit ihre Intereſſen nicht ins Spiel kommen, vortreffliche Freunde ſind, und nach ihrer Weiſe gekleidet mich als einzelner Chriſt an die bevorſtehende Pilgerſchaft wagen. Die Hadſch-Karawane nach Mekka verſammelt ſich alljährlich an dem See von Mzerib (Muzzerib) [1], zwei Tagereiſen zu Kameel von Damaskus entfernt. Von dort brachen wir am Sonntag den 13. November 1876 auf und ſchlugen 13 (engliſche, wie ſtets in dieſem Artikel) Meilen von dort in der wüſten Ebene bei Ramteh (70,5) [2] unſere Zelte auf. Am zweiten Tage marſchirten wir 11 Stunden und lagerten in der wüſten Ebene (69,8), am nächſten ſchon nach 6 Stunden im Wadi ez-Zerka (70,5). Am vierten lagerten wir, durch Regenſchauer aufgehalten, wiederum ſchon nach 6 Stunden etwas oberhalb Kella'at Blât (67,8). Am fünften legte die Karawane 28 engl. Miles zurück und übernachtete vor Kella'at el-Belka (68,8), am ſechsten nach 11½ſtündigem Marſche in Kella'at Katrân (68,5), am ſiebenten nach 12 Stunden Marſchirens in dem Wadi bei Kella'at Haeſſih (67,4), welches den Dſchebel Kerak (in Belka) vom Dſchebel Scherrah d. h. Moab von Idumäa ſcheidet. Am achten Tage wurde 10 Stunden marſchirt bis Kella'at Aneiſe (Aneyſy) (65,7); am neunten erreichte man nach 9½ Stunden Ma'an. Die Gegend, welche wir bis hierhin durchzogen hatten, ſtellt ſich dar als eine Hochebene aus Kalkſtein, welche von Damaskus (69,5) bis Ma'an (65,3) anſteigt und mit einer dünnen Schicht von Alluvium bedeckt iſt. Mein ſehr empfindliches Inſtrument wurde ſowohl vor wie nach meinen Reiſen in Arabien in dem Obſervatorium des amerikaniſchen Colleges zu Beirut mit dem dortigen Normal-Barometer verglichen, und dabei ergab es ſich, daß es ſo nahezu mit allen Oscillationen der Queckſilberſäule übereinſtimmte, daß ich ſeine Angaben über die relativen Höhen der weiten Gebiete, welche ich beinahe zwei Jahre hindurch bereiſt habe, für vollkommen genügend erachte; daſſelbe ſtellte ſich auch heraus, wenn ich mitunter nach längerer Abweſenheit an denſelben Ort zurückkehrte, wie z. B. nach Hail (Ḥayil), Teimâ und el Hedſcher. Hinſichtlich der Namen einiger der in Ruinen liegenden Ortſchaften oberhalb (d. i. nördlich) von Ma'an, welche bisher nicht bekannt waren, verweiſe ich der Kürze halber auf die beigefügte Routenkarte; ich hatte dieſelben mit Ausnahme von Burma (Bormah), Niſſl (Nikkel) und Nſcheiniſch (Enſheyniſh) auf einem Ritte von Petra aus zwei Jahre zuvor beſucht [1].

Die Peraeiſche Landſchaft ſüdwärts bis Idumaea, welche ich zweimal paſſirt habe, iſt ſcheinbar ein Bergrücken mit zwei Abhängen, deren einer ſich unweit öſtlich der Pilgerſtraße nach dem Todten Meere und dem Jordanthale hinabſenkt, während auf der andern (d. h. öſtlichen) Seite das Regenwaſſer in entgegengeſetzter Richtung nach den inneren Wüſten Arabiens hinabfließt. Das Alluvium des Dſchebel Scherra, des Berges Sair der Heiligen Schrift, die hohe Kalkſteinebene ſüdlich von Wadi Haeſſih, gleicht öſtlich von der Hadſch Straße einem mit ſchwarzen Feuerſteinkieſeln bedeckten Strande, bildet das Arḍ es-Sawwân (Feuerſteinland) der Araber und möchte demnach ungefähr mit dem antiken Arabia Petraea übereinſtimmen. Dieſe Feuerſteinwüſte bildet die Oberfläche einer durch die, Jahrhunderte hindurch fortgeſetzte Wirkung von Wind- und Regen ausgewaſchenen Kiesſchicht, welche dort oft eine Tiefe von mehr als 20 Fuß beſitzt. Darin habe ich bei meinem erſten Aufenthalte in Ma'an verſchiedene große und wohlgeformte, anſcheinend künſtlich gefertigte Werkzeuge von Feuerſtein gefunden, denen gleich, welche die Geologen „Aexte“ (hatchets) nennen. Die Kalkſchichten des Dſchebel Scherra ſind von derſelben Art, wie man ſie auch mit dicken, tafelförmigen Feuerſteinadern zwiſchen Jeruſalem und dem Todten Meere findet. Dies iſt der Weidebezirk der Howeitât-Araber, welche theils an den Küſten des Mittelländiſchen und Rothen Meeres ſich angeſiedelt haben, theils als Beduinen und nomadiſche Ackerbauer leben. Sie ſollen von Chriſten, d. h. von den alten Kafirs (d. h. Heiden), die vielleicht nicht wirkliche Araber waren, abſtammen. Durch ihre grobe Körperbildung unterſcheiden ſie ſich von den Arabern der Halbinſel, und da ſie bis auf den heutigen

[1] Die Namen in Klammern geben die Schreibung des Reiſenden.

[2] Die Zahlen in Klammern bezeichnen Aneroid-Ableſungen.

[1] Ueber dieſe Ruinen findet ſich auf der Originalkarte des Reiſenden Folgendes bemerkt:

Kaṣr Schebib iſt eines von einer Reihe antiker Kaſtelle und Wachthürme zwiſchen Wadi ez-Zerka und Schobek, welche einem vormohammedaniſchen Sultane des ganzen Landes (nördlich bis zum Hermon), Schebib ibn-Tubbai, zugeſchrieben wird. Dies Kaſtell heißt auch Gwa oder B'ſchir, weil ſich dabei die Kapelle eines gleichnamigen Heiligen, das Maḳâm B'ſchir, befindet.

Leḍſchûn ſcheint gleichfalls ein Militärpoſten geweſen zu ſein. Der Name iſt vielleicht aus legio entſtanden.

Niſſl, eine beträchtliche Ruinenſtätte, und Nſcheiniſch (Enſheyniſh) wurden nicht beſucht.

Mdaibia (Medaibiah oder 'Mdaibiah) und Mehâi (Mhai, Mehai) ſind Ruinen, die Doughty beſuchte.

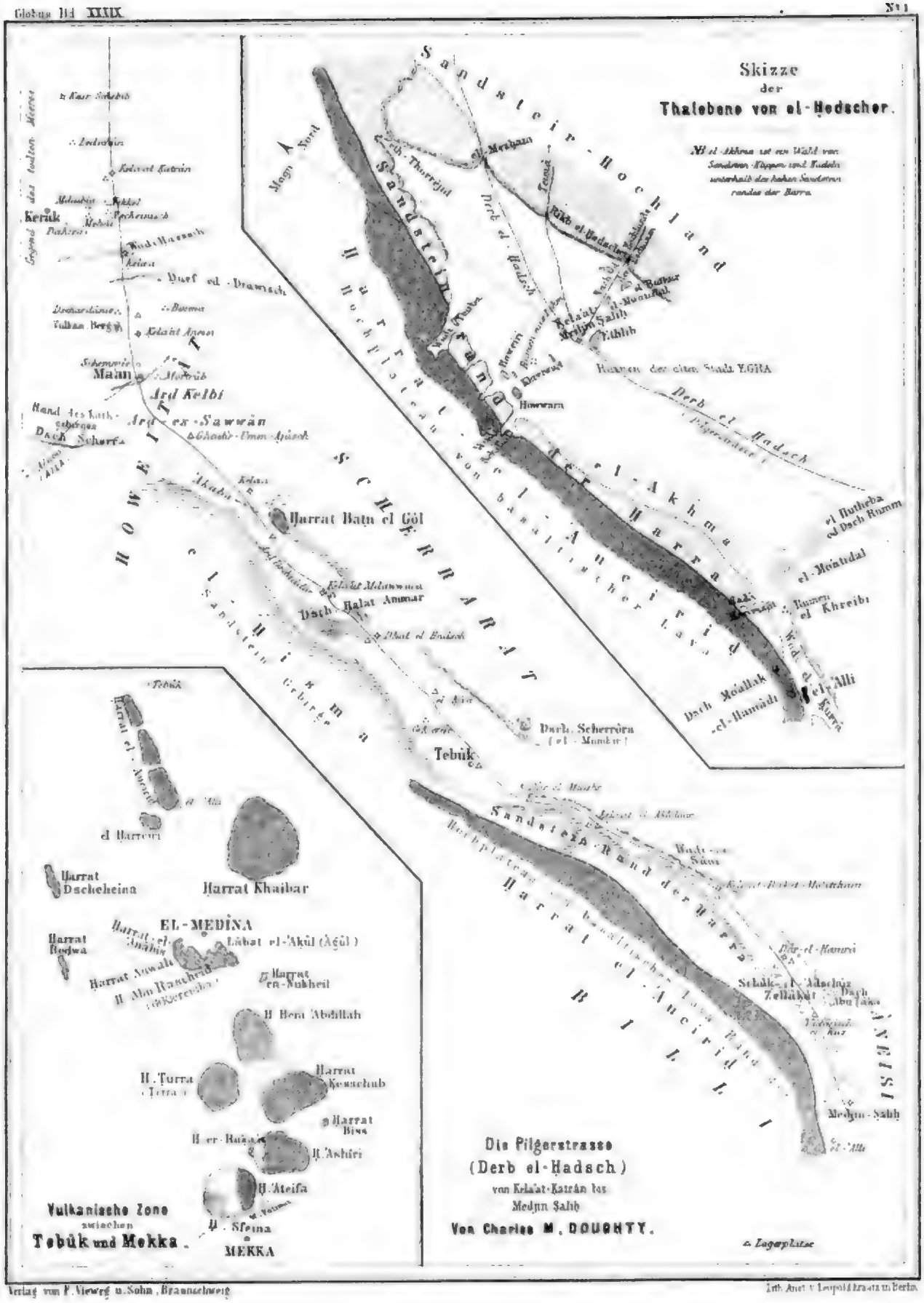
Dahtras, Ruinen vielleicht eines Palaſtes oder Tempels aus weißem, marmorähnlichem Kalkſtein. Wurde beſucht.

Burma (Bormah), große Ruinenſtätte einer Stadt, wie die Araber angeben. Nicht beſucht.

Dſchardâniе, Ruinen aus Lava, wahrſcheinlich einer Militärſtation. Wurden beſucht.

Ma'an beſteht aus zwei Dörfern, Schemmie und Ma'an, welches auf der antiken Stadtlage el-Hamâm erbaut iſt.

Mortrûb, ein zerſtörtes Dorf bei Ma'an.




Verlag von F. Vieweg u. Sohn, Braunschweig
Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin

Tag dieſelben Sitze innehaben, wie die alten Nabatäer, ſo halte ich die Vermuthung, daß ſie Nachkommen derſelben ſind, nicht für unwahrſcheinlich.

Nachdem wir 8½ Stunden über die Feuerſteinwüſte gezogen waren, lagerten wir in der offenen Ebene zu — jeder Platz in der Einöde hat ſeinen Namen — Umm Ajâſch (66,7); von da gelangten wir am zweiten Tage (von Ma'an aus gerechnet) in 8 Stunden an den Rand des Abſtieges Afaba, wo der Kalkſtein der nördlichen Hochebenen abbricht und die Hadſch-Straße durch die darunterliegenden rothen Sandſteine von el Hisma ſich hinabſenkt zu der erſten Sandwüſte. Der Abſtieg iſt ſchmal und zu Anfang ſchwierig, ſo daß die hintere Hälfte der Karawane hier eine halbe Stunde lang aufgehalten wurde, und nun doppelt ſo lang war, als zuerſt, wo zwei Kameele bequem neben einander gehen konnten.

Ich fand oben am Anfang des Abſtiegs den Stand des Aneroids zu 65,6, unten, wo ſich die rings umſchloſſene Ebene anfängt auszubreiten, zu 66,2. Dieſe Nacht lagerten wir etwa 6 Stunden weiterhin in derſelben ſandigen, ſich ſenkenden Ebene Ard Dſchiddâr am Fuße des Dſchebel Hisma. Von dieſer Ebene Ard Dſchiddâr führt ein guter, früher von der Hadſch-Karawane benutzter Paß nach dem Hochlande von Idumaea; das iſt der Seil Dſchiddâr, durch welchen der im Dſchebel Scherra fallende Regen nach Arabien hin abfließt.

Am dritten Tage, von Ma'an aus gerechnet, reiſten wir 8 Stunden bis Kella'at Mdawwara (68,6), von da 9 Stunden bis Dhât el-Hadſch (69,1), wobei wir ſtets den Rand des aus Sandſtein beſtehenden Gebirgslandes Hisma auf wenige Stunden Entfernung zur Rechten hatten, und im Oſten die niedrigen fernen Sandſtein-Hügelreihen des Scherarat-Landes mit der Straße parallel zu laufen ſchienen. Unweit von Dhât el-Hadſch ſoll Wadi Tubbig endigen, welches von der Kiesgegend um Ma'an herabkommt und Ard es-Sawwân entwäſſert, eine Angabe, die freilich noch der Beſtätigung bedarf. Am fünften Tage ging es von Dhât el-Hadſch weiter, bis wohin wir von Afaba aus beſtändig hinabgeſtiegen waren, während das Terrain nun wieder etwas anſtieg. Nach 9 Stunden lagerten wir an dem öden Platze el Ka'a (68,6), reiſten die ganze Nacht hindurch und erreichten in weiteren 13 Stunden Tebûk (68,5). Am ſiebenten Tage 11 Stunden bis Dar el Mûghr (67,7); am achten 7 Stunden, durch den Engpaß Boghaz el-akhdhar hinab nach Kella'at el-akhdhar im gleichnamigen Wadi (67,5). Ueber den weitern Verlauf des letztern bin ich noch im Ungewiſſen; der Derb el Bukra (auf Kiepert's Karte) iſt ein Bergpfad nach el Hedſcher, den die Beduinen benutzen, und kein Wadi oder Thal.

Noch am ſelben Abend brach die Karawane wieder auf und erreichte nach 17 Stunden, von el-Akhdhar im Wadi es-Sâni' ſtets anſteigend, Waſſer in Birket Mo'aṯṯham (Muaddam); am nächſten Tage 13 Stunden anſteigend bis Dar el-Hamrâ (65,5). Am zehnten Tage 10½ Stunden nach dem Lagerplatze Muſûriſch er-ruz in der Wüſte (67,0); nach den erſten 4 Stunden dieſes Marſches wurde der höchſte Punkt der Pilgerſtraße Schûk el-Abſchûz (64,7) paſſirt. Am elften Tage 7½ Stunden abwärts zum Thalkeſſel von el Hedſcher und nach Medjin Ṣalih (68,5), welches etwas höher als Damaskus liegt.

Im „Globus“ (Bd. XXXVII, S. 201) iſt bereits eine Beſchreibung der dortigen Alterthümer von Prof. Sprenger nach meinen Briefen enthalten; ich gebe hier nur nachträglich eine Skizze der Ebene.

Die Landſchaft el Hedſcher reicht bis el 'Alli, welches als Grenze der Provinz Hedſchaz gilt. el Khreibi iſt eine kleine Stadt in Ruinen, kaum 1 (engl.) Meile oberhalb el 'Alli, welche von den gebildeten Alowna (Einwohnern von el 'Alli) auch Keriat Hedſcher genannt wird, eine der vielen zerſtörten Ortſchaften el Hedſchers, das Egra der Alexandriniſchen Geographen. Die Inſchriften der Grabkammern von Medjin Ṣalih haben einen nabatäiſchen Charakter, während alle monumentalen Inſchriften in dem nur 10 Miles entfernten el-Khreibi in himjariſchen Buchſtaben geſchrieben ſind. In el-Khreibi finden ſich noch andere in dem Sandſteinfelſen ausgehauene Grabkammern, aber es ſind nur ein paar kleine Zellen, nicht gleich denen von Medjin Ṣalih und ohne architektoniſchen Schmuck. El 'Alli iſt ein kleiner Flecken, der Markt für jene ganze öde Gegend, aus Steinen der Ruinen von el-Khreibi erbaut. Früher hieß es Baith Naam und gehörte den nomadiſchen Beni Sokhr, welche jetzt in Belka (Oſtjordanland) ſitzen. Außerdem findet ſich in der Ebene von Hedſcher und zwar in den Seitenthälern Schellâl und Thirba der großen mit Lava bedeckten Harrat el 'Aueirid je eine Ruinenſtätte einer alten Anſiedelung und Steinhaufen (Gräber), welche in vorzüglicher Weiſe ohne Mörtel aus demſelben Harra-Baſalte errichtet ſind, und, vom Material abgeſehen, in Geſtalt und Größe den Erdtumuli Europas gleichen; wie ich vermuthe, haben ſie dieſelbe Beſtimmung wie jene alten Bauwerke, namûs genannt, welche ich früher auf der Sinaihalbinſel ſah. Hier und da finden ſich ſolche Gräber auch auf der Höhe der Harra, und ähnliche fand ich in Khaibar. Die einfältigen Araber wiſſen ſich dieſelben nicht anders zu erklären, denn als Marken, welche die Lage ehemaliger, ihnen jetzt verborgener Quellen bezeichnen.

Eth-Thorrejîd iſt ein ſchmaler, von den Beduinen benutzter Pfad, welcher im Zickzack aus der Ebene durch das Sandſteingebirge nach dem nahen, ſich gegen Teimâ erſtreckenden Hochlande hinaufführt.

El Mezham iſt ein kurzer Paß, durch welchen die Pilgerſtraße herabkommt; in der mohammedaniſchen Mythologie heißt er Mubrak en-Naga, die Stelle, wo die wunderbare Kameelſtute des Propheten Ṣalih ſich zum Sterben niederlegte [1]). Etwas mehr gegen Oſten führt ein ſteiler Bergpfad der Beduinen durch die Felſen, welcher weiter drinnen im Gebirge durch Steinhaufen und, wie es ſcheint, durch eine Inſchrift bezeichnet iſt, wahrſcheinlich die alte Straße nach Teimâ. Gegenüber der Kela'a (der Feſtung von Medjin Ṣalih) führen ein paar Wege durch die Randfelſen, enge mit tiefem Sande erfüllte Anſtiege, welche die leichten Kameele der Beduinen nur mit Mühe erklimmen. Die Ebene wird im Weſten von der großen vulkaniſchen Platte Harrat el-'Aueirid begrenzt, welche ſich vier Tagereiſen weit, von etwas jenſeits (ſüdlich) Tebûk bis über el 'Alli hinaus, ausdehnt. Ueber dieſelbe führen aus den Anfängen aller Thäler rauhe ſchwierige Pfade nach Weſten hinüber, welche für die daran gewöhnten Kameele der Beduinen paſſirbar ſind. Das Harra-Plateau, aus ſchroffen Baſalten, ſpitzigen Laven und vulkaniſchen Kegeln gebildet, iſt der Sommerweideplatz einiger

[1]) Ṣalih war nach dem Koran ein Prophet Allah's vor Mohammed, welcher in den Städten el Hedſchers predigte. Die ungläubigen Einwohner forderten aber vom Himmel ein Wunderzeichen, daß eine Kameelſtute (Naga) aus einem Berge geboren werde. Dies wurde erfüllt. Einige Böſewichte erſchlugen ſpäter die wunderbare Kameelſtute, worauf die ungläubigen Städte, wie Sodom und Gomorrah, durch ein Strafgericht des Himmels vernichtet wurden.

kleinen Beduinenſtämme, der Moahib, mit welchen ich einige Zeit herumgezogen bin.

El 'Alli (69,3, dieſelbe Höhe wie Damaskus) liegt im Wadi Kurra, welches die Nomaden gewöhnlich Wadi Deidibban nennen; ſie bezeichnen damit das ganze Tiefland zwiſchen el Hedſcher und el Medina, welches kein einheitlicher Wadi iſt, ſondern ſich von beiden Punkten her in gleicher Weiſe abſenkt. (Vergl. die Karte in der nächſten Nummer.)

---

# Die Deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte bei Vollendung des erſten Decenniums ihres Beſtehens.

## I.

Jüngſt hat die „Deutſche Anthropologiſche Geſellſchaft“ den Schluß des erſten Jahrzehntes, das ſeit ihrer Gründung verfloſſen, in Berlin feſtlich begangen. Würdig der Geſellſchaft, würdig der Bedeutung des Tages, aber auch würdig der Reichshauptſtadt war die in ihrer Art einzige Feier, einzig durch ihren Glanz, mehr aber noch durch ihren Gehalt, der ſie zu einem Ereigniß in den Annalen der Geſellſchaft macht. Die Geſellſchaft konnte an dieſem ihren Ehrentage auf eine zwar erſt kurze Vergangenheit zurückblicken, aber auf eine Vergangenheit, die ſie mit Stolz erfüllen muß, denn während vor deren Gründung Deutſchland im Rathe der Anthropologen, an deſſen Spitze unſtreitig die Franzoſen und Engländer ſtanden, kaum Sitz und Stimme hatte, kann es ſich gegenwärtig den beiden genannten Nationen ebenbürtig zur Seite ſtellen, Dank den Leiſtungen, welche die „Deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte“ in dem ſo verhältnißmäßig kurzen Zeitraum hervorgebracht hat. Ihrer Anregung, ihrer Rührigkeit, vor allen Dingen aber ihrer Tüchtigkeit iſt es zuzuſchreiben, daß die Menſchen- und Völkerkunde gegenwärtig in Deutſchland zu einer populären Wiſſenſchaft geworden iſt, einer Wiſſenſchaft, die vor einem Decennium in größeren Kreiſen kaum dem Namen nach bekannt war, und gegenwärtig ihre Anhänger in allen Theilen des Reiches nach Tauſenden zählt.

Bereits vor faſt zwei Jahrzehnten, in den letzten Septembertagen des Jahres 1861, wurde die Idee der Gründung eines anthropologiſchen Vereines von einer kleinen Zahl von Anatomen, welche auf Anregung Karl Ernſt von Baer's in Petersburg und Rudolph Wagner's in Göttingen behufs Beſprechung anthropologiſcher Fragen in letzterer Stadt ſich eingefunden hatten, in Erwägung gezogen, ohne jedoch feſtere Geſtalt zu gewinnen. Der weſentlichſte Gewinn, welcher aus dieſer Verſammlung hervorging, war der Beſchluß, ein Organ zu gründen, das den Mittelpunkt für die anthropologiſche Thätigkeit in Deutſchland bilden und vorläufig die Stelle einer in Deutſchland fehlenden Geſellſchaft einnehmen ſollte. So wurde zunächſt, und dies war wohl die wichtigſte Errungenſchaft des Kongreſſes, zu Göttingen der Grundſtein zu einem periodiſchen Unternehmen gelegt, das aber erſt im Jahre 1866 unter der Redaktion von A. Ecker in Freiburg im Breisgau und L. Lindenſchmit in Mainz als „Archiv für Anthropologie, Zeitſchrift für Naturgeſchichte und Urgeſchichte des Menſchen“ ins Leben trat.

„Der Menſch iſt — wie Karl Ernſt v. Baer ſehr treffend bemerkt — der Gipfelpunkt oder Ausgangspunkt, je nachdem man ſeine Richtung nimmt, ſehr verſchiedener Wiſſenſchaften, der Zoologie, der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie, der Weltgeſchichte, der Philologie, der Staatswiſſenſchaften und der Rechtsphiloſophie, ſie enthält die Pſychologie ganz, da wir von den Seelen der Thiere nur ſo viel wiſſen, als wir anthropomorphiſch in ſie hineingedacht haben, und die ganze Philoſophie iſt ja nur ein Ausdruck der verſchiedenen Weiſen, wie der Menſch die Welt zu begreifen geſtrebt hat.“ Insbeſondere, bemerkt Ecker dazu, ſind es zwei durch Inhalt und Methode ſcharf geſchiedene Gebiete, in welche ſich das ungeheure Reich der Lehre vom Menſchen ſpaltet. In dem einen betrachten wir denſelben in ſeinem geſellſchaftlichen Zuſammenleben oder die Menſchheit als Ganzes, und die Wirkungen, welche aus dieſem Zuſammenleben hervorgehen. Es iſt dies das der Geſchichte, insbeſondere der Kulturgeſchichte. In dem andern Gebiete wird der Menſch als Individuum, als Repräſentant der zoologiſchen Gattung „Menſch“ betrachtet. Das iſt die Naturgeſchichte oder Zoologie des Menſchen, die Anthropologie im heutigen Sinne. Wie aber die Zoologie der Thiere nicht nur die geſammte Lehre von der äußern Geſtaltung und dem innern Bau, ſondern auch die vom Leben derſelben und zwar ſowohl vom körperlichen als ſeeliſchen umfaßt, ſo ſchließt die Naturgeſchichte des Menſchen die geſammte Anatomie und Phyſiologie ſowie die Pſychologie in ſich ein.

Hierin haben wir den Umriß des Programms des Archivs und zugleich die Aufgabe, welche die Anthropologie im Allgemeinen zu erfüllen hat. Zwölf Bände der Zeitſchrift liegen jetzt vor, eine ſtattliche Reihe, die Zeugniß ablegen von dem ernſten Streben, das in Deutſchland auf dem Gebiete der Anthropologie Platz gegriffen hat. Nicht an den nöthigen Kräften hatte es bei uns für die Menſchenkunde gefehlt, ſondern nur an der Gelegenheit, dieſelben zu verwenden und zu verwerthen. Mit dem Augenblick, da dieſelbe geboten wurde, war auch das Intereſſe erwacht, und hat die reichſten Früchte getragen.

Die Zeitſchrift konnte aber unmöglich der großen Aufgabe in allen Stücken gerecht werden. Die Gründung eines Vereines, wozu die Idee bereits ſeinerzeit auf der Anthropologenzuſammenkunft in Göttingen aufgetaucht, aber in Nichts zerfloſſen war, leuchtete immer mehr ein, denn bei dem Umfange der vielartigen anthropologiſchen Wiſſenſchaften war eine „Vergeſellſchaftung“ der Vertreter der verſchiedenen Wiſſenszweige dringend geboten, betrachtet doch die Ecole d'Anthropologie zu Paris, die beſtorganiſirte anthropologiſche Schule, die anatomiſche, biologiſche, ethnologiſche, prähiſtoriſche und linguiſtiſche Anthropologie, ſowie die Demographie und mediciniſche Geographie als einzelne Glieder unſerer Univerſalwiſſenſchaft. Der erſte praktiſche Schritt zur Realiſirung der erwähnten Idee fand auf der Naturforſcherverſammlung zu Dresden im Jahre 1868 ſtatt, wo ſich eine Sektion für Anthropologie und Ethnologie bildete, welche für die ein Jahr ſpäter zu Innsbruck tagende Naturforſcherverſamm-

lung die Veranlaſſung gab, nunmehr die Gründung einer „Deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft“ entſchieden ins Auge zu faſſen und energiſch in Angriff zu nehmen.

Zehn Jahre ſind es nunmehr her, daß in Mainz eine Anzahl von für unſere Wiſſenſchaft begeiſterten Männern zuſammentrat und die Geſellſchaft organiſirte, die heute in voller Blüthe ſteht und den Mittelpunkt der anthropologiſchen Beſtrebungen in Deutſchland bildet.

Als Aufgabe ſtellte ſich der in einer Verſammlung am 1. April 1870 zu Mainz unter dem Namen: „Deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte“ nunmehr definitiv konſtituirte Verein, alle in die Anthropologie, Ethnologie, Urgeſchichte und verwandte Wiſſenſchaften einſchlagenden Fragen zu unterſuchen und die gewonnenen Ergebniſſe auch in weiteren Kreiſen zu verbreiten. Dies zu erreichen war die junge Geſellſchaft vor allen Dingen bemüht durch Gründung von Lokalvereinen und die Vereinigung derſelben zu gemeinſamem Wirken, um die einſchlägigen Studien unter ihren Mitgliedern und in ihrer Umgebung zu fördern, darauf bezügliche Arbeiten und Unternehmungen, welche die Kräfte Einzelner überſchreiten, zu unterſtützen, das geſammte Material vor Verſchleppung zu bewahren und zufällige neue Funde ſowie bereits vorhandene Sammlungen der Benutzung zugänglich zu machen; dann durch wiſſenſchaftliche Organe zweierlei Art, und zwar durch ein monatlich erſcheinendes Korreſpondenzblatt, welches Vereinsnachrichten, Auszüge aus den Sitzungsberichten der Lokalvereine, Verhandlungen der allgemeinen Verſammlungen, kurze Mittheilungen, Anfragen und dergleichen mehr enthalten ſollte, und durch eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, in welcher die größeren Abhandlungen der Mitglieder veröffentlicht werden ſollten, wozu man das bereits beſtehende „Archiv für Anthropologie“ auserſehen hatte. Weiter wollte man durch Anregung und Unterſtützung von Unterſuchungen im Gebiete der oben genannten Wiſſenſchaften ſowie durch Erwerbungen von wichtigen Funden und Sammlungen und durch regelmäßige Abhaltung von allgemeinen Verſammlungen, welche alljährlich ähnlich den Wanderverſammlungen der Naturforſcher ſtattfinden ſollten, die Zwecke der Geſellſchaft fördern. Die Idee der Vereinigung war in der gewählten Organiſation auf das Glücklichſte verwirklicht. Ohne, wie dies in Frankreich der Fall iſt, eine abſolute Centraliſation anzuſtreben, die bei unſeren ſtaatlichen und ſocialen Zuſtänden ein Unding geweſen wäre, ja ganz unmöglich war, und das Unternehmen gleich von Anfang an gefährdet hätte, ohne alſo jene franzöſiſche Centraliſation anzuſtreben, hatte man doch die einzelnen Theile unbeſchadet ihrer Selbſtändigkeit ſo zuſammenzufaſſen und ihnen einen gemeinſamen Halt zu geben verſtanden, daß ſie fortan ein großes organiſches Ganze bildeten. So war die ſchwere unſeren eigenartigen Verhältniſſen in allen Stücken gerecht werdende Aufgabe ſehr glücklich gelöſt; wir beſaßen nunmehr ein großes, ſtarkes Ganzes, wobei jedem Theile ſeine Individualität gewahrt blieb, kräftig zu gemeinſamem Wirken, unabhängig im geiſtigen Schaffen.

Die Leiſtungen, welche gegenwärtig, nach zehnjährigem Beſtehen der Geſellſchaft, vorliegen, haben zur Genüge die Lebensfähigkeit derſelben dargethan, und den Beweis geliefert, daß Deutſchland erfolgreich in den Wettſtreit mit den übrigen Nationen eingetreten iſt, dieſelben jetzt vollſtändig eingeholt hat, und keiner derſelben mehr nachſteht.

Die Ungunſt des deutſch-franzöſiſchen Krieges war auch nicht ohne Einfluß auf die den erſten Schritt ins Leben verſuchende Geſellſchaft geblieben. Zwar gleich zu Anfang ſchnell gewachſen, war doch recht bald in Folge der mißlichen Zeitverhältniſſe ein Stillſtand in der Entwickelung des Vereins eingetreten, der jedoch nicht zu entmuthigen vermochte. „Wir brauchen nicht zu fürchten — bemerkte der Generalſekretär Profeſſor Semper aus Würzburg in ſeinem Bericht auf der Generalverſammlung in Schwerin im September des Jahres 1871 —, daß dieſer Rückgang, da jeder Stillſtand ein Rückgang iſt, auch fernerhin ein ſolcher bleiben werde; wir müſſen uns an die Hoffnung halten, die in uns erregt wurde vor Ausbruch des Krieges durch die große Zahl der im vorigen Jahre beigetretenen Mitglieder und durch die rege Theilnahme, die aller Orten erweckt wurde. Ich ſchließe alſo mit dem Wunſche, daß dieſes nicht als maßgebend angeſehen werde für die Entwickelung unſerer Geſellſchaft, ſondern daß wir in gleich erfreulicher Weiſe, wie wir im Jahre 1870 begonnen haben, auch in unſerer Thätigkeit und Ausbreitung fortfahren werden.“

Der Wunſch des Herrn Generalſekretärs iſt in glänzender Weiſe in Erfüllung gegangen. Bereits auf der im folgenden Jahre zu Stuttgart abgehaltenen Generalverſammlung wurde ein überaus erfreulicher Aufſchwung der Geſellſchaft konſtatirt. Nicht nur, daß die Mitgliederzahl bedeutend zugenommen hatte, auch die Thätigkeit der einzelnen Lokalvereine war eine lebhaftere geworden, Dank den wieder hergeſtellten friedlichen Zuſtänden, wodurch der durch den Krieg daniedergehaltene Sinn für friedliche Beſchäftigungen und mit ihm auch das unmittelbar nach Gründung unſerer Geſellſchaft ſich ſo lebhaft kundgebende Intereſſe für anthropologiſche Arbeiten in unſerm Vaterlande von Neuem mächtig erwacht war.

Mit welcher Energie übrigens die Geſellſchaft an ihre Aufgabe herantrat, dafür zeugen die vielfachen wichtigen Anträge, welche gleich in der erſten Verſammlung zu Schwerin geſtellt worden waren. Danach wurde zunächſt beſchloſſen, die deutſchen Regierungen um wirkſame Maßregeln zum Schutze hervorragender prähiſtoriſcher Alterthümer, namentlich der Steindenkmäler, Erd- und Steinwälle, Gräber, Grabfelder, Höhlen und anderer urgeſchichtlichen Ueberreſte, zu bitten behufs wiſſenſchaftlicher Erforſchung und zeitweiliger oder beſtändiger Erhaltung derſelben, ſowie die Lokalvereine und die einzelnen Mitglieder aufzufordern, für jeden einzelnen Fall an den Vorſtand Anzeige zu erſtatten und denſelben zu einer Mitwirkung in Anſpruch zu nehmen.

Beſonders maßgebend für dieſen Beſchluß war der Umſtand, daß in Folge der ſo ſpäten Aufmerkſamkeit der Forſcher auf die älteſten Denkmale menſchlicher Exiſtenz ſchon ſo unendlich viel koſtbares Material für die Wiſſenſchaft unwiderruflich verloren gegangen war, und durch die mächtig fortſchreitende Bodenkultur vorausſichtlich jeden Tag mehr die Spuren früheſter Kindheit des Menſchengeſchlechtes verwiſcht und vernichtet werden würden. In der Ueberzeugung nun, daß es eine dringende Pflicht aller derer ſei, die ein wahrhaftes Intereſſe für die Geſchichte ihres Volkes haben, mit um ſo größerm Eifer und um ſo mehr Sorgfalt die noch vorhandenen wenigen Reſte primitiver Kultur zu erhalten und wiſſenſchaftlicher Erforſchung zugänglich zu machen, wandte ſich die deutſche anthropologiſche Geſellſchaft alsbald an die verſchiedenen deutſchen Regierungen, da zahlreiche Erfahrungen ihr zur Gewißheit gemacht hatten, daß ihre eigenen Kräfte allein für das umfangreiche und ſchwere Unternehmen nicht ausreichen würden.

Weiter wurde eine Kommiſſion ernannt zur topographiſchen und kartographiſchen Feſtſtellung der bemerkenswertheſten vorhiſtoriſchen Anſiedelungen, Befeſtigungen, Pfahlbauten, Höhlenwohnungen, Gräber und Grabfelder, desgleichen eine ſolche behufs Feſtſtellung einer Statiſtik der Schädelformen in ganz Deutſchland nach einer von derſelben vereinbarten übereinſtimmenden Methode der Schädelmeſſung

erwählt, während eine dritte auserſehen wurde, das ganze an den Univerſitäten und in den größeren Städten Deutſchlands vorhandene anthropologiſche urgeſchichtliche und ethnologiſche Material überſichtlich nach den vorhandenen Katalogen zuſammenzuſtellen und im Archiv für Anthropologie zu veröffentlichen, und zwar in der Weiſe, daß Verzeichniſſe der in den verſchiedenen Muſeen befindlichen Schädel mit kurzer Beſchreibung und Angabe einiger Hauptmaßen der Racenſkelete, der foſſilen Thierreſte quaternärer Zeit ſowie der urgeſchichtlichen und ethnologiſchen Sammlungen, Bilder und ähnlicher Gegenſtände hergeſtellt würden.

Von ganz beſonderer Wichtigkeit für die anthropologiſchen Verhältniſſe der Gegenwart in Deutſchland waren die auf der Generalverſammlung zu Wiesbaden im Jahre 1873 gefaßten Beſchlüſſe, die deutſchen Regierungen zu erſuchen, daß ſie die Schulvorſtände in allen deutſchen Staaten anweiſen möchten, eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung über die Farbe der Augen und der Haare der Schüler mit Angabe des Alters zu machen, und daß dieſes Material der Geſellſchaft zur Bearbeitung mitgetheilt werde, ferner einen Antrag an das Reichskanzleramt zu richten, daß bei der Rekrutirung der Armee in allen deutſchen Staaten Aufzeichnungen über die Farbe des Haares und der Augen vorgenommen werden möchten, und daß ſowohl dieſes Material als die Aufzeichnungen über die Körperlänge, vielleicht auch über die Körperkraft bezirksweiſe geſammelt würden, und endlich in den einzelnen Theilen Deutſchlands Specialkommiſſionen für die Sammlung und Bearbeitung des Materials über die phyſiſche Beſchaffenheit der Bevölkerung und zwar vorzugsweiſe der ländlichen, mit Rückſicht auf die ethnologiſchen Verhältniſſe ins Leben zu rufen, welche Anträge ſämmtlich von Virchow eingebracht und eingehend erörtert worden waren.

Es waren bedeutende, umfangreiche Aufgaben, welche die Geſellſchaft ſich geſtellt hatte und zu löſen unternahm, Arbeiten, die alle Kräfte in Anſpruch nehmen und auf eine lange Reihe von Jahren unausgeſetzt in Thätigkeit halten mußten. Der jüngſt in Berlin abgehaltene Kongreß hat gezeigt, was bereits Alles zur Ausführung gelangt und wie viel von dem, was man ſich vorgenommen hatte, bis jetzt erledigt worden iſt. Wir haben nach einem ſo kurzen Zeitraum ſchon Reſultate zu verzeichnen, die der deutſchen Anthropologie zur höchſten Ehre gereichen, die ſie der engliſchen und franzöſiſchen würdig an die Seite ſtellen und uns zum wärmſten Danke gegen alle die verpflichten müſſen, welche in raſtloſem Eifer dazu beigetragen haben, das Unternehmen ſo ſchnell zur Blüthe zu bringen, und das Werk der Wiſſenſchaft, das zugleich ein nationales iſt, zu fördern.

Drei Kommiſſionen ſind bis jetzt thätig geweſen, um die von der Geſellſchaft unternommenen Arbeiten zu leiten, zu überwachen und zum Abſchluß zu bringen. Die eine derſelben hat bereits ihre Aufgabe gelöſt, es iſt die, welcher die ſtatiſtiſchen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut obgelegen haben. Zwei in der Ausſtellung aufgehängte Karten veranſchaulichten die erzielten Ergebniſſe, von welchen die eine uns die Blonden, die andere die Schwarzen und Brünetten in Deutſchland, der Schweiz und in Belgien nach ihrem Procentſatz zeigte. Bezeichnender hiernach, anſtatt von einer blonden und von einer ſchwarzen oder brünetten Bevölkerung Deutſchlands zu reden, dürfte es ſein eine helle und dunkele anzunehmen, indem wir ſtets finden, daß mit dem blonden Haare auch blaue Augen und eine helle Haut, dagegen mit den ſchwarzen oder braunen Haaren dunkele Augen und Hautfarbe ſich vergeſellſchaften, ſo daß nicht eine einzelne Eigenſchaft, ſondern ein Komplex ſolcher charakteriſtiſch iſt, der wohl beſſer durch eine allgemeine Bezeichnung, als durch eine Theilerſcheinung gekennzeichnet wird, wenn man auch ſonſt den Grundſatz: „de potiori parte fit denominatio“ gelten laſſen kann.

Noch wollen wir anführen, daß beſonders Norddeutſchland, und zwar vorwiegend Schleswig-Holſtein, ferner das Land an der Unterelbe ſowie Pommern und Hannover durch eine helle Bevölkerung, dagegen Süddeutſchland, und zwar ſowohl Ober- und Niederbayern wie das Rheinland, und hier namentlich das Elſaß, dann das weſtliche Belgien und die Oſt- und Weſtſchweiz durch eine dunkele Bevölkerung ſich auszeichnen, und vollkommen beſtätigt ſich der Ausſpruch Kollmann's, „daß die ſogenannte Mainlinie nicht allein eine politiſche Entdeckung iſt, ſondern in der That eine ethniſche Begründung beſitzt“. „Wir dürfen aber nicht denken — bemerkt er hierzu —, daß hier eine neue Race, modificirt durch Zuchtwahl, uns entgegentrete; es ſind dieſelben Typen, aber das gegenſeitige Zahlenverhältniß zu einander iſt verſchieden,“ was Kollmann ſo aufgefaßt wiſſen will, daß man ſagt, ein blonder Frieſe und ein blonder Holſteiner ſind Stammesgenoſſen des blonden Berners, der am Fuße der Centralalpen lebt, es ſind Genoſſen eines und deſſelben Stammes. Eine ähnliche Stammverwandtſchaft exiſtirt nun auch zwiſchen der dunkelern Bevölkerung Norddeutſchlands und der, welche ſich bis in die tiefen Thäler der Schweiz hinein erſtreckt, ſo daß man von einem brünetten Mecklenburger und von einem brünetten Walliſer oder Waadtländer ſagen kann, daß ſie gleicher Abſtammung ſeien. Danach hat eine Einwanderung der dunkelen Bevölkerung allmälig vom Süden nach Mittel- und Norddeutſchland ſtattgefunden, während hinwiederum die blonde Bevölkerung vom Norden und Nordoſten nach dem Süden und Südweſten vorgedrungen iſt.

Mit Recht hebt nun Kollmann hervor, daß die Ergebniſſe einer ſolchen Statiſtik nicht allein genügen könnten, ſondern daß ſie durch die Unterſuchungen der Kraniologie bis zu einem gewiſſen Grade kontrolirt werden müßten. Der Menſch iſt eben ein Ganzes, das in ſeiner Geſammterſcheinung aufgefaßt und beurtheilt ſein will. So tritt hier die Kommiſſion ergänzend und prüfend ein, welcher die Feſtſtellung der Statiſtik der Schädelformen in Deutſchland, überhaupt der ſämmtlichen ſomatiſchen Verhältniſſe obliegt. Manches iſt ſchon in dieſer Beziehung geleiſtet worden, aber noch vieles bleibt zu thun übrig. Vor allen Dingen thut aber Einigkeit der Forſcher über die zu befolgende Methode noth. Bevor nicht von allen Seiten ein gleiches Verfahren bei der Unterſuchung nach allgemein angenommenen Geſichtspunkten eingeſchlagen wird, können wir nicht auf brauchbares Material rechnen; wie viel Mühe und wie viel Scharfſinn auch auf deſſen Beſchaffung verwendet wird, es bleibt für die Vergleichung, auf die es doch hier in erſter Linie ankommt, ganz werthlos, und ſehr zu wünſchen wäre es, daß eine internationale Meßmethode zur Ausführung käme, doch wird dies vorläufig noch ein frommer Wunſch bleiben, und zwar ſo lange, als Deutſche und Franzoſen ſich nicht einigen können; wären dieſe über eine gleiche Verfahrungsart übereingekommen, ſo wäre gewonnenes Spiel, und die übrigen Nationen würden ſich, wie die Verhältniſſe jetzt ſtehen, ſofort anſchließen. Doch ſollte die gegenwärtige Unerreichbarkeit des Beſſern uns nicht abhalten, wenigſtens das erreichbar Gute anzuſtreben, eine Einigkeit unter den deutſchen Forſchern. Dieſe anzubahnen und zu verwirklichen ſollte unſere erſte und zunächſtliegende Aufgabe ſein, mit deren Löſung der Wiſſenſchaft ein großer Dienſt geleiſtet und für dieſelbe viel gewonnen wäre.

Wie wichtig aber eine Statiſtik der Schädelformen und deren Vergleichung mit den Ergebniſſen der Statiſtik der Farbe der Haut, Augen und Haare iſt, erhellt ſchon aus

der Beobachtung, daß ſowohl die helle wie die dunkele Bevölkerung Deutſchlands nach der Schädel- und Geſichtsbildung verſchiedene Racenmerkmale zeigen. So finden wir bei den hellfarbigen Deutſchen einen Langſchädel mit ſchmalem Geſicht, den ſogenannten fränkiſch-alemaniſchen Typus, und einen Langſchädel mit breitem Geſicht, welcher mit dem von Davis und Thurnam als „altbritiſch“ bezeichneten übereinſtimmt, bei den dunkelfarbigen Deutſchen iſt der Schädel dagegen brachycephal und zwar gleichfalls bei den einen mit ſchmalem, bei den anderen mit breitem, niederm Geſicht, welch letztere Form die franzöſiſchen Anthropologen mit den Namen des „Mongoloiden-Typus“ belegen.

---

# Sitten und Aberglauben auf Nias.

Von Miſſionar **J. W. Thomas** in Ombolata auf Nias (Niederländiſch-Indien).

### Was die Niaſſer von Träumen halten.

„Träume ſind Schäume!“ ſagt das Sprichwort. Auch die Niaſſer ſagen das, wenn ſie von Dingen träumen, von denen ſie Tags vorher ſprachen oder die Tags vorher einen beſondern Eindruck auf ſie machten. Iſt das aber nicht der Fall, ſo halten ſie ſehr auf Träume; obgleich es auch bei ihnen Ausnahmen giebt; d. h. es giebt Leute, die mit Sirach ſagen: „Träume betrügen viele Leute,“ weil die Erfahrung ſie gelehrt hat, daß Träume unwahr ſein können.

Wenn ſie von unerwarteten Dingen träumen, oder wenn ſie ſich des Abends ſchlafen legen um zu träumen, weil ſie am folgenden Tage etwas zu thun vorhaben, oder, weil ſie heute etwas begonnen haben und nun durch einen Traum erfahren wollen, ob ſie Glück oder Unglück bei dem Unternehmen haben, ſo halten ſie ſolche Träume für eingegeben. Wer aber die Träume eingiebt, darüber ſind ſie ſich nicht recht klar, und darin gehen die Anſichten ſehr auseinander. Ich habe Leute getroffen, die ſagten, daß die Träume herrührten von den Ahnengötzen (d. h. demnach von den Ahnen, indem dieſe vermöge des aloloa dodo [Extrakt des Herzens] in den Bildniſſen wohnen ſollen); andere ſagen von Barasiluluo, andere von dem Uala'ika. Andere wieder ſagen Lowalangi gäbe die Träume mit guter Bedeutung und ein Bechu die mit ſchlechter Bedeutung, die Unglück prophezeienden Träume. Letzteres ſcheint mir aber nicht der Fall zu ſein; denn nach ihrem ganzen Religionsſyſtem muß ein Menſchenfreund und kein Menſchenfeind die Träume herbeiführen. Er zeigt ihnen ja im Traume an, ob ſie bei der betreffenden Sache oder dem Unternehmen Segen oder Unglück haben werden, oder wenn ihnen ein Unglück bevorſteht. Segen prophezeiet er ihnen, indem er ihnen gute Bilder im Traume vorführt, und Unglück durch ſchlechte Bilder. Es müßten dann die Niaſſer Bechus den Nihiliſten in Rußland gleichen, die auch ihren auserſehenen Opfern vorher Beſcheid ſagen. Aber das wäre hier ſchlecht angebracht, weil die Niaſſer opfern könnten, wenn ſie einen böſen Traum gehabt hätten, und dann hätten die Bechus verloren, weil die durch die Opfer gewonnenen Abus ſtärker ſein ſollen als die Bechus.

Träume mit ſchlimmer Bedeutung ſind folgende: Wenn ſie träumen, daß ſie ihre Schweine geſchlachtet haben, ſo hat ſie (die Hausbewohner) Lature geſchlachtet, d. h. ſie werden ſterben. Ebenſo werden ſie ſterben, wenn ſie träumen, daß eins ihrer Meſſer entzweigegangen, oder einer ihrer Kokosbäume durchgebrochen, oder ihr Haus eingeſtürzt iſt, oder ſie eine Schüſſel, oder Teller, oder Lanze zerbrochen haben; oder wenn ſie von Salz träumen.

Krankheit bedeutet, wenn ſie träumen von ſtarkem Wind, von Fluth, daß ſie ein Stück Schweinefleiſch erhalten, daß ſie nahe beim Feuer ſind, daß ſie gekitzelt werden (was ein Bechu thun ſoll), und wenn ſie von Seefiſchen träumen.

Dem Gericht verfallen ſie durch eine große Sünde, wenn ſie träumen von Schlangen, oder Affen, oder Gürtelthieren, oder wilden Katzen, oder ö'ö (einer Eidechſenart), oder Auswurf, oder daß ſie ein Tauſendfuß beißt oder eine geto (eine Inſektenart) ſticht.

Träumen ſie von rothem Tuch, ſo bedeutet das Blut, und es wird jemand aus dem Hauſe ermordet; träumen ſie von einem Muſchelarmring, ſo werden ſie in den Block geſteckt; träumen ſie, daß ſie nackt ſeien, ſo ſtirbt jemand aus dem Hauſe oder ſie kommen vor Gericht, oder die Wildſchweine freſſen ihre Pflanzen; träumen ſie, daß Wildſchweine in ihr Feld einbrechen, ſo bedeutet es, daß Feinde ihre Köpfe holen oder ſie bekriegen; wenn ſie träumen, daß ſie eine Lampe anſtecken, ſo bedeutet das Streit; träumen ſie, daß ihre Kopfhaare abraſirt werden, ſo wird Lature ihre Haare (d. h. die Borſten ſeiner Schweine) abſchneiden, und ſie werden ſterben. Denn wenn die Niaſſer ein Schwein ſchlachten, ſo ſchneiden ſie erſt etwas Borſten ab, die den Ahnengötzen dargebracht werden, und nun glauben ſie, daß es auch Lature ſo mit ihnen, d. h. ſeinen Schweinen, mache. Wenn ſie träumen, daß eine Trommel (gong) geſchlagen, ſo bedeutet das eine Todtenklage, alſo Sterben. Lachen im Traume bedeutet Weinen und Weinen Lachen. Träumen ſie von Kupferdraht, ſo bedeutet das eine lange Streitſache, oder von Reis, ſo bedeutet das Würmer am Leichnam, alſo Sterben. Träume von Leinwand bedeuten ein weißes Geſicht, d. h. man wird blaß werden vor Scham über irgend eine Sache.

Träume von guter Bedeutung ſind folgende:

Klares Waſſer; was ein Bild iſt der Herzenszufriedenheit mit den Erfolgen. Beim Feld z. B. bedeutet es reiche Ernte.

Kokosnußſetzlinge; ſie ſind ein Bild des Alters und der Fortpflanzung des Geſchlechtes und zwar durch kluge Sprößlinge.

Fiſche im Süßwaſſer oder große Fiſcherei ſind Bilder des unaufhörlichen Nehmens.

Träumen von leimartigem Baumſaft iſt auch ein Bild des Nehmens, d. h. es hängt ihm an.

Träumt einer vom Götzen Golu, ſo wird er adelig (heißt auf Nias ſo viel als reich werden).

Auf Träume wird geachtet beim Wählen eines Bauplatzes, eines Feldes, eines Kinderjungen oder einer Kindermagd, beim Freien, beim Ankauf eines Zuchtſchweines, beim Kaufen einer Gong (kleine Metalltrommel), beim Kaufen eines ſchön geſchliffenen Meſſers, beim Kaufen irgend eines Kleidungsſtückes, und zwar wenn man es von Niaſſern, nicht von den Fremden erſteht.

### Die Enthaltungen und Beobachtungen bei Schwangeren auf Nias.

Iſt die Niaſſerfrau ſchwanger, ſo muß ſie ſowohl als ihr Mann ſich einer ſolchen Menge Dinge enthalten, die an und für ſich durchaus nicht böſe ſind (d. i. mamoni ira), daß man meinen ſollte, ſie müßten in ſteter Angſt leben während der ganzen Zeit der Schwangerſchaft. Sie dürfen nicht an ſolchen Orten vorübergehen, wo früher eine Ermordung eines Menſchen, oder Schlachtung eines Karabau, oder Verbrennung eines Hundes (wie letzteres bei gewiſſen Verfluchungen geſchieht) ſtattfand, weil ſich ſonſt bei dem zu erwartenden Kinde irgend etwas finden wird von den Krümmungen und Windungen des ſterbenden Menſchen oder Thieres. Aus demſelben Grunde, und noch anderen, ſtechen ſie kein zahmes noch wildes Schwein, noch zerſchneiden ſie ſie, es ſei denn, es hätte ein anderer vorgeſchnitten; noch ſchlachten ſie ein Huhn. Und wenn ſie das Unglück haben, ein Hühnchen todtzutreten, dann iſt das natürlich etwas Böſes, und es muß der Fehltritt durch Opfern wieder gut gemacht werden, ſo wie jeder andere Fehltritt. Sie dürfen an keinem Hauſe zimmern, noch es decken, noch Nägel einſchlagen, ſich in keine Thür und auf keine Leiter ſtellen, weder Tabak noch Siriblatt im Betelſack abbrechen, ſondern daſſelbe erſt herausnehmen, das alles, weil ſonſt das Kind nicht zur Welt geboren werden kann. Dennoch hatte ein freiſinniger Niaſſer bei mir gezimmert; als aber ſeine Frau nicht gebären konnte, kam er und fragte mich, ob er einen Nagel ausziehen dürfe; er erhielt von mir angemeſſene Belehrung, aber auch die Freiheit, nach ſeinem Glauben thun zu dürfen; er zog alſo einen Nagel aus, und bald war er glücklicher Vater. Sie gucken in keinen Spiegel und in kein Bambusrohr, weil ſonſt das Kind ſchielen wird; ſie eſſen keinen bujuwu (Art Vogel), denn ſonſt ſpricht das Kind nicht, ſondern krächzt gleich dieſem Vogel. Sie packen keinen Affen an, weil ſonſt das Kind Augen und Stirn bekommt, wie ein Affe. Sie gehen nicht in das Haus, worin ein Todter liegt, weil ſonſt die Frucht des Leibes ſtirbt; eſſen nichts von dem zu einer Beerdigung geſchlachteten Schweine, weil ſonſt das Kind Krätze bekommt, pflanzen keine Piſangbäume, weil das Kind ſonſt Geſchwüre bekommen wird. Sie eſſen keinen era (Art Holzkäfer), weil ſonſt das Kind bruſtleidend wird. Sie faſſen keinen baiwa (gewiſſer Fiſch) an, noch ſchlagen ſie eine Schlange, weil ſonſt das Kind magenkrank wird; keltern auch kein Oel, denn ſonſt bekommt das Kind Kopfſchmerzen infolge dieſes Preſſens. Auch kochen ſie kein Oel aus, weil es ſonſt einen wehen Kopf bekommt. Sie gehen an keinem Ort vorbei, wo früher der Blitz eingeſchlagen hat, weil ſonſt der Körper des Kindes ſchwarz ſein wird. Sie ſtecken kein Feld in Brand, denn dabei möchten Ratten und Mäuſe verbrennen, und das Kind krank werden. Sie treten nicht über die ausgeſtreckten Beine eines andern, weil ſonſt das Kind nicht kann geboren werden. Sie eſſen keine Eule, weil ſonſt das Kind ebenſo ſchreien wird wie dieſe. Sie werfen kein Salz ins Schweinefutter, weil das Kind ſonſt krank werden wird; eben aus demſelben Grunde eſſen ſie kein Aas und ſchwören nicht. Aus dem Kochtopf eſſen ſie nicht, weil ſonſt das Kind an der Nachgeburt feſthängen wird.

### Die Tagewählerei der Niaſſer.

Die Niaſſer, welche unſere Monate und das Sonnenjahr nicht kennen, haben den ſynoptiſchen Monat und das Mondjahr. Aber 30 Tage zählen ſie voll in jedem Monat, wovon jeder ſeinen eigenen (reſp. ſeine eigenen) Namen hat. Jedoch ſind nicht alle Tage Glückstage; zwei ſind ſogar dabei, an welchen ſie nicht ins Reisfeld gehen dürfen. Feſtſtehende Glückstage ſollen beſtehen, ich habe aber gefunden, daß darin die verſchiedenen Gegenden, ja Dörfer nicht übereinſtimmen. Und wiederum hat Jedermann noch ſeine beſonderen Glückstage, ſei es der Monatstag ſeiner Geburt oder ſonſt ein der Erfahrung nach ihm günſtiger Tag.

Auf die Tage wird geachtet beim Pflanzen, ſei es von Reis oder ſüßen Kartoffeln, Piſang, Kokosbäumen und dergleichen. An einem guten Tage wird ein Stück Land zum Feld geſucht, wird gepflanzt, wird das Feldhäuschen gemacht, wird die Vorrichtung hergeſtellt zum Vögelverſcheuchen, wird die kleine Dreſchſcheune gebaut, wird die Ernte begonnen. Die glücklichen Tage hierbei ſollen ſein der 2., 5., 7., 9., 11., 13., 17., 20. und 22., jedoch, wie geſagt, werden in anderen Gegenden andere genannt. Werden dabei die guten Tage nicht beobachtet, ſo giebt es viele taube Aehren, und Ratten, Mäuſe und Reisvögel verzehren das Uebrige.

Glückstage beim Bauen des Hauſes ſollen ſein der 8. und 12., und man wählt an einem dieſer Tage den Bauplatz, richtet die erſten Pfoſten auf, macht den Feuerherd und zieht ein ins neue Haus.

Geſchieht das nicht, ſo kränkeln die Bewohner deſſelben fortwährend, ihre Schweine und Hühner wollen nicht wachſen, eine Menge Stechfliegen und Stechmücken plagen die Bewohner, und man kann nicht ruhig ſchlafen in dem Hauſe vor innerer Hitze; beſonders leiden darunter die Gäſte, die daran nicht gewöhnt ſind; und ſchließlich zanken ſich die Leute immer. Glückstage beim Freien und Heirathen ſollen nach den einen ſein der 2., 5., 7., 8., 11. An dieſen Tagen trifft man beim Freien die Leute zu Hauſe, macht keine vergeblichen Anſprüche und zankt ſich nicht. Als Eheleute werden die Betreffenden nicht viel mit Krankheiten geplagt, werden zuſammen alt, bekommen Nachkommen, und ihre Hühner- und Schweinezucht glückt.

Gehen ſie weg zu handeln oder bringen ſie Reis zum Verkauf an den Seeſtrand, ſo ſollen Glückstage ſein der 2., 9., 11., 17. Sind ſie an dieſen Tagen von Hauſe gegangen, dann verkaufen ſie gut und werden nicht betrogen.

Aus demſelben Grunde achten ſie auf die guten Tage, den 7., 9. und 17., beim Mahnen.

Gute Tage zum Umhauen des Bambus zu Waſſer- und Oelgefäßen ſind der 12. und 17., und des Binſenkrautes zu Matten und Säcken der 8. und 12.; holen ſie es an den Tagen, ſo giebt es in beiden Fällen bald Nachwuchs; manche Leute behaupten auch, das an anderen Tagen gehauene Bambu ſei nicht waſſerdicht.

Thonerde meinen ſie nur zu finden am 7., 9., 11., 12., 17. und 18.; hingegen können ſie die Töpfe alle Tage brennen mit Ausnahme des 21. und 25., der beiden großen Unglückstage, an denen ſie nicht einmal in das Feld gehen dürfen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Das statistische Bureau der Stadt Berlin veröffentlicht folgende Mittheilung: „Die am 1. December dieses Jahres vorläufig ermittelte Einwohnerzahl der Stadt Berlin beträgt 1 118 630 incl. Militär, excl. Schiffsbevölkerung und diplomatisches Korps." Zur Vergleichung knüpft die „National-Zeitung" daran die Notiz, daß am 1. December 1875 gezählt wurden 964 240. Der Zuwachs innerhalb des fünfjährigen Zeitraums beträgt somit 154 390 Personen, fast genau 16 Procent. Berlin hat sein gegenwärtiges Weichbild seit dem Jahre 1860 und damals wurde die Bevölkerung angenommen auf 528 900 Einwohner. Seit jener Zeit hat sie sich etwa verdoppelt. In den vier Jahren zwischen den Volkszählungen von 1871 und 1875 stieg die Zahl von 824 580 auf 964 240, also um 139 660 oder um 17 Procent in einer vierjährigen Periode. Eine gewisse Verlangsamung der Vermehrung ist also inzwischen eingetreten.

— Das statistische Bureau in Karlsruhe hat eine Erhebung über den Bestand an Obstbäumen im Großherzogthume Baden im Herbst 1879 und über die Zerstörungen vorgenommen, welche die darauf folgende Winterkälte daran angerichtet hat. Danach sind von 10 044 634 Obstbäumen im Lande 2 262 903 oder 22,5 Procent, mithin mehr als ein Fünftel, vernichtet worden. Unter den erfrorenen Bäumen sind mehr als die Hälfte (1 153 331) Zwetschenbäume. Am wenigsten haben Maulbeer- und Birnbäume, am meisten Pfirsichbäume gelitten. (A. Z.)

— Wie der in Dresden erscheinenden Zeitung für die gesammten Interessen der Binnenschifffahrt, dem „Schiff", aus München mitgetheilt wird, haben kürzlich mit dem von dem königl. bayerischen Oberbaurath Schmid erfundenen selbstthätigen Tiefen-Meßapparat Peilungen der 385 km langen bayerischen Strecke der Donau von Ulm bis zur österreichischen Grenze unterhalb Passaus stattgefunden. Da die ganze Donaustrecke mit Eintheilungssteinen in Entfernungen von je 200 m versehen ist, so gelang es ein vollkommenes Bild über den derzeitigen Zustand des Donaubettes zu gewinnen, eine für den Wasserbau und die Binnenschifffahrt sehr wichtige Errungenschaft. Der Apparat arbeitete während der zehntägigen Fahrt ohne jede Störung. Wie das „Schiff" ferner mittheilt, wurde in Bayern die jährliche Wiederholung derartiger Erhebungen angeordnet, wodurch sehr werthvolle Aufschlüsse über die Aenderungen in den Flußzuständen werden geliefert werden. (Allg. Ztg.)

— J. Kutzen, Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. 3. verb. und vielfach umgearb. Aufl. von W. Koner. Breslau (Ferd. Hirt), 1880, VIII, 564 S. gr. 8. (8 M.)

Sehr anerkennenswerth ist es, daß die so thätige Hirt'sche Buchhandlung ein Buch, welches seiner Zeit sich einer gewissen Beliebtheit erfreut hatte, für die Jetztzeit aber nicht allein in vielen Einzelheiten, sondern auch, wie es nicht anders möglich war, in größeren Partien veraltet erschien, einer neuen Ueberarbeitung unterworfen hat. Daß aber eine solche Ueberarbeitung durch eine andere Hand als durch die des Autors selbst so manche Schwierigkeiten bietet, wenn anders der Herausgeber der Eigenthümlichkeit des Verfassers in seiner Auffassung des zu behandelnden Themas und seiner Diktion Rechnung tragen will, darf wohl als bekannt angenommen werden, und es verdient daher unsere volle Anerkennung, wenn, wie in vorliegendem Falle es geschehen ist, der Herausgeber diese Schwierigkeiten mit Geschick überwunden hat. Durch die politischen Verhältnisse der letzten beiden Decennien haben sich in Bezug auf die innere und äußere Abgrenzung des deutschen Landes tief eingreifende Veränderungen vollzogen, und durch ein reich gegliedertes Eisenbahnnetz, bei dessen Anlage weder hohe Bergzüge noch tiefe Flußthäler hindernd in den Weg treten, sind neue Verbindungen, neue Verhältnisse geschaffen, welche den alten Verkehr auf neue Bahnen hinübergeleitet haben. Diesen Veränderungen, zu denen wir auch den großartigen Aufschwung so mancher Industriezweige, namentlich der unterirdischen Bodenschätze, zu rechnen haben, mußte der Bearbeiter des Kutzen'schen Werkes zunächst Rechnung tragen, und daß dies geschehen ist, beweist ein Vergleich der vorliegenden 3. Auflage mit der frühern. Hieran reihen sich Umarbeitungen einzelner Abschnitte, wie z. B. derjenigen über die Urzeit der norddeutschen Tiefebene, über Pfahlbauten, Hünengräber u. s. w., und endlich die nothwendig gewordenen Verbesserungen, welche durch den oft sehr schwerfälligen und dadurch unklaren Stil des Verfassers geboten erschienen. Selbstredend sind auch in dieser neuen Ausgabe die alten Höhen- und Längenangaben in Metermaßen ausgedrückt; wir können es jedoch nicht gutheißen, wenn bei großen Flächenangaben statt der älteren, dem Gedächtniß sich leichter einprägenden Angaben in geographischen Quadratmeilen, Quadratkilometer in Anwendung gebracht werden. Jedenfalls verdient diese neue Ausgabe, in welcher übrigens, weil zum Gebrauch der Lernenden bestimmt, die neue Orthographie (mit Ausnahme da, wo Citate aus früheren Schriftstellern angeführt werden) beobachtet ist, unsere warme Empfehlung.

— In der Sitzung des französischen Senats vom 3. December 1880 erwirkte Henri Martin einen Kredit von 30 000 Francs für die Erhaltung der besonders in der Bretagne noch zahlreichen megalithischen Monumente, welche für die Geschichtsforschung sehr werthvoll sind und in Folge der Achtlosigkeit der Behörden häufig zu Macadam verarbeitet werden. In Carnac allein ist, wie Herr Audren de Kerdrel mittheilte, die Zahl dieser Steine schon von viertausend auf zwölfhundert zurückgegangen.

## Asien.

— Mr. Oswald J. Cattley, der erste Engländer, welcher mit Sibirien via Karisches Meer Handel treibt, hat Anfang December England verlassen und begiebt sich zu Lande nach dem Ob, um Vorbereitungen für den im nächsten Sommer zu eröffnenden Handelsverkehr zu treffen.

— In seinem letzten Berichte an das Auswärtige Amt in London lenkt der englische Vicekonsul Kitchener in Kastamuni (nördliches Kleinasien) die Aufmerksamkeit darauf, daß sich das gleichnamige Wilajet durch ausgedehnte und vorzügliche Wälder auszeichnet. Die ansehnlichsten finden sich auf den Bergen um Sinope, längs der nördlichsten Bergketten, um Duzische Boli und an den Abhängen des Algaz Dagh, und zwar stets auf der Nordseite der Berge, wo die feuchten Seewinde ihre größte und die sommerlichen Sonnenstrahlen ihre geringste Wirkung haben. Auf den höheren Abhängen gedeihen Pechtanne und Kiefer, auf den tieferen Buche, Eiche, Haselnuß, Kastanie, Platane und andere in großer Ueppigkeit. In den bebauteren Strichen sind mächtige Wallnußbäume häufig und ihre knorrigen Auswüchse als Handelartikel gesucht, ebenso das hier und da

vorkommende Buchsbaumholz. Leider giebt es keine Forstgesetze; überall wird rücksichtslos Holz geschlagen, und die oft wochenlang wüthenden Brände vernichten die kostbarsten Stämme. Nominell besteht freilich eine Steuer auf das Holzfällen, aber sie wird so selten eingetrieben, daß die türkische Regierung jährlich nur circa 140000 Mark von den Forsten einnimmt. Neuerdings ist ein Inspektor nebst Unterbeamten ernannt worden; ob das aber helfen wird, ist eine andere Frage. Kitchener berichtet auch, daß das Wilajet reich an Mineralschätzen sei; es werden Kohlen-, Kupfer- und Chromminen bearbeitet; dagegen liegt die Industrie wegen Mangels an Straßen und schlechter Verwaltung schwer darnieder.

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Exploration Fund) hat zu Anfang December 1880 beschlossen, die bekanntlich vollständig abgeschlossene Aufnahme von Westpalästina über den Jordan hinüber auf die Landschaften Baschan, Gilead, Moab und den Hauran auszudehnen.

## Afrika.

— In London sind bei der Anti-Sklaverei-Gesellschaft Nachrichten eingetroffen, wonach der Krieg zwischen Aegypten und Abessinien bald wieder beginnen wird. 16000 Soldaten sollen schon Kairo verlassen haben. Andererseits hat König Johannes von Abessinien befohlen, daß sämmtliche Mohammedaner in seinem Lande sich taufen lassen oder dasselbe verlassen müssen, so daß es den Anschein hat, als wollte der kommende Krieg den Charakter eines Religionskrieges annehmen. Johannes hofft auf die Sympathien der christlichen Nationen Europas.

— Nach einer am 15. November 1880 in Rom eingetroffenen Depesche wäre es den beiden italienischen Reisenden Matteucci und Massari (s. „Globus“ XXXVIII, S. 319) schließlich doch noch gelungen, den Widerstand des Sultans von Dar Tama zu überwinden und die Grenze von Wadai zu überschreiten. Ihr Gefährte, der Prinz Borghese, kehrt indessen über Aegypten heim.

— Nach dem letzten Berichte des Major von Mechow an das Reichsamt des Innern hatte derselbe den Quango an der Mündung des Kambo im Gebiete der Hollo erreicht und stand im Begriffe, mit seinem Boote dem Strome abwärts bis zu seiner Mündung in den Kongo zu folgen. In der Nähe der Kambo-Mündung befinden sich zwei Wasserfälle im Bette des Quango, welchen v. Mechow die Namen des deutschen und des österreichischen Kaisers beigelegt hat; weiter abwärts sollen indessen keine Stromhindernisse mehr gefunden werden. Der Punkt, an welchem v. Mechow den Quango erreicht hat, liegt etwas nördlich von der Gegend, in welcher ihn Schütt vergeblich zu überschreiten versuchte, und südlich von den am Westufer des Stromes verlaufenden Reiserouten der Portugiesen Brito Capello und Ivens und ist einige 100 km von Malange entfernt.

## Australien.

— Nachdem der Versuch, auf dem Dampfer Strathleven Fleisch in gefrorenem Zustande von Australien nach England zu versenden, vollständig gelungen war (s. „Globus“ XXXVIII, S. 111), haben sich an verschiedenen Orten Australiens sogenannte Frozen Meat Export Companies gebildet. Die bedeutendste darunter ist die Melbourne Company. Diese hat nach den neuesten Nachrichten den deutschen Dampfer Protor (der Flensburger Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehörig) gechartert, welcher Ende Oktober dieses Jahres mit einer vollen Fracht gefrorenen Fleisches auf London gehen sollte.

— In Band 36, S. 383 ff., verbreiteten wir uns ausführlich über eine wichtige Entdeckungsreise, welche der in geographischen Kreisen wohlbekannte Forscher Alexander Forrest im unbekannten Nordosten der Kolonie West-Australien ausgeführt hatte. Er hat jetzt das Journal seiner Expedition veröffentlicht, in welchem er den Umfang des von ihm aufgefundenen und für Ansiedelung geeigneten Areals auf 25 Millionen Acres oder 39062½ englische Quadratmeilen angiebt. Der große Distrikt ist, zu Ehren des Lord Kimberley, der Kimberley-Distrikt benannt worden, und die von der westaustralischen Regierung über die Ansiedelung desselben erlassenen Bestimmungen haben die Genehmigung des englischen Staatssekretärs erhalten. Die Gesuche, welche um Ueberlassung von Land bei der Regierung eingegangen sind, erstrecken sich bereits auf 5 Mill. Acres oder 7812½ Quadratmiles. Alexander Forrest sind in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung West-Australiens 10000 Acres als freies Eigenthum geschenkt worden, welche er sich im Kimberley-Distrikte aussuchen mag.

— Im nördlichen Queensland ist 9 Miles von Schnapper Island und südlich von Cooktown ein großer bisher unbekannter Fluß entdeckt worden, der ein Nebenfluß des Ruby River zu sein scheint. Seine Ufer sind mit Cedern und anderen nützlichen Bauhölzern bestanden.

— Neu-Süd-Wales zählte am 30. Juni 1880 eine Bevölkerung von 750700. Im Jahre 1879 kamen 800 Bankerotte in der Kolonie vor oder 140 mehr als im Vorjahre, ein Beweis, daß die Verhältnisse in Australien keineswegs so glänzend liegen, wie sie häufig geschildert werden. Die öffentliche Revenue in 1879 belief sich auf 4481665 Pf. St. oder 510253 Pf. St. weniger als im Vorjahre, und schloß mit einem erheblichen Deficit, wie das jetzt bei allen australischen Kolonien alljährlich der Fall ist. Durch eine neue vom Parlamente bewilligte Anleihe von 10 Mill. Pf. St. wird sich die öffentliche Schuld nunmehr auf 25 Mill. Pf. St. steigern. Im Jahre 1879 bis 1880 befanden sich 635201 Acres Land unter Kultur und davon standen 233368 unter Weizen und 135034 unter Mais u. s. w. Die Orangerien der Kolonie lieferten im Jahre 1879 einen Ertrag von 2763800 Stück Apfelsinen. Auf den Goldfeldern wurden im letzten Jahre 109649 Unzen Gold im Werthe von 407218 Pf. St. gewonnen oder 9809 Unzen weniger als in 1878. Goldgräber mit Einschluß der Chinesen gab es 8102. In den Kohlenbergwerken der Kolonie wurden im Jahre 1879 im Ganzen 1583332 Tonnen Kohlen gehoben, geschätzt auf 950878 Pf. St. Davon wurden zwei Drittel exportirt.

— Das Ministerium der Kolonie Tasmanien hat dem Parlamente eine Bill vorgelegt, in welcher beantragt wird, die Hauptstadt dieser Kolonie hinfort nicht mehr Hobart Town, sondern kurzweg Hobart zu benennen.

## Inseln des Stillen Oceans.

— Neu-Caledonien stand bisher mit Frankreich nur in halbregelmäßiger Weise mittels der englischen Paketboote Australiens in Verkehr, und der Handel Frankreichs mit Australien war ebenfalls auf die englischen Schiffe angewiesen. Jetzt soll nun ein französischer Postdienst mit Personen- und Waarenbeförderung zwischen Neu-Caledonien und Frankreich über Australien eingerichtet werden. Eine Kommission ist von der Regierung ernannt worden, welche die Einrichtung dieser Seepostlinie näher untersuchen soll.

(Allg. Ztg.)

**Inhalt:** Reisen im nördlichen Pandschab. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Charles M. Doughty: Reisen in Arabien. I. (Mit drei Karten auf einer Tafel.) — Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens. I. — Missionar J. W. Thomas: Sitten und Aberglauben auf Nias. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 9. December 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 2.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Reiſen im nördlichen Pandſchab.

Nach dem Franzöſiſchen des M. de Bérard.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

## II.

Am Morgen nach ſeiner Ankunft erkundigte ſich der Reiſende nach der Art und Weiſe, wie er ſeine Reiſe nach Kaſchmir, deſſen ſchneebedeckte Berge im Oſten erglänzten, bald fortſetzen könnte, erfuhr aber zu ſeinem Schrecken, daß wenige Tage zuvor ein Verbot in den indiſchen Zeitungen erſchienen ſei, die Grenze von Kaſchmir zu überſchreiten, und zwar wegen der dort herrſchenden Hungersnoth, welche das Land verheerte und die Straßen unſicher machte. Bérard ſchrieb alſo an die Behörden in Rawalpindi und bat um die Erlaubniß, ſeinen Weg fortſetzen zu dürfen; die Zeit bis zum Eintreffen einer Antwort benutzte er, Mari zu durchwandern.

Mari iſt eigentlich der Name eines großen, mit Wald bedeckten Berges, auf welchem die Engländer unlängſt ein Sanitarium eingerichtet haben, wie ſie deren ſchon mehrere im Himalaja beſaßen, allen voran Simla, wohin der Vicekönig alljährlich während der heißen Zeit ſeine Reſidenz verlegt. Zuerſt geſchah das im Jahre 1841, wurde ſeit 1867 Regel, und jetzt befinden ſich regelmäßig von April bis Oktober die ſämmtlichen höchſten Behörden daſelbſt. Ueber die beiden Gipfel des Berges Mari zieht ſich in der ungefähren Form einer 8 die Hauptſtraße hin, an welcher die wichtigſten engliſchen Gebäude liegen, Telegraphenamt, Klub, Kirche, Gaſthöfe und ſelbſt ein photographiſches Atelier. Auf den Höhen und an den Abhängen, zwiſchen Gärten und Fichtenwäldern ſind zahlloſe Villen und Landhäuſer in engliſchem Geſchmacke mit Raſenbeeten, Waſſerbecken u. ſ. w. zerſtreut. Drinnen ſpielen Kinder Croquet, draußen tummeln ſich die Kavalkaden: man könnte ſich nach England verſetzt glauben.

Oſtwärts führt der Weg in den Schatten rieſiger Fichten und anderer europäiſcher Bäume, wo tiefe Dämmerung herrſcht. Zuweilen öffnet ſich der Wald, und dann erblickt man hoch oben einen ganz von Schnee bedeckten Berggipfel; ſo nahe derſelbe aber erſcheint, ſo liegen doch noch tiefe Abgründe vor ihm, ſo tief, daß man die unten rauſchenden Gewäſſer nicht zu erblicken vermag. Rings um Mari erblickt das Auge mächtige Bodenerhebungen; nur nach dem Pandſchab zu werden ſie nach und nach niedriger, und ganz in der Ferne zeigen ſich die geraden Linien der Ebene. Nach dorthin liegt auch ein Salzberg, wilden Ausſehens und ohne menſchliche Wohnungen, wie alle ſeines Gleichen. Durch Abgründe getrennt, erhebt ſich gegen Nordweſten zu ein hoher Berg einige tauſend Fuß über Mari; zwiſchen den Fichtenwäldern, die ihn bedecken, ſieht man im Zickzack ſich eine Straße hinwinden; ſie führt nach Abbotabad, der letzten engliſchen Stadt in dieſer Richtung. Nach Norden aber ziehen ſich, ſoweit das Auge reicht, Bergketten hin, eine hinter der andern, ſchwarz an ihrem Fuße und die Gipfel in lichte Wolken gehüllt.

Auf dem nach Süden gerichteten Abhange befindet ſich der große indiſche Bazar, deſſen Buden ſich durch ihre flachen

Dächer auf den erſten Blick von allen engliſchen Häuſern unterſcheiden. Dort befindet man ſich wieder ganz in Indien und kann ſeiner Schauluſt an den neuen, intereſſanten Waaren und den geſchäftigen Käufern und Verkäufern, welche, ſtets rauchend, die ſchmalen ſteilen Gaſſen erfüllen, Genüge thun. Zahlreich ſind auch hier die hungernden Flüchtlinge aus Kaſchmir vertreten; man erzählte, daß dort ganze Dörfer hülflos ausſtürben und entſetzliche Scenen vorkämen.

Dieſe engliſchen Bergſtationen ſind eine wahre Wohlthat für die ganze weiße Bevölkerung, welche zu langjährigem Aufenthalte in dem ſchrecklichen Klima Indiens verurtheilt iſt. Schon in Bombay hatte Bérard unter dem Einfluſſe der Hitze gelitten und alle ſeine Energie verloren; auf den kleinſten Spaziergang, die geringſte Arbeit folgte ſtets vollkommene Ermüdung, ja Erſchlaffung. Die Kälte, welche ihm anfangs ſo empfindlich geweſen war, übte aber ſofort ihren wohlthätigen Einfluß aus; er war jetzt im Stande den ganzen Tag vom frühen Morgen an herumzugehen, bergauf und bergab, die ſchlimmſten Wege, und das mit einer Kraft, die ihm vorher ganz unbekannt geweſen. Allerdings lebte er auch anders, als ſeine Umgebung. Alle Augenblicke hörte er, wie man neben ihm Flaſchen Sodawaſſer öffnete, und welche Maſſe Brandy man dort in ein Glas Soda gießt, iſt oft kaum zu glauben. Gewiß leiden die Engländer unter dem indiſchen Klima; aber die Geißel, welche ſie überallhin mitbringen, und welche ihre Sterblichkeit in den Kolonien ſo erhöht, iſt, wie allbekannt und wie viele Anglo-indier ſelbſt zugeſtehen, der zu jeder Zeit genoſſene Brandy.

Nachdem de Bérard einige Zeit vergeblich auf die Antwort der Regierung gewartet hatte, entſchloß er ſich, nach Rawalpindi zurückzukehren, um ſie ſelbſt direkt zu erbitten; als er aber auch dort keinen beſſern Erfolg hatte und kein Beſcheid aus dem doch nicht ſo entfernten Lahore kommen wollte, unternahm er zur Zerſtreuung der Langweile einen Ausflug nach der geſchichtlich merkwürdigen, etwa 80 km entfernten Feſtung Atak am Indus, welche ihm mehrere gerade von dort zurückkehrende Offiziere als einen maleriſchen Punkt empfohlen hatten. Sein Gepäck ließ er unter der Obhut ſeines Dieners in dem Bangalo der Reiſenden in Rawalpindi zurück, nahm nur ſeinen Dolmetſcher oder Führer mit und verließ am frühen Morgen in einem jener kleinen, ſchon beſchriebenen einheimiſchen Wagen die Stadt. (Jetzt führt bekanntlich eine Eiſenbahn von Rawalpindi nach Atak und weiter nach Peſchawar.) Die Straße iſt in der Nähe von Rawalpindi zu beiden Seiten mit Akazien eingefaßt und gut im Stande; auch ſie rührt noch aus den Zeiten der Mongolenkaiſer her und braucht von den Engländern nur unterhalten zu werden. Ein Gewitter hatte kurz vorher den Staub gelöſcht; unangenehm aber war die blendende Weiße des Erdbodens und die Schwärme von Fliegen, die den geduldigſten Menſchen ſchließlich zur Verzweiflung bringen können. Von Zeit zu Zeit paſſiren lange Reihen von Kameelen, welche das Gepäck irgend eines engliſchen Regimentes fortſchaffen, ferner Offizierspferde von Pandſchabi-Soldaten am Zügel geführt, große Herden von Büffeln, Eſeln und Maulthieren, die das Vorwärtskommen arg hinderten.

Im Walde bei Mari.

Sonſt war der Weg überaus einförmig, nichts Intereſſantes in Sicht, und die höher ſteigende Sonne begann läſtig zu werden. Endlich zeigten ſich hier und da einige Akazien mit dürftigem Laube, dann ärmliche Dörfchen mit ganz niedrigen Hütten, deren Dächer flach ſind wie bei den Fellachen; zuletzt Gruppen von Bäumen, in deren ſpärlichem Schatten Menſchen, wie Kameele, Büffel und Eſel, alle anſcheinend von der Hitze erſchöpft, ausruhten. Weiterhin traf man auf einen Bach, deſſen Ufer etwas reichere Vegetation und mehr Friſche darboten, und zur Rechten erhoben ſich allmälig einzelne Hügelketten von ſchwarzem Felsgeſtein und mit verſengtem Graſe bedeckt. Eine derſelben trägt eine kleine, weiße, weithinleuchtende Moſchee, einen Wallfahrtsort, zu deſſen Füßen ſich eine ziemlich anſehnliche, aber gänzlich verlaſſene Stadt ausdehnt. Bérard begab ſich dorthin, fand aber nur verfallene Straßen und eingeſtürzte und von Geſtrüpp überwucherte Mauern — kein Geräuſch, kein Ton, kein Menſch, nur ein regungsloſer Elephant ſtand da unter einem Baume, wie aus Stein gehauen. Nicht oft genug kann man wiederholen, wie weſentlich die Sonnenſtrahlen in ſolcher Landſchaft ſind. Unter einem grauen Himmel wären ſolche ſchwarzen Felſen, ſolch dürftiger verbrannter Raſen, zerfallene Mauern, Geſtrüpp und dünnen Bäume ohne jegliche Wirkung; aber von ſo goldigem Lichte umhüllt und gegen dieſen türkisblauen Himmel erſcheinen ſie in fahlen, wunderbar harmoniſchen Tönen.

Sodann zieht ſich die Straße durch eine Spalte, die wie mit dem Meſſer durch einen Hügel geſchnitten iſt. Ein Obelisk, zum Gedächtniß an irgend einen engliſchen General errichtet, erhebt ſich auf dem Hügel; ſchon ſeit lange war er von der Ebene aus ſichtbar geweſen und hatte die Richtung angezeigt. Eine angenehme Ueberraſchung wird

**Nr. 30 Meister des Hausbuchs.** Um 1480/90. Die Geburt Christi. Feder in Braun, grau laviert, weiß gehöht. 21,5 × 15,5 cm. Aus Sammlung Graf Wilczek, Wien. Aus Sammlung Dr. Hochsinger, Wien. Aus Sammlung Dr. Heinrich Rieger, Wien.

Die Geburt Christi (Nr. 30)

**Nr. 31 Ulrich Apt d. J.** Augsburg 1460–1532 Ulm. Die Verkündigung an Zacharias. Feder in Braun, grau laviert, weiß gehöht. 21,5 × 15,5 cm. Aus Sammlung Graf Wilczek, Wien. Aus Sammlung Dr. Heinrich Rieger, Wien.

Die Geburt Christi (Nr. 31)

Nr. 30 Meister des Hausbuchs. Um 1480/90. Die Geburt Christi. Feder in Braun, grau laviert, weiß gehöht. 21,5 × 15,5 cm. Aus Sammlung Graf Wilczek, Wien. Aus Sammlung Dr. Hochsinger, Wien. Aus Sammlung Dr. Heinrich Rieger, Wien.

Nr. 31 Ulrich Apt d. J. Augsburg 1460–1532 Ulm. Die Verkündigung an Zacharias. Feder in Braun, grau laviert, weiß gehöht. 21,5 × 15,5 cm. Aus Sammlung Graf Wilczek, Wien. Aus Sammlung Dr. Heinrich Rieger, Wien.

bauen oder einen Brunnen zu graben. Die Errichtung eines Forts oder feſter Mauern iſt für ſie etwas ganz Ueberflüſſiges. Stroh und Bretter ſind leicht zu beſchaffen; damit errichten ſie ihre Hütten, und die Erbauung einer Stadt oder eines Dorfes iſt Sache eines Augenblicks."

Intereſſant ſind die Typen der vorüberziehenden Leute; ihr Geſichtsausdruck iſt ſtolzer, ihre Farbe heller, als weiter im Süden. Den Bart tragen die Männer in der Mitte geſcheitelt, den Turban ſehr hoch, und beide Geſchlechter haben Hoſen an. Welch' Gegenſatz gegen die graziöſen faltenreichen Gewänder der Hindufrauen, in denen die leuchtenden Farben roth, gelb, roſa, violett und grün vorherrſchen! Von Delhi an ſieht man häufig auch ſchöne Kaſchmirſhawls, ſelbſt bei Frauen der mittleren Stände. Die Männer kleiden ſich meiſt in Weiß, tragen aber häufig auf der Schulter graue oder ſchwarze Wolldecken für die keineswegs warmen Winternächte.

Gegen Abend näherte ſich Bérard's Wagen ſeinem Ziele, der Stadt Atak. In den Akaziengehölzen zur Seite lagerten zahlreiche Karawanen, deren Thiere und Wagen den Vordergrund belebten. Weithin dehnte ſich die Ebene am Indus, deſſen Gewäſſer ſich jedoch noch nicht zeigten, und darüber erhoben ſich die ſchneebedeckten Spitzen des Himalaja. In einem kleinen Fluſſe, der ſich durch die Ebene ſchlängelte, badeten und ſcherzten eine Maſſe von Menſchen zwiſchen Herden von Büffeln umher, die bis auf die Schnauze vom Waſſer verdeckt waren und auch dieſe von Zeit zu Zeit eintauchten, um die läſtigen Fliegen zu verſcheuchen. An den Ufern der Waſſerläufe ſind Gruppen von Schnittern mit dem Abernten und Sammeln goldigen Getreides beſchäftigt, ſelbſt Kinder betheiligten ſich an der Arbeit. Die verſengte Farbe der Felder, einige Mimoſengruppen und ſelbſt die Form einiger Häuſer erinnern hier durchaus an Aegypten. Stellenweiſe iſt der Erdboden von einer faſt auffallenden Weiße; blauſchwarz zeichnen ſich darauf die Schatten der vorbeiziehenden Menſchen und Thiere ab. Der Charakter dieſer Gegend iſt der der Trockenheit; das Malerauge aber iſt entzückt von den harmoniſchen warmen Tönen der Landſchaft. Vertrocknet und wild ſchauen die hellgelben Ebenen, die hier und da ſchroff aufſteigenden Ketten ſchwarzen Felsgeſteins aus. Es iſt ein Land des Durchzugs, nicht für den Aufenthalt geſchaffen; man ſieht darum auch überall zwar Lager von Reiſenden, aber nur ſehr wenig Dörfer und ſelbſt Weiler oder einzelne Häuſer. Indeſſen ändert ſich das Ausſehen indiſcher Landſchaften ſo ſehr nach den Jahreszeiten, daß die hier beſchriebene in der Regenzeit wahrſcheinlich ein ganz anderes Bild darbietet: der durch monatelange Hitze verſengte Raſen ſchlägt nach dem erſten Regenfalle wieder friſch aus, die Bäume bedecken ſich mit dichtem Laube, die ganze Färbung der Landſchaft wird eine andere. So iſt es überall in den Tropen, vornehmlich aber in jenen Strichen Vorderindiens, wo volle acht Monate lang nicht ein Waſſertropfen die Erde netzt, und dann drei bis vier Monate hindurch ſintflutartige Regen ſich ergießen und die Auferſtehung der Vegetation veranlaſſen. Ein Künſtler freilich, wie Bérard, zieht die trockene Jahreszeit vor, welche dieſen Gebieten erſt ihre wahre Harmonie verleiht, Sonnenſtrahlen und prächtige Farbenſpiele.

Endlich war die Vorſtadt von Atak erreicht und mit einem Schlage zeigt ſich zur Rechten eine weite Waſſerfläche, von Sand- und Kiesbänken unterbrochen; deutlich hört man das Rauſchen der Strömung, welche ſich bei Atak zwiſchen den hohen ſchwarzen Bergen des rechten Ufers und der Anhöhe, welche die Feſtung des Ortes trägt, hindurchzwängt. Es ſind die Waſſer des Indus, des fünften und letzten Stromes im Pandſchab, den der Reiſende kennen lernte, und deſſen Quellen weit jenſeits der Rieſenkette des Himalaja auf den kalten Hochlanden Tibets entſpringen.

---

# Reiſen in Arabien.

## Von Charles M. Doughty.

### II.

Zwei Stunden unterhalb el 'Alli liegen die Trümmer einer in dem ganzen Lande berühmten Stadt el Mubbiat, welche nur durch einen niedrigen Gebirgszug vom Wadi Kurra (in welchem el 'Alli liegt) getrennt iſt. Einige letzthin dort gefundene Goldmünzen trugen, wie ich hörte, in kufiſchen Charakteren die Inſchrift la elah illa ullah, ſtammten alſo aus mohammedaniſcher Zeit, zu welcher, ihrem Rufe im Lande nach zu ſchließen, die Stadt anſehnlich geweſen zu ſein ſcheint. Es ſtehen dort noch Reſte von Häuſern aus Lehm, in welchen öfters bakhûr (Weihrauch), wie in Madjin Ṣalih, gefunden wird, der wahrſcheinlich von alten Einbalſamirungen herrührt. Die Thäler im benachbarten Gebirge ſind voll kleiner zerſtörter Städte und Dörfer, die zum Theil nicht unbeträchtlich ſind. Es iſt das nach meiner Anſicht, was Alterthümer anlangt, eines der intereſſanten Gebiete im nördlichen Arabien, und wäre es nicht ſo gefährlich geweſen und hätte ſo abſeits von meiner Route gelegen, ſo hätte ich verſucht, daſſelbe zu erforſchen.

Während ich im Winter von 1876 auf 1877 in Madjin Ṣalih die Rückkehr der Pilgerkarawane erwartete und viele Erkundigungen über die Umgegend einzog, erzählten mir die Araber ſtets zuerſt, daß das ganze Gebiet, ſowie der Seil el-Hedſcher nach dem Wadi el-Humḍ oder, wie andere ſagten, nach dem W. Dſchizzl entwäſſert werde. Weiter erfuhr ich von ihnen, daß W. Humḍ und W. Dſchizzl identiſch ſeien, und daß man unter W. Dſchizzl vornehmlich jenen Zweig verſteht, welcher von el Ferá und der Landſchaft Scheſſa weſtlich von der Harrat el-'Aueirid herabzieht. Wadi el Humḍ kommt, wie man mir ſagte, von Henakieh herab bei Medina vorbei und nimmt bei Hedieh durch das Thal el-Tubbdſch alle Gewäſſer der Harrat Khaibar auf. Er ſoll ſeinen Namen von dem reichlichen Vorkommen des gleichnamigen Wüſtenſtrauches in ſeinem Bette haben, welcher den Nomaden das Hauptfutter für ihre Kameele liefert, wie es ein Vers angiebt, den Sir William Jones in ſeiner Auswahl arabiſcher und perſiſcher Dichter anführt: „el arafedsch en Nedschedi wa el humḍ" (der Wüſtenſtrauch Arafedſch iſt gleichfalls ein vorzügliches Kameelfutter). Das Thalſyſtem des W. el-Humḍ iſt nach Ausſage der Araber

faſt ebenſo groß wie das des W. er-Rummah, deſſen Urſprung in der Harrat Khaibar liegen und welches, zwiſchen Aneiſi und Bereida hindurchziehend, bei Zbeir unweit Bosra in das Euphratthal münden ſoll. W. er-Rummah, das große trockene Thal von Nedſched, kann demnach als natürlicher Zufluß (wenn man dies Wort gebrauchen darf) des Euphrat gelten.

Wadi en Nedſched beſteht in Wahrheit aus zwei Wadis, welche auf den entgegengeſetzten Seiten des zweigipfeligen Berges Schorafat en-Nedſched ſeewärts (weſtlich) der Harrat el-'Aueirid entſpringen, und deren einer in dem Wadi Dſchizzl, deren zweiter nördlich von Wedſchh in das Rothe Meer mündet, ſo daß Leute, welche die ſechstägige Reiſe von el-'Ali nach Wedſchh machen, halbwegs einen Tag im W. Nedſched zubringen.

Bis ſoweit hatte ich über meine Reiſe an meinen Freund, den Orientaliſten Hrn. von Kremer, geſchrieben und das Manuſkript nebſt einem Berichte über Madjin Ṣalih, anderen Briefen und Abklatſchen von Inſchriften durch die in der erſten Februarwoche des Jahres 1877 zurückkehrende Pilgerkarawane abgeſandt; das hätte mich des vorliegenden Berichtes überhoben, wenn nicht dieſe Pakete, die ein türkiſcher Offizier richtig und gewiſſenhaft dem britiſchen Konſulate in Damaskus überlieferte, dort mit Abſicht bis zu meiner Rückkehr uneröffnet liegen gelaſſen worden wären.

Die Karte, welche die Harrat el-'Aueirid und das Seil-Syſtem des Wadi Ḥumḍ enthält, iſt nach rohen Zeichnungen von vertrauenswerthen Nomaden entworfen, welche ſie nach ihrer Weiſe für mich, während ſie ſprachen, mit ihren Kameelſtöcken in den Sand malten. Es iſt eine Kunſt, die man durch Uebung erlernen kann, die Topographie eines Landes von ungeduldigen Nomaden zu erfragen, welche zwar die beſte Kenntniß ihres eigenen Gebietes beſitzen, aber nicht geſchult ſind, darüber hinaus die richtigen Verhältniſſe nach Länge und Breite zu wahren. Gewöhnlich kennen ſie von anderen Landſtrichen nur die Wege der Ghazzus oder Kriegsexpeditionen, auf welchen ſie vielleicht einmal in ihrem Leben geritten ſind, erzählen aber dann nach Hörenſagen weiter, und darin darf man ihnen dann nicht mehr trauen, muß vielmehr durch Kreuz- und Querfragen Verbeſſerungen anbringen und ihre Ausſagen mit einander vergleichen und kontroliren. Oft gehört eine gewiſſe Geſchicklichkeit dazu, ihre koboldartige Bosheit zu durchſchauen, weshalb ich ſelten eine Angabe von Perſonen unſicherer Glaubwürdigkeit oder von mir ganz unbekannten Leuten als richtig angenommen habe. Dann ſtellte ich vieles als Augenzeuge feſt, indem ich faſt ein Jahr lang mit den Nomaden ihre Gebiete durchwanderte. Trotz ihrer Falkenaugen blieben ihnen meine Aneroid-Ableſungen ſtets verborgen. Sie waren aber um ſo mißtrauiſcher hinſichtlich meines Ausfragens, als ich mich offen als Naſſarani (Chriſten) bekannt hatte, was in ihrer wilden Unwiſſenheit zunächſt und bis ſie mich beſſer kennen lernten, ſo viel bedeutete, als einen jener alten Heiden und Miſſethäter, welche nach ihrer phantaſtiſchen Vorſtellung von ihren eigenen Vorfahren aus dem ganzen Lande vertrieben worden waren. Wie ſie glaubten, war ich nicht in guter Abſicht zu ihnen gekommen, ſondern um jene Schätze zu heben, welche meine Vorfahren, die Kafirs, als ſie das Land verließen, verborgen hatten, und über welche ſich in meinen Büchern, die ich vor Aller Augen las, alte Nachrichten fänden; auch meinten ſie, könnte es das Kafir-Volk, deſſen Spion ich ſei, wohl noch jetzt im Sinne haben, ſie mit Krieg zu überfallen und ihnen ihre arabiſchen Wüſten wieder abzunehmen. Solches waren die gefährlichen Anſichten des niedern Volkes. In den Zelten aber war ich durch das alte Ehrengeſetz der Wüſte geſchützt, kraft deſſen ſie auch einen Verbrecher, der Zuflucht unter ihnen ſucht, aufnehmen. So glaubten manche, welche dieſen meinen Fall mit Vorgängen aus ihrem eigenen Leben verglichen, ich müßte wegen irgend einer Blutſchuld zu ihnen geflohen ſein, und die Anweſenheit meiner Perſon, d. h. eines Naſſarani, eines ihrer erblichen Todfeinde, war ihnen ein neues ſonderbares Räthſel; daſſelbe wurde jedoch, als ſie mich erſt beſſer kennen gelernt hatten, meiſt ruhig hingenommen, ſelbſt von den fanatiſcheſten Nomaden und den mir am wenigſten freundlich Geſinnten.

Der in alter Zeit berühmte Wadi 'Aiſe (Ays) nimmt ſeinen Urſprung eine ſtarke Tagereiſe vor Janb'a en-Nakhl und fließt in den Wadi Dſchizzl oder el-Ḥumḍ; in ihm befinden ſich viele Brunnen und Quellen, Dôm-Palmen und Ruinen von Dörfern. Der kleinere Wadi deſſelben Namens oder Wadi el-'Iṣ, welchen die Karte angiebt, iſt ein Seil, welcher auf dem kleinen Dſchebel 'Iṣ entſpringt. Derſelbe liegt zwei Tagemärſche ſüdlich von Madjin Ṣalih und iſt geologiſch merkwürdig, weil er Kalkſchichten zeigt, welche die Sandſteinbaſis überlagern, und welche Mörtel für gelegentliche Ausbeſſerungen des Birket und der Kela'a (Ciſterne und Fort) liefern. Die Vereinigung des von Medina herabkommenden Wadi el-Ḥumḍ mit dem Wadi el-Ḥumḍ oder Dſchizzl, das an der Weſtſeite der Harrat el-'Aueirid und in dem granitiſchen Gebiete Scheffa ſeinen Urſprung nimmt, ſowie die Vereinigung des Wadi 'Aiſe mit dem Wadi el-Ḥumḍ mögen nahezu ſo ſein, wie ich ſie auf der Karte hier dargeſtellt habe; in meinen Papieren habe ich keine beſondere Notiz über die Stelle des Zuſammenfluſſes gefunden und bin darüber in einiger Ungewißheit [1]).

---

[1]) Weitere Erläuterungen zu der hydrographiſchen Skizze des Wadi Dſchizzl = el-Ḥumḍ.

Wadi Rumthâ entſpringt am Fuße der vulkaniſchen Kegel Scheibân und Witter in der Harrat el-Khâderi, fließt oſtwärts und ſcheidet die Weidegebiete der 'Aneze und der Beni 'Atie von einander.

Wadi Gârib iſt der nordöſtliche Urſprung des Wadi el-Ḥumḍ-Dſchizzl. Weſtlich von der H. el-'Aueirid beginnt der Wadi Dſchizzl bei el-Ferâ und nimmt die weſtlichen Seils von den beiden hohen Tehama-Granitbergen Dſchaula und Wuttid auf, weiter abwärts die von el-Dſchau kommenden Seil-Gewäſſer, dann den öſtlichen Wadi Nedſched und vereinigt ſich zuletzt unterhalb Bir el-ghanem mit dem öſtlich von der 'Aueirid herabkommenden Zweige (dem Wadi Gârib). Wadi Dſchizzl heißt auch in ſeinem Oberlaufe, der von el-Ferâ herabkommt, Wadi Nedſchl.

Bei Bir el-ghanem liegt eine zerſtörte Kela' el-Zedſchir; ein Tränkplatz der Nomaden.

Scheffa bezeichnet das ganze Gebiet landeinwärts von Dſchebel Dſchaula und Dſchebel Wuttid bis zur H. el-'Aueirid, welche zuweilen ſelbſt noch mit zu Scheffa gerechnet wird.

Der Weg von Wedſchh nach Tebûk paſſirt die H. el-'Aueirid in el-Dſchau (Mehrzahl Dſchiran, d. i. Tränkſtelle in ebenem Grunde) und erreicht in Kela'at el-aldhar den Derb el-Hadſch.

Wadi 'Aiſe im Dſcheheina-Lande entſpringt einen ſtarken Tagemarſch nördlich von Janba en-Nakhl.

Bedâ: Ruinen mit Dôm-Palmen, dabei ein Zeltdorf der Billi-Araber.

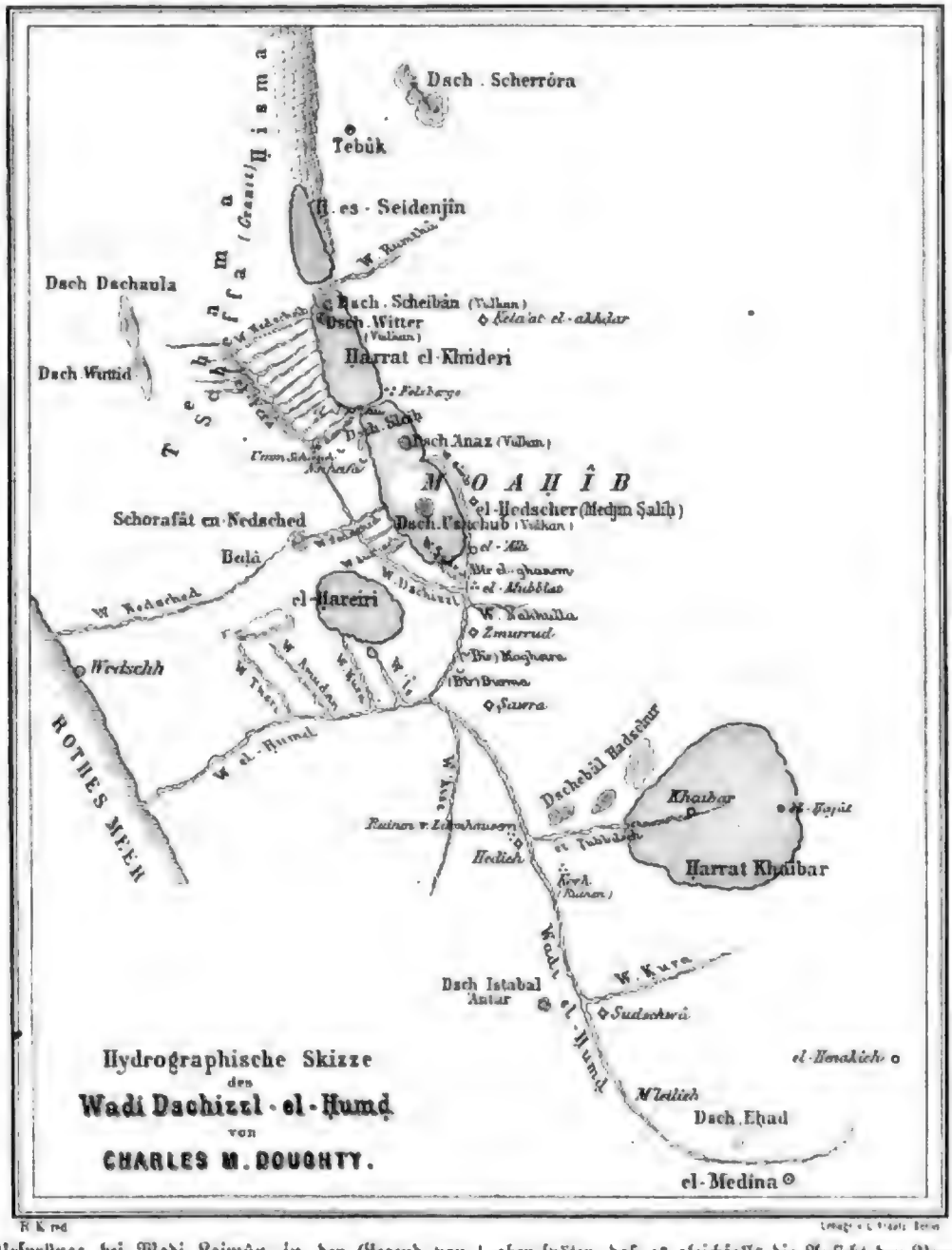
In Wadi Sadr Ruinen eines großen Dorfes.

Dſchebel Uſſchub iſt der hauptſächlichſte Vulkankegel über el-'Ali auf der Harra.

In Wadi Kura, das von der H. el-Hareiri kommt, befinden ſich Reſte eines aus Lehm erbauten Dorfes.

H. el-Hareiri iſt von runder Form, kleiner an Umfang, aber höher als die H. el-'Aueirid.

Als ich ſpäter ſüdoſtwärts reiſte, fand ich durch barometriſche Meſſungen, daß die Harrat Khaibar, deren Höhe in der Mitte 6000 Fuß beträgt, die beiden Syſteme des Wadi-Rummah (Wadi e'-Rumem bei H. Kiepert) und des Wadi el-Humḍ von einander ſcheidet. Der obere Anfang des erſteren findet ſich nach Angabe der Nomaden bei den Dörfern el-Hajat und Howejat, welche am Rande jener Harra liegen, auf den Karten aber noch nicht angegeben ſind. Als ich in Khaibar war, erfuhr ich von einigen Leuten des Stammes Harb, daß Wadi el-Humḍ auch ihren Harb-Diſtrikt zwiſchen den Haramein (d. h. den beiden heiligen Städten Mekka und Medina) entwäſſere, und daß ſeine ſüd-




lichen Urſprünge bei Wadi Laimûn in der Gegend von Mekka liegen. Dies hielt ich anfangs für eine Fabel, fand aber ſpäter, daß es gleichfalls die Anſicht der Nomaden an den Grenzen des Nedſched zunächſt oberhalb des Wadi Laimûn iſt, und es wurde ſowohl durch meine Aneroid-Beobachtungen, als auch durch die Verſicherungen einiger Harb-Araber, Vertrauensperſonen des Scherifs von Mekka, welche ich in et-Tâif traf, beſtätigt. Dieſe gaben an, daß das ganze Grenzgebiet gegen Nedſched nach Medina hin entwäſſert wird, und zwar mindeſtens von der Harrat el-Kes-

Bei Mogheira ein zerſtörtes Dorf und, wie einige behaupten, im Felſen ausgehöhlte Grabkammern. Andere leugnen dies.

Korh iſt das Ruinenfeld einer Stadt, die größer als el-'Ali war.

Jſtabal Antar, ein Berg bei Sudſchwâ. Auf Prof. Kiepert's Karte von Arabien iſt nördlich von Wedſchh ein Fort dieſes Namens verzeichnet.

ſchub an, wo ich die Höhe der Nedſcheb-Ebene zu 65,7 fand. In jener Gegend etwa iſt wahrſcheinlich der Anfang des großen Wadi el-Humd zu ſuchen, wo das Land jährlich von dem Monſun-Regen getroffen wird, welcher gewöhnlich im September zu fallen beginnt und in et-Täif 5 bis 6 Wochen anhält. Dieſer Umſtand tropiſchen Regenfalls ſcheint mir das wüſte Arabien und Arabia Felix in natürlicher Weiſe von einander zu ſcheiden, wie es zu der einfachen, naturgetreuen Anſchauung der Alten paßt. Die Einöde bietet dort dem aus Nord- und Weſt-Arabien kommenden einen neuen wunderbaren, entzückenden Anblick; kein unfruchtbarer harter Boden mehr oder trockene, wie eine Chauſſee ſo ſtaubige Wüſte, vielmehr der Sand angenehm mit Weidekräutern überwachſen, ein Land in der That, das in den Augen der Nomaden von Milch, ihrer Hauptnahrung, fließt, wo ihr Vieh (Kameele, Ziegen und Schaafe) reichliche Nahrung findet und ſich jeden Tag ſchon um Mittag zur Ruhe niederlegen kann. So lieblich aber auch ſolch Anblick einer lachenden Steppe inmitten der ſchrecklichen Wüſten Arabiens iſt, ſo iſt dieſelbe doch keineswegs ſo ſchön und fruchtbar, als etwa Haiden oder ſonſt wüſtes Land in Europa.

An dieſer Stelle will ich leicht und raſch über dieſe Wüſte hinweggehen, deren Durchwanderung von el Hedſcher aus einſt ſo ſchwer und langſam ſich vollzog, bis ich von el-Kaſim zu reden habe. Nachdem ich in Geſellſchaft der Nomaden lange Zeit das ganze Wüſtengebiet von Teimâ und Hedſcher durchwandert hatte bis Dſchebel Irnan, wo ihnen zufolge Nedſcheb, das arabiſche Hochland, beginnt, und bis zum Berge el-Kharram, kam ich nach Goſſar und Häil (66,4). Letzteres, die Hauptſtadt des Reiches des Mohammed ibn-Raſchid, des Fürſten von Schammar, iſt ein Städtchen von 3000 Seelen, wie ich es ſchätze. Goſſar hat etwa ebenſoviel oder wenig mehr Einwohner. Tellal ibn-Abdullah ibn-Raſchid, der erſte Statthalter von Weſt-Nedſcheb, hat ſich, wie man erzählt, in einem Anfalle von Melancholie mit einer Piſtole erſchoſſen, nachdem ihm, wie man vermuthet, bei ſeinem letzten Beſuche der Wahabbi-Hauptſtadt er-Riad, wo er noch alljährlich ſeine Huldigung darbrachte, Gift beigebracht worden war. Ihm folgte ſein nächſter Bruder Metaab nach mohammedaniſcher Sitte als Aelteſter des Hauſes, indem Tellal's heranwachſende Kinder übergangen wurden. Bundur, Tellal's älteſter Sohn, ein hitziger unreifer Jüngling, wollte das nicht leiden und verſchwor ſich mit ſeinem nächſtjüngſten Bruder Béder, als ihr Oheim im zweiten Jahre regierte. Die Jünglinge erſchoſſen Metaab von der Bruſtwehr der Citadelle aus und zwar, da er ein Amulet gegen Blei bei ſich trug, mit einer ſilbernen Kugel, als er nach dem Nachmittagsgebete auf öffentlichem Markte ſaß und Audienzen ertheilte.

Nach ſeinem Tode übernahm Bundur die Würde des Emir und regierte anmaßend und ſtolz. Noch war ſein Oheim Mohammed, Metaab's jüngerer Bruder und Abdallah's Sohn, am Leben, welcher entkommen und bei dem erſten Alarm nach er-Riad zu dem Wahabbi-Fürſten Ibn Saud geflohen war. Bundur ließ ihn zurückrufen und verſprach ihm Sicherheit, wobei Ibn Saud den Vermittler ſpielte. Mohammed kehrte zurück, um ſein früheres Amt als Geleiter der von Perſien über Bagdad kommenden Pilgerkarawane wieder zu übernehmen, welche in letzter Zeit unter dem kräftigen Schutze des Fürſten von Schammar in ziemlicher Stärke durch deſſen Gebiet nach den heiligen Städten wandert. Mohammed, der wieder einmal von Meſopotamien zurückkehrte, wohin er den heimkehrenden Hadſch geleitet hatte, hatte den Auftrag, für des Fürſten öffentliche Küche oder Gaſthalle die jährlich erforderliche Menge von tommen oder meſopotamiſchem Reis nach Häil mitzubringen. Zu dieſem Zwecke miethete er Kameele von den Duſſir-Beduinen, einem entfernt wohnenden Stamme, der weder freundlich geſinnt noch der kräftigen Herrſchaft des Fürſten von Dſchebel Schammar unterworfen war. Als der junge Bundur vernahm, daß ſein Oheim Mohammed mit den Duſſir-Kameeltreibern nahe, ließ er ſeine Stute vorführen, nahm keine andere Begleitung als ſeinen ältern Vetter Hamud, Abeid's Sohn, mit ſich, ließ die Thore der Stadt hinter ſich ſchließen und ritt dem Ankömmling entgegen. Als er ihn traf, fragte er: „Warum haſt Du, Mohammed, die Duſſir, welche doch, wie Du weißt, unſere Feinde ſind, hierher gebracht?“ — „Ich konnte nicht anders, oh el Mohafud“! (o Statthalter!) entgegnete dieſer, „da ich dieſen Deinen Reis mitbringen ſollte und in Meſopotamien keine anderen Kameeltreiber fand.“ Da aber Bundur ein böſes Geſicht machte, gab Mohammed einem Manne, der in ſeiner Nähe ritt, ein Zeichen, ihm ſein Pferd zu borgen, als wenn er ſofort hinreiten und das Abladen des Reis überwachen wollte, ſtieg auf und, als er dicht an Bundur herangekommen war, packt er ihn bei den „Hörnern“, jenen langen gedrehten Locken, wie ſie die Beduinen tragen. „Ach, mein Onkelchen, ach, thue das nicht, Du liebes Onkelchen mein!“ rief Bundur in Todesangſt. „Warum haſt Du denn Deinen Onkel getödtet?“ antwortete Mohammed mit fürchterlicher Stimme, zog ſeinen krummen Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihn Bundur bis an das Heft in den Bauch, daß er ſofort todt niederfiel. Hamud aber galoppirte nach der Stadt zurück, befahl die Thore geſchloſſen zu halten und rief: „Ein Raſchidi (Mitglied der fürſtlichen Familie Ibn-Raſchids) hat den andern getödtet! Daß keiner ſich von ſeiner Stelle rühre oder ſeine Stimme erhebe, oder ich werde ihm den Kopf abſchlagen mit dieſem Schwerte hier, bei Allah!“

Inmitten dieſer allgemeinen Beſtürzung wurden auf Mohammed's Befehl alle Kinder ſeines Bruders Tellal eines nach dem andern ergriffen und nebſt ihren Sklaven abgethan, weil dieſelben, wenn ſie am Leben geblieben wären, verpflichtet geweſen wären, die jungen Prinzen, die Söhne ihres Herrn oder „Vaters“, zu rächen. Im Ganzen wurden auf dieſe Weiſe etwa 20 Perſonen in jungen Jahren umgebracht und lagen im Grabe, ehe noch die Sonne zum zweiten Male aufging, wo Mohammed unter der Beſtürzung und den Beglückwünſchungen der Angeſehenſten des Volkes die Herrſchaft übernahm. Das war der Mann, den ich als Fürſten in Häil vorfand, ein Mann von großen Fähigkeiten, der als Privatmann ſtets ehrenhaft geweſen wäre. Ein böſer Unſtern, die vorgebliche Blutrache, Furcht für ſein eigenes Leben und ehrgeizige Abſichten, durch ſchreckliche Nothwendigkeit angetrieben, hatten ihn dahin gebracht, ſein Glück mit dem Blute ſeiner Verwandten zu erkaufen. An dem Bettlerhof dieſes verwandtenmörderiſchen Beduinenfürſten war ich ſtets ein ſehr ſchlechter Höfling. Ich hatte ihn mit dem mohammedaniſchen Friedensgruße angeredet; aber er, der fromme Mörder, ſpielte den Fanatiker und wollte als Muſelmann dem Chriſten dieſen Gruß nicht zurückgeben. Ich meinerſeits wollte mich in meinem Gewiſſen nicht zur Nachgiebigkeit bequemen und kümmerte mich nicht um die drohenden Blicke, die der mächtige Mann bis zu blutdürſtigem Grimme zu ſteigern ſich geübt hatte.

Als ein fanatiſcher Rechtsgelehrter gleichfalls die chriſtlichen Nationen, ihren Glauben und ihre Wiſſenſchaft beſchimpft hatte, tadelte ich denſelben ſcharf und wies ihm nach, daß er faſt in ebenſo finſterer Unwiſſenheit lebte, wie die unvernünftigen Thiere. So hätte ich mir faſt die Un-

gnade des von böswilligen Fanatikern umgebenen Emirs zugezogen; ich wurde aber damals geſchützt durch Salz und Brot, d. h. durch die Gaſtfreundſchaft Hamud's, des toleranten Sohnes des Abeid, welcher jetzt der zuverläſſige Verbündete ſeines Vetters, des Emir, war. Bundur's Schickſal war, wie manche glauben, zwiſchen beiden vorher verabredet worden.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Hâil, wo ich noch verweilte, um ein Kind Hamud's zu kuriren, kam daſelbſt die perſiſche Pilgerkarawane auf ihrem Zuge von Meſopotamien nach Mekka an. Sie hielt ſich ein bis zwei Tage auf, und ich beſuchte ihr Lager, als ſie gerade aufbrechen wollte. Da redete mich ein junger Mann, den ich ſchon an ſeiner Phyſiognomie als Fremden erkannt hatte, an und theilte mir zu meinem Erſtaunen alsbald mit, daß er auch ein Europäer und zwar ein Italiener ſei. Da wir uns in einem gefährlichen Lande befanden, ſo fragte ich ihn nach ſeinem Namen und nannte ihm den meinigen, damit, wenn einer von uns glücklich heimkehrte, und der andere nicht, jener den Freunden des andern dieſe Nachricht bringen könnte. Er nannte ſich Francesco Ferrari aus Piemont, war, wie er erzählte, ſehr jung nach Meſopotamien gekommen, hatte ein mohammedaniſches Kolleg beſucht, war in acht Jahren ein vollendeter Arabiſt geworden und bekannte ſich äußerlich zum Islam. Jetzt machte er unter dem Schutze ihm befreundeter, ehrenwerther Perſonen die Pilgerreiſe und wollte dann mit der heimkehrenden ſyriſchen Karawane nach dem Mittelländiſchen Meere zurückgehen.

Ich hatte ſchon länger als einen Monat in Hâil zugebracht, wo ich dem blutigen ungeduldigen Emir ein Dorn in der Hand und den böswilligen Fanatikern ein Schrecken war, doch ſtets von der beſſern Klaſſe Leute heimlich begünſtigt wurde. Als Hamud's Kind ſchließlich in der Geneſung begriffen war, erklärte ich, daß die Zeit für meine Abreiſe gekommen ſei, und bat ihn, daß er mich ſicher nach Khaibar ſenden wolle. Er rieth mir von dieſer Reiſe ab und meinte, ich würde nicht leicht von dort zurückkehren, da das Klima der Khaibar-Thäler ſehr gefährlich ſei, und wenn ich von dort weiter reiſen wollte, ſo könnte ich ſchwerlich irgend wo anders hin gehen, als nach el-Medina. Der Emir ließ mir durch den Befehlshaber ſeiner Leibwache ſagen, daß er mich ſchicken würde, wohin ich immer wünſchte, nach jedwedem Orte, den ich nennen möchte. Ich antwortete aber: „Khaibar", was ihm mißfiel, da daſſelbe einen Hauptbeſtandtheil ſeines Reiches gebildet hatte, den er kürzlich an die Regierung von el-Medina verloren hatte. Da ich ſchon faſt zu lange in Hâil verweilt hatte, ſo beeilte man ſich, mich, den Ungläubigen, fortzuſchaffen, und zwar in gewaltſamer und verrätheriſcher Weiſe, indem man mir nicht geſtattete, ein paar Tage länger auf eine ſichere Gelegenheit zu warten. Denn ich wurde, wie ich allerdings erwartet hatte, bei den erſten Nomadenzelten, die wir antrafen, von denen, die mich ſicher geleiten ſollten, verrathen und verlaſſen. Indeſſen dieſe Nomaden, Heteim ihrem Stamme nach, ſtanden nicht an, mich für Entgeld weiter nach Khaibar zu ſenden, einem Punkte, welcher zu jeder Zeit über die rauhe und in der damaligen Winterzeit ganz verlaſſene Harra hinweg ſchwierig zu erreichen iſt und ſonſt beſtändig von feindlichen Ghazzus durchzogen wird. Ich hatte freilich nahezu ein volles Jahr mit meinen mancherlei Verſuchen, Khaibar zu erreichen, gebraucht. Von den türkiſchen Behörden in Khaibar (68,5) feſtgenommen, wurde ich $2^1/_2$ Monate lang bewacht und war die ganze Zeit gefaßt, von dieſen Schuften zur Hinrichtung hinausgeführt zu werden, angeblich wegen meines Unglaubens, in Wirklichkeit aber, damit ſie nach meinem Tode ſich meiner geringen Habe bemächtigen könnten; allein ein angeſehener Mann im Orte, von el-Medina gebürtig, nahm ſich meiner an und ſchützte mich vor dem blutdürſtigen Fanatismus des Pöbels. Schließlich wurde ich auf Befehl des Gouverneurs von Medina, Sabri Paſcha (augenblicklich Finanzminiſter in Konſtantinopel), in Freiheit geſetzt und kehrte unter großen Schwierigkeiten nach Hâil zurück, da kein anderer Ausweg von Khaibar ſo ſicher war. Als ich ankam, war der Emir auf einem Kriegszuge im Norden abweſend, und ſo geriethen die wenigen gefährlichen, fanatiſchen Leute von Neuem in Wuth, daß der Kafir zu ihnen zurückgekehrt war, und jammerten, daß der verfluchte Naſſarani nie umkommen würde, da er nicht einmal durch die peſtilentialiſche Luft von Khaibar ſein Leben verloren hätte. Der Sklave[1]) alſo, welchen der mit Hammud und allen ſeinen Streitkräften zum Kampfe abweſende Emir zurückgelaſſen hatte, um Ordnung in Hâil zu halten, jagte mich am folgenden Tage zur Stadt hinaus und befahl den mich begleitenden Beduinen, mich wieder nach Khaibar zurückzubringen, ohne ſich an das Empfehlungsſchreiben zu kehren, welches ich von dem wohlwollenden Gouverneur von el-Medina an den Emir mitgebracht hatte. Als ich nun wieder durch die Wüſte zurückkehrte, wurde ich von meinen doppelt beſtochenen Führern wiederum im Lande der Heteim verlaſſen.

Ich wollte nun durch die Landſchaft el Kaſim gehen. Jene Heteim ſchickten mich zu Nachbaren der Harb, Arabern von Haramein (Mekka und Medina), die für ſehr fanatiſch gelten, wo ich aber allen Gefahren entrann und Mittel und Wege fand, nach Bereida zu reiten. Am ſelben Abende, als ich ankam, wurde ich dort beraubt, und als ſich das böswillige fanatiſche Volk am nächſten Tage tumultuariſch zuſammenrottete, befand ich mich in größerer Gefahr, als jemals ſonſt. Wider ſeinen Willen errettete mich der anweſende fanatiſche, aber politiſche Emir aus ihren Händen und ſchickte mich auf den Weg nach Aneiſi, aber mit dem geheimen Befehle an die Kameeltreiber, mich in der Nähe jenes Ortes in den Palmenwäldern am Wadi er-Rummah zu verlaſſen. Und ſo geſchah es auch; allein ich fand glücklicherweiſe einen Mann, welcher gegen Entgelt mein Gepäck auf ſeinem Eſel nach Aneiſi ſchaffte. Die Entfernung zwiſchen Bereida und Aneiſi (69,3) beträgt nur 10 bis 11 (engl.) Meilen; zwiſchen den beide Städte umgebenden Palmen liegen aber nach meiner Anſicht kaum 6 Meilen Nefûd (Sandwüſte), durch welche, indeſſen näher an Aneiſi, das Wadi er-Rummah ſich zieht (auf keiner Karte genau, ſondern nur vermuthungsweiſe angegeben); in demſelben treten einige ſchwache Quellen braliſchen Waſſers zu Tage, und ich ritt dort über einige ſchwache, fließende Waſſertümpel.

Bereida hat nach meiner Schätzung ſchwerlich mehr als 5000 Einwohner, während Aneiſi, eine ſelbſtändige Stadt, welche ſich in den letzten 15 Jahren ſehr vergrößert haben ſoll, über 7000 Seelen zählt. Dieſe beiden großen Städte ſind ſchlechte Nachbarn und, da Bereida die Partei Ibn-Raſchid's ergriffen hatte, einander faſt feindlich geſinnt; obwohl ſie nur eine Stunde Reitens von einander entfernt ſind, fand damals doch nicht der geringſte Handelsverkehr zwiſchen ihnen ſtatt. Die Bewohner beider Orte, welche daheim und in der Fremde Handel treiben, Karawanen ausſenden und in Syrien, Meſopotamien, Mekka und Medina unter dem Namen el-'Aſeil bekannt ſind, ſind gleichſam

[1]) Sklaven-Bruder d. i. in ſeines Vaters Hauſe von einer Sklavin geboren oder mit ihm aufgewachſen.

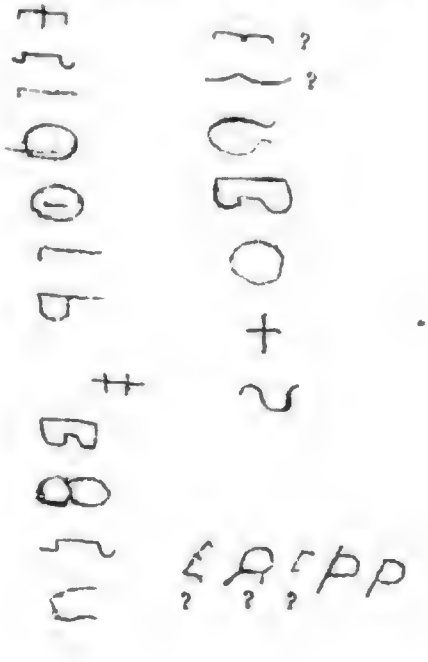
die Lombarden der arabiſchen Halbinſel. Aneiſi iſt ein hübſcher, freundlicher Ort; doch hängt faſt die Hälfte ſeiner Bewohner dem alten fanatiſchen Wahabitenthume an. Daſſelbe war es auch, wodurch ich nach einiger Zeit aus der Stadt getrieben wurde; der Emir Zamil ſah ſich genöthigt, mich zur Nachtzeit nach Chubbera zu ſenden. Indeſſen wurde ich durch die Dazwiſchenkunft meiner Freunde von dort reclamirt und am dritten Tage nach Aneiſi zurückgebracht. Es waren das gereiſte Leute und gehörten zu jenen reichen Kaufleuten, welche in Dſchidda und Bosra am Perſiſchen Meerbuſen Niederlaſſungen haben, Männer von freiſinniger Denkungsart und ſehr geneigt, den „Ingleiſi“ zu unterſtützen und ihm tolerante Gaſtfreundſchaft zu gewähren, obwohl ſie ſehr überraſcht waren, mich dort zu ſehen. Trotzdem wurde es mir nicht erlaubt, die Stadt wieder zu betreten; vielmehr wurde ich nach einer 2 engliſche Meilen vor der Stadt gelegenen Palmpflanzung gebracht, wo ich nahezu weitere zwei Monate verweilte. Es war jetzt Hochſommerszeit und ich wartete auf die Butter-Karawane nach Mekka. Tamil wollte mich nach er-Riad oder nach dem Perſiſchen Meerbuſen ſenden, oder wohin ich ſonſt wollte; ich aber wählte die Straße nach Dſchidda, damit ich unterwegs das andere große vulkaniſche Gebiet, von welchem ich damals gehört hatte und welches unter dem Namen Harrat el-Kuſchub zuſammengefaßt wird [1]), kennen lernte und die Höhe und Abdachung des großen Wüſtenſtriches zwiſchen el-Kaſim und et-Tâif beobachten könnte. Dies, wie ich vorausſah, eine gefährliche Reiſe, da ich in der Nähe von Mekka vorbeikommen mußte, wurde mir zugeſtanden. Ich übergehe die Einzelheiten derſelben bis zu meiner Ankunft in et-Tâif an dieſer Stelle und ſchiebe die Beſprechung der Harrat el-Kuſchub bis dahin auf, wo ich die Geologie Weſtarabiens und des vulkaniſchen Gebietes im Allgemeinen behandle.

In et-Tâif zeigte man mir drei rohe Steinidole der altarabiſchen Gottheiten el Uzzah, el Hubbal und el Latah; es ſind mächtige, unbearbeitete Blöcke des gewöhnlichen grauen Granites, welche wahrſcheinlich lange, bevor das Menſchengeſchlecht auf Erden lebte, von den Bergen herabgerollt ſind und an ihrer jetzigen Stelle gelegen haben. Das gemeine Volk ſoll dieſelben, wenn auch nicht öffentlich, mit abergläubiſcher Scheu betrachten, und es giebt noch jetzt Leute, welche heimlich zur Nachtzeit hingehen und ſich an dieſen ehrwürdigen heilkräftigen Steinen reiben. Man findet gewöhnlich in den Landſchaften Arabiens, jedoch außerhalb des Bereiches der reformirten oder wahabitiſchen Lehre, und ſelbſt in Syrien, etliche ähnliche Ueberreſte des alten Heidenthums; was ich davon unter den Beduinen Weſtarabiens, unter denen ich lebte, beobachtet habe, will ich hier mittheilen.

In dieſen Gegenden giebt es gewiſſe menahil (Plur. von menhel, eigentlich ein Platz, wo man zum Waſſer hinabſteigt) el melûk, ſo zu ſagen Plätze, wo der Geiſt der Luft oder Engel herabſteigen. Der menhel iſt gewöhnlich ein Strauch oder ein Baum, um welchen Leute, die ſich noch am Leben befinden, mitunter geſpenſtiſche Reiter haben herumjagen ſehen, und wo man bei Nacht oft das Geräuſch und die Muſik eines Elfentanzes hört. Wenn abergläubiſche Nomaden auf ihren Wanderungen an eine ſolche Stelle kommen, ſo opfern ſie dort ein Schaf oder eine Ziege. Ein Kranker, der unter ſolch heiligem Baume ſchläft, iſt ſeines Uebels ledig, wann er am nächſten Morgen erwacht, ſchläft aber ein Geſunder daſelbſt, ſo erhebt er ſich Morgens als ein gebrochener Mann und wird ſchwerlich je wieder geſunden. Ich hatte einmal einen Billi-Beduinen in der Kur — denn ich ſpielte in Arabien den Hakim (Arzt) —, deſſen Freunde ſeine Krankheit nur auf eine ſolche Urſache zurückführten. Es giebt unter den Beduinen verſtändigere Männer, welche in ihrem Innern dieſe alten Gebräuche als thörichten, eitlen Aberglauben tadeln; andere haben zum Spott jene Bäume mit Feuer und Schwert verſtümmelt. — „Aber,“ ſagen die Beduinen, „wir haben dieſe binnen kurzer Zeit elendiglich umkommen ſehen, ſie ſowohl, wie ihr Vieh.“

Unter dieſen geheiligten Stätten ſah ich einen Hain wilder Feigenbäume, „Hamâta“, im Wadi Thirba (unweit Medjin Ṣalih) und eine heilige Talh- oder Gummi-Akazie in Medjin Ṣalih ſelbſt. Als ich von demſelben ohne weitere Ueberlegung einige Zweige zu Zeltpflöcken abhauen wollte, lief ein mir befreundeter Beduine herzu, umarmte und bat mich, ſofern mir meine Geſundheit lieb wäre, davon abzulaſſen und den geheiligten, unheilbringenden Baum nicht zu beſchädigen. Da bemerkte ich erſt, daß die Beduinen Ziegenhörner und andere werthloſe Dinge in ſeinen Zweigen aufgehängt hatten, und daß von ſyriſchen Pilgern Nägel in den Stamm eingeſchlagen worden waren. Denn die Verehrung von Hainen und Bäumen iſt noch heutigen Tages unter dem Volke in Syrien lebendig, wie z. B. im Wadi Barrada unweit Damaskus, wenn ſie auch wenig beachtet wird, und findet ſich mehr oder weniger in allen arabiſchen Ländern.

Die Inſchrift in himjaritiſchen Buchſtaben, welche Profeſſor Sprenger im „Globus“ XXXVII, S. 202 erwähnt hat, und die ſich zwiſchen Kurn el-menazil oder es-Seil und et-Tâif an der Gebirgspaſſage Ria ez-Zellâla findet, ſteht über dem Abbilde einer menſchlichen Geſtalt und iſt undeutlich mit einem Steine in einen Granitblock eingeritzt. Die Buchſtaben, wie ich ſie bei meinem Beſuche dort im Scheine der Sonne erkennen konnte, ſind, wie unten folgt. Der



[1]) Die Araber zeichneten mir die Harrat Beni 'Abdillah nebſt der H. Turra, welche ſo ſcharf und zerriſſen iſt, daß nur Eſel, aber nicht Kameele ſie paſſiren können, ferner H. Keſchub, 'Altiri, 'Ateiſa und Seina als eine lange ununterbrochene Zone in den Sand, gaben aber ſchließlich zu, daß zwiſchen ihnen Lücken und Ebenen exiſtirten.

größere Theil der himjaritiſchen Inſchrift iſt ſenkrecht geſtellt, und das iſt, wie ich fand, das Gewöhnliche in den nordweſtlichen Landſchaften Arabiens.

Die menſchliche Figur iſt nur bis zum Gefäß abwärts dargeſtellt und hält einen Kameeltreiber-Stock in der Hand. Ein zweites, bei den Nomaden berühmtes Bild ſah ich bei dem See Ibba Moghair zwiſchen Teimâ und dem Berge Irnân; ein drittes, welches ich nicht geſehen habe, befindet ſich nach Angabe der Beduinen bei Siddût unweit Palmyra. Die beiden letzteren ſtellen nach ihrem Glauben den berühmten Abu Zaid vor.

Von dem Himjariſchen habe ich bisher nicht mehr ſtudirt, als daß ich die vielen Inſchriften, die ich auf den Felſen Nordweſt-Arabiens ſah, abzuſchreiben pflegte, und hinſichtlich des Literar-Arabiſchen, welches ich aus Abneigung nur obenhin kennen lernte, laſſe ich mich von den ſtudirten Orientaliſten Europas ſtets willig belehren. Wollte mich aber irgend wer in Sachen der Nomaden-Geographie berichtigen, ſo kann er ſich doch nur auf ſeine Bücher ſtützen, um die Natur zu verbeſſern. Es wäre mir zu mühſelig und, glaube ich, ein vergebliches Unternehmen, aus der unendlichen Maſſe von Literatur die weiſen Ausſprüche, die ſchwächlichen Phantaſien und mangelhaften Beobachtungen der eitlen arabiſchen Autoren herauszuſuchen. Es möge mir genügen, mit größerer Freiheit auf Grund deſſen zu ſprechen, was ich mit meinen Augen geſehen habe, auf Grund von vielleicht tauſend barometriſchen Beobachtungen und der Ausſagen der glaubwürdigſten Beduinen. Denn es liegt auf der Hand, daß Niemand Arabien beſſer kennen kann, als dieſe Nomaden, welche ſo zu ſagen Landſchifffahrer ſind, welche alle Zufälligkeiten des Terrains, wie Seils (Betten von Gießbächen), Berge, Abfall des Bodens ꝛc., ebenſo fleißig beobachten, wie Seeſchiffer die Ebbe und Fluth, Strömungen, Anzeichen des Wetters oder die Sternbilder zu ihren Häuptern.

Ich habe nun im Allgemeinen von der Geologie Weſtarabiens und von den Harrats oder großen vulkaniſchen Gebieten zu reden. Der geologiſche Aufbau der arabiſchen Halbinſel iſt in ſeiner Einfachheit echt arabiſch. Sie iſt im Großen das, was man im Kleinen ſchon an der Sinai-Halbinſel ſehen kann: eine Grundlage kryſtalliniſcher, granitiſcher Formationen, darüber Sandſteine, und auf den Sandſteinen lagert Kalk. Die älteſten Baſalte der Harrats oder Lavafelder in Arabien (arabiſch Sing. harrah, Plur. ahrar oder harrar) haben ſich im Gebiete von Mekka und dem benachbarten Nedſcheḍ, Harrat el Kuſſchub, über die kryſtalliniſchen, plutoniſchen Geſteine ergoſſen. Die große Harrat Khaibar und Harrat el-'Aueirid ſind Baſalte und Laven, welche Sandſteine überfluthet haben. In der Belka oder Dſchebel Scherra ſind die Baſalt-Eruptionen durch die obere Kalkſteinkruſte hindurchgebrochen. Die Harrats 'Aueirid, Khaibar und el Kuſſchub habe ich voll vulkaniſcher Kegel (Hilliân) und Krater gefunden, dergeſtalt, daß ich, als ich mit den Nomaden auf 'Aueirid umherzog, zu gleicher Zeit ringsum an 30 Hillahs im Geſichtsfelde zählte. Der größte derſelben oder, wie die Araber ſagen, „hillah ſcheikh“, Dſchebel Anaz, läßt ſich meiner Anſicht nach mit dem Gipfel des Veſuvs oberhalb des Obſervatoriums vergleichen. Ueberall ſah ich Obſidian, Tuff, Säulenbaſalt, Baſaltflüſſe unter der Lava, Bimsſtein und aſchenähnliche Laven, welche, obgleich man ſie für ganz junger Entſtehung halten möchte, doch in jener reinen trockenen Atmoſphäre unendliche Zeiträume faſt unverändert überdauert haben mögen. Und dennoch giebt es Thäler, wie Wadi Thirba und Schellal, welche 600 bis 700 Fuß tief in den Baſalt der Harrat el-'Aueirid eingegraben ſind, während in dem nahen Medjin Ṣalih die in den weichen Sandſteinfelſen eingeritzten Inſchriften ſich ſchon weit länger als 1000 Jahre erhalten haben. Die Nomaden werden ſagen, daß jene baſaltiſchen Felſen ausſehen, als hätten ſie gebrannt; allein irgend welche Ueberlieferung über thätige Vulkane habe ich nicht gefunden, und in den Ortſchaften waren Erdbeben nur dem Namen nach bekannt und ſind nie verſpürt worden. Doch iſt es hiſtoriſch, daß im erſten Menſchenalter nach Mohammed ein vulkaniſcher Ausbruch in der Ahrar el-Medina, welcher für die benachbarten Städter minnter ein Gegenſtand des Schreckens geweſen iſt, ſtattgefunden hat.

Vorher hatte ich die Lava-Eruptionen des Wadi Arabah, die am Todten Meere und im Jordanthale nebſt denen in Idumaea, el Belka und im Hauran kennen gelernt. Als ich dann Arabien betrat, fand ich eine kleine Harra am Abſtieg Akaba und vulkaniſches eruptives Geſtein und vulkaniſches Geröll längs der Pilgerſtraße bis Tebûk hin, ferner die erſtaunliche Harrat el-'Aueirid nebſt der kleinen Harra oder el Harreiri und ſodann die große Harrat Khaibar. Namen und Lage des Ahrar el-Medina habe ich nach den Angaben jenes edlen Mannes, der mich ſo lange in Khaibar beſchützte, verzeichnet. Als ich darauf vom mittleren Nedſcheḍ kommend über die großen Harrats nach dem Diſtrikte von Mekka reiſte, paſſirte ich el-Kuſſchub, el'Aſchîri, Ateiſa u. ſ. w. Die Harrats Dſcheheina und Rodwa fügte ich nach Mittheilungen befreundeter Araber, welche ſie geſehen hatten, hinzu. So finde ich, daß ſich eine große, vulkaniſche Zone durch die arabiſche Halbinſel von Palmyra bis Mekka hinzieht und ſich von dort wahrſcheinlich in den vulkaniſchen Inſeln des Rothen Meeres bis Perim und Aden fortſetzt. Einige derſelben haben vorüberfahrende Schiffskapitäne den „Sailing Directions“ zufolge mitunter Feuer und Rauch ausſtoßen ſehen.

So habe ich kurz zuſammengefaßt, was nach meinem Dafürhalten für gelehrte Geographen und Orientaliſten von meinen Reiſen in Arabien von augenblicklichem Nutzen ſein dürfte. Ich könnte ein andermal einige weitere Mittheilungen über dieſelben veröffentlichen. Falls ſich dann einige geringe Aenderungen der hier angegebenen Höhen ergeben, ſo liegt der Grund darin, daß ich vorſtehenden Artikel fern von der Mehrzahl meiner Aufzeichnungen geſchrieben habe, weshalb ein Theil der Höhen hier nur nach einer einzigen Beobachtung gegeben ſind. Deshalb werde ich bei größerer Muße das Mittel aus vielen Beobachtungen an einem und demſelben Orte, wo ich längere Zeit verweilt habe, berechnen, wie z. B. für Medjin Ṣalih aus mehr als 100 Ableſungen.

Was die Sand- und Kalkſteine Arabiens anlangt, ſo ſcheinen letztere den Kalken Englands („the chalk“) ſo ziemlich gleichartig zu ſein. Die Sandſteine halte ich deshalb jetzt für identiſch mit dem engliſchen „greensand“ und die arabiſchen Nefuds (tiefe Sandwüſten) für Gürtel oder Zonen von „greensand“.

Unter den Thieren der Halbinſel findet ſich eine dem Zoologen bisher unbekannte Antilope, welche die Araber „wilde Kuh“ (Bakr el-Wahaſchi) nennen, die Beduinen aber eigentlich el oḍiâhi; ich habe ihre langen, geraden, einhornähnlichen Hörner mitgebracht und habe in Hâil ein ſolches Männchen und ein Weibchen lebend geſehen. Dieſes ſchöne Thier lebt in dem waſſerloſen ſandigen Gebiet der Scherrarat-Nomaden im weſtlichen Arabien und im Süden in dem ſandigen Lande der Kahtan und anderer Nomaden am Wadi Dauâſir und darüber hinaus.

Was den Sultan der Wahabbis anlangt, ſo war deſſen Macht, als ich Arabien betrat, kürzlich gebrochen. Söhne Feiſal's waren Abdullah und Daud der jüngere. Da Abdullah bei ſeines Vaters Tode ſuccedirte, zog ſich Daud, darüber unzufrieden, nach Wadi Dauaſir[1]) hin zurück, ſammelte dort eine Schaar Männer aus dem Süden, zog damit gegen er-Riad, verjagte ſeinen Bruder und übernahm die Würde ſeines Vaters. Abdullah aber, der Flüchtling, zog mit den Beduinen umher. Daud wurde dann die Urſache des Verfalles der Wahabbi-Macht, und zwar auf folgende Weiſe. Er verſammelte alle ihm untergebenen Beduinen, um ſie nebſt ſeinen eigenen Leuten zu einem Ghazzu gegen den großen Beduinenſtamm Ateiba zu führen, welcher in allen Lagen der treueſte Verbündete und Beſchützer ſeines Bruders Abdullah war. Beim erſten Zuſammenſtoße aber wich ſeine Abtheilung der Kahtan, welche jederzeit die verrätheriſchſten unter allen Beduinen waren, plötzlich zurück, kehrte die Waffen gegen ihn, fing in einem Augenblicke alle ſeine Pferde ein und ritt damit hinweg. Dieſer unerſetzliche Verluſt machte an jenem Tage der berühmten und ein Jahrhundert alten Herrſchaft der Wahabbi ein Ende. Daud wurde von den tapferen Ateiba geſchlagen, büßte ſein ganzes Gepäck und ſeine Zelte ein und kehrte, nachdem er alles verloren, durch die Wüſte nach er-Riad zurück, wo er noch zwei Jahre lebte und dann an einer Krankheit ſtarb. Nun kehrte Abdullah friedlich zurück, und herrſchte über ſein verkleinertes, faſt vernichtetes Reich, welches jetzt nur auf einige nahe Dörfer beſchränkt war. Alle Städte weigerten ſich, ihm unterthan zu ſein oder noch länger Tribut zu zahlen, alle Beduinenſtämme fielen von ihm ab, ihm aber fehlte die Macht, ſich jene wieder zu unterwerfen, und ſo verfiel das Nomadenland wieder in ſeine frühere Wildheit und Unſicherheit.

[1]) Wadi Dauaſir oder el-Aflaadſch liegt ſüdweſtlich von er-Riâd, der Hauptſtadt von Nedſched, und iſt derjenige Theil Arabiens, welcher vor allen unterſucht zu werden verdient und eines kühnen Reiſenden wie Doughty harrt. Wie uns Herr Prof. Sprenger ſchreibt, wäre der geeignetſte Ausgangspunkt für eine Reiſe dorthin Baghdad, in deſſen weſtlich vom Tigris gelegenen Stadttheile man ſtets viele Geſchäftsleute aus dieſem Lande findet, die zwar fromme, aber nicht übermäßig fanatiſche Menſchen ſind. Red.

# Die Deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte bei Vollendung des erſten Decenniums ihres Beſtehens.

## II.

In ſehr erfreulichem Fortſchreiten iſt auch der unter der Redaction von Schaaffhauſen in Bonn ſtehende Geſammtkatalog des in den Sammlungen der deutſchen Univerſitäten und in den Muſeen der größeren Städte Deutſchlands ſowie in verſchiedenen Privatſammlungen vorhandenen anthropologiſchen, ethnologiſchen und urgeſchichtlichen Materiales begriffen. Vier Hefte liegen davon bereits gedruckt vor uns, und zwar die anthropologiſche Sammlung des anatomiſchen Muſeums der Univerſität Bonn, die von Blumenbach gegründete anthropologiſche Sammlung der Univerſität Göttingen, die anthropologiſchen Sammlungen der Univerſität Freiburg im Breisgau ſowie die anthropologiſchen Sammlungen zu Königsberg in Oſtpreußen, welche ſich ſowohl bei der königlichen anatomiſchen Anſtalt, wie im Beſitz der königlich phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft, und in der Alterthumsgeſellſchaft „Pruſſia“ befinden, umfaſſend.

Bereits auf der Anthropologen-Zuſammenkunft zu Göttingen war es als wünſchenswerth bezeichnet worden, daß einige Bearbeiter der vergleichenden Anthropologie ſich vereinigten, um über möglichſt gleichmäßige Methoden ſowohl der Meſſungen, als der Darſtellungen verſchiedener Art ſich zu beſprechen, wie denn auch von der kraniologiſchen Kommiſſion ein übereinſtimmendes Meßverfahren angeſtrebt worden iſt. Wie wenig aber damit erreicht worden iſt, davon legen ſchon die bis jetzt gedruckten Hefte ein beredtes Zeugniß ab, ſie ſind ein neuer Beweis für die deutſche Einigkeit, der uns zum Geſpött des Auslandes machen wird. Wie ſoll aber im Großen Einmüthigkeit hergeſtellt werden, wenn dieſelbe auf dem kleinen, doch nur von vernünftigen Menſchen, denen der Eigenſinn fremd ſein ſollte, bebauten Gebiete der Kraniologie nicht zu erzielen geweſen iſt.

Viel und reiches Material liegt auch für den Katalog, dieſes große Sammelwerk von ebenſo praktiſcher wie wiſſenſchaftlicher Bedeutung, vor. So iſt auch ſchon der Darmſtädter Katalog vollſtändig fertig gedruckt, iſt aber noch nicht ausgegeben. Weitere Publikationen werden folgen, ſie liegen theils ſchon im Manuſkript vor, theils ſind ſie in der Bearbeitung, ſo daß in ungefähr zwei Jahren Schaaffhauſen das große Unternehmen zum Abſchluß zu bringen gedenkt. Wünſchen wir ihm und der Geſellſchaft Glück dazu, wobei wir aber den maßgebenden Perſönlichkeiten doch nochmals recht dringend ans Herz legen möchten, wenigſtens bei den nunmehr in Angriff zu nehmenden Arbeiten, ſowohl was die Schädel- als die Skelet- und Körpermeſſungen betrifft, ein nach gleichen Principien feſtgeſtelltes Verfahren einzuſchlagen. Sollte dies der Autorität Virchow's, der doch ſchon ganz andere Dinge durchgeſetzt hat, zu bewirken nicht möglich ſein? Selbſt eine weniger vollkommene Methode, wenn ſie nur allgemein befolgt wird, iſt werthvoller und von größerer praktiſcher Bedeutung, als die vollendetſte, die nur ein pium desiderium iſt und als Ideal vorſchwebt, aber nicht greifbar iſt.

Mit dem Ausdruck des nicht ganz Befriedigtſeins ging Fraas an die Berichterſtattung über den Stand der deutſchen prähiſtoriſchen Karte. „Ich muß — bemerkte er nicht ohne eine gewiſſe Bitterkeit und Mißſtimmung — nun bei der dankbarſten Anerkennung der vielen mühevollen Arbeiten, welche einzelne Mitarbeiter der Karte zugewandt haben, leider mit dem Bekenntniß beginnen, daß die Mehrzahl der darum angegangenen Mitglieder im Laufe der hinter uns liegenden ſieben Jahre noch nicht die Zeit gefunden haben, ihre Einträge in unſere Sammelkarte zu machen.“ Doch Fraas iſt auch gerecht und erkennt die Schwierigkeiten, die entgegenſtehen und nicht geringe ſind, vollkommen an. Nicht der Nachläſſigkeit oder Gleichgültigkeit ſchreibt er die „tabula rasa“ unſerer Karten zu, ſondern der Mangelhaftig-

keit unſeres Wiſſens und dem berechtigten Zweifel über die archäologiſche Deutung einer ganzen Reihe von Funden, wobei die „ſkandinaviſche Trilogie“ nicht wenig verwirrend mitgewirkt hat.

Fraas glaubt nicht, daß man auf dem bisherigen Wege zum Ziele und zu brauchbaren und erfreulichen Reſultaten gelange, er verwirft die bisher beliebte Methode, nach welcher alle Funde der verſchiedenen Perioden zuſammen nach einem doktrinären Schema in Eine Karte eingetragen werden ſollen, und hält es für viel zweckmäßiger, die ſämmtlichen prähiſtoriſchen Alterthümer in mehrere Karten einzutragen, und zwar mit den vier adoptirten Farben, Roth für Stein, Gelb für Bronze, Grün für Bronze und Eiſen und Blau für Eiſen, auf vier verſchiedenen Karten. Die erſtere würde die ältere, paläolithiſche Steinzeit umfaſſen und die Geſtaltung dieſer Periode innerhalb Deutſchlands auf den erſten Blick zeigen, wonach der Schwerpunkt derſelben in den Süden fällt. Eine zweite Karte würde die Zeit des geſchliffenen Steines und die erſten Anfänge der Metallzeit umfaſſen, welche etwa bis in die etruriſche Zeit hinab greift. Die dritte Karte würde die Periode bis zur römiſchen Okkupation umfaſſen und das eigentlich Römiſche darſtellen, das von nun an alle Verhältniſſe beherrſcht. In ein viertes Blatt wäre endlich das Nachrömiſche bis zur Zeit der Merowinger aufzunehmen. Als Grundlage für die prähiſtoriſche Karte ſchägt Fraas die auf der zoologiſchen Karte Deutſchlands zu Grunde liegende von Dechen'ſche Karte vor, in welche je eine der vier unterſcheidbaren Perioden der deutſchen Vorgeſchichte einzutragen wäre.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Fraas'ſche Vorſchlag viel Verlockendes namentlich in praktiſcher Beziehung hat, denn die verſchiedenen Farben und zahlreichen Zeichen ſämmtlich auf ein Blatt einzutragen würde ungemein verwirrend wirken und große Unzuträglichkeiten mit ſich bringen, abgeſehen von der Schwierigkeit der Herſtellung. Ob damit aber alle Uebelſtände, die ſich bisher bemerklich gemacht haben, ſollten beſeitigt werden, möchten wir doch bezweifeln. Ja neue ſtreitige Punkte werden ſogar dadurch geſchaffen, welche beizulegen die prähiſtoriſche Archäologie, mit den ihr gegenwärtig zu Gebote ſtehenden Mitteln, nicht wohl in der Lage ſein dürfte.

Nicht minder als der Unternehmungen der Geſellſchaft in ihrer Geſammtheit müſſen wir auch der Thätigkeit der verſchiedenen Lokalvereine wie der Leiſtungen einer großen Anzahl von Mitgliedern Erwähnung thun. Die Berichte im Korreſpondenzblatt wie die größeren Arbeiten im Archiv für Anthropologie legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, wie eifrig und wie erfolgreich gegenwärtig bei uns in Deutſchland das Gebiet der Anthropologie, das vor einem Jahrzehnt noch ziemlich brach dalag, bebaut wird, und wobei die Forſcher von den Regierungen und Behörden wie von der Laienwelt nicht nur das bereitwilligſte Entgegenkommen, ſondern auch die erwünſchteſte Unterſtützung finden.

Es iſt unmöglich hier auf die Thätigkeit und die Leiſtungen der einzelnen Zweigvereine näher einzugehen, obgleich auch von dieſen zahlreiche treffliche Unternehmungen, welche meiſtentheils lokale Verhältniſſe ins Auge faſſen, in Angriff genommen und ausgeführt worden ſind. Dieſe Specialunterſuchungen haben zum Theil ſehr wichtiges Material geliefert, welches für eine Geſammtdarſtellung der deutſchen Urgeſchichte und Anthropologie ganz unentbehrlich iſt und eine ſolche erſt dann ermöglichen wird, wenn eine hinreichend umfaſſende Menge vorliegt. Vieles iſt bereits geſchehen, aber noch ſehr viel bleibt zu thun übrig. Vor allen Dingen gilt es aber das vorhandene Material herbeizuſchaffen und es vor dem Untergange zu bewahren, denn überall droht in unſeren hochkultivirten Ländern den Ueberreſten aus einer frühern urgeſchichtlichen Zeit eine nicht zu unterſchätzende Gefahr, indem dieſelben durch Fluß-, Wege- und Eiſenbahnbauten, ſowie durch die weiter und weiter ſich ausdehnende Melioration des Bodens immer mehr der Vernichtung preisgegeben werden und zu Grunde gehen. Unſere zunächſtliegende Aufgabe muß daher ſein, ſchleunig zu retten, was noch zu retten iſt, denn die Zeit dürfte nicht mehr allzufern ſein, in welcher das ganz unmöglich ſein wird und die früheſten Spuren unſerer Vergangenheit gänzlich verwiſcht und unwiederbringlich verloren ſein werden. Hier iſt auch der Laie im Stande, an der Arbeit Theil zu nehmen und am Gelingen des großen Werkes mit beizutragen. Oft wird es genügen, guten Willen und ein offenes Auge zu haben, und wo mehr erfordert wird, da wird auch die Geſellſchaft mit Rath und That helfend zur Seite ſtehen. Sehr erfreuliche Wahrnehmungen ſind in dieſer Beziehung zu verzeichnen, aber trotzdem herrſcht auch andererſeits noch viel Gleichgültigkeit unter den großen Maſſen, unter denen ein lebhafteres Intereſſe für die Sache zu erwecken eine Hauptaufgabe der Geſellſchaft ſein dürfte. Der ſo wohlgelungene Berliner Kongreß, wie die unvergleichliche anthropologiſch-prähiſtoriſche Ausſtellung, auf welche wir zum Schluß noch zurückkommen, werden nicht wenig zur Erreichung dieſes Zweckes beigetragen haben. Gewinn genug, ſelbſt wenn nichts mehr erzielt worden wäre. Mag man gegen derartige Verſammlungen einwenden, was man will, mag man ſie als überflüſſig oder gar nutzlos bezeichnen, ſo ſind ſie doch unſtreitig das beſte und geeignetſte Mittel, um das allgemeine Intereſſe wach zu rufen, und dadurch wenigſtens indirekt der Wiſſenſchaft zu dienen und ihr Nutzen und Vortheil zu bringen.

Ganz beſondere Verdienſte um die Lokalforſchung hat ſich der Zweigverein in München erworben, was wir hier anerkennend hervorheben müſſen, wenn wir hier auch nicht näher darauf eingehen dürfen; nur erwähnen wollen wir noch, daß von demſelben eine ganz vortreffliche Zeitſchrift: „Beiträge zur Anthropologie und Urgeſchichte Bayerns“, von welcher gegenwärtig der dritte Band vollendet vorliegt, in München im Verlag der „Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt“ herausgegeben wird. Wir können, ſowohl was den Stoff wie die Behandlung deſſelben betrifft, das Unternehmen als muſtergültig hinſtellen und es der allſeitigſten Beachtung beſtens empfehlen.

Daß natürlich von allen Zweigvereinen der der Reichshauptſtadt obenanſteht, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Was derſelbe in dem Decennium ſeines Beſtehens geleiſtet, davon kann man ſich in dem Organ der Berliner Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte, der Zeitſchrift für Ethnologie überzeugen; dieſelbe, ſeit 1869 beſtehend und gegenwärtig bis zum zwölften Jahrgang gediehen, iſt eine wahre Fundgrube werthvollen Materiales aus den verſchiedenſten Gebieten unſerer Wiſſenſchaft.

Die Ausſtellung vorgeſchichtlicher und anthropologiſcher Funde Deutſchlands in Berlin bildete den Glanz- und Schwerpunkt der diesjährigen Verſammlung, durch welche derſelben die Signatur aufgedrückt worden iſt, die ihr allezeit eine hervorragende Stellung einräumen und deren Bedeutung kund thun wird. Dieſelbe bildete ein Seitenſtück zu den Ausſtellungen, welche im Jahre 1878 in Paris und im Vorjahre zu Moskau ſtattgefunden haben. Lernten wir dort vornehmlich die Urgeſchichte des Weſtens, hier die des Oſtens kennen, ſo wurde durch die Ausſtellung in Berlin das Bindeglied zwiſchen beide eingefügt, und der Reigen, welcher Europa umſchlingt, damit abgeſchloſſen, denn auch der ſkandinaviſche Norden wie der romaniſche

Süden waren uns vorangegangen, aber, wenn wir auch die letzten waren, so waren wir doch nicht die Untergeordneten, und konnte Deutschland getrost mit seinen Vorgängerinnen in die Schranken treten.

Seitens der Geschäftsführung war Alles aufgeboten worden, um ein möglichst vollständiges Bild der deutschen Urgeschichte zu bieten, wie es bisher noch nicht zur Darstellung gelangt war, und wohl auch sobald nicht wieder zur Ausführung gelangen wird, da die Realisirung des großartigen und für die prähistorischen Wissenschaften so bedeutungsvollen Unternehmens nur den überaus günstigen Verhältnissen, unter welchen diesmal der Kongreß der deutschen Anthropologen in der Reichshauptstadt zusammentrat, und der unvermeidlichen aufopfernden und umsichtigen Thätigkeit der geschäftsführenden Herren zu danken gewesen ist, denen die anthropologische Welt dadurch sehr verpflichtet ist.

Wie schon kurz angedeutet worden ist, umfaßte die Ausstellung die wichtigsten anthropologischen und urgeschichtlichen Funde Deutschlands. Fremdes, aus dem Auslande herrührendes Material war gänzlich vom Plane ausgeschlossen. Dabei hatte man aber nicht nur eine Ausstellung des Schönsten, Seltensten und Interessantesten ins Auge gefaßt, sondern namentlich auch eine instruktive, übersichtliche und das Studium erleichternde Darstellung des für die einzelnen Gegenden eigenthümlichen und für den Gang ihrer Kulturentwickelung wichtigen Fundes bezweckt, um, wenn auch in engem Rahmen, doch ein vollständiges Bild von dem vorgeschichtlichen Entwickelungsgange und den sehr mannichfaltigen, für die Kulturgeschichte entscheidenden Beziehungen der einzelnen Theile unsers Vaterlandes zu gewähren.

In der dankenswerthesten Weise ist man von allen Seiten bemüht gewesen, das großartig angelegte Unternehmen zu unterstützen und zu fördern, wobei die preußische Staatsregierung in rühmlichster Weise vorangegangen ist, während die anderen Regierungen dem Beispiele gefolgt sind. Welche Bedeutung man sogar dem Unternehmen in den allerhöchsten Kreisen beigemessen und welch inniges Verständniß man ihm in denselben entgegengebracht hat, davon zeugen das lebhafte Interesse, welches der Kaiser für dasselbe an den Tag gelegt hat, und dessen thatkräftige Unterstützung desselben wie nicht minder die rege Theilnahme der kronprinzlichen Herrschaften.

Die Ausstellung hatte in den Räumen des Abgeordnetenhauses, die dazu von der Regierung auf das Bereitwilligste gewährt worden waren, ihren Platz gefunden, und war am 5. August, am Tage, an welchem der Kongreß begann, im Beisein des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, der das Protektorat über dieselbe übernommen hatte, sowie in Gegenwart der Kronprinzessin eröffnet worden. Der Beifall war ein allgemeiner, und wenn auch hier und da Lücken bemerklich waren, so war dies einzig und allein der vis inertiae der einzelnen Vereine und der Sammlungsvorstände, keineswegs aber der ausgezeichneten Geschäftsführung zuzuschreiben.

Die Berliner Sammlungen, namentlich die königlichen Museen und das märkische Provinzialmuseum der Stadt Berlin, hatten sich, um den Raum nicht unnöthig zu schmälern, an der Ausstellung zwar nicht direkt betheiligt, es war dagegen in der umfassendsten Weise Sorge getragen worden, daß dieselben den Mitgliedern und Theilnehmern der Versammlung in der liberalsten Weise zugänglich waren, und daß die Aufstellung ihrer Schätze möglichst übersichtlich geordnet, allen Theilnehmern am Kongreß in der unumschränktesten Weise zugänglich war, was auch nicht minder von den olympischen Ausgrabungen wie von den pergamenischen Schätzen galt.

Endlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß man mit dem Nützlichen sehr wohl auch das Angenehme, mit dem Ernst der Wissenschaft die Heiterkeit der Geselligkeit zu vereinen verstanden hatte, die von Anfang an ungetrübt bis zu Ende gewährt und namentlich auf der Fahrt nach dem Spreewalde, wie bei dem Ausfluge in das malerische Havelland sich die allgemeinste Geltung verschafft hat.

H. Obst.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Vermischtes.

— Die christliche Mission unter den Juden wird namentlich von England aus und mit englischem Gelde betrieben. Durchaus wohlwollend gegen die Juden trifft sie doch nicht auf Gegenliebe und, wiewohl sie außerordentlich eifrige Missionäre in alle Judenländer sendet, sind die Bekehrungsresultate doch gering. Man darf ruhig behaupten, daß in Deutschland mehr Juden durch äußere Verhältnisse veranlaßt zum Christenthum übertreten, als durch Judenmissionäre dazu bekehrt.

Die London Society for Promoting christianity amongst the Jews wurde 1809 begründet und unterhielt im Jahre 1877 schon 118 Agenten und Kolporteure, von denen die Hälfte Proselyten. Sie hat ein Jahreseinkommen von 740 000 Mark und unterhält Stationen in London, Jerusalem, Liverpool, Manchester, Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Berlin, Leipzig, Breslau, Posen, Königsberg, Danzig, Lemberg, Krakau, Kischinew, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Crefeld, Wien, Paris, Marseille, Rom, Triest, Bucarest, Konstantinopel, Smyrna, Damaskus, Mogador, Tunis, Alexandria und Abessinien.

Von dieser ältern Gesellschaft trennte sich 1842 die British Society for the propagation of the gospel amongst the Jews. Sie unterhielt 1877 im Ganzen 27 Agenten, lauter getaufte Juden, und besitzt Stationen in London, Manchester, Adrianopel, Bolschan, Rustschuk, Wien, Preßburg, Lemberg, Breslau, Frankfurt a. M., Hamburg, Königsberg, Stuttgart, Nürnberg, Prag, Paris, Rom, Warschau, Odessa, Algier.

Auch die schottischen Missionsgesellschaften befassen sich mit der Bekehrung der Juden von Beirut, Smyrna, Alexandria, Salonichi, Konstantinopel und Pest. Die presbyterianische Kirche von Irland begründete 1843 eine eigene Judenmission und hat dafür ein Jahreseinkommen von 40 000 Mark und Stationen in Wien, Bonn, Hamburg, Venedig und Beirut. Die presbyterianische Kirche von England unterhält in London einige Judenmissionen.

Inhalt: Reisen im nördlichen Pandschab. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Charles M. Doughty: Reisen in Arabien. II. (Schluß.) (Mit einer Karte.) — Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens. II. Von H. Obst. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Vermischtes. — (Schluß der Redaction 15. December 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Prospect, betreffend: Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878 bis 1880. Von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskjöld. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — 2. Literarischer Anzeiger.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 3.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Reiſen im nördlichen Pandſchab.

Nach dem Franzöſiſchen des M. de Bérard.
(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

III.

Zuerſt zeigt ſich von Atak eine verfallene Moſchee, die über einen Haufen von Buden hervorragt, zwiſchen welchen zahlreiche Büffel nebſt Treibern, Kameele und auch einige Elephanten im Schatten der Bäume ausruhen. Ein echt orientaliſches Bild, aber Bérard hielt ſich damit nicht auf, ſondern eilte weiter nach dem Bangalo der Reiſenden; denn der Tagemarſch war ein ſtarker geweſen und die Sonne hatte den ganzen Tag über heiß vom Himmel herabgebrannt. Man gelangte nun in eine ſehr unebene Straße, an welcher kleine Häuſer mit flachen Dächern und niedliche Miniatur-Moſcheen ſtanden; impoſante Pagoden und großartige Moſcheen, wie in Agra, Delhi, Lahore u. ſ. w., finden ſich hier nicht mehr. Zuletzt erreichte man eine Plateform, welche den Bangalo der Reiſenden, einen, was Ausſicht anlangt, der beſtgelegenen in ganz Indien trägt. Schnell ſuchte ſich Bérard ein Zimmer aus, erquickte ſich durch ein Bad, ſtreckte ſich dann unter der Veranda auf einem Lehnſtuhl aus und erfreute ſich an der herrlichen, vor ſeinen Blicken ſich ausbreitenden Landſchaft in voller Muße.

Es geht dem Fremden hier nicht ſo, wie an manchen anderen hiſtoriſch berühmten Orten, von denen ſich die erregte Phantaſie im Voraus ein Bild entworfen hat, hinter welchem die Wirklichkeit ſpäter weit zurückbleibt. Der Indus bietet hier einen wahrhaft großartigen Anblick, welcher der Berühmtheit ſeines Namens entſpricht. Majeſtätiſch rollt er durch die Ebene dahin, die ſich in ungemeſſener Weite ausdehnt, ſo weit der Blick reicht. Da es nicht die Zeit des Hochwaſſers war, tauchten zahlloſe Sandbänke aus ihm hervor und erzeugten ein dumpfes Rauſchen, das an dieſer Stelle feierlicher zu erklingen ſchien, als anderswo. Gegenüber dem Bangalo mündet der Fluß von Kabul in den Indus; in der Ferne zeigen ſich die blauen, ſchön geformten Berge, zwiſchen welchen er hervorbricht. Dieſe geſammte Waſſermaſſe wird dann, wie geſagt, durch die ſchwarzen Berge auf der rechten Flußſeite und die Steilufer der linken zuſammengedrängt, ſo daß ſie wild ſchäumend und wirbelnd mit großer Schnelligkeit dahinſchießt. Vom Fuße der Feſtung aus führt eine rieſige Schiffbrücke über den Strom nach einem von Akazien beſchatteten Dorfe; der Erdboden rings um daſſelbe iſt von fahler oder weißer Farbe und hier und da tauchen Bänke ſchwarzen Geſteines aus ihm auf.

Wendet man ſich nach links, ſo wird man durch den imponirenden Anblick der Feſtung überraſcht, welche mit ihren röthlichen Zinnenmauern und zahlreichen Thürmen einen weiten Raum einnimmt; von dem höchſten Gebäude weht die britiſche Flagge. Vor der Feſtung zieht ſich eine tief eingeſchnittene Schlucht zum Fluſſe hinab; jenſeit derſelben laufen die roſafarbenen Mauerlinien den mit verbranntem Raſen bedeckten Hügel hinan, der zum Fluſſe mit einer dunkelfarbigen Felswand abfällt, und dahinter erheben ſich die dunkelvioletten Berge jenſeit des Stromes, deren nackte, beſtimmt umgrenzte Gipfel ſich ſcharf von dem warmen Himmel abheben. Von Pflanzenwuchs iſt faſt nichts zu bemerken; die wenigen verkrüppelten Sträucher bringen in die Landſchaft keinen neuen Ton hinein.

**Taf. 1a.** Blick von Süden auf die Palast-Hügel des Minoischen Kreta. Links der **KNOSSOS**-Hügel, Mitte der Hügel von **PHAISTOS**, rechts der Hügel von **AGIA TRIADA**. Im Hintergrund die Ausläufer des Ida-Gebirges.

Photo: Hirmer Fotoarchiv, München

**Taf. 1b.** Blick von N auf den Palasthügel von Phaistos. Links, am Abhang des Hügels, die Ruinen des Palastes, rechts, auf dem Gipfel, die Ruinen des Palastes aus der Zeit nach der Zerstörung um 1450 v. Chr.

Mexico City
Lake Texcoco
Popocatepetl
Ixtaccihuatl
Pyramid of Cholula
Orizaba
Jalapa
Vera Cruz
Gulf of Mexico

Ethical Dilemma

arme Leute in dieſem ſo ſtattlich und maleriſch ausſchauenden Gemäuer. Merkwürdig iſt ein nach der Stadt zu führendes Thor: es beſteht aus Holz von faſt unglaublicher Dicke und iſt mit großen, in Rautenform befeſtigten Eiſenſpitzen bewehrt. Drinnen findet man Ciſternen und Brunnen und eine Anzahl mächtig gewölbter Räume; in den Mauern ſelbſt führen Treppen auf die zinnenbeſetzten Wälle hinauf. Von jenem Thore geht ein Pfad nach links abwärts, überſchreitet auf einer ſteinernen Brücke eine Schlucht und leitet nach der Hauptſtraße der Stadt oder wenigſtens nach derjenigen, welche die meiſten Läden aufzuweiſen hat.

Ein Thurm auf der Nordſeite der Feſtung und das ganze Mauerwerk in der Nähe iſt mit Kugellöchern wie überſäet; zahlreiche Zinnen fehlen dort und die zerſtörten Stellen der Mauern ſind nie ausgebeſſert worden. Aber die Roſafarbe der Feſtungsmauern iſt im Verein mit dem grasbewachſenen Boden, den nahen Bergen und dem Waſſer des Stromes von ſo gefälliger Wirkung, daß man beim Anblick aller dieſer Thürme und der langen Mauerlinien gern über dieſe Trümmer hinwegſieht.

Von Reſten aus dem Alterthume hat ſich auf dem Feſtungshügel nichts erhalten; aber die Lage deſſelben iſt von ſo großer ſtrategiſcher Wichtigkeit, daß er ſchon vor Akbar befeſtigt geweſen ſein muß. Wie viel Eroberer ſind ſeit Alexander des Großen Zeit, der unweit nördlich von hier über den Indus ging, auf dieſem Wege nach Indien eingedrungen! Araber und Tataren, Dſchengis Khan und Timur, Mongolen und Afghanen ſind ſich hier gefolgt.

Die Feſtung von Atak iſt gleich denen von Agra und Allahabad, alles drei Werke des großen Akbar, merkwürdig durch ihre wichtige Poſition, durch die ungeheuere Ausdehnung ihrer Wälle und die Feſtigkeit ihrer Mauern, welche ihr ſelbſt in dieſem Lande, das an Befeſtigungen und militäriſchen Paläſten wahrlich keinen Mangel hat, Bedeutung verleihen. Sie werden ſich noch lange gegen die Unbilden der Witterung erhalten; noch viele Jahrhunderte werden ſie

Ein Bazar in Atak.

ſtehen ſehen; aber auch wenn ſie wie alles Menſchenwerk verſchwunden ſein werden, wird das Andenken an ihren großen Schöpfer fortleben und mit hellem Glanze bis in die fernſten Zeiten hineinleuchten. Akbar, der größte Mongolenkaiſer Hindoſtans (1556 bis 1605), war den Wiſſenſchaften und Künſten zugethan; er herrſchte mit einer im Orient ungewohnten Milde und ſetzte ſeine Unterthanen durch ſein einfaches und mäßiges Leben, das zu dem Glanze ſeines Hofes und der Macht ſeines Thrones in ſo ſcharfem Gegenſatze ſtand, in Erſtaunen. In glücklichen Feldzügen eroberte er Guzerat und Sind, Bengalen, Kabul und Kaſchmir, das Paradies Indiens, ſchließlich im Süden den Dekhan bis an die Godaveri, ſo daß ſein Reich von Norden nach Süden eine Länge von 375 Wegſtunden hatte und von Oſten nach Weſten eine ſolche von 500. Was ihm aber vor allem andern dauernden Ruhm verſchaffte, war die eifrige und gerechte Verwaltung dieſer weitgedehnten Gebiete. Dadurch daß ſeine Nachfolger von ſeinen Principien abgingen, haben ſie den Sturz des Mogulreiches herbeigeführt, und dadurch, daß die engliſche Verwaltung den Ideen des großen Akbar gefolgt iſt und ſeine Regierungspraxis wieder aufgenommen hat, hat ſie, Dank auch der Hülfe, welche die Fortſchritte der europäiſchen Civiliſation gewährten, ſeine mächtige Schöpfung wieder aufgerichtet und wunderbar vergrößert.

Einer ſeiner merkwürdigſten Charakterzüge iſt die Duldung, welche er anderen Religionen gegenüber übte. Er verglich dieſelben mit einander und ſuchte die beſte zu ermitteln. Von Goa ließ er Jeſuiten kommen und hatte lange Unterredungen mit ihnen über den Katholizismus. Sein Verſuch jedoch, einen ganz neuen Kultus (ilahi) ohne Tempel, Altäre und Prieſter einzuführen, war nicht von Erfolg begleitet; dieſe Reform ſank mit ihm ins Grab. Er hinterließ einen unermeßlichen Schatz an Gold, Diamanten, Rubinen, Perlen u. ſ. w., den er aus Abgaben, Tributen und Geſchenken allmälig angehäuft hatte; 5000 bis 6000 Elephanten, 12 000 Pferde, 1000 Kameele und 1000 Leoparden zur Jagd, die er leidenſchaftlich liebte, hatten ſeine Ställe beherbergt. Den Jeſuiten zufolge, welche ihn zum erſten Male als einen Mann von 40 Jahren ſahen, war er von robuſter Konſtitution, mittlerm Wuchs, edlem, ſanftem Geſichtsausdruck, lebhaften und merkwürdig intelligenten Augen.

Digitized by Google

Da ſich de Bérard nur wenige Stunden von Peſchawar befand, hatte er ſich zu einem kurzen Ausfluge dahin entſchloſſen, hatte ſchon die rieſige Schiffbrücke paſſirt und befand ſich auf dem jenſeitigen Ufer des Indus, als er, wohl in Folge von Anſtrengungen während der vorhergehenden Tage, vom Fieber ergriffen wurde. Ein Weilchen hielt er ihm noch Stand; da er aber ſeinen Chiniuvorrath in Rawalpindi zurückgelaſſen hatte, mußte er ſich bald zur Umkehr und zur ſofortigen Rückkehr dorthin entſchließen. Noch einmal hatte er den Genuß, das herrliche Landſchaftsbild von Atak in warmer Abendbeleuchtung zu ſehen; dann ſank die Nacht herab. Der Mond ſtand zwar nicht am Himmel; trotzdem aber war derſelbe ſo rein, daß der Schatten wie durchſichtig erſchien und die weiße Straße, die man entlang fuhr, weithin ſichtbar war. Wieder gelangte Bérard's Wagen in die weite kahle Ebene, in welcher nur ganz in der Ferne höhere Hügelketten auftauchten, und zu dieſer Stunde das Geheul der Schakale von allen Seiten her ertönte. Bald war auch der Engpaß erreicht, deſſen Schatten und deſſen Quelle bei der Hinfahrt ſo erwünſcht geweſen waren; jetzt wirkten die hohen ſteilen Wände und die Dunkelheit faſt beängſtigend, und der Kutſcher eilte, wieder die freie Ebene zu erreichen. Da ließ ſich in der Ferne ein Horn hören, und bald darauf vernahm man das Trampeln von Pferden und Schellengeläute, ein Zeichen, auf welches jeder Privatwagen zur Seite biegt, um der ſtets im Galopp fahrenden engliſchen Poſt — ſie iſt ſeitdem auf dieſer Strecke durch die Eiſenbahn verdrängt worden — Platz zu machen. Mit Windeseile ſauſte der kleine offene, von drei Pferden gezogene Wagen vorbei, von einer dichten Staubwolke umhüllt, und war gleich darauf den Blicken entſchwunden.

In einem Dörfchen wurde gehalten, um das Pferd zu füttern. Bérard benutzte die Pauſe, um ſich die Füße zu vertreten, und folgte der Straße, vorbei bei Gruppen ſchweigſamer Reiſender, welche rauchend am Feuer ſaßen oder lagen. Jenſeit des Dorfes trat er wieder in die Ebene, deren Stille nur vom Geheul der Schakale und mitunter vom Krähen der ſich antwortenden Hähne unterbrochen wurde.

Erſtaunlich iſt die vollkommene Sicherheit der Straßen in dieſem Lande, welche erſt ſo kurze Zeit eröffnet ſind, inmitten einer fanatiſchen und kriegeriſchen Bevölkerung. Es

Landſchaft zwiſchen Atak und Rawalpindi.

ſind das die praktiſchen Reſultate der mächtigen engliſchen Organiſation, daß ein Europäer ganz einfach, wie in Europa, einen Wagen miethen, ſich auf die Ehrlichkeit der Kutſchers verlaſſen und Tag und Nacht auf den Landſtraßen herumfahren kann, ohne daß ihm nur der Gedanke an Mord oder Raub käme. Dieſes Uebergewicht einer Hand voll weißer Leute über Millionen Indier und das praktiſche Geſchick, welches ſo vollkommene Ordnung herſtellt, ſind wahrhaft bewundernswerth. Bérard hat manche Theile Frankreichs zu Fuß durchwandert, wo er weite Märſche nicht ohne gewiſſe Befürchtungen und namentlich nicht ohne Waffen angetreten hätte. Hier dagegen, an den Ufern des Indus, iſt er mit einem Spazierſtock in der einen, einem Bleiſtifte in der andern Hand herumgewandert, hat nach Belieben alles betrachtet, gemalt, gezeichnet und zwar mit jener völligen Sorgloſigkeit, welche fremdartigen Eindrücken gegenüber ſo ſehr am Platze iſt. Sicherlich iſt der Charakter der engliſchen Politik dem einen mehr, dem andern weniger ſympathiſch; wenn aber eine Regierung bei unterworfenen Völkern ſchon nach wenigen Generationen ſich derart feſtgeſetzt hat, ſo muß man ihr wohl oder übel eine moraliſche Kraft und ein Verwaltungstalent zuſprechen, welche der Civiliſation alle Ehre machen.

Bérard ſetzte die Nacht hindurch ſeine Fahrt fort und erreichte am Vormittage des nächſten Tages Rawalpindi, wo er klopfenden Herzens einen großen Brief in Empfang nahm. Derſelbe enthielt die Erlaubniß der Regierung zur Reiſe nach Kaſchmir, jedoch unter Hinweis auf alle die Gefahren, welche die dort herrſchende Hungersnoth und die Begegnung mit den darbenden, verzweifelnden Eingeborenen zur Folge haben könnte. Der Gouverneur lehnte jede Verantwortlichkeit ab, hatte aber doch ſchließlich die nachgeſuchte Erlaubniß ertheilt — und das war die Hauptſache. Am nächſten Morgen ſchon befand ſich de Bérard wiederum unterwegs nach der Grenze und der Geſundheitsſtation Mari.

# Die Goldfundſtellen auf den Philippinen und ihre Ausbeutung.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

Der Marquis Caicedo hat ſoeben in Madrid bei Moreno und Rojas eine Broſchüre: „El oro su explotacion y consideraciones acerca de los yacimientos auriferos de las Islas Filipinas“ herausgegeben. Caicedo beſpricht ſehr ſummariſch das Vorkommen des Goldes in Spanien, Rußland, Sibirien, Californien und Auſtralien, um ſchließlich zu den Philippinen zu gelangen, denen er in ſeinem Aufſatze ein Drittel der Seitenzahl widmet. Wenn auch in einer etwas confuſen Darſtellungsweiſe bringt Caicedo manche intereſſante Notiz, weshalb ich es nicht für überflüſſig erachte, einiges hiervon in dieſen Spalten mitzutheilen, zumal ſpaniſche Werke in Deutſchland nur wenig Beachtung zu finden pflegen, vielleicht auch nur aus dem Grunde, weil man in Deutſchland von den neuen Erſcheinungen der ſpaniſchen wiſſenſchaftlichen Literatur keine Kenntniß erhält. Ich will die Nachrichten Caicedos etwas vervollſtändigen, da mir ein reicheres Quellenmaterial zu Gebote ſteht, als dem ſpaniſchen Autor.

Gold findet man nahezu in allen Theilen des philippiniſchen Archipels und zwar in nicht geringen Quantitäten vor, ſo daß ſchon vor der Ankunft der erſten Europäer Goldſtaub (nach dem Gewichte gemeſſen) die Stelle des Geldes unter den Eingeborenen malaiiſcher Abkunft vertrat. Obzwar die Spanier bei der Eroberung dieſer Inſeln (1565 bis 1572) ſich einigermaßen enttäuſcht fühlten, weil ſie durch den Reichthum an edeln Metallen verwöhnt waren, den Méjico und Perú aufzuweiſen hatten, ſo waren doch die leitenden Kreiſe genügſamer in ihren Anforderungen und der Vicekönig von Neuſpanien ſchreibt dem Könige 1573 über die Philippinen: „Ay muchas minas de oro“ [1]). Wenn wir den Berichten über die Conquiſta folgen, begegnen uns mannigfache Nachrichten über den Goldreichthum des Landes, beſonders über das häufige Vorkommen dieſes edlen Metalles in Mindanao und Luzon. Ende März oder Anfang April 1565 ſchickte der Eroberer der Philippinen Don Miguel Lopez den Capitän Isla mit einem Schiffe nach Butuan (Nordküſte Mindanaos), um dort Lebensmittel und Zimmt einzukaufen. Capitän Isla traf dort auch muhammedaniſche Kaufleute aus Luzon, und es entwickelte ſich hier ein lebhafter Handel zwiſchen Spaniern und Eingeborenen. Die Spanier zahlten mit Silber und es gaben die Eingeborenen und Luzoneſen eine Unze Gold für ſechs Unzen Silber [2]). Lange Zeit hindurch galt das Gebiet von Butuan als das goldreichſte Land im ſüdlichen Theile der Philippinen. Es iſt auch in der That die Inſel Mindanao ein verhältnißmäßig goldreiches Land. Noch heute dient Goldſtaub in einigen Theilen dieſer Inſel als Tauſchmittel, da gemünztes Geld dort ſelten iſt; der Goldſtaub wird zu dieſem Behufe, wie zu den Zeiten des Magallanes, in kleinen Säckchen aufbewahrt. Mit Goldſtaub wurden auch die verlorenen Wetten bei den Hahnenkämpfen bezahlt. Findet ein Hahnenkampf ſtatt, ſo nehmen die wettluſtigen Zuſchauer dieſer in den Philippinen leidenſchaftlich geliebten Thierquälerei das Säckchen in die linke Hand und ergreifen mit den Fingerſpitzen der Rechten eine Priſe Goldſtaub, um ſie für dieſes oder jenes der kämpfenden Thiere einzuſetzen.

Das Gold wird auf den Philippinen in zweierlei Arten des Vorkommens gefunden, nämlich in den Grünſteinen und den aus denſelben zuſammengeſetzten neptuniſchen Gebilden, und zweitens in Quarzadern, welche die metamorphiſchen und kryſtalliniſchen Schiefer durchſetzen. Was die erſte Art des Vorkommens anbelangt, ſo wird das Gold hier erſt aus den Alluvionen gewonnen; iſt zwar der Reichthum an Gold im Quarze ein größerer [1]), ſo ſtammen doch die meiſten der gewonnenen Goldquantitäten aus den Wäſchen, indem dieſe bequeme Ausbeutungsmethode der Faulheit und Indolenz der farbigen Eingeborenen mehr zuſagt.

Die wichtigſten Fundorte des Goldes ſind folgende: Auf Luzon die Landſchaften: Ilocos und Pangaſinan, Benguet, Nueva Ecija, das Territorium des Apayaos, Tayabas und Camarines; in den Viſayern auf den Inſeln: Mindoro, Panay, Cebú und Paragua (Palawan der Engländer und Deutſchen); auf Mindanao in den Landſchaften Miſamis, Surigao und Caraga.

In Nordluzon wird das Gold meiſt von den Eingeborenen aus den Flüſſen und Bächen gewonnen und zwar in ziemlich beträchtlichen Maſſen. In den erſten Zeiten der Conquiſta galten Ilocos und Pangaſinan als die goldreichſten Lande des Archipels, und die wenigen Daten, welche uns die dickleibigen Mönchschroniken über dieſen Gegenſtand überliefern, beſtätigen einigermaßen dieſe Anſicht. Als der Cortés der Philippinen, Don Juan de Salcedo, auf ſeiner Umſegelung Luzons (Sommer 1572) in einer geräumigen Bucht oder vielmehr einem der zahlreichen Aeſtuarien von Ilocos einlief und die Umwohner der Gegend zur Anerkennung der ſpaniſchen Herrſchaft zwang, brachten ihm die Häuptlinge der unterworfenen Dörfer 120 Unzen Gold als Geſchenk [2]). Nach der Rückkehr Salcedo's ſchickte Labezares, der Gobernador der Philippinen, den Maeſtre de Campo Goyti nach Pangaſinan und Ilocos ab, um die neu entdeckten und eroberten Landſchaften vollends zu unterwerfen; Goyti hob von den Eingeborenen den Tribut ein und brachte von dieſem Zuge mehr als 12000 Taels [3]) Gold nach Manila zurück [4]). In neuerer Zeit muß der Goldreichthum in den Alluvionen erheblich geſchwunden ſein, denn ſolche Quantitäten wären dort heute nicht mehr aufzutreiben. Der meiſte Goldſtaub, der in Ilocos und Pangaſinan in Handel kommt, ſtammt aus den Bergen der Igorroten her, denn dieſer intereſſante Malaienſtamm (jetzt noch heidniſch) handelt von den civiliſirten Indiern gegen Goldſtaub und Kupfer Eiſen, Büffel und Schweine ein [5]). Daſſelbe gilt

[1]) Carta que dirige el virey de la Nueva España D. Martin Enriquez al Rey D. Felipe II. etc. Datum: Méjico, 5. December 1573. S. Cartas de Indias. Madrid 1877, Fol. 291.

[2]) Fray Juan de la Concepcion. Historia general de Filipinas. Sampaloc (Manila) 1788—92. Vol. I, p. 357.

[1]) Ritter von Droſche. Fragmente zu einer Geologie der Inſel Luzon. Wien 1878, S. 63. D. José Centeno y Garcia. Memoria geologico-minera de las Islas Filipinas. Madrid 1876, p. 46 seq.

[2]) Fray Gaspar de San Augustin. Conquista de las Islas Filipinas. Madrid 1698, p. 265.

[3]) Ein Tal oder Tael = 10 Dollar (V. Barrantes, Guerras piráticas de Filipinas. Madrid 1878, p. 296).

[4]) Fray Gaspar de San Augustin, l. c. p. 273.

[5]) La Ilustracion Filipina. Jahrg. 1860, Nr. 11, S. 128.

für die übrigen Theile des nördlichen und mittlern Luzon; das reinſte Gold ſoll in Gapan gefunden werden [1]). Die Berge von Altimonan in der Provinz Tayábas enthalten auch Gold, doch iſt darüber nur wenig bekannt.

Die reichſten Fundſtätten an Gold hat Camarines Norte aufzuweiſen. Wenige Monate nach der Gründung Manilas (1571) drang der ritterliche Salcedo, gereizt durch die Gerüchte von dem Goldreichthum von Camarines, unter unſäglichen Schwierigkeiten in dieſe Landſchaft vor. Er war der erſte Europäer, welcher die Goldfelder von Paracáli und Mambuláo betrat, deren reichſte Mine aber erſt 1626 von dem Offizier Don Diego de Eſpina entdeckt wurde. Die beiden Orte, welche früher Paracale und Mamburao geſchrieben wurden, liegen an der nördlichen Oſtküſte von Camarines, an der ſogenannten Contracoſta, welchen Namen ſämmtliche Oſtküſten Luzons und Samars wie Leytes und der übrigen Inſeln führen. Paracáli wie Mambuláo ſind durch das Vorkommen von Rothbleierz bekannt, dieſes kommt auch bei dem benachbarten Diniánan vor [2]). Südlich von Mambuláo findet man einen ſchwarzen in Bänken geſchichteten Thonſchiefer mit zahlreichen Quarzgängen, welche goldhaltig ſind. Der Talkſchiefer von Paracáli iſt auch goldhaltig, doch wird auch hier das meiſte Gold in den Quarzgängen gefunden. Gold wird, wie erwähnt, außer bei dem Berge Diniánan [3]), auch in dem nahen Dagupan gegraben. Rafael Diaz Arenas führt noch folgende Minen an [4]): Caloccot und Millit bei Mambuláo und Taruyog bei Paracáli.

Luzon iſt überhaupt das reichſte Goldgebiet der Philippinen und in vielen (ebenen) Gegenden findet man nach jedem heftigen Regen Gold auf der Erdoberfläche. Don Sinibaldo de Mas erwähnt in ſeinem anonym erſchienenen „Informe sobro el estado de las Islas Filipinas“ (Madrid 1843) [5]), daß er mit eigenen Augen geſehen hätte wie die Eingeborenen nach heftigen Platzregen mitten auf dem Stadtplatze und den Gaſſen von Vigan und anderen Orten nach Goldkörnchen ſuchten, was auch Bowring in ſeinem bekannten Touriſtenwerk berichtet.

Ueber den Goldreichthum der Viſayer ſind wir ſchlecht unterrichtet, da die modernen Reiſenden größtentheils nur Luzon beſuchten; wir müſſen daher oft bis auf die Reiſewerke des vorigen Jahrhunderts zurückgehen und Deguignes und Renouard mitunter neben Buzeta-Bravo und Centeno benutzen. Faſt auf allen größeren Inſeln der Viſayer findet man Gold, hauptſächlich in den Alluvionen.

Sehr ergiebig an Gold iſt die große Inſel Mindanao, beſonders in den Provinzen Caraga und Miſamis (Pictao und Pijolnan). Das Gold kommt in Alluvionen und in Quarzgängen vor, letztere enthalten ſehr viel von dieſem Metalle. In den unabhängigen Landſchaften der Inſel ſoll auch ſehr viel Gold gefunden werden, aber ſichere und neuere Nachrichten hierüber ſind mir nicht bekannt. Vielleicht finden ſich diesbezügliche Notizen in: Duc d'Alencon, Luçon et Mindanao, Paris 1870; ich ſelbſt aber habe dieſes Werk nirgends auftreiben können. Die Beamten und Geiſtlichen von Caraga trieben mit dem Goldſtaub, den die Eingeborenen einſammelten, in den vergangenen Jahrhunderten einen ergiebigen Handel, indem ſie das Gold den Eingeborenen wegnahmen und ihnen dafür werthloſe europäiſche Waaren gaben.

So ſind die Philippinen in allen Theilen des Archipels reich an Goldfundſtätten, ſelbſt die Catanduanesgruppe an der Oſtküſte von Camarines und die Batanes (Bashee-Inſeln) im hohen Norden haben in ihren Bächen Gold aufzuweiſen. Dieſer Goldreichthum des Landes wird nur wenig ausgebeutet, die Urſachen ſind leicht einzuſehen. Der ſachgemäß betriebene Bergbau erheiſcht Kapitalien und induſtriellen Unternehmungsgeiſt, Eigenſchaften, welche den meiſten Spaniern und Kreolen fehlen, und Ausländern legt die Kolonialregierung auf geſetzlichem Wege wie in verſteckter Weiſe alle Hinderniſſe in den Weg, ſelbſt Caicedo, der doch mit ſeiner Broſchüre für eine beſſere Ausbeutung der philippiniſchen Goldminen Propaganda machen will, ſpricht ſich ausdrücklich dafür aus, daß nur Spanien die Ausnützung der Metallſchätze des Archipels zukomme, damit die gewonnenen Schätze das heruntergekommene Mutterland wieder bereichern und ſeinen Handel und ſeine Induſtrie zu neuer Blüthe bringen könnten [1]). Ihm bangt vor dem Gedanken, es könnten einſt Ausländer die Goldfelder der Philippinen überſchwemmen, wie dies in Californien, Auſtralien und dem Cap geſchah. Man ſieht, daß der Nativismus der Spanier in allen Fällen, Lagen und Zeiten ſich gleichbleibt, ſowohl bei der Regierung wie bei dem einzelnen Individuum.

Sehr erſchwerend für die Entwickelung eines ordentlichen bergmänniſchen Ausbeutens der Goldminen waren vordem einerſeits die ungeheuer hohen Abgaben, welche erſt ſpäter auf ein Zehntel der gewonnenen Goldmaſſen herabgeſetzt wurden, der Mangel an im Bergbau erfahrenen Leuten ſowie an Arbeitern [2]) überhaupt und ſchließlich der verhältnißmäßig geringe Gewinn bei ſolchen Unternehmungen. Die Minen im Innern waren ſtets der Gefahr von Ueberfällen ausgeſetzt, welche die zahlreichen wilden Stämme auszuführen pflegten, und dann waren die Beſitzer ſolcher Minen im Binnenlande nur mit großen Koſten im Stande, das gewonnene Erz bis zur Küſte zu ſchaffen, während an den Geſtaden des Meeres ſelbſt die unaufhörlichen Angriffe mohammedaniſcher Piraten („moros“ der Spanier) eine Ausbeutung im größern Maßſtabe unmöglich machten. Auch zeigten die nach den Philippinen kommenden Spanier keine Luſt zu dieſem wenig lukrativen Gewerbe, indem der bequeme Acapulcohandel in viel kürzerer Zeit und ohne jede Gefahr Reichthümer brachte. So ſind denn nur ſehr wenig Goldminen in bergmänniſcher Weiſe ausgebeutet worden, am meiſten noch in Camarines bei den uns ſchon bekannten Paracáli und Manbuláo. Don Nicolás Araujo de Troncoſo und Don José Rojo de Briones y Arias verſuchten durch kurze Zeit (1701) ein Bergwerk bei Mambulao in Betrieb zu ſetzen, das Unternehmen ging aber allmälig zu Grunde. 1755 büßte ein Don Francisco Eſtorgo (oder Eſtorga) den größten Theil ſeines Vermögens in den Minen

[1]) Fr. Manuel Buzeta y fr. fr. Felipe Bravo. Diccionario geográfico estadistico histórico de las Islas Filipinas. Madrid 1850, I, p. 21.

[2]) F. Jagor, Reiſen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 145.

[3]) Draſche (a. a. O. S. 63) ſchreibt Dinaan. — [4]) Memorias históricas y estadisticas de Filipinas y particularmente de la grande Isla de Luzon. Manila 1850, p. 200.

[5]) l. c. im 1. Bd. Abtheilung: minerales, S. 2.

[1]) Caicedo, S. 39.

[2]) Die Indier durften nur unter gewiſſen Bedingungen zum Bergbau verwendet werden, weil in Folge der Beſchwerden der Mönche, welche die harte Bedrückung ihrer Pfarrkinder durch die Encomenderos (Lehensgutsbeſitzer) nicht dulden wollten, ſowohl der Rath von Indien als die Kolonialbehörden Erlaſſe zu Gunſten der Indier publicirten. Eine königliche Verordnung vom 22. September 1636 traf insbeſondere Anſtalten, um die beim Bergbau beſchäftigten Indier vor jeder Ausbeutung und Bedrückung nachhaltig zu ſchützen. Da Sklaverei auf den Philippinen nie geduldet worden war und die Chineſen ſich lieber mit dem einträglichern Handel als mit Taglöhnerarbeiten befaßten, ſo war es in der That ſchwer, billige Arbeitskräfte zu erlangen, denn der philippiniſche Malaie arbeitet nur, wenn der Hunger ihn treibt.

von Mambulao ein, mit dem Reſte eröffnete er Gruben bei Paracáli. Der um die Philippinen hochverdiente Gobernador Arandia unterſtützte den Eſtorgo auf alle Weiſe, indem er ſämmtlichen Behörden den Befehl gab, ſich Eſtorgo zur Verfügung zu ſtellen, denn der Gobernador hoffte von dieſem Unternehmen eine neue glänzende Zukunft der Kolonie. Eſtorgo fand auch in der That fünf ergiebige Goldadern, ſah ſich aber genöthigt, zwei Forts (San Fernando und San Cárlos) auf eigene Koſten zu errichten, um die in den Gruben arbeitenden Eingeborenen vor den Ueberfällen der Piraten von Mindanao und Suluh einigermaßen zu ſchützen. Trotz der günſtigen Auſpicien und dem hinlänglichen Goldreichthume ſah ſich Eſtorgo aber ſchließlich genöthigt den Bergbau aufzugeben, indem es einerſeits an den nöthigen Maſchinen und Bergbau-Utenſilien mangelte, andererſeits die Indier ſich weigerten, den von den Provinzpräfekten (Alcalden) und Landrichtern (Juſticias) vorgenommenen Repartimientos[1]) Folge zu leiſten [2]).

Erſt 1788 wurden drei Minen in Mambulao bergmänniſch wieder in Betrieb genommen, aber nach kurzer Zeit ſcheiterte auch dieſes Unternehmen[3]); dann gab man für nahezu zwei Menſchenalter den Verſuch auf, Bergwerke in Camarines zu öffnen, bis zwiſchen 1846 und 1850 eine Art „Gründungsfieber“ entſtand; die Aktiengeſellſchaften „Ancla de oro“ und „La Exploradora“ begannen von Neuem Schachte zu teufen, die „Ancla de oro“ beim Cerro de Caloccop in der unmittelbaren Nähe von Mambulao, die Exploradora beim Monte Lugás bei Paracáli. Zu dieſen Geſellſchaften geſellte ſich ſpäter eine dritte Aktienunternehmung, „Nueva California“, welche ſieben Goldminen in Angriff nahm, ebenſo ein Privatmann D. Manuel Moreno. Um den Bergbau zu ermuntern hatte die Kolonialregierung am 29. Januar 1846 ein neues „Reglamento de Minas“ herausgegeben, doch gingen trotzdem alle dieſe Unternehmungen zu Grunde. Jagor ſagt darüber[4]): „So viel aber ſcheint feſt zu ſtehen, daß ſie (die Aktienunternehmungen) nur von Spekulanten ins Leben gerufen, niemals mit genügenden Mitteln ſachkundig betrieben worden ſind und verfallen mußten, ſobald die Spekulanten ihre Aktien untergebracht hatten.“ Die Rothbleierzgruben von Mambulao und Dinianan wurden gänzlich verlaſſen.

Von einem Bergbau auf Gold in größerem Maßſtabe iſt jetzt keine Rede, die Eingeborenen teufen in den Talkſchiefer von Paracáli kleine Schachte und ſchlämmen dann die gewonnenen Maſſen, wobei, wie erwähnt, die Quarzgänge das reichſte Erträgniß liefern. In Mambulao wird jetzt (ebenfalls von den Eingeborenen) ſehr eifrig nach Gold gegraben. Finden die Eingeborenen irgendwo Quarzadern auf der Erdoberfläche, ſo graben ſie bis dreißig Meter tiefe Schächte. „Die geförderten Quarze wurden geröſtet, gepocht und geſchlämmt. Bei den ſehr urwüchſigen Aufbereitungsmethoden iſt es ſehr natürlich, daß ein großer Theil des Goldes verloren ging, indeß ſchien mir der Verdienſt damals gut zu ſein, da mehr als 700 Männer und Weiber damit beſchäftigt waren“ [1]).

Das meiſte Gold in Camarines aber und in den übrigen Landſchaften und Inſeln der Philippinen wird aus Bächen und Flüſſen auf die primitivſte Weiſe durch Waſchen gewonnen. Die Methode, die hierbei angewendet wird, iſt folgende: Ein Erdklumpen wird zwiſchen zwei Steinen zu kleinen Brücklein zerrieben, die auf dieſe Weiſe erhaltene Maſſe wird in eine Mulde geſchüttet, in welche man Waſſer gießt, dann wird das Gefäß ſo lange geſchüttelt bis der Goldſtaub ſich am Boden deſſelben ſetzt. Mitunter finden ſich Goldkörnchen von der Größe eines plattgedrückten Weizenkornes und hier und da ſelbſt Goldſtücke im Werthe von 20 bis 30 Dollars, doch ſind ſolche Funde ſelten.

Die wichtigſten Goldwäſchen befinden ſich in Camarines, Benguet und Ilocos (bei Suyuc und dem Lande der Apayaos), überhaupt an allen Flüſſen und Bächen, welche von dem Caraballo-Gebirge Nord- und Central-Luzons herabſtrömen. Vom Goldwaſchen allein leben viele Familien an den Ufern des Flüßchens Calbunga, in Sapanglan und Camandac in der Provinz Tondo, in Abayon, Matalantang und Cabiao de la Pampanga ꝛc. ꝛc.

Beträchtlich iſt auch der Ertrag der Goldwäſchereien auf Mindanao; in der Provinz Miſamis allein wurden um das Jahr 1833 gegen 4400 Taels gewonnen [2]). Butuan, Surigao, Liangan, Bislig, Caraga und Davao ſind im öſtlichen Mindanao jene Orte, wo der meiſte Goldſtaub in den Handel kommt.

Was die jährliche Goldausbeute anbelangt, ſo läßt ſich hierüber keine genaue Ziffer angeben, da insbeſondere über die von den wilden Stämmen gewonnenen Goldquantitäten natürlich nur vage Schätzungen exiſtiren. Am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts betrug der Zehent, den die Goldgräber und Goldwäſcher zu entrichten hatten, 10 000 Dollars, die Maſſe des gewonnenen Goldes muß daher mindeſtens 100 000 Dollars betragen haben [3]). Wenn man aber bedenkt, daß ſelbſt in den den Spaniern direkt unterworfenen Ländern von den Goldgräbern viel verheimlicht wurde, wenn man erwägt, daß damals der größte Theil der Philippinen noch unabhängig war oder, wie Leyte und Samar, noch eingeborene Radſchas beſaß, welche zwar Spanien unterworfen waren, aber eine läſſigere Kontrole über die Einhebung des Goldzehents führten als die ſpaniſchen Behörden, ſo erſcheint die Angabe Gemelli-Carreri's gerechtfertigt, daß zu ſeiner Zeit (1696) die Goldausbeute auf den Philippinen 200 000 Peſos (= Dollar) betrug, wovon der größte Theil auf Paracáli entfiel. 1843 ſchätzte man den jährlichen Goldertrag ebenfalls in dieſer Höhe [4]). Jedenfalls würde eine rationelle Ausbeutung der vorhandenen Goldſchätze den Philippinen eine hervorragende Stelle unter den Goldländern zweiten Ranges verſchaffen.

---

[1]) Gewaltſame Aushebung zu Frohnden.
[2]) Fray Juan de la Concepcion XIV, p. 357.
[3]) Diaz Arenas p. 197.
[4]) A. a. O. S. 150.

[1]) Drache S. 63. Neben dieſem primitiven Bergbau wird viel Gold durch Waſchen gewonnen, indem die Bäche bei Paracáli, Mambulao, Lóngos und Dagupan zerſetzte Trümmer kryſtalliniſchen Geſteins, Quarzgerölle ꝛc. führen, die ſämmtlich Gold enthalten.
[2]) Arenas S. 200.
[3]) Jagor S. 150 (nach Morga).
[4]) Mas. A. a. O. S. 2.

# Oberſt Unterberger's Reiſe in China von Tien-tſin bis Tſching-kiang[1]).

## I.

Im November 1875 machte ich in Dienſtangelegenheiten eine Reiſe durch China. Mein Weg führte durch die nördliche Mongolei und die Wüſte Gobi nach Kalgan, von dort nach Peking, Tien-tſin, Schanghai, Hongkong. Nachdem ich auf dem Rückwege dieſelben Häfen Chinas berührt, ging ich über Japan in die „Primorskaja Oblaſt" (das Gebiet Rußlands am Stillen Ocean) und kehrte endlich im Oktober 1876 nach Irkutsk zurück, von wo ich alſo im Ganzen etwa ein Jahr abweſend geweſen.

Schon dieſe flüchtige Aufzählung der von mir berührten Städte weiſt auf die Verſchiedenheit der klimatiſchen Verhältniſſe hin, denen ich im Laufe eines Jahres ausgeſetzt geweſen, auf die Mannigfaltigkeit der Transportmittel, unter denen ich meine Reiſe habe machen müſſen. Wenn einerſeits das Gedächtniß mit Wohlgefallen an der Fahrt über den Stillen Ocean auf einem mit allem europäiſchen Luxus und Comfort ausgerüſteten Dampfer weilt, ſo weckt andererſeits die Erinnerung an den Marſch durch die Gobi zu Pferde bei einem Froſte von — 25° (R.) viel düſterere Gedanken. Zum Glücke ſchwinden in der Erinnerung vorwiegend die ſchweren Momente und von den mannigfaltigen Reiſeeindrücken bleiben beſonders die erfreulichen im Gedächtniß zurück. So iſt es auch mir ergangen.

Sobald ich vom mongoliſchen Wüſtenplateau hinabzuſteigen begann und mein Blick die reiche chineſiſche Ebene umfaßte, voll Dörfer und wogenden Lebens, waren die ſchweren Tage der Gobi vergeſſen, wo ich trotz der 14 Stunden, die ich zuweilen im Sattel verbrachte, doch nur 5 km Wegs zurückgelegt hatte, weil ich beſtändig genöthigt war von der Route abzuweichen, bald um eine Jurte (Filzzelt) zum Obdach zu ſuchen, bald um einen Tabun (Herde) zu erſpähen, aus dem ich meine erſchöpften Pferde und Kameele durch friſche erſetzen könnte. Beſonders im Jahre 1875 war die Reiſe durch die Gobi dadurch ſehr erſchwert, daß auf einer Strecke von 350 km die eine Poſtverbindung unterhaltenden Mongolen in Folge von Futtermangel und des Durchzuges vieler chineſiſcher Truppen weit vom gewöhnlichen Wege ſeitab gezogen waren.

Nachdem ich Kalgan, an der Grenze zwiſchen China und der Mongolei gelegen und von der chineſiſchen Mauer durchſchnitten, verlaſſen hatte, erreichte ich in wenigen Tagen Peking, wo ich einen Monat verweilte, dann nach kurzer Reiſe Tien-tſin, von wo ich, ohne die Navigationsperiode abzuwarten, zu Lande nach Schanghai reiſte.

Dieſer Weg, deſſen Beſchreibung Gegenſtand gegenwärtigen Aufſatzes bildet, wird von Europäern ſehr ſelten benutzt, weil zwiſchen den Endpunkten deſſelben jährlich neun Monate hindurch eine bequeme Dampfſchiffverbindung beſteht. Dennoch iſt dieſer Weg von großer Bedeutung, ſowohl in kommercieller als auch in politiſcher Beziehung, weil er die Verbindung bildet zwiſchen dem bedeutendſten Hafen Chinas am Stillen Ocean und der Hauptſtadt des Reiches.

Bekanntlich ſieht die chineſiſche Regierung nur ungern einen Beſuch des Innern ihres Reiches Seitens eines Europäers, und wenn ſie ſchließlich die Erlaubniß zu einer ſolchen Reiſe nicht verweigert, ſo geſchieht es nur in Folge der beſtehenden Traktate und nicht ohne daß ſie alle nur erdenklichen Hinderniſſe in den Weg zu legen ſucht. Als ich die Landreiſe von Tien-tſin nach Schanghai beſchloſſen hatte, verfehlte der Gouverneur nicht unſerm Konſul eine Menge von Schwierigkeiten und Entbehrungen vorzuhalten, die eine ſolche Reiſe bieten ſollte, und die Gefahren derſelben in den grellſten Farben zu ſchildern. Eine kategoriſche Erklärung von Seiten unſeres Konſulates führte aber ſchließlich doch zum gewünſchten Reſultate, und ich erhielt endlich einen Schein zu ungehinderter Reiſe, geſchrieben auf chineſiſchem Papier, an den Seiten verziert mit dem bekannten Drachen und verſehen mit einem großen rothen Siegel. Dieſelben Erfahrungen machte das engliſche Konſulat, als es einen eben ſolchen Paß für Herrn Milne forderte, der über Schanghai nach Japan gehen wollte, wohin er als Profeſſor der Mineralogie an eine der höheren Lehranſtalten in Jeddo berufen war. Herr Milne hatte der bequemen Reiſe auf einem der ſchön eingerichteten Dampfer, welche die Verbindung zwiſchen England und China vermitteln, die weit beſchwerlichere und an Entbehrung reichere Route über Rußland, Sibirien, die nördliche Mongolei und die Gobi nach Peking und Tien-tſin vorgezogen. Als er hier meine Abſicht zu Lande nach Schanghai zu reiſen erfuhr, wollte er die Gelegenheit mit Land und Leuten näher bekannt zu werden nicht verſäumen und beſchloß ſich mir anzuſchließen und lieber den intereſſanten, aber auch beſchwerlichern Weg durch das Innere zu wählen, als in Tien-tſin die Eröffnung der Navigation abzuwarten und dann auf einem Dampfer die Reiſe in fünfmal geringerer Zeit zu machen. Da ich Herrn Milne ſchon in Irkutsk kennen, ſeine vielſeitige Bildung und ſcharfe Beobachtungsgabe, ſeine Anſpruchsloſigkeit und Akkommodationsfähigkeit an die mannigfaltig ſchwierigen Verhältniſſe ſchätzen gelernt hatte, ſo war ich ſehr erfreut ihn als Begleiter für meine zwanzigtägige Reiſe zu haben durch ein uns fremdes Land, deſſen Sprache uns unbekannt war und wo die vielen neuen Eindrücke, die unſerer harrten, einen Gedankenaustauſch um ſo erwünſchter erſcheinen ließen. So willigte ich denn mit Freuden ein, ihn als Kameraden in den ſchmutzigen Gaſthöfen der Städte und Dörfer des Reiches der Mitte zu haben.

Als zweiten Begleiter hatte ich einen jungen Chineſen zum Diener und Dolmetſcher angenommen. Er ſprach Franzöſiſch, das er in einer Jeſuitenſchule Chinas erlernt hatte. Da er nur den ſüdlichen Dialekt des Landes kannte, der nördliche aber ihm fremd war, ſo gaben wir uns keinen Illuſionen in Bezug auf den Nutzen, den er uns als Ueberſetzer erweiſen würde, hin, rechneten vielmehr auf ſeine Eigenſchaften eines guten Dieners, worin wir uns indeſſen täuſchten, da er entſchieden mehr Neigung hatte die Rolle des Herrn als diejenige des Dieners zu ſpielen.

Es hält überhaupt ſchwer, einen guten chineſiſchen Ueberſetzer zu finden. Am häufigſten erlernen die Chineſen die

[1]) Frei und verkürzt aus dem Ruſſiſchen überſetzt nach einer Abhandlung aus dem 11. Bande der Zapiski der Kaiſerl. Ruſſ. Geogr. Geſellſchaft.

engliſche Sprache, nächſtdem die ruſſiſche, viel ſeltener die franzöſiſche. Engliſch wird vorwiegend in allen den Europäern geöffneten Häfen geſprochen, Ruſſiſch beſonders in Maimatſchin, in der Nähe Kjachtas; Franzöſiſch reden nur ſolche Chineſen, welche die Schulen katholiſcher Miſſionäre beſucht haben. Eigenthümlich iſt den Chineſen das entſetzliche Verſtümmeln der engliſchen und ruſſiſchen Sprache. Franzöſiſch hingegen ſprechen die Chineſen ziemlich richtig. Es erklärt ſich dieſer Umſtand daraus, daß die letztere Sprache in den katholiſchen Schulen erlernt wird, die beiden erſteren hingegen nur praktiſch.

Nachdem wir unſere Päſſe erhalten, mietheten wir vier chineſiſche Karren, ein Reitpferd und vier Fuhrleute zu den Karren. In dieſen Fuhrwerken hatten wir den Weg von Tien-tſin bis Zſin-zſian-pu (Tſching-kiang-pu) zurückzulegen, um dann weiter auf dem Kaiſerkanale bis Tſching-kiang in einem Kahne zu reiſen.

Eine Poſtverbindung beſteht in China nur für Regierungsdepeſchen und Ausnahmefälle. Die gewöhnliche Reiſe zu Lande geſchieht je nach der Oertlichkeit zu Pferde oder auf Mauleſeln, in Tragbahren oder in Karren, wobei die Laſt- und Zugthiere ſammt Führern den ganzen Weg ohne Wechſel zurücklegen. Den üblichſten Reiſemodus bildet der Karren, der von zwei hinter einander geſpannten Mauleſeln gezogen wird, und es wurden hierbei ohne Raſttage und ohne merkliche Erſchöpfung der Thiere Tauſende von Kilometern zurückgelegt. So z. B. machten wir mit unſeren Mauleſeln während 15 Tage täglich 45 bis 50 km und fuhren gegen Ende der Reiſe nicht ſelten im Trabe, und doch waren die Thiere bei der Ankunft in Zſin-zſian-pu (Tſching-kiang-pu) ſo wenig erſchöpft, daß unſere Fuhrleute ſchon am folgenden Tage die Rückreiſe antraten, die ſie mit der gleichen Geſchwindigkeit, wie die Hinreiſe, zu machen beabſichtigten. Für die Chineſen iſt der Mauleſel ein unſchätzbares Thier; ſeine große Kraft und Ausdauer, die Stärke ſeiner Füße und Hufe befähigen ihn zum Transport jeglicher Laſt; er iſt im gleichen Grade brauchbar zum Tragen von Gepäck, zum Reiten und als Zugvieh.

Der chineſiſche Karren hat zwei Räder, die auf einer hölzernen Achſe ſitzen. An derſelben ſind ferner zwei Zugſtangen befeſtigt, die einen hölzernen Kaſten tragen, der oben halbrund und mit Baumwollenzeug überſpannt iſt. Der Kaſten iſt etwa 1½ m lang, 3 m hoch und faſt ebenſo breit. Vorn iſt er offen und kann durch einen Vorhang geſchloſſen werden. Der Reiſende ſitzt im Karren, der Führer vorn auf einem Sitzbrette, das auf die Zugſtangen aufliegt. Um Führer und Thiere vor den ſengenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen geht ein baumwollenes Zeltdach vom Karren bis zum Kopfe des Mauleſels. In dieſem Fuhrwerk kann man nur wie der Chineſe mit kreuzweiſe untergeſchlagenen Füßen ſitzen, jede andere Stellung iſt höchſt unbequem.

Die Reiſe in ſolchem Karren auf ſteinigem oder ſtark ausgefahrenem Wege kann füglich eine Tortur genannt werden. Den ſchlechten Wegen entſprechend müſſen die Räder ſehr ſolide gearbeitet und ſtark beſchlagen ſein. Da die Wege nie reparirt werden, auch nicht künſtlich aufgeſchüttete, ſondern natürliche ſind, ſo kann man ſich denken, in welchen Zuſtand ſie nach anhaltenden Regen gerathen; doch auch bei trockener Witterung iſt der Weg entſetzlich, da alle Karren gleiche Spurweite haben und in Folge deſſen tiefe Geleiſe in den Weg geſchnitten haben.

Von den zwei Maulthieren wird das eine in die Zugſtangen geſpannt, das andere iſt nebenbei an Stricke geſchirrt. Nur das erſte wird mit Leinen gelenkt, das zweite durch Zuruf und mit der Peitſche. Das Geſchirr iſt einfach und bequem. Die Mauleſel ſind in der Regel ſehr gut eingefahren und folgen leicht dem Zuruf des Führers, der mit ihnen gut umgeht und die Peitſche nur ſelten anwendet. Unſere Fuhrleute waren chineſiſche Tataren, in deren Händen im nördlichen China das Fuhrmannsweſen faſt ausſchließlich ſich befindet.

Den 5. Februar um 10½ Uhr nahm ich Abſchied von der Familie unſeres Konſuls in Tien-tſin und trat meine Reiſe an. Auf ſtaubiger Straße bewegten ſich unſere Karren fort, einer hinter dem andern. Ich folgte ihnen zu Pferde. In dem einen Karren befand ſich H. Milne, in einem zweiten unſer Chineſe, der dritte war für mich beſtimmt, während der vierte unſer Gepäck und Lebensmittel enthielt, zudem eine beträchtliche Anzahl von Bündeln chineſiſcher Kupfermünze. Dieſe Münze, von der etwa 800 Stück auf einen Thaler gehen, iſt wegen ihres beträchtlichen Volumens für den Reiſenden äußerſt läſtig und doch nicht zu vermeiden; ſie beſteht aus einer Legirung von Kupfer und Gußeiſen, iſt rund und beſitzt ein viereckiges Loch, um die Münzen zu je 500 Stück auf eine Schnur reihen zu können. Da alle Zahlungen in den Gaſthöfen mit dieſer Münze gemacht werden, ſo kann der Reiſende ſie nicht miſſen. Die europäiſche Münze, den Rubel oder auch den Dollar, iſt es immer vortheilhaft in Peking zu wechſeln, wo ſie einen höhern Kurs hat: beſonders gut geht dort der mexicaniſche Dollar. Im Innern des Reiches verloren wir beim Wechſeln bis 30 Procent. An Lebensmitteln nahmen wir außer Wein eine Menge Konſerven mit, die uns indeſſen nach wenigen Tagen ſo ſehr zum Ueberdruß wurden, daß wir die chineſiſche Küche und in Dampf gekochtes Weißbrot vorzogen.

Anfangs, bis zur Stadt De-tſchau (Te-tſchau), ging unſer Weg in Südweſtrichtung den Kaiſerkanal entlang, der noch ſeine Eisdecke trug, auf welcher Reiſende und Laſten in „Topais“ fortbewegt wurden. Mit dieſem Namen bezeichnet man einen großen niedrigen Schlitten, welcher von einem hinten ſtehenden Führer mittels einer mit eiſerner Spitze beſchlagenen Stange raſch vorwärts geſchoben wird.

Während der Reiſe war unſer Tagewerk folgendermaßen eingetheilt. Um 5 Uhr ſtanden wir auf und brachen gegen 6 auf; um 11 wurde zwei Stunden geraſtet, ein Mittagsmahl eingenommen und das Zugthier gefüttert. Gegen 1 Uhr brachen wir abermals auf, um gegen 6 unſer Nachtlager zu beziehen. Mit geringen Abweichungen war dies unſere gewöhnliche Tagesordnung, die wir bis Zſin-zſian-pu (Tſching-kiang-pu) einhielten; von dort an änderten wir dieſelbe und paßten ſie der Reiſe im Kahne an.

Während der Fahrt auf ungeſchütteten, natürlichen Wegen über Lehmboden, auf welchen ſeit Monaten kein Tropfen Regen gefallen war, wurde der Staub für uns zu einer wahren Geißel; Windſtille oder, was noch ſchlimmer, ein ſchwacher Wind in den Rücken machte unſere Lage faſt unerträglich. Der feine Lehmſtaub dringt überall durch, in wenigen Stunden bedeckt ſich das Geſicht mit dicker Staubſchicht und nimmt ein aſchfarbenes Leichenanſehen an. Anfangs verſuchte ich das Geſicht während der Fahrt von dieſem Staube zu reinigen, unterließ dies aber bald, da der Staub dabei in die Augen drang und heftigen Reiz verurſachte; ich verſchob in Zukunft die Reinigung bis zur Einkehr im Gaſthofe, wo den Reiſenden ſtets ſogleich Gefäße mit warmem Waſſer zum Waſchen gereicht werden. Wind von der Seite oder ſteiniger Boden bildeten für uns Feſttage; aber ein heftiger Sturm, wie der am 9. und 10. Februar, brachte uns faſt zur Verzweiflung und gehört zu den größten Plagen eines Reiſenden in China. Der von der ganzen Ebene emporgewirbelte Staub füllte die Atmoſphäre dicht an und begrenzte den Geſichtskreis in einer Entfernung von

100 bis 200 Meter, der Wind trieb ihn ins Geſicht und in die Augen und peitſchte uns mit kleinen Steinen auf das Empfindlichſte. Am Abend des erſten dieſer Tage zeigten ſich meine Augen ſtark geſchwollen, am andern Morgen hatte ich die heftigſten Augenſchmerzen und Kopfweh. Zum Glück legte ſich der Wind zum 11. Februar, ſonſt hätte ich meine Aufnahmen aufgeben müſſen oder wäre gezwungen geweſen, meine Reiſe auf mehrere Tage zu unterbrechen. Am 17. Februar trat feiner Regen ein, der den Staub auf zwei Tage zwar unterdrückte, dafür aber den Weg faſt grundlos machte; Karren und Mauleſel verſanken tief im Boden, und wir kamen nur äußerſt langſam vorwärts. Ich bin überzeugt, daß zur Regenzeit dieſer Weg ganz unpraktikabel und jede Bewegung auf ihm unmöglich werden muß, hatte ihn doch ein ſchwacher Regen von einem Tage faſt grundlos gemacht.

Der Weg von Tien-tſin bis Du-zſia-miao führte durch eine ganz von Ackerfeldern eingenommene Ebene, die ſo ſtark bevölkert iſt, daß man ſtets mehrere Dörfer in Sicht hat. Trotzdem bot die Landſchaft ein einförmiges Bild dar. Alles war zur Zeit todt und leer und nur die vielfach zerſtreuten Grabſtätten boten dem Auge einige Abwechſelung dar. Die Dorfbewohner Chinas beſtatten ihre Todten auf den Ackerfeldern und führen über dem Grabe einen kegelförmigen Erdhügel von 1 bis 2 Meter Höhe auf. Daher ſieht man ſolche Hügel auf allen Feldern in großer Menge, und in ihrer Geſammtzahl nehmen ſie einen ganz beträchtlichen Theil nutzbaren Bodens fort; dieſe Einbuße an Ackerland iſt für die an Boden Mangel leidende arme Bevölkerung ſehr empfindlich. Wohlhabendere Familien kaufen ein eigenes Stück Land, auf dem ſie eine Familiengruft errichten. Dieſer Raum wird dann mit einer Lehmmauer umgeben, deſſen Vorderfronte aus gebrannten Ziegeln beſteht, die in durchſichtigen, oft ſehr gefälligen Muſtern zuſammengefügt ſind. In dieſer Umzäunung ſind die Gräber halbkreisförmig geordnet mit dem Grabe des Ahnherrn der Familie im Mittelpunkte. Das Ganze wird dann mit einer Art Cypreſſe bepflanzt, deren dichtes, dunkles Grün eine äußerſt harmoniſche Zierde für dieſe letzte Ruheſtätte bildet. Es iſt bekannt, daß der Chineſe den verſtorbenen Gliedern ſeines Geſchlechts ſehr hohe Achtung und Ehrfurcht erweiſt; daher verwendet er auf die Herſtellung ihrer Ruheſtätte ganz beſondere Sorgfalt.

Im Allgemeinen habe ich auf den Gräbern ſteinerne Denkmale nur ſelten geſehen, außer einigen buddhiſtiſchen. Ehrenpforten traf ich wiederholt in der Nähe von Dörfern an; ſie waren zum Gedächtniß an die Tugenden irgend eines der Bewohner des Dorfes errichtet, der durch tadelloſen Lebenswandel dieſer hohen Ehre theilhaft wurde.

Unſern Weg kreuzten beſtändig kleinere Wege und Fußpfade, die in verſchiedenen Richtungen zu den benachbarten Dörfern und Gehöften führten. Es war nicht leicht aus dieſem Labyrinthe verſchlungener Wege den rechten herauszufinden, da keinerlei Merkzeichen dazu halfen und unſere Fuhrleute mit der Oertlichkeit zu wenig bekannt waren, um uns die erforderliche Auskunft geben zu können. Zuweilen mußten wir ausgetrocknete Kanäle von beträchtlichen Dimenſionen überſchreiten, die als unnöthig oder aus Nachläſſigkeit ganz verfallen waren.

Die Straße, auf der wir hinzogen, war außerordentlich belebt, wie ſich das bei einer ſo ſtarken Bevölkerung nicht anders erwarten läßt. Abwechſelnd begegneten wir Reiſenden und Waarentransporten bald in Karren, gleich den unſerigen, bald in Schubkarren, auf Pferden, Eſeln und Mauleſeln, dann wieder Fußwanderern. Wohlhabendere reiſen in der Regel in verdeckten zweiräderigen Karren, die mit zwei Mauleſeln beſpannt ſind, Aermere benutzen zur Reiſe den Schubkarren auf einem hohen Rade; zu beiden Seiten eines ſolchen Karrens ſind Sitze angebracht, die von je einem Reiſenden eingenommen werden, oder aber es ſitzt der Reiſende auf einer Seite, während der andere Sitz vom Gepäck eingenommen wird. Als Schutz vor Regen und Sonnenſchein dient ein Dach aus Zeug, ſo daß ein ſolcher Karren einem anſpruchsloſen Reiſenden recht komfortabel erſcheint. Der Karren wird in der Regel von zwei Leuten fortbewegt, von denen der eine den Karren von hinten ſchiebt, während der andere ihn von vorn zieht. Solche Schubkarren ſind in der gebirgigen Provinz Schang-dung ſehr im Gebrauch und dienen nicht nur zum Befördern von Reiſenden, ſondern auch zum Waarentransport, in welchem Falle bei größeren Laſten vorn ſtatt eines Menſchen ein Eſel angeſpannt wird. Die Arbeit der Führer iſt eine ſehr ſchwierige und ermüdende, bei günſtigem Winde wird ſie erleichtert durch ein auf den Karren geſtelltes Segel. In Schanghai konkurrirt der Schubkarren mit Erfolg gegen ein anderes leichtes Fuhrwerk, „Dſhinrikſcha“, das aus Japan nach China importirt iſt und aus einer leichten zweiräderigen, zuweilen ſehr ſauber gearbeiteten, Kaleſche mit dem Sitze für eine Perſon beſteht. Das Fuhrwerk hat zwei Zugſtangen, an denen es von einem Menſchen, zuweilen im Trabe, gezogen wird. Der Tſhinrikſcha wird vorwiegend von Europäern benutzt, der Schubkarren von Chineſen. Zu größerer Bequemlichkeit des Reiſenden iſt der Sitz des Schubkarrens mit einem kleinen Polſter, gewöhnlich von rother Farbe, gedeckt; der Reiſende hält auf ihm den rechten Fuß, während der linke herabhängt und in einer Schlinge ruht.

Das Leben auf der großen Straße ſteht dem Gewoge in unſeren größeren Städten nicht nach. Kaum iſt man von der Staubwolke befreit, welche eine Reihe vorüberrollender Karren mit verſchlafenen Chineſen aufgewirbelt hat, ſo begegnet man einem großen offenen Karren, einem Omnibus, der von Reiſenden vollgepfropft iſt, welche in ihm in allen möglichen und unmöglichen Lagen Platz gefunden haben. Dieſe unbequeme Lage hindert ſie indeſſen nicht mit Begeiſterung einem unter ihnen befindlichen Erzähler zu lauſchen oder den Witzen eines Spaßvogels zuzulachen. Der Kutſcher iſt in die Erzählung vertieft oder nimmt am herzlichen Gelächter Theil; nur läſſig treibt er ſein langſam vorſchreitendes, merkwürdiges Dreigeſpann an: in der Mitte ein Mauleſel, ihm zu beiden Seiten ein Pferd und ein Eſel. Um den Wagen drängen ſich Verkäufer von Süßigkeiten, dem Erzähler mit ſolchem Eifer lauſchend, daß ſie ſelbſt vergeſſen mit monotonem Rufe die Vorzüglichkeit ihrer Waare anzupreiſen und die Reiſenden zum Kaufe aufzufordern. Der Chineſe iſt ein großer Freund von Erzählungen, denſelben zu lauſchen iſt ihm Hochgenuß. Wie oft trifft man in den Straßen volkreicher Städte wogende Maſſen der Einwohner, einem Improviſator oder einem Erzähler von Neuigkeiten verſchiedenen, am liebſten politiſchen Inhaltes zuhörend.

Hinter dem Omnibuskarren bewegt ſich ein langer Zug belaſteter mit ihren Schellen klingelnder Mauleſel und hinter ihnen Fußgänger, mit den Armen weit ausſchwenkend, in eifrigem Geſpräch über irgend eine Handelsangelegenheit, welche ſtets den beliebteſten Stoff zur Unterhaltung bietet, denn ein jeder Chineſe iſt geborener Händler. Nun erblickt man eine geſchminkte Chineſin mit verkrüppelten Füßchen, in roſafarbenem Gewande, tadellos koiffürt, mit künſtlichen Blumen geſchmückt. Sie ſitzt rittlings auf einem mit vielen Blechſtücken verzierten Eſel; ihr zur Seite ſpringt, den Eſel antreibend, ein kleiner chineſiſcher Treiber. Geſetzt reitet ſie an uns vorüber ohne uns zu beachten, wie es einer chineſiſchen

Dame geziemt. Schon von weitem hören wir Rädergequike und bald erblicken wir eine Reihe mit Waaren beladener Schubkarren. Aus dieſer Geſellſchaft iſt der Frohſinn verbannt. Die Kärrner, erſchöpft mit ſtumpfen Geſichtern, von denen der Schweiß, trotz der kühlen Witterung, in großen Tropfen niederfällt, erregen das tiefſte Mitleid. Mit Anſtrengung aller Kräfte ſtoßen ſie die Karren vorwärts, aufmerkſam darauf achtend, daß das Rad derſelben nicht aus dem ausgefahrenen Geleiſe kommt. Die Zeit für eine kurze Raſt iſt herangekommen, die Karren ſtehen ſtill, hockend ſetzen ſich die Kärrner zuſammen, wiſchen ſich den Schweiß von den Geſichtern und rauchen ſich langſam ihre Pfeifen an. Eine Unterhaltung zwiſchen ihnen hört man nicht. Während deſſen wird ein hoher Regierungsbeamter in der Sänfte vorübergetragen; Reiter eröffnen den Zug, ihm den Weg durch die Menge bahnend, Reiter ſchließen auch wieder den Zug. Die Träger, den einen Arm in die Seite geſtemmt, den andern im Takte ſchwingend, ſchreiten in leichtem, friſchem Schritte daher, von Zeit zu Zeit die Tragſtange von einer Schulter auf die andere hinüberwerfend. Sie ſchreiten raſch einher, denn ihnen zur Seite geht noch ein doppelter Wechſel von Trägern. Mit Neid blicken die Kärrner auf dieſe im Vergleich zu der ihrigen ſo leichte Arbeit; nach einer kurzen Raſt von wenigen Minuten nehmen ſie ihre Karren wiederum ſchweigend auf und mürriſch beginnen ſie von Neuem ihre ſchwere Arbeit. Für die Einwohner des Landes iſt dieſer Anblick ein zu gewohnter, um irgend welchen Eindruck hervorzubringen; dem Fremden dagegen flößen dieſe Arbeiter das tiefſte Mitleid ein.

Bei größeren Entfernungen zwiſchen Städten und Dörfern findet man einzeln ſtehende Gaſthöfe, in welchen die ärmeren Reiſenden kurze Raſt zu halten pflegen. Ein ſolcher Gaſthof beſteht in der Regel aus einer großen Küche, einem kleinen Gelaſſe für die Familie des Wirthes und einem großen Zeltdache für die Gäſte, welches mit Tiſchen und Bänken aus Lehm verſehen iſt. Um die Mittagszeit ſammelt ſich hier eine große Menge Reiſender an und es entwickelt ſich eine geſteigerte Thätigkeit der Köche und Diener. Die Einen bereiten auf großen hölzernen Brettern ſüße Brote, die gedämpft werden, oder eine Art Fleiſchkuchen oder Nudeln, die eine Lieblingsſpeiſe der Chineſen bilden, Andere beſorgen das Kochen derſelben und vertheilen die Portionen in Thonſchalen. Es ſammeln ſich immer mehr Menſchen, die Plätze an den Tiſchen werden immer mehr gefüllt, die neu Hinzukommenden drängen ſich um die Herde, um die verlangten Speiſen zu erhalten, und hocken dann auf dem Boden, wo ſie gerade Platz finden, den Durſt mit warmem Thee ſtillend oder Makkaroni und Fleiſchkuchen mit ſtark gewürztem Gemüſe verzehrend. Nachdem das Mahl beendet und die Pfeife angeraucht, legt ſich ein Theil auf den Boden zur Ruhe; ein anderer begiebt ſich in die Küche über den warmen Herd, um ſich dem Genuſſe des Opiumrauchens hinzugeben; ein dritter endlich ſammelt ſich zu kleineren Gruppen, um ſich die Zeit mit Kartenſpiel und Würfeln zu vertreiben. Wein wird gewärmt aus Metallbechern und in der Regel nur in geringer Quantität genoſſen, dagegen werden Karten- (faſt ausnahmslos Hazard-) ſpiele leidenſchaftlich geſpielt. So mäßig der Chineſe in Allem zu ſein pflegt, ſo maßlos ergiebt er ſich der Leidenſchaft des Hazardſpieles. Dieſe Leidenſchaft und das Rauchen von Opium enthalten die Keime zum ſittlichen Verfalle der Bewohner des Reiches der Mitte. Nachdem ſie der Ruhe gepflegt, entfernen ſich die Reiſenden allmälig, der Gaſthof wird leer, um am folgenden Tage einer neuen Menge Reiſender der niedern Klaſſe Obdach zu geben.

Näherten wir uns dem Dorfe oder der Stadt, wo wir zu raſten beabſichtigten, ſo wurden unſere Maulthiere aus Brunnen, die zu dieſem Zwecke am Wege angelegt ſind, getränkt. Den Weg entlang ſteht eine Reihe Eimer, damit die Geſpanne vieler Karren gleichzeitig bedient werden können, ohne den Weg zu ſperren. Aus dem Hauſe, zu welchem der Brunnen gehört, treten die Beſitzer hervor, empfangen die Bezahlung und füllen wiederum die Eimer. Nach der Tränkung hatten wir bis zur Halteſtelle in der Regel noch $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde zu fahren.

Eine Gruppe niedriger, einſtöckiger Lehmgebäude, mit Schilf gedeckt, von Lehmwänden umgeben, mit Bäumen bepflanzt, das iſt das Bild eines chineſiſchen Dorfes. Der Chineſe pflanzt und pflegt mit Sorgfalt die das Dorf umgebenden Bäume, welche im Sommer durch ihr reiches Laub dem Orte ein lebensvolles und heiteres Anſehen geben. Beim Eingang in das Dorf befindet ſich in der Regel ein Teich von ovaler Form zum Anſammeln von Regenwaſſer; außerdem giebt es aber noch in jedem Dorfe eine Menge Brunnen. Der Weg führt durch das Dorf in engen krummen Gaſſen, zwiſchen Mauern aus Lehm hin, weil die Wohngebäude im Hofe angelegt ſind; nur die Kramläden münden auf die Straße. An den Straßenecken ſtehen Händler, die Süßigkeiten auf Tragbrettern feilbieten, oder es tummeln ſich Haufen von Kindern jeglichen Alters herum. Die kleineren, welche nicht zeitig genug vor uns flüchten können, erheben ein klägliches Geſchrei, die kühneren unter ihnen folgen unſeren Karren, beſchauen uns und tauſchen gegenſeitig ihre Gedanken über uns aus. Sobald wir uns von ihnen genugſam entfernt haben, hören wir dann ihren Spottruf: „Jang-gwei-tze“ = überſeeiſcher Teufel, eine Benennung, welche der Chineſe jedem Europäer giebt; nicht ſelten wurden dieſe Rufe von Steinwürfen begleitet. Begegneten wir Erwachſenen, ſo folgten ſie uns mit neugierigen Blicken oder ſie gingen an uns würdevoll vorbei, ſich das Anſehen gebend, als bemerkten ſie uns nicht.

Die Unſauberkeit und der Schmutz in chineſiſchen Niederlaſſungen iſt unglaublich. Aller Unrath wird auf die Straße gegoſſen. Die menſchlichen Auswurfſtoffe werden als Dünger für die Felder ſehr hoch geſchätzt, daher ſieht man zu beiden Seiten des Weges viele Retiraden, eigens für die Reiſenden angelegt und mit Schilfgeflecht umgeben. Der Geruch derſelben, verbunden mit dem aller anderen auf der Straße faulenden organiſchen Reſte iſt entſetzlich und verpeſtet die Atmoſphäre in weitem Umkreiſe.

Doch da erblicken wir ſchon die zwei an dem Thore ausgehängten großen Troddeln und erkennen daran das Wirthshaus. Sobald der in die Zugſtangen geſpannte Maulеſel das Thor erreicht, wendet ein Zuruf des Führers den Karren und im Trabe geht es durch das Thor. Sogleich werden die Thiere abgeſchirrt und zu den Futtertrögen geführt, welche mit gehacktem Stroh einer Cerealie, „Gaulian“, gefüllt ſind, die im nördlichen China unſer Heu vertritt, während das Korn der Pflanze den Hafer erſetzt. Sobald für die Thiere geſorgt iſt, werden die Karren abſeits gezogen und in einer Reihe aufgeſtellt; das Geſchirr wird nebenbei gelegt. Dann wird der Reiſende in ein Zimmer des Gaſthauſes geführt, wo er ſogleich ein Gefäß mit warmem Waſſer erhält, um Geſicht und Hände von dem fingerdick aufliegenden Staube zu reinigen; während der kalten Jahreszeit erhält er ferner ein Kohlenbecken, um die erſtarrten Hände zu wärmen. Kehrt man zum Nachtlager ein, ſo wird ein kleiner Ofen angeheizt, welcher die Schlafſtelle von unten durch Röhren erwärmt, die in einen Rauchfang münden. Ohne den Befehl dazu abzuwarten, werden eine Theekanne mit ſiedendem Waſſer und kleine Porcellantaſſen gebracht; dann erſt erwartet man fernere

Befehle. Zu den gewöhnlichen Ruheſtunden um die Mittagszeit und um 5 Uhr Abends ſind die Gaſthöfe, deren es in jedem Dorfe mehrere giebt, mit Reiſenden dicht gefüllt. Das Anſehen dieſer Wirthshäuſer iſt immer daſſelbe: ein großer viereckiger Hof, von der einen Seite ein gedeckter Raum mit Futtertrögen für das Vieh, zwei andere Seiten von einſtöckigen Gebäuden eingefaßt, die durch Querwände in einzelne Zellen getheilt ſind, von denen jede ihren beſondern Ausgang auf den Hof hat. Neben dem Thore befindet ſich der Raum für die Küche und die Wirthſchaft. In größeren Gaſthäuſern befindet ſich noch ein zweiter Hof mit Abſteigequartieren für beſonders vornehme Gäſte. Jede Abtheilung, welche einer einzelnen Nummer unſerer Hotels entſpricht, enthält zwei Zimmer, die durch eine dünne Bretterwand getrennt ſind. Durch die Außenthür tritt man in das erſte Zimmer, in welchem ſich ein hölzerner Tiſch und zwei geſtrichene Stühle befinden, der Bretterwand entlang laufen Schilfpolſter hin, welche als Schlafſtellen dienen. Hinter der Bretterwand, im zweiten kleinern Zimmer, befinden ſich gleichfalls Schlafſtellen. Beide Abtheilungen erhalten ihr Licht durch kleine Oeffnungen, die mit Papier verklebt ſind. Der Boden iſt aus geſtampftem Lehm, die Wände ſind gleichfalls mit Lehm gedeckt, dem fein geſchnittenes Stroh beigemengt iſt. In beſſeren Wirthshäuſern findet man in den Zimmern gitterförmige Decken, die mit Papier beklebt ſind, gewöhnlich aber fehlen dieſe Decken, und man erblickt über ſich die Dachſparren, an welche das Schilf des Daches befeſtigt iſt oder auf welchen Bretter liegen, die mit Lehm oder fein geſchnittenem Stroh gedichtet ſind. In der Bereitung dieſes Lehmes beſitzen die Chineſen große Meiſterſchaft; ſolche Verkleidung von Dächern hält den Regen vollſtändig ab. Die Wirthshäuſer ſind ſchmutzig und ohne alle Verzierungen; ſelten findet man Schnitzwerk an den Holzwänden, nur ausnahmsweiſe trifft man in ihnen Bilder an, zuweilen freilich auch Fresken an den Lehmwänden. Solche Bilder ſind vom bekannten chineſiſchen Typus, ohne Perſpektive, und ſtellen in der Regel Scenen aus dem häuslichen Leben oder auch Landſchaften dar. Vorwiegend jedoch ſind die Wände kahl und nur durch verſchiedene Bemerkungen der Reiſenden verunziert. Bei heftigen Winden werden die Wohnungen ſehr unkomfortabel; der Wind dringt durch die Spalten der ſchlecht ſchließenden Thüren oder durch die Löcher im Papiere der chineſiſchen Fenſter und treibt mächtige Staubmaſſen in die Zimmer.

Mit zunehmender Zahl der Einkehrenden wächſt der Lärm auf dem Hofe. Die ausgeſchirrten Eſel und Maulthiere erheben in Erwartung ihres Futters ein durchdringendes Geſchrei oder aber ſie wälzen ſich auf dem Hofe, mächtige Staubwolken aufwirbelnd; die Führer lärmen beim Aufframen ihrer Gefährte und Geſchirre; die Diener laufen aus der Küche in die Wohnungen und zurück; Händler rufen ihre Waaren aus, die vorwiegend aus Lebensmitteln beſtehen, Schmiede mit transportabeln Eſſen bieten ihre Arbeit zum Beſchlagen der Laſtthiere oder zur Reparatur der Karren an.

---

# Die Dſhatak-Kirghizen[1]).

Das Wort „Dſhatak“ bedeutet „liegen“; mit demſelben (Ruſſiſch Kirgiſy-Dſhataki) werden in Sibirien, im orenburgiſchen und turkeſtaniſchen Gebiet diejenigen Kirghizen bezeichnet, welche in unmittelbarer Nähe von ruſſiſchen Ortſchaften feſte Wohnſitze haben, d. h. nicht nomadiſirende oder anſäſſige Kirghizen.

Bei allen Städten, Dörfern oder Koſakenſtanizen Weſtſibiriens wohnen ſeit alten Zeiten die Dſhatak-Kirghizen, welche aus verſchiedenen Kreiſen der Gebiete von Akmolinsk und Semipalatinsk dahin gezogen ſind. Im Allgemeinen ſind dieſelben arm, ſie leben meiſt als Arbeiter und Hirten bei den Ruſſen, einzelne wenige, welche Handel treiben, gelangen zu etwas Wohlſtand. Die Gründe, warum die Dſhatak zu den bewohnten Orten hinziehen, ſind ſehr verſchieden: der Verluſt aller Herden durch ſtarke Kälte z. B., Streit- und Zwiſtigkeiten mit einflußreichen und mächtigen Stammesgenoſſen, deren Bedrückung unerträglich wurde; der Mangel an paſſenden Winterquartieren und anderes.

Die Dſhatak leben in nächſter Nähe der Ortſchaften im Winter in Behauſungen, welche nach Art der kirghiziſchen Zelte („Kibitka“ wird ein ſolches Zelt genannt) aus Raſenſtücken und Schilf hergeſtellt ſind, im Sommer in gewöhnlichen Filzzelten (Jurten).

Von Zeit zu Zeit, ein oder zwei Mal im Jahre, kommen zu den Dſhatak die betreffenden Gemeindevorſtände, die Aelteſten der einzelnen Aule, zu welchen ſie gehören; ihr Kommen iſt nicht erfreulich, denn ſie ſammeln Abgaben, wobei ſie ſich ſelbſt nicht vergeſſen.

Die Dſhatak ſprechen faſt alle Ruſſiſch, einige ſogar ganz vortrefflich. Auch ſonſt iſt der ruſſiſche Einfluß unverkennbar; ſie beobachten lange nicht ſo ſtreng ihre alten Sitten und Gebräuche, wie ihre in der Steppe lebenden Stammesbrüder. Allmälig geben ſie ihre eigenthümliche kirghiziſche Tracht auf. Die Männer tragen nicht mehr die zugeſpitzten hohen Mützen („Tumak“), ſondern gewöhnliche Mützen aus Lammfell; ſtatt der langen kirghiziſchen Gewänder (Chalat) tragen ſie kurze Röcke mit Knöpfen, ſtatt der langen kirghiziſchen Hemden kurze; ſie benutzen einen einfachen Gürtel ſtatt der langen Leibbinde mit der Taſche („kalt“). Die Frauen haben den eigenthümlichen Kopfputz, welcher die verheiratheten Steppenkirghizinnen auszeichnet, den ſogenannten Dſhawluk, faſt ganz aufgegeben; ſie tragen ein einfaches Mützchen, wie die unverheiratheten Kirghizinnen. Auch der zugeſpitzte beſonders koſtbare Kopfſchmuck, welcher bei den Steppen-Kirghizen einen Theil der Mitgift macht, iſt faſt ganz verſchwunden.

Die Dſhatak halten ihre Behauſungen ſehr reinlich; haben Stühle, Tiſche, allerlei Geräthe, Löffel, Gabel, Teller, benutzen die ruſſiſche Theemaſchine, den ſogenannten Samowar, und anderes.

Bemerkenswerth iſt es, daß die Dſhatak ſehr ungern ihre Töchter an Steppen-Kirghizen verheirathen, ſondern lieber wieder an Dſhatak-Kirghizen. Wenn es vorkommt, daß die Töchter der Dſhatak an Steppen-Kirghizen verheirathet werden, ſo geſchieht dies unter beſtimmten Verhältniſſen, welche die Dſhatak zur Einwilligung zwingen. Die

[1]) Nach dem Ruſſiſchen „Die Ruſſiſche Rede“, Jahrgang 1879, Auguſtheft S. 318 bis 330. Von einem Kirghizen.

Steppen-Kirghizen wählen sehr gern Frauen unter den Dſhatak, aber geben ihre Töchter niemals her. Es ereignet sich oft, daß die Steppen-Kirghizen eine Dſhatak-Schöne nach altem kirghiziſchen Brauch rauben und dann den Eltern weder einen „Kalym“ (Kaufpreis für die Braut) noch „Aib“ (Sühne für den Raub) bezahlen. Die Dſhatak müſſen einfach ſchweigen; ihre Klagen helfen nichts. Doch muß man im Allgemeinen ſagen, daß die Heirathen der Dſhatak-Töchter mit den Steppen-Kirghizen deshalb nicht ohne Nutzen ſind, weil dadurch mancherlei Vortheile der Civiliſation den Steppen-Kirghizen bekannt werden.

Die Bewohner der ruſſiſchen Ortſchaften ſind mit der Nachbarſchaft der Dſhatak ſehr zufrieden. Der Dſhatak-Kirghize iſt arbeitſam, ehrlich, vor allem nüchtern (d. h. trinkt keinen Branntwein) und zu allen Arbeiten bereit und anſtellig; er kann ackern, pflügen, Heu machen, Holz hauen u. ſ. w. Die ruſſiſchen Bauern nutzen oft die gutmüthigen Dſhatak ſo aus, daß dieſe faſt umſonſt arbeiten. Der Dſhatak iſt für den ruſſiſchen Bauern und den Koſaken alles: nicht allein ausgezeichnete Arbeitskraft in allen Haus- und Feldarbeiten, ſondern daneben auch Häſcher, Advokat und Ueberſetzer. Die Dſhatak erfüllen alles, was man von ihnen verlangt, nach beſtem Wiſſen und Vermögen, freilich nicht gern, aber aus Furcht, wieder in die Steppe zurückgejagt zu werden. — Hiermit drohen ihnen die ruſſiſchen Bauern beſtändig. Vor allem benutzt der Einwohner der ruſſiſchen Ortſchaften die Dſhatak dazu, um ſich mit den Steppenkirghizen in allerlei Dingen auseinander zu ſetzen, ſo z. B. wenn, was häufig vorkommt, die Steppenkirghizen bei den ruſſiſchen Bauern Pferde geſtohlen haben. — Im Herbſt nämlich bereiten die Steppenkirghizen den „Sugum“, d. h. ſie ſchlachten ſo viel Vieh, Pferde und Schafe, als ſie für den ganzen Winter brauchen. Da nun nach Meinung der Steppenkirghizen diejenigen Pferde, welche mit Hafer und Brot gefüttert worden ſind, beſonders geeignet zur Nahrung ſind, ſo rauben ſie dieſelben bei den ruſſiſchen Bauern und Koſaken.

Die Bauern, denen die Pferde geſtohlen ſind, kennen natürlich die Räuber nicht; ſie machen aber den Dſhatak den Vorſchlag, die Räuber aufzuſuchen, wofür die Dſhatak gewöhnlich nur einen ſehr unbedeutenden Lohn bekommen. Sie übernehmen ſolche Kommiſſionen äußerſt ungern; abgeſehen von dem ihnen dadurch erwachſenden Zeitverluſt fürchten ſie die Colliſion mit ihren Stammesbrüdern, deren Rache ihnen oft empfindlicher iſt, als die Ungnade der Ruſſen. — Um den Dſchatak dazu zu beſtimmen, ſolche Aufträge auszuführen, beſchuldigen die Ruſſen völlig rückſichtslos den Dſhatak ſelbſt des Diebſtahles. — So gerathen die armen Dſhatak zwiſchen zwei Feuer. — Hat mitunter der Dſhatak den Raub unter den Steppenkirghizen ermittelt und ihn angezeigt, ſo rächt ſich derſelbe. Iſt der Räuber, was oft vorkommt, ein mächtiger und einflußreicher Kirghize, ſo veranlaßt er den Kirghizenhäuptling, zu deſſen Botmäßigkeit der Dſhatak gehört, ein Schreiben an die Verwaltung des Ortes zu erlaſſen, wo der Dſhatak lebt, des Inhalts, der Dſhatak ſolle heimkehren in die Steppe, er ſei Abgaben ſchuldig u. ſ. w. Kommt der Dſhatak nicht, ſo wird ihm der zum Aufenthalt nöthige Erlaubnißſchein entzogen und ſchließlich muß der Arme doch in die Steppe zurück. Hier in der Steppe, obwohl in ſeiner Heimath, findet ein ſolcher Dſhatak, der ſchon mehr oder weniger an das Leben in einer Ortſchaft gewöhnt war, eine ſehr unbehagliche Exiſtenz; er wird verlacht und verſpottet, hat kein eigenes Vermögen und muß bei den reichen Kirghizen Dienſte ſuchen.

Wenn der Dſhatak ſich etwas Geld verdient hat, ſo beginnt er mit beſonderer Vorliebe zu handeln. Um das zu lernen, gehen ſie zu tatariſchen Kaufleuten, beſuchen mit dieſen die Jahrmärkte, und ſobald ſie ſich hinreichend ſicher fühlen, fangen ſie einen ſelbſtändigen Handel an. Solche Dſhatak ſiedeln dann gewöhnlich in ſolche nahe der Steppe gelegene Stadt, in welcher auch Tataren leben.

Unter dem beſtändigen Einfluſſe der tatariſchen Händler nehmen die Dſhatak in kurzer Zeit viel Tatariſches an, werden tatariſirt, und das um ſo ſchneller, da einfach Heirathen zwiſchen Tataren und Dſhatak zu Stande kommen. Solche tatariſche Dſhatak erhalten den Namen „Tſchala-Kaſak“, d. h. unvollkommener Kirghize, Halbkirghize.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Südamerika.

— Zu den jüngſten Induſtriezweigen in der Argentiniſchen Republik gehört der Holzhandel, der entſchiedene Symptome raſcher Entwickelung zeigt. Schon jetzt wird Cedernholz aus Tucuman in ſolcher Menge nach Buenos Aires geſchafft, daß es dort den Preis amerikaniſchen Fichtenholzes gedrückt hat. Es ſollen neue Sägemühlen im Gran Chaco errichtet werden; dieſes weite Gebiet iſt reich an Zimmerholz, und nicht ſelten werden mit dort geſchlagenen Stämmen Schiffe direkt nach Havre oder anderen europäiſchen Städten befrachtet.

— Es iſt eine fraglos richtige Behauptung, daß Braſilien ein reiches Land iſt, ja daß es unendliche Reichthümer in ſeinem Boden, in ſeinen unterirdiſchen Schätzen und ſeinen ungeheuern landwirthſchaftlichen Hülfsquellen birgt, von denen bis jetzt erſt der 150. Theil ausgebeutet oder gar entdeckt iſt. Mais ſoll 150- bis 400fach tragen, Reis nicht weniger als 1000fach, Weizen 30- bis 70fach, ein Acre Baumwolle viermal ſo viel einbringen als in den Vereinigten Staaten, und ein kräftiger Mann mit Leichtigkeit auf einer Fläche von 5 Acre 2000 Kaffeebäume mit einer Durchſchnittsernte von 6000 Pfund Kaffee im Werthe von 80 Pf. St. ziehen können. Aber es kommt nicht darauf an, was ein Land einbringen könnte, ſondern was es in der That einbringt, und da ſieht es mit Braſilien ſchlimm aus: die Summe von 21 000 000 Pf. St., welche ſeine Ausfuhr ſchon 1873 erreichte, hat es heute noch nicht überſchritten, während Cuba damals ſchon an Zucker allein für circa 20 Mill. Pf. St. exportirte. Jene wunderbaren Gold- und Diamantenfelder von Minas Geraes, welche im vorigen und einem Theil dieſes Jahrhunderts ſo viele Millionen einbrachten und in die portugieſiſche und braſilianiſche Krone jene beiden berühmten Steine ſetzten, den Südſtern und den Albacete, ſind zum Theil Dinge der Vergangenheit. Kaum 1000 Mann arbeiten jetzt in den Gruben, die ſonſt 80 000 beſchäftigten, und der Ertrag ihrer Arbeit füllt keine großen Poſten im Budget aus. Einige ausländiſche, beſonders engliſche Geſellſchaften haben die verlaſſenen Schachte wieder aufgenommen und bearbeiten jetzt die Gruben von Morro Velho,

Paty und anderen Ortschaften, aus denen sie Gold im jährlichen Betrage von 280 000 bis 300 000 Pf. St. gewinnen. Das einzige Produkt, welches guten Ertrag und dem Lande sein halbes Einkommen liefert, ist der Kaffee; zwischen 1865 und 1870 soll sich die jährliche Ausfuhr durchschnittlich auf 164 114 Tonnen im Werthe von 10 190 000 Pf. St. belaufen haben. 530 000 000 Kaffeepflanzen, die 1 500 000 Acres bedecken und die sich noch jährlich vermehren, sollen im Reiche sein; ihre jährliche Ernte beträgt 260 000 Tonnen, von denen 50 000 im Lande selbst verbraucht werden. Und dennoch, obgleich die Hälfte des Kaffees, der in der ganzen Welt erzeugt wird, aus Brasilien kommt, obgleich der brasilianische Kaffee auf den Ausstellungen zu Wien und Philadelphia Preismedaillen errungen hat, so steht er doch auf dem Markte in so geringem Ansehen, daß man ihn, um den Verkauf zu sichern, als Java, Porto Rico, Ceylon oder Mokka anbringen muß. Dieser Erwerbszweig kann also in Brasilien noch verbessert und ausgedehnt werden. Der Kaffee kann allerdings überall im Reiche gebaut werden, aber Ref. erfuhr auf der bekannten Fazenda des Barons Faro in Rio Bonito bei Barra do Pirahy, daß die Kaffeeplantagen oberhalb des Breitengrades von Rio Janeiro der Gefahr des Vertrocknens unterworfen seien, während dieselben unterhalb des Breitengrades von San Paulo oft durch den Frost litten; am günstigsten wären Erdboden und Klima in den Distrikten nördlich von San Paulo, wo man mit Kaffee um $^1/_3$ höhere Einkünfte erzielen könne, als Faro aus seiner Musterfarm, welche mit zwei Nebengütern 2 300 000 Pfund Kaffee im Werthe von 60 000 Pf. St. erzeugt. Fast alle anderen Zweige der landwirthschaftlichen Industrie Brasiliens sind im Abnehmen. Der Zucker nimmt nicht mehr wie früher den ersten Rang unter den Stapelwaaren ein; die Ausfuhr wird auf 2 680 000 Pf. St. jährlich berechnet. Baumwolle ist auf 3 670 000 Pf. St. das Jahr gesunken, Gummi auf 1 150 000 Pf. St., Maté oder Paragnay-Thee auf 410 000 Pf. St. Tabak hat nur einen Export von 800 000 Pf. St., obgleich Bahia-Cigarren in Montevideo und Buenos Aires ein gesuchter Artikel sind. Brasilien soll 20 Mill. Stück Hornvieh besitzen und exportirt für 1 400 000 Pf. St. Felle das Jahr. Der Rest der Ausfuhr wird mit 1 000 000 Pf. St. durch verschiedene Waaren gedeckt. England nimmt unter sämmtlichen Abnehmern, die mit dem Reiche in Handelsverbindung stehen, den ersten Rang ein, indem es 30 Proc. der importirten und 25 Proc. der exportirten Waaren trägt. Die Vereinigten Staaten machen größere Einkäufe, 35 Proc., verkaufen aber nur 5 Proc. Der französische Handel — 19 Proc. Einfuhr, 13 Proc. Ausfuhr — soll im Zunehmen begriffen sein, besonders wegen des großen Weinkonsums, denn, trotz eines gewissen Erfolges in Peru und Chile, wird sowohl in Brasilien wie in ganz Südamerika der Weinbau wahrscheinlich nie sehr ausgedehnt werden, und in dieser Beziehung wird die neue Welt der alten stets zinspflichtig bleiben. Die übrigen Abnehmer Brasiliens sind die La-Plata Staaten, Portugal, Belgien, Deutschland ꝛc., die zusammen 32 Proc. Einfuhr und 17 Proc. Ausfuhr tragen.

(„The Mail" 15. Sept. 1881.)

## Japanische Sprichwörter.

— Im 20. Hefte der „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Juni 1880), welches uns durch die Güte des Vorstandes der Gesellschaft zuging, veröffentlicht Dr. Lange 100 japanische Sprichwörter, wie sie dem gemeinen Manne geläufig sind. Von chinesischen Sentenzen, welche im Munde der Gelehrten sprichwörtlich gebraucht werden, sieht er ganz ab. Wir theilen daraus einige der interessantesten in der deutschen Uebersetzung (das Original giebt auch den japanischen Wortlaut in Transscription) mit, namentlich auch solche, die im deutschen Volksmunde ihre Analoga haben.

„Wenn der Teufel (= gestrenger Hausherr) nicht zu Hause ist, thut man sich gütlich." Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse.

„Mit einem Bissen kann man sich die Backe verbrennen." Kleine Ursachen, große Wirkungen.

„Ein Mann, ein Wort."

„Selbst ein Bauer, der Packpferde führt, sieht in guten Kleidern besser aus." Kleider machen Leute.

„Gewaschene Kleider sind besser als geliehene." Es ist besser eigene Sachen zu brauchen, wenn sie auch schlecht sind.

„Wer von der Großmutter erzogen ist, ist drei Sen billiger," weil er verzogen ist.

„Auch ein Teufel (= häßliches Mädchen) ist mit siebenzehn Jahren nett, auch schlechter Thee hat seinen ersten Aufguß." Jeder hat einmal eine Zeit, in der er hübsch ist.

„Kleide Dich in Brokat, wenn Du nach der Heimath kommst!" Gehe nicht eher in die Heimath zurück, als bis Du etwas erworben und dort gut auftreten kannst.

„Selbst Eltern und Kinder sind in Geldsachen wie Fremde."

„Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel."

„Was gut ist, thue gleich."

„Wenn man Geld leiht, macht man ein (freundliches) Gesicht, wie ein Götze, wenn man es zurückgiebt, macht man ein (fürchterliches) Gesicht, wie der Höllengott Emma."

„Wenn Du Fisch nimmst, lecke den Teller mit ab!" Wenn Du Schlechtes thust, thue es gleich ordentlich!

„Warte schlafend auf das Glück!" Wie sehr man dem Glück nachjagt, holt man es nicht ein; es kommt, wenn man es nicht erwartet.

„Ein Reiskuchen in den offenen Mund." Was man gewünscht, kommt unverhofft.

„Es giebt auch Insekten, die Wasserpfeffer lieben." Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.

„Ein gefüttertes Seidenkleid nimmt man auch im Sommer geschenkt." Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.

„In der Hitze (trägt man) ein gefüttertes Winterkleid, in der Kälte ein einfaches Sommerkleid." Verkehrte Welt.

„Auch ein Götze wird zornig, wenn man ihm dreimal übers Gesicht fährt." Selbst der Geduldigste wird endlich zornig.

„Wenn man nichts säet, geht nichts auf." Aus nichts wird nichts.

„Nur wenn man in Noth ist, bittet man die Götter um Hülfe."

„Man kann aus der Blüthe erkennen, ob ein Baum Früchte trägt." Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will.

„Wein ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt."

„Wenn man den Raum unter dem Dachsims vergiebt, wird einem das ganze Haus genommen." Wenn man ihm dem kleinen Finger reicht, nimmt er die ganze Hand.

„Man kann auch zum Kopf einer Sardelle (Iwashi) beten: es kommt nur auf den Glauben an." Iwashi ist der am wenigsten geschätzte Fisch in Japan.

„Eine hunderttägige Predigt — eine Blähung." Ein großes Unternehmen kann durch eine kleine, unbedeutende Sache vereitelt werden.

„Niemand ist mehr zu fürchten, als der Dummkopf."

„Es giebt kein Mittel, einen Dummen klug zu machen."

„Die Wände haben Ohren."

„Gute Erziehung ist besser, als gute Familie."

„Eine Theetasse auf dem Brunnenrand," ist in Gefahr.

„Der Färber trägt ungefärbte Beinkleider."

„Der Barbier macht sich seine Haare nicht."

„Gestern eine tiefe Stelle im Flusse, heute eine flache," sagt man von schnell sich ändernden Dingen.

„Selbst ein Insekt von einem Zoll Länge hat einen Verstand von einem halben Zoll." Man soll auch den kleinsten nicht verachten.

„Er verbrennt weder Aloëholz als Räucherwerk, noch läßt er einen Wind," d. h. er zeichnet sich durch nichts aus.

„Die Lüge ist der Anfang der Diebe."

**Inhalt**: Reisen im nördlichen Pandschab. III. (Schluß.) (Mit sechs Abbildungen.) — Prof. Ferd. Blumentritt: Die Goldfundstellen auf den Philippinen und ihre Ausbeutung. — Oberst Unterberger's Reise in China von Tien-tsin bis Tsching-kiang. I. — Die Dshatal-Kirghizen. — Aus allen Erdtheilen: Südamerika. — Japanische Sprichwörter. — (Schluß der Redaction 24. December 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

# GLOBUS

Band XXXIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

## Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

VIII [1]).

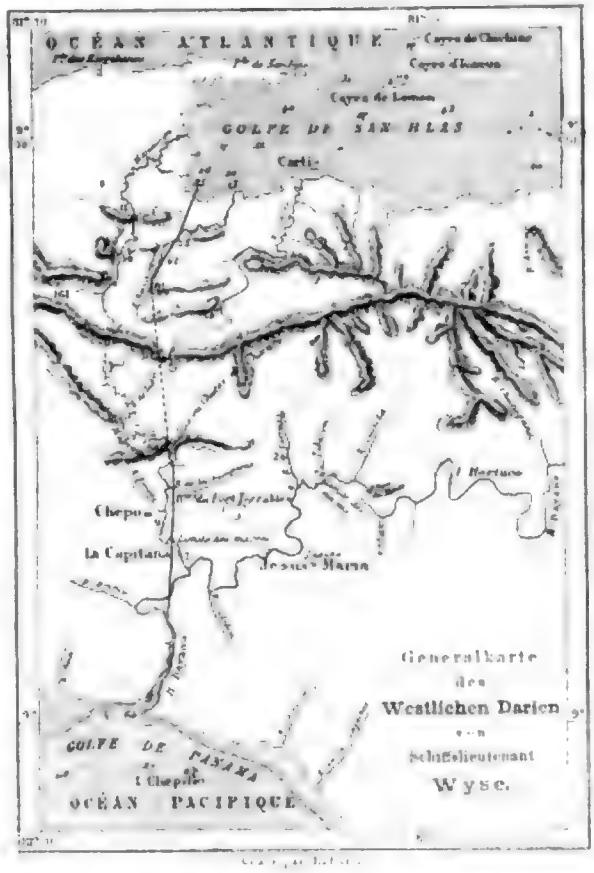
Reclus und Wyse blieben ein halbes Jahr in Frankreich, um ihre Beobachtungen zu berechnen, und reisten am 7. November 1877 von Saint-Nazaire ab, um mit dem Beginne der trockenen Jahreszeit in Darien einzutreffen. Nur ein einziger ihrer früheren Gefährten, Poumdessean, Wyse's Sekretär, begleitete sie; Verbrugghe erwartete sie in Panama.

Das Dorf La Capitana bei Ebbe.

Da Lacharme und dessen vorzügliche Arbeiter erst Ende December zu ihnen stoßen konnten, so hatte Wyse beschlossen, zuerst den Isthmus von San Blas, den schmalsten in Mittelamerika, vollständiger zu untersuchen, als dies der Nordamerikaner Kommandant Selfridge gethan, der von der atlantischen (nördlichen) Seite her nur bis zu den Madroño-

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus" XXXVIII, S. 273, 289 u. f. f. (Nro. 18 bis 24).

Fällen des obern Mamoni gekommen war. Jener Isthmus zieht sich in einer Breite von nur 48 km von dem Meerbusen von San Blas oder Carti südwärts bis zur Mündung des Rio Bayano. Im Norden schneidet eine weite Bucht in ihn ein, welche zwar durch Inseln und Riffe etwas versperrt, aber gegen Winde vorzüglich geschützt ist, im Süden die breite Mündung des trotz seines beschränkten Gebietes wasserreichen und tiefen Bayano. Die letzten zehn bis zwölf Kilometer strömt er rechtwinklig zu dem niedrigsten Uebergange über diesen Theil der Cordillera, so daß ein Durchstich von weniger als 9 Lieues genügte, um die Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Oceane herzustellen. Leider aber verhindert die Höhe der dazwischen liegenden Berge die Anlage eines gewöhnlichen Kanals, und man müßte einen Tunnel von der Länge desjenigen im St. Gotthard bohren. Die Central-Cordillere, deren mittlere Höhe über 400 m beträgt, wird zu beiden Seiten von anderen, nicht weniger hohen Ketten begleitet, und die verhältnißmäßig tiefen Einsenkungen zwischen diesen Gebirgen stehen mit den großen Küstenebenen an den beiden Oceanen nur durch enge Schluchten in Verbindung, durch welche die Flüsse in einer Reihe von Fällen hinunterstürzen.




Unter allen Uebergangsstellen bietet die besten Bedingungen noch die Linie, welche die Mündung des Bayano mit dem Meerbusen von San Blas verbindet. Auf dem rechten Ufer des Bayano und seines Nebenflusses Mamoni dehnen sich weite Savanen aus, welche bis Panama reichen. Auf ihnen liegen zahlreiche Haciendas und weiden gewaltige Herden, deren einzelne drei-, auch viertausend Häupter zählen. Nach Osten hin aber bedeckt Urwald Ebenen und Berge; doch finden sich an den Ufern des Flusses soweit, als die Fluth reicht, d. h. bis zum Einflusse des Rio Terable (s. Karte), Bananenpflanzungen, deren Früchte zu den besten im ganzen Staate Panama gehören. Dieselben bilden die hauptsächliche Nahrung der Neger und Mulatten in Mittelamerika; eine lächerlich geringe Arbeit genügt, um einem Landbauer dort zu dem zu verhelfen, was dort als Wohlstand gilt: d. h. zu zwei bis drei Hemden und Baumwollhosen, Anizado-Schnaps nach Belieben und Ambalema-Cigarren. Oberhalb des Terable finden sich nur noch wenige Hütten, und bald wird Ufer, Fluß und Wald vollständig menschenleer bis hin zu den Sitzen der Pirrea-Indianer. Dieselben stehen im Bunde mit den ihnen verwandten Eingeborenen am Chucunaque, sind nie unterworfen worden und flößen den Anwohnern des untern Bayano solche Furcht ein, daß sich dieselben nie bis zu ihren Dörfern wagen. Wyse ist, soviel Reclus erfahren hat, der einzige Weiße, der sie aufgesucht hat, und zwar im Jahre 1868.

Die Bevölkerung des westlichen Darien hat wenig Indianerblut und noch weniger weißes in ihren Adern, besteht vielmehr fast ausschließlich aus Negern. Sie soll in jeder Hinsicht weniger werth sein, als ihre Vettern im Thale des Tuyra, wenn möglich noch trunksüchtiger und fauler, als diese, weil die Bananenpflanzungen ein viel leichteres Leben gewähren, als das Kautschuksammeln. Zumeist leben sie zerstreut in der Savane und haben nur zwei Dörfer, Chepo und la Capitana. Ersteres, heut ein Flecken von 1500 Seelen, war früher eine wahrhaftige Stadt mit hölzernen und steinernen Häusern; aber trotzdem es ein angenehmer und gesunder Aufenthalt war, haben ihn alle besseren Familien mit Panama vertauscht, und die beide Orte verbindende, 80 km lange Straße, einst trefflich unterhalten, ist jetzt ganz versallen, versumpft und vom Urwalde überwuchert.

Am 7. December verließen die Reisenden auf der Canoa „La Bruja“ Panama, verfehlten aber die Mündung des Bayano, mußten deshalb auf der reizenden Waldinsel Chepillo das Einsetzen der Fluth abwarten, und erreichten dann erst in der Nacht la Capitana am Rio Mamoni, den Hafen von Chepo.

Die Ufer des untern Mamoni sind wenig angebaut; riesige Mimosen mit überaus feinem und zartem Laubwerke, das sich wie ein grüner Schleier über das mächtige Geäst legt, wechseln mit Schneckenbohnen und Mangroven, die sich durch dichtes, üppiges Laub auszeichnen. Anfangs ist das Thal breit; erst vom „chorro“ (Stromschnelle) Capero an wird es von Hügeln, die stetig an Höhe zunehmen, eingeengt. Die steilen Ausläufer des Cerro de Garapatas zwingen den Fluß zu weiten Biegungen; die Stromschnellen werden stärker und häufiger; überall zeigen sich Gesteinsbänke, und zwar nicht mehr halb zersetzte Schichten, wie in Peña Miron, sondern Konglomerate und harte Sandsteine. Bei der Mündung der Quebrada de Tagua tritt man in die Cordillera.

Während des Tages bemerkten die Reisenden zahlreiche Iguanen von mittlerer Größe, zuweilen bis zu zehn Stück auf einem Baume. Ihre Leute tödteten vier davon, deren Fleisch dem des Huhnes ähnlich schmeckt und selbst für verwöhnte Magen ein treffliches Essen abgiebt. Die Indianer stellen ihnen mittels Schlingen viel nach, aber wenn sie nicht besondern Hunger haben, so öffnen sie nur den Weibchen den Leib und nehmen ihnen die als größten Leckerbissen geschätzten Eier heraus. Die Wunde soll so vollkommen ver-

Jäger von den Bergen.

heilen und die inneren Organe ſich ergänzen, daß daſſelbe Verfahren im nächſten Jahre wieder vorgenommen werden kann. Ueberhaupt haben ſie ein zähes Leben und ſind ſchwer zu Tode zu bringen. Am Inquati ſah Reclus in jeder Hütte unter dem Schilfdache ganze Reihen dieſer harmloſen Thiere lebend an einer wagerechten Stange hängen, Schwanz und Beine auf dem Rücken zuſammengebunden, ein qualvoller Zuſtand, in welchem ſie Monate lang aushalten. Ebenſo grauſam iſt es, ſie lebendig in die Kohlengluth zu werfen, damit ſich die Haut leichter ablöſt.

Am Einfluſſe des Chararé wurde übernachtet, und früh am folgenden Morgen der Kampf mit den Stromſchnellen aufgenommen, welche unterhalb der Fälle des Mamoni, den ſogenannten „Saltos de Chararé“, liegen. Der erſte Fall, aus mehreren Abtheilungen beſtehend, hat drei Meter Höhe. In Vorausſicht dieſer Schwierigkeiten hatten die Reiſenden möglichſt kleine Boote, „lanchas“ gemiethet, ſolche zu 1500 Bananen; am Bayano nämlich, wo man hauptſächlich dieſe koſtbare Muſacee anpflanzt, werden die Boote nach der Zahl dieſer Früchte, die ſie zu faſſen vermögen, klaſſifizirt. Am Fuße des Falles angelangt, entlud man zuerſt die leichteſte der drei lanchas und ſchleifte ſie über das Geröll nach dem Becken oberhalb des Sturzes. Das war mit großen Anſtrengungen verbunden, und die lancha mußte ein gutes Theil ihres Bodens an den ſcharfen Felsvorſprüngen zurücklaſſen. Nahe darüber aber zeigt ſich der zweite Sturz und weiter aufwärts immer mehr Stromſchnellen und Fälle, einer immer tobender und rauſchender, als der andere. Ein Theil der Leute mußte nun eine pica (Pfad) quer durch das Geſtrüpp hauen bis zu einem Punkte am Rio oberhalb der Kaskaden; der andere verſteckte die überflüſſigen Lebensmittel, Inſtrumente und Vorräthe in einem Felsloche, während der Reſt auf dem eben geſchaffenen Wege nach dem Platze des Nachtlagers getragen wurde. Von dieſem Pfade aus überſah Reclus mit einem Blicke die rieſige Stufenfolge der Fälle, eines der ſchönſten Schauſpiele in Mittelamerika. Auf einer Strecke von weniger als 500 m fällt der Mamoni, einen Halbkreis beſchreibend,

Golf von San Miguel. Einfahrt in die Boca Chica.

aus ſeinem Hochthale in das Flachland herab. Rieſige Felsblöcke liegen in ſeinem Bette, über welche der durch die Regenzeit geſchwellte Fluß hinwegraſt; zweimal ſtürzt er ſich gegen 10 m hoch hinab. An beiden Ufern wachſen trotz deren Steilheit große Bäume und mildern durch ihre gefälligen Formen und ihr üppiggrünes Laub die Wildheit der Schlucht.

Auf einen ſo anſtrengenden Tag folgte eine böſe Regennacht und wieder ein Tag, während deſſen die Expedition unaufhörlich zwiſchen den Felſen des Flußbettes auf- und abklettern und zuletzt den Mamoni durchſchwimmen mußte, um einen vortheilhaften Lagerplatz zu erreichen. Die Leute, welche nur in ihrer Piroge zu brauchen waren, wurden durch dieſe Anſtrengungen ſo ſchwach und kraftlos, daß Reclus den kräftigſten, den Eugenio, nach dem vier Marſchſtunden ſtromaufwärts gelegenen Gaspar-Sabana ſandte, um bei den dortigen Tagua-Sammlern ein Boot und Arbeiter zu miethen. Allein er kehrte unverrichteter Sache zurück, da die Leute im Gebirge abweſend waren.

Reclus hatte von Wyſe den Auftrag erhalten, denjenigen Punkt zu beſtimmen, wo der Tunnel des interoceaniſchen Kanals anzufangen hätte, und dann die Aufnahmen bis zum Salto Madroño, wo Selfridge aufgehört hatte, fortzuführen. Da er aber keine Boote hatte und das Waſſer zu hoch war, um im Flußbette hinaufſteigen zu können, auch ſeine Mannſchaft erſchöpft und der Hauptzweck erreicht war (der Tunnel des auf der Karte mit einer ſtarken Linie bezeichneten Kanals müßte offenbar am Fuße der Chararé-Fälle beginnen; er iſt auf der Karte geſtrichelt angegeben), ſo kehrte er um. Später hat Wyſe ſelbſt die fehlende Strecke bis zum Salto Madroño aufgenommen. Auf dieſe Erforſchung des obern Mamoni folgte diejenige des Rio Terable, über welchen nur ſo viel geſagt ſei, daß die ſchluchtenartigen Zuſammenſchnürungen und die vielen Zickzackwindungen ſeines Thales der Anlage eines großen Schifffahrtskanales hindernd im Wege ſtehen. Am 18. December um Mitternacht traf Reclus wieder in La Capitana ein. Am 20. um 4 Uhr Morgens ritt die ganze Geſellſchaft bereits wieder auf der Straße von Panama. Der Mond beleuchtete die Savane von Chepo, die Temperatur war entzückend und die Pferde trabten im Paßgange dahin, eine Bewegung ſo angenehm wie die eines Schaukelſtuhles. Anfangs ging alles gut. Die Savane iſt mit ſpärlichem, kniehohem, aber ganz vertrocknetem Graſe, das unter den Pferdehufen zerbricht, bewachſen; das ſtark gewellte Terrain beſteht aus feſtem, rothem Thone, welcher wie der Löß in China ſich in Geſtalt von Mauern und Baſtionen erhebt, die ausgedehnten verfallenden Feſtungen gleichen. Trotz der Sonnengluth geht es auf der Savane luſtig vorwärts; böſe wird es aber, wenn ein Rio zu überſchreiten oder ein Sumpf in der Nähe des Meeres zu paſſiren iſt, in welchen die Gäule bis an die Bruſt einſinken. Zu beiden Seiten ſieht man da Skelete

Digitized by Google

Der Lauf Gottes, der Gott seiner Gemeinde durch die Jahrhunderte ist, ist ein Lauf durch Leiden und Tränen. Wo Gott sich offenbart, da ist Kampf und Not. Wo Gott sich offenbart, da ist Sünde und Tod. Wo Gott sich offenbart, da ist Gericht und Hölle. Wo Gott sich offenbart, da ist Kreuz und Golgatha. Wo Gott sich offenbart, da ist Auferstehung und Leben. Wo Gott sich offenbart, da ist Ewigkeit und Herrlichkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Gnade und Barmherzigkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Liebe und Treue. Wo Gott sich offenbart, da ist Heil und Seligkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Friede und Freude. Wo Gott sich offenbart, da ist Trost und Hoffnung. Wo Gott sich offenbart, da ist Licht und Leben. Wo Gott sich offenbart, da ist Wahrheit und Weg. Wo Gott sich offenbart, da ist Gnade und Barmherzigkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Liebe und Treue. Wo Gott sich offenbart, da ist Heil und Seligkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Friede und Freude. Wo Gott sich offenbart, da ist Trost und Hoffnung. Wo Gott sich offenbart, da ist Licht und Leben. Wo Gott sich offenbart, da ist Wahrheit und Weg.

**Abbildung 1:** Auf der Suche nach Wasser und Weide: Eine Herde Rinder zieht durch die Steppe. Foto: Archiv

Der Lauf Gottes, der Gott seiner Gemeinde durch die Jahrhunderte ist, ist ein Lauf durch Leiden und Tränen. Wo Gott sich offenbart, da ist Kampf und Not. Wo Gott sich offenbart, da ist Sünde und Tod. Wo Gott sich offenbart, da ist Gericht und Hölle. Wo Gott sich offenbart, da ist Kreuz und Golgatha. Wo Gott sich offenbart, da ist Auferstehung und Leben. Wo Gott sich offenbart, da ist Ewigkeit und Herrlichkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Gnade und Barmherzigkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Liebe und Treue. Wo Gott sich offenbart, da ist Heil und Seligkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Friede und Freude. Wo Gott sich offenbart, da ist Trost und Hoffnung. Wo Gott sich offenbart, da ist Licht und Leben. Wo Gott sich offenbart, da ist Wahrheit und Weg. Wo Gott sich offenbart, da ist Gnade und Barmherzigkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Liebe und Treue. Wo Gott sich offenbart, da ist Heil und Seligkeit. Wo Gott sich offenbart, da ist Friede und Freude. Wo Gott sich offenbart, da ist Trost und Hoffnung. Wo Gott sich offenbart, da ist Licht und Leben. Wo Gott sich offenbart, da ist Wahrheit und Weg.

beiten um eben ſo viel zu beſchleunigen vermochte. Er nahm Verbrugghe, Soſa und die beſten Arbeiter Lacharme's mit ſich, während letzterer ſelbſt mit Reclus zurückblieb. Dieſer lichtete um 9 Uhr Abends die Anker, erreichte mit der Fluth die Alligatoreninſel und fuhr dann am nächſten Tage den von Mangrovebäumen umſäumten Tuyra bis zur Mündung des Chucunaque hinauf, wo man eine ſchlafloſe Nacht zubrachte; denn der Wind hatte ſich gelegt und die Muskitos ſich erhoben.

Mit Hülfe der Ruder kam man am nächſten Morgen bis zur Mündung des Lagartero; von da ab mußte ein Boot voraus geſchickt werden, welches ein Seil an einem Baume oder ſonſt wo befeſtigte, an welchem man das Schiff aufwärts zog. Da kein ordentlicher Strick an Bord war, mußte ein ſolcher nothdürftig aus lauter kurzen Tauenden hergeſtellt werden; natürlich verſagte derſelbe häufig den Dienſt, und mit funfzehnſtündiger ſchwerer Arbeit kam man kaum eine Meile vorwärts.

Yaviza, wo ſich die Geſellſchaft wieder vereinigte, war ſeit dem vorigen Jahre ſehr heruntergekommen; faſt die Hälfte ſeiner Einwohner iſt nach Pinogana oder Tucuti gezogen, weil ſich dort noch Tagua findet, während in Yaviza dieſe Nuß gar nicht vorkommt und der Kautſchuk erſchöpft iſt. Bald werden von dieſem Dorfe, welches einſt an 1000 Einwohner zählte, nur noch ein paar Strohhütten übrig ſein und der Wald wird wiederum die Savane und alle Lichtungen überwuchern.

---

# Oberſt Unterberger's Reiſe in China von Tien-tſin bis Tſching-kiang.

## II.

Unſer gewöhnliches Mittag- und Abendeſſen beſtand aus Thee, Eiern, Reis und Huhn mit ſehr piquanter Sauce. Die aus Tien-tſin mitgenommenen Konſerven wurden uns bald zum Ueberdruß, die ſüßen chineſiſchen Brote, zu denen wir greifen mußten, als unſer Brotvorrath erſchöpft war, wollten uns nicht munden, um ſo beſſer ſchmeckte uns eine Art in Fett gebratener Kuchen, die unſeren heimiſchen ſehr ähneln. Das Waſſer iſt in der Regel gut, in einigen Dörfern war es jedoch ſo ſchlecht, daß wir den Thee durch Baumwolle filtriren mußten. Für Alles, was wir in den Gaſthöfen bezogen, mußten wir den dreifachen Werth bezahlen; wir hatten es übrigens nicht anders erwartet, denn in ganz China hat der Fremde dieſe indirekte Abgabe zu entrichten. Man muß aber auch nicht vergeſſen, daß in ganz China der Europäer verachtet wird, und wenn der äußere Umgang in der Regel einen höflichen, zuweilen ſogar einen freundſchaftlichen Charakter annimmt, ſo iſt das wohl ſtets dem Vortheile zuzuſchreiben, welchen der Chineſe von dem Umgange erwartet; im innerſten Herzen haßt er den Europäer und weiß ſehr wohl, daß letzterer unter der Aegide der Civiliſation nur ſein Land auszubeuten beſtrebt iſt. Das dem Chineſen ins Blut übergegangene „Jang-gwei-tze“ (überſeeiſcher Teufel) bezeichnet treffend die öffentliche Meinung Chinas von uns. Aus dieſem Grunde geſchah es häufig, daß man uns in den beſſeren Gaſthöfen keine Aufnahme gewährte, und wir mußten in der Regel mit den mittelmäßigeren oder ſelbſt mit den ſchlechteſten Abſteigequartieren fürlieb nehmen; die Leute wollten eben die Reputation ihrer Häuſer nicht aufs Spiel ſetzen. Ja einmal geſchah es ſogar in einem Dorfe, daß man uns unter dem Vorwande, es gäbe keine freien Zimmer, kein einziges Gaſthaus öffnete, ſo daß wir genöthigt waren, bei einer Privatperſon abzuſteigen, wo wir in einem Raume untergebracht wurden, der füglich ein Stall genannt werden konnte, in welchem wir uns vor Ungeziefer nicht zu ſchützen wußten. Am folgenden Morgen erklärten wir unſerm Führer, wenn ein ſolcher Fall noch einmal eintreten ſollte, würden wir dieſes ſeiner Böswilligkeit zuſchreiben und darnach unſere Maßregeln treffen. Am Abend deſſelben Tages wiederholte ſich in der That der Fall; bei ſechs Wirthshäuſern wurden wir unter dem Vorwande, es ſei Alles beſetzt, abgewieſen. Unſer Führer, eingedenk der Ermahnung vom Morgen, gab ſich die größte Mühe uns unterzubringen und berichtete mir, der Vorwand ſei ein müſſiger und es gäbe noch Raum genug für uns. Unter ſolchen Umſtänden blieb kein anderer Ausweg als energiſch vorzugehen, das mit Gewalt zu ertrotzen, was gutwillig nicht hergegeben wurde. Wir kehrten in eines der Wirthshäuſer zurück, von welchem man uns abgewieſen hatte, ich ging in den Hof, überzeugte mich, daß wirklich noch Raum vorhanden, und befahl den Führern die Karren in den Hof zu fahren. Den Proteſt des Wirthes ließ ich unbeachtet. Wir hatten uns indeſſen kaum in unſerm Zimmer niedergelaſſen, als wir durch wüſten Lärm und Geſchrei geſtört wurden, welches anfangs nur der Wirth und ſeine Familie ob ſolcher Willkür erhoben, in welches jedoch bald eine Menge in den Hof geſtrömter Neugieriger einfiel. Anfangs ſuchten wir dieſes Gebahren zu ignoriren, als aber die unzufriedene Menge zuſehends wuchs und der Wirth ſich weigerte unſeren Thieren Futter zu reichen, ſtanden wir vor der Entſcheidung entweder mit Sack und Pack wieder abzuziehen oder aber unſern Willen durchzuſetzen. Es blieb uns übrigens nicht einmal die Wahl zwiſchen dieſen zwei Entſcheidungen, denn Nachgiebigkeit hätte nur unſere Schwäche bewieſen und der Volkshaufe hätte ſo viel Zuverſicht gewonnen, daß wir uns auf die heftigſten thätlichen Ausbrüche ſeines Zornes hätten gefaßt machen müſſen. Zum Ueberlegen war keine Zeit, ich trat daher auf den Hof hinaus und befahl unſerm Ueberſetzer mit lauter Stimme der Menge zu ſagen, wer wir ſeien, und nach dem Dorfälteſten zu ſenden, damit er die Ordnung wieder herſtelle; bis zur Ankunft deſſelben drohte ich einen jeden niederzuſchießen, der ſich unterfangen wolle uns oder unſere Bedienung zu inſultiren oder aber unſeren Befehlen nicht nachzukommen; dem Wirthe befahl ich ſogleich Futter für die Thiere herbeizuſchaffen. Dieſes wirkte: einige Sekunden folgte tiefes Schweigen, dann beeilte ſich der Wirth als Erſter meinen Befehlen nachzukommen und damit war die Angelegenheit erledigt, das Volk wurde aus dem Hofe gewieſen und alle ferneren Befehle ohne Widerſtand befolgt. Der Aelteſte erſchien nicht, unter dem Vorwande nicht zu Hauſe zu ſein; ich hatte keine Veranlaſſung auf ſeinem Erſcheinen zu beſtehen. Ein ſolcher Auftritt iſt mir nur einmal begegnet, er hatte die gute Folge, daß unſer Führer nun aufmerkſamer und fügſamer wurde. Unſere willkürliche Handlungsweiſe darf uns nicht zum Vorwurfe gemacht wer-

den, die Noth zwang uns dazu, denn hätten wir uns dem Willen der Maſſe gefügt, ſo wäre ſie in ihren Forderungen nur um ſo unverſchämter geworden. Wenn ich auch weit vom Gedanken entfernt bin, daß man dem Chineſen gegenüber ſich grob und anmaßend zu betragen habe, ſo habe ich doch erfahren, daß höfliches Benehmen nicht ein gleiches hervorruft, ſondern im Gegentheil häufig durch Frechheit erwidert wird, weil der Chineſe Höflichkeit und Zuvorkommenheit unſererſeits für einen Ausdruck der Schwäche anſieht, die ihn veranlaßt den überſeeiſchen Teufel ſein Uebergewicht fühlen zu laſſen. Ernſtes und feſtes Auftreten dem Chineſen gegenüber führt ſtets zum gewünſchten Ziele.

Ich kehre nochmals zu den Wirthshäuſern zurück. Am Vormittage kehrten wir nur ein um unſere Thiere zu füttern und eine Mahlzeit einzunehmen; als Raſt kann nur die Einkehr am Nachmittage um 5 oder 6 Uhr gezählt werden. In Städten oder größeren Dörfern wandern an den langen Abenden geſchminkte [1]) und geputzte Mädchen umher, auf Saiteninſtrumenten ſpielend und dazu ſingend; ſie entſprechen unſeren Harfeniſtinnen und beſuchen im Gaſthauſe abwechſelnd alle Zimmer um die Gäſte durch Spiel und Geſang zu erheitern, wobei ſie mit Nüſſen, Süßigkeiten und Thee traktirt und mit einiger Münze beſchenkt werden. Spiel und Geſang entbehren jeglicher Harmonie und ſind dem europäiſchen Ohre unerträglich. Trotz guter Bewirthung und hoher Zahlung betrugen ſich die Harfeniſtinnen in unſerm Zimmer ſehr ſittſam und ſchüchtern, ihr ungezwungen heiteres Lachen ſchallte nur aus den Nebenzimmern zu uns herüber, wenn ſie in der Geſellſchaft ihrer Landsleute waren. Um 10 Uhr begaben wir uns zur Ruhe und bald darauf verſank auch das ganze Wirthshaus in tiefe Stille, die nur hin und wieder durch das Klappern des Wächters und gelegentlich durch den Schrei eines Eſels oder Maulthieres unterbrochen wurde. Die Wächter bethätigten eine ſeltene Fertigkeit in der Handhabung ihrer Schnarren und ſtörten häufig unſern Schlaf durch kunſtvoll ausgeführte Triller und Rouladen. Noch in der Dunkelheit wurden wir geweckt, darauf wurde ein Talglicht angezündet mit einem Docht aus mit Baumwolle umwundenem Schilfrohre oder es diente eine gußeiſerne Schale mit Thran als Lampe. Es wurde Thee getrunken und bei Anbruch der Morgenröthe brachen wir auf.

Städte trafen wir im Durchſchnitt nach je 80 bis 85 km; ſie haben gewöhnlich das Anſehen von Feſtungen und ſind mit einer krenellirten Mauer von 6 bis 8 m Höhe und Eckthürmen umgeben. Die Mauer bildet ein Viereck, wobei die Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet ſind; ſie iſt aus Lehm gebaut und mit Ziegeln bekleidet, das Fundament aus behauenen Steinen; oben iſt die Mauer nicht unter 4 m dick; ein Graben iſt nicht immer vorhanden. Zum Schutze der Thore hat die Mauer Ausbauchungen von halbrunder Form. Die Vorſtädte liegen außerhalb der Mauer und ſind oft größer als die Stadt ſelbſt. Die Städte Chinas ſind Handelscentra und außer Amtsgebäuden, Beamtenwohnungen und Tempeln beſtehen ſie faſt ausſchließlich aus Wohnungen für Händler. Daher befindet man ſich ſogleich, ſobald man das mit Eiſen beſchlagene Thor paſſirt und das Innere der Stadt betreten hat, in von Läden und Buden eingefaßten Straßen. Die Gebäude der Städte ſind von ähnlichem Charakter wie in den Dörfern, nur dauerhafter konſtruirt; die Ecken der Häuſer ſind mit gebrannten Ziegeln ausgelegt, die Dächer mit Dachpfannen gedeckt.

[1]) Im nördlichen China ſind nur alte Weiber und Kinder ungeſchminkt. Beim Schminken wird das Geſicht geweißt und dann werden ovale, roſenrothe Flecken aufgetragen, welche über das Auge und die Wange gehen.

Das Straßenpflaſter iſt ſehr ſchlecht, es beſteht aus großen Steinen, die durch lange Benutzung ausgefahren ſind, daher iſt das Rütteln der Karren hier ganz unerträglich. Am Tage wogt in den Straßen dieſer Städte ein mächtiges Leben, beſonders an den Straßenecken muß man beſtändig Halt machen vor den ſich drängenden Volksmaſſen. Schon wenn man ſich der Mauer nähert, hört man das einer großen Stadt eigenthümliche Geräuſch, das ſich bald darauf in verſtändliches Gerede und Geſchrei der in der Straße auf und ab wogenden Maſſe von Menſchen und Thieren auflöſt. Schmale Straßen führen in das Innere der Stadt, ſo ſchmal, daß zwei Karren ſich mit Mühe ausweichen können; der Straße entlang führen, dicht an den mit Kaufläden überfüllten Häuſern, erhöhte Gänge für die Fußgänger. Die lackirten Theile der nach außen vortretenden Holztheile der Häuſer, die ſchweren und reich geſchmückten Karnieſe, bunt bemalte Frieſen mit vergoldeter Holzſchnitzerei, die Mannigfaltigkeit der Aushängeſchilder von den abſonderlichſten Formen, Ziegeldächer von einer der chineſiſchen Architektur eigenen Ausbauchung, an den Ecken verziert mit den verſchiedenartigſten Figuren und Drachen — Alles dieſes zuſammen giebt einer ſolchen Handelsſtraße ein höchſt phantaſtiſches Anſehen.

Ueberall erblickt man das geſchäftige Treiben der Söhne des himmliſchen Reiches in ihren blauen Röcken, ſchwarzen Jacken und ſchwarzen Käppchen. Auch Frauen trifft man auf der Straße, ſauber und rein, ja ſtutzerhaft gekleidet, in ſeidenen mit Silber geſtickten Jacken, mit künſtlichen Blumen in der tadelloſen Coiffüre; ſie bewegen ſich geſchäftig, ohne auf die Umgebung zu achten, durch die Menge mit kurzen Schritten ihrer mißgeſtalteten in geſtickten Schuhen ſteckenden Füßchen. Kinder tummeln ſich auf der Straße, laufen, ſpringen, ſpielen und necken die Händler, ihren Ruf nachäffend. Die Kinder ſind gewöhnlich ſchmutzig und nachläſſig gekleidet; ſo lange ſie klein ſind, werden ihnen die Köpfe geſchoren und nur ein oder zwei Zöpfe gelaſſen, die bei der Kürze der Haare emporſtarren und ihnen ein höchſt drolliges Ausſehen geben.

In einer und derſelben Straße findet man die verſchiedenſten Gewerbe und Handelsartikel. Hier ſtehen dicht bei einander Seidenwaaren, Schuhe, Schreinerarbeit und Equipagen, dann weiter Särge, Kleider, Schmiede- und Schloſſerarbeit, Korbflechterwaare, Wechſelbuden und Coiffeurläden. Außerdem ſtehen überall Tiſche für Kleinhändler oder Krämerbretter mit Obſt und Gemüſe, alten Kleidern, Süßigkeiten und verſchiedenſtem Hausgeräth. Zwiſchen den Karren und Laſtpferden drängen ſich Kinder und zerlumpte Leute, welche die Exkremente der Thiere in Körbe ſammeln. Ueberall wird man von Geſtank und Schmutz verfolgt, von dem erſtickenden Geruche der öffentlichen Aborte. Die Schmutzwäſſer werden in die Straße gegoſſen und von einer Meute hungeriger Hunde überfallen, die ſich um das wenige noch Genießbare raufen, welches in den Küchenabfällen einer chineſiſchen Wirthſchaft enthalten ſein kann.

Noch einer Erſcheinung in China muß erwähnt werden, nämlich der Bettler. Sie werden überall angetroffen, wo die Bevölkerung dichter zuſammengedrängt iſt. In großen Städten, wie in Peking, bilden ſie eine wohlorganiſirte Zunft, mit einem Aelteſten an der Spitze. Einige öffentliche Verrichtungen, wie z. B. das Tragen von Leichen bei den Proceſſionen, werden ausſchließlich von ihnen beſorgt. Sie erhalten für die Dauer einer ſolchen Prozeſſion Kleider, die ſie ſpäter wieder gegen ihre Lumpen abzuliefern haben. Dies ſind jedoch nur ſolche Leute, welche aus Arbeitsſcheu einen möglichſt leichten Erwerb ſuchen. Viel trauriger ſteht es mit den durch Krankheit ins Elend gerathenen. Das

Bild, welches man von dieſen erſchöpften, ausgedörrten Krüppeln, die von Krätze und Senchbeulen überdeckt ſind, mit ſich fortträgt, iſt ein ſo erſchreckliches, daß es lange Zeit nicht aus dem Gedächtniſſe ſchwinden will.

Das Volksgedränge in den Straßen, der Lärm und das Geſchwätz, der monotone Sang der Ausrufer, das Gebell der Hunde, das Geſchrei der Eſel, das Geklapper der Karren auf dem holprigen Straßenpflaſter, das Hämmern der Schmiede und der Lärm aus anderen Werkſtuben, das Alles zuſammen erzeugt in dem Kopfe des Reiſenden ein ſolches Chaos, daß man unter dieſem Eindrucke noch lange, nachdem man die Stadt im Rücken hat, verbleibt.

Auf dem Wege von Tien-tſin bis zu den Bergen von Schan-dung paſſirten wir die Städte: Zan-tſchau (Tſang-tſchau), Nang-pi-ſiang, De-tſchau, Pin-juan-ſiang und Zi-ho-ſiang (Tſi-ho-hſien).

Je weiter wir in das Innere des Landes vordrangen, um ſo mehr wurden wir Gegenſtand der Neugierde. Beim Eintritt in ein Dorf wurden wir ſogleich von einer Schaar neugieriger Knaben umzingelt, denen ſich bald Erwachſene anſchloſſen; die Schaar der Müſſiggänger wuchs raſch, ſie begleitete uns in den Hof des Gaſthauſes. Oft gab uns die Menge keine Ruhe und zwang uns ſie fortzutreiben. Das Schließen der Thüren half nicht; dann krochen die Buben zum Fenſter, erweichten mit der Zunge das Papier deſſelben und benutzten die ſo geſchaffenen Gucklöcher, um uns unausgeſetzt zu beobachten.

Je weiter wir nach Süden vorrückten, um ſo reicher zeigten ſich die Dörfer von Obſtbäumen umſtanden, um ſo mehr änderte ſich der Charakter der Baulichkeiten. Die Priſchen entbehrten der Heizvorrichtungen, die Fenſter wurden immer kleiner, um den ſengenden Strahlen der Sommerſonne weniger Zugang zu gewähren.

Am 11. Februar ſetzten wir bei der Stadt Zi-ho-ſiang (Tſi-ho-hſien) über den Fluß Huan-ho (Hwang-ho). Der Uebergang dauerte 50 Minuten; der Fluß iſt hier gegen 200 m breit, ſeine Stromgeſchwindigkeit 0,6 bis 0,9 m in der Sekunde; das Waſſer iſt gelblich trübe, woher auch der Name: „Gelber Fluß“ ſtammt. Der umgebende Boden beſteht aus Lehm.

Das neue Jahr der Chineſen traf uns auf der Reiſe, und in einem Dorfe hatten wir Gelegenheit dem Lampenfeſte beizuwohnen, das im Weſentlichen in einer Illumination der Häuſer und Straßen mit bunten Lampen beſteht. Die Form derſelben iſt die allermannigfaltigſte: kugel- und würfelförmige, dann Lampen von der Geſtalt von Kiosken, Lauben, Kähnen, Drachen u. ſ. w. Von den einfachſten Lampions beginnend, findet man ſolche von ſorgfältig lackirtem und vergoldetem Holzgerüſte, beklebt mit Seidenſtoffe, auf welchem verſchiedene Inſchriften, Landſchaften oder Scenen aus dem häuslichen Leben dargeſtellt ſind. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit ſehr beliebt ſind Lampen aus Horn. Als wir uns der Stadt De-tſchau näherten, ſahen wir eine große Menſchenmenge einem leuchtenden Drachen folgen. In der Ferne ſchien dieſer bis 12 m lange Drache ſich in der Luft zu winden, ſeine Augen glühten feurig und aus dem weit geöffneten Rachen hing eine feurige, hin und her ſchwingende Zunge. In der Nähe erkannte man, daß dieſer Drache aus einer Reihe durch bewegliche Schuppen unter einander verbundener Lampen beſtand, in deren jeder ein Licht brannte. An jeder Lampe war unten ein Stab von etwa 2 m Länge befeſtigt, an dem ſie getragen wurde. Die einzelnen Laternen waren ſo zuſammengefügt, daß ſie ſich frei bewegen konnten. Die ſorgfältige, ja man kann ſagen künſtleriſche Ausſtattung des Drachen, beſonders des Kopfes deſſelben, machte dem Verfertiger alle Ehre. Der Drache wurde von einer großen Menſchenmenge begleitet, die ſich durch ohrzerreißende Muſik und Losbrennen von Petarden ergötzte. Von Exceſſen bemerkte man trotz der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit keine Spur. Ich muß bemerken, daß im ſtärkſten Volksgedränge, dem ich nicht ſelten beigewohnt habe, bei dem entſetzlichſten Lärmen, ich doch nie eine Rauferei geſehen, nie einem ungebührlichen Betragen begegnet bin. Ein weſentlicher Grund hierfür iſt in der Nüchternheit der Chineſen zu ſuchen. Der oben beſchriebene feurige Drache ſcheint bei der Feier des neuen Jahres eine bedeutende Rolle zu ſpielen, denn wir trafen ihn in einem der nächſtfolgenden Dörfer wieder an. Hier wurde der Zug noch von Jongleuren und von als Mädchen verkleideten Tänzern begleitet.

Den 11. Februar erreichten wir die Berge. Obgleich die Reiſe nun langſamer vor ſich ging, ſo wirkte doch andererſeits die Abwechſelung der Scenerie wohlthuend auf unſer Gemüth; die ebene Fläche, auf der wir uns bisher fortbewegt, war uns zum Ueberdruß geworden, da die allen Dörfern gemeinſame Geſtalt, das gleichförmige Anſehen der die Kirchhöfe umgebenden Cypreſſengärten, nur im Anfange der Reiſe unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln vermochten.

Schon einen Tag, bevor wir die Berge erreichten, erblickten wir ihre ſcharfen Umriſſe am Horizonte. Nach den hohen Kämmen erwarteten wir auch hohe Päſſe überſteigen zu müſſen; hierin täuſchten wir uns indeſſen, da die größte Paßhöhe nur etwa 225 m über der Ebene betrug. Nur ſelten und nur auf kurze Strecken trafen wir auf ſteile oder felſige Anſtiege, gewöhnlich führte der Weg in Thälern, kleinen Flüſſen entlang oder an Gebirgsabfällen mit ſanftem Steigen und Fallen. Die Flüſſe wurden gewöhnlich durch Furthen überſchritten. Die Chineſen verſtehen meiſterhaft Wege durchs Gebirge anzulegen mit Vermeidung von Brücken oder künſtlichen Aufdämmungen auf ſchwachem Boden. Der Uebergang aus der Ebene in die Berge war ganz plötzlich, da die Ausläufer des durch die Provinz Schang-dung ſich von N.-O. nach S.-W. hinziehenden Tai-ſhan-Gebirges in das Thal ſteil abfallen. Gleich beim Eintritt ins Gebirge ſtießen wir auf Schafherden, während wir in der Ebene, außer Zugochſen, gar keinem Vieh begegnet waren.

Anfangs war der Weg recht eben, er führte über feſten Sandſtein und war ohne Staub; mit welcher Wolluſt ſogen wir die friſche reine Bergluft ein! Trotz des unebenen Bodens ſahen wir überall Ackerfelder, die ſich nicht nur an den ſanfteren Abhängen hinzogen, ſondern in Terraſſen angelegt auch auf den ſteilſten Höhen bis zum Kamm des Gebirges reichten. Solche Terraſſen werden durch Wände aus Feldſteinen geſtützt, wodurch das Abwaſchen der Ackererde durch Regengüſſe verhindert wird. Solche künſtliche Feldanlagen machen einen überraſchenden Eindruck auf Reiſende, die aus einem Gebiete kommen, in welchem wegen zu ſchwacher Bevölkerung viele Hunderte von Kilometern des ſchönſten Ackerbodens unbebaut liegen bleiben müſſen. Wald und Buſchwerk fehlt in den Bergen vollſtändig.

Dörfer trafen wir in den Bergen faſt ebenſo häufig wie in der Ebene, die Lehmbauten waren aber durch ſolche aus Feldſteinen verdrängt. Als Reiſefuhrwerk wird hier faſt ausſchließlich der Schubkarren verwendet; beſonders in der Nähe der Stadt Tai-an-fu (Tai-ngan-fu) ſtießen wir auf eine Menge ſolcher Karren mit Leuten, die von einem Feſte heimkehrten. Die Gegend war hier wunderbar ſchön. Die 2000 bis 3000 Fuß hohen Berge, die bisher nur aus der Ferne ſichtbar waren, traten hier dicht an den Weg heran, zeigten ihre herrlichen, felſigen Schluchten, ihre ſcharfen Kämme und ſteilen Gipfel. Man erblickt in ihnen eine

Menge Götzentempel, welche zwiſchen den Felſen hoch in den Bergen gelegen, von Cypreſſen umſtanden, von weißen Mauern mit vorſpringenden Thürmen eingefaßt, einen maleriſchen Anblick gewähren und ſich von den nackten Felſen ſcharf abzeichnen.

Zuweilen wurde der Weg ſehr ſchwierig, nicht ſowohl wegen des ſteilen Anſtieges, als vielmehr wegen der Felſen und des den Weg dick überlagernden Steingerölles. Solchen Weg trafen wir zwiſchen den Städten Sin-tai-hſien und I-tſchau-fu. Stellenweiſe bedeckte das Geröll den Boden in ſolcher Mächtigkeit, daß es ſelbſt dem Fleiße der Chineſen nicht gelungen iſt, hier Ackerfelder anzulegen. In ſolchen Gebieten wuchert das Proletariat in erſchreckender Fülle, mit ſeinen gewöhnlichen Begleitern: Diebſtahl und Raub. Maſſen von Bettlern jeglichen Alters und Geſchlechtes lagern hier am Wege und wenden ſich an das Mitgefühl der Vorüberreiſenden. Weiber, erſchöpft und bis aufs Aeußerſte abgezehrt, mit Lumpen ihre Blöße nur nothdürftig bedeckend, mit Bruſtkindern auf dem Arme, ſtrecken ihre Hände nach einer milden Gabe aus. Kinder umringen den Karren in Schaaren, folgen demſelben weite Strecken und flehen mit kläglichem Wimmern Barmherzigkeit. Kleinere, die noch nicht laufen können, hocken am Wege, winſeln den Vorüberziehenden an und ſchlagen um ſein Herz zu rühren vernehmlich mit den Köpfen an die Steine. Ein entſetzliches Bild! Man kann es nicht über ſich gewinnen an dieſer ſterbenden Menge vorbei zu gehen, ohne ihr eine Handvoll Kupfermünze zuzuwerfen; aber ſowie die Menge das bemerkt, folgt ſie den Karren viele Kilometer weit mit Bitten und Weinen um ein Almoſen, und nur um ſich dieſe ſchreckliche Eskorte fernzuhalten, giebt man ſich den Anſchein, das Elend nicht zu ſehen, verſchließt Herz und Börſe, wie der Chineſe es gewohnt iſt zu thun. Selbſtverſtändlich kann einer ſolch maſſenhaften Bettelei die Spende Einzelner nicht abhelfen, die Noth zwingt die Unglücklichen daher zum Diebſtahl, zum Raube. Wiederholt erblickten wir in Dörfern dieſes unfruchtbaren Gebietes in Käfigen die Häupter beſtrafter Raubmörder ausgeſtellt. Es iſt beachtenswerth, daß eine kurze Strecke unfruchtbaren Bodens von etwa 20 km genügt, um das Elend und die Bettelei zu verurſachen. Es iſt dies gewiß ein deutlicher Beleg für die Uebervölkerung des Gebietes.

In den Bergen trafen wir häufig einzelnſtehende, große, ſteinerne Thürme, die offenbar für militäriſche Beſatzungen dienten, zur Zeit unſerer Reiſe indeſſen leer und verlaſſen ſtanden.

Der ſüdliche Abfall der Berge war bedeutend flacher als der nördliche, der Weg in die Ebene führt über langgeſtreckte ſanfte Hügel. Kurz vor der Stadt I-tſchau-fu hörte der Abfall ganz auf. Im Ganzen hat unſere Reiſe durch die Berge 4½ Tage gewährt, wobei wir zwei Städte: Tai-an-fu und Sin-tai-hſien paſſirten. Hinter der Stadt I-tſchau-fu überſchritten wir durch eine Furth den Fluß I-ho, wobei unſer Gepäck beinahe gelitten hätte, da der Fluß ſich tiefer erwies, als unſere Führer es angegeben. Nächſt dem Hwang-ho iſt der Fluß I-ho der größte, da alle übrigen nur Bäche genannt werden können; es ſcheinen übrigens einige derſelben während der Regenzeit nicht paſſirbar zu ſein. Die Waſſerſcheide überſchritten wir am 13. Februar bei dem Dorfe Hua-ma-wang; übrigens ſpeiſen alle Flüſſe, ſowohl die des nördlichen als auch des ſüdlichen Abfalles, den Kaiſerkanal.

In der Stadt I-tſchau-fu begegnete uns eine Proceſſion, die von einer Beerdigung heimkehrte. An der Spitze derſelben ſchritt ein ältlicher Chineſe, der ſeinen Vater durch den Tod verloren hatte, ihm zur Seite ſein kleiner Sohn; beide weiß gekleidet, hatten um den Kopf und den Leib Hanfſeile gewunden, deren Enden auf der Erde nachſchleiften. Ihnen folgten die an der Beerdigung Theilnehmenden, alle in weißen Gewändern; vor ihnen zogen Muſikanten, die auf Flöten und Schalmeien eine entſetzliche Muſik hervorbrachten. Der leidtragende Chineſe ſchien von Gram ganz niedergebeugt. Die Achtung ſeiner Eltern iſt eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des Chineſen, und iſt ſogar in Chinas religiöſe Dogmen übergegangen, daher wird der Tod der Eltern als das größte Mißgeſchick angeſehen, welches einen Menſchen treffen kann, und die Trauerkleider werden drei Jahre hindurch getragen.

Hinter I-tſchau-fu begann wiederum die Ebene, ſchien aber hier noch ſtärker bevölkert zu ſein, als im Norden der Berge; die einzelnen Gehöfte folgten einander in ununterbrochener Reihe mehrere Kilometer weit und bildeten ſo gleichſam ein lang ſich hinziehendes Dorf; die Obſtbäume bildeten große Gärten. Der Weg ging den Kaiſerkanal entlang, näherte ſich ihm bald mehr, bald entfernte er ſich von demſelben; bei Zin-zian-pu (Tſching-liang-pu) führte er dicht am Kanal vorbei, der hier frei von Eis und mit Dſchunken überfüllt war. Wir erreichten dieſen Ort am 19. Februar, nachdem wir in ſeiner Nähe den ausgetrockneten Lauf des Hwang-ho überſchritten hatten. Zin-zian-pu iſt einer der reichſten Orte am Kaiſerkanal und ſpielt als Ausgangspunkt für dieſen eine hervorragende Rolle. Im nördlichen Theile, bis zu dieſer Stadt, iſt der Kanal nämlich ſehr flach und kann als Verbindungsweg nur zwiſchen einzelnen Oertlichkeiten dienen, eine ununterbrochene Kommunikation beſteht hier nur während der Regenzeit. In Zin-zian-pu angekommen, trafen wir ſogleich Anſtalten um einen Kahn zur Reiſe auf dem Kaiſerkanal bis Tſchin-kiang am Jang-tſe-kiang zu miethen; denſelben Tag noch bezahlten wir unſere Fuhrleute und ſchafften unſer Gepäck in den Kahn um unſere Reiſe am folgenden Tage fortzuſetzen. Um das Gepäck zu transportiren mußten wir beſondere Träger miethen, da unſere Fuhrleute, trotz des verſprochenen Extralohnes, aus Furcht vor Unannehmlichkeiten mit der Zunft der Träger hierzu nicht zu bewegen waren. Die Arbeitstheilung in China iſt eine ſpecifiſche Eigenthümlichkeit ſeines öffentlichen Lebens; jede Arbeit hat ihre Zunft und nur eine ſolche Theilung ermöglicht die Exiſtenz einer ſo gedrängten Bevölkerung. Trotzdem ſich unſere Führer geweigert hatten, das Gepäck zu tragen, begleiteten ſie uns dennoch zum Kahne, wobei ein jeder von ihnen irgend eine Kleinigkeit trug. Wir wußten dieſe Aufmerkſamkeit zu würdigen, und die ſtrahlenden Geſichter beim Empfange eines Extratrinkgeldes zeigten, daß wir ihren Wunſch richtig erkannt hatten. Nachdem wir gemeinſchaftlich uns hingehockt, nahmen wir Abſchied, uns gegenſeitig das Beſte wünſchend, und begannen uns in der Behauſung möglichſt bequem einzurichten.

Unſer Kahn gehörte in die Klaſſe der Paſſagierboote, war 9 bis 10 m lang und 1,8 m breit, mit einer gewölbten Decke in der Mitte für die Kajüte. Am vordern Theile war ein Maſt befeſtigt, an welchen ein mit leichten Querhölzern verſehenes Segel aufgeſteckt werden konnte. Die Kajüte beſtand aus zwei Abtheilungen, in deren größerer für uns zwei Hängematten waren. An der Spitze des Bootes und im Rücktheile waren Räume für die Matroſen und das Gepäck. Ueber dem Steuer befand ſich ein Schirm aus Rohrgeflecht als Schutz gegen Regen und Sonne für den Steuermann. Das Feuer für die Bereitung der Speiſen wurde im Hintertheile des Schiffes in einem mit Erde gefüllten Holzkaſten gemacht. Den Wanten entlang lief ein Steg von 0,5 m Breite für die Matroſen, wenn ſie den

Kahn mit Stangen weiterſtießen. An den Seiten der Kajüte liefen Laden für Gepäck, die als Sitze dienten. Das Boot war ſehr ſauber gehalten, die Holzarbeit ſolid. Die nöthigen Stangen, Bootshaken und ein kleiner Anker waren in gutem Zuſtande; die Bedienung beſtand aus vier Mann. Der Kahn wurde je nach Umſtänden fortbewegt, mittels Segel, Stangen, Ruder oder an der Leine, er hatte einen Tiefgang von höchſtens 0,5 m, und dennoch ſtreiften wir manchmal den Grund des Kanals.

Der Kanal war in der Umgebung von Zin-zian-pu bedeckt von Booten, Dſchunken und maſſenweiſe angehäuftem Rohr, welches als Baumaterial dient und von unten hierher geſchafft war. Beide Ufer waren durch eine Brücke, die auch als Schleuſe dient, verbunden.

Den 20. Februar ſtießen wir ab und gingen anfangs mit Rudern; der Patron des Bootes ſtand am Steuer, zwei Matroſen ruderten, ein dritter, ein Knabe, richtete die Speiſen an und wurde außerdem zu verſchiedenen anderen Arbeiten benutzt. Gleich beim Beginn ſahen wir das traurige Bild der Beerdigung eines Armen. Vier Träger trugen einen einfachen Sarg, dem die weißgekleidete Wittwe in einem Schubkarren folgte; andere Begleitung gab es nicht. Wir bewegten uns mit der Strömung ziemlich raſch und bald war uns in den Windungen des Kanales Zin-zian-pu entſchwunden. An beiden Ufern zogen ſich Dämme hin um bei Hochwaſſer das Land vor Ueberſchwemmungen zu ſchützen; dadurch war unſere Ausſicht auf den Kanal und die in demſelben verkehrende Volksmenge beſchränkt. Auf dem Damme ſtanden hin und wieder vereinzelte kleine Gehöfte wie Wachpoſten. Bei Zin-zian-pu iſt der Kanal etwa 40 m breit, 2 bis 3 m tief. Der Verkehr auf ihm iſt ſehr lebhaft, namentlich ſahen wir Hunderte von Dſchunken, die, aus dem Süden Reis für die Regierung bringend, mit geblähten Segeln langſam ſtromaufwärts trieben und mit Flaggen voll chineſiſcher Inſchriften geziert waren. Jährlich werden für die Regierung auf dieſem Wege große Mengen von Reis transportirt.

In Cha-guai befand ſich ein Zoll, um den ſich eine Menge von Booten tummelte und die Viſitation abwartete; wir wurden faſt gar nicht unterſucht und ſogleich durchgelaſſen. Bei den vielfachen Windungen des Kanals mußten wir bald zum Segel, bald zu der Leine greifen. Letztere wurde an den Maſt befeſtigt und von zwei Matroſen gezogen. Gewaltig ſchwer ſahen ſtets die zuweilen von 10 bis 20 Menſchen gezogenen Kähne aus. Weit vorgebeugt mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte ſchreiten die chineſiſchen Burlaken[1]) langſam im Takte zu einem monotonen Geſange des Führers vorwärts, unterſtützt in ihrer Arbeit von den Gefährten, die vom Kahne aus denſelben vorwärts ſtoßen.

Am häufigſten trafen wir mit Reis beladene Kähne an, dann ſolche, welche, zuweilen paarweiſe gekoppelt, mit Schilf hochgeladen waren oder mit Bambusſtäben verſchiedener Dicke. Der Bambus iſt ein unſchätzbares Material und findet in China die mannigfaltigſte Verwendung. Leichtigkeit, Biegſamkeit und große Feſtigkeit ſind ſeine hervorragenden Eigenſchaften, daher iſt er im gleichen Grade brauchbar für Stangen, Bootshaken, Maſten und Querleiſten für die Segel.

In der Regel iſt der Kanal von Erdböſchungen eingefaßt; nur in Städten und Dörfern, oder an beſonders engen Stellen, ſind die Ufer mit Ziegeln oder Feldſteinen bekleidet, übrigens iſt er ſehr vernachläſſigt und wir haben nicht ſelten Ziegelgebäude geſehen, deren Material dem Damme ſelbſt entnommen war. Man ſtaunt aber über die Großartigkeit der Anlage, mit der ſich in dieſer Beziehung nur die berühmte Mauer vergleichen läßt. An ſchadhaften Stellen kann man noch jetzt die aus Pfahlwerk gebildete Grundlage der Uferbekleidung ſehen und ſtaunt über die Vorzüglichkeit dieſer Arbeit. Häufig ſieht man Schleuſen, die zu Seitenkanälen führen und nicht minder ſorgfältig gearbeitet ſind, als die Kanalufer; aber auch hier bemerkt man Nachläſſigkeit in der Ausbeſſerung. Der Kaiſerkanal verfällt zuſehends. In ſeinem nördlichen Theile iſt er ſchon ſo verflacht, daß eine regelmäßige Kommunikation nicht mehr beſteht, und er ſtellenweiſe nicht mehr 0,5 m Tiefe hat, während ſie bei Hochwaſſer 3 bis 4 m beträgt und er dann für die größten Dſchunken ſchiffbar iſt. Gegen die Verflachung werden gar keine radikalen Mittel angewandt; nur Palliative kommen in Anwendung; an Stellen z. B., wo eine Verſchlämmung bemerkbar wird, reinigt man den Kanal nicht, ſondern verengt ihn durch Faſchinen; dadurch wird hier die Strömung beſchleunigt und der Schlamm wieder fortgeführt zum Schaden einer andern unterhalb gelegenen Stelle. Wie ſchädlich ein ſolches Verfahren iſt, ſieht man leicht ein, und in nicht zu ferner Zeit wird dieſer Kanal entweder ganz unbrauchbar werden oder die Reinigung deſſelben wird große Summen verſchlingen.

Den erſten Tag paſſirten wir die Stadt Bao-in-ſian (Pao-jing-hſien?) und legten zur Nacht in Fang-ſchui an. Wir machten am Tage gar keine Raſt, brachen bei der erſten Dämmerung auf und landeten mit Sonnenuntergang an irgend einem bewohnten Orte; unſer Mittagsmahl nahmen wir an Bord ein. An Orten, wo wir nächtigten, trafen wir ſtets eine Menge von Kähnen, die zum ſelben Zwecke angelegt hatten. Auf ihnen tummelten ſich eine Menge von Krämern mit allen möglichen Lebensmitteln, es brannten die Ufer entlang Feuer und es begann die Zubereitung des Nachteſſens. Gegen 9 Uhr verſtummte alles, bis zur Morgendämmerung herrſchte die tiefſte Stille, dann brach alles wieder auf. Auch während der Kanalfahrt waren wir beſtändig Gegenſtand der Neugierde für die müſſige Menge am Ufer, beim Begegnen eines Kahnes rief der uns zuerſt begegnende Chineſe das Allen ſo bekannte „Jang-kwei-tze“ aus, worauf uns dann die Inſaſſen des Bootes anſtarrten; ſelbſt die Hunde bellten bei der ungewohnten Erſcheinung. Einſt wurde die Neugierde einer uns begegnenden Bootsgeſellſchaft von unſerm Anblicke ſo gefeſſelt, daß die Leute unſern Führer um Erlaubniß baten, ihr Boot an das unſerige legen zu dürfen, um uns genauer beſichtigen zu können. Da das andere Boot beſſer ſegelte als das unſerige, ſo ging unſer Führer auf den Vorſchlag gern ein; nun war des Fragens kein Ende, Alles intereſſirte die Leute vom geringſten unſerer Geräthe bis zum Stoffe unſerer Kleider. Unſer Ueberſetzer ermüdete nicht in ſeinen Erklärungen, bis uns die Sache zum Ueberdruſſe wurde und wir den Leuten befahlen abzuſtoßen.

Die nächſte große Stadt nach Bao-in-ſian war Gao-ju-tſchau(-kao), an beiden Ufern des Kanals gelegen. Bald darauf führte der Kanal durch einen großen See des gleichen Namens; hier trafen wir Fiſcher mit ihren Fangvögeln, mit Ringen an den Hälſen, um ſie am Verſchlingen der Fiſche zu hindern. Einige Kähne tragen am Schnabel beſondere Vorrichtungen, mittelſt welcher horizontale Netze leicht in das Waſſer geſenkt und dann emporgeſchnellt werden konnten. Eine ähnliche Vorrichtung diente nicht nur den Fiſchern zum Fange, ſondern wurde auch von Bettlern zum Einſammeln von Almoſen benutzt. So fanden wir bei einem am hohen Ufer ſtehenden Tempel einen Bettler, der

[1]) Burlaken werden an der Wolga die Arbeiter genannt, welche die Schiffe an der Leine den Strom hinaufziehen.

ſich eine ſinnreiche Vorrichtung konſtruirt hatte, um vom Ufer aus Almoſen in Empfang zu nehmen. An einem ſehr langen Bambusſtabe hielt er einen Beutel, der durch ein Gegengewicht im Gleichgewicht gehalten war. So wie ſich ein Boot näherte, ſenkte ſich der Beutel in daſſelbe und folgte ihm einige Zeit hindurch. Der Bettler beobachtete die Reiſenden ſcharf und auf ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe wanderte der Beutel zum Nachbar, worauf er ans Ufer gezogen und ſeines Inhaltes entleert wurde.

Das zweite Nachtlager wählten wir in Schao-bo (Schao-pai), 65 km vom erſten; hier ſahen wir die erſten zweiſtöckigen Häuſer, welche wir weiter im Süden häufig antrafen. Von Schao-bo bis Tſching-kiang blieben noch etwa 55 km. Auf halbem Wege paſſirten wir die Stadt Jang-tſchau-fu, welche durch die Schönheit ihrer Frauen berühmt iſt. Bei der Annäherung an dieſe Stadt begann auf dem Kanale ein beſonders reges Leben, am linken Ufer ſahen wir eine geräumige Erdbefeſtigung mit wehenden Fahnen an den Eckthürmen, vor welcher Truppen geübt wurden. Es erſchienen Kanonenboote in Form von Dſchunken, die mit alten gußeiſernen Geſchützen zu je einem an der Spitze und am Hintertheil armirt waren. Am Vordermaſt wehte die orangefarbene, mit einer Inſchrift bemalte Fahne, ebenſolche Inſchriften ſchmückten die Segel. Die Kanonenboote hatten ein hübſches, ja ſtutzerhaftes Anſehen und waren von gut gekleideten Matroſen bedient; ein über dieſelben geſpanntes Zelt ſchützte die Mannſchaft vor den ſengenden Sonnenſtrahlen. Bei der Stadt Jang-tſchau-fu, deren Mauern und Thürme am linken Ufer des Kanals erſchienen, zeigte ſich ein Gewoge, von dem man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann; ſo dicht gedrängt habe ich die verſchiedenartigſten Boote ſelbſt in Canton nicht geſehen, wo doch Hunderttauſende von Menſchen auf dem Waſſer leben. Von der Zollſtation, welche durch zwei feſtliegende Boote gebildet wurde, wurden wir bald durchgelaſſen, und nun befanden wir uns plötzlich in einem Labyrinthe von Kähnen, die aneinandergekettet in vier bis fünf Reihen am Ufer lagen und nur einen ſchmalen Weg im Kanale frei ließen. Man ſieht Dſchunken von den größten Dimenſionen neben dem kleinſten Fiſcherkahne, und man kann alle Phaſen chineſiſchen Lebens auf dem Waſſer ſtudiren. Die Chineſen richten ſich auf den Booten ſehr komfortabel ein, und das hübſche Schnitzwerk mancher Dſchunke läßt auf luxuriöſe Einrichtung der Kajüten ſchließen, in welchen man geſchminkte und geputzte Frauen ſieht, die den Kalian rauchen, ſich mit ihren Kindern beſchäftigen oder müſſig auf- und abgehen. Ueberall wird gearbeitet, neue Segel werden genäht oder alte ausgebeſſert, Wäſche wird gewaſchen und getrocknet, Kleider geflickt, Kähne kalfatert. Man hat nicht die Zeit, all' die mannigfaltigen Bilder aufzufangen. Knaben, die Drachen ſteigen laſſen, ſchwimmende Enten mit einer Schnur ans Boot gefeſſelt, an das Verdeck gebundene Kinder, eine Mutter, die den verkrüppelten Fuß ihres vierjährigen Töchterchens bandagirt — Alles fliegt am Auge des Reiſenden vorüber. Da plötzlich erſchallt Geſang, begleitet von Saiteninſtrumenten, aus einer zur Reſtauration umgewandelten Dſchunke mit Räumen für Opiumraucher, Coiffeurladen, Harfeniſtinnen und allem zu einem ſolchen Lokale erforderlichen Luxus. Etwas weiter ſtehen mit Bambus geladene Boote, oder mit Porcellanwaare und anderen Handelsartikeln; überall drängen ſich Käufer. Beſtändig muß man halten oder laviren, um nicht überfahren zu werden. Jede Minute gehen flache Boote von einem Ufer zum andern, in welchen die Ueberfahrenden ſtehen, an den Landungsſtellen drängt ſich das Volk in Erwartung des Fährbootes; Alles geht indeſſen mit Anſtand vor ſich, ohne Geſchrei und Willkür. Erſt weit hinter Jang-tſchau-fu gelangten wir aus dieſem ſchwimmenden Gewoge, doch nicht auf lange, da wir uns in der Nähe von Gua-tſchau abermals in einer Unzahl von Booten befanden. Wiederum drängen wir uns durch dieſes ſchwimmende Labyrinth, aus dem Chaos fliegen an uns die verſchiedenſten Bilder vorbei — da plötzlich erſchallt der Pfiff eines Dampfers. Ein eigenthümliches Gefühl überkam mich bei dieſem Laute, den ich zuletzt vor einem Jahre im fernen Weſten gehört, als ich das Coupé der Eiſenbahn verließ und in die Kibitke ſtieg, die mich mit raſchem Dreigeſpanne in den fernen Oſten entführte. Das Dampfſchiff ſchoß an uns vorüber, und in wenigen Augenblicken befanden wir uns an der Mündung des Kaiſerkanals in den Jang-tſe-kiang.

Vor unſerm Blicke erſchien der herrliche breite Strom, am jenſeitigen Ufer das amphitheatraliſch anſteigende europäiſche Quartier der Stadt Tſching-kiang, eingefaßt von Bergen neben einer hohen, ganz mit Tempeln bebauten Inſel, die maleriſch aus dem Grün der Bäume vortraten. Am Nachmittage um $1^1/_2$ Uhr landeten wir in Tſching-kiang. Der engliſche Konſul, an welchen wir Geleitſchreiben hatten, war abweſend; daher machten wir dankbar Gebrauch von der Gaſtfreiheit anderer dort lebender Europäer. Am Abend deſſelben Tages, am 22. Februar, langte eines der großen, nach dem Syſteme amerikaniſcher Flußdampfer gebauten Schiffe an, welche die Verbindung zwiſchen Hang-kau, dem Theehafen des Jang-tſe-kiang, und Schanghai unterhalten. Wir ſchifften uns ſogleich ein und der Komfort des prachtvollen Salons ſowie der einzelnen Kajüten ließ uns bald alles Unangenehme unſerer 18tägigen Reiſe vergeſſen. Nachdem das Schiff eine halbe Stunde gewartet, ſtieß es ab, und ſchon am folgenden Morgen befanden wir uns am Ufer des Haupthafens Chinas für den europäiſchen Handel, in Schanghai.

---

# Zur Ethnographie der Südſee.

R. A. Es ſind zwei hervorragende, theilweiſe grundlegende Werke über die Ethnographie und Anthropologie der Südſee, welche wir hier kurz zu beſprechen gedenken. Sie führen die Titel:

Süd-See-Typen. Anthropologiſches Album des Muſeum Godeffroy in Hamburg. 28 Tafeln mit 175 Originalphotographien, einer ethnologiſchen Karte des Großen Oceans und einem beſchreibenden Text. Hamburg. L. Friederichſen u. Comp. 1880.

Die ethnographiſch-anthropologiſche Abtheilung des Muſeum Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südſee-Völker von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krauſe. Mit 46 Tafeln und einer ethnologiſchen Karte des Großen Oceans. Hamburg. L. Friederichſen u. Comp. 1880.

Wenn es nicht ſchon zu Genüge bekannt wäre, daß die Südſee-Völker, zumal die öſtlichen, im raſchen Hinſchwinden begriffen ſind, ſo würde dieſes durch neuere Reiſende, wie Finſch und Baſtian, vollauf beſtätigt werden. Finſch klagt, wie ſchwer es ihm ſelbſt auf den abgelegenen Marſhall-Inſeln geworden ſei, noch urſprüngliche ethnographiſche Gegenſtände zu ſammeln, ſo ſchnell ſchreitet auch dort die „Europäiſirung“ fort. Selbſt die heimiſche Fauna geht zu Grunde und wird (z. B. auf den Hawaii-Inſeln) durch eine fremde erſetzt. Baſtian endlich, der kürzlich verſchiedene Südſee-Inſeln beſuchte, hebt hervor, daß ſelbſt das Bild von dem vor der Sonne ſchmelzenden Schnee nicht mehr genüge, um den ſchnellen Untergang der Polyneſier zu charakteriſiren. Die zwölfte Stunde ſei hier hereingebrochen, der Ethnograph habe die höchſte Eile von Nöthen, wenn er noch etwas fixiren wolle.

Unter ſolchen Verhältniſſen tritt uns die Publikation des größten auf die Südſee bezüglichen Schatzes entgegen, der ſich in Europa befindet, und ſagen wir es gleich, in einer ganz vorzüglichen, ja theilweiſe muſtergiltigen Ausführung. Beide Veröffentlichungen präſentiren ſich als Originalwerke, die von nun an, wenn es ſich um die Ethnographie der Südſee handelt, von Niemandem außer Acht gelaſſen werden dürfen.

Wenn die braunen und ſchwarzen Völker im Stillen Ocean dahingegangen, zerſchmolzen oder durch Miſchung mit einſtrömenden Fremden — Weißen, Chineſen, Malayen — gänzlich verändert ſein werden, dann mag ſpäter der Forſcher das Südſee-Typen-Album aufſchlagen und ihre Bilder wenigſtens anſchauen. Sie ſind faſt durchweg nach Originalnegativen wiedergegeben, die ſich im Muſeum Godeffroy befinden und von den Reiſenden deſſelben, Kubary, Hübner, Kleinſchmidt, Garrett, aufgenommen wurden. Von manchen Inſelgruppen, z. B. Duke of York, erhalten wir hier überhaupt die erſten guten Racentypen. Auch von den Anchorites-Inſeln, die kürzlich Miklucho-Maklay ſchilderte, erhalten wir hier gute Abbildungen, wie denn überhaupt Melaneſien im Album am ſtärkſten vertreten iſt. Der kurze aber inhaltſchwere Text zu dem Album, von L. Friederichſen herrührend, giebt über Lage, Größe, Einwohnerzahl der Inſeln, von denen Typen dargeſtellt ſind, Auskunft, erläutert das anthropologiſch Intereſſirende an dem abgebildeten Individuum und bringt allgemein wichtige ethnographiſche Notizen.

„Die ethnographiſch-anthropologiſche Abtheilung“, welche gegen 700 Seiten umfaßt, iſt ein in ſeiner Art einzig daſtehender Katalog, welcher mit einer ganz ungewöhnlichen Genauigkeit von dem Cuſtos des Muſeum, J. D. E. Schmeltz, ausgearbeitet iſt. Einen beſondern Werth erhält dieſes Werk noch dadurch, daß ihm zahlreiche, unveröffentlichte Berichte der Reiſenden des Muſeum einverleibt ſind. Selbſtverſtändlich iſt die einſchlägige Literatur reichlich benutzt und ſtets darauf verwieſen; keine kleine Arbeit, da es ſich um mehr als 3500 Objekte handelt. Freilich hätten wir bei der Literaturbenutzung gewiſſe ſekundäre Kompilationen, die ihre Abbildungen erſt aus Wood und anderen kopirten, gern vermißt. Die Anordnung iſt geographiſch nach den einzelnen Inſelgruppen; innerhalb derſelben werden zuerſt die auf die Religion, dann die auf Kleidung und Schmuck, Krieg, Jagd, Fiſcherei und Schifffahrt, endlich die auf Haushaltung, Nahrung, Spiele ꝛc. bezüglichen Gegenſtände abgehandelt. Auch hier iſt Melaneſien vorzugsweiſe gut vertreten, dann Mikroneſien. Von Polyneſien wiegen Samoa und Tonga vor. Einzelne Sachen ſind auch aus Auſtralien und Alaska vorhanden. Das Ganze wollen wir als überreiche Fundgrube zur Kunde der Südſeeinſulaner bezeichnen; ein Eingehen auf Einzelheiten iſt bei der erſten, rein ethnographiſchen, Abtheilung jedoch unmöglich. Es könnte ſich dieſes doch nur auf ein willkürliches Hervorheben erſtrecken.

Eine ganz muſterhafte Arbeit, welche den zweiten Theil des Katalogs des Muſeum Godeffroy ausmacht, iſt das Verzeichniß der Schädel und Skelete von Dr. R. Krauſe. Das Muſeum beſitzt 375 Schädel und 53 Skelete, faſt alle nach ihrer Herkunft genau bekannt; viele ſtammen aus alten Begräbnißſtätten und Höhlengräbern, geben alſo Kunde von der frühern Bevölkerung jener Gegenden zu einer Zeit, als die Möglichkeit einer Racenmiſchung noch nicht ſo leicht gegeben war, wie jetzt. Vom Neu-Britannia-Archipel mit Einſchluß der Duke-of-York-Gruppe, von den Neu-Hebriden, von den Fidſchi-Inſeln, von den Gilbert-Inſeln, von den Carolinen, ſelbſt von den Tonga- und Samoa-Inſeln ſind Schädel in ſolcher Anzahl vorhanden, daß Dr. Krauſe brauchbare Mittelwerthe aufſtellen konnte.

Für die Aufſtellung nahm er Ihering's Horizontale (unterer Augenhöhlenrand — Mitte der Ohröffnung) an; die Maße der Länge, Breite und Höhe wurden mit dem Spengel'ſchen Apparat ermittelt, die Kapacität wurde mit Hirſe gemeſſen. Krauſe bearbeitete das reiche Material lediglich in Bezug auf die Schädelmeſſung ohne auf die Ethnologie und Linguiſtik Rückſicht zu nehmen; dieſe beiden wurden erſt zuletzt zu Rathe gezogen und auf Uebereinſtimmung verglichen.

Zwei Typen, der dolichokephale und brachykephale, ſind die vorherrſchenden in der Südſee und zwiſchen dieſen beiden zeigen ſich verſchiedene Miſchformen. Die 74 Fidſchi-Schädel ergeben eine durchſchnittliche Kapacität von 1359,2 ccm; ſie bleibt etwas hinter der von A. B. Meyer für die Papuas von Neu-Guinea von 1398 ccm zurück, überſteigt aber jene des Neu-Britannia-Archipels (1232,1 ccm) bedeutend. Die von Krauſe für die Fidſchi-Schädel berechneten Indices ſind folgende:

| | |
|---|---|
| Längenbreiteninder . . . | 69,5 |
| Längenhöheninder . . . | 76 |
| Breitenhöheninder . . . | 109,3 |

Es beſitzen danach die Fidſchi-Inſulaner ſehr hohe ſchmale, hypſiſtenokephale Schädel mit extremer Dolichokephalie. Ethnographiſch ſehr intereſſant und für den Werth der Meſſungen ſprechend iſt die von Dr. Krauſe gefundene Thatſache, daß der Längenbreiteninder und der Längenhöheninder wächſt, während der Breitenhöheninder abnimmt, je weiter wir von Weſten nach Oſten innerhalb der Inſelgruppe vorſchreiten, und dies bedeutet eine Zunahme der Breite und Abnahme der Höhe der Schädel im Verhältniß zur Länge. Offenbar tritt hier die Einwirkung der brachykephalen Tonganer in Erſcheinung, deren Einwanderung auf den öſtlichen Fidſchi-Inſeln eine bekannte Thatſache iſt.

Von Mallicollo und den Neu-Hebriden ſind 16 Schädel vorhanden, die ſämmtlich Spuren künſtlicher Deformation zeigen, ohne indeſſen ihren papuaniſchen Typus im geringſten einzubüßen. Die Kapacität beträgt im Mittel 1274; die Indices lauten:

| | |
|---|---|
| Längenbreiteninder . . . | 69,8 |
| Längenhöheninder . . . | 76 |
| Breitenhöheninder . . . | 106,8 |

Vom Neu-Britannia-Archipel ſind 150 Schädel vorhanden, darunter allein 120 von Mioko (Duke-of-York-Gruppe). Die Kapacität (1232 ccm) iſt geringer als bei den Fidſchi-Inſulanern. Die Indices ſind folgende:

Längenbreitenindex . . . 72,3
Längenhöhenindex . . . 76
Breitenhöhenindex . . . 105,1

Da nun die Breite der Neu-Britannia-Schädel im Mittel ganz dieſelbe iſt, wie bei den Fidſchi-Inſulanern, ſo kommt die Zunahme des Längenbreitenindex lediglich auf Koſten des geringen Längendurchmeſſers zu Stande, welcher in der That um 7 mm kleiner iſt. Trotzdem gehören dieſe Schädel immer noch zu den ſchmalen Hochſchädeln, allerdings mit geringerer Dolichokephalie und etwas geringerer Höhe als bei den Fidſchis.

Den Bewohnern des Neu-Britannia-Archipels reihen ſich zunächſt die Einwohner der Gilbert-Inſeln an, welche mit 22 Schädeln vertreten ſind und eine durchſchnittliche Kapacität von 1320 ccm zeigen. Die Indices wurden folgendermaßen berechnet:

Längenbreitenindex . . . 73,8
Längenhöhenindex . . . 77,7
Breitenhöhenindex . . . 104,5

Die 46 Schädel von den Carolinen zeigen eine Kapacität von 1304,9 im Mittel und folgende Indices:

Längenbreitenindex . . . 75,3
Längenhöhenindex . . . 78,2
Breitenhöhenindex . . . 103,8

Krauſe hat dieſe Schädel nach den einzelnen Inſeln, von denen ſie ſtammen (Ponapé, Mortlok, Ruk, Yap, Palau), zuſammengeſtellt und hierbei gefunden, daß der Längenbreitenindex von Oſten nach Weſten hin zunimmt und immer mehr Einfluß einer breitſchädeligen Bevölkerung hervortritt. Da nun die weſtlichen, den Carolinen benachbarten Inſeln, die Philippinen und Molukken, unzweifelhaft von einer ausgeſprochen brachykephalen Menſchenrace bewohnt ſind, ſo werden wir in ihnen das Element annehmen müſſen, durch deſſen Einmiſchung die Zunahme der Schädelbreite auf den Carolinen nach Weſten zu bewirkt wird. Ponapé, die öſtlichſte der vertretenen Inſeln, iſt am meiſten dolichokephal, in ihren Verhältniſſen ſich faſt ganz mit Neu-Britannien deckend, Yap und Palau, die weſtlichſten Carolinen, zeigen bereits ausgeſprochene brachykephale Einwohnerſchaft.

Die 13 Schädel von Samoa (Upolu) haben eine durchſchnittliche Kapacität von 1391,7 ccm und nachſtehende Indices:

Längenbreitenindex . . . 77,5
Längenhöhenindex . . . 78,8
Breitenhöhenindex . . . 101,7

Danach gehören die Samoaner zu den Meſokephalen, indeſſen ſind auch ſo viel dolichokephale und brachykephale Formen vertreten, daß das Gepräge der Vermiſchung zweier entgegengeſetzter Menſchenracen deutlich zu Tage tritt.

Von den Tonga-Inſeln ſind 19 meiſt defekte Schädel vorhanden, ſo daß nur unſichere Mittelzahlen erhalten werden konnten. Die Kapacität wurde zu 1538,2 ccm im Durchſchnitte befunden; die Indices lauten:

Längenbreitenindex . . . 83,5
Längenhöhenindex . . . 82,2
Breitenhöhenindex . . . 100,9

Es gehören ſomit die Tonganer zu den ausgeſprochenen Brachykephalen.

Wir übergehen diejenigen Inſeln, welche nur in einzelnen Schädeln in der Sammlung vertreten ſind, und wenden uns den allgemein anthropologiſch-ethnographiſchen Reſultaten zu, welche Dr. Krauſe aus ſeinen Meſſungen gewonnen hat. Zunächſt iſt zu wiederholen, daß nur zwei ausgeſprochene Typen, ein dolichokephaler und brachykephaler, als Grundformen in der Südſee vorhanden ſind und daß alle übrigen Kopfformen bloß Miſchformen beider Typen darſtellen. Vorherrſchende Form in der Südſee iſt die Dolichokephalie; die langſchädeligen Menſchen waren urſprünglich über die meiſten Inſeln verbreitet. Rein und unvermiſcht ſind ſie auf den Fidſchi-Inſeln, auf Neu-Guinea, Neu-Britannien, den Neu-Hebriden, auf Ponapé und in Nordoſt-Auſtralien. Wahrſcheinlich gehören hierher auch die Bewohner der Salomo-Inſeln und von Neu-Caledonien, doch fehlen hier ausreichende Meſſungen. Dieſe dolichokephale Race nennt Krauſe die papuaniſche.

Die brachykephalen Menſchen der Südſee ſind rein nur auf den Tonga-Inſeln, vielleicht im Ellice- und Hervey-Archipel vertreten. „Polyneſier“ will Krauſe dieſe Kurzköpfe nicht nennen; er bezeichnet ſie nach ihrer Abſtammung als malayiſche Race. Außer dieſen beiden Formen ſind zahlreiche Mittelformen, bald mehr dem brachykephalen, bald mehr dem dolichokephalen Typus zuneigend, gefunden worden. Sie ſind aus Vermiſchung der beiden Grundformen entſtanden. Auffallend zeigt ſich dieſes auf den Fidſchi- und Carolinen-Inſeln, wie weiter oben beſprochen wurde. Soweit hat Krauſe ſeine Reſultate nur aus den Schädelmeſſungen erhalten, und ſie ſtimmen, das liegt für jeden Kenner auf der Hand, überein mit den bekannten ethnographiſchen Verhältniſſen der Südſee: die Melaneſier ſind die dolichokephalen, die Polyneſier die brachykephalen.

Woher ſtammen nun die beiden Racen? Daß ſie ihren Urſprung auf den Südſee-Inſeln ſelbſt nicht gehabt haben können, bedarf keines Beweiſes mehr. Krauſe weiſt nun auf die auch ſchon von Wallace betonte Uebereinſtimmung der Papuas in Körperbau, Schädelbildung und äußerm Anſehen mit den afrikaniſchen Negern hin und findet keinen anatomiſchen Grund, die beiden ſchwarzen Völker trotz ihrer Entfernung anthropologiſch zu trennen. Da die Melaneſier aber bei der jetzt beſtehenden Vertheilung von Land und Waſſer nicht aus Afrika abgeleitet werden können und „Afrika ſelbſt in ſeiner jetzigen Geſtalt ein verhältnißmäßig junger Welttheil iſt“, ſo entſtand auch hier die ſchwarze Race nicht. Krauſe greift daher auf Sclater's „Lemurien“ zurück, den hypothetiſchen im Indiſchen Ocean untergegangenen Erdtheil, von wo die Neger nach Weſten, die Melaneſier nach Oſten zogen. „Es ſind mithin die Neger und Papuas nicht autochthone Bewohner der Südſee und Afrikas, ſondern nur unmittelbare Nachkommen der langſchädeligen, ſüdoceaniſchen Urrace; ſie ſind Bruderſtämme, deren Trennung ſchon vor einer Reihe von Jahrtauſenden erfolgte.“ (Wallace giebt übrigens in ſeinem neueſten Werke der Exiſtenz von „Lemurien“ einen harten Stoß.)

Was die brachykephalen Polyneſier betrifft, ſo verlegt auch Krauſe ihren Urſprung in das ſüdöſtliche Aſien, zu den Malaien.

Bisher blieb der Name „Mikroneſier“ unerwähnt. Krauſe verwirft ihn, ſofern er eine beſondere Race bezeichnen ſoll, gänzlich. Sie ſind nach anthropologiſchen Merkmalen nur als eine aus Polyneſiern und Melaneſiern gemiſchte Bevölkerung anzuſehen, „für welche einen eigenen Namen zu wählen bloß Verwirrung anrichtet“.

Das Reſultat der Unterſuchungen Krauſe's iſt alſo: In der Südſee beſtehen nur zwei Racen, die dolichokephale dunkle und brachykephale helle. Beide ſind aus verſchiedenen Schöpfungscentren eingewandert; die dunklen aus Lemurien, die hellen aus Südoſtaſien. Die erſteren ſtehen

in einem verwandtſchaftlichen Verhältniß zu den Afrikanern, die letzteren zu den Malaien.

Wohl ſtehen dieſem Reſultate manche ethnologiſche und linguiſtiſche Ergebniſſe entgegen. „Das Skelet des Menſchen aber und beſonders der Schädel als Ausdruck des Gehirns ſind diejenigen Beſtandtheile des Körpers, welche am konſtanteſten den Typus der Race feſthalten, während Größe, Hautfarbe, Haar, Sitte, Sprache viel leichter Veränderungen in Folge von Klima, Lebensweiſe, Nahrung, Wohnort, Gewohnheiten und Gebräuchen unterliegen. Somit können allein die auf anatomiſch-craniometriſchem Wege erlangten Reſultate poſitive Grundlagen für eine richtige Syſtematik der Menſchheit abgeben.“

Beigegeben iſt beiden Werken eine ethnographiſche Karte der Südſee, auf Grundlage der Petermann'ſchen Karte des Großen Oceans in 1 : 40 000 000. Das ethnographiſche Colorit zu derſelben iſt eine Wiederholung der Whitmee'ſchen Karte (Journ. Anthropol. Inſt. VIII). Daß die l'Echiquier-Inſeln nördlich von Neu-Guinea zu Melaneſien gezogen ſind, ſtimmt nicht. Sie ſind nach Miklucho-Maklay von Mikroneſiern bewohnt. Abweichend von Krauſe hält nämlich die Karte die Mikroneſier noch aufrecht.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Die „Times“ erhalten aus St. Petersburg, 21. December 1880, die Nachricht, daß eine ruſſiſche Abtheilung von 10 Ingenieuren, 5 Compagnien Infanterie und 3 Sotnien Koſaken emſig damit beſchäftigt iſt, den Amu Darja von ſeinem bisherigen Laufe ab- und dem Kaſpiſchen Meere zuzuleiten. General Gluchowski beaufſichtigt die Arbeiten, für welche die Regierung eine Summe von 600 000 Rubeln angewieſen hat.

— Die Expedition zur Erforſchung des Irtyſch unter Michaelis iſt, den „Semip. Oblaſtn. Wjed.“ zufolge, glücklich zu Ende geführt bis zum Ausfluſſe deſſelben aus dem Zaiſan-Nor, auch ein Theil des Sees wurde unterſucht. Am Oberlaufe des Fluſſes hatte die Expedition viele Mühe, weil das Schilf, durch welches ſonſt Schiffe leicht hindurchgehen, diesmal vom Hagel zuſammengeſchlagen eine dichte Maſſe bildete, an anderen Stellen hatte Hochwaſſer die ſonſt benutzten Leinpfade überſchwemmt. Im See Zaiſan-Nor fand man einen trefflichen Hafen, der für einige Dampfer als Winterſtation dienen kann; andere Buchten bei Kap Golty und Topolny können nur vorübergehend zum Aufenthalte dienen, da ſie für einige Windrichtungen offen daliegen und das Verweilen dort ſehr beunruhigt iſt.

— Im Oblaſt Semirjetſchensk iſt im November 1880 bei der Staniße Lepſinskoje eine Stadt Lepſinsk neu errichtet, gleichzeitig die Stadt Sergiopol in eine Staniße umgewandelt worden.

— Auch in Kopenhagen hat man ſeine Aufmerkſamkeit auf die Produkte des nördlichen Sibirien und den Seeweg dorthin gerichtet; zwei Vertreter der Kaufmannſchaft haben an Ort und Stelle die Verhältniſſe geprüft, dieſelben beſſer gefunden, als ſie erwartet hatten, und zu Ende des vorigen Jahres wurde deshalb eine däniſch-ſibiriſche Handelsgeſellſchaft gebildet.

— Von Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild“ (ſ. „Globus“ XXXVII, S. 79) liegt der erſte Band von 20 Lieferungen nunmehr abgeſchloſſen vor; derſelbe behandelt außer den allgemeinen geographiſchen und ethnographiſchen Verhältniſſen in 13 Kapiteln Bombay, Dekhan, Haiderabad, Madras, die Nilgiris, Oriſſa, Bengalen und Behar. Wir weiſen nochmals darauf hin, daß den prachtvollen Abbildungen ein ſo gediegener Text zur Seite ſteht, wie ihn kaum ein Zweiter zu ſchreiben im Stande wäre. Der Autor iſt mit der erſte Kenner und zudem Beſitzer der einſchlägigen Literatur, die ſeltenſten Werke nicht ausgeſchloſſen, iſt philologiſch gebildet, Autorität im Tibetaniſchen, und bringt als Beamter die Kenntniß der Verwaltung zu ſeinem ſchwierigen Werke mit. Der zweite Band, für welchen zahlreiche Originalbilder bereit liegen, wird Hindoſtan, Pandſchab, die Vaſallenſtaaten von Central-Indien und von Radſchputana und die Grenzgebiete im Himalaja und gegen Afghaniſtan vorführen und ſoll im laufenden Jahre fertig erſcheinen.

— Mr. Baller von der China-Inland-Miſſion hat kürzlich eine Reiſe durch die wenig bekannte Provinz Kweitſchau gemacht, als die Bevölkerung gerade mit der Opiumernte beſchäftigt war. Er beſchreibt den Hergang dabei folgendermaßen. Mit einem kleinen dreiklingigen Meſſer wird ein Einſchnitt in den Mohnkopf gemacht, ſobald die Blumenblätter abfallen. Nach kurzer Zeit wird der Tropfen Milchſaft, der danach zum Vorſchein kommt, mittels eines kleinen gekrümmten Meſſers abgeſchabt und in einer Bamburöhre aufgefangen, ein neuer Einſchnitt gemacht, und damit fortgefahren, bis kein Saft mehr ausfließt. Derſelbe wird in der Sonne getrocknet, bis er ſchwarz wird, und iſt dann fertig für den Verkauf.

---

## Afrika.

— Die Società d'Esplorazione commerciale beabſichtigte, gegen Ende November eine Expedition nach Benghazi zu ſenden, um dort und in Derna Handelsſtationen zu errichten und eine gründliche Erforſchung der Kyrenaika für Koloniſation und Wiſſenſchaft vorzunehmen. Zu den Koſten ſteuert die Geſellſchaft 10 000 Lire, die italieniſche Regierung 20 000 bei, das Unterrichtsminiſterium außerdem eine Extrasumme für die wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Im kommenden Frühjahre ſollen dann zwei Delegirte über Kufra nach Wadai geſchickt werden, falls der Chef der Snuſſi-Sekte ſeine Einwilligung dazu giebt.

— Die ethnologiſche Stellung der Tibbu oder Tubu wurde in einer der letzten Sitzungen der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde von G. Nachtigal beſprochen und damit eine offene ethnographiſche Frage ihrer Löſung näher gebracht. In dem erſten Bande ſeines Werkes „Sahara und Sudan“ war Nachtigal darauf nicht eingegangen, jetzt aber hat er dieſelbe, nachdem er ſein linguiſtiſches Material durchſtudirt, gründlich erörtert. Die „Leute von Tu“, denn das bedeutet Tubu, ſind in ihrer Heimath nur von Nachtigal beobachtet worden, und dort wies die Körperbeſchaffenheit, ſowie manches andere, darauf hin, daß ſie in verwandtſchaftlicher Beziehung zu der großen Berberrace ſtehen. Regelmäßige Geſichtszüge, häufig helle Hautfarbe, gut entwickelte Naſenbeine, fehlender Prognathismus, ariſtokratiſche Geſtaltung des Gemeindeweſens, Stellung der Frau, das alles unterſchied ſie von den Negern des Sudan. Heinrich Barth aber hatte ſchon früher gezeigt, daß die Sprache der Tubu und die Sprache von Bornu — eine echte Negerſprache, wie man glaubte — einander nahe verwandt ſeien, und ſo ſtellte

man dann auch die Bewohner der östlichen Sahara, die Tubu, zu den Negern.

Nachtigal zeigt nun, daß bereits Makrisi und Leo Africanus von einer Einwanderung resp. Einwirkung der Tubu auf die Kanuri (Bewohner Bornus) reden, und diese historischen Zeugnisse begründet Nachtigal auch anderweitig. Freilich beweist Lepsius, daß die Tubusprache unzweifelhaft eine Negersprache sei, „obgleich er zugesteht, daß sie den eigentlichen Charakter der Negersprache ganz aufgegeben habe". Andererseits sind aber nach Nachtigal die Kanuri ein Mischvolk, bei dem vielfach die nördlichen Tubu-Elemente noch zum Vorschein kommen.

„Die Kanuri sowie ihre Sprache haben ihren Ausgangspunkt im nördlichen Afrika, und zwar bei den Tubu; das Volk gehört zwar jetzt durch Vermischung und Anpassung zu den Negern, aber die Sprache läßt den ursprünglichen Gegensatz zu diesen noch wohl erkennen und man darf also nicht schließen: die Tubu sind Neger, weil sie sich sprachlich als nahe Verwandte der Kanuri erweisen." Ganz ist aber der Gegensatz, in welchem Anthropologie und Linguistik in Bezug auf die Tubu stehen, nicht zu beseitigen. Sprachlich nähern sie sich den Negern, physisch, psychisch, gesellschaftlich den hamitischen Nordostafrikanern, und Nachtigal ist vorläufig geneigt, sie den letzteren selbst beizuzählen; eine Lösung, die uns mehr befriedigt, als wenn er, auf das bloß sprachliche Element bauend, sie zu den Negern gestellt hätte.

— „Natur- und Kulturleben der Zulus" ist der Titel einer kleinen Schrift des in Südafrika als Arzt angestellten Dr. med. M. Kranz (Wiesbaden, Niedner 1880), in welchem der Verfasser das kürzlich in den Vordergrund getretene interessante Volk für ein größeres Publikum schildert. Freilich möchten wir darin mit ihm nicht übereinstimmen, daß die Zulu zu den „bis jetzt wenig gekannten" Völkern gehören, da die Literatur über dieselben doch eine sehr reiche ist. Auch möchten wir die Leser davor warnen, mit Dr. Kranz (S. 105) anzunehmen, daß gewisse Gesetze und Gebräuche unter den Zulu „auf mosaischen Ursprung hindeuten". Das ist unbewiesen, denn die bloße Uebereinstimmung beweist gar nichts; dieselben Sitten und Gebräuche kommen neben einander auch anderwärts vor, und der umgekehrte Schluß, daß die jüdischen Sitten von den Zulu stammen, hätte genau so viel Berechtigung. Im Allgemeinen orientirt das Schriftchen, theils hervorgegangen aus eigener Beobachtung, theils aus den Mittheilungen des dem Verfasser befreundeten Missionärs Horner, sehr wohl über Land und Leute. Dr. Kranz stellt Englands Kulturmission in Südafrika sehr hoch. Die Mittel dazu sind freilich nicht immer lobenswerth und das Vorgehen gegenüber Transvaal ist einfach rechtswidrige und rohe Vergewaltigung gewesen, worüber man in England sich ja selbst vollkommen klar war.

— R. E. Flegel, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland eine zweite Reise nach dem Oberlaufe des Benuë angetreten hatte (s. „Globus" XXXVIII, S. 240), hat sich gezwungen gesehen, seinen Plan zu ändern, da das Missionsdampfschiff „Henry Venn", auf welchem er seine erste Reise hatte machen können, 1880 nicht wieder den Benuë hinaufging. Er beabsichtigt nun, zunächst den mittlern Niger zu erforschen, und hat, wie er an Dr. Behm schreibt, sowohl die nöthige Erlaubniß dazu als auch Unterstützung Seitens des Herrschers von Nupe (unter 9° nördl. Br. am Niger) erhalten. „So hoffe ich denn glücklich nach Sokoto zu gelangen und, wenn nur irgend möglich, bald einen Beitrag zur Kenntniß des alten Niger zu liefern, die Karte von der Strecke Jaurie-Say. Zwar hat mich der König ernstlich gewarnt, über Jaurie (11° 15' nördl. Br.), namentlich aber über Komba (12° nördl. Br.) hinaus zu gehen, doch hoffe ich noch, daß ich es möglich machen werde. Wenn nicht, so erhalte ich in Sokoto jedenfalls Briefe vom Sultan für die Quellgebiete des Benuë, und das muß mich dann trösten, da es entschieden von Bedeutung für mein eigentliches Unternehmen ist."

## Polar-Gebiet.

— Die „Royal Geographical Society" hat es zwar abgelehnt, das arktische Projekt des Commodore Cheyne, der bekanntlich den Pol mittels Luftballons erreichen will, zu unterstützen, scheint aber neue Schritte zur Förderung der Polarforschung thun zu wollen. Es soll ein Ausschuß ernannt werden, dessen Aufgabe zunächst sein soll, alle seit Rückkehr der Nares'schen Nordpolexpedition eingelaufenen Nachrichten zusammenzustellen. Von den Ergebnissen dieser Enquête wird es abhängen, ob die Geographische Gesellschaft irgend welche Schritte thun wird.

— Von dem bereits früher angekündigten Reisewerke A. E. von Nordenskjöld's: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878 bis 1880" ist in F. A. Brockhaus' Verlag noch vor Schluß des vorigen Jahres die erste reich illustrirte Lieferung erschienen. Das Werk ist auf 2 Bände in circa 20 Lieferungen (à 1 Mark) berechnet, erscheint gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe und soll noch im Laufe des Jahres 1881 zum Abschluß kommen. Es rührt aus der Feder des berühmten Nordpolfahrers selbst her, wird die Beschreibung der ganzen Vega-Fahrt bringen, dann Schilderungen der arktischen Natur, des Klimas, des Thier- und Pflanzenlebens, der Polarvölker (Samojeden, Tschuktschen und Eskimos) und soll zahlreiche Abbildungen nach Originalaufnahmen und Karten enthalten. Dasselbe giebt aber außerdem eine historische Uebersicht der wichtigsten Entdeckungsreisen längs der Nordküsten der alten Welt, über die Fahrten von Nordenskjöld's Vorgängern, und so enthält gleich die erste Lieferung den merkwürdigen Bericht des Norwegers Othere, welcher vor etwa einem Jahrtausend die Nordspitze Europas zum ersten Male, soweit unsere Nachrichten reichen, umsegelt, und dessen Forschungen kein Geringerer als König Alfred in seiner angelsächsischen Bearbeitung des Orosius der Nachwelt überliefert hat.

## Vermischtes.

— Im Jahre 1870 wurde in Neuyork eine Judenmission begründet; in Philadelphia besteht gleichfalls schon länger eine solche, und auf dem europäischen Kontinent bestehen gleichfalls einige kleine Gesellschaften zu Basel, Berlin, in den Rheinlanden, in Stavanger, in den baltischen Provinzen u. s. w.; alle reichen aber an Bedeutung nicht an die englischen Vereine heran. Alle diese Gesellschaften hatten 1877 ein Einkommen von 1 340 000 Mark. Sie unterhielten 220 Agenten oder einen auf je 31 000 Juden, wenn man die Gesammtzahl der letzteren zu sieben Millionen annimmt[1]).

[1]) Mission Work among the Jews by J. Alexander in Israel's Watchman. April 1877, 35.

Inhalt: Panama und Darien. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Oberst Unterberger's Reise in China von Tien tsin bis Tsching-kiang. II. (Schluß.) — Zur Ethnographie der Südsee. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polar-Gebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. Januar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 5.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

IX.

In fünf Pirogen fuhren die Reisenden mit 13 Arbeitern von Yaviza aus den Rio Tupisa (s. Karte „Globus“ XXXVIII, S. 307) aufwärts; anfangs, in seinem Unterlaufe, durchströmt derselbe in starken Krümmungen ebenes Land, weiter aufwärts öfters enge Schluchten. Am Ufer folgen sich die Gesteine genau in derselben Ordnung, wie am mittlern Tuyra: erst kompakter Thon, dann Schwemmland, aus Bänken bläulichen Gerölls bestehend, dessen bloße Berührung schon nach dem Glauben der Indianer Fieber erzeugt, endlich Thonschiefer und Sandstein. Am zweiten Tage erweiterte sich das Thal und zeigte Spuren früherer Bewohnung; entartete Fruchtbäume und eine sehr geschätzte Bananenart wuchsen in Menge an den Ufern. Es ist dies derjenige Theil des Staates Panama, welcher das reichste Thierleben aufzuweisen hat. Scharen von Vögeln, Beutelstaare, graue Tauben, Pavas Reales (Königshühner) und andere erhoben sich beim Nahen der Boote von den Büschen und Bäumen; auf den Sandbänken gewahrte man reichliche Spuren vom Tapir, Wildschweine und Pekari, und der Fluß wimmelte von Kaimans, Fischen und Schildkröten, deren Eier gesammelt wurden. Leider verweilte die Expedition nur kurze Zeit in diesem Schlaraffenlande, dessen Wildstand die beschwerliche Mitnahme von Lebensmitteln überflüssig gemacht hätte. Gegen Mittag erreichte man die Mündung des Tiati, wo das Land so eben ist, daß sich eine Strömung kaum bemerkbar machte, obwohl die Regenzeit noch nicht lange vorüber war. Das Gewässer ist schwarz, übelriechend und mit einer dicken Schicht von Wasserlinsen, Erde, Blüthenstaub und dergleichen bedeckt; die Bäume des Ufers strecken ihre Aeste dicht über dem Wasserspiegel aus, die Schifffahrt wird ungemein schwierig. Bald zeigen sich auch Untiefen und gleichzeitig Anhäufungen von Baumstämmen, deren Beseitigung viel Arbeit und Zeit in Anspruch genommen hätte. Wyse errichtete hier also ein Dépôt, wohin allwöchentlich Lebensmittel und Briefe von Yaviza gebracht werden sollten, und gab sofort auf der Karte die Richtung des Durchhaues (trocha) an, welcher nach dem Markirungspfahle 1091 b, wo die Arbeiten im vergangenen Jahre aufgehört hatten, angelegt werden sollte. Derselbe überschritt dreimal den Tiati, blieb dann dauernd auf dessen linkem Ufer und trat darauf in eine hügelige Gegend, deren oft steile Hänge das Vorwärtsschaffen des Materials unendlich erschwerten. Um nur das Allernöthigste zu transportiren, mußte die gesammte Mannschaft, von drei Holzfällern abgesehen, denselben Weg dreimal hin und zurück machen. Begreiflicher Weise rückten die Arbeiten nur langsam vorwärts, und erst am 14. Januar fand man die Trocha vom vorhergehenden Jahre wieder auf, welche in der Zwischenzeit vollkommen verwachsen war. Die Rancheria war noch vorhanden; aber erst nachdem eine Familie von mapanas, der giftigsten Schlangenart Dariens, daraus entfernt worden war, konnte man darin die am wenigsten nöthigen Instrumente und Lebensmittel unterbringen. Je weiter man vordrang, desto schneller stieg das Land an; das Bett des Tiati liegt hier schon 72 m hoch; er ist reißend, von Stromschnellen durchsetzt und von nackten Felswänden eingefaßt.

Inzwiſchen war Wyſe nebſt Verbrugghe und einem Theil der Leute nach Panama zurückgekehrt, um in Aspinwall mit dem franzöſiſchen Admiral Maudet, Kommandanten des Antillen-Geſchwaders, zuſammenzutreffen, welcher ihm verſprochen hatte, zur Unterſuchung der Acanti-Bai einen Aviſo zu detachiren. Ein Theil der unter Reclus' Befehl zurückgebliebenen Arbeiter war erkrankt, vielleicht weil das von Panama mitgenommene Fleiſch ſchlecht getrocknet war, und es blieben nur 6 Arbeiter anſtatt 14, um das Material zu tragen. Die Arbeit ſelbſt war gleichfalls ſchwierig; weiter unten, wo das Thal ſtellenweiſe breit iſt, bildet der Fluß zahlreiche Arme und hat die ganze Thalſohle mit Sumpf erfüllt; höher hinauf durchſtrömt er eine Schlucht, die ſo eng wird, daß Reclus in derſelben um 5 Uhr Abends kaum für das Eintragen ſeiner Notizen Licht genug hatte, während hoch über ihm die Tropenſonne die Baumwipfel und mit Blüthen bedeckten Lianen mit ihren Strahlen vergoldete. Und der Nordwind, welcher durch die Schlucht pfiff, durchkältete die Europäer in ihren naſſen Kleidern oft bis auf das Mark. Ja, es kamen mehrere Tage, wo die Arbeiten trotz eines von Wyſe geſendeten Nachſchubes von Leuten wegen der zahlreichen Erkrankungen faſt ganz ruhten. Zuletzt aber erreichte man die das Thal des Tiati einſchließenden Höhen und folgte nun dem Kamme des Gebirges, welcher oft nicht breiter als 4 m war und beiderſeits oft 40 m tief abſtürzte, dann einem Sporn mit gekrümmten Abhängen: ein Windſtoß hatte dort die Bäume vom Gipfel herabgeſtürzt und ein wildes Durcheinander von halb verfaulten Stämmen, Wurzeln und Aeſten, ein „mal paso" (ſchwer zu paſſirende Stelle) in höchſter Vollendung gebildet. Mit Händen und Füßen arbeitend, mußte man von Aſt zu Aſt zu gelangen ſuchen; glücklicherweiſe war das Hinderniß nur 150 m lang, ſonſt hätte man die Richtung der Trocha ändern müſſen. Mehrere Tage lang blieb das Terrain in gleicher Weiſe ſchwierig; bis zum Tupiſa hin hatte man ſich auf zerriſſenen Berghängen zu halten, die von nahe bei einander liegenden Schluchten und Runſen durchfurcht waren; ohne Aufhören ſenkte ſich die Trocha und ſtieg wieder an, und die beſte Arbeitszeit wurde durch das Fortſchaffen des Gepäcks in Anſpruch genommen. Dafür wurde die Gegend dort ſehr wildreich: auf Schritt und Tritt hörte man das Heulen der Affen, und es wimmelte von Hokkos und wilden Truthühnern, welche gute Braten für die Tafel lieferten, ebenſo wie die Corcovados, eine Art großer Wachtel mit rebhuhnartigem Gefieder, welche ganz vorzüglich ſchmeckt, und der deswegen von allen fleiſchfreſſenden Thieren eifrig nachgeſtellt wird. Morgens und Abends gegen 6 Uhr giebt dieſer Vogel fünf oder ſechs laute, rhythmiſche Töne von ſich, was ihm den Namen „reloj del pobre" (Uhr des Armen) verſchafft hat.

Aufnahme im Bette des Tiati.

Acht Tage ſpäter wurde die Waſſerſcheide zwiſchen dem Rio Chico und dem Tupiſa überſchritten; am ſelben Tage aber erkrankte ſelbſt der alte Waldläufer Lacharme ſehr ſtark am Fieber, ſo daß am folgenden Tage Soſa die Führung der Holzfäller und Reclus den Tacheometer übernahm. Allein ſehr bald erſchien Lacharme, entſchieden erholt, um ſeine Arbeit ſelbſt fortzuführen. In der Cordillere regnete es, das Thal war von Nebel erfüllt. Das wurde indeſſen aufgewogen durch die Ankunft von ſechs Arbeitern, welche einen Brief von Wyſe überbrachten: demſelben zufolge hatte Admiral Maudet den Kreuzer „Le Dupetit-Thouars" beauftragt, die genaue Poſition von Acanti zu beſtimmen und die Bucht hydrographiſch aufzunehmen. Das Schiff ſollte mit Wyſe und Verbrugghe an Bord gegen den 10. Februar in Acanti ſein, und Reclus erhielt die Weiſung, zur ſelben Zeit dort am Ufer des Atlantiſchen Oceans einzutreffen, ſollte es auch deshalb unmöglich ſein, den Durchhau und die tacheometriſchen Aufnahmen fortzuführen; in dieſem Falle ſollte er ſich auf eine Rekognoſzirung der Gegend, wo der Tunnel auf der atlantiſchen Seite ſeinen Anfang zu nehmen hätte, beſchränken. Bis zu jenem Termin waren es noch zehn Tage, zu wenig, um die Aufnahmen zu Ende zu führen; doch konnte er dieſelben noch etwa eine Woche hindurch fortſetzen und ſich dann mit einigen auserwählten Leuten raſch einen Pfad nach der Küſte bahnen. Allein im entſcheidenden Augenblicke vergaßen die Leute, welche ihn aus dem Dépôt mit Lebensmitteln zu verſorgen hatten, das Wichtigſte, den Reis, und in Folge deſſen verlor er zwei Tage und erreichte Acanti erſt als das Schiff ſchon wieder die Bucht verlaſſen hatte.

Am 4. Februar Mittags wurde der Tupiſa erreicht, deſſen Richtung auf zwei bis drei Tage mit derjenigen des Durchhaues zuſammenfiel. Der Fluß iſt dort ſehr breit, kaum geringer an Waſſermenge, wie weiter unten, wo der Tiati in ihn mündet; ſein Bett mit Geröll erfüllt. Nach wenigen Kilometern indeſſen ändert er ſeinen Charakter; ſein Thal wird zuſehends enger, ſchroffe Wände ſchließen ihn ein und verurſachen Stromſchnellen und Waſſerfälle. Er hat auch Nebenarme, welche damals zwar trocken lagen, zur Regenzeit indeſſen viel Waſſer führen, und mit entwurzelten Bäumen, ſogenannten troncos, die oft natürliche Brücken

bilden, angefüllt ſind. Stellenweiſe verengt ſich die Schlucht ſogar noch mehr und wird eine tiefe Spalte von nur wenigen Metern Breite. Das Klima dieſer Gegend iſt feucht, der Pflanzenwuchs üppig: über den Palmen und Baumfarnen erheben ſich die unvergleichlichen Eſpavé-Bäume und alle Felſen ſind mit Schlinggewächſen dicht überdeckt.

Inzwiſchen ging der Reisvorrath zur Neige, die nach dem Dépôt geſchickten Boten mit neuem waren noch nicht eingetroffen, und der ſtrömende Regen des letzten Tages hatte die Arbeitsluſt der Leute ſehr herabgemindert. So ſetzte denn Reclus ſeine Arbeit mit nur fünf möglichſt wenig beſchwerten Begleitern fort und ſandte Soſa und Lacharme mit den übrigen zurück. Am nächſten Morgen ging das Vordringen zuerſt raſch von ſtatten. Der Fluß nahm an Waſſermenge zuſehends ab; Engſchlucht folgte auf Engſchlucht; plötzlich machte er einen Bogen — und vor den Augen des Reiſenden öffnete ſich in der gewünſchten Richtung das Thal eines anſehnlichen Nebenfluſſes. Dort wurde das Nachtlager aufgeſchlagen und der letzte Reis verzehrt; hier mußte man auf neuen Proviant warten; denn nur allzuleicht konnten ſich die Träger an dieſer Stelle verirren und dadurch ſich wie Reclus in Gefahr ſtürzen. Man kehrte alſo Abends nach einem ſchweren Tagewerke in ſehr ungünſtigem Terrain nach demſelben Lagerplatze zurück, wo inzwiſchen der Nachſchub eingetroffen war. Am folgenden Morgen brach man in der Erwartung auf, die höchſte Waſſerſcheide zu erreichen und den Atlantiſchen Ocean zu erblicken. Die Cordillere iſt an dieſer Stelle merkwürdig regelmäßig geſtaltet: ein geradliniger, horizontaler Kamm, von welchem ſich unter rechtem Winkel Seitenzweige ablöſen, die ſich ihrerſeits wieder ebenſo veräſteln, wie die Adern eines Blattes, und dabei fortwährend an Höhe abnehmen. Hält man ſich beſtändig auf den Kämmen dieſer Verzweigungen und ſteigt ſtetig an, ſo kann man die Hauptwaſſerſcheide niemals verfehlen. An-

Ein „mal paso“.

ders iſt es beim Abſtiege, wo ein Verirren leicht iſt; da iſt es vorzuziehen, dem Laufe des Waſſers zu folgen, um in das Hauptthal hinabzugelangen. Trotz des dichten Urwaldes ging der Aufſtieg leicht und ſicher vor ſich; allein kurz ehe der höchſte Punkt um 3 Uhr Nachmittags erreicht war, umhüllte ein dichter Nebel die ganze Landſchaft und beraubte Reclus der erhofften umfaſſenden Ausſicht; obendrein vermochte er ſich nicht zu orientiren und zu ſehen, ob die dort entſpringenden Quellen auch wirklich dem Rio Acanti angehörten oder einem andern, weiter nördlich oder ſüdlich mündenden Fluſſe. Aber was half es? Man mußte vorwärts und begann nach kurzer Raſt den Abſtieg. Während auf der ſüdöſtlichen Seite üppiger Wald alle Spitzen und Abhänge bedeckte, wuchſen hier auf dem Schiefergerölle und der rothen Erde nur wenige dürftige Sträucher, und der Boden war dermaßen glatt, daß die Träger faſt bei jedem Schritte ausrutſchten und bald völlig erſchöpft waren. Man machte alſo lange vor Dunkelwerden Halt und ſuchte, zitternd vor Kälte wegen des heftigen Nordwindes, Feuer anzuzünden; aber alles Holz, was man fand, war zu feucht, und ohne ein ſtärkendes Mahl begab man ſich zur Ruhe. Noch vor Sonnenaufgang war alles auf den Beinen, und bald darauf zertheilte ſich der Nebel und es zeigte ſich das Meer und die erſehnte Bai und darin ein großes Schiff, ſicher der erwartete „Dupetit-Thouars“; aber zugleich erkannte Reclus, daß es ihm unmöglich ſei, vor dem dritten Tage ſein Ziel zu erreichen.

Das Vorwärtskommen war zudem unendlich ſchwierig; die Schlucht, in welcher man abwärts ſtieg, fiel ſehr ſteil ab, ſo daß der Bach und ſeine Zuflüſſe zahlreiche Waſſerfälle bildeten, längs denen man an Bäumen und Schlingpflanzen hinabklettern mußte. Mitunter konnte man geſtürzte Baumrieſen benutzen, um auf ihnen balancirend und ſeiltänzernd einen tiefer gelegenen Punkt zu erreichen: durch das Gewirre knotiger Wurzeln hindurch mußte man mühſelig bis zu dem verfaulten, glitſchigen Stamme hinaufklettern, dann, auf ſeinen Bergſtock geſtützt, mit kurzen Schritten denſelben hinunterſchreiten, ohne einen Blick ſeitwärts in den Abgrund zu thun, und zuletzt durch das Geäſt den feſten Boden wieder gewinnen. Ein anderes Mal füllte der Rio das ganze Thalbecken aus; dann hieß es, ſeitwärts auf einen Kamm hinaufklettern und demſelben folgen, bis er in einem Sporn gegen den Fluß ausläuft; dann wieder hinaufklettern und ſo fort. Mitunter ſind die Kämme ſo ſchmal, daß ein einziger großer Baum genügt, ſie völlig zu ſperren; einen Ausweg giebt es nicht, weil zu beiden Seiten der Abhang

**Bei** jedem neuen Anlauf wird der Affe mit Ruten geschlagen, und wenn er endlich seine Angst besiegt hat, so muß er sich auf den Boden werfen und sich von allen Seiten mit Ruten schlagen lassen. Dann wird er wieder aufgehoben und muß sich auf den Rücken werfen, um sich von neuem schlagen zu lassen. Dann wird er wieder aufgehoben und muß sich auf den Bauch werfen, um sich von neuem schlagen zu

Hiding. Carl Jul Ehrs Publishers Hendrik Boschma.

Vornehmſten umgeben, vor ſeinem Hauſe; ihm zu Füßen ſaß einer ſeiner Söhne und hielt den Stock, welcher das Abzeichen ſeiner Würde war. Offenbar waren die Indianer durch die Ankunft des Schiffes wie durch Reclus' Erſcheinen mißtrauiſch geworden; denn ſie empfingen ihn ziemlich kalt. Von gegenſeitiger Verſtändigung war nicht die Rede; nur ſo viel brachte Reclus heraus, daß das Schiff in der That am Morgen deſſelben Tages die Bai verlaſſen habe; als dann die Träger erſchienen, erfuhr er durch deren Vermittelung noch, daß Wyſe bei der Abfahrt für ihn einen Brief und Lebensmittel einem Aufſeher von Tagua-Sammlern, Namens Santos, übergeben habe, der an der Mündung des Rio Acanti wohne. Der Kazike Wiſapikele ging darauf ein, dem Fremden zwei Pirogen zu leihen, und ließ ihn durch erfahrene Bootsleute nach dem eine halbe Stunde entfernten Lager des Caucheros ſchaffen. Unterwegs erſt erfuhr Reclus, daß er ſich auf dem Guati, dem Hauptnebenfluſſe des Acanti, befand. In dem Lager der aus Cartagena gekommenen Kautſchukſammler fand er dann reichliche Vorräthe und einen langen Brief von Wyſe, welcher ihm die ganze Sachlage ausführlich mittheilte.

Der Acanti-Stamm gehört zu den ſogenannten Indios

Die Bucht von Acanti. (Erſte Anſicht.)

mansos oder zahmen, unterworfenen Indianern, welche ſich dadurch von den wilden unterſcheiden, daß ſie eine Spur vom Chriſtenthum angenommen haben und Fremden das Betreten ihres Gebietes geſtatten. Sie konnten nicht gut anders, weil ein paar Soldaten ſchon genügten, ihre winzigen pueblos zu nehmen. Ihr ganzes Wiſſen von der neuen Religion beſteht in einigen Namen von Heiligen und chriſtlichen Tugenden, welche ſie ihren einheimiſchen Namen zufügen. Die Armuth ihrer Wälder hatte ſie bisher vor jedem Handelsverkehr mit den Colombianern bewahrt; höchſtens

Die Bucht von Acanti. (Zweite Anſicht.)

hatten nordamerikaniſche Schiffe Tagua von ihnen gegen Baumwollenzeug, eiſerne Töpfe, Branntwein und dergleichen eingetauſcht. Seitdem aber die ſinnloſe Verwüſtung der Kautſchukpflanzen viele Cartagener gezwungen hat, die viel weniger werthvolle Elfenbeinnuß zu ſammeln, findet eine regelmäßige Ausfuhr derſelben ſtatt. In den Wäldern am Rio Tolo und Rio Acanti iſt dieſelbe ſo häufig, daß ſich an der Mündung des letztern ein feſtes Lager gebildet hat, wo etwa 60 Neger leben, deren Zahl ſich von Jahr zu Jahr vermehrt. In Folge deſſen aber hat der Tauſchverkehr mit den Nordamerikanern aufgehört, und die Indianer erhalten keine Waaren und namentlich keinen Branntwein mehr; daher ihr Haß gegen die Cartagener und alle Fremden überhaupt, und der kalte Empfang, den ſie Reclus zu Theil werden ließen. Nur die Furcht vor Wiedervergeltung hält ſie von einem Ueberfalle jener Neger zurück.

Einen Tag verweilte Reclus im Lager. Veranlaſſung war ein leichter Fieberanfall; auch hatte er Erkundigungen einzuziehen und einen Führer für den Rückweg zu beſchaffen. Am Morgen unterſuchte er den Unterlauf des Acanti und die Meeresküſte. Trotz der vorgerückten trockenen Zeit hatte der Fluß noch Waſſer genug, um ſeine Sandbarre zu überfluthen; bei Ebbe ſoll der Nordoſt die Wogen in den Fluß hineintreiben. In einer gar nicht fernen geologiſchen Zeit reichte das Meer landeinwärts bis zur Mündung des Guati und bildete eine geräumige Bucht, welche zuerſt durch eine Sanddüne vom Meere abgeſperrt und dann ausgefüllt worden iſt. Noch heute iſt dieſe ganze Strecke ſumpfig. Die jetzige Bucht iſt offen und bietet keinen beſondern Schutz; aber vom hohen Meere aus geſehen, muß ſie mit ihrem zierlich gekrümmten Geſtade, über welches waldige Hügel und weiter im Hintergrunde die dunkelblaue Cordillere emporragen, einen prächtigen Anblick darbieten.

Digitized by Google

# Die albaneſiſche Blutrache.

Von **Spiridion Gopčević.**

Dem Menſchen iſt das Rachegefühl angeboren. Schon die Bibel ſtellt den Grundſatz auf: Auge für Auge, Zahn für Zahn! Chriſtus meinte freilich dagegen, daß es die ſchönſte Tugend ſei, ſeinem Feinde zu vergeben, aber es giebt eben ſehr wenige ſo ſanftmüthige und humane Menſchen wie er war. Mit dem Gerechtigkeitsſinn iſt unmerklich ein wenig Rachegefühl verbunden, das ſich bei uns am beſten in dem Sprichworte charakteriſirt: „Wie du mir, ſo ich dir!“

In civiliſirten Ländern iſt es das Gericht, welches für Beleidigungen Rache nimmt; in uncivilisirten der einzelne Beleidigte. Statt der Juſtiz finden wir dann die Blutrache, welche heute noch bei Arabern und Albaneſen furchtbare Blüthen treibt, in Montenegro hingegen ſchon ſeit 20 Jahren erloſchen iſt.

In Albanien fordert noch jetzt die Blutrache ſchreckliche Opfer. Dies hat ſeinen Grund theils in der Leidenſchaftlichkeit des Volkes, theils in deſſen Empfindlichkeit, was Ehre anbelangt, theils in den von den Altvorderen überkommenen Blutgeſetzen, denn die Albaneſen ſind ſehr konſervativ und das Aendern eines alten Herkommens (Adet) iſt mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Es gäbe nur ein einziges Mittel, die Blutrache zu unterdrücken, und zwar daſſelbe, welches Fürſt Danilo mit Erfolg in Montenegro angewandt hat: auf die Ausübung der Blutrache Todesſtrafe zu ſetzen! Aber dies iſt gegenwärtig in Albanien unmöglich. In Montenegro ging es leicht, weil dort der Fürſt unumſchränkte Autorität genießt und ſein Befehl ſtets Vollzieher findet. Wer ſollte aber in Albanien ein ſo drakoniſches Geſetz erlaſſen? Die türkiſche Regierung iſt ohnmächtig, denn in den Bergen der Malſſoren und Mirediten war ſie niemals Herrin. Dieſe Gebirgsvölker, eben jene, bei welchen die Blutrache am meiſten im Schwung iſt, ſind heute vollſtändig unabhängig von der Pforte und der Paſcha von Scutari würde ausgelacht werden, wenn er ihnen befehlen wollte, der Blutrache bei Todesſtrafe zu entſagen. Die Häuptlinge der Bergſtämme — Barjaktars, Dovrans, Gjobars — würden es jedoch niemals wagen, ihren Landsleuten einen ſolchen Vorſchlag zu machen, der ſo ganz gegen alles Herkommen iſt, ſelbſt wenn ſie damit einverſtanden wären, was aber ſchwer anzunehmen iſt. Mithin bleibt die Blutrache nach wie vor als national durch Geſetze geregelte Inſtitution beſtehen. Dieſe Geſetze und das ganze Weſen der Blutrache zu ſchildern ſoll die Aufgabe der nachſtehenden Zeilen ſein.

Die Blutrache wird durch verſchiedene Beleidigungen bedingt. Außer Mord ziehen noch Verführung, Entehrung oder Entführung eines Mädchens, Ehebruch, Verleumdung, Ehrabſchneidung und Verletzung eines Eheverlöbniſſes, oft auch ungünſtige Zeugenſchaft vor Gericht die Blutrache nach ſich. Diebſtahl hingegen wird nach den beſtehenden Geſetzen mit Schadenerſatz und Geldſtrafe geſühnt. Auch an einem Gaſtfreund begangene Unbill erfordert Blutrache.

Wenn ein Albaneſe den andern umgebracht hat (wozu es eines geringfügigen Anlaſſes bedarf; fielen doch einmal 12 Perſonen an einem Tage, weil ein Albaneſe dem andern vier verſprochene Patronen verweigerte!), ſo geräth die ganze Nachbarſchaft in Aufregung. Neutrale Perſonen eilen zum Bulukbaſchi und melden den Vorfall. Dieſer ſchickt ſeine Leute aus, welche im Verein mit den Gjobars das Haus des Mörders verbrennen und ſeine Verwandten gefangen nehmen. Vor dem Jahre 1857 wurden letztere bloß mit einer Geldſtrafe belegt, ſeit dieſer Zeit werden ſie jedoch ſo lange in Haft gehalten, bis ſich der Mörder geſtellt hat. Dieſes Mittel iſt auch oft von Erfolg begleitet.

Der Mörder iſt glücklich entkommen, aber deshalb befindet er ſich noch keineswegs in Sicherheit. Gleich einem Damoklesſchwert ſchwebt über ſeinem Haupte die Blutrache; er muß jeden Augenblick befürchten, daß ein Verwandter oder Freund ſeines Opfers vor ihm auftaucht und ihn niederſchießt. Früher fand er — beſonders wenn er einen Mächtigen getödtet — leicht in jeder Hütte Zuflucht und ſichern Schutz. Seit 1857 kann er jedoch nicht mehr mit Zuverſicht darauf rechnen, da obenerwähntes Geſetz auch verordnet, daß jede Familie, welche einem Mörder Unterkunft gewährt, verbannt werden ſoll, die härteſte Strafe, welche einen Albaneſen treffen kann.

Während ſich aber der Mörder auf flüchtige Sohlen begab, müſſen ſeine Verwandten und Freunde die Sache ausbaden. Jene des Opfers nämlich haben gleich auf die erſte Nachricht vom Morde zu den Waffen gegriffen und die Verwandten und Freunde des Mörders angefallen. Ein Straßenkampf entſpinnt ſich, der entweder mit dem Rückzug oder Vernichtung der einen Partei, oder durch Intervention neutraler Perſonen (am häufigſten Weiber) endet. Nun legt ſich der Kawaß des Bulukbaſchi ins Mittel, verſammelt den Rath, und die Gjobars verkünden dann gewöhnlich den Richtſpruch: „Die Familie des Mörders muß 1500 Piaſter dem Vali, und eine entſprechende Summe als Geldſtrafe zahlen.“ Will ſich die Familie des Opfers mit einer Geldentſchädigung begnügen, und kann und will jene des Mörders auch dieſe noch zahlen, ſo iſt die ganze Sache beigelegt. Es trifft ſich aber höchſt ſelten, daß bei der Familie des Opfers die Habſucht den Schmerz und das Rachegefühl überwiegt. Bei den Mirediten und Pulati wäre es ſogar ſchimpflich, ſeine Rache zu verkaufen. Die beiden Familien leben daher von nun an in Blutrache, d. h. ihre Mitglieder und Freunde müſſen Tag und Nacht ſinnen, wie ſie ein Mitglied oder einen Freund der andern Familie umbringen könnten.

Iſt der Mord von dem Bewohner eines andern Dorfes begangen worden, ſo iſt es Sache des ganzen beleidigten Dorfes, ſich Genuthuung zu holen. Bewaffnet rückt deſſen männliche Bevölkerung gegen das Dorf des Mörders, deſſen Bewohner ſelbſtverſtändlich ebenfalls zu den Waffen greifen und ſich zur Wehr ſetzen. Es entſpinnt ſich ein Gefecht, das entweder mit dem Abſchlagen des Angriffes oder der Erſtürmung des Dorfes endigt, wenn nicht die Weiber ſich rechtzeitig ins Mittel legen und eine Waffenruhe anbahnen. Während derſelben wird berathen, ob es ſich lohne, die Feindſeligkeiten fortzuſetzen. Der Bulukbaſchi oder ſein Kawaß erſcheinen, herbeigerufen, an Ort und Stelle und ſuchen zu vermitteln. Gewöhnlich beſchließen beide Parteien, die Austragung der ganzen Sache den beiden betheiligten Familien zu überlaſſen und zwiſchen den beiden Dörfern Frieden zu ſchließen. Dabei muß jedoch jenes Dorf, welches weniger gelitten hat, dem

andern die Differenz der beiderſeitigen Verluſte vergüten, und zwar für jeden Todten 1500 Piaſter (225 Mark), für jeden Schwerverwundeten 750, für Leichtverwundete 100 bis 200 Piaſter (15 bis 30 Mark).

Es iſt eigenthümlich, daß die Albaneſen dermaßen auf die Blutrache erpicht ſind, daß ſie der Verluſt eines ihnen theuren Weſens weniger ſchmerzt, als die Unmöglichkeit Rache zu nehmen, weil vielleicht der geflohene Mörder keine Verwandten oder Freunde hinterlaſſen hat. In dieſem Falle geſchieht es nicht ſelten, daß der rachſüchtige Albaneſe ſeine Kugel ſolchen Leuten zuſendet, welche mit dem Mörder gar nichts gemein haben, als daß ſie vielleicht einmal mit ihm geſprochen haben. Die Sache bleibt indeß gefährlich und fällt auf den Thäter zurück. Denn die Sippſchaft ſeines Opfers rächt ſich für dieſen ungerechtfertigten Mord ihrerſeits wieder an ſeiner Familie. Auf dieſe Weiſe ſpinnen ſich dieſe Blutrachen oft ins Unendliche, weil immer neue Familien hineingezogen werden. Manche derſelben pflanzen ſich durch Jahrzehnte fort.

Für die hohe Gaſtfreundſchaft der Albaneſen (die Stadtkatholiken ausgenommen) zeugt der Umſtand, daß die Ermordung eines Gaſtes (mnore) für eine größere Beleidigung gehalten wird als jene eines Familiengliedes. Auch iſt in dieſem Falle das ganze Dorf, welches der Gaſt bewohnte, oft auch der ganze Stamm zur Rache verpflichtet. Wurde ein Fremder, welcher die „Beſſa“ („Treue“, Waffenſtillſtand, Sicherheitsgarantie) eines Stammes oder Dorfes beſitzt — es genügt ſogar die Beſſa eines einzelnen Stammesmitgliedes — in dem Gebiete eines andern Stammes ermordet, ſo iſt dieſer dafür verantwortlich und muß ſich gefaßt machen, von jenem bekriegt zu werden. Aus dieſem Anlaſſe entſtehen oft jene großen Fehden, welche in förmlichen Bürgerkrieg ausarten. Letzterer kann übrigens auch durch andere Streitigkeiten veranlaßt werden.

Solche Blutrachen en masse ſind furchtbar. Jeder dieſen beiden Stämmen angehörende Albaneſe muß auf dem „Wer da?“ leben. Wenn er einen ihm fremden Albaneſen begegnet, ruft er ihm zu: „Nga če fis je?“ (aus welchem Stamm biſt du?), und wenn der Unglückliche dem feindlichen angehört, folgen ſeiner Antwort zwei Schüſſe nach. Die Antwort zu verweigern oder zu lügen, verbietet die Ehre. Während meines Aufenthaltes in Albanien entzweiten ſich die Klementi und Pulati mit der Liga. Letzterer entzog ihnen die Erlaubniß, den Scutariner Bazar zu beſuchen, und erſtere drohten, ſich mit Gewalt Zutritt zu verſchaffen. Es bedurfte nur eines Anlaſſes, um eine Blutrache en masse heraufzubeſchwören, doch gelang es dem Vali, die beiden Theile zu verſöhnen, bevor noch das erſte Blut gefloſſen. Die Verſöhnung wurde jedoch nur durch die gemeinſamen Intereſſen an dem Widerſtande gegen Montenegro veranlaßt; andernfalls wäre ein Bürgerkrieg unvermeidlich geweſen.

In Miredita iſt der Beleidigte unverſöhnlich, im Maljſoren-Gebiet hingegen trifft es ſich oft, daß mittels Geldbeſänftigung oder aus anderen Gründen die Blutrache auf einen Monat und mehr, oft ſogar auf mehrere Jahre verſchoben wird. In dieſem Falle muß ſich jedoch der Mörder zur Unterhandlung mit der Familie ſeines Opfers eines Dritten bedienen, welcher an der ganzen Sache unbetheiligt iſt. Wenn dieſer von der beleidigten Familie die „Bessa“ erhält, kann der Mörder und ſeine Familie in vollſter Sicherheit leben, denn ſeine Ermordung würde für den andern Theil eine ebenſolche Schande ſein, als wenn er Gaſt deſſelben geweſen wäre. „Du haſt deinen Gaſt getödtet,“ iſt das Furchtbarſte, was man einem Albaneſen ſagen kann.

Auch wenn der Mord unfreiwillig geſchah, tritt keine Blutrache ein, ſobald der Thäter die vorgeſchriebene Geldentſchädigung leiſtet. Doch iſt es immer gut, wenn er und ſeine Familie ſich bis zur Austragung der Sache den Blicken des beleidigten Theiles entziehen, um nicht zu einer plötzlichen Racheaufwallung Anlaß zu geben.

Geldentſchädigung beugt häufig auch der Blutrache vor, wenn der Mord in demſelben Dorfe geſchah und der Bulukbaſchi oder ſonſt eine Autorität interveniren kann, bevor noch die beiden Familien ſich gegenſeitig erſchießen. Im Allgemeinen wird ein Menſchenleben in Albanien auf 225 Mark (1500 Piaſter) taxirt. Soviel muß alſo der Mörder den Angehörigen ſeines Opfers zahlen; außerdem aber noch dem Bulukbaſchi eine entſprechende Summe für ſeine Intervention. Sollten darnach die Beleidigten trotzdem die Blutrache ausüben, ſo käme der Bulukbaſchi mit ſeinen Zaptjés, verbrännte ihre Häuſer und jagte ſie ſelbſt davon. Dann dürften ſie nur mit Erlaubniß der gegneriſchen Familie zurückkommen, müßten derſelben ihre 1500 Piaſter zurückerſtatten und außerdem einen gleichen Betrag dem Vali zahlen. Dies war oft genug für den Generalgouverneur und die Bulukbaſchis ein Grund, die Blutrache zu unterſtützen, ja ſogar künſtlich hervorzurufen.

In Pulati, wo die wilden Schalla und Schoſchi wohnen, nimmt man es mit der Blutrache gar genau. Wenn alle Verwandten des Mörders verbannt und ſchon Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, kann der Rachestahl noch die mittlerweile aufgewachſenen kleinen Kinder weitläufig mit dem Mörder in Beziehung ſtehender Familien treffen. Jene dürfen es daher, ſobald ſie großjährig, d. h. waffenfähig geworden, nur mehr in Begleitung von Weibern oder Gäſten wagen, ſich öffentlich ſehen zu laſſen.

Uebrigens iſt es, wie ich ſchon erwähnt, nicht bloß Mord allein, welcher die Blutrache nach ſich zieht. Im Punkte der Ehre ſind alle Albaneſen (die katholiſchen Städter ganz allein ausgenommen) ſehr empfindlich. Die Verführung, Schändung oder Entführung eines Mädchens betrachtet man als das größte Unglück, welches einer Familie widerfahren kann. Jede Verſöhnung iſt da unmöglich, denn eine Familie, welche ſich mit einer Geldentſchädigung zufrieden gäbe, würde ſich um alle Ehre und Achtung bringen. Nur Blut kann ſolchen Schimpf rächen! Ungerecht iſt man jedoch gegen das arme Mädchen. Selbſt wenn ſie nur der Gewalt zum Opfer gefallen und hierdurch ſchwanger geworden, wird ſie von den Verwandten unnachſichtlich getödtet, bevor das Kind zur Welt kommt. Gelang es ihr, ſich durch die Flucht der Strafe zu entziehen, ſo raſten Bruder und Vater nicht eher, als bis ſie ihren Schlupfwinkel ausgeſpürt und Mädchen wie Kind dem Tode geweiht haben. Auch Ehebruch hat nebſt Ermordung des Weibes jenen des Verführers zur Folge.

Bei der Empfindlichkeit der Albaneſen iſt es äußerſt ſchwer, Zeugenſchaft abzulegen, ohne ſich der Blutrache des davon unglücklich betroffenen Theils auszuſetzen. Um daher überhaupt Zeugen auftreiben zu können, hat man den „Kaputzar“ eingeführt. Wenn z. B. ein Diebſtahl ſtattgefunden hat und Jemand darüber Näheres weiß, ſo ſchleicht er ſich nächtlicherweile zu einem der Richter, deſſen Verſchwiegenheit er ſicher ſein kann, und theilt ihm mit, was ihm über die Angelegenheit bekannt iſt. Der Richter erzählt das Gehörte ſeinen Kollegen und garantirt für die Glaubwürdigkeit ſeines Gewährsmannes. Darnach wird das Urtheil gefällt und Niemand weiß, wer Kaputzar geweſen war. Auch in Civilproceſſen ſind Kaputzars zuläſſig, doch müſſen ſie dann in großer Anzahl übereinſtimmend ausſagen, um die Richter überzeugen zu können.

Im Allgemeinen gilt es in Albanien für ſehr ſchimpf-

lich, eine Beleidigung ungerächt zu laſſen, und der ſchwerſte Vorwurf, den man einem Albaneſen machen kann, iſt: „Du haſt deinen Gaſt ungerächt gelaſſen.“ In Folge deſſen nehmen auch die Blutrachen ſelten ein raſches Ende; gewöhnlich ziehen ſie ſich Jahre lang hinaus. In Dukadžin und bei den Maljſoren giebt es mehrere Orte (gewöhnlich Kirchen oder Moſcheen), wo die Blutrache ſtreng verpönt iſt, um dem armen in Blutrache und daher in ſtändiger Angſt Lebenden Gelegenheit zu geben, ſich von Zeit zu Zeit auszuſchnaufen.

Wenn die Blutrache zwiſchen zwei Stämmen oder Barjaks herrſcht, giebt es eine Zeit, in welcher geſetzlich Waffenſtillſtand eintritt. Sie währt vom Antonstag bis St. Nikolaus, und zwar wurde die Zeit vom 13. Juni bis 1. November vom Vali, jene vom 2. November bis 6. December von den Barjaktars feſtgeſetzt und nach ihnen benannt. Wer ſich während dieſer Waffenruhe an einem Mitgliede des feindlichen Stammes rächte, müßte 3000 Piaſter Geldſtrafe zahlen und würde obendrein verbannt werden. Dieſe Waffenruhe gilt jedoch nur für den Bürgerkrieg oder die Blutrache en masse. Die Privatblutrachen nehmen ihren ungeſtörten Fortgang.

Für die beiden feindlichen Stämme hat der fortwährende Kriegszuſtand ſein Unangenehmes. Man kann weder die Felder beſtellen noch das Vieh auf die Weide treiben, ohne plötzliche Angriffe zu riskiren; zudem muß man Tag und Nacht vor Ueberfällen auf der Hut ſein. Denn da Sieg und Ruhm von der Anzahl der Erſchlagenen abhängen, ſucht jeder Albaneſe ſo viel Angehörige des feindlichen Stammes zu tödten, als nur möglich.

Wenn endlich des Blutes genug gefloſſen iſt, und beiderſeits Abſpannung eintritt, oder auch wenn der eine Stamm einſieht, daß er den Kürzern ziehen muß, denkt man an Friedensſchluß. Der Bulukbaſchi fordert den Vali auf, ſich ins Mittel zu legen. Der Paſcha kommt dieſem Wunſche nach und entbietet die Barjaktars beider Stämme auf einen beſtimmten Tag nach Scutari. Dort verſammeln ſich die Aelteſten (Pleksje) der neutralen Stämme, die Mitglieder der Provinz-Medſchlis und die Delegirten der Kriegsparteien unter Vorſitz des Vali zur Berathung. Die ganze Angelegenheit wird unterſucht und abgeurtheilt, die beiderſeitigen Verluſte gezählt, und feſtgeſtellt, wer den Streit begonnen. Dieſer Stamm muß dann eine entſprechende Geldſtrafe zahlen, welche in acht Theile getheilt wird: vier Achtel erhält der Kjaja (Stellvertreter) des Vali, drei Achtel der Bulukbaſchi von Hotti und das letzte Achtel der Bulukbaſchi des beleidigten Stammes. Außerdem muß jener Stamm, welcher weniger gelitten, dem andern die Differenz in Geld auszahlen. Selbſtverſtändlich ſparen beide Theile nicht mit dem „Ruchvet“ (Beſtechungsgeld), um für ſich Recht zu erlangen. Uebrigens haben ſich ſolche große Fehden ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr zugetragen und die veränderte politiſche Lage läßt erwarten, daß derartige Bürgerkriege künftig zu den Unmöglichkeiten gehören werden.

In früheren Zeiten herrſchte die Blutrache in Albanien gleich einer böſen Epidemie. Um ihren Verheerungen ein Ziel zu ſetzen, war von den Gouverneuren von Zeit zu Zeit (alle 7 bis 10 Jahre) eine allgemeine Beſſa ausgeſchrieben worden. Zu dieſem Zwecke erwirkte der Paſcha einen kaiſerlichen Firman, der dies anbefahl. Alle Albaneſen, welche mit irgend Jemanden in Blutrache lebten, wurden ſodann aufgefordert, an einem beſtimmten Tage vor ihren Aelteſten zu erſcheinen und daſelbſt öffentlich und feierlich zu ſchwören, daß ſie ihren Feinden aufrichtig vergäben. Die Fehden zwiſchen einzelnen Dörfern, Barjaks oder Stämmen wurden durch Schiedsrichter ausgeglichen.

Nach einer ſolchen allgemeinen Verſöhnung herrſchte eine Zeitlang Ruhe. Bei der Leidenſchaftlichkeit der Albaneſen iſt es jedoch nicht zu verwundern, wenn nach und nach die einzelnen Blutrachen wieder begannen, ſich naturgemäß mit Schnelligkeit vergrößernd. Dazu kam, daß es im Intereſſe der Bulukbaſchis und der Vali lag, neue Geldſtrafen und Verſöhnungsgelder einzukaſſiren; ſie begünſtigten alſo heimlich den Wiederbeginn der Blutrachen. Nach einigen Jahren befand ſich daher das ganze Land abermals in einem völligen Kriegszuſtande. In den fünfziger Jahren hatte die Blutrache ganz entſetzliche Dimenſionen angenommen. Seit 1844 war keine allgemeine Beſſa verkündet worden und die eine Hälfte der Bevölkerung ſtand gegen die andere in Waffen. Morde waren an der Tagesordnung und man berechnete, daß jährlich auf je 10 Häuſer ein Erſchlagener kam. Einer ſtand gegen alle und alle gegen einen! In Scutari allein zählte man fünfhundert Albaneſen, welche dort vor der Blutrache ein (übrigens ſehr unſicheres) Aſyl geſucht hatten!

Das konnte ſo nicht länger fortgehen, wenn die Bevölkerung ſich nicht gegenſeitig aufreiben ſollte. Zudem ſah es die Regierung mit Bedauern, daß die Maljſoren über ihre Privatfehden ganz die Bekämpfung der Montenegriner vergaßen. Als daher am 19. Januar 1857 Muſtafa Paſcha von Scutari dem Medſchlis ein Geſetz vorlegte, welches die Einſchränkung der Blutrache und eine allgemeine Beſſa bezweckte, fand dies nicht nur Seitens der Medſchlis-Mitglieder, ſondern überhaupt im ganzen Lande begeiſterte Zuſtimmung. Eine Folge davon war der Erlaß des obenerwähnten Geſetzes über Verhaftung der Verwandten des Mörders und Verbannung ſeiner Hehler.

Seit jener Zeit haben die Verheerungen der Blutrache viel beſchränktere Dimenſionen angenommen, ohne daß indeß dieſe Inſtitution dadurch unterdrückt worden wäre.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Albaneſen zu ſehen, welche ſich wegen Blutrache geflüchtet hatten und nunmehr ſtets auf dem „Qui vive?“ lebten. Einen derſelben fragte ich, weshalb er denn ſeinen Nachbar umgebracht, wenn er doch wiſſe, was für unangenehme Folgen dies für ihn nach ſich ziehen müßte. Er meinte ſein Opfer habe ihn ſo tief beleidigt, daß nur deſſen Blut die Schmach löſchen konnte. Ich erwartete nun etwas über Ehebruch, Entführung oder dergleichen zu vernehmen, und war nicht wenig erſtaunt, als der Albaneſe fortfuhr: „Ja, denken Sie ſich nur, der Schändliche hat meine Kerze verflucht!“ Mühſam meinen Ernſt bewahrend, gab ich ihm den Rath, Entſchädigung zu zahlen und ſich mit der Familie ſeines Opfers um jeden Preis auszuſöhnen; es ſei dies immerhin beſſer, als zu warten, bis jene von Tirana hierherkämen, um ihn zu maſſakriren. Der Albaneſe war jedoch der Anſicht, daß jetzt Verſöhnung unmöglich wäre, indem die Wunde noch zu friſch ſei. Er müſſe erſt Gras über die Angelegenheit wachſen laſſen.

In der That iſt auch eine Ausſöhnung — wenngleich ſelten — doch nicht ausgeſchloſſen. Wenn ſchon mehrere Jahre verfloſſen ſind und der Verluſt bereits verſchmerzt iſt, dann kann ein entfernter Verwandter oder Freund des Mörders, am beſten der Pfarrer, es wagen, ſich zur Familie des Opfers zu begeben, um daſelbſt im Namen des geflohenen Miſſethäters Verzeihung zu erflehen. Wenn die nächſten Verwandten des Opfers durch keinerlei Anträge dazu zu bewegen ſind, nimmt man die Religion zu Hülfe. Der Prieſter legt ſein Meßornat an, läßt ſich durch den Meßner Kreuz und Bibel vorantragen und begiebt ſich in dieſem feierlichen Aufzug direkt in die Wohnung des nächſten beleidigten Anverwandten. Er beſchwört ihn Namens der

chriſtlichen Religion, welche befiehlt, dem Feinde zu vergeben, und mit Hinweis auf das Beiſpiel Jeſu Chriſti, der dieſe Tugend an ſich bewies, ſeinem Feinde zu verzeihen. Zur Staffage werden mit Erfolg kleine Kinder verwendet, die knieend die Füße des Unverſöhnlichen umfangen und ihn mit ihren Bitten und Jammern beläſtigen. Bleibt der Verwandte verſtockt, ſo nimmt der Prieſter zu Drohungen ſeine Zuflucht, indem er ihm die Strafe des Fegfeuers und der Hölle mit den lebhafteſten Farben ausmalt und mit überzeugender Entſchiedenheit verſichert, daß ſie alle des Unverſöhnlichen harren, denn „wer ſeinen Beleidigern nicht vergäbe, dürfe auch ſeinerſeits auf keine Verzeihung hoffen“. Selten widerſteht ein Albaneſe länger. Sollte es aber dennoch der Fall ſein, dann entfernt ſich der entrüſtete Pfarrer mit entſprechendem Knalleffekt: Er verhüllt das Kreuz und ſchleudert über den Hartherzigen das Anathema der Kirche, welche dieſer nicht mehr betreten darf. Dabei ſpricht er die härteſten Verwünſchungen aus, welche ein Albaneſe zu hören bekommen kann, als: „Dein Pulver möge niemals Feuer fangen, Deine Kugel nie ihr Ziel treffen, Dein Geſchlecht vom Erdboden verſchwinden und Du nebſt Deiner ganzen Familie mit geladenen Waffen ſterben!“

Wenn der Pfarrer auf dieſe Art den Kirchenfluch über ihn ausgeſprochen und alles nichts hilft, trocknet er ſich den Schweiß und verläßt erboßt das Haus. Aber ſoweit kommt es ſelten. Der abergläubiſche Albaneſe fürchtet ſich doch vor den geheimen unſichtbaren Gewalten, und um nicht ſeine Kugeln vergebens zu verſchießen und um der Gefahr zu entgehen, mit geladenen Waffen ſterben zu müſſen, ruft er den erzürnten Prieſter zurück und erklärt ſich unter gewiſſen Umſtänden zur Verſöhnung geneigt.

Um das heiße Eiſen zu ſchmieden, drängt ihn jetzt der Pfarrer, ſogleich einen Tag zu beſtimmen, an dem die große Verſöhnungskomödie ſtattfinden könnte. Am feſtgeſetzten Tage verſammeln ſich die entfernteſten Verwandten des Beleidigten bei der Familie des Mörders, woſelbſt auch der Pfarrer mit dem Meßner eintrifft. Dann ſetzt ſich die ganze Karawane in Bewegung. Voran der Meßner mit Kreuz und Evangelium, dann der Pfarrer im Ornat, dann ſo viel Wiegen mit Säuglingen, als man auftreiben kann, dann der Mörder mit auf den Rücken gebundenen Händen, die Mordwaffe um den Hals hängen habend (was ſehr unbequem iſt, wenn der Mord mittels eines der ſieben Schuh langen Gewehre ſtattfand), endlich ſeine ganze Familie und die weitläufigen Verwandten des Opfers. Vor dem Hauſe des Beleidigten angekommen, machen alle Halt. Die Männer nehmen ihre Mützen ab und legen ſie auf die Wiegen, welche vor der Thür ſo aufgeſtellt werden, daß die Kinder nach Oſten ſehen. Der Mörder wird vom Pfarrer zum Eingang geführt, wo er ſich einſtweilen niederſetzt.

Nachdem dieſe Vorbereitungen getroffen, zeigt ſich der Beleidigte auf der Schwelle und fragt mit geheuchelter Verwunderung, was denn dieſer ganze Aufzug zu bedeuten habe. Der Pfarrer (oder wenn deſſen Beredſamkeit gerade nicht ciceroniſch ſein ſollte, ein anderer Demoſthenes) nimmt ſodann das Wort, um die Entſtehung der Blutrache kurz zu rekapituliren und alle Schuld auf den Mörder zu wälzen, der mit geſenkten Blicken daſitzt. Dann beruft er ſich auf das Beiſpiel Chriſti, der ſeinen Feinden und Beleidigern vergab, und appellirt an das gute Herz des Beleidigten, welcher ebenfalls Gnade vor Recht ergehen laſſen ſolle. Dieſer ſchüttelt verneinend den Kopf und will nichts wiſſen. Der Prieſter verdoppelt ſeine Bitten. Der Beleidigte ſcheint einen innern Seelenkampf zu kämpfen. Endlich bemächtigt er ſich einer Wiege, geht mit ihr mehrmals von links nach rechts durch das Zimmer und ſetzt ſie endlich wieder verkehrt an ihren Platz, ſo daß jetzt das Kind nach Weſten blickt. Die anderen Verwandten folgen ſeinem Beiſpiele mit den übrigen Wiegen. Dann ziehen ſie ſich in das Haus zurück.

Der Prieſter und ein halb Dutzend Freunde des Mörders folgen ihnen, letztern hinter ſich ſchleppend. Dann knien ſie ſich vor den im Zimmer verſammelten Verwandten des Opfers nieder und flehen das Familienoberhaupt an, ſeinem Feinde im Namen Gottes und des heiligen Kol (Nikolaus, der in großem Anſehen ſteht) zu vergeben. Jener ſcheint abermals mit ſich ſelbſt zu kämpfen, weint, ſeufzt, ſchildert alle die guten Eigenſchaften ſeines ermordeten Verwandten und antwortet auf alle ihn beſtürmenden Bitten mit: „Mein Herz iſt nicht bereit!“

Wenn er den Feind recht demüthigen will, ſetzt er die Komödie ſtundenlang fort, bis ſich ſchon auf allen Geſichtern peinliche Langweile malt und er ſelbſt müde und der Rolle überdrüſſig wird. Dann tritt er endlich an den noch immer vor ihm knienden Mörder heran, reißt die Mordwaffe von ſeinem Halſe, ſchleudert ſie weg, wirft auch ſeine eigenen Waffen von ſich und hebt ihn auf, ihn mit den Worten umarmend und küſſend: „Ich verzeihe Dir auf meine Ehre!“ (Te kloft alát.) Die übrigen Verwandten ſagen daſſelbe und umarmen ihn gleichfalls. Damit iſt die Blutrache erloſchen. Gewiſſermaßen als Verſöhnungsgeſchenk bieten alle Verwandten und Freunde des Mörders das Koſtbarſte an, was ſie beſitzen: ihre Waffen, welche der Beleidigte als Geſchenk annimmt, aber gewöhnlich nach dem nun folgenden Verſöhnungsmahl ganz oder theilweiſe ihrem Eigenthümer zurückſtellt. Bei den Mirediten, Dukadžin und Pulati, welche es, wie ſchon erwähnt, mit der Blutrache beſonders ſtreng nehmen, werden weder Waffen noch Geldentſchädigungen angenommen, da dieſe ſtolzen Bergbewohner der Anſicht ſind, daß vergoſſenes Blut ſich durch kein Geſchenk vergüten laſſe. Bei ihnen giebt der Hausherr ſeinen Gäſten nach dem Mahle alle Geſchenke zurück und behält nichts für ſich, als das Gewehr und die Piſtolen des Mörders zur Erinnerung.

Es giebt übrigens außerdem noch einen Zeitpunkt, während deſſen alle Blutrachen ſiſtirt werden, wenn ſich nämlich die albaniſchen Stämme auf dem Kriegspfade befinden. Ich erinnere mich, daß unter den Mirediten Dod Gega's, welche während meiner Anweſenheit in Scutari daſelbſt eintrafen, einer von ſeinen eigenen Gefährten erſchoſſen wurde, weil er während des Marſches einen Kameraden, mit dem er in Blutrache lebte, niedergeſchoſſen hatte. Die jetzigen Ereigniſſe haben überhaupt die Blutrache ſtark eingedämmt, und es ſteht zu erwarten, daß ſie unter einer ſtärkern Regierung, als die türkiſche, gänzlich unterdrückt werden wird.

# Die Eismeer-Tſchuktſchen[1]).

L. Der „Globus“ hat ſeinen Leſern vor einiger Zeit den Bericht Neumann's über ſeine Expedition in das Tſchuktſchenland (Bd. XXVI, S. 313) und ſpäter auch eine Mittheilung über Neumann's Reiſe in die Beringsſtraße gebracht (Bd. XXXVI, S. 173 u. 189). In dem einen wie dem andern Aufſatz wird des intereſſanten doch wenig bekannten Volkes der Tſchuktſchen gedacht. Kürzlich nun hat Nordenſkjöld während ſeiner Ueberwinterung an der Küſte des nördlichen Eismeeres auch vielfach Gelegenheit gehabt, mit den Tſchuktſchen in nahe Berührung zu kommen. Einer ſeiner Begleiter, der Finnländer O. A. Nordqviſt, ordentliches Mitglied der Kaiſerl. Ruſſ. Geographiſchen Geſellſchaft in Petersburg, hatte es ſich zur beſondern Aufgabe gemacht, die Tſchuktſchen zu ſtudiren. Einige Reſultate ſeiner Beſchäftigungen mit jenem Volksſtamme ſind kürzlich (Juni 1880) in den Nachrichten der Kaiſerl. Ruſſ. Geogr. Geſellſchaft veröffentlicht worden. Da die Mittheilungen Nordqviſt's auf die Skizzen Neumann's Bezug nehmen und dieſelben vielfach ergänzen, ſo bringen wir hier das Weſentliche derſelben zur Kenntniß des deutſchen Publikums.

Die Tſchuktſchen werden nach ihrer Lebensweiſe eingetheilt in die nomadiſirenden (Renthier-)Tſchuktſchen und die ſeßhaften, Jagd und Fiſcherei treibenden Tſchuktſchen. Herr Nordqviſt nennt die letzteren „promyschlennije“, d. h. ſolche, welche die Jagd und den Fiſchfang als ihr Hauptgewerbe betreiben. Der Ausdruck promyschlennije (Adj.) oder auch promyschlennik (Subſt.) iſt nicht direkt im Deutſchen wiederzugeben; wenn man denſelben mit „Jäger und Fiſcher“ überſetzen wollte, ſo würde man in dieſem vorliegenden Falle das Richtige treffen; im andern Falle aber nicht. Einige Autoren, z. B. Neumann, bezeichnen die Jäger- und Fiſcher-Tſchuktſchen direkt als „ſeßhaft“.

Die Jäger- und Fiſcher-Tſchuktſchen bewohnen die Küſte des Eismeeres vom Kap Schelagskoi (Erren oder Ertryn von den Tſchuktſchen genannt) bis zum Oſtkap (Pe-ek) und weiter von hier die Küſte des Beringsmeeres bis zur Anadyr-Bai. Nordqviſt kam nun während des Winteraufenthaltes der „Vega“ mit den am Eismeer lebenden Tſchuktſchen in Berührung. Dieſe erzählten ihm, daß ſüdlich vom Oſtkap ein Volk exiſtire, deſſen Sprache ihnen unbekannt ſei; das Volk heiße Aiguan. Darunter verſtehen ſie denſelben Volksſtamm, welcher von Wrangel „Onkilon“, von Neumann „Angkali“ (oder ſeßhafte Tſchuktſchen), von Maydel „Aigwan“, von Dall „Tschuktuk“ benannt worden ſind. Nach der Anſicht Nordqviſt's ſind auch dies Tſchuktſchen — er lernte ſie ſpäter aus eigener Anſchauung kennen —, welche ſich von denen des Eismeeres eigentlich nicht unterſcheiden. Freilich beſitzen einige derſelben mehr den Eskimo-Typus als den reinen Tſchuktſchen-Typus, aber nach ihrer Sprache, ihrer Kleidung und ihren Sitten, nach der Methode des Tattuirens, nach der Art ihre Zelte, „Jaranga“, aufzubauen, ſind es Tſchuktſchen. Sie behaupteten die Bezeichnung Aiguan nicht zu kennen. Nach Nordqviſt's Auffaſſung ſind die am Beringsmeer lebenden Tſchuktſchen, von denen eben die Rede iſt, nicht rein, ſondern ſtark mit Eskimos gemiſcht, und wegen ihres Miſchcharakters wollen die Eismeer-Tſchuktſchen ſie nicht als Stammesgenoſſen anerkennen.

Die wechſelſeitigen Beziehungen der Eismeer- und Beringsmeer-Tſchuktſchen zu einander ſind ſehr gering.

Nordqviſt ſagt, man dürfe nicht ohne Weiteres die an der bezeichneten Küſte des Eis- und Beringsmeeres lebenden Tſchuktſchen als „anſäſſig“ oder „ſeßhaft“ bezeichnen. Es geſchehe oft, daß ſie auch mitten im Winter den Aufenthaltsort wechſelten, wenn z. B. an dem urſprünglichen Wohnort Mangel an Lebensmitteln ſich einſtellt. Als Beiſpiel erzählt er, daß während der Ueberwinterung der „Vega“ alle Einwohner der Niederlaſſung Pitlekai, wo die „Vega“ lag, in eine größere Anſiedelung, Naitſchkai, zogen, weil hier mehr Fiſche gefangen wurden. Ueberdies begegneten den Reiſenden oft Tſchuktſchen mit ihren Zelten und ihrer Familie, welche von einem Ort zum andern überſiedelten.

Um die Menge der Tſchuktſchen zu ermitteln, zog Nordqviſt bei verſchiedenen Individuen Erkundigungen ein über die einzelnen Niederlaſſungen und die Zahl der darin befindlichen Zelte. Er führt die Namen ſeiner Gewährsmänner an, welche wir, um unſeren Leſern einige Tſchuktſchen-Namen mittheilen zu können, hier reproduciren: Urtridlin von der Inſel Koljutſchin; Notti aus Kyraitinop; Tſchentſcho aus Pidlin, ferner je ein Einwohner von Tläpka und Wankarema. Nordqviſt giebt eine Tabelle aller Anſiedelungen mit der Zahl der in jeder befindlichen Zelte; nachdem er die Angaben der verſchiedenen Tſchuktſchen neben einander geſtellt, berechnet er daraus das Mittel. Darnach beträgt die Zahl der Zelte 432. Mit Hülfe der Annahme, daß zu jedem Zelte durchſchnittlich fünf Menſchen gehören, beſtimmt er die Geſammtmenge der am Ufer des Eismeeres lebenden Tſchuktſchen auf 2160, oder rund auf 2000.

Die Tſchuktſchen ſind übrigens keineswegs gleichmäßig über die ganze Strecke vom Kap Schelagskoi bis zum Oſtkap vertheilt, ſondern das große Gebiet von Kap Schelagskoi bis zur Inſel Koljutſchin iſt nur wenig, das kleine Gebiet an der Inſel Koljutſchin dagegen bis zum Oſtkap iſt ſtärker, etwa um das Zehnfache, bevölkert. Dabei iſt noch zu erwähnen, daß die Ufer der Bai Koljutſchin während des größten Theils des Jahres nicht bewohnt ſind: nur auf der Inſel Koljutſchin iſt eine Anſiedelung und am Oſtufer der Mündung der tiefen Bucht iſt eine kleine aus vier Zelten beſtehende Niederlaſſung, Pidlin. Darnach heißt die Koljutſchin-Bai bei den Tſchuktſchen die Pidlin-Bai. Nach Maydel ſitzen rundum an der Bucht Tſchuktſchen; das iſt nicht ganz richtig. Nur während des Sommers ziehen viele Renthier-Tſchuktſchen dahin, um zu fiſchen. Im Winter werden in der Bucht ſelbſt keine Fiſche gefangen. Dagegen fangen die Bewohner von Pidlin Fiſche hart am öſtlichen Ufer der Bucht und die Bewohner von Koljutſchin in einem kleinen Flüßchen der Inſel. Im Sommer wird in der Bucht mit Netzen gefiſcht. Die Eingeborenen nennen alle hier erbeuteten Fiſche „ankanna“, d. h. Meerfiſche; ſie unterſcheiden zwei Arten: „mynne“ und „eutsch“. Nordqviſt vermuthet, daß es ſich hier um zwei Lachsarten handelt; er bekam ſelbſt die betreffenden Fiſche nicht zu Ge-

[1]) O. A. Nordqviſt, Bemerkungen über die Kopfzahl und die gegenwärtige Lage der am Eismeer lebenden Tſchuktſchen (Isweſtija der Kaiſerl. Ruſſ. Geogr. Geſellſchaft in St. Petersburg 1880, Bd. XVI, S. 95 bis 106).

ſicht, da die Reiſenden den Winterplatz früher verließen, ehe der Fiſchfang begonnen hatte.

Die Urſache, daß die Ufer der Koljutſchin-Bai im Winter wenig bewohnt ſind, iſt eben darin zu ſuchen, daß die Menge der Fiſche hier ſehr gering iſt. Andererſeits iſt die verhältnißmäßige Dichtigkeit der Bevölkerung bis zum Oſtkap nur daraus zu erklären, daß die Tſchuktſchen hier genügende Nahrung finden. Es werden hier Robben (Phoca foetida), Wallroſſe und je nach der Jahreszeit verſchiedene Fiſcharten gefangen (verſchiedene Gadus-Arten, Stinten, Cottus-Arten, Lachsforellen und andere). Die Wallroſſe ſind ſehr geſucht, weil ihre Zähne einen beliebten Handelsartikel mit den Amerikanern abgeben; die Haut wird zur Anfertigung von Röcken benutzt; das Fleiſch wird gegeſſen. Für die günſtigſte Zeit zur Jagd auf Robben und Wallroſſe halten die Tſchuktſchen diejenige Periode des Winters, während welcher ſich im Eis Spalten bilden und hier und da freies Waſſer ſich zeigt.

Außer dem Fleiſch der Robben und Wallroſſe und den Fiſchen genießen die Tſchuktſchen verſchiedene Wurzeln und Blätter. (Nähere Angaben darüber werden leider vermißt.)

Ein anderer Grund, daß die Gegend zwiſchen Koljutſchin und dem Oſtkap beſonders bevölkert iſt, liegt offenbar in dem Umſtande, daß dieſer Theil der Küſte mit Vorliebe von den amerikaniſchen Schiffen aufgeſucht wird. Von den Amerikanern aber erwerben ſich die Eingeborenen Tabak, Branntwein, Flinten, Pulver, Blei. Mit ihnen unterhalten die Tſchuktſchen ſehr lebhafte Handelsbeziehungen. Die Amerikaner entſenden in das Eis- und Beringsmeer entweder Walfiſchfänger, große dreimaſtige Schiffe, oder kleine zweimaſtige nur dem Handel dienende Schiffe. Die Walfiſchfänger ſind bei den Tſchuktſchen nicht beliebt, weil ſie die Wallroſſe und Wale tödten und dadurch den Tſchuktſchen Schaden zufügen. Dagegen ſind die Handelsſchiffe der Amerikaner beliebt und gern geſehen und ſie bringen den Tſchuktſchen auch allerlei begehrenswerthe Sachen: Flinten, Pulver, Blei, Kleidungsſtücke, Tabak und vor allem Branntwein wird gegen Pelzwerk und Wallroßzähne verhandelt. Als unumſtößlichen Beweis für die Verſorgung der Tſchuktſchen mit Branntwein von Seiten der Amerikaner führt Nordqviſt Folgendes an: Der Tſchuktſche, bei welchem er wohnte, ehe er ſeine Fahrt zu den ſüdlich wohnenden Renthier-Tſchuktſchen machte, reichte ihm zum Abſchied Branntwein in einem verſilberten Becher. Der Becher trug die Inſchrift: Captain Ravens Brig Timandra 1878. Der Tſchuktſche hatte den Becher auf dem Schiffe erhalten, wo er ſeinen Branntwein gekauft hatte. Neumann nun berichtet ſchon, er habe im Auguſt 1875 eine amerikaniſche Brig, „Timandra“, angetroffen, welche die Tſchuktſchen der Lorenzbai mit Branntwein verſorgte. Es hat hiernach den Anſchein, meint Nordqviſt, als ob das Schiff „Timandra“ ſeine menſchenfreundliche Miſſion unter den Tſchuktſchen ungeſtört fortſetze.

Die Tſchuktſchen haben aber auch mit den an der Beringsſtraße lebenden Eskimos direkte Handelsbeziehungen. Dieſe Eskimos führen bei den Tſchuktſchen die Namen „Kiumy“ oder „Jekirgauly“. Da die Wurzel des letzten Wortes jekirgin, Mund, bedeutet, ſo iſt jene Benennung offenbar darauf zu beziehen, daß die Eskimos Stücke von Glas oder Holz ſich in die Mundwinkel ſtecken. Die Tſchuktſchen tauſchen gegen Renthierfelle und ruſſiſchen Tabak anderes Pelzwerk, aber vor allem Branntwein ein.

Die Beziehungen zwiſchen den Tſchuktſchen und den Ruſſen ſind nur ſehr locker. Die Mehrzahl der Eingeborenen weiß ſo gut wie nichts von Rußland; ſie wiſſen, daß in Rußland ein Ort Koljuma (Kolymsk), ein Ort Jakutska exiſtirt, daß hier große „Ermat“ (Mehrzahl von erem = Anführer) leben; aber das iſt Alles. Selbſt Waſſily Menka, der nach ſeinen Zeugniſſen der Aelteſte (Staroſt) aller Tſchuktſchen des Kaps war, hatte keine Vorſtellung vom Kaiſer von Rußland, und keine Vorſtellung von Petersburg.

Einen Jaſſak (Abgabe) zahlen nur diejenigen Tſchuktſchen, welche nach Niſhne-Kolymsk auf den Markt ziehen.

Bis jetzt ſind die Tſchuktſchen der Eismeerküſte ein unverdorbenes Naturvolk; ehrlich, gutmüthig; ihr Hauptlaſter iſt die Liebe zum Branntwein. Wenn die Amerikaner ungeſtraft fortfahren werden, die Tſchuktſchen mit Branntwein zu verſorgen, ſo werden unbedingt die guten Eigenſchaften der letzteren bald verſchwinden.

---

# Ein Volk auf dem Niedergange.

Von **W. Keßler.**

(Die Gruſiner.)

„Wiſſen Sie, Ihrem Burſchen könnte auch etwas mehr Reinlichkeit nichts ſchaden. Die Anwendung von Seife und Bürſte würde ſein intelligentes Aeußere entſchieden noch vortheilhafter hervortreten laſſen.“ So ſprach ich, jüngſt in Tiflis angekommen, zu meinem Freunde F., während uns ſein kleiner Laufburſche, der zugleich den Subſtitut der Köchin machte, ein gutes Frühſtück ſervirte. Mein Freund, der gerade damit beſchäftigt war, ſich einen delikaten blin, jene ſpecifiſch ruſſiſchen Faſten-Pfannenkuchen, mit Kaviar, friſcher Butter und ſaurer Sahne zu belegen, entgegnete lächelnd: „Reſpekt vor meinem Soſſiko! er ſtammt aus einem der älteſten gruſiniſchen Fürſtenhäuſer!“ — „Was, der Junge iſt ein Prinz!“ rief ich erſtaunt aus. „Laufen denn hier die Prinzen für gewöhnlich als ſolche kleinen Schmutzfinken umher und betreiben ſolche ehrſamen Gewerbe wie der Ihrige?“

„Gewiß; die meiſten Köche hier in Tiflis gehören der hohen gruſiniſchen Ariſtokratie an. Sie können hier genug Prinzen als Eckenſteher, Tagelöhner, Droſchkenkutſcher und dergleichen finden.“

Mein Freund hatte im vollſten Maße Recht. Je bekannter ich im Lauf der Zeit mit den Verhältniſſen wurde, deſto mehr lernte ich die eigenthümlich niedrige Stellung kennen, welche auch die erſten Stände der Gruſiner heute in ihrem eigentlichen Heimathlande einnehmen. Freilich iſt es im Orient mit der Arbeit und dem Dienen ein ander Ding als in Europa. Wenn der Orientale auch die Arbeit überhaupt nicht gerade liebt, ſo macht er doch nicht die

uns geläufigen Unterſchiede zwiſchen höherer und niedrigerer Arbeit. Ihm iſt jede Arbeit ziemlich gleichwerthig. Auf der großen Siemens'ſchen Kupferhütte Hedabeg in Transkaukaſien arbeiteten Edelleute der verſchiedenſten aſiatiſchen Völkerſchaften als gewöhnliche Tagelöhner, gruſiniſche Fürſten fungirten als unterſte Aufſeher, und perſiſche Paſchas ſuchten Steine zu Flußuferbauten zuſammen. Mit den Gruſinern aber hat es noch ſeine beſondere Bewandtniß.

Als der König Georgios XIII. im Jahre 1801 ſein Reich den Ruſſen völlig abtrat, welche ſchon ſein Vater Herakleus ins Land gerufen hatte, waren zwar auch ſchon die Zeiten vorüber, wo die gruſiniſchen Großen durch Reichthum geglänzt hatten; immerhin aber gab es noch eine Anzahl recht wohlhabender Familien unter den Edeln des Landes. Die Orbeliani, die Tſchawtſchawadze, die Bagration [1]) und andere alte Fürſtenhäuſer waren allein durch ihren werthvollen Grundbeſitz noch Herren eines wirklich fürſtlichen Vermögens. Wegen mangelnden Fleißes und fehlender Kultur brachten dieſe Beſitzungen zwar geringen Ertrag, aber immerhin blieben ſie doch in den Händen ihrer alten Eigenthümer. Während der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, wo unausgeſetzte Kriege mit den Bergvölkern die Ruſſen wie die ihnen Heeresfolge leiſtenden Gruſiner in Athem hielten, traten ebenfalls im Allgemeinen keine ſehr umfaſſende Aenderungen in den Beſitzverhältniſſen ein.

Da wurde (im Jahre 1856) der energiſche manchmal etwas deſpotiſche Fürſt Alexander Ivanowitſch Bariatynski, der Jugendgeſpiele und Freund des Kaiſers Alexander, Statthalter über den Kaukaſus. Auf allen Gebieten wurde jetzt koloſſale Energie entfaltet, um den Kaukaſus wirklich zu einer ruſſiſchen Provinz zu machen. Man arbeitete mit der Gewalt der Waffen, wie mit der Macht des Geldes.

Wie man Schamyl bezwang und gefangen nahm, den mißliebig gewordenen Fürſten Dadiſchkiliani von Suanetien ohne Weiteres erſchießen ließ und die Tſcherkeſſen zur Auswanderung nöthigte, ſo wurde man auch — nur auf leichtere und angenehmere Weiſe — der gruſiniſchen Reichthümer Herr. In Tiflis entfaltete ſich ein prunkvolles Leben voller Glanz und Herrlichkeit. Feſt auf Feſt ward im Sardaarpalaſt gefeiert, eins herrlicher und koſtſpieliger als das andere. Die gruſiniſchen Großen aber glaubten es in ihrer thörichten Nachahmungsſucht dem Statthalter gleich machen zu müſſen und wetteiferten mit demſelben im Glanz der Feſte und Höhe des Aufwands. Bei dieſem ungleichen Wettkampf aber bekam, wie leicht zu denken, ihr Geldbeutel raſch die Schwindſucht, während die dem Statthalter zur Dispoſition ſtehenden Mittel nicht verſiegten. So verarmten die gruſiniſchen Großen bis auf wenige Ausnahmen. Ihr Geld und ihr Beſitz ging theils in die Hände der Europäer über, welche ihre Modewaaren und Luxusartikel zu wahrhaft kaukaſiſchen Preiſen abſetzten, größtentheils aber traten die Armenier, die Juden des Orients, die Erbſchaft der Gruſiner an.

In früherer Zeit haben die gruſiniſchen Adelsgeſchlechter übrigens dem ruſſiſchen Staate manche bedeutende Männer geſchenkt (wie den erſten großen Statthalter des Kaukaſus, den heldenmüthigen Tizianoff, und die Generäle Bagration und Bebutow); in neuerer Zeit haben ſich Gruſiner kaum höher als zu Gouverneuren und ähnlichen Poſten aufgeſchwungen.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Gruſiner ein ſehr fleißiges und mäßiges Volk ſind, wie das z. B. den Armeniern auch von ihren Feinden nachgerühmt werden muß. Trotzdem iſt es auch übertrieben, wie manche flüchtige Reiſeſchriftſteller es thun, immer von der Trägheit und den ſchlechten Sitten der Gruſiner zu ſprechen, die allein ihren Fall verſchulden ſollen. So viel ſteht feſt, die Gruſiner ſind ein Volk, welches beſtimmt iſt, als Nation von der Welt zu verſchwinden. Es ſpielt lediglich die Rolle des hiſtoriſch geweſenen Volkes. Dagegen hat es noch heute eine Bedeutung, welche ihm auch früher ſchon ſehr gegen ſeinen Willen aufoktroyirt worden iſt, die Bedeutung als Faktor der Racenkreuzung reſp. Veredlung. Wie ſeit Jahrhunderten gruſiniſche Sklavinnen bei den meiſten herrſchenden moslemitiſchen Völkern des Oſtens, den Arabern, Türken, Perſern und Tataren, nicht wenig zur Verbeſſerung und Veredlung des rohen wilden Blutes haben beitragen müſſen, ſo werden heute Gruſiens ſchöne Töchter mit Vorliebe von Ruſſen aller Stände geheirathet. Auch der ſchlaue Armenier zieht nicht ſelten die üppige, lebhafte Gruſinerin ſeinen ſchüchternen ſittſamen und treuen Landsmänninnen vor. Die wenig zahlreichen noch exiſtirenden wohlhabenden gruſiniſchen Familien ſind ſchon faſt völlig ruſſificirt. Ruſſiſche Sitte, ruſſiſche Bildung gelten bei ihnen als das non plus ultra der Civiliſation und haben die nationalen Eigenthümlichkeiten faſt gänzlich verdrängt.

Schon heute kann man kaum noch von einem beſondern nationalen Volksleben bei den Gruſinern ſprechen, wie dies in den vierziger Jahren nach Bodenſtedt's lebhaft gefärbten Schilderungen ſich noch deutlich abgezeichnet haben muß. Wenigſtens in Tiflis iſt davon herzlich wenig mehr zu verſpüren. Höchſtens kann man noch gruſiniſche Trinkgelage kennen lernen. Meiſt an Sonntag-Nachmittagen im Sommer zieht eine Geſellſchaft von Gruſinern in einen der zahlreichen Gärten in der „Kolonie", der einſt ausſchließlich von Deutſchen bewohnten Vorſtadt auf dem linken Ufer des Kur. Dort wird dann eine ganz kommentmäßige Kneiptafel errichtet, ein Präſes ernannt, der hier den Titel Tolum-baſchi führt, und eine unglaubliche Menge von den ſchweren feurigen Weinen Kachetiens vertilgt. Der Komment iſt ziemlich ſtreng und von dem deutſchen auf Univerſitäten ꝛc. üblichen nicht ſehr verſchieden. Nur muß bei dem Ausbringen der zahlloſen Geſundheiten, bei denen alle Familienmitglieder der Zechgenoſſen einzeln berückſichtigt werden, ſtets ausgetrunken werden. Es iſt aber nicht erforderlich, immer „Ganze" zu trinken, und beſonders für den Europäer, deſſen Magen noch nicht auf ſolche Leiſtungen eingerichtet iſt, iſt es ſehr rathſam, ſparſam mit dem Füllen der Gläſer vorzugehen. Der beim Zutrinken übliche Spruch „Allah werdi!" (Gott geb's!) und „Jachſchi jol!" (Guten Weg!), d. h. „wohl bekomms!" iſt übrigens bei weitem ſchöner als die Formeln des deutſchen Studentenkomments.

Mit echten Gruſinern, deren Magen durch den beſtändigen Genuß des, in mit Naphta ausgeſchmierten Schläuchen aufbewahrten und dadurch ſtark geharzten Weines förmlich ausgepicht iſt, beim Zechen der heimiſchen Weine Stand zu halten, iſt ſelbſt für ein deutſches Kneipgenie eine ſtarke Zumuthung. Einer der jüngſten deutſchen Orientreiſenden, der Dr. jur. v. Thielmann, welcher in Geſellſchaft mehrerer junger Freunde einige Streifzüge durch den Kaukaſus unternommen und auch einige Mal mit Gruſinern gezecht hat, behauptet freilich die deutſche Kneipfähigkeit ſiegreich gegenüber den Aſiaten vertreten und bewährt zu haben; wahr-

[1]) Bei den erſten Familien der gruſiniſchen Ariſtokratie, welche ihre Stammbäume faſt Jahrtauſende weiter als die europäiſche zurückzuführen vermag, zeigt ſich übrigens die intereſſante Erſcheinung, daß dieſelben meiſt eingewandert ſind. So ſind die Bagration, welch lange auf dem georgiſchen und armeniſchen Königsthron geſeſſen haben, urſprünglich Juden und behaupten von David abzuſtammen. Die Orbelian aber ſollen chineſiſchen Urſprungs ſein.

ſcheinlich hat man indeſſen ihn mit der ſchonenden Rückſicht behandelt, welche im Kaukaſus ſtets auch der ſonſt nicht gerade feingebildete Eingeborene ſeinem Gaſte gegenüber beobachtet.

Uebrigens muß man den gruſiniſchen Zechern eins laſſen, daß ſie nämlich ſich niemals betrinken. Wohl bringen ſie halbe Tage mit Trinkgelagen zu, werden luſtig und aufgeräumt und ſingen ihre nicht gerade melodiſchen Trinklieder zu den Klängen der primitiven aſiatiſchen Muſikinſtrumente, aber niemals erlebt man Streit und Zank; niemals ſieht man ſinnlos Betrunkene nach Haus ſchwanken oder gar auf den Gaſſen umherliegen. Es mag dies wohl zum Theil mit dem Umſtande verdankt werden, daß ſtets während des Trinkgelages gegeſſen wird; am meiſten beliebt ſind ſalzige und pikante Sachen und friſches Grünzeug, wie Zwiebeln, Gurken, Eſtragon und dergleichen. Auch darf niemals ein Hammelſpießbraten, der ſogenannte Schiſchlik, fehlen.

Ueberhaupt iſt eine ſolche aſiatiſche Zecherei ungleich ſchöner arrangirt, als dies in Deutſchland bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt. Faſt ſtets ſind die Gelage im Freien; die Tafel, wenn eine ſolche exiſtirt, oder ſonſt der Teppich, auf dem man ſitzt, iſt mit Blumen reich beſtreut; Blumen auch hält jeder der Tiſchgenoſſen in den Händen. Wenn man bei ſolchem Anblick an die verräucherten ſchmierigen von Tabakrauch erfüllten deutſchen Kneiplokale denkt, in denen die deutſche Jugend eifrigſt beſtrebt iſt, ihren Magen mit dem häufig entſetzlichen Gebräu, welches den Namen Bier führt, zu ruiniren und überhaupt ihren Körper als einen lebenden Filtrirapparat zu mißbrauchen; wahrlich, ſo kann man nur mit Bedauern auf dieſe „Fortſchritte der Kultur“ gegenüber den verachteten Sitten der „wilden“ Aſiaten blicken.

Es iſt übrigens in vieler Hinſicht recht bezeichnend, daß gruſiniſches Volksleben ſich am meiſten noch bei dieſen Trinkgelagen zeigt. Ein ſinnlicher, leichtſinnig materieller Zug charakteriſirt überhaupt die Gruſiner, welche darum auch weit weniger an geiſtigen Leiſtungen aufzuweiſen haben, als z. B. ihre alten Nachbarn und Schickſalsgenoſſen, die Armenier. Abgeſehen von der alten gruſiniſchen Literatur, welche ungleich unbedeutender iſt, als die armeniſche, iſt auch neuerdings kaum irgend hervortretendes literariſches Leben auf dem Gebiet der gruſiniſchen Sprache zu bemerken. Allerdings erſcheint zu Tiflis eine gruſiniſche Zeitung; auch findet zuweilen eine gruſiniſche Theatervorſtellung ſtatt; aber für eine Stadt, welche als die frühere Hauptſtadt Gruſiens recht eigentlich die gruſiniſche Kultur repräſentiren ſollte, iſt dies Alles doch verzweifelt wenig. Allerdings ſchwindet auch der Procentſatz der gruſiniſchen Bevölkerung im Vergleich zu den übrigen Nationalitäten in Tiflis immer mehr; gegenwärtig ſind unter den circa 120 000 Einwohnern von Tiflis nur noch etwa 20 000 (alſo circa 17 Proc.) Gruſiner, während die Armenier über 40 Proc. und die Ruſſen ebenfalls circa 17 Proc. ausmachen. Auch läßt ſich nachweiſen, daß der Procentſatz der Vermehrung ſeit früheren Jahren bei den Gruſinern verhältnißmäßig am niedrigſten geweſen iſt. Von jenen 20 000 Gruſinern gehören übrigens weit mehr als ein Drittel dem Adelsſtande an.

Mehr als in Tiflis herrſcht noch nationalgruſiniſches Leben in Kutais, der Hauptſtadt Imeretiens. Hier iſt die gruſiniſche Sprache wirklich noch die Verkehrs- und Umgangsſprache ſelbſt in den beſſeren Kreiſen, die ſich in Tiflis ſchon beinahe ihrer Mutterſprache zu ſchämen ſcheinen. Nach europäiſchen Begriffen iſt übrigens die gruſiniſche Sprache keineswegs ſchön und wohllautend mit ihren vielen harten und rauhen Tönen; auch iſt ſie für den Europäer nur ſchwer zu erlernen. Daß es auch unter den Gruſinern lobenswerthe Ausnahmen giebt, welche die geiſtige Kultur Europas kennen und in nationalem Sinne für ihr Volk zu verwerthen ſtreben; auch ſelbſt Tüchtiges für die Wiſſenſchaft zu leiſten ſuchen, wie der gelehrte und fleißige Bagradſe, dem wir ſehr ſchätzenswerthe archäologiſche und hiſtoriſche Arbeiten verdanken, kann die allgemeine Regel nicht entkräften. Im Allgemeinen hat das Eindringen europäiſcher Kultur den nationalen Verfall nur beſchleunigt, und ſelbſt die gutgemeinten und anerkennenswerthen Maßregeln der ruſſiſchen Regierung, wie die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die ſonſtigen Verſuche zur Hebung der durch jahrhundertelange Hörigkeit geſeſſelten Landbevölkerung, haben ihren Zweck großentheils verfehlt.

Während bei dem Adel ein gewiſſer chevalereſker Leichtſinn ernſte Arbeit und Sparſamkeit nur zu ſehr hindert, iſt das gemeine Volk, deſſen Genügſamkeit außerordentlich wenig zur Befriedigung ſeiner Anſprüche verlangt, zu träge und zu apathiſch, um irgend welche erheblicheren Anſtrengungen zur Verbeſſerung ſeiner Lage zu machen.

Nur eine Tugend haben die Gruſiner aus der Zeit ihrer Blüthe und Selbſtändigkeit ſich bis heute bewahrt: die Tapferkeit. Wie das verhältnißmäßig wenig zahlreiche Volk Jahrhunderte lang ſich gegen die Uebermacht der Türken und Perſer und andererſeits gegen die Ueberfälle der feindlichen räuberiſchen Gebirgsvölker, beſonders der Lesghiner, zu vertheidigen gewußt hat, wie keine Qualen und Martern Gruſiner vermocht haben, ihrem alten Chriſtenglauben, von dem ſie nicht viel mehr als das äußere Ceremoniell kannten, untreu zu werden; ſo haben auch noch in den Kriegen der Ruſſen gegen die Bergvölker die Gruſiner die weſentlichſte Rolle geſpielt. Ohne die heldenmüthige Tapferkeit der gruſiniſchen Miliz würden Tſcherkeſſen und Lesghiner noch heute ſchwerlich unterworfen ſein. Die Gruſiner ſind zumal als Fußſoldaten bei aſiatiſcher Kriegführung eine unübertreffliche Truppe.

„Stark und ſchön ſind Gruſiens Söhne“ heißt es in einem alten gruſiniſchen Liede, und es iſt wahr; zumal in den oberen Klaſſen ſind herrliche körperliche Erſcheinungen nicht ſelten. Die breite gewölbte Bruſt und die dabei doch elegante Taille, und der hohe Wuchs verleiht dem Gruſiner etwas Ritterliches, das allerdings nicht ſelten in ſpäterm Alter vor einem weniger ſchönen Embonpoint verſchwindet.

Und dann die Frauen! Nicht umſonſt haben zahlloſe Dichter die Schönheit der Georgierinnen gefeiert. Vielleicht findet man wirkliche Schönheiten auch hier recht ſelten, zumal die Eigenthümlichkeiten des echt gruſiniſchen Typus, relativ niedrige Stirn und hervortretende nicht ſelten große Naſe, nicht Jedermanns Geſchmack ſind, aber dafür ſind faſt alle weiblichen Erſcheinungen während ihres jüngern Alters wenigſtens geſund und nicht ohne hohe körperliche Reize. Verkümmerte Mädchengeſtalten wird man hier kaum finden. Daß die gruſiniſchen Frauen ohne geiſtiges Intereſſe und meiſt ziemlich ſinnlich ſind, liegt an ihrer Erziehung; auch mögen ſie leichter und raſcher altern als die Frauen weſteuropäiſcher Länder. Aber auch hierin giebt es genug rühmliche Ausnahmen, und das Beiſpiel der letzten Königin von Gruſien, der heldenmüthigen Maria, und der ſchönen Nina Orbeliani, welche ihren geliebten Gatten, den Dichter Gribojédoff, dreißig Jahr lang beweinte, ohne ſeinem Andenken untreu zu werden, beweiſt, daß auch die edelſten Frauentugenden nicht fremd ſind unter den Töchtern des uralten, leider, wie es ſcheint, dem Untergang geweihten Gruſinervolkes.

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Der Livingſtonia-Ausſchuß der Free Church Foreign Missions hat ſeinen am Njaſſa-See ſtationirten Miſſionären den Auftrag gegeben, die Oſtküſte des Sees aufzunehmen und dabei nach einem guten Hafen und einer geſunden Station in den Bergen oder oben auf dem Plateau zu ſuchen. Die Aufnahme ſoll mittels des Dampfers „Ilala“ nach Schluß der nächſten Regenzeit im Juni ausgeführt werden. Das Haupt der Miſſion, Dr. Laws, hat im Jahre 1880 bereits das nordöſtliche Ende des Sees im Dampfer beſucht, wobei er an zwei Stellen Kohlenlager entdeckte.

— Die auf Seite 93 des vorigen Bandes mitgetheilte Nachricht, daß Dr. Buchner ſchon über die Reſidenz des Muata Jamvo hinaus vorgedrungen ſei, hat ſich leider nicht beſtätigt. Soeben (5. Januar) iſt ein längerer Bericht des Reiſenden in Berlin eingetroffen, wonach er ſich im Juni 1880 noch immer in der Reſidenz (Muſſumba) befand, allerdings mit der Hoffnung, in den nächſten Tagen nach Norden aufbrechen zu können. Weitere Einzelheiten werden wir ſpäter mittheilen.

---

## Inſeln des Stillen Oceans.

— „Prähiſtoriſche“ Bewohner Neu-Seelands. In dem kürzlich erſchienenen Werke J. v. Haaſt's: „Geology of the Provinces of Canterbury and Westland“, behandelt derſelbe S. 407 bis 431 das erſte Auftreten des Menſchen in Neuſeeland. Nach ihm exiſtirte dort in der quaternären Zeit eine Urrace, welche dem melaneſiſchen Typus nahe ſtand. Es waren dies die Jäger der Rieſenvögel (Moas), die ihre Jagd auf den Dünen der Nordinſel betrieben. Dieſe quaternäre Bevölkerung hatte noch keine gezähmten Hunde, wohl aber gab es einen großen wilden Hund, den die Jäger tödteten und verzehrten, wie die Küchenabfälle bezeugen. Dieſe beſtehen aus verſchiedenen heute noch in Neu-Seeland vorkommenden Muſchelſchalen und Knochen von Vögeln (Apteryx, Nestor, Stringops). Von Steingeräthen beſaßen die Moajäger ſowohl geſchlagene als polirte, ſo daß ſie in einer Uebergangsperiode von der paläolithiſchen zur neolithiſchen lebten (wenn beide Perioden überhaupt zu trennen ſind). Daß ſie Menſchenfreſſer waren, läßt ſich nicht nachweiſen, da Menſchenknochen in den Abfällen fehlen. Nephritwerkzeuge kommen darin auch nicht vor. Einheimiſche Ueberlieferungen ſprechen von mehreren Racen, welche die Inſeln vor der Ankunft der erſten Einwohner von Hawaiiki bewohnten. Die Traditionen der Nordinſel ſprechen von wilden Einwohnern im Innern, auf welche die ankommenden Maori ſtießen. Auf der Südinſel iſt von Rieſen und Zauberern die Rede, welche dort urſprünglich hauſten. Die hier und da gefundenen alten Schädel ſind jedoch zu ſehr zerſtört, um endgiltige Schlüſſe auf die Urbewohner zu erlauben. Von den heutigen Einwohnern, den Maori, ſagt Flower: „Wenn ſie wirklich Polyneſier wären, ſo würden ſie ſtark abweichen von der Samoa-Race, denn ſie ſind dunkler, krauſer von Haar, ſtärker von Bart und langköpfiger und haben zudem Adlernaſen. Dieſe Abänderung im Laufe der Zeit könnte von Miſchung mit Melaneſiern herrühren.“

(Nach „Ethnogr.-anthropol. Abtheilung des Muſeum Godeffroy“.)

— Die „Transactions of the Royal Society of Victoria“ veröffentlichen, als Vorläufer eines umfaſſenden Werkes über Sitten und Sprachen Melaneſiens, einen Abriß von Bemerkungen über die Gebräuche der Banks-Inſulaner, welche Rev. R. H. Codrington, Fellow des Wadham College in Oxford, in Briefen an den Miſſionar der Fidſchi-Inſeln, Rev. Lorimer Fiſon, niedergelegt und dieſer mit einigen Erläuterungen verſehen hat. Danach haftet Landbeſitz an der Perſon, doch findet unter den Eingeborenen ſelbſt weder Kauf noch Verkauf von Land ſtatt; davon getrennt iſt das Eigenthum an Bäumen, die man auf einem Gebiet, auf welches man keinen Anſpruch hat, ſelbſt gepflanzt oder durch Erbſchaft erhalten haben kann. Grundbeſitz geht auf Verwandte „auf derſelben Seite des Hauſes“, d. h. auf die Kinder der Schweſter über. Ein Erſtgeburtsrecht exiſtirt nicht. Auf den Fidſchi-Inſeln, fügt Rev. Fiſon hinzu, iſt der Grund und Boden Eigenthum des Stammes, und der Beſitz an Bäumen erſtreckt ſich nur auf deren Früchte, nicht auf das Holz. Es herrſcht Vielweiberei. Iſt ein Kind geboren, ſo ißt weder Vater noch Mutter irgend etwas, wovon das Kind ſelbſt krank werden könnte. Durch hohes Alter oder lange Krankheit elende Individuen werden, häufig auf eigenes Begehren, lebendig begraben. Kindermord iſt häufig, doch werden mehr Knaben als Mädchen getödtet, weil die weibliche Nachkommenſchaft für die Erbſchaft von Bedeutung iſt. Man unterſcheidet genau zwiſchen Geiſtern Verſtorbener, den „Tamate“, und eigentlichen Geiſtern oder unkörperlichen Weſen, den „Vui“. Dieſe hauſen in einer „Panoi“ genannten Gegend dieſer Welt; ob für ewig oder vorübergehend, ſcheint zweifelhaft, eben ſo wie die Meinungen der Eingeborenen über die Vorgänge an dieſem Orte ſchwer darzulegen ſind. Die Vuis ſtehen in Verbindung mit zu Göttern gewordenen Vorfahren und werden nicht als bösartig gedacht, ſondern in Gefahr angerufen. Alle ernſtlichen Krankheiten werden von Zauberei oder dem direkten böſen Einfluß der Tamate hergeleitet. Fiſon widerſpricht energiſch Sir John Lubbock's Behauptung („Origin of civilization“ p. 45), Wilde wären ſelten krank; im Gegentheil, Wilde ſind ſehr oft krank und ihre Sprachen ſind reich an Wörtern für alle Arten von Krankheiten, für Zaubermittel, ſie zu bewirken, und Gegenmittel, ſie zu entfernen. Die Medicinmänner glauben feſt an ihre Kraft, Krankheit verurſachende Geiſter austreiben zu können. Einer von ihnen, ein Miſſionsgehülfe, verſicherte Fiſon alles Ernſtes, daß wenn er ſeine Hände über den Körper des Patienten gleiten ließe, er den Sitz des Geiſtes an einer zitternden Bewegung ſeiner Fingerſpitzen entdecke; dann gäbe er ſich Mühe, ihn in eine der Extremitäten, Hand oder Fuß, herabzuziehen, doch erfordere dies viel Ausdauer und Sorgfalt, weil dieſe Dämonen ſchlau ſeien und leicht in den Rumpf zurückſchlüpften, „ja ſogar,“ fügte er hinzu, „wenn man ihn ſchon im Arm oder Bein greifen kann, verſteckt er ſich noch gar zu leicht in ein Gelenk oder einen Knochen, und ihn da heraus zu bekommen iſt ſehr ſchwierig; hat man ihn aber glücklich im Finger oder Zehen, ſo muß man ihn mit einem plötzlichen Ruck herausziehen, ihn weit fortwerfen und hinter ihm paſten, ſonſt kehrt er zurück.“ Die Tänze tragen durchaus keinen religiöſen Charakter, wie Biſchof Patteſon behauptete, ſondern ſind reines Vergnügen und werden von Männern und Weibern getrennt ausgeführt. Während der Kannibalismus ſonſt in Melaneſien geübt wird, iſt er auf den Banks-Inſeln unbekannt. Was die Sittlichkeit betrifft, ſo werden Mord und Diebſtahl allerdings nicht ſo wie in civiliſirten Ländern angeſehen, doch unterſcheidet man ſehr wohl zwiſchen einem heftigen

und einem sanften Charakter, zwischen einem Dieb und einem ehrlichen Manne, und es sind genug Ausdrücke vorhanden, um schlechte Thaten zu tadeln und gute zu loben.

— Die junge Ansiedelung auf den zu Neu-Seeland gehörigen und ungefähr 95 Meilen in östlicher Richtung davon gelegenen Chatham-Inseln scheint rasch aufzublühen. Die Gruppe umfaßt gegen dreißig deutsche geographische Quadratmeilen, und setzt sich aus drei größeren und vielen kleinen unbedeutenden Eilanden zusammen. Nur die ersteren sind bewohnt. Die gesammte Seelenzahl beläuft sich in runder Zahl auf 340, nämlich 200 Weiße, 100 Maoris und 40 Maoriories. Die letzteren sind die Ureinwohner. Sie waren, als die Inseln im Jahre 1794 entdeckt wurden, weit zahlreicher und blieben es bis Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Um diese Zeit wanderten aus Neuseeland Maoris, welche von kriegerischen Nachbarn im Waikato-Gebiete aus ihren Wohnsitzen in Taranaki vertrieben worden waren, ein. Obgleich freundlich von den Maoriories aufgenommen, schlachteten sie doch nach und nach einen großen Theil derselben für ihre kannibalischen Mahle ab und die Uebrigen wurden zu Sklaven gemacht. Die eigentliche Ansiedelung von Weißen datirt erst aus dem Anfange der sechsziger Jahre, wiewohl Walfischfahrer die Inseln schon früher besucht, und fortgelaufene Matrosen sich dort zusammengefunden hatten.

Flüsse und Landseen — unter den letzteren umfaßt einer im Innern von Rangahauria, der größten Insel in der Gruppe, fast eine deutsche Quadratmeile — sind zahlreich vorhanden. Der meist torfartige Boden, mit Gras und Kräutern gut bewachsen, eignet sich vortrefflich zu Viehzucht, und diese wird daher auch hauptsächlich betrieben. Der Schäferei wird der Vorzug gegeben, und auf den Inseln weiden zur Zeit schon 70000 Schafe. Der Rindviehstapel, früher stärker, ist auf 500 Stück gesunken, und wenigstens eben so viel sollen im verwilderten Zustande leben. Die Pferde mögen sich auf 800 bis 900 belaufen. An manchen Stellen der Inseln tritt auch guter Lehmboden auf, und hier haben die Versuche mit Weizenkultur lohnende Erfolge ergeben. Der Export der Chatham-Inseln im letzten Jahre hatte einen Werth von 17000 Pf. St. und steigert sich rasch.

— Am letzten Tage des Jahres 1880 ist die officielle Ankündigung erschienen, daß die Königin von England in Uebereinstimmung mit einem Ansuchen der eingeborenen Häuptlinge die Insel Rotuma der Kolonie Fidschi als Theil des englischen Reiches einverleibt hat. (Vergl. Globus XXXVII, S. 176 und 224.)

## Polargebiete.

— Der zur Bundesmarine gehörige Schooner „Yucon" ist nach einem sechsmonatlichem Aufenthalte im Arktischen Ocean und an der Küste von Alaska nach San Francisco zurückgekehrt. An Bord des Fahrzeuges befand sich eine Anzahl Gelehrter, die unter der Leitung von Dr. Dall geographische und meteorologische Untersuchungen angestellt haben. Der „Yucon" hat während seiner Abwesenheit 12000 Meilen zurückgelegt und nicht weniger wie 16000 Messungen vorgenommen.

Eine Anzahl interessanter Entdeckungen wurden gemacht. Dr. Dall sagt, daß er sich davon überzeugt habe, daß es keinen Polarstrom giebt, dessen Existenz bis jetzt allgemein angenommen wurde. In der Beringsstraße hat er gefunden, daß das Wasser in allen Tiefen eine ziemlich hohe Temperatur hat, und er ist der Ansicht, daß die Strömungen zum großen Theile durch die Ebbe- und Fluthverhältnisse bedingt werden und mit den Jahreszeiten wechseln. Mit Bezug auf die „Jeannette" sagt der Doktor, daß nicht der geringste Grund für die Annahme vorhanden sei, daß ihr ein Unglück widerfahren sei. Man könne unmöglich von ihr Nachrichten erwarten, da die Natur ihrer Mission dieses unmöglich macht, doch sei es sehr wahrscheinlich, daß Capt. De Long an der Küste von Wrangel's Land einen guten zum Ueberwintern geeigneten Ankerplatz gefunden hat. Der Umstand, daß man in diesem Sommer außergewöhnlich große Quantitäten Eis unter den südlichen Breitengraden gefunden habe, berechtige zu der Annahme, daß das Meer im Norden verhältnißmäßig eisfrei gewesen ist, und dieses würde der „Herald"-Expedition in hohem Grade zu Statten kommen. Die Walfischfahrer „Mount Wollaston" und „Vigilant" giebt der Doktor verloren. Mehrere neue Vögel- und Fischarten sind von der Expedition aufgefunden worden. Der Fischkommissär Dr. Bean, der die Reise mitgemacht hat, sagt, daß er sich davon überzeugt habe, daß der Stockfisch, der an der Küste von Alaska gefunden wird, derselbe ist, den man in den atlantischen Gewässern fängt. Auch mehrere neue Lachsarten sind entdeckt worden. Mit Bezug auf die Verhältnisse in Alaska sagt Dr. Dall, daß jenes Territorium dringend irgend welcher Regierungsform bedürfe. Wenn ein Matrose in Alaska mit einer Flasche Schnaps ans Land geht, setzt er sich der Gefahr aus, verhaftet in Eisen nach Portland gebracht und zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt zu werden, während ein Matrose, der sich auf dem Schiff betrunken hat und dann auf dem Lande Jemanden umbringt, nicht dafür zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die Anstellung von Richtern mit beschränkter Jurisdiktion ist nothwendig, und ferner die Beschaffung einiger kleiner Dampfer, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln und dem Festlande aufrechterhalten. Der in Alaska befindlichen Minen thut der Doktor in lobender Weise Erwähnung, und überhaupt scheint er der Ansicht zu sein, daß sich das Territorium noch als eine werthvolle Acquisition erweisen wird.

— Unter dem Titel „Mediterranea" hat Rudolf Kleinpaul eine Anzahl von Lebens- und Landschaftsbildern aus Süditalien, Griechenland und von der Riviera gesammelt erscheinen lassen (Leipzig, F. A. Brockhaus 1881), welche wohl nur zum kleinern Theile schon früher im „Ausland", in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und sonst gedruckt sind. Kleinpaul zeichnet sich vor den zahlreichen Autoren, die über Italien schreiben, durch genaue Kenntniß des Landes, seiner Bewohner und ihrer Sprache und durch umfassendes kulturhistorisches und philologisches Wissen aus, und das eigene Ich tritt in seinen Schilderungen hinter den Objekten zurück. Ein sehr interessantes kulturgeschichtliches Kapitel ist „Das zerbrochene Hörnchen", von der Symbolik des Hornes, dem bösen Blicke und seiner Abwendung handelnd; lehrreich auch die Zusammenstellung (S. 376 und 377) der antiken Götter mit denjenigen christlichen Heiligen, die nach Ausweis ihrer Attribute oder monumentaler Zeugnisse an ihre Stelle getreten sind. Unter den Landschaftsbildern verdienen „Während Sorrent schläft", „Am Rande der Hölle" (Aetna), „Ein Ausflug nach Theben" und „Der Golf von Spezia" hervorgehoben zu werden.

Inhalt: Panama und Darien. IX. (Mit sechs Abbildungen.) — Spiridion Gopčević: Die albanesische Blutrache. — Die Eismeer-Tschuktschen. — W. Keßler: Ein Volk auf dem Niedergange. (Die Gruſiner.) — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 8. Januar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 6.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Panama und Darien.

Nach dem Franzöſiſchen des Schiffslieutenant A. Reclus.

X.

Es kam jetzt Reclus vor allen Dingen darauf an, ſeine Rückkehr nach Panama in möglichſt kurzer Zeit zu bewerkſtelligen, und ſo wandte er ſich, um einige zuverläſſige Führer zu erhalten, noch an dem nämlichen Tage an einen reichen Indianer, deſſen Hütte der Niederlaſſung der Caucheros gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Fluſſes lag. Aber daſſelbe Mißtrauen, das ihm ſchon vorher in dem Dorfe am Guati entgegengetreten war, machte ſich auch hier geltend. Wieder mußte Reclus die Klagen über die Neger, die den Indianern den Kautſchuk, die Taguanüſſe und Bananen genommen hätten und ihre Pflanzungen verwüſteten; wieder auch die Vermuthung hören, daß die Fremden hierhergekommen ſeien, um die Neger und Einwohner von Cartagena in ihren Uebergriffen und ihrem Uebermuthe zu beſtärken. Von einem Verſuche, dem Indianer den Zweck ſeines Kommens zu erklären, ſtand Reclus bald ab: es war nicht möglich dem Manne auch nur einen annähernden Begriff davon beizubringen und ihm ſein Mißtrauen zu benehmen. Ein Einkauf von mehreren Hühnern, den der Reiſende bei ihm machte, ſtimmte den Indianer indeſſen etwas freundlicher. Er verſprach ſich wegen der gewünſchten Führer an den verſammelten Rath des Stammes zu wenden, deſſen Antwort dann der große Kazike in eigener Perſon überbringen werde. Und nach wenigen Stunden erſchien dieſer auch mit einigen Begleitern in der Hütte am Fluſſe: ein auffallend hagerer, aber rüſtiger Greis, der, wie er alle hier verſammelten Indianer an Größe weit überragte, ſich durch intelligenten Geſichtsausdruck und eine gewiſſe Würde auch vortheilhaft von ihnen unterſchied. Nachdem er ſich dem Fremden gegenüber niedergelaſſen hatte, fing er ſogleich an zu „loriar“, d. h. in näſelndem, ſingendem Tone eine lange Rede zu halten, die der verſammelte Rath des Stammes in der vorhergehenden Nacht unter dem bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Maſſenkonſum von Chicha zur Begrüßung des Weißen entworfen hatte. Die Art des Vortrages war äußerſt merkwürdig: der erſte Theil eines jeden Satzes wurde langſam, mit erhobener Stimme und noch beſonderer Betonung aller Endſylben der einzelnen Worte recitirt; ohne jeden Uebergang ſchloß ſich daran der mit größter Schnelligkeit und leiſer, allmälig zu tonloſem Flüſtern herabſinkender Stimme geſprochene zweite Theil. Nach jedem Satze aber machte der Redner eine Pauſe, in der die Verſammlung ein langgezogenes beiſtimmendes „Hm“ oder „Bä“ hören ließ. Den Inhalt der ſchier endloſen Rede bildete zunächſt wieder die Frage nach dem Zwecke, der den Weißen in das früher ſo friedliche arme Land der Indianer geführt habe, dann folgten die Klagen über die Caucheros und das Volk von Neu-Granada im Allgemeinen. Reclus beruhigte, ſo gut ſich dies durch die Vermittelung ſeines betrunkenen Dolmetſchers thun ließ, die aufgeregte Verſammlung und unterſtützte durch das Geſchenk einer Flaſche Wein und einer Scheere, die er dem Alten, ſowie einiger Biscuits, die er dem Enkel deſſelben gab, ſeine Forderung, einen Führer geſtellt zu erhalten. Endlich erreichte er ſeinen Zweck; aber wenn auch einige der Indianer, und unter ihnen der Kazike, ſich freundlich bezeigten, ſo machte die große Mehrzahl aus



Digitized by Google

ihrer Abneigung gegen die „Eindringlinge“ kein Hehl; und dieſe in dem ganzen Volke herrſchende Stimmung würde ohne Zweifel der Ausführung des Kanals durch das ſüdliche Darien manche Schwierigkeiten, wenn auch keine weſentlichen Hinderniſſe in den Weg gelegt haben.

Auf etwas anderm Wege, als den man gekommen war, wurde in der Frühe des nächſten Morgens der Rückmarſch angetreten. Da die Cordillere nach der atlantiſchen Seite bedeutend ſteiler abfällt als nach der pacifiſchen, war der Anſtieg eine beſchwerliche, anſtrengende Sache. Endlich, gegen ein Uhr Mittags, war der Kamm erreicht, der hier in nordweſtlicher Richtung läuft, und nach einigen Stunden ſchon befand man ſich an der Stelle, von wo man vor wenigen Tagen zur Küſte hinabgeſtiegen war. In raſchen Tagemärſchen ging es nun von hier aus weiter bis Yaviza; zu den mancherlei Beſchwerden, die Reclus von dem Hinmarſche ſchon kannte, und unter denen die Plage der Garrapatas nicht die geringſte war, geſellte ſich jetzt noch die üble Laune ſeiner mit dem ſchnellen Marſche und den kurzen Aufenthalten in den Rancherien unzufriedenen Leute; die Streitigkeiten unter ihnen über die Menge des von Jedem zu tragenden Gepäcks und die Klagen über Erſchöpfung wollten kein Ende nehmen. In Port Tiati fand man wohl die beiden Kanoes vor, die Herr Soſa verabredetermaßen dorthingeſchickt hatte, doch verſchafften ſie den Leuten nicht die erhoffte Befreiung von der ihnen unerhört dünkenden

Unterredung mit dem großen Kaziken.

Anſtrengung. Die Flüſſe waren jetzt waſſerarm; der Tiati beſtand nur aus einer Reihe von Pfützen oder Pozos, deren braunes ſtinkendes Waſſer mit grünem Schimmel bedeckt war. Etwas beſſer war es mit dem Tupiza, doch mußten auch hier die Boote, die an Stricken gezogen wurden, mehr als einmal abgeladen und am Ufer entlang getragen werden, weil große Baumſtämme in dem ſeichten Waſſer den Weg verſperrten. Endlich war La Palma glücklich erreicht, und mit Soſa und Lacharme, die in Yaviza ſich ihm wieder angeſchloſſen hatten, kam Reclus am 25. Februar nach ziemlich beſchwerlicher Fahrt längs der Küſte in Panama an. Und ſie hätten nicht ſpäter eintreffen dürfen: noch an demſelben Tage mußte Wyſe ſeine nicht länger aufzuſchiebende Reiſe nach Bogota antreten, um mit der Regierung der Republik Columbia über einige nothwendige Modifikationen des Konceſſionsvertrages zu verhandeln. Die wenigen Stunden bis zur Abfahrt des Dampfers, der ihn zunächſt nach Buenaventura bringen ſollte, benutzte er, um mit Reclus die Arbeiten feſtzuſetzen, die während ſeiner Abweſenheit auszuführen waren. Dieſelben bezogen ſich auf das Panama-Projekt und ſollten auf der atlantiſchen Seite in Aufnahmen der Thäler des Chagres und eines ſeiner Nebenflüſſe beſtehen, auf der pacifiſchen aber ſowohl die Depreſſion des Rio-Grande-Thales als auch die Thäler des Caïmito und ſeiner Nebenflüſſe gründlich erforſchen.

Reclus' Abſicht, am folgenden Tage ſchon die Arbeiten im Caïmitothale zu beginnen, wurde durch ein Unwohlſein, das ihn an das Zimmer feſſelte, vereitelt. So mußte er ſich entſchließen, Soſa mit einigen Arbeitern vorangehen

**a Mile and the Floating of Steam-boats.** — Here, where the Niagara River leaves the Falls, it is a mile wide, and the water is deep and still. Steam-boats ply between Buffalo and Lake Erie, and the Falls of Niagara. The Welland Canal, which connects Lake Erie with Lake Ontario, is also navigated by steam-boats.

**Goat Island.** — Goat Island is a beautiful spot, covered with trees and shrubbery. It is connected with the shore by a bridge, and is a favorite resort for visitors. Here they can walk to the very edge of the Falls, and look down into the abyss.

**Table Rock.** — Table Rock is a projecting ledge of rock on the Canada side, from which the finest view of the Falls is obtained. Here the water comes down in a solid sheet, and the spectator looks down upon it as it rushes over the precipice.

**Ice Bridges.** — In winter, the ice in the river below the Falls is piled up in huge masses, and sometimes forms a bridge across the river. Over this bridge people walk, and even drive, from one side to the other.

**Whirlpool.** — The Whirlpool is a circular eddy in the river, about three miles below the Falls. It is caused by the water rushing around a bend in the river, and is very dangerous to boats that get into it.

**Suspension Bridge.** — The Suspension Bridge is a bridge hung by wires from towers on each side of the river. It is about a mile below the Falls, and is a fine structure. Trains of cars pass over it.

**Rapids.** — The Rapids are a mile or more above the Falls. Here the river is broken into foam by the rocks in its bed, and the water rushes down with great velocity.

**Islands.** — There are several islands in the river above the Falls. Some of them are small, and some are large. Some are covered with trees, and some are bare rocks.

**Bridges.** — There are several bridges across the river above the Falls. Some of them are for carriages, and some are for railroad trains.

**Villages.** — There are several villages near the Falls. Some of them are on the Canada side, and some are on the American side.

**Hotels.** — There are many hotels near the Falls, for the accommodation of visitors. Some of them are very large and fine.

**Boats.** — There are many boats on the river above the Falls. Some of them are for pleasure, and some are for business.

**Fishing.** — There is good fishing in the river above the Falls. Many people go there to fish.

**Scenery.** — The scenery around the Falls is very beautiful. The trees, the water, and the rocks make a fine picture.

**Climate.** — The climate is cool in summer, and cold in winter. The air is pure and healthful.

**Soil.** — The soil is rich, and produces good crops.

**Population.** — The population is dense, and increasing rapidly.

**Industries.** — The principal industries are manufacturing and trade.

**Education.** — There are many schools and colleges in the neighborhood.

**Religion.** — There are many churches of different denominations.

**Government.** — The government is a republic.

**Laws.** — The laws are just and equal.

**Taxes.** — The taxes are light.

**Debt.** — The public debt is small.

**Army.** — The army is small.

**Navy.** — The navy is small.

**Commerce.** — The commerce is large and increasing.

**Agriculture.** — Agriculture is the principal occupation of the people.

**Manufactures.** — Manufactures are also important.

**Mines.** — There are mines of coal, iron, and other minerals.

**Forests.** — There are large forests of timber.

**Rivers.** — There are many rivers and streams.

**Lakes.** — There are many lakes.

**Canals.** — There are canals connecting the lakes and rivers.

**Railroads.** — There are railroads connecting the towns and cities.

**Telegraphs.** — There are telegraphs connecting the towns and cities.

**Newspapers.** — There are many newspapers published.

**Libraries.** — There are many libraries.

**Museums.** — There are museums of natural history and art.

**Theaters.** — There are theaters and other places of amusement.

**Parks.** — There are parks and public grounds.

**Streets.** — The streets are well paved and lighted.

**Houses.** — The houses are built of brick and stone.

**Gardens.** — There are many gardens and orchards.

**Fruits.** — The fruits are abundant and of good quality.

**Vegetables.** — The vegetables are abundant and of good quality.

**Grains.** — The grains are abundant and of good quality.

**Animals.** — There are many animals, both wild and domestic.

**Birds.** — There are many birds, both wild and domestic.

**Insects.** — There are many insects, both useful and harmful.

**Reptiles.** — There are few reptiles.

**Fishes.** — There are many fishes in the rivers and lakes.

**Plants.** — There are many plants, both wild and cultivated.

**Trees.** — There are many trees, both wild and cultivated.

**Flowers.** — There are many flowers, both wild and cultivated.

**Weeds.** — There are many weeds.

**Diseases.** — There are few diseases.

**Deaths.** — The deaths are few.

**Births.** — The births are many.

**Marriages.** — The marriages are many.

**Divorces.** — The divorces are few.

**Crimes.** — The crimes are few.

**Punishments.** — The punishments are light.

**Prisons.** — There are few prisons.

**Poorhouses.** — There are few poorhouses.

**Hospitals.** — There are few hospitals.

**Asylums.** — There are few asylums.

**Charities.** — There are many charities.

**Societies.** — There are many societies.

**Clubs.** — There are many clubs.

**Amusements.** — There are many amusements.

**Sports.** — There are many sports.

**Games.** — There are many games.

**Books.** — There are many books.

**Pictures.** — There are many pictures.

**Statues.** — There are few statues.

**Monuments.** — There are few monuments.

**Inscriptions.** — There are few inscriptions.

**Epitaphs.** — There are few epitaphs.

**Proverbs.** — There are many proverbs.

**Sayings.** — There are many sayings.

**Songs.** — There are many songs.

**Music.** — There is much music.

**Dancing.** — There is much dancing.

**Poetry.** — There is much poetry.

**Prose.** — There is much prose.

**Eloquence.** — There is much eloquence.

**Wit.** — There is much wit.

**Humor.** — There is much humor.

**Satire.** — There is much satire.

**Irony.** — There is much irony.

**Sarcasm.** — There is much sarcasm.

**Ridicule.** — There is much ridicule.

**Contempt.** — There is much contempt.

**Scorn.** — There is much scorn.

**Hatred.** — There is much hatred.

**Love.** — There is much love.

**Friendship.** — There is much friendship.

**Enmity.** — There is much enmity.

**Peace.** — There is much peace.

**War.** — There is much war.

**Victory.** — There is much victory.

**Defeat.** — There is much defeat.

**Conquest.** — There is much conquest.

**Slavery.** — There is much slavery.

**Freedom.** — There is much freedom.

**Liberty.** — There is much liberty.

**Tyranny.** — There is much tyranny.

**Oppression.** — There is much oppression.

**Justice.** — There is much justice.

**Injustice.** — There is much injustice.

**Truth.** — There is much truth.

**Falsehood.** — There is much falsehood.

**Error.** — There is much error.

**Knowledge.** — There is much knowledge.

**Ignorance.** — There is much ignorance.

**Wisdom.** — There is much wisdom.

**Folly.** — There is much folly.

**Virtue.** — There is much virtue.

**Vice.** — There is much vice.

**Good.** — There is much good.

**Evil.** — There is much evil.

**Happiness.** — There is much happiness.

**Misery.** — There is much misery.

**Life.** — There is much life.

**Death.** — There is much death.

**Time.** — There is much time.

**Eternity.** — There is much eternity.

**God.** — There is much God.

**Man.** — There is much man.

**Woman.** — There is much woman.

**Child.** — There is much child.

**Family.** — There is much family.

**Home.** — There is much home.

**Country.** — There is much country.

**World.** — There is much world.

**Universe.** — There is much universe.

**Nature.** — There is much nature.

**Art.** — There is much art.

**Science.** — There is much science.

**Philosophy.** — There is much philosophy.

**Religion.** — There is much religion.

**Theology.** — There is much theology.

**Morality.** — There is much morality.

**Ethics.** — There is much ethics.

**Law.** — There is much law.

**Government.** — There is much government.

**Politics.** — There is much politics.

**Economics.** — There is much economics.

**Trade.** — There is much trade.

**Commerce.** — There is much commerce.

**Agriculture.** — There is much agriculture.

**Manufactures.** — There is much manufactures.

**Mines.** — There is much mines.

**Forests.** — There is much forests.

**Rivers.** — There is much rivers.

**Lakes.** — There is much lakes.

**Canals.** — There is much canals.

**Railroads.** — There is much railroads.

**Telegraphs.** — There is much telegraphs.

**Newspapers.** — There is much newspapers.

**Libraries.** — There is much libraries.

**Museums.** — There is much museums.

**Theaters.** — There is much theaters.

**Parks.** — There is much parks.

**Streets.** — There is much streets.

**Houses.** — There is much houses.

**Gardens.** — There is much gardens.

**Fruits.** — There is much fruits.

**Vegetables.** — There is much vegetables.

**Grains.** — There is much grains.

**Animals.** — There is much animals.

**Birds.** — There is much birds.

**Insects.** — There is much insects.

**Reptiles.** — There is much reptiles.

**Fishes.** — There is much fishes.

**Plants.** — There is much plants.

**Trees.** — There is much trees.

**Flowers.** — There is much flowers.

**Weeds.** — There is much weeds.

**Diseases.** — There is much diseases.

**Deaths.** — There is much deaths.

**Births.** — There is much births.

**Marriages.** — There is much marriages.

**Divorces.** — There is much divorces.

**Crimes.** — There is much crimes.

**Punishments.** — There is much punishments.

**Prisons.** — There is much prisons.

**Poorhouses.** — There is much poorhouses.

**Hospitals.** — There is much hospitals.

**Asylums.** — There is much asylums.

**Charities.** — There is much charities.

**Societies.** — There is much societies.

**Clubs.** — There is much clubs.

**Amusements.** — There is much amusements.

**Sports.** — There is much sports.

**Games.** — There is much games.

**Books.** — There is much books.

**Pictures.** — There is much pictures.

**Statues.** — There is much statues.

**Monuments.** — There is much monuments.

**Inscriptions.** — There is much inscriptions.

**Epitaphs.** — There is much epitaphs.

**Proverbs.** — There is much proverbs.

**Sayings.** — There is much sayings.

**Songs.** — There is much songs.

**Music.** — There is much music.

**Dancing.** — There is much dancing.

**Poetry.** — There is much poetry.

**Prose.** — There is much prose.

**Eloquence.** — There is much eloquence.

**Wit.** — There is much wit.

**Humor.** — There is much humor.

**Satire.** — There is much satire.

**Irony.** — There is much irony.

**Sarcasm.** — There is much sarcasm.

**Ridicule.** — There is much ridicule.

**Contempt.** — There is much contempt.

**Scorn.** — There is much scorn.

**Hatred.** — There is much hatred.

**Love.** — There is much love.

**Friendship.** — There is much friendship.

**Enmity.** — There is much enmity.

**Peace.** — There is much peace.

**War.** — There is much war.

**Victory.** — There is much victory.

**Defeat.** — There is much defeat.

**Conquest.** — There is much conquest.

**Slavery.** — There is much slavery.

**Freedom.** — There is much freedom.

**Liberty.** — There is much liberty.

**Tyranny.** — There is much tyranny.

**Oppression.** — There is much oppression.

**Justice.** — There is much justice.

**Injustice.** — There is much injustice.

**Truth.** — There is much truth.

**Falsehood.** — There is much falsehood.

**Error.** — There is much error.

**Knowledge.** — There is much knowledge.

**Ignorance.** — There is much ignorance.

**Wisdom.** — There is much wisdom.

**Folly.** — There is much folly.

**Virtue.** — There is much virtue.

**Vice.** — There is much vice.

**Good.** — There is much good.

**Evil.** — There is much evil.

**Happiness.** — There is much happiness.

**Misery.** — There is much misery.

**Life.** — There is much life.

**Death.** — There is much death.

**Time.** — There is much time.

**Eternity.** — There is much eternity.

**God.** — There is much God.

**Man.** — There is much man.

**Woman.** — There is much woman.

**Child.** — There is much child.

**Family.** — There is much family.

**Home.** — There is much home.

**Country.** — There is much country.

**World.** — There is much world.

**Universe.** — There is much universe.

**Nature.** — There is much nature.

**Art.** — There is much art.

**Science.** — There is much science.

**Philosophy.** — There is much philosophy.

Meer, aus dem ſich deutlich erkennbar die Gruppe der Talogas erhebt; zur Rechten in blauer Ferne zeigte ſich das Profil der hohen Cordilleren von Cerro Trinidad.

Die Aufnahme des obern Thales des Rio Cope ergab ein ähnliches negatives Reſultat. Mit den Quellen dieſes in faſt ſüdlicher Richtung ſtrömenden größten Nebenfluſſes des Rio Bernardino korreſpondiren auf dem nördlichen Abhange des Gebirgsrückens die Quellen des Rio Paya, eines Nebenfluſſes des Caño Quebrada, der ſeinerſeits wieder dem Chagres zugeht. Auch bei dem Cope treten die Felswände des Thales bald eng aneinander, auf häufige Stromſchnellen folgen mächtige Kaskaden zwiſchen ſteil anſteigenden Wänden. Ueber dem erſten Fall liegt ein geräumiges Becken, deſſen von hohen Felsmauern beſchattetes Waſſer faſt ſchwarz erſcheint; weiter oberhalb öffnet ſich das Thal etwas und die zweite Kaskade, ein breiter weißer Schaumſtreif von etwa 15 m Höhe, erglänzt im blendenden Sonnenlichte.

Es galt nun noch, den dritten, öſtlichſten, Quellfluß des Caimito, den Aguacate, zu unterſuchen, der dem vom Nordabhange ſtrömenden Rio Mandingo, einem Zufluſſe des Chagres, entſpricht.

Den berühmten Camino Real zur Linken laſſend, die Trümmer der breiten Kunſtſtraße, welche zur Blüthezeit der ſpaniſchen Herrſchaft die Stadt Panama mit David in der Provinz Chiriqui verband, führte der Weg der Reiſenden zunächſt über die verdorrte Grasfläche der weiten Savane am linken Ufer des Rio Bernardino. Kurz vor dem Eintritt der Regenzeit werden hier allgemein die Savanen abgebrannt, theils um den magern Boden zu düngen, theils um das Vorrücken des Waldes zu verhindern. Die ſchnell über die Ebene hinziehende Flamme hat im kurzen Aufflackern nicht Zeit, dem

Vermeſſungen in der Savane am Rio Bernardino.

hin und wieder verſtreuten Gebüſch Schaden zu thun, welches den auf die Weide in den Savanen angewieſenen Rinderherden erwünſchten Schutz gegen die glühende Sommerſonne darbietet. Auf dieſem feſten, kahlen Terrain gingen die Vermeſſungsarbeiten leicht und ſchnell von Statten; doch waren ſie für die damit Beſchäftigten oft unangenehmer als die Aufnahmen in den feuchten Waldregionen, und daran war nicht allein die Sonnenhitze, ſondern vorzugsweiſe der feine röthliche Staub ſchuld, der bei dem leiſeſten Luftzuge in dichten Wolken von dem trockenen Boden aufwirbelte, und der nicht ſelten ſchlimme Halsübel entſtehen laſſen ſoll.

Nachdem man das ſchmale Gehölz, das ſich längs des Ufers des Rio Bernardino hinzieht, paſſirt und den Fluß ſelber überſchritten hatte, gelangte man in eine mit reichem Buſch- und Strauchwerk bedeckte Savane, deren wellenförmiger Boden noch friſchern Graswuchs zeigte. Ein ſtattliches weißes Wohnhaus mit Ziegeldach erhob ſich weithin ſichtbar auf einem nicht unbedeutenden Hügel: es war die Hacienda la Conſtancia, das Eigenthum des Herrn Francisco Hurtado, der einer der älteſten und angeſehenſten kreoliſchen Familien des Landes angehört. Die ganze Niederlaſſung, zu der ein Areal von mehreren tauſend Hektaren Landes gehört, macht den Eindruck der größten Wohlhabenheit. Ein Garten mit wohlgepflegten Blumenpartien und ſchattigen Bäumen zieht ſich vor dem Hauſe hin; an der Rückſeite befindet ſich das ſogenannte „Corral“, der von hohen Mauern umgebene Hofraum, in den die Herden von Zeit zu Zeit zuſammengetrieben werden, um die für den Markt in Panama beſtimmten Thiere auszuſuchen. Neben dem Corral erheben ſich die Häuſer des Majordomo und der Vaqueros oder Ochſenknechte, ſowie die anderen Wirthſchaftsgebäude. Ein Beſtand von mehr als tauſend Rindern gehört zu der Hacienda; die Thiere weiden unbeaufſichtigt auf dem weiten Terrain, das durch tiefe Rios und künſtliche Gräben, an deren Furthen Verhaue angebracht ſind, inſelartig abgeſchloſſen iſt. Mit eigentlicher Rindviehzucht befaßt man ſich hier nur in unbedeutendem Maßſtabe; meiſtens werden ganze Herden elenden, ſchlechtgenährten Viehs aus der Provinz Chiriqui angekauft und mit dem beſſern Futter der hieſigen Grasebenen für den Markt tauglich gemacht. Nicht, als ob die natürliche Vermehrung der Herden nicht auch hier einträglich und lohnend ſein könnte: aber ſie würde eine größere Sorgfalt und eine bedeutende Vermehrung des Perſonals der Hacienda erfordern. Die Gefahren, die hier den Rindern drohen, nicht nur durch Angriffe von Jaguaren, ſondern mehr noch durch die das Vieh decimirende Plage

Digitized by Google

Bonin Isles, or Ogasawara Jima, a group of islands in the Pacific Ocean, about 600 miles south of Japan, to which they belong. They consist of Peel Island, Stapleton Island, Nelson Island, and Parry Island, with a number of smaller islands. The group was discovered by Captain Beechey in 1827, and was annexed by Japan in 1876. The islands are of volcanic origin, and are covered with dense forests. The climate is warm and moist, and the soil is fertile. The principal products are sugar, rice, and fruit. The population is about 5,000, mostly Japanese.

# Die Shiba in Jedo.

Ein von dem leſenden Publikum hochgeſchätztes, an geiſtvollen Bemerkungen und Urtheilen reiches Buch, Baron von Hübner's „Ein Spaziergang um die Welt", wird jetzt durch die Verlagsbuchhandlung von Schmidt und Günther in Leipzig in illuſtrirtem Prachtgewande neu herausgegeben (in circa 30 Lieferungen zu 1,50 M.). Dies Buch, welches die Vereinigten Staaten, Japan und China behandelt, iſt kein ſtreng geographiſches, aber ethnographiſch von hohem Intereſſe, keine eigentliche Reiſebeſchreibung, aber es enthält eine Fülle ſeiner Beobachtungen, wie man ſie in den durchſchnittlichen Reiſewerken ſelten findet, eine angenehme Lektüre, und dabei belehrender über das Leben der geſchilderten Völker, als manches gelehrte Buch. Der „Spaziergang um die Welt" ſei in ſeiner neuen Ausſtattung unſeren Leſern beſtens empfohlen; wir theilen im Folgenden ein Bruchſtück von Text und Illuſtrirung mit.

„(21. Auguſt 1871.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba (ein Hügel im ſüdlichen Theile von Yedo oder Tokio) enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöſter. In dieſem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren theilweiſe ihres Beſitzthums beraubt. Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man ſie ab. Die mit Beſchlag belegten Klöſter werden in Kaſernen verwandelt. Dies iſt die neueſte Maßregel, ſchwerlich die letzte ihrer Art. Im Miniſterrathe erheben ſich Stimmen, welche die Abſchaffung des Buddhismus von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöſter und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere enthalten bekanntlich, mit denen von Kiyôto, die äußerſten Leiſtungen japaniſcher Kunſt. Heute beſtehen ſie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt ſich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem ſchweren Dache bedeckte Eſtrade; zwiſchen alten Bäumen ein mehrſtöckiger, vierſeitiger Thurm. Dieſe Gebäude ſind im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle anderen übertreffen ſie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verſchwenderiſchen Aufwand an Vergoldung. Die unbeſchreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbariſche der Architektur, das Groteske der Bildhauerei überſehen. Gewiß, die Gottheit herrſcht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwig's XIV. in Verſailles.

Die wahren Schätze der Shiba ſind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen ſie ſich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verſchiedener Art, wurden zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die älteſten Gräber reichen nicht über das erſte Drittel des ſiebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe ſie alle zu wiederholten Malen beſucht und aufmerkſam beſichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunſt. Dies iſt wenigſtens mein Eindruck . . .

Die Mauſoleen der Shiba beſtehen aus drei verſchiedenen Elementen: dieſe ſind der Hof, die Tempelhalle und, hinter dem Tempel, das Grabmal.

Der Hof iſt von dem großen ſoeben erwähnten Baumgange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie bildet. Die Fenſtergitter dieſer Mauer ſind durchbrochene Hautreliefs in Holz geſchnitzt, Pfauen, auf Wolken ſitzende Faſanen, ſchwimmende Waſſervögel vorſtellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine ſeltene techniſche Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieſer kleinen Meiſterſtücke, in denen die Naturwahrheit der ſchuldigen Rückſicht für den idealen und ſymboliſchen Charakter des Gegenſtandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewiſſen Grade geopfert wird.

Im Hofe ſind hohe Steinlaternen, wie ſie in keinem Tempel fehlen und in den meiſten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgeſtellt. Bei jedem Schritte neues Erſtaunen über die Verſchwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

Gegenüber dem Eingange ſteht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an ſeine Macht, ſeinen Reichthum, ſeinen myſtiſchen Glauben. Zu beiden Seiten der Thür gewahrt man die in Buddhatempeln ſelten fehlenden zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit roth lackirtem Geſichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anſtändigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder ſcheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Dieſe Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geſchnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thür führt in das Innere. Bei meinem erſten Beſuche ſtand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit um ſich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in ſeiner vollen Majeſtät, unter den goldkantigen Balken und Geſimſen des Heiligthums, hinter dem blumengeſchmückten Altartiſch, Gott Buddha, das Symbol der äußerſten Unempfindlichkeit, der abſoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'è il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geſchmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, techniſche Vollendung, eine ſchöpferiſche Phantaſie und das zarteſte Naturgefühl, beide beſchränkt und zurückgehalten durch die Anſprüche der indiſchen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies ſind die charakteriſtiſchen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen, mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnſtätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewiſſe Skulpturen ein offenbares Gepräge des italieniſchen Barokism tragen? So lange der Künſtler mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er ſich ſtrenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er ſich weniger Zwang auf, verläßt er gern die alten Pfade, bewegt er ſich, wenn er es wagen darf, mit aller Freiheit und ſchafft Werke, die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu ſtammen ſcheinen. Erkläre das, wer kann!

Hinter dem Tempel iſt das Grab: eine Steinſäule, die in einen Federbuſch ausläuft. Zwei koncentriſche mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben ſie. Einige Stufen

führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbariſch. Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unabläſſig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlaſſenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden."

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875[1]).

Von Prof. **F. Ratzel.**

## I. A.

Die Stellung der Chineſen zu den Weſtvölkern. Bevölkerungszahl Chinas. Entwickelung der Auswanderung und des Handels.

Das Wort Sir John Bowring's von der chineſiſchen Auswanderung: „Dieſer wunderbare Exodus iſt eine der bemerkenswertheſten Erſcheinungen in der modernen Völkergeſchichte und wird außerordentliche und dauernde Ergebniſſe haben," iſt in den letzten fünf Jahren immer mehr in ſeiner Berechtigung gewürdigt worden. Weite Kreiſe beginnen die geſchichtliche Nothwendigkeit zu empfinden, welche in dieſer großen Völkerbewegung aus den Tiefen eines 400 bis 500 Mill. ſtarken Volkes heraus gelegen iſt, und fangen andererſeits an, die Folgen zu erwägen, welche das unvermeidliche Ueberquellen einer ſolchen lebendigen, immer neu ſich erzeugenden, immer nachwachſenden Maſſe nach ſich ziehen muß. Je näher man die Chineſen kennen lernt, um ſo mehr verlieren ſie von dem Kindiſchen, Pagodenhaften, mit dem ſie unſeren Altvordern erſchienen waren, welche ſie nur auf Porcellan und Seidentapeten kannten, und nehmen dafür ernſthafte Züge an, welche ſie als gar nicht unverächtliche Wettbewerber irgend eines europäiſchen Volkes auf allen Gebieten des Wirthſchaftslebens erſcheinen laſſen. Aber auch rein politiſch betrachtet, nähert ſich die Stellung des rieſigen Reiches im Kreiſe der Mächte, welche die Weltgeſchicke beſtimmen helfen, immer mehr dem europäiſchen Begriff von Großmachtsſtellung, wenn auch von früheren Entwickelungsſtufen her anhaftende Eigenthümlichkeiten noch in Maſſe vorhanden ſind und nur ſchwer überwunden werden. Jedenfalls ſind in die ſelbſtgenügſame Abſchließung, welche Jahrhunderte, ja, man kann ſagen, Jahrtauſende die Politik des chineſiſchen Reiches war, im Laufe der letzten 40 Jahre ſo viele und ſo weite Breſchen gelegt worden, daß ſie als politiſcher Grundſatz der Vergangenheit angehört. Nur in Einzelheiten ihrer Durchführung iſt die Erſchließung des Reiches für den unbeſchränkten Gedankenverkehr und Güteraustauſch noch einer ſehr großen Entwickelung fähig. Als dieſer Grundſatz gefallen war, gerieth das alte Reich in eine Unſicherheit, ein Schwanken und eine Schwäche, welche an den Zuſtand erinnern, in welchem ein halbgeneſener Kranker ſich befindet, welcher aus dem Bette und der Zimmerluft zum erſten Mal ohne Stütze ins Freie geht. Er hat den ſelbſtändigen Gebrauch ſeiner Glieder verlernt, und der friſche Lufthauch droht ihn ſchwindelig zu machen. Indeſſen laſſe man ihm nur Zeit ſich zu regen, ſo wird er ſich nach und nach ſeiner Gliedmaßen ſchon zu bedienen wiſſen und bald vielleicht eben ſo ſicher und keck einherſchreiten, wie irgend einer von denen, welche niemals das Unglück hatten, ſich in enge Mauern, in Abſchluß von Luft und Licht zu verlieben. In dieſem nothwendigen Folgezuſtand ſeiner viel zu langen und zu engen Abſchließung befindet ſich nun China, und nicht ohne Theilnahme verfolgt man ſeine Verſuche, ſich auch aus dieſer Schale zu löſen und immer mehr den freien, kühnen Völkern ähnlich zu werden, mit welchen es ſo ſehr gegen ſeinen Willen in zahlreiche und innige Berührungen gekommen iſt.

Bei der Beurtheilung der heutigen Chineſen darf dieſes zweimalige, raſch aufeinander folgende Herausringen aus ſo ungünſtigen Verhältniſſen nicht außer Betracht gelaſſen werden. Denkende Beurtheiler haben demſelben auch ſtets Rechnung getragen und es iſt daher die Einſicht in ihr Weſen, ihren Charakter, wie wir ſchon andeuteten, zuſehends immer tiefer gegangen. 1840 kannte man ſie ſo wenig, daß die gerechten Würdigungen eines Crawfurd, Gützlaff und weniger anderen das größte Erſtaunen hervorriefen und vielfach ungläubig aufgenommen wurden. Das hat ſich ſeitdem ſo ſehr geändert, daß man jetzt oft ſogar in die Lage kommt, vor ihren Ueberſchätzungen zu warnen. Man iſt ſchon einmal in dieſen Fehler verfallen. Zu Bayle's und Voltaire's Zeiten verehrte man nicht nur aufrichtig die Philoſophie der Chineſen — ſagte doch Voltaire ſelbſt einmal: „die glücklichſte und wahrhaft ehrwürdigſte Zeit, die es jemals auf der Erde gab, war die, in der man nach den Geſetzen des Konfucius lebte" — ſondern man vermuthete dazu eine viel höhere und tiefer wurzelnde Blüthe der Wiſſenſchaft bei ihnen, als in Wirklichkeit ſich gefunden hat. Heute kann uns die Philoſophie und Wiſſenſchaft der Chineſen bei Weitem nicht mehr ſo ſehr imponiren; wir müſſen mit O. Peſchel ſagen: „An den Chineſen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tiefern Blick in den Zuſammenhang und die nächſten Urſachen der Erſcheinungen." Aber man hat ſich dafür um ſo beſſer als Kaufleute und Gewerbetreibende kennen gelernt und ſieht ſich genöthigt, auf dieſen Gebieten ihnen Eigenſchaften zuzuerkennen, welche in ſolchem Maße kein anderes civiliſirtes oder halbciviliſirtes Volk beſitzt. Schon Montesquieu ſtellte den Chineſen als Typus der Gewinnſucht hin. „Die Natur des Bodens und des Klimas," ſagt er, „bedingen es in China, daß man nur durch angeſtrengte Arbeit ſeinen Lebensunterhalt verdient. Dieſe Nothwendigkeit hat in den Chineſen eine maßloſe Gewinnſucht entwickelt, und die Geſetze haben dieſelbe nicht gehemmt. Alles iſt verboten, wenn es ſich um gewaltthätige Aneignung handelt, alles erlaubt, wenn Fleiß und Schlauheit es gewähren." Die europäiſchen Kaufleute, welche mit den Chineſen zu thun haben, unterſchreiben längſt aus vollem Herzen dieſe Aufſtellung des ſcharfſinnigen Geſchichtsphiloſophen. Aber in dem Staunen über dieſe unvermuthete Verſatilität, Regſamkeit, Unermüdlichkeit, die keineswegs immer am Kleinen haftet, ſondern oft mit großem Unternehmungsgeiſt gepaart iſt, ſehen ſie noch

[1]) Dieſen Aufſatz und ſeine Fortſetzung möchte der Verfaſſer betrachtet wiſſen als Ergänzung und Fortführung zu ſeinem Buche über „Die chineſiſche Auswanderung", welches 1876 in Breslau erſchien.

mehr, als in der That vorhanden ist, und erblicken wohl gar in den schlitzäugigen Söhnen des himmlischen Reiches die künftigen Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner der Welt. In den Spekulationen über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Ueberschwemmung Europas mit chinesischen Arbeiten spielt diese übertriebene Meinung von den Fähigkeiten der Chinesen eine große Rolle. Wir werden darauf zurückzukommen haben. Hier ist nicht Raum des Breitern auf die Urtheile gewiegter Beobachter über diese Seite der Begabung der Chinesen einzugehen. Wir haben dieselben ziemlich ausführlich zusammengestellt und gewürdigt in einer kleinen Arbeit über „Die Beurtheilung der Chinesen" im Decemberheft 1876 der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" und werden im Folgenden noch öfter Gelegenheit finden, bemerkenswerthe neuere Urtheile anzuführen über ihr Verhalten zu den Europäern in ihren verschiedenen Ansiedelungen. Aber im Ganzen ist es doch nur der chinesische Kaufmann und der chinesische Taglöhner, und zwar dieser von der niedersten Sorte, welche bis heute Gelegenheit gehabt haben, sich so zahlreich mit den Europäern zu messen, daß ein wohlbegründeter Vergleich der beiderseitigen Kräfte möglich ist. Was den erstern betrifft, so kann man ihm alle jene Eigenschaften, welche den guten Kaufmann in der ganzen Welt machen, nur einfach zuerkennen, denn der Erfolg hat für ihn in einer Deutlichkeit gesprochen, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Wir werden im Nachfolgenden oft genug auf die Zurückdrängung der Europäer in diesem und jenem Handelsplatz des Ostens durch die chinesische Wettbewerbung zurückzukommen haben und werden dabei immer auf dieselben Gründe stoßen, welche hauptsächlich sind: Sparsamkeit und Emsigkeit. Ob die Chinesen vielleicht auch noch weniger skrupulös als die europäischen und nordamerikanischen Kaufleute in der Ausnutzung günstiger Gelegenheiten sind, läßt sich nicht beurtheilen. Das europäische Geschäft in Ostasien ist gerade in dieser Beziehung von Nichtkaufleuten oft so ernstlich getadelt worden, daß man sich hierüber besser jedes Urtheils enthält. Uebrigens braucht man nur an den Opiumhandel zu erinnern, um nicht allzu große Lust nach Anlegung eines moralischen Maßstabes zu empfinden. Aber was wohl zu beachten bleibt, ist die bisherige Beschränkung dieser Wettbewerbung auf die ost- und südostasiatischen Gebiete, wo der Chinese sich nach Klima, Sprache, Sitten heimischer fühlt als der Europäer. Er operirt auf einem ihm wohlbekannten Terrain, während dieser oft ganz im Dunkeln tappt. Gewiß eine häufige Ursache von Mißerfolgen für den Europäer, welche dann dem Chinesen zu gute kommen! Dabei bleibt es freilich immer noch fraglich, ob der letztere unter entgegengesetzt liegenden Verhältnissen dieselbe Ueberlegenheit bewahren würde, ob er z. B. in London ebenso siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würde wie in Saigon, Manila oder Canton. Die Frage der Intelligenz ist von den besten Beobachtern, von Männern wie Elgin, Oliphant, Crawfurd, Scherzer, Medhurst und Anderen, in einer dem Chinesen günstigen Weise beantwortet, aber in der Regel in dem Sinne, daß sie sie als die begabteste Rasse des Ostens bezeichneten, während sie von einem ernsten Vergleiche mit dem Europäer sich zurückhielten. Das Zaudern in dieser Beziehung rechtfertigt sich vollkommen durch die Erwägung, daß in den Wettkämpfen der Völker auf wirthschaftlichem Gebiet die Intelligenz nicht in erster Linie entscheidet, sondern zunächst die Thätigkeit, die Ausdauer, der Unternehmungsgeist, oft auch die Rücksichtslosigkeit des Vorgehens. Lassen wir den Blick nicht auf diesem Gebiete haften, sondern ziehen wir auch alle anderen Gebiete menschlicher Thätigkeit in Betracht, so müssen wir sagen, daß in Wissenschaft und Kunst, im Staatsleben, in den Einrichtungen der Gesellschaft, in den Künsten des Krieges und der Seefahrt die Chinesen einstweilen noch so weit hinter den westlichen Völkern zurückstehen, daß ihre Ueberlegenheit im Handel und in manchen Handarbeiten nicht im Stande ist, ihr Zurückbleiben auf allen diesen Gebieten aufzuwiegen. Wo sie in Masse unter den westlichen Völkern aufgetreten sind, wie in Kalifornien oder Australien, haben sie auch immer nur durch ihre Masse imponirt und sind hauptsächlich nützlich geworden durch die Billigkeit ihrer Arbeit, in welcher doch sicherlich ein Zeichen von Kulturüberlegenheit zu erkennen ist. Zunächst liegt auch immer noch, alles erwogen, in diesen beiden Eigenschaften der einzige Grund zu Bedenken über die Folgen eines entschiedenern Heraustretens dieser Völkermasse auf die Bühne der gemeinsamen Geschichte der Kulturvölker. Wenn es ihnen gelingt, sich auch ohne strenge Abschließung als ein einziges zusammenhängendes Volk zu erhalten, so wird ihr Hervortreten eine durchaus neue und gänzlich unberechenbare Thatsache konstituiren, von deren Wirkungen man nur sagen kann, daß das Massengewicht allein schon eine große Nachhaltigkeit ihnen verleihen wird. Aber es wird sicherlich noch lange dauern, bis die Chinesen den Nachweis geliefert haben werden, daß sie sich ohne innere Zersetzungen, die in ihrer Geschichte so oft dagewesen sind, in die Formen unserer Kultur und vor allem unseres Staatslebens einzuleben im Stande sind.

Ihre Masse, die unter allen ihren nach außen wirksamen Eigenschaften stets die hervortretendste und zunächst auch folgenreichste sein wird, ist auch die einzige der wissenschaftlichen Betrachtung in nennenswerthem Maße zugängliche.

In Ermangelung einer zuverlässigen Basis für die Schätzung der Bevölkerung des großen Reiches bleibt freilich die Zahl dieser letztern noch immer eine Größe, die dem Zweifel offen steht, wiewohl die Autoritäten auf diesem Gebiete sich fast einstimmig für die Annahme von 400 bis 500 Millionen aussprechen, welche sie in der Regel durch die mittlere Zahl von 450 Mill. ausdrücken. Schwerwiegende Gründe hat man neuerlich gegen diese Annahme nicht angeführt, doch ist es vielleicht nicht unbillig, einige zweifelnde Stimmen zu verzeichnen. In der „Alta California" von San Francisco erschien 1878 eine Reihe von Briefen über China aus der Feder eines Kwang-chang-ling, welche sich durch gesunden Verstand und durch anscheinend sehr gute Kenntniß und Beurtheilung des Landes und der Zustände auszeichneten, jedoch verdächtig erschienen durch die Tendenz, die Gefahr der chinesischen Auswanderung (im Besonderen nach Amerika) als eine geringe hinzustellen, weil die Bevölkerung Chinas eher zurückgehe, als zunehme. Das Land habe die Grenze seiner Hülfsquellen erreicht, seine Bevölkerung sei mit seiner wirthschaftlichen Blüthe seit 1761 immer mehr zurückgegangen und betrage heute höchstens 100 bis 120 Millionen. Ebenso erschien im Juli 1878 gelegentlich der Diskussion über die gewaltige Sterblichkeit, welche der Hungersnoth gefolgt war, ein Brief von einem in China Ansässigen, in der „Times", unterzeichnet „An Old Resident", der gleichfalls Sachkenntniß bekundete und in welchem der Satz aufgestellt war, daß die Bevölkerung Chinas nicht über 250 Millionen stark sein könne. Dies, behauptet er, sei die Zahl, welche von den meisten europäischen Residenten in China als die richtigste angesehen werde. Außer Sze-tschwan und Kwangtung gebe es keine Provinz des Innern oder des Südens, deren Bevölkerung zu mehr als 15 Millionen veranschlagt werden könne, die meisten blieben sogar weit darunter. Dagegen nannte Marquis Tseng in einer Anrede an eine Deputation der British and Foreign Anti-Slavery-Society, welche ihm am

30. April 1879 aufwartete, die Zahl von 420 Millionen als die wahrscheinlichste, indem er aus ihr den Schluß zog, daß der Auswanderung aus China keine Hindernisse in den Weg gelegt werden dürften. Den wenig gründlich motivirten Zweifel an dieser allgemein angenommenen Bevölkerungszahl von rund 450 Millionen, welche eine Autorität in chinesischen Dingen, W. Williams, neuerdings ausgesprochen, haben Behm und Wagner in ihrer neuesten „Bevölkerung der Erde“ (Nr. VI, Geogr. Mitth. Ergänz.-Heft 1880) in, wie uns dünkt, schlagender Weise widerlegt. Dieselben nehmen 405 Millionen für China (ohne die Vasallenstaaten) an.

---

# Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk[1]).

## I.

### Hochzeitsgebräuche.

Die Kirghizen, welche im Gebiet von Semipalatinsk leben, sind Mohammedaner; aber trotzdem genießen die kirghizischen Mädchen große Freiheiten: sie verhüllen nicht ihr Gesicht und haben die Möglichkeit frei mit der männlichen Jugend zu verkehren.

Einer alten Sitte nach müssen die kirghizischen Mädchen des Nachts die Schafherde hüten; es gilt das als leicht und bequem. Dagegen ist das Hüten der Herden am Tage eine schwere, nur von gemietheten Arbeitern geleistete Arbeit; zur Strafe schickt der Kirghize wohl auch seine Frau oder Töchter über Tags zu den Herden. Wenn eine Frau über ihren Mann klagt, so sagt sie: „er hält mich schlecht; er läßt mich des Tags die Schafe hüten.“

Und wirklich das Hüten am Tage ist schwer, weil es gilt den Schafen zu folgen und sie auf ihren oft kühnen Wanderungen im Gebirge zu begleiten; des Nachts aber liegen die Thiere ruhig und ihre Hüter sollen nur die Raubthiere abhalten. Alle Mädchen eines Aules kommen dazu zusammen; auch die männliche Jugend findet sich ein, um die Mädchen zu unterhalten. Man singt, man musicirt auf der Dombra (einem zweisaitigen Instrumente), auf der Sybysga (einer Flöte). Natürlich geschieht das nur in der guten Jahreszeit: die volle Freiheit des Willens, die Jahreszeit und die schöne Natur gestatten und begünstigen die aufkeimende Liebe unter diesen Kindern der Natur. Und sie lieben einander in vollen Zügen! — Im Allgemeinen wird von gewissen Beziehungen der Jünglinge und Jungfrauen zu einander kein großes Aufsehen gemacht; nur dürfen bei den Mädchen keine sichtbaren Spuren zu Tage treten. Um den Folgen der Liebe zu entgehen, trinken die jungen Kirghizinnen einen aus drei verschiedenen Kräutern bereiteten Thee; eines der Kräuter heißt Kysylischa, die Namen der anderen sind unbekannt. Man erzählt, daß dieser „Thee“ seine Wirkung nicht verfehle. Doch werden derartige zarte Verhältnisse nur geduldet unter der Jugend eines und desselben Auls; das Verhältniß einer Jungfrau zu einem Manne eines andern Auls entehrt den ganzen Aul.

Trotz dieser Freiheit sind die jungen Kirghizinnen in Bezug auf ihre Ehebündnisse durchaus von ihren Eltern abhängig. Schon in der Wiege werden sie verlobt, vor Erreichung der Volljährigkeit (nach dem Gesetz das 16. Lebensjahr) werden sie verheirathet. Die Kirghizen lassen zwischen den Genossen eines und desselben Stammes (Auls) keine Heirath zu, sie holen sich die Braut aus einer andern Gemeinde, oft 700 Werst oder weiter entfernt, so daß bis zum Eintreffen des Bräutigams bei der Braut die jungen Leute vorher einander nie gesehen haben.

Durch eine gesetzliche Bestimmung des Jahres 1868 wurde den Kirghizinnen das Recht gegeben, sich der ehelichen Verbindung mit dem ihnen in frühester Jugend verlobten Bräutigam zu entziehen. Die Eltern müssen den sogenannten „Kalym“ dem Bräutigam zurückzahlen und außerdem noch neun Stück Vieh als Strafe erlegen für das nicht gehaltene Wort. Die Kirghizen verheimlichten dieses Gesetz lange Zeit vor den Frauen; als es endlich publicirt wurde, so machte das einen großen Effekt. Bei der ersten Zusammenkunft des Wolost- (Gemeinde-) Gerichts im Kreise Kloster Kamenogorsk erschienen elf Jungfrauen vor dem Richter mit der Anzeige, daß sie mit dem in ihrer Kindheit ihnen Verlobten keine Ehe einzugehen wünschten.

War schon die Lage einer Kirghizin vor dem Jahre 1868 traurig, weil sie wie eine Sache an einen Meistbietenden verkauft wurde, so war die Lage einer Wittwe noch viel trauriger. Die Familie des Mannes läßt die Wittwe unter keiner Bedingung fort, sie erbt nichts, aber geht selbst als Erbtheil über auf einen andern Mann, auf den nächst ältesten Verwandten des Verstorbenen, einerlei ob er jung oder alt. Ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes muß die Wittwe zum „Nachfolger“, welcher Kirghizisch „Amenger“ genannt wird. Ist der Amenger noch ein Kind, so muß die Wittwe die Volljährigkeit abwarten. Jetzt geschieht es wohl auch, aber wenn der Wittwe der „Amenger“ nicht gefällt, so nimmt sie — stets mit Erfolg — den Schutz der russischen Gesetze in Anspruch.

Die kirghizischen Ehen können auch getrennt werden; damit das geschehen kann, muß die Frau ihrem Manne drei Mal entlaufen. Wenn dann durch eine Untersuchung festgestellt ist, daß der Mann die Frau schlecht behandelte, so wird die Ehe getrennt.

Die Brautwerbung geht in folgender Weise vor sich.

Der Vater, der für seinen Sohn um die Tochter eines andern Mannes werben möchte, schickt irgend einen Verwandten als Freiwerber, um die Verhandlungen einzuleiten. Der Freiwerber, „Dshautschi“ genannt, reitet in den Aul der Auserkorenen und trägt seine Wünsche vor; wird er angenommen, so wird ein Hammel geschlachtet, ein Mahl hergerichtet und der Tag festgesetzt, an welchem „die großen Freiwerber“ erscheinen sollen; es pflegt gewöhnlich ein Mittwoch oder Donnerstag ausgewählt zu werden, weil diese Tage als glückliche gelten. An diesem Tage reiten der Vater des Bräutigams in Begleitung einer Anzahl (etwa 15) Verwandten reich gekleidet auf geschmückten Rossen zum Aul der Braut, woselbst sie in einer festlich geschmückten Jurte

[1]) Nach dem Russischen. (Der Russische Bote 1878, Moskau Bd. 137, S. 22 bis 66 von P.)

empfangen werden. Man weist ihnen den Ehrenplatz an; es folgt die übliche Bewirthung, bei welcher ein Sänger und eine Sängerin nicht fehlen darf. Gute und beliebte Sänger sind sehr hoch geschätzt; man holt sie Hunderte von Werſten weit herbei, damit sie durch ihr Talent die Freier verherrlichen. Besondere Gesänge giebt es nicht, es werden nur Improvisationen vorgetragen. Die Berichterstatterin war einige Mal bei solchen Improvisationen zugegen und fand einige derselben nicht schlecht, andere dagegen sehr lächerlich. Der Sänger singt, während er auf der Dombra sich begleitet; je nach dem Grade der Extase wechselt er den Rhythmus. Und was sang einst ein Improvisator? „Du bist ein Berg, ein fliegender Paßgänger, Du bist ein Elephant, Du bist ein Dampfschiff.“ Das Dampfschiff schien der Sänger für die höchste Stufe des Lobes zu halten. Für seine Lobesgesänge empfängt dann der Sänger aus der Hand der Freier ein Geschenk, einen langen Rock (Chalat) oder ein Pferd, oder irgend etwas anderes.

Nachdem der Tag so geendet, legen die Gäste sich zur Ruhe. Am andern Morgen werden sie nach abermaligen Begrüßungen im Aul herumgeführt, und dann wieder in die Jurte zurückgeleitet. Die bestimmte Braut befindet sich unterdeß in einer andern Jurte; liegt sie ihrer großen Jugend wegen vielleicht noch in der Wiege, so bleibt sie in der Jurte, aber sie wird nicht gezeigt. Nachdem man sich nun durch Essen und Trinken — Schaffleisch und Kumyß — wieder gestärkt, beginnt endlich das eigentliche Geschäft: die Festsetzung des Kalyms, des Preises, um welchen genau genommen die Braut verkauft wird.

Ein bedeutender Kalym repräsentirt einen Werth von 100 Baital (d. i. junge Stuten). Der Kalym wird stets in Vieh ausgezahlt und zwar nach folgenden Werthen: ein Kamel gilt fünf Stuten, eine Stute nebst Hengst gilt zwei Stuten, eine eingefahrene Stute gilt für zwei; ein guter Paßgänger gilt stätt eines oder zwei Kameele; ein gutes Rennpferd gilt ein bis drei Kameele. Oben darauf wird gewöhnlich ein stählernes Panzerhemd, eine Flinte, ein Königsadler gegeben. (Ein besonders beliebtes Vergnügen der Kirghizen ist die Jagd mit einem Adler; vor allem werden Füchse auf diese Weise gejagt.) Wenn es an solchen Gegenständen mangelt, so giebt man wohl noch 5 bis 20 Stuten dazu. Nicht so große Kalyms repräsentiren einen Werth von 77, 67, 47, 37 oder 27 Stuten; geringer pflegt kein Kalym zu sein; doch hängt alles ab von der gegenseitigen Verabredung; mitunter bezahlt ein Armer nur den vierten Theil des Kalyms. In Betreff der Mitgift der Braut ist das Verhalten nicht immer dasselbe: bisweilen übertrifft die Mitgift den Werth des Kalyms, bisweilen ist sie viel geringer. Wenn beide Parteien auf freundschaftlichem Fuß zu einander stehen, so wird auf die verschiedenen Berechnungen kein großer Werth gelegt, andern Falles genirt man sich nicht, sondern giebt offen seine Unzufriedenheit zu erkennen und verlangt eine Zulage.

Hat man sich endlich über den Kalym geeinigt, so veranstaltet der Vater der Braut abermals zum Abend eine Bewirthung, bei welcher die Freiwerber natürlich den besondern Ehrenplatz einnehmen. Ein Gericht, welches hierbei nicht fehlen darf, ist der „Tjustjuk“, das gebratene Brustſtück eines Hammels. Der Tjustjuk wird in ganz kleine Stücke zerschnitten, in einer besondern Schale aufgetragen und alle Anwesenden essen eine Kleinigkeit — zum Zeichen des Unterpfandes der Unverletzbarkeit des geschlossenen Vertrags. Ist die Ceremonie des „Tjustjuk“-Essens vorbei, so wird abermals Fleisch herumgereicht; den Freiwerbern aber giebt man ein besonderes Gericht, welches besteht aus fein zerbröckeltem Hammelfett und Hammelleber mit einer Beimischung von „Katyk“ (russ. Waronetz — ein Milchgericht) oder „Kurt“ (ein aus Quark — russ. tworog — gemachter Käse). Der älteste Freier kostet etwas von diesem Gericht und reicht die Schüssel weiter, bis dieselbe zum jüngsten Freiwerber kommt. Dieser letzte nimmt davon, um den Gästen davon zu reichen. Man nennt das „asamat“. Sobald nun ein Gast sich auf die Hand des Gebers hinabbeugt, um das Essen zu probiren, so schmiert ihm der Freiwerber dasselbe in das Gesicht; nur wer sehr geschickt ist, kann durch ein zeitiges Abwenden dieser nicht gar angenehmen Procedur entgehen.

Während dieses Scherzes stehlen sich einige muthige Jünglinge und Mädchen unbemerkt in die Jurte und nähen einem Theil der Freiwerber die langen Röcke fest an die Polster, auf welchen sie sitzen, nur die ältesten Leute bleiben hiervon verschont. Sobald nun die Freier nach beendigter Mahlzeit aufstehen, so ziehen sie die Polster mit sich, wobei es viel zu lachen giebt.

Endlich versammeln sich die Gäste wieder in der Jurte. Auf einer Seite sitzen alle Freiwerber, auf der andern ihnen gegenüber die Mädchen und jungen Frauen. Es fangen nun die jungen Freiwerber an mit den Mädchen und Frauen durch Improvisiren von allerlei Gesängen zu wetteifern. Wenn ein Freier nicht singen kann oder sich weigert, so wird er zu einem Gewässer gebracht und ohne Rücksicht sofort übergossen. Die Frauen ziehen und zerren ihn nach allen Seiten, seine Freunde vertheidigen ihn, es hilft alles nicht, er wird fortgeschleppt und übergossen. Hat dies Bad stattgefunden, so wird der Freiwerber in die Jurte zurückgeschleppt und abermals zum Singen genöthigt. Kann er jetzt auch nicht singen, so zieht man ihm ein Weibergewand an, und setzt ihm ein „Dschaulyk“ (ein besonderer Kopfputz) aufs Haupt, bindet ihm etwas auf den Leib, um eine schwangere Frau darzustellen, lacht über ihn und verspottet ihn: „unsere Freiwerberin ist anderer Umstände!“ Schließlich muß er schreien wie ein Bock und muß hinter den Weibern herlaufen. So wird den ganzen Abend fort gesungen und verschiedene Spiele werden vorgenommen.

Am andern Morgen geht der Vater der Braut um die Freiwerber wieder zu sich in seine Jurte zu laden. Unterdeß stellen sich zwei Weiber vor die Jurte, in welcher die Freiwerber sich Nachts befanden, sie haben Mehl und Kienruß in den Händen und sobald die Freiwerber den Kopf hervorstrecken, so beschmieren sie ihnen das Gesicht mit Kienruß oder bestreuen sie mit Mehl. Ein sehr gewandter Mann vermag auch hier ungeschädigt durchzuschlüpfen, im Allgemeinen giebt auch dieser Scherz viel Veranlassung zum Lachen. Dann werden alle Freiwerber namentlich mit Kumyß und Thee bewirthet, wobei der jüngste eine Tasse stehlen muß, und schließlich giebt der Vater der Braut den einzelnen Freiwerbern Geschenke, „Klit“; das erste Geschenk besteht in 15 Stuten; dasselbe erhält der Vater des Bräutigams; die anderen erhalten viel weniger.

Nun verabschieden sich die Gäste vom Wirth und laden ihn auf einen andern Tag zu Gaste. Die jungen Frauen und Mädchen führen die Pferde herbei, nachdem sie in die Mähnen, den Schweif und unter den Sattel die verschiedenen Knochen des gestrigen Mahles gesteckt haben. Auch die linken Steigbügel schieben sie unter den Sattel. Nachdem die Frauen sich über die armen Reiter, welche nicht aufs Pferd kommen können, lustig gemacht haben, helfen sie endlich alles in Ordnung setzen und nun ziehen die Freiwerber ab.

Auf den festgesetzten Tag kommt wirklich der Vater der Braut mit gleichem Gefolge zum Vater des Bräutigams: der Empfang, der Schmaus, die Spiele, alles wiederholt

ſich. Aber wie dort die Braut, ſo kommt hier der Bräutigam nicht zum Vorſchein. Hierbei wird ein Theil des Kalyms abgezahlt.

Alljährlich nun begiebt ſich der Vater der Braut ein Mal zum Vater des Bräutigams und empfängt einen Theil des Kalyms. Sobald der größte Theil abgezahlt iſt und die Brautleute unterdeß herangewachſen ſind, ſo ſchickt der Vater des Bräutigams zur Braut (kalymdyk uynamak) in Begleitung einzelner Perſonen (9), welche die Geſchenke mitnehmen. Es haben die einzelnen Geſchenke ganz beſtimmte Namen: iliu, dshirtyss, kys-kutschakmar u. ſ. w. Der erſte Beſuch des Bräutigams bei der Braut iſt natürlich von großer Bedeutung.

Während die Eltern der Braut die Geſchenke und die Gäſte empfangen, begeben ſich die Freundinnen der Braut zu dem vor dem Aul zurückgebliebenen Bräutigam, welcher hier mitunter in einem eigens mitgebrachten Zelt ſie erwartet. Er begrüßt ſie mit einer vorſchriftmäßigen Verneigung, „tadschim“. Er beugt den Oberkörper ſo, daß die Finger die Spitzen der Stiefel berühren, dann richtet er ſich allmälig auf und führt die Hände bis an die Knie.

Die jungen Mädchen ſchmauſen mit dem Bräutigam, welcher ihnen Geſchenke verabfolgt, welche tschatys-baikasy heißen.

Unterdeß findet in der Jurte des Vaters der Braut eine abermalige Bewirthung ſtatt. Nach Beendigung dieſes Mahles führt irgend jemand die Braut bei Seite und verſteckt ſie — dann wird wieder ein Mahl hergerichtet und Gäſte dazu eingeladen. Nach dem Eſſen bleiben die Frauen und Mädchen in der Jurte, aber die männliche Jugend draußen — es beginnt ein Wechſelgeſang zwiſchen der männlichen und weiblichen Jugend, welcher die ganze Nacht hindurch andauert.

Beim Anbruch des Tages theilen ſich die Gäſte in zwei Parteien. Die eine Partei, zu deren Aul die Braut gehört, verlangt, daß die verſteckte Braut freigelaſſen werde; die andere Partei, welche eben die Braut irgendwo verborgen hält, verweigert die Auslieferung. Es beginnt ein Kampf; die Partei der Braut ſiegt und im Triumph wird die Braut auf einem Teppich zu ihrer Familie getragen. Kann die Braut nicht mit Gewalt befreit werden, ſo wird ſie mit neun Schüſſeln und neun Schalen irgend eines Eſſens oder mit einer Waare in demſelben Werthe losgekauft. Hat man ſie in die Jurte getragen und hier auf ein Lager hinter einen Vorhang geſetzt, ſo fängt ſie an zu weinen und zu klagen, weil ſie ſich von der Familie trennen ſoll.

Der Nachbar, welcher die Braut bei Seite ſchaffte und die Bewirthung herrichtete, empfängt von den Eltern der Braut ein Geſchenk, „Kys-Kaſchai“. Jetzt begeben ſich zwei junge Frauen zum Bräutigam und bitten ihn zur Braut zu kommen. Der Bräutigam reicht den Frauen ein Geſchenk und macht ſich auf den Weg in Begleitung eines Gefährten, welcher kleine Geſchenke trägt. Sie treffen eine mit dem Geſicht abwärts zur Erde liegende Frau, welche ſich todt ſtellt; ſie empfängt ein Geſchenk, ſteht auf, und geht mit. Eine andere arme Frau ſtellt ſich ihm entgegen und bellt wie ein Hund; auch dieſe erhält ein Geſchenk. So hat der Bräutigam immerfort Geſchenke zu vertheilen an die verſchiedenen Frauen, an eine, welche ihm die Thür der Jurte öffnet, an eine andere, welche den Vorhang hebt, damit der Bräutigam dadurch zur Braut ſchlüpfen kann. Bei der Braut ſitzt eine „Freiwerberin“, ſie zeigt gegen ein Geſchenk dem Bräutigam die unverhüllte Braut und läßt das junge Paar allein. Hinter dem Vorhang bleibt das Paar drei bis vier Tage. Obgleich der Bräutigam hier ſofort in die Rechte des Mannes tritt, ſo gilt es doch für eine Schande, wenn die Braut die Folgen ſpürt, ſie braucht deshalb ſofort den ſchon erwähnten Trank. Erſt wenn die Braut im Hauſe des Mannes ſich aufhält, dann darf ſie völlig als Frau erſcheinen, und die Folgen der ehelichen Verbindung zur Schau tragen.

Nach Verlauf von drei oder vier Tagen ſchleicht ſich der Bräutigam unbemerkt aus der Jurte, beſteigt ſein Roß und reitet fort. Der Vater der Braut ſchickt ihm unterdeſſen eine Anzahl Geſchenke, welche je nach der Großmuth oder Freigebigkeit des Vaters ſehr verſchieden ausfallen. Nach Haus heimgekehrt, ſtellt ſich der Bräutigam ſo, daß niemand es merken ſoll, wo er geweſen, dann vertheilt er die mitgebrachten Geſchenke an ſeine Gefährten, welche nicht verſäumen den Eltern die einzelnen Mittheilungen über den Ausflug zu machen.

Mitunter jedoch beſteht der ganze Erfolg der erſten Begegnung des Bräutigams mit der Braut nur darin, daß ſie einander ſehen.

Gewöhnlich beſucht der Bräutigam ſeine Braut mehre Male mit Erlaubniß des Vaters, bis er ſie endlich in ſeine eigene Jurte führt. Doch muß vorher der ganze Kalym entrichtet ſein. Die Braut macht vorher überall Abſchiedsbeſuche, wobei ihre Freundinnen ſie begleiten; dieſe ſammeln auch die der Braut von allen Seiten abgelieferten Geſchenke.

Um die Braut aber endlich abzuholen, kommt der Bräutigam mit einem großen oder kleinen Gefolge von Gefährten, eine Anzahl Vieh mit ſich hertreibend. Man empfängt feierlich den Bräutigam; er wird mit derſelben Ceremonie wie früher zur Braut geführt. Vorher wurde viel gegeſſen und getrunken, Geſchenke gewechſelt.

Am andern Tage richten die Frauen und Mädchen eine neue Jurte für das junge Paar ein und die Bewirthung beginnt in dem neuen Logis aufs Neue.

Während des Eſſens übergiebt eine der Frauen dem Bräutigam den abgenagten Halswirbel eines Schafes, an welchem ein weißer Lappen befeſtigt iſt. Der Bräutigam muß den Wirbel durch die obere zum Durchgang des Rauches beſtimmte Oeffnung hindurchſchleudern, zum Zeichen, daß der Rauch auch mit Leichtigkeit fortziehen kann. Vermag der Bräutigam das Kunſtſtück nicht auszuführen, ſo wird er ausgelacht. Unterdeß wird das vom Bräutigam zur Bewirthung hergegebene Vieh geſchlachtet und das Mahl angerichtet. Gleichzeitig werden aus der Schaar der anweſenden Frauen zwei ausgewählt; die eine wird mit den Prachtgewändern der Braut bekleidet; darunter iſt bemerkenswerth ein hoher koniſcher mit Perlen, Münzen, Federn und Steinen geſchmückter Kopfputz aus rothem Tuch oder Pelzwerk; der Werth dieſes „Saukele“ genannten Prachtſtücks kann bis 2000 Rubel (gegen 4000 bis 5000 Mark) betragen. Ferner kleidet ſich die Frau in ein beſonderes Prachtgewand, „Ton“, welches aus chineſiſchen mit Gold- und Silberfäden durchwirktem Seidenzeuge angefertigt und gleichfalls reich mit koſtbarem Pelzwerk beſetzt iſt. Die andere der erwählten Frauen rüſtet das Paraderoß der Braut, zäumt, ſattelt und ſchmückt es; beide Frauen beſteigen das Roß und reiten durch den Aul, die Einwohner deſſelben zur Hochzeitsfeier in die Jurte des Vaters der Braut einzuladen. Hier wird in bekannter Weiſe wieder geſchmauſt. Die alten Leute gehen jetzt heim, die männliche Jugend beſteigt ihre Pferde: alle reiten zur Jurte der Braut und fordern hier ein ſonderbares Geſchenk, „Muſch“, einen Knochen aus dem Hinterbeine eines Schafbocks. Die Mutter der Braut reicht ihnen den begehrten mit Fleiſch bedeckten Knochen in einer Umhüllung von verſchiedenen Zeugſtoffen. Einer der Jünglinge ergreift das Packet und ſprengt damit

fort, die anderen jagen nach, um ihm daſſelbe zu entreißen: ein lebhaftes Spiel des Jagens und Rennens beginnt, bis ein Glücklicher mit der Beute ſich aus dem Staube macht. Jetzt ſuchen die Jünglinge die Freiwerber auf und führen ſie zu Pferde zur Jurte der Braut, woſelbſt die jungen Frauen noch verſammelt ſind. Von der Jurte iſt ein Theil der vordern Filzbekleidung fortgenommen, ſo daß hier eine Oeffnung entſtanden iſt. Die Freiwerber werden nun einzeln ergriffen und durch dieſe Oeffnung zwiſchen die verſammelten Frauen geſchleudert; die Frauen empfangen den Freiwerber mit Nadelſtichen, bis er durch die Thür glücklich entwiſcht iſt. Ein gewandter Mann ſpringt behende vom Pferde durch die Oeffnung mitten unter die Frauen und macht ſich ſchleunigſt durch die Thür fort.

Dann zieht die ganze Schaar der männlichen und weiblichen Jugend zur Jurte derjenigen Frau, deren Familie bei der erſten Ankunft des Bräutigams das Geſchenk „Kys-Kaſchar“ (für die Entführung des Mädchens) erhielt. Hier wird eine Zeit lang noch geſcherzt, geſpielt und geſungen, das junge Ehepaar betheiligt ſich nicht mit dabei.

Seitdem die Kirghizen ſich zum Mohammedanismus bekennen, wird am Abend, vor dem die Braut das elterliche Haus verläßt, ein Mullah herbeigezogen, welcher den Ehebund ſchließt. Vor ihm ſitzen im vorderſten Theile der Jurte Braut und Bräutigam, daneben die Eltern, rechts an der Thür ſtehen die Zeugen. Vor dem Brautpaare ſteht eine Schale mit Waſſer; in dieſe wirft der Mullah den aus der Hand der Braut genommenen Ring, dabei lieſt er Gebete und fragt dazwiſchen, ob ſie ſich haben wollten; dann holt er den Ring wieder aus dem Waſſer heraus, und reicht ihm der Braut; der Bräutigam, die Eltern, die Zeugen und ſchließlich auch die Braut müſſen von dem Waſſer, in welchem der Ring lag, trinken. Damit iſt die Feierlichkeit beendigt und der Mullah ſchreibt die Namen des Paares in das metriſche Buch (ſo werden die von den Geiſtlichen geführten Eheſtands-, Tauf- und Todtenregiſter genannt). Iſt ein Mullah nicht in der Nähe zu finden, ſo begeben ſich die Zeugen zu einem ſolchen, melden ihm den Abſchluß des Ehebundes, die Namen werden in das Buch eingetragen, die Zeugen unterſchreiben und damit iſt Alles beendigt. — Mitunter übrigens in weit abgelegenen Auln beobachtet man nicht einmal dieſe Regel.

An dem Morgen des zur Abreiſe beſtimmten Tages wird der Bräutigam feierlichſt aus ſeiner Jurte in die des Vaters der Braut geladen. Hier iſt die Mitgift der Braut ausgeſtellt: jeder Gegenſtand iſt neun Mal vertreten; neun Teppiche, neun Prachtgewänder (Ton), neun einfache Gewänder, neun Hemden u. ſ. w. Bei reichen Leuten giebt man zehnmal neun, alſo neunzig, Teppiche, neunzig Gewänder u. ſ. w. Dann ſattelt ſich die Braut noch ein Pferd aus der Herde des Vaters. Unterdeſſen wird die Jurte abgebrochen und nebſt der Mitgift der Braut auf bereitſtehende Kameele geladen. Der Braut wird der Kopfputz, „Saukele“, aufs Haupt geſetzt und das Prachtgewand angezogen, unter Thränen nimmt ſie Abſchied zuerſt vom Vater, dann von der Mutter und den übrigen Bekannten. Während des Abſchieds nimmt einer der Anweſenden ein Stück Fleiſch, wickelt es in einen Lappen und führt es zwei oder drei Mal ums Haupt der Braut, „damit das Glück des Hauſes nicht mit ihr aus dem Hauſe entweicht“.

Jetzt führt man die junge Frau aus der Jurte, ein Wechſelgeſang zwiſchen einem Jünglinge und einer Frau wird vorgetragen, man hebt die junge Frau auf das prachtvoll geſchmückte Roß, und von der Mutter und einigen der Freiwerber begleitet, zieht die junge Frau in den Aul, der ihr zukünftiger Aufenthaltsort ſein wird.

Kurz vor Ankunft des Zuges im Aul reitet der junge Ehemann voraus, um den Aul vom Kommen zu benachrichtigen. Feierlich wird die junge Frau von den Frauen empfangen, welche unterdeß eine neue Jurte für das junge Paar aufgeſtellt haben. Sie eilen der Frau entgegen und bedecken ſie mit einem Teppich oder Schleier und führen ſie zur neuen Jurte. Hier verſammelt ſich die junge Welt, Spiel, Tanz, Geſang wird vorgenommen, während der Vater des Bräutigams die ihm zugebrachte Mitgift mit Kennermiene genau prüft und für genügend erklärt. An Geſchenken, welche nach allen Seiten ausgetheilt werden, fehlt es hierbei auch nicht.

Am vierten Tage nimmt die Mutter mit ſchwerem Herzen Abſchied von ihrer Tochter und zieht mit reichen Geſchenken zurück in ihren heimathlichen Aul.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Herr Stadtrath Ernſt Friedel in Berlin iſt einer unſerer eifrigſten Prähiſtoriker. Das in kurzer Zeit zu hoher Blüthe gelangte Märkiſche Provinzial-Muſeum verdankt ihm ſeine Entſtehung. Wieviel hier bereits aufgeſpeichert liegt, erkennt man aus ſeiner kürzlich erſchienenen Schrift: „Vorgeſchichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“ (zweite Auflage, Berlin 1880), welche weſentlich auf den Materialien jenes Muſeums baſirt. Es iſt keine dürre Aufzählung der Funde, die mit den bekannten prähiſtoriſchen Signaturen auf einer beigegebenen Karte eingetragen ſind, ſondern zugleich eine höchſt klare, mit großer Sach- und Literaturkenntniß geſchriebene Vorgeſchichte Berlins und ſeiner Umgebung, von dem Auftreten der erſten Menſchenſpuren, bis in die hiſtoriſche Zeit hinein, wobei Albrecht des Bären Auftreten und der Untergang des Wendenthums den Schlußpunkt machen. Mit den (geringen) paläolithiſchen Funden wird der Anfang gemacht; wir ſehen den Urmenſchen neben dem Renthier auftreten. In der Bronzezeit ſitzen germaniſche Siedler auf den höher gelegenen Punkten der Landſchaft. Sie haben „die Spuren ihrer Wohnplätze und Wohnungen, Mahlzeiten, Jagdbeute, Hauswirthſchaft, ihrer Jagd-, Kriegs- und Handwerksgeräthe, ihrer Kunſtfertigkeit, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer religiöſen und kulturellen Anſchauungen, ſoweit ſie ſich auf Todtenbeſtattung beziehen, hinterlaſſen.“ In den tieferen Lagen, an den Flüſſen, in den Sümpfen hauſte dann ſpäter zur Eiſenperiode ein in ſeiner Lebensweiſe verſchiedenes Volk. Wir finden hier die Reſte der amphibienartig lebenden wendiſchen Fiſcherbevölkerung, namentlich auf den Spreeinſeln bei Köpenick, bei Treptow, Stralau, im jetzigen Berlin, Spandau u. ſ. w. In Sitte und Brauch ſowie in der Sprache (S. 108) hat ſich von dieſer jetzt wieder in den Deutſchen aufgegangenen Bevölkerung noch Mancherlei erhalten.

Wenn (S. 111) noch von einem „heiligen Biebogs-Weg“

die Rede ist, so hat dieses, insofern auf slavische Mythologie dabei geschlossen werden soll, vor der Kritik keinen Bestand. Die slavische Mythologie besaß keineswegs einen Dualismus, einen Gegensatz zwischen einem guten und bösen Gott, wie Ahriman und Ormuzd. Veranlaßt wurde dieser verbreitete Irrthum durch den Umstand, daß die Chronisten (Helmold) von einem Czernebog sprechen, dem man naturgemäß einen Bielobog entgegenstellte. Dies ist jedoch nur ein Niederschlag christlicher Anschauungen auf spät heidnische; diese secundären Gebilde haben mit der slavischen Mythologie nichts zu schaffen (Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 41. Bestuzhew-Riumin, Geschichte Rußlands, Mitau 1873, 13. Gregor Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1874, 108).

— „Opfersteine Deutschlands" ist der Titel einer Schrift des Lehrers der Mineralogie in Proskau, Dr. H. Gruner (Leipzig, Duncker u. Humblot), in welcher ein in der letzten Zeit vielbesprochenes Thema der Archäologen durch die Geologie eine sehr wünschenswerthe Beleuchtung erhält. Kleine und größere schalen- oder napfförmige Vertiefungen in Steinen werden vom Volke als Näpfchensteine, Opfersteine, Teufelssteine, Hexenkessel u. s. w. bezeichnet, und das Volk sowohl als eine Reihe von Archäologen erkannte darin Opferstätten, die Schalen, in welchen zur heidnischen Zeit das Blut der geopferten Menschen und Thiere gesammelt wurde. Ein reicher Sagenkranz umgiebt diese durch ganz Deutschland vorkommenden Steine mit Höhlungen, die vorzugsweise in Granit und Porphyr sich finden und namentlich bei erratischen Blöcken beobachtet wurden. Aber auch fast in allen übrigen europäischen Ländern, wo man mit den einschlagenden Beobachtungen sich beschäftigte, sind sie angetroffen worden, in Großbritannien und Skandinavien, in Savoyen, der Schweiz und im fernen Indien. Dr. Gruner hat sie namentlich in Schlesien und im Fichtelgebirge studirt und ist hier durch ihre Häufigkeit und Regelmäßigkeit überrascht worden. Schon der alte berühmte Geologe Goldfuß schrieb von den letzteren: „Ihrer Regelmäßigkeit wegen können sie nicht leicht für ein bloßes Naturspiel angesehen werden und ebensowenig möchte Jemand zum bloßen Zeitvertreib den harten Granit auf diese Weise bearbeitet haben. Wahrscheinlich haben daher diese Felsen in der Vorzeit zu einem gottesdienstlichen Gebrauche gedient."

Und doch ist dem nicht so. Gruner's Untersuchungen über die Glacialwirkungen in Schlesien ergaben schon, daß auch hier viele sogenannte Opfersteine natürlichen Ursprunges sind. Seine vorliegende Arbeit weist nun mit Sicherheit nach, daß es im Fichtelgebirge genau so der Fall ist; es waren das Eis zur Gletscherzeit, das Wasser, theilweise auch schalenförmige Absonderung des Granits, welche die Entstehung der „Opferschalen" bewirkten, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß hier und da echte „Hexenkessel" vorkommen mögen. Aber im Fichtelgebirge ist dies nicht der Fall. Die Einzelheiten des geologischen Beweises müssen nachgelesen werden. Der Verfasser sagt zum Schluß: „Sie sind nicht durch Menschenhand erzeugt, sondern durch die fort und fort schaffende Natur, durch die Kraft des in ihrem Haushalte thätigen Wassers, das wir auf seinen rastlosen Wanderungen begleiteten und das uns, wie so manches andere, auch dieses Geheimniß offenbarte." Die Archäologie ist im vorliegenden Falle der Geologie zu Dank verpflichtet.

— Simons' „Spanien", von Prof. Alexander Wagner in München illustrirt (Berlin, Gebr. Pätel), ist noch vor Schluß des abgelaufenen Jahres mit der 20. Lieferung vollendet worden. Richtiger wäre es, zu sagen, Prof. Wagner's „Spanien" mit begleitendem Texte von Simons; denn wenn auch letzterer kein geringes Geschick der Darstellung verräth, so tritt er doch gegenüber den kraftvollen charakteristischen Bildern Wagner's zurück, in deren Lobe Einstimmigkeit herrscht. F. Pecht, namentlich der geistvolle Kritiker mit seiner sonst so scharfen Feder, ist des Preises und Lobes dieser Abbildungen voll (Allgem. Zeitung 1880, Nr. 319 Beil.); er rühmt, wie sich der Künstler in den Charakter des Landes und Volkes hineingelebt und sie mit großer Schärfe und mit der ganzen malerischen Freiheit, wie es ein alter spanischer Maler selbst gethan hätte, uns vorgeführt hat. „Der Wiedergabe volksthümlicher Figuren aus Werken des Velasquez, Murillo ꝛc. gehört denn auch eine Anzahl der besten Blätter, dann wird sehr ausführlich in einem Dutzend meisterhafter Zeichnungen der ganze Verlauf eines Stiergefechts geschildert, dieses für den Charakter der Nation so bezeichnenden grausamen Schauspiels. Der Stolz, die Gravität, eine eigenthümlich feierliche Würde bilden dann die versöhnende Hülle jenes sich durch die ganze spanische Geschichte, durch das Auftreten dieses Volkes in allen Welttheilen sich ziehenden Zuges der Grausamkeit. Spaniens eigene Künstler gaben uns darüber den besten Aufschluß in ihren finsteren Bildern, und daß Wagner's so glaubwürdige Figuren dies durchaus bestätigen, ja sich von den ihrigen kaum unterscheiden, ist sein großes Verdienst. Indeß zeigt er auch viel Blick für landschaftliche Schönheit, hat ihr wie der Architektur des Landes eben so rasch das Charakteristische, jene eigenthümliche Mischung von langer Oede und Dürre mit Intervallen von phantastischer, berauschender Pracht, abzugewinnen verstanden."

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus Konstantinopel geschrieben, daß dort nächstens von dem hellenischen Syllogos eine genaue Karte der Landmauern Konstantinopels und der anstoßenden Viertel herausgegeben werden wird, welche von den Ingenieuren Kanst. Karatheodory und Dimitriadi aufgenommen wurde und an deren Edition die als langjährige Forscher auf dem Gebiete byzantinischer Geschichte bekannten Herren Dethier, Paspati, Curtis und Mordtmann sich betheiligten. Beigefügt sind etwa 21 Ansichten besonders wichtiger Punkte dieser Befestigungen, welche vor zehn Jahren angefertigt wurden und heute um so werthvoller sind, als während der letzten Jahre die Zerstörung der alten Mauern große Fortschritte gemacht hat.

## Afrika.

— Dr. Weisgerber's anthropologische Beobachtungen in Südalgerien. Dr. Weisgerber war der Expedition Choisy's beigegeben, welche die Linie Laghuat, El Goleah, Wargla, Tuggurt, Biskra zur Erreichung einer Saharabahn untersuchen sollte. Er berichtete hierüber in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris und hob hervor, daß er namentlich zahlreiche zugehauene Feuersteine an verschiedenen Orten, am meisten zwischen Ogla Zebbacha und El Goleah, in El Goleah selbst und bei Wargla gefunden habe. Bei El Hassi, 180 km südlich von Laghuat, konstatirte Weisgerber die bearbeiteten Feuersteine selbst tief im Boden in einer kalkigen Schicht. Im Thale von Ain Massin sah er einen Tumulus, auf welchem ein Cromlech sich erhebt.

Bei El Goleah grub Weisgerber alte Gräber aus, deren auf der Seite liegende, mit den Knien unter das Kinn gezogene Skelette zerfielen, und die er von einer vorislamischen Bevölkerung herrührend annimmt. El Goleah „wie eine alte Ruine der Vogesen" auf einem Berge liegend, ist von 30 Zenata-Familien bewohnt, welche die Berbersprache reden und sich für Berbernabkömmlinge ausgeben. „Aber alle," sagt Dr. Weisgerber, „zeigen den Negertypus, sind dolichokephal, haben wolliges Haar, schwachen Bart, kupferfarbige Haut. Doch ist die Nase wenig abgeplattet und bei einigen ist der Prognathismus schwach entwickelt." Nach Sonnenuntergang wurde ein „religiöses Fest" gefeiert, das in der Aufführung eines Scheinkampfes bestand, bei welchem Stöcke, Säbel, Pistolen und Flinten benutzt wurden, und wobei Männer, Frauen und Kinder zum Klange der Trommel mit Gesang und Geschrei um die Kämpfer tanzten.

Da in El Goleah auch Negersklaven, Fulas, Sudanier, Leute aus Sokoto, Bornu und vom Tschadsee lebten, so

wurden an dieſen anthropologiſche Meſſungen vorgenommen. Die Herren des Ortes, die Schamba-Muadhi, waren abweſend, da ſie während des Winters mit ihren Herden die Weiden aufſuchen.

Wargla iſt gleich El Goleah von zahlreichen Ruinenorten umgeben; die Bevölkerung iſt auch dieſelbe und ſpricht gleichfalls Berberiſch, doch iſt bei ihr der Negertypus womöglich noch ſtärker entwickelt und fortwährend bringen neue ſchwarze Elemente aus dem Sudan ein. Auch die Araber nehmen ſich Frauen aus dieſem Stamme. Daſſelbe iſt im Ued Rir der Fall, wo die Araberbevölkerung nur dünn und die Negerphyſiognomien vorherrſchen. „Ich glaube, daß dieſe ganze Zenata- und Rurara-Bevölkerung den Negern ſehr nahe verwandt iſt, wiewohl mit Berbernblut gemiſcht. Die Araber haben wegen des ungeſunden Klimas niemals in dieſen Landſchaften eine Rolle geſpielt."

— Die franzöſiſche Abgeordnetenkammer hat kurz vor Schluß des Jahres 1880 dem Miniſterium der Marine und dem der Telegraphen und Poſten zwei Kredite bewilligt, welche dazu dienen ſollen, Algerien in Verbindung mit den Gebieten des Niger und Senegal zu ſetzen. 1 700 000 Francs wurden für die Legung eines Telegraphen zwiſchen Dakar und St. Vincent und 8 553 000 Francs für die Eiſenbahnarbeiten am Senegal (zwiſchen Medina und Bafulabe) bewilligt. Ferner ſoll eine vom Marineminiſter mit der anonymen Baugeſellſchaft von Batignolles abgeſchloſſene Konvention die Herſtellung einer Eiſenbahn zwiſchen Dakar und Saint-Louis ermöglichen. [Hierbei ſei bemerkt, daß die für Erhaltung der megalithiſchen Denkmale Frankreichs geforderten 30 000 Francs (ſ. oben S. 15) von der Kammer ſchließlich doch abgelehnt wurden, jedoch nicht aus principiellen, ſondern mehr formalen Gründen.]

— Von Gerhard Rohlfs ſind vom 22. November und 12. December vorigen Jahres einige kurze Briefe aus Maſſawa und der Umgegend dieſes Hafenplatzes in Berlin eingetroffen. Der Reiſende ſtand im Begriff, mit ſeinem Begleiter Dr. Stecker nach Ailet aufzubrechen, wo er vom Ras Alula, einem abeſſiniſchen General, in Empfang genommen werden ſollte, um von dieſem durch die Grenzlande geleitet zu werden, die theils durch Räuberbanden, theils in Folge des thatſächlich wieder ausgebrochenen Krieges zwiſchen Abeſſinien und Aegypten ſehr unſicher ſind.

— Die oſtafrikaniſche Expedition unter der Leitung des Hauptmanns a. D. von Schöler iſt gleichzeitig mit der vom Kapitän Ramaeckers geleiteten belgiſchen am 17. Oktober 1880 in Tabora eingetroffen. Die Reiſe war nicht ohne Schwierigkeiten, indem die Reiſenden wegen eines Krieges zwiſchen den Häuptlingen Muin Mtuana und Mdaburu lange in Kouko aufgehalten und ſogar gezwungen wurden, Partei gegen den letztern zu ergreifen, der übrigens von jeher den fremden Karawanen den Weg verlegte und ſie brandſchatzte. In Tabora ging man an eine Berathung über den Ort der definitiven Niederlaſſung. Der von der Aſſociation Internationale Africaine vorgeſchlagene Stationsort Manyara erweiſt ſich als durchaus ungeeignet, da er jetzt das Hauptquartier des berüchtigten Bandenchefs Nyungo iſt, des gewaltthätigen Verbündeten Mirambo's. Nach eingehender Ueberlegung mit dem belgiſchen Expeditionschef wird die Wahl wahrſcheinlich auf Kiſinda unweit des Gombefluſſes, nördlicher als Manyara gelegen, fallen.

— Die bereits auf S. 79 dieſes Bandes erwähnten Briefe von Dr. Max Buchner datiren vom Februar, 20. Mai und 1. Juli 1880 (andere vom Januar und April ſind verloren gegangen) und geben über ſeine Geſundheit und wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſehr erfreuliche Nachricht. Der Reiſende hat etwa ſechs Monate in der Muſumba (Reſidenz) des Muata Jamvo verweilt, doch nicht etwa weil dieſer Gewalthaber ihn ſo lange zurückgehalten hatte, ſondern um topographiſche, naturwiſſenſchaftliche und photographiſche Arbeiten auszuführen, denen er, nach den überſchickten Notizen zu urtheilen, mit großem Erfolge obgelegen hat. Gleichwohl gewann er die Ueberzeugung, daß der Muata Jamvo ihn nicht nach Norden oder Nordoſten weiter reiſen laſſen werde, und beſchloß, ſobald die günſtige Jahreszeit eingetreten ſein würde, ſein Standquartier zu verlaſſen, wie wenn er nach Angola zurückreiſen wolle, um dann, ſobald er den Lulua überſchritten haben werde, ſich nach Norden zu wenden. Dieſen Plan hat er auch ausgeführt. Er ſchreibt unter dem 1. Juli von Muene Tſchilambo, daß er, nachdem er den größern Theil ſeiner Leute mit ſeinen Sammlungen nach Angola expedirt habe, im Begriff ſtehe, nach Norden zu gehen. Etwa 50 Leute haben ſich entſchloſſen, ihn zu begleiten. Unter den zahlreichen Höhenmeſſungen, den genauen Angaben über die überſchrittenen Flüſſe, und den in großer Zahl und mit Sorgfalt an denſelben Orten gemachten aſtronomiſchen Beſtimmungen ſind beſonders die letzteren werthvoll, da ſie Aufklärung über die bedeutende Verſchiebung, welche aus den Aufnahmen von Schütt für die verſchiedenen Oertlichkeiten reſultirte, zu bringen verſprechen.

— Der Botaniker J. M. Hildebrandt, welcher mit Unterſtützung der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften Madagaskar erforſcht, hat zuletzt eine ergebnißreiche Reiſe von der Weſtküſte der Inſel nach dem Central-Plateau ausgeführt, wurde aber dicht vor der Hauptſtadt des Hova-Reiches, Antananarivo, von einem heftigen Blutſturze befallen. Bei dem Chef der norwegiſchen Miſſion in der Hauptſtadt, dem Dr. Borchgrevinck, fand er liebevolle Aufnahme und Pflege, brauchte dann eine Badekur in den 39° (C.) heißen Quellen von Sirabé, erkrankte nochmals an Dyſenterie und war erſt gegen Mitte Oktober ziemlich wieder hergeſtellt. In Sirabé fand er Gelegenheit, das Skelet einer ausgeſtorbenen Hippopotamusart aus einem Moore auszugraben, ſowie manche Pflanzen zu ſammeln. „Es ſind — ſchreibt er — meiſt hübſch blühende Gebirgstypen, ſowie Mooſe und Flechten. Da aber die trockene kalte Zeit herrſchte, ſo war nicht allzuviel in Blüthe. Jetzt folgt die trockene heiße Zeit, wo alles vollends verdorrt. Im November aber beginnen die Regen und dann tritt die Natur in Flor. Ich finde übrigens, daß für den Sammler in Weſt- und Central-Madagaskar faſt weniger zu holen iſt als in irgend einer Wüſte, die ich durchzogen. Inſekten ſind nicht! Vögel im Innern ſind nicht! Quadrupeden ſind nicht! Pflanzen giebt es nur wenig. Die Wälder hat man niedergebrannt; feuchte Stellen ſind in Kultur, trockene kaum begraſt und abgeweidet. Nur die unter dem Einfluſſe des waſſergetränkten Südoſt-Monſun entſtandenen und beſtehenden Urwälder der Oſthälfte haben Madagaskar den Ruf überſchwenglicher Fruchtbarkeit verſchafft. Die Vorläufer dieſes Waldgürtels beginnen nicht weit von hier und habe ich bereits einige meiner Diener dorthin geſandt, um während meiner Reconvalescenz dort Pflanzen zu ſuchen, wozu ich ſie angelernt habe." Nach den letzten Briefen befindet ſich Hildebrandt jetzt in den Bergen öſtlich der Hauptſtadt, vollſtändig hergeſtellt und eifrig mit Sammeln beſchäftigt.

— Schon im XXXVII. Bande dieſer Zeitſchrift (S. 64) berichteten wir kurz über die Erforſchung der Niger-quellen, welche in erſter Reihe der hochherzigen Initiative des Marſeiller Rheders C. A. Verminck zu verdanken iſt; war er es doch, der, auf ſeine mächtigen Verbindungen mit dem Weſten Afrikas geſtützt, die Expedition auf eigene Koſten ausrüſtete und an ihre Spitze zwei Führer ſtellte, wie ſie beſſer kaum zu wählen waren: ſeit ſechs Jahren hatte Joſua Zweifel die Faktorei von Rotombo für ihn geleitet, und ſeit acht Jahren war Marius Mouſtier in Boke am Rio-Nunez thätig geweſen, und durch Karawanen aus dem Innern und eigene Reiſen waren beide der Sprachen der Eingeborenen — des Timne, des Suſu und des Fulah — vollkommen mächtig. Jetzt liegt im „Bulletin de la Société de Géographie de Marseille" ein ausführlicher Bericht der erſteren vor, den

wir hier in großen Zügen wiedergeben wollen. Sie nahmen den ersten Vorschlag, den ihnen Verminck im März 1879 machte, ohne Bedenken an und betrieben die Vorbereitungen mit solchem Eifer, daß sie bereits am 8. Juli ihre Reise antreten konnten. Der Zug bestand aus zwei Dolmetschern, von denen der eine, Josef Reader, 1869 den Engländer Winwood Reade nach Falabah begleitet hatte, und circa 30 starken, an Regen und Sonne gewöhnten, Congos, die man anstatt der in Freetown schwer zu beschaffenden Lastthiere als Träger genommen hatte; weiterhin verstärkte man sich durch fernere 30 Mann. Am 11. verließ man bei Port Lokko definitiv die Küste. Unter stetem Regen erreichte man vom Thale der Rokelle das des Scarcies, auf dessen sumpfigem Boden man nur mit Mühe und indem man möglichst auf Baumwurzeln trat, fortzukommen vermochte; mehr als einmal mußte eingeschritten werden, um Desertionen zu verhindern. So durchzog man das Land Timne, dessen Bewohner mit staunenswerther Leichtigkeit über die Freiheit ihrer schwächern Landsleute verfügen; der Boden ist gut bebaut, aber nur von den Weibern, welche durch ihre Arbeit den Reichthum der Männer ausmachen, während letztere faulenzen; die großen Wälder, von denen Reade noch spricht, hatten Saatfeldern Platz gemacht, nur der Palmbaum war geschont worden. In Big-Bumba, der Hauptstadt von Limbah, wurde der Zug vom König Sekoli gut aufgenommen und erreichte am 28. Juli Katimbo, wo man sich wieder mit Lebensmitteln versehen konnte. Von hier an ging der Marsch durch gebirgiges, aber von Regen aufgeweichtes, schlüpfriges Terrain, dessen zahlreiche Geleise sich in förmliche Ströme verwandelt hatten. Auch fingen die Eingeborenen an, sich feindselig zu zeigen.

Am 16. August hielten die Reisenden ihren feierlichen Einzug in Falabah, der Hauptstadt des Königs Sewa, welcher sie in der Mitte seiner Würdenträger unter der Veranda seines Palastes erwartete. Einer seiner Vettern, Filah, den er ihnen zur Verfügung stellte, versprach sie zu den gesuchten Quellen zu führen, und von Gesandten der Korankos, welche zur Feier eines zwischen diesem Volke und dem Könige Sewa geschlossenen Friedens anwesend waren und noch nie einen weißen Mann gesehen hatten, erfuhren sie, daß der „große Strom“ aus drei Quellflüssen gebildet wird, die drei verschiedene Namen tragen und sich bei Liah vereinigen, von wo an der Fluß Dhiolibah genannt wird; der hauptsächlichste derselben fließt zwischen zwei Bergketten, deren eine Lomah heißt, und seine Quellen liegen zwei Tagemärsche hinter dieser Kette.

Diese Nachrichten erhöhten den Eifer der Reisenden, doch durften sie sich nicht nach der Seite von Faranah wenden, da dies Land durch ein zahlreiches Heer von Haussahs überschwemmt war, sondern faßten auf den Rath des Königs den Plan, in südöstl. Richtung durch das Land der Korankos hindurch zum Tembi, der heiligen Mutterquelle des Dhiolibah, vorzudringen. Am 28. verließ man den gastlichen König, erreichte die Quellen der Rokelle, setzte nach Affenari über den Taminonco, durchschritt bis an die Brust im Wasser den Falico und gelangte so unter tausend Gefahren nach Socora, der Residenz des Königs Schimiti Foreh. Hier hatte man große Mühe, das plötzlich auftauchende Gerücht zu zerstreuen, die Weißen hätten die Absicht, den Tembi direkt nach der Küste abzuleiten, damit die Haussahs trockenen Fußes in Koranko einfallen könnten. Jeder Tag brachte neue Schwierigkeiten. Man befand sich auf der Wasserscheide zwischen dem Niger und den Küstengewässern, wo der sich südlich von Sierra Leone in den Ocean ergießende Karamanka entspringt. Immer mehr wurden feindliche Einflüsse sichtbar: Aberglauben, Handelseifersucht, Habgier des Königs von Tantafara, Foreh Woleh, ja auch Meutereien der Träger mußten überwunden werden, ehe man das Plateau gewinnen konnte, welches die Stadt beherrscht. Da, am 26. September, sah Zweifel zum ersten Male den heiligen, aus einem Granitblock bestehenden Hügel vor dem Berge Daro, aus dessen Seite der Tembi entspringt; bei diesem Anblick bemächtigte sich seiner eine lebhafte Freude, und die Zuversicht, endlich sein Ziel zu erreichen, begeisterte ihn zu einem lauten Triumphgesang; aber ach, vergebene Hoffnung! Auf einem Inselchen mitten in dem „großen Wasser“, dessen Windungen man erblickte, haust, weit und breit verehrt und angebetet, der Oberpriester Tembi Sale, über dessen Person und Wesen unzählige Sagen verbreitet sind; so soll er auf dem Grunde des Wassers ein goldenes Haus bewohnen. Dieser mächtige Mann nun widersetzte sich mit aller Energie dem Vorhaben der Reisenden; Bitten, Drohungen, alles war umsonst: Weiße dürfen sich den heiligen Quellen nicht nahen, aber auch sonst haben sie Wenige gesehen, denn jeder Krieger muß sterben, der sich ihnen zu nahen wagt. Zweifel zog es vor, das Verbot nicht zu überschreiten, um als Freund, wie er gekommen, auch wieder zu scheiden, und am 3. October betrachtete er zum letzten Male den Hügel, welcher dem Dhiolibah zur Wiege dient, und von dem ihn kaum 6 km trennten.

Der Rückweg zur Küste geschah in Eilmärschen. In Falabah fand man die Träger wieder, die man zurückgelassen, aber die Vorräthe waren erschöpft. Auf demselben Wege wie sie gekommen kehrten die Reisenden nach Port Lokko zurück, wo sie am 6. November eintrafen.

Bleibt nun auch zu bedauern, daß an topographischen und astronomischen Beobachtungen die Ausbeute nur gering ist, ja daß die kühnen Reisenden trotz aller Gefahren und Strapazen das letzte Endziel ihres Zuges nicht erreicht haben, so können wir uns doch freuen, daß sie der Wissenschaft neue Gegenden und Völker erschlossen und dem Handel und der Civilisation neue Bahnen geöffnet haben.

— Savorgnan de Brazza, welcher sich im vorigen Jahre zur Anlegung einer französischen Station nach dem Ogowe, seinem früheren Forschungsgebiete, begeben hatte (s. „Globus“ XXXVII, S. 48 und XXXVIII, S. 255), hat seinen Plan glücklich ausgeführt: es ist ihm gelungen, vom Oberlaufe des Ogowe aus den Congo bei dessen seeartiger Erweiterung, dem Stanley-Pool, am 7. September 1880 zu erreichen und mit Stanley zusammenzutreffen (letzteres wohl viel weiter stromabwärts).

## Südamerika.

— Der brasilianische Senat hat am 21. November 1880 das Wahlreform-Gesetz angenommen, wodurch Protestanten, Freigelassene und Naturalisirte die Wählbarkeit in die Kammern erlangen, ein wichtiger Schritt nach vorwärts für die in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches und besonders in Rio Grande do Sul angesiedelten Deutschen, welche sich nun direkt an der Verwaltung des Landes und der Politik betheiligen können. „Brasilien — schreibt die in Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung“ — weiß selbst vielleicht nicht genau, welchen gewaltigen, zukunftsreichen Schritt es gethan hat; denn jetzt ist die letzte Schranke gefallen, die bisher noch einer starken that- und arbeitskräftigen Einwanderung entgegenstand. Dieser eine Beschluß wird dem Lande mehr nützen, als 50 Jahre politischer Diskussion und parlamentarischer Schönrednerei.“

**Inhalt:** Panama und Darien. X. (Mit vier Abbildungen.) — Die Shiba in Jedo. (Mit einer Abbildung.) — Prof. F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. I. — Einige Sitten und Gebräuche der Kirgh̃izen im Gebiete Semipalatinsk. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 15. Januar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

XI.

Von der Stadt Chorrera aus führte ein Fußweg in nördlicher Richtung durch die Savane nach dem Zusammenflusse des Rio Congo und des Rio Caïmito, der beiden Flüsse, die jetzt noch erforscht werden sollten. Die Savane mit ihrem verdorrten spärlichen Grase bot hier einen traurigen Anblick, der durch die Staffage der hin und wieder weidenden mageren elenden Rinder kaum mehr erheitert wurde, als durch die häufig am Wege liegenden von den Geiern rein abgenagten Skelete so mancher ihrer Vorgänger. Wenn die Geier in den Wäldern des Isthmus nur äußerst selten einmal sich zeigen, so sind sie in der Savane desto häufiger; zu Tausenden sieht man sie Nachmittags hier in der Luft kreisen und nach Beute ausschauen oder schwerfälligen Fluges nach Panama ziehen, dessen Vorstädte und nächste Umgebung ein fruchtbares Feld für sie sind. Von einem in der Savane gefallenen Stück Vieh sollen gewöhnlich schon nach einer Stunde nur noch die Knochen übrig sein; und kommt es auch gelegentlich einmal vor, daß die „Galinazos" einem unachtsamen Haziendero ein Kalb rauben, so ist doch ihre Nützlichkeit eine so allgemein anerkannte Thatsache, daß sie nicht nur geduldet werden, sondern daß es sogar bei Strafe von einem Piaster verboten ist, einen Geier zu schießen.

Der mittlere Lauf des Caïmito ist von steilen, 4 bis 5 m hohen Ufern eingefaßt, die, häufig zurücktretend, eine ganze Reihe von tiefen Wasserbecken (pozos) entstehen lassen. In eines dieser Becken ergießt sich der von Norden kommende Rio Congo, der, bedeutend schmaler als der Caïmito, in zahlreichen Windungen zwischen steilen Rändern daherfließt. Sein Wasser ist schwarz und trübe, seine Ufer nicht weniger von Bäumen, Gesträuch und Lianen überwuchert, als die des Caïmito. Oft verschlingen sich die Zweige über dem Wasserspiegel dermaßen, daß die mühsam auf der steilen Böschung Vorwärtsschreitenden durch das dichte Geflecht auch keinen Schimmer desselben wahrzunehmen vermögen. Ziemlich dicht unterhalb der Einmündung des Rio Congo geht an einer besonders hohen Uferstelle eine Brücke über den Caïmito, ein leichtes hängendes Bauwerk, das nur aus drei mit Lianen zusammengebundenen langen schwankenden Palmenstämmen besteht, aber über dem hier brausenden Flusse und gegen den hellen Himmel sich abzeichnend ein anmuthiges Bild abgiebt. Noch einige 100 m weiter abwärts folgt dann der Wasserfall des Caïmito, wo der Fluß, der nach einer Strecke schnellen, reißenden Laufes sich in tausend kleinen Wirbeln und Wellen über ein breites, von hochragenden Basalten zerrissenes Bett zertheilt hat, plötzlich sein Wasser zu einer mächtigen Masse vereint und aus einer Höhe von 15 m in ein von schwarzen Wänden eingeschlossenes großes Becken hinabstürzt.

Die Arbeiten auf diesem ungünstigen Terrain gingen nur langsam von statten: war es doch schon viel, wenn man sich in vier Stunden einen Weg von etwa 500 m am Flußufer entlang bahnte. Endlich konnte man aber die Vermessungen für vorläufig abgeschlossen erklären und den Rückweg nach Panama antreten. Die große Savanenebene zur Rechten lassend, erreichte man nach einem Marsche über

Fig. 1. Ausschnitt aus dem Gebiet der Kleinen Kalmit mit Lage der Profile. Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1:25000, Blatt Landau, Nr. 6714, mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Rheinland-Pfalz, Koblenz, vom 15. 12. 1977, Nr. 2/78.

Fig. 2. Profil durch den Nordhang der Kleinen Kalmit. Blick nach Westen.

Fig. 3. Profil durch den Südhang der Kleinen Kalmit. Blick nach Westen.

oft genug unverrichteter Sache zurückzukehren. Ein New-Yorker Spekulant hat nämlich mit der Eisenbahngesellschaft sowohl als auch mit der Gesellschaft der Dampferlinie von Colon einen Vertrag abgeschlossen, der ihm allein das Recht des Transports von Bananen zusichert. So hat er das ganze Geschäft hier in Händen, und die Producenten müssen dankbar sein, wenn sie ihre Bananen zu dem niedrigsten Preise überhaupt loswerden. Die Agenten dieses Menschenfreundes kaufen nur den kleinsten Theil des zu Markte Gebrachten, meist nur große Kolben von über einem Meter Länge, an denen sich oft mehr als zweihundert Früchte befinden. Von dem Geschrei und Fluchen, von den Drohungen und Verwünschungen, die man auf diesem Markte in dem sonst so todten Flecken zu hören bekommt, macht man sich nur schwer einen Begriff. Die für den Verkauf gezogenen Bananen haben für die Neger selber keinen Werth; zum eigenen Gebrauche lassen sie die Früchte, die sie nur gekocht genießen, nicht zur Reife gelangen. Es ist darum, sozusagen, ein doppelter Verlust, wenn sie ihnen nicht abgenommen werden.

Noch einmal kehrte Reclus von Gatun nach Panama zurück, um zunächst einige Vermessungen in der Nähe der Stadt selber vorzunehmen, wo eine Depression zwischen dem Cerro d'Ancon und der Loma de Boca de Rio Grande zum Mündungspunkt des Kanals geeignet erschien, und um dann das ganze in den drei Jahren gesammelte Material zu klassifiziren und für den Transport zu verpacken. Am 1. Mai schiffte er sich endlich mit Herrn Lacharme nach der Heimath ein.

---

# Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

## I.

„Könnte sich die Saône nur entfernt dem Rhône an Wassermasse vergleichen, so hätte sie zweifellos dem ganzen Stromgebiete den Namen gegeben, denn nach Richtung, geologischer Zusammensetzung der umgebenden Felsarten und Geschichte ihrer Anwohner ist sie die Hauptader des Rhônegebietes. Seinerseits verdiente der Doubs, daß man seinen Namen der Saône gäbe, wenn es nach der Länge des Flußlaufes ginge; denn er übertrifft um 165 km die Entwickelung dieses centralen Stromes des ganzen Beckens. Zuerst fließt er, parallel dem Orbe und der Reuse [1]), klaren Bächen des Rheingebietes, nach Nordosten, einer Falte des Jura folgend; noch als einfacher Bach vereinigt er sich mit dem Ausflusse des Sees von Remoray, durchfließt dann den See von Saint-Point und tritt jenseits Pontarlier in eine Reihe von Engschluchten, wo jedes freie Plätzchen für die Arbeiten der Industrie ausgenutzt wird. Im schönen Cluse-See von Chailleron oder les Brenets angelangt, von welchem angefangen das Flußthal als politische Grenzscheide zwischen Frankreich und der Schweiz dient, beruhigt er seine Gewässer oberhalb einer natürlichen Felsbarre, von deren Rande er sich in einem prächtigen Falle von 27 m Höhe hinabstürzt: das ist der berühmte Saut-du-Doubs. Weiter abwärts tritt der Fluß ganz auf Schweizer Gebiet, macht dann eine jener plötzlichen Biegungen, die ihn, wollte man einer offenbar falschen Etymologie glauben, seinen Namen Dubis (dubius = zweifelhaft, irrig, irrend [2])) eingetragen haben, fließt westwärts, also seinem Oberlaufe gerade entgegengesetzt, und tritt wieder auf französisches Gebiet, indem er eine der Ketten des Jura quer durchbricht. Bei Saint-Hippolyte wiederum Aenderung der Richtung: der Doubs fließt nun nach Norden durch eine finstere Cluse, in welcher er einen zweiten Gebirgswall, die Kette des Lomont, durchbricht und bis nahe an die Pforte, welche zwischen dem System des Jura und der Vogesen bei Belfort sich öffnet, herantritt, wo der natürliche Wasserweg durch einen künstlichen Fluß, den Rhein-Rhône-Kanal, der einst, als Elsaß noch zu Frankreich gehörte, von solcher Wichtigkeit war, verlängert worden ist. Südlich von Montbéliard biegt der Doubs nochmals um und fließt nach Südwesten, weite Bogen beschreibend, zuerst zwischen Felsen und hohen Hügeln, dann inmitten einer weiten schwach gewellten Ebene. Es giebt wenig Flüsse in der Welt, welche in ihrem Laufe so scharfe und geometrisch abgemessene Biegungen haben. Der Hauptzufluß des Doubs, die Loue, welche aus einer sehr starken Quelle entspringt, macht eben solch launische Bogen, wie der Hauptfluß. Am Ausgange des gewundenen Thales von Ornans ist sie nur 3 km vom Doubs entfernt; da aber die Felsen, welche an dieser Stelle beide Strombetten von einander trennen, sich nicht haben durchbrechen lassen, so biegt die Loue plötzlich nach Südwesten um und ergießt sich erst nach einem weitern Laufe von 80 km in den Doubs."

Nebenfluß der Loue ist der berühmte Lison. Verschiedene Schlünde, darunter der an 300 m tiefe Puits Billard, nehmen die Bäche und Rinnsale auf den Hochebenen der Freigrafschaft auf und vereinigen in unterirdischen Kanälen ihre Gewässer, welche plötzlich bei Nans-sous-Saint-Anne wieder zu Tage treten. Dort stürzt sich in einem prächtigen „Ende der Welt" aus der Mündung einer Höhle der Lison heraus, und zwar als Kaskade und mit solcher Wasserfülle, daß die Loue selbst ihm darin ohne den Zufluß der Mène-Quelle (unterhalb Cléron und oberhalb der Lison-Mündung) kaum gleichkäme.

„Der Höhlenreichthum der Kalkfelsen, welche der Doubs durchfließt, machte seine Wasserführung noch vor Kurzem ziemlich sonderbar. Das Bett des Hauptflusses und mehrerer seiner Zuflüsse werden von Spalten durchschnitten, in welchen früher ein Theil der Gewässer, bei Mont-Benoit, verschwand. In Zeiten der Trockenheit war der Doubs unterhalb Pontarlier nur ein winziger Wasserfaden, so daß die meisten Fabriken gezwungen waren zu feiern. Da die Spalten allmälig an Breite zunahmen, fürchteten die Anwohner, daß schließlich der ganze Fluß bei Niedrigwasser verschwinden würde, bis man auf den guten Gedanken kam, die Spalten mit Mauerwerk in Gestalt von Brunnenrändern zu umgeben, die etwas niedriger waren, als der höchste Wasserstand. Bei Ueberschwemmungen kann nun der Ueber-

[1]) Beide münden in den Neuchâteler See.

[2]) Nach A. Delacroix hängt der Name Doubs vielmehr mit derselben Wurzel zusammen, wie Doue, Douë, Douix, wie in Frankreich viele Flüsse und Quellen heißen.

Quirigua, Stela E, Front

Quirigua, Stela E, Back

Le Rhône, après avoir traversé le lac de Genève, sort de ses eaux à Genève même, et, après avoir parcouru la ville, il va se jeter dans le lac de Genève, qui est situé à l'ouest de la ville. Le Rhône, après avoir traversé le lac de Genève, sort de ses eaux à Genève même, et, après avoir parcouru la ville, il va se jeter dans le lac de Genève, qui est situé à l'ouest de la ville.

# Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

I. B.

Entwickelung der Auswanderung und des Handels. Stellung der chinesischen Regierung zu der Auswanderung. Gründe der Abneigung der Westvölker gegen die chinesischen Einwanderer.

Kommen wir auf unsern Gegenstand, die Auswanderung, zurück, so umfaßt das chinesische Besiedelungsgebiet außer den China nicht oder nicht mehr unterworfenen Nachbarländern im Indischen Archipel, in Hinterindien, Polynesien und in den transpacifischen Gebieten Nord- und Südamerika sammt Westindien drei mit dem Reiche in inniger Verbindung stehende Außen- oder Nebenländer: Mandschurei, Mongolei und Formosa. Dazu ist jetzt jener seit seiner gewaltsamen Loslösung von chinesischer Herrschaft der chinesischen Einwanderung wieder erschlossene Strich von Centralasien gekommen, welchen schon Carl Ritter als „Land der Eingänge“ besonders gekennzeichnet, dem er eine große geschichtliche Rolle zugewiesen hat; es ist die Oasenkette, welche vom obern Hwangho über Hami nach Kaschgar und Yarkand und damit bis an die Grenze West-Turkestans und Afghanistans reicht. Seit langer Zeit, im Falle dieses letzterwähnten Gebietes sogar seit nicht weniger als 2000 Jahren, werden diese Länder von auswandernden Chinesen aufgesucht und weite Striche von ihnen sind nicht minder dicht bewohnt als manche der ältesten Provinzen des Reiches. Im Allgemeinen werden aber die nächstgelegenen am meisten aufgesucht und sind in Folge dessen bereits am dichtesten besetzt. So die südliche Mandschurei, die zum Ackerbau und damit zum seßhaften Leben passenden Grenzstriche der Mongolei und in neuerer Zeit auch Formosa. Jedoch sind die unmittelbar an China grenzenden Länder Korea, Birma und selbst Tibet aus politischen Gründen — denn alle diese Staaten üben dieselbe Abschließung gegen einander und gegen andere Nachbaren wie einst China — entweder ganz den Chinesen verschlossen, wie das erstere, oder doch nur in geringem Maße ihnen zugänglich, wie die beiden letzteren. Auch Japan zählt eine schwächere chinesische Bevölkerung, als man oft annimmt. Dafür ziehen dann wieder gewisse Länder durch auffallende Begünstigungen an, welche sie einräumen, wie wir das bei Siam finden werden, oder durch die „Lockmittel des Handels“, welche sie bieten, wie das Goldreich Borneo, das zinnreiche Larut, das dem Ackerbau günstige Sumatra und andere, während endlich die transpacifischen Gebiete durch organisirte Kuli-Einfuhr sich eine chinesische Bevölkerung zu verschaffen suchten.

Im engsten Zusammenhang mit der Ausbreitung der chinesischen Kolonien steht die des chinesischen Handels. Beide bedingen sich gegenseitig. China nimmt unter den Ländern Asiens die zweite Stelle nach Gesammtsumme der Ein- und Ausfuhr ein. Ein Konsularbericht des deutschen Handelsarchivs giebt für das Jahr 1879 folgende Zahlen in Haikuan-Taels (6,06 deutsche Reichsmark): Fremde Nettoeinfuhr 88928083; einheimische Nettoeinfuhr 49121947; Ausfuhr 115801185; in Summa 204729268. Schon ist die Versorgung Formosas, der Philippinen, Tonglins, Annams, Cochinchinas, Siams, der Halbinsel Malakka mit europäischen Waaren, welche aus chinesischen Häfen oder aus Singapur reexportirt werden, fast ausschließlich in chinesischen Händen, und nicht minder ist es die Ausfuhr der Erzeugnisse dieser reichen Gebiete nach China. In fast allen größeren Plätzen des chinesischen Auswanderungsgebietes werden wir den Einfluß zu betonen haben, welchen die Chinesen auf den dortigen Handel ausüben. An manchen derselben hat man Einschränkungen für nöthig befunden, um dem wahrhaft wuchernden Wachsthum ihres Einflusses vorzubeugen. Die Schifffahrt, welche noch lange einen schwachen Punkt ihrer wirthschaftlichen Leistung bilden wird, hat sich doch soweit entwickelt, daß die Dampfer einer chinesischen Gesellschaft (der China-Merchants-Dampfschiff-Gesellschaft) bereits einen großen Einfluß auf den Verkehr der Plätze am Yangtseliang und zwischen Tientsin und Ningpo üben. Dieselbe Gesellschaft ließ im verflossenen Sommer zum ersten Mal einen eigenen Dampfer nach Honolulu und San Francisco gehen. Von dem Werthe des Verkehres der 21 chinesischen Vertragshäfen unter einander und mit dem Ausland entfielen 1879 28 Proc. auf die chinesische Flagge, und es verkehrten unter derselben in diesem Jahre 6932 Schiffe mit 4353695 Tonnen (30 Proc. des Gesammtverkehrs). Diese Zahlen berühren unmittelbar eine chinesische Bevölkerung von (geschätzt) gegen 6 Mill., welche in den Vertragshäfen sowie in Hongkong und Makao lebt.

Aeußere Umstände verbinden sich mit dieser gesteigerten Bewegung der Güter, welche nicht denkbar ist ohne eine entsprechende Bewegung der mit ihnen handelnden Menschen und eine daraus ebenso nothwendig folgende größere Beweglichkeit der letzteren, um den nach außen führenden Kanälen immer mehr Menschen zuzuführen. Außer dem Bedarf an Arbeitskräften in manchen Ländern, welche sich gezwungen sehen, den chinesischen Auswanderern alle möglichen Vortheile zu bieten, um sie anzuziehen, außer der noch immer wachsenden Zahl billiger Schiffsverbindungen nach dem Auslande ist die Noth im eigenen Lande die mächtigste Triebfeder der Auswanderung. Nie sah man das klarer als in den bösen Jahren 1877 und 1878. Die Hungersnoth trieb Hunderttausende von Haus und Feld, die in anderen Provinzen sich eine neue Heimath suchten, wenn sie nicht auf dem Wege Hungers starben. Die Mehrzahl ging nach der Mongolei in der Richtung auf Kalgan und Kwei-hwa-tschang. Man verkaufte die Dächer und das sonstige Holzwerk von den Häusern und alles entbehrliche Gut, um Reisegeld für ein paar Tage zu gewinnen. Weiber und Kinder blieben in der Regel zurück und aus beiden rekrutirten sich denn hauptsächlich jene schrecklich großen Sterblichkeitszahlen, welche nach mäßigen Schätzungen schon im Frühling 1878 die Zahl der vor Hunger Umgekommenen auf Millionen steigen ließen. In Tientsin waren im Sommer 1878 allein gegen 50000 Flüchtlinge aus den Hungerbezirken von Petschili und Schansi angesammelt, meist Weiber und Kinder. Die bettelnden Scharen der Männer durchzogen das ganze Land und kamen von Honan bis Canton. Die Mandschurei empfing eine nicht unbeträchtliche Einwan-

derung, zumal ſie gute Ernten hatte in dieſen Unglücksjahren, welche für Nordchina Mißwachs, für die mittleren Provinzen Heuſchrecken und für die ſüdlichen Ueberſchwemmungen brachten.

Im Vergleich zu ſolch mächtigen, die Auswanderung fördernden Anregungen fallen die in China ſelbſt und in wenigen Theilen des Auslandes gemachten Anſtrengungen, ſie zurückzudämmen, nicht ſehr ſtark ins Gewicht.

Die Ausweiſe des Hafenmeiſters von Hongkong ließen zwar die Wirkung der letzteren Urſachen, nämlich der Ablehnung weiterer chineſiſcher Zuwanderung in Californien und Auſtralien, auf die chineſiſche Auswanderung deutlich genug erkennen. Die Zahl der nach Californien von dieſem Platze Auswandernden hatte 1876 um 4472 mehr betragen als 1877. Es zählte in dieſem letztern Jahre die geſammte Auswanderung überhaupt um 6609 weniger als im vorigen. Nach Oregon gingen dagegen 168 mehr, im Ganzen 1083. Die Auswanderung nach Queensland ſtockte nicht bloß ganz, ſondern es ſetzte ſogar ein Rückſtrom ein. Nach Cooktown waren von 1875 bis 1877 (einſchl.) 20 960 gegangen und 6193, eine verhältnißmäßig hohe Zahl, wieder zurückgekehrt. Port Darwin empfing nur 97. Auch die Straits Settlements und Manila empfingen weniger, jene um 1225, dieſe um 1940. Dagegen betrug die Zahl der nach Hawaii Auswandernden 1102 und war im Steigen. Dieſe Zahlen ſpiegeln ſich natürlich im Rückgang der Einwanderung in den betreffenden Ländern ab, und wir werden ſie wiederfinden.

Die Abſchreckung der Bevölkerung durch weit verbreitete und manchmal wohl auch übertriebene Schilderungen der Scheußlichkeiten, die in Peru und Cuba an chineſiſchen Kulis verübt wurden, dürfte auch nicht ganz ohne Rückwirkung geblieben ſein. 1879 erſchien z. B. in Canton ein chineſiſches Buch, betitelt „Lebende Höllen“, welches ſeinen Titel zu rechtfertigen ſucht, indem es eine große Anzahl von Grauſamkeiten ſchildert, welche in den Barrakuns von Macao, auf den Schiffen, hauptſächlich aber auf den Pflanzungen Perus und Cubas an den Kulis verübt worden ſind. Sind auch die Bilder, die der Verfaſſer von den Menſchenfängern, den Schiffskapitänen und Pflanzern zeichnet, welche natürlich ohne Ausnahme als wahre Teufel geſchildert werden, etwas ſtark aufgetragen und ſchematiſch, wie es für den chineſiſchen Geſchmack paßt, ſo liegen doch leider nur zuviel Thatſachen vor, welche dieſe Grauſamkeiten beſtätigen und jenen Optimismus Lügen ſtrafen, mit dem der chineſiſche Weiſe Mencius behauptete, „alle Menſchen haben natürliche Sympathien“. Das Buch ſoll ſich bereits weit in der Bevölkerung verbreitet haben, und es wurde ſogar behauptet, daß daſſelbe nicht ohne Einfluß auf den Plan der chineſiſchen Regierung geweſen ſei, hinfort ihre Auswanderer nur auf eigenen Schiffen zu transportiren.

In Hongkong war ſchon ſeit 1872 die Ausrüſtung oder (angebliche) Ausbeſſerung von Schiffen, die zur Aufnahme von Kulis aus Macao beſtimmt waren, mit ſolchen Schwierigkeiten umgeben, daß es thatſächlich verboten war, und damit hörte auch der „Kulihandel“ hier auf. Seiner Fortdauer in Macao ſetzten Schranken die Beſchwerden der chineſiſchen Regierung und befreundeter Mächte in Spanien und Peru, und die Verbote der Auswanderung nach Cuba und Peru, wohin bis dahin die Kulis großentheils verſchifft worden waren. Noch 1880 wurde der deutſche Dampfer „Heſperia“, der Kulis für Hawaii und Callao geladen hatte, durch die chineſiſchen Behörden am Auslaufen verhindert. Die Engländer, denen man es laſſen muß, daß ſie ein werkthätiges Gefühl für die Leiden der unterdrückten Raſſen überall bekundet haben, unbeſchadet ihrer kaufmänniſch egoiſtiſchen Geſinnung, gingen auch in Singapur und Pinang mit Verbeſſerungen vor, welche den Einwanderern zu Gute kommen ſollten, wie mit der Anſtellung von Beamten zum Schutz der Chineſen, mit Anlegung von eigenen Landungshallen in den Häfen, wo ſie vor Ver- und Entführung geſchützt waren u. ſ. f. (vgl. u. den Abſchnitt „Straits Settlements“). Derartige Einrichtungen haben freilich zunächſt die Wirkung, die Zahl der in keiner Weiſe nach europäiſcher Kontrole lüſternen Einwanderer zu vermindern, aber ſicherlich nur vorübergehend. Auf die Dauer werden ſie dieſelbe wieder vergrößern, indem ſie Sicherheiten bieten, welche der für patriarchaliſche Regierungsfürſorge, auch wo ſie etwas deſpotiſch auftreten ſollte, immer empfängliche Chineſe ſicherlich bald zu würdigen wiſſen wird.

Am meiſten wird aber zur Förderung der Auswanderung die Haltung der chineſiſchen Regierung ihr gegenüber beitragen. Früher war Auswanderung ſtrafwürdig (ſ. meine „Chineſiſche Auswanderung 1876“ S. 64), aber längſt iſt ſie geduldet. Formell erlaubt wurde ſie erſt 1860. Aber viele chineſiſche Beamte und Staatsmänner ſind ſich noch immer nicht klar über ihre Nothwendigkeit und ihre Bedeutung und betrachten ſie engherzig fiskaliſch als reinen Verluſt an Menſchenkräften des Staates. So wurden z. B. 1879 Tauſende von Auswanderern, die nach Singapur gehen wollten, zwangsweiſe nach Formoſa gebracht, wo es allerdings auch Lücken in der Bevölkerung giebt, die aber bei der Nähe dieſes Landes ganz von ſelbſt ſich ausfüllen werden. Die Mißhandlungen der Kulis in Cuba und Peru trugen freilich auch dazu bei, die chineſiſche Regierung etwas ſcheu zu machen. Marquis Tſeng verſuchte die unklare, allem Anſchein nach principloſe Stellung, welche die chineſiſche Regierung zu der Auswanderung aus ihrem Gebiete in der ganzen Zeit, daß die letztere im Gange iſt, eingenommen hat, in der ſchon oben berührten Anſprache an eine Deputation der Britiſh and Foreign Anti-Slavery-Society einigermaßen aufzuklären. Er ſagte, daß wenn auch die gewaltige Bevölkerung Chinas, deren Zahl er auf 420 Mill. ſchätze, es wünſchenswerth mache, daß nicht das kleinſte Hinderniß der Auswanderung in den Weg gelegt werde, ſo ſei doch ſeine Regierung zu wenig ſicher über die Behandlung, welche die Chineſen im Auslande finden, um ihre Auswanderung geradezu zu ermuthigen. Weitaus die meiſten verlaſſen das Land gegen ihren eigenen Willen, getrieben aus Noth oder irgend anderen von ihnen unabhängigen Beweggründen; natürlicherweiſe ſeien dieſe ſelten in der Lage neben ihrem eigenen Fahrpreis auch noch den ihrer Familie zu bezahlen und viele von ihnen ſeien nicht verheirathet. Es ſei alſo die in Nordamerika und Auſtralien ſo oft erhobene Forderung, daß die chineſiſche Regierung die Einzelauswanderung der Männer beſchränken möge zu Gunſten der Auswanderung der Familien oder mindeſtens einer für Herſtellung normaler Verhältniſſe hinreichenden Anzahl von Frauen, nicht ſo leicht zu erfüllen. — Marquis Tſeng iſt anerkanntermaßen einer der aufgeklärteſten unter den hohen Mandarinen, und ſeine Meinungen über die Auswanderung ſeiner Landsleute würden als vereinzelte Gedanken eines hellern Kopfes nur eine geringe Bedeutung beanſpruchen, wenn nicht durch die Macht der Thatſachen die regierenden Kreiſe ſelbſt zu einer ähnlichen Anſchauung immer mehr gedrängt würden. Spielte doch in den Verhandlungen der letzten Jahre mit europäiſchen und amerikaniſchen Mächten die Auswanderungsfrage immer eine der erſten Rollen und zwar nicht zum Nachtheil Chinas und ſeiner Auswanderer.

Die chineſiſche Auswanderung hat ohne Zweifel unter der Theilnahmloſigkeit der Regierung bisher gelitten. Manche von den Urſachen der Mißſtimmung, welche den chineſiſchen

Auswanderern fast überall begegnet, sind gerade vermöge einer größern Sorge der Regierung gewiß, wenn nicht der Beseitigung, so doch der Milderung zugänglich. Zunächst kann die Qualität der Auswanderer ohne Frage erheblich verbessert werden, wie sie schon sich gebessert hat durch die Maßregeln, welche dem Kulihandel gegenüber von der chinesischen Regierung und den Behörden von Hongkong ergriffen worden sind. In dieser Beziehung ist es als ein sehr wichtiger Fortschritt zu bezeichnen, daß die chinesische Regierung selbst sich entschlossen hat, jenen unverständlichen Widerstand gegen die Auswanderung ihrer Unterthanen, die nun doch einmal unvermeidlich geworden, durch eine weise Kontrole dieser Bewegungen und einen kräftigen Schutz an Ausgewanderten zu ersetzen. Die Begründung der Konsulate in Cuba, Singapur und Hawaii und die diplomatischen Unterhandlungen mit Peru, Spanien und den Vereinigten Staaten, die Entsendung von Sonderkommissionen nach einigen der wichtigsten Auswanderungsgebiete setzen die Anerkennung der Auswanderung voraus und ihr muß nothwendig ein Studium ihrer Bedingungen und Folgen Seitens der Regierung des Mutterlandes sich anschließen. Bisher herrschte dort fast überall die größte Unwissenheit über diesen Punkt [1]). Von diesem Punkte, der jetzt erreicht ist, bis zur Einsicht, daß die Auswanderer, für deren Schutz die heimische Regierung Sorge trägt, dieses Schutzes auch würdig sein, daß also nicht die Gefängnisse und die Höhlen des Lasters in die Kulischiffe entleert werden sollten, ist es hoffentlich nicht allzu weit. Eine Beaufsichtigung der Auswanderung in diesem Sinne, wenigstens soweit sie nach den Ländern der Vertragsmächte geht, würde wesentlich zur Verbesserung der Stellung der Chinesen im Auslande beitragen. In derselben Richtung würde eine Förderung der Frauenauswanderung von Nutzen sein. Sprachkundige Beamte, die ebensowohl im Stande sind, auf die chinesische Bevölkerung einzuwirken als auch die Interessen derselben zu vertreten, würden nicht wenig zur Begleichung mancher Schwierigkeiten beitragen. Es ist sicher, daß die Beziehungen zwischen den europäischen Vertretern in China und der chinesischen Regierung sich in demselben Maße gebessert haben, als des Chinesischen kundige Dolmetscher jenen an die Seite gestellt werden konnten. Endlich lehrt aber auch die Erfahrung chinesenreicher europäischer Kolonien wie Hongkong und Singapur deutlichst den günstigen Einfluß, den auch die kleinste Heranziehung der Chinesen zur Theilnahme an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten auf sie selber übt. Die Holländer haben mit ihren „Capitän China“ und die Engländer mit chinesischen niederen Beamten in Hongkong und Singapur gute Erfahrungen gemacht.

Der Widerwille gegen die chinesischen Einwanderer, der sich vor allem unter den angelsächsischen Bevölkerungen kundgiebt, indessen nirgends ganz fehlt, wo Chinesen in irgend beträchtlicher Zahl auftreten, erklärt sich zu einem guten Theil aus den oben erwähnten Eigenschaften, welche ihnen einen Vorsprung in so manchen Geschäften und Bestrebungen geben. Selbst zu den in wirthschaftlicher Beziehung fortgeschrittensten Europäern nehmen sie eine Stellung ein, welche in einigen Richtungen entschieden überlegen ist. Wie gering jene auch von der chinesischen Kultur im Vergleich zu der europäischen im Allgemeinen und von fast jeder chinesischen Persönlichkeit im Einzelnen denken mögen, sie fühlen alle, daß der Chinese als Arbeiter und als Kaufmann das Zeug hat, sie wenigstens in einigen Richtungen zu übertreffen. Dieser selbst fühlt das nicht minder, wobei der sprichwörtliche chinesische Hochmuth ihm wesentlich zu Hülfe kommt. Nicht bloß in China dünkt sich der Chinese hoch über dem Europäer stehend, sondern auch im Ausland ist er gar nicht übermäßig geneigt, sich von demselben imponiren zu lassen. Darum verstehen auch die besten Chinesen nur unvollkommen die ganze Größe des Vorsprunges, welcher die europäische Kultur von der ihrigen trennt, und es ist kaum zweifelhaft, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden sie noch heute in demselben Dunkel finden würde, der 1840 und 1857 ihre wahrhaft lächerlichen Niederlagen von vornherein besiegelte. Ihre Stellung zu Eisenbahnen und Telegraphen kennzeichnet diese Gesinnung zur Genüge, nicht minder die Schnellfertigkeit, mit der sie ihre europäischen Lehrmeister im Kriegswesen, der Marine, dem Bergbau verabschieden, sobald sie unter ihrer Führung einige kleine Resultate erreicht haben. Selbst langer Aufenthalt unter Westvölkern ändert wenig an dieser Gesinnung. Eines der bemerkenswerthesten Zeugnisse hierfür liefert ein 1879 in Melbourne erschienenes Pamphlet über „The Chinese Question in Australia“. Von drei chinesischen Verfassern: L. Kong Meng, Cheok Hong Cheong und Louis A. Mow, herausgegeben, stellt es sich in sehr geschickter Weise auf diesen Boden, dessen Unebenheit allerdings klar genug durchscheint. Es wird von der Schilderung des Zwanges ausgegangen, welchen die westlichen Mächte anwandten, um China ihrem Handel zu öffnen, und damit die Gattung von Gewaltthätigkeiten verglichen, deren sich die Weißen in Australien gegen die Chinesen schuldig machen. Gänzlich unwissend über Chinas Regierung, Literatur, Sprache und Civilisation, vergessend, daß China einen hohen Grad von Civilisation zu einer Zeit erreicht hatte, als Britannien noch von nackten Wilden bewohnt war, und daß die Sittenlehre des Konfucius nicht zu ihrem Nachtheile der des Christenthums verglichen werden kann, verdammen sie jeden Chinesen als unwissenden Heiden oder niedrigen Barbaren und sagen ihm: „Du mußt nicht mit Hacken oder Graben, oder um Taglohn in dieser Kolonie Dein Brot verdienen, Du mußt davon abstehen, den Garten zu bebauen oder Möbel zu machen; Du mußt vielmehr entweder Hungers sterben, betteln, stehlen oder verschwinden.“ Aus Meadow's rosigen Schilderungen des chinesischen Lebens und aus Miß Martineau's und H. Dixon's etwas stark gezeichneten Ansichten der Laster und Schwächen der westlichen Völker ziehen die Verfasser den Schluß, daß nur gemeiner Neid die weißen Bevölkerungen sich gegen die Zumischung von Chinesen verwahren lasse, daß diese nur durch rohe Gewalt aus den Kulturkreisen jener sich ausgeschlossen sähen, während ihr Charakter und ihre Kultur ihnen eine ebenbürtige Stellung anweisen.

Neid ist allerdings zu einem guten Theile in dem leidenschaftlichen Hasse wirksam, mit dem die Europäer beziehungsweise Amerikaner und vor allem diejenigen niederer Klassen die chinesischen Zuwanderer verfolgen. Aber es nimmt genau derselbe Dünkel, von dem die Chinesen besessen sind, in diesem Gefühle ebenfalls eine hervorragende Stelle ein. Man tadelt an ihnen eben einfach das Fremde, weil man alles Eigene für das einzige Gute in seiner Art hält. Und so manche von den Vorwürfen, die man ihnen macht, würden mit geringen Aenderungen auf die Auswanderer irgend welcher civilisirtesten Nation Anwendung finden können, welche ja der überwiegenden Zahl nach immer weder gebildet, noch reich, noch dazu vorbereitet sein werden, ohne Wider-

[1]) Wie wenig Kenntniß die chinesischen Behörden von der Auswanderung ihrer Unterthanen besitzen, mag folgende Schätzung zeigen, welche 1874 in einer Denkschrift des Statthalters von Fukian gegeben wurde: Chinesen in Siam 30000, in Singapur 100000, in Sumatra 80000, in Californien 200000 bis 300000, in Nagasaki 10000!

ſtreben in dem Volke aufzugehen, in deſſen Mitte ſie nicht aus idealen, ſondern aus ſehr materiellen Gründen ſich begeben haben. Man erinnere ſich der Bewegungen, welche in den Vereinigten Staaten vor 40 bis 50 Jahren von den „Natives“ und „Knownothings“ gegen die deutſchen und iriſchen Einwanderer angezettelt wurden, oder des Widerſtandes, der ſchon heute in den älteren auſtraliſchen Kolonien von manchen Seiten der europäiſchen Einwanderung entgegengeſetzt wird, und man wird in den „Plateformen“ dieſer Parteien faſt denſelben Gründen für die Zurückdämmung dieſer Einwanderung begegnen, welche heute von den Anti-Chineſen-Agitatoren ins Treffen geführt zu werden pflegen. Nur konnten freilich die von der tiefen Verſchiedenheit der beiden Racen hergenommenen Argumente damals nicht ſo ſtark betont werden wie heute, und hier liegt freilich auch der Punkt, der dieſer Bewegung eine gewiſſe Berechtigung ſelbſt in den Augen ſolcher Politiker verleiht, die, wie manche nordamerikaniſche Chineſenfeinde, mit Entſchiedenheit für die Aufhebung der Sklaverei und die Gleichſtellung der Schwarzen mit den Weißen geſtimmt haben. Man kann in der That einem Volke höherer Race nicht das Recht abſprechen, ſich gegen die Niederlaſſung eines niedriger gearteten in ſeiner Mitte zu verwahren, da dieſelbe mit Hülfe der unvermeidlichen Miſchung immer eine Aenderung ſeines körperlichen Beſtandes herbeiführen muß. Die Schwierigkeit liegt nur immer in der Beſtimmung der Größe dieſes Unterſchiedes. Während manche ihn leugnen, übertreiben ihn andere ins Kraſſe und tragen nicht im Geringſten Rechnung dem unberechenbaren Einfluß des neuen Mediums, in welchem die Chineſen hier leben. Und doch läßt gerade ihre außerordentliche Lernfähigkeit mit Sicherheit erwarten, daß wenige Jahrzehnte in fremdem Lande ſie gründlich umzuändern im Stande ſein würden. Sie ſind viel zu verſtändig, um ſich auf die Dauer in einer Abgeſchloſſenheit zu erhalten, welche ſich ihnen freilich ganz von ſelbſt auferlegt, ſo lange man ſie nur bis an die Schwelle unſerer Civiliſation gelangen läßt.

Da es nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, ſich noch einmal die landläufigſten der Klagen zu vergegenwärtigen, welche in den europäiſchen Kulturkreiſen und vor allem in Californien und Auſtralien gegen ſie laut werden, möge hier eine der vollſtändigſten und präciſeſten Formulirungen Platz finden, welche uns bekannt geworden iſt. Wir entnehmen ſie dem Vortrage, welchen ein auſtraliſcher Politiker, Herr A. Macaliſter, December 1877 im Colonial Inſtitute zu London über die Chineſenfrage hielt: „Sie kommen,“ heißt es dort, „aus Hafenplätzen, wo die verwerflichſten Theile des chineſiſchen Volkes wohnen. Sie kommen auf Verträge mit Unternehmern hin, welche ſie oft nur unvollkommen verſtehen, nach einem fremden Lande, und für ungewiſſe Beſchäftigungen. Weder die Regierung Chinas noch der Kolonie hat eine Sicherheit, daß dieſe Verträge richtig ſind, oder daß der Unternehmer ſeine Verſprechungen erfüllt. . . Nirgends hat der Chineſe ſich in größerer Zahl niedergelaſſen, ohne unſere Inſtitutionen zu verletzen und zu beflecken. Selbſt in den Städten, mitten unter den Annehmlichkeiten ſtädtiſchen Lebens, bildet die „China Town“ ein betrübendes Bild. Nirgends miſcht er ſich mit den Angelſachſen. Die Kluft zwiſchen beiden iſt zu groß, um überbrückt werden zu können. Die Fortſchritts-Ideen der weſtlichen Welt ſtimmen nicht mit denen einer Welt, die vom Alter gebeugt iſt. Sie ſind keine Koloniſten in unſerm Sinne des Worts. Sie kommen allein und bringen nicht Weiber und Familie mit ſich. Wenn Huc von ihnen ſagt, „ſie ſind ſkeptiſch und gleichgiltig gegen Alles, was die moraliſche Seite des Menſchen angeht,“ ſo verdienen ſie dieſen Vorwurf doppelt in der eigenthümlichen Lage, in der ſie bei uns leben. Sie betrachten einen guten Sarg für wichtiger als ein tüchtiges Leben. Was wir von ihren Gewohnheiten hören, entzieht ſich der Beſprechung und iſt gewiß geeignet, jede Regierung davon abzuſchrecken, ſie einer Bevölkerung aufzuzwingen, welche nichts von ihnen wiſſen will. Sie ſprechen weder noch verſtehen ſie unſere Sprache. Sie hegen keinen Wunſch nach Fortſchritt. Sie haben keinen Begriff von repräſentativen oder freien Staatseinrichtungen. Sie kommen nach Queensland oder anderswohin nicht wegen eines der normalen Lebenserwerbe, ſondern um Beſitz zu nehmen von den Goldfeldern, die Erde ihrer Goldſchätze zu berauben, dadurch das Land ärmer zu machen und nach dieſer Leiſtung ſich nach China zurückzubegeben und dort ihre Tage zu verleben. Sie legen kein Kapital in unſeren Unternehmungen an und unternehmen kein Gewerbe von dauerndem Charakter. Wenn ſie fort ſind, bleibt keine Spur von ihnen, nicht einmal ein Grabſtein, um ihr Andenken zu verewigen. Selbſt ihre Aſche laſſen ſie mit aller Anſtrengung nach dem „Blumenland“ bringen.“

Es haben ſich nur wenige Stimmen zum ernſtlichen Verſuche der Widerlegung dieſer und ähnlicher Vorwürfe erhoben. Dieſelben ſind nicht werth widerlegt zu werden, inſoweit ſie ſich auf Aeußerlichkeiten beziehen, welche die wahren Gründe der Abneigung gegen dieſes Volk: Racenhaß und Neid, doch nur verhüllen. Andererſeits iſt es nicht leicht, die chineſiſche Auswanderung ſoweit auf ihre Quellen zurückzuverfolgen, als nöthig iſt, um die Urſachen gewiſſer unleugbarer Mißſtände und die Mittel zu ihrer Beſſerung zu erkennen. Die Sachkenntniß, welche dazu gehört, iſt ſehr ſelten. Am meiſten Beiträge zur Richtigſtellung mancher irrthümlicher Meinungen in dieſer Beziehung hat wohl der bekannte Sinologe Sir Walter Medhurſt in ſeinem Aufſatze im „Nineteenth Century“, Januar 1880, gegeben. Es iſt dies der thatſachenreichſte Beitrag zur Literatur über dieſen Gegenſtand, welchen dieſe letzten Jahre gebracht haben. Medhurſt hebt z. B. gegenüber dem Vorwurf, daß nur die Hefe der chineſiſchen Bevölkerung auswandere, treffend hervor, wie es nur drei Provinzen ſeien, deren Bevölkerung bis heute die Neigung gezeigt habe, ſeewärts „überzufließen“: Kwangtung, Fukian und Tſchikiang. Dieſe Provinzen ſind nun nach den Cenſus-Nachrichten weder die bevölkertſten noch die ſtädtereichſten, und es iſt, ſoviel man weiß, nicht ſo ſehr die Städte- als die Landbevölkerung, welche den größten Theil zur Auswanderung beiträgt. Daß in dem Strom der chineſiſchen Auswanderung ganz wie in dem der europäiſchen eine Maſſe Schlamm und Unrath mit forttreibt, iſt unzweifelhaft; aber vorwiegend ſchlecht war ſie nur dort, wo ſie ſich aus dem Auswurf Cantons und anderer Städte rekrutirte, welcher auf die Kuliſchiffe „gepreßt wurde“, um nach Weſtindien, Peru oder den Bergwerken Niederländiſch-Indiens gebracht zu werden. Schlecht wie die Europäer waren, die dieſen Menſchenhandel betrieben, war die Mehrzahl derer, die als „Waare“ von denſelben umgeſetzt wurde. Ganz anders iſt von jeher und iſt noch heute die Qualität der Auswanderer, welche über die Häfen von Swatau, Amoy und Tſchintſchu nach den hinterindiſchen und malaiiſchen Plätzen gehen, wo ſie in Malacca, Pinang, Singapur, Brunei und hundert anderen Orten lange vor der Ankunft der Europäer blühende Kolonien gegründet hatten. Hier herrſcht unter der Bevölkerung des flachen Landes ein Wandertrieb ganz, wie wir an unſeren Seeküſten finden; Herkommen und Gewohnheit machen das Auswandern zu einer in keiner Weiſe ungewöhnlichen Sache, und ſo kommt denn aus dieſen Gegenden eine Gattung von Auswanderern, deren Eigenſchaften mit denen irgend einer Klaſſe von euro-

päischen Auswanderern den Vergleich aushält. Auch die Auswanderer aus Hainan, welche vorwiegend nach der Halbinsel Malacca gehen, verdienen nicht den Namen eines Auswurfes, denn auch hier steht die von Alters her an die Auswanderung gewöhnte Bevölkerung zu der Durchschnitts-Qualität ganz in demselben Verhältniß wie bei uns.

Medhurst sucht noch einige andere Klagen zu entkräften, welche gegen den chinesischen Auswanderer vorgebracht werden. Daß die Chinesen im Ganzen und Großen nicht unmoralischer sind als manche europäischen Nationen, ist eine Thatsache, welche dem Völkerkenner und vorsichtigen Völkerbeurtheiler nicht erst klar gemacht zu werden braucht, denn auf dem moralischen Gebiete gehen die Unterschiede der Völker viel weniger tief als auf dem geistigen, sobald man durch die Hülle des Scheines in den Kern, in das Wesen der Moralität vordringt. Die Abschließung der Chinesen gegen die Völker, in deren Mitte sie sich niederlassen, kann sicherlich nicht ihnen allein zur Last gelegt werden. Sie sind zwar ein konservatives Volk, das an seinen Sitten und Gebräuchen fester hält als die meisten anderen Völker. Aber schließen sich diese nicht auch ihrerseits gegen die Chinesen ab? Zweifellos sind die geheimen Gesellschaften (Hoei), zu welchen die Chinesen wie mit einer Naturnothwendigkeit allüberall zusammenklubben, wo immer eine Anzahl sich zusammenfindet, eine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft, welche sie aufgenommen hat. Aber diese Gesellschaften haben ihre Wurzeln einerseits in dem patriarchalischen Zuge, der durch das Leben der Chinesen geht und die Angehörigen eines Stammes mit einer Festigkeit aneinander halten läßt, die außerordentlich ist, andererseits in der Schwierigkeit, die der Einzelne findet, „sein Leben zu machen", in dem Bedürfniß nach gegenseitigem Halt und Schutz, wie er auch in den dichten Bevölkerungen Südeuropas, man denke an die Camorra, Maffia und ähnliche, hervortritt. Auch der Schutz gegen Mißregierung durch schlechte Beamte ist ein Motiv zur Bildung solcher Gesellschaften und dasselbe ist in China gewiß kein schwaches. Indessen sind an den Orten, wohin die Chinesen wandern, viele von den Gründen nicht mehr gültig, welche dieselben in der Heimath in die „Hoeis" trieben, und tiefeingewurzelt wie die Neigung zu Geheimgesellschaften sein mag, ist sie doch gewiß kein Charakterfehler, sondern kann durch Energie der Regierenden auf ein unschädliches Maß herabgemindert werden. In der menschlichern und vertrauensvollern Politik, mit der die englischen Beamten Hongkongs, Singapurs, Pinangs u. s. f. neuerdings den Chinesen entgegenkommen, ist der Wunsch mitbestimmend, sie aus ihren Gemeinschaften, in welche sie sich verschließen, heraus und in höherm Maße, als sie es bisher thaten, in die gesunde Luft des öffentlichen Lebens zu bringen. Wir sind überzeugt, daß dieses Mittel gerade gegenüber den Hoeis sich glänzend bewähren wird.

Auch die Theilnahmlosigkeit gegenüber den öffentlichen Angelegenheiten wird den Chinesen zum Vorwurf gemacht. Aber woher sollen sie die Theilnahme für dieselben in ihrer patriarchalisch-despotisch regierten Heimath nehmen? Es ist möglich allerdings, daß gerade in ihren Anschauungen von Politik etwas von der einzigen seltsamen Geistesbeschaffenheit hervortritt, welche sie anders denken und auf anderen Wegen (wenn auch mit demselben Ergebniß) handeln läßt als andere Menschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß sie keineswegs ohne Gemeinsinn und noch weniger ohne Verwaltungstalent sind, und jedenfalls lohnt es sich, Versuche mit ihrer Erziehung zur Selbstregierung, wenn auch nur zu den ersten Anfängen derselben, zu machen.

Man darf sich eben ihnen gegenüber nicht einfach auf den Standpunkt der unbedingten Ueberlegenheit und Geringschätzung stellen, den man Indianern oder Australiern gegenüber einnimmt, sondern muß den Sitten und Anschauungen der Chinesen, welche in einer alten Kultur wurzeln, mindestens einige Berechtigung zugestehen. Manche der Mißstände, welche die Verwaltung der Chinesen in Singapur, Pulo Pinang u. s. f. gezeitigt hat, würden anerkanntermaßen zu vermeiden gewesen sein, wenn die betreffenden europäischen Beamten der chinesischen Sprache mächtig gewesen wären und noch mehr, wenn sie den chinesischen Anschauungen von Recht und Staat nicht wie einem versiegelten Buch gegenübergestanden hätten.

Noch einige Worte über die Versuche, diese verwickelten Probleme auch für Europa praktisch werden zu lassen. Ein zwingender Grund für dieselben liegt nicht vor und die Besprechung des Werthes chinesischer Arbeit in Europa hat sich daher bis jetzt in akademischen Grenzen gehalten. Das ist selbstverständlich. Auch haben sich fast nur englische Stimmen über diese Frage vernehmen lassen, denen der Arbeitermangel auf dem flachen Lande in Verbindung mit dem Ueberfluß aufsässiger, anspruchsvoller Arbeiter in dem Mittelpunkte der großen Gewerbthätigkeit und endlich die durch die beherrschende Stellung Englands im Weltverkehr erzeugte Neigung die fernsten Länder- und Völkerbeziehungen in den Kreis der Beobachtung und Besprechung zu ziehen, derartige Betrachtungen näher rückt. Was dort über die Verwendung chinesischer Arbeit im Großgewerbe gesprochen worden ist, machte mehr den Eindruck von Schreckschüssen, für die streikenden Arbeitermassen berechnet, als von ernsthaften, praktischen Erwägungen. Praktisch ist für jetzt nur die Möglichkeit, daß die Chinesen, welche als Studenten, selbständige Kaufleute und in viel größerer Zahl unter der Mannschaft und Bedienung der indischen und ostasiatischen Dampfer immer häufiger nach England kommen, die dortigen Verhältnisse lockend genug finden, um sich dauernd niederzulassen und andere von ihren Landsleuten nachzuziehen. Sachkenner sehen es als wahrscheinlich an, daß die Chinesen in steigendem Maße auf eigenen Schiffen ihren Verkehr mit Europa besorgen und eigene Häuser bei uns gründen werden. Ein langsamer Zuzug derselben nach Europa und vorzüglich nach England ist also wahrscheinlich, ja gewiß. Aber ein langsamer. Von der Einfuhr großer fremder Arbeitermassen nach Europa hat man alle Ursache abzustehen in einem Augenblick, wo uns bei fortschreitender Bevölkerungszunahme bei immer gleichem Raume und damit gleichen Hülfsquellen ein an chinesische Uebervölkerung erinnernder Zustand näher gerückt ist als je vorher. Heute, wo die eigenen Völker der Mutter Europa Sorge genug machen, wird man sich selbst nur theoretisch weniger als je mit einer großherzigen Ansicht befreunden, wie sie z. B. Daily Telegraph in einem Aufsatz über chinesische Einwanderung im December 1877 äußerte: „Sollte," heißt es dort, „diese alte, begabte, abgeschlossene Race in nie dagewesenen Schaaren ihr Vaterland verlassen, um nach fremden Gebieten kommercieller und gewerblicher Arbeit sich zu begeben, so würde es ganz vereinbar sein mit der Pflicht, welche die westlichen Nationen sich selber schulden, daß diese Fremdlinge nicht zurückgewiesen würden, sondern daß man sie eher ermuthigte auf der Bahn der Civilisation fortzuschreiten."

Aus den Tagesblättern gingen jene Gedanken auch in mehr wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher über, ohne indessen an Vertiefung zu gewinnen. So sprach ein Aufsatz im Oktoberheft der „Annales de l'Extrême Orient" die Meinung aus, daß in 100 Jahren die Chinesen die Arbeiter von ganz Europa sein würden. „Die europäische Race," hieß es dort, „ist aristokratisch, der Handarbeit abgeneigt und hat zu nichts weniger Lust als zum beschränkten

Leben des gewöhnlichen Arbeiters. Das kommende Geſchlecht wird ſich vor die Frage geſtellt ſehen, auf welche Weiſe es Hände für ſeine Arbeit findet (?). Hier iſt es, wo die Chineſen außerordentlich gelegen kommen werden, um eine Lücke auszufüllen."

Praktiſche Bedeutung haben derartige Meinungsäußerungen nicht, ganz abgeſehen davon, daß ſie auf falſchen Vorausſetzungen beruhen und darum zu anwendbaren Grundſätzen nicht zu führen vermögen. Sie ſind wohl auch gar nicht ſo recht ernſtlich gemeint, ſondern entfließen offenbar großentheils dem Bedürfniß nach ſenſationeller Behandlung der Tagesfragen. Dieſe Schriftſteller würden es ſelber nicht wünſchen, daß man ihre Anſichten mit dem Prüfſtein der Erfahrung in Berührung brächte; ihre Aeußerungen ſollen geleſen, aber nicht allzu ernſt genommen werden [1]).

Ein Geſichtspunkt iſt indeſſen beachtenswerth, auf welchen im Zuſammenhang mit dieſer Frage in der Januar-Nummer 1879 des „Builder" hingewieſen worden war, nämlich die Unmöglichkeit bei den immer inniger werdenden Verkehrsbeziehungen der Völker, bei ſo großen Lohnunterſchieden, wie ſie thatſächlich z. B. zwiſchen engliſchen und chineſiſchen Arbeitern beſtehen, eine induſtrielle Wettbewerbung auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Da auf jener Seite die Löhne kaum ſo erheblich erhöht werden können, um den europäiſchen Sätzen gleichzukommen, ſcheint es allerdings nach dem Geſetze von Angebot und Nachfrage ganz unvermeidlich, daß auf dieſer eine Erniedrigung Platz greifen muß, ſobald die chineſiſche Arbeit in ihrer Leiſtungsfähigkeit hinſichtlich der Beſchaffenheit und Güte der Waaren ſolche Fortſchritte gemacht hat, daß ſie mit der der weſtlichen Völker in eine wirkſame Wettbewerbung zu treten vermag. Sie hat in Californien und anderwärts gezeigt, daß ſie dazu im Stande iſt. Eine dieſe Wettbewerbung zurückdrängende Geſetzgebung nach Art der Erſchwerung der chineſiſchen Einwanderung iſt nicht denkbar, und wir werden dieſe „Wirkung in die Ferne" vielleicht ſchon in Kurzem ſich geltend machen ſehen.

[1]) Auch die Verſuche, japaneſiſche Arbeiter für den engliſchen Markt, vorzüglich im Bauhandwerk, zu empfehlen, welche unter anderen Anfangs 1878 durch den mit Japans Arbeiterbevölkerung wohl vertrauten Civilingenieur Brunton in mehreren Briefen an die „Times" gemacht wurden, welche damals Aufſehen erregten, hatten gar keine praktiſche Folge. Selbſt die Diskuſſion dieſer Vorſchläge verlief in Möglichkeiten und Ausblicken. Dagegen wurden Verſuche mit japaneſiſchen Zimmerleuten, welche vortrefflich arbeiten ſollen, in Südamerika mit Erfolg angeſtellt.

# Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk.

## II.

### Die Pflege der Wöchnerin.

Sobald bei einer Frau die Wehen ihren Anfang nehmen, ſo verſammeln ſich alle anderen Frauen des Auls bei ihr, um ihr behülflich zu ſein. Kurz vordem die Geburt erfolgen ſoll, giebt man der Frau ein an die Wand der Jurte befeſtigtes ſtarkes Band in die Hand, damit ſie ſich daran halten kann. Im Moment der Geburt kniet die Frau nieder, zwei Weiber unterſtützen ſie; eine dritte umfaßt ſie von hinten, ſtemmt das eine Knie in das Kreuz und drückt ihr mit beiden Händen auf den Leib. Iſt die Geburt beendet, ſo wird der Leib mit Binden gewickelt und die Frau wird auf ein Lager gebracht, auf welchem ſie halbliegend, von Kiſſen umgeben ruht; auf beſondern Wunſch wird es ihr auch geſtattet ſich zu legen. Iſt das alles geſchehen, ſo wird über die Frau weg ein Strick gezogen und daran werden einige geiſtliche Bücher angehängt, um den Teufel („ſchaitan") [1]) abzuhalten.

Die anderen Frauen bleiben die ganze Nacht bei der Wöchnerin in der Jurte; ſie zünden Kerzen oder eine Nachtlampe an und achten darauf, daß auf dem Herde das Feuer nicht verlöſche — ſonſt kommt der Teufel und es geſchieht ein Unglück.

Unmittelbar nach der Niederkunft wird ein Schafbock geſchlachtet, das rechte Hinterviertel, die Leber, der Fettſchwanz, das Rückgrat und der Hals werden in einen Keſſel gethan und gekocht; das übrige Fleiſch wird roh aufgehoben und im Verlauf der drei auf die Niederkunft folgenden Tage verbrannt.

Iſt das angeſetzte Fleiſch gar, ſo werden die Nachbaren herbeigerufen, um ihnen die Geburt des Kindes zu melden; das gekochte Fleiſch wird an die anweſenden Frauen vertheilt — den Hals bekommt diejenige Frau, welche das Kind entgegen nahm.

Der auf die Niederkunft folgende Tag gilt als ein beſonders glücklicher und wird in Heiterkeit verbracht, die verſammelten Frauen werden bewirthet, ſo gut man kann. Nach drei Tagen erhebt ſich die Wöchnerin vom Lager, wenn ihre Kräfte es erlauben, und geht — im Winter — in die Badſtube (d. h. in eine dazu dienende Jurte); im Sommer wäſcht ſie ſich in der Jurte mit einem Aufguß von Heidekraut.

Die Wöchnerin trinkt unmittelbar, nachdem ſie das Bad genommen, „Surpa", d. h. eine aus Schaffleiſch bereitete, ſtark mit Zimmt beſtreute Bouillon, welche auch ſonſt vorzüglich zur Nahrung der Wöchnerin dient.

Jetzt werden die über dem Lager hängenden geiſtlichen Bücher entfernt, die Wöchnerin gilt ſchon als rein; ſie darf nun wieder dem Manne das Eſſen reichen, was ihr in den erſten Tagen nach der Niederkunft nicht geſtattet war.

Geht die Geburt nicht leicht von Statten, giebt es Hinderniſſe, ſo werden zuerſt alle Weiber aus der Jurte der Gebärenden verjagt, weil man annimmt, daß unter ihnen ein Weib böſe und vom „Schaitan" beſeſſen ſei. In der Jurte verſammeln ſich aber die Männer, und um die Jurte herum ſtellen ſich alle übrigen Einwohner des Auls auf. Man ſchreit, lärmt, ſchießt, ſchlägt mit Peitſchen um ſich, ja mitunter ſchlägt man — jedoch nur zum Schein — auf die Wöchnerin. Nun ruft man einen „Dargon", d. h. einen mit der Wirkung der Arznei vertrauten Mann, alſo eine

[1]) Satan

Art Arzt, aber viel häufiger ruft man einen „Baksa“ [1]). Der Baksa spielt auf einem Saiteninstrument, „Kobyza“, geräth in Verzuckungen und in diesem Zustand kann er heilen. In ausnahmsweise schweren Fällen holt man zwei Baksen herbei. Es können auch Frauen „Baksa“ werden, doch findet man das selten.

Die von einem Baksa geübte Ceremonie geht in folgender Weise vor sich: alles Feuer in der Jurte wird verlöscht bis auf das in der Mitte der Jurte befindliche Herdfeuer. Die Kranke wird am Herde niedergelegt, während der „Baksa“ in ein weißes langes Hemd gekleidet niederkniet und seine „Kobyza“ (ein dreiſaitiges mandolinenartiges Instrument, welches am Rande mit allerlei metalliſchen Verzierungen behängt iſt) vor ſich ſtellt. Zuerſt beginnt er langſam ſich hin- und herneigend auf dem Inſtrument zu ſpielen, von Zeit zu Zeit es ſchüttelnd, daß die metalliſchen Anhängſel klingen, dann ſingt er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme eine wilde, fremdartige Melodie. Ab und zu wird der Geſang durch unartikulirte laute Schreie unterbrochen; ab und zu hört die Begleitung des Inſtruments auf. Endlich iſt alles ſtill, aber nur einen Moment: der Baksa ſpringt mit rollenden Augen und verzerrtem Geſicht auf, wirft das Inſtrument von ſich und fängt an im Kreiſe um die Jurte zu gehen; offenbar iſt er ſeiner Sinne nicht mächtig. Er geht, er ſtrauchelt, er fällt auf die Umſtehenden, er erhebt ſich, er ſchreit, ſchluchzt, beißt ſeine Hände, dann krümmt er ſich wie in Krämpfen, dann ſpringt er in die Höhe, ergreift irgend ein Kiſſen mit den Zähnen und ſchleudert es fort; kurz er raſt. Wenn — wie es bei vielen vorkommt — gar zwei Baksen herbeigezogen worden ſind, ſo iſt das Raſen erſt recht toll, ſie ſuchen einander zu überbieten; ſie beißen ſich, werfen ſich mit glühenden Feuerbränden u. ſ. w., und hören nicht früher auf, als bis der ſchwächere Baksa kraftlos zuſammenſinkt. Unterdeß ſoll — nach Meinung der Kirghizen in Folge dieſes Raſens — die Geburt vor ſich gehen.

Will die Nachgeburt nicht kommen, ſo werden der Frau lederne ſehr weite Beinkleider, welche zugleich den ganzen Rock einhüllen, angezogen [2]), dann wird ſie einem Kirghizen aufs Pferd geſetzt und dieſer ſprengt mit ihr weit über Berg und Thal, begleitet von den hinter ihnen lärmenden und ſchreienden Einwohnern des Auls.

Aber was hilft denn das? fragte die Berichterſtatterin. „Nun, mitunter hilft es, mitunter ſtirbt die Frau,“ antwortete ruhig die Erzählerin.

Wenn die Frau von dieſem wilden Ritt lebend heimkehrt, ſo iſt ſie zum mindeſten ohnmächtig; der Baksa reibt ihr die Stirn mit den Händen, zieht ihr die Zunge hervor und giebt ihr eine Ohrfeige. Hilft das nicht, d. h. erwacht ſie nicht aus ihrer ſchweren Ohnmacht, ſo wird ein Schmied herbeigebracht, der auf ſeinem Amboß das glühende Eiſen tüchtig hämmern muß, daß die Funken nach allen Seiten fliegen; ja das glühende Eiſen wird der Kranken nahe ans Geſicht gebracht; der Baksa redet ihr zu, ſie ſolle antworten „Ich danke, Herr“. Endlich kommt das geplagte Weib zu ſich und ſtammelt „Ich danke, Herr“. Der Schmied ſteckt ihr dann eine eiſerne Feile in den Mund, damit ſie dieſelbe mit den Zähnen halte. Jetzt hat das Weib endlich Ruhe.

In den folgenden ſieben Tagen muß die Kranke die „Sjurpa“ trinken (Bouillon von Hammelfleiſch), dick beſtreut mit einem Pulver aus Zimmt, Ingwer und Galgant (kirgh. „dshemdshemil“, ruſſ. „kalgan“) und einer unbekannten Wurzel, welche auf kirghiziſch „Sarbug“ heißt.

Der Baksa und ſein Gehülfe, der Schmied, erhalten für die Heilung reiche Geſchenke.

## III. Die Pflege der Kinder.

Das neugeborene Kind wird zuerſt in dem Schaum gebadet, welcher von jener unmittelbar nach der Geburt angerichteten Schafsſuppe geſchöpft worden iſt; dann wird der Nabel mit ſchwarzer kirghiziſcher Seife („Sabyn“), einer dünnen Schicht Hammelfett, bedeckt und verbunden.

In den erſten drei Tagen nach der Geburt ſtillt die Mutter ihr Kind nicht, ſondern irgend eine andere Frau deſſelben Auls, welche gerade ein Bruſtkind hat, ſtillt auch das Neugeborene.

Iſt der Nabel verheilt, ſo wird das Kind in warmem Salzwaſſer gebadet, und ohne Weiteres in beliebige Lappen von Baumwollenzeug gewickelt; ſo muß es liegen, bis es getrocknet iſt. Nun wird es mit einer aus Gewürznägelchen, Galgantwurzel und Ingwer und geſchmolzener ruſſiſcher Butter bereiteten Salbe eingeſchmiert. Die reichen Kirghizinnen laſſen für das Kind Hemde und Obergewand nähen; die armen Kirghizen wickeln das Kind einfach in „Dſchabaga“ (damit wird das Winterhaar der Kameele bezeichnet; im Frühjahr, wenn das Kameel ſein Haar wechſelt, wird das zu einem dichten Filz gewordene Winterhaar abgenommen. Dſchabaga iſt äußerſt zart und weich wie Dunenfedern.) Sechs Wochen lang wird das Kind einen Tag um den andern in gewärmtem Salzwaſſer gebadet und mit der oben beſchriebenen Salbe eingerieben.

Am dritten Tage wird der feierliche Akt der Lagerung des Kindes in die Wiege vorgenommen. Die kirghiziſche Wiege [1]) (ruſſ. Sybkadi, Schaukelwiege) wird aus Weidenruthen geflochten und ſtellt eine kleine Bettſtelle auf Füßen mit nicht hohen Rändern und einem Stab für den Vorhang dar. Am Geſtell iſt das eigentliche aus Dſchabaga bereitete Bettchen befeſtigt, der Art, daß Wiege und Bettchen ſtets rein ſind. Das Kind wird in die Wiege gelegt, in das weiche Kameelfilz eingeſchlagen und dann mittels eines breiten Bandes an das Bettgeſtell befeſtigt. Das gewindelte Kind ruht vollkommen frei und bequem, und kann doch nicht aus der Wiege herausfallen. Die Mutter trägt die Wiege an der Stange wie wir einen Korb am Henkel tragen. Auf dem Pferde ſtellt ſie die Wiege bequem vor ſich. Weil dieſe Vorrichtung ſo handlich iſt, ſo nehmen die Kirghizinnen nur äußerſt ſelten die Kinder auf ihre Arme.

Die erwähnte Ceremonie läßt ſich kurz ſo zuſammenfaſſen: Es wird ein Hammel geſchlachtet und alle Nachbaren und Freunde werden zum Schmauſe zuſammengerufen, die angeſehenſte Frau legt das Kind in die Wiege und der angeſehenſte Mann giebt ihm einen Namen. Bei reichen Kirghizen erſcheint heute zu dieſem Akt wohl ein Mullah, der dann auch ein Gebet lieſt. Der Name wird ganz zufällig gewählt, je nach dem Gegenſtande, welcher dem Namengeber gerade in die Augen fiel, z. B. kutschuk (junger Hund); mitunter erhält ein kleines Mädchen den Namen „Aigys“ (Hengſt). Iſt das Neugeborene ein Knabe, ſo wird bei dieſer Gelegenheit ein Wettrennen veranſtaltet; man läßt dreijährige Pferde laufen; dabei werden allerlei andere

[1]) Die Berichterſtatterin läßt ſich über das Weſen dieſer „Baksen“ nicht näher aus. Es ſcheint der Baksa nichts anderes als der Schaman des Heidenthums zu ſein.

[2]) Solche Beinkleider heißen Tschembary.

[1]) Der Beſchreibung nach iſt es eigentlich keine Wiege im wahren Sinne des Wortes, aber ich kenne keine andere Bezeichnung für eine derartige „Lagerſtätte“ neugeborener Kinder. Am eheſten ließe es ſich noch vergleichen mit dem an einigen Orten Deutſchlands bekannten „Steckbettchen“ der Säuglinge.

Possen getrieben; man läßt z. B. zwei Weiber mit einander kämpfen. Oder man veranstaltet ein Wettrennen, bei welchem statt der Pferde einige Weiber laufen müssen; sie laufen nur eine Viertelwerst; der Preis besteht in einem Stück Baumwollenzeug (Zitz). Mitunter wird auch bei erstgeborenen Mädchen das Hineinlagern in die Wiege durch ein Fest gefeiert. Die vornehmen Kirghizinnen betheiligen sich übrigens niemals an den hierbei stattfindenden Possen und Spielen, sondern bleiben in der Rolle von Zuschauerinnen.

Bei reichen Kirghizen finden weitere Feste statt, sobald das Kind zum ersten Male lächelt und sobald es anfängt zu laufen. Bei letzterer Gelegenheit wird in folgender Weise verfahren: Man bindet dem Kinde die Füßchen mit einer wollenen Schnur zusammen und stellt eine Schüssel mit irgend einer Speise vor dem Kinde auf; dann löst eine der angesehenen Frauen des Auls mit einem Messer diese Fessel und wirft sie aus der Jurte heraus; sie erhält dafür ein Geschenk (aktyk), ein Stück Zeug. Dann werden alle Gäste reichlich mit Fleisch bewirthet — ein Gebet wird verlesen und man bringt dem Kinde seine Glückwünsche dar — Gesundheit, Reichthum und langes Leben.

Und wieder wird ein Fest gefeiert, wenn das Kind [1]) drei Jahr alt geworden ist; dann wird es nämlich feierlich zum ersten Mal auf ein Pferd gesetzt. Zu dieser Ceremonie werden, wie üblich, mehrere Stück Vieh geschlachtet, die Nachbaren eingeladen und eine Bewirthung findet statt, bei welcher die Männer getrennt von den Frauen essen. Nach Beendigung des Mahles werden wieder allerlei Scherze und Wettläufe vorgenommen, worauf alle Männer auseinandergehen und nur die Frauen und ein Mann, der angesehenste des Auls, zurück bleibt. Die Frauen holen das Kind aus der Jurte, die Eltern übergeben es dem anwesenden kirghizischen Edeln und dieser reicht es einem Dschigit (kirghizischen Reiter) aufs Pferd. Der Dschigit reitet mit dem Kinde durch den ganzen Aul, wobei Jedermann ihm etwas schenkt. Gewöhnlich macht man es so, daß man dem Kinde einen Hengst schenkt, welcher von der Lieblingsstute in demselben Jahr wie das Kind geboren ist; beide werden gemeinschaftlich auferzogen, so daß, wenn das Kind zur bestimmten Frist aufs Pferd gesetzt wird, das Pferd eingeritten und so zahm wie ein Stubenhund ist.

An den Knaben wird in ihrem siebenten Jahr die übliche Beschneidung vorgenommen; dieselbe wird gewöhnlich von einem Mullah vollzogen und gleichfalls durch ein großes Fest gefeiert.

Ist ein Kind krank, so wird ein „Dargon“ oder ein „Balsa“ herbeigerufen; doch wüthet und raset der Balsa am Krankenbette eines Kindes nie; er spielt nur leise auf seiner „Kobysa“. Hat das Kind Leibweh, so setzt der Balsa ihm eine Art trockener Schröpfköpfe auf den Bauch, kaut Gewürznägelchen oder Zwiebeln und bespritzt mit der Mundflüssigkeit das Kind oder bläst das Kind an; er läßt einen schwarzen Schafbock schlachten und schlägt mit der Lunge desselben das kranke Kind.

Der „Dargon“ fühlt dem Kranken den Puls, indem er beide Hände sowohl an die Schläfe als an die Arme legt. Wenn er meint, daß das Kind in Folge der Muttermilch erkrankt sei, so verbietet er der Mutter innerhalb drei Tagen Essen zu sich zu nehmen, reicht ihr dahingegen einen schwachen Aufguß zu einer Brechung.

Die Zahl der in Anwendung gezogenen Arzneimittel ist sehr groß; neben vielen pflanzlichen werden auch mineralische Gifte, z. B. Zinnober und Quecksilber, gebraucht, auch die Kenntniß der heilbringenden Wirkung des Chinin ist unter den Kirghizen verbreitet.

[1]) Es wird nicht mitgetheilt, ob diese Sitte für Knaben und Mädchen gilt, oder etwa für Knaben allein; es ist hier nur die Rede von „dem Kinde“.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Die russ. Gesellschaft für Dampfschifffahrt und Handel wird im Frühjahr dieses Jahres eine Untersuchung im Mittellauf des Dnjestr vornehmen lassen, um festzustellen, ob es möglich ist durch Regulirung des Flusses eine Dampfschifffahrt von Odessa bis nach Mohilew hinauf (850 Werst) einzurichten, von der man sich für Handel und Industrie des Gouvernements Podolien wesentliche Vortheile verspricht. (Nach dem Kiewlanin.)

— Nach dem Bericht des statistischen Comité für das Gouvernement Perm zählte dieses Ende 1879: 2 403 164 Einwohner, die volkreichste Stadt war Jekaterinburg mit 28 604 Einwohner, die Stadt Perm hatte 24 643 Einwohner.

## Asien.

— Wie die Turkest. Ztg. mittheilt, haben die Kaufleute Gebr. Wanjuschin, welche die Dampfschifffahrt auf dem Ural betreiben, im letzten Sommer auch die Utwa, Nebenfluß des Ural, untersuchen lassen und vom Aufgehen des Eises im Juni ab vollkommen schiffbar befunden. Die Dampfschifffahrt auch auf diesem Flusse wird den Transport von Getreide und Holz bis weit in das Innere der Kirghizensteppe ermöglichen, und auch schon 1880 sind die Genannten für die Versorgung der Kirghizen mit Nahrungsmitteln thätig gewesen.

— In der Sitzung der russ. geogr. Gesellschaft in Petersburg am 5. (17.) November dieses Jahres wurden aus einem Schreiben Tscherski's Mittheilungen gemacht über dessen mehrjährige Untersuchungen betreffend den geologischen Bau des Baikal-Beckens. Der nordöstliche Theil dieser Einsenkung hatte anscheinend gleich dem südwestlichen eine selbständige Verbindung mit den Gewässern des alten silurischen Meeres und zwar zwischen den Kaps Elochin und Kosinsk. Es fanden sich auch Anzeichen, daß eine fernere Verbindung statthaben konnte in dem Gebiete der jetzigen Deltas der Kitschera und der oberen Angara; man kann deshalb annehmen, daß der Baikal-See damals aus drei Buchten oder Föhrden des nördlichen silurischen Oceans bestand, die durch eine gleiche Anzahl von Vorgebirgen oder Halbinseln getrennt waren. Das jetzige Olchon und Swjatoi Nos scheinen die getrennten Ueberbleibsel des Kaps, welches den Meerbusen von Golousinsk von dem von Elochin trennte, während das Kap, welches den Busen von Elochin von dem nördlichsten, Kitschera-Angarischan, schied, zum Theil der jetzigen Verengung am Nordostende des Sees zwischen Kap Kotelnikow und dem Flusse Tempuda (Smolich) entsprach. Es läßt sich annehmen, daß aus den letztgenannten Buchten später zwei Seebecken entstanden, die in Verbindung tre-

ten mit dem dritten, dem Golousſtenskiſchen, d. h. mit der ſüdweſtlichen Hälfte des Baikal-See, deren Niveau beträchtlich niedriger war als das Niveau jener nordöſtlichen Theile; die Unterſuchung beſtätigte die Ungleichmäßigkeit der Erhebung im Bereiche der beiden Enden des jetzigen Sees.

Die Exkurſion Tſcherſki's an der Lena verſchaffte die Ueberzeugung, daß dieſer Fluß 9 oder 10 Werſt vom Baikal-See entſpringt, im Meridian der Mündung des Fluſſes Sucha und zwar aus Gebirgsquellen. Die Lena wendet ſich dann nach N.-O., im Allgemeinen parallel der Uferlinie des Baikal und in demſelben geringen Abſtande vom See bis zum Meridian der Quellen des Fluſſes Perjama; von dort aber, nach Aufnahme eines Zufluſſes von rechts, bekannt unter dem Namen Arbun, ſchlägt ſie die Richtung nach N.-W., nach W. und ſchließlich nach S.-W. ein, wie ſie ſchon auf der Karte des Aſtronomen Schwartz mit großer Genauigkeit dargeſtellt iſt.

## Auſtralien.

— Im Royal Albert Dock in London fand an Bord des „Orient“ kurz vor Weihnachten eine Unterſuchung der von jenem Schiffe aus Auſtralien herübergebrachten friſchen Lebensmittel ſtatt, an welche ſich ein aus denſelben bereitetes Mahl anſchloß. Die Beſtandtheile deſſelben, welche insgeſammt Beifall fanden, waren: Suppe aus Sydneyer Auſtern, Bouillon von auſtraliſchem Rindfleiſche, Pudding von auſtraliſchen Auſtern, „snapper“ (?), Stockfiſch aus der Murray-Bay, Lamm-Cotelettes, Rindsfilet, das durch die Aufbewahrung im Refrigerator eine etwas dunkle Farbe angenommen hatte, ſonſt aber ſehr zart und ſaftig war, gebratene Gans, Hammelkeule, Schinken, Zunge, Schweinefleiſch, grüne Erbſen, Spargel, Artiſchoken, Tomaten, Bohnen, Queensländer Ananas, Erdbeeren aus Victoria und Apfelſinen aus Sydney.

— Der „Sydney Morning Herald“ vom 27. Oktober 1880 bemerkt: Die Opal-Gruben in Queensland verſprechen in einer nicht fernen Zukunft mit den berühmten ungariſchen Minen dieſes Edelſteines zu rivaliſiren. Opale ſind ſchon an vielen Stellen gefunden, aber nie mit Vortheil ausgebeutet worden. Jetzt aber hat Mr. R. S. Allen von Winton vor Kurzem Lager aufgefunden, welche wirklich lohnend zu werden verſprechen.

— Die Regierung von Süd-Auſtralien hat durch ihren Feldmeſſer Mr. J. W. Jones das große, wenig bekannte Gebiet bereiſen laſſen, welches nordöſtlich von Port Eucla, an der Großen Auſtraliſchen Bucht, und öſtlich von der Grenze der Kolonie Weſt-Auſtralien liegt. Wie Mr. Jones berichtet, hat er dort reichen Graswuchs vorgefunden, welcher ſich zu Schafweiden beſtens eigne. Es exiſtirt aber nirgends offenes Waſſer, und es iſt fraglich, ob man ſich dies nöthige Element in anderer Weiſe verſchaffen könnte als durch Auffangen von Regenwaſſer, welches auch nur ſpärlich fällt. Zur Löſung dieſer Frage läßt die Regierung jetzt Tiefbohrverſuche anſtellen. Sollten dieſelben günſtig ausfallen, ſo werden jene Grasgegenden ſehr bald von Squattern mit Vieh bejagt werden.

## Nordamerika.

— Die Orkane, welche das Miſſouri-Thal und andere Gegenden ſo arg verwüſtet haben, ſind nach den Unterſuchungen des Profeſſor Tice elektriſcher Natur geweſen. Dieſen Schluß zieht der Gelehrte aus dem Umſtande, daß diejenigen Gebäude, welche am meiſten von den Stürmen gelitten haben, mit Zink oder irgend einem andern Metall gedeckt waren, während die mit Schiefer- oder Ziegelbedachung faſt ohne Spur davongekommen ſind. Der eiſerne Schornſtein eines Hüttenwerkes wurde abgeriſſen und in wunderbare Spiralen gedreht, das übrige Gebäude erlitt keinen Schaden; ebenſo wurde die zinnerne Glockenkuppel einer großen Schule gänzlich zerſtört. Als beſonders eigenthümlich wurde wahrgenommen, daß die Bäume, welche von dem Sturme zu leiden hatten, nicht etwa von der Windſeite aus beſchädigt, auch nicht nach einer Richtung hin gebogen oder geknickt waren, ſondern daß ſie von oben bis unten gleichmäßig wie Beſenſtiele ihre Blätter verloren hatten und ihre Rinde wie verbrannt ausſah. (Mail.)

— Das Cenſus-Bureau der Vereinigten Staaten macht bekannt, daß die ungefähre Bevölkerung der Vereinigten Staaten am 1. Juni 1880 50 152 559 Seelen betrug und der Zuwachs in den letzten zehn Jahren 11 594 184, wovon etwa ein Viertel auf die Einwanderung entfällt. Die Bevölkerungen der größten Städte ſind: New York 1 206 590; Philadelphia 846 984; Brooklyn 566 689; Chicago 503 304; Boſton 262 535; St. Louis 350 522; Baltimore 332 190; Cincinnati 255 708; San Francisco 233 956 und New Orleans 216 140.

— In dem letzten Jahresberichte des General Sherman über das Heer der Vereinigten Staaten wird erwähnt, daß während der letzten vier Jahre in den Kämpfen mit den Indianern 27 Offiziere und 433 Gemeine gefallen ſind (alſo faſt jeden dritten Tag ein Soldat).

— James Stephenſon, von dem U. S. Geological Survey (Diſtrikt Neu-Mexico), hat im letzten Jahre 40 Miles von Santa Fé, 10 Miles vom Rio Grande eine neue Höhlenſtadt beſucht, deren Exiſtenz ihm Indianer mittheilten. Dieſelbe, vielleicht die größte vorhandene, beſteht aus Höhlungen, welche ſich volle 80 Miles weit in den Felswänden eines Cañons ununterbrochen hinziehen ſollen. Die einzelnen Wohnungen ſind, anſcheinend mit Steinwerkzeugen, 15 bis 20 Fuß tief in den Fels hineingearbeitet und von der Ebene aus faſt unzugänglich. Stephenſon gelang die Erſteigung, und er fand in einzelnen der beſuchten Höhlen Reſte der früheren Bewohner. Näheres bleibt abzuwarten.

— Etwa 22 engl. Meilen ſüdweſtlich von Santa Fé in Neu-Mexico werden im Berge Chalchuitl (der indianiſche Name für Türkis) Türkiſen gegraben. Das Geſtein, in welchem ſie gefunden werden, zeichnet ſich aus durch weiße Farbe und zerſetztes Ausſehen, welches dem der Porzellanerde etwas ähnelt, letzteres nach Prof. Silliman eine Folge von Waſſerdampf und vielleicht noch anderen Dämpfen und Gaſen, welche das Geſtein durchdrangen, die urſprünglich kryſtalliſirte Maſſe zerſetzten und metamorphoſirten. Der Edelſtein findet ſich in kleinen Adern und Klumpen, welche außen mit einer weißen tuffartigen Kruſte bedeckt ſind. Steine von großem Werthe ſind ſelten, und ſo manche Tonne Geſteins muß entfernt werden, ehe man ein einzelnes Exemplar findet. Die blaue Farbe des Türkis rührt von Kupferoxyd aus dem umgebenden Geſtein her, wovon die mexikaniſchen Edelſteine 3,81 Procent enthalten. (Mail.)

**Inhalt:** Panama und Darien. XI. (Mit zwei Abbildungen.) (Schluß.) — Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche Comté. I. (Mit drei Abbildungen.) — Prof. F. Ratzel: Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875. I. B. — Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk. II und III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Auſtralien. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 22. Januar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 8.

GLOBUS

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Wir kommen zur vierten und letzten der Straßen, welche von Saint-Hippolyte ausgehen, zu derjenigen, welche uns durch das Thal des Deſſoubre nach Morteau und an den Waſſerfall des Doubs führt. Jenes Thal iſt von großer Schönheit; der Theil bis Conſolation, etwa fünf Wegſtunden lang, bildet eines der maleriſchesten und wechſelvollſten Schauſtücke in dieſem Theile der Franche-Comté, welche der nahen Schweiz ſich an die Seite ſtellen kann, allein ungleich weniger bekannt iſt. Der Fluß iſt ein klares, raſches Gewäſſer, ringsum von Bergen eingefaßt, von deren Halden der erquickende Duft der Tannen und Eichen, der wilden Münze und anderer Pflanzen herabweht. Zu beiden Seiten der Straße ſind Haufen von Brettern in langer Reihe aufgeſchichtet.

Bei Vieux-Moulin („Alte Mühle") unterbricht das ſchnelle Tiktak der Siebe, das Knirſchen der Säge, das Rauſchen in der Schleuſe die Stille des Thales. Dann macht die Straße einen Bogen und tritt in eine ernſte, traurige Landſchaft: graue, nackte Felſen bilden die Bergeshänge; rieſige Geſteinsblöcke liegen zwiſchen ſpärlichen Sträuchern und lautlos wälzt der tief eingeſchnittene Fluß ſeine Waſſer zu Thale. Wenn man Lavoyèze, die Brücke von Fleurey und Saint-Maurice hinter ſich hat, wird der Weg ſchwieriger und geht im Zickzack aufwärts nach der Mühle von Gaudion, wo derjenige, welcher am frühen Morgen von Saint-Hippolyte aufgebrochen iſt, zum Mittagsmahle raſtet. Eine hübſche Bäuerin empfängt den Reiſenden in dem großen ländlichen Zimmer zur ebenen Erde; will ſie ihm eine Ehre anthun, ſo legt die „Bichette" — ſo heißen dort die jungen proteſtantiſchen Frauen — wohl ihr Feiertagsgewand an: kurzen Tuchrock, Leibchen mit weißem Latz, die Haare unter einer ſchwarzſammetnen, mit Gold- und Silberflittern beſetzten Binde, welche an den Kopfputz der Maria Stuart erinnert. Auf das weiße Tiſchtuch ſetzt ſie die bemalten Teller, die zinnernen Eßbeſtecke, einen rieſigen Laib Schwarzbrodes und viereckige, weiße Glasflaſchen voll Wein von der Farbe der Zwiebelſchale, worin das Sonnenlicht wie in einem Topaſe funkelt. Wahrlich, man verſteht hier zu leben! Zuerſt wird eine rauchende Kohlſuppe aufgetragen, dazu eine mächtige Schüſſel voll Sauerkraut mit Speck, geräucherter Wurſt und Schinken; es folgt eine Forelle aus dem Deſſoubre, eine Schüſſel mit Krebſen, ein Salat von Lattich-Herzen, Schweizerkäſe, „moûss" (Eingemachtes von kleinen wilden Birnen, hier bressons genannt), eine große Scheibe Honig und Walderdbeeren, roth wie Blut, deren Duft die Naſe kitzelt. Dann eine Taſſe Kaffee und ein Glas Kirſch, und man muß geſtehen, daß dieſe Verpflegung in wenigen Gebirgsorten ihres Gleichen finden dürfte.

Nähert man ſich dem Weiler Conſolation, ſo nimmt die Landſchaft einen ſo ſchwermüthigen Charakter an, daß ſelbſt das feſteſte Herz von einer unüberwindlichen Stimmung der Trauer und Hoffnungsloſigkeit übermannt wird. Es giebt auf Erden kaum einen ſtillern, ernſtern Winkel, eine wildere, imponirendere Einöde, als dieſen von hohen Steinwänden eingeſchloſſenen Circus, der wie geſchaffen iſt, um über menſchliches Elend zu brüten. Dort liegt das

**Fig. 1.** Rocky Mountain Stream. Sketch from Nature. Size of Picture, 12 × 8 inches. Time, 2 hours. Colours: Cobalt, Yellow Ochre, Light Red, Vandyke Brown, Prussian Blue, Rose Madder, Emerald Green, Cadmium, Chrome Yellow, Burnt Sienna, Raw Umber, Ivory Black, Flake White.

nahen Dorfe Grande-Combe, das am Fuße eines koloſſalen Felſens liegt, dann geht es auf der Straße längs des Doubs weiter, deſſen Thal auch hier Anſichten von ganz beſonderer Schönheit darbietet. Als Beiſpiel diene der Moulin de la Mort (Todesmühle). Ein gewundener Pfad ſteigt von dem der Straße gegenüberliegenden Ufer empor bis zum Fuße einer Felsmauer, deren Gipfel man auf den Echelles de la Mort (Todes-Stufen) erreicht. An den Abhängen der Berge ſieht man dort Blöcke weißen Geſteines, die menſchlichen Geſtalten gleichen, und ihre Gipfel ſind von koloſſalen Felſen, Rieſenburgen ähnlich, gekrönt.

Weiterhin wird das Thal weiter; man kommt durch einen großen Tannenwald, dann bei einer Schlucht vorbei, jenſeits deren Bauernhäuſer am Abhange zerſtreut liegen, und erreicht den Col de Roches (Felſenpaß), gleichſam eine einzige Felsmaſſe, aus der von der Baſis bis zum Gipfel ein Stück von der Geſtalt eines umgekehrten Dreiecks herausgeſchlagen iſt, einer Kirche mit zwei ſpitzen Thürmen von fern gleichend. In den Höhlungen und auf den Vorſprüngen des Geſteins, wo nur eine Hand voll Humus Platz hat, haben ſich Fichten mit ihren Wurzeln feſtgeklammert und ſtrecken ihre Zweige über den Abgrund aus. Weiterhin folgt ein Tunnel, durch welchen die Straße auf Schweizer Gebiet nach dem nahen Locle, einem reinlichen, regelmäßigen Städtchen, führt; dort hat man wieder eine Eiſenbahnſtation erreicht, deren nächſte an Saint-Hippolyte, unſern

Becken oberhalb des Saut du Doubs.

Ausgangspunkt, ſonſt Porrentruy oder Pruntrut in der Schweiz und Montbéliard (deutſch Mömpelgard) in Frankreich ſind. Nächſtens wird wohl übrigens Saint-Hippolyte ſelbſt Kopfſtation einer eigenen Zweigbahn werden.

Im Doubs-Thale abwärts erreicht man les Brenets unweit des danach benannten Sees von 3 km Länge und 400 m Breite. Das Dorf iſt neuerdings, ebenſo wie Morteau, durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden; ſeine neuen weißen Häuſer ſchauen ſo zierlich darein, wie lauter Villen. Von dort führt der Weg in Windungen zum See, aus deſſen Mitte ſich ein Felſen erhebt. Am Ufer liegen zahlreiche Vergnügungsboote für Reiſende, welche von hier aus zu Waſſer den Saut-du-Doubs beſuchen wollen. Bis dorthin hat man fünf Becken, welche durch engere Päſſe mit einander in Verbindung ſtehen, zu durchfahren; im Winter, wenn das Eis trägt, kann man ſich eines zweiſpännigen Wagens zur Zurücklegung der Strecke bedienen. Wohlbekannt unter dem hieſigen Volke iſt die Erzählung von zwei Neuvermählten, welche ſich auf dem See von les Brenets in einem Boote ſchaukelten und erſt zu ſpät gewahr wurden, daß ſie die Strömung mit ſich hinweg geführt hatte. Ihr Kahn ſchoß den Saut-du-Doubs hinunter in den Abgrund, wo ſie für immer verſchwanden.

Gelangt man in das erſte Becken, ſo ſieht man den Geſichtskreis rings begrenzt von Bergen, die mit dunklen Fichten und hellerm Geſträuche bewachſen ſind, und deren Fuß aus nackten Felſen beſteht. Rechts das Kreuz der Eidgenoſſenſchaft, links die drei franzöſiſchen Farben am Felſen. Unter dem erſtern öffnet ſich die Grotte de Toffière; gegenüber findet ſich ein Winkel, wo das Waſſer faſt ſtill-

Un ejemplo de la lucha contra los elementos: Un grupo de hombres trabajando en la construcción de un dique para contener las aguas del río Mississippi, en Estados Unidos.

unergründlich ſein, und das hineinſtürzende Waſſer ſich in den Schooß der Erde verlieren; nichts von allem, was es mit ſich reißt, kommt wieder zum Vorſchein. Bei Hochwaſſer verſchwindet alles vor der glasfarbenen, glatten Waſſermaſſe, bei Niedrigwaſſer bleibt nur ein dünner Waſſerfaden übrig; bei mittlerm Stande wird der Fall oben von ſchwarzen Felsinſelchen zertheilt. Links fließt nur ein ſtarker Bach, rechts aber ein breiter Fall, der ſich mit dem erſtern unterhalb des beide trennenden Felſens wieder vereint.

Die Macht des ſtürzenden Falles iſt ſo groß, daß ein gegen ſeine Oberfläche geworfener Stein zurückprallt. Dennoch behaupten die Anwohner, daß Forellen ihn im Zickzack hinaufſchwimmen, was indeſſen kaum glaublich iſt.

An den Fuß des Falles führt kein Weg, nur ein Ziegenpfad windet ſich durch Steine und Gebüſche hinab, wo der eiskalte Waſſerſtaub herumfliegt und der Boden von der Wucht des Sturzes erdröhnt.

---

# Die Verwendung der Füße als Greiforgane.

Von **Richard Andree.**

Es iſt im Allgemeinen richtig, daß der Menſch mit den Füßen nicht greifen kann, wenigſtens iſt die Hand ſein normales Greiforgan. Aber der großen Zehe wohnt dennoch eine bedeutende Greifkraft inne, und wenn ſie auch nie den übrigen Zehen gegenüberſtellbar iſt, wie der Daumen den Fingern, ſo vermag ſie doch bis zu einem gewiſſen Grade den letztern zu erſetzen, wie denn überhaupt der Fuß an die Stelle der Hände treten kann.

Freilich darf man die Beiſpiele hierfür nicht bei den Schuhe tragenden Kulturmenſchen ſuchen, deren Füße dadurch deformirt, deren Zehen zuſammengepreßt ſind, während bei barfuß gehenden Individuen oder Völkern die Zehen in ihrer natürlichen Lage verbleiben und mehr oder minder von einander abſtehen. Namentlich iſt der Zwiſchenraum zwiſchen der großen Zehe und der zweiten oft ziemlich beträchtlich, eine Erſcheinung, die beſonders bei den Annamiten hervorgehoben wird. Contourenzeichnungen der Füße von Naturvölkern zeigen dieſes Verhältniß recht deutlich, ſo diejenigen, welche Aſcherſon in Aegypten, Pechuel-Loeſche in Loando machte [1]).

Auch der franzöſiſche Reiſende Dr. Crevaux fand an den Quellen des Oyapoc in Franzöſiſch-Guiana die Oyampy-Indianer ausgezeichnet durch einen conſtanten Abſtand der großen Zehe von den übrigen Zehen. Le pouce fortement écarté regarde toujours en dedans, tandis que le troisième, le quatrième et le cinquième sont tournés en dehors [2]).

Wir haben übrigens ausnahmsweiſe auch in Europa Gelegenheit uns davon zu überzeugen, wie weit die Fertigkeit des Menſchen in der Benutzung der Füße als Greiforgan zu gehen vermag. Auf Meſſen und Jahrmärkten laſſen ſich armlos Geborene ſehen, welche mit den Füßen malen, ſchreiben, ſticken, und der franzöſiſche Maler Ducornet, ein keineswegs ungewöhnlicher Künſtler, malte, indem er mit dem linken Fuß die Palette, mit dem rechten den Pinſel hielt. Ein Gipsabguß ſeiner Füße iſt im Beſitze der Pariſer Anthropologiſchen Geſellſchaft [3]).

Wir begegnen der Verwendung der Füße als Greiforgane ſofort, wenn wir uns nach dem Orient wenden, wo das Barfußgehen beginnt. Seiff [4]) ſchreibt: „Bewundernswerth iſt bei allen Handwerkern Beiruts die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie ſich der Fußzehen zum Halten des Arbeitsſtückes oder Werkzeuges bedienen, und daſſelbe berichtet Porter von den Holzſchnitzern in Damaskus, die ein Brett mit den Fußzehen feſtklemmen, während ſie Meißel und Schlägel in der Hand führen [1]). Dieſe Manier der Holzſchnitzer geht noch weiter nach Oſten, wie uns der hier beigegebene Holzbildhauer aus Simla im nördlichen Pandſchab zeigt, der nach einer engliſchen Photographie abgebildet iſt.

Jagor traf in Singapur bei einem Feſte Klings, Malaien und Chineſen auf dem Boden umherſitzend und jeder hatte die behaglichſte Stellung eingenommen, die aber zum Theil derart war, daß ſie bei uns kaum ein Turner auf die Dauer ausgehalten hätte. Dieſe Leute, die von Jugend auf nie einen Tiſch oder Stuhl benutzen, weder enge Kleider noch Schuhe tragen, wiſſen aus ihren unteren Gliedmaßen viel mehr Nutzen zu ziehen, als wir. Die Beine müſſen häufig als Arme aushelfen, wobei die Füße die Stelle der Hände vertreten; ſo heben ſie Sachen vom Boden auf, ohne ſich zu bücken, halten das eine Ende eines Gegenſtandes mit den Füßen feſt, während ſie das andere Ende mit den Händen bearbeiten [2]). Derſelbe in Detailbeobachtungen äußerſt ſorgfältige Reiſende ſah, wie Andamaneſen an zwei drei Zoll ſtarken Rundhölzern, die ſtatt einer Treppe zu einem Schuppen führten, hinaufkletterten, indem ſie dieſelben zwiſchen großer und zweiter Zehe und zugleich mit einer Hand, wie mit Zangen, packten [3]).

Man muß bemerken, ſagt Marsden, daß die Sumatraner im Gebrauche ihrer Füße vorzüglich geſchickt ſind, indem ſie ſelbige wie die Hände gebrauchen, und eine Sache, welche nicht ſehr ſchwer iſt, zwiſchen der großen und zweiten Zehe oder auch wohl mit dem ganzen Fuße faſſen und von der Erde aufheben. Selbſt beim Ballſpiel brauchen ſie die Zehen [4]). Von den Zehen der Javaneſen ſagt A. H. Riehl, daß ſie alle von einander abſtehen, da dieſe Leute keine Schuhe tragen. Die Muskeln der Zehen ſind im Allgemeinen ſo wohl entwickelt, daß die Javaneſen ſich nicht zu bücken brauchen, um einen Gegenſtand aufzuheben; ſie beſorgen das einfach mit den Füßen [5]).

Die Zehen der Negritos auf Luzon, ſagt Dr. A. Schadenberg, dienen ihnen zum Greifen und Feſthalten von Sachen und unterſtützen ſie ſehr beim Klettern [6]).

Eine beſondere Erwähnung verdienen hier die Füße der Annamiten. Topinard erzählt uns nämlich, daß bei dieſem Volke der Zwiſchenraum zwiſchen der großen und der erſten Zehe ein ganz ungewöhnlich großer ſei, und er be-

[1]) Ztſchr. f. Ethnol. VI, Taf. 9, und VIII, Taf. 24.
[2]) Tour du Monde. Vol. XL, 76.
[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. VIII, 570.
[4]) Reiſen in der aſiat. Türkei. Leipzig 1875, 139.

[1]) Porter, Five years in Damascus I, 47.
[2]) F. Jagor, Singapore—Malacca—Java. Berlin 1866, 16.
[3]) Verhandl. Berlin. Anthropol. Geſ. 1877 (59).
[4]) Marsden, Sumatra, Leipzig 1875, 304.
[5]) Journ. Anthropol. Inſtit. VI, 347.
[6]) Ztſchr. f. Ethnologie XII, 143.

Fig. 1.—Wounded Man Carried by Two Bearers.

Fig. 2.—Wounded Man Carried by Two Bearers.

arzt B. de Rochas, haben Füße, welche nicht wie die unserigen durch Schuhwerk deformirt und gehemmt sind. Sie sind groß mit von einander entfernt stehenden Zehen und besitzen in allen ihren Gliedern eine ganz erstaunliche Beweglichkeit. Sie sind nicht nur eine ausgezeichnete Basis, sondern auch gleichzeitig künstliche Organe für die Prähension. Dadurch sind diese Wilden geschickt mit einer ungewöhnlichen Behendigkeit die Bäume zu erklettern und zwar in einer Weise, welche von der unserigen ganz verschieden ist. Sie ergreifen den Baumstamm mit beiden Händen und klammern sich unten mit den Zehen in die Unebenheiten der Rinde ein. Nun beginnen sie sich in die Höhe zu schieben, wobei jedoch der Körper stets bogenförmig vom Baumstamme absteht und die Zehen gerade so wie die Finger gebraucht werden. Dabei benutzen sie Füße und Hände alternirend, wie die Vierfüßer gehen, so daß rechte Hand und linker Fuß gleichzeitig in Thätigkeit sind, worauf die linke Hand und der rechte Fuß folgen. Weder die Brust noch die Schenkel berühren dabei den Baum, was bei der Rauheit der Rinden für den nackten Körper ohnehin nicht gut paßt [1]).

Von den Füßen der Eingeborenen im östlichen Neu-Guinea sprechend bemerkt Dr. Comrie [2]), sie seien sehr flach und die große Zehe, welche sehr lang ist, stehe in einem Winkel vom Fuße ab. Sie gleicht mehr einem Daumen und kann ähnlich wie ein solcher bewegt werden. Die Greifkraft, welche solchergestalt dem Fuße eigen ist, benutzten die Eingeborenen, indem sie versuchten mit kleinen für sie höchst werthvollen Gegenständen, wie Nägel oder Eisenstückchen, die auf Deck lagen, davonzueilen. Auch beim Halten der sehr langen Bögen gebrauchen sie den rechten Fuß. Das aus dem westlichen Neu-Guinea stammende Papuamädchen, welches der anthropologischen Gesellschaft in Berlin [3]) vorgestellt wurde, hatte einen so beweglichen Fuß, daß sie, obgleich sie seit längerer Zeit Schuhwerk trug, doch noch fähig war, den Fuß als Hand zu gebrauchen und damit und namentlich mit der großen Zehe zu greifen und zu präsentiren. Brauchte man für die Papuas in der in Rede stehenden Beziehung noch eines Beweises, so wäre der Ausspruch A. B. Meyer's anzuführen, der von den westlichen Papuas berichtet, daß nicht nur die große Zehe im Gegensatze zu den anderen, sondern die ganze Fußsohle gewissermaßen als Klammerorgan, mit welchem etwas festgehalten werden kann, verwendet wird [4]).

Auf dem australischen Festlande finden wir dieselbe Fähigkeit, und King [5]) weiß davon zu berichten, daß die Schwarzen ihre Speere zwischen den Zehen fortschleppten, während E. Jung von den Narrinjeri, einem australischen Stamm im Mündungsgebiet des Murray, erzählt, daß sie sitzend mit den Zehen Gegenstände ergreifen, ohne die Hände zu gebrauchen; sie klettern mit affengleicher Fertigkeit an den höchsten Bäumen empor, als einzigen Halt eine vorspringende Unebenheit der Rinde benutzend, das ganze Gewicht auf der großen Zehe ruhend [6]).

Es ist damit in Amerika nicht anders, wenn mir auch augenblicklich nur wenige Belege zu Gebote stehen, denn überall, wo das Schuhwerk fehlt und nicht hemmend wirkt, zeigt sich die Fähigkeit den Fuß als Greiforgan zu benutzen. Nach Waldeck [7]) hoben die Indianer Yukatans Geldstücke mit den Füßen auf oder schleuderten selbst Steine mit denselben, und die wilden Muras am Amazonenstrom fassen, um sicher zu zielen, das untere Ende des Bogens auf dem Boden mit den Zehen [1]).

Normaler Fuß der Oyampys-Indianer in Französisch-Guayana.

Wenden wir uns nach Afrika. Die Ausbildung der Fußzehen bei den Somal erregt nach v. d. Decken Staunen; jede derselben stellt ein selbständig bewegliches Glied dar und dient in vielen Fällen zum Ersatz der Finger. Gilt es z. B. einen am Boden liegenden Gegenstand, und wäre er noch so klein, aufzuheben, so fällt es dem Somal nicht ein sich zu bücken: er ergreift ihn mit der großen und der zweiten Zehe und bringt ihn mit rascher Bewegung zu den Händen empor. Und dies führt er so natürlich aus, daß man sofort sieht, jeder andere Weg zum Ziele würde ihm lästig sein [2]).

Von den schwarzen Negermatrosen auf dem Rothen Meer berichtet Klunzinger, daß sie mit ein paar Zügen in den Mastbaum klettern, indem sie ein Tau mit den Händen fassen und die Füße gegen ein anderes benachbartes anstemmen, ja wie die Affen das letztere mit der großen Zehe umfassen. „Diese Vierhändigkeit zeichnet neben anderen Eigenthümlichkeiten die schwarze pithekoide (!) Menschenrace aus“ [3]).

Nach Simonot ist bei den Schwarzen am Senegal die große Zehe viel weiter von den übrigen Zehen getrennt, als es bei uns der Fall; dieses hängt bei ihnen theilweise von der Art ab, wie die Sandalen dort befestigt werden, nämlich mittels eines Riemens, der zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgezogen wird. Allein erklärt dieses jedoch den Abstand nicht, denn auch diejenigen Schwarzen, welche den Riemen und Sandalen nicht tragen, haben eine Lücke zwischen der großen und den übrigen Zehen [4]).

Sir Thomas Herbert, welcher 1626 das Kapland besuchte, berichtet von den Hottentotten: „An den Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, welche die Hottentotten, die bei uns waren, in der Hand hielten, damit die Füße besser stehlen konnten, denn sie stahlen geschickt mit den Zehen während sie uns ansahen“ [5]).

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. I, 395.
[2]) Journ. Anthrop. Instit. VI, 104, 112.
[3]) Verhandlungen 1876 (63).
[4]) A. B. Meyer, Anthropol. Mitth. über die Papuas. Wien 1874, 13.
[5]) Narrative of a survey of the coast of Australia 1827. I, 370.
[6]) Mitth. d. Ver. f. Erdk. zu Halle 1877, 29.
[7]) Voyage dans la Province de Yucatan 1838 I, 65.

[1]) v. Martius, zur Ethnogr. Amerikas 409.
[2]) v. d. Deckens Reisen in Ostafrika II, 297.
[3]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten 289.
[4]) Bullet. soc. d'Anthropol. I, 500 (1860).
[5]) Merensky, Beiträge zur Kenntniß Südafrikas, Berlin 1875, 80.

Wir ſehen alſo dieſelbe Fähigkeit, die Füße als Greiforgan zu benutzen, über die Erde überall da verbreitet, wo der Fuß unbeengt durch Schuhwerk in ſeinem natürlichen Zuſtande verbleibt. Es iſt das im Alterthum nicht anders geweſen, denn in den Gräbern von Theben erblicken wir einen altägyptiſchen Gerber dargeſtellt, der einen Streifen Leder unten mit den Zehen, oben mit der Hand feſthält [1]).

In letzter Linie iſt es eine klimatiſche Urſache, welche die Völker der gemäßigten und kalten Zone eines Greiforganes beraubt, das bei den barfuß gehenden Völkern in warmen Landſtrichen allgemein benutzt wird.

[1]) Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians III, 159, Fig. 360.

# Rev. Comber's Reiſen im Innern von Congo.

Die „Baptiſt Miſſionary Society" hat bekanntlich in dem Gebiete ſüdlich vom untern Congo eine Station errichtet, und zwar in San Salvador, der Hauptſtadt des kleinen Reiches Congo (ſ. „Globus" XXXIV, 208; XXXV, 175). Dort wirken die Herren Comber und Hartland, von denen erſterer ein reges Intereſſe für geographiſche Dinge entwickelt. Die Proceedings (1881, Januarheft) der R. Geographical Society veröffentlichen jetzt von ihm bereits die zweite Originalkarte aus Afrika; die erſte betraf das Cameroun-Gebirge (ſ. „Globus" XXXV, S. 344), die zweite ſtellt die Gegend am untern Congo dar, von welcher wir vor einigen Jahren die erſte genauere Zeichnung durch Lieutenant Grandy erhielten. Derſelbe war 1873 zur Aufſuchung des damals verſchollenen Livingſtone ausgeſendet worden, drang aber nicht tief in das Land ein, was indeſſen wohl nicht ſeine Schuld war, ſondern in den dortigen Verhältniſſen begründet erſcheint, und wurde ſchließlich zurückberufen. Das Einzige, was er je über ſeine Reiſe veröffentlichte, war jene Karte, die Comber nunmehr einer ſcharfen Kritik unterzieht und in vielen Stücken für falſch erklärt. Es ſcheint demnach, als ob Grandy aus der Zahl derjenigen Afrikareiſenden, die etwas geleiſtet haben, gänzlich geſtrichen werden muß.

Comber hat auf wiederholten Reiſen das Land im Oſten und Norden von San Salvador kennen gelernt, ohne freilich auf eine größere Entfernung als 60 engliſche (13 deutſche) Meilen vorgedrungen zu ſein. Das Land iſt überreich an Sümpfen, die mit Schilf und Papyrus bewachſen ſind und zahlreichen Strömen Exiſtenz verleihen; dieſelben vereinigen ſich zu den größeren, Kwilo, Luvu und Mpozo, welche ſich in den Congo ergießen; der Mpozo gerade gegenüber von Vivi, Stanley's mehrfach genannter Station unterhalb der Iellala-Fälle. Etwa 30 engl. Meilen ſüdlich von San Salvador fließt der Brije (ipr. j wie im Franzöſiſchen), der bei Ambrizette in den Atlantiſchen Ocean mündet und das meiſte Intereſſe erweckt. Als Grandy von Congo nordwärts nach Makuta reiſte, erblickte er durch den zur damaligen Jahreszeit gewöhnlichen Dunſt im Oſten ein Hochland, welches er „Zombo-Berge" benannte. Comber bewunderte dieſelben öfters; als er dann ſpäter in der Regenzeit, wo die Luft klarer iſt, dieſelbe Straße, wie einſt Grandy, entlang zog, wurde er durch den Anblick eines hohen Waſſerfalles, der von der Spitze der Bergwand herabfiel, überraſcht. Danach ſah er ihn wieder von ſeinem Hauſe in San Salvador aus und von einer Höhe bei Quanza (nördlich von San Salvador). Seinen Entſchluß, dieſe hervorragende Naturerſcheinung bei erſter Gelegenheit zu beſuchen, konnte er zu Anfang Auguſt 1880 ausführen. Von ſeinem Kollegen Mr. Hartland und nur einem Knaben als Träger begleitet, brach er von Lembelwa (20 engl. Meilen nordöſtlich von San Salvador) auf und marſchirte anderthalb Tage in genau öſtlicher Richtung, wobei er zahlreiche Ortſchaften paſſirte, welche ſtets auf dem Gipfel ſteiler Hügel lagen und von einander durch tiefe Sümpfe geſchieden waren. In Banza Zulu angelangt, befand er ſich am Fuße eines ſteilen Berges, welchen er im dicken, durchnäſſenden Morgennebel zu erklimmen begann. Seine relative Höhe ſchätzte er zu 450 Fuß — Inſtrumente hatte er wegen Trägermangels auf dieſen Ausflug nicht mitnehmen können. Kaum im Stande, irgend etwas in dem ſchweren Nebel erkennen zu können, folgten ſie dem Pfade, der ſie zu einer Stadt auf dem Gipfel des Berges brachte; obwohl dieſelbe noch niemals von einem Weißen beſucht worden war, ſo nahmen ſie ſich doch die Freiheit, in ein Haus zu treten und Waſſer zu kochen, um ſich Thee zu bereiten und die Füße zu waſchen. Durch den Nebel von außen und das Schwitzen von innen war ihre Kleidung völlig durchnäßt, und zum Wechſeln hatten ſie nichts bei ſich. Die Stadt, Mbangu genannt, war anſehnlich und zählte etwa 2000 Einwohner. Sie wurden höflich aufgenommen, weil es der Geburtsort des Senhor Garcia, „Staatsſekretärs" des Königs von Congo, war. Als ſich die Nebel verzogen hatten und ihre Kleider getrocknet waren, machten ſie ſich auf, den Fall zu betrachten, näherten ſich ihm auch auf 500 Yards, von wo ſie ein prächtiges Schauſpiel genoſſen. Aus einer Schlucht nahe dem Gipfel bricht der Strom hervor und ſtürzt ſich ſenkrecht und ununterbrochen zunächſt 150 Fuß hinab. Sie tauften ihn Arthington-Fall, nach Robert Arthington, dem freigebigen Förderer der innerafrikaniſchen Miſſionen. Der allgemeine Eindruck, den der Fall macht, iſt ſehr großartig und eigenthümlich, da das Waſſer über den ſcharfen Rand des ſenkrecht abſtürzenden Felſens ſich in die darunter befindliche Schlucht ergießt und von dem Punkte aus, wo die beiden Miſſionäre ſtanden, ſeine Bewegung nicht als reißend erſchien, eine Täuſchung, die wohl eine Folge des Flugwaſſers iſt. Unten angelangt, fällt und ſtürzt der Fluß wohl noch weitere 250 Fuß hinab, ſo daß ſein geſammter Fall volle 400 Fuß hoch iſt, bis er die Ebene unten erreicht. Dort fanden ihn die Reiſenden, als ſie ihn überſchritten, 15 Yards breit, durchſchnittlich 2 bis 3 Fuß tief und ſeine Strömung zu etwa 8 Knoten die Stunde, ſo daß ſie ihnen faſt die Füße unter dem Leibe fortriß. Und das war in der Höhe der trockenen Jahreszeit. Woher der Fluß kommt, konnten oder wollten die Eingeborenen nicht ſagen; da er aber mit ſolcher Waſſermaſſe faſt von dem Gipfel der Höhe herabfällt, ſo iſt kein Zweifel, daß man es hier nicht mit einem Berge, ſondern mit dem Rande einer innern Hochebene zu thun hat. Den Lauf des Brije oberhalb Mbangu zu verfolgen, wird eine intereſſante kleine Aufgabe für ſpätere Zeiten ſein. Die beiden Miſſionäre waren damals durch ihre dürftige

Ausrüſtung gezwungen, auf dem nächſten Wege nach Congo (San Salvador) zurückzukehren, ein ermüdender Marſch von 15 Stunden, welchen ſie in zwei Tagen zurücklegten.

Eine zweite Reiſe nach Norden hatte einen ſehr ungünſtigen Ausgang. Expeditionen in jenen Gegenden — und nach den bisherigen Erfahrungen darf man ſagen, daß die geſammte Weſtküſte Afrikas vom Camerun-Gebirge an bis faſt hinab nach S. Paulo de Loando, vielleicht den Ogowe ausgenommen, den Reiſenden dieſelben Schwierigkeiten entgegenſtellt — haben ſtets mit dem Mangel an Trägern zu kämpfen. Das beweiſt Grandy's Reiſe und die deutſche Loango-Expedition. Auch Comber ſchreibt: „Wenn wir nur Träger hätten, wären unſere Schwierigkeiten überwunden; aber ich glaube, es iſt weit leichter von Bagamojo aus Uganda oder Udſchidſchi zu erreichen, als den Stanley Pool von hier aus, da es hier kein Aequivalent für die Zanzibar-Träger giebt.“ Kru-Neger, welche er auf einem Ausfluge mitnahm, liefen ihm aus Furcht vor den Eingeborenen davon; andere hielten ſpäter etwas beſſer aus. In der zweiten Hälfte Auguſt verſuchten dann Comber und Hartland, über Banza Makuta (bis in deſſen Nähe ſchon Grandy 1873 kam) nach dem Congo-Strome vorzudringen, wurden aber in Banza Makuta von einer erregten Menge mit Stößen und Steinwürfen empfangen und mußten eiligſt flüchten, in toller Hetze von ihren Feinden verfolgt, wobei Comber durch einen Schuß in den Rücken nicht unbedeutend verwundet wurde. Ohne Ruhe und Raſt flohen ſie auf San Salvador zu, ſelbſt die Nacht hindurch, auf Zehen die Ortſchaften paſſirend, um die Einwohner nicht zu wecken, damit dieſelben mit ihren Verfolgern nicht etwa gemeinſame Sache machten. Zuletzt mußte Comber getragen werden; in San Salvador wurde ihm ein viereckiges Stück Eiſenſtein aus der Wunde genommen, worauf ſein Zuſtand ſich raſch beſſerte. Ein zweiter Verſuch in derſelben Richtung wird wohl ſo bald nicht unternommen werden können.

---

# Iſabella L. Bird's Reiſe durch Japan.

## I.

Miß Iſabella L. Bird, die durch ihre intereſſanten Schilderungen früherer Aufenhalte auf den Sandwich-Inſeln und in den Rocky Mountains rühmlichſt bekannte engliſche Reiſende, hat jetzt unter dem Titel „Unbeaten tracks in Japan“ (London: John Murray, 1880) ein neues Werk veröffentlicht, welches ſelbſt neben den umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Publikationen über Land und Volk von Japan, die uns die jüngſte Zeit gebracht hat, ein mehr als gewöhnliches Intereſſe beanſpruchen darf. Denn wenn unſere Kenntniß der phyſiſchen Verhältniſſe des japaniſchen Inſellandes durch die unermüdliche Arbeit berufener Forſcher jetzt auch in wünſchenswertheſter Weiſe gefördert und vervollſtändigt worden iſt, ſo ſind die politiſchen Verhältniſſe des merkwürdigen Reiches doch von ſo exceptioneller Art, ſo komplicirt und vielſeitig, daß ſie einſtweilen noch leichter aus Einzelheiten zu erkennen, als im Ganzen zu überſehen ſind. Ein richtiges Verſtändniß für die augenblickliche äußere und innere Lage des Landes, ein Verſtändniß, das uns zugleich erlauben würde, Schlüſſe zu ziehen über den dereinſtigen Erfolg der großen Reformbewegung, durch welche Japan ſich von den übrigen aſiatiſchen Ländern getrennt hat, können wir eben nur durch eine fortlaufende Reihe von Beobachtungen des japaniſchen Volkes und ſeiner Eigenart erlangen. Iſt doch auch das wunderbar raſche Gedeihen der auf den alten Stamm einer zweitauſendjährigen Kultur gepfropften abendländiſchen Civiliſation nur zu ſehr dazu angethan, falſche Vorſtellungen über die heutigen Zuſtände des Landes entſtehen zu laſſen! Auf die gänzliche Umgeſtaltung des Regierungsſyſtems im Jahre 1868 folgte zunächſt die Organiſation des Heeres und der Marine nach europäiſchem Muſter und die Einrichtung einer Polizeiverwaltung, die heute über nicht weniger als 18000 geſchulte Beamte in allen Theilen des Landes verfügt; daran ſchloß ſich die Einführung eines neuen Münzſyſtems, ſowie eines europäiſchen Poſt- und Telegraphenweſens, welches ſchon eine derartige Ausdehnung gewonnen hat, daß beiſpielsweiſe in dem Verwaltungsjahre vom Juni 1878 bis Juni 1879 eine Anzahl von 29 Millionen Briefen, 13 Millionen Poſtkarten, 11¼ Millionen Zeitungen, 250000 Geldanweiſungen und mehr als eine Million Telegramme in Japan befördert wurden. Ein im Jahre 1879 veröffentlichter offizieller Bericht über die Reform des japaniſchen Unterrichtsweſens zählt an Lehranſtalten nicht weniger als 25495 Elementar-, 389 Mittel- und 52 Fachſchulen, 98 Seminarien und eine Univerſität (Tokio) auf; überdies finden wir ſeit einer Reihe von Jahren ſchon auf den meiſten europäiſchen und amerikaniſchen Hochſchulen eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl japaniſcher Studirender, die ſich im Auftrage und auf Koſten ihrer Regierung in den höheren Diſciplinen ausbilden. Angeſichts aller dieſer bewundernswerthen Erfolge der neuen civiliſatoriſchen Aera bleibt im Auslande die Kehrſeite des japaniſchen Fortſchrittes oft ganz unbeachtet. Man vergißt hier die zahlloſen Schwierigkeiten, von denen die Regierung ſich bei ihrem Vorwärtsſtreben auf Schritt und Tritt umgeben ſieht: das zähe Material, mit dem ſie in der großen von Vorurtheilen befangenen Maſſe des Volkes zu arbeiten hat; den blinden Eifer ungeduldiger Neuerer auf der einen, den Widerwillen gegen die Fremden auf der andern Seite. Man vergißt die nicht ohne Verſchulden der europäiſchen Mächte herbeigeführte prekäre Finanzlage des Landes, ſowie auch den fortgeſetzten paſſiven Widerſtand einiger dieſer Mächte, die dem gleichberechtigten aſiatiſchen Kulturſtaate eine untergeordnete, auszunutzende Schutzmacht vorziehen würden. Wie dies bei keiner eingreifenden Umgeſtaltung alter Zuſtände ausbleiben kann, ſind auch bei den japaniſchen Reformen mehr als einmal verhängnißvolle Mißgriffe gemacht worden; dieſelben haben dem Lande nicht nur bedeutende Summen gekoſtet, ſondern oft genug auch die auf allen Seiten vorhandenen ſchwer auszugleichenden Widerſprüche noch verſchärft, die Kluft zwiſchen dem Japan von „Sonſt“ und dem von „Jetzt“ nur erweitert. In den häufig geſchilderten Centren der neuen Kultur und Verwaltung, Jokohama, Tokio, Kioto und einigen anderen großen Städten, treten jene Widerſprüche begreiflicherweiſe weniger auffällig zu Tage, als in den entlegeneren Theilen des Landes, die von der neuen Strömung einſtweilen nur

wenig, in vielen Fällen noch gar nicht, berührt worden ſind.

Einige vorübergehende Aufenthalte in jenen großen Städten abgerechnet, führte Miß Bird's ſiebenmonatliche Tour „auf unbetretenen Pfaden“ zum großen Theil durch das Japan der alten Zeit, d. h. durch Gebiete, die bisher von Europäern ſelten oder nie beſucht worden ſind, und „in denen man auch heute noch von dem Rollen der Räder des großen Kulturfortſchrittes kaum etwas vernimmt.“ Und wenn die Reiſende in dem Vorworte ihres Werkes beſcheidenerweiſe ſagt, daß ſie „kein Buch über Japan, ſondern nur eine Schilderung ihrer Reiſeerlebniſſe“ geben wolle, ſo gewähren doch gerade dieſe lebhaften, unter dem Eindrucke des Augenblicks geſchriebenen Schilderungen einen vollſtändigen Einblick in das vielgeſtaltige Leben der großen Maſſe des japaniſchen Volkes, wie er uns noch durch keinen frühern Bericht geboten worden iſt. Wir theilen nachſtehend einige Auszüge aus dem intereſſanten Buche mit.

Nach achtzehntägiger Fahrt von San Francisco erreichte der Dampfer „City of Tokio“, auf welchem Miß Bird ſich befand, am Morgen des 20. Mai 1879 Erratatſi, das Cape King der Engländer, am öſtlichen Eingange der Bai von Jedo. Das Wetter, das während der ganzen Reiſe regneriſch und ſtürmiſch geweſen war, hellte ſich, als man in den tiefen Golf einfuhr, etwas auf, und unter dem mattblauen Himmel und der von leichtem Nebelgewölk verſchleierten Sonne kam die oft gerühmte träumeriſche Anmuth der japaniſchen Küſtenlandſchaft zur vollen Geltung. Dicht bewaldete, oft tief zerklüftete Anhöhen ziehen ſich an einigen Stellen bis zum Ufer hin, an anderen bilden ſie den Hintergrund der in ſteilen Terraſſen hoch anſteigenden lichtgrünen Reisfelder. In den ſchluchtartigen Thälern liegen zahlreiche große Dörfer zerſtreut, deren graue Häuſer mit den hohen einförmig grauen Dächern maleriſch und alterthümlich genug ausſehen. Tauſende von kleinen Fiſcherbooten mit weißen Segeln bevölkerten den Golf und zwangen den Dampfer zu langſamer Fahrt; hin und wieder glitt eine Dſchunke durch das Gewimmel der kleineren Fahrzeuge; auch an ihr, wie an jenen, keine lebhafte Farbe zu ſehen: alles eintönig grau und weiß.

Von den an Bord befindlichen Japaneſen ſchon lange mit Sehnſucht erwartet, tauchte jetzt an der Weſtküſte des Golfs der über 13 000 Fuß hohe Schneekegel des Fuſi-no-yama aus dem Nebel auf. Wie er, in einſamer Größe aus der Ebene anſteigend, ſeine ſchönen Linien gegen den Himmel abzeichnete, konnte man es wohl begreifen, daß gerade dieſer majeſtätiſche Berg zu einem vielbeſuchten Heiligthum des Volkes werden mußte, und daß die japaniſche Kunſt nicht müde werden kann, ihn immer und immer wieder darzuſtellen.

Gegen Mittag ging der Dampfer im Hafen von Jokohama vor Anker, einer kleinen Seitenbucht des noch 20 Miles weiter in das Land einſchneidenden Golfes. Ein rothes Leuchtſchiff, auf dem in Rieſenlettern die Worte Treaty-Port zu leſen ſind, bezeichnet den Eingang des Hafens und zugleich die Stelle, außerhalb deren kein fremdes Schiff vor Anker gehen darf. Eine Menge von Schiffen aller Art und aller Nationen lag in dem Hafen: eiſengepanzerte und andere Kriegsſchiffe Englands und Rußlands, Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten auf der einen Seite dicht bei einander, mitten unter ihnen ein gewaltiges, in England erbautes Panzerſchiff, von dem die japaniſche Flagge, ein rother Ball auf weißem Grunde, herabwehte. Unter den zahlreichen Handelsſchiffen, die an den beiden weit hinausragenden Hafendämmen mit Einnehmen oder Löſchen ihrer Ladung beſchäftigt waren, befanden ſich zwei große Poſtdampfer von Hakodate und Schanghai, Eigenthum der Mitſu Biſchi Company, einer japaniſchen Geſellſchaft, die ſeit mehreren Jahren ſchon erfolgreich bemüht iſt, den ganzen japaneſiſchen Küſtenhandel ſowie den Verkehr mit China zu monopoliſiren. Die Stadt Jokohama macht, ebenſo wie das hinter ihr ſich ausbreitende flache Land, vom Hafen aus geſehen, einen traurigen Eindruck. Die eigentliche japaniſche Stadt iſt ein ausgedehntes unregelmäßiges Gewirr niedriger grauer Häuſer; auch die am Fuße einer niedrigen Hügelreihe, auf der die engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Marinehoſpitäler ſtehen, ſich hinziehende Vorſtadt mit den obligaten „Internationalen Hotels“, mehreren Hongs oder Häuſern europäiſcher Handelsfirmen, dem britiſchen Konſulat, einer häßlichen engliſchen Kirche und den in europäiſchem Style erbauten Poſt-, Zoll- und Gerichtsgebäuden — das Ganze untermiſcht mit Speichern und Magazinen —, vermag dieſen Eindruck nicht zu verbeſſern. Und was dem im Hafen Ankommenden von dem Leben der Stadt zuerſt entgegentritt, iſt eben auch nicht dazu angethan, ihm zu imponiren. Die Leute in den kleinen, von je zwei oder vier Ruderern geführten, dreieckigen Saupans oder Landungsbooten ſind ohne Ausnahme kleine, hagere Geſtalten mit eingefallener Bruſt und mehr oder weniger krummen Beinen. Ihre Kleidung beſteht aus einem einzigen knappen Gewande aus blauem baumwollenen Stoffe, das mit weiten Aermeln verſehen, aber ohne Gürtel iſt, und wenn ſie im Boote ſtehend das Ruder führen, den gelben vielfach tatuirten Körper nur ſehr unzureichend bedeckt; an den Füßen tragen ſie Strohſandalen, die mit einer zwiſchen der großen und den anderen Zehen durchgehenden Schnur befeſtigt ſind, der Kopf iſt bei den meiſten unbedeckt, nur einige haben einen Streifen dunkelblauen Baumwollenſtoffes um das Geſicht geſchlungen, der eben auch nicht viel zur Verſchönerung beiträgt. Auf das Angenehmſte aber wird der Reiſende durch das ruhige, höfliche Weſen der Leute überraſcht: da iſt weder etwas von dem ſonſt üblichen Schreien und Fluchen der mit ihren Booten in dem Gedränge Aneinanderſtoßenden die Rede, noch von dem endloſen Handeln und Feilſchen um den auf das Höchſte geſchraubten Fahrpreis. Ein von der Regierung normirter Tarif überhebt den im Hafen Ankommenden dieſer Unannehmlichkeit. In dem Zollhauſe, wo die in europäiſcher Dienſtkleidung wenn möglich noch dürftiger erſcheinenden Beamten das Gepäck unterſuchen, herrſcht dieſelbe Höflichkeit; vor demſelben aber ſteht, zur Weiterförderung der Reiſenden und ihrer Effekten beſtimmt, eine große Anzahl der ſeltſamen Kurumas oder, wie die Chineſen ſie nennen, Dſchin-ri-ki-ſchas, kleiner hoher zweirädriger Wagen, die von Menſchen gezogen werden. Vor ſieben Jahren erſt erfunden, ſind dieſe merkwürdigen Fuhrwerke ſchnell in allgemeine Aufnahme gekommen, in Tokio (Jedo) allein ſoll es heute ihrer ſchon 23 000 geben; und das Gewerbe eines Kurumaläufers ſoll ſo einträglich ſein, daß alljährlich Tauſende von jungen Leuten vom Lande nach den großen Städten kommen, um ſich als Zugthiere zu vermiethen, trotzdem vielfach behauptet wird, daß auch die ſtärkſten dieſe Thätigkeit, die zahlreiche Herz- und Lungenkrankheiten im Gefolge führe, nie länger als fünf Jahre aushalten können. Auf ebenem Terrain ſoll ein guter Läufer den Wagen mit einem Inſaſſen 40 Miles (etwa 65 km) täglich befördern können. Auch für die Kurumas giebt es einen die Entfernungen und Laſten genau feſtſetzenden Tarif; und wenn der Fremde ſich durch längern Aufenthalt erſt an den zuerſt verwunderlichen Anblick, an das ziemlich beſchwerliche Beſteigen des auf den hohen Rädern befeſtigten Lehnſeſſels und an das, ſeinen Ideen von Menſchenwürde vielleicht nicht entſprechende, Schauſpiel des vor ihm her keuchenden,

von Schweiß triefenden „Kurumaja“ gewöhnt hat, ſo benutzt er dieſes meiſt einzige Beförderungsmittel nur zu gern. Die Kuruma hat eine Gabeldeichſel, deren beide Stangen vorn durch ein Querholz verbunden ſind; der ſeſſelförmige Kaſten, der oft aus Meſſing, häufiger noch aus lackirtem Holz beſteht, iſt, je nach Geſchmack und Vermögen des Eigenthümers, mit Malerei, eingelegter Arbeit, ſehr oft auch mit großen Muſcheln verziert. Gegen Regen und Sonne iſt er mit einem aufzuklappenden Schutzdache von geöltem Papier verſehen; für die Dunkelheit mit einer Papierlaterne. Wenn ſchon die zahlloſen oft von zwei und drei Leuten gezogenen Kurumas, denen man auf allen Straßen und Wegen des ſüdlichern Japans begegnet, einem den Gedanken nahe legen, daß die Arbeitskraft hierzulande einen noch ſehr geringen Werth haben muß, ſo ſpricht für dieſe Anſicht noch mehr die Beförderung aller möglichen Laſten auf kleinen, zweirädrigen ſchwergebauten Karren, die ebenfalls von Menſchen gezogen werden. Meilenweit werden Baumaterialien u. ſ. w. auf dieſe Weiſe befördert; zwei Männer ziehen den ſchwerbeladenen Karren, zwei andere ſchieben ihn von hinten, indem ſie mit den Schultern, und wenn es bergauf geht, mit den glattraſirten Köpfen gegen zwei vortretende Stangen drücken. Ganz unglaubliche Laſten ſchaffen ſie auf dieſe Weiſe fort, und, als ob die Anſtrengung, die aus jedem Athemzug ein Stöhnen oder Aechzen macht, noch nicht genug wäre, begleiten ſie dieſelbe unaufhörlich mit einem monotonen, melancholiſch klingenden Geſange.

Von fremdem Gelde gilt in Japan nur der mexicaniſche Dollar; da das Land ſeit der neuen Aera aber im Beſitze von vielem satsu oder Papiergeld iſt, thut man am beſten, zu einer weitern Reiſe ſich mit einem ausreichenden Vorrath deſſelben zu verſehen. Bei dieſem unerläßlichen Geſchäfte macht der Fremde dann gleich die Bekanntſchaft der von allem Handelsverkehr zwiſchen In- und Ausländern hier untrennbaren Erſcheinung der „Compradores“, der Faktotums, Vermittler, oft auch Tyrannen jeder großen Firma. Schon bei dem erſten Gange durch die Straßen von Jokohama fallen dem Neuankommenden die zahlreichen Chineſen auf, die ſich durch ihre ſtattliche Geſtalt, ihre reiche Kleidung, vor allem durch das ſelbſtbewußte, oft impertinente Auftreten von den kleinen, ſpärlich gekleideten Japaneſen weſentlich unterſcheiden. Von den 2500 in Japan anſäſſigen Chineſen leben 1100 allein in Jokohama, und wenn ſie plötzlich einmal von hier ſich entfernen wollten, würde eine vollſtändige Geſchäftsſtockung eintreten. Denn der chineſiſche Einwanderer weiß ſich hier, wie überall, unentbehrlich zu machen. Die japaneſiſchen Producenten, ja ſelbſt die Mäkler verkehren nur in den ſeltenſten Fällen mit dem Inhaber der fremden Firma ſelber; alles geht durch die Vermittelung des Compradore, der ſeinen Herren nie eigentlich beſtiehlt, ſondern nur, was jener auch wohl weiß, aus jedem Geſchäfte ſich ſoviel zu „klemmen“ pflegt, wie er als zukömmlich betrachtet. Genießt er trotzdem das volle Vertrauen der fremden Kaufleute, ſo iſt der Compradore dagegen den japaneſiſchen Händlern und Producenten aufs Aeußerſte verhaßt; ihnen gegenüber tritt er meiſt in anderer Weiſe auf, von allem weiß er ſeine Procente zu erpreſſen, und die Kaufleute haben kein Mittel in Händen ihm hier Schranken zu ſetzen. Diejenigen Chineſen von Jokohama, die nicht als Compradores ihren einen großen Lebenszweck des Gelderwerbes verfolgen, betreiben meiſt ſelbſtändige Wechsler-, Mäkler- oder auch Trödlergeſchäfte; in jedem Falle aber erreichen ſie dieſen Zweck und ſind ſich deſſen auch wohl bewußt. Sie haben hier ihre gegenſeitigen Unterſtützungsanſtalten, ihre Gilden, ihre Tempel; und trifft einen von ihnen das Schickſal, aus dem Leben abberufen zu werden, ehe er das Erworbene in der Heimath verzehren konnte, ſo hat er doch wenigſtens Vorkehrungen getroffen, daß ſeine Gebeine nach China zurückgebracht werden. Ohne Frage ſind die Chineſen der fleißigſte, rührigſte und das meiſte erreichende Theil der Bevölkerung Japans — zum allgemeinen Fortſchritte, zur Förderung des Nationalwohlſtandes aber tragen ſie nichts bei.

Nach kurzem Aufenthalte in Jokohama begab ſich Miß Bird nach Tokio, wo ſie in dem Hauſe des engliſchen Geſandten, Sir Harry Parker's, einige Wochen verweilte, um die Vorkehrungen für ihre Reiſe nach dem Norden zu treffen. Tokio (Jedo), ſeit dem Beginne des neuen Regimes die Hauptſtadt Japans und Reſidenz des Kaiſers, iſt mit Jokohama durch eine Eiſenbahn verbunden, auf der man die geringe Entfernung in einer Stunde etwa zurücklegt. Von Engländern gebaut — wie es heißt mit einem nur der Regierung bekannten, unverhältnißmäßigen Koſtenaufwande — wird die Bahn viel benutzt und bringt jetzt jährlich ungefähr 8 Millionen Mark ein. Die Landſchaft, durch welche der Zug fährt, iſt ungemein anmuthig; bald hinter Jokohama paſſirt man hügeliges, bewaldetes Terrain, in deſſen kleinen maleriſchen Thälern ſich der ganze Reichthum der japaniſchen Flora zeigt. Weiter nach Norden kommt man in die große fruchtbare Ebene von Jedo, die von unzähligen Dörfern und Städten bevölkert, und deren jeder Fußbreit wohl angebaut iſt. Die alte Erzählung von dem wie ein großer Garten beſtellten japaniſchen Reiche paßt, wenn auch nicht für das ganze Land, ſo doch jedenfalls für dieſe Ebene, die von zahlreichen Flüſſen durchſtrömt, an der weſtlichen und nördlichen Seite von einem Kranze bewaldeter Gebirge eingefaßt iſt, und ſich nach Süden bis an den blauen Golf von Jedo erſtreckt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Nur einen faſt verſchwindend kleinen Theil Deutſchlands behandelt Hauptlehrer Becker's „Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel“ (Hamburg, O. Meißner 1880; 3,60 Mark), aber einen, der, weit vorgeſchoben in die Nordſee, ſtetig um ſeine Exiſtenz und ſeinen Wohlſtand zu ringen hat und gerade dadurch unſer Intereſſe erweckt. Die Schilderung der Geeſt und Marſch, der Sände und Watten, Deiche und Uferwerke, der Sturmfluthen und Deichbrüche wird viele Leſer mächtig anziehen, und ſie werden faſt ſtaunen, welchen Einfluß und welche Wichtigkeit das wenig genannte Cuxhaven durch ſein Lootſen- und Rettungsweſen, durch ſeine Sturmwarnungsſignale, Tonnen, Baaken, Feuerſchiffe u. ſ. w. für die Schifffahrt und den Handel des mächtigen Hamburg gewonnen hat. Das Buch geht natürlich ſehr in das Detail, bringt auch wohl in dem geſchichtlichen Theile einiges Unhaltbare, iſt aber überwiegend intereſſant.

— Die Trieſter Börſen-Deputation veröffentlicht ſoeben

die Statistik der Seeschifffahrt und des Seehandels in den österr. Häfen im Jahre 1879. Darnach zählte die österr.-ungar. Handelsflotte im Jahre 1879 8226 Fahrzeuge mit 330672 Tonnen Gehalt und 27431 Mann Besatzung; darunter waren 8122 Segelschiffe mit 270391 Tonnen und 24977 Mann und 104 Dampfer mit 60281 Tonnen, 2454 Mann und 16998 Pferdekräften. Für „lange Fahrt“ bestimmt waren 72 Dampfer (mit 58604 Tonnen und 16000 Pferdekräften) und 477 Segelschiffe (darunter 147 ungarische).

Ohne die ungarischen Häfen betrug der Gesammtimport 7476696, der Gesammtexport 5526332 metr. Ctr., davon wurden 4207077 metr. Ctr. unter inländischer und 3269619 metr. Ctr. unter ausländischer Flagge eingeführt und 3522925 metr. Ctr. unter inländischer und 2003407 metr. Ctr. unter ausländischer Flagge ausgeführt.

Vom Gesammtimport kamen aber 2303843 metr. Ctr. aus österr. Häfen, der Rest von 5172853 metr. Ctr. kam aus ausländischen Häfen und zwar aus Nordamerika 613513, aus Südamerika 79446, Aegypten 135354, Frankreich 65183, Großbritannien 984811, Griechenland 233147, Ostindien 259398, Italien 1118270, Rumänien 313517, Rußland 829178, aus der Türkei 485806 metr. Ctr.

Vom Gesammtexport waren 2522487 metr. Ctr. nach anderen österreichischen und 3003845 metr. Ctr. nach ausländischen Häfen bestimmt, und zwar nach Nordamerika 50952, nach Südamerika 103966, nach Aegypten 113820, nach Frankreich 125248, nach Großbritannien 452844, nach Griechenland 165115, nach Ostindien 27700, nach Italien 1159499, nach Rumänien 26570, nach Rußland 32099, nach der Türkei 688955 metr. Ctr.

Dem Werthe nach betrug der Verkehr des Triester Hafens in der Einfuhr 144871873 Gulden, in der Ausfuhr 116638441 Gulden. (Deutsche Zeitung.)

— Nach einer der Russischen Geographischen Gesellschaft gemachten vorläufigen Mittheilung über die im Jahre 1880 ausgeführte Reise des Herrn Malachow in das Gouvernement Perm sowie in den mittlern und nördlichen Ural hat der Genannte reiche Sammlungen über die Thierwelt dieses Gebirges angelegt, deren Ankunft in Petersburg demnächst erwartet wird.

— Nach den Angaben des statist. Comité für das Gouv. Perm waren 1878 in demselben vorhanden 8339 Fabriken mit 81148 Arbeitern; in Städten befanden sich davon nur 5 Proc.; die meisten lagen in den Kreisen Jekaterinburg, Solikamsk und Krasnoufimsk. Mit Metallbearbeitung beschäftigten sich 595 Anlagen mit 6118 Arbeitern und einem Werthe der Produktion von 27965927 Rubel, die Gesammtproduktion aller Fabriken ist zu 41159014 Rubel angegeben.

— Die „Kommission zur Verbesserung der Landwirthschaft“ gab im Herbst 1880 die Vertheilung des Grundbesitzes im europäischen Rußland in folgender Weise an: Die Kronsbauern (Benennung aus der frühern Zeit noch erhalten) besitzen 43,6 Millionen Dessiätinen, Kolonisten 3,7 Millionen, die früheren Apanage-Bauern 4,3 Millionen, die früheren Gutsbauern 61,5 Mill., die Krone 177,4 Mill., die Apanage-Güter 7 Mill., die Gutsbesitzer 63,7 Mill. und andere Besitzer 24,6 Mill. In Procenten entfallen danach auf die Besitzungen der Krone 45,6 Proc., der Bauern 30 Proc., der Gutsbesitzer 16,4 Proc., anderer Besitzer 6,2 Proc. und der Apanagegüter 1,8 Proc.

— Entwässerungsarbeiten im Kuban-Gebiet. (Nach dem Bericht im Russ. Inval. 1880, Nro. 100.) Im Niederungsgebiete des Kuban von der Einmündung der Bjelaja abwärts bis Temrjuk haben 1879 die Vorarbeiten zu umfassenden Entwässerungen begonnen.

Der Kuban sowie viele seiner Zuflüsse entspringen im Hochgebirge des Kaukasus, meist nahe der Schneegrenze. Der reißende Oberlauf derselben führt bei Regenwetter und bei der alljährlichen Schneeschmelze große Wassermassen bergabwärts, die sich dann im Unterlaufe hoch anstauen und oft 20000 Quadrat-Werst Landes unter Wasser setzen. Meist steht das Wasser dann etwa ½ Arschin (1 Arschin = 0,711 m) hoch, wird von dem schlammigen Boden aufgesogen und verdampft bei eintretender Sommerhitze vollständig; oft aber, wie zuletzt bei der furchtbaren Ueberschwemmung von 1877, steigt es 5 bis 8 Arschin hoch, bleibt das Jahr über bis zum neuen Hochwasser stehen, versumpft das Land und zerstört auf weite Strecken alle Kulturen, wie dies 1877 mit den seit 1865 am Ufer des Kuban entstandenen Ansiedelungen, Wein- und Tabakpflanzungen, Gärten und Feldern der Fall war. Von etwa 800000 Dessiätinen des eigentlichen Niederungsgebietes (das nach Süden vom Fuße des Gebirges begrenzt wird, nach Norden den Wasserlauf der Protoka sowie die Flüsse Korpeli und Kotscheti mit umfaßt) ist etwa die Hälfte bereits Sumpfland, das Uebrige sind Wälder, Gärten, Ackerland, Plantagen und auch ausgedehnte Steppenweiden. Letzteren gilt es eine regelmäßige Bewässerung zu geben, ersteren und den Sümpfen den Ueberfluß an Wasser zu nehmen resp. ihn schneller zum Meer abzuführen, dadurch den Bodenertrag zu erhöhen und die Gesundheitsverhältnisse des Landes zu verbessern.

Das eigentliche Mündungsgebiet — westlich der Linie Temrjuk- (am Kuban) Novo-Nishestebliewskaja (an der Protoka) und von da nach Osten umbiegend zur Staniza Timaschewskaja am Flusse Korpeli — blieb außer Betracht, weil dieser Küstenstrich längs des Azowschen Meeres von Temrjuk nordwärts bis zum Salzsee Achtarsk etwa 100 Werst lang und im Mittel 20 Werst breit, ein niedriges Sumpfland von Limans durchschnitten, häufig von den Fluthen des Meeres bedeckt und ganz von bittersalzigem Wasser durchzogen, vollkommen ertraglos ist und seine Austrocknung sehr kostspielig ohne entsprechenden Vortheil sein würde.

Im Jahre 1879 sind bereits 1100 Werst Nivellements längs des Kuban, der Protoka, des Anglitski Erik und im Gebiete des Kotscheti ausgeführt, dazu Beobachtungen über Wasserstand, Gefälle und Abflußmengen der Haupt- und Nebenflüsse, Bjelaja, Pschisch, Pschekups ꝛc., Tiefbohrungen zur Untersuchung der Bodenbeschaffenheit u. s. w. Wie die Untersuchung ergab, besteht der Boden aus schwarzer Erde, der Untergrund aus festem Thon, Steine finden sich erst in den Vorbergen des Kaukasus. Die außerordentliche Fruchtbarkeit hat die Ansiedler immer aufs Neue alle Unbilden der Ueberschwemmungen mit in den Kauf nehmen lassen. Der Wasserabfluß beträgt im Kuban bei Jekaterinodar 51,6 Kubik-Saschen (1 Sasche = 2,131 m) in der Sekunde, an der Abzweigung der Protoka nur 47, unterhalb derselben nur 24 Kubik-Saschen und der Abfluß in der Protoka nur 8 Kubik-Saschen, die ganze übrige Wassermasse verliert sich in den Gräben und Sümpfen, deren Schlammboden undurchdringliche Rohrdickichte erzeugt, welche durch die Ablagerungen des Flusses alljährlich erhöht und vermehrt den Abfluß zunehmend erschweren. Die Stromgeschwindigkeit schwankt jetzt zwischen 3 und 5 Fuß auf die Sekunde im Kuban, sie beträgt 2 Fuß in der Protoka; die Breite des Kuban bei hohem Wasserstande (am 12. Oktober 1879) betrug bei Jekaterinodar 120 Saschen, oberhalb des Ausflusses der Protoka bei normalem Wasserstande 77, unterhalb desselben 61 Saschen, die Breite der Protoka, da wo sie sich vom Kuban abzweigt, 36 Saschen und an der Mündung 42 Saschen. Die Tiefe des Wassers wechselt zwischen 1,5 bis 4 Saschen.

Die zur Entwässerung des oben bezeichneten Gebietes vom General Shilinski vorgeschlagenen Maßregeln bestehen in 1. Anlage eines regelmäßigen Kanalnetzes, um das Wasser aus den Sümpfen dem Kuban zuzuleiten und Verbindung dieser Kanäle auch mit den geradegelegten und

gereinigten Betten der Flüsse Auschedz und anderen mehr; 2. Geradelegen des Kuban an seinen Hauptwindungen; 3. Anlage niedriger Dämme (1½ bis 2½ Arschin hoch) zur Vermehrung der Stromgeschwindigkeit und Sicherung des niedrigen Uferlandes gegen Ueberschwemmung; dazu allmälige Erhöhung des ganzen rechten und einiger Stellen des linken Ufers; 4. Anlage eines besondern Kanals mit mehrfachen Verzweigungen, der einen Theil der Gebirgsgewässer aufnimmt; 5. Ableitung eines Theiles der Hochwasser des Kuban in den trockenliegenden Angliiski Erik mittelst eines 6 Werst langen und 2 Saschen tiefen Durchstichs nebst Anlage von Dämmen (höchstens 2 Arschin hoch) um einige niedrige Stellen, die der Durchstich berührt, vor Ueberschwemmung zu schützen. Diese Ableitung soll zugleich eine Anzahl Stanitzen, die jetzt an Wassermangel leiden, mit reinem süßen Wasser versorgen. Die Verbindung des Kotscheti mit dem Kuban würde einen Durchstich von 10 Werst Länge und 8 Saschen Tiefe erfordern. Die Entscheidung darüber, welche Richtung gewählt wird, soll der Abschluß der Nivellements im Jahre 1880 bringen. Die bis jetzt festgestellten Arbeiten hofft man binnen vier Jahren bei einer Bodenbewegung von jährlich 50 000 Kub.-Saschen ausführen zu können.

## Asien.

— Trotz des Elends und der entsetzlichen Sterblichkeit unter den mohammedanischen Flüchtlingen in der Umgebung Konstantinopels trifft die türkische Regierung noch Anstalten, deren Zahl zu vermehren. Fast allwöchentlich langen Transporte von Tausenden dieser Unglücklichen von Batum an und werden am Ufer des Marmora-Meeres bei Ismid und Gemlik gelandet, ohne daß irgend welche Vorbereitungen für ihren Empfang getroffen wären. Selbst in den warmen Sommermonaten, wo Getreide und Früchte verhältnißmäßig reichlich vorhanden waren, erlag ein ansehnlicher Theil jener Leute dem Hunger und Krankheiten — wie viel schlimmer muß ihre Lage also jetzt sein! Ob der Sultan selbst an der Agitation, welche die Auswanderung der Mohammedaner aus Batum bezweckt, betheiligt ist, ist unbekannt; aber so viel steht fest, daß Agenten zu diesem Zwecke von Stambul ausgesandt werden und die Regierung die Sache durch Hergeben von Transportschiffen unterstützt. Die Noth unter den Flüchtlingen in Ismid soll unbeschreiblich sein; trotzdem hat sich der Zustand der öffentlichen Sicherheit dort letzthin gebessert, einfach dadurch, daß die lazischen Emigranten den Plagegeistern von Tscherkessen gegenüber, welche einen Theil der Flüchtlinge ausmachten, zur Selbsthülfe schritten und Richter Lynch walten ließen. Sobald erst einige notorische tscherkessische Briganten am hellen Tage erschossen worden waren, wozu die Behörden die Augen zudrückten, verschwanden die meisten ihrer Landsleute und verzogen sich nach anderen Gebieten, wo sie hoffen durften ihren sauberen Geschäften ungestörter nachgehen zu können. Die christlichen Bauern, welche bei der Ankunft der wilden, malerischen Lazen sehr entsetzt waren, hoffen und wünschen jetzt, daß ein guter Theil derselben die Leiden des Winters überstehen und sich dauernd in ihrer Nachbarschaft ansiedeln möge. So wird den „Times“ von Konstantinopel, 21. Januar, geschrieben.

— Dem „Kawkaz“ zufolge ist der Bau der Chaussee von Alexandropol nach Kars im November 1880 beendet worden.

— In der Decembersitzung 1880 der Russ. Geogr. Gesellschaft in Petersburg hielt Herr Muschketow einen Vortrag über seine Expedition zum Zerawschan-Gletscher (vergl. Bd. XXXVIII, S. 159 und 343). Zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen entnehmen wir demselben Folgendes. Er bezeichnet das Thal des obern Zerawschan oder Mattschi als den Typus eines Längenthales, das zwischen den Gebirgsketten von Turkestan und Hissar gelagert ist. Die Hänge desselben bestehen aus metamorphosirtem Schiefer, auf dem bis zum Dorfe Pastigai aufwärts Ablagerungen der Kreideformation verstreut sind. Der Boden des Thales ist, namentlich in den Erweiterungen, bedeckt mit mächtigen Schichten Schwemmlandes, auf dem auch die spärlichen Niederlassungen der Eingeborenen liegen. Dieselben sind Galtschen, vom Tadshik-Stamme, die ihren iranischen Typus bis jetzt bewahrt haben. Sie sind Mohammedaner und treiben etwas Ackerbau, der ihnen übrigens schlecht lohnt; sie halten Schafe, große Hausthiere aber, Kameele und Pferde, fast gar nicht; alle ihre Arbeiten verrichten sie mit Mauleseln. Alle sind unermüdliche Fußgänger: Muschketow erwähnt, daß ein gewisser Abdu-Samat in dreißig Stunden etwa 100 Werst im Gebirge zurücklegte. Die elenden Hütten sind aus Löß errichtet, der bei den Galtscha dieselbe universelle Rolle spielt wie in den Niederungen der Lehm. Die Ansiedelungen enden erst am Gletscher selbst. Das untere Ende des Gletschers liegt auf 9000 Fuß Höhe und bildet eine malerische großartige Wölbung von 250 Fuß dickem Eise, unter welcher der schmutzige, aber mächtige Quellfluß des Zerawschan hervortritt. Auf der Oberfläche des Gletschers ist Eis und Schnee so vollständig mit Moränenschutt bedeckt, daß man den Eindruck hat wie in der Wüste Kara-kum, nur daß statt der Sandhügel Steinhaufen aufgethürmt sind; auch litt man am ersten Tage Wassermangel. Die von Norden kommenden Seitengletscher liegen in tiefen Schluchten, sind sehr lang, fallen sanft ab und führen gewaltige Moränen; diejenigen der Hissar-Kette sind kurz und steil mit kleinen Moränen. Am dritten Marschtage trat an Stelle des Schiefers der Seitenwände Granit, der Gletscher erweiterte sich zu einem gewaltigen Firnfelde, das nur im Norden eine Begrenzung zeigte. Die Paßhöhe liegt auf etwa 14 000 Fuß. Der Aufstieg bei 20° Böschung war äußerst beschwerlich, der Abstieg nach Zardala auf einem Hange von 40° mit vielen Eisspalten auch direkt gefährlich.

— In der Decembersitzung der Russ. Gesellschaft für Dampfschifffahrt hielt Herr Rakint einen Vortrag über die Entwickelung des auswärtigen Handels vom Amurgebiet aus. Er rühmte die Naturschätze des Landes, zu deren Hebung es nur an Arbeitskräften fehle. Zunächst von Vortheil würde der Holzhandel sein, da das Gebiet Ueberfluß an Bau-, Nutz- und Brennholz habe, die in China und Japan in solchem Grade mangelten, daß man dort das Holz nach Gewicht verkaufe, z. B. in Schanghai einen Balken von 15 Pud Gewicht zu 18 Rubel, und dort sei der Preis noch billig, in Chonkoi (?) werde das Pud Erlenholz mit 9 Rubel bezahlt. Jetzt sei die Holzausfuhr verboten, aber Fremde schlügen bereits Holz am Amur zum Bau von Fischerbooten. Für Landwirthschaft und Viehzucht eigne sich das Amurgebiet ebenso gut wie das schwarzerdige Kleinrußland. Wolle, Schafpelze und Leder würden in China guten Absatz finden. Die Gewässer des Amurgebietes hätten zudem Ueberfluß an Fischen, seine Wälder an kostbaren Pelzthieren, nur Arbeitskräfte, Ansiedler, fehlten. Der Vortragende empfahl schließlich die Einwanderung in das Gebiet durch äußerliche Vortheile, wie zehnjährige Befreiung von allen Abgaben und dergleichen, zu fördern.

— Die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft läßt in diesem Jahre durch Herrn J. S. Poljakow eine Erforschung der Insel Sachalin vornehmen.

— Der österreichisch-ungarische Lloyd hat beschlossen, seine erst kürzlich begonnenen Hongkong-Fahrten noch im Laufe dieses Jahres bis Schanghai und Jokohama auszudehnen und so einen regelmäßigen Verkehr zwischen dem Adriatischen Meere und Japan, der bisher gänzlich fehlte, herzustellen. Das Arsenal in Triest wurde beauftragt, die eben im Bau begriffenen und für die China- und Japan-Fahrten bestimmten Dampfer „Helios“, „Selene“ und „Pandora“ noch im Laufe dieses Jahres fertig zu stellen.

— Die erſte, 23 engl. Meilen lange Theilſtrecke der Eiſenbahn auf der Inſel Jeſo, deren Erbauung vor Jahresfriſt angeordnet wurde, iſt zu Anfang Januar 1881 eröffnet worden. Dieſelbe führt vom Hafen Otarunai an der Weſtküſte über die Hauptſtadt Sapporo (Satſuporo) nach den Parona-Kohlengruben und iſt die erſte amerikaniſche Eiſenbahn in Aſien. Sie wurde gebaut unter Leitung eines Ingenieurs aus Pennſylvanien und ſeiner amerikaniſchen Gehülfen.

## Afrika.

— Die franzöſiſche Regierung hat die Errichtung einer Schule für orientaliſche Archäologie in Kairo beſchloſſen, nach dem Muſter derjenigen in Rom und Athen. Maſpero, Profeſſor der Aegyptologie am Collège de France, iſt mit der Organiſation des neuen Unternehmens beauftragt.

— Aus Aegypten kommt die Nachricht von einer religiöſen Reform, welche vor Kurzem noch kaum glaublich erſchienen wäre. Der neue Scheich el-Bakri, das Haupt aller Derwiſche, hat in Uebereinſtimmung mit dem Chediwe befohlen, bei dem bevorſtehenden Feſte des Propheten jene wohlbekannte Ceremonie, über die Körper von Gläubigen zu reiten, vollſtändig zu beſeitigen. Alle Schauſtellungen, welche geeignet ſind, den muhammedaniſchen Fanatismus zu erregen und die Religion herabzuwürdigen, ſind ſtreng verboten.

— Die engliſche Regierung beabſichtigt, eine Forſchungs-Expedition unter Dr. Gouldsbury, einem Afrika-Reiſenden von Erfahrung, den Niger aufwärts zu ſenden, um mit dem weſtlichen Sudan Handelsverbindungen anzuknüpfen und ſo mit den franzöſiſchen Beſtrebungen daſelbſt in freundſchaftliche (?) Konkurrenz zu treten. Lieut. Dumbleton von den Ingenieuren und der Marinearzt Browning ſollen an der Fahrt theilnehmen.

— Die engliſche Kolonie Mauritius, deren Areal 33,29 deutſche geogr. Quadratmeilen umfaßt, zählte am 1. Januar 1880 eine Bevölkerung von 357 339 oder 10 734 auf der Meile, und iſt damit eins der bevölkertſten Länder der Erde. Davon waren nicht weniger als 241 894 Eingeborene Indiens, ſo daß verhältnißmäßig nur ein geringer Theil der europäiſchen Abkunft zufällt. In dem tropiſchen Klima können nur Kuliarbeiter Verwendung finden. Unter den Erzeugniſſen der Inſel nimmt Zucker den erſten Rang ein, und wurde davon im Jahre 1879 für 3 361 784 Pf. St. exportirt. Mauritius zählt gegen 300 Zuckerplantagen, von denen die größte 1000 Arbeiter beſchäftigt. Ein ſehr lebhafter Handelsverkehr beſteht mit Auſtralien. Es fand dahin im Jahre 1879 ein Export im Werthe von 1 178 627 Pf. St. (meiſtens Zucker) ſtatt, gegen einen Import von 115 422 Pf. St. (meiſtens Weizenmehl). Andere Ausfuhrartikel der Kolonie bilden Rum, Kokosöl, Vanille und Aloefaſer, deren Export im Jahre 1879 reſp. 44 240 Pf. St., 32 691 Pf. St., 16 996 Pf. St. und 9 349 Pf. St. bewerthete.

## Vermiſchtes.

— Nach einer Zuſammenſtellung in „L'Exploration" (Nr. 207) giebt es jetzt 66 geographiſche Geſellſchaften auf der Erde, die handelsgeographiſchen eingerechnet. Die älteſte iſt bekanntlich Paris (gegründet 1821), dann folgen Berlin (1828) und London (1830). In den dreißiger Jahren entſtanden ihrer drei (Frankfurt a./M., Rio de Janeiro, Mexico), in den vierzigern zwei (St. Petersburg, Darmſtadt), in den funfzigern ſechs (Tiflis, Irkutsk, Haag, New-York, Wien, Genf) und ebenſoviel in den ſechszigern (Leipzig, Dresden, Wilna, Rom, Orenburg, München). 1870 bildete ſich die Bremer Geſellſchaft, und in den letzten neun Jahren von 1872 bis 1880 folgten nicht weniger als 451 England hat nur die eine Royal Geographical Society, welche freilich vielleicht 60 andere aufwiegt; Frankreich (nebſt Algerien) beſaß bis 1873 ebenfalls nur die Pariſer, hat aber heute bezeichnender Weiſe 20. Deutſchland zählt jetzt 13, wovon 6 aus der Zeit vor 1870 datiren. In Halberſtadt, Magdeburg und Jena befinden ſich derzeit Zweigvereine der Geſellſchaft zu Halle im Entſtehen, womit ihre Zahl in Deutſchland auf 16 ſtiege. Auf Rußland entfallen ſechs (?), lediglich Sektionen der einen großen K. Ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft. Aſien hat außer den ruſſiſchen in Tiflis, Irkutsk und Omsk nur Tokio, Afrika Kairo (von L'Exploration vergeſſen), Oran und Alger, Nordamerika Mexico (ſchon 1839 gegründet), New-York und Québec und Südamerika Rio de Janeiro (vom Jahre 1838), Lima und Buenos Ayres.

— Friedrich v. Hellwald, der ſchon durch mehrere Werke ſeine große Befähigung für populäre Zuſammenfaſſung weitſchichtigen geographiſchen und ethnographiſchen Stoffes dargethan, veröffentlicht jetzt eine „Naturgeſchichte des Menſchen" (Stuttgart, W. Spemann. 2 Bände von je 35 Heften à 50 Pfg.). Er ſchildert ausführlich und mit Anführung zahlreicher Belegſtellen (wobei ſich der „Globus" beſonderer Berückſichtigung erfreut) von jedem Volke Körperbeſchaffenheit, Charakter und Geiſtesanlagen, Kleidung und Obdach (Tatuirung, Trachten, Schmuck und Putz, Höhlen, Zelte, Steinbauten), Nahrung, Geräthe, Bewaffnung und Beſchäftigung, Feſte, ſociale Verhältniſſe, Stellung der Frauen und Kinder, Anſichten über Eigenthum, Krankheiten und Tod, religiöſe Begriffe u. ſ. f. Sämmtliche Illuſtrationen rühren von F. Keller-Leuzinger her, deſſen am Amazonas und Madeira aufgenommene Bilder (ſ. Globus XXVI, S. 1 bis 4, 66 bis 69; XXVII, S. 167 und 168) bekanntlich zu den trefflichſten gehören, die je Reiſebeſchreibungen zierten.

## Omikokozira, Sprüche oder krumme Antworten der Ovaherero.

Geſammelt von Miſſionär Viehe.

1. Humbuhumbu ka i uru muini.
   Humbuhumbu ermüdet mich ſelbſt nicht, ſagt ein Herr zu Dienſtboten, welche weg gehen; d. h. lauf nur, ich kann ſelbſt arbeiten.
2. Tyiuti kora, muhuka tyi kore o.
   Ernähre Tyinti, daß er Dich morgen auch ernährt; d. h. verſorge Dein Kind, damit es Dich ſpäter auch verſorge.
3. Nokokure ku nouoye.
   Auch in der Ferne iſt das Deine. Zu Häuptlingen geſagt, daß ſie auch der fern wohnenden Untergebenen gedenken ſollen.
4. Nomukuenu u parura.
   Auch Deines Nächſten unterhält Dich; d. h. weil Deines Nächſten Kind Dir einmal nützen kann, darum verachte es nicht.
5. Ngu na zo u na zo.
   Wer ſie (ozongama, Zuneigung) hat, der hat ſie. So ſagen Eltern, wenn Jemand ihr Kind verachtet; d. h. ich betrachte mein Kind mit anderen Augen, weil ich es liebe.
6. Okuta ku ku vaza no kuta.
   Wo der Tod Dich erreicht, er findet Dich ſatt; d. h. Du lebſt vergnügt, weil Du nicht weißt, welches Elend Deiner wartet.
7. Ka ri tokere poyoye.
   Bei Deinem (Hauſe) geht die Sonne nicht unter; d. h. Du denkſt, es werde immer wohl gehen, aber es können dunkle Zeiten kommen.
8. Pa ta mukuru noye, opu moo tu.
   Wo Dein Vorfahr geſtorben iſt, da wirſt Du ſterben; d. h. Du wirſt auch den Weg des Verſtorbenen gehen, darum halte ihn in Ehren.

9. Mba kambura enga meso.
Ich habe gefaßt den Speer am Stil, d. h. ich bin fest entschlossen, meine Absicht auszuführen.

10. Hakorna, ke rikoro.
Hakorna, erzähle von Dir selbst; d. h. Eigenlob stinkt.

11. Ongunga kuza ya tu, ka kuza ya tira.
Es wird gesagt, Ongunga sei gestorben, aber nicht, daß er sich gefürchtet hat; d. h. er ging ohne Furcht in den Tod, als die Menge der Feinde ihn überwältigte.

12. Ehi ra ura ovikombo, ovakazendu va ura ovarumendu.
Der Boden beherrscht die Besen, Frauen beherrschen die Männer; d. h. wie es in einem Hause aussieht, in dem der Schmutz sich so angehäuft hat, daß man mit Besen seiner nicht kann Herr werden, so ist's da, wo Frauen über die Männer herrschen.

Dr. Franz v. Czerny: Die Veränderlichkeit des Klimas und ihre Ursachen. Wien 1881. A. Hartleben. 2,50 M.

Dr. v. Czerny, Professor der Erdkunde an der Universität Krakau, der unter den Bearbeitern der physischen Erdkunde einen guten Namen hat, untersucht die Frage von der Variabilität des Klimas und deren Gesetze. Der erste Theil des Werkchens behandelt die Veränderlichkeit des Klimas in historischen Zeiten und konstatirt die südliche Verschiebung der Verbreitungsgrenze mehrerer Kulturpflanzen. Evident ist auch die zunehmende Vereisung Grönlands, welche besonders auf eine Erkaltung des Klimas deutet und ihren Einfluß bis nach Island fühlen läßt, wo das Getreide nicht mehr reift und dadurch die Bewohner zur Auswanderung nach Amerika veranlaßt. Der Urgrund aller klimatischen Veränderungen ist die ungleiche Vertheilung der Wärme auf der Erde, und die wechselnden Bedingungen, in denen sich die Erde der Sonne gegenüber befindet. Die Veränderlichkeit der kosmischen Klimabedingungen beruht zunächst auf der Aenderung der Excentricität der Erdbahn und der Neigung der Erdachse; ferner auf dem rechtläufigen Vorrücken der Absidenlinie und dem rücklänfigen Vorrücken der Aequinoktialpunkte. Des Weitern treten nach langjährigen Beobachtungen die meteorologischen Vorgänge auf der Erde mit der im Mittel elfjährigen Periode der Sonnenflecken in Beziehung. Die Maxima und Minima der Nordlichter und der täglichen Oscillationen der magnetischen Deklinationsnadel fallen fast genau mit den Maxima und Minima der Sonnenflecken zusammen. Wahrscheinlich ist auch ein Zusammenhang der Schwankungen des Luftdruckes mit der Häufigkeit der Sonnenflecken. Die Geschwindigkeit und Stärke der Winde ist zur Zeit der Fleckenmaxima stärker, ebenso die Maxima der Niederschläge, wenn sich auch an einzelnen bei Betrachtung der Summe lokaler Niederschlagsquantitäten je nach den lokalen Bedingungen eine Differenz unter einander und von dem allgemeinen Cyklus ergiebt. Die trockenen Jahre sind wiederum von Einfluß auf das Auftreten von Hungersnoth, die dann ebenfalls periodisch wiederkehrt, wie das Erscheinen von Heuschreckenschwärmen in heißen trockenen Jahren. Durch vermehrte Niederschläge zur Zeit der Fleckenmaxima wird auch die Periodicität im Wasserstande der Flüsse und Landseen und das Vorrücken der Gletscher bestimmt. In gleichem Verhältnisse steht das Maximum der Sonnenflecken mit der Anzahl, der Intensität und dem Areal der Wirbelstürme, der Häufigkeit der Hagelschläge; Moffat will sogar eine periodische Veränderung des Ozongehaltes der Luft beobachtet haben. Nach der Ansicht der Astrophysiker ist die Ab- und Zunahme der Sonnenflecken ein Zeugniß der Ab- und Zunahme der solaren Energie, von der wieder die Ab- und Zunahme der terrestrischen Energie abhängt. Die Einflüsse des Mondes auf die klimatischen Zustände der Erde dürften aber noch für lange ein nicht bestimmt definirbares Objekt der Meteorologie bleiben. Nächst diesen Periodenveränderungen in Folge kosmischer Einflüsse unterliegt das Klima nichtperiodischen Veränderungen, die an die tellurischen Zustände geknüpft sind. Neben der geographischen Lage gehören zu diesen tellurischen Bedingungen die Höhen der Gebirge, welche oft meteorologische Scheidewände bilden, ferner die absolute Erhebung großer Gebiete, die Nachbarschaft gewisser Länder mit großen Seen, Flüssen, Sümpfen, Meeren oder Waldungen, und endlich die Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erde. Auch die Thätigkeit des Menschen hat auf Veränderungen des Klimas großen Einfluß. Durch Anlage von Wohnplätzen, Entwässerungen und Bewaldungen bessert er das Klima, er verschlechtert es aber durch Entwaldung, und dies ist die bedeutendste Umwandelung des Klimas durch die Hand des Menschen. Verfasser betont besonders den noch immer nicht hoch genug gewürdigten klimatologischen Werth der Wälder und ihren Einfluß auf Wind-, thermische und hydrologische Verhältnisse. Sie sind die Regulatoren der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, der Niederschlagsmenge, der Temperatur und Feuchtigkeit des Bodens und somit des Reichthums der unterirdischen Wasserbehälter und des Wasserstandes der Flüsse. Kurz erwähnt werden noch die Projekte der Unterwassersetzung der Colorado-Wüste, der algerischen Schotts und der westlichen Theile der Sahara. Alle besonders an das letzte Projekt geknüpften Hoffnungen scheinen uns allzu sanguinisch, da vorerst die Möglichkeit einer Bewässerung erwiesen werden muß. Zur Zeit sind wir aber über die Höhenverhältnisse der westlichen Sahara, besonders im el Dschuf genannten Theile, noch völlig im Unklaren, so daß das Projekt des Engländers Skertchly durchaus nicht spruchreif ist. Hoffentlich erhalten wir hier durch Lenz Auskunft.

Im zweiten Theile wird die Veränderlichkeit des Klimas in der geologischen Vergangenheit der Erde behandelt, zuerst die Hypothesen über die ursprünglichen Temperaturen der Erde. Zum Schluß folgt eine Uebersicht und kritische Betrachtung der Theorien über die Ursache der Eiszeit resp. der Eiszeiten. Wir stimmen mit dem Autor vollkommen überein, wenn er sich der Ansicht von Campbell anschließt, „daß es niemals auf der Erde eine allgemein herrschende, ausnahmsweise kalte Eiszeit gegeben, daß dieselbe keineswegs eine universelle, sondern lediglich eine lokale Erscheinung und ihre Ursachen eine terrestrisch-meteorologische, nicht aber eine kosmische gewesen."

Diese Skizze giebt einen kurzen Ueberblick des zusammengearbeiteten Materiales, das streng gesichtet und in dankenswerther Weise mit Quellenangaben vorliegt. Hypothesen sind von Beobachtungen getrennt, und das Ganze behandelt in interessantester Weise die klimatischen Veränderungen und ihre Ursachen, so daß wir in genanntem Werk eine schätzbare Ergänzung der meteorologischen Disciplin und einen werthvollen Beitrag zur physischen Erdkunde begrüßen.

A. Scobel.

**Inhalt:** Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté. II. (Schluß.) (Mit vier Abbildungen.) — Richard Andree: Die Verwendung der Füße als Greiforgane. (Mit zwei Abbildungen.) — Rev. Comber's Reisen im Innern von Congo. — Isabella L. Bird's Reise durch Japan. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 29. Januar 1881).

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

I.

Früh am Morgen des 23. Februar 1877 näherte sich der Dampfer, auf welchem sich D. D. Veth befand, der Rhede von Padang auf der Ostküste Sumatras, zu deren Erforschung der Reisende als Mitglied einer wissenschaftlichen Expedition von der Amsterdamer Geographischen Gesellschaft ausgesandt worden war. Die Berge, hinter welchen sich noch die Sonne verbarg, schienen wie eine scharf gegen den lichten Horizont abschneidende Mauer aus dem Ocean emporzutauchen. In ansehnlicher Höhe ragten über sie die Vulkane Ophir, Singalang, Merapi, Padang und Korintji empor, die drei letzten durch eine weiße Rauchwolke ihre Thätigkeit verrathend. Dicht fuhr das Schiff bei einigen kleinen Inseln vorüber, deren üppige Vegetation, reich an prächtigen Kokospalmen, den erquickendsten Gegensatz zu den nackten heißen Küsten von Aden bildete, die noch im Gedächtnisse des Reisenden hafteten. In diesem Augenblicke tauchte der glühende Sonnenball über dem Horizonte auf und übergoß mit seinen warmen Strahlen die Hänge des Gebirges, während die Thäler noch in Dunkelheit getaucht blieben. Während sich der Dampfer der Küste näherte, stieg das Tagesgestirn höher und höher, so daß die Bergmasse, die zuerst wie eine Mauer erschienen war, immer deutlicher erkennbar wurde und die Mannichfaltigkeit ihres Baues mehr und mehr hervortrat. Und als gegen 9 Uhr der Anker hinter der Insel Pisang hinabrasselte, lag das weite Küstenpanorama in seiner ganzen Majestät vor den Augen des Reisenden, mit all seinen von Steilküsten umschlossenen Buchten, seinen Thälern und dem Ocean zueilenden Bächen.

Dr. Veth.

Allein es war nicht viel Zeit übrig, diese nie gesehenen Herrlichkeiten zu bewundern; es galt, die Gepäckstücke zu-

ſammenzuſuchen und ſich fertig zu machen, um das kleine Dampfboot, welches die Verbindung mit Padang beſorgt, zu beſteigen. Die Stadt ſelbſt war noch hinter dem „Affenberg“, der als langer Sporn weit in das Meer hineinragt, verſteckt. Auch ſolche Reiſende, welche weiter nach Batavia fuhren, wollten die wenigen Stunden, die der Dampfer hier verweilte, ausnutzen; jeder beeilte ſich, von einem der kleinen Boote, die in Maſſe herangekommen waren, ſich an Land rudern zu laſſen. Um 10 Uhr nahm das kleine Dampfboot den Reiſenden und einen Theil ſeines Gepäcks auf und brachte ihn nach dem Fluſſe von Padang. Da aber der Waſſerſtand zu niedrig war, um den eigentlichen Landungsplatz zu erreichen, ſo ward Veth mittels großen Fährbootes an dem gegenüberliegenden Ufer gelandet und mußte dort in glühender Sonnenhitze das Ausladen ſeiner Koffer überwachen. Um ſo angenehmer war es ihm, von Herrn van Haſſelt, ſeinem zukünftigen Reiſegefährten, in Empfang genommen zu werden. Zu Pferde legten ſie die große, von Kaſuarinen eingefaßte Straße zurück, welche am Strande entlang nach dem Sumatra-Hotel führt. Unglücklicherweiſe war daſſelbe aber in Folge der Anweſenheit von drei Dampfern der „Nederlandſch-Indiſche Stoomvaartmaatſchappij“ auf der Rhede vollſtändig beſetzt; nicht nur war kein Zimmer mehr zu haben, ſondern es war ſelbſt bei der um 1 Uhr ſervirten „Reistafel“ ſchwer ein Platz zu erlangen. Erſt am folgenden Tage wurde das Gaſthaus

Veth's Reiſen in Sumatra.

ruhiger, weil zwei der Schiffe abgefahren waren. Viel war damit freilich nicht gewonnen; denn das Eſſen war widerlich, die Zimmer unreinlich. Dazu wimmelten ſie von Ratten und kleinerm Geziefer, unter welchem ſich Ameiſen beſonders unangenehm machten, und boten gegen nächtliche Regengüſſe faſt keinen Schutz.

Folgt man der Straße, welche von der Flußmündung nach dem Hotel führt, ſo gelangt man auf den Michiels-Platz mit dem Denkmale des Generals gleichen Namens und einigen europäiſchen Häuſern, darunter dem Gerichtsgebäude. Weiterhin ſteht die katholiſche Kirche, wo ſich der Weg theilt: links die große Poſtſtraße nach Priaman und Padang-Pandjang, rechts Avenuen mit den hauptſächlichſten europäiſchen Gebäuden; bei der vorläufigen Reſidenz des Statthalters vorbei kommt man auf die große Straße, welche über die Barisan-Kette nach Solok führt.

Die Häuſer der Europäer ſind mit wenigen Ausnahmen alle aus Holz gebaut und ruhen auf Pfählen von 1 bis 2 m Höhe. Meiſt gehört viel Land zu denſelben, ſo daß das eine von dem nächſten oft durch einen weiten Zwiſchenraum getrennt iſt; ſo kommt es, daß man 4 bis 5 km zurücklegen muß, wenn man vom Landungsplatze nach den letzten Häuſern des Viertels Belantong, und eben ſo viel, wenn man von dort nach der Reſidenz des Statthalters ſich begeben will.

Am Ufer des Fluſſes oberhalb des Landungsplatzes liegen die verſchiedenen Regierungsämter und Handelshäuſer, und auf dem Fluſſe ſelbſt ſchaukeln eine Anzahl Boote von landesüblicher Geſtalt, welche Waaren von der Stadt nach der

Rhede bringen oder zur Küſtenſchifffahrt und zum Fiſchfange dienen. 2 km weiter geradeaus gelangt man nach dem Kampong Klingala, dann, ſich links haltend, auf einen kleinen Platz mit einem beſcheidenen Gebäude, dem chineſiſchen Tempel, der den Eingang zum Chineſenquartier zu vertheidigen ſcheint. In nördlicher Richtung erreicht man von dort wieder die europäiſchen Stadttheile; öſtlich dehnen ſich weithin malaiiſche Kampongs aus.

Zwei knappe Wochen etwa genügten Beth und ſeinen Begleitern, die unumgänglichen Beſuche und Einkäufe zu erledigen und den Transport ihres Gepäcks nach Solok (nordöſtlich von Padang im Gebirge) zu organiſiren. Dann wurde auch der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt, und es fehlte nun nur noch an Pferden. Es iſt noch nicht ſo lange her, daß der Verkehr zwiſchen Padang und Solok viel zu wünſchen übrig ließ. Um die Strecke im Wagen zurückzulegen, mußte man in einem weiten nördlichen Bogen über Padang-Pandjang fahren, d. h. eine Entfernung von 84 Paal (der an der Weſtküſte von Sumatra gleich 1507 m iſt); der gerade Weg nämlich, von nur 40 Paal Länge, war ſelbſt für Pferde faſt unpaſſirbar. Seit 1877 hatte man jedoch angefangen letztern fahrbar zu machen, und die Arbeiten waren bereits weit genug gediehen, daß man die ganze Strecke ohne Schwierigkeiten benutzen konnte, freilich noch nicht mit größeren Wagen. Herr van Haſſelt ſollte deshalb mit ſeinem kleinen einſitzigen „bendi“ voranfahren und

Der Affenberg bei Padang.

ſeine Gefährten in Loeboe-Prakoe (12 Paal von Padang) erwarten. Bis dorthin konnten ſie fahren und gedachten dann zu Pferde zu ſteigen.

Am Morgen des 10. März verließen ſie alſo Padang in einem zweirädrigen Karren mit zwei ſchlechten Pferden, die ſie bis an eine 7 Paal von Padang entfernte Brücke ſchafften, wo der Kutſcher aus nichtigen Gründen die Weiterfahrt verweigerte. Kein Zanken, kein Geſtikuliren half — der Mann war nicht zu bewegen, die durchaus tragfähige Brücke zu überſchreiten, und da die Reiſenden wegen der Sättel und Gepäckſtücke, die ſie bei ſich hatten, den Weg nicht zu Fuß fortſetzen konnten, ſo blieb nichts übrig, als nach Padang zurückzukehren. Dort ließen ſie den Vermiether kommen und brachten ihn dahin, daß er zwei neue Pferde ſtellte und den Wagen ſelbſt kutſchirte. Diesmal wurde die bewußte Brücke ohne Anſtand paſſirt — allein nur 3 km weiter hin, bei dem Hauſe des Straßeninſpektors van den Broeken, weigerte ſich der Mann aufs Energiſchſte weiter zu fahren, da die Strecke bis Loeboe-Prakoe für zwei Pferde zu viel ſei. Durch Vermittelung des Inſpektors gelang es jedoch den Reiſenden, zwei Eingeborene zum Tragen des Gepäckes zu miethen, ſo daß ſie, noch dazu durch einen Schluck Bier geſtärkt, die Reiſe zu Fuß fortſetzen konnten.

Von hier an änderte ſich das Ausſehen der Gegend vollſtändig. Von Padang an hatten ſie zuerſt die fruchtbare Ebene gleichen Namens gekreuzt, welche aus nichts als Sawahs (überſchwemmte Reisfelder) beſtand; näher dem Gebirge kamen ſie dann durch reiche, ſtark bevölkerte Kampongs. Nun, hinter Loeboe-Kilangan, wurde der Anſtieg

Fig. 1.—Ancient Egyptian Boat, with Rowers and Steersmen.

Fig. 1 represents an ancient Egyptian boat, with rowers and steersmen. The boat is of a very simple construction, and is made of the papyrus reed, which grows in great abundance on the banks of the Nile. The rowers are seated on the deck, and the steersmen are standing at the stern. The boat is propelled by oars, and is steered by a rudder. The boat is of a very small size, and is capable of carrying only a few persons.

darbot. Ueberall waren Leute damit beſchäftigt, ihre Sawahs zu beſtellen, und Legionen weißer Reiher ſchritten über die Felder und ſuchten nach Futter; allabendlich kehren ſie dann in langen Zügen nach ihren Horſten auf den Bäumen, welche den See Singkarah umgeben, zurück. Letzteres Gewäſſer ſieht ſo trüb und traurig aus und hat ſo gar kein Leben, weder an ſeinem Geſtade, noch auf ſeiner Oberfläche aufzuweiſen, daß es den ſtärkſten Gegenſatz zu der heiteren Ebene bildet. Zwei ſteile Bergabhänge ſteigen zu beiden Seiten des Sees an; der des linken Ufers ganz dicht bedeckt mit Hochwald, der gegenüberliegende vollſtändig kahl, nur daß hier und da einige Tabakspflanzen ſtehen, welche die Eingeborenen zu eigenem Gebrauche anpflanzen. Ganz hinten am fernen Horizonte erheben ſich die Vulkankegel Singalang und Merapi.

Während die Geſellſchaft am weſtlichen Ufer des Sees hinritt, brach plötzlich ein ſo heftiges Unwetter los, daß das gegenüberliegende Geſtade nicht mehr zu ſehen war, und die in den See fallenden Bäche zu tobenden Flüſſen anſchwollen. Doch erreichten ſie glücklich Moeko-Moeko, wo der See ſeinen Ausfluß nach dem berühmten Fluſſe Ombilin hat, an welchem die gleichnamigen Kohlengruben liegen. Dort ſtieg man von den Pferden und nahm in einer der „lapau“ genannten landesüblichen Herbergen etwas Reis und einige Piſangs (Bananen) zu ſich. Das Wetter hellte ſich auch bald auf, ſo daß man die Reiſe fortſetzen konnte. Sanft

Chineſiſcher Tempel in Padang.

anſteigend führte der Weg hinauf auf die Ebene von Padang-Pandjang, welche 300 m über dem Singkarah-See liegt und einen herrlichen Blick auf dieſen und ſeine Umgebung gewährt. Einige Kilometer weiter begegneten ſie drei Reitern, die ihnen entgegengeſchickt waren und ſofort mit ihnen umkehrten. Dieſer letzte Theil des Weges bewies ihnen übrigens die Ausdauer der ſumatraniſchen Pferde; denn obgleich die übrigen an dieſem Tage ſchon zehn Wegſtunden zurückgelegt hatten, ſo hielten ſie doch ohne Mühe mit den neu angekommenen im Trabe aus.

Ein ziemlich bequemes Gaſthaus, das dem „Papa Schulze“, einem altgedienten Soldaten, gehörte, nahm ſie in Padang Pandjang auf. Die Ortſchaft liegt auf dem Südabhang des Bergrückens, welcher die beiden ſchon erwähnten Vulkane Singalang und Merapi verbindet. Im Oſten iſt derſelbe durch eine ziemlich große Schlucht durchbrochen, durch welche die an den Südabhängen jener beiden Vulkane entſpringenden Gewäſſer, im Batang Anei vereinigt, ſüdwärts abfließen und die Anei-Schlucht durchſtrömend an der Weſtküſte von Sumatra münden. Man hat dieſe Schlucht benutzt, um eine ziemlich gute Verbindung zwiſchen dem Padang'ſchen Ober- und Unterlande herzuſtellen; es iſt ein wahres Vergnügen, auf dieſer Straße zu fahren, welche, nur an wenigen Stellen ſteil, meiſt auf dem rechten Flußufer im Zickzack die bewaldeten Hänge des Gebirges erklimmt. Am Ende der Schlucht wird der Reiſende auf das Angenehmſte durch einen prächtigen Waſſerfall überraſcht, der klar und hell vom ſteilen Felſen herabrauſcht. Einen ganz beſondern Eindruck muß dieſer Anblick auf diejenigen Reiſenden hervorbringen, welche direkt von Padang

nach Padang-Pandjang gehen und mehrere Stunden lang durch die einförmige Küstenebene gefahren sind.

Noch am selben Tage setzte unsere Gesellschaft ihre Reise nach Fort Kock fort, einige in einem gemietheten Wagen, um die Hufe ihrer unbeschlagenen Thiere zu schonen. Der Weg steigt stark und zieht sich in einer Höhe von 1100 m zwischen dem Singalang und Merapi hindurch. Von der Paßhöhe sahen sie die schöne Ebene von Agam mit ihrer prachtvollen vulkanischen Umrahmung zu ihren Füßen sich ausdehnen. Dann ging es steil hinab nach Fort Kock, welches 12½ Paal von Padang-Pandjang entfernt ist; Beth wurde dort im Hause des Residenten nach Wunsch untergebracht, seine beiden Gefährten bei dem Kontroleur de Gröve, dessen Bruder, Bergmann seines Zeichens, den Fluß Kocantan (Kwantan; in denselben ergießt sich der oben erwähnte Ombilin) erforscht hat und dann ein Opfer seines Entdeckereifers wurde.

---

# Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

## II.

### Kolonisation innerhalb der Grenzen des eigentlichen China.

Ein Blick auf die Geschichte des chinesischen Reiches lehrt, daß es zu seiner heutigen gewaltigen, ja, was die Zahl der Bevölkerung anlangt, geradezu beispiellosen Größe nicht durch große Eroberungen oder durch nach einem großen Plane geführte diplomatische Feldzüge gelangt ist, sondern daß es vielmehr die kolonisirende Arbeit der Einzelnen ist, welche das Reich zu dem erwachsen ließ, was es heute darstellt. Die Chinesen drangen aus dem Nordosten des heutigen China nach Süden, Westen und zuletzt auch nach Norden langsam in dem Maße vor, wie ihre Bevölkerung zunahm, sie erwarben sich einen Strich Landes nach dem andern, indem sie das, was ihre Krieger eroberten, mit jenem emsigen Fleiße, welcher sie schon vor Jahrtausenden charakterisirte, der Kultur gewannen. Die fremden Völker werden ausgerottet oder nach den schon gewonnenen Gegenden versetzt und an ihre Stelle tritt ein wohl ausgedachtes System von Militär- und Ackerbaukolonien. Kluge Verwaltung, Ackerbau, Gewerbe, Handel und Verkehr vollenden die Eroberungen und schieben sich langsam immer weiter vor, indem sie einen neuen Schritt immer erst wagen, nachdem sie sich auf der Stelle des vorherigen festgesetzt und gesichert haben. Heute sind es zwar nur noch einige wenige Bezirke von beschränkter Ausdehnung im Süden und Westen des Landes, welche dieser langsamen aber sichern Arbeit noch nicht gewonnen sind, aber wie fast Alles in China ist diese Kolonisationsarbeit von Alters her dieselbe geblieben. Man geht mit der Vorsicht, mit der man die Unterwerfung einer überwältigenden Masse wilder Völkerstämme zu einer Zeit plante, wo China noch nicht ein Viertheil seines heutigen Gebietes umfaßte, an die Kolonisation der schon seit Jahrhunderten rings von Chinesen umschlossenen Gebirgsvölker in Kweitschau oder Szetschuen, oder der schon halb von Chinesen besiedelten Insel Formosa. So kommt es, daß das volkreiche, längst nach außen kolonisirende Reich im Innern noch eine Reihe unbesiedelter und ununterworfener Landschaften umschließt, welche freilich immer mehr eingeengt werden, deren Bewohner aber von Zeit zu Zeit durch Ueberfälle der Kolonisten der Regierung schwere Sorgen machen. Vorzüglich in den Provinzen Kweitschau, Szetschuen, Kuangtung und Jünnan findet man noch solche Gebiete, wie denn die ganze Bevölkerung derselben, zum Theil auch Hunans und Kiangsis, durch Mischung mit diesen „Wilden“ sich in manchen Beziehungen von den Chinesen unterscheidet und manche Züge an sich trägt, die man auch anderwärts als „Kolonistencharakter“ kennt. Hier haben sich auch, nachdem diese fremden Elemente längst aufgesogen sind, ganz wie bei uns, in der Volkssage Erinnerungen an die wilden Völker erhalten, welche einst die Wälder und Gebirge bewohnten. Von wirklichen Resten der Manze konnte z. B. Fr. Garnier trotz den eifrigsten Erkundigungen nichts erfahren, als er 1873 im Gebiete des Yuen-kiang und Wukiang reiste, aber in schwer zugänglichen Höhlen sollten sie Kisten mit Büchern in „europäischer Schrift“ zurückgelassen haben, und nur die abergläubische Furcht vor diesen Höhlen hält davon zurück, diese wunderbaren Reste näher zu erforschen.

Kapt. W. J. Gill, welcher 1877 die westlichen Grenzprovinzen Chinas bereiste, gab von dem Vordringen der chinesischen Kolonisten in Szetschuen, wo sie die Mantze immer mehr in die Gebirge zurückdrängen, soweit dieselben sich nicht durch Heirath assimiliren lassen, eine Schilderung, welche die von Richthofen, Cooper und Anderen[1]) früher gegebenen bestätigt und vervollständigt. Er zählt 18 Mantze-Stämme von Jünnan bis in den äußersten Norden von Szetschuen, deren jeder einen König oder eine Königin besitzt. Diese Herren erhalten Abgaben in Arbeit und Feldfrüchten. Die Chinesen verheirathen sich mit Mantzefrauen, aber Verbindung zwischen Mantzemännern und Chinesinnen kommen nicht vor. Die in der Nähe von Ngan-Schun wohnenden Kong-kia-tze sind eine solche Mischung, halten sich aber von beiden, Chinesen wie Mantze, fern. Die hier lebenden Mantze sind erst seit 18 bis 20 Jahren aus manchen Thälern in die höheren Theile des Gebirges zurückgedrängt, wo ihre Dörfer oft wie Adlernester zwischen Felsen kleben. Tiefer unten findet man zahlreiche Ruinen neuern Datums und oft hart daneben ein Chinesendorf: ein sprechendes Zeugniß der Veränderung des einen Volkes durch das andere.

Die Mantze, welche Gill sah, glichen den Chinesen, kleideten sich wie sie und sprachen neben ihrer eigenen Sprache meist auch Chinesisch. So wie die Mantze sind die westlich von ihnen wohnenden Sifan von den Chinesen in die Gebirge gedrängt und diese letzteren haben manche neue Ansiedelungen in dem ihnen zugefallenen Gebiete begründet. Die Bevölkerung von Szetschuen zeigt auch ihren kolonialen Charakter in dem Uebergewicht, das Ackerbauer

[1]) Proceedings R. G. Soc. 1877 — 1878.

und Gewerbetreibende bei ihr über Beamte und Gelehrte behaupten. Gill führt die Höflichkeit, mit welcher Fremde in Szetschuen behandelt werden, auf den geringen Einfluß zurück, welchen diese Klassen bei der Bevölkerung haben. Auch drängt diese Bevölkerung offenbar auch nach anderen Seiten als denen, wo Mantze oder Sifan wohnen. Mc Carthy fand auf seiner Reise von Tschinkiang nach Bhamo, in Kweitschau eine von Einwanderern aus Szetschuen gegründete neue Stadt, Tsunisu, neben der ältern gleichen Namens. In Jünnan trifft man überall Hausirer aus Szetschuen.

Der ebengenannte Missionär giebt in seinem Reisebericht (Proceedings R. G. Soc. 1879, I) auch einige Daten über Jünnan, welche einiges Licht werfen auf die interne Kolonisationsarbeit der Chinesen. In den Schandörfern um Momein fand er zahlreiche, aber arme chinesische Einwanderer, deren Elend in scharfem Gegensatze stand zu der Behäbigkeit der altansässigen Schan. Unter den letzteren sind nur wenige des Chinesischen mächtig. In Lanting fand er zahlreiche ansässige Chinesen sowie chinesische Beamte. Auf seinem Wege durch Jünnan begegnete er manchen Spuren einer einst größern Einwanderung aus der Provinz Kiangsu und speciell aus Nanking. Den Dialekt der Bevölkerung von Yung-tschang fand er fast übereinstimmend mit dem von Nanking. In der That wird diese bedeutende Handelsstadt des westlichen Jünnan von einigen mit dem Namen „Klein-Nanking“ belegt, und Mc Carthy wurde versichert, daß in ihr und ihrer Nachbarschaft zahlreiche Auswanderer aus Kiangsu sich niedergelassen hätten.

Andererseits fand Margary kleine Karawanen der Schan, welche auf ihren Ponies Salz verfrachten, bis nach Jünnanfu hinab und in Talifu sieht man sie häufig. Den Gebrauch lebhaft farbiger Kleider fand er in Jünnan allgemeiner als sonst in China und führt ihn auf das Beispiel der grelle Farben liebenden Schan zurück.

Nach Dupuis (Voyage au Yun-Nan. Bull. Soc. Geogr. Paris 1877 II, 1 seq.) besteht die Bevölkerung von Jünnan im Süden und Südosten etwa zu $^1/_{10}$ aus Chinesen, welche aber die besten Ländereien an sich gebracht haben, so daß ein Theil der Eingeborenen sein Getreide bei ihnen kaufen muß, wofür mit Arbeitstagen gezahlt wird. Unter den letzteren herrschen die Stämme der Pai-y und Tëu-Laos vor, im Innern der Provinz die schwarzen und weißen Lolos, aber die Mannigfaltigkeit der Stämme ist überall in Jünnan sehr groß und alle sind sie durchsetzt von chinesischen Kolonien aus verschiedenen Theilen des Reiches. Die Eingeborenen suchen zum Theil sich von denselben ebenso wie von einander abzusondern und bei einigen ist der einzige Mann, der Chinesisch versteht, ein chinesischer Sekretär zur Vermittelung des amtlichen Verkehrs mit den Landesbehörden. Ein Theil der einheimischen Bevölkerung ist offenbar bei der Eroberung Jünnans durch die Chinesen über die Grenze gedrängt worden. So traf Dupuis (Voyage au Yun-Nan. Ebendaselbst II, 52) in dem nordöstlichen Winkel von Tonkin zwischen Songka und Jünnan einen Kleinkönig, der von einer Anzahl von Stammeshäuptern anerkannt wurde und der behauptete, ein Abkömmling der vorchinesischen Herrscher von Jünnan, ja sogar der legitime Herr aller eingeborenen Stämme von Jünnan, Kweitschau und Kwangsi zu sein. Seine Residenz heißt Shuien-tian, und Dupuis hatte oft in Jünnan von ihm sprechen hören. Aehnliche Kleinkönige giebt es mehrere zwischen den Grenzen von Jünnan und Annam. Dieselben waren an Tonking tributär bis zur Eroberung dieses Landes durch die Annamiten. Seitdem sind sie unabhängig. Im nächsten Abschnitt werden noch mehrere von diesen kleinen Fürsten zu nennen sein, deren Erhaltung, allerdings in sehr engen Grenzen der Selbständigkeit, zu den Grundsätzen der chinesischen Politik gehört. Zu denselben Grundsätzen gehört auch die Abschließung anderer Mächte oder überhaupt der Fremden von dem Verkehr mit derartigen nicht ganz unterworfenen Völkern oder halbselbständigen Vasallenstaaten. So wurde z. B. auch den englischen Missionären Riley und Mollman, welche Ende 1879 das Lololand von Ngo-mi-schan in Szetschuen aus besuchen wollten, der Eintritt in dasselbe von den chinesischen Beamten nicht gestattet, angeblich um sie vor Angriffen zu bewahren. Die dortigen Lolos sind nach den Schilderungen dieser Reisenden bisher weniger von der chinesischen Kultur beleckt als die meisten anderen nicht chinesischen Gebirgsbewohner.

Uebrigens ist die Provinz Jünnan sammt dem Südwesten von Szetschuen offenbar der noch am meisten eigenartige unchinesische Theil des Reiches. Außer ihrer peripherischen Lage hat dazu der Panthay-Aufstand am meisten beigetragen, welcher in vielen Gegenden zur völligen Vernichtung des chinesischen Elementes führte. Das ändert sich nur allmälig.

Als Margary 1874 Jünnan bereiste, begann sich diese reiche Provinz langsam von den Verwüstungen des Panthay-Krieges zu erholen. Handel und Wandel waren wieder in Gang gekommen und die Ruinen bevölkerten sich „wenn auch langsam, entsprechend dem trägen Gang chinesischer Unternehmungen“. In den letzten Jahren ist in Folge des langdauernden Kriegselendes mit seinem unvermeidlichen Gefolge von Hunger und Krankheiten auch noch die Pest in Jünnan aufgetreten und richtete fürchterliche Verheerungen an (vergl. „Globus“ XXXV, S. 191). Diese von der Natur sehr begünstigte Provinz soll allem Anschein nach nicht sobald zum Genuß der großen Vorzüge ihrer Lage und ihres Bodens gelangen.

Der ebengenannte Reisende (Journal of A. R. Margary, London 1876) fand auf der Grenze von Hunan und Kweitschau und in der letztern Provinz noch vielfältige Spuren der Verheerungen, welche der letzte große Aufstand der Miaotze in Anfang der 50er Jahre in seinem Gefolge gehabt hatte. Weite Strecken waren ganz verödet, Dörfer verlassen, Einwanderer aus Kiangsi und Szetschuen wohnten da und dort in elenden Strohhütten. Doch war schon damals die Kette der Schutzforts, jedes mit 5 Soldaten, die in Zwischenräumen von 5 Li erbaut waren, soweit vollendet, daß die friedlichen Einwohner ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen konnten. In Kweitschau waren die meisten Städte, die der Reisende passirte, zu Dörfern herabgesunken, und die Miaotze, welche aus ihren Bergen herabgestiegen und friedlich geworden waren, lebten unter den Ruinen, welche ihnen selbst ihr Dasein verdankten. Der wilde Blick, welcher Margary an die Mischlinge in Nordformosa, die Pepohwan, erinnerte, unterschied selbst die Frauen der Miaotze deutlich von den Chinesen. In den Gewölben der Städte von Kweitschau fand Margary fast immer nur Waaren aus Szetschuen, und wenn er fragte, was Kweitschau dagegen ausführe, pflegte man zu antworten: „Kweitschau erzeugt nichts.“ Salz und Gyps werden in Masse aus Jünnan eingeführt. Einwanderer aus dieser reichen und thätigen Provinz des Westens sind so häufig in Kweitschau, daß Margary erst, nachdem er Wochen in dieser letztern gereist war, eine Ahnung vom Vorhandensein eines eigenen Kweitschau-Dialektes erhielt. Uebrigens geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß auch vor dieser Periode verwüstender Einfälle der Bergvölker die Bevölkerung Kweitschaus hinter der der Nachbarprovinzen an Intelligenz, Bildung und Thätigkeit zurückstand. Die eingewanderten Chinesen hatten wohl etwas zu viel wildes

Miaotzeblut in ihre Adern übergehen lassen. Thatsächlich gilt ja der Kolonist von Kweitschau für träg, schwerfällig und dazu ist er noch „hoffnungslos im Opiumrauchen versunken“ (Margary). Der Nord- und Mittelchinese unterscheidet ihn von sich selbst als Tschung-tschia und hält ihn fast ebenso tief unter dem echten Bürger des himmlischen Reiches stehend wie den Miaotze. Dafür betheiligte er sich auch an den Aufständen des letztern und haßt den Chinesen nicht minder wieder.

Man darf wohl annehmen, daß bei der großen Bewegung, welche die Hungersnoth im Norden, die Heuschreckenplage und Ueberschwemmung im Osten und Südosten des Reiches in der Bevölkerung dieser mit am dichtesten bewohnten Provinzen hervorgebracht hat, auch diese noch nicht ganz kolonisirten Gebiete von den nicht nur Nahrung und Arbeit, sondern auch Boden suchenden Scharen derer betreten wurden, welche jenen Plagen zu entrinnen dachten. Einerseits fördern solche Heimsuchungen die Verschiebungen und Vermischungen innerhalb der Bevölkerung, und damit die Kolonisirung des Reiches, beziehungsweise Chinesisirung seiner Bevölkerung. Andererseits vermindern sie auch wieder durch die Sterblichkeit, welche sie erzeugen, die Volksdichtigkeit und damit die Anregung zur Auswanderung. Der Begriff Verödung ist ein sehr subjektiver, aber wenn man Schilderungen liest, wie sie Margary (a. a. O. S. 55), Sosnowski („Globus“ XXX, 173) von den verwüsteten und entvölkerten Strichen geben, möchte man glauben, daß in der Bevölkerungszahl des Reiches durch diese da oder dort fast alljährlich wiederkehrenden Geiseln Schwankungen von Dutzenden von Millionen vorkommen müßten. In seiner Arbeit über die ältere und verhältnißmäßig ruhigere Provinz Kwangtung und ihre Bevölkerung (Geogr. Mitth. 1878, S. 419) hat J. Nacken neuerdings wieder die Buntheit der Mischung betont, welche einer so alten, dichten, dabei doch ziemlich beweglichen und mit einer gewissen Nothwendigkeit durcheinandergewürfelten Bevölkerung eigen sein muß. Es giebt thatsächlich vier durch besondere Dialekte, zum Theil auch durch besondere Sitten und ein eigenes Stammesbewußtsein verschiedene Gruppen der Bevölkerung in dieser einen Provinz und dazu noch zwei Gruppen von Ureinwohnern, die Mandschu-Garnisonen und die Fremden. Jenen vier Gruppen weisen die chinesischen Geschichtsschreiber folgende Ursprünge zu: Als die Chinesen eindrangen, unterwarfen sie innerhalb der Grenzen dieser Provinz verschiedene wilde Stämme, wie die Lu, Lin und Wei, mit denen sie sich vermischten. Aus dieser Mischung gingen die Pun-ti oder Eingeborenen hervor, die eigentlichen Cantonesen. Sie haben die besten Felder, bewohnen die bequemen Ebenen, sind in den Städten dem Handel und Handwerk ergeben. Zu ihnen wanderten aus Nordosten die Hakka oder Gastfamilien, welche auf bisher unbesetzten Ländereien von geringerer Güte sich niederließen. Sie sind mit der Zeit fast ebenso zahlreich geworden wie die Pun-ti und haben sich auch in den Besitz von besserm Lande gesetzt, während sie in den Städten sich meist mit den kleineren Gewerben begnügen. Alle Barbiere in Kwangtung, sagt Nacken, sind Hakkas. Als dritter Stamm sind die Hokko aus Fukian (Hok-kien) längs der Küste hereingedrungen, wo sie als Fischer, Schiffer und Bauern sich ernähren. Als vierter erscheinen Einwanderer aus Kiangsi in den nördlichen Theilen der Provinz, wo in einem Distrikt, welchen im 15. Jahrhundert eine Seuche fast entvölkert hatte, dazu noch Leute aus Tschikiang angesiedelt sind. Als Ureinwohner gelten bei den Chinesen außer den bekannten Miaotze der Grenzgebirge auch die Tan-ka oder Bootbewohner, welche in der Zahl von etwa 40 000 auf Booten und Pfahlbauen im Canton-Flusse wohnen. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkler, ihre Statur kleiner, ihre Gesichtszüge gröber als bei den Chinesen.

Außer diesen festländischen Provinzen ist unter den zum Reiche unmittelbar gehörenden Theilen Chinas, welche noch in der Kolonisation begriffen sind, die einen Bestandtheil der Provinz Fukian bildende Insel Formosa (chinesisch Taiwan) mit in erster Linie zu nennen. Die Kolonisation schreitet dort rüstig vorwärts. Nach der friedlichen Beseitigung des japanesischen Zwischenfalles (1874) hat die chinesische Kolonisation ihre langsame aber stetige Arbeit auf Formosa neuerdings wieder aufgenommen. Ja, sie hat durch jene zeitweilige Besetzung einiger Punkte am Südende der Insel nur noch stärkere Impulse empfangen. Jedenfalls hat die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit welcher die Japanesen sich dort einen beträchtlichen bis dahin unabhängigen Landstrich unterworfen hatten, die Aufmerksamkeit der Chinesen gerade dahin gelenkt. Außerdem aber lehrte dieser Konflikt, daß die chinesische Regierung für diejenigen Völker, deren Herrschaft sie beansprucht, auch nach außen hin Verantwortung trägt. Um den Räubereien an den Küsten Formosas zu steuern, mußten endlich die Formosaner gründlich unterworfen werden. Seit 1876 kamen dort häufige Gefechte zwischen chinesischen Truppen und Eingeborenen vor. Jene, welche sonst vor den rücksichtslosen tagalischen Kopfabschneidern großen Respekt bekundeten, fühlten sich mit ihren neuen Hinterladern den Eingeborenen weit überlegen und räumten gehörig unter denselben auf, erlitten indessen im Sommer 1878 unter General Tsung dort einige Schlappen, welche zusammen mit dem Fieber ihre Armee auf die Hälfte zusammenschmelzen ließen. Erst nachdem im September desselben Jahres neue Truppen dahin gesandt worden waren, trat Ruhe ein. Seit einigen Jahren sind beständig einige chinesische Kanonenboote in den ostformosanischen Gewässern stationirt.

Auch die Verwaltung empfing einen starken Impuls durch die Lehre, daß man ein vielbegehrtes Land wie Formosa fest besitzen muß, wenn sich keine andere Hand darnach ausstrecken soll. Da das chinesische Besiedelungsgebiet auf dieser Insel sich beständig erweitert, wurde 1876 die Zahl der Beamten erheblich vermehrt. Die chinesische Bevölkerung Formosas schätzte P. Zbis 1875 („Globus“ XXXI, 149 f.) auf 3 Millionen, die der Eingeborenen auf 150 000 bis 200 000. Die Chinesen geben indessen für die erstere mehr als dreimal so große Zahlen. Im Laufe des Jahres 1877 brachte das Pekinger Regierungsblatt mehrere Berichte des Futai Ting-Jih-Chang, welche die Verbesserung des Steuersystems, des Verkehrs- und Kriegswesens der Insel im Auge hatten. Es gilt dieser Beamte für einen der besten unter den hohen Mandarinen. Leider verließ er noch im selben Jahre die Insel. Er beantragte schon Anfangs der 70er Jahre eine ganze Reihe „westlicher“ Reformen für die unter seiner Verwaltung stehende Insel, und es hatte eine Zeitlang den Anschein, als sollte Formosa das Corpus vile werden für officielle chinesische Experimente über europäische Verwaltungskunst. Eine Eisenbahn durch die ganze Insel von Nord nach Süd und eine unterseeische Telegraphen-Verbindung zwischen Futschau und Nord-Formosa wurden damals als Beispiele der Pläne genannt, mit denen er sich trug. Aber diese Dinge zeigten sich als zur Zeit nicht zu verwirklichen, und die 500 000 Dollar, welche der Futai für Eisenbahnzwecke angesammelt hatte, wurden 1878 in Tschili an die Hungerleidenden vertheilt. Immerhin besitzt aber Formosa in der 2 km langen Kohlenbahn von Kilung derzeit die einzige Eisenbahn auf chinesischem Boden, und außerdem 60 km Telegraphen von Taiwanfu bis

Takau. Dafür warf er sich auf die Reinigung des korrupten Beamtenstandes mit einer seltenen Energie und erzielte Bedeutendes in dieser Richtung. „Ting-Jih-Chang," sagt der englische Konsulatsbericht aus Tamsui für 1876, „ist in vielen Beziehungen ein hervorragender Mann und vor allem ein hervorragender Chinese. Die unaufhörliche Verfolgung, welche er seit seinem Amtsantritt der Beamtenkorruption jeder Art hat angedeihen lassen, findet wenig ihres Gleichen in der Geschichte des Landes." Durch die Ausbeutung der Kohlenlager von Kilung (Nordformosa) nach europäischen Grundsätzen und mit europäischen Maschinen hat er die Einnahmen der Insel in einer Weise gesteigert, welche die Aufhebung einer ganzen Anzahl von jenen kleinlichen Steuern erlaubte, in welchen die chinesische Verwaltungskunst eine wahrhaft komische Erfindungsgabe zeigt. Ein Bericht des Futai im Pekinger Regierungsblatt vom 31. Mai 1877 in dieser Hinsicht verdient als interessanter Beitrag zum chinesischen Besteuerungswesen verzeichnet zu werden. Es wird dort unter anderen die Aufhebung der Steuern auf Fischernetze, Taue, Bambusstöcke, Fischreusen verfügt; einige andere, „wenn auch kleine und lästige Steuern, welche wenigstens insofern gerechtfertigt erscheinen, als sie vom wirklichen Gewinn erhoben werden" und die in eine Linie zu stellen sind mit den Haselnuß- und Kastaniensteuern von Tschili, werden einstweilen noch beibehalten. Der Straßenbau nahm unter der Leitung dieses Beamten einen hohen Aufschwung. Den Anstoß dazu gab wohl hauptsächlich das seit der japanischen Invasion lebhafter hervortretende Streben der chinesischen Regierung, das ganze Formosa möglichst rasch sich zu unterwerfen. Mehrere neue Straßen von der Hauptstadt ins Innere eröffneten das letztere den Ansiedlern, welche amtlich zur Auswanderung nach Formosa aufgefordert und in Regierungsschiffen dahingebracht wurden. Ein eigener Auswanderungskommissär wurde aus der Zahl der höheren Beamten von Futschau ernannt. Diese wahrscheinlich nicht immer freiwillige Auswanderung wurde mit solcher Energie betrieben, daß der Assistant Protector der Chinesen in Pinang die Abnahme der Einwanderung nach den Straits unter anderen auf sie zurückführte. Eine große Zahl der Auswanderer wurde an die Süd- und Ostküste gebracht, wo ihnen die Regierung Land anwies. Ebendort wurde in der Kwaliang-Bucht eine neue Stadt an derselben Stelle angelegt, wo die Japanesen ihr Lager gehabt hatten.

Zugleich wurden die Mandarinen angewiesen, durch Freundlichkeit sich das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Der Mandarin von Long-Kiau, das die Japanesen besetzt gehabt hatten, hielt z. B. offenes Haus für die Eingeborenen, wo sie sich satt essen und ausruhen konnten. (P. Ibis, „Globus" XXXI, S. 199.) Leider sind seit 1878 einige von diesen Reformen in Formosa zum Stillstand gekommen, so vor allem die gehoffte „Transinsular-Eisenbahn". Auch die Kohlenwerke von Kilung und die Erdölwerke haben nicht die Fortschritte gemacht, zu welchen sie berechtigten, so lange sie unter Leitung von Europäern und Amerikanern standen. Ein britischer Konsularbericht für 1878 aus Taiwanfu klagt, vielleicht etwas zu pessimistisch, daß der ganze Reformeifer für die 8 Millionen Dollar, welche er in wenigen Jahren verausgabt habe, nichts Dauerndes geleistet habe, als die Telegraphenlinie und einige kostbare Befestigungswerke. Indessen ist mindestens die sehr starke Hebung der wirthschaftlichen Leistung dieser vor 15 Jahren für den großen Handel fast bedeutungslosen Insel als unleugbare Thatsache zu bezeichnen, welche vielleicht zugleich den besten Maßstab giebt für den Fortschritt der chinesischen Kultur auf derselben. Der Haupthafen für den Verkehr zwischen Formosa und dem Festland ist Amoy (die größeren Kaufleute in Formosa sind vorwiegend aus Amoy) und die Konsularberichte von diesem Platze führen von Jahr zu Jahr größere Summen an für Aus- und Einfuhr Formosas. In der Regel sind die betreffenden Zahlen nicht genau specificirt, doch giebt z. B. der britische Konsularbericht für 1878 den Werth der aus Amoy reexportirten Waaren, die fast ausschließlich nach Formosa gehen, auf 1 151 798 Haikwan Taels = circa 6 900 000 Mark an, während der Fremdhandel der drei offenen Häfen in dem genannten Jahre genau 30 Mill. Mark umsetzte. Ein wenig löblicher, aber für die „Kolonie" bezeichnender Zug der chinesischen Händler in Formosa ist die geringe Reellität, welche sich hauptsächlich im Theehandel geltend macht. Der formosanische Thee hat in den letzten Jahren durch schlechte Mischung und Packung erheblich von dem Rufe verloren, den er besonders in Nordamerika besaß. In Europa hat er, wie alle Ulongsorten, wegen seiner Bitterkeit nie Fuß fassen können.

Die europäischen Reisenden, welche in den letzten Jahren Formosa besuchten, theilen manche Einzelheiten mit, welche die Fortschritte der chinesischen Kolonisation auf dieser Insel näher beleuchten. Arthur Corner fand 1876 auf einer Reise durch Formosa von Süden nach Norden die Chinesen überall in voller Arbeit. Die Ebene von Taiwanfu ist jetzt ganz von Chinesen eingenommen und bildet den Brennpunkt der chinesischen Kultur auf Formosa. In der Nähe der erstern Stadt wurde das alte Fort Zealandia abgebrochen und aus seinen Steinen eine neue Küstenbefestigung unter Leitung eines französischen Ingenieurs erbaut. In der Nähe von Tarnin und Toapana setzten ihn die sehr gut angelegten terrassenförmigen Bewässerungsanlagen in Erstaunen. Bei Chip-Chip, einem ausschließlich chinesischen Dorf, waren chinesische Kulis beschäftigt einen Wald zu lichten, hatten aber ihre Steinflinten nahe bei der Hand liegen, um sofort jeden Angriff der Eingeborenen abwehren zu können. In der Ebene von Posia fand er die Mischlinge zwischen Formosanern und Chinesen in großer Zahl (H. J. Allen giebt in Proceedings R. G. S. 1877/78 5000 und daneben nur wenige Chinesen an); sie trugen sich völlig chinesisch, waren aber an entschieden malaiischen Zügen ihrer Physiognomie zu erkennen. Sie sind fleißig und ehrlicher als die Chinesen, gleichen ihnen aber nicht in der Geschicklichkeit, mit der sie den Acker bebauen. Die Chinesen nennen sie Pepauhuan oder Pepohuan (auch der Name Sekhuan, d. h. civilisirte Barbaren im Gegensatz zu den Wilden, Tschihuan, wird ihnen beigelegt) und sie wenden diesen Namen wohl auch selbst auf sich an. Manche von ihnen sind Christen. Den unvermischten Eingeborenen stehen sie ganz ebenso scheu oder feindlich gegenüber wie die Chinesen, und es würde nicht möglich sein, einen Führer in das Gebiet, das jene bewohnen, aus ihrer Mitte zu erhalten. Selten versteht einer noch die Sprache derselben und nur einige von ihnen geraubte oder zu ihnen geflohene Weiber dienen als Dolmetscherinnen. Ungemischte Eingeborene, welche von den Chinesen hauptsächlich durch Zufuhr von Branntwein korrumpirt wurden, und nun großentheils von denselben als Sklaven benutzt werden, fand H. J. Allen am See Tsui-siahai, d. h. dem See der Wassermenschen. Sie machten den Eindruck einer heruntergekommenen Race. Bullock giebt (Proceedings R. G. Soc. XXI) ihre Zahl zu 100 bis 200 Familien an. Fast alles Land um den See gehört jetzt den Chinesen. Wie groß die Scheu der Chinesen ist, sich ohne den drängendsten Zwang auf das Gebiet der Eingeborenen auszubreiten, zeigt Margary sehr gut in seinen geistvollen Briefen aus Formosa (The Journal of A. R. Margary. London 1876) an der Thatsache, daß sie selbst hier schon auf die höchsten Höhen, deren Bebauung unendliche Mühe

macht, mit ihrem Ackerbau vorgedrungen ſind, trotzdem es nur einiger Energie bedürfte, um die Eingeborenen vom trefflichſten Thalboden zu verdrängen.

Einen Einfluß auf die inneren Wanderungen üben ohne Zweifel endlich auch die europäiſchen Anſiedelungen in den Vertragshäfen. Dieſelben hatten von Anfang an eine große Anziehungskraft auf die chineſiſche Bevölkerung, welche nicht nur in den Noth- und Kriegszeiten ſich mit Vorliebe in den Schutz der europäiſchen Reſervationen flüchtet, ſondern auch in gewöhnlichen Zeiten mit Begierde den beſſern Verdienſt aufſucht, den dieſelben bieten. Ein Konſularbericht im preußiſchen Handelsarchiv (1880 II, S. 532) ſchätzte ihre chineſiſche Bevölkerung auf 5 190 000, wovon 1 600 000 auf Kanton, 920 000 auf Tientſin, 620 000 auf Futſchau, 600 000 auf Hankau, 269 000 auf Schanghai, 260 000 auf Ningpo, 235 000 auf Taiwanfu und Takau, 130 000 auf Tſchinkiang, auf die übrigen 12 jeweils weniger als 100 000 entfallen.

---

# Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

## I.

Wenn ſich ein Schriftſteller die Mühe nehmen wollte, ein Werk über die Ehe und Eheceremonien der verſchiedenen Völker der Erde zu ſchreiben, das Buch müßte ſehr intereſſant werden und würde zugleich eine Art Kulturgeſchichte darſtellen, da man aus den Umſtänden, unter und mit welchen bei einem Volke die Ehe geſchloſſen wird, auf den Kulturzuſtand deſſelben ſchließen könnte. In einem ſolchen Buche würde das Kapitel „Albaneſen“ zu den anziehendſten gehören und aus dieſem Grunde biete ich es den Leſern des „Globus“ als Monographie.

Da es in Oberalbanien Mohammedaner und Katholiken giebt, iſt es ſelbſtverſtändlich, daß nicht bei allen Schlipetaren die Ehen in gleicher Weiſe geſchloſſen werden und es iſt daher nothwendig jede Religion getrennt zu behandeln.

### 1. Bei den Mohammedanern.

Die Mohammedaner betrachten es bekanntlich als religiöſe Vorſchrift ſich zu beweiben, da Mohammed in einer Sure des Korans ſagt: „Schließt mit jenen Weibern Ehe, die zu heirathen euch erlaubt iſt.“ Demnach gehört ein alter Junggeſelle bei den Mohammedanern zu den größten Seltenheiten; es ſei denn, daß er zu arm iſt, um eine Frau ernähren zu können. Der Scherijat (Religionsgeſetz) erlaubt jedoch den Rechtgläubigen nur Frauen zu nehmen, welche folgende Bedingungen erfüllen: 1. Sie muß dem Islam angehören. 2. Sie muß entweder Jungfrau, oder Wittwe, oder rechtlich von ihrem erſten Gatten getrennt ſein. 3. Sie muß die Geſchlechtsreife erlangt haben. (In Albanien wird dafür ein Alter von 12 Jahren für genügend erachtet.) 4. Sie muß gut beleumdet und ihre ſociale Stellung jener des Mannes gleich ſein. Bezüglich des erſten Punktes nimmt man es jedoch in Albanien nicht ſo ſtreng, denn es geſchieht nicht ſelten, daß mohammedaniſche Schlipetaren Chriſtinnen heirathen und dieſen erlauben, ihrer Religion treu zu bleiben.

Im Koran findet ſich unter anderm Unſinn auch folgende Stelle: „Der Ehebruch mit den Augen iſt ein viel ſchwereres Verbrechen als jener de facto vollbrachte. Kein Mann darf das Geſicht eines Weibes ſehen, das nicht ſeine Gattin, Mutter oder Schweſter iſt. Aber auch letztere darf er nicht anſehen, wenn ihn bei ihrem Anblick unlautere Gedanken beſchleichen. Deshalb darf ſich das Weib unter keinerlei Umſtänden vor einem Manne entſchleiern und wenn ihr bei dem Anblick deſſelben unlautere Gedanken einfallen, hat ſie die Augen niederzuſchlagen.“

Nach dieſem Gebote iſt es ſelbſtverſtändlich, daß der Bräutigam das Geſicht ſeiner Verlobten vor der Hochzeit nicht ſehen kann und daher auch eine Heirath aus Liebe, wie bei uns, zu den Unmöglichkeiten gehört.

Es iſt allerdings richtig, daß man es in manchen Gegenden des osmaniſchen Reiches mit dem Gebote des Korans nicht ſo genau nimmt. In Konſtantinopel z. B. iſt der Jaſchmak ſo dünn und durchſichtig, daß er ſo viel wie gar nichts verbirgt und man jede Bekannte ohne Schwierigkeit erkennen könnte. Dagegen nehmen es viele Mohammedanerinnen wieder ſehr genau, und es giebt ſogar viele öffentliche Dirnen, die ihr Geſicht um keinen Preis entſchleiern würden. Ob dabei nicht etwa der Umſtand ins Gewicht fällt, daß die betreffenden Dirnen alt und häßlich ſind, will ich nicht unterſuchen. Soviel habe ich jedoch auf meinen Reiſen im Orient entdeckt, daß gerade die alten Weiber ihre Mumienzüge ſorgfältig verſteckt halten, die jungen Mädchen jedoch gern „zufällig“ den Schleier lüften, und beide thun meiner Meinung nach recht daran. In manchen Gegenden, z. B. in Smyrna, werden die armen Frauen gezwungen, ſchwarze Drahtmaulkörbe zu tragen, die es abſolut unmöglich machen, auf das Alter oder Ausſehen der Trägerin einen Schluß zu ziehen; in Albanien hingegen begnügen ſich die Vornehmen mit einem dünnen Stambuler Jaſchmak; die armen Mohammedanerinnen verhüllen ihr Geſicht mit einem undurchſichtigen groben Leinentuche, in dem ſich, weil enganſchließend, bloß Naſe, Lippen und Kinn abzeichnen. Die Mädchen nehmen (wie die deutſchen Bauernmädchen bei Regen ihre Röcke) ein violett-weiß oder roth-weiß geſtreiftes Tuch, das um die Hüften befeſtigt iſt, über den Kopf und halten die beiden Ränder entweder mit den Händen zuſammen, oder ſie nehmen den Zipfel in den Mund, wenn ſie die Hände benöthigen. Naht ſich dann ein junger Franke, der ihnen gefällt und dem ſie zu gefallen wünſchen, ſo verſtehen ſie es mit meiſterhafter Kunſtfertigkeit den Zipfel kokett aus dem Mund gleiten zu laſſen und ſich mit dem Erhaſchen des Flüchtlings ſo lange zu bemühen, bis der Franke vorbei.

Nach dieſer Abſchweifung kehre ich zur Sache zurück. Da ein mohammedaniſches Mädchen aus gutem Hauſe ſich niemals öffentlich zeigt (bloß jene der ärmeren Familien kann man auf der Straße ſehen und ſelbſt deren Freiheit wird nach eingetretener Pubertät beſchränkt), gehörte es zu den Unmöglichkeiten ſelbes zu verheirathen, wenn nicht die weiblichen Verwandten wären. Sobald der mohammedaniſche

Jüngling sein 18. Jahr erreicht hat, denkt gewöhnlich seine Mutter oder verheirathete Schwester (im Nothfall thut es auch eine alte erfahrene Tante) daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Wenn sie unter den ihr bekannten Familien kein Mädchen findet, das würdig wäre, ihre Schwiegertochter zu werden (was aber schwer glaublich), so hat sie das Recht, in das nächstbeste Haus zu treten, die Frau zu besuchen und zu fragen, ob heirathsfähige Mädchen vorhanden. Auf die bejahende Antwort läßt sich die Mutter dieselben vorstellen, und wenn ihr eine davon gefällt, beginnt sie die Hausfrau um ihre Verhältnisse auszufragen. Lauten die Antworten befriedigend, so theilt die Mutter ihrerseits der Hausfrau alles mit, was dazu dienen kann, die guten Eigenschaften ihres Sohnes in das richtige Licht zu setzen und ebenso die Ehre und die Vortheile, welche eine Heirath des Mädchens mit ihm böte. Wenn die Hausfrau davon überzeugt ist, folgt sie der Einladung der Mutter, besucht diese, sieht sich durch das vergitterte Haremfenster den Sohn an, und wenn sie von dem Gehörten und Gesehenen befriedigt ist, giebt man sich gegenseitig das Eheversprechen. Weder Sohn noch Tochter werden dabei gefragt. Da sie sich gegenseitig nicht kennen, ist es ihnen ganz gleichgültig und verlassen sie sich in dieser Beziehung ganz auf den Geschmack und das Urtheil ihrer respectiven Mütter.

Selbstverständlich darf kein gesetzliches Ehehinderniß bestehen. Solche aber sind: 1. wenn der Bräutigam schon vier rechtmäßige Frauen hat; 2. wenn die Braut vor Zeugen erklärt, daß sie nicht freiwillig die Ehe eingehen wird. Doch hat zu einer solchen Erklärung (die überhaupt nur äußerst selten abgegeben wird) bloß eine majorenne Braut Berechtigung. Eine minorenne hat keinen Willen; 3. wenn eine der vier oben angeführten Bestimmungen des „Scherijat" nicht vorhanden; 4. wenn es bekannt ist, daß Braut oder Bräutigam wahnsinnig, hinfällig (resp. impotent) oder mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist; 5. wenn die zu Verheirathenden Verwandte sind.

Bezüglich des letztern Punktes hat man jedoch in Albanien ganz eigene Ansichten. Die beiden Familien dürfen seit Menschengedenken nicht mit einander verwandt gewesen sein. Die Verwandten selbst der Amme sind von der Ehe in der betreffenden Familie ausgeschlossen. Auf dem Lande und in den Bergen heirathen die Mitglieder mancher Stämme oder Barjaks niemals unter sich, weil sie behaupten von gemeinsamen Vorfahren abzustammen. In den Städten dürfen die beiderseitigen Familien niemals mitsammen verschwägert gewesen sein, wobei auch die Verwandten der eingeheiratheten Weiber mit einbezogen sind. Wenn ein Mohammedaner mehrere Frauen nimmt, so dürfen dies niemals Schwestern sein, noch Nichten einer seiner Frauen oder auch Verwandte von Weibern, mit denen er illegitime Verhältnisse unterhalten hat. Also auch niemals Verwandte seiner Odalisken, Kadinen und als Konkubinen benutzten Sklavinnen.

Ist alles in der Ordnung, so wird der Vermählungstag bestimmt und die Ehe vor dem Kadi abgeschlossen. Er befragt das Brautpaar um seine Zustimmung und fleht dann den Segen des Himmels auf dasselbe herab. Es ist auch gestattet per procura zu heirathen: nur muß in diesem Falle der abwesende Theil durch zwei Zeugen vertreten sein (selbstverständlich mohammedanische), und wenn er minderjährig, durch seinen Vormund. Als solcher gelten der Vater, Bruder oder Onkel für den Mann, der Herr für den Sklaven, die Mutter für das Mädchen. Doch verdient bemerkt zu werden, daß bloß bei dieser Gelegenheit die Mutter als Vormund gilt; sonst kann sie niemals diese Stelle bekleiden.

Nachdem der Kadi sein Gebet herabgeleiert, wird der Ehekontrakt unterzeichnet. In demselben ist die Summe festgesetzt, welche der Bräutigam für seine Frau zahlt, sowie die Mitgift, welche letztere mitbekommt; diese besteht jedoch lediglich in einer Ausstattung, d. i. Kleidern, Wäsche, Schmuck, selten Geräthschaften.

Nachdem der Kontrakt unterfertigt, drücken sowohl der Kadi wie auch die Beistände und Vormünder ihre Siegel bei und die Ehe ist gesetzlich vollzogen. Der Bräutigam hat das Recht, seine Frau von diesem Augenblicke an zu sich zu nehmen, sobald es ihm beliebt. Sollte ihn die Ehe jetzt gereuen, so steht es ihm frei, sich von ihr sogleich wieder scheiden zu lassen, bevor sie sein Haus betreten; in diesem Falle hat er ihr bloß die Hälfte der stipulirten Summe zu zahlen. Jedoch kommt derlei selten vor, da ein solcher Fall unzweifelhaft die Blutrache Seitens der Verwandten der Verschmähten nach sich ziehen würde.

Der Hochzeitszug, welcher die Braut in die Wohnung ihres jungen Gatten geleitet, ist gewöhnlich (besonders bei Reichen) imposant. Die Gäste, deren oft bis zu mehreren Hundert eingeladen werden, sind sämmtlich in ihren prächtigsten Kostümen erschienen. Da wird das Auge von dem Glanze der blitzenden Waffen, der mit funkelndem Golde besetzten bunten Gewänder förmlich geblendet. Sämmtlich sind die Geladenen auf ihren besten prachtvoll aufgezäumten Pferden erschienen und tummeln sich jetzt vor dem Hause. Ein weißer Zelter mit kostbarem Geschirr ist dazu bestimmt, die Braut zu tragen. Diese wird dicht verschleiert in den Sattel gehoben, die Musikanten beginnen einen ohrenzerreißenden Lärm, die Reiter stoßen übermüthige Rufe aus und bemühen sich, ihre Reiterkunststücke zu zeigen, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung. Auf jedem freien Platze wird Halt gemacht und der Braut zu Ehren das Dscherid-Spiel aufgeführt. Während des Marsches bilden die Freunde des Bräutigams den Vortrab, jene der Braut den Nachtrab.

In der Mitte befindet sich die junge Frau, im Sattel durch zwei ihrer Verwandten festgehalten. Ein Diener führt den Zelter. Hinter diesem marschiren die dudelnden Musikanten und die „Sänger", mit gräulichen Stimmen um die Wette brüllend. Entsetzt fliehen alle Passanten und drücken sich scheu an die Häuser, um nicht niedergeritten zu werden.

Vor der Wohnung des Bräutigams angekommen, wird die Braut sorgfältig vom Pferde gehoben und von den Weibern in das Brautgemach geführt. Von den Gesängen, welche während des ganzen Zuges gesungen werden, hat v. Hahn eine Uebersetzung gegeben, welche ich mir hier zu citiren erlaube. Wenn die Braut abgeholt wird, singen die Verwandten: „Möge Dein Weg glücklich sein, Aeltester der Geladenen! Wende Dich rechts; wenn Du eine schöne Gattin bringst, mögen Dir Süßigkeiten und das Backwerk, welches man Dir darbieten wird, Deinem Herzen süß sein. Bringst Du jedoch eine häßliche und ungestaltete Frau, so seien Dir die Süßigkeiten bitter."

Unterwegs, wenn schon die Braut geführt wird, singt man: „Die Gattin ist unterwegs; sie ist eine sich öffnende Nelke. Die Gattin steht vor dem Thore; sie ist eine duftende Nelke. Die Gattin ist im Hofe; sie ist eine aufgeblühte Rose. Die Gattin ist auf der Stiege; ihre Stirn ist weiß wie Jasmin. Die Gattin ist schon im Saale; ihr Hals ist geneigt wie eine Lilie. Vergieße keine Thränen, o Gattin! — O ich habe schon genug geweint, mein Gatte, denn ich mußte meinen Vater verlassen und werde niemals zu ihm zurückkehren!"

Wenn sodann die Begleiter der Braut sich zurückziehen,

wird geſungen: „Haltet, meine Brüder, haltet! Die Gattin hat euch einen Auftrag zu geben. Wartet noch ein wenig! Grüßet mir meinen Vater und meine Brüder! Haltet, haltet! Grüßet mir meine Mutter und meine Schweſtern! Sagt ihnen, daß mein Herz ſie niemals vergeſſen wird. Haltet, haltet! Sagt ihnen, daß der Abendwind ihnen ſtets die Gebete überbringen wird, welche ich für ſie zum Himmel ſenden werde. Haltet, haltet!"

Sobald die Gattin bei dem Gatten angekommen iſt, wird geſungen: „Du biſt verloren; was ſuchſt Du, Gattin? — Die Thür des Gatten! — Was giebſt Du mir, Gattin, wenn ich ſie Dir zeige? — Nett gefaltete und ſchöngeſtickte Hemden, mein Gatte! — Für dieſe danke ich Dir nicht, o Gattin! denn ohne Dich darum zu fragen, werde ich ſie Dir nehmen!"

Einmal verheirathet wird die Frau die Sklavin ihres Mannes. Denn der Koran ſagt: „Die Frauen müſſen ihren Pflichten nachkommen, aber auch die Männer nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit ſich ihnen gegenüber betragen. Doch kommt ſtets dem Gemahl die Herrſchaft über die Frau zu." Der Koran geht in Bezug auf das eheliche Leben in die genaueſten Details ein. Alles iſt geregelt, ſo daß der Mann niemals im Zweifel über ſeine Rechte und Pflichten ſein kann. Der Koran verpflichtet ihn zur Ernährung ſeiner Frau; er muß ſie kleiden und beherbergen und mindeſtens zweimal monatlich ſeiner Gattenpflicht nachkommen, widrigenfalls ihn die Frau beim Kadi verklagen und dazu verhalten laſſen kann. Seine Weigerung wäre Scheidungsgrund.

Hat der Mann mehrere Frauen, ſo iſt jede derſelben berechtigt, ein eigenes Gemach zu beanſpruchen. Wenn er der einen Gattin ein Geſchenk macht, müſſen auch die anderen auf Verlangen daſſelbe erhalten und der Gemahl darf niemals der einen Frau etwas abſchlagen, was er der andern gewährt hat. Dieſe läſtigen Beſtimmungen mögen nicht wenig dazu beitragen, daß die Vielweiberei im Orient nur bei den ſehr Reichen vorkommt und die Anderen ſich weniger rechtmäßige Frauen nehmen, dagegen mehr auf Sklavinnen halten und ſich noch lieber — leider ſehr allgemein! — mit Knaben abgeben.

Ich habe oben eines Scheidungsgrundes erwähnt. Solcher giebt es indeß mehrere. Ehebruch zählt ſelbſtverſtändlich auch dazu, obwohl der Albaneſe in dieſem Falle die Scheidung ſchneller und kürzer durch einen Piſtolenſchuß oder Meſſerſtich beſorgt. Schlechte Behandlung und beſtändiger häuslicher Hader begründen ebenfalls das Geſuch um Eheſcheidung. Wenn der Gatte verreiſt oder verſchollen iſt und nicht innerhalb einer vom Kadi beſtimmten Friſt zurückkehrt, hat die Frau das Recht Scheidung zu verlangen. Ebenſo kann eine Scheidung ſtattfinden, wenn der Mann nachträglich findet, daß ſeine Frau hinkt (ſo zwar, daß ſie weder gehen noch ſtehen kann), blind oder mit Geſchwüren behaftet iſt. Auch wenn ſie verrückt, unfruchtbar, ja ſelbſt wenn ſie übermäßig dick iſt, kann der Mann Scheidung verlangen. Nur muß es gleich nach dem Entdecken dieſer Eigenſchaften geſchehen. Die Frau darf ihrerſeits Scheidung beanſpruchen, wenn der Gatte impotent, verrückt oder allzu dick iſt. Sollte ſie jedoch dies nicht gleich thun, verliert ſie ihren Anſpruch auf die vom Manne zu zahlende Mitgift. Dieſe muß jedoch der Mann ganz zahlen, ſobald die Scheidung auf ſeinen Wunſch erfolgt. Nach dem Koran hat auch der Mann das Recht, ſeine Frau zu verſtoßen. Nach der Scheidung darf ſich der Mann ſofort wieder verheirathen; die Frau jedoch erſt vier Monate und zehn Tage ſpäter. Ebenſo lange muß auch die Wittwe mit der zweiten Ehe warten. Die Eheſcheidungen ſind in Albanien gar nichts Seltenes, doch finden ſie meiſt bei kinderloſen Paaren ſtatt.

Wenn ein Kind geboren wird, ſo begnügt ſich die Behörde mit der einfachen Anzeige der Eltern, da keine Dokumente über dieſes Ereigniß ausgeſtellt oder ſonſtige Akte aufgenommen werden. Das Kind iſt legitim, ſobald es der Vater als ſolches betrachtet. Doch haben ſeine Erben das Recht, die Legitimität zu beſtreiten, ſofern ſie beweiſen können, daß die Mutter vor weniger als ſechs Monaten vor Geburt des Kindes in das Haus des Gemahls gekommen. Illegitim iſt auch jedes vor der Hochzeit geborene Kind, ſelbſt wenn es der Vater anerkennen wollte. Ebenſo hat ein zehn Monate nach dem Tode des Gatten geborenes Kind keinen Anſpruch auf Legitimität. Die Kinder von Sklavinnen werden frei und erbberechtigt, wenn der Vater (der indeß ſelbſt frei ſein muß) ſie dazu erklärt. Originell und erheiternd iſt die Beſtimmung des Geſetzes: „Wenn ein Mann ſich in der Eile vergreift und irrthümlich die Frau oder Sklavin eines Andern für die ſeinige haltend ſie ſchwängert, ſo wird das Kind frei und erbberechtigt." Darnach ſcheint es, als ob ſolche ſonderbaren „Verſehen" und „Irrthümer" nicht ſo ſelten wären.

Außer der Beſchneidung ſind die Kinder auch dem Raſiren des Kopfes unterworfen, das am ſiebenten Tage nach der Geburt ſtattfindet.

---

# Iſabella L. Bird's Reiſe durch Japan.

## II.

Wenn Jokohama dem Fremden, der den Boden Japans hier zum erſten Mal betritt, faſt unausbleiblich wie ein Bild der traurigſten Monotonie und grauen Nüchternheit erſcheinen wird, ſo bietet ihm Tokio dagegen eine ſchwer zu bewältigende und immer von Neuem überraſchende Fülle des verſchiedenartigſten Beobachtungsſtoffes dar. In den heterogenen Theilen, aus denen die gewaltige Hauptſtadt beſteht, ſpiegeln ſich die Hauptphaſen der wechſelvollen neuern Geſchichte des japaniſchen Reiches wieder. Seitdem im 12. Jahrhundert die Entwickelung eines mächtigen Vaſallenthums der Kriegsfürſten begonnen hatte, war das Land mit nur kurzen Unterbrechungen der Schauplatz fortgeſetzter Kämpfe zwiſchen den einzelnen Daïmios oder Vaſallen. Die Gewalt des in ſeiner Hauptſtadt Kioto reſidirenden Mikado, des „direkten Nachkommen der Sonnengöttin", war in ſtetem Abnehmen begriffen, der Herrſcher ſelber in ſeiner geheiligten Zurückgezogenheit gar oft ein Spielball ſeiner kämpfenden Lehnsfürſten. Da gelang es gegen das Ende des 16. Jahrhunderts dem tapfern Jeiaſu, einem der mächtigſten unter den Daïmios, alle ſtreitenden Parteien zu beſiegen und die eigentliche Herrſchaft über das Reich an ſich zu reißen. Er nahm den alten Titel der Lehnsfürſten, Sei-i-Schogun (Feldherr gegen die Barbaren), wieder an und kennzeichnete dadurch ſeine Abſicht, die auf der alten religiöſen Fiktion begründete Oberhoheit des Schattenmikado aufrecht zu erhalten. Unter ihm und ſeinen Nachfolgern,

dem stolzen Geschlechte der Tokugawa, folgte nun eine lange Zeit ersehnten Friedens und mächtigen Aufschwunges für das Land. Diese unumschränkte Machtstellung der Schoguns und die daneben fortdauernde Scheinregierung des Mikado hat die Veranlassung zu der so lange bei uns verbreitet gewesenen irrigen Vorstellung von dem dualistischen Regierungssystem Japans gegeben, von dem gleichberechtigten Nebeneinanderbestehen eines „geistlichen und eines weltlichen Kaiserthums". Wie man sieht, hat ein derartiges System nie bestanden: dem Namen nach haben vor dem Beginn der sogenannten historischen Dynastie, d. h. von dem 6. Jahrhundert v. Chr. an bis herab auf den jetzigen Herrscher des Landes, den 123. Nachkommen der Sonnengöttin, die Mikados unverändert die höchste Regierungsgewalt in Händen gehabt und der Schogun (oder Taikun) ist nie etwas anderes gewesen als ein Vasall. Zur Hauptstadt des Schogunats wurde Jedo gewählt; und in dieser Wahl wie in allen anderen Maßnahmen seiner kräftigen Regierung bewies Ijejasu sich als einsichtsvoller fähiger Herrscher. Die kolossalen Bauten, die er begann und seine Nachfolger beendeten; die gewaltige Burg mit den starken, 80 bis 100 Fuß hohen Umfassungsmauern, den tiefen Gräben und steilen Wällen; die zahlreichen in größerer und geringerer Entfernung die Burg umgebenden Festungen und feudalen Schlösser der Daimios; die langen finsteren barackenartigen Gebäude, in denen die Samurai, die Kriegerscharen der einzelnen Fürsten, untergebracht wurden: alle diese Bestandtheile der alten „Regierungsstadt" Jedo erzählen heute noch von der vergangenen Größe des alten abgeschlossenen Japan und von der Tokugawa-Dynastie, vergangene Größe erst seit 12 Jahren; denn noch nicht länger ist es her, seitdem der Schogun sich in das Privatleben zurückzog, und der damals erst siebenzehnjährige Mikado, von einer großen Partei Unzufriedener aus den höchsten Schichten des Volkes veranlaßt, aus seiner geheiligten Verborgenheit hervortrat, die Zügel der Regierung ergriff und die meist willig dargebotenen Lehnsgüter der Daimio für die Krone einzog. Er konnte die veränderte Stellung, die er in Zukunft dem Lande gegenüber einzunehmen gedachte, nicht besser kennzeichnen, als er es durch die Verlegung seiner Residenz aus dem Palasttempel von Kioto nach der östlichen Hauptstadt Jedo that, die sich unter dem Schutze der Schoguns und begünstigt durch das rege Treiben der verschwenderischen Lehnsfürstenhöfe zu der volkreichsten und wichtigsten Stadt des Landes entwickelt hatte. Nicht weniger als 125 Dörfer der ehemaligen Umgegend waren schon in den Bereich der stets wachsenden Stadt hineingezogen worden, und wenn auch jetzt die bisher in Jedo stationirt gewesenen Samurai der einzelnen Fürsten entlassen wurden und zum großen Theil sich in die Provinzen zerstreuten, so behielt die neubenannte Hauptstadt Tokio doch immer noch über eine Million Einwohner. Von den sieben Städten des Reiches (Jokohama, Tokio, Kobe, Osaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate), in denen heute Ausländer unter gewissen Beschränkungen sich niederlassen und Handel treiben dürfen, hat Tokio am meisten den Charakter einer Zukunftsstadt angenommen. Die Zahl der Häuser von europäischer Bauart wächst von Jahr zu Jahr, ohne daß die Stadt dadurch zu ihrem Vortheile verändert würde; denn das feine Gefühl und richtige Verständniß, welches die Japanesen in ihrer eigenen Kunst fast immer das Rechte und Zweckentsprechende treffen läßt, wird ihnen leider untreu, wo es sich um Nachahmung fremder Vorbilder und Aufnahme fremder Erzeugnisse handelt. Bis auf den monumentalen Prachtbau der technischen Hochschule und noch einige andere unter den öffentlichen Gebäuden weisen die „Bauten der Neuzeit" in Tokio, das Residenzschloß des Mikado nicht ausgenommen, den nüchternsten „Kasernenstyl" oder auch den in Amerika beliebten „Styl der billigen Villa" auf. Und bei dem konservativen, stereotypirenden Charakter alles japanischen Kunstbetriebes liegt die Gefahr nahe, daß diese falsche Geschmacksrichtung, die durch die mehr als fragwürdigen Leistungen europäischer und amerikanischer Architekten hier ins Leben gerufen worden ist, von jetzt an die einheimische Baukunst beherrschen wird. Zum Glück aber giebt es auch in Tokio noch ganze Stadttheile, die durch den fremden Einfluß äußerlich kaum verändert erscheinen; und wenn auch die langen Reihen der niedrigen ungestrichenen Holzhäuser nichts weniger als imposant oder schön aussehen, so harmoniren sie doch besser mit dem eigenartigen Volksleben, das sich in den Straßen der Stadt bewegt. Die Geschäftsstadt des alten Jedo ist heute noch der am dichtesten bevölkerte Stadttheil; über einen der zahlreichen Kanäle, welche den Straßenverkehr entlasten, führt hier die berühmte Nippon-Baschi-Brücke, das geographische Centrum des Reiches, von dem aus alle Entfernungen bemessen werden. Große Magazine und feuerfeste Speicher mit hohen grauen Ziegeldächern geben diesem Theil der Stadt ein verhältnißmäßig großartiges Ansehen; von den zahllosen Läden Tokios befinden sich die hervorragendsten in diesem Quartier. Auf den Kanälen drängen sich die hochbeladenen Boote; schwerbepackte Lastpferde, mit den üblichen Strohschuhen an den Füßen, Wagen und Karren, von Menschen gezogen, Lastträger und Arbeiter, die mit dem Auf- und Abladen, dem Ein- und Auspacken der verschiedensten Waaren beschäftigt sind, erfüllen die Straßen vom Morgen bis zum Abend mit einem lauten Leben, das an die geräuschvollsten Straßen von New York und Liverpool erinnert. Die verschiedenen anderen Stadttheile — Tokio besteht aus 1400 Straßen — sind meist durch ausgedehnte Gärten, Parks, Begräbnißplätze und Tempelhaine, ja in einigen Fällen auch durch Felder von einander getrennt und lassen dadurch deutlich erkennen, wie hier einst viele Ortschaften zu einem großen Ganzen zusammengeflossen sind. So breitet sich denn auch die Stadt über ein unverhältnißmäßig großes Terrain aus, das man im Ganzen nur aus der Vogelperspektive überblicken könnte. Was man von einer der benachbarten Höhen zu sehen vermag, sind immer nur einzelne Theile: verstreute dichtgebaute Massen grauer Häuser, zahlreiche waldartige Baumpartien, Gruppen von kleinen Tempeln mit geschweiften Dächern, dann wieder zwischen Gärten sich hinziehend eine Reihe ehemaliger Landhäuser, die jetzt inmitten der Stadt liegen; die Anhöhe, auf der das von hohen Tannen und Kryptomerien überragte gewaltige Mauerwerk der Burg steht; ausgedehnte Gartenanlagen mit Theehäusern darinnen; die großen Tempel von Schiba, Asakusa und Ujeno; einzelne Blicke von Kanälen und breiten Gräben mit steilen Böschungen, europäische Gebäude, die durch ihre Farbe und ihre vielfenstrigen Fronten das Auge auf sich ziehen. Das Einzige, was dem Beschauer in diesem Bilde imponiren kann, das sind eben die ungeheuren Entfernungen zwischen den einzelnen Punkten und das dichte Menschengewimmel in einigen Stadttheilen, dessengleichen auch keine andere Stadt Japans aufzuweisen hat.

Die meisten der heute noch im Dienste der japanischen Regierung stehenden Ausländer leben in Tokio, wo sie in ihrer Eigenschaft als Beamte auch außerhalb der engen Grenzen des traurigen Fremdenstadttheils Tsukij wohnen dürfen. In Tsukij befindet sich außer einer Anzahl von Handelshäusern und einer großen Niederlassung von christlichen Missionären, die hier, wie im ganzen Japan, mit

wenig Erfolg arbeiten, auch das Gesandtschaftsgebäude der Vereinigten Staaten. Die Politik der Reserve, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit so vielem Glück in ihren Beziehungen zu Japan befolgt hat, findet auch in dieser freiwilligen Zurückhaltung einen leicht verständlichen Ausdruck. Die deutschen, russischen, italienischen und englischen Gesandtschaften haben sich innerhalb des einst geheiligten Raumes der „Regierungsstadt" des alten Jedo niedergelassen, wo auch die Mehrzahl der alten feudalen Schlösser heute zu Regierungszwecken verwendet wird.

In dem Hause des englischen Gesandten fand Miß Bird die freundlichste Aufnahme und jede nur mögliche Unterstützung in ihren Reisevorbereitungen. Es handelte sich für sie zunächst darum, einen brauchbaren, zuverlässigen und des Englischen einigermaßen kundigen Diener für die Reise ausfindig zu machen; aber wenn sich auch eine Menge von Bewerbern in allen Stadien der Europäisirung zu diesem Posten meldeten, so reichte ihr Englisch selten bis über die Beantwortung der Frage nach ihren Lohnansprüchen hinaus, die sie regelmäßig mit einem geläufigen „Twelve dollars a month" beantworteten; ihre Reiseerfahrungen aber beschränkten sich auf die großen Straßen nach den vielbesuchten Heiligthümern und Städten. Während so die Abreise sich von einem Tage zum andern verzögerte, benutzte Miß Bird den unfreiwilligen Aufenthalt zu gründlicherer Besichtigung der Wunder von Tokio.

Unter den 3000 Bauwerken, die in der Hauptstadt allein dem Schinto- und dem Buddha-Kultus geweiht sind, nimmt der Tempel von Asakusa die erste Stelle ein. Derselbe ist der Verehrung der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit, der „tausendarmigen Kwannon", gewidmet. Im Großen und Ganzen sind die buddhistischen Tempel Japans in Form und Ausführung alle einander gleich; sie haben sämmtlich den einfach oder doppelt überdachten Thorweg, in dessen Seitennischen grellbemalte Figuren stehen; den gepflasterten Tempelhof mit einer größern oder kleinern Anzahl von Steinlaternen; amainu oder himmlische Hunde, die, aus Stein gehauen, auf steinernen Postamenten stehen; offene oder von einem Dache überwölbte Steinsarkophage für das geweihte Wasser; dann mehrere Stufen, die zum eigentlichen Tempel hinaufführen, einen Portikus, der sich als Veranda rings um den Tempel fortsetzt; die hölzernen Wände des Tempels, die auf steinernem Fundament ruhen, sind nach außen gewöhnlich mit starken, lackirten oder auch ungestrichenen Brettern bekleidet, nach innen aber mit dünner schön geglätteter und in Mustern zusammengefügter Täfelung von dem Holze der Retinospora obtusa belegt. Das unverhältnißmäßig schwere Dach, das in der bekannten Form ausgeschweift ist, hat entweder eine Deckung von sellsam geformten und künstlich aufgelegten Ziegeln, oder von mit Gold verzierten Kupferplatten; bei einigen Tempeln ist es auch mit saubergearbeiteten Schindeln gedeckt. Die quadratische oder längliche Halle im Innern ist durch ein Gitter von einem erhöhten Platze mit zwei Altären und einem Schreine getrennt, in dem sich ein Bildniß Buddhas oder der Gottheit, der der Tempel geweiht ist, befindet. Einige stereotype Zierrathen und ein Weihrauchbrenner sind ebenfalls in allen Tempeln vorhanden; die weitere Ausschmückung sowie die Art der Symbole und Idole hängt von der Sekte ab, welcher der Tempel angehört, sowie auch von dem größern oder geringern Reichthum ihrer Anhänger und der Phantasie ihrer Priester. Die breite Straße, die von Ost-Tokio nach dem ehemaligen Dorfe Asakusa führt, ist stets von Fußgängern und Fuhrwerken, die zum Tempel gehen oder von dort kommen, überfüllt. Hier ist auch der Endpunkt einer der wenigen Omnibuslinien der Stadt, einer Neuerung, die sowohl in Bezug auf die elenden kleinen Pferde als auch auf die schlechten Wagen fast alles zu wünschen übrig läßt. Am Ende dieser Fahrstraße schon zeigt sich die Nähe eines „Gotteshauses" in der hier üblichen Weise an: Restaurants, Theehäuser, kleine Theater, wo die Geischas, d. h. Tänzerinnen und Sängerinnen, für die Unterhaltung sorgen, laden die Pilger zu ihren mehr oder weniger unschuldigen Freuden ein. Ein gepflasterter Fußweg führt von hier nach dem Haupteingange, einem zweistöckigen, dunkelroth gemalten Thore mit doppeltem Dache. Auch auf beiden Seiten dieses Weges ziehen sich Reihen von Buden hin, in denen vorzugsweise Spielzeug, Tabak und Rauchutensilien und die künstlich geschnitzten oder reichverzierten Haarnadeln der Frauen verkauft werden. Näher am Tempel nimmt der Inhalt der Buden einen andern Charakter an. Rosenkränze, kleine, im Aermel oder Gürtel zu tragende Götzenbilder, Amuletbeutel, vor allen Dingen aber Abbildungen des fröhlich aussehenden Daikoku, des Gottes des Reichthums, der der populärste von allen japanischen Hausgöttern ist, und zahlreiche ähnliche Dinge werden feilgeboten. Täglich ist in Asakusa Festtag, und täglich strömen viele Hunderte von Männern, Weibern und Kindern hier zusammen, um die Hülfe der Göttin zu erflehen oder an einem der zahlreichen anderen hier vorhandenen Schreine zu beten. An den großen Festtagen des matsuri jedoch, wenn der heilige Wagen der Göttin nebst verschiedenen heiligen Symbolen ausgestellt und nach religiösen Aufführungen und Tänzen in feierlicher Procession zum Meere gebracht wird, zählen die Gläubigen, die sich hier versammeln, nach Zehntausenden. Die beiden verzerrten gigantischen Figuren, das männliche und das weibliche Princip der chinesischen Tempel, stehen auch hier als Thorhüter am Eingange, der eine roth, mit weit geöffnetem, der andere grün, mit festgeschlossenem Munde. An dem Gitter, das sie umschließt, hängen eine Anzahl von Strohsandalen, Votivgaben von Leuten, welche die Stärke der in den Muskelpartien besonders ausgearbeiteten kolossalen Gestalten erlangen möchten. Von dem Dache des Haupteinganges, das auf einer Anzahl runder Säulen ruht, hängen mehrere, zehn Fuß lange Papierlaternen herab; die große Tempelhalle besteht aus einem nicht mit Matten belegten äußern und einem durch ein Gitter abgetheilten innern Raume, in den man nur gegen eine kleine Bezahlung Einlaß erhält, wenn man in größerer Abgeschlossenheit beten oder auch die Priester für sich Gebete sprechen lassen will.

Der Lärm, die Unordnung und das fortwährende Kommen und Gehen in dem äußern Raume wirken auf Jeden, der zum ersten Male hierher kommt, fast betäubend. Das unaufhörliche Klappern der Holzschuhe, welche die Japanesen außerhalb des Hauses unter den Füßen zu tragen pflegen, das Hin- und Herschwirren von zahllosen Tauben, die unter dem Thordache nisten, das Läuten der Gebetglöckchen vermischt sich mit dem Schall von dumpfen Trommeln, dem eintönig kreischenden Gebet der Priester, dem leisen Murmeln der anderen Beter und dem gelegentlichen lauten Lachen und Sprechen der Andächtigen. Verkäufer von Amuleten und Rosenkränzen hocken überall auf dem Boden; ein unterhaltendes Studium aber gewähren die Votivgaben, die hier rings an dem Gitter aufgehängt sind. Neben zahlreichen staubigen Haarzöpfen von Männern und Frauen, die als Gelübde für Kranke dargebracht zu werden pflegen, sieht man hier Dankopfer der verschiedensten Art für Gebetserhörung sowie auch große, zum Theil rohe, grellbunte Bilder, auf denen irgend eine durch die Göttin bewirkte wunderbare Errettung aus großer Lebensgefahr dargestellt ist. Eines dieser Bilder, das besonders in die Augen fällt, zeigt eine Dampfexplosion auf dem Sumidagawa, bei der 100 Men-

schen ums Leben gekommen sind und der dankbare Stifter des Bildes allein gerettet wurde. Der heiligste Raum des Tempels, der Hochaltar, der Schrein mit dem Bilde der Göttin, u. s. w., ist durch ein grobes Netz aus Eisendraht abgeschlossen; in diesem Allerheiligsten stehen die großen Leuchter, kolossale Lotosblumen aus vergoldetem Silber, heilige Bücher, seltsame Geräthe aus lackirtem Holz, Glocken, Gongs und Trommeln und der ganze übrige Symbolapparat der buddhistischen Religion, die für die Gebildeten und Wissenden ein System der höchsten Moral und Metaphysik, für die Massen aber ein Wust abergläubischen Bilderdienstes ist. In dem trüben, durch Weihrauchdunst noch verdüsterten Raume innerhalb des Netzes sieht man die Priester mit den kahlgeschorenen Häuptern, mit reichen Gewändern bekleidet, geräuschlos über die weichen Matten um den Altar schreiten, auf dem der Schrein der Göttin steht; sie zünden die heiligen Kerzen auf den großen Leuchtern an, indem sie Gebete murmeln und die kleinen ringsum hängenden Glocken berühren. Ein großer Kasten, der vor dem Gitter steht, ist zur Aufnahme der Opfer der Gläubigen bestimmt, und fast unaufhörlich ertönt das leise Klingen der hineinfallenden Kupfermünzen. Verschiedenartig wie die bunte Menge, die hier zusammenströmt, ist auch ihre Weise zu beten; bei den einen besteht das Gebet in einem nachdrücklichen Wiederholen unverstandener Worte in einer fremden Sprache; bei den anderen im Erheben und Aneinanderreiben der Hände, im Auf- und Niederbewegen des Kopfes, Abzählen des Rosenkranzes u. s. w. Nur wenige, die wirklich von Leid bedrückt sind, zeigen etwas wie Andacht oder werfen sich in inbrünstigem Gebete zu Boden. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren mehrere von den großen Götterbildern, die über und über mit kleinen, fest anklebenden Papierkugeln bedeckt sind, von denen auch Hunderte in dem umgebenden Drahtgitter stecken. Wer eine Bitte an die Gottheit zu richten hat, schreibt dieselbe auf ein Stück Papier, oder, was noch wirksamer ist, er läßt sie von einem Priester aufschreiben, zerkaut dann den Zettel und spuckt ihn gegen das Götterbild. Hat er gut gezielt, geht die Kugel durch das Gitter und klebt an dem Bilde fest, so gilt dies für ein gutes Omen; bleibt sie im Gitter stecken, so findet das Gebet keine Erhörung.

Rings um den Tempel der tausendarmigen Kwannon liegen noch zahlreiche kleine Heiligthümer und Schreine zerstreut; einige derselben gehören dem Schintokultus an, der ursprünglichen Religion Japans, einem fast jedes ethischen Gehaltes baaren Bilder- und Ahnendienste, der lange Zeit durch die höhere buddhistische Lehre ganz in den Schatten gestellt und durch das vereinte Bemühen der Schoguns und der Buddhapriester schließlich mit derselben vermischt worden war. Bei dem Beginne des neuen régime wurde der Schintoismus mit seinem Glauben an die göttliche Abstammung und Gottgleichheit des Herrschers wieder zur Staatsreligion erhoben; doch vertrug sich das alte verrottete Glaubenssystem so wenig mit den Fortschritten der Regierung auf der eingeschlagenen Bahn, daß schon wenige Jahre später (im Jahre 1877) die mit so vieler Feierlichkeit inaugurirte Staatsreligion stillschweigend wieder in den Hintergrund verwiesen und eine Behörde für die Verwaltung aller Kultusangelegenheiten eingesetzt wurde.

Der weite Tempelgarten von Asakusa, mit seinen Wundern von zu Figuren verschnittenen Bäumen, den als Gemälden gezogenen Blumenbeeten und Miniaturlandschaften, ein Prototyp der japanesischen Gärtnerkunst, ist vom Morgen bis zum Abend von einer auf- und niederwogenden Menschenmenge bevölkert. Der lebhafte Natursinn der Japanesen, deren Hauptvolksfeste in dem Bewundern der frühjährlichen „Kirschenblüthe", des „Iris- und Päonienflors", der „Lotos- und Chrysanthemumblüthe" bestehen, zeigt sich auch hier wieder vereint mit der harmlosen Freude an den bunten Sehenswürdigkeiten und kindlichen Belustigungen, welche die in dem Garten aufgestellten Buden wie auf unseren Jahrmärkten darbieten. Aber welch ein Unterschied zwischen der Volksmenge auf unseren Märkten und diesen still und gesittet umherwandelnden Gruppen des japanischen Volkes. Man sieht sich unwillkürlich nach einigen der 6000 in Tokio stationirten Polizeibeamten um, die diese ihrem Vergnügen nachgehende Menge so im Zaume halten. Aber es ist von keiner Beaufsichtigung die Rede, und wie man das Volk hier erblickt, so findet man es im ganzen Japan wieder: in der Oeffentlichkeit stets gesittet und höflich; auch in der größten Volksmenge während des Tages nur selten ein Betrunkener zu sehen oder ein lautes Wort des Streites zu vernehmen. Ein genaueres Bekanntwerden mit den japanischen Zuständen belehrt den erstaunten Fremden aber nur zu bald, daß man nach diesem ernsthaft-anständigen Verhalten durchaus nicht auf besondere sittliche Reinheit, Mäßigkeit oder ähnliche Tugenden schließen darf. — Nach strenger Landessitte dürfen Männer und Frauen hier auf den Straßen und an öffentlichen Orten nie neben einander gehen; unter den Gruppen der Weiber, deren kleine schwächliche Gestalt oft unter der Last eines auf dem Rücken in den Falten ihres Obergewandes hockenden Kindes gebückt ist, sieht man nur selten eine anmuthige Erscheinung. Die abscheuliche Mode des Schwarzfärbens der Zähne, des Ausreißens der Augenbrauen, der dicke weiße Puder auf dem Gesichte, die scharlachroth bemalten Lippen und nicht zum wenigsten die ungünstige hinderliche Tracht stimmen mit unseren Begriffen von Schönheit nicht überein. Das Untergewand oder kimono, das von Männern und Frauen getragen wird, muß bei den letzteren so eng nach vorn zusammengezogen werden, daß es die freie Bewegung hindert und nur ein mühsames, leichtgebücktes Gehen erlaubt. Die ungeschickte Fußbekleidung der hohen Holzsandalen und die den ganzen Rücken bedeckende, abstehende Schleife des breiten Gürtels verbessern den Anblick nicht. In den niederen Volksklassen unterscheidet sich die Tracht der Männer nur wenig von der der Weiber; oft genug erkennt man die beiden Geschlechter nur durch die verschiedene Anordnung des Haars. Merkwürdig alt und ernsthaft sehen die Kinder aus, in ihrer derjenigen der Erwachsenen vollständig gleichen Tracht; die Knaben mit glattrasirten Köpfen, auf denen nur drei kleine Haarbüschel stehen bleiben, die Mädchen mit den kunstvollen „Chignons" und Haarpolstern ihrer Mütter.

Am 10. Juni endlich konnte Miß Bird Tokio verlassen und ihre Reise nach dem Norden antreten. Es war ihr zu guterletzt gelungen, sich in der Person eines achtzehnjährigen Burschen von ungewöhnlich kleiner Statur und einem mit Vorliebe zur Schau getragenen Ausdruck größter Dummheit auf dem häßlichen Gesichte einen Diener zu engagiren, der in der Folge alle Befürchtungen über seine Unbrauchbarkeit glänzend zu Schanden machen sollte. Der Reisepaß, der ihr von der Regierung ausgestellt worden war, und der dem Ausländer eine Tour ins Innere nur „aus Gesundheitsrücksichten oder zum Zwecke botanischer oder anderer wissenschaftlicher Forschungen" gestattet, war in diesem Falle besonders liberal gehalten; er schrieb der Reisenden nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die einzuhaltende Route vor, sondern gab ihr volle Freiheit, das ganze Land nördlich von Tokio zu durchstreifen.

Inhalt: Quer durch Sumatra. I. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. II. — Spiridion Gopčević: Die Ehe in Oberalbanien. I. — Isabella L. Bird's Reise durch Japan. II. — (Schluß der Redaction 4. Februar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 10.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeiſt von dem Reiſenden aufgenommenen Photographien.)

II.

Fort Kock nahmen Veth und ſeine Genoſſen zum Ausgangspunkte für verſchiedene Ausflüge, darunter einen nach Manindjoe. Der Weg dahin führt zunächſt in das breite tiefe Thal des Batang Maſang, deſſen ſenkrechte Thalwände überall von der Jahrhunderte langen Wirkung des Waſſers auf den vulkaniſchen Boden zu erzählen wiſſen. Der immerhin ziemlich geräumige Engpaß, „Büffelloch“ (Karbuwengat) genannt, bietet dem Wanderer nicht immer genügenden Raum. Damals, als Veth ihn beſuchte, war nichts leichter, als den Fluß zu durchwaten; aber zur Regenzeit füllt der geſchwellte Strom die ganze Senkung und unterbricht dadurch den geſammten Verkehr zwiſchen Fort Kock und den nördlich davon gelegenen Gebieten. Weiterhin kommt man in eine enge, ſtarkgeneigte Schlucht, Namens „Pantar-Loch“, und dann auf das Plateau von Matoca. Dort hatten die Eingeborenen während der Padrikriege drei Verſchanzungen errichtet, von denen die Holländer verſchiedentliche Male zurückgetrieben wurden, bis endlich im Jahre 1834 der Oberſtlieutenant Bauer die Stellung überrumpelte. Bei dem Kampong Matoca theilt ſich der Weg: rechts geht es nach Bondjol, einem Dorfe, welches bei der Eroberung der Südweſtküſte von Sumatra eine große Rolle geſpielt hat, und weiter nach der Sektion Rau des Padangſchen Oberlandes; links nach dem See Manindjoe. Von welch' unſäglicher Pracht iſt hier die Landſchaft! Kaum bemerkten die Reiſenden tief unter ſich den See, als ſie raſch die Pferde anhielten, erſtaunt über den ſich ihnen bietenden Anblick. Wahrhaft phantaſtiſch erſcheint das ruhige, klare Waſſerbecken in ſeiner Umrahmung von bewaldeten Bergen, deren ſenkrecht abſtürzende, wilde Abhänge ſich in dem

van Hasſelt.

azurnen Gewäſſer ſpiegelten. Mehr gleitend als ſchreitend gelangten die Pferde nach dem Kampong Manindjoe, der am Seeufer liegt, hinab.

Der Reſt des Tages verlief in angenehmſter Weiſe: das nahe Gewäſſer bot den Reiſenden die Erquickung eines kalten Bades und das gaſtliche Haus des Kontroleurs van Delden eine trefflich beſetzte Tafel. Ein Spaziergang nördlich vom See folgte; man kam durch die Schlucht des Batang Antokan, durch welche der See Abfluß nach der Weſtküſte hat, bis Lubu-Baſoeng und Ficu. Am nächſten Morgen kehrten ſie nach Fort Kock zurück. Ein nicht weniger intereſſanter Ausflug war derjenige nach dem nahen Dorf Kota Gedang, welches in Anbetracht ſeines Gewerbefleißes der reichſte und anſehnlichſte Ort des Padangſchen Oberlandes iſt. Dort werden die ſchönen und koſtbaren, mit Goldfäden durchwebten Gewänder gefertigt; auch die Goldſchmiedekunſt, welche wahrhaft bewundernswerthe Stücke erzeugt, hat dort ihren Hauptſitz, und außerdem liefert das Dorf eine ſehr große Zahl einheimiſcher Beamten.

Zwei Flüſſe entſpringen auf dem Plateau von Agam und auf den umliegenden Bergen, nämlich der Batang Maſang und der Batang Agam. Da Fort Kock auf einer Hügelkette liegt, welche das umliegende Land ein wenig überragt und auf der Grenzſcheide beider Stromgebiete liegt, ſo genießt man von dort eine prächtige Ausſicht über das ganze Plateau. Die Gegend ge-

Haus eines Häuptlings in Padang.

hört zu den am beſten angebauten und am meiſten bevölkerten des Padangſchen Hochlandes. Kampongs und Reisfelder bedecken nicht nur die Ebene, ſondern ziehen ſich an den Abhängen des Singalang und Merapi weit hinauf. Namentlich letzterer Vulkan iſt von mächtiger Wirkung; ſelten kann man einen ſchönern Anblick genießen, als an einem heitern Abend von der Gallerie des Reſidentenhauſes aus, wenn ſich der Mond in ſeiner ganzen tropiſchen Pracht über der ſchwarzen Bergmaſſe erhebt und die Ebene mit ſeinem ſilbernen Lichte übergießt, das in ſo ſcharfem Gegenſatze ſteht zu den dunkelrothen Rauchſäulen, die aus dem Vulkane aufſteigen, und dem gelben Lichte der aus dem Krater ausgeſpieenen weißglühenden Steine.

In ſolcher Weiſe verſtrich Beth und ſeinen Gefährten eine höchſt intereſſante Woche in Fort Kock, das ſie erſt am 20. Oktober verließen. In einem Wagen ſchlugen ſie den Weg nach Paja-Koemboeh ein. Zuerſt führte derſelbe öſtlich durch die Ebene von Agam und dann hinab in das Thal des Batang Agam, der etwas nördlich von der Straße ſich ſeinen Weg durch eine enge Schlucht gebahnt hat. Dort angelangt ſtiegen die Reiſenden aus, um zur Linken einen Pfad einzuſchlagen, der ſie in einer Viertelſtunde vor eine Grotte in dem Kalkfelſen führte. Sie iſt nicht ſehr groß, verdient aber einen Beſuch wegen der Lichteffekte, welche das durch mehrere Oeffnungen eindringende Sonnenlicht darin hervorbringt. Dann ging es zu Wagen nach Paja-Koemboeh, der größten und ſchönſten Ortſchaft im Padangſchen Oberlande, 23 Paal von Fort Kock entfernt. Die als L. Kotas bekannte Gegend, deren Hauptort Paja-Koemboeh iſt, gehört gleichfalls zu den

reichſten und bevölkertſten der Padangſchen Hochlande. Der Sonntagsmarkt (pasar) iſt berühmt wegen der großen Zahl von Neugierigen und Käufern, welche dort zuſammenſtrömen, und durch den großen Umſatz, welcher dabei ſtattfindet. Einſt galt der Ort für ſo wichtig, daß die Niederländiſche Handelsgeſellſchaft dort eine Agentur errichtete. Dieſelbe machte allerdings ſehr ſchlechte Geſchäfte und wurde bald nachher wieder aufgehoben; aber vielleicht lag der Grund davon darin, daß ſie ihre Geſchäftsräume am Sonntage, d. h. gerade dem Markttage, zuſperrte.

Obwohl nur 500 m hoch gelegen, iſt Paja-Koemboeh wegen ſeiner geſunden Luft berühmt. Es iſt dort eine Geſundheitsſtation errichtet worden, in welcher ſich oftmals Beamte und Privatleute mehrere Wochen lang aufhalten, um ſich von chroniſchen Dyſenterien zu befreien.

Das Thal des Batang Sinamar, der von Nordweſten herabkommt, wird hier breiter; nachdem er den Batang Arau aufgenommen, vereinigt er ſich unterhalb Paja-Koemboeh mit dem Batang Agam, fließt dann nach Südoſten am Vulkan Sago hin nach Lintau und Boea und ergießt ſich ſüdlich von dieſen beiden Provinzen in den uns bereits bekannten Batang Ombilin. Die Reiſenden verweilten einen Tag, um die vom Arau in den röthlichen Kalkfelſen gewühlte tiefe Schlucht, in welche ſich zahlreiche Bäche als Waſſerfälle hinabſtürzen, zu beſuchen, und fuhren dann weiter nach dem circa 12 Paal entfernten Alaban, das am Abhange

Brücke über den Batang Maſang.

des Sago liegt. Dort ſtiegen ſie zu Pferde und ritten nach dem 15 Paal weiter hin liegenden Boea. Der Weg führte an den dicht mit Wald bedeckten Abhängen des Sago hin; leider aber verdeckten Regen und Nebel die ohne Zweifel ſehr ſchöne Landſchaft vollſtändig — nicht zehn Schritte weit konnten ſie ſehen.

In Boea trafen ſie leider den Kontroleur van Swieten nicht zu Hauſe; doch hatte derſelbe dafür geſorgt, daß es ihnen an Obdach und Nahrung nicht fehlte. Das Thal des Sinamar, welches zwiſchen dem Sago und den öſtlich ihm gegenüberliegenden Bergen nur eine ſchmale Spalte iſt, wird bei Boea wieder breiter und bildet eine weite Ebene, inmitten derer ſich auf einer Erhöhung das Haus des Kontroleurs erhebt. Prächtig iſt der Anblick, den von dort aus geſehen der Sago und die anderen umliegenden Berge gewähren. Einſt war auch dieſe Ebene blühend und reich; als ſie aber in den ſogenannten Padri-Kriegen zum Herde des Widerſtandes ward, verlor ſie einen großen Theil ihrer Einwohner, während die übrigbleibenden verarmten. Seitdem ſind 35 Jahre verfloſſen, ohne daß der alte Wohlſtand wieder eingekehrt iſt.

Am 30. März überſchritten ſie den Marapalm, einen ſüdlichen Ausläufer des Sago, um Fort van der Capellen zu erreichen. Auch dieſer Berg war damals der Schauplatz heftiger Kämpfe; die Bewohner von Lintau und Boea hatten ſich dort verſchanzt und brachten 1832 den Holländern eine ſchwere Niederlage bei, wobei dieſelben vier Kanonen verloren. Etwas oberhalb der Straße liegen noch die Ruinen einer kleinen Baſtion, welche einen prächtigen Blick über die Provinz Tanah-Datar und die umliegenden Berge ge-

währt, und von wo man ſelbſt die meiſten Gipfel im Innern der Inſel erkennen kann. Ein ſteiler Abſtieg führt von dort in die Ebene hinab, wo ſie um 1 Uhr Mittags das Fort van der Capellen erreichten. Ein halbes Dutzend alter Freunde und Bekannte machten ihnen den nur kurzen Aufenthalt daſelbſt überaus angenehm. Allein ſchon am nächſten Morgen ging es weiter nach den Goldminen am Ombilin, und zwar in Geſellſchaft des Civilingenieurs Reinier D. Verbeek, der ſelbſt die Bearbeitung eines der Lager leitete. Bis zum See Singkarah iſt die Straße vortrefflich; bald aber mußte man links auf einen beſchwerlichen Pfad einbiegen, welcher noch vor Kurzem, ehe die große Straße längs des Sees eröffnet worden war, die einzige Verbindung zwiſchen Singkarah und Tanah-Datar gebildet hatte. Dieſer ſchlechte Weg zieht ſich durch unermeßliche Djoear-Wälder, welche jetzt die Stelle einſtiger Kaffeepflanzungen einnehmen. Früher wurde nämlich durch Regierungsbefehl der Djoear für den einzigen Baum erklärt, der im Stande ſei, den Kaffeepflanzen den nöthigen Schatten zu gewähren. Der Baum aber erfüllte ſeinen Beruf nur allzugut und hat ſeine Schützlinge bis auf den letzten Strauch erſtickt.

Nach Ueberſchreitung des Ombilin führte ein ſehr rauher Weg unſere Geſellſchaft auf ein Plateau, welches den Singkarah-See im Oſten begrenzt und faſt ganz mit Ilalang und Büffelgras bewachſen iſt. Dort genoſſen ſie Ver-

Haus des Chatib Negri in Soepajang.

beek's Gaſtfreundſchaft und beſuchten Nachmittags die Mine, welche früher von Malaien bearbeitet worden und dann eingeſtürzt war. Verbeek hatte den Stollen wieder geöffnet, in der Hoffnung, auf tertiäre Flußablagerungen zu ſtoßen, die von den Eingeborenen noch nicht ausgebeutet wären; aber er ſah leider bald ein, daß nicht unzureichende Inſtrumente die Leute zum Einſtellen der Arbeit veranlaßt hatten, ſondern der Ertrag derſelben nicht lohnte. So gab denn auch der Ingenieur einige Monate nach Veth's Beſuch die Weiterarbeit auf und verſuchte ſein Glück an anderen Stellen.

Am nächſten Morgen begleitete ſie Verbeek an den Rand des Plateaus und wies ihnen den Weg nach dem Ufer des tief zu ihren Füßen liegenden Singkarah-Sees. Der Anblick des weiten Waſſerbeckens war prächtig. Die waldbedeckten Berge der Barisan-Kette am jenſeitigen Ufer, welche etwa 1000 m über den See anſteigen, ſpiegelten ſich in dem klaren Waſſer ebenſo ſcharf wieder, als ſie ſich von dem Blau des Himmels abhoben. Rutſchend und gleitend trugen die an ſolche Pfade gewöhnten Pferde ihre Reiter den Abhang hinab bis auf die Straße, welche dieſelben einige Tage zuvor, als ſie von Solok nach Padang-Pandjang gingen, paſſirt hatten. Solok aber vermochten ſie an demſelben Tage nicht mehr zu erreichen, da der angeſchwollene Soemani die Brücke fortgeriſſen hatte. Sie blieben alſo in Singkarah, wurden am nächſten Tage mittels eines Floſſes über den Strom geſetzt und fanden dann in Solok ihr Gepäck und ihre Inſtrumente, welche ſie von Padang aus dorthin geſandt hatten. So konnten ſie denn ohne Zaudern an die letzten Vorbereitungen für ihre Reiſen durch den Süden der Reſidentſchaft Ober-Padang gehen, welcher einſtweilen

Mr. Gladstone's visit to Hawarden Castle, his father's residence, on Saturday last, was the occasion of a demonstration of welcome by the tenantry and neighbours, who assembled in great numbers, and presented an address. Mr. Gladstone, in reply, said that he had been absent from Hawarden for nearly twenty years, and that he had come back to it with a feeling of pleasure which he could not express. He had been absent from it for the greater part of the time during which he had been in public life, and he had come back to it now that he had retired from public life. He had come back to it with a feeling of pleasure which he could not express. He had been absent from it for the greater part of the time during which he had been in public life, and he had come back to it now that he had retired from public life.

## Tiny Houses

Tiny houses are small, simple houses that are usually between 100 and 400 square feet. They are often built on trailers so they can be moved from place to place. Some people live in tiny houses because they want to spend less money on housing. Others live in them because they want to live closer to nature or have more time for other things.

Tiny houses can be very different from one another. Some have lofts for sleeping, while others have fold-down beds. Some have composting toilets, while others have regular bathrooms. Some are off-the-grid, meaning they do not connect to public utilities like water and electricity. Others are connected to these services.

Living in a tiny house can be challenging. There is very little storage space, so people must be careful about what they bring into their homes. They also have to be creative about how they use the space they have. For example, a table might double as a desk, and a bench might have storage underneath it.

Despite the challenges, many people who live in tiny houses say they are happy with their decision. They enjoy the freedom that comes with having a small home and the sense of community that can be found in tiny house villages.

Marſch ging ſüdwärts nach Silago, wo ſie im „negrihuis“ oder „passantenhuis“ abſtiegen, einer Art Gaſthaus für reiſende Beamten, welches von den Eingeborenen unterhalten wird. Daneben befindet ſich unter einem offenen Schuppen ein „taboe“, d. h. ein ausgehöhltes und mit einem Ziegenfelle überſpanntes Stück Baumſtamm, eine

Taboe in Silago.

Pauke, welche bei Feſtlichkeiten, Unglücksfällen oder dergleichen kräftig geſchlagen wird, um die Bewohner herbeizurufen, und deren dumpfer Ton auf ſehr weite Entfernungen hin gehört wird.

Da ihnen Silago für 5 bis 6 Wochen als Hauptquartier dienen ſollte, ſo richteten ſie ſich in dem Paſſantenhuis nach Möglichkeit wohnlich ein.

---

# Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević**.

## II.

### Bei den katholiſchen Maljſoren.

Bei den Maljſoren haben ſich noch die lächerlichen Hochzeitsceremonien der katholiſchen Städter bis auf den heutigen Tag erhalten, während dieſe ſich in dieſer Beziehung ſchon mehr den fränkiſchen Anſchauungen angepaßt haben. Noch vor einem Decennium hielten ſie jedoch ebenſo feſt an den althergebrachten Gebräuchen, wie die Maljſoren.

Sowie früher in Montenegro, ſo herrſcht auch jetzt noch bei den Maljſoren die Unſitte, die Kinder ſchon in der Wiege zu verloben und unter keiner Bedingung von dieſem Verlöbniß abzuweichen. Die Geiſtlichkeit ſträubte ſich ſtets gegen dieſe Unſitte und bot alles auf, die Ehe von der beiderſeitigen Zuſtimmung des Brautpaares abhängig zu machen, aber bisher konnte ſie noch keinen vollſtändigen Erfolg erringen, wenngleich es anzuerkennen iſt, daß jetzt ſchon viele Familien ſich des Verlobens in der Wiege enthalten. Die Geiſtlichkeit ging ſogar gewaltſam vor, indem ſie ſich an die

Behörden wandte und auf Ungültigerklärung der Verlobungen in der Wiege und Rückerſtattung der bereits gezahlten Summen drang. Die Folge davon war indeſſen bloß ein verſtärktes Wüthen der Blutrache, die nunmehr in einen förmlichen Krieg zwiſchen den einzelnen Dörfern ausartete. Ebenſo eiferte die Geiſtlichkeit gegen die in vielen Dörfern und Stämmen häufigen Miſchehen zwiſchen Mohammedanern und Katholiken, eine ganz überflüſſige Agitation, da in den albaniſchen Miſchehen beide Theile ihre Religion unbeirrt ausüben dürfen.

Da die Maljſorinnen unverſchleiert gehen (auch die mohammedaniſchen), wäre es dem Jüngling leicht möglich, eine Liebesheirath zu ſchließen, wenn er nicht ſchon durch das „sezees“ (Treueverſprechen, Verlobung) gebunden wäre, welches ſeine Eltern für ihn in der Wiege gegeben. Ein ſolches Verlöbniß wird aber von den Maljſoren als unverletzlich betrachtet. Wollte ſich das einmal verlobte Mädchen an einen Andern verheirathen, ſo hätte dies die Blutrache Seitens der Familie des Verſchmähten gegen jene der abtrünnigen Braut und ihres Mannes zur Folge. Iſt ſchon dieſer Umſtand ſehr fatal, ſo wird die Lage eines Mädchens noch verhängnißvoller, wenn ihr Bräutigam keinen Gefallen an ihr findet. Neben anderen unſinnigen Geſetzen haben nämlich die Maljſoren auch eines, welches anordnet, daß die Kinder einer Familie nur in der Reihenfolge ihres Alters heirathen dürfen. Dadurch wird es zur Unmöglichkeit, ein jüngeres Kind zu verheirathen, ſo lange noch deſſen ältere Geſchwiſter unvermählt ſind. Wenn nun ein Jüngling ſeine Verlobte durchaus nicht heirathen will, ſo bleibt ihm, um der Blutrache vorzubeugen, nur das Mittel, auszuwandern oder einen mehrjährigen Urlaub zu nehmen. Beides iſt aber für die Familie ſeiner Braut verhängnißvoll, denn ſo lange nicht ſichere Kunde vom Tode des Verſchollenen eingetroffen iſt, darf die verlaſſene Ariadne und demnach auch ihre jüngeren Geſchwiſter nicht heirathen.

Die Mädchen bekommen in Albanien überhaupt keine Mitgift, ſondern bloß eine Ausſtattung. Letztere beſteht aus Wäſche, geſtickten Kleidern, Juwelen und dergleichen und iſt durch Geſetze nach den Vermögensklaſſen genau feſtgeſetzt. An dem Bräutigam iſt es, für ſeine Frau deren Familie einen Kaufſchilling zu entrichten, der zwiſchen 300 bis 4000 Piaſter (45 bis 600 Mark) beträgt. Stirbt der Bräutigam, bevor er ſein Ehegelöbniß erfüllen konnte, ſo ſteht es ſeinem Bruder frei, deſſen Braut zu heirathen, ohne dieſelbe oder deren Familie um Erlaubniß zu fragen. Er muß dann jedoch 150 Piaſter mehr zahlen, als ſein Bruder ſich zu zahlen anheiſchig gemacht hatte.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Verlobung für ungültig erklärt wird, wenn ſich nachträglich die Exiſtenz eines geſetzlichen Ehehinderniſſes herausſtellt. Ein ſolches iſt hauptſächlich nahe Verwandſchaft. Ueber dieſe haben indeß die Maljſoren ähnlich ausgedehnte Begriffe, wie die Mohammedaner. Sie gehen dann oft ſo weit, den ganzen Stamm für Verwandte anzuſehen. Die Škreli, Hotti und das Barjak Gjoani ſuchen ſich daher ihre Frauen ſtets bei anderen Stämmen.

Wenn der Bräutigam den Kaufſchilling für die Braut entrichtet hat, ſchickt er ſeinen Vater, dieſe abzuholen. Gewöhnlich geſchieht dies, wenn ſie das 12. bis 14. Jahr erreicht hat. Sie älter werden zu laſſen iſt gefährlich, da, wie erwähnt, ihre jüngeren Geſchwiſter nicht eher heirathen dürfen, bevor ſie nicht an den Mann gebracht iſt.

Der Vater des Bräutigams bringt auch der Braut den „Dunti“, d. i. das Hochzeitsgeſchenk, mit. Er hat ſchon einige Tage vorher ihre Eltern von ſeiner Ankunft aviſirt. Dieſe findet ſtets an einem Donnerſtag ſtatt, da die Hochzeit nur an einem Montag zuläſſig iſt.

Der Dunti beſteht aus einem eleganten Kiſtchen, das verſchiedene Toilettegegenſtände, den „Selman“, Schuhe, gelblederne, goldgeſtickte Babuſchen (Pantoffeln), Zuckerbrod, Kaffee und andere Kleinigkeiten enthält. Der Selman iſt das Diadem, welches die chriſtlichen Albaneſinnen auf dem Kopfe tragen. Es beſteht aus einem mit Seide überzogenen und mit Korallen, Perlen und Stickereien beſetzten Holzgeſtell.

Zwei der nächſten Anverwandten des Bräutigams überbringen den Dunti. Bei der Thür des Hauſes der Braut werden ſie von deren Familie erwartet, begrüßt und in das Empfangszimmer geleitet, wo der Dunti auf einen Tiſch oder Kaſten niedergeſetzt wird. Im Augenblick, da dies geſchieht, rufen alle Anweſenden: „Per heir!“ d. i. zum Wohlſein![1]) Nachdem dies geſchehen, werden die Ueberbringer eingeladen, ſich auf dem Ehrenplatze niederzulaſſen, der ihnen den ganzen Tag über reſervirt bleibt. Die Verwandten der Braut hingegen ſtehen gelangweilt in feierlichem Stillſchweigen umher. Der unvermeidliche Kaffee, Roſenſyrup, Raki, Maſtix, Bäckereien und dergleichen machen zweimal die Runde. Ueberhaupt bietet die Familie der Braut Alles auf, den Dunti-Ueberbringern durch Zuvorkommenheit, Aufmerkſamkeit und Liebenswürdigkeit eine gute Meinung von dem Tone beizubringen, der in dem Hauſe der Braut herrſcht.

Nachdem man ſich mehrere Stunden auf dieſe Weiſe und durch fade beglückwünſchende Redensarten gelangweilt, werden endlich die Gäſte hinauskomplimentirt.

Nach deren Entfernung ſetzen ſich die ſpeciellen Bekannten und Verwandten der Braut, welche ſämmtlich eingeladen werden, zu einem Gelage zuſammen, das die ganze Nacht hindurch währt. Es wird da renommirt, geſungen, getanzt und muſicirt, vornehmlich aber gegeſſen und getrunken, denn alle Albaneſen ſind beſondere Freunde von Schmauſereien und Gelagen. (So wie vordem auch die Montenegriner.)

Die gleichen Schwelgereien finden um dieſelbe Zeit im Hauſe des Bräutigams ſtatt, der ſeine Freunde und Verwandten zu ſich geladen hat.

Wenn der Morgen graut, ziehen ſich die Männer zurück und bloß die Weiber bleiben zum Schwatzen beiſammen.

Andern Tags, d. i. Freitag, wird die Braut von ihren Freundinnen gewaſchen, gebadet, gekämmt und geſchminkt, kurz ſo ſchön als möglich gemacht. Die arme Braut muß ſich widerſtandslos und ſchweigſam kneten, treten, abreiben und malen laſſen, denn Haare und Augenbrauen dürfen keine andere Farbe als ſchwarz aufweiſen. Andere weibliche Verwandte ſtellen die Ausſtattung zuſammen und beſchäftigen ſich mit den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten.

An dieſem wie an dem vorhergehenden Tage durchläuft ein junger Mann die Straßen und beſorgt die Einladungen; und zwar Donnerſtag für Rechnung des Bräutigams, Freitag für jene der Braut. Da er von jedem Eingeladenen einen bis zwei Piaſter erhält, und die Zahl derſelben bei Vornehmen oft fünf bis ſechs Hundert beträgt, ſo hat der Schreier eine ganz hübſche Einnahme zu verzeichnen. Seine

[1]) Ueber den Geſang, welcher während der Ueberreichung des Dunti angeſtimmt wird, entnehme ich der Hecquard'ſchen Ueberſetzung Folgendes:

„Weißer Flachs, weißer als das Drinwaſſer (dieſes ſah ich immer nur ſehr ſchmutzig gelb! S. G.), N. N. (der Bräutigam) ſchickt den Dunti in einem vergoldeten Kaſtchen. O weh! ſagt der Gatte, meine Kleider ſind noch beim Schneider! Lauft, lauft, ſagt ihm, daß er ſich ſpute und da wir Gevattern ſind, wird er ſich beeilen und ſie mir umſonſt machen.“

Einladung lautet: „N. N. verheirathet ſich und bittet euch, Montag mit dem ganzen Hauſe zur Hochzeit zu kommen.“ Soll bloß der Hausherr allein erſcheinen, muß dies eigens bemerkt werden.

Samſtag darf ſich die Braut etwas erholen und für die Quälereien ſtärken, die ihrer an den folgenden Tagen harren.

Sonntag kommen wieder die Freundinnen, welche die Braut am Freitag gewaſchen haben, und ſchmücken ſie abermals auf das Beſte. Je reicher die Familie, deſto größer der Luxus, welcher in den Brautkleidern entfaltet wird. Iſt die Familie arm, ſo leiht ſie ſich Kleider und Schmuck von reichen Nachbarinnen, denn am Hochzeitstag darf der Braut nichts mangeln. Sobald die Toilette beendet, wird die Braut in das Empfangszimmer geführt und den Frauen des Hauſes vorgeſtellt. Dieſe begucken das Mädchen von allen Seiten und ſuchen Mängel an der Toilette zu entdecken, ob deren die freiwilligen Zofen zu ſchelten wären. Die Braut hingegen darf kein unſchönes oder tadelndes Wort vernehmen.

Abends treten dann der Vater und die Brüder ein. Sofort muß ſich das Mädchen ihnen zu Füßen werfen, wohl oder übel Thränen vergießen und ſchluchzend um Verzeihung für alle ſeit der Geburt begangenen Unarten bitten. Die Braut wird unter tröſtlichen Verſicherungen aufgehoben, dagegen verlangt es die Sitte, daß jetzt ſämmtliche weibliche Verwandte in ein Geheul mit obligatem Thränenvergießen ausbrechen, ſeufzen und ſchluchzen. Dadurch ſoll der Schmerz angedeutet werden, den alle über die bevorſtehende Trauung empfinden.

Das Gejammer muß eine volle Glockenſtunde dauern. Sobald dieſe abgelaufen, verſtummt wie mit einem Zauberſchlage jedes Gewinſel, ſämmtliche Anweſende greifen in die Taſche, ziehen ihre Schnupftücher, ſchneuzen ſich und trocknen die Thränen. Ohne weitern Uebergang werden wieder alle luſtig und ſtimmen Geſänge an [1]).

Am nächſten Morgen (Montag, dem eigentlichen Hochzeitstage) rücken ſämmtliche Eingeladenen vor die Häuſer der beiden Brautleute. Jeder bringt ſein Hochzeitsgeſchenk mit, das für den Gemahl in einer Oka (2¼ Pfund) Zucker und einer Oka Kaffee, für die Braut jedoch in einem Seidentuche und einem Goldſtück beſteht. Gewöhnlich wird ein Dukaten gegeben, doch ſchenken nähere Verwandte oder Reichere auch einen Napoleon oder eine türkiſche Lira, Aermere oder bloße Bekannte einen halben oder Viertelnapoleon. Vierfache Dukaten können ſich bloß Geldprotzen erlauben. Die Braut wählt ſich die ſchönſten Goldſtücke zur Herſtellung von Stirn- und Halsketten aus und verwendet den Reſt zur Ergänzung ihrer Ausſtattung. Von den Seidentüchern behält ſie ſich auch bloß ſoviel, als ihr gefällt, die anderen verkauft ihr Gemahl ſpäter heimlich. Daſſelbe thut er auch mitunter mit dem Kaffee, wenn er mehrere Centner von dieſem erhalten hat; dagegen läßt er ſich durch den Zucker die Bitterkeiten des Eheſtandes verſüßen.

Beim Morgengrauen iſt bereits die Braut geweckt worden. Ihre Freundinnen beſorgen wieder ihre Toilette, ſchmücken ſie heraus und ſchminken ſie friſch. Bei Sonnenaufgang muß jedoch das Opfer mit der Toilette fertig ſein. Es wird ſodann in das Empfangszimmer geführt, wo man es in eine Ecke ſtellt. Hier muß nun das arme Mädchen gleich einer Marmorſtatue bis gegen Mittag ſtehen bleiben. Seine Augen hat es züchtig auf den Boden geheftet, ſeine Arme über die Bruſt gekreuzt, deren Wogen ſo viel als möglich verbergend. Rechts und links ſtehen zwei Weiber als Wache, während die übrigen Weiber auf den längs den Wänden laufenden Ottomanen und Polſterbänken ſitzen und ſtarr die Braut angaffen, um zu kontroliren, ob ſich dieſe „anſtändig“ (d. i. regungslos) verhält.

Das iſt übrigens noch gar nichts! Auch während der erſten drei Tage nach Eintritt in die Wohnung ihres Gemahls muß die junge Frau vom Morgen bis zum Abend in dieſer Weiſe gleich einer Bildſäule im Winkel ſtehen, ſie darf ſich weder regen, noch ſprechen, noch die Augen erheben, noch einſchlafen. Niederſetzen darf ſie ſich bloß zum Speiſen, bei welcher Gelegenheit ſie den Blicken der anweſenden Frauen durch einen Schleier entzogen wird. Doch will es der Anſtand, daß ein gut erzogenes Mädchen nicht ißt, es ſei denn, daß man es mit Gewalt dazu nöthigt. Der ganze Unſinn ſoll den Zweck haben, den Schmerz der jungen Gattin über das Verlaſſen des Vaterhauſes auszudrücken. Die ganze Komödie wird mit tiefem Ernſt behandelt und aufgeführt, da die Eingeladenen die Erziehung der Braut nach ihrem Verhalten bei dieſem Martyrium beurtheilen.

Während die Braut im Empfangszimmer „winkelſteht“, laſſen es ſich die Gäſte in den anderen Gemächern, im Hof und vor dem Hauſe wohlſein. Die Muſikanten kratzen ihre Inſtrumente, daß dieſe vor Schmerz laut aufheulen, worin ſie von ſogenannten „Sängern“ unbarmherzig unterſtützt werden. Die geiſtigen Getränke machen natürlich wiederholt die Runde. Bloß die Frauen ſtecken leiſe flüſternd die Köpfe zuſammen, ſich mit dem Ausrichten der Nachbarinnen beſchäftigend und häufig durch einen Schluck Kaffee oder Schnaps die trockene Kehle anfeuchtend.

Endlich ſchlägt es zehn Uhr, ein Albaneſe zeigt ſich, der ein Maulthier mit ſich führt und vor dem Hauſe Halt macht. Der Bräutigam hat beide geſchickt, die Ausſtattung ſeiner Frau abzuholen; dieſe iſt in einer großen, plump mit Blumen und Verzierungen bemalten Kiſte eingeſchloſſen. Unter Weihwaſſerbeſprengung und Gebetherableiern wird der Koffer auf das Maulthier geladen, welches ſich unter dem donnernden „Per-heir“-Rufe der Gäſte wieder in Bewegung ſetzt.

Sobald das Maulthier mit ſeinem Schatz zum Bräutigam zurückgekommen, ſchickt dieſer ſeinen Vater mit den geladenen Gäſten ab, die Braut zu holen. Dem Zuge voran wird ein weißer Zelter mit prächtiger Aufzäumung geführt. Vor dem Hauſe der Braut angelangt, ſtellen ſich alle in Schlachtordnung auf. Der Hausherr ſchickt einige ſeiner Verwandten oder Freunde mit Roſenſirup, Raki, Maſtix, Bäckereien und dergleichen hinab, um die neuen Ankömmlinge entſprechend zu bewirthen. Dieſe laſſen ſich nicht erſt bitten, ſondern langen tapfer zu, ſo daß oft eine volle Stunde damit vergeht.

Endlich erſcheint die Braut, geführt von zwei Freundinnen. Sie wird wie ein Stück Holz auf den Zelter geſetzt, denn ſie muß Gliederſteife affektiren (ſo will es der Anſtand); dann ſetzt ſich der ganze Zug in Bewegung. Voran marſchiren die Gäſte des Bräutigams, dann folgt die Braut, zu deren beiden Seiten zwei Verwandte reiten, von denen ſie an den Armen im Sattel feſtgehalten wird; dann folgen die Muſikanten und Sänger, den Schluß bilden die Gäſte der Braut. Letztere muß ſich vor dem Verlaſſen des väterlichen Hauſes und bei jeder Straßenecke dreimal

[1]) Nach Hecquard's Ueberſetzung lauten dieſe: Senkt euch, ihr Berge, ſenkt euch, damit der Mond hervorkommen und dieſen ſchönen Abend beleuchten kann. Unſere Braut wurde durch die Mutter unterwieſen. Sie ſagte ihr: „Meiner Treu, theure Tochter, achte und liebe deinen Schwiegervater.“ — „Meiner Seele, theure Mutter, ſei ruhig, ich werde ihn achten und lieben, denn er iſt es, welcher mir einen ſo ſchönen und guten Jungen zum Gemahl giebt.“

verneigen, um dem Heim ihrer Kindheit das letzte Adieu zu sagen.

Vor dem Hause des Bräutigams angelangt, wird die Braut von den sie bereits erwartenden Frauen des Hauses aus dem Sattel gehoben und in das Brautgemach geleitet. Als wohlerzogenes Mädchen darf sie sich jedoch nur mit Gewalt dorthin ziehen und stoßen lassen. Im Brautgemach nimmt sie auf einem schwellenden Kissen Platz, um sie herum gruppiren sich die nächsten Verwandten. Es wird Kaffee herumgereicht, worauf sich die Gäste der Braut zurückziehen. Deren Aeltester giebt noch vorher folgende Erklärung ab: „Bis hierher gehörte sie uns und Gott; von jetzt an und in der Zukunft gehört sie aber euch und Gott, welcher über sie wachen möge."

Die Gesänge, welche während des ganzen Zuges angestimmt wurden, sind dieselben, welche ich schon oben für die mohammedanischen Heirathen citirt habe. Nur einmal kommt darin eine Abweichung vor, indem der Aelteste aufgefordert wird, sich zu bekreuzen.

Nach der Entfernung der Verwandten der Braut begiebt sich der Zug zur Einsegnung in die Kirche, oder, da es nicht viel Kirchen in den Malisoren-Dörfern giebt, in ein eigenes Gemach, in dem ein Altar errichtet worden ist. Religiöse Malisoren haben übrigens beständig einen Hausaltar, vorausgesetzt, daß es ihre Räumlichkeiten gestatten. Gewöhnlich befindet sich der Traualtar in dem Brautgemache. Der Ceremonie wohnen bloß die Familienmitglieder bei. Zuerst tritt die Braut vor den Altar und kniet daselbst nieder. Dann wird der Bräutigam von seinen zwei Beiständen, scheinbar mit Gewalt, hereingeschleppt und zum Niederknien gezwungen. Seine Beistände, eine Kerze in der Hand, stehen neben ihm. Vorerst liest der Priester eine Messe, dann wendet er sich an die Braut, welche er dreimal fragt, ob sie gesonnen sei, den neben ihr knieenden Bräutigam zu ehelichen. Die Sitte will es, daß die Braut, welche den ganzen Tag über die Lippen nicht öffnen darf, auch jetzt stumm bleibt und wie bisher den Holzklotz spielt. Die zustimmende Antwort wird daher gegeben, indem die Kranzjungfer nach der dritten Frage der Braut mit Gewalt den Kopf tief hinabstößt. Hierauf wird der Bräutigam befragt; ihm ist es gestattet, die Antwort selbst durch ein entschiedenes, kräftiges „Popo!" (Ja, ja) zu geben.

Nach Beendigung der Trauung entfernt sich der Gemahl, um sich für die ausgestandene Pein durch ein Glas Schnaps zu entschädigen. Die arme Braut muß jedoch noch verweilen und sich von den nunmehr eingelassenen Weibern besingen lassen. Sei sie auch noch so häßlich, ihre eingebildeten Reize werden da enthusiastisch verhimmelt, ohne daß sie sich über diese drastische Ironie gekränkt fühlen darf.

Nachdem auch dies überstanden, setzt man sich zur Tafel und zwar die weiblichen Gäste in dem einen, die männlichen im andern Zimmer. Wenn die Zahl der Gäste sehr groß ist, müssen selbstverständlich mehrere Zimmer, oft auch noch der Hof und Garten in Anspruch genommen werden. Die Gäste sitzen dabei zu zehn bis zwölf an viereckigen Tischen. In der Mitte der männlichen Tafeln befindet sich der Bräutigamstisch, dessen Ehrenplatz der Gemahl einnimmt; ihm zur Seite sitzen der Pfarrer und die Beistände. Der Gemahl erscheint übrigens erst zum Dessert, wenn die Schnapsflaschen aufgefahren werden. Die Beistände stoßen ihn dabei mit Gewalt vor sich in das Zimmer, nöthigen ihn zum Niedersetzen und stopfen ihm scheinbar gegen seinen Willen die Bissen in den Mund. Aus eigenem Antrieb zu essen, fällt keinem anständigen Bräutigam ein. Das Gleiche geschieht im andern Zimmer bei den Weibern mit der Gattin. Nach der Tafel beginnen die Männer zu spielen, rauchen, tanzen und scherzen; die Weiber geben sich dem beseligenden Tratsch hin, wobei natürlich die Kaffeeschale unaufhörlich klappert.

Bei Anbruch der Nacht wiederholt sich das Gelage. Gegen Mitternacht wird dann die Braut in ihr Gemach geleitet und der Gemahl hiervon heimlich benachrichtigt. Er benutzt einen günstigen Moment, da alles mit den Schwelgereien beschäftigt ist und sich um ihn nicht kümmert, um sich heimlich und ungesehen fortzuschleichen. Er stiehlt sich in das Gemach seiner Braut, bleibt daselbst einige Stunden und kehrt dann in den Kreis seiner zechenden Freunde zurück, seine Abwesenheit mit der Nothwendigkeit nach dem Wetter zu sehen und dergleichen entschuldigend. Auch an den folgenden Tagen hütet er sich gehörig, beim Besuchen seiner Gattin gesehen oder beim Verlassen ihres Gemaches ertappt zu werden, da dies für ihn eine große Schande wäre. Wenn daher bei armen oder zahlreichen Familien das neue Ehepaar nicht sein eigenes Gemach hat, ist es Sitte, daß sich die Neuvermählten bis zur Geburt des ersten Kindes nur heimlich an abgelegenen Orten sehen.

Die ersten drei Tage nach der Hochzeit muß die Frau, wie schon erwähnt, im Winkel stehen, ohne sich rühren oder sprechen zu dürfen. Wenn die Weiber des Morgens das Brautgemach betreten, finden sie bereits die junge Frau in dieser Stellung. Nur muß sie sich noch mit den Händen das Gesicht bedecken, als ob sie sich schämte. Diese drei Tage sind von tödtlicher Langweile und Pein für die arme Frau, denn sie muß die Besuche aller Weiber über sich ergehen lassen und dabei die Statue vorstellen. Von weit und breit ziehen nämlich die neugierigen Weiber herbei, um sich die Braut anzusehen. Kein Mann darf sich dabei im Hause blicken lassen und dem Gemahl ist es überlassen, sich im Freien oder wo er sonst will herumzutreiben. Erst mit dem dritten Tage haben die Komödien ihr Ende erreicht und tritt die Frau in ihre häuslichen Rechte ein.

Ein Jahr nach Geburt eines Kindes — bei manchen Stämmen schon kurze Zeit danach — wird dieses getauft, bei welcher Gelegenheit ihm der Pathe den Kopf scheert. Dabei geht es drei Tage lang lustig zu. Die abgeschnittenen Haare werden nebst dem Pathenpfennig während dieser Zeit in einem Beutel aufbewahrt und nach drei Tagen verbrannt. Das Pathenkind wird der „Heilige Johann" genannt.

Erwähnt sei noch, daß der Mann kein Recht auf das Eigenthum seiner Frau hat, bestehend aus den Geschenken, die sie vor und nach der Heirath von ihren Verwandten bekommen hat. Er darf sie züchtigen, aber nicht mißhandeln, denn die geringste sichtbare Verletzung würde eine Klage seiner Frau zur Folge haben. Die Plekjte müßte ihn dann zu einer starken Geldstrafe verurtheilen.

# Iſabella L. Bird's Reiſe durch Japan.

## III.

Die erſten drei Tagereiſen bis nach dem etwa 90 engl. Meilen entfernten Nikkô wurden zu Kuruma zurückgelegt auf der belebten, breiten, aber ſtellenweiſe in ſehr ſchlechtem Zuſtande befindlichen Straße, die von Tokio nordwärts durch die Ebene von Jedo führt. Auf beiden Seiten dieſes Weges ziehen ſich meilenweit in faſt ununterbrochener Folge gartenumgebene Häuſer hin, deren offene Fronten einen ungehinderten Einblick in das häusliche Leben und die Beſchäftigungen ihrer Bewohner geſtatten. Beſonders zahlreich ſind die Tſchajas oder Theehäuſer vertreten, die, wenn auch oft kaum etwas anderes als ein niedriger Holzſchuppen mit einer mattenbelegten Erhöhung auf der einen und den einfachſten Kochvorrichtungen, meiſt nur einem am Boden angezündeten Holzkohlenfeuer, auf der andern Seite des offenen Vorraums, doch für alle des Weges Kommenden eine ebenſo große Anziehungskraft zu beſitzen ſcheinen, wie die mehrſtöckigen, mit Fahnen und bunten Lampen geſchmückten und ſtets reich beſuchten Tſchajas der großen Städte. Auch Miß Bird's Kurumaläufer, die den Weg bis Nikkô ohne Ablöſung machten, unterbrachen ihr gleichmäßiges Traben durch häufige Ruhepauſen in dieſen Theehäuſern, wo jeder Gaſt, ehe er den mattenbelegten Raum betritt, auf dem polirten Holzrand deſſelben niederſitzen und ſich die Füße in der lackirten Schale waſchen muß, die ihm von einem der bedienenden Mädchen entgegengebracht wird. Eine zweite Dienerin bringt dann das tabakobon, ein kleines viereckiges Brett aus lackirtem Holze mit einem Kohlenbehälter und Aſchenbecher aus Bambus oder Porcellan — denn die Japaneſen, und beſonders die Männer und Frauen der niedern Klaſſe, ſind faſt ausnahmslos leidenſchaftliche Verehrer des Tabaks, den ſie aus ganz kleinen nur drei bis vier Züge gewährenden Thonpfeifen rauchen —, eine dritte endlich ſetzt das zen neben ihn, ein etwa 6 Zoll hohes Tiſchchen, auf dem eine Theekanne und zwei Becher von der Größe unſeres Kinderſpielzeuges ſtehen. Der japaniſche Thee giebt, wenn man ihn richtig behandelt, d. h. wenn man die Blätter nicht länger als eine Minute im Waſſer läßt, ein aromatiſches, wohlſchmeckendes und ebenſo erfriſchendes wie anregendes Getränk von hell ſtrohgelber Farbe, das ohne Zuthat von Zucker oder Milch genoſſen wird. Auch die gewöhnlichen volksthümlichen Delikateſſen der Japaneſen — verſchiedenartiges Zuckerwerk, getrocknete Fiſche, eingeſalzene Früchte und Gemüſe, darunter beſonders der Daikon oder Gartenrettig (Raphanus sativus), gedörrte Dattelpflaumen und die beliebten mochi, kleine ungebackene Kuchen aus Reismehlteig — werden hier verkauft. Die Hauptſpeiſe der niederen Volksklaſſen, der auf die einfachſte Art zubereitete, d. h. nur in Waſſer weichgekochte, Reis, iſt in den Tſchajas gewöhnlichen Ranges zu drei beſtimmten Stunden des Tages warm zu haben; in den Zwiſchenzeiten genießt man ihn kalt oder erwärmt ihn ſich durch Aufgießen von heißem Thee. Vor dem am Boden kauernden Gaſte ſitzt dann eine Dienerin, die dem Speiſenden aus einem großen eimerartigen Gefäße ſeine Reisſchale ſo lange immer von Neuem füllt, bis er Einhalt gebietet. Der durchſchnittliche Reiskonſum der unteren Klaſſen ſoll ſich pro Kopf und Tag auf etwa 2 engliſche Pfund (etwas über 900 Gramm) belaufen; doch iſt dieſe Angabe wahrſcheinlich etwas zu hoch gegriffen.

Von der wichtigen Rolle, welche die Reiskultur in Japan ſpielt, empfängt man ſchon bei der Reiſe durch die Ebene von Jedo ein deutliches Bild. Auf meilenweit in die Runde iſt das ganze Land hier nur ein großer künſtlicher Reisſumpf, aus dem wie Inſeln die Dörfer mit ihrer Umgebung von Bäumen und die trockneren Stellen hervorragen, auf denen Weizen, Zwiebeln, Hirſe, Bohnen und Erbſen gezogen werden. Dazwiſchen finden ſich auch vereinzelte größere und kleinere Teiche, in denen neben der ſchönen Nelumbo nucifera auch eine Art Sagittaria kultivirt wird, deren Samen reſp. Wurzelknollen eine beliebte Speiſe abgeben. Ganz ausnahmsweiſe nur werden hier Ochſen oder Pferde zur Beſtellung der Felder verwendet; dafür aber hat die unabläſſige angeſtrengte Arbeit der Menſchen auch den Erfolg, daß man nirgend etwas von Unkraut ſieht, und daß der ſtets überreich gedüngte Boden regelmäßig zwei, oft auch drei Ernten im Jahre geſtattet. Scharen von Männern, die der Mehrzahl nach nur mit einem Maro oder Lendentuche bekleidet waren, wateten jetzt überall knietief in den übelriechenden Sümpfen, denn man befand ſich gerade in der Zeit des Verſetzens der jungen Reispflanzen. Je weiter man nach Norden kommt, deſto mehr verliert ſich der monotone Charakter der Landſchaft; die Reisfelder werden etwas ſeltener, bewaldete Hügel zeigen ſich in der Nähe; in der Ferne aber ragen mächtige Berge empor. Die großen am Waldrande liegenden Ackerbaudörfer tragen alle den Anſtrich einer gewiſſen Wohlhabenheit; große Scheunen mit geſchweiften Dächern, ſchöne Thore, die durch die 2 Fuß breiten und oft über 20 Fuß hohen glattgeſchnittenen Hecken führen, mit denen die wohlhabenden Grundbeſitzer hier ihre Gehöfte umgeben, bieten reiche Abwechſelung für das Auge. Als einen auffallenden Mangel in dem Landſchaftsbilde aber muß jedem europäiſchen Reiſenden das Fehlen alles Viehs auf dem Felde und in den Gehöften auffallen; Weideländereien ſind nirgends vorhanden, da man weder Schafe noch Rinder zieht, und ſo ſind Hühner, die allein um des Eiertrages willen, nicht zum Schlachten, gehalten werden, und elende Hunde von ſchlechter Race faſt überall die einzigen Hausthiere.

Das erſte Nachtquartier in Kaſukabe bot, ebenſo wie das zweite in der großen Stadt Totſchigi, ehemals dem befeſtigen Sitze eines Daimjo, einen Vorgeſchmack von den mannigfachen Widerwärtigkeiten, die von einer Reiſe durch Japan untrennbar ſind. Auf die ungeſunde, einem europäiſchen Magen nur ſchwer zuſagende Nahrung, auf den Ueberfluß an Flöhen und Mosquitos und den faſt vollſtändigen Mangel an brauchbaren Pferden war Miß Bird durch die Erzählungen ihrer Freunde in Tokio ſchon vorbereitet; nach einigen unliebſamen Erfahrungen fügt ſie zu der Liſte der Schattenſeiten einer japaniſchen Reiſe noch die ſchlechte Luft und den Mangel an einem abgeſchloſſenen Aufenthaltsraum in den Gaſthäuſern (Jadoja) hinzu.

Die Jadoja beſſern Ranges iſt meiſtens ein großes zweiſtöckiges Gebäude, in dem an den vielbeſuchten Straßen oft weit über hundert anſpruchsloſe Reiſende Aufnahme finden. Das Erdgeſchoß wird zum großen Theil durch das Daidokoro, die geräumige offene Küche, eingenommen, in der eine Schaar von Dienern und Dienerinnen, oft dreißig

und mehr an der Zahl, ihr geräuschvolles Wesen treibt. Das obere Geschoß, zu dem eine steile Stiege, häufig auch nur eine Leiter aus dunkelpolirtem Holz hinaufführt, besteht in der Regel aus einem einzigen weiten Raum mit alkovenartigen Nischen an den beiden schmalen, mit einer Gallerie an den offenen Längsseiten. Je nach Bedürfniß und Wunsch kann dieser Raum durch Einschieben großer papierbeklebter Holzrahmen, die in korrespondirenden Rinnen im Fußboden und in den Deckenbalken laufen, in mehrere kleinere Gemächer verwandelt werden. Außer diesen fusuma genannten Tapetenwänden giebt es noch die sogenannten schodschi, d. h. Rahmen, die mit durchscheinendem Papier beklebt sind und an Stelle der Fenster eingeschoben oder auch gelegentlich zur Abtrennung noch kleinerer Räume, als durch die fusuma möglich ist, wie Schirme aufgestellt werden. Die Fußbodenmatten oder tatami, welche die einzige Einrichtung eines solchen Gemachs bilden, sind oft eines der kostbarsten Besitzstücke des Hauseigenthümers. Ein sehr feines, weiches, zwei bis drei Zoll dickes Gewebe, von fast weißer Farbe und von einem dunkelblauen Rande eingefaßt, werden sie immer in einer bestimmten Größe (ungefähr 2 m Länge auf 1 m Breite) hergestellt, nach der man sich bei der Anlage der Innenräume eines Hauses richtet. Leider bietet diese schöne Bodenbekleidung, die kein Japanese je mit unsauberen Füßen oder gar mit Schuhen betreten wird, ein stehendes Obdach für Millionen von Flöhen, die im Verein mit Mosquitos den gegen solche Plagen noch nicht abgehärteten Reisenden den Aufenthalt zu einer Art von Tortur machen können. Und zu dieser am Schlafe hindernden Plage kommt noch das Gefühl persönlicher Unsicherheit, wenn bei Tage und bei Nacht nicht nur die zahlreichen Löcher und Risse, die sich oft in den Tapetenwänden befinden, ohne Unterlaß von neugierig hineinstarrenden Augen belagert sind, sondern auch die Wände immer und immer wieder bei Seite geschoben werden, um der zudringlichen Dienerschaft, neugierigen Fremden, schwer abzuweisenden Tänzerinnen und Sängerinnen oder den blinden Leuten, die ihre Dienste zum Schampuiren anbieten, Eingang zu gewähren. Bis weit in den Morgen hinein herrscht in einer vielbesuchten Jadoja ein wahrer Höllenlärm; Gesang und Gekreisch mischt sich mit den Tönen chinesischer Trommeln und der landesüblichen Saiteninstrumente, des samisen und des koto; auf der einen Seite hört man dazu wohl in dem Nebengemache stundenlang mit gellender Stimme buddhistische Gebete recitiren, auf der andern das wüste Geschrei und das unaufhörliche Plätschern einer Gesellschaft Badender; und froh kann man noch sein, wenn nicht, wie es Miß Bird in Totschigi widerfuhr, die trennenden Zwischenwände mitten in der Nacht umgeworfen werden, und man zum unfreiwilligen Zeugen einer wüsten Scene ausschweifender Lustigkeit gemacht wird. Von der Straße herauf erschallt das eigenthümliche Pfeifen der blinden Schampuirer und das laute Klappern des Wächters, der zum Zeichen seiner Wachsamkeit mit zwei großen Hölzern ancinanderschlagen muß. Rechnet man zu diesen Störungen noch die widrigen Gerüche, die theils auf schlechte häusliche Einrichtungen, nach denen z. B. die Dünger- und Abfallgrube unmittelbar neben dem Eingange des Hauses angebracht wird, theils auf die strengen und nichts weniger als lieblichen Düfte vieler japanischer Speisen, des beliebten Daikon vornehmlich, sowie auf das Qualmen der primitiven Lampen und Kerzen zurückzuführen sind, so kann man sich eine Vorstellung von einem Nachtquartier in einer großen Jadoja machen. Freilich giebt es fast in jedem größern Orte eine ganze Reihe von Häusern, die durch ihre Schilder ebenfalls als Herbergen gekennzeichnet werden, und auf deren ruhige reinlich gehaltene Gänge, weiße Matten und schöne Wandgemälde oder kakemonos der Fremde, der eine unruhige Nacht in einer schmutzigen Jadoja zugebracht hat, mit einer Art von Neid blickt. Auf die Frage, weshalb man nicht lieber hier eine Unterkunft gesucht habe, erhält er dann regelmäßig zur Antwort, daß diese schönen Häuser, durch deren untere, oft von einem zierlich überbrückten Wasserlauf durchströmte Halle man einen weiten Garten mit Blumen und Fontänen erblickt, sämmtlich Kaschitsukeya oder verrufene Häuser seien.

In den Dörfern hinter Totschigi ist fast jedes Haus von einer kleinen Pflanzung von Theesträuchern umgeben, deren Blätter jetzt gerade gesammelt und zum Trocknen auf Matten ausgebreitet wurden. Allenthalben erblickt man auch die Anzeichen von Seidenzucht in den ausgedehnten Maulbeerkulturen und in den vor den Häusern auf großen flachen Schüsseln in der Sonne ausgelegten weißen und gelben Kokons. Die häusliche Textilindustrie scheint in dieser Gegend eine wichtige Rolle zu spielen; vor fast allen Häusern saßen hier die Frauen: die jüngeren mit dem Weben eines schmalen Baumwollstoffes, die älteren mit Spinnen beschäftigt; und in jedem Dorfe sah man gefärbtes Baumwollgarn, das zum größten Theil aus England importirt wird, in großen Quantitäten zum Trocknen aufgehängt. Die hierzu verwendete Farbe ist ein einheimisches Indigo, das von dem Polygonum tinctorium gewonnen wird. Unter den Weibern, die man mit Spinnen und Weben, mit dem Einsammeln des Thees oder mit Gartenarbeit beschäftigt sah, waren nur wenige, bei denen nicht auf dem Rücken in den Falten des Gewandes ein kleines Kind gekauert und mit klugen schwarzen Augen über die Schulter der Trägerin hinweg geschaut hätte. Auch die Mehrzahl der kleinen Mädchen, die an der Straße spielten, war in der nämlichen Weise, oft ersichtlich weit über ihre Kräfte, belastet. Zahllose Dörfer, überfüllte Häuser und in allen große Schaaren von Kindern jeden Alters zeigen hier überall ein ungewöhnlich reich bevölkertes Land an.

Nach Nikkō, dem ehemals berühmten Wallfahrtsorte, wo die beiden größten Schoguns Iejasu und Iemitsu begraben liegen, führen zwei großartige Baumalleen, die wohl kaum ihres Gleichen in der Welt haben dürften. Sie sollen zum Andenken der beiden Heldenfürsten von einem Manne gepflanzt worden sein, der zu arm war, um eine bronzene Laterne an ihren Schreinen zu stiften; und man kann sich in der That kein herrlicheres Denkmal vorstellen, als diese stattlichen Reihen von über 100 Fuß hohen Kryptomerien, deren Stämme bis 30 Fuß Umfang haben und erst 50 bis 60 Fuß über dem Boden sich zu verzweigen anfangen. Aus der Ferne durch ihre pyramidenförmige Krone den Cedern gleichend, erscheinen die Kryptomerien durch das Aufplatzen ihrer röthlichbraunen Rinde zu schmalen Längsstreifen meist noch höher, als sie in Wahrheit sind. Die erste Allee, welche die große Straße von Oschiu-kaido einfaßt, hat eine Länge von 50 engl. Meilen; die von Reiheischi-kaido dagegen ist nur 30 Meilen lang. Bei dem von einem klaren Strome durchflossenen Bergdorfe Imaitschi vereinigen sich diese beiden Wege, und von hier aus führt dann die Allee immer bergauf noch bis zu dem acht Meilen entfernten Heiligthume. Die Landschaft zu beiden Seiten der mächtigen Baumgänge ist unvergleichlich schön. Große schneebedeckte Berggipfel überragen die hügelartigen Vorberge, häufig gekrönt von Schintotempeln, die inmitten schattiger Gehölze stehen, und zu denen man auf einer breiten Flucht von Steinstufen emporsteigt. Das Unterholz in dem Walde besteht zum großen Theil aus roth- und weißblühenden Azaleen; goldene Weizenfelder und ausgedehnte Flächen, auf denen der in dieser Gegend

vielfach angebaute Hanf ſein zierliches Grün zeigt, umgeben die Dörfer, an deren Eingange ſich hier meiſt ein hohes Gerüſt mit großen, lauttönenden Glocken erhebt. Kleine heilige Schreine, vor denen Blumen und an Stäben befeſtigte Lappen und Papierſtreifen als Opfergaben dargebracht ſind; Steinbilder Buddha's und ſeiner Jünger, zum Theil arg verwittert oder auch umgefallen, aber auf den Geſichtern der meiſten noch der charakteriſtiſche Ausdruck glückſeliger Ruhe und Weltabgeſchloſſenheit erkennbar; verfallene Tempel aus lackirtem Holze, deren kleine Glöckchen der leiſeſte Windhauch erklingen macht, ſind überall zwiſchen den Dörfern längs der Straße zu ſehen. Je höher der Weg an den Vorbergen des Nantaiſan-Gebirges emporſteigt, deſto üppiger wird die Vegetation; jeder Stein iſt mit dichtem Mooſe bedeckt, die Wegränder ſind durch Protococcus viridis und mehrere Marchantia-Arten grün gefärbt. Der Wald zieht ſich bis zu dem Gipfel der ſchroffen Felſen hinauf, zwiſchen denen Hunderte von größeren und kleineren Bächen hinabſtrömen. An dem Gebirgsdorfe Hatſchiiſchi endigt der für Kurumas befahrbare Weg; wer weiter ins Land eindringen will, muß zu Fuß gehen, ſich tragen laſſen, oder zum Reiten auf den übelberufenen Packpferden ſich entſchließen. Das Dorf Hatſchiiſchi beſteht nur aus einer ſteilen Straße, die mit ihren von hohen, weit überhängenden Dächern bedeckten Holzhäuſern, den großen Stufen, in denen ſie anſteigt, der über das Ganze verbreiteten warmen Färbung und der umgebenden großartigen Bergſcenerie eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem maleriſchen Schweizerdorfe hat. Und noch mehr wird man an die Schweiz erinnert, wenn man, das Dorf zu Fuß hinaufſchreitend, überall künſtliche Holzſchnitzereien und ſeltſam geformte Körbe aus dünnem Holz und Grasgeflecht zum Kaufe für die den Wallfahrtsort beſuchenden Fremden ausliegen ſieht. Die Straße ſelber ſowie das Innere und Aeußere der kleinen Häuſer zeichnen ſich durch faſt ängſtliche Sauberkeit aus; ebenſo iſt auch die große Jadoja des Ortes ein Muſter an Reinlichkeit und Ordnung. Trotzdem blieb Miß Bird ihrem Vorſatze treu, für den beabſichtigten mehrtägigen Aufenthalt in einem Privathauſe ein Unterkommen zu ſuchen. So ſetzte ſie ihren Weg noch etwas weiter fort bis zu dem auf der andern Seite des Heiligthums am Fuße des Berges belegenen Dorfe Irimitſchi. Zahlloſe terraſſirte Steige führen hier durch den dunklen Bergwald zu den Tempeln und heiligen Gräbern empor, die, geheimnißvoll von einem dichten Haine von Kryptomerien und Tannen umgeben, auf der Höhe ſtehen. Ueber die um dieſe Jahreszeit durch häufige Regengüſſe zu einem reißenden Strome angeſchwollene Daijagawa, die mächtig brauſend in einer Felsſchlucht herabſtürzt, führt die berühmte heilige Brücke oder Mihaſchi, ein 80 bis 90 Fuß langes, etwa 20 Fuß breites Bauwerk aus dunkelroth lackirtem Holze, das auf gemauerten Seitenpfeilern und ſteinernen Querträgern ruht. Im Jahre 1636 erbaut, durfte dieſe Brücke allein von den Schoguns, den Geſandten des Mikado und von zwei alljährlich zu den heiligen Schreinen wallfahrenden Pilgerzügen benutzt werden. Auch heute ſind ihre beiden Zugänge durch Gitterthore verſchloſſen, und man gelangt zu dem am andern Ufer liegenden Irimitſchi auf einem weiter unterhalb über den Strom führenden Steg.

Das Haus, in dem die Reiſende durch die geſchickte Vermittlung ihres Dieners Ito Aufnahme fand, gehörte einem in guten Verhältniſſen lebenden Manne, dem ſein Amt als Leiter der Feſtmuſiken an den Schintoſchreinen, eine halbe Sinekure, hinreichende Muße ließ, um ſich faſt unabläſſig mit der Verſchönerung ſeines Hauſes und Gartens zu beſchäftigen. So war denn auch dieſe am Fuße des Berges, etwas abſeits von dem maleriſchen grauen Dorfe Irimitſchi belegene Heimſtätte ein vollkommenes japaniſches Idyll. Von dem Berge, der an ſeinem obern Theile mit reichem Baumwuchſe, am untern mit blühendem Azaleengeſträuch bedeckt iſt, ſtrömt ein Bach herab, der durch das Haus geleitet und im Garten von zierlichen Bambusſtegen überbrückt und zu kleinen Kaskaden verwendet iſt. Das ganze innere Holzwerk des Hauſes, eines mit zwei Veranden verſehenen zweiſtöckigen Pavillons, iſt ſchön polirt und mit reichem Schnitzwerk verſehen. An der polirten Wand des einen Seitenalkoven hängt ein kakemono, ein auf weißer Seide gemalter Zweig röthlicher Kirſchblüthen, das Werk eines berühmten, in der Satſuma-Rebellion gefallenen Künſtlers, der ausſchließlich Kirſchenblüthen gemalt hat. Von gutem Geſchmack zeugt die auffallend ſparſame Verwendung von Zimmerſchmuck in allen japaneſiſchen Häuſern, wo ein einziges Wandgemälde, ein kleines Kabinetſchränkchen mit vergoldeten und ſchönbemalten Thüren, eine zierliche weiße oder bunte Vaſe von ſchöner Form, die an die Wand gehängt und mehrmals am Tage neu gefüllt wird — d. h. niemals mit mehr als einer Blume oder einem einzigen Blüthenzweige —, von entſchieden größerer Wirkung ſind, als die bei uns beliebte reichliche Entfaltung von dekorativen Kunſtprodukten. Nicht, als ob die wohlhabenden Japaneſen nicht auch reiche Schätze an derartigen Kunſtwerken beſäßen: aber ein richtiges, und wenn man will raffinirtes Schönheitsgefühl läßt ſie dieſe Schätze immer nur einzeln und in häufig abwechſelnder Auswahl zum Schmucke ihrer Wohnräume verwenden. Auch die Kura oder das neben dem Wohngebäude liegende feuerfeſte Vorrathshaus von Miß Bird's Wirth beherbergte eine große Sammlung von Koſtbarkeiten aller Art: wunderbare alte Lack- und Porcellanarbeiten, alte reichverzierte muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w. Der einzige religiöſe Schmuck im Hauſe war hier das kamidana oder das „Gottesfach", ein kleines Fach, auf dem ein hölzerner Schrein von der Form eines Schintotempels ſteht, der die Gedächtnißtafeln mit den Namen der verſtorbenen Verwandten enthält. Jeden Morgen wird ein Zweig Immergrün und zwei kleine Schalen, die mit Reis und Saké (Reiswein) gefüllt ſind, jeden Abend eine brennende Lampe davor aufgeſtellt.

Das Dorf Irimitſchi beſteht aus etwa 300 Häuſern, die in drei bergaufgehenden, terraſſirten Straßen gebaut ſind. In der Mitte jeder Straße läuft ein raſcher Bergbach in einer ſteinernen Einfaſſung, der hier wie überall für die Kinder des Dorfes der Hauptſammelplatz iſt und den größeren Knaben Gelegenheit zur Aufſtellung von allerhand Waſſerrädern bietet, deren künſtliche Ausführung oft von nicht geringem techniſchen Verſtändniß zeugt. Regelmäßig um ſieben Uhr Morgens leert ſich die Straße von den Kinderſchaaren, die durch den Schall einer Trommel nach dem in europäiſchem Style gebauten Schulhauſe gerufen werden, wo ſie einſtweilen noch in ungewohnt-unbehaglicher Weiſe auf Bänken und an Tiſchen ſitzen müſſen, während ſie in der Häuslichkeit nur das Liegen und Kauern auf den Matten kennen. Der ſtrikte Gehorſam, an den die japaneſiſchen Kinder von früh auf gewöhnt ſind und der auch das ganze ſpätere Leben hindurch das Verhältniß der Kinder zu den Eltern charakteriſirt, macht dem Lehrer leichte Arbeit. Faſt traurig ernſthaft und alt ſehen die langen Reihen der aufmerkſamen über die Bücher gebeugten Kindergeſichter aus; ein Eindruck, zu dem freilich die kahlgeſchorenen Köpfe der Knaben und die Haartracht der Mädchen das Ihrige beitragen. Die Erlernung der chineſiſchen Schriftzeichen, die neben dem einfachern Sylbenſyſtem der Japaneſen immer noch unentbehrlich iſt, nimmt unverhältnißmäßig viel

Zeit und Mühe in dem Gange des Unterrichtes fort; und, wie das kaum anders ſein kann, ſind es doch immer nur wenige Schüler, welche die Schwierigkeiten derſelben wirklich bemeiſtern. Die Elemente der verſchiedenen Zweige der Naturwiſſenſchaften ſowie Arithmetik, Geographie und Geſchichte werden jetzt in allen Dorfſchulen gelehrt. An Orten, wo ſich noch keine von der Regierung eingerichteten Schulen befinden — denn von einer auf 5 000 000 Köpfe geſchätzten ſchulpflichtigen Bevölkerung ſind einſtweilen nur wenig über 2 000 000 in den neuen Schulen untergebracht —, pflegen ſich ſeit lange ſchon die wohlhabenderen Familien zuſammenzuthun und gemeinſam einen Lehrer für ihre Kinder zu halten, an deſſen Unterricht ſie die Kinder der Aermeren umſonſt theilnehmen laſſen. Der Lehrer in Nikkō, der von der Regierung angeſtellt war und zu der achten Klaſſe der dreizehn verſchiedenen Stufen von Lehrern gehörte, war trotzdem mit ſeinem Gehalt allein auf freiwillige Beiträge der Einwohner und auf das Schulgeld angewieſen, das je nach dem Vermögensſtande der betreffenden Eltern in unſerm Gelde zwiſchen 5 und 35 Pfennigen monatlich für jedes Kind betrug. Für fünfſtündigen täglichen Unterricht (von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags) bezog er ein Monatsgehalt von etwa 20 Mark.

---

# Die heilige Sage der Polyneſier[1]).

α Im Auguſt des vorigen Jahres kehrte Adolf Baſtian von ſeiner letzten Reiſe um die Erde zurück, und bereits im November konnte der fleißige Gelehrte das Manuſkript des vorliegenden 300 Seiten ſtarken Bandes abſchließen. Wie bei allen Werken ſtaunen wir auch hier wieder über die Fülle des Gebotenen, über die unerſchöpfliche Menge der herbeigezogenen Parallelen, über die ſtupende hier zu Tage tretende Gelehrſamkeit, bei welcher es ſelbſt dem Fachmann, welcher mit den hier behandelten Dingen vertraut zu ſein glaubt, oft ſchwindlig wird.

Baſtian iſt von einem heiligen Feuereifer beſeelt, für die Ethnographie „in der zwölften Stunde“ noch zu retten, was zu retten iſt, das Material aufzuſpeichern, aus dem dereinſt mit Hülfe der Induktion die Wiſſenſchaft vom Menſchen auferbaut werden kann, denn daß unſere lebende Generation trotz raſtloſer Thätigkeit davon noch etwas ſchaue, daran zweifelt er mit Recht. Es geht uns hier wie Moſe, wir können nur einen Blick in das gelobte Land thun, ohne es ſelbſt zu erreichen, was aber nicht abhalten darf kommenden Geſchlechtern vorzuarbeiten. Baſtian, ein glücklicher Entdecker auf unſerm Gebiete, deſſen raſtloſe Thätigkeit die Räume des ethnographiſchen Muſeums in Berlin ſchon mit ſo manchem Schatze bereichert hat, gelangte auch auf ſeiner letzten Reiſe zur Hebung neuer Koſtbarkeiten, welche uns zum erſten Male einen tiefen Einblick in das religiöſe Weſen der Südſeevölker geſtatten. Hundert Jahre ſind jetzt verfloſſen, ſeit Cook der zweite Entdecker Neuſeelands wurde und die Sandwich-Inſeln fand; dieſe hundert Jahre haben gereicht, um die einheimiſche Bevölkerung beider Inſelgruppen zuſammengenommen auf etwa 100 000 Seelen zu reduciren; von den eigentlichen religiöſen Ideen der Urbewohner haben wir aber trotz eines hundertjährigen Verkehrs mit denſelben nur geringe Bruchſtücke kennen gelernt, wir ſind ahnungslos an großen Schätzen vorübergewandelt, wir haben ſie nicht gehoben, trotzdem aus ihnen „der Gedankenkreis Polyneſiens, einer der wunderbarſten, der von dem Menſchengeiſt auf der Erde geſchaffen iſt“, ſich hätte rekonſtruiren laſſen. Dahin ſterben die letzten Träger der alten unverfälſchten Traditionen; ehe ſie aber auf immer den Mund ſchließen, zwingt an zwei wichtigen, von einander entlegenen Stellen der glückliche Reiſende ſie noch zum Reden. Sie enthüllen das lange mit prieſterlicher Heimlichkeit gewahrte Myſterium und es wird uns möglich, einen mehr als flüchtigen Blick in die religiöſen Vorſtellungen der Südſeevölker zu thun.

Im Nachſtehenden vermögen wir Eigenes nicht zu bieten, müſſen vielmehr uns darauf beſchränken, dem Leſer einen kurzen Bericht über den Inhalt des Werkes zu geben, der hoffentlich ausreicht, um einen Begriff von der hohen Wichtigkeit des Buches zu geben, das für Kosmogonie und Theogonie der Polyneſier ganz neue Anſchauungen eröffnet.

Wie in der alten Welt, ſo bewahrten auch in Polyneſien die Prieſtergilden mit eiferſüchtiger Eiferſucht die Geheimniſſe der Religion, und der Reiſende drang nur in den ſeltenſten Fällen in das Myſterium ein. Die Miſſionäre, den heimiſchen Prieſtern gegenüber auf feindlichem Standpunkte ſtehend, verſuchten nur in den ſeltenſten Fällen den Schleier zu lüften; viele arbeiteten ſyſtematiſch an der Austilgung der alten Traditionen, gerade wie in Yukatan und Mexiko die Dominikaner einſt die koſtbaren Bücher verbrannten. So beſaßen wir eigentlich nichts weiter als „hier und da auf den verſchiedenen Inſelgruppen unterſcheidungslos aufgeraffte und willkürlich durcheinandergewürfelte Mythen.“ Vom tiefern Gehalt war dagegen nichts vorhanden.

Tangaroa, Taaroa oder Kanaloa iſt der Schöpfer bei den Polyneſiern. In ſeinem weit verbreiteten Kultus erſcheint er in verſchiedenen Masken; ſo weilt auf Raiatea ſeine Schöpferkraft in einer Muſchel, anderwärts tritt er als Schildkröte auf und erneuert ſich durch Abwerfen der Schale oder er ſchwebt in einem vom Winde umhergetriebenen Ei. Die Schiffszimmerleute von Tonga, deren Schutzgott er war, übertrugen auf ihren Seefahrten ſeinen Dienſt an andere Küſten; in Neuſeeland ſchreitet er als Spukgeſpenſt über die Wogen. Seine ſchöpferiſche Thätigkeit auf den Markeſas ſchildert ein erſt kürzlich bekannt gewordener Sang:

Im Anfang der Raum und Geſährte,
Der Raum in des Himmels Höhe
Tanaoa erfüllte, durchwallet den Himmel
Und Mutuhei ſchlingt drüber ſich hin.
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
Nichts Lebendes in Bewegung.
Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,
Eine finſtere, ſchwarzdunkelnde Nacht.
Tanaoa war's, der die Nacht beherrſcht
Aus Tanaoa hervor Atea (das Licht) entſprang
In Lebenskraft ſchwellend, mächtig und ſtark,
Atea war's nun, der den Tag beherrſcht ꝛc.

Ueberall in Polyneſien beginnen die Kosmogonien mit dem Begriffe der Po, in welchen Räumliches und Zeitliches verbunden iſt. Aus dieſen Urnächten treten die Welten ins

---

[1]) Die heilige Sage der Polyneſier. Kosmogonie und Theogonie. Von Adolf Baſtian. Leipzig. Brockhaus 1881.

Daſein und die Götter hervor, die Atua fauna po, die nachtgeborenen Götter, im Gegenſatz zu den jüngeren niederen Göttern, welche durch Heroen in die Menſchen übergehen. Po, räumlich und zeitlich gedacht, umfaßt das Ganze, die Keime und geſetzlichen Vorbedingungen für die künftige Schöpfung. Es iſt die causa absoluta prima Spinoza's. „Wo immer wir den Gedankengang in ungeſtörter Fortbildung der kosmogoniſchen Theorie antreffen, gelangen wir, ſeiner Leitung folgend, früher oder ſpäter zu ſolch allumfaſſend Zeit und Raum durchwaltender Nacht, in deren Dunkel nichts weiter unterſchieden werden kann, als letzten Abſchluß, in phöniziſchen, aſſyriſchen, indiſchen, helleniſchen Theogonien, den mileſiſchen und pythagoräiſchen Philoſophien und ſo in Polyneſien."

So viel im Allgemeinen. Speciell bringt Baſtian die Kosmogonien von Neuſeeland und Hawaii ans Licht. Während bereits nach Trollope die Literatur über Neuſeeland „einige tauſend Bände umfaßt" (!), iſt der ſpekulative Inhalt der Glaubenslehre der Eingeborenen bis jetzt ein verſchloſſenes Buch geweſen. Mythen freilich erzählte man genug, aber ein tieferer Einblick in die Weltanſchauung iſt nirgends gewährt. Baſtian traf nun, „von einem gütigen Geſchick geleitet", mit mehreren Männern zuſammen, die tiefer als andere in das Weſen der Maori eingedrungen waren, mit Judge Manning, dem Verfaſſer der „Pakeha Maori", mit John White, welcher in die Geheimniſſe des Prieſterordens eingeweiht iſt und der ein Werk über die Neuſeeländer vorbereitet. Ihm verdankt Baſtian die Mittheilungen über deren Kosmogonie und Theogonie. Auch hier beginnt die Schöpfung mit dem Po, der Urnacht, mit cykliſchen Kreiſungen von Nachtperioden; in dieſen manifeſtirt ſich zuerſt das Kore, das Nichtſein, und damit ſcheidet ſich die Nacht, Te-Po, als beſtimmter Zeitraum ab. Nach ungezählten Perioden erwacht Te Rapunga, das Sehnen, das ſich in Waia oder Fortdauer der erſten Sehnſuchtsregungen zur Sehnſucht ausbreitet; in der Folge macht ſich Te Kukune, die Empfindung, bemerkbar, die in Te Pupuke, der Ausbreitung, erſtarkt. Als Folgewirkung beginnt ein erſtes Pulſiren des Lebens, Te Hiriri oder Luftſchnappen, und hieraus emanirt Te Mahara, der Gedanke, fortentwickelt zu Te Hinangara, dem Geiſteswirken. Jetzt entſpringt Te Manako, der Wunſch, welcher ſich auf Wananga, das heilige Geheimniß oder große Lebensräthſel, richtet. In verzückter Anſchauung des Verſenkens über die umgebenden Wunder entfaltet ſich Te Ahua, der Glanz der Glorie, und damit als ſchöpferiſcher Liebesgott Te Atamai, die Zeugungskraft der Liebe, die in materielle Schöpfungen niederſinkt, wodurch Te Whiwhia, das Feſthalten am Daſein, hergeſtellt iſt, durchdrungen von Ravea, der freudevollen Wolluſt, und ſomit iſt dann eine beſtimmte Geſtaltung gegeben in Hoputu, dem Aufrichten, belebt durch Hau-Ora, dem Lebensathem, und jetzt fluthet Atea, das Weltall, im Raume, geſpalten durch Geſchlechtsdifferenz in Rangi und Papa, Himmel und Erde. Wir haben alſo nach einander in dieſem philoſophiſchen Produkte kannibaliſcher Wilden:

1. Das Nichtſein,
2. Die Urnacht,
3. Das Sehnen,
4. Fortdauer des Sehnens,
5. Empfindung,
6. Ausbreitung,
7. Pulſiren des Lebens,
8. Der Gedanke,
9. Geiſteswirken,
10. Der Wunſch,
11. Das große Lebensräthſel,
12. Der Glanz der Glorie,
13. Die Zeugungskraft,
14. Feſthalten am Daſein,
15. Wolluſt,
16. Geſtaltung der Form,
17. Lebensathem,
18. Das Weltall,
19. Himmel und Erde.

„Wir ſtehen hier vor einer neuen Welt im Geiſterreich, vor der Welt eines Ideenkreiſes, der faſt ein Viertel unſeres Globus räumlich gerechnet umfaßt und von dem wir dennoch ſo gut wie nichts wiſſen."

Nachdem Baſtian nähere Erläuterungen zu dieſer Maori-Kosmogonie geliefert, giebt er uns die in ihrer Kraft und Großartigkeit dem bibliſchen Bericht kaum nachſtehende Schöpfungsſage der Maori oder, wie ſie einheimiſch bezeichnet wird, die Geſchichte der Söhne des Himmels und der Erde, welche „ſeit Jahrtauſenden" wörtlich von Prieſter auf Prieſter überliefert wurde. Sie iſt allegoriſch, doch iſt die Bedeutung der Allegorie dem gemeinen Volke nie mitgetheilt worden und heute auch unter den Prieſtern zum größten Theile verloren.

Ebenſo glücklich war Baſtian auf Hawaii, „wo das urſprüngliche Geiſtesleben bereits ganz in dem neuen und mächtigern (europäiſchen) Ideenkreis verſchwommen" iſt und wo eine ethnologiſche Sammlung hawaiiſcher Geräthe, wie ſie das dortige Muſeum beſitzt, ebenſo angeſtaunt wird, wie bei uns. Selten nur hört man noch von einem alten Kahuna reden, der die Traditionen der Vorfahren bewahrt hat, er iſt wie ein Märchenerzähler und „kundiger Mann" bei uns. Auf dem Kultusminiſterium fand Baſtian indeſſen das bereits benutzte, aber in ſeiner ganzen Bedeutung nicht erkannte Manuſkript David Malos, eines der erſten Bekehrten und von den Miſſionären im Schreiben Unterrichteten, in welchem dieſer Mann ſeine Kenntniß über das alte Hawaii niederlegte. Dieſes war der eine Schatz, den unſer Reiſende ausbeuten konnte, den zweiten fand er beim Könige Kalakaua ſelbſt. „Da der König, wie er ſagte, ſich den Riten prieſterlicher Weihe unterzogen hatte, um ungehinderten Zutritt zu den Geheimlehren zu erhalten, ſo eröffnete ſich in den Stunden, die mir wiederholt für längere Geſpräche gewährt wurden, eine Reihe neuer Einblicke in das polyneſiſche Geiſterleben." Alte Manuſkripte, niedergeſchrieben als die Schreibkunſt auf Hawaii eingeführt wurde, dienten als Grundlage der Geſpräche. Von „Skalden und Barden" im Gefolge der Könige verfaßt, verknüpfen ſie die Genealogie der Könige durch Heroen und Götter mit der Theogonie der Inſeln. Eines dieſer alten, bei hohen Feſten recitirten Tempelgedichte, im ἱερος λόγος der Prieſter, aus dem Anfange des Jahrhunderts ſtammend, fand Baſtian ganz und intakt. Er durfte es benutzen, kopirte es theilweiſe und fand, daß der neuſeeländiſchen Kosmogonie entſprechend auch hier die Schöpfung mit der Entſtehung einer neuen Welt aus dem Schattenreflex einer vergangenen beginnt, das ganze vom Po umhüllt, aus welcher die Erſcheinungen hervortreten. Demgemäß beginnt der erſte Vers:

Hin dreht der Zeitumſchwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumſchwung nach aufwärts wieder,
Noch ſonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und ſchwankend nur im matten Mondgeſchimmer
Aus Makaliis mächtigem Wolkenſchleier,
Durchzittert ſchattenhaft das Grundbild künftiger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Tiefen (Wurzeln) des Abgrundes,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weiteſten Fernen her, von weiteſten Fernen
Weit aus den Fernen der Sonne, aus den Fernen der Nacht.

Wir müſſen hier abbrechen. Die weitere Entwickelung mit ihren zahlloſen Einzelheiten, mit der Summe philoſophiſcher Parallelen, die Baſtian herbeizieht, muß ſtudirt, mühſam ſtudirt werden. Das hier Excerpirte vermag aber nur einen ſchwachen Abglanz zu geben von der wichtigen Gabe, welche für die geiſtige Geſchichte der Menſchheit der verehrte Verfaſſer uns in ſeinem neueſten Werke darbietet.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Nach dem officiellen Werke: „Die Bergwerksproduktion Rußlands 1878“ wurden in ganz Rußland gewonnen: (in Pud = 16,38 kg) Gold 2572, Silber 699, Platina 126, Blei 85 281, Kupfer 214 702, Zink 283 398, Zinn 156, Gußeisen 25 397 279, Eisen 16 607 674, Stahl 5 378 750, Stahlschienen 3 376 506, Eisenguß 3 238 289, Steinkohlen 154 034 302, Naphta 15 324 167, Petroleum 6 285 133, Schwefel 29 971, Alaun 3600, Chromeisenstein 955 367, Kochsalz 47 678 528 Pud ꝛc. Münzen wurden geschlagen für 48 740 854 Rubel.

Die Zahl der Arbeiter betrug in den Bergwerken und Hütten (abgesehen von der Salzgewinnung) 282 319. Dampfmaschinen waren in Betrieb 971, durch Wasserkraft betrieben 1964, die mechanische Kraft (ohne die beim Goldbergbau benutzte) repräsentirt 64 364 Pferdekräfte. Von dem eigenen Bedarf Rußlands deckt die Produktion an Eisen 69, an Stahl und Stahlschienen 45, Kupfer 27, Zink 49, Steinkohlen 58, Kochsalz 82, Kerosin (Petroleum) 73 und an Schwefel 6 Procent.

— Nach der von der russischen Telegraphenverwaltung kürzlich herausgegebenen Uebersicht über ihre Thätigkeit im Jahre 1878 hatte das russische Telegraphennetz am 1. Januar 1879 folgende Ausdehnung:

| | Werst Linien | Werst Leitungen | Stationen |
|---|---|---|---|
| Staatstelegraph | 70 356 | 134 405 | 979 |
| Eisenbahntelegraph | 18 943 | 40 578 | 1317 |
| Engl.-indischer Telegraph | 3 407 | 7 290 | 53 |
| Alands-Kabel | 92 | 92 | — |
| Andere Privattelegraphen | 481 | 610 | 53 |
| Militärpolizeiliche Telegraphen | 361 | 361 | 102 |
| Zusammen | 93 640 | 183 336 | 2504 |

Der Zugang 1878 betrug bei den Staatstelegraphen 3815 resp. 5293 Werst und 44 Stationen, bei den Eisenbahntelegraphen 1184 resp. 1960 Werst, 116 Stationen, Telegraphen von Privatgesellschaften 112 resp. 378 Werst und 53 Stationen.

## Asien.

— Ueber die Ernte im Zerawschan-Gebiet schreibt die „Turkest. Ztg.“: Die Ernte von 1880 ist weit besser als die von 1879, was zur Folge hatte, daß seit Mitte Juni der Preis des Weizens von 8½ bis 9 Rubel für das Batman (8 Pud = 130 kg) auf 5 Rubel sank. Nicht eben so gut war der Ertrag auf Feldern ohne Bewässerung. Der schneereiche Winter und das regnichte Frühjahr versprachen zwar auch hier eine gute Ernte, und es waren deshalb in allen Wolosts alle irgend zur Aussaat geeigneten Felder besäet worden, aber die Trockenheit seit Mitte (Ende) April gestaltete diesen Theil der Ernte schlecht, ausgenommen im Wolost Pendshekent, wo der Regen länger anhielt und der Höhenlage wegen die Hitze geringer war. Wasser gab es 1880 im Zerawschan-Gebiete hinreichend; nirgends wurde über Mangel daran geklagt. Neben dem reichen Schneefall am Oberlauf des Flusses hat die Herrn Shilbemski zu dankende gute Einrichtung der Bewässerungsanlagen und die regelmäßige Speisung der Kanäle hieran einen wesentlichen Antheil.

Buchara hat 1880 mehr Wasser erhalten als im Vorjahre, wie die regelmäßigen Beobachtungen beim Austritt der Gewässer in das Gebiet des Chanats und auch die Aussagen der Bucharen beweisen.

Die Anpflanzung von Bäumen ist in dem ganzen Gebiete kräftig gefördert worden; in allen mit Wasser versehenen Wolosts gedeihen die Pflanzungen gut, selten sieht man abgestorbene Exemplare. Dank den Bemühungen des als Gärtner für den Bezirk kommandirten Herrn Newjeski gab die im Herbst 1879 begonnene Einführung von Korkulme, weißer Akazie, chinesischer Esche (Ailanthus) und der Gleditschen auf den nicht bewässerbaren Stellen völlig zufriedenstellende Resultate. Die Anpflanzungen dieser Bäume befinden sich zwischen Samarkand und Kara-tübe, sowie auf den Vorbergen vor dem Passe von Schabrisabz; auf den letzteren sind etwa 45 Tanapen Land mit den genannten Bäumen bepflanzt; ihr Gedeihen, so schließt der Bericht, läßt hoffen, daß auch die Bewaldung der unbewässerten Höhen nicht bloß eine Chimäre bleibt.

— Auf einer herbstlichen botanischen Exkursion in den Tiën-Schan, von der er am 6. Oktober n. St. zurückkehrte, ging Herr Fetisow von Pischpek aus durch die Alexander-Kette an den Susamir, dann auf Ketmen-tübe, Kara-su, den See Kara-kul und schließlich über den Paß Dawan hinab in die Schlucht von Maily (Ferghana); er verweilte drei Tage in Andidshan und trat von dort aus den Rückweg an. Bis Ketmen-tübe verfolgte Fetisow dieselbe Straße, dann aber wandte er sich nach dem Dokus-toran und von da über den Paß Tschernandy zum Flusse Dshumgal, dem er bis zu seinem Ursprunge folgte; dann erstieg er den Paß von Kyzart, ging von da hinab zum Flusse Kötschkar und endlich über den Paß von Schamsi zurück nach Pischpek. Die Reise ergab eine gute Ausbeute an Gewächsen und Samen. Südwestlich von Ketmen-tübe in den Bergen von Tschitschikty traf er prächtige Ahornbäume mit sehr großen platanenartigen Blättern; die Stämme hatten bei einigen Exemplaren einen Umfang von 2½ Arschin (1,78 m). Diese Bäume trifft man von der Grenze des Kreises Tokmak bis in den Kreis Andidshan und auch auf dem Dokus-toran. Unterhalb des Passes Tschernandy erregten reiche Mineralquellen mit eisenhaltigem Wasser Fetisow's Aufmerksamkeit. Weiter abwärts nach dem Flusse Dshumgal zu fand er zahlreiche Spuren von Steinkohlen und Jaspis.

Inhalt: Quer durch Sumatra. II. (Mit sieben Abbildungen.) — Spiridion Gopčević: Die Ehe in Oberalbanien. II. — Isabella L. Bird's Reise durch Japan. III. — Die heilige Sage der Polynesier. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaction 11. Februar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 11.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeiſt von dem Reiſenden aufgenommenen Photographien.)

III.

Kaum war die Reiſegeſellſchaft in Silago angelangt, ſo empfing ſie dort einen unheimlichen Beſuch, der zum Glück während des ganzen übrigen Verlaufes der Expedition der einzige ſeiner Art blieb: als ſie bei brennender Lampe und lebhaft plaudernd beim Abendbrote ſaßen, ſchlich ſich ein Tiger in eine kleine anſtoßende Hütte (pendopo), packte den dort liegenden Hund und verſchwand mit demſelben.

Von Silago aus unternahmen ſie mehrere Ausflüge, ſo am 7. Juni ſüdlich nach Padang-Ilalang, am 8. ſüdweſtlich nach Simauoeng (Simawung), welches ſie wegen des ſchlechten Zuſtandes der Wege indeſſen nicht an demſelben Tage noch zu erreichen vermochten. Sie mußten am Fluſſe Sibelaboe übernachten, wo ſie eine kleine Hütte vorfanden, welche ſie mit den großen Blättern der Salo-Pflanze ſo weit vergrößern konnten, daß ſie alleſammt zur Nacht, wo es mit Strömen vom Himmel herabgoß, darunter Obdach fanden. Am nächſten Tage erreichten ſie nach einem ſteilen Auf- und Abſtieg gegen Mittag den Sikia, der wegen ſeiner heftigen Strömung und ſeiner Tiefe ſchwer zu paſſiren war. Vielfach ging das Waſſer den Reiſenden bis an den Hals. Nur mit Hülfe zweier Eingeborenen erreichten ſie das andere Ufer und ſchließlich Simauoeng, welches nur aus zwei gerade unbewohnten Hütten beſtand; die Einwohner befanden ſich in anderen Behauſungen inmitten ihrer Felder, ſo daß die Reiſenden genügende Unterkunft fanden. Sie hatten zuerſt beabſichtigt, dort 24 Stunden zu verweilen, damit ſich die Träger ausruhen könnten, und dann nach Alahan-Tiga, eine Tagereiſe weiter ſtromab gelegen, zu gehen. Als aber am nächſten Morgen der Strom ſo geſchwollen war, daß er unpaſſirbar geworden, verfielen ſie auf den unglücklichen Gedanken, aus Bambus ein Floß zu bauen, auf welchem am dritten Morgen acht Perſonen Platz nahmen, während die Kulis mit dem Gepäcke zu Lande marſchirten. Sehr bald wurden ſie gewahr, daß ſie der Strömung völlig preisgegeben waren und kein Mittel beſaßen, ihr Fahrzeug zu lenken. Gleich hinter der erſten Biegung liefen ſie ſo ſtark auf einen Felſen auf, daß zwei Mann in den Strom geſchleudert wurden; dem einen gelang es noch, ſchwimmend das Floß wieder zu erreichen, der andere dagegen mußte nach Simauoeng zurückkehren und von dort den Landweg einſchlagen. Das Floß aber wurde weiter geführt, bald gegen mächtige Steinblöcke, bald an überhängende Baumſtämme ſtreifend, hier feſtſitzend, dort an einer Felswand ſcheiternd, bis es zuletzt zwiſchen zwei Klippen hängen blieb und verlaſſen werden mußte. Mit Axthieben mußten ſich nun die Reiſenden einen Pfad durch das Geſtrüpp am Ufer bahnen; nachdem ſie ſich dann mit durchnäßtem Zwieback geſtärkt, blieb ihnen nichts anderes übrig, als einfach den zahlloſen Windungen des Fluſſes zu folgen. Von ihm abzuweichen war unmöglich, weil man dann ſofort in ein unentwirrbares Dickicht gerieth, wo an Fortkommen nicht mehr zu denken war. Um 1 Uhr Mittags hatten ſie ihr geſcheitertes Floß verlaſſen, vier Stunden ſpäter aber noch nicht die geringſte Spur menſchlicher Thätigkeit bemerkt, außer

einer längſt verlaſſenen Goldmine. Die eingeborenen Führer tummelten ſich vergeblich, um noch vor Anbruch der Nacht Alahan-Tiga zu erreichen; denn gegen 6 Uhr bezog ſich plötzlich der Himmel und es begann zu regnen. Eiligſt wurde nun ein Lager hergerichtet; etwa $1^1/_2$ m über dem Boden wurde eine Bambusſtange an zwei Bäumen befeſtigt, ſechs Pfähle dagegen gelegt und dieſelben mit Aeſten und Blättern bedeckt. An drei Seiten war dieſe Hütte zwar offen, aber ſie ſchützte doch gegen den Regen. Da der Boden ganz durchweicht war, legte man darauf einige Bambus neben einander und bedeckte ſie mit Zweigen und Laub. Gegen 7 Uhr hörte es zwar auf zu regnen; aber alles war dermaßen durchnäßt, daß es unmöglich war ein Feuer anzuzünden. Aus einer Hand voll Reis beſtand das Abendeſſen; dann legte man ſich nieder zum Schlafen. Aber Legionen von Muskitos, Blattwanzen und anderm Geziefer ließen es ſchwer dazu kommen, abgeſehen von dem Froſte, der die völlig durchnäßten Reiſenden ſchüttelte. Am nächſten Morgen aber trafen ſie ſchon nach $1^1/_2$ Stunden auf ihre Kulis, welche ſich aufgemacht hatten, ſie zu ſuchen, erreichten bald darauf Alahan-Tiga, wo ſie den Reſt des Tages der wohlverdienten Ruhe widmeten. Den ganzen folgenden Tag marſchirte man oſtwärts bis Sibelaboe am gleichnamigen Fluſſe, wo ſie ſich in kleinen, aus ausgehöhlten Baumſtämmen beſtehenden Booten einſchifften. Dieſelben heißen bidoek, ſind 8 m lang, 0,8 m breit und 0,27 m tief ausgehöhlt; außer den beiden lenkenden Eingeborenen vermag jedes drei Menſchen und etwas Gepäck zu faſſen. Dieſe Fahrt auf dem ruhigen Fluſſe, unter dem Schatten des dunklen Gebüſches, das ab und zu von den jungen rothen Blättern des Kaſſienbaumes unterbrochen wird, war höchſt angenehm. Gegen 10 Uhr erreichten ſie den Sipotar, fuhren denſelben aufwärts bis Padang-Ilalang, wo ſie am nächſten Morgen eintrafen, und kehrten von dort nach Silago zurück.

Einige Tage ſpäter gedachten ſie einigen nicht unter

Brücke über den Goemanti.

holländiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Stämmen am Batang Hari einen Beſuch abzuſtatten. Zu Fuße begaben ſie ſich an den Mamoen und fuhren denſelben in fünf etwas größeren Booten, als den eben beſchriebenen, hinab. Die Nacht verbrachten ſie in Kota-Baroe, dem letzten holländiſchen Dorfe, und erreichten um Mittag des folgenden Tages die Einmündung des Mamoen in den Batang Hari, welcher dort ſchon eine Breite von mehr als 100 m hat. Hier erfuhren ſie indeſſen von vorausgeſandten Eingeborenen, daß Bagindo Ratoe, Radſchah von Sigoentoer, ihnen das Betreten ſeines Gebietes unterſagte und ſie ſelbſt mit Gewalt zurückzutreiben drohte. Sie beſchloſſen alſo, dieſen Tag und die folgende Nacht in einem Hauſe an der Mündung zu verweilen und erhielten während dieſer Zeit den Beſuch des Radſchah von Soengei-Kamboet, der ihnen gern geholfen hätte, es aber aus Furcht vor ſeinem mächtigern Nachbar nicht zu thun wagte, ſondern ſie ſogar bat, ſo ſchnell wie möglich umzukehren.

Als Veth am nächſten Morgen gerade mit Photographiren beſchäftigt war, ſandte derſelbe Radſchah die Meldung, daß Bagindo Ratoe mit 200 Mann unterwegs ſei, die Fremden zu vertreiben. Dieſelben mußten alſo ſofort aufbrechen. Sie fuhren den Batang Hari aufwärts und übernachteten in dem faſt verlaſſenen Dorfe Loeboe-Delang-Aliëng, ſetzten am nächſten Tage ihre Reiſe bis an die Mündung des Sipotar fort und folgten demſelben bis zum Sibelaboe, wo ſie unter einem Schuppen übernachteten. Am dritten Tage erreichten ſie dann auf ſchon betretenen Pfaden ihr Standquartier Silago. Erſt gegen die Mitte des Juli verließen ſie daſſelbe endgiltig und ſiedelten weit nach Nordweſten nach Sidjoendjoeng über. Von dort machten ſie verſchiedene Ausflüge, um das Land zwiſchen den Kohlenfeldern am Ombilin und dem Zuſammenfluſſe des Batang Hari und ſeines nördlichſten Nebenfluſſes Pangean kennen zu lernen und zu ſehen, ob ſich dort eine Eiſenbahn anlegen ließe, welche den Transport der Kohlen an die Oſtküſte erleichterte. Nachdem dieſe Forſchungen abgeſchloſſen waren, kehrten ſie auf verſchiedenen Routen nach Soepajang zurück und waren am 8. Auguſt wieder alle in Alahan Pandjang verſammelt.

Dieſes Dorf liegt auf einer Hochebene von 1500 bis 1600 m Höhe über dem Meeresſpiegel; ſelten wird dort,

ſelbſt um Mittag, die Hitze unerträglich. Da ſich außerdem dort ein europäiſches Haus befand, welches nur zum kleinern Theile von dem Koffiemantri, dem eingeborenen Aufſeher über die Kaffeepflanzungen, bewohnt war, ſo hielten ſie die Gelegenheit für günſtig, dort einen längern Aufenthalt zu nehmen, ihre Tagebücher in Ordnung zu bringen und ſich etwas von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten zu erholen.

Jener Weg von Soepajang nach Alahan Pandjang bietet herrliche Ausſichten, namentlich von der Paßhöhe auf die ganze Ebene. Noch ſchöner iſt der Blick, wenn man durch das Dorf Alahan Pandjang geht, die im malaiiſchen Style erbaute Brücke über den aus dem Danau di Atas (See von Alahan Pandjang) entſpringenden und hier noch unbedeutenden Goemanti überſchreitet und an der gegenüberliegenden Bergkette hinaufſteigt. Auf der einen Seite erblickt man dann die ſüdliche Hälfte des Sees und die hier über 2000 m hohen Barisan-Berge, auf der andern tief unten das Dorf mit ſeinen niedlichen, ja, im malaiiſchen Geſchmacke geſprochen, ſchönen Häuſern. Nach Südoſten hin erhebt ſich die Bergkette, welche den Goemanti vom Batang Hari trennt; bis hoch hinauf ſind ihre Abhänge mit Gräſern und Ilalang (Imperata Königii) bedeckt, während Wald den Gipfel krönt. Das ſind Weideplätze für die hier zahlreichen Kühe und Büffel, unter denen allerdings Tiger große Verwüſtungen anrichten. Namentlich die Kühe fallen ihnen leicht zur Beute, während die Büffel, ſobald ſie die Nähe des Raub-

Der „Balei“ in Alahan Pandjang.

thieres merken, ſich zuſammenzuſcharen pflegen und ſo den gemeinſamen Feind abwehren. Noch während der Anweſenheit der Expedition tödtete ein Tiger in der Nähe des Dorfes von 14 jungen Kühen 8 Stück auf einmal.

Um auf die Häuſer von Alahan Pandjang zurückzukommen, ſo findet ſich dort, wie in jedem einigermaßen anſehnlichen Dorfe, ein „Balei“, eine Art Gemeindehaus, wo ſich die Vorſteher zur Beſprechung der Angelegenheiten des Dorfes verſammeln und Reiſende übernachten können. Manche derſelben ſind ſehr reich mit Schnitzwerk verziert; dasjenige von Alahan Pandjang war zwar einfacher, aber doch ein ſchönes Muſter derartiger Gebäude. Auch ſonſt beſitzt der Ort ſehr ſchöne Häuſer, deren Skulpturen zwar grob ſind, aber mit ihrer bunten Bemalung doch einen angenehmen Eindruck hervorbringen. Ebenſo ſind die Reisſcheuern, welche ſich vor den Häuſern befinden, und der ſchon oben erwähnte Taboe-Schuppen mit Schnitzwerk geſchmückt. Letzterer liegt vor den Häuſern der angeſehenſten Bewohner. Veth benutzte ſeinen dortigen Aufenthalt dazu, ſowohl dieſe verſchiedenen Arten von Gebäuden als auch Eingeborene zu photographiren.

Der erſte Ausflug, welchen ſie von dort aus unternahmen, galt der Beſteigung des Goenoeng-Talang, eines 2540 m hohen Vulkanes, der alle umliegenden Berge überragt. Sie ritten am 29. Auguſt um 2 Uhr Nachmittags in Geſellſchaft von 18 Trägern ab und befanden ſich ſchon nach zehn Minuten auf der Höhe der Hügelkette, welche den größten der vier Talang-Seen, den Danau di Atas, umgiebt; man konnte denſelben von dort oben ganz überſehen, ebenſo wie den majeſtätiſch im Hintergrunde aufſteigenden Vulkan-

kegel. Der Weg folgt nun dem Kamme jener Hügelkette, ſo daß man zur Linken den See, zur Rechten die Ebene von Alahan Pandjang und dahinter die Oeffnung des breiten Goemanti-Thales überblickt. Jenſeits des länglichen Sees, deſſen Ufer nur von Farnkräutern und Gräſern bedeckt ſind, ſteigen die bewaldeten Höhen der Barisan Kette empor. Da das im Südoſten liegende Gebirge, welches den See von der Quelle des Batang Hari trennt, gleichfalls niedrig iſt, ſo ſieht man auch das Thal dieſes letztern Fluſſes, die daſſelbe einſchießenden anſehnlichen Berge und am Horizonte die mächtige Spitze des Korintji.

Der Weg überſchreitet zuletzt die Waſſerſcheide zwiſchen dem Danau di Atas und dem Danau di Bawah, welch' letzterer etwas niedriger liegt. Ringsum einförmige Wüſte und Einöde, nur unterbrochen von zwei „lapau“ oder einheimiſchen Gaſthäuſern. Plötzlich zeigt ſich unten der Spiegel des Sees, von ſteilen bewaldeten Bergen umgeben, und geradeaus an ſeiner Nordſeite der Ausfluß des Batang Selajoe, der weiter abwärts Batang Soemani heißt und durch den Singkarah-See fließt. Durch dieſe Spalte erblickt man in der Ferne den Goenoeng-Merapi. Der Weg führt in einer Höhe von 60 bis 100 m über dem See entlang; in der Mitte ſeiner Längserſtreckung liegt der „lapau“ Pasar-Rebaa, wo ſie ſich halb mit Gewalt und gegen den Willen des Beſitzers einquartierten.

Um 7 Uhr des nächſten Morgens ſtiegen ſie den den

Haus mit Reisſcheunen in Loeboe.

See im Weſten begrenzenden Berg hinan und erblickten eine Stunde ſpäter den dritten See, den Danau di Talang, zu ihren Füßen. Derſelbe iſt kleiner als die beiden anderen, rings von Waldbergen umgeben, aber trotz ſeiner düſtern Umgebung von impoſantem Anblick. Der Weg umzog ihn im Süden und Weſten und erreichte nach kurzem Anſtieg eine Hütte, deren Bewohner als Führer dienten. Tief unter derſelben liegt als letzter, kleinſter und höchſter der vier Seen der Danau Kete. Schon von hier genoß man eine prächtige Ausſicht auf den Gipfel des Talang.

Nun folgte ein mehrſtündiger langſamer Marſch durch Wald; dann folgte man eine Stunde lang einem trockenen Bachbette bis zu einem kleinen Plateau, über welchem zur Rechten der eigentliche Gipfel anſteigt. Geradeaus lag eine Spalte, aus welcher beſtändig Waſſer und ſchwefelige Dämpfe entweichen, zur Linken etwas tiefer ein Platz, der zum Nachtlager geeignet erſchien. In $^3/_4$ Stunden war derſelbe erreicht und, da ſich in der That dort Waſſer fand, machten ſich die Kulis an die Herſtellung einer Hütte. Während deſſen erklomm Veth den noch 300 m höhern Gipfel und kam noch zeitig genug um eine gute Ausſicht zu haben; bald darauf hüllte Nebel alles ein, und er mußte eilen, das Lager wieder zu gewinnen. Dort hatte die Kälte die Kulis ſo vollſtändig demoraliſirt, daß die Reiſenden ſelbſt das zum Feuer nöthige Holz ſammeln mußten.

Am folgenden Morgen wurde die ziemlich mühſame Erſteigung wiederholt, diesmal jedoch unter ungünſtigen Verhältniſſen, da Nebel und Wolken jede Ausſicht verhüllten. Um drei Uhr begann es ſogar zu regnen, ſo daß man wieder zu der Hütte hinabſtieg und dort wieder eine naß-

Digitized by Google

kalte Nacht zubrachte. Der dritte Tag ließ ſich günſtiger an, da um 8½ Uhr das Wetter ſich aufhellte. Zwar trat kein Moment ein, wo der ganze Horizont klar geweſen wäre; allein abwechſelnd zeigte ſich bald dieſes, bald jenes Stück des Panoramas, das an ganz klaren Tagen von hoher Schönheit ſein muß.

Betritt man den Gipfel, ſo erblickt man zuerſt, ſoweit das Auge reicht, ein wirres Durcheinander von wilden Bergen, Thälern, Seen und in der Ferne zunächſt in unbeſtimmter Weiſe das Meer mit ſeinen Inſeln. Bald aber ruht der Blick auf den drei Seen Danau di Atas, Danau di Bawah und Danau di Talang, hinter denen ſich nach Südoſten zwei Flußthäler öffnen, links das des Goemanti, rechts das des Batang Hari, welches der Korintji abſchließt. Im Südweſten erheben ſich die keineswegs verächtlichen Gipfel des Bariſan, und weiter rechts zeigt ſich der Ocean mit ſeinem felſigen Archipel und ſchroffen Küſten. Genau im Weſten liegt Padang mit dem Apenberg und der inſelbedeckten Rhede, davor einige Gipfel der Bariſan-Kette und dahinter die großen Inſeln Batoe, Mentaweh und Pageh draußen im Meere. Dreht man ſich immer weiter nach rechts (Norden), ſo ſieht man den Singalang-Berg, der in dieſer Richtung die Bariſan-Kette abſchließt, und dahinter den Ophir; gerade im Norden zeigt ſich ganz in der Nähe die Ebene von Solok mit ihren Dörfern, deren dunkelgrüne Obſtbäume und Eſpen ſich ſcharf von den gelbgrünen

Der Danau di Talang.

Reisfeldern abheben. Am Singkarah-See endet die Ebene; hinter dieſem ſchönen Waſſerſpiegel, etwas rechts von Singalang, ſteigt der Merapi auf, weiter rechts der leicht kenntliche Sago, und zwiſchen dieſen beiden Bergkoloſſen die Berge von Bondjol und Rau. Vor dem Sago liegen mäßig hohe, aber ſchroffe, faſt unzugängliche Sandſteinberge, zwiſchen denen reiche Kohlenlager eingebettet ſind. Dicht dabei unterſcheidet man leicht die Kalkfelſen Boekit-Portors und Boekit-Benting, vor welchen ſich die fruchtbaren Ebenen von Soepajang und Sirokam ausdehnen. Läßt man das Auge immer weiter nach rechts ſchweifen, ſo trifft es auf das waſſerſcheidende Gebirge zwiſchen dem Batan Hari und dem Kocantan, einer rieſigen Mauer, wenn man vor ihr ſteht und ſie überſchreiten will, von hier oben geſehen aber klein und unbedeutend. Jenſeits derſelben mag ſich dann die Phantaſie die unabhängigen Fürſtenthümer, die ſumatraniſche Oſtküſte und den Ocean vorſtellen; das Auge aber kehrt zu näherliegenden Dingen, vor allen zu jenen drei Seen zurück, auf welchen es ganz zu Anfang ſchon geruht hatte. Man hat vom Talang aus keine großartige Ausſicht auf ſchneegekrönte Gipfel, wie vom Faulhorn oder anderen Schweizer-Bergen; dafür aber beherrſcht der Berg eine völlige Rundſicht, ohne daß ſich die Dinge, wie z. B. auf dem Brocken, in der Unendlichkeit verlieren.

Am 1. September gegen Mittag traten ſie den Rückweg nach Atahan Pandjang an, und zwar über den Danau Kete, wo ſie einige der dort ſich aufhaltenden wilden

FIG. 46.—Plane-table Sketch of Ground in Front of Fig. 45.

(See also Plate Facing Page 126.)





FIG. 47.—Plane-table Sketch of Ground in Front of Fig. 48.

(See also Plate Facing Page 126.)

schenden Dynastie in zwei sehr ungleiche Hälften. Die eine umfaßt die sogenannten „Inneren Mongolen“, welche wieder in 49 Banner getheilt werden. Diese bewohnen die Grenzstriche längs der Mandschurei und Chinas bis gegen Tibet. Die Ordos-Mongolen gehören zu ihnen. Dagegen werden zu der folgenden Abtheilung „Wandernde Hirten“ gerechnet, die im Gebiet der Inneren Mongolen nomadisiren, weil ihnen der Uebergang zum Ackerbau durch ihre chinesischen Oberherren verboten ist. Die andere Abtheilung, welche als die der „Aeußeren Mongolen“ bezeichnet wird, umfaßt die Chalchas-Mongolen und die West-Mongolen oder Kalmüken. Die Chalchas zerfallen in vier Abtheilungen mit zusammen 83 Bannern. Die Hauptstadt der östlichen Chalchas ist Urga, die der westlichen Uliassutai, wo die chinesischen Statthalter residiren, unter welchen die vier Khans der Chalchas ihre Stämme regieren. Jeder Khan hat jährlich acht weiße Pferde und ein weißes Kameel dem Kaiser als Tribut zu verehren. Die Kalmüken oder Oelöt wohnen südlich und westlich von den Chalchas bis in die Ili-Gegend und zum Kukunor. Zu ihnen gehören die von Sining aus regierten Mongolen des Tangutengebietes und die von Alaschan.

Die gesammte mongolische Bevölkerung wird in Gruppen von zehn Familien getheilt, welche unter Dekurionen stehen, welche ihrerseits wieder Glieder einer militärischen Hierarchie bilden. Die Spitzen dieser letztern hat man in den drei militärischen Generalstatthaltern zu sehen, welche in Civilsachen den Generalgouverneuren von Tschili beziehungsweise Kansu unterstellt sind. Sie residiren in Jehol, Kalgan und Urumtsi. Außerdem giebt es höhere Militärs, die über einheimische Regenten gesetzt sind mit Titeln wie Militärgouverneur, kaiserlicher Agent und dergleichen in Urga, Uliassutai, Ili, Tarbagatai, Yarkand, Turfan und anderen Orten [1]).

Hoch wichtig wie die militärische und politische Unterwerfung der Mongolen durch China zweifelsohne für die Geschichte Asiens und Europas gewesen, wird sie doch übertroffen von den Folgen der kulturellen Unterwerfung dieser einst in beiden Erdtheilen gefürchtetsten Völker. Diese bricht ihre wilde Kraft viel gründlicher als jene. Wir werden im Nachfolgenden aus den in den letzten fünf Jahren über den Fortgang dieser auf Einwanderung, Ackerbau und Handel der Chinesen sich gründenden Unterwerfung zu uns gelangten Nachrichten ein Bild chinesischer Kolonisation zu entwerfen haben, welches kaum einen andern Schluß zuläßt, als daß die „friedliche Vernichtung“ der Mongolen ihr letztes Ziel sein muß. Geschichtlich folgenreicher tritt die chinesische Kulturarbeit nirgends auf als hier.

In Bezug auf das Vordringen der chinesischen Kolonisten in der Mongolei ist zunächst als bemerkenswerthe Kundgebung ein Bericht vom Mandschu-General in Jehol zu verzeichnen, welcher in der Pekinger Staatszeitung vom 14. November 1876 erschien. Es wird darin beklagt, daß „Squatters“ (wir wissen kein entsprechendes deutsches Wort) die kaiserlichen Jagdgründe überrannt haben, wo an einzelnen Stellen ganze Dörfer entstanden sind. Gleichzeitig wird allerdings zugegeben, „daß das Unheil jetzt nicht mehr zu bessern ist, da es mit dem kaiserlichen Wohlwollen unvereinbar sein würde, die Leute wegzujagen, welche ihr Land nun seit einigen Jahrzehnten innehaben.“ Leider haben sich aber, wie man weiter aus dem Bericht ersieht, diese widerrechtlichen Ansiedler noch etwas mehr zu Schulden kommen lassen als die Besitznahme kaiserlichen Landes. Sie haben nämlich das Werk ihrer Vorgänger in ausgiebigstem Maße fortgesetzt, indem sie die Hügel ihrer Wälder beraubten, und fahren also fort, jene Schädlichkeiten über die südöstliche Mongolei heraufzubeschwören, welche mit der Entwaldung in einem ohnehin so excessiven Klima unvermeidlich verknüpft sind.

Dieses Squatterthum ist nun freilich keineswegs neu, sondern die widerrechtliche Einwanderung der Chinesen in die Mongolei ist eine Jahrhunderte alte Thatsache. Die diesseits der öden Gobi-Steppe nach der chinesischen Grenze zu wohnenden Mongolen, die Tzachar-Mongolen, sind daher durch Mischung mit Chinesen und durch Aneignung chinesischer Sitten und Gebräuche äußerlich bereits ganz chinesenartig geworden. Prschewalski bezeichnet sie als „Bastarde, welche weder die mongolische Geradheit noch die chinesische Arbeitsamkeit besitzen“. Die Mischlinge heißen Erlidsy, d. h. mit zwei Lebern begabte; sie werden von den Chalcha-Mongolen ebenso gehaßt wie von den Chinesen und gelten als unzuverlässig und diebisch. Wenn diese Mongolen auch insofern noch ein nomadisches Leben führen, als sie in Filzjurten wohnen und von ihren Herden sich nähren, mit denen sie von Weide zu Weide wandern, so hegen sie doch in der Regel nicht mehr jene begeisterte Liebe für die Freiheit des Steppenlebens wie ihre von diesen chinesischen Kultureinflüssen weniger berührten Brüder im Norden. Uebrigens sind sie ja auch politisch sehr eng mit China verbunden, indem ihre acht Banner eine Art Militärgrenze im Dienste des chinesischen Staates herstellen. Daß ihr mongolischer Charakter indessen noch immer deutliche Unterschiede vom chinesischen zeigt, beweisen in sehr interessanter Art die ganz verschiedenen Ergebnisse der Thätigkeit der Missionäre bei den einen und den anderen. In Sijinsa und einigen anderen Orten des mongolisch-chinesischen Grenzgebietes unterhält die Propaganda seit einigen Jahren Missionen, welche wenig Erfolg bei den zäh an ihrem buddhistischen Aberglauben hängenden Mongolen, beträchtlich mehr aber bei den viel indifferenteren Chinesen finden, welche vor allem den unentgeltlichen Schulunterricht und die Unterweisung ihrer Kinder in allerlei Handfertigkeiten zu schätzen wissen. Aehnlich sind auch die Mongolen von Alaschan chinesisirt. Mit besonderer Beziehung auf sie sagt Prschewalski (Reisen in der Mongolei. 1877, S. 202): „Der Einfluß der Chinesen auf die Mongolen ist immer derselbe. Man kann ihn eher als einen demoralisirenden, denn als einen civilisirenden bezeichnen. Meinem Dafürhalten nach giebt es nichts Ekelhafteres als einen chinesisirten Mongolen, der immer seine früheren guten Eigenschaften einbüßt und dafür nur schlechte Angewohnheiten annimmt, welche mehr der Natur des faulen Nomaden entsprechen. Bei einer solchen Ausgeburt findet man weder die mongolische Geradheit noch den chinesischen Fleiß, wenngleich ein so umgestalteter Mongole auf seine Stammesgenossen immer mit Verachtung herabschaut.“ Politisch scheint indessen Alaschan weniger eng mit China zusammenzuhängen als die Nordmongolei. Dem Fürsten des Landes, welcher in Dyn-juan-in (chinesisch Wa-jan-fu) residirt, ist kein chinesischer Beamter zur Seite gesetzt, doch hatte er (1871) eine Frau aus dem Hause des chinesischen Kaisers und pflegte häufig nach Peking zu reisen. Er ist in seinen Sitten ganz chinesisirt und raucht Opium. Dafür sind chinesische Kaufleute hier wichtige Personen, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß Prschewalski bei seiner ersten Audienz in der Fanse des Fürsten außer diesem selbst nur noch einen reichen chinesischen Kaufmann fand. (Es erinnert dies an die einflußreiche Stellung der chinesischen Kaufleute in Birma, wo man ihnen ebenfalls bei Hofe begegnet.) Nach Prschewalski's Angaben scheint nur wegen der Dun-

[1]) Eine ausführliche Darstellung des chinesischen Verwaltungsapparats in der Mongolei findet der Leser in dem obengenannten Werke von W. F. Mayers: The Chinese Government. Shanghai 1878.

ganen-Unruhen zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Alaſchan eine ſtarke chineſiſche Kriegsmacht dort geſtanden zu haben. Chineſiſche Anſiedler ſind übrigens über das Land hin zerſtreut und wohnen ſogar ziemlich dicht in der Nähe des Gelben Fluſſes. Im Süden von Alaſchan findet man ſie nicht, da dort das Land entſchieden wüſtenhaft iſt, aber Dadſchin, eine hart an dieſer Wüſte gelegene Grenzſtadt in Kanſu, hat rein chineſiſche Bevölkerung und Garniſon.

Im Ordoslande iſt die Zahl der Chineſen groß im Norden und überall längs dem Gelben Fluſſe. Die meiſten fruchtbaren Strecken ſind in ihrem Beſitze, aber auch minder fruchtbare, welche für die Mongolen ſogar als Weideplätze keinen großen Werth hatten, haben ſie mit ihrem ſprichwörtlichen Fleiß und Geſchick zu befruchten und anzubauen verſtanden. Hier findet man überall ihre Kaufläden und Gaſthäuſer. Sie herrſchen hier politiſch ebenſo unbeſchränkt, wie in Urga oder Kobdo, wenn ſie auch ihre Macht wie überall klugerweiſe nur indirekt ausüben. Chineſen ſind bereits die Fährleute, welche bei Bantu den Verkehr über den Gelben Fluß mit dem Ordoslande unterhalten. Chineſiſche Anſiedler wohnen dicht am Ufer des Urgun-Noor und in den nahen Thälern, ſoweit dieſelben fruchtbar ſind. Sie bauen unter anderm auch Mohn zur Opiumbereitung und haben in der hieſigen mongoliſchen Bevölkerung das verderbliche Opiumrauchen allgemein verbreitet. In der innern Mongolei iſt, wie andere chineſiſche Sitten und Unſitten, auch dieſe noch nicht ſo weit verbreitet. Am Dabaſan- und am Kuſuptſcha-See gewinnen ſie Salz, welches neben den Erzeugniſſen der Viehzucht den einzigen bemerkenswerthen Gegenſtand der Ausfuhr aus dem Ordoslande bildet, und welches ſie über den Fluß nach den benachbarten chineſiſchen Provinzen bringen. Bantu und Düntſchu, jenes am Nord- und dieſes am Weſtrande des Ordoslandes, ſind volkreiche Städte mit Garniſonen, welche von Generalen befehligt werden. In Bantu fand Prſchewalski unter anderen eine Gießerei, wo eine Maſſe jener eiſernen Schüſſeln verfertigt wurden, welche für die Mongolen wie die Chineſen dieſer Gegenden eines der unentbehrlichſten Küchengeſchirre darſtellen.

Das Ordosland wird von den Chineſen in drei Fürſtenthümer Tung-Kung, Tſchung-Kung und Si-Kung (Oſt-, Mittel- und Weſt-Reich) getheilt und jedes dieſer Ländchen wird unter chineſiſcher Oberherrſchaft von eingeborenen Fürſten regiert. Dieſe vereinigen ſich jährlich mit den ähnlich abhängigen Fürſten der nördlicheren Grenzländer von Mao-Min-Ngan und Targan-Pei-Li zur Berathung gemeinſamer Angelegenheiten und haben ſich alle drei Jahre nach Peking zu begeben, um dem Kaiſer zu huldigen. Dieſe Fürſten thun wenig oder nichts, um ihre mongoliſchen Unterthanen und Landsleute vor den Uebergriffen der maſſenhaft aus Schenſi herüberdringenden Chineſen zu ſchützen, welche unter allerlei Vorwänden das fruchtbarſte Land in Beſitz nehmen. Im Gegentheil, ſie nehmen nicht ſelten eine Steuer an Getreide oder Geld von den Chineſen, welche dadurch das Recht erwerben, den nomadiſchen Mongolen zu depoſſediren. Wie überall ſind auch hier die Nomaden im Kampf, aber in einem zuletzt immer wieder nachtheiligen Kampf gegen die langſam vordringenden, aber um ſo zäher an der Scholle feſthaltenden chineſiſchen Ackerbauer. Dieſes Ringen zweier Kulturen, die von Völkern getragen werden, welche ſich haſſen, bricht oft genug in hellen Flammen aus. So berührte Abbé David (Bull. Soc. Géogr. Paris 1875. I, 163) auf ſeiner Reiſe im Ordoslande ein wüſtes, von beiden verlaſſenes Gebiet, wo in einem Kampfe zwiſchen den den Boden innehabenden und den zu ſeiner Bebauung herbeigekommenen Chineſen 40 Menſchen gefallen waren. Dieſer Streit ſchwebte damals vor dem kaiſerlichen Gericht zu Kuku-Choto, wo in ſolchen Fragen faſt immer die Chineſen durch ihr Geld und ihre Liſt die Partie gewinnen. Man begreift, daß unter ſolchen Umſtänden den Mongolen das Nomadiſiren ſchwer genug gemacht wird, und nicht ſelten laſſen ſie ihre Viehherden fahren, um gleich ihren Feinden dem Ackerbau ſich hinzugeben. Aber es iſt doch nur eine kleine Zahl, die das thut. Dieſelben nehmen dann mit der neuen Beſchäftigung auch neue Sitten, natürlich die chineſiſchen, an, wie ſie ſich denn auch mit wenig Abweichungen chineſiſch tragen.

Von dieſen Streitigkeiten giebt Abbé David eine charakteriſtiſche Schilderung (a. a. O. S. 167) aus dem Fürſtenthum Mao-Min-Ngan, deſſen Herrſcher damals den chineſiſchen Einwanderern gegen eine beſtimmte Steuer ſein Land vollſtändig übergeben hatte. Dieſe waren bereits im Begriff, ſich ſteinerne Häuſer zu bauen, für welche ſie ſich eine der beſten Lagen des Landes ausgewählt hatten. Vergebens proteſtirten die Mongolen, welche den Boden bis dahin beſeſſen hatten; die Chineſen beriefen ſich auf ihre vom Fürſten erworbenen Rechte. Um aber den Mongolen zu zeigen, daß ſie es ernſt meinten, ſchoſſen ſie von Zeit zu Zeit ihre Gewehre in die Luft ab. In allen dieſen Fällen behalten die Chineſen am letzten Ende Recht. „Vergebens," ſagt David, „kämpfen die trägen Nomaden Mittelaſiens gegen die überquellende Bevölkerung Chinas an. Dieſes Land entvölkert ſich von Tag zu Tag durch das Elend und durch die große Menge der eheloſen Lamas. Die Chineſen ſind berufen es wieder zu bevölkern, indem ſie die Reſte der mongoliſchen Bevölkerung in ſich aufnehmen."

Kulturell viel ſelbſtändiger ſind die Nordmongolen noch bis heute. Zwar wird auch die Nordmongolei von Urga durch einen aus Peking geſandten Statthalter (Mandſchu) regiert, welchem pro forma einer aus der Reihe der Hochadeligen des Landes zur Seite geſetzt wird; und ebenſo ſind die mongoliſchen Khane, welche mit den Rechten regierender Fürſten ihre Aimakate verwalten, chineſiſchen Beamten untergeordnet, welche ihnen zur Seite ſtehen. Auch iſt ohne Zweifel die Pekinger Regierung mit Eifer darauf bedacht, ſich durch den thatſächlichen Beſitz Urgas, dieſer heiligſten der mongoliſchen Städte, denſelben Einfluß auf die innerаſiatiſchen Nomaden zu wahren, welchen ſie durch eine ähnliche „moraliſche" Oberherrſchaft in Lhaſſa auf die Tibeter ausübt. Ohne Zweifel beeinflußt ſie die Wahl des Kutuchta, dieſes mongoliſchen Dalai Lama, in hervorragendem Maße und ſoll ſich, nach Gerüchten, welche Prſchewalski erwähnt (Reiſe in der Mongolei 1877, S. 10), unter Umſtänden ſogar des Giftes bedienen, um allzu begabte Kutuchtas, die ihr gefährlich werden könnten, aus dem Wege zu räumen. Aber in der Bevölkerung dieſer Gegenden iſt noch wenig chineſiſcher Einfluß zu verſpüren. Sie kleidet ſich zwar in chineſiſche Stoffe (auch die gewöhnliche Kleidung beſteht in der Regel aus dem blauen chineſiſchen Baumwollenzeug) und trinkt chineſiſchen Ziegelthee, welcher auch ihre Münze bildet, aber ſie bewahrt die rohe ehrliche Einfachheit des Hirten. Die Chineſen, von denen nur Beamte und Kaufleute vertreten ſind, bewohnen in oder vielmehr bei Urga eine eigene Stadt, welche den Namen Maimatſchin, d. h. Handelsſtadt, führt. Sie liegt vier Kilometer öſtlich vom eigentlichen Urga. Da die Chineſen geſetzlich keine Familien bei ſich haben, überhaupt ſich nicht feſt anſiedeln dürfen, leben ſie mit Mongolinnen zuſammen.

Ein großer Theil der Thätigkeit der chineſiſchen Kaufleute von Urga beſteht in der Vermittelung des chineſiſch-ruſſiſchen Landhandels, welcher allerdings die Mongolen allein nicht gewachſen ſein würden. Beiläufig ſei hier ein-

geſchaltet, daß dieſer Handel ſeit Jahren, ſoweit er über Kjachta geht, in Abnahme begriffen iſt, und zwar größtentheils wegen der geringeren Mengen von Thee, die ſeit der Benutzung des Seeweges nach dieſer Seite ausgeführt werden. 1877 führte Rußland nach China über Kjachta für 4 127 301 Rubel Waaren und Geld aus, während es auf demſelben Wege aus China für 11 745 828 Rubel einführte. Außerdem wurde noch ein Betrag von ungefähr $1^1/_3$ Mill. Rubel von Chineſen durch Transbaikalien nach Irkutsk und anderen Orten gebracht. Unter den ruſſiſchen Ausfuhren ſind Webwaaren am ſtärkſten vertreten, daneben Pelzwerk, dann Saiſſi-Silber, Gold und ruſſiſches Papiergeld. Unter den Einfuhren iſt der Thee mit nahezu 11 Mill. Rubel der einzige bedeutende Gegenſtand, und zwar findet ſich darunter für 4 Mill. Ziegelthee. Ruſſiſches Papiergeld, europäiſche Drilliche und chineſiſche Kleinwaaren machen den unbedeutenden Reſt der Einfuhren aus. Kjachta ſelbſt hat ſchon 1862 die Zollſtätte verloren, welche ihm einſt eine ſo große Bedeutung verlieh, während dagegen Maimatſchin die ſeine behalten hat. Mit der Verlegung der Zollſtätte nach Irkutsk hat ſich dagegen die Zahl der Chineſen in Transbaikalien ungemein vermehrt. Nach Angaben ſibiriſcher Zeitungen ſchrieb London and China Telegraph, Nr. 873, 1880: „Es giebt, wie es ſcheint, kein Dorf, keinen Weiler, welcher in ſeiner Bevölkerung nicht mindeſtens einige Chineſen zählt, und doch ſind es noch nicht 20 Jahre, daß dieſelben zum erſten Male ins Land kamen. Dieſelben können ſich mit den Juden in der Kunſt der Ausbeutung ihrer Nebenmenſchen meſſen. Sie kaufen das Gold, welches die Arbeiter in den Bergwerken entwenden, und ſind zu jedem unehrlichen Handel gern bereit.“ Weiter heißt es, daß ſie in der Regel die vorgeſchriebenen Steuern nicht zahlen und daß unter ihnen als Kaufleute verkleidete Lamas ſeien, welche die Buräten dem Chriſtenthum abwendig zu machen ſtreben.

Die für dieſe Handelskolonien wichtige Verbindung zwiſchen der ruſſiſchen Grenzſtation und Kalgan beziehungsweiſe Peking iſt bei dem Rückgange des Handels keine ſehr lebhafte. Von Poſten unterhält die ruſſiſche Regierung eine monatlich dreimalige Briefpoſt und eine monatlich einmalige Packetpoſt, während die chineſiſche Regierung eine eigene Poſtverbindung von Kalgan nach Urga unterhält. Von der Station Sairuſſu auf der Straße Kalgan-Urga zweigt eine Poſtſtraße nach Uliaſſutai ab. Der Perſonenverkehr bedient ſich auf dieſen Straßen nicht der Kameele, ſondern der chineſiſchen zweirädrigen Karren, vor welche Kameele geſpannt werden. Stärker ſcheint der Verkehr auf der Straße Dolon-Noor-Kalgan zu ſein, denn Dolon-Noor (Lama-Miao bei den Chineſen) iſt nicht bloß ein wichtiger Platz für den chineſiſch-mongoliſchen Handel, welcher hauptſächlich Vieh, Wolle und Felle gegen Ziegelthee, Baumwollſtoffe und Tabak umſetzt, ſondern es giebt auch das Salz, welches in einem Steppenſee nördlich von Dalai-Noor gewonnen wird, Anlaß zu regem Verkehr. Nach Prſchewalski findet ſich in Dolon-Noor eine Gießerei, wo Götzenbilder aus Eiſen und Erz für den mongoliſchen und tibetaniſchen Bedarf gegoſſen werden, und chineſiſche Dörfer und Gaſthäuſer finden ſich genug auf dieſer Strecke. Unter manchen minder wichtigen Gegenſtänden der Ausfuhr aus der Mongolei nach China ſpielen auch junge Hirſchgeweihe eine große Rolle. Sie kommen ſowohl aus der nördlichen als der weſtlichen Mongolei, ſelbſt aus Alaſchan, wo der Fürſt die Hirſchjagd verboten hat, in Menge nach Kalgan. Als Prſchewalski im Muni-Ulla-Gebirge jagte, gelang es ihm nicht, einen einzigen Hirſch zu erlegen, weil die Mongolen der Gegend die Hirſchjagd wegen dieſer jungen Geweihe ohne jede Schonung betreiben. Dieſelben nehmen im Arzneiſchatz der Chineſen eine der erſten Stellen ein. Ihren mediciniſchen Aberglauben wiſſen übrigens die Chineſen zu eigenem Vortheil den Mongolen gehörig einzuimpfen, ſie ſetzen hundert verſchiedene Arzneimittel für theures Geld an dieſelben ab. Eine der größten Plagen der Reiſenden in dieſen Gegenden bezieht ſich auf das beſtändige Verlangen der Mongolen nach Arzneien. Sowohl A. David als Prſchewalski wurde durch daſſelbe überall gequält, wo die chineſiſchen Trödler dieſes Bedürfniß in den Mongolen erweckt hatten.

Ueber die Zahl der chineſiſchen Anſiedler in der Nordweſt-Mongolei und die Fortſchritte ihrer dortigen Koloniſationsarbeit ſind wir ſehr wenig unterrichtet. Seitdem Ney Elias 1873 (Journal Roy. Geograph. Society 1873, p. 130) ſeine Beſchreibung von Kobdo und Uliaſſutai gegeben hat, in welcher er jener 4000, dieſer 6000 Einwohner zuweiſt (ein nicht großer Theil dieſer Zahlen dürfte auf die chineſiſchen Soldaten und Kaufleute entfallen), iſt zwar dieſe Gegend nicht ſelten beſucht worden, aber die Lage der daſelbſt wohnenden oder wandernden Chineſen hat Niemand zum Gegenſtand eines eingehendern Berichtes gemacht. Noch weniger ahnen wir, wie groß die Zahl der dort angeſiedelten Chineſen ſei. Pewtſow reiſte 1878 im letzten Theil ſeines Weges von Kobdo nach Kuku-khoto, welches die Chineſen Kwei-hwa-tſcheng nennen, durch ein von Chineſen dicht beſetztes Gebiet. Doch lag dieſe Strecke größtentheils ſchon im Gebiet der „inneren Mongolen“. Der Handel mit Sibirien über Kobdo und Uliaſſutai, wo ruſſiſche Agenten ſtationirt ſind und ruſſiſche Kaufleute wohnen, ſoll ſich in den letzten Jahren erheblich vergrößert haben; aber ſeit 1878 die Kuldſchafrage ſchärfer hervortrat, legten die chineſiſchen Behörden demſelben Hinderniſſe in den Weg.

---

# Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević**.

## III.

### Bei den katholiſchen Städtern.

Früher waren bei den katholiſchen Städtern dieſelben Gebräuche üblich wie bei den Maliſſoren. Jetzt hat man ſchon einen großen Theil der lächerlichen und für die Braut peinlichen Komödien abgeſchafft.

Die Maliſſorinnen gehen ſämmtlich unverſchleiert, daher iſt dem Bräutigam die Möglichkeit geboten, ſeine Auserkorene wenigſtens vorher ſchon zu ſehen. Anders bei den Städtern. Hier zwingt die erbärmliche Eiferſucht der

entarteten Krämerſeelen das Weib zum Tragen des läſtigen Jaſchmaks. Zudem bleibt es hinter Schloß und Riegel und darf bloß beim Kirchgange ſich öffentlich zeigen. Dies gilt von den Frauen. Was die Mädchen betrifft, ſo iſt ein ſolches aus gutem Hauſe nach vollendetem zwölften Jahre für jedermann unſichtbar. Aus dieſem Grunde gehört es auch zu den Unmöglichkeiten, daß ein Jüngling ſeine Zukünftige vor der Trauung zu ſehen bekommt. Die Ehen werden daher gleichwie bei den Mohammedanern durch Uebereinkunft der beiderſeitigen Eltern geſchloſſen.

Nach vollendetem 18. Jahre denkt des Jünglings Mutter daran, ihm eine paſſende Frau zu ſuchen. Sie wählt entweder ſelbſt oder beauftragt damit eine Freundin. Sind die beiderſeitigen Eltern über die abzuſchließende Ehe einig geworden, ſo bekommt die Vermittlerin Seitens der Braut ein Geſchenk. Die Abmachung erfolgt entweder ſchriftlich (sejess) oder in Gegenwart von Zeugen. Der Jüngling ſchickt dann durch zwei Verwandte dem Mädchen einen Ring, einen Roſenkranz und andere Kleinigkeiten, durch deren Annahme die Braut ihre Zuſtimmung bezeugt.

Gewöhnlich ein Jahr nach der Verlobung findet die Hochzeit ſtatt. Den genauen Zeitpunkt zu beſtimmen wird den Eltern des Bräutigams überlaſſen. Doch müſſen dieſe zum mindeſten einen Monat vorher die Anzeige machen, um der Familie des Mädchens Zeit zum Herſtellen der Ausſtattung zu geben. Das Weitere iſt wie bei den Maljſoren. Nur iſt zu erwähnen, daß beim Abholen der Braut aus dem Elternhauſe dieſe in den ungeheuerlich geſchmackloſen plumpen, rothen Mantel (Japandschè) der Scutariotinnen gehüllt und ſo dicht verſchleiert iſt, daß ſie einem Zuckerhute gleicht. Wenn ſie die Treppe herabkommt, wird ſie gleich einer Hinfälligen unter den Achſeln geſtützt. Die anderen Weiber entfalten rechts und links Seidentücher und ſtellen dadurch eine Mauer her, welche die Braut bis zum Beſteigen des Pferdes den Blicken der Anweſenden entzieht.

Eine weitere Abweichung findet bei der Trauung ſtatt. Sobald nämlich die Braut niederkniet, wird ſie entſchleiert, was einen Ausbruch ſtürmiſchen Entzückens der Anweſenden über die Schönheit der Braut zur Folge hat, auch wenn dieſe ein Modell abſtoßender Häßlichkeit wäre. Nach der Anſicht der Scutarioten kann nämlich eine Braut niemals häßlich ſein. Von dem Geſang, der dabei angeſtimmt wird, theilt Hecquard nachſtehende Ueberſetzung mit:

Wie ſchön ſie iſt, die Gattin! Gott ſchütze ſie!
Ihre Stirn iſt breit und erhaben! Gott ſchütze ſie!
Ihre Augenbrauen gleichen dem Regenbogen! Gott ſchütze ſie!
Ihre Augen ſind weit wie die Kaffeeſchalen! Gott ſchütze ſie!
Ihre Wangen ſind roth wie Karmin! Gott ſchütze ſie!
Ihr Mund gleicht einer kleinen vergoldeten Büchſe! Gott ſchütze ſie!
Ihre Lippen gleichen den Kirſchen! Gott ſchütze ſie!
Ihre Zähne gleichen den Perlen! Gott ſchütze ſie!
Ihr Teint iſt weiß wie Milch! Gott ſchütze ſie!
Ihre Taille iſt ſchlank wie eine Cypreſſe! Gott ſchütze ſie!

Trotz dieſes ſchönen Geſanges iſt oftmals der Gatte über ſeine neue Lebensgefährtin wenig erbaut. Denn wenn ſie auch fingerdick geſchminkt iſt, läßt ſich manchmal das abſtoßend Häßliche ihrer Züge nicht vertuſchen. Der unglückliche Gemahl darf aber dann keine Miene verziehen, denn wenn er jetzt proteſtiren wollte, müßte dieſe Schmach Seitens der Verwandten der beſchimpften Braut blutig gerächt werden. Bloß in dem Falle, daß dieſe hinkend, buckſich oder einäugig wäre, hat der Gatte Anſpruch auf eine Geldentſchädigung; denn bei dem habſüchtigen Krämergeſindel von Schkodra gleicht Geld alle Unebenheiten aus.

Die Schmauſereien nach der Trauung ſind dieſelben wie bei den Maljſoren. Originell iſt jedoch das Weitere.

Um 11 Uhr Nachts wird die junge Gattin in das Brautgemach geleitet, woſelbſt ſie die Frauen entkleiden und in das Bett legen. Dann entfernen ſie ſich, nachdem ſie das Geſicht der Frau mit einem Schleier verhüllt und ſorgfältige Zimmerviſitation gehalten, um ſich zu überzeugen, daß ſich kein Neugieriger verſteckt hat.

In den Speiſeſaal zurückgekehrt blinzelt die eine Frau den Beiſtänden des Gemahls verſtändnißinnig zu. Dieſe verſtehen und ſuchen ihn auf. Wenn ſie ihn gefunden, theilen ſie ihm mit, ſie hätten ihm etwas zu zeigen, einen Fehl in der Hausthür oder dergleichen; er möge hinauskommen. Mit der harmloſeſten Miene folgt der Gatte und wird von den Beiſtänden zum Brautgemach geleitet. Vor deſſen Thür angelangt meint der eine: „Halt, ich muß Dir etwas ſagen.“ Der Gemahl blickt ihn unbefangen an und bleibt ſtehen. Der andere Beiſtand öffnet heimlich die Thür, und ehe es ſich der „argloſe“ Gatte verſieht, wird er in das Brautgemach geſtoßen und hinter ihm zugeſperrt.

Nachdem er vergeblich einige Augenblicke lang „hinaus“ verlangt, fügt er ſich reſignirt in ſeine „unfreiwillige“ Gefangenſchaft, und da er das Bett gewahrt, verfällt er auf die Idee, er könne nichts Klügeres thun, als ſich zur Ruhe zu begeben.

Geſagt, gethan — oder vielmehr nicht gethan. Denn ſich dem Bette nähernd, ſtößt er einen Schrei der Ueberraſchung aus, da er darinnen ein „ſchlummerndes“ Mädchen erblickt.

Er lüftet den Schleier und die Galanterie erfordert es, daß er, ſei ſeine Frau auch noch ſo häßlich, über ihre Schönheit in Entzücken geräth und ſie laut lobpreiſt. Dann fragt er ſie: Wer biſt Du? Wie kommſt Du hierher? Was machſt Du? Was willſt Du hier? ꝛc.

Die Gemahlin muß ſich ſchlafend ſtellen, den Athem an ſich halten und darf keinen Laut von ſich geben.

Der Gemahl nimmt Bonbons vom Tiſchchen und ſchiebt einige ſeiner Frau in den Mund, nachdem er ſie gefragt, ob ſie ſolche wünſche und keine Antwort erhalten, dann legt er ſich zu ihr. Jetzt erſt ſcheint die Gattin plötzlich aus dem Schlummer zu erwachen; ſie erſchrickt über die Kühnheit des „fremden“ Mannes und ſetzt ſich kräftig zur Wehre. Doch darf ſie dabei keinen Laut ausſtoßen noch ein Wort ſprechen.

Wenn das Mädchen wohlerzogen und der Mann ſchüchtern iſt, wird ſein Angriff nicht nur in dieſer, ſondern auch in den beiden darauf folgenden Nächten ſiegreich abgeſchlagen. In dieſem Falle preiſen die Weiber laut die Tugend und den Heldenmuth des Mädchens. Uebrigens beſtimmt die Sitte, daß die Gattin niemals länger als drei Nächte Widerſtand leiſten darf.

Bei Tagesanbruch ſtiehlt ſich der Gemahl ungeſehen davon und die Frau ſtellt ſich in den Winkel. Des Tags über hält ſich der Gatte in ſeiner Bazarbude auf, wo er von ſeinen Freunden und Bekannten aufgeſucht und beglückwünſcht wird. Er muß ihnen dafür Tabak und Kaffee reichen.

Zwei Wochen nach der Hochzeit wird die Frau von zwei Freundinnen wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, bei welchem ſie 8 bis 14 Tage verweilt. Der Gemahl geleitet ſie hin und nimmt am ſelben Tag an der Mittagstafel Theil, kehrt jedoch Abends in ſein Haus zurück. Erſt am Abend vor der Rückkehr ſeiner Frau begiebt er ſich wieder zu ſeinem Schwiegervater.

Um 2 Uhr Nachmittags wird die Frau wieder von den Freundinnen in Empfang genommen und in ihren Hochzeitskleidern in das Haus ihres Gemahls zurückgebracht. Die Sitte will es, daß die Frau jetzt Traurigkeit heuchelt, häu-

ſig ſehnſüchtige Blicke nach dem Elternhaus zurückwirft und laut erklärt, daß ſie daſſelbe den Süßigkeiten des Eheſtandes vorziehe. Umgekehrt hat ſie vorhin, da ſie wieder in das Elternhaus gebracht wurde, Freude und Ungeduld heucheln müſſen. Wie man ſieht, iſt Alles bei den Hochzeitsceremonien der Albaneſen eitel Komödie und Heuchelei!

Zu Hauſe angekommen, zieht die Gattin die bis dahin getragenen gelben Mädchenpantoffeln aus und bekleidet ſich mit den Frauen-Babuſchen. Dies iſt ein Zeichen, daß ſie von jetzt an das Haus regiert, ſoweit dies natürlich in das Reſſort der Frau fällt.

## IV. Bei den Mirediten.

Die Mirediten haben viel einfachere Hochzeitsceremonien als ihre Landsleute; auch bei ihnen werden die Ehen auf Befehl des Vaters geſchloſſen, wenn der Sohn das 18. Jahr erreicht hat. Da die Mädchen und Frauen der Mirediten unverſchleiert gehen, kann der Vater ſelbſt ſeinem Sohne eine paſſende Braut ſuchen. Hat er eine ſolche gefunden, ſetzt er ſich mit deren Vater ins Einvernehmen.

Iſt dieſer mit der ihm angebotenen Kaufſumme einverſtanden, ſo wird zur Verlobung geſchritten. Gewöhnlich beträgt jene 500 bis 1500 Piaſter (75 bis 225 Mark), bei beſonders vornehmen Familien ſteigt jedoch der Betrag zu 4000 Piaſter (600 Mark). Dies iſt aber ſchon der äußerſte Preis, der für ein Mädchen gezahlt wird.

Nachdem der Kaufſchilling feſtgeſetzt, ſendet der Vater des Jünglings der Mutter des Mädchens einen in ein Tuch gewickelten Ring[1]). Nimmt ſie ihn an, ſo gilt die Verlobung als beſiegelt. Der Braut einen Dunti zu geben, iſt nicht üblich.

Bezüglich der Ehehinderniſſe ſei bemerkt, daß erſtens kein Nichtmiredit eine Mireditin heirathen darf. Zweitens gilt Stammesgemeinſchaft und drittens Verwandtſchaft als Ehehinderniß. Nun gehen auch bei den Mirediten die Begriffe von Verwandtſchaft ſo weit, daß die Barjaks Kusneni, Oroši und Spaši nicht unter ſich heirathen dürfen, ſondern die Weiber aus den anderen Barjaks beziehen müſſen. Eine eigenthümliche Sitte verlangt es bis in die neueſte Zeit, daß die Häuptlinge der Mirediten ihre Frauen aus vornehmen türkiſchen Familien raubten und gewaltſam tauften. Auch die Fürſtin Marcella, Prenk's Mutter und Bib Doda's Wittwe, iſt die geraubte Tochter eines Begs von Kruja, was ſie nicht hindert, heute die frömmſte Katholikin zu ſein.

Die Heirathen finden ſtets am Tage des Schutzpatrons des betreffenden Barjaks ſtatt. Solche ſind: für Oroši Šin Leš (Alexander); für Kušneni San Stefano; für Fandi Šin Marku (Markus), für Spaši Šin Kola (Nikolaus), für Dibri S. Michael.

Am Donnerſtag vor dieſem Feſttage verſammeln ſich alle Bekannten des Bräutigams in deſſen Hauſe, wo ſie auf Rechnung des Vaters bis Montag zechend und ſchmauſend verweilen.

Samſtag ſetzen ſich zwölf feſtlich gekleidete Freunde des Bräutigams nach dem Hauſe der Braut in Bewegung und holen ſie im Triumphe ab. Sie wird aber nicht zuerſt in das Haus ihres Zukünftigen, ſondern gleich direkt in die Kirche gebracht. Bloß wo eine ſolche fehlen ſollte, kommt die Braut gleich in das Haus des Verlobten. Dabei trägt ſie ihre beſten Kleider, den ſchönſten Schmuck und iſt tief verſchleiert. Von der Mutter oder Schweſter wird ſie ſodann zum Altar geleitet.

Obwohl, wie ſchon erwähnt, die Mireditinnen keinen Schleier tragen, finden es doch die beiderſeitigen Eltern ſelten der Mühe werth, die Verlobten ſchon früher einander zu zeigen. Daher ſehen ſie ſich gewöhnlich erſt bei der Trauung zum erſten Male. Wenn dann die Braut entſchleiert wird und dem Jüngling mißfällt, kann er ſich allerdings weigern, den Eheſtand einzugehen, nur muß er dann die Blutrache riskiren, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, vorher den Sturm zu beſchwören. Indeß kommen ſolche Fälle faſt nie vor.

Die albernen Brautquälereien der Nordalbaneſen finden in Mittelalbanien nicht ſtatt; doch muß ſich die Braut während des Feſtes abſeits bei den Frauen halten und bei dem Vorbeigehen des Gatten oder eines ſeiner Verwandten ehrerbietig erheben. Dadurch zeigt ſie den Reſpekt, welchen ſie ihrem Manne und deſſen Familie ſchuldet.

Am Montag Abend (oder wenn das Feſt mehrere Tage dauern ſollte, am Abend des letzten Tages) wird die junge Frau in das Gemach ihres Gemahls gebracht.

Nach dem erſten Monate darf ſie, wenn ſie will, einen 3- bis 4wöchentlichen Urlaub nehmen und dieſe Zeit im Elternhauſe zubringen. Ebenſo hat ſie das Recht vom Gatten zu verlangen, daß er ihr jährlich zu gleicher Verwendung ein paar Wochen Urlaub ertheilt.

Ehemals geſchah es häufig, daß die Ehen erſt nach der Geburt des erſten Kindes kirchlich eingeſegnet wurden; doch hat der Widerſtand der Kirche dieſe Sitte zum Verſchwinden gebracht.

Bemerkenswerth erſcheint noch, daß die Mirediten über die Mädchenehre ganz ſonderbare Begriffe haben. So z. B. würde ein Mädchen, das mit einem fremden jungen Manne im Geſpräch betroffen wurde und ſei es das harmloſeſte geweſen, für entehrt gelten und keinen Mann mehr finden. Auch eine Wittwe findet keinen Mann mehr; es müßten denn ganz beſondere Umſtände obwalten.

Ein eigenthümliches Mittel haben außerdem die mireditiſchen Mädchen, wenn ſie der Ehe mit einem Verhaßten entgehen wollen, ohne Blutrache gegen ihre Familie heraufzubeſchwören. Sie geben dann nämlich ihre Abſicht kund, „Mann“ werden zu wollen. In dieſem Falle bringt der Pfarrer nach der Meſſe zur öffentlichen Kenntniß, daß die Jungfrau N. N. von nun an den (männlichen) Namen Džon, Gjergj, Dod ꝛc. (oder welcher ihr ſonſt gefiel) annehme und daher künftig als „Mann“ zu betrachten ſei. Sie kleidet ſich dann in männliche Gewänder, nimmt die Waffen ihrer Verwandten und ſtreicht als „Mann“ umher. Nur muß ſich dieſer neue Mann in Acht nehmen, bei ſeinen Herumſtreifereien nicht — ſchwanger zu werden, denn dies hätte ſeinen Tod zur Folge.

[1]) Bei ſehr armen Familien thut es auch ein Apfel.

# Wein und Weinbereitung im Kaukaſus.

Von W. Keßler.

## I.

Wer zu Lande von Weſten her den Küſten des Pontus entlang nach den wunderbaren Ländern zieht, welche die Rieſenmauer des Kaukaſus gleichſam vor dem kältern und unfreundlichern Weſten und Norden abſchließt, dem fehlt es nicht an Gelegenheit, ſich langſam und allmälig auch bezüglich der Weine auf das vorzubereiten, was ihn in Transkaukaſien erwartet. Da kommen zunächſt die ziemlich ſtarken, durch ihren erdigen ſchweren Geſchmack ausgezeichneten Weine der Krim, unter denen übrigens nicht zu verachtende Lagen und Jahrgänge ſich finden. Dann kommen die Weine des Don; auf Steppenboden an den Ufern des gefeierten Fluſſes erwachſen, ſind ſie meiſt von dünner, theilweiſe etwas ſäuerlicher Beſchaffenheit. Bekannt iſt die Neigung derſelben zu mouſſiren und in eine Art von Kwas überzugehen, die dann mit dem ſtolzen Namen donske schampanske (doniſcher Sekt) belegt wird.

Freilich giebt es auch wirklichen rationeller zubereiteten doniſchen Champagner, und auch die primitiveren Formen ſind im heißen Sommer ein angenehmes, kühlendes Getränk; nur kann es nicht jeder Magen vertragen und Mancher hat ſchon nach dieſem Genuß eine Beſchleunigung des Stoffwechſels verſpürt, welche ihm nichts weniger als erwünſcht war. Da lobe ich mir die doniſchen Mädchen, vor allem die von Nowo-Tſcherkask, das wirklich in dieſer Hinſicht noch immer ſeinen alten Ruf bewährt. An kerniger Kraft und Schönheit ſind ſie den Weinen ihres Landes weit überlegen.

Weiter ziehen wir von den Geſtaden des Don durch das endloſe Steppenland am Kuban aufwärts, wo die Weinkultur längſt verſchwunden iſt, bis zum Terek. Hier bildet die Gegend um Kislär den Mittelpunkt eines ziemlich ausgedehnten Weinbaues. Der rothe Wein von Kislär, ebenfalls Steppenwein, iſt recht trinkbar, zumal wenn man ſich an ſeinen etwas erdig-ſäuerlichen Geſchmack gewöhnt hat. Aehnlich mögen die Weine ſein, welche an der Weſtküſte des Kaſpiſchen Meeres gebaut werden. Wir aber ſteigen am Terek aufwärts über den Kamm des Kaukaſus, um auf kürzeſtem Wege das Weinland Gruſien zu erreichen. Das Thal der Aragua, der wir abwärts folgen, führt uns bald an das Ziel unſerer Sehnſucht.

Wer nun übrigens voll von Mirza-Schaffy'ſcher Weinpoeſie und voll Bodenſtedt'ſcher Romantik zum erſten Mal die alten echten transkaukaſiſchen Weine probirt, der wird nicht ohne bittere Enttäuſchung ſich von den harzigen herbfeurigen oder dickgerbſtoffhaltigen Weinen abwenden und mit Sehnſucht nach leichterm „flüſſigerm“ Getränk verlangen. Mit der Zeit indeſſen befreundet man ſich auch mit dieſen Weinen und lernt außerdem weitere Sorten kennen, welche dem europäiſchen Geſchmack mehr zuſagen.

Wenn man den Kamm des Suramgebirges, die Waſſerſcheide zwiſchen Rion und Kura, als Grenzlinie annimmt, welche Transkaukaſien in einen kleinern weſtlichen und einen größern öſtlichen Theil zerlegt, ſo hat man auch bezüglich des Weinbaues eine ſcharf markirte Trennungslinie erhalten. Im weſtlichen Transkaukaſien, vor allem den Küſtenländern am Schwarzen Meer, tritt der eigentliche künſtliche Weinbau völlig zurück. Nur am mittlern Rion, in der Landſchaft Radſcha, wird in nennenswerther Weiſe noch Wein gebaut; in allen übrigen Landſchaften beſchränkt ſich faſt die geſammte Bodenkultur auf den Anbau von Mais und Hirſe.

Freilich war es nicht immer ſo. Aeltere Reiſende wiſſen noch Wunderdinge von der Wein- und Obſtkultur in Imeretien und Mingrelien zu erzählen. Aber neben den umfaſſenden Veränderungen in den politiſchen und ſocialen Verhältniſſen der Länder, welche in wirthſchaftlicher Beziehung keineswegs immer günſtig gewirkt haben, ſind durch Kalamitäten anderer Art die Vegetationsverhältniſſe bedeutend verſchlechtert worden. So haben in Mingrelien, wo einſt Seide, Baumwolle und Wein in Fülle gebaut wurden, ſeit faſt einem Vierteljahrhundert dieſe edlen Arten der Bodenkultur faſt gänzlich aufgegeben werden müſſen. Die Baumwolle verträgt die immer ungleicher und wechſelvoller werdenden Jahrestemperaturen nicht mehr; Seidenzucht und Weinbau aber ſind durch Pilzkrankheiten immer mehr reducirt, ja faſt ganz vernichtet worden. Selbſt der wilde Wein, der in den mingreliſchen Wäldern ſo verbreitet iſt, liefert ſeit jener Zeit nur noch ſelten normale Trauben, welche für die Weinbereitung brauchbar ſind. Im benachbarten Gurien gedeihen dieſe wilden Trauben noch beſſer und werden überall gekeltert und ein angenehm ſchmeckender hellrother, allerdings nicht ſehr haltbarer Wein daraus gewonnen.

Auch die Weine Imeretiens und der Radſcha ſind vorzugsweiſe leichtere Gewächſe von röthlicher Farbe. Von beſſeren, ſorgfältiger behandelten und deshalb länger haltbaren Weinen dürften die Keller des alten Knäs Eriſtaw auf der herrlichen ſtromumrauſchten kleinen Halbinſel Barakoni am Rion wohl bei Weitem das Beſte aufzuweiſen haben.

Ganz anders und unvergleichlich beſſer ſieht es in dieſer Hinſicht weſtlich des Suramgebirges aus. Hier iſt die Heimath der altberühmten kaukaſiſchen Weine und ihrer Kultur. Allen anderen Landſchaften ſteht hierin Kachetien voran. Der kachetiſche Wein iſt gewiſſermaßen der kaukaſiſche Wein κατ' ἐξοχήν, er iſt ohne Frage der älteſte, berühmteſte und urſprünglichſte Wein des Landes. Der ganze Höhenzug, welcher das Thal des Alaſan nach Süden und Südweſten von dem der Jora ſcheidet, iſt mit Weinbergen und freundlichen Gruſinerdörfern beſetzt. Hier iſt der Sitz des kachetiſchen Weinbaues, hier liegen auch die berühmten Weinberge der Familie Tſchawtſchawadſe, vor allem das ſchöne Tinondali, durch den Ueberfall Schamyl's im Jahre 1854 und den Raub ſeiner ſchönen Bewohnerinnen in der kaukaſiſchen Geſchichte bekannt. Bei dieſen größeren Beſitzern, die ſämmtlich in Tiflis eigene Niederlagen haben, trifft man im Ganzen ſorgfältig behandelte edle Weine an, die unter Umſtänden dem alten Ruf des Kachetiners alle Ehre machen. Stark und feurig, dabei für Magen und Kopf gleich gut bekömmlich, entbehren ſie jedoch meiſtens der Blume, des Bouquets, einer Eigenſchaft, die man an abendländiſchen Weinen ſo ſehr zu ſchätzen pflegt. Der weiße Kachetiner hat ſtets gelbliche Färbung, die zuweilen ſogar ins Gelblichrothe übergeht; der rothe iſt faſt ähnlich wie manche oberitalieniſchen Weine, ſehr dick und tanninhaltig, fällt ſchwer auf die Zunge, iſt aber ebenfalls ſehr geſund.

Um in „Kachetiner“ kneipen zu können, bedarf es erſt längerer Uebung und Gewohnheit und es kann vor allen Dingen nur empfohlen werden, den orientaliſchen Gebrauch nachzuahmen und während des Trinkgelages ſtets etwas zu eſſen.

Eine zweite ebenfalls echt kaukaſiſche Weinſpecies iſt der ſogenannte Muchranski-Wein. Er trägt ſeinen Namen nach der Beſitzung Muchran, welche Eigenthum der Familie Bagration iſt und unweit des Araguathales im Bezirke von Duſchett liegt.

Der Muchranski-Wein ſteht in Geſchmack und Farbe etwa in der Mitte zwiſchen einem milden Rheinwein und einem weißen Burgunder; nur das größere Feuer beweiſt ſeinen öſtlichen Urſprung. Leider iſt ſeine Produktion der Quantität nach ziemlich beſchränkt, ſo daß er im allgemeinen Konſum mehr zurücktritt.

Unter den weinbauenden Völkern Transkaukaſiens ſtehen, wie leicht zu denken, die Gruſiner obenan, ebenſo wie ſie auch im Konſum ihrer Weine das Meiſte leiſten. Nächſt ihnen haben die übrigens ungleich mäßigeren und nüchterneren Armenier die Weinkultur ziemlich fleißig betrieben, wo es ihre freilich meiſt zu hoch gelegenen Wohnſitze ihnen erlaubten. Auch der Tatar hat Weingärten, die er pflegt und bebaut; doch keltert er als Muſelman ſelbſtredend keinen Wein, ſondern verwendet ſeine Trauben lediglich zum Eſſen. Ja, der ſtreng nach den Vorſchriften des Koran lebende Tatar geht in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit ſo weit, daß er ſelbſt den Ueberfluß ſeiner Weingärten niemals zur Weinbereitung auch an Andersgläubige abgiebt. An trocknen luftigen Orten aufbewahrt, halten ſich übrigens die Weintrauben faſt den ganzen Winter und bilden eine theils roh, theils in weiterer Zubereitung ſehr beliebte Frucht.

Einen völlig neuen und höchſt bedeutenden Aufſchwung hat die Weinkultur in Transkaukaſien durch die deutſchen Kolonien genommen, die wohl unſtreitig heute die bedeutendſten Weinproducenten des Landes ſind. Namentlich Katharinenfeld und Helenendorf ſind in dieſer Hinſicht zu nennen; beide Kolonien verdanken gerade dem Weinbau hauptſächlich ihren beträchtlichen Wohlſtand. Schon im Jahre 1868 betrug die Anzahl der Weinſtöcke in den ſämmtlichen Kolonien circa zwei Millionen und wurden 179 675 Tungen (etwa 718 000 l) Wein gemacht. Seitdem hat ſich dieſe Produktion noch ganz erheblich geſteigert.

Von den Koloniſten werden die allerverſchiedenſten Traubenſorten angebaut und demzufolge auch Weine von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit erzielt. In Helenendorf z. B. ſpielt neben der rothen und weißen Kachetinertraube und der durch eiförmig ſpitze, koloſſal große Beeren ausgezeichneten Tatarentraube die ſchwarzrothe Iſabellen- und Muskatellertraube eine bedeutende Rolle. Leider iſt der hellrothe Iſabellenwein meiſt nicht recht haltbar, ſonſt würden wir dieſem herrlichen würzigen Wein unbedenklich die Krone unter den kaukaſiſchen Weinen zuerkennen. Auch Katharinenfeld hat ſeine beſonderen Specialitäten in Weinen, darunter eine milde weißgelbe Sorte, welche wie Oel die Kehle hinabrinnt und dem beſten Chablis nichts nachgiebt.

Die meiſten größeren Gaſthäuſer und viele Privatleute, namentlich Europäer, in Tiflis beziehen heute ihren Weinbedarf von den deutſchen Kolonien, da ſie auf dieſe Weiſe jedenfalls reeller bedient werden als von den Aſiaten. Damit iſt übrigens nicht ausgeſchloſſen, daß man unter Umſtänden von Armeniern und Gruſinern vorzügliche und preiswürdige Weine kaufen könnte, aber man wird ſelten auf eine gleichbleibende einheitliche Qualität rechnen können.

Wie die Preiſe aller Lebensmittel, haben ſich auch die Weinpreiſe im Kaukaſus in dem letzten Decennium ganz erheblich geſteigert. Während man noch vor 8 bis 10 Jahren die Tunga, alſo etwa 4 l, gewöhnlichen guten Weines um 15 bis 20 Kopeken kaufte, muß man heute mindeſtens 1 Rubel zahlen. Ja in den größeren Tiflifer Gaſthöfen wird heute kaum noch die Flaſche gewöhnlichen Weines unter 75 Kopeken verkauft.

Beſonders der letzte Feldzug von 1877/78 ſoll in dieſer Hinſicht eine ganz enorme Steigerung der Preiſe hervorgerufen haben. Selbſt in der kleinen Landſchenke muß man heute 30 bis 40 Kopeken für die Flaſche Wein zahlen. Unter dieſen Umſtänden iſt es leicht begreiflich, daß der Weinbau immer höhere Erträge bringt und namentlich die Koloniſten denſelben mit ſtets wachſendem Eifer betreiben.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Bei Kungura im Gouvernement Perm, dicht beim Dorfe Banno, befindet ſich eine Höhle, mit deren näherer Erforſchung in prähiſtoriſcher Hinſicht der bereits durch mehrere anthropologiſche und archäologiſche Arbeiten bekannte Herr Iw. S. Poljakow von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg beauftragt war. Herr Poljakow, der den ganzen Sommer des Jahres 1879 zur Erforſchung Inner- und Oſtrußlands in anthropologiſch-archäologiſcher Beziehung benutzte und dem wir die Entdeckung ganz eigenthümlicher Küchenabfälle, welche aus Knochen vom Mammuth und anderen Thieren beſtehen, verdanken, unterſuchte die Höhle im Juni 1879 in Begleitung des Bauern Romanowski, welcher bereits ſeit 40 Jahren den Beſuchern derſelben als Führer dient und mit ihrem Innern aufs Innigſte vertraut iſt.

Ohne uns hier mit einer eingehenden Beſchreibung der Kungurer Höhle, wie ſie Herr Poljakow in ſeinem unlängſt erſchienenen Reiſeberichte [1]) giebt, zu befaſſen, bemerken wir nur, daß ſie aus mehreren Sälen beſteht, die durch enge Gänge mit einander verbunden ſind, und daß ſich in ihr mehrere Seen befinden und ein ganz mit Eis gefüllter Saal, weshalb er von den Bewohnern der Umgegend die „Brillanten-Grotte“ genannt wird. Bei den Verfolgungen, denen in Rußland diejenigen ausgeſetzt waren (und theilweiſe noch ſind), welche den Satzungen der herrſchenden orthodoxen Kirche nicht folgen, war es ſehr natürlich, daß die Verfolgten, die „Raskolniki“ (abgefallene Sektirer), in ihr Zuflucht ſuchten, um in dieſem Verſtecke ihren Kultus zu üben, ja ſogar um zeitweiſe in ihm zu wohnen. Der vorhiſtoriſche Menſch hat in dieſer Höhle nicht gewohnt; zum Mindeſten haben diejenigen, welche ſie bisher erforſcht und beſchrieben haben (Lepjechin, Kittari und zuletzt Poljakow), nicht die ge-

[1]) Anthropologiſche Reiſe durch das innere und öſtliche Rußland, ausgeführt im Auftrage der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Petersburg 1880. (Ruſſiſch.)

ringſte Spur von demſelben in ihr gefunden. Die niedrige Temperatur (0° C.), welche in dieſer Höhle herrſcht, das ewige Dunkel, das nur durch künſtliches Licht verſcheucht werden kann, machte dieſe Höhle ſelbſt für den primitiven Bewohner des weſtlichen Abhanges des Uralgebirges unbewohnbar; nichts unterbricht in der Höhle von Kungura die Todtenſtille, in ihr giebt es keinen lebenden Organismus.

Der Beſuch und die Erforſchung der Höhle von Kungura veranlaßt Herrn Poljakow zu einer für den Ethnologen höchſt intereſſanten Bemerkung. Dieſe Höhle erinnerte ihn nämlich „an das Bild, unter welchem ſich die Oſtjaken die ihnen nach dem Tode zugängliche Welt vorſtellen. Indem die Oſtjaken die Exiſtenz von ſieben Welten annehmen, von denen fünf höheren Weſen als Aufenthaltsort dienen, glauben ſie, daß ihnen, den gewöhnlichen Sterblichen, nur zwei Welten zugänglich ſind; die eine derſelben iſt diejenige, auf welcher ſie leben, Noth leiden und mit der Natur und habſüchtigen Menſchen, welche ſich bereichern wollen, kämpfen, die andere eine noch ſchlechtere Welt: das ewig finſtere Unterirdiſche, in das kein Lichtſtrahl dringen kann. Aber hier befinden ſich Seen und Flüſſe. Die Oſtjaken, welche in dieſe unterirdiſche Welt gelangen, leben zwar ebenſo, wie auf dieſer Welt, aber keiner ſpricht mit dem andern, jeder bewahrt ewiges Schweigen. Jeder beſitzt das, was er auf der Oberwelt beſeſſen hat, und deshalb wird den Verſtorbenen ihre beſte Habe mitgegeben, vom Renthiere, das geſchlachtet wird, bis zur Kleidung und den Waffen; ja dem Verſtorbenen wird manchmal ſogar (wie ich in meinen Briefen und Berichten über meine Reiſe im Obigebiete erwähnte) Branntwein mit ins Grab gegeben. Da im Jenſeits nichts angeſchafft werden kann, ſenden die Verwandten des Verſtorbenen ihm einen Vorrath von Kleidungsſtücken nach. Dieſe Glaubensanſicht der Oſtjaken ſteht ſichtlich in Verbindung mit der entlegenen vorhiſtoriſchen Epoche, als noch die Urbewohner Höhlen bewohnten, und kann wohl gar mit derjenigen Periode dieſer Epoche in Verbindung gebracht werden, in welcher der Menſch ſich noch keine recht verſtändliche Sprache geſchaffen hatte."

So düſter die Anſchauung der Oſtjaken über das Leben nach dem Tode, wie ſie uns Herr Poljakow darſtellt, auch ſein mag, ſo lehrreich iſt ſie für den Alterthumsforſcher; dieſe einfache Notiz dürfte manche Thatſache aufklären, die uns bei archäologiſchen Ausgrabungen bisher unerklärlich oder dunkel geweſen iſt, und dürfte uns veranlaſſen, das Leben der vorhiſtoriſchen Menſchen mehr, als es bis jetzt der Fall geweſen iſt, mit dem Leben der nordeuropäiſchen und nordaſiatiſchen Völkerſchaften, die ja noch jetzt in der Eisperiode, in der vorgeſchichtlichen Zeit leben, eingehend zu vergleichen. Aus den alten Gräbern tönt uns die düſtere Glaubensanſicht der Oſtjaken deutlich entgegen, und deshalb glauben wir nicht zu irren, wenn wir diejenigen, welche in den Steinſetzungsgräbern des öſtlichen Europa, wie wir im Mai 1878 zwei bei Slabowzewo im Mogilnoer Kreiſe geöffnet haben, für Finnen und nahe Verwandte der heutigen Bewohner des hohen Nordens Europas und Aſiens halten.

Albin Kohn.

— Wie Prof. Dr. W. Förſter in der Februarſitzung der Berliner Geographiſchen Geſellſchaft mittheilte, wird die Berliner Sternwarte in nächſter Zeit im Stande ſein, angehenden Forſchungsreiſenden theoretiſche und praktiſche Unterweiſung in der aſtronomiſchen Beobachtung zu ertheilen und die Kontrole und Verpackung der Inſtrumente zu beaufſichtigen. Es iſt das ein Schritt vorwärts, der in England, Frankreich und Rußland ſchon vor längerer oder kürzerer Zeit gethan worden, und deſſen hohe Wichtigkeit nicht zu verkennen iſt. Leider wird aber auch er nicht allzuviel beitragen, unſere Karten fremder Erdtheile zu berichtigen; denn, wie es uns wenigſtens ſcheint, liegt der Grund der Unzulänglichkeit neuerer Routenaufnahmen weniger in der Unkenntniß der Reiſenden, als in ihrer oft vielleicht ſelbſt verſchuldeten Ueberbürdung mit den heterogenſten Arbeiten. Wenn ein Einzelner nicht nur alles rein Praktiſche einer Expedition zu ordnen hat, ſondern Tags über kartographiſch thätig ſein, Vierfüßer und Vögel ſchießen, Inſekten und Reptilien fangen, Pflanzen und Geſteinsproben ſammeln, Abends ſein Tagebuch und Routier redigiren, die Pflanzen preſſen, die Handſtücke etikettiren u. ſ. w. will oder ſoll, ſo bleibt ihm wenig Luſt, Kraft und Zeit, noch aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen. Alſo Entlaſtung der Reiſenden entweder durch Vertheilung der Arbeit auf mehrere, oder durch direkten Befehl, ſich nur des Sammelns oder nur des Aufnehmens und aſtronomiſchen Beobachtens zu befleißigen. Zerſplitterung der Kraft nutzt hier nichts; bei zu vielſeitiger Arbeit leidet das eine unter dem andern, und wirklich Tüchtiges wird nur durch kluge Beſchränkung erreicht werden. Die ſeiner Zeit vielgeſchmähte Loango-Expedition iſt ein Beiſpiel dafür, daß durch Theilung der Arbeit etwas Ordentliches zu erreichen iſt — daß ſie gerade an einem für das Eindringen in Afrika durchaus ungünſtigen Orte ſich niederließ, war nicht ihre Schuld.

— Die Ehre, als Hauptſtadt des Schweizer Kantons Teſſin zu fungiren, wechſelte bisher alle ſechs Jahre zwiſchen den drei Städten Lugano, Locarno und Bellinzona. Am 31. Januar dieſes Jahres hat ſich nun der Große Rath von Teſſin zum letzten Male in Locarno verſammelt. Vom 3. März ab wird dies ſtets in Bellinzona geſchehen, welches von da an auch ſtändiger Sitz des Staatsraths oder mit anderen Worten Hauptſtadt von Teſſin ſein wird.

— Profeſſor Dr. Franz Toula hat im Spätſommer 1880 ſeine im Auftrage der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften 1876 begonnenen, aber ſeitdem durch die Kriegsereigniſſe unterbrochenen geologiſchen Unterſuchungen im weſtlichen Balkan wieder aufgenommen und dieſelben, von Georg Zlatarsky unterſtützt, für das Gebiet zwiſchen der obern bulgariſchen Morawa und der Waſſerſcheide zwiſchen Iſker und Vid zum vorläufigen Abſchluſſe gebracht. In der kurzen Zeit von kaum vier Wochen hat er den Balkan ſechsmal überſchritten. Die Ergebniſſe der Reiſe ſind derartige, daß dadurch die Ausführung einer geologiſchen Ueberſichtskarte des bezeichneten Gebietes möglich wird. Auch die Errichtung der erſten binnenländiſchen meteorologiſchen Station auf der Balkan-Halbinſel, und zwar im k. k. öſterreichiſch-ungariſchen Generalkonſulate in Sofia, iſt eine Frucht dieſer Reiſe.

(Mitth. der k. k. Geogr. Geſ. in Wien 1881, I.)

— In Folge der Anfangs Februar dieſes Jahres neuerdings eingetretenen Ueberſchwemmung im Kuban-Gebiet (vergl. oben S. 125) müſſen bis auf Weiteres alle Poſtſendungen nach Noworoſſijsk, Anapa, Sotſchi, Suchumkale, Tuapſe, Poti und Batum über Sebaſtopol zur See befördert werden.

---

## Aſien.

— Oberlieutenant G. Kreitner, welcher den Grafen Bela Széchenyi auf deſſen bekannter Reiſe durch Indien, Japan, China, Tibet und Birma als Geograph begleitete, hat die Beſchreibung ſeiner Fahrten unter dem Titel „Im fernen Oſten" begonnen. Das Buch erſcheint in circa 30 Lieferungen (à 50 Pf.) bei A. Hölder in Wien und ſoll 200 Original-Holzſchnitte und mehrere Karten bringen. Die Bilder ſind nach den vorliegenden Proben außerordentlich ſchön, Text und Karten aber verſprechen viel Neues zu bringen, da die Expedition, wenn auch nicht das vorgeſteckte Ziel, ſo doch Gebiete erreichte, über welche unſere Kunde überaus dürftig iſt. Ueber Lan-tſchou-fu, Su-tſchou, Scha-tſchau-wei iſt in unſerer Literatur faſt nichts zu finden (Pjaſetzki's eben in Rußland erſchienenes Buch, welches dieſen Weg beſchreibt, ſoll ziemlich dürftig ſein); eine kartographiſche Darſtellung

jenes Gebietes gehört noch heute zu den größten Desideraten in der Geographie Chinas. Möge uns Kreitner's Werk darüber wie über vieles andere auf seiner langen Wanderung vom Rande der Gobi bis zum Irawadi Auskunft ertheilen!

— Alexander Sibiriakow, der bekannte Förderer von Polarfahrten, welcher (wie wir auf S. 320 des vorigen Bandes mittheilten) selbst in seinem Schiffe „Oskar Dickson" eine Fahrt nach dem Jenisei unternommen hat, hat sich mit demselben, durch die Eisverhältnisse gezwungen, in die Gyda-Bucht (zwischen den Mündungen des Ob und Jenisei) flüchten müssen und ist dort eingefroren. Der Dampfer ist auf 13 Monate verproviantirt, so daß von dieser Seite nichts zu befürchten steht. Sibiriakow selbst hat das Schiff verlassen und ist zu Lande über Tobolsk glücklich nach St. Petersburg gelangt.

— In Zusammenhang mit der indischen Volkszählung steht ein kleiner Aufstand, welcher im Januar unter den Sontal (vom Stamme der Kol, südwestlich von Calcutta, zwischen dem Ganges und dem Flusse Baitarni) ausgebrochen ist. Doch hat die Schnelligkeit, mit welcher englische Truppen zur Hand waren, die Eingeborenen, die überdies eine große Scheu vor Pferden haben, sehr erschreckt, so daß sie den Census-Beamten weiter keinen Widerstand leisteten. Es hatte sich nämlich unter den Sontal des Maubhoon-Distriktes das Gerücht verbreitet, daß in der Nacht des 17., wo die Zählung stattfinden sollte, die Männer auf der Schulter, die Frauen auf der Stirn gebrandmarkt werden sollten; auch konnten sie nicht begreifen, warum die Zählung gerade zur Nachtzeit stattfinden sollte, und fürchteten, daß die Regierung irgend etwas Unheimliches im Schilde führe. Auch scheint das starke Anwachsen der Steuern in letzter Zeit ein Hauptgrund ihrer Unzufriedenheit gewesen zu sein.
(Nach „The Mail.")

— Nach „Les Missions Catholiques" hat die chinesische Regierung auf Verlangen des Vicekönigs Li-hung-tschang in den Bau einer Telegraphenlinie von Peking nach Schanghai gewilligt. Dieselbe soll über Tientsin und längs des Kaiserkanals nach dem Jang-tse-kiang und weiter nach Schanghai gehen. Wenn nur nicht, wie schon öfters, die Sache der Regierung wieder leid wird!

— Mr. Boulangier ist am 13. November 1880 von Saigon nach den vielgerühmten Rotheisenerzlagern in Kambodja, welche bis 95 Proc. Eisen enthalten sollen, abgereist, um dieselben näher zu untersuchen.

## Afrika.

— M. Tarry, Mitglied der französischen Transsahara-Kommission, soll südlich von Wargla die Ruinen einer großen Stadt, Cedrada genannt, entdeckt haben, welche der Wüstensand begraben hat. Dieselbe liegt im Wed Mia und dabei befinden sich zahlreiche Quellen, welche früher Tausende von Palmen bewässerten. Tarry möchte die Regierung veranlassen, dort Bohrungen vorzunehmen und eine Niederlassung zu gründen.

— Lucereau, ein junger Franzose, wurde zu Anfang Oktober 1880 auf dem Wege von Harrar nach Schoa ermordet. Er soll für seine Unternehmung wenig vorbereitet, auch bis an die Zähne bewaffnet gewesen sein, ein Umstand, welchem d'Abbadie vornehmlich sein Unglück zuschreibt. Nach ihm sollen europäische Reisende in jenen Theilen Afrikas nie eine Waffe bei sich tragen, wenn sie sicher sein wollen; er selbst hat diesen Grundsatz streng befolgt und hat ihm zu danken, daß er volle elf Jahre in jenen Gegenden unbehelligt sich hat aufhalten können.

— Nach den letzten Berichten, welche die „Church Missionary Society" aus Rubaga in Uganda d. d. 1. Juli 1880 von ihrem dortigen Missionar Pearson erhalten hat, ist König Mtesa, von dessen Sehnsucht nach christlicher Unterweisung Stanley einst nicht genug Rühmens machen konnte, zur Abwechselung wieder einmal und zwar in Folge eines Traumes zum Islam übergetreten. Vorher war er bekanntlich zum angestammten Heidenthum zurückgekehrt (s. „Globus" XXXVIII, S. 107 und 307). Im Ganzen ist er bis jetzt nach einander gewesen: Heide, Mohammedaner, Protestant, Katholik, Heide, Mohammedaner. Es sollte uns nicht wundern, wenn er binnen Kurzem, um die bisher befolgte Reihenfolge nicht zu verletzen, wiederum Protestant würde. Wenn es ihm nur nicht an einem Lehrer und Unterweiser fehlt, denn die Missionäre scheinen sich jetzt noch heftiger von Rubaga fort zu sehnen, als vor einigen Jahren dahin.

— Der Sultan von Zanzibar hat dem erfolgreichen Afrikareisenden Joseph Thomson eine vortheilhafte Stellung angeboten, welche demselben Gelegenheit zu Arbeiten von wissenschaftlichem Werthe verschafft und ohne Zweifel von ihm angenommen werden wird. Seine Hauptaufgabe, welche der Sultan ihm in jeder Hinsicht erleichtern wird, besteht in geologischen Aufnahmen im Gebiete des Flusses Rovuma.

— Im Jahre 1880 hat Mr. Barnet 2607 Auswanderer nach der Kap-Kolonie gesandt, darunter 1205 Regierungs- und 1402 unterstützte Auswanderer. Erstere bestanden aus 149 Beamten, 497 Rekruten für die berittenen Kap-Schützen und 559 Ackerbau treibenden Ansiedlern, welche 88 Familien und 73 einzelne Männer umfaßten und zusammen ein Vermögen von 10743 Pf. St. besaßen. Angenommen, daß diese Ansiedler insgesammt nur das geringste zulässige Maß von Ackerland erwarben, so belief sich dasselbe doch auf 32000 Acres, wofür sie innerhalb einer bestimmten Zeit 16000 Pf. St. und später eine dauernde, jedoch ablösbare, jährliche Rente von 1 Proc. ersterer Summe zu bezahlen haben. Die Zahl der unterstützten Auswanderer zeigte 1880 eine Zunahme von 63 Proc. gegen 1879 und von 800 Proc. gegen 1874; dieselbe hatte fast jede Klasse von Handwerkern und häuslicher Dienerschaft aufzuweisen.

— Von der Expedition des französischen Hauptmanns Gallieni, welche im Frühling 1880 an Ahmadu, den Sultan von Segu am Niger, abgesendet und am 11. Mai von aufständischen Bambaras überfallen wurde und schwere Verluste erlitt (s. „Globus" XXXVIII, S. 240), sind erst jetzt, nachdem man sie schon halb verloren gegeben hatte, beruhigendere Nachrichten eingetroffen. Gallieni meldet von Nango am 25. Oktober v. J., daß sie vier Tage nach jenem Ueberfalle den Niger überschritten und in Nango, einen Tagemarsch von Segu entfernt, auf Ahmadu's Befehl gastlich aufgenommen wurden. Nach langen Verhandlungen gelang es ihm, das gegen ihn herrschende Mißtrauen zu beseitigen, und er hofft freien Handel und Schifffahrt auf dem Niger bewilligt zu erhalten. Während der Zwischenzeit litten die jeder Arzenei beraubten Offiziere stark am Fieber, befanden sich aber Ende Oktober wohl. Sie sollten über Kaarta nach S. Louis heimkehren, sobald dieser durch die aufständischen Bambaras versperrte Weg frei wäre.

Inhalt: Quer durch Sumatra. III. (Mit sechs Abbildungen.) — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. IIIa. — Spiridion Gopčević: Die Ehe in Oberalbanien. III. IV. (Schluß.) — W. Keßler: Wein und Weinbereitung im Kaukasus. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 18. Februar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 12.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeiſt von dem Reiſenden aufgenommenen Photographien.)

IV.

Als Veth und ſeine Genoſſen ihre Obliegenheiten in Alahan-Pandjang erfüllt hatten, beſchloſſen ſie nach Moeara-Laboe, einem 60 km entfernten Dorfe, wohin ein guter Weg führte, überzuſiedeln. Ihr Gepäck ſollte zur einen Hälfte von den Kulis, zur andern von einem pedati, einem zweiräderigen Büffelkarren, dorthin geſchafft werden, während ſie ſelbſt, von zehn Trägern begleitet, einen weniger bequemen Weg einſchlagen wollten, um einigen Goldminen einen Beſuch abzuſtatten. Am 30. September Nachmittags brach man auf, ſtieg in das tiefe, mit Reisfeldern und Dörfern erfüllte Thal des Goemanti hinab, folgte demſelben abwärts und quartierte ſich zur Nacht in dem kaum fertig gewordenen Paſſantenhuis von Talang Berboenga ein. Dieſes Dorf unterſchied ſich von den bisher beſuchten dadurch, daß es nicht ohne jede Ordnung und Symmetrie gebaut war, ſondern aus drei geraden einander parallelen und durch Quergäßchen verbundenen Straßen beſtand. Dafür waren die Häuſer ſchlecht gehalten und baufällig. Im nächſten Nachtlager verweilten ſie länger, weil hinter demſelben völlig wilde Gegend ihren Anfang nahm, und ſie ſich hier einen Führer verſchaffen mußten. Die Pferde wurden von hier nach Alahan-Pandjang zurückgeſandt, um auf der directen Straße nach Moeara-Laboe geführt zu werden.

Am 3. Oktober erſt ging es durch Urwälder, über verſchiedene Zuflüſſe des Goemanti und über Bergketten, welche jene von einander ſcheiden, nach der Anſiedelung der Goldgräber von Soengei-Pentoewan, die man aber erſt am folgenden Tage erreichte. Dieſer Tagemarſch war einer der längſten und mühſamſten, welche man bisher zurückgelegt hatte; es nahm daher die Reiſenden nicht ſehr Wunder, daß von den erſt ſpät anlangenden Trägern zwei auf Nimmerwiederſehen ausgeriſſen waren. Am Morgen des 4. Okt. begegnete man auf Schritt und Tritt den Spuren ehemaligen Bergbaues, künſtlich aufgeworfenen Erdhügeln von regelmäßiger Geſtalt und von Menſchenhand gegrabenen Löchern; auch deutete das Vorkommen von Fruchtbäumen darauf hin, daß ſich hier einſt eine blühende Ortſchaft befunden hatte. Die Erſchöpfung des goldhaltigen Geſchiebes hatte ihren Untergang herbeigeführt.

Der bisher zurückgelegte Weg war gut im Vergleich zu demjenigen, der nun folgte; denn letzterer, der nach Moeara-Laboe führte, war vielleicht ſeit zwei Jahrzehnten nicht betreten worden, während auf dem andern die Goldſucher fleißig nach Soengei-Aboe wandern, um ihre Ausbeute dort zu verkaufen und ihre Bedürfniſſe zu erwerben. So war denn der dritte Tagemarſch kurz, aber anſtrengend. Steil ging es auf das Gebirge hinauf und ebenſo ſteil auf der andern Seite hinab nach Soengei-Sapei. Dort fanden ſie einen reizenden Punkt, wo ein kleiner Waſſerfall in ein Becken fiel, das zum Bade wie geſchaffen war. Sie verweilten dort den Reſt des Tages, erreichten am nächſten die Ufer des Soengei-Doerian, ſtießen am fünften auf die Fährten einer Elephantenherde und kamen in das Thal des Batang-Hari.

Hier widerfuhr Beth das Mißgeſchick, daß er ſich von ſeinen Gefährten trennte und dieſelben nicht wiederzufinden vermochte. Ohne Waffen und Nahrungsmittel bei ſich zu haben, ohne Weg und Steg brachte er volle 36 Stunden in der Wildniß zu, ehe er mit Hülfe ſeines Kompaſs Moeara-Laboe im Thale des Seliti, eines ſüdlichen Nebenfluſſes des Batang-Hari, müde, abgehungert, durchnäßt und mit zerriſſenen Kleidern erreichte und bei dem dortigen Kontroleur Welſinck gaſtliche Aufnahme fand. Seine Gefährten waren noch nicht eingetroffen, weshalb er am nächſten Morgen Eingeborene ausſandte, um ſie aufzuſuchen, ihnen den richtigen Weg zu zeigen und ſie über ſein Schickſal zu beruhigen. Er ſelbſt benutzte den Tag dazu, um die Umgebung des Ortes aufzunehmen.

Parallel mit der ganz Sumatra durchziehenden Barisan-Kette verläuft hier ein Längsthal, das gegen Südoſten von dem höchſten Maſſiv der Inſel, dem Pik von Korintje, abgeſchloſſen wird. Durch den nördlichen Theil deſſelben fließt der Batang-Seliti von Nordweſten nach Südoſten, durch den ſüdlichen in umgekehrter Richtung der Batang-Pelake und B. Bangko, welche ſich vereinigen und an dem tiefſten Punkte der ganzen Einſenkung in den Seliti ergießen, der dort nach Oſten und Nordoſten umbiegt und ſich einen engen Ausweg durch das Gebirge bricht.

An dem Zuſammenfluſſe liegt Moeara-Laboe, ein Dorf von junger Entſtehung, während das gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Bangko gelegene Dorf Kota-Baroe viel älter iſt. Erſteres beſteht aus den Wohnungen des Kontroleurs und einiger anderer Beamten, einem Kaffeemagazin und einigen wenigen Häuſern von Eingeborenen. Dieſe liegen um einen Raſenplatz herum, auf welchem Palmen und zwei in und durch einander gewachſene Bäume ſtehen, ein langsano und ein waringin, deren durchaus verſchiedenes Laub in höchſt ſonderbarer Weiſe durch einander gemengt erſcheint. Zwei Tage nach Beth's Ankunft war hohes Feſt, der letzte Tag des Ramadan-

Reisfelder im Thale des Goemanti.

Monates und das Neujahr der Eingeborenen. Faſt die geſammte Bevölkerung der umliegenden Dörfer ſtrömte nach Moeara-Laboe zuſammen, um dem Kontroleur ihre Achtung zu bezeugen. Ueber 600 Frauen in ihren beſten Gewändern und mit Goldſchmuck angethan brachten Geſchenke, die aus einem Kuchen, ein paar Händen voll Reis oder dergleichen beſtanden, und empfingen dafür ein kleines Gegengeſchenk. Ein Schauſpiel voller Reiz und Abwechſelung! Gegen zwei Uhr entfernte ſich alles und nur die Häuptlinge blieben beim Kontroleur zum Mittagsmahle. Als auch das vorbei war, langten, um dieſen Tag zu einem wahren Freudentage zu machen, auch Beth's verlorene Gefährten, van Haſſelt und Suelleman, an. Auch ſie hatten, nachdem Beth von ihnen getrennt war, den Weg verloren, waren mit vieler Schwierigkeit an den Batang-Hari gelangt und hatten dort den ganzen 8. Oktober zugebracht, um dem Führer Zeit zu laſſen den Weg wieder aufzufinden und um ihren Gefährten wiederzutreffen; als beides mißlang, beſchloſſen ſie am 9., als Beth ſich ſchon wohlauf und munter in Moeara-Laboe befand, dieſen Ort mit Hülfe des Kompaſs zu erreichen. Am nächſten Morgen trat man den Marſch an, nachdem man alles überflüſſige Gepäck unter den Wurzeln eines mächtigen Baumes wohl verborgen und ſo die Kulis entlaſtet hatte. Der reißende Strom wurde mit Hülfe eines darüber geſpannten Rotang (ſpaniſches Rohr) gekreuzt, dann unter tauſend Schwierigkeiten die gegenüberliegende ſteile Bergwand erklettert und gegen Abend in einer zufällig entdeckten Höhle das Lager hergerichtet. Am nächſten Morgen begegneten ſie dann einem von Moeara-Laboe aus geſchickten Truppe, der ihnen über Beth's Schickſal Gewißheit brachte und ſie ihrem nicht mehr allzufernen Ziele zuführte. Es war das ein großes Glück für ſie; denn ihre letzten Vorräthe waren am ſelben Morgen aufgezehrt worden und hatten nicht mehr als zwei Kartoffeln für jeden Kuli ergeben, während die Europäer leer ausgegangen waren.

Da die Wohnung des Kontroleurs nicht groß genug war, die ganze Geſellſchaft aufzunehmen, ſo mietheten ſie zwei leerſtehende Häuſer an dem pasar, dem rechteckigen, 150 m langen und 50 m breiten Marktplatze, der auf drei Seiten von ſchlecht gebauten Häuſern umgeben war. Der Hauptnachtheil derſelben war ihre ungenügende Helligkeit; ſo fing in Beth's Stube das nur 70 cm hohe Fenſter unten

in gleicher Höhe mit dem Fußboden an, ſo daß das einzige Licht, welches auf den Tiſch fiel, durch Ritzen und Spalten in Dach und Wänden kam. Dafür war allerdings das Fenſter um ſo breiter; denn es nahm nebſt der Thür die ganze Länge des Hauſes ein. Die Thür ihrerſeits war aber wieder ſo niedrig, daß man ſie nur gebückt paſſiren konnte.

Am 2. November unternahmen Veth und van Haſſelt eine Rekognoſcirung durch die Landſchaft XII Kota, die ſüdlichſte unter den Reſidentſchaften des Padangſchen Oberlandes, mit der Abſicht, falls es anging, den Pik von Korintji, deſſen Lokalname Goenoeng-Gedang iſt, zu erſteigen. An dem erſten Tage war ihr Ziel Loeboe Gedang, der zweite Kampong der Provinz, wo ſie ſchon etwa 12 Tage vorher geweſen waren, um durch Eingeborene einen Weg nach dem Gipfel ausfindig machen zu laſſen. Damals waren ſie zu Fuße gegangen, weil man ihnen geſagt hatte, daß Pferde ihnen mehr zur Laſt als zum Vortheil ſein würden, und hatten zwei Tage gebraucht, zugleich aber geſehen, daß der Weg nicht ſo ſchlecht war. Das zweite Mal ritten ſie alſo und ſparten dadurch einen ganzen Tag. Zuerſt durchfuhrteten ſie den Batang Bangko und ritten durch Kota-Baroe, wo ihnen ein hübſches neues Haus auffiel, das Eigenthum eines Kaufmannes, welches eben aus den Händen der Holzſchnitzer und Maler hervorgegangen war. Nun folgte eine Stunde lang eine wenig bewaldete und nur hier und da Reisfelder aufweiſende Ebene. Große Strecken waren früher ebenfalls mit Reis bepflanzt geweſen, dienten jetzt aber Büffeln zur Weide; hier konnte man mehr als im übrigen Süden von Ober-Padang deutlich wahrnehmen, daß das Land einſt viel blühender und ſtärker bevölkert geweſen iſt, als heutzutage. Nun folgte Wald und der Weg begann zu ſteigen, blieb aber gut bis auf einige ſchlammige Stellen, wo Büffel und, den Fußſpuren nach, auch Elephanten zu ſielen pflegten. Die ſchlimmſte Stelle kam erſt, als man ſich der Paßhöhe zwiſchen Bangko und Liki näherte; dort bedecken unzählige Pflanzenſchichten den Boden, die Sümpfe ſind tief und häufig, und der Regen der letzten Tage hatte das ſeinige dazu beigetragen, ſie möglichſt unpaſſirbar zu machen. Jenſeits des Paſſes ging es ſteil hinab nach dem reißenden Wildbache Batang Liki, der auf einer aus zwei neben einander gelegten Baumſtämmen beſtehenden Brücke überſchritten wurde. An demſelben führte der Weg entlang über mehrere Zuflüſſe, deren hohe und ſteile Ufer den Pferden viel zu ſchaffen machten, bis zu einer von Reisfeldern bedeckten Ebene, welche zur Provinz XII Kota gehört. Dort paſſirten ſie zuerſt den Kampong Doerian-Tarong und eine halbe Stunde ſpäter befanden ſie ſich im „Negrihuisje“ des Dorfes Loeboe Gedang, das außer den „Logirzimmern“ noch ein Kaffeemagazin unter ſeinem Dache barg. Da die Kulis, wie gewöhnlich, erſt vierundzwanzig Stunden ſpäter eintrafen, ſo benutzten die Reiſenden die Zwiſchenzeit, um nochmals Leute auszuſchicken und einen Pfad auf den Gipfel des Korintji ſuchen zu laſſen.

Palmen in Moeara-Laboe.

Am 4. November ſtieg man wieder zu Pferde und ritt am rechten Ufer des Liki aufwärts, der nach etwa 60 Minuten überſchritten werden mußte. Die unbeladenen Fußgänger konnten eine aus Rotang hergerichtete Hängebrücke benutzen, die laſttragenden Kulis aber mußten den Fluß durchfuhrten und die Pferde durch die reißende Strömung hindurch geführt werden. Jenſeits des kleinen Kampong Kota-Remba, gegenüber dem Punkte, wo ſich der Liki in den Batang Sangir ergießt, tritt der Weg in eine etwa eine gute halbe Stunde lange Ebene, die mit dem 2 bis 3 m hohen Ilalang-Graſe bedeckt iſt; dann wird das Thal ſehr eng, und man muß fleißig klettern, um zwiſchen den Felſen vorwärts zu kommen.

Weiterhin bildet das Thal wiederum eine mit Geſträuch und einigen großen Bäumen bewachſene Ebene, jenſeits deren der Fluß Sangir zu überſchreiten war. Für Menſchen war eine Brücke vorhanden, die Pferde aber und das Gepäck mußten auf einem Floſſe hinübergeſchafft werden, da der Strom zu tief war, um durchfuhrtet werden zu können. Die Bewohner des gegenüberliegenden Dorfes waren aber durch den ungewohnten Anblick der Pferde dermaßen erſchreckt, daß ſie anfangs alle Hülfeleiſtung verweigerten und erſt nach längerem Zureden ſich bewegen ließen, die Fähre zu löſen und über den Fluß zu kommen. Wieder folgte eine lange trockene

Ebene, dann war ein Gebirgszug zu überſteigen, worauf man im Dorfe Loeboe-Melaka Halt machte, um für die Pferde Gras zu ſchneiden, weil man im Bedar-Alam, dem Nachtquartier, wahrſcheinlich keine Fourage antraf. Der Weg bis dorthin war völlig flach; zur Rechten dehnte ſich die Ebene aus, ſoweit nur das Auge reichte: nur hier und da ein vereinzelter Hügel, aber am Horizonte keine Spur von Gebirge. Am linken Ufer des Batang-Sangir dagegen erhoben ſich die Berge noch 200 bis 300 m über das Thal, wurden aber nach Norden hin, d. h. in der Richtung des Thales, zuſehends niedriger.

Bedar-Alam iſt bei Weitem der größte Kampong in der Provinz XII Kota, aber auch ebenſo ärmlich wie die anderen. Die Häuſer ſind ſchlecht unterhalten; überall fehlen Bretter; altes Schnitzwerk ſieht man faſt gar nicht und die Umgebung der Häuſer liegt voller Unreinlichkeiten. Auch hier beweiſt die Ausdehnung der Reisfelder und die Menge der Kokospalmen, daß der Ort einſt beſſere Zeiten geſehen hat. Von Lebensmitteln war dort faſt nichts zu haben, ſo daß die Kulis von Loeboe-Gedang Reis holen mußten, was einen Aufenthalt von zwei Tagen verurſachte. Am 7. November ſetzte man die Reiſe am Sangir abwärts fort bis Abei, welches, 9 bis 10 m über dem Fluſſe gelegen, an den drei landeinwärts gerichteten Seiten von einer Erdmauer nebſt Graben umgeben iſt. Der von derſelben eingeſchloſſene Raum iſt jedoch zum Theil von Raſenplätzen

Haus in Bedar-Alam.

und Baumgruppen bedeckt, in deren Schatten die kleinen verfallenden Häuſer ſtehen. Auch hier ein Aufenthalt von zwei Tagen, um von Bedar-Alam Reis zu holen.

Am 10. verließen ſie unterhalb Abei bei Doeſoen-Tengah den Batang-Sangir und ſtiegen in weſtlicher Richtung über die Berge nach dem Batang-Hari hinüber, den ſie bei Soengei-Panoe erreichten, wo ihnen eine gut gehaltene Arena für Hahnenkämpfe auffiel, die, nach den ſie bedeckenden blutigen Federn zu urtheilen, ſtark benutzt wurde. Von dort begaben ſie ſich nach Gaſing, das weiter aufwärts am B. Hari liegt; doch erlaubten ihnen die ſteilen Kalkfelſen nicht, dem Fluſſe unmittelbar zu folgen, ſondern zwangen ſie zu einem weiten Umwege landeinwärts durch die Berge. Von da aus befuhren ſie zu Boote den Batang Hari bis zur Mündung des Goemanti, wo einige Leute zur Herſtellung eines Lagers zurückblieben, und dieſen bis zur Mündung des Sikia. Ihres wohl hergerichteten Lagers ſollten ſie ſich aber nicht erfreuen; denn gegen Abend begann es in Strömen zu regnen, und obwohl es ſpäter nachließ, ſo ſchwoll der Fluß in der Nacht dermaßen an, daß ſie ſchleunigſt auf höheres Land flüchten mußten. Der ganze Anwachs betrug zwar nur, wie ſie am folgenden Morgen ſahen, einen Meter; aber dadurch war der Strom doch an jener Stelle um das Vierfache breiter geworden. Am nächſten Morgen fuhren ſie den Batang-Hari vier Stunden weiter hinauf, kehrten dann nach Gaſing zurück und folgten dem Strome weiter abwärts, um das noch nicht beſuchte Stück ſeines Laufes bis zur Mündung des Sipotar kennen zu lernen. Daſſelbe liegt ſchon außerhalb der holländiſchen Beſitzungen. Dieſe Fahrt ging in den beiden nächſten Ta-

Early Transportation in the Mountains.

## EARLY TRANSPORTATION IN THE MOUNTAINS.

bauende Tatarenfamilien hierher gebracht, deren Zahl 1834 sich auf 8000 erhöht hatte, so daß sie vor dem 1865er Aufstande 39 000 Seelen gezählt haben sollen. Sie führten hier den Namen Tarantschen. Dann brachte man etwa 8000 Familien von den Stämmen der Schiba und Solonen (Tungusen) aus der nördlichen Mandschurei. Die Männer bildeten eine Art stehender Miliz und bebauten daneben das Land. Es waren also militärische Ackerbau-Kolonien; eine bei den Chinesen von Alters her beliebte Form der Kolonisation in Gegenden, wo unter schwierigen Verhältnissen Fuß gefaßt werden soll. Ihnen stehen die Mandschu nahe, welche als reguläres Militär hier stationirt sind, und von welchen 1862, als Radloff das Ili-Land besuchte, allein in der Festung Kuldscha 5000 Mann gestanden haben sollen (Geogr. Mitth. 1862, S. 255). Mandschu-Offiziere und -Beamten führten die Verwaltung des Landes. Verbannte, Verbrecher aus den allerverschiedensten Provinzen des Reiches bildeten den Kern des eigentlich chinesischen Elementes, in welchem die Nordchinesen überwiegend vertreten gewesen zu sein scheinen. Zu den Verbannten gehörte wohl auch der größte Theil der später so gefährlich gewordenen Dunganen, d. h. mohammedanischer Chinesen aus den Nord- und Ost-Provinzen. Endlich gehörte derselben Klasse das verachtetste und gehaßteste aller Elemente dieser bunten Bevölkerung an, die Tschampans, Verbannte aus Süd-China, die sich ganz wie die Chinesen trugen, aber einen so eigenthümlichen Dialekt sprachen, daß selbst ihre chinesischen Landsleute sie nicht verstanden. Ueber die Zahl dieser verschiedenen Arten von Chinesen, zu welchen noch chinesische Beamte, Soldaten und Beamte gehörten, giebt Radloff (a. a. O. S. 252) einige annähernde Angaben. Er führt 17 800 Familien chinesischer und dunganischer Ackerbauer an, setzt aber hinzu, daß bei Weitem die größte Zahl die acht Städte bewohnt und daß die chinesische und dunganische Städtebevölkerung sich „bis über 100 000 Seelen“ belaufe. Kuldscha schreibt er eine Bevölkerung von 80 000 zu, wovon wenigstens dreiviertel Chinesen und Dunganen seien. Zu allen diesen Völkern kamen nun einige Jahrzehnte nach der chinesischen Eroberung noch Kalmücken, die früher hier ansässig gewesen waren, nun aber mit Wohnsitzen in den Gebirgen der Grenzstriche verlieb nehmen mußten. Ein anderer Theil desselben Volkes war in Kuldscha und vielleicht auch in anderen Städten geblieben [1]).

In dieser Bevölkerung wütheten nun die Aufständischen ganz gräulich. Kuldscha wurde gänzlich zerstört, seine Bevölkerung ausgerottet und die Stadt nach dem 40 km weiter östlichen Alt-Kuldscha zurückverlegt, wo sie vor der chinesischen Invasion sich befunden hatte. A. Petzholdt, welcher wenige Wochen nach dem Einmarsch der Russen (1871) diese Trümmerstätten besuchte, hat im 7. Abschnitt seiner „Umschau im russischen Turkestan“ (Leipzig 1877) eine Schilderung des damaligen Zustandes dieses Landes entworfen, welche oft ans Unglaubliche streift. Abgesehen von dem historischen Werth, sind diese Mittheilungen völkerkundlich interessant, indem sie gleichsam aktenmäßig die oft bezweifelte Gründlichkeit belegen, mit welcher diese Völker bei Ausbrüchen ihres Racen- und Religionshasses mit allem tabula rasa machen, was ihnen irgend feindlich gegenübersteht. Innerhalb 100 Jahren war dies die zweite große Metzelei im Ili-Lande, kleinerer Aufstände, die oft, wie der von 1827, sehr blutig waren, nicht zu gedenken. Nachdem beim Ausbruch der Rebellion 1865 fast alle Chinesen, friedliche wie waffentragende, von den Dunganen gemordet worden waren, geschah ihnen sechs Jahre später beim Aufkommen der Tarantschen das Gleiche. Petzholdt berichtet, daß 1871 in einer einzigen Juninacht, als die Russen im Anmarsche waren, 2000 Dunganen in und um Kuldscha hingeschlachtet wurden und daß die russischen Soldaten aus einem Wassergraben bei Kuldscha 500 Leichname zogen. Dabei war aber die chinesische Kultur, welche ja auch die der Dunganen gewesen war, hier offenbar viel tiefer eingewurzelt als in dem geographisch entlegeneren und ethnographisch fremdartigeren Altischar. Wenigstens fand Petzholdt nach all diesen erschütternden Ereignissen in Kuldscha eine wesentlich chinesische Stadt, chinesisches Geld, chinesische Waaren, chinesische Tracht und so fort. Aber freilich hatte die ganze Dunganen-, Chinesen- und Tschampanbevölkerung sich seit der Schätzung Radloff's (s. o.) fast auf $^1/_{10}$, nämlich auf 16 000, reducirt (Petzholdt a. a. O. 350). Ungefähr ebensoviel Sibo und Solonen giebt Wenjukow für Ende 1871 an (Russ.-asiat. Grenzlande), wiewohl nach dem erstern Reisenden die Dörfer dieser mandschurischen Stämme alle von Grund aus zerstört waren.

Diese Bevölkerung mochte im Jahre 1871, als Rußland sich gezwungen sah, das aufständische Ili-Land zu besetzen, um der Beunruhigung seiner Grenzen zu steuern, nicht mehr 100 000 erreichen (nach Petzholdt's Schätzung 70 000). Sie hatte jedenfalls außerordentlich abgenommen. Aber gewiß sind Angaben über die einst dichtere Bevölkerung, wie sie Ujfalvy im Bull. de la Soc. de Géogr. de Paris (1879, II) bringt, wo der Stadt Kuldscha 300 000 Einwohner, Baiandai 150 000, Tschimpansi 50 000 u. s. f. zugeschrieben werden, sehr stark übertrieben. Sie sind sicherlich aus chinesischen Quellen geschöpft, welche diesen westlichen Städten allen unglaubliche Dimensionen beimaßen. Veranschlagt doch Wells Williams in seinem „Middle Kingdom“ nach ähnlichen Quellen den Umfang der Mauern von Yarkand zu 17 englischen Meilen! (Chapman spricht [„Globus“ 1878, II, S. 98] von 1 deutschen Meile, was glaublicher klingt, und giebt ihr 20 000 Einwohner.) Doch giebt auch Dr. Regel in den Geogr. Mittheilungen 1879, S. 381, 100 000 als die Zahl der chinesischen Bevölkerung von Neu-Kuldscha „noch vor 17 Jahren“ an. Nach den neuesten Angaben sind die Bevölkerungsverhältnisse folgende: Das Gebiet von 1035 Quadratmeilen, welches Rußland nach dem Vertrag von Livadia (1879) abzutreten gehabt hätte, besitzt 104 000 Bewohner, während das von ihm zurückzubehaltende Gebiet des Tekes-Thales deren 26 000 umfassen soll. Es wären dies 130 000 Einwohner für das ganze Kuldscha-Gebiet [1]).

Auch in dem chinesisch gebliebenen Theil der Dsungarei ist die Kolonisation allem Anschein nach seit jenen Kriegszeiten ins Stocken gerathen. In den letzten Jahren sind nur die Truppen in der angrenzenden Dsungarei erheblich vermehrt worden, und es wurden unter anderen bei Tschugutschak zwei neue Forts angelegt; ebenso schufen die Chinesen Befestigungen auf den Höhen des Tarbagatai. Den Sitz der obersten Militärbehörden der chinesischen Dsungarei, Schicho, nennt Dr. Regel „weniger eine Stadt als eine Reihe vereinzelter Ansiedelungen, Niederlagen, Bazare, Forts ꝛc., mit 5000 bis 6000 Seelen.“ Es zerfällt wie die meisten Städte dieser Theile in eine chinesische und Eingeborenen-Stadt. Vor den Verhandlungen zwischen China und Rußland über Kuldscha sollen hier 20 000 Mann chinesischer

[1]) Vor der Besitzergreifung Kuldschas hatten sich 100 kirgisische und chinesische Familien bei Borochudsir auf russischem Gebiete angesiedelt, und bauten dort mit Erfolg Baumwolle. (Vergl. Petzholdt, Turkestan. Leipzig 1877, S. 122.)

[1]) Ujfalvy (a. a. O.) giebt für das Ili-Land 2849 Chinesen an, welche größtentheils in Kuldscha, Tschimpansi, im Suidun-Thal wohnen.

Truppen gestanden haben. Die Turkestaner Zeitung vom 22. Juni gab die Zahl der Truppen in Tschugutschak zu 1000 Tschampans, in Sarlytain ebensoviel und in Aktam zu 500 an. 1879 gingen viele Klagen über Grenzverletzungen durch diese, wie immer, sehr undisciplinirten Bande durch die russischen Blätter. Der chinesische Gouverneur in Tschugutschak sollte einigen russischen Unterthanen die Ohren haben abschneiden lassen und die Grenzstriche sollen ebenso radikal verwüstet worden sein, wie vor 1871. Der am 21. Januar 1881 endlich von Rußland und China geschlossene Vertrag dürfte, wie man fürchtet, beim Rückzug der Russen noch weitere Ausschreitungen gegen die von den Chinesen am meisten gehaßten Tarantschen bringen.

Man begreift daher sehr wohl, daß die Russen in diesem neuen und, wie es scheint, endgültigen Vertrag sich ein Stück Land zurückbehalten haben, um die mit ihnen das Territorium verlassenden Dunganen und dergleichen darauf anzusiedeln.

In Ost-Turkestan oder Altischar war die Lage der Chinesen vor dem Einmarsch ihrer Landsleute eine höchst traurige. Nur diejenigen unter ihnen, welche den Glauben Mohammed's angenommen, sich in tatarische Tracht gesteckt, und den Zopf abgeschnitten hatten, wurden von den wüthenden Fanatikern verschont. Um sie besser unter den Augen zu halten, wurden die meisten von ihnen nach den Hauptstädten gebracht, wo sie als „Yangi“ sich mit den niedrigsten Diensten ihr Leben fristeten. Bellew fand 1874 ihre zerlumpten Haufen an den Thoren von Yarkand wie sich in China die Armen um die Stadtthore zu drängen pflegen, wo sie von den Reisenden oder Thorwächtern für kleine Dienste ihre Pfennige empfangen. Doch gab es auch noch manche Gewerbe, in denen sie ihre Kunstfertigkeit bethätigten und für welche sie das Monopol behalten hatten, welches ihr Wissen und Können ihnen verschaffte. Das Uebergewicht ihrer Kultur war kaum erschüttert. „Alles in diesem Lande,“ sagte ein Einwohner von Artosch zu Bellew, „ist chinesisch: unsere Kleidung, unsere Sitten, unsere Geräthe und Speisen.“ Die Jadeit-Industrie, einst die originellste und werthvollste von Yarkand, war indessen ganz in Verfall gerathen, ebenso der Bergbau auf diesen von den Chinesen so hochgeschätzten Stein. Forsyth sah bei Jakub Beg eine große Sammlung desselben. Auf dem chinesischen Markt kam jetzt von dieser Seite nur noch das, was die russischen Kaufleute an verarbeitetem Jadeit im Lande aufkauften. Ueberhaupt entwickelte sich der Handel mit Rußland, der unter der Herrschaft der Chinesen nur in schwachen Anfängen vorhanden gewesen, nach dem Sturze derselben ganz erheblich. Auch die Engländer suchten von diesem Ereigniß Gewinn zu ziehen. Die indische Regierung gründete 1866 einen Markt in Palampur, um die Entwickelung des Handels mit Kaschgar und Yarkand über Klein-Tibet zu fördern. 1868 machte Shaw seine Reise nach Kaschgar und Yarkand, welchem 1870 ein Gesandter des Atalik Ghazi an den Vicekönig von Indien folgte. Noch in demselben Jahre ging von Indien eine Gesandtschaft unter Forsyth an den centralasiatischen Herrscher ab, welcher 1871 eine Gesandtschaft dieses an den Vicekönig folgte. 1871 schloß Baron Kaulbars in Yarkand einen Handelsvertrag für Rußland und 1873/74 ging wiederum eine englische Gesandtschaft nach Kaschgar. Mit der Besetzung des Landes durch die Chinesen hörten alle diese Vortheile auf und eine halbamtliche Gesandtschaft, welche 1880 unter Ney Elias aus Indien nach Yarkand ging, wurde von den chinesischen Behörden zwar freundlich aufgenommen, aber in allen Handelssachen mit leeren Versprechungen abgespeist.

In Kaschgar fanden Bellew und Forsyth noch einen Rest der chinesischen Truppen, etwa 3000 Mann, welche nach chinesischer Weise gekleidet und bewaffnet waren. Als ein weiterer unzweifelhafter Rest chinesischen Einflusses blieb die Sitte des Opiumrauchens im Lande, welches aber der Bevölkerung schädlicher geworden sein soll, seitdem dieselbe die beständige Regsamkeit und Beweglichkeit der Chinesen für die mongolisch-türkische Trägheit ausgetauscht hat. Der unter den Chinesen gestattete Genuß von geistigen Getränken sowie der damals sehr freie Verkehr der Geschlechter sind unter dem Einfluß fanatischer Priester verboten worden. Das Leben zur Zeit der Chinesenherrschaft war jedenfalls ein angenehmeres, verfeinerteres. Da allen Angaben nach auch die Verwaltung der Chinesen, welche großentheils in einheimischen Händen ruhte, keine drückende war, so versteht man den Ausruf jenes vorhin erwähnten Gastfreundes Bellew's: „Ich hasse die Chinesen. Aber sie regierten nicht schlecht. Damals hatten wir alles, heute nichts.“

Nachdem die Chinesen 1878 durch einen unverhofft raschen Feldzug, bei dessen Erfolgen übrigens die Bestechung der feindlichen Generäle und der Zwist im Hause Jakub Beg's keine kleine Rolle gespielt zu haben scheinen, sich Altischars wieder bemächtigt hatten, machten sie sich sofort von Neuem mit ihrer bekannten Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit an die Kolonisation des Landes. Die Grausamkeiten, zu denen sie sich dabei hinreißen ließen, riefen sogar, wie in dem Falle der beabsichtigten Verstümmelung der Kinder Jakub Beg's, den entrüsteten Einspruch europäischer Vertreter in Peking hervor. Aber was im Lande selbst geschah, kam natürlich nur gerüchtweise nach Europa. Sie hatten in kurzer Zeit einen großen Theil der mohammedanischen Bevölkerung getödtet, einen andern, vielleicht noch beträchtlichern durch Furcht über die Grenze getrieben, und ohne Zögern neue Befestigungen angelegt, von denen eine Anzahl der russischen Grenze zugekehrt ist. Die liberale Handelspolitik Jakub Beg's stellten sie sogleich ein.

Als im Juni 1880 Ney Elias und Godwin Austen aus Indien nach Yarkand reisten begegneten sie ganz menschenleeren Dörfern und vielen sonstigen Zeichen der Verarmung. Die Requisitionen der Chinesen lasteten schwer auf der Bevölkerung. Die chinesischen Besatzungen schildern sie als eine undisciplinirte und schlecht bewaffnete Bande. In ihrer Noth begann die Bevölkerung nach Indien auszuwandern.

Bemerkenswerth ist eine Schilderung, welche wir neuestens von einem der bis dahin wenigst bekannten Orte Mittelasiens erhielten. A. Regel, welcher im Sommer 1879 als der erste Europäer seit mehr als 100 Jahren Turfan besuchte, fand sowohl die chinesische wie die sartische Stadt sehr unbedeutend, nur von einigen 1000 Einwohnern bewohnt, von welchen die Mehrzahl Dunganen sind. Die mächtigen Ruinen des östlich von hier liegenden alten Turfan führen auf eine vor der chinesischen Besitzergreifung liegende Zeit zurück. Von Urumtsi, dem Sitze des Statthalters von Turfan, sagt er, man spreche von 30 000 Einwohnern, es habe jedenfalls 10 000. Er fand in der 2 km langen Bazarstraße eine Menge schön gebauter Läden mit der feinsten Auswahl chinesischer Waaren. Die chinesische Bevölkerung machte ihm jedoch den denkbar schlechtesten Eindruck; er nennt sie den „Auswurf der Chinesen, welcher allerdings meist aus notorischen Dieben und Mördern besteht“. Von der Zeit der Wiedereroberung her dauert hier der Handel mit Dunganenkindern fort und wurden Dr. Regel mehrere derselben angeboten. Die chinesische Landbevölkerung wird von dem Reisenden nicht besonders erwähnt, scheint aber in diesen Theilen nicht beträchtlich zu sein.

Kehren wir aus dieser südwestlichsten Ecke des Reiches

nach Oſten zurück, ſo finden wir in der Provinz Kanſu eine ähnlich wie die Dunganen chineſiſirte Völkerſchaft in den Dalden, welche jedoch nicht nur zum größten Theil chineſiſche Tracht und chineſiſche Sprache angenommen hat, ſondern auch gleich den Chineſen gänzlich von Ackerbau lebt. Dieſe Bevölkerung betheiligte ſich am Dunganen-Aufſtande der 60er Jahre und wurde ſchrecklich decimirt. Als Soßnowski 1876 durch Kanſu kam, fand er allenthalben am Wege die gräulichſte Zerſtörung und Verödung. Faſt nur die Militärpoſten, welche zugleich Ackerbau trieben, brachten etwas Leben in dies graue Bild. (Vergl. „Globus“ XXX, S. 155.) Die Dalden dürften verwandt ſein dem in dieſer Provinz am ſtärkſten vertretenen Volke der Tanguten (chineſiſch Si-Fan), dieſem Nomadenvolk tibetaniſchen Stammes, deſſen Erwerb die Viehzucht iſt. Keines von den in enger Berührung mit Chineſen oder unter ihrer Herrſchaft lebenden Völker hat ſich ſo wenig von den chineſiſchen Gebräuchen angeeignet wie dieſes. Einige wenige haben ſich mit den Chineſen gemiſcht und ſind ſedentär und Ackerbauer geworden, aber dies iſt eine Ausnahme. Sie regieren ſich durch eigene Beamten, welche jedoch dem Statthalter von Kanſu, der in Sining ſeinen Sitz hat, untergeben ſind. Wirthſchaftlich ſind ſie freilich ganz von den Chineſen abhängig, welche nicht nur die Steinkohlen und Salzſeen ihres Landes ausbeuten, ſondern auch die von den Tanguten geſponnene Yakwolle zu dem Tuche verweben, aus dem ſie alle ihre Kleider fertigen, die den gewinnreichen Handel mit Rhabarber, dem Haupterzeugniß des Landes, betreiben.

Die bereits dem tibetaniſchen Grenzgebiete angehörenden Tanguten von Kuku-Nor ſind nominell dem chineſiſchen Statthalter von Kanſu untergeordnet, und werden gleich den Mongolen, unter denen ſie leben, von einheimiſchen Häuptlingen regiert. Es hat keine praktiſche Bedeutung, wenn ſie den Dalai-Lama von Tibet als ihren angeſtammten Herrſcher bezeichnen. Das Gebiet iſt in eine größere Anzahl von Choſchunaten getheilt, die ihrerſeits wieder von zwei dem Statthalter von Kanſu direkt untergeordneten Wans regiert werden. Fünf Choſchunate bilden die Provinz Tſaidam, welche ohne eigenen Herrſcher von Siningfu aus unmittelbar regiert wird. Da dieſes Land unwirthlich iſt, wird es anders als zu Handelszwecken oder auf Pilgerreiſen nach Laſſa von Chineſen nicht beſucht. Nur in der Nähe der Lamaſerie von Scheibſen treiben Chineſen mit Tanguten vermiſcht Ackerbau. Aber weſtlich von hier fand Prſchewalski auf ſeiner letzten Reiſe, wie man einer kurzen Notiz entnimmt, „rein chineſiſche Dörfer am Südrand der Gobi“, und bei den chineſiſchen Beamten von Barkul und Hami freundliche Aufnahme. Dem Vordringen deſſelben Reiſenden ſtellten ſich aber 1880 die Tanguten in den Umgebungen des obern Hoangho feindlich entgegen, worin vielleicht die Hand der Chineſen von Siningfu zu erkennen.

Das Land zwiſchen Kuku-Nor, Küenlün und Himalaya, welches wir ſeit Marco Polo's Zeiten als Tibet kennen, während die eigenen Einwohner es Bodjul und die die Oberherrſchaft über daſſelbe innehabenden Chineſen Tſang oder Sitſang nennen, ſteht ſeit mehr als 200 Jahren in einem erſt lockern, aber mit der Zeit, und vorzüglich durch die Feldzüge der Chineſen nach Tibet 1725 und 1750, ſehr feſtgeknüpften Abhängigkeitsverhältniß. Ungefähr ſeit dem letztgenannten Jahre beſteht die Form der tibetaniſchen Regierung, wie man ſie heute kennt. Formell liegt ſie in den Händen der zwei oberſten Lamas, des Dalai-Lama und des Pandſchen-Lama, denen vier Miniſter zur Seite ſtehen. Die Oberleitung aber liegt bei den zwei kaiſerlichen Reſidenten, welche aus den höchſten Offizieren der Mandſchu-Banner gewählt zu werden pflegen und die im Rang gleich ſtehen dem Generalſtatthalter der benachbarten Grenzprovinz Szetſchuen. Dieſelben ſtehen unter dem Reichsamt der mongoliſchen Angelegenheiten, haben aber das Recht, in wichtigen Sachen unmittelbar an den Thron zu gehen. Die Verwaltung Tibets iſt in einigen Beziehungen eng mit der Szetſchuens verbunden; ſo hat dieſe Provinz die Soldaten für die Garniſonen Tibets zu liefern, während ihr Schatzmeiſter die Ausgaben der chineſiſchen Verwaltung in Tibet zu beſtreiten hat. Dieſe Reſidenten ſind die Oberbefehlshaber der chineſiſchen Garniſonen (circa 1500 Mann) ſowie des tibetaniſchen Heeres; ſie unterbreiten dem Kaiſer die Ernennungen zu den wichtigſten Poſten der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie Tibets, vor allem der tibetaniſchen Miniſter, welche auf der dritten tibetaniſchen Rangſtufe ſtehen. Eigentlich chineſiſche Beamte ſind noch zwei kaiſerliche Kommiſſäre vom Rang der Unterpräfekten, welche die chineſiſchen Intereſſen in Taſchilumbo und Ngari vertreten, ſowie ein Kommiſſär in Laſſa. Außer den tibetaniſchen Angelegenheiten haben die Reſidenten in Laſſa auch die Beziehungen zu Nipal zu unterhalten.

Da Europäer in das Innere Tibets ſeit Huc's (in ihren Ergebniſſen ſo zweifelhafter) Reiſe nicht vorgedrungen ſind, wiſſen wir über Zahl und Rolle der Chineſen im Lande ſelbſt ſehr wenig. Man entnimmt nur aus dieſer oder jener Thatſache, welche gelegentlich erwähnt wird, daß dieſelben als Kaufleute eine bedeutende Rolle ſpielen. Gill, der allerdings Tibet nur an der Grenze berührte, ſchildert in ſeinem „The River of golden Sand“ (1880) die Chineſen als die „einzigen im Lande, welche Geld haben“ und ſagt, daß ſie als Bankiers und Wucherer Zinſen nehmen, die einen europäiſchen Wucherer in Erſtaunen ſetzen würden. Durch Tibet dringen ſie bis nach Nipal vor. Als der Pundit Nain Singh nach Laſſa kam, war z. B. eben ein von Nipal dahin gekommener Chineſe unter der Beſchuldigung verhaftet worden, ein engliſcher Spion zu ſein.

Aber eigentliche Auswanderung findet von China nach Tibet nicht ſtatt und iſt bisher nicht beabſichtigt. Es ſollen im Gegentheil, um dem Druck der Lamaherrſchaft zu entgehen, neuerdings immer mehr Tibetaner nach China auswandern (Gill a. a. O.). Für die Zukunft ſcheint aber Tibet nicht minder vorherbeſtimmt zu ſein, einen Theil des chineſiſchen Bevölkerungsüberſchuſſes aufzunehmen, wie die Mongolei. In neueſter Zeit hat zwar der wirthſchaftliche Einfluß Chinas einige Einbuße erlitten, indem ſich der Handel Rußlands mit Tibet bedeutend entwickelt und dem chineſiſch-tibetaniſchen Handel Abbruch gethan hat. Nach einer Mittheilung des apoſtoliſchen Vikars für Weſtchina, M. Biet, hat der Handel von Tatſienlu in Folge deſſen bereits abgenommen, und die tibetaniſchen Kaufleute brachten vor allem keine Wolle, weil, wie ſie behaupteten, die Ruſſen den doppelten Preis dafür zahlten. Sie bezahlten mit Rubeln, die ſchon auf dem Bazar von Tatſienlu Kurs haben. Indeſſen dürfte dies kaum als eine dauernde Erſcheinung gelten, da China ſchon als der alleinige Inhaber der Nord- und Oſtgrenze von Tibet einen Vorſprung vor Rußland hat, welchen die geſchickten Kaufleute von Sining und Szetſchuen mit der Zeit wohl beſſer auszunutzen wiſſen werden.

Wir wiſſen ſo gut wie nichts von den Handelsverhältniſſen an der Nordgrenze von Tibet, über welche wir indeſſen genaueren Berichten aus der Feder des eben erſt nach Petersburg zurückgekehrten Reiſenden Prſchewalski entgegenſehen dürfen. Dieſelben können jedoch kaum von irgend welcher Bedeutung ſein, weil außer den jährlichen Laſſa-Karawanen, welche über Kuku-Nor und Tſaidam gehen, ſehr wenige Menſchen dieſe Einöden durchziehen. Prſche-

walski sagt von der Strecke der Nordgrenze, welche er 1872 berührte, daß dort in einem Strich von 800 km überhaupt kein Mensch wohne.

Nach den Berichten des Pundit Nain Singh, welcher 1873/74 von Leh nach Lassa reiste, führen von Tibets Hauptstadt nur zwei gebräuchliche Wege nach Peking, wovon der leichtere, welcher zu allen (?) Jahreszeiten offen sein soll, der über Tsiamdo und Bathang nach Szetschuen ist, während ein anderer, welcher im Sommer vorgezogen wird, über Nak-tschu-kha nach Tsaidam und dem Kuku-Nor und von da über Sining-Fu führt. Der letztere ist bei seiner hohen Lage und der Oede der Gebirge, die er durchzieht, sehr gefährlich und nicht selten gehen ganze Karawanen auf demselben zu Grunde. Man reist mit Yaks, welche als Reitthiere 30 km, beladen nur die Hälfte zurücklegen. Der Weg ist also ein sehr langer. Von Donkyr nach Lassa braucht man zwei Monate. Er ist übrigens von 1860 bis 1871 in Folge der Dunganen-Aufstände in Kansu, Schensi und so fort gar nicht benutzbar gewesen. (Vergl. die Mittheilungen über diesen Weg bei Prschewalski, Reise in der Mongolei 1877, S. 401.)

Verhältnißmäßig viel lebhafter ist der Verkehr zwischen China und Tibet über des erstern Reiches Westgrenze, beziehungsweise durch die chinesische Provinz Szetschuen. Ueber die für denselben am meisten in Frage kommenden Grenzstädte und Vasallenfürstenthümer liegen einige neuere Nachrichten vor. Gill fand in Lithang und der Umgegend 98 chinesische und 300 tibetanische Soldaten. Cameron (Geogr. Mittheil. 1879, S. 309) giebt Lithang 1000 Familien. Derselbe besuchte auch die Grenzhandelsstadt Yatschau, giebt aber keine näheren Mittheilungen über dieselbe. Der auf dem Wege nach Tibet liegenden Stadt Kiang-tschau weist er 15 000 Einwohner zu. In Atenze, einer chinesischen Stadt auf dem Wege von Talifu nach Bathang, fand er die chinesische Bevölkerung das Tibetanische besser sprechend als ihre Muttersprache. Desgodins fand 1877 in Lithang mehr Verkehr als in Bathang, aber hier wie dort herrschten trotz der ziemlich großen Chinesenstadt und der Garnison eigentlich die Lamas, gegen welche, wegen ihrer Bedrückungen 1874 sowohl die Chinesen als die einheimischen Nichtlamas sich erhoben hatten. Trotzdem damals einige der widerspenstigsten Lamas enthauptet wurden, hat sich ihr Einfluß nicht vermindert. In Hokôm fand derselbe Reisende eine chinesische Garnison und eine aus Mischlingen beziehungsweise Tibetanern und Chinesen bestehende Schifferbevölkerung. Die Verwaltung hat ein Fu-Ye (niederer Offizier), der aus Tatsienlu gesandt wird. Hauptgeschäft derselben ist, die Pässe zu visiren, welche zu Reisen nach Tibet in Tatsienlu genommen werden müssen. Dieselben sind nur chinesischen Männern zugänglich, da chinesischen Frauen der Eintritt in Tibet verboten ist. Diese Bestimmung fördert natürlich erheblich die Mischung der Bevölkerung in den Grenzdistrikten, denn fast jeder Chinese hält sich eine Tibetanerin. In Olong-tsche fand Desgodins einen chinesischen Posten und ein großes chinesisches Gasthaus „für Mandarinen und andere hohe Reisende". In Tong-go-lo und Umgebung stammt die Bevölkerung von chinesischen Einwanderern ab, die sich zu $^3/_4$ tibetanisirt haben. Manche Sitten und ihr Fleiß bezeugen ihre Abstammung. Außerhalb der Städte und der Grenzposten ist aber eine eigentlich chinesische Bevölkerung in diesen Grenzstrichen fast nirgends vorhanden. Es scheint von allen zu gelten, was Abbé Desgodins vom Gebiet von Bathang sagt: „die ganze Bevölkerung (wahrscheinlich 40 000 bis 50 000 Seelen) ist tibetanisch. Man trifft Chinesen oder Chinesenmischlinge nur in der Stadt Bathang, wo sie etwa die Hälfte der Civilbevölkerung ausmachen, und in den sechs Posten der Heerstraße" (nach Lassa). Die eingewanderte Mosso-Bevölkerung südlich von Bathang hat sich natürlicher Weise nicht chinesisirt, sondern ist in Sitte und Glauben und großentheils auch schon in Sprache tibetanisch geworden.

Ueber die politischen Verhältnisse dieser Grenzlandschaft hat der Abbé Desgodins in mehreren seiner werthvollen Beiträge zur Geographie von Tibet und Westchina, namentlich aber in einem Aufsatze „Notes sur le Thibet" im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (Jahrg. 1877, II, S. 429 f.) die einzigen genauen Mittheilungen gemacht. Das Land, welches die Chinesen Tschu-tui und die Tibetaner Dege nennen, und welches am obern Ya-lung-kiang, zwischen dessen Quellen im Süden des Kuku-Nor und seiner Südbiegung, gelegen ist, wird von einem König regiert, welcher thatsächlich China unterworfen ist, indessen seit 1863 auch „belle mine" den Tibetanern von Lassa macht, d. h. eine formale Abhängigkeit von denselben zugesteht. An demselben Flusse weiter abwärts liegt das Land Tschan-tui, welches die Tibetaner Nja-rong nennen. Es lag 1863/64 im Kampf mit dem Kleinkönig von Tatsienlu und den Tibetanern, worauf die Chinesen einschritten und so gefällig waren, es den Tibetanern zu überlassen. Das Land fühlt das Joch Lassas viel schwerer, als es das der Chinesen und seines angestammten Häuptlings gefühlt hatte. Südlich von hier folgt dann Tatsienlu (tibetisch Kia-la), wo unter chinesischen Mandarinen ein eingeborener Häuptling regiert. Dasselbe ist der Fall bekanntlich in Lithang und Bathang, welche beide von den Chinesen zur Provinz Szetschuen gerechnet werden.

Derselbe Missionär, unzweifelhaft der beste europäische Kenner dieser Gegenden, schildert das Verhältniß zwischen den einheimischen Häuptlingen und den Chinesen in dem Aufsatze „Le Territoire de Bathang" (Bull. Soc. Géogr. Paris 1876, II, 620) folgendermaßen: „Die einheimischen Herren sind in Bathang durch zwei Häuptlinge vertreten, welchen die Chinesen ohne Unterschied die Titel Tu-se (Häuptling) und Ju-Kuan (Häuptling des Lagers) beilegen. Der letztere Name erinnert an die Eroberung. Um ihnen beständig ihre vollständige Unterwerfung unter China ins Gedächtniß zurückzurufen, zwingt man sie, sich chinesisch zu kleiden; und wiewohl sie den Korallenknopf und die Pfauenfeder tragen, müssen sie doch in allen Fällen der Etikette den chinesischen Mandarinen den Vortritt lassen. Diese erwidern oft nicht einmal ihre Höflichkeiten. Zum Ueberfluß giebt ihnen China, um ihnen die Verwaltung zu erleichtern, einen Se-Ye zum Gehülfen, den sie bezahlen, dem sie aber zugleich den Vorrang zu lassen haben. Ihre Rolle ist also sehr beschränkt. Sie haben keine Autorität über die chinesische Bevölkerung und können Angelegenheiten, welche diese betreffen, nur als Ausführer empfangener Befehle behandeln. Was die Tibetaner anbetrifft, so können sie Prozesse derselben entscheiden, so lange es sich nicht um Angriffe auf das Leben handelt und insoweit die Betheiligten nicht vorziehen, sich an den chinesischen Richter zu wenden. Es liegt ihnen ferner ob, die Steuern einzutreiben, die Frohnden ausführen zu lassen, und sie haben das Recht, die tibetanischen Bezirksvorsteher zu ernennen. Immer bleibt aber ihre Hauptbeschäftigung, sich zu amüsiren und das Volk nach Möglichkeit zu quälen. In diesem Bemühen werden sie von den Ku-tsop, dem einheimischen Adel, unterstützt, aus dessen Mitte die vier Vorsteher der ländlichen Bezirke, die Offiziere, und die Zöllner genommen werden, welche den Zoll auf die Salzausfuhr erheben."

Ein weiteres kleines chinesisches Vasallenland liegt etwa zwei Tagereisen südlich von der Hauptstraße Bathang-Lassa

und zugleich ſüdlich von den tibetaniſchen Poſten Tſchu-pan-to und Lali. Es heißt Pomi bei den Chineſen, Po-Yul bei den Tibetanern. Als Oberherrn erkennt es den Kaiſer von China an und wird von dem dritten der Botſchafter in Laſſa regiert, welcher den Titel J-tſin trägt. Die lokale Regierung liegt in den Händen von vier eingeborenen Häuptlingen, die faſt unabhängig von einander ſind.

Ebenſo wie an der Grenze von Szetſchuen liegen auch einige Vaſallenſtaaten an der Grenze von Jünnan. Desgodins giebt in ſeinem Itinerar von Yerkalo nach Tſe-ku (Bull. Soc. Geogr., Paris 1877, I, 176), eine Schilderung der Rechte und Pflichten des Vaſallenfürſten von Ye-tſche, welcher 80 Taels Tribut an den Mandarinen von We-ſi zahlt, der ſein unmittelbarer Vorgeſetzter iſt, im Kriege ein Kontingent, das er befehligt, nach We-ſi führte und ſo fort. Es giebt wenige Chineſen in ſeinem Lande, mit Ausnahme einer Anzahl, welche die Cypreſſenhaine ausbeuten, um Holz zu Särgen zu gewinnen, das ſie in den Städten von Jünnan abſetzen. Dieſer Vaſall iſt ſeinerſeits formaler Herr der Liſſu am obern Lutze-kiang. Die weſtlich von Tſe-ku zwiſchen Lan-tſan-kiang und Lutze-kiang wohnenden Lutze und Liſſu ſind nämlich entweder den Häuptlingen der Moſſo oder unmittelbar den Chineſen unterworfen. Sie begnügen ſich aber mit der Einſendung eines unbedeutenden Tributs, leiſten Kriegsdienſte nur ſoweit es ihnen gefällt und nur die den Mandarinen zunächſt Wohnenden laſſen ſich zu Frohnarbeiten herbei. Dubernard, der im Bull. Soc. Géogr. de Paris (1875, II, 55 seq.) eine lebhafte Schilderung von ihnen entworfen hat, ſagt: „Die Berührung mit Chineſen, Tibetanern und Moſſo hat dieſe Wilden nicht zu civiliſiren vermocht. Es iſt bei ihnen gleichſam Ueberlieferung, alle 20 bis 30 Jahre einen Aufſtand zu machen, den ſie aber dann jeweils dem Mandarinen oder Häuptling vorher durch eine Art Kriegserklärung anzeigen.“ Die chineſiſchen Behörden haben bisher keine thatſächliche Herrſchaft über dieſe Stämme gewonnen und die chineſiſchen Anſiedler von We-ſi leben in beſtändiger Furcht vor ihnen. Ueber Kämpfe mit weiter nördlich „zwiſchen Szetſchuen und Kanſu“ wohnenden Bergſtämmen erſchien am 1. September 1880 ein Bericht des General-Statthalters der erſtern Provinz in der Pekinger Zeitung. Dieſelben werden darin als unabhängige Tibetaner bezeichnet. Zwei Truppenkörper aus Szetſchuen und einer aus Kanſu gingen gegen ſie vor und nahmen ihren Häuptling gefangen, worauf die Häupter von 300 befeſtigten Dörfern dem Generalſtatthalter ihre Unterwerfung anboten.

---

# Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete[1]).

## I.

Die in Angola verbreiteten Gerüchte (ſ. „Globus“ XXXVIII, S. 93), es ſei Dr. Buchner vergönnt geweſen, ſchon nach kurzem Aufenthalt in der Muſſumba des Muata Jamvo die Weiterreiſe anzutreten, haben ſich nicht beſtätigt. Vielmehr hat der Reiſende, der am 11. December 1879 die Muſſumba erreichte, faſt ein volles halbes Jahr daſelbſt zubringen müſſen, und als endlich die Stunde der Erlöſung ſchlug, durfte er auch dann nicht wagen, den verlockenden Zug in das ſo nahe angrenzende, völlig unbekannte innere Becken des Kongo auf geradem Wege anzutreten. Aber wenn der Reiſende auch in den unten folgenden Briefen unter dem unmittelbaren Eindruck ſeiner langwierigen Abgeſchiedenheit von allem, was Kultur heißt, ſehr begreiflicher Weiſe mehr die Schattenſeiten dieſer langen Halbgefangenſchaft hervorhebt, ſo haben wir bei allem Mitgefühl, welches uns ſeine gewiß nicht immer beneidenswerthe Lage einflößt, doch auch vielfachen Grund, uns dieſes etwas ausgedehnten Verweilens in der Hauptſtadt des Lunda-Reiches zu freuen. Denn die Förderung der wiſſenſchaftlichen Arbeiten, denen gerade Dr. Buchner in ſeltener Vielſeitigkeit gerecht zu werden weiß, kann dabei nur gewonnen haben. Wenn auch die ethnographiſchen, botaniſchen, zoologiſchen und mineralogiſchen Sammlungen bisher noch nicht in Berlin eingetroffen ſind, ſo genügt doch ſchon ein Blick in die bereits eingegangenen Verzeichniſſe derſelben, um ſich zu überzeugen, mit wie großer Sorgfalt er der für einen Einzelreiſenden ſo ſchwer zu löſenden Aufgabe des Sammlers obgelegen hat[2]), und daß die in den Briefen vorkommende herbe Selbſtkritik ſeiner Thätigkeit wohl in einem Augenblick des Unmuthes geſchrieben und entſchieden zu hart iſt. Wenn ebenſo die als beigelegt bezeichnete Karte leider in den eingegangenen Briefen nicht enthalten war, ſo laſſen doch ſchon die in den Briefen mitgetheilten (von uns übergangenen) Zahlenwerthe kaum einen Zweifel daran, daß die aſtronomiſchen, topographiſchen und hypſometriſchen Arbeiten Buchner's die gerade für dieſe Gegenden ſo dringend wünſchenswerthe, zuverläſſige Grundlage geographiſcher und kartographiſcher Kenntniß abgeben werden.

Daß der etwas ausgedehnte Aufenthalt ſeinen photographiſchen Bemühungen zu gute gekommen, beweiſen die vorliegenden 60 zum Theil recht wohl gelungenen Aufnahmen, darunter verſchiedene Porträts des Muata Jamvo, der Lukoleſſa und der Hauptwürdenträger ſowie gegen 20 landſchaftliche Anſichten. Höher noch iſt der Vortheil anzuſchlagen, der daraus unzweifelhaft den linguiſtiſchen Forſchungen erwachſen ſein muß, denen Buchner, wie frühere Briefe und auch die neu eingegangenen beweiſen, verſtändnißvolles Intereſſe zuwendet, da ſich gerade auf dieſem Gebiete zuverläſſiges Material nur durch gründliches Vertrautwerden mit dem ſprachlich zu erforſchenden Volke gewinnen läßt.

### Briefe des Reiſenden.

Muſſumba des Muata Jamvo, 18. Febr. 1880.

Es iſt dies innerhalb kurzer Zeit der dritte Brief von hier aus, den ich an Sie zu richten die Ehre habe. Hoffent-

---

[1]) Aus den „Mittheilungen der Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland“ Bd. 2, Nro. 4 auszugsweiſe abgedruckt.

[2]) So weiſt der bis Anfang Mai reichende Katalog des Herbars 194 auf dem Marſch von Malange bis Muſſumba und 66 in Muſſumba ſelbſt geſammelte Pflanzen mit genauen Standortsangaben ꝛc. auf, darunter 26 Proben von Bäumen, die auf den von dem Reiſenden aufgenommenen Photographien vorkommen.

lich wird wenigſtens einer an ſeine Adreſſe gelangen. Die beiden anderen waren datirt vom 17. Januar und vom 9. Februar; den erſtern vertraute ich einem Bangala Namens Kaſſandſch, den letztern einem Kakuata des Muata Jamvo an. Der jetzige ſoll morgen mit dem Bangala-Mbanſa (= Soba d. i. Häuptling) Tengo abgehen.

Ich wiederhole hier, daß ich am 11. December in Muſſumba angekommen bin, daß meine Geſundheit fortwährend vortrefflich iſt, während meine Mannſchaft viel an Krankheiten zu leiden hat, ebenſo wie auch die einheimiſche Bevölkerung, und daß meine Arbeiten ſo gut vorwärts ſchreiten, als die Verhältniſſe es geſtatten.

Die Breite von Muſſumba fand ich zu 8° 24′ 18,5″; von Längenbeobachtungen habe ich bisher nur zwei berechnet, nämlich eine Mondhöhengruppe, mit 1 Stde. 31 Min. 17,5 Sec. = 22° 49′ 22,5″, und Moon Culminating Stars mit 1 Stde. 31 Min. 19,2 Sec. = 22° 49′ 48″ als Reſultaten [1]).

Das gegenwärtige Muſſumba iſt nun allerdings bereits wieder ein anderes als jenes, in welchem Pogge war, und liegt eine Tagereiſe weiter weſtlich; doch iſt auch, wenn man dies in Anbetracht zieht, der Punkt auf der (?) Karte zu ſehr nach Nordoſten gerückt. Der gegenwärtige Platz heißt Kauenda, nicht zu verwechſeln mit dem Kannibalenſtamm der Akauànda oder Mauanda (Plural von Kauanda), deſſen Gebiet eine oder zwei Tagereiſen nördlich von hier beginnt.

Morgen will ich die Lukoleſſa photographiren und ſobald als möglich auch den Muata Jamvo. Derlei Zauberei ſtößt hier auf viel geringere Hinderniſſe als in Malange, wo die Neger weit mißtrauiſcher ſind. Ich habe überhaupt niemals mit meinen Inſtrumenten Aergerniß erregt, habe ſie überall ganz ungeſtört aufgeſtellt und damit obſervirt, als ob ſich das von ſelbſt verſtände. Mit 100 Mann und 20 Gewehren (ich hatte deren ungefähr 60) iſt in dem Theile von Afrika, den ich kennen gelernt habe, keine Gefahr.

Ich gebe nun noch nicht alle Hoffnung auf, von hier aus nach Nord oder Nordoſt eine wenn auch geringe Entfernung in das ſo nahe, geheimnißvolle Kannibalencentrum eindringen zu können, wenn auch Muata Jamvo eine dahin zielende Willensäußerung meinerſeits abſchlägig beſchieden hat. Hätte ich eine Armee von 3 oder 4 Weißen bei mir, ſo würde ich mich um Muata Jamvo gar nicht kümmern und würde meine unzuverläſſigen und feigen Träger, welche gegen meine Abſichten mit den Eingeborenen intriguiren, einfach dorthin dirigiren, wohin ich wollte. So aber muß ich mich den Launen ſeiner Liliputmajeſtät anbequemen. Allem Anſchein nach werde ich in etwa einem Jahr nach Malange oder Loanda zurückkehren müſſen. Ich will dann über Muſemvu und Kahungula Mudàba (es giebt auch einen Kahungula Mababa) weſtwärts reiſen, und wenn meine Mittel ausreichen, über Muene Putu Kaſſongo und San Salvador die Küſte zu gewinnen ſuchen. Ich habe für letztern Weg ein Itinerar, welches zwar noch etwas zweifelhaft iſt, aber doch ein erhebliches Vordringen nach Norden verſpricht. Beim Muſemvu oder beim Nguv am Kaſſai, einem großen Lundafürſten, iſt die einzig mögliche Stelle, an der Expeditionen, wie die bisher hier geweſenen, deutſchen, nach dem Centrum durchzuſchlüpfen Ausſicht haben; dort verläuft auch die (allerdings einigermaßen unklare) Route Ladislaus Magyar's. Der Nguv war erſt kürzlich hier und einer meiner häufigſten Beſucher und wärmſten Freunde. Er hat mir dringend ans Herz gelegt, zu ihm zu kommen, und Andeutungen gemacht, daß er mich ins Land der Tuſchilange (Sing. Kaſchilange) bringen wolle, bei Muata Jamvo ſolle ich keine weiteren derartigen Verſuche machen. Er iſt aber eben auch ein Neger, das heißt ein lügneriſcher Spitzbube, wie alle, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, obgleich einer von den weniger unverſchämten.

Mit Muata Jamvo lebe ich auf ziemlich gutem Fuß. Er iſt bisher nur dreimal bei mir geweſen und ich ebenſo oft bei ihm. Seiner Unerſättlichkeit ſetze ich gewöhnlich ein ſehr entſchiedenes „boát“, die barſche Verneinungsform der Lundaſprache, entgegen, und er und ſeine Boten ſind jetzt beſcheiden und ſelbſt artig, nachdem ich ihre anfängliche Frechheit mit Grobheit erwidert habe. Mit den Geſchenken rücke ich nur ganz allmälig heraus. Würde ich gleich alles auf einmal weggeben, ſo wäre ich jeglicher Mittel beraubt, noch weiter zu reiſen. Einen Revolver erhält er erſt, wenn ich eine gute photographiſche Platte von ihm habe. Den auch für Muata Jamvo beſtimmten Revolver werde ich kaum überreichen können, denn er trägt zu ſehr den Stempel eines Berliner Hoflieferanten, „theuer und ſchlecht“, an ſich, die Feder iſt viel zu ſchwach und die 1000 Kartuſchen ſind jämmerlich unſolide gearbeitet, unter vier gehen drei nicht los. Vielleicht gelingt es mir, 100 Kartuſchen neu zu füllen (welche entſetzliche Arbeit!); wenn nicht, werde ich einen meiner Lancaſter geben müſſen, obgleich ich ſelbſt nur noch 350 Lancaſterkartuſchen habe.

Ueber die Qualität meiner 100 Malangeneger habe ich mich bereits in den früheren Briefen ausführlicher ergangen. Meiner Abſicht, 50 Träger zurückzuſchicken, tritt nun ein neues, unvorhergeſehenes Hemmniß entgegen. Sie fürchten ſich nämlich, allein zu gehen! So werde ich alſo ſämmtliche hundert theuren Häupter weiter zu füttern haben. Das giebt ſchmale Koſt, denn die Bohnenpflanzungen, die wir angelegt haben, werden erſt in zwei oder drei Monaten Früchte tragen. Die Verabreichung von Ration auf das nur immer mögliche Minimum herabzudrücken (aber erſt, nachdem mein ganzer Reichthum in dem diebesſichern Magazin, vor deſſen Thüren ich mit meinen treuen Schießwaffen ſchlafe, geborgen war), wurde mir auch dadurch zur Pflicht gemacht, daß die Träger jeglichen Ueberſchuß, den ſie erſparen konnten, zum Ankauf von Sklaven verwandten. Ich habe vor, am Lulua oder am Kaſſai die Rolle eines engliſchen Kanonenbootes zu ſpielen und ſämmtliche Sklaven gewaltſam zu befreien.

Muſſumba, 27. Februar 1880.

Während wieder alles in meinem Hauſe von Beſuchern voll iſt und wieder alles durcheinander ſchreit, kommt der Mbanſa Tengo plötzlich vom Luiſa zurück und ſagt, daß er erſt jetzt abreiſe.

Ich flige deshalb noch ſchnell den Muata Jamvo und die Lukoleſſa in Photographie bei. Meine Hoffnungen ſteigen. Meine Träger, wenigſtens ein Theil, haben erklärt, daß ſie mir nach Norden folgen wollen, wenn ich gut bezahle. Ich werde wahrſcheinlich im Mai oder Juni über den Lulua zurückgehen und dann zwiſchen Lulua und Kaſſai nordwärts zu dringen ſuchen. Muata Jamvo glaubt dann, ich ſei auf dem Heimweg, und bis er Nachricht vom Gegentheil erhält, bin ich ſchon weit. Einer eventuellen Erlaubniß ſeinerſeits, die vielleicht zu erreichen wäre, traue ich gar nicht. Ich muß auf jeden Fall meine Sachen wie ein Dieb fortzubringen trachten, alles in Kiſten verpackt unter der Bezeichnung „Eßwaaren für mich“. Einheimiſches eſſe ich deshalb, ſo lange ich hier bin, nur heimlich. Sonſt geht alles gut.

[1]) Einer Notiz auf einer der eingeſandten Photographien entnehmen wir, daß die Kipanga Muata Jamvos, alſo das eigentliche Centrum Muſſumbas, 1½ km nördlich vom Beobachtungsort, dem Hofe Dr. Buchner's, liegt.

Muſſumba, 20. Mai 1880.

Ich beehre mich hiermit ganz ergebenſt, meinen fünften und hoffentlich letzten Bericht von hier aus an Sie zu richten.

. . . . . .

Thätigkeit in Muſſumba. Ich blicke auf meinen nunmehr beinahe ſechsmonatlichen Aufenthalt in Muſſumba mit wenig Befriedigung und viel Aerger zurück. Die ſogenannte Freundſchaft des Muata Jamvo (nirgends wird ein ſchöner Begriff ſchmählicher mißbraucht!) hat mir ſchweres Geld gekoſtet, ohne mir etwas Nennenswerthes einzutragen, und daß ich noch nicht gänzlich ausgeplündert wurde wie Pogge, war nur durch konſequent durchgeführtes ſchroffes Benehmen zu erreichen. Je mehr man dem habſüchtigen Häuptling giebt, deſto mehr verlangt er. Davon habe ich mich ſo oft überzeugt, daß ich die Spieldoſe lieber in den Lulua werfe, weil ſie mir unbequem iſt, als an Muata Jamvo gebe, der dadurch nur wieder ermuntert würde, von Neuem zu betteln. Hätte ich ſie gleich im Anfang gegeben, ſo wäre ſie in kürzeſter Zeit ruinirt geweſen, und ich würde dann unaufhörlich mit der Zumuthung gequält worden ſein, ſie zu repariren. Was Muſſumba an alten verroſteten Flinten, zerriſſenen Sonnenſchirmen, zerbrochenen Spiegeln, Gläſern und Taſſen, ſchäbigen Uniformen und ſonſtigem europäiſchen Trödel beſitzt, iſt mir bereits insgeſammt zum Auffriſchen ins Haus geſchleppt worden. Ich ſollte Muata Jamvo ein Feldbett machen, ich ſollte ihm ein Haus bauen, ein Löwenmonument aus Thon anfertigen, ich ſollte für ihn Giftmiſcherei treiben, Arzneien gegen Peſt, Zauber, Schlangen und Kriegsgefahr bereiten, ja ſogar ein Paar Stiefel ſchuſtern und ſeine Tochter heirathen! Einmal überraſchte er mich durch Zuſendung mehrerer Schwerkranker mit der Weiſung, daß für dieſe neben mir Hütten gebaut werden und daß ſie ſo lange neben mir wohnen ſollten, bis ich ſie geſund gemacht hätte. Kurz, mein ganzer Aufenthalt hier war ein ſteter Kampf mit Zumuthungen von Seiten Muata Jamvo's ſowohl als eines großen Theiles der hier wohnenden Ilolo.

Als ich noch hoffen zu dürfen glaubte, auf dem Wege der Erkundigung in die Geſchichte, Sprache und Geographie des Lunda-Volkes einzudringen, hielt ich offenes Haus und war in Folge deſſen oft Wochen lang tagtäglich von Neugierigen und Bettlern ununterbrochen belagert. Jetzt ſperre ich mich ein und laſſe faſt niemand mehr vor. So ein Kilolo ſitzt einem Stunden lang nebſt Gefolge auf dem Hals, ſieht mit großem Vergnügen zu, wie ich eſſe und trinke und rauche und ſchreibe, möchte alles ſehen und mit ſeinen ſchmutzigen Fingern anfaſſen, möchte ſämmtliche Zündhölzer anſtreichen und bettelt beſtändig um alles Mögliche. Ich ertrage ruhig ihn und ſein Gefolge und die übele Ausdünſtung ſo vieler, niemals gewaſchener Negerhäute, weil ich ihn um dieſes und jenes ausfragen will. Aber es ſtellt ſich faſt ausnahmslos heraus, daß er abſolut nichts weiß, oder er zieht es vor, ſtatt ein wenig nachzudenken, mir die nächſtbeſte Lüge, die ihm gerade einfällt, zu ſagen, und ſchließlich langweilt ihn das Ausgefragtwerden, er fängt an zu gähnen und empfiehlt ſich. Ich habe dieſes Mittel, läſtige Beſucher zu vertreiben, in der letzten Zeit mehrmals mit ſchleunigem Erfolg angewendet. Einen einzigen Kilolo kenne ich hier, der einigermaßen Beſcheid über ſein Vaterland weiß. Dieſem, dem Schakambunſch, bezahlte ich jedesmal zwei Ellen für die Stunde Geographie, aber auch er bleibt jetzt aus, ehe ich die Liſte ſämmtlicher Ilolo des Lundareiches (es ſind ungefähr 300, aber viele ſind nicht bedeutender an Macht als unſere Großbauern) fertig habe: die ſchreckliche Arbeit des Nachdenkens iſt auch ihm, dem intelligenteſten von allen, zu viel geworden.

Von den bisherigen Muata Jamvo's beſitze ich ungefähr ſechs Reihenfolgen, von denen jede anders lautet, und es exiſtiren in der Geſchichte doch nur 13 vollgültige Muata Jamvo's. Der jetzige iſt der vierzehnte. Außer Unkenntniß und Denkfaulheit iſt an dieſem Wirrwarr noch die Menge von Spitznamen Schuld, welche exiſtiren, und auch in Bezug auf geographiſche Begriffe giebt es verſchiedene Nomenklaturen. So werden zum Beiſpiel von den Ambakiſten manche Oertlichkeiten anders genannt als von den Eingeborenen, ganz abgeſehen davon, daß die Ambakiſten die Lundaſprache, welche ihnen zu rauh klingt, überhaupt anders ausſprechen als die Lunda ſelbſt und nach ihrem Geſchmack zu verſchönern ſuchen, indem ſie namentlich die abgeſtoßenen Endvokale wieder anfügen. Tſchiman lautet bei ihnen „Kimana“, Kayembe mu Guor „Kayembe mu Kulu“, Ruru „Lulua“, Ruémb „Luembe“, Ruis „Luiſa“. Die Luba nennen ſich ſelbſt Märrubb, es giebt indeß auch ein anderes, ebenfalls Märrubb benanntes Volk im Oſten. Den Namen Kauilla für Pogge's Muſſumba kennt nicht ein einziger Lunda. Nur ein Ambakiſt, der ſchon mehrere Jahre hier lebt, behauptet, es hieße Kauilla, und ein ſolcher Kerl kann 100 Jahre hier leben, ohne daß es ihm auffällt, daß ſein einmal adoptirter Name niemals gebraucht wird. Dagegen iſt Pogge's Muſſumba allgemein als Kapuek' a mash gleich „Blutſtätte“ bekannt; auch Muata Jamvo, der dieſen blutigen Namen verſchuldet, nennt es ſo. Quisimemo iſt ku Issuamäm gleich „am Iſſuamäm-Bach“, ich möchte die Schreibart Kuissuamäm vorſchlagen. An Kabebe iſt nichts zu mäkeln; der Bach, an dem es liegt, heißt nicht „Giba“, ſondern Ishib oder Ishiba, übrigens ein ſehr unbedeutendes Gewäſſer, über welches man ohne Mühe ſpringen kann (er iſt Ende der Regenzeit nur 2 Meter breit und 1 Fuß tief geweſen). Casserigi iſt in Kashidish umzuändern; erſteres iſt ganz Ambakka-Mundart, in welcher das r nicht bloß mit l, ſondern auch mit d variirt.

(Es folgen Bemerkungen über die leider noch nicht eingetroffene Karte, welche hier übergangen worden ſind.)

# Wein und Weinbereitung im Kaukaſus.

Von **W. Keßler.**

## II.

Die Kultur des Weines ſteigt in Transkaukaſien wohl bis zu 3000 Fuß Meereshöhe in den Thälern auf, bewegt ſich aber vorwiegend in den Steppen und unteren Flußthälern bei etwa 500 bis 1000 Fuß Meereshöhe. Ebenſo intereſſant als ſchwierig zu entſcheiden iſt die Frage, ob der Weinſtock wirklich im Kaukaſus und zumal in den

Küſtenländern des Schwarzen Meeres ſeine eigentliche und urſprüngliche Heimath habe. Daß derſelbe überall in den Waldungen etwa bis zu 1000 Fuß Meereshöhe als häufigſtes Schling- und Klettergewächs mit theilweiſe uralten Stöcken vorkommt, iſt bekannt. Hat man es nun hier mit wirklich *wildem* oder *verwildertem* Wein zu thun? So ſehr der gegenwärtige Zuſtand für das erſtere zu ſprechen ſcheint, ſo nöthigen doch die eigenthümlichen hiſtoriſchen Kulturverhältniſſe gerade dieſer Länder zu großer Vorſicht im Urtheil über derartige Fragen. Wie viele mehr oder minder hoch entwickelte Kulturen haben hier geblüht und ſind untergegangen! Faſt alle großen Völkerbewegungen, alle Eroberungszüge haben hier nur zu deutliche und fühlbare Spuren hinterlaſſen. Alte Geographen und Reiſende berichten zu verſchiedenen Zeiten von der hohen Bodenkultur ſpeciell Gruſiens und der Länder am Pontus, die als ein Garten voll Wein und edler Früchte geſchildert werden. Es fragt ſich nun, ob das, was man heute als ſcheinbar wilde Gewächſe findet, nicht Ueberreſte jener alten Kultur ſind, welche vielleicht dieſelben noch weiter von Oſten her bezogen hat. Wie Wallnußbaum und Spargel überall in den transkaukaſiſchen Bergen in der Nähe alter Ruinen von Klöſtern und Feſtungen wie wild wuchern und ſich auch an Orten finden, wo heute kaum noch die Spur ehemaliger menſchlicher Wohnſitze zu erkennen iſt, ſo könnte auch die Weinrebe — allerdings in noch weit größerm Maße — von den Stätten ihrer urſprünglichen Kultur aus ſich verbreitet haben und deshalb nur als verwildertes, nicht als wirklich von Natur wildes Gewächs anzuſehen ſein.

Dieſe hochintereſſante Frage definitiv und mit wiſſenſchaftlicher Schärfe zu entſcheiden, halten wir heute kaum für möglich. Was nun die jetzige Art der Kultur der Weinrebe in Transkaukaſien anlangt, ſo iſt dieſelbe durchweg Stockkultur. Nirgend findet man, ähnlich wie dies in Wälſchtirol und Oberitalien der Fall iſt, daß der Wein in Längsſpalieren und in Laubgang ähnlicher Weiſe von Baum zu Baum fortrankend gezogen wird, obgleich die heiße Sonne Transkaukaſiens eine ſolche größere Beſchattung wohl als zuläſſig, vielleicht ſogar als zweckmäßig, erſcheinen ließe. Allerdings mag die Stockkultur, abgeſehen von etwaigen anderen Vorzügen, den Vortheil bieten, daß die Bewäſſerung der Stöcke leichter und gründlicher erfolgen kann. Denn wie alle Bodenkultur, ſo iſt ganz beſonders das Gedeihen der Weingärten, zumal auf Steppenboden, in dieſen Ländern von der möglichen genügenden Bewäſſerung abhängig. Ohne Waſſer kein Wein, dies iſt hier buchſtäbliche Wahrheit!

Die übrige Behandlung der Weinſtöcke unterſcheidet ſich nicht weſentlich von der allgemein gebräuchlichen, nur daß hier alles weit nachläſſiger und primitiver betrieben wird. Von Düngen im Winter iſt hier natürlich keine Rede; die ſpätere Bewäſſerung muß auch in dieſer Hinſicht alles erſetzen. Auch das Beſchneiden der Stöcke im Frühjahr wird von den Aſiaten meiſt nur ſehr nachläſſig geübt, ſo daß ein ſolcher Weingarten mit dem wilden Gerank ſeiner Stöcke nur zu oft einen wildnißartigen Charakter trägt. Die deutſchen Koloniſten haben auch in dieſer Hinſicht einen ſehr günſtigen Einfluß auf den kaukaſiſchen Weinbau ausgeübt und entſchieden zeichnen ſich ihre Weingärten vor denen ihrer Nachbaren durch die weit ſorgfältigere Behandlung rühmlich aus.

In manchen Steppengegenden iſt es nicht ohne Schwierigkeit, die erforderlichen Pfähle zum Aufbinden der Stöcke zu beſchaffen, ſo wenig ſkrupulös man auch in der Auswahl des Holzmaterials iſt. Man hilft ſich in dieſem Falle wie in der römiſchen Campagna durch die Verwendung des ſtarken bambuähnlichen Rohres, welches längs den Flüſſen wächſt und auch namentlich von den Tataren zur Herſtellung von Flechtwänden für ihre Sommerzelte benutzt wird. Selbſtredend iſt die Dauer dieſer Weinpfähle keine ſehr lange.

In den Weingärten wird zwiſchen den Reihen der Stöcke nicht ſelten auch noch einige Gemüſezucht betrieben. Namentlich Bohnen und Kartoffeln findet man hier vorzüglich gedeihend. Der mit dem Weinbau ſehr gut zu vereinigenden Obſtzucht wird dagegen noch viel zu wenig Aufmerkſamkeit zugewendet und meiſt ſind Pfirſiche, Granatäpfel und Quitten die einzigen Früchte, welche halb wild in den Weingärten ſich finden. Ebenſo primitiv wie bei der Behandlung der Weingärten geht es bei der eigentlichen *Weinbereitung* zu. Die Weinernte, der „Herbſt“ nach ſchwäbiſcher Bezeichnung, fällt je nach Lage und Witterung in den September reſp. Oktober. Bei den Aſiaten, namentlich den Armeniern und ganz beſonders dann, wenn der Weinbau des Ortes nur beſchränkt iſt und alſo in um ſo höherm Anſehen ſteht, iſt die Weinleſe ein förmliches Feſt. Zu demſelben eilen alle Angehörigen, wenn irgend möglich, auch aus größerer Entfernung nach ihrer Heimath; überall erſchallt die allerdings nicht ſehr melodiſche nationale Durná (d. h. Muſik von Flöten, Geigen u. ſ. w.); Freudenſchüſſe werden abgefeuert, kurz es herrſcht ein ähnlicher und vielleicht nicht weniger herzlicher Jubel als in manchen Gegenden Süddeutſchlands beim „Herbſten“. Die Trauben werden mit Meſſern abgeſchnitten und in Körben oder auch den hier für alle Transportzwecke dienenden Sumken (Querſäcke, die hauptſächlich beim Reiten benutzt werden) nach der Kelter getragen. Dieſe beſteht aus weiter nichts als einer an einem höhern Punkte des Gartens angelegten gemauerten und mit Kalk ausgeputzten, mehr oder minder großen und regelmäßigen Vertiefung. Von derſelben laufen eine oder mehrere ebenfalls gemauerte Röhren nach den Stellen, wo die rieſigen, zur Aufbewahrung des Weines beſtimmten, nach unten zu ſchmäler werdenden Thongefäße, die ſogenannten „Kufſchinen“, eingegraben ſind. In dieſe Kufſchinen läßt man die obigen Röhren einmünden. Die in die Kelter geſchütteten Trauben werden nach uralter orientaliſcher Manier mit den Füßen zertreten. Meiſt übernehmen die ſtärkeren Männer dies Geſchäft, welches bei einiger Dauer nicht unbeträchtliche Anſtrengung erfordert. Der Saft fließt in den Rinnen direkt in die Kufſchinen, in denen er gährt und alle weiteren Proceſſe durchmacht. Nach der erſten Gährung werden dieſe Gefäße bedeckt und zugemauert, ſo daß der Wein erſt bei ſeiner oft Jahre ſpäter erfolgenden Verwendung wieder das Tageslicht erblickt. Dann wird er mit Kupfergeſchirren in Schläuche geſchöpft, auch ſchließlich wohl die ganze Kufſchine herausgenommen, gereinigt und einige Zeit der Luft ausgeſetzt, ehe ſie wieder benutzt wird. Bei den deutſchen Koloniſten iſt das ganze Verfahren ungleich reinlicher und rationeller. Hier werden die Trauben in hölzerner Kelter von Arbeitern mit langen ſchweren Stiefeln zerſtampft; der Saft läuft in darunterſtehende große Gährbottiche, in denen er ſeine erſte, meiſt ſchon nach 1 bis 2 Tagen beendete Gährung durchmacht. Aus den Gährbottichen leitet man dann meiſt mit Zuhülfenahme von Gummiſchläuchen den Wein in größere oder kleine Fäſſer, aus denen er ferner beim Verbrauche in Gebinde oder Flaſchen abgefüllt wird. Hier erfolgt auch der Transport ausſchließlich in Fäſſern, während die Aſiaten noch heute, wie bekannt, ſich vorwiegend der Schläuche, der burdschuks, wie zum Transport aller Flüſſigkeiten ſo auch des Weines bedienen.

Es giebt Burdſchuks von allen Größen, je nach der dazu verwendeten Thierhaut; die kleinſten ſind aus Ziegenfellen, die größten aus Büffelhäuten. Da dieſe Schläuche, deren Haarſeite nach innen gekehrt iſt, ſtets ſtark mit Naphta ein

geſchmiert ſind, um ſie geſchmeidig und waſſerdicht zu erhalten, ſo erhält der Wein hiervon jenen eigenen harzigen Beigeſchmack, welcher dem Weſteuropäer zuerſt den Weingenuß im ganzen Orient faſt verleidet. Mit der Zeit freilich gewöhnt man ſich an dieſen Pechgeſchmack und es giebt Leute, welche ſpäter ungeharzte Weine kaum noch trinken mögen. Jedenfalls ſind geſundheitlich die Burdſchuk-Weine mindeſtens ebenſo zuträglich als die in Fäſſern aufbewahrten.

Bei dem Mangel an fahrbaren Straßen in Transkaukaſien und dem Vorherrſchen des Transportes per Juck, d. h. auf dem Rücken von Saumthieren, werden die Burdſchuks ſich noch lange im Gebrauch erhalten, zumal bei dem hohe Satze der Arbeitslöhne die Herſtellungskoſten der Fäſſer recht beträchtliche ſind. Freilich iſt auch ein guter völlig dichter Burdſchuk nicht gerade wohlfeil. Die Burdſchuks größten Kalibers, welche eine enorme Quantität Wein faſſen, werden übrigens auch per Achſe transportirt, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, einen ſolchen noch genau die Geſtalt des frühern Inhabers der Haut zeigenden Rieſenſchlauch ſchwärzlich und ſchmierig von roher Naphta auf einer mit 6 bis 8 Ochſen beſpannten Arbe (der primitive ganz aus Holz beſtehende weſtaſiatiſche Wagen) transportiren zu ſehen.

So primitiv und einfach es in vieler Hinſicht, wie wir geſehen haben, bei der Weinbereitung im Kaukaſus hergeht, ſo würde man doch ſehr irren, wenn man annähme, daß die Künſte des verfeinerten Europas bezüglich der Verfälſchung und künſtlichen Behandlung der Weine im fernen Oſten gänzlich unbekannt wären. Gerade das enorme Steigen der Weinpreiſe mag in dieſer Beziehung verführeriſch gewirkt haben. Und — der Wahrheit die Ehre — unter den Weinfälſchern und Weinchemikern ſtehen leider wieder unſere Landsleute, die Deutſchen, obenan. Sie verſtehen es vortrefflich durch Beimiſchung geringerer Sorten eine gute werthvolle Marke zu „verlängern“, auch durch Zuſetzen von Waſſer und Zucker einen gar zu ſauer und ſtreng ausgefallenen Wein milder und mundgerechter zu machen; aber alles das möchte noch hingehen, wenn nicht auch Manipulationen konſtatirt werden müßten, welche nahe an Giftmiſcherei grenzen. So wurden in dem Bodenſatz eines rothen Helenendorfer Kachetiners nachweislich nicht unbeträchtliche Mengen des Samens vom Stechapfel (datura stramonium) gefunden, die vermuthlich dazu dienen ſollten, einen ausgeſprochenern pikantern Geſchmack hervorzubringen! Dieſe Früchte hereindringender Civiliſation und Kultur berühren den Liebhaber und Kenner kaukaſiſcher Weine eigenthümlich; er möchte wieder zu den biederen Aſiaten zurückkehren und von ihnen ausſchließlich kaufen, aber leider haben dieſelben, ſonſt ſo ungelehrig in Bezug auf gute und nützliche Dinge, dieſe verwerflichen Künſte den Deutſchen nur zu ſchnell abgelernt und ſuchen ihren Lehrern möglichſte Ehre zu machen. Am ſicherſten und beſten fährt man noch, wenn man von kleinen Weingutsbeſitzern und Weinproducenten, ſei dies nun ein Koloniſt oder ein Aſiat, direkt kauft. Der Wein, den man erhält, iſt wenigſtens ſicher rein und kann bei geeigneter Kellerbehandlung unter Umſtänden ſich zu einem recht angenehmen Getränk entwickeln.

Der Export kaukaſiſcher Weine nach dem Weſten wird wohl kaum jemals ernſthaft in Frage kommen. Nur die ſtärkſten Sorten dürften unter Umſtänden überhaupt den weiten Transport ertragen; bei dieſen aber würde der unumgängliche hohe Preis durch keine genügende Nachfrage gedeckt werden.

So werden denn wohl die Kaukaſier mehr oder minder ausſchließlich ſich ihrer Weine erfreuen dürfen. Sie verachten die Gottesgabe auch wahrhaftig nicht und Deutſche, Ruſſen und chriſtliche Aſiaten huldigen noch heute wie zu Bodenſtedt's Zeit dem Princip:

Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm.

Uebrigens bieten die aſiatiſchen Trinkgelage vielleicht noch das ſchönſte und verſöhnlichſte Bild dieſer Art dar, während bei den Europäern leider Gottes nur zu oft die häßliche und abſchreckende Seite des Trinkens hervortritt.

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Am Dienſtag den 1. Februar hielt Sir Bartle Frere, der frühere Gouverneur des Kaplandes, vor der Society of Arts in London einen Vortrag über die induſtriellen Hülfsquellen Südafrikas. Den erſten Platz unter denſelben wies er den Mineralien und unter dieſen wieder der Kohle an. Letztere findet ſich von der Nieuweveld-Kette bei Beaufort West in der Kapkolonie unter 32° ſüdl. Br. an zu beiden Seiten des großen Küſtengebirges bis mindeſtens zum Oliphants River unter 21° ſüdl. Br.; außerdem weiß man, daß ausgedehnte Kohlenlager nordnordöſtlich von Transvaal exiſtiren und an verſchiedenen Stellen im Thale des Zambeſi und Rovuma zu Tage treten. Bis jetzt verhindert der Mangel an billigen Transportmitteln die Ausbeutung dieſer Lager. Wird erſt das Brennmaterial billiger, ſo wird auch Südafrika mit ſeinem Eiſenbedarf nicht mehr auf fremde Zufuhr angewieſen ſein, wie jetzt, ſondern kann ſeine eigenen Erzlager, die nahe bei den Kohlenfeldern liegen, ausbeuten. Von Werth ſind ferner die Mangan-, Kobalt-, Blei-, Kupfer- und Goldgruben.

Vor 14 Jahren wurde der erſte Diamant in Südafrika entdeckt. Seitdem hat der Export derſelben derartig zugenommen, daß in einem Jahre für 2 Mill. Pf. St. durch das Poſtamt in der Kapſtadt gegangen ſind. Auch über die Verhältniſſe des Ackerbaues äußerte ſich Sir Bartle Frere ſehr günſtig; viele Partien in Transvaal und längs der Küſte eigneten ſich beſonders für Schafzucht. Die Flußſyſteme böten die Möglichkeit, eine ausgiebige Bewäſſerung ins Daſein zu rufen. In den weſtlichen Diſtrikten iſt die Straußzucht bereits ein namhafter Erwerbszweig geworden. Schließlich berührte er die Fiſcherei an den Küſten und die Möglichkeit, Büffel, Kameele, Elephanten und dergleichen zu züchten.

— Mit Lieferung 34 iſt das Holub'ſche Reiſewerk „Sieben Jahre in Südafrika“ vollſtändig geworden. Dieſelbe enthält außerdem drei Specialkarten nach Kompaßaufnahmen des Reiſenden (Route im Oſt-Bamangwato- und Weſt-Matabele-Lande; die Viktoria-Fälle und der mittlere Lauf des Zambeſi), deren Details annehmbar ſind, wogegen es mißlich erſcheint, ihren Poſitionen zu Liebe an den Aufnahmen ꝛc. eines Livingſtone oder Mohr zu rütteln.

Das Buch ist reich an Jagdgeschichten und persönlichen Erlebnissen; eigentlich Geographisches ist weniger vertreten; als sein Hauptverdienst erscheinen die zahlreich eingestreuten ethnographischen Schilderungen, namentlich die über das Marutse-Reich. Kenntnisse und Erfahrung bringt Dr. Holub zu seiner neuen großartig angelegten Unternehmung einer Reise durch ganz Afrika sicherlich mit — möge ihm die Ausführung derselben beschieden sein und möge er selbst nicht zu vielerlei Gesichtspunkte dabei verfolgen, daß nicht eines dem andern schade.

— Ueber Savorgnan de Brazza's Marsch vom Ogowe zum Kongo, den wir bereits auf S. 96 d. B. erwähnten, liegen weitere Einzelheiten vor. Er brach von der von ihm gegründeten Station Maschogo am obern Ogowe auf und erreichte im Juli den Kongo zwischen den Mündungen seiner Zuflüsse Mpaka Mpama und Lawson, d. h. zwischen 2° und 3° südl. Br., im Gebiete Makokas, des Königs von Ubandschi. Die Entfernung von Maschogo bis dorthin betrug 12 Tagereisen; dazwischen liegt ein Plateau von 800 m Höhe, ein gesundes, reich bevölkertes Land. Wenn sich in das Telegramm Brazza's kein Fehler eingeschlichen hat, müßte der Kongo-Lauf an jener Stelle gegen Stanley's Karte um circa 2 Grad (!) nach Westen rücken. Brazza gewann die Gunst des Makoko und durfte ungehindert den Kongo hinabfahren. Am 3. Oktober gründete er in Ntamo Nkuna, wo ihm Makoko Land geschenkt hatte, eine Station, wo er vier Leute zurückließ, traf Anfang November in Mdambi Mbongo, Stanley's vorgeschobenem Posten (etwa 30 engl. Meilen oberhalb der Ztala-Fälle), mit letzterm zusammen und erreichte dessen Hauptlager Vivi am 12. November. Falls sich die neue Station in Ntamo Nkuna leicht verproviantiren läßt, ist von ihr manches zu hoffen; denn sie liegt recht eigentlich mitten im unbekannten Lande.

## Australien.

— Daß die australischen Kolonien in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum ihres Bestehens rapide Fortschritte gemacht haben, beweist auch ihr Eisenbahnwesen. Am 3. Juli 1850 wurde der Bau der ersten Eisenbahn in Australien unternommen. Es war dies die 14 Miles lange Strecke von der City of Sydney westlich nach der Stadt Paramatta, welche aber erst am 26. September 1855 eröffnet wurde und anstatt 6000 Pf. St., wie kalkulirt war, 46 000 Pf. St. pro Mile gekostet hatte. Die erste Bahn, welche in Australien in Betrieb kam, gehört der Kolonie Viktoria und ist die 2½ Miles lange Strecke von der City of Melbourne nach dem Hafen Sandridge. Sie wurde am 14. September 1854 eröffnet. Es folgte dann am 21. April 1856 die Kolonie Südaustralien mit der 7½ Miles langen Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide. Gegenwärtig werden die australischen Kolonien nach allen Richtungen hin von Eisenbahnen durchzogen. Neu-Seeland steht oben an und hatte am 31. März 1880 insgesammt 1169 Miles in Betrieb, während 1394 Miles theils im Bau, theils projektirt waren. Es hat sich dadurch, wenn auch nicht ruinirt, so doch auf viele Jahre hinaus finanziell gebunden. In der Kolonie Viktoria waren am Schlusse vorigen Jahres 1182¾ Miles dem Verkehr übergeben und für den Bau von weiteren 485 Miles hatte das Parlament die Geldmittel bewilligt. Neu-Süd-Wales besaß 853 Miles fertiger Bahnen, 117 waren im Bau begriffen und für 678 die Geldmittel angeliehen. Süd-Australien hatte 677, Queensland 580, Tasmanien 172½ und West-Australien 72 Miles in Betrieb. Gleichzeitig wurde in Queensland an 321, in Süd-Australien an 306½ und in West-Australien an 59 Miles gebaut. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die australischen Kolonien am 31. December 1880 insgesammt 4705½ Miles oder 1024¾ deutsche geographische Meilen Eisenbahnen im Betrieb hatten.

— Ein erster Versuch, Apfelsinen, welche in Australien in außerordentlicher Menge und Güte producirt werden, von dort nach England zu exportiren, ist geglückt. 643 Stück, in fünf Kisten verpackt, trafen bis auf 63, welche mehr oder weniger geschädigt waren, in vortrefflichem Zustande in London ein. Man wird in Zukunft diesen Export so leiten, daß die Waare in Europa zu einer Zeit eintrifft, wo es dort solche Früchte nicht giebt.

— Wenngleich die Goldfelder Australiens an ihrer frühern Ergiebigkeit sehr verloren haben, so werden doch noch immer dann und wann beträchtliche Klumpen Gold gefunden. So kürzlich am Black Hill bei Balarat in Viktoria in der Tiefe von 500 Fuß ein Goldstück, welches 300 Unzen wog und einen Werth von 20 000 Mark hatte.

— Ernst Giles ist von einer Forschungsreise, welche er im August vorigen Jahres von Mount Eba aus in 30° 50′ südl. Br. und 135° 5′ östl. L. Gr. nach Westen zu mit Kameelen unternahm, glücklich wieder bei Mount Eba eingetroffen. Näheres ist darüber noch nicht bekannt.

— Die Zollbarren sind zwischen Neu-Süd-Wales und Süd-Australien gefallen. Letztere Kolonie hat dafür an erstere jährlich 47 500 Pf. St. zu zahlen. Alle anderen Kolonien bleiben gegen einander gesperrt.

— Aus Sydney wurde den „Times" am 27. Januar gemeldet: „Ein Bushman Namens Skulthorpe telegraphirte aus Blackall, daß er das Grab des Forschungsreisenden Leichhardt entdeckt und das Tagebuch seiner ganzen letzten Expedition nebst anderen Reliquien aufgefunden habe. Skulthorpe weigert sich, irgend etwas von diesen Sachen vor seiner Ankunft in Sydney zu zeigen."

## Nordamerika.

— Das „Événement" von Québec giebt eine Etymologie der beiden Namen Canada und Québec, welche man schon so oft und stets vergebens zu erklären versucht hat. Jacques Cartier, der erste Europäer, der dieselben anwendet, hörte sie aus dem Munde der Bewohner von Tadoussac und der Küsten von Labrador, die zu den Montagnais gehörten. In deren Sprache aber bedeutet Kanata, woraus Canada anerkanntermaßen erst entstellt ist, soviel als „Fremde"; Kepek aber, die Urform von Québec, heißt „steigt ans Land" oder „landet". Cartier selber erzählt, wie ihn die Wilden 1535 in der Gegend des heutigen Québec freundlich empfingen, und ihn einluden, sich in ihre Mitte zu begeben, wobei sie ihm offenbar wiederholt die beiden Worte: „Kanata Kepek" (Fremde, landet!) zuriefen. Alle bisherigen Versuche, die Namen aus den Sprachen der Irokesen, Kri oder Milmak zu deuten, sind vergeblich, weil diese Stämme niemals in der Gegend von Québec gewohnt haben. Der Autor der neuesten Erklärung ist Pater Arnaud, Missionär bei den Montagnais von Betsiamite, deren Sprache er aufs Genaueste kennt. Wir geben seine Deutung, wie wir sie gefunden (Le Tour du Monde Nro. 1046, Umschlag) und bemerken nur, daß es uns noch nicht aufgeklärt erscheint, wie Cartier dazu kam, die beiden ersten gehörten Worte sofort auf die Landungsstelle und das weitere Gebiet zu übertragen.

**Inhalt:** Quer durch Sumatra. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. III b. — Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete. I. — W. Keßler: Wein und Weinbereitung im Kaukasus. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 25. Februar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 13.

GLOBUS

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn D. D. Beth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeiſt von dem Reiſenden aufgenommenen Photographien.)

V.

Während der 2½ Monate, welche die Expedition in Loeboe-Gedang zubrachte, hatte ſie, wenige Tage ausgenommen, faſt gar kein helles Wetter. Den einen Tag war der Himmel mit Wolken bedeckt und es regnete ein wenig bei angenehmer Temperatur; den nächſten erglänzte die Sonne und es war eine erſtickende Hitze, in beiden Fällen aber hinderten die in der Luft ſuspendirten Waſſerdämpfe den freien Ausblick auf die umgebenden Berge: Beth konnte den Pik von Korintji nicht im Ganzen zu ſehen bekommen oder eine photographiſche Aufnahme von ihm machen. Trat jedoch auf Augenblicke günſtiges Licht ein, um Perſonen zu photographiren, ſo gab es gerade dann gewiß nichts zu thun, da die Häuptlinge nach Moeara-Laboe gegangen waren, um den Kontroleur zu beſuchen und ohne ihr Beiſpiel und ihre Unterſtützung andere Einwohner nicht zum Sitzen zu bewegen waren. So vertrieb ſich denn Beth die Zeit damit, „doerians“ (Frucht von Durio zibethinus) eſſen zu lernen, deren unangenehmer Geruch — nach Jagor ſchmecken ſie beſſer als der beſte Crême und riechen ſchlechter als Knoblauch — den meiſten Europäern einen unüberwindlichen Abſcheu einflößt, mit dem Affen ſeines Koches zu ſpielen und mit anderen ähnlichen intereſſanten Beſchäftigungen. Bei dieſer Gelegenheit ſei erwähnt, daß der braune Affe oder Lampong (Innus nemestrinus) der ſumatraniſchen Weſtküſte zum Pflücken der Kokosnüſſe abgerichtet wird. Es iſt höchſt unterhaltend, zuzuſehen, wie dieſe Thiere, an einer langen Leine, mittels welcher ſie gelenkt werden, befeſtigt, die gewünſchte Frucht ſuchen und dann mit den Zähnen und Nägeln ſo lange arbeiten, bis ſie herabfällt. In der Nähe der Kampongs giebt es rothe und graue oder javaniſche Affen in Menge, welche ihre Unverſchämtheit ſo weit treiben, bei hellem Tage Früchte aus den Gärten zu ſtehlen. Der Siamang (Hylobates syndactylus), ein großer ſchwarzer Affe mit langen Haaren, ſcheint hier weniger häufig zu ſein oder macht ſich wenigſtens mit ſeinem Geheul nicht ſo bemerkbar. Kommt man in die Nähe ſolcher Thiere, ſo erheben ſie ſofort ein ohrenzerreißendes Geheul; von den höchſten, ſchärfſten Tönen gehen ſie plötzlich zu den allertiefſten über; bald bellen ſie wie Hunde oder ſchreien wie kleine Kinder, bald ſcheinen ſie die Kunſt eines Bauchredners zu treiben oder einen entfernten Freund herbeizurufen. Mitunter geht ihr Freudengeheul urplötzlich in trauriges Stöhnen über. Wenn man ſie zum erſten Male hört, möchte man ſchwören, daß man an zwanzig Stück vor ſich hat; ſieht man aber näher zu, ſo bemerkt man, daß nicht mehr als ihrer drei oder vier im Stande ſind, ſolchen abſcheulichen Lärm zu verurſachen.

Wenn man die Einwohner der Provinz XII Kota's nur ganz oberflächlich beobachtet, ſo ſcheinen ſie von ihren Nachbaren in den übrigen Theilen des Padanger Oberlandes nicht ſehr abzuweichen. Ihre Sprache iſt ganz dieſelbe; nur ſchnarren ſie mehr und verſchlucken mehr Buchſtaben und ſelbſt Silben, ſo daß man ſie ſchwerer verſteht. Laſten tragen ſie auf eine andere Weiſe, nämlich nicht auf dem

Kopfe, wie jene, ſondern auf dem Rücken. Auch ihre Kleidung iſt dieſelbe, nur die Haartracht eine andere, indem die Männer hier ihre Haare bis auf die Schultern herabwachſen laſſen, dort ſie aber kurz verſchneiden. Das ſchöne Geſchlecht nimmt in den XII Kota's ſein Haar in einen Knäuel zuſammen und umwickelt es mit einem Stück Zeug, während es in den anſtoßenden Provinzen einen Zopf auf einer Seite des Kopfes flechtet. In ihrem Benehmen ſind die Bewohner der in Rede ſtehenden Provinz weit angenehmer; ihre Weiber ſind erſtaunlich furchtſam und flüchten beim Anblick eines Europäers mindeſtens hundert Schritte weit.

Am 29. November kehrten ſowohl van Haſſelt und Snelleman als auch die zur Auffindung eines Weges abgeſchickten Leute zurück; ihre Abweſenheit hatte 19 Tage gedauert, nach ihrer Rechnung aber nur 12, nämlich 4 Tage für den Aufſtieg, 2 für den Abſtieg, 3 für Nichtsthun, weil es regnete und neblig war. So fehlten ſelbſt nach ihrer Rechnung noch 3 Tage, über deren Verbleib keine Auskunft zu erlangen war — nach der Rechnung Beth's aber deren 10. Sicher war nur, daß ſie den Gipfel nicht erreicht hatten, obwohl ſie bis dorthin, wo der Wald aufhörte, vorgedrungen zu ſein behaupteten.

Tocankoe di Sembah.

Am 1. December zeigte ſich endlich der Pik vollſtändig klar und bot ihnen ein großartiges prachtvolles Schauſpiel dar, wobei zu erinnern iſt, daß Loeboe-Gedang kaum 500 m über dem Meere liegt, während der Korintji ſteil und plötzlich zu nahe 3700 m emporſteigt, und zwiſchen beiden Punkten ſich nur niedrige Bodenanſchwellungen befinden, welche die Mächtigkeit des Vulkans nur noch mehr hervortreten laſſen. Nur zur rechten Hand zeigten ſich noch einige Gipfel der Barifankette, welche aber wegen ihrer großen Entfernung durch den Pik von Korintji vollſtändig in den Schatten geſtellt wurden.

Am 5. December brachen ſie auf, im Ganzen 21 Perſonen, nämlich Beth und van Haſſelt, der Koch, der Anführer der Kulis mit 16 ſeiner Untergebenen, der Häuptling Tara von Doerian-Taroeng mit zwei Dienern und zwei von den Pfadfindern. Mit Lebensmitteln hatten ſie ſich auf 14 Tage verſehen. Der Marſch ging ſüdweſtlich bis zum Fluſſe Timboeloen, welcher kurz vor ſeiner Mündung in den Lili einen etwa 30 m hohen Sturz in eine finſtere unzugängliche Schlucht thut, und dann am erſtern Fluſſe nach Süden aufwärts. Anfangs war der Weg noch gut, da ihn die Einheimiſchen häufig beim Sammeln von Erzeugniſſen des Waldes benutzen, und da es weder Bäume zu entfernen noch viel zu ſteigen gab, ſo legte man am erſten Tage ein ziemliches Stück Weges zurück und ſchlug das Nachtlager in 1045 m Höhe am Ufer des Timboeloen unter einem überhängenden Felſen auf. Der nächſte Tag ließ ſich ſchon ſchwieriger an: man kam auf Pfade von Elephanten und Nashörnern, und es gab manchen Baum zu beſeitigen. Abends erreichte man in 2025 m Höhe die oberſte Hütte, welche die Pfadſucher erbaut hatten, und es war nun klar, daß dieſelben, wenn ſie auch noch etwas weiter vorgedrungen ſein mochten, doch die Baumgrenze gewiß nicht erreicht hatten. Während dieſer beiden erſten Tage hatte man ziemlich gutes trockenes Wetter gehabt; am dritten begann es kurz nach Mittag zu regnen und man war gezwungen, in dem felſigen Bette des hier zahlreiche Kaskaden bildenden Timboeloen Halt zu machen. Die erreichte Höhe betrug 2450 m. Gegen Abend hörte der Regen auf und der Gipfel des Berges wurde wieder ſichtbar. Von nun an aber wurde der Marſch viel ſchwieriger, weil in ſolcher Höhe die Elephanten- und Nashorn-Stiege aufhören, und weil das Dickicht, in welchem eine Art großer Farnkräuter mit biegſamen Stielen beſonders häufig war, den Waldmeſſern und Aexten bedeutenden Widerſtand darbot. Schon Vormittags geboten undurchdringliches Geſtrüpp und unerſteigliche Felswände den Reiſenden Halt, und da ſich obendrein Nebel herabſenkten, ſo mußte man wohl oder übel das Lager aufſchlagen. Zwar machten ſich Beth und zwei Führer auf, um einen Weg zu ſuchen, kehrten aber unverrichteter Sache zurück; am nächſten Tage jedoch fand Haſſelt wenigſtens weiter aufwärts in 2950 m Höhe einen gut gegen den Wind geſchützten und mit Waſſer verſehenen Lagerplatz, wo man mehrere Tage zu bleiben beſchloß und deshalb mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich eine Hütte errichtete.

Am nächſten Morgen machten ſie ſich muthig an die Erklimmung des Gipfels, deſſen Anblick nicht mehr durch Bäume verſperrt war, und den ſie raſch zu erreichen hofften. Das Vorwärtskommen wurde aber durch die loſen Steine, welche ſich unter ihren Tritten löſten, ſehr erſchwert. Dieſelben waren ſo ſpitz, daß die Eingeborenen mit ihren nackten Füßen kaum vorwärts kommen konnten, und daß es im höchſten Grade unangenehm war, ſie mit den Händen oder Knien berühren zu müſſen. Man war ſtatt der erwarteten halben Stunde etwa ſchon die vierfache Zeit geſtiegen, als man an einen großen, tiefen Krater gelangte, deſſen Rand ſo ſchmal war, daß man kaum darauf Platz hatte, ſich umzuwenden. Nach rechts hin ſtieg dieſer Rand bis zu ſeinem höchſten Punkte an; aber es war wegen ſteil abſtürzender Felſen den beiden Reiſenden nicht möglich, von ihrem Standorte aus den Gipfel zu erreichen. Auch links waren die Ausſichten nicht gut, und da man ſich auf der niedrigſten Stelle des Randes befand ſo konnte man nur diejenige Seite des Panoramas, von welcher man gekommen

am Abhange. Zu beiden Seiten des Weges, der sich — durch eine Pforte aus Stein und Eisen betreten — in vielen Windungen zum Hause hinaufzieht, sind Gruppen von Bäumen und Sträuchern angepflanzt, die dem Ganzen einen freundlichen Anblick verleihen.

Das Haus selbst ist ein stattliches, dreistöckiges Gebäude, das mit seinen Giebeln, Erkern und Türmchen einen recht malerischen Eindruck macht. Es ist aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt, die, wie auch die Fensterläden, grün angestrichen sind. Die Wände sind mit Efeu berankt, der sich an ihnen emporrankt und sie fast ganz bedeckt. Vor dem Hause befindet sich ein Rasenplatz, der mit Blumenbeeten geziert ist.

Wasserfall des Credit.

Der zum Hause führende Weg geht über den Credit, einen Fluß, der sich in den Ontario-See ergießt. Er ist hier nicht breit, aber sehr tief und reißend. Ein Wasserfall, der sich in ihn ergießt, macht ihn noch reißender. Dieser Wasserfall ist sehr malerisch. Er stürzt über eine Felsenwand, die mit Moos und Gesträuch bewachsen ist, und bildet dadurch eine Menge kleiner Kaskaden, die sich in einem Becken vereinigen, aus dem das Wasser dann in den Fluß fließt. Der Wasserfall ist nicht hoch, aber sehr schön.

Der Credit hat seinen Namen von einem Indianerstamme, der sich einst an seinen Ufern niedergelassen hatte. Dieser Stamm, der Mississaguas-Stamm, hatte sich, wie alle Indianerstämme, die in der Nähe der Weißen wohnten, sehr schnell dem Trunke ergeben und war dadurch in große Armut geraten. Da kam ein Mann auf den Gedanken, ihm Land anzuweisen, das ihm gehören sollte, wenn er es bebaute. Dieser Mann war der Gouverneur Simcoe, der damals Kanada regierte. Er ließ den Indianern Land anweisen, das sie bebauen sollten, und gab ihnen Ackergeräte und Vieh. Die Indianer fingen auch an, Land zu bebauen, und wurden dadurch wohlhabend. Sie verkauften aber ihr Land wieder und kehrten zu ihrem früheren Leben zurück. Jetzt sind sie fast ganz verschwunden. Nur

Marinelieutenant Schouw Santvoort, in Djambi ereilt hatte. Derſelbe war zu derſelben Zeit wie ſie in Padang eingetroffen, um eine Rekognoſcirungsreiſe quer durch Sumatra zu unternehmen, ehe er von Djambi aus mit dem dazu beſtimmten Dampfer ſich an die genaue Aufnahme des Batang-Hari machte. Zu dieſem Zwecke war er Mitte März auf dem kürzeſten Wege von Padang nach Bedar-Alam in der Provinz XII Kota's gereiſt. Von dort aus hatte er ſeinen Weg in Geſellſchaft des Häuptlings von Soengei-Pagoe, Toeankoe di Sembah, fortgeſetzt, welchen der Gouverneur der Weſtküſte von Sumatra dazu veranlaßt hatte, weil er ſich bei den unabhängigen Malaien im Oſten einer beſondern Achtung erfreute. So brach er am 4. April von Bedar-Alam nach Oſten auf, überſchritt noch am ſelben Tage die Grenze des holländiſchen Beſitzes, erreichte nach einigen Tagen den Fluß Djoedjochan, einen rechten Nebenfluß des Batang-Hari, und folgte demſelben abwärts. Er durchkreuzte die noch ganz unbekannten kleinen Staaten Soengei-Koenjit, Indamar und Tandjoeng-Alam und erreichte am 10. die Grenze des großen Königreiches

Rafflesia Arnoldi.

Djambi. In Rantau-Ikir, welches von Djambi abhängig iſt, konnte er durch Vermittelung ſeines Reiſegefährten Toeankoe di Sembah ein Boot nebſt Bemannung miethen, worauf jener nach den XII Kota's zurückkehrte. Er wurde zwar überall mit Mißtrauen und böſem Willen aufgenommen, überwand aber durch ſein freundliches Weſen alle Hinderniſſe; nur am 15. April, als er ſich an der Mündung des Djoedjochan auf dem Gebiete des Sultans Taha, den die niederländiſche Regierung aus Djambi vertrieben hatte, befand, lief er ernſte Gefahr und mußte ſich vor den Eingeborenen verſteckt halten. Am Abend des 19. April langte er in der Hauptſtadt Djambi an, reiſte von dort aus nach Palembang und Batavia und kehrte dann wieder dorthin zurück. Da der Batang-Hari aber noch zu niedrig war, mußte er den ganzen Monat auf die Erforſchung ſeines Unterlaufes verwenden, und als dann endlich der lange erwartete Regenmonſun einſetzte, wurde er plötzlich in der Nacht des 23. December durch eine Kongeſtion dahingerafft.

Drei Tage nach Empfang dieſer Trauerbotſchaft begab ſich Veth wieder nach Moeara-Laboe, was diesmal dadurch erſchwert wurde, daß die Regengüſſe der letzten Tage die meiſten Brücken weggeriſſen hatten. Auch der B.-Bangko war, wie viele andere Flüſſe, ſo geſchwollen, daß es gefährlich war, ihn zu durchfuhrten. Der in der Mitte ſeines Bettes aufgerichtete Pfahl, welcher ſonſt die ausſchließlich für Fußgänger beſtimmte Rotang-Hängebrücke trug, war fortgeſpült worden und hatte den Steg ohne jeden Halt gelaſſen. Veth's Genoſſen, welche einige Tage ſpäter gleichfalls nach Moeara-Laboe kamen, um den Sylveſtertag in Geſellſchaft des Kontroleurs zu verleben, fanden die Ströme noch höher und die Straßen noch ſchlechter; als Beute aber brachten ſie eine große Blume von 60 cm Durchmeſſer mit, in welcher Prof. Suringar in Leiden eine neue Species erkannte und die er ihrem Entdecker zu Ehren Rafflesia Hasseltii benannt hat. Die Blüthe iſt dunkelrothbraun mit helleren Flecken, ſchlägt ſehr in die Art des Champignon, hat ſehr dicke Blumenblätter, aber weder Stiel noch Blätter und findet ſich als Schmarotzer auf den Stämmen einiger Cissus-Arten.

Am 1. Januar 1878 begab ſich Veth auf der großen Straße nach Soerian; dieſelbe führt gegen Nordweſten im Thale des Seliti aufwärts, erſt durch angebautes Land, dann durch Wald, der durch undurchdringliches Bambudickicht und prächtige große Farne ausgezeichnet iſt, dann über eine unbedeutende Waſſerſcheide hinüber in das unmittelbare Gebiet des B.-Hari. 130 m über demſelben, am öſtlichen Abhange der hier zu 1600 bis 1800 m anſteigenden Bariſan-Kette liegt in 1000 m Höhe Soerian inmitten größerer Kaffeepflanzungen, bei deren Aufſeher Veth gaſtliche Aufnahme fand. Neben dem Hauſe, das einen ſehr ſchönen Blick auf die gegenüberliegenden Berge gewährt, liegt eine Waſſermühle, welche den Kaffee enthülſt, und große Speicher, deren Dächer ſich vollſtändig öffnen laſſen, ſo daß man Licht und Sonne nach Belieben hineinſcheinen laſſen und ſie eben ſo leicht bei Nacht oder Regen ſchließen kann. Auch das nahe Lolo erzeugt vielen Kaffee; es ſind dort etwa 390 Leute mit dem Anbau der Pflanze beſchäftigt und die jährliche Ernte beträgt im Durchſchnitte 900 bis 1000 Pikul oder 60 000 kg.

Am 13. trafen van Haſſelt und Snelleman ein, wiederum mit einer unerfreulichen Botſchaft: die Amſterdamer Geographiſche Geſellſchaft hatte ſich aus Mangel an Mitteln genöthigt geſehen, Snelleman in die Heimath zurückzuberufen, und dieſer wollte noch im laufenden Monate von Padang abreiſen. Von Lolo führte der Weg in das enge, ſchöne, nur ſpärlich bewohnte Thal des hier noch kleinen Batang-Hari hinab, an demſelben aufwärts beim Dorfe Ajere Dingin vorbei und über die 1620 m hohe Waſſerſcheide nach dem See Danau di Atas hinab. Leider wurde der ſchöne Blick von der Höhe über den See und den jenſeits aufſteigenden Goenoeng Talang gerade durch Regen geſtört.

In Alahan Pandjang wurden die ganzen Sammlungen verpackt und zu den alten Kulis, deren Zahl nicht ausreichte, eine Anzahl neuer gemiethet. Am 20. Januar traten dieſelben den Marſch nach der Küſte nach Padang an: am nächſten Tage folgten ihnen die Reiſenden, von denen Snelleman und Haſſelt voraneilten, während ſich Veth noch am Abhange des Talang etwas verweilte, um photographiſche Aufnahmen zu machen. Von dort ſtieg er in das Thal des Batang-Baroes hinab und erreichte über einen Ausläufer des Talang kletternd die neue Straße von Padang nach Solok bei dem Dorfe Loeboe-Selaſie, welche er ſchon vor elf Monaten kennen gelernt hatte, und die in der Zwiſchenzeit ſo bedeutend verbeſſert worden war, daß man ſie jetzt von dem einen Ende bis zum andern mit Karren und Wagen befahren konnte. Am ſelben Abend noch traf Veth in Padang ein, von wo

Snelleman am 26. Januar über Batavia nach Europa abreiſte. Die beiden Zurückgebliebenen richteten ſich in der Chineſenſtadt in einem Hauſe, das ihnen der Kapitän derſelben überließ, ein, und machten ſich daran, ihre Tagebücher und ihre Beobachtungen zu ordnen, das Gepäck ſorgfältig zu revidiren und alles für weitere Reiſen in Ordnung zu bringen.

Scheunen zum Trocknen des Kaffees in Soerian.

So ſehr ſie auch in dieſen Arbeiten durch die lärmenden Feierlichkeiten des chineſiſchen Neujahrs geſtört wurden, ſo hatten ſie dieſelben doch zu Anfang März beendet und konnten am 7. März über Batavia nach Palembang im öſtlichen Sumatra abreiſen, wo ſie bald nach Mittag des 22. April eintrafen.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## IV.

### Hongkong. — Macao.

Die Geſammtbevölkerung der engliſchen Kronkolonie **Hongkong** wurde bei der Zählung vom December 1876 auf 139 144 feſtgeſtellt, was gegen 1872 eine Zunahme von 17 159 bedeutet. Darunter ſind 2849 Europäer und Amerikaner, die um 247 zugenommen haben. Der Reſt iſt mit Abzug der wenigen tauſend Inder, Malaien, Armenier u. ſ. f. chineſiſch [1]). Bei der rapiden Zunahme der chineſiſchen Bevölkerung iſt es nicht erſtaunlich, daß der europäiſche Stadttheil immer enger von chineſiſchen Häuſern beziehungsweiſe Hütten eingeſchloſſen wird und daß man ſich in Hongkong die Frage vorlegt, wohin es führen ſolle, wenn Hongkong immer weniger europäiſch und immer chineſiſcher

[1]) Derſelbe Cenſus gab, beiläufig geſagt, für die Fremdenſtadt von Schanghai neben 1673 Fremden 95 662 Chineſen an, was für letztere eine Zunahme um 20 000 ſeit 1870 bedeutet, für erſtere um 7.

werde? Die Erscheinung hat tiefe Wurzeln: „Die Ausbreitung der Chinesenstadt an sich würde verhältnißmäßig unwichtig sein," schreibt der „London and China Telegraph" vom 3. December 1877, „wenn sie bloß Bezug hätte auf das Aussehen und den Komfort von Hongkong, obwohl selbst unter diesem Gesichtspunkt der Gegenstand Erwägung verdient und das vor allem in einem tropischen Klima. Aber unglücklicherweise ist sie nur ein äußerliches Zeichen einer tieferliegenden Schwierigkeit, die seit Jahren sich in Hongkong fühlbar machte. Alles scheint dort mit Beschleunigung in chinesische Hände überzugehen. Der Handel hat diese Bewegung so stetig innegehalten, daß die fremden Kaufleute aus einem Zweige ihrer Thätigkeit nach dem andern herausgedrängt worden sind, bis sie sich in vielen Fällen damit begnügen mußten, wenig mehr als Agenten der Chinesen zu sein. Aber nicht nur dies. Wir haben jetzt chinesische Dampfer-, Versicherungs- und andere Gesellschaften, durch welche bis dahin europäische Arbeitsfelder von den unermüdlichen und scharfsinnigen Chinesen eingenommen werden. Wie wohl Hongkong englische Kolonie ist, so wissen die Chinesen es dennoch mit ihrer Geschicklichkeit dahinzubringen, daß sie ihren Handel wesentlich in derselben Weise führen wie in anderen Städten. Die Macht ihrer Gilden ist in Hongkong ebenso groß wie in irgend einer chinesischen Stadt und macht sich nicht selten in sehr drückender Weise den Europäern fühlbar. Wir könnten einen Fall aufführen, wo das Haupt einer großen fremden Firma buchstäblich mit einer Strafe belegt ward von Seite der Stückgut-Gilde wegen eines Geschäftes, das dieselbe nicht billigte, und gezwungen ward dieselbe zu bezahlen unter Gefahr jede Möglichkeit zu weiteren Geschäften zu verlieren. So haben sie unter der Flagge eines chinesischen Hospitals Regierungsunterstützung für eine Einrichtung gewonnen, als deren Zweck wieder und wieder das Streben der Chinesen hervorgehoben ward, den Gesetzen der Kolonie sich zu entziehen, wenn immer sie wünschen, und eine Art von Protektorat über die chinesischen Einwohner der Kolonie herbeizuführen. In kleineren Dingen haben sie ähnliche Organisationen verschiedenster Art, Verbindungen von Händlern, Kulis, Dienern, Matrosen, Marktverkäufer und dergleichen, jede mit ihrem eigenen Gesetzbuch und jede mit dem Hauptziel, die Fremden von jeder Wettbewerbung mit ihnen auszuschließen und den größtmöglichen Gewinn aus allen herauszuquetschen, welche gezwungen sind, mit ihnen zu handeln. Kein Wunder, wenn die Fremden es schwer finden, in der einst blühenden Kolonie vorwärts zu kommen und daß das Vordringen der Chinesen mit Bedauern und nicht ohne einige Erbitterung betrachtet wird." Das um so mehr als sie sich gewisser Praktiken bedienen, welche weiße Geschäftsleute ihnen in der Regel nicht nachmachen mögen, wie z. B. die ausgedehnten Stempeldefraudationen, welche geradezu zu den Geschäftsgewohnheiten der weitaus meisten Chinesen gehören.

Als ein in besonders hohem Grade der Abhülfe bedürftiger Umstand wird die Thatsache bezeichnet, daß die meisten Chinesen nicht ihre Familien in Hongkong haben, sondern bloß der Geschäfte halber hier sich aufhalten, im Uebrigen aber vorziehen unter Gesetzen und Gebräuchen zu leben, welche ihnen mehr zusagen als die Regierung einer europäischen Kolonie. Die schlimmen Folgen, welche hieraus für Sicherheit und öffentliche Sittlichkeit entstehen, sind seit Jahren vergebens Gegenstand der Diskussion am Regierungstisch und in den Blättern gewesen: es ist auf gütlichem Wege nicht möglich eine Aenderung dieser Doppelstellung zu bewirken. Freilich wird eines der schlimmsten chinesischen Laster, das vielen anderen zu Grunde liegt, das Opiumrauchen, von der Regierung gefördert, welche das Monopol der Opiumbereitung 1879 wieder für 205 000 Doll. per Jahr gegen 132 000 in den Vorjahren verpachtete.

Bis 1865 herrschte in dieser Kolonie eine lässige Art der Behandlung der Chinesenangelegenheiten, welche zum Ergebniß hatte, daß die Unsicherheit der Personen und der Güter zu Wasser und zu Lande auf den Nullpunkt sank, und daß die Kolonie der Zufluchtsort wurde aller Verdächtigen und Uebeles im Schilde Führenden aus den Nachbarprovinzen und vor allem aus dem wegen seiner Unsicherheit stets übel berüchtigten Canton. Mit am meisten blühte die Falschmünzerei, welche geradezu in großem Stil als auf die Ausfuhr angelegtes Gewerbe betrieben ward. Man behauptet, daß bei der Einführung einer strengern Polizeiverwaltung durch Governor Sir R. Macdonnell (1865) nicht weniger als 10 000 übelberüchtigte Individuen, denen „der Boden zu heiß" ward, die Stadt verlassen hätten. Die chinesische Bevölkerung ward in diesem System soviel wie möglich unter Vormundschaft gestellt, das Waffentragen ihr und ihren Schiffen verboten und ebenso das nächtliche Verweilen auf den Straßen, alle öffentlichen Stellen bis zum Polizeidiener und Gefängnißwärter herab wurden nur mit Nichtchinesen besetzt, Prügelstrafen in ausgedehntestem Maße angewandt u. s. f. Zuerst suchte wieder der 1877 eingesetzte Governor Pope Hennessy eine mildere Form der Behandlung der Eingeborenen einzuführen, sah sich aber sehr bald schon genöthigt, seine diesbezüglichen Pläne zu vertagen, als dieselben einen heftigen Widerstand auf Seiten der ihre Sicherheit bedroht glaubenden Europäer fanden. Schon der Versuch, die Prügelstrafen für chinesische Verbrecher auf das Nothwendige zu beschränken, den Zwang der Nachtpässe für dieselben aufzuheben und ihre Gefängnisse mit chinesischen statt mit europäischen Wärtern auszustatten, zog dem Governor die Anschuldigung zu, daß er es leicht mit der Sicherheit der Kolonie nehme. In der That war in den vier Jahren von 1875 bis 1878 die Zahl der wegen schwerer Vergehen Verurtheilten von 786 auf 1196 und im Jahr 1877 die Zahl der Vergehen überhaupt um 842 gewachsen. Indessen wurden über die Folgen des unmenschlichen Auspeitschens der chinesischen Sträflinge ärztliche und richterliche Urtheile laut, welche erkennen ließen, daß hier schwere Mißbräuche sich eingeschlichen hatten und daß die Zumischung von etwas Menschlichkeit zu der bisherigen Strenge ein Gebot der Nothwendigkeit sei. Gegen die Anstellung von Chinesen als Gefängnißwärter und Polizeidiener wurde ihr geringeres Maß von Körperkraft, Gewandtheit und Entschlossenheit geltend gemacht. Dagegen wurde mit Beginn des Jahres 1880 ein wichtiger reformatorischer Schritt gethan, der übrigens in Singapur und Labuan schon früher gemacht worden war, indem ein Chinese, Ng Tschoy, zum Mitglied der Gesetzgebung der Kolonie ernannt ward. Auf der andern Seite wurde mit gerechtfertigter Strenge gegen gewisse Mißbräuche der Chinesen, vor allem die sogenannte Hausſklaverei, vorgegangen als gegen die englischen Gesetze verstoßend. Es herrschte in 1879 eine wahre Manie des Kinder- und Mädchenraubs in Hongkong und der Umgebung („Das Verbrechen, sagte damals der Oberrichter von Hongkong Sir J. Smale, kommt periodisch über Hongkong wie die Fluth der Gezeiten; gegenwärtig sind wir in der Hochfluth des Weiber- und Kinderraubs") und manche der Geraubten blieben als Sklaven in Hongkong. Mit den in gesetzlicher Weise zu Sklaven gewordenen oder als solche geborenen — die Zahl beider ist in China überall beträchtlich — rechnete man auf die chinesische Bevölkerung Hongkongs von 140 000 nicht weniger als 10 000 Sklaven! Seitdem die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet wurde, wandten die Gerichte die gegen „Pressung" bestehenden Gesetze

mit größerer Schärfe an und es wurden seit Anfang 1879 allmonatlich mehrere Sklaven freigesprochen, welche nachweisen konnten, daß sie durch gewaltsame Entführung zu Sklaven geworden seien. Die Nummer der „Government Gazette“ vom 4. März 1880 enthält auf nicht weniger als 35 Seiten Verfügungen und Urtheile in Fällen von „Menschenraub“! Durch die Verschiedenheit der Ansichten des Governors und des Attorney General über den Begriff Sklaverei in seiner Anwendung auf die chinesische Gesellschaft entstand ein Konflikt innerhalb der Kolonialregierung, welcher unter anderm beweist, wie schwer unsere Begriffe auf asiatische Verhältnisse anzuwenden sind. Unzweifelhaft ist der Verkauf der Kinder eine chinesische Institution, welche sogar nicht ungünstig wirkt, indem sie geeignet ist, dem Kindermord Abbruch zu thun; auch führt sie nicht unmittelbar zur Sklaverei, indem z. B. das Recht des Wiederverkaufes ins Ausland dem Eigenthümer eines solchen Sklaven nicht zukommt. Die britische Regierung scheint ihren Governor und Oberrichter in Hongkong dementirt zu haben, indem sie diese Einrichtung als eine nicht nach englischem Rechte zu beurtheilende bezeichnete. Besser als Gesetze kann jedenfalls die Privatthätigkeit hülfreicher Menschen gegen diese Sitte ankämpfen, und es wurde ein hoffnungsvoller Anfang in dieser Richtung mit der Gründung einer „Gesellschaft zum Beistand der Weiber und Kinder“ gemacht, welche 1880 von Rev. Dr. Eitel in Hongkong ins Leben gerufen ward, und von der man hofft, daß die Chinesen der besseren Klassen sie mit der Zeit ganz werden in die Hand nehmen können.

Noch einige Worte über die Handelsstellung Hongkongs, welche ja nach dem vorher Gesagten zu einem guten Theile auf chinesischer Arbeit ruht. Hongkong hat mit der Zeit den größten Theil des früher in Canton betriebenen Handels an sich gezogen, so daß es heute unbestritten neben Schanghai den wichtigsten Platz für Handel der Westvölker mit China einnimmt. Der dortige Schiffsverkehr betrug 1879 die gewaltige Zahl von 28 778 mit einem Raumgehalt von 4 352 668 Tonnen. Davon waren 25 722 chinesische Dschonken und 3057 Schiffe europäischer Bauart. In allen 19 Vertragshäfen betrug der Schiffsverkehr in demselben Jahre 21 409 Schiffe mit 13 927 221 Tonnen, in dem verkehrsreichsten derselben, Schanghai, 4376 mit 3 062 682 Tonnen.

* * *

In Macao war es, wo der Kulihandel vom Anfang seines Bestehens an sich zur größten Blüthe entfaltete. Unter dem Schutze einer schwachen Regierung, welche auf keine andere Weise dieser Kolonie einige Einnahmen verschaffen konnte, als indem sie die Quellen gänzlich übersah, aus denen dieselben flossen, genoß er hier einer fast unbeschränkten Freiheit und es sind Portugiesen selbst, welche Zeugniß dafür abgelegt haben, daß lange Jahre hindurch die Menschenfänger und Kulihändler eine der einflußreichsten Klassen in Macao waren. Damals schrieb ein Sekretär des Gebernadors von Macao: „Die Herrschaft der Kanaille ist unbeschränkt; ich wage zu behaupten, daß kein Vertreter der Kolonie in die Kortes gewählt werden könnte, der sich nicht der Gunst der „Barracons“ (Kuli-Gefängnisse) erfreute.“ Anfangs der 70er Jahre passirten 30 000 bis 40 000 Kulis jährlich durch die Barracons. Die gewöhnliche Karriere eines solchen Händlers war folgende: Er kaufte sich ein Haus mit festen Mauern und Thüren, eine genügende Anzahl von Revolvern oder Flinten und ließ die „Makler“ wissen, daß er in der Lage sei „Waare“ entgegenzunehmen. Diese letzteren, welche sich aus den niederen Klassen der Portugiesen und Portugiesenmischlinge und aus Leuten ungewisser Nationalität, zu einem kleinen Theile auch aus chinesischen Desperados zusammensetzten, begaben sich nun aufs Land und in die Nachbarstädte, von denen vor allem das menschenreiche Canton eine große Menge von exportfähigen, menschlichen Wesen lieferte, und es wurde da mit allen Mitteln der Ueberredung und Gewalt die erforderliche Zahl von Kulis zusammengepreßt. Diese Massen bestanden gewöhnlich 1. aus mit Gewalt Eingefangenen; 2. aus durch Ueberredung, falsche Vorspiegelungen und dergleichen Gewonnenen; 3. aus Bettlern, denen keine andere Hoffnung übrig blieb; 4. aus Spielern, Opiumrauchern, Dieben. Nicht selten schiffte sich zugleich mit dieser Gesellschaft noch eine Gruppe von Piraten ein, welche die Absicht hegte, die Schiffsmannschaft zu tödten und die kostbare Ladung an irgend einem Orte zum Verkauf zu bringen. Es war nur der Auswurf der Menschheit, der sich mit dieser Art von Handel beschäftigen konnte, denn derselbe setzte von Anfang bis zu Ende eine Verhärtung des Gemüthes voraus und nöthigte zur Ergreifung so vieler bald gewaltthätiger, bald schmutziger Mittel, daß sein Betrieb dem Gefühl des normalen Menschen gänzlich widerstreben mußte. Die lügenhaften Vorspiegelungen, welche dazu dienten, die Armen und Unwissenden zum Verlassen ihres Vaterlandes zu bewegen, die Gewaltthaten, welche angewandt wurden, wenn jene zur Erreichung des Zweckes nicht hinreichten, die Prämienzahlungen an willfährige Mandarinen und an die sachmäßigen Menschenfänger pro Kopf ihrer Opfer, die blutigen Mittel, welche nothwendig waren zur Niederhaltung der Aufstände in den Barracons und auf den Schiffen mußten ehrenhafte Menschen vor solcherlei Gewerbe zurückscheuchen. Kein Zufall ist es daher, daß gerade Macao in so ausgezeichnetem Maße der Sitz derselben wurde, denn der moralische Stand dieser kleinen portugiesischen Kolonie ist schon längst ein tiefer, nachdem sie seit mehr als einem Jahrhundert für den ehrlichen Handel fast jede Bedeutung verloren hat und sich hauptsächlich von Schmuggel und Hazardspiel nährte. Der Kulihandel fand hier die natürlichen Wachsthumsbedingungen und schoß ganz von selbst auf, wie Brennesseln auf einem Schutthaufen. (Vergl. die Zahlenangaben über den Kulihandel von Macao und die Urtheile Hübner's über diese Stadt in meiner „Chinesischen Auswanderung“ 1876, S. 66.) Man begreift, daß die chinesische Regierung nicht sehr entzückt ist über eine Nachbarschaft dieser Art. Es war daher nicht klug von der portugiesischen Regierung, daß sie sich im verflossenen Jahre plötzlich ein formelles Recht auf diesen historischen Fleck Erde zu erwerben suchte, welcher ihr nie von Rechtswegen zugehört hat. Bekanntlich gründeten die Portugiesen hier 1563 eine Handelsfaktorei, zu welcher sie 23 Jahre später noch ein kleines Stück Land (nach neuester Messung 0,21 deutsche Quadratmeilen mit 77 230 Bewohnern) erwarben; für dieses Land haben sie fast 300 Jahre lang eine Art Miethe von jährlich 500 Tael bezahlt, aber von 1848 an hielten sie das für überflüssig und unterließen es einfach. Im Frühling 1880 stattete der Vicekönig von Canton dem Gobernador von Macao einen Besuch ab, der Aufsehen erregte, und es wurde damals in Portugal allgemein geglaubt, daß derselbe Macao zurückgefordert habe, und in den Kortes von Lissabon wurde gelegentlich eines unbestätigten Gerüchtes von einer chinesischen Blockade Macaos sehr ernsthaft über die Vertheidigung des Platzes debattirt, und der Ministerpräsident hielt es der Mühe werth, einen interpellirenden Abgeordneten darüber zu beruhigen, daß Portugal nicht gesonnen sei, im Falle eines Krieges zwischen Rußland und China auf der Seite des erstern ins Feld zu ziehen. Immerhin gingen am 8. April Verstär-

Digitized by Google

kungen nach Macao ab, um es gegen einen etwaigen Handſtreich zu ſichern. Gleichzeitig ſcheint ſich aber England mit Erfolg ins Mittel gelegt zu haben, um ſowohl China als Portugal zur Beibehaltung des bisherigen Zuſtandes zu veranlaſſen, ſo daß die Macao-Frage heute auf dem alten Punkte ſteht.

Uebrigens betrug der Geſammtwerth des Ein-, Aus- und Durchfuhrhandels zwiſchen Portugal und ſeinen geſammten aſiatiſchen Beſitzungen 1877 nicht mehr als 147 673 Milréis, woraus man auf die geringe Handelsbedeutung ſchließen kann, welche Macao für das Mutterland beſitzt.

---

# Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete.

## II.

Meteorologiſch habe ich leider nichts Nennenswerthes arbeiten können, obgleich viel Intereſſantes zu beobachten wäre, ſo die eigenthümlichen regelmäßig nach Sonnenuntergang mit dem Wechſel des Windes von Oſt nach Süd und ſelbſt Weſt eintretenden Wolkenniederſchläge (während der Regenzeit) und der ganz merkwürdige, innerhalb weniger Tage ſich vollziehende Umſchwung von extremer Feuchtigkeit in extreme Trockenheit. Hier im Innern beginnt der unangenehme, ſcharfe Kaſſibowind (Oſt) bereits mit Sonnenaufgang, in Malange erſt von 9 bis 11 Uhr; der dort regelmäßige Morgennebel fehlt hier gänzlich, auch iſt hier merkwürdig wenig Thaufall. Im Ganzen habe ich von der größtentheils hier verlebten Regenzeit den Eindruck, daß es nicht mehr regnete als bei uns in einem regneriſchen Sommer. Genaue Meſſungen fehlen mir allerdings, aber ich kann behaupten, daß mir niemals das Trocknen der Pflanzen in Papier mißlungen wäre, falls ich die Zeit zu größerer Sorgfalt gehabt hätte.

Geologiſch iſt in dieſem reinen Eroſionslande, abgeſehen von höheren Problemen wie in Bezug auf Verwitterung, ſo viel wie nichts zu beobachten. Ueberall iſt der Boden horizontal geſchichtet, nirgends eine Verſteinerung auffindbar. Bis zum Kuillu findet man überall nichts als Sandſtein und Konglomerat, erſt vom Kuillu an, alſo erſt im Gebiet des Kaſſai, haben die Waſſerläufe bis zur Urgeſteinsunterlage und in dieſe hineingeſägt. Hier iſt dann in jedem Thal dieſelbe Reihenfolge, oben die charakteriſtiſche (von der Küſte bis hierher) ziegelrothe Thonerde, dann etwas Sandſtein mit Eiſenerz und Quarz, dann ganz unten die ſchönen klaren Granit- und Gneißplatten, Kuppen und Blöcke, häufig Riffe und Waſſerfälle bildend. Ich habe von jedem Thal Geſteinsproben ſehr niedlichen Formats den ethnographiſchen Sammlungen beigepackt: den bezüglichen Etiketten ſind meine Zweifelsqualen anvertraut.

Bemerkungen zu den Photographien. Auch hier gilt daſſelbe wie bei allen übrigen Reſultaten meiner zu ſehr zerſplitterten Beſtrebungen. Sie haben darunter gelitten, daß ich mir nicht Zeit genug zur Ausrüſtung nahm und daß ich zu vieles treiben wollte. Die jetzt beinahe vollen ſechs Monate hier ſind mir verflogen ich weiß nicht wie; Muße habe ich niemals gehabt, aber beſtändig, nur mit Ausnahme der erſten hoffnungsreichen Zeit, das peinliche Gefühl, daß ich nur den hunderſten Theil von dem, was ich gern möchte, wirklich leiſten kann.

Erſt Mitte Januar ungefähr konnte ich ans Photographiren gehen. Ich glaubte anfänglich, eingedenk Pogge's Lehren, damit nur ganz allmälig und vorſichtig an die Oeffentlichkeit treten zu dürfen, jetzt weiß ich aber, daß die damals gefürchteten Gefahren durchaus nicht beſtehen, und habe wenigſtens das Eine erreicht, daß der nächſte Photograph, den ſein Unſtern zu Muata Jamvo führt, ſofort ohne Weiteres die Apparate auspacken und in Thätigkeit ſetzen kann. Die Photographie iſt bereits Mode hier und wird wahrſcheinlich von jedem künftigen Weißen verlangt werden.

Von den Hauptperſonen fehlen mir nur die beiden Hauptweiber Muata Jamvo's, die Moari und die Temena. Dieſe ſollten zwar auch an die Reihe kommen, aber die Sache zog ſich hin, Muata Jamvo wollte ſich dafür bezahlen laſſen, und jetzt iſt es zu ſpät, mein Kollodium arbeitet nicht mehr. Am meiſten Schwierigkeiten hat mir Muata Jamvo ſelbſt gemacht. So oft ich ihn auch bat, mich nur bei gutem Tageslicht zu beſuchen, ſo blieb er doch ſtarrſinnig dabei, jedesmal erſt am Abend gegen Sonnenuntergang zu erſcheinen, und verſtand ſich dann gewöhnlich erſt nach längerm Hin- und Herreden dazu, mir zu ſitzen oder zu ſtehen. Einmal erreichte ich dies nur dadurch, daß ich ihm drohte, die verlangten und bewilligten acht Ellen wieder zurückzuziehen. Ueberraſchend war mir das ſchnelle Verſtändniß der Porträts, welche in der Regel ſofort erkannt wurden, obgleich bildliche Darſtellungen in der Fläche nirgend üblich ſind. Ich werde deshalb Muato Jamvo's und der Lukoleſſa Bildniſſe als Talismane mit mir führen, auch jenes des Nguv, und möchte künftigen Reiſenden der Geſellſchaft, welche in dieſe Gegend geſchickt werden, anrathen, ſich gleichfalls mit ſolchen zu verſehen.

Von Anſichten habe ich wohl ſo ziemlich das Weſentliche, was in Muſſumba zu holen iſt, freilich größtentheils in Platten, die dem Holzſchneider viel Hingebung abverlangen, ſie zu enträthſeln. Es giebt hier nicht viel Mannichfaltigkeiten zu reproduciren. Sehr wünſchenswerth wäre mir ein transportabler Thurm geweſen oder ein hohes Stativ aus drei ſchlanken Bäumen; ich war daran, etwas derartiges zu konſtruiren, hatte aber nicht Zeit und Kraft genug dazu übrig, denn meine Neger ſind kaum im Stande, eine Kiſte ordentlich zuzunageln. Es iſt entſetzlich, was für Zeit die geringſten Kleinigkeiten koſten. Meine anfänglich gehegte Idee, ein vollſtändiges Album anzufertigen, würde den doppelten Aufenthalt und dreimal ſo viel Kollodium, als ich hatte, erfordern. Erſt jetzt bin ich orientirt, erſt jetzt könnte ich eigentlich mit voller Sicherheit beginnen. Sehr gern würde ich noch Muata Jamvo und die beiden Hauptweiber ſowie die Lukoleſſa und die Soanamulund, die Großſiegelbewahrerin des Reiches, nebſt dem ganzen maleriſch bunten Geſindel von Gefolge, die genannten Größen auf ihren von je 8 Mann getragenen Sänften hocherhaben, beſitzen. So kamen ſie nämlich das erſte Mal vor mein Haus gezogen, mich feierlich zu beſuchen. Sehr gern hätte ich auch ein großes „Tetama“ auf dem weiten Platze vor dem Nſov, Muata Jamvo unter ſeinem

Reisesonnenschirm thronend und die Ilolo mit mehreren hundert Bewaffneten um ihn versammelt, dem ich beiwohnte, photographirt, aber damals jagten Sturm und Regen das ganze lebhafte Schauspiel auseinander, ehe ich meine Apparate in Thätigkeit setzen konnte. Wie in so vielen Dingen, muß ich auch hierin Entsagung üben. Jetzt allerdings, da es zu spät ist, möchte Muata Jamvo ein eigenes Tetama für mich zum Photographiren berufen.

Ich habe fast von allen Platten Abzüge genommen, von den meisten drei. Davon schicke ich je einen mit, zwei behalte ich bei mir, in verschiedenen Koffern verpackt. Auch von den Platten habe ich die gleichartigen getrennt in zwei verschiedene Kisten verpackt, welche zwei verschiedenen Trägern anvertraut werden sollen, denn zwischen hier und Malange sind gar viele Flüsse. Ich überziehe die Plattenkasten mit in Kautschuksaft, den ich mir in Flaschen kommen lasse, getränktem Zeug. Ich glaube, daß sich dieses Verfahren bewähren wird. Auch mein Boot habe ich mit natürlichem Kautschuksaft geflickt.

## Letzte Nachrichten.

Linkes Ufer des Kahunguisch, ungefähr 8° 44' Süd. 22. Juni 1880.

Ich bin nun glücklich den Klauen Muata Jamvo's entronnen und am Kahunguisch. Muata Jamvo ließ ich schließlich sagen, wenn er jetzt noch mehr von mir wolle, müsse er mir schon mit Krieg kommen, dann würde ich aber auch schießen, übermorgen würde ich auf jeden Fall marschiren, und wenn er mich noch verabschieden wolle, müsse er das morgen thun. Und siehe da, er kam richtig zu der von mir bestimmten Zeit, verabschiedete mich, und die Lukokessa, welche ich gänzlich ignorirte, schickte mir noch einen großen Zahn nach. So ist es immer mit diesen Negern, denen gegenüber man nur mit einem guten Theil Selbstbewußtsein gut durchkommt.

Ueber den Lulua und hier beim Muiesch über den Kahunguisch wurde ich mit einer geradezu wunderbaren Schnelligkeit expedirt, obwohl meine Karawane mindestens 160 Köpfe zählt. Ich habe nämlich außer meinen 60 „Getreuen" noch 40 nach Malange zurückkehrende Träger und einige Ambakisten mit etwa 50 Sklaven, lauter Weibern und Kindern, bei mir. Diese elenden Wesen würden nur den Lunda in die Hände fallen, wenn ich sie in Freiheit setzte, und ihre Leiden würden von vorn beginnen. Das Fliehen steht ihnen frei, da ich keine Kette dulde, und die Ambakisten würden verhungern, wenn sie nicht von der Ration meiner Leute, ihrer Freunde, mitessen könnten. Vom Kassai ab muß dieses abscheuliche Anhängsel verschwinden, denn dort gedenke ich nach Norden abzuschwenken. Den Weg am Kahunguisch nach Norden kann ich nicht finden, der scheint ganz unter Sumpfschilf verborgen zu sein, und es macht mir schon Mühe genug, meine Karawane den geraden Weg zum Nguv zu steuern. So waren wir heute 5 Stunden auf dem Marsch und haben nur 9 km zurückgelegt, fast 3½ Stunde verloren wir durch Halten wegen Pfadsuchens und beim Passiren von acht kleinen Sumpfbecken. Das Vorwärtskommen in den Thalgebieten ist entsetzlich schwierig, und am Kassai wird es wahrscheinlich nicht anders sein. Quer über Savane und Thäler von Osten nach Westen ist das Reisen viel leichter. An Führer ist hier nicht zu denken, die Leute fürchten sich, von mir zu Sklaven gemacht zu werden und nehmen regelmäßig außer Sicht ihres Dorfes Reißaus.

Muene Tschikamb, 8° 35' S., 1. Juli 1880.

Ich schicke soeben die Leute nach Malange von mir weg. Ich selbst gedenke morgen oder übermorgen auf diesem, also rechtsseitigem, Ufer des Kusanseisch nach Norden zu gehen. Nach Malange gehen ab:

712 Pfd. Elfenbein;
2 Lasten ethnographischer Sammlungen;
2 Packete mit je einem Plattenkasten und ein 9 Pfd. schwerer zu einer Trompete zugerichteter Elfenbeinzahn, der aus Tukongo sein soll;
1 große Kiste enthaltend verschiedene Gegenstände, unter anderen das Herbar.

Ich schreibe dies bei einer echt afrikanischen Morgenkälte, zähneklappernd und steiffingerig. Muß schließen. Meine nunmehr gereinigte und gegliederte Expeditionsschaar zählt 51 Träger, 12 Gehilfen (kipessa), 5 Weiber, 1 Soba, 3 Diener.

---

# Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

## IV.

Nicht mit Unrecht sagt ein altes japanisches Sprichwort: „Wer Nikkō nicht kennt, darf das Wort kek'ko (herrlich, schön) nicht gebrauchen"; denn neben aller Schönheit einer großartigen Gebirgslandschaft, neben der überreichen Fülle der herrlichsten Vegetation treten dem Besucher des so hochgerühmten Ortes auch in den Wunderbauten der Tempel und Mausoleen gewaltige Kunstschöpfungen entgegen, die durch die Schönheit ihrer Formen und den Glanz und Reichthum ihrer Farbenzusammenstellungen jeden Beschauer zu staunender Bewunderung hinreißen. In ihrer ganzen Anlage sowohl als auch in der Ausführung den reinsten japanischen Stil aufweisend liefern diese glänzenden Bauwerke den Beweis, daß das lackirte Holz, allen hergebrachten Anschauungen der abendländischen Kunst zum Trotze, gar wohl ein Material sein kann, dessen sich die Architektur und die Skulptur mit erfreulichstem Erfolge bedienen können. Die Tempel mit ihren zahlreichen Nebengebäuden, die kostbaren Thore und Säulenhallen, die hohen Pagoden und endlich die aus gewaltigen Steinen kyklopisch aufgesetzten Gräberbauten vereinigen eine wahrhaft überwältigende Fülle von schönster Bronze-, Lack- und Holzbildhauerarbeit in sich. Wir dürfen uns hier leider auf keine Wiedergabe von Miß Bird's anziehender Schilderung dieser „Wunder Japans" einlassen, an deren Schluß sie sagt: „Alle diese Einzelheiten verschwinden mit jedem Tage, an dem ich mich weiter von Nikkō entferne, mehr und mehr aus meinem Gedächtnisse, und an ihre Stelle tritt ein buntes Gesammtbild: unübersehbare Massen von Gold und schwarzer und rother Lack-

rung, hohe vergoldete Thüren, die ſich geräuſchlos öffnen, weite Hallen, auf deren weichen Matten jeder Fußtritt unhörbar verklingt, in deren Dämmerlicht die ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen hier die reiche Arabeskenbemalung der Wände, oder die kunſtvoll geſchnitzten Blumen und Vögel des Getäfels, dort ein Stück der ſchön ſkulptirten Decke beleuchten; goldene Schreine, ſechs Fuß hohe goldene Lilien, ſchwere wallende Vorhänge von Golddrokat; Weihrauchduft und koloſſale Glocken; Götter und Dämonengeſtalten, die mythiſchen Thiere, kirin, Drachen und howo; daneben Elephanten, Affen und Tiger, und zwiſchendurch in ſeltſamer Zuſammenſtellung Blumen und Bäume; goldene Schnörkel und dunkles Rankenwerk auf goldenem Grunde, lackirte Schirme und Pagoden und ein Wald von hohen Bronzelaternen; Prieſter mit kahlgeſchorenem Haupte in Gewändern aus Goldſtoff und Schintodiener mit ſchwarzen lackirten Prieſtermützen, und hell in der Sonne aufblitzendes Gold hier und dort, und einfach ernſte Grabmonumente und eine Bergwand mit hohem Kryptomerienwalde, deſſen tieffeierlicher Schatten von leuchtend rothen Azaleen erhellt wird."

Bot Miß Bird's zwölftägiger Aufenthalt in Irimitſchi ihr ſo Gelegenheit zu eingehendem Studium japaniſcher Kunſt, ſo benutzte ſie alle ihr bleibende Muße zur Beobachtung des ſtillen, einförmigen Lebens im Dorfe. Von dem Fleiße und den mannichfachen Beſchäftigungen der meiſt armen Dorfbewohner, von ihrem ruhigen geſitteten Verhalten, ihrer Liebe zu den Kindern, ihren beſcheidenen Vergnügungen (dem eifrigen Leſen von Romanen und den abendlichen Beſuchen der Nachbarn, wo man ſich mit japaneſiſchem Schachſpiel, mit Produktionen auf dem samisen, mit Saké trinken und barbariſch-klingendem Geſange die Zeit bis gegen Mitternacht zu vertreiben pflegt) entwirft die Reiſende manch' anziehendes Bild. Am 24. Juni brach ſie von dem freundlichen Orte auf, um ſich, nicht auf der großen Straße, ſondern auf einem Wege durch das Gebirge, nach Niigata zu begeben. Genauere Angaben über dieſen Weg hatte ſie trotz vielfacher Erkundigungen nicht zu erlangen vermocht, und ſo blieb der Reiſenden nichts anderes übrig, als ſich auf ihre für dieſe Gegend freilich auch ziemlich lückenhafte Brunton'ſche Karte zu verlaſſen und die Gebirgstour, allen Warnungen zum Trotze, auf gutes Glück anzutreten. Schon wenige Stunden hinter Nikkô zeigte es ſich, daß die Beſchreibung in Bezug auf die Bergpfade nicht ganz übertrieben geweſen war. Nachdem man einen Ausläufer der Nikkôberge überſchritten hatte, führte der ſchmale rauhe Pfad ſtundenlang bald an den ſchroffen Wänden, bald in dem ſchlammigen Grunde tiefer, ſchluchtartiger Thäler entlang, deren Vegetation eine faſt tropiſche Ueppigkeit aufwies. Als beſonders hinderlich erwieſen ſich hier ſchon die Strohſchuhe der Pferde, dieſe unbegreiflich plumpe und unpraktiſche Erfindung der Japaneſen. Bei dem Hinauf- und Hinabklimmen lockern ſie ſich immer wieder und auf dem felſigen Boden zerreiben ſie ſich noch ſchneller als ſonſt ſchon. Die Thiere, deren Hufe durch die fortwährende Umhüllung mit der zolldicken Strohmatte weich und empfindlich geworden ſind, fangen dann an zu ſtolpern, und der Mago oder Pferdeführer, der, einige Schritte voranſchreitend, das Pferd am Stricke leitet, erklärt einen Stillſtand der Kavalkade für nothwendig. Derartige Aufenthalte zum Feſtbinden der Schuhe oder zum Erſatz der abgetragenen durch neue, die erſt in Waſſer eingeweicht werden müſſen, kommen im Laufe eines Tages zu unzähligen Malen vor; und da während der ſechs Tagereiſen von Nikkô bis Kurumatoge nicht weniger als ſiebenzehn Bergpäſſe überſchritten werden mußten, wurde die Geduld der Reiſenden auf eine nicht ganz leichte Probe geſtellt. Trotzdem aber und trotz der häufigen ſtarken Regengüſſe waren dieſe beſchwerlichen Ritte doch nicht ohne ihre Reize. Die landſchaftliche Schönheit des vorher noch von keinem Europäer beſuchten Kinugawathales und die herrlichen Fernſichten von den Päſſen und Berghöhen aus finden wohl nicht oft ihres Gleichen. Zwei Tage lang ging man das maleriſche Thal der Kinugawa hinauf, die, durch den Regen angeſchwollen, in brauſenden Kasksaden und Schnellen zwiſchen den Porphyrwänden ihres engen Bettes dahinſchoß, deſſen auf der einen Seite ſteilanſteigende Ufer von dem herrlichſten Nadelwalde bedeckt ſind, während die gegenüberliegenden breiten Hänge hier kleine Reis- und andere gutbeſtellte Felder, dort ſchönes Laubholz, vorzugsweiſe Kaſtanien und Ahorn, zeigen, unter dem eine Fülle blühenden Strauch- und Buſchwerkes, Azaleen, Syringen, blaue Hydrangea, Clematis und Caprifolium, Farnkräuter, weiße und gelbe Lilien und verſchiedene Irisarten den Blick erfreuen. Die ſchöne Wiſtaria, deren zähe Ranken in Japan überall verwendet werden, wo Hanfſtricke nicht feſt genug erſcheinen, ſchlingt ſich mit ihrem zierlichen Grün in anmuthigen Bogen von Baum zu Baum. Bald nach dem Verlaſſen des Kinugawathales überſchritt man einen Paß von etwa 2500 Fuß Höhe und mit ihm die Waſſerſcheide des Landes; die zahlreich hier in vorzugsweiſe weſtlicher Richtung zu Thal ſtrömenden Bäche gehörten ohne Zweifel dem Gebiete des Schinanogawa an, der ſich bei Niigata in das Japaniſche Meer ergießt. Während das Land ſich hier der Reiſenden von ſeiner ſchönſten Seite zeigte, lernte ſie bei dem Volke dieſer Gegend Zuſtände kennen, die mit dem, was ſie bis Nikkô von japaniſchem Leben geſehen hatte, kaum in Einklang zu bringen waren. Von der Unſauberkeit der meiſten der am Wege liegenden Dörfer, von dem verfallenen Ausſehen der Häuſer macht man ſich nur ſchwer einen Begriff: und bei dem Anblick der faſt nackten, von Schmutz und Ungeziefer ſtarrenden Bewohner, die in dieſen ſchmutzigen, räucherigen Behauſungen leben, muß man es ſich immer wieder in das Gedächtniß rufen, daß man ſich hier in dem civiliſirten Japan befindet. Betrachtet man den unermüdlichen Fleiß dieſer Leute, ihr von keinem Sonntage unterbrochenes Schaffen, ihren Ackerbau, der die Umgebung ihrer Dörfer in große Gärten verwandelt, und endlich ihre ſparſamen und mäßigen Lebensgewohnheiten, ſo kann man ſich die ſcheinbare Armuth und den ſehr realen Schmutz, die nach unſeren Begriffen immer mit Trägheit und Unordnung Hand in Hand gehen, kaum erklären. In allen dieſen Dörfern war die Erſcheinung der europäiſchen Reiſenden ein bisher nie geſehenes Wunder. Stundenlang konnte eine oft nach vielen Hunderten zählende Volksmenge in ſtrömendem Regen vor der Jadoja ſtehen, in der die Reiſende übernachtete, um den wunderbaren Anblick zu genießen. In einem Dorfe brach das Dach einer Scheune unter der Laſt von 40 bis 50 Neugierigen zuſammen, die hinaufgeſtiegen waren, um Miß Bird auf der Veranda vor ihrem Zimmer mit Meſſer, Gabel und Löffel eſſen zu ſehen; mehrmals wurde ſie für eine Chineſin oder für einen Mann, einmal ſogar für einen Ainо gehalten.

Außer dem unbehaglichen Gefühl, ſich von ſo vielen ernſthaft und verwundert blickenden Augen angeſtarrt zu wiſſen, erfuhr die Reiſende aber nirgends eine Beläſtigung von dieſer ſtill und, wie es ihr oft ſcheinen wollte, ſtumpfſinnig daſtehenden Menge, und in einem Dorfe, wo ein Kind der vermeintlichen Chineſin ein beleidigendes Wort nachrief, ſtellte ſich nach Verlauf von kaum einer Viertelſtunde ſchon der Polizeibeamte des Ortes ein, um ihre Verzeihung für dies Vergehen zu erbitten. Zu den Scharen der Neugierigen geſellten ſich bald in allen Dörfern unzählige Kranke, die, nachdem Miß Bird erſt einmal kleine Hausmittel aus

ihrer Reiseapotheke verabfolgt hatte, ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Geradezu erschreckend ist die Häufigkeit von Augen- und Hautkrankheiten, die man hier vorfindet; ein gesunder nicht von Ausschlag oder Geschwüren entstellter Körper ist unter Kindern wie Erwachsenen eine Seltenheit. Wenn die Stiche der zahllosen peinigenden Insekten, der Flöhe, Mosquites und Ameisen in vielen Fällen die erste Veranlassung zu derartigen Krankheiten geben mögen, so muß der größte Theil der Schuld doch der Unsauberkeit und den schlechten Einrichtungen in den Häusern zur Last gelegt werden. Der enge, durch die hölzernen amdons oder Fensterläden hermetisch verschlossene Schlafraum, der, mit Tabaks- und Kohlendunst, mit allen möglichen schlechten Gerüchen erfüllt, die sämmtlichen Bewohner des Hauses in der Nacht vereinigt, die selten, eigentlich nie, gewechselten Kleider, die schädlichen Ausdünstungen des durch die Dünger- und Abfallgruben verunreinigten Bodens in den Häusern, wo die Matten oft nur einen Fuß hoch über dem feuchten Erdreich liegen, schlechtes Trinkwasser und vor allem durchaus ungenügende Säuberung des Körpers (Seife ist ein unbekannter Gegenstand) und in vielen Fällen ungesunde Nahrung, rohe oder halbgare gesalzene Fische und eingesalzene Gemüse: dieses sind wohl die Hauptgründe der traurigen Erscheinung. Auf Miß Bird's ernsthafte Ermahnungen zu größerer Reinlichkeit, zu Bädern und Waschungen wurde ihr überall die Antwort, daß man ja gewohnt sei, allwöchentlich ein warmes Bad zu nehmen — dabei dient aber ein vier Fuß hohes Faß, das gerade weit genug ist, um eine Person in kauernder Stellung in sich aufzunehmen, als Badewanne, und dasselbe Wasser, das in einer unvernünftig hohen Temperatur erhalten werden muß, wird in Privathäusern von sämmtlichen Familiengliedern, in den öffentlichen Badehäusern aber von vielen verschiedenen Gästen benutzt. Die Resultate dieses Verfahrens liegen auf der Hand.

Nachdem man die Stadt Tadschima und bald darauf auf einer Fähre auch den Fluß Arakai passirt hatte, kam man in eine weite, von bewaldeten Bergen eingeschlossene Ebene, deren Dörfer ein besseres Aussehen zeigten. Neben einer alles bisher Gesehene übertreffenden Mannigfaltigkeit der angebauten Feld- und Gartenfrüchte (Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Hanf, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen, Gurken, süße Kartoffeln, Eierpflanzen, Tigerlilien, eine Coleusart, deren Blätter wie Spinat gegessen werden, Lattich, ein kleiner gelber Chrysanthemum, dessen Staubfäden eine beliebte Delikatesse sind, und endlich Indigo standen hier dicht bei einander) wurde der chinesische Ginseng (Panax repens), das nindsehin der Japanesen, besonders viel kultivirt. Diese Pflanze, die eine Hauptrolle in der chinesischen Pharmacie spielt, wird seit einigen Jahren in großartigem Maßstabe nach China exportirt, und wenn sie auch heute nicht mehr wie früher mit Gold aufgewogen wird, so gilt das Kilogramm immer noch etwa 80 Mark nach unserm Gelde.

Ueber die Pässe von Sanno und Itschikawa und durch eine unvergleichlich schöne Gebirgslandschaft, deren hohe Schneegipfel einen anmuthigen Kontrast mit den an südlichere Klimate erinnernden Magnolien, Bambus, tropischen Farnen und ähnlichen Gewächsen der Thäler bildeten, kam man in die weite fruchtbare Ebene, an deren südlichem Ende die bedeutende Stadt Wakamatsu, und nicht weit von ihr der große See Iniwaschiro liegt. In den zahlreichen Dörfern und Städten dieser Ebene wird vorzugsweise Papier- und Lackfabrikation betrieben. Die Broussonetia papyrifera, der Papiermaulbeerbaum, und der Rhus vernicifera, der Lackbaum, werden viel kultivirt; daneben auch Rhus succedanea, der Baum, welcher das vegetabilische Wachs liefert, mit dem Jeder, der Japan kennt, die Vorstellung von grünlichen, trübebrennenden und nur von Zeit zu Zeit aufflackernden Kerzen mit Papierdochten und von einem widerlichen Talggeruch verbindet. Die Stadt Bange, ein nicht unbedeutender Handelsort von 5000 Einwohnern, liegt mitten in ausgedehnten Reissümpfen; Malariafieber herrschten zur Zeit in so hohem Maße in der unsaubern Stadt, daß die Regierung schon eine Verstärkung von Aerzten aus der Hauptstadt hergesandt hatte. Man näherte sich jetzt dem Aidsugebirge mit seinen schroffen Felsengipfeln, Schneefeldern und Schneeschluchten — aber die Freude an der herrlichen Scenerie wurde durch das elende Aussehen der Gebirgsdörfer und die Armuth ihrer Bewohner getrübt. Erst wenige Tage zuvor hatte sich in dem malerisch gelegenen Nozogawa ein Mann erhängt, der nicht im Stande gewesen war, seine Familie zu erhalten, und von diesem Ereigniß wurde als von etwas ganz Natürlichem, häufig Vorkommendem gesprochen. Selbstmorde um der geringfügigsten Ursachen willen sind freilich in Japan so wenig selten, daß das neue Gesetzbuch auf den Versuch desselben zehnjährige Zwangsarbeit gesetzt hat. In zwei Dörfern dieser Gegend waren jetzt die Brunnen unbrauchbar, weil sich erst wenige Tage zuvor zwei Frauen hineingestürzt hatten.

Die letzte Strecke des Weges von Tsugata bis Niigata legte Miß Bird an Bord eines Transportschiffes zurück, das die Tsugawa hinabfuhr. Der Fluß, der zuerst zwischen hohen felsigen Ufern dahinströmt, die an die Ufer des Rheins erinnern, fließt in seinem untern breiten Laufe durch eine weite, stellenweise von Schneebergen begrenzte Ebene; Bambusdickicht und schöner Laubwald bedecken hier seine Ufer und verstecken die zahlreichen dahinterliegenden Dörfer. Mehrmals zeigen sich Weinberge, in denen die Reben auf horizontalen Spalieren gezogen werden. Ein reges Leben herrscht auf dem Flusse, das, jemehr man sich Niigata nähert, auch um so mehr zunimmt. Vielbesuchte Theehäuser, aus denen Gesang und die Töne des samisen schallen, und niedrige, verfallen aussehende Holzbauten fassen ihn schon lange vor der Stadt auf beiden Seiten ein.

Von der Landseite gesehen macht Niigata, der offene Hafen und Haupthandelsort des westlichen Japan, die Hauptstadt der reichen Provinz Etschigo, einen wenig imposanten Eindruck. Und doch ist es eine Stadt von 50 000 Einwohnern, die sich durch größte Reinlichkeit und die zierliche Bauart ihrer mit den spitzen Giebelseiten nach der Straße gerichteten Häuser vortheilhaft vor den meisten anderen Städten Japans auszeichnet. Die regelmäßig angelegten Straßen sind von breiten Kanälen durchzogen, auf denen ein lebhafter Verkehr von Booten und Sampans herrscht; der neue Theil der Stadt, in dem sich neben den modernen Regierungsgebäuden auch verschiedene große Lehranstalten sowie ein vortrefflich eingerichtetes Hospital befinden, ist durch 300 große Laternen erleuchtet, in welchen das in Etschigo gewonnene Petroleum gebrannt wird. Als Hafenstadt hat Niigata heute nur geringe Bedeutung; es ist dem Handelsverkehr mit dem Auslande geöffnet, aber es fehlt ihm der Handel, und es fehlen auch die Niederlassungen der Ausländer. In den letzten zwei Jahren ist kein fremdes Schiff hier eingelaufen; zwei fremde (deutsche) Firmen sind hier nur vertreten, und von den 18 hier ansässigen Ausländern gehört nur der kleinste Theil diesen Firmen und den Missionsniederlassungen an; die meisten stehen im Dienste der japanischen Regierung. England hat wohl ein Vicekonsulat hier, doch betrachten die Beamten, die zu demselben berufen werden, den Aufenthalt hier nie als etwas anderes, als eine Uebergangsstufe. Der Grund, der aus diesem so günstig gelegenen Orte, dem natürlichen Ausflußpunkte für die Produkte des reichen Hinterlandes, einen so verlorenen Posten

Digitized by Google

gemacht hat, besteht in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Versandung des Hafens. Der hier mündende Schinano, der größte und wasserreichste Fluß Japans, führt, wie die meisten anderen Flüsse des Landes auch, große Massen von Sand und Geröll mit sich, und die schmale Durchfahrt in der großen Barre vor seiner Mündung hat heute nur noch eine Tiefe von sieben Fuß. Die Regierung soll schon seit lange mit Projekten zur Abhülfe dieser das Gedeihen der westlichen Provinzen hemmenden Zustände umgehen, hat sich bis jetzt aber immer noch durch die hohen Kostenanschläge der Sachverständigen zurückhalten lassen. Leider treten die Lebensfragen der Hafenverbesserungen und nothwendigsten Wegebauten immer in den Hintergrund, wenn es sich um Anschaffungen von Panzerschiffen und ähnlichem europäischen Spielzeug handelt, und so werden der Reis, die Seide, der Thee, Hanf und Indigo, das Gold, Kupfer, die Kohlen und das Petroleum der reichen Provinz gewiß für lange noch vermittels Lastpferden auf schlechtesten Wegen über das Gebirge nach Tokio geschafft werden; denn der durch Dschunken und kleine, außerhalb der Barre ankernde japanische Dampfer vermittelte Export aus Niigata ist nicht der Rede werth.

Das Klima von Niigata und des größten Theils dieser ganzen Provinz steht in unerfreulichem Gegensatze zu dem des Landes auf der andern Seite der Berge, das durch den Kuro Siwo gemildert wird. Hier frieren die Kanäle und Flüsse, selbst der rasche Schinano fast regelmäßig zu; das Jahr hat im Durchschnitt 32 Tage Schneefall, während des Januar und Februar liegt der Schnee oft drei bis vier Fuß hoch, und starke nordwestliche Winde herrschen während fast sechs Monaten an der ganzen Küste.

Da der Dampfer, den Miß Bird von Niigata nach Jesso zu benutzen gedacht hatte, erst in vier Wochen abgehen sollte, änderte sie ihren Plan dahin um, daß sie beschloß, ihre Reise in der begonnenen Art fortzusetzen und sich zu Lande nach der Tsugaru-Straße zu begeben. Das Wetter, das während ihres ganzen Aufenthaltes in der Stadt regnerisch gewesen war, änderte sich nicht, und so war der Weg durch die Centralgebirge Japans oft beschwerlich genug. Die Dörfer auf der ganzen ersten Strecke boten den schon bekannten Anblick der Armuth und des Schmutzes und aller möglichen, durch die Ungunst des Klimas noch verschärften Plagen des Lebens. Der Rauch in den Häusern, die zerrissenen Papierfenster, durch welche Wind, Kälte und Regen ungehinderten Eingang finden, die frierend um die hibatschi oder Kohlenbecken kauernden Gestalten mit dem leeren apathischen Blick in den Augen: das alles machte den traurigsten Eindruck. In diesen Bergdörfern existiren noch keine Schulen, auch keine anderen Aerzte als die Quacksalber der alten chinesischen Schule. Die Einwohner haben in dem Steuereinnehmer, der unerbittlich der Ernte auf dem Fuße folgt, bis jetzt nur die Schattenseiten des Fortschrittes, und noch keine einzige seiner Segnungen kennen gelernt.

Ueber den Paß von Ulsu gelangte die Reisende in die schöne reichbevölkerte Ebene von Jonezawa, wo vorzugsweise Seidenzucht getrieben wird. Diese Ebene, an deren südlichem Ende die reiche Stadt Jonezawa, an deren nördlichem der vielbesuchte Badeort Akaju mit seinen Schwefelquellen liegt, ist einer der berühmten Gärten Japans, ein sorgsam angebautes fruchtbares und durch die Berge wohlgeschütztes Terrain, dessen Obstreichthum sprichwörtlich geworden ist. So ist denn auch die Straße hier in vorzüglichem Zustande, ebenso wie in der Ebene von Jamagata, durch welche der Weg der nächsten Tage führte. Trotz des Reichthums und der hohen Bodenkultur der Gegend schienen freilich die Telegraphendrähte längs des Weges in seltsamem Widerspruch zu stehen zu der Menge der nur mit einem großen Sonnenhute und einem Fächer „bekleideten" Männer, zu den bis zum Gürtel nackten Weibern und ähnlichen noch nicht fortgeschrittenen Erscheinungen. Jamagata ist eine Stadt von 21 000 Einwohnern und Sitz der Provinzialregierung; es hat eine medicinische Schule und ein großes Hospital, seine Hauptbedeutung in den Augen des Volkes aber hat es durch die großen mit Dampf betriebenen Seidenspinnereien, die ausschließlich für den Export arbeiten, und durch das große Gefängniß, dessen Sträflinge in ihrer rothen, mit chinesischen Charakteren bedruckten Kleidung mit Wegebauten und Feldarbeit beschäftigt werden. Von dem nördlichen Theile der Ebene von Jamagata genießt man einen der schönsten Blicke Japans; den Blick nämlich auf den 7000 bis 8000 Fuß hohen schneebedeckten Tschokaisan, auf die Schneefelder von Udonosan und die malerischen Höhenzüge vor denselben. Die weitere Fortsetzung des Weges über Schindscho, Jokote und Schingodschi bot nicht viel Bemerkenswerthes. Schlechte Wege, schlechte Pferde, anhaltendes Regenwetter und körperliches Uebelbefinden bewogen Miß Bird zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Kubota, das sie, von Schingodschi aus zu Boot den Omono abwärts fahrend, erreichte. Dicht an der Mündung des Omono in das japanische Meer gelegen, ist Kubota, eine schöne und rein Japanische Stadt von 36 000 Einwohnern, die Hauptstadt des Akitadistriktes. Obgleich es früher die Festungsstadt eines Daimio gewesen ist, hat es doch nichts von dem „lebendig todten" Aussehen an sich, das heute den meisten dieser Städte eignet. Sein Handel und seine Seidenindustrie sind großartig, und der Anblick der auf einem weiten Terrain ausgebreiteten Stadt mit ihren zahllosen Gärten und Baumreihen, ihrem breiten Strome, dem tiefblauen Meere auf der einen, dem hohen Taiheisanberge auf der andern Seite gewährt ein selten liebliches Bild. Ein großes, mit einer medicinischen Lehranstalt verbundenes Hospital und eine Normalschule, in der 700 Schüler im Alter von 6 bis zu 20 Jahren unterrichtet werden, befinden sich hier. Beide, von Europäern eingerichtete, jetzt ausschließlich von Japanesen geleitete Anstalten können in jeder Beziehung mit den besten derartigen Instituten Europas wetteifern.

Die näheren Angaben über den Landweg nach Aomori, die Miß Bird in Kubota zu erhalten gedacht hatte, konnten ihr auch hier wieder von Niemandem mitgetheilt werden; selbst auf dem Centralpolizei-Bureau des Distrikts ging die Kenntniß der Beamten nicht über einen Umkreis von wenigen Meilen hinaus: das „nördliche Bergland" war ihnen unbekannt. Und unter ganz abnormen Verhältnissen sollte die Reisende dieses unbekannte Gebiet kennen lernen. Helles Wetter begünstigte die erste Tagereise bis Minato und das glänzende Matsurifest an diesem Orte, zu dem eine bunte, für japanesische Gewohnheiten merkwürdig fröhliche Menge von nah und fern zusammenströmte. Aber schon am Abend dieses Tages begann ein Unwetter mit Sturm und Regen, das mit kurzen Unterbrechungen die ganzen vierzehn Tage der Reise anhielt. Die in den Thälern am westlichen Abhange des Gebirges belegenen Dörfer waren in Sümpfe verwandelt, die Bergpfade kaum gangbar, die Ebene näher an der Küste fast überall von den ausgetretenen Flüssen überschwemmt. Mehr als einmal mußten die Aufenthalte in den überfüllten Jadojas, wo es wohl viel Kohlenfeuer und Rauch, aber nirgends einen trockenen Raum gab, ausgedehnt werden, weil eben an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Ueber Odaté, eine Stadt von 8000 Einwohnern, die in einem hügelumkränzten Thale an der Jonetsurugawa liegt, und über Schirasawa,

ein freundliches Gebirgsdorf, führte der Weg, der stellenweise knietiefer Sumpf war, zu einer schönen Bergstraße, die im Zickzack zu dem Paß von Jadate hinaufleitet. Ein Steinobelisk auf der Höhe des Passes bezeichnet die Grenze zwischen den Provinzen Akita und Aomori. Der herrlichste Kryptomerienwald bedeckt hier alle Berghänge, zahllose Bäche strömen zu Thal — aber der kurze Sonnenblick, der der Reisenden die schöne Berglandschaft in hellem Lichte gezeigt hatte, ging bald vorüber und Ströme mächtigen Regens ergossen sich, wie sie Miß Bird vorher nur in den Tropen kennen gelernt hatte. Große Bäume wurden entwurzelt, auf allen Seiten gab das Erdreich nach, und nur mit genauer Noth und unter größter Lebensgefahr kam man in dem Dorfe Ikarigafiki an, kurz bevor die über die mächtig angeschwollene Hirakawa führende Brücke hinweggerissen wurde.

Nach einem unfreiwilligen Aufenthalte von fünf Tagen in dem ganz von Wasser umgebenen Dorfe konnte die Reise endlich über Kuroiſchi, eine Stadt von 5000 Einwohnern, nach dem am Meere gelegenen Aomori fortgesetzt werden. Die außergewöhnlichen Naturereignisse hatten die lebhafte Phantasie und den Aberglauben des Volkes im höchsten Maße erregt, und so bot sich Miß Bird in diesen Tagen reichlich Gelegenheit zum Studium der mannichfachen abergläubischen Vorstellungen und des Zauberglaubens, die für den größten Theil des ungebildeten japanischen Volkes das Einzige sind, was ihnen von ihrer Religion noch übrig geblieben ist.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— In einer Korrespondenz aus Südungarn macht die „Allgemeine Zeitung“ vom 17. Februar 1881 auf eine großartige Fälschung aufmerksam, welche sich augenblicklich der herrschende Stamm in Ungarn, der der Magyaren, bei der Volkszählung zu Schulden kommen läßt. Um ihre Zahl größer erscheinen zu lassen, als sie ist (in Wirklichkeit beträgt sie etwa ein Drittheil der Gesammtbevölkerung), wird grob gelogen. Die Volkszählungskommissionen bestehen meist aus Beamten, welche sich verpflichtet fühlen, dem Magyarenthum dienstbar zu sein. Ueberhaupt hat das ganze Heer von Beamten in Ungarn, vom Dorfnotar bis zum Ministerialrath, fast durchgehends seine Muttersprache als „magyarisch“ angegeben. „Aber nicht nur bei Beamten, sondern auch bei ganzen Bevölkerungen hat man die Rubrik „Muttersprache“ mit „magyarisch“ ausgefüllt, wo es in Wahrheit keine Magyaren giebt. So hat man bei den katholischen Serben in Südungarn (die sogenannten Bunjevacen, Schokazen), die als Katholiken keine Serben sein wollen, die Rubrik „Muttersprache“ mit „magyarisch“ ausgefüllt, nur in den seltensten Fällen mit „croatisch“. Bei diesem Verfahren wäre es nicht zu verwundern, wenn der schnlichste Wunsch der Magyaren in Erfüllung ginge: mit der neuesten Volkszählung zu zeigen, daß sie doch die Hälfte der Bevölkerung des Landes ausmachen. Am meisten wird diese angebliche Vermehrung der Magyaren auf Rechnung der Deutschen gehen.“

— Die „Nordlandfahrten“, welche wir auf S. 357 des vorigen Bandes eingehender besprachen, bringen in ihrer 3. und 4. Lieferung eine große Fülle schön ausgeführter landschaftlicher und architektonischer Bilder aus Irland mit begleitendem Texte von Francis Brömel, der als gründlicher Kenner der Insel gilt und auch die Schlußredaktion seiner Skizzen über Land und Leute in Irland selbst besorgt hat. Diese Lieferungen sind gerade jetzt von besonderm Interesse, wo die Insel die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt hat.

---

## Asien.

— Einem Briefe des Residenten Riedel in Amboina vom 5. December 1880 an Herrn Direktor Dr. A. B. Meyer in Dresden entnimmt Dr. Behm (Petermann's Mittheilungen 1881, S. 113) Folgendes: „Vorigen Monat habe ich eine sehr interessante Reise gemacht nach dem Watubela-, Kei-, Aru-, Tanahimbar- und Timorlao-Archipel, dann nach den Inseln Babar, Sermata, Luwang, Leti, Kiser, Weeter, Roma, Dama und anderen. Die Lage dieser Orte auf den Karten ist überall verkehrt und die Namen sind sehr entstellt geschrieben. Die holländischen und englischen Seekarten über Aru u. s. w. sind sehr ungenau, die Skizze von Wallace in seinem „Malay Archipelago“ hat ebenfalls keinen Werth. Die Aru-Gruppe ist sehr merkwürdig. Ich hoffe später mehr darüber mittheilen zu können, denn auf geographischem und ethnographischem Gebiete habe ich viel Material gesammelt. Auf Aru giebt es 11 Dialekte. Walter Bagetot schreibt in seinen „Physics and Politics“, daß die Mestizen in unserm Archipel nach der dritten Generation unfruchtbar sind, wie auf Jamaika. Das ist nicht richtig, denn auf Kiser traf ich eine Mestizenkolonie, welche von dem Ende des 17. Jahrhunderts her datirt; ihre Mitglieder heirathen unter einander und sind kräftig. Einige Männer und Frauen haben hellblondes Haar und sind so weiß wie Nordeuropäer. Sie sprechen wenig Malaiisch, aber sehr gut Kiseranisch. Alle haben kleine Hände und Füße. Den Namen nach zu urtheilen stammen sie von Holländern, Franzosen und Deutschen, ihre Vorväter waren im Dienste der Ostindischen Kompagnie, welche auf Kiser zwei Forts besaß. Von Aru brachte ich ein lebendes Exemplar von Paradisea apoda mit, es ist sehr eitel und putzt sich den ganzen Tag.“

— Dr. O. F. von Möllendorff, welcher in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. XVI, Heft 2) zwei sehr werthvolle Reiseberichte und Karten über die Gegend nördlich und westlich von Peking veröffentlicht, erzählt folgende charakteristische Episode, welche er in Hſiungh̃ſien (etwa 1 Breitengrad südlich von Peking) erlebte. „Ich hatte das Boot verlassen, war demselben einige Kilometer voraus und wartete vor der Stadt auf dasselbe. Ein alter ziemlich respektabler Chinese gesellte sich zu mir, mit dem ich einige Höflichkeitsformeln wechselte, und ein Gespräch über Ziel und Zweck unserer Reise, Ernteaussichten und anderes mehr anknüpfte. Bald sammelte sich ein Kreis von Chinesen um uns, deren jüngere mit der gewohnten insolenten Neugierde meine Kleider betasteten und den Codex der obligaten Fragen, woher, wohin, wie alt u. s. w. abfragten. Mein alter Freund schien sich darüber zu ärgern; als aber ein Jüngling mich lachend fragte, was ich denn für Bücher feil hätte, fuhr er auf: „Laßt doch ab mit Eurer Impertinenz; das ist ja kein Bücherverkäufer, das ist ein anständiger Herr! Zur Erklärung diene, daß Missionäre wegen ihres Handels mit Traktätchen ꝛc. im Lande allgemein „Bücherverkäufer“ (Maishudi) heißen und in nur sehr geringer Achtung bei der Bevölkerung stehen. Dies hat aber weniger die Sache der Mis-

sion überhaupt zur Ursache, so wenig populär dieselbe ist, sondern hier im Norden wenigstens den durchschnittlichen Charakter der Missionäre, namentlich der amerikanischen — handwerksmäßige, wenig gebildete Gesellen, die in Ermangelung eines andern lukrativen „business" den behaglichen, gut bezahlten Posten eines Sendboten bekleiden. Auf unserer Reise kamen wir wiederholt in die Lage, einen Wechsel der Stimmung zu unseren Gunsten zu bemerken, so wie die Leute wußten, daß wir nicht Missionäre waren, und das war durchaus kein religiöses Vorurtheil, welches uns ja hätte mittreffen müssen. Daß der ganze Zweck der Mission durch so bedauerliche Mißgriffe in der Wahl der Personen verfehlt wird, bedarf keiner Erklärung. Ich bemerke hierzu gern, daß ich selbst rühmliche Ausnahmen kenne, namentlich im Süden Chinas, wo besonders unsere rheinische Mission viel Gutes wirkt."

— Nach einer Abhandlung des Freiherrn von Gödel-Lannoy in Teheran: „Kommunikationswesen in Persien" (Oesterreich. Monatsschrift f. den Orient 1881, Nro. 2, S. 20), verkehren Postwagen nur auf der halbfertigen Straße Teheran-Kaswin. Auf 12 Hauptverkehrslinien, nämlich Dschulfa-Tauris, Khoi-Tauris, Tauris-Teheran, Teheran-Schiraz, Kaschan-Kirman, Teheran-Chamgin, Hamadan-Senneh, Hamadan-Burudschird, Burudschird-Schuschter (letztere beiden augenblicklich nicht im Betriebe), Kaswin-Resht, Teheran-Astrabad und Teheran-Meschhed, sind von der Regierung Tschaparhanes oder Stationen errichtet, wo von Privatunternehmern Pferde zum Gebrauche der Reisenden gehalten und gegen bestimmte Taxen (1 Kran = 95 Cent. per Pferd und Farsach = 6,2 km) vermiethet werden. Der Regierungs-Telegraph, seit 1860 bestehend, umfaßt Linien von einer Gesammtlänge von 3191 engl. Meilen mit 77 Stationen, arbeitet aber sehr unregelmäßig, da alle Beamten Perser sind, und überliefert Telegramme in fremden Sprachen meist ganz verstümmelt. Außerdem existiren seit 1864 die Linie des englischen Regierungs-Telegraphen Teheran-Buschir von 735 engl. Meilen mit 13 Stationen und seit 1869 die Linie der indoeuropäischen Gesellschaft von Teheran über Tauris nach Dschulfa, 415 engl. Meilen lang, welche aber nur Transit-Depeschen befördert. Eine Briefpost wurde 1874 durch den österreichischen Postrath von Riederer organisirt und durch seinen Nachfolger Stahl weiter ausgebildet, so daß gegenwärtig alle wichtigeren Orte des Reiches durch Postlinien, deren 16 existiren, verbunden sind. Eine Statistik der Post ist nicht vorhanden; ihre Einnahmen betrugen 1879 326 659 Krans, ihre Ausgaben 322 782 Krans. Eine Haupteinnahme bezieht sie aus Geldsendungen, für deren Verluste indessen keine Garantie geleistet wird. Die Post ist eben so gut wie ein Privatunternehmen des Kommunikationsministers, der damit nach Belieben schaltet. In den Jahren 1878 und 1879 haben die Kurden in Azerbeibschan der Post im Ganzen 104 000 Francs geraubt, von denen nur 6000 ersetzt worden sind.

— Am 18. December 1880 ist der neu erbaute Vorhafen von Landjong Priok bei Batavia dem öffentlichen Verkehre übergeben worden. Derselbe soll noch durch einen Kanal und eine Eisenbahn mit Batavia in Verbindung gebracht werden.

— In einem Vortrage, den der am 4. (16.) Januar 1881 nach Petersburg zurückgekehrte Oberst Prschewalski im Saale der dortigen Generalstabs-Akademie hielt, gab er nach einem Ueberblick über seine bisherigen vier Reisen nach der Mongolei, Dshungarei, östlichen Tatarei und Tibet nur eine kurze Schilderung der Topographie, Bevölkerung, Flora und Fauna der zuletzt (seit Ende Februar 1879) von ihm besuchten Gegenden und wandte sich dann zu einer Schilderung der chinesischen Armee, so weit er sie persönlich kennen gelernt hatte, sowie zu einer strategischen Besprechung der russisch-chinesischen Grenzgebiete mit zahlreichen Hinweisen auf die Möglichkeit kriegerischer Begebenheiten an dieser Grenze. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der Resultate seiner letzten Reise soll binnen zwei Jahren erscheinen.

## Afrika.

— Nach „L'Etat de l'Algérie" wurden in den Jahren 1878 und 1879 in Algerien insgesammt 5562 Raubthiere getödtet, nämlich

| | 1878 | 1879 |
|---|---|---|
| Löwen | 91 | 25 |
| Panther | 151 | 150 |
| Hyänen | 156 | 114 |
| Schakale | 2760 | 2175 |
| | 3098 | 2464 |

Constantine ist von den drei Provinzen diejenige, welche die meisten Wälder und deshalb auch die meisten wilden Thiere besitzt. In jenen beiden Jahren wurden denn auch in Constantine 47 Löwen (in Alger 9, in Oran 0) und 175 Panther (in Alger 67, in Oran 59) erlegt.

— Zu den Aufnahmearbeiten in Algerien waren bisher so wenig Offiziere kommandirt, daß das Unternehmen nur langsame Fortschritte machte und über einige Küstenpartien nicht hinweggekommen ist. Jetzt hat der französische Kriegsminister angeordnet, daß 30 Generalstabsoffiziere nach Algerien gesandt und in den drei Provinzen behufs topographischer Aufnahmen vertheilt werden sollen. Die Karte wird, wie diejenige von Frankreich, im Maßstabe von 1 : 80 000 ausgeführt werden.

— Die Expedition des Dr. Riebeck aus Halle (s. vorigen Band S. 94), welche bekanntlich ihr Mitglied, den Dr. Mook, in Palästina durch Ertrinken im Jordan verloren hatte, hat sich in Aegypten durch den Dr. Manthey verstärkt und wird zunächst in Gesellschaft des erfahrenen Reisenden Dr. Schweinfurth die ostafrikanische Insel Socotra besuchen.

## Australien

— Norfolk Island in 29° 3' 45" südl. Br. und 167° 58' 6" östl. L. Gr. wurde im Jahre 1825 zu einer Strafkolonie eingerichtet. Von den aus England nach Sydney geschickten Sträflingen ward wieder die schlechteste Sorte, welche man „the hell upon earth" zu nennen pflegte, nach dieser Insel geschafft. Als dies im Jahre 1855 aufhörte, siedelte die englische Regierung die Pitcairn-Insulaner[1]), welche zu zahlreich geworden waren, um sich auf ihrem kleinen Eilande ernähren zu können, auf Norfolk an. Ein Australier, welcher letztere Insel im November vorigen Jahres besuchte, veröffentlicht folgende Mittheilungen über dieselbe.

Die Pitcairner trafen im Juni 1856 in der Anzahl von 194 auf Norfolk ein, jetzt zählen sie schon 440. Der Ort, in und um den herum sie sich meist angesiedelt haben, heißt Kingtown, benannt nach Kapitän P. G. King, welcher vom 28. September 1800 bis 12. August 1806 Gouverneur von Neu-Süd-Wales war. Sie kultiviren Kumara (eine süße Kartoffelart), Mais, Yams, Kartoffeln, Arrowroot, Roggen, Kaffee u. s. w. Weizen will nicht recht gedeihen. Die Pitcairner sind vortreffliche Fischer und verstehen sich besonders auf den Walfischfang. Oel und Thran exportiren sie nach Sydney, während sie den Ueberfluß an vorgenannten Erzeugnissen nach Auckland auf Neu-Seeland verschiffen. Das Areal der Insel umfaßt gegen 4040 Hektar. Der höchste Punkt ist der im Norden gelegene, 305 Meter hohe Mount

[1]) Die Pitcairner sind bekanntlich die Nachkommen der Meuterer des englischen Schiffes Bounty, welche sich mit Weibern aus Otaheite versehen und im Jahre 1789 auf der kleinen Insel Pitcairn in 25° 3' 37" südl Br. und 130° 8' 23" westl. L. Gr. ansiedelten.

Pitt, von deſſen Spitze aus man ein herrliches Panorama vor ſich hat. Das Innere der Inſel liegt meiſt 90 bis 120 Meter über dem Meeresſpiegel. Couch grass, Hundsgras, herrſcht vor, aber auch fremde Grasarten ſind mit Erfolg eingeführt worden und gewähren dem Vieh nährendes Futter. Das Scrub oder niedrige Geſtrüpp wird durch die wilde Kartoffel und den wilden Tabak gebildet. Die Limone, die Guava, die Baumwollenſtaude und eine große Menge ſemitropiſcher Bäume wachſen in Ueppigkeit, und die Thäler ſind voll der hübſcheſten Lilien. Die Fichte iſt der größte Baum der Inſel, und die Species Altringia excelsa gewinnt einen Umfang von 35 Fuß. Eine mit dieſem ſchönen Baume beſtandene Allee in der Länge von 2½ Kilometer bietet einen herrlichen Anblick. Sehr verbreitet iſt auch die weiße Eiche, welche ebenfalls zu einem beträchtlichen Umfange anwächſt. Die Natur ſcheint überhaupt ihre beſten Gaben an Norfolk verſchwenderiſch ausgetheilt zu haben. An vortrefflichem Waſſer fehlt es nirgends. Schlangen und andere Reptilien ſowie wilde Thiere, welche die Ruhe der Menſchen ſtören und die Früchte ihrer Arbeit vernichten könnten, giebt es nicht.

Die Regierung der Inſel iſt ſehr einfach. Es wird von den Bewohnern alljährlich aus ihrer Mitte eine Magiſtratsperſon gewählt, deren Namen dem Gouverneur der Kolonie Neu-Süd-Wales zur Beſtätigung angezeigt werden muß. Dieſe Perſon fungirt in Civil- und Criminal-Sachen als Richter und kann eine Geldſtrafe bis zur Höhe von 200 Mark auferlegen. Geht das Strafmaß darüber hinaus oder iſt der Fall von beſonderer Wichtigkeit, ſo kommt die Angelegenheit vor eine Jury. Der jetzige Magiſtrat iſt Mr. Francis Nobbs, von welchem unſer Gewährsmann berichtet, er ſei ein „very intelligent and superior gentleman“. Da es keine Gaſthäuſer giebt und auch keine Politik auf der Inſel getrieben wird, ſo kommen ſehr wenig Vergehen vor.

In der Nähe von Norfolk liegen noch zwei kleine Inſeln. Philipp Island iſt eine Baſaltformation, die ſich in einer Länge von 0,28 Kilometer über dem Meeresſpiegel erhebt. Nepeon Island, kleiner als das vorige, beſteht aus einem zerriſſenen Korallengebilde, auf welchem zahlloſe Seevögel brüten, und ſteigt nur 18 Meter an.

— Ueber die Auffindung von Reſten Leichhardt's (ſ. oben S. 192) verlautet ferner Folgendes: Die Regierung der Kolonie Queensland erhielt von Blackall aus, einem Städchen mit 600 Einwohnern am Barcoo Fluſſe in 24° 11′ ſüdl. Br. und 144° 50′ öſtl. L. Gr. und 625 Miles nordweſtlich von Brisbane, eine telegraphiſche Depeſche zugeſchickt, welche, wenn wahr, endlich Licht über das Schickſal des verſchollenen Dr. Leichhardt und ſeiner Gefährten verbreiten würde. Das Telegramm beſagt Folgendes.

Mr. Skuthorpe, welcher für die Leichhardt-Expedition immer ein beſonderes Intereſſe zeigte, iſt in Blackall eingetroffen und giebt an, daß er das Tagebuch, den Kompaß und das Teleſkop des Dr. Leichhardt ſowie andere Sachen, welche der Expedition angehörten, aufgefunden habe. Der geſammte Fund ſoll fünfzig Pfund ſchwer ſein. Darunter befinde ſich auch das Tagebuch von Claſſen, dem Schwager und Begleiter des Dr. Leichhardt, zwar nicht unverſehrt, aber doch vollſtändig. In demſelben ſtehe geſchrieben, daß er, Claſſen, ſeine Reiſegefährten bei einem Salzwaſſer-Creek verließ, um ſich nach friſchem Waſſer umzuſehen, und daß er ſie bei ſeiner Rückkehr todt vorfand, worauf er ſich dann den Eingeborenen anſchloß. Unter dieſen ſoll er bis vor drei Jahren gelebt haben. Das Tagebuch berichtet ferner, daß ein gewiſſer Hume, früher Sträfling, welcher vor mehreren Jahren aus eigenem Antriebe ausging, um nach der verloren gegangenen Expedition zu ſuchen, neun Monate bei Claſſen zubrachte.

Mr. Skuthorpe will das Grab von Claſſen 150 Miles von der Stelle, wo er Leichhardt's Journal u. ſ. w. fand, und 1300 Miles weſtlich von Blackall in der Nähe (öſtlich) des Ueberlandtelegraphen aufgefunden haben. Dieſe Angabe iſt auf alle Fälle unrichtig, denn der Ueberlandtelegraph liegt nur 800 Miles von Blackall entfernt. Eine andere Depeſche beſagt, daß der Fund am Herbert-Fluſſe in der Nähe der ſüdauſtraliſchen Grenze gemacht ſei. Mr. Skuthorpe erwähnt noch, daß ihm die Eingeborenen in jeder Beziehung behülflich waren, und daß er das Gebiet von vier verſchiedenen Stämmen zu paſſiren hatte.

Mr. Skuthorpe verweilte Ende Januar noch in Blackall und weigert ſich, auffälliger Weiſe, irgend etwas von dem, was er gefunden haben will, vorzuzeigen. Es ſoll dies erſt bei ſeiner Ankunft in Brisbane geſchehen, aber er macht keine Anſtalt dahin abzureiſen. Es wird daher von Manchen Zweifel in die ganze Angelegenheit geſetzt, die übrigens, wie ſich denken läßt, in Auſtralien ſehr großes Aufſehen gemacht hat. Man wird dabei an den vorerwähnten Hume erinnert, welcher ebenfalls Papiere und Anderes der Leichhardt-Expedition wollte entdeckt haben, und als er in Sydney eintraf, vorgab, ſie ſeien ihm unterwegs geſtohlen.

## Nordamerika.

— Ueber den Verbrauch von Opium in Albany, der Hauptſtadt des Staates New York, ſind Seitens des „Albany Evening Journal“ Erhebungen angeſtellt worden, welche zu erſtaunlichen Reſultaten führten. Vor 25 Jahren wurden dort innerhalb eines Jahres 350 Pfund Opium und 375 Unzen Morphin verkauft; damals hatte Albany 57000 Einwohner, ſo daß etwa 43 Grain auf den Kopf kamen. Jetzt, mit 91000 Einwohnern, verbraucht Albany 3500 Pfund Opium und 5500 Unzen Morphin. Während die Bevölkerung um 59 Procent zugenommen hat, ſtieg der Opiumverbrauch um 900, der von Morphin um 1100 Procent, d. h. 206 Grain Opium und 24 Grain Morphin per Kopf, außerdem werden aber noch von 400000 bis 500000 Morphinpillen im Laufe eines Jahres verkauft. Das Opium wird zum größten Theil in dem urſprünglichen Zuſtande verkauft, was darauf hindeutet, daß es nicht als Medizin, ſondern von Opiumeſſern verbraucht wird. Ueber vier Fünftel der Opiumeſſer ſind Frauen. Wie frühere Mittheilungen bewieſen, iſt die Leidenſchaft des Opiumeſſens in allen Theilen des Landes, namentlich in den Temperenzſtaaten und unter den beſſeren Klaſſen, in erſchreckender Zunahme begriffen. Klima und Lebensweiſe ſcheinen ein unwiderſtehliches Bedürfniß nach Stimulantien zu ſchaffen, und die Zunahme des Opiumgenuſſes beweiſt, wie gefährlich es iſt, durch Temperenzgeſetze und ſociale Vorurtheile den gemäßigten Genuß leichter Anregungsmittel zu verdammen.

Inhalt: Quer durch Sumatra. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortſetzung in einer ſpätern Nummer.) — F. Ratzel: Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875. IV. — Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete. II. (Schluß.) — Iſabella L. Bird's Reiſe durch Japan. IV. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Auſtralien. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 3. März 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reisenden.)

I.

Unter allen Staaten am Südrande der Sahara ist keiner öfter von Europäern besucht worden, als Bornu. Engländer sind die Ersten gewesen, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts bis in dieses Reich vorgedrungen sind; dann folgten seit den letzten 25 Jahren ausschließlich deutsche Reisende, Heinrich Barth, Adolf Overweg, Eduard Vogel, Moritz von Beurmann und Gerhard Rohlfs. Der Herrscher des Landes, der alte, gutmüthige, liebenswürdige Scheich Omar, hatte diese letzteren auf das Gastfreundlichste empfangen, sie in ihren Plänen unterstützt und ihnen selbst pekuniäre Hülfe zu Theil werden lassen. Seine Residenz Kuka war für dieselben ein Hauptquartier gewesen, von wo aus sie nach allen Richtungen hin ihre wissenschaftlichen Expeditionen angetreten hatten, und wohin sich ihre Blicke stets verlangend richteten, wenn sie in fernen Landen unter der Wucht der Entbehrungen, Gefahren, Krankheiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu erliegen dachten. Deshalb hatte König Wilhelm dem Scheich eine ganze Ladung werthvoller Geschenke übersandt, mit deren Ueberbringung Dr. Nachtigal betraut worden war, und das war die Veranlassung, daß er seine mehr als fünfjährige Wanderung durch Afrika ausführte. In Kuka war er im Frühling des Jahres 1870 eingetroffen; seine Schilderung dieser Stadt findet der Leser auf S. 248 ff. des 36. Bandes dieser Zeitschrift.

Nachdem Dr. Nachtigal's Mission bei dem Scheich Omar erfüllt war, dachte er zuerst daran, ostwärts nach Wadai zu gehen, mußte aber einstweilen davon abstehen, da sich der Sultan dieses Landes mit seinem Vasallen, dem Herrscher von Baghirmi, im Kriegszustande befand. Inzwischen veranlaßte ihn die Ankunft einiger Araber vom Stamme der Uled Soliman, in deren Gesellschaft Kanem, die Wiege des Bornu-Staates, zu besuchen und von dort bis Borku, das von einem Zweige der Tibbu-Familie bewohnt wird, vorzudringen. Das geschah im Frühling 1871; 9 Monate lang führte der Reisende ein elendes Leben unter jenen Straßenräubern; aber er lernte während dieser Zeit den Bahr el-Ghazal kennen und konnte konstatiren, daß derselbe tiefer liegt, als der Tsad-See. Auf dem Rückwege besuchte er das Grab des unglücklichen M. von Beurmann, der im Jahre 1863 von den Leuten des Sultans von Wadai ermordet worden war, und traf erst am 9. Januar 1872 wieder in Kuka ein, wo er sofort sich zu einer neuen Unternehmung rüstete. Von einem Vordringen nach Wadai wollte Scheich Omar absolut nichts wissen und verwarf es stets als zu gefährlich; aber eine Reise nach Baghirmi, wo Sultan Mohammedu herrschte, hielt er für ausführbar.

Baghirmi liegt südöstlich vom Tsad-See und wird im Nordwesten von Bornu, im Nordosten von Wadai und im Süden von Gebieten zahlreicher heidnischer Stämme begrenzt; es ist unter den mohammedanischen Staaten des mittlern Sudan derjenige, welcher am weitesten gegen Süden reicht, und auch der jüngste, wenn man von den zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Fellata-Reichen absieht. Während Darfur, Bornu (Kanem), die Haussa-Staaten

gleiten, Ruhe, Arbeit und Gebet. Ich sah Fes, die Stadt der Moscheen, Medersas und Marabuts, die Stadt der Gelehrten und Fanatiker, die Stadt der Tradition, die Stadt der Heiligen, die Stadt der Wunder, die Stadt der Pilger, die Stadt der Bettler, die Stadt der Blinden, die Stadt der Lahmen, die Stadt der Aussätzigen, die Stadt der Krüppel, die Stadt der Verkrüppelten, die Stadt der Verkommenen, die Stadt der Verwahrlosten, die Stadt der Verlotterten, die Stadt der Verlumpten, die Stadt der Verdammten, die Stadt der Verfluchten, die Stadt der Verwesenden, die Stadt der Toten, die Stadt der Gräber, die Stadt der Ewigkeit, die Stadt der Hoffnungslosigkeit, die Stadt der Verzweiflung, die Stadt der Hölle, die Stadt der Verdammnis, die Stadt des Todes, die Stadt des Teufels, die Stadt Satans, die Stadt Mohammeds, die Stadt Allahs, die Stadt Gottes, die Stadt des Paradieses, die Stadt der Seligkeit, die Stadt der Ruhe, die Stadt der Arbeit, die Stadt des Gebet

Mr. Rider Haggard's Ask me Another Vol.

hielt von dort aus mit wechſelndem Erfolge den Krieg gegen ſeinen Oheim, bis eine in Folge deſſen ausbrechende Hungersnoth ihn zwang, weiter nach Süden ſich zurückzuziehen. Als Dr. Nachtigal zu Anfang 1872 von Kanem nach Kuka zurückkehrte, befand ſich Mohammedu in Buſſo, dem ſüdlichſten Gebiete des eigentlichen Baghirmi, wo ihn der Reiſende aufzuſuchen beſchloß, um mit ſeiner Unterſtützung die ihm verbündeten Heidenländer wie Somrai, Ndam, Sara u. ſ. w. kennen zu lernen und von dort den Oberlauf des Schari zu erreichen.

Allerdings gingen ſeine Mittel ſtark auf die Neige und beliefen ſich nach Bezahlung aller Schulden auf nicht mehr als circa 500 Francs, welche er für die Koſten ſeines Haushaltes während ſeiner Abweſenheit zurücklaſſen mußte. Doch fand er einen tripolitaniſchen Kaufmann, Hadſchi Mohammed el Thrabelſi, welcher ihm 150 Marien-Thereſien-Thaler (750 Francs) gegen einen Schuldſchein in doppelter Höhe vorſtreckte. Da er mit freien Dienern bereits üble Erfahrungen gemacht hatte, ſo bat er den Scheich Omar, ihm einige junge Sklaven zu leihen, und dieſer, welcher überhaupt ſich gegen den Reiſenden ſtets freigebig gezeigt hatte, gab ihm einen Jüngling von 16 Jahren, Mohammedu mit Namen, der durch ſeine unfreie Mutter zum Sklaven geworden war, ſowie einen zwölfjährigen Knaben aus Gamergu, den Sohn eines Häuptlings. Nachtigal's Ausrüſtung entſprach der Beſchränktheit ſeiner Mittel: er kaufte 42 Pfund in Bornu fabricirten Pulvers (6 Thaler), einen feinen Burnus von kirſchrothem Tuche (18 Thaler), Kugeln (1 Thlr.), Flintenſteine (1 Thlr.), zwei Pfund der beliebten Guro-Nuß (8 Thlr.), die dem Mbang Mohammedu zum Geſchenke beſtimmt waren, acht mit Indigo gefärbte Hauſſa-Gewänder (20 Thlr.), vier rothwollene Shawls, wie ſie die Krieger als Gürtel oder Turban zu tragen lieben (12 Thlr.) und verſchiedene Kleinigkeiten, im Ganzen für 135 Thaler, zu deſſen Wegſchaffung zwei Laſtochſen für 14 Thaler erſtanden wurden. Außerdem gab Scheich Omar dem Reiſenden noch einen ehemaligen Diener von Vogel und Rohlfs mit, einen Eingeborenen von Mandara im

Am Ufer des Tſad-Sees.

Süden Bornus, Almas d. i. Perle genannt. Als offizieller Führer diente ein Beamter des Kaſchella Bilâl (oberſten Kriegshäuptlings), dem es oblag, den Verkehr zwiſchen Logon und Bornu zu überwachen und der Leute, Weg und Steg in der ganzen zu durchziehenden Gegend genau kannte. Ein ſolcher Führer, der „Kingiam" heißt, läßt unterwegs kraft ſeines Amtes Eſſen und Herberge durch die Vorſteher und Einwohner der Ortſchaften herrichten. Ferner ſchrieb Scheich Omar an ſeinen Vaſallen, den König von Logon, daß dieſer dem Reiſenden den Weg nach Baghirmi durch ſein Land öffne.

Nun nahm Nachtigal Abſchied, beſonders von dem vortrefflichen Fürſten, ließ am 25. Februar Abends ſeine Leute von Kuka aufbrechen und folgte ſelbſt mit Mohammedu am nächſten Tage nach, während der Kingiam noch zurückblieb. Traurig und öde iſt die Umgebung der Hauptſtadt von Bornu, welche Nachtigal in ſüdöſtlicher Richtung zunächſt durchzog: verkümmerte Mimoſen, elende Repräſentanten der ſonſt ſo ſchönen Tamarinde („Temsuka"), Geſtrüpp von Hyphaene und Calatropis procera bedeckten das nur hier und da beſtellte Land, deſſen Oede nur durch zahlreiche Vögel belebt wird. Etwa nach drei Marſchſtunden näherte ſich der Weg plötzlich dem Tſad-See, und der Boden bedeckte ſich mit Bäumen, die Mimoſen wurden kräftiger und laubreicher, Baumwoll- und Indigopflanzungen bewieſen, daß das Erdreich beſſer war. Zahlreiche Ausbuchtungen des Sees (arab. redschul, d. i. Füße) mußten umgangen werden, ehe Ngornu, die zweitwichtigſte Stadt in Bornu, erreicht war. Dieſelbe nur aus Strohhütten beſtehend, liegt unmittelbar am See, ſteht unter einem Häuptling von hohem Range, dem Fugoma, in deſſen Hauſe der Reiſende Unterkunft fand, und wird von Kanuri und Kanembu bewohnt, welche mit den räuberiſchen Inſelleuten im Tſade, den Buduma oder Jedima, einen beſtändigen Krieg zu führen gezwungen ſind.

Am nächſten Tage ging es erſt im weſtlichen Bogen, um Ueberſchwemmungen des Sees zu umgehen, dann ſüdwärts über gut mit Baumwolle, Indigo, Mais und auch Zwiebeln angebautes Land in fünf Stunden nach Tazaua, am dritten Tage ſüdöſtlich durch eine ziemlich belebte und waldreiche Gegend nach dem unfernen Jedi, einer um-

Abish-Lum am Marktplatz in Mbeni.

mauerten Stadt aus Lehmhäuſern mit etwa 3000 Einwohnern vom Stamme der Tibu Ngoma, einem Zweige der Kanuri, welche den Haupttheil der Bevölkerung Bornus ausmachen. Die nächſte Station war Marte, nur drei Stunden in ſüdöſtlicher Richtung von Jedi gelegen, größer als dieſes, aber allem Anſchein nach nicht ſo blühend. Die Stadt hat einen unabhängigen Gouverneur, wie ſie mit dem Kanuri-Titel mai (König) ſich in faſt allen Städten der Provinz Kotoko finden. Auch hier wird der Grundſtock der Bevölkerung von Tibu Ngomas gebildet, welche von hier gegen Südweſten bis in den Bezirk von Udſcha ſitzen, gegen Süden bis Diskoa und gegen Oſten bis Ngala. In der Umgebung von Marte werden die Schoa-Araber häufiger, welche ungeachtet ihrer wechſelnden Hautfarbe — roth, bronzefarben und ſelbſt ſchwarz — zum größten Theile ihren urſprünglichen Typus beibehalten haben und nichts als Arabiſch ſprechen. Die Frauen ſind meiſt ſchlank, ſchön gebaut und leicht an ihrer Haartracht kenntlich: lange dünne flach anliegende Zöpfe und ein hornartig emporſtehender dicker Chignon; in dem Naſenflügel oder der Naſenſcheidewand ein ſilberner, mit Korallenſtückchen beſetzter Ring und um den Hals ſchwere Ketten von Bernſteinperlen.

Marte iſt ummauert. Die Häuſer beſtehen entweder ganz aus Stroh, oder haben einen Unterbau aus Lehm mit einer Strohkuppel (bongo), oder ſind viereckige Bauten ganz aus Lehm. Der Markt, welcher gerade abgehalten wurde, war von etwa tauſend Perſonen beſucht; verkauft wurden Sorghum, Ochſen, Eſel, Hammel, Ziegen und einige Gemüſe, ferner Kurzwaaren und Bornukleider und namentlich eine unglaubliche Menge von Feldratten in halbverweſtem Zuſtande, welche hier zu Lande eine beliebte Speiſe abgeben.

Der folgende Tagemarſch führte ſie nach einigen Stunden über jenen dunkelſchwarzen Sumpfboden, firki genannt, welcher zur Regenzeit überſchwemmt iſt, dann von der Sonne ausgedörrt wird und nur zum Anbau von masakua, einer Sorghumart, benutzt wird. Miſſene, welches ſie an dieſem Tage (3. März) erreichten, iſt eine ummauerte Stadt etwa von der Größe von Jedi und hat, wie Marte, einen

Anſicht von Ngala.

Mai zum Gouverneur. Zu den Tibu Ngoma geſellen ſich hier ſchon in bedeutenderer Zahl die Makaris. Man merkte, daß der Masakua erſt kürzlich geſchnitten worden; denn überall waren die Leute mit Dreſchen beſchäftigt, wozu ſie ſich eines höchſt primitiven Inſtrumentes bedienten, eines ſchmalen Brettchens, an welches unter einem Winkel von 45° die Handhabe angefügt war. Jene Getreideart (Sorghum cernuum) bedarf zur Reife 70 Tage. Sobald das Waſſer von den dazu beſtimmten Ländereien zurückgetreten iſt, wird geſäet; dann wenn der Boden gut ausgetrocknet iſt, werden die einzelnen Pflanzen herausgenommen, in hinreichend große Löcher verſetzt und einige Zeit lang begoſſen. An ſolchen Stellen niſten ſich auch mit Vorliebe jene in Marte beliebten Ratten ein und werden dort von Kindern in groben Fallen gefangen.

Unterwegs hatte ſich die Karawane beträchtlich vergrößert. Als ſich in Kuka die Kunde verbreitete, daß Nachtigal über Logon zöge und daß der dortige König ihm auf Scheich Omar's Befehl den Weg bis zu dem flüchtigen Mbang bahnen ſollte, hatten ſich eine Anzahl Leute, welche ein oder zwei Pferde ihr eigen nannten, entſchloſſen, die Reiſe zum Mbang mitzumachen, der im Rufe der Freigebigkeit ſtand und augenblicklich ſo viel Sklaven beſaß, daß ſie dort in der That fabelhaft billig waren. So zählte denn die Karawane von Miſſene an 16 Pferde und 20 Leute mehr und noch waren weder die Baghirmi Männer, welche Mohammedu mit einem Briefe an den Sultan und zum Einkaufe von Vorräthen nach Kuka geſchickt hatte, noch der Beamte des Kaſchella Bilál zu ihr geſtoßen.

Man vermied den Weg längs des Tſad-Sees, weil deſſen Fluthen noch nicht ganz zurückgetreten waren, marſchirte am 4. März durchſchnittlich in öſtlicher Richtung meiſt über Firki-Boden und paſſirte nach 4½ Stunden den Fluß Komodugu Mbulu, der mit einer Breite von circa 30 Schritt und einer Tiefe von 1 m kaum merklich dem Tſad-See zuſtrömt. Seine Ufer ſind mit prächtigen ſchattigen Bäumen bedeckt, unter denen man die Tageshitze verbrachte. 1½ weitere Stunden brachten ſie noch am ſelben Tage nach der anſehnlichen ummauerten Stadt Ngala, welche von dem Schloſſe des Gouverneurs beherrſcht wird, auf deſſen Dache

Ufa am Flusse Ufa erbaut. Die Russen, welche hier Handel treiben, sind meistens Tataren, welche sich zum Islam bekennen. Sie haben auch eine Medrese, eine Art hohe Schule, wo die Kinder der Tataren in ihrer Religion unterrichtet werden. Die Medrese ist ein großes, schönes Gebäude, das sich von weitem sehr gut ausnimmt. Die Tataren haben auch eine Moschee, die aber nicht so schön ist, wie die Medrese. Ufa hat 40,000 Einwohner, und ist eine Stadt, die sich sehr gut ausnimmt. Sie hat auch eine Kathedrale, die sehr schön ist. Ufa hat auch eine Kaserne, die sehr groß ist. Ufa hat auch eine Kirche, die sehr schön ist. Ufa hat auch eine Schule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Bibliothek, die sehr groß ist. Ufa hat auch eine Apotheke, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Bäckerei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Metzgerei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Schmiede, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Schreinerei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Schneiderei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Schuhmacherei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Buchdruckerei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Zeitung, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Post, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Telegraphenstation, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Eisenbahnstation, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Dampfschiffstation, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Pferdebahn, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Straßenbeleuchtung, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Wasserleitung, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Kanalisation, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Feuerwehr, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Polizei, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Gefängnis, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Irrenanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Armenanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Waisenanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Witwenanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Altersversorgungsanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Pensionsanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Versicherungsanstalt, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Bank, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Börse, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Handelskammer, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Industrieschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Handelsschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Gewerbeschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Landwirtschaftsschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Forstschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Bergschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Hüttenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Salinenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Fischereischule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Jagdschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Reitschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Fechtschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Tanzschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Musikschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Malerschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Bildhauerschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Architekturschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Ingenieurschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Militärschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Marineschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Luftschiffschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Fliegerschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Taucherschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Rettungsschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Feuerwehrschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Polizeischule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Gefängnisschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Irrenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Armenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Waisenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Witwenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Altersversorgungsschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Pensionsschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Versicherungsschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Bankschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Börsenschule, die sehr gut ist. Ufa hat auch eine Handelskammerschule

kommend, schwere Lasten an Reis und Sakéfässern nach Aomori bringen, von wo dieselben nach Jesso verschifft werden. Die Dörfer am Wege bestehen aus Lehmhütten elendester Art und niedrigen, roh aus Balken, Baumrinde und Strohbündeln zusammengefügten Häusern, deren unsaubere, verfallene Dächer oft durch das dichte Blätterwerk üppig emporrankender Wassermelonen mitleidig verdeckt werden. Die Bewohner sehen schmutzig und vernachlässigt aus, machen jedoch nicht den Eindruck der Armuth; in der That sollen sie auch in dieser Provinz durch das Vermiethen von Lastpferden fast das ganze Jahr hindurch eine reichliche Einnahmequelle haben.

Die Aomori-Bai mit ihrem Kranze von tannenbestandenen Bergen wurde gegen Sonnenuntergang am 11. August erreicht; von einem Aufenthalt in Aomori, der grauen, auf grauem sandigen Strande gelegenen kleinen Hafenstadt, befreite Miß Bird die erwünschte Kunde, daß ein Dampfer der Mitsu-Bischu-Linie noch an dem nämlichen Abend nach Hakodate abgehen werde.

Eine stürmische nächtliche Ueberfahrt von 14 Stunden brachte die Reisende über die Tsugaru-Straße. In Regen und Nebel zeigte sich bei Sonnenaufgang die felsige Küste von Jesso mit ihren hoch emporragenden Bergen. Ein an Gibraltar erinnernder mächtiger Felsvorsprung, dann eine vom breiten Hafenstrande steil berganſteigende Stadt, vereinzelte Kryptomerien und andere Nadelholzbäume und dahinter eine Berglandschaft von großartigen, durch keinen Baumwuchs gemilderten Formen, in der mehr als ein Gipfel die Zeichen noch nicht lange vergangener vulkanischer Thätigkeit zeigt: dies sind die ersten Eindrücke, die man von Hakodate, dem Haupthafen des nördlichen Japans, empfängt.

Die Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit dem Jahre 1859 von 6000 auf 37 000 Seelen vermehrt hat, trägt trotz der vielen europäischen Gebäude — denn im Besitze zahlreicher und großartiger Institute der neuen Aera wetteifert sie mit den begünstigtsten Städten der Hauptinsel — einen rein japanischen Charakter. Seitdem die japanische Küstenschifffahrt einen so mächtigen Aufschwung genommen, hat Hakodate seine Bedeutung als Handelshafen für die Schiffe fremder Nationen allmälig eingebüßt: nicht aber seine Wichtigkeit für den Handel überhaupt; denn die japanischen Transportdampfer sind als Vermittler eingetreten und der Import und Export von Hakodate nimmt alljährlich zu.

Die Insel Jesso, das Hokkaido der Japanesen, wird nicht mit Unrecht von der japanischen Regierung als ein mächtiger Faktor der dereinstigen Größe des Reiches betrachtet. Das fast 90 000 qkm große, zum Theil noch unerforschte Inselland birgt in seinen weiten fruchtbaren Bodenstrecken, seinen ungeheuren Wäldern und seinen noch ungehobenen mineralischen Schätzen eine fast unerschöpfliche Quelle des Reichthums für Japan in sich. Die Einwohnerzahl von Jesso soll heute nicht mehr als 123 000 Seelen betragen; davon kommen allein 56 000 auf die drei Städte Hakodate, Matsumai und Satsuporo. Matsumai, dicht an der Südspitze der Insel gelegen, war zur Zeit der Schoguns Sitz eines mächtigen Daimio, des Statthalters von Jesso; heute ist Regierungshauptstadt das im Lande am Ischkari gelegene Satsuporo, die Schöpfung des Kaitakuschi oder des Kolonisationsdepartements, der mit der Verwaltung von Jesso betrauten Behörde. Die 3000 Einwohner zählende Stadt ist im Stil der neuen amerikanischen Städte in größter Regelmäßigkeit angelegt. Ihr genau nach dem Vorbilde des Kapitols von Washington ausgeführtes, großartiges Regierungsgebäude kennzeichnet die eine, schwache Seite der Bestrebungen des Kaitakuschi: die Seite nämlich der kostspieligen, den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Versuche; die reich angebaute Ebene um die Stadt aber, die nach dem Muster des Agricultural College von Massachusetts eingerichtete landwirthschaftliche Lehranstalt mit ihren Versuchsstationen und Baumschulen, und endlich die blühenden industriellen Etablissements der Regierung, Säge- und Mahlmühlen, Gerbereien, Seidenspinnereien u. s. w. legen das glänzendste Zeugniß für die Fähigkeit der Behörde ab.

Da die Insel in ihren ganzen Verhältnissen und der Art ihrer Produkte von allen übrigen Theilen des Reiches durchaus abweicht, ist auch das für sie zur Anwendung kommende Besteuerungssystem des Kaitakuschi ein anderes als das des heutigen Japan. Die Einwohner von Jesso zahlen nur Produktionssteuern, die aber, der kostspieligen Verwaltung des Landes möglichst entsprechend, unverhältnißmäßig hoch normirt sind. Die von einer Bevölkerung von noch nicht 125 000 Seelen aufgebrachte Steuersumme betrug in den letzten Jahren etwa 1 450 000 Mark jährlich; und dieser die Landwirthschaft ebenso wie den Fischfang und jede andere Ausnutzung der natürlichen Reichthümer des Landes hemmende Umstand läßt; trotz aller sonstigen Begünstigungen der japanischen Ansiedler auf Jesso, die Kolonisation der Insel nur langsam vorschreiten. Mit Ausnahme der weiten Ebene von Satsuporo finden sich angebaute Landstrecken nur an der Küste vor, und hier zwar auch nur in einigen Theilen und stets unterbrochen durch sumpfige Waldstriche und ausgedehnte Grasflächen. Das waldreiche gebirgige Innere sendet der Küste eine große Anzahl schnellfließender, häufige Ueberschwemmungen verursachender Flüsse zu, deren bedeutendster der durch seinen Reichthum an Lachsen berühmte Ischkari ist. Die von dichten Schlingpflanzen durchwobenen, zum großen Theil sumpfigen Waldungen enthalten nicht weniger als 36 verschiedene werthvolle Holzarten; der Kohlenreichthum der Insel wird auf 150 000 Mill. Tonnen geschätzt. Von den zahlreichen Vulkanen Jessos sind mehrere heute noch thätig, viele andere trotz längerer Ruhe doch nicht als erloschen zu betrachten.

Bietet so die Insel in mannigfacher Beziehung ein interessantes Gebiet für verschiedenartige Forschungen, so konzentrirt sich ihr Hauptinteresse für den Reisenden doch fast ausschließlich in den Ueberresten ihrer ursprünglichen Bevölkerung, dem kleinen Aino-Volke, in dem wir wahrscheinlich auch die Ueberreste der durch spätere Eindringlinge vernichteten Aboriginer aller japanischen Inseln sehen dürfen. Nach einem im Jahre 1873 veranstalteten Census beläuft sich die Zahl des friedlichen, von Jagd und Fischfang lebenden Wildenvolkes auf etwa 12 000 Seelen, eine Zahl, die nach den Berichten des Kaitakuschi in steter Abnahme begriffen sein soll. Die Schwierigkeiten, die sich gerade hier einer Zählung entgegenstellen, lassen jedoch begründete Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben zu; Mr. Enslie, der britische Konsul in Hakodate, schätzte im Jahre 1863 die Aino-Bevölkerung von Jesso auf 200 000 Seelen; wohlunterrichtete Einwohner von Hakodate, welche Miß Bird über diesen Punkt befragte, hielten 25 000 für die richtige Zahl; und nach allem, was die Reisende selber von den reichbevölkerten, dicht bei einander liegenden Dörfern der Gebirgs-Ainos sah, ist auch sie geneigt, die Schätzung des Kaitakuschi-Departements als viel zu niedrig gegriffen zu verwerfen.

Nach kurzem Aufenthalte in Hakodate trat Miß Bird ihre lange projektirte Reise in das Innere an, als deren Resultat sie eine Reihe von Beobachtungen über die Ainos heimgebracht hat, die unsere bislang dürftige Kenntniß des interessanten Volkes bedeutend erweitern. Auf einem mäßig guten Wege, der von Hakodate nordwärts durch mehrere

europäiſirte japaniſche Dörfer führt, gelangte die Reiſende nach dem an der Südſeite der Vulkanbai gelegenen Mori, einem großen unſaubern japaniſchen Dorfe, von wo eine Dampffähre über das ſpiegelglatte Waſſer der Bai nach Mororan geht. Ueberall befindet man ſich hier noch auf vielbetretenem und zwar durchaus japaniſchem Gebiete. Längs der Küſte läuft neben der ziemlich guten Straße die Telegraphenleitung bis Schiraoi, von wo ſie mit der Straße nach Norden auf Satſuporo zu abbiegt. Auf dem flachen etwa zwei Kilometer breiten Küſtenſtreifen, hinter dem ſich die Vorberge des innern Gebirgslandes wie eine Mauer erheben, wechſeln bambubewachſene Sumpfſtrecken mit Waldungen ab, in denen die Eulalia japonica, ein hier weit über mannshohes Gras, alle Lichtungen bedeckt. Mehrere größere Dörfer und Städte befinden ſich auf dieſer Strecke, dazwiſchen große Fiſchereiſtationen mit ausgedehnten Thrankochereien; dieſelben lagen jetzt meiſt verödet da, in der Fiſchfanglaiſon aber, wo aus den nördlichen Provinzen der Hauptinſel eine förmliche Auswanderung nach Jeſſo ſtattfindet, entfaltet ſich hier ein reges Leben; denn die Ergebniſſe des japaniſchen Fiſchfanges finden nicht nur im Lande ſelber reichlichſten Abſatz, ſie werden auch in ungeheuern Maſſen von Hakodate nach China exportirt. Neben den japaniſchen Ortſchaften kommen hier ſchon vielfach Ainо-Dörfer vor, die ſich durch die abweichende Bauart ihrer Häuſer weſentlich von jenen unterſcheiden. Die Küſten-Ainos leben vorzugsweiſe vom Fiſchfang, den ſie in Canoes aus ausgehöhlten Baumſtämmen betreiben. In den Zwiſchenzeiten gehen ſie in den Wäldern des Innern der Jagd nach; und ſo war auch jetzt der größte Theil der männlichen Einwohner dieſer Dörfer abweſend. In öſtlicher Richtung an der Küſte entlang gehend, führt ein ſchmaler Weg von Schiraoi weiter über Jubets, Saruſuto und Mombets. Ueberall erblickt man längs der ganzen Küſte Spuren älterer oder neuerer vulkaniſcher Thätigkeit und ragen die rothen Spitzen der Vulkane über den Waldrand der Vorberge. Von Saruſuto aus, wo Miß Bird mit den Herren von Siebold und Diesbach zuſammentraf, die von einer ſtrapazenreichen, leider mißglückten Expedition nach dem innern Jeſſo zurückkehrten, ſchlug ſie den Weg landeinwärts nach dem Ainо-Dorfe Biratori ein, wo ſie einige Tage zu verweilen gedachte. Der Wald, durch den ein ſchmaler von den Ainо-Jägern gebahnter Pfad leitet, beſteht hier faſt ausſchließlich aus Ailanthus glandulosus und der Zelkowa keaki, der ſchönen japaniſchen Ulme. Schlingpflanzen, hohes Gras, Sumpfſtrecken und zahlreiche Bäche und Flüſſe machen den Weg ziemlich beſchwerlich. An mehreren großen Ainо-Dörfern, Biroka, Saruba und Mina, vorbei gelangte man am Abend nach Biratori, der größten Niederlaſſung dieſer Gegend, einem Orte von 300 Einwohnern. Nach der Bekanntſchaft mit den abgelegenen Bergdörfern des nördlichen Nipon wurde Miß Bird durch das reinliche Ausſehen dieſer Wildendörfer auf das Erfreulichſte überraſcht. Der Boden vor den ſauberen, an polyneſiſche Wohnſtätten erinnernden Rohrhäuſern zeigte nirgends die hohen Schmutzhaufen oder ekelhaften Abfallgruben jener Ortſchaften; nichts, als vor jedem Hauſe ein ausgehöhltes Stück Baumſtamm, den Futtertrog für die großen, zottigen, hellgelben Ainohunde, den einzigen Hausthieren der Wilden, die ſie zur Jagd benutzen. Jedes dieſer Dörfer iſt von den „Feldern“ der Bewohner umgeben, kleinen, urbar gemachten Flächen, auf denen zwiſchen hochwuchernдem Unkraut Hirſe, Tabak und Kürbis gedeihen ſollen. Verweigert der Boden dieſer kleinen weder gedüngten noch gereinigten Aecker endlich jeden Ertrag, ſo wird ein neues Stück des Waldes urbar gemacht.

In dem Hauſe des Häuptlings von Biratori fand Miß Bird Aufnahme, und, da die Bewohner ſich durch ihre Anweſenheit nicht aus dem Geleiſe ihres einförmigen Lebens bringen ließen, auch reichliche Gelegenheit zum Studium ihrer Eigenart und Sitte. Von der ſiebentägigen, meiſt zu Pferde zurückgelegten Reiſe von Hakodate angegriffen, wurde ſie durch das rückſichtsvolle, gefällige Weſen dieſer ſogenannten „Wilden“ ſowie durch ihre leiſe, ungemein ſanfte Sprache auf das Wohlthuendſte berührt. Mehrere von den angeſehenſten Einwohnern des Dorfes ſprachen, ebenſo wie der Häuptling ſelber, geläufig Japaniſch; mit Hülfe ihres ſtets als Dolmetſcher fungirenden Dieners erhielt Miß Bird durch ſie Auskunft über alles Wiſſenswerthe. Und wenn ſie auch den meiſten ihrer Mittheilungen die Bitte hinzufügten, nichts davon an die japaniſche Regierung zu verrathen, „weil ihrem Volke dadurch Schaden geſchehen könne,“ ſo bürgt der aufrichtige Sinn und die Wahrheitsliebe, die ein Hauptcharakteriſtikum der Ainos ſind, ebenſo für die Richtigkeit dieſer Angaben, wie die vollkommene Uebereinſtimmung der an verſchiedenen Orten und von verſchiedenen Perſonen über den nämlichen Gegenſtand erhaltenen Auskünfte.

Wir müſſen uns hier die Schilderung der einzelnen kleinen Erlebniſſe Miß Bird's unter den Ainos verſagen, und beſchränken uns nur auf eine möglichſt ausführliche Wiedergabe ihrer Notizen über das intereſſante Volk.

Die Ainos ſind von mittlerer Größe, unterſetzt und ſtarknochig, mit breiter Bruſt und breiten Schultern, kurzen muskulöſen Gliedern und ſehr großen Extremitäten. Ihre Hautfarbe, ein bräunliches Gelb, erinnert an die Bewohner des ſüdlichen Italiens und Spaniens; doch iſt die Haut meiſtens dünn und hell genug, um den Wechſel der Farbe auf den Wangen erkennen zu laſſen. Die üppige Haarbekleidung des Körpers, die, ſeitdem Lapéroufe zuerſt darüber berichtete, ſo häufig in Frage geſtellt worden, iſt unzweifelhaft bei vielen Individuen (beſonders unter den Küſten-Ainos) vorhanden, und zwar beſchränkt ſie ſich bei ihnen nicht nur auf ungewöhnlich kräftigen Wuchs des Haupt- und Barthaares und Behaarung der Arme und Beine und einiger Stellen des Nackens, wie oft behauptet worden iſt. Bei Lebunge ſah Miß Bird einige nackte Ainos an einem Canoe arbeiten, deren ganzer Körper ſo dicht behaart war, daß die Haut dadurch vollkommen verdeckt wurde. Am dichteſten war das Haarkleid auf dem Rücken und den Schultern. In der Regel ſind dieſe ſchwarzen Leibhaare ſteif, manchmal faſt borſtenähnlich; doch erzählt die Reiſende auch von einem vollſtändig behaarten Aino, der ſie auf einer Fähre über den Nopkobets brachte, und deſſen Schulterhaar in welligen Locken wie die Ohren eines Jagdhundes auf den Rücken herniedergehangen habe; ebenſo ſah ſie zwei Knaben, bei denen der Rücken mit einem ganz weichen, feinen Pelz bedeckt war, der einem ſchwarzen Katzenfell täuſchend ähnlich ſah. Das ſchwarze weiche Haupthaar, das bei Männern und Frauen in ſchweren dicken Maſſen auf die Schultern herabfällt, iſt wie der lange Bart manchmal leicht wellig, nie lockig oder kraus. Die Form des auf kurzem Halſe ruhenden Schädels iſt auffallend rund, die Backenknochen treten wenig hervor, der untere Theil des Geſichts iſt im Vergleich zu dem obern ſehr klein. Die ſtark vorgebaute Stirn iſt ungewöhnlich hoch und breit und macht demnach den freilich trügeriſchen Eindruck großer intellectueller Befähigung; die Naſe iſt gerade, aber kurz und breit; der ziemlich große, wohlgeformte Mund zeigt nur äußerſt ſelten wulſtige Lippen. Die ſtarken Augenbrauen bilden eine gerade Linie faſt über die ganze Breite des Geſichts; die großen gerade ſtehenden Augen ſind von ſchöner, brauner Farbe; ihr ſanfter, meiſt träumeriſcher Blick iſt ebenſo wie ein freundlicher Zug um den häufig lächelnden Mund und wie

die wohlklingende Stimme für den Charakter des Volkes bezeichnend und trägt viel dazu bei, das durch die Fülle des Haupt- und Barthaares und die starken Brauen hervorgebrachte „wilde" Aussehen der Männer zu mildern. Die Zähne sind klein, regelmäßig gestellt und sehr weiß; die unverhältnißmäßige Größe der Schneide- und Augenzähne, die bei den Japanesen so häufig ist, kommt nicht vor. Ebenso findet sich auch unter den Ainos keine Spur von prognathem Gesichtstypus. Die abschreckende Häßlichkeit der Frauen, von der frühere Reisende berichtet haben, ist nach Miß Bird in den einzelnen Fällen, wo sie wirklich vorhanden, lediglich auf Unsauberkeit und künstliche Entstellung durch Tatuirung zurückzuführen. Von kleiner Statur, sind die Ainos-Weiber alle ebenmäßig und schlank gebaut, mit gut entwickelten Körperformen und, im Gegensatz zu den Männern, oft auffallend kleinen Händen und Füßen. Sie haben einen festen, elastischen Gang und schnelle, doch anmuthige Bewegungen. Kopf und Gesicht sind klein, die Nase kurz und breit. Der große, nicht häßliche Mund, der im häufigen Lächeln die schönsten Zähne zeigt, erscheint durch den breiten tatuirten Streifen, der sich um ihn zieht, noch größer und breiter. Die Färbung der Haut ist heller als bei den Männern, und giebt es viele Aino-Frauen, die noch nicht so dunkel sind wie unsere Brünetten. Sehr entstellend ist die manchmal vorkommende Tatuirung eines die Augenbrauen verbindenden Streifens über der Nase. Die Haartracht ist die gleiche bei Männern und Weibern. In der Mitte gescheitelt, fällt das Haar zu beiden Seiten des Gesichtes lang auf die Schultern herab und wird nur über dem Nacken um einige Zoll verkürzt. Bei der Arbeit und im Freien tragen die Männer ein Stirnband, die Frauen binden zwei Strähnen des langen Vorderhaares am Hinterhaupte zusammen und halten sich so das Gesicht frei. Wie im Gesichte, so sind die Aino-Frauen auch sämmtlich an Händen und Armen tatuirt. Die Hand weist ein künstlich verschlungenes Muster auf; um den Arm ziehen sich vom Knöchel bis zum Ellenbogen mehrere breite Streifen wie Armbänder. Der Proceß dieser Entstellung beginnt mit dem fünften Jahre, einem Zeitpunkte, wo das Kind hier gewöhnlich noch nicht von der Mutterbrust entwöhnt ist. Die Zeichnung, die mit einem scharfen Messer eingeritzt ist, wird mit Ruß eingerieben, während die Schnitte noch bluten, und dann nach zwei bis drei Tagen mit einer Rindenabkochung gewaschen, die sie fixirt und ihr die dunkelblaue Färbung verleiht. Alljährlich, bis die Mädchen heirathen, wird diese Operation, die ziemlich schmerzhaft und oft von einer nicht unbedeutenden Entzündung begleitet ist, wiederholt, und die Zeichnung dadurch immer breiter gemacht. Auf ihre Fragen nach der Bedeutung dieser allgemeinen Sitte erhielt Miß Bird regelmäßig zur Antwort, es sei ein alter, zur Aino-Religion gehöriger Brauch, ohne den ihre Frauen nicht heirathen könnten. Ein Erlaß der japanischen Regierung, welcher das Tatuiren untersagt, hat denn auch unter den Ainos große Aufregung hervorgerufen. Sobald dieses Thema berührt wurde, verlor sich die fast stumpfsinnige Apathie, welche die Männer bei ihren Zusammenkünften zur Schau zu tragen pflegten, und immer wieder wurde die Reisende mit Bitten bestürmt, sie möge sich bei der Regierung für die Beibehaltung des alten Brauches verwenden, dessen Unterlassung den Zorn der Aino-Götter erregen würde.

Die zärtlichste Liebe zu den Kindern, demonstrativer noch als bei den Japanesen, ist für die Ainos charakteristisch. Bis zum 3. oder 4. Jahre führt das Kind noch keinen Namen, dann erst bestimmt der Vater denselben. Dem neugeborenen Kinde legen die Gebirgs-Ainos einige Hirsekörner, die Küsten-Ainos ein Stück gesalzenen Fisches in den Mund; nach altem strengbefolgten Brauche aber darf das Kind, gleichviel zu welcher Tageszeit es geboren wird, keine eigentliche Nahrung erhalten, bevor es nicht eine Nacht überlebt hat. Eigenthümlich ist die Art, in der die Aino-Weiber die Kinder zu tragen pflegen: ein breites Band, das sie um die Stirn legen, hält die ganze Last des in einem Netze auf ihrem Rücken hängenden Kindes. Von den ersten Lebensjahren an wird strenger und unbedingter Gehorsam von den Kindern verlangt, daneben von den Knaben das Befolgen der hergebrachten Höflichkeitsformen. Einen höchst sonderbaren Anblick soll es gewähren, wenn auch die kleinsten dieser nackten, braunen Geschöpfe, die sich noch kaum auf den Füßen zu halten vermögen, bei jedesmaligem Verlassen oder Betreten des Hauses alle Anwesenden, mit Ausnahme ihrer Mutter, der Reihe nach mit den vorgeschriebenen Handbewegungen begrüßen.

Die Kleidung der Ainos besteht für den Winter in Röcken aus Thierfellen und eben solchen Kappen; rohe Mocassins bilden die Fußbekleidung für die Jagd. Im Sommer tragen sie Röcke aus dem von den Frauen angefertigten Gewebe aus Rindenbast, darunter eine Art Weste und kurze, enganschließende Beinkleider aus demselben Stoffe oder aus Fell. Ein schmaler Gürtel, in dem ein rohes, dolchartiges Messer mit geschnitztem Holzgriff und eben solcher Scheide steckt, hält den Rock um die Taille zusammen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur durch das Fehlen dieses Gürtels und durch die etwas größere Länge des Rockes, den sie stets bis zum Halse geschlossen tragen.

Nur im Finstern oder wenn sie ganz allein ist, entschließt sich die Aino-Frau eines ihrer Gewänder mit einem andern zu vertauschen. Eine Japanesin in Satsuporo, die eine Aino-Frau in ihrem Hause aufgenommen und von ihr verlangt hatte, daß sie ein Bad nehmen solle, fand dieselbe, als sie nach langem Widerstreben sich dazu entschlossen hatte, mit allen ihren Kleidern im Wasser sitzend, „weil," wie sie sagte, „die Götter zürnen würden, wenn sie sie nackt sähen." Die Kinder, die bis zum 8. Jahre, in der wärmern Jahreszeit wenigstens, ganz nackt gehen, tragen von da an dieselbe Kleidung wie die Erwachsenen. Große silberne oder zinnerne Ohrringe, silberne Halsgehänge und manchmal auch um den Arm gelöthete Messingspangen bilden den Schmuck der Frauen; jedem Kinde wird gleich nach der Geburt ein kleines Silber- oder Zinnornament um den Hals gehängt. Die Festgewänder, besonders die der Männer, sind oft in eigenthümlicher, sehr wirksamer Weise mit gestickten Mustern verziert, in deren Ausführung die Frauen ebensoviel Geschicklichkeit wie Geschmack beweisen. Zu der Festkleidung der Männer gehört stets ein mit Figuren aus blauem Baumwollenzeug und mit rothem und weißen Faden benähter Schurz von länglicher Form, der am Gürtel befestigt wird.

Die Aino-Häuser, die im Aeußern mit den Grashütten der Eingeborenen von Hawaii eine gewisse Aehnlichkeit haben, entsprechen trotzdem durch das Vorhandensein von Thüren, Fenstern, einer in der Mitte belegenen Feuerstätte und erhöhter Schlafstätten unseren europäischen Begriffen von Behausungen weit mehr, als die Häuser der Japanesen. Das mit zähen Pflanzenfasern aneinandergebundene Fachwerk der nur 4 bis 5 Fuß hohen, etwas nach innen geneigten Wände ist von außen und innen mit Rohr belegt, und zwar liegen die Rohrstäbe an der innern Seite einzeln neben einander, an der äußern in kleinen Bündeln. Ebensolche Rohrbündel, in gleichmäßigen Reihen zierlich über einander gelegt, bilden auch die Bedeckung des über 20 Fuß hohen steilen Daches, in dem sich an der einen Seite dicht unter dem Firstbalken ein dreieckiges Loch für den Abzug des Rauches befindet. Ein niedriger, ebenfalls bedachter, fensterloser Vorbau, in

den eine mit einer ſtarken Rohrmatte verhängte Thür führt, bildet den Zugang zu jedem größern Hauſe. In dieſem Eingangsraume werden gewöhnlich die Jagd- und Fiſchfanggeräthe, ein hölzerner Kaſten, der den Hirſevorrath der Familie enthält, der große Holzmörſer zum Stoßen der Hirſe und ein Vorrath von Rohr zum Ausbeſſern des Daches und der Wände aufbewahrt. Der eigentliche Wohnraum, in den man durch eine mit Matten und Thierfellen verhängte Thür gelangt, hat meiſt eine Länge von 30 bis 40, eine Breite von 15 bis 20 Fuß. Die unverhältnißmäßige Höhe des von Rauch und Ruß geſchwärzten Daches hat etwas Impoſantes. Von den Dachbalken hängen die zum Räuchern beſtimmten Fleiſchſtücken und Fiſche, auch wohl Speere, Bogen und ähnlicher Beſitz herab. Dicht unter dem Dache befinden ſich in der einen Wand zwei oder drei kleine quadratiſche Fenſteröffnungen, die bei Nacht mit hölzernen Läden verſchloſſen werden. In das Fenſter eines Hauſes hineinzublicken gilt bei den Ainos für die ſchwerſte Beleidigung der Bewohner. An der linken Seite der Thür iſt ein beinahe zwei Fuß hoher, breiter Tritt angebracht, der, mit einer Matte belegt, die Schlafſtätte bildet. Als Kopfkiſſen dienen mehrere kleine, ſteife Polſter; eine Matte, die an einem horizontalen Balken davor hängt, ſchließt die Schlafſtätte gegen den übrigen Raum ab. Jede größere Familie beſitzt mehrere ſolcher Schlafſtätten, außerdem noch zwei transportable Tritte, die als Ehrenplätze für Gäſte an das Feuer geſtellt und mit Bärenfellen belegt zu werden pflegen. Der ganze Fußboden iſt mit groben Rohrmatten bedeckt, auf die rings um die rechteckige Feuerſtätte noch feinergeflochtene ausgebreitet werden. Der große eiſerne Keſſel, der an einem ſtarken Strick über dem Feuer hängt, ein Waſſerfaß neben der Thür, einige lackirte oder rohe Holzſchalen, hölzerne Löffel und Eßſtäbe, ein Hackbrett und ein ziemlich rohes Hackmeſſer; zwei hölzerne Ständer der einfachſten Art, deren einer zur Aufnahme der langen Spähne von Birkenrinde dient, welche das gewöhnliche Beleuchtungsmaterial bilden, während auf den andern die rohe Thonſchale geſtellt wird, in der bei beſonderen Gelegenheiten ein mit Thran getränkter Docht gebrannt wird; die verſchiedenen Beſtandtheile ihres einfachen Webſtuhls; Jagdgeräth und Netze, Rohr und Binſen zur Herſtellung der Matten, Rindenbaſt zur Verfertigung ihrer Kleider, getrocknetes Fleiſch, Fiſche und Felle, die von den Dachbalken herabhängen: hieraus beſteht der Inhalt eines Aino-Hauſes und der unentbehrliche Beſitz jeder Aino-Familie. Ihren Reichthum aber bildet ein mehr oder minder großer Schatz an japaniſchen Kunſtprodukten, meiſt alten, reichverzierten Lack-, Porcellan- und Metallgefäßen, Waffen und Rüſtungen, eingelegter Arbeit, Bildern u. ſ. w. Auch die ärmſte Aino-Familie beſitzt mindeſtens ein derartiges Stück, das den Stolz der räucherigen Hütte ausmacht und faſt ſo hoch geehrt wird, wie die Hausgötter. Das zur Aufſtellung dieſer Raritäten beſtimmte Fach befindet ſich in jedem Aino-Hauſe an der nämlichen Stelle dicht neben dem großen Hausgotte. Nur wenn es ſich um das Heirathsgut für eine Tochter oder um das an den Vater der Braut zu entrichtende Geſchenk handelt, trennt ſich ein Aino freiwillig von einem Stücke dieſes altererbten Beſitzes, von dem gar manches gewiß durch Tauſchhandel nach Jeſſo gekommen iſt, wenn auch jede Familie behauptet, ihre Vorfahren hätten die Koſtbarkeiten von dem Statthalter des Schogun, dem Fürſten von Matſumae und anderen Großen des japaniſchen Reiches als Geſchenke erhalten.

---

# Einiges über St. Thomé.

Afrika, und beſonders der weſtliche Theil deſſelben, nimmt jetzt in ſo hohem Grade die Aufmerkſamkeit der geſitteten Welt in Anſpruch, daß es vielleicht wohl von Intereſſe ſein möchte, etwas Näheres über die kleine, aber mit üppiger Vegetation und Natur beſchenkte Inſel St. Thomé zu erfahren. Sie iſt eine portugieſiſche Beſitzung und wird von einem Gouverneur regiert, der ſeinen Sitz in dem kleinen, aber herrlich gelegenen Städtchen St. Thomé hat. Die Bewohnerſchaft, deren Zahl ſich auf ungefähr 2000 Weiße und 21 000 Schwarze beläuft, beſteht meiſtentheils aus Eingeborenen von trägem, hochmüthigem Charakter, die die Arbeit ſcheuen, ſie ſogar als eine Schande betrachten, daher die Roceiros (Plantagenbeſitzer) gezwungen ſind, mit ziemlich bedeutenden Koſten Arbeitskräfte von der Küſte kommen zu laſſen. Dieſe ſogenannten Colonnen, die ſich durch Kontrakt auf zwei bis fünf Jahre verbinden, ſtehen unter ganz beſonderm Schutze der portugieſiſchen Regierung, die einen höhern Beamten eigens dazu angeſtellt hat, ihre Intereſſen zu vertreten und darauf zu ſehen, daß der Roceiro ſeinen Verpflichtungen ihnen gegenüber nachkommt. Dieſe Colonnen kommen größtentheils aus der Provinz Angola, doch auch Cabinda und die Krukküſte liefert ihr Kontingent; die letzteren beiden werden aber weniger zur Bearbeitung der Roças, als wie zum Seedienſte verwendet.

Unzweifelhaft kommen dem Roceiro die Arbeitskräfte zu theuer zu ſtehen, denn jeder Neger koſtet ihm mit Transportkoſten u. ſ. w. bei ſeiner Ankunft in St. Thomé ungefähr 250 Mark; dazu iſt er verpflichtet, ihm jährlich zwei Anzüge und monatlich 3 Mark 10 Pfennig Lohn zu geben, d. h. in den erſten zwei Jahren; ſpäterhin muß der Lohn jährlich erhöht werden. Als Nahrung erhalten ſie täglich ein halbes Pfund gedörrten Fiſch, fünf Brot-Bananen, ein halbes Liter Maniokmehl und Palmöl. Ihre Mahlzeiten bereiten ſie ſich in der Regel während ihrer Ruheſtunden ſelbſt.

Die Inſel iſt äußerſt fruchtbar; ihre Hauptkultur beſteht in Kaffee und Kakao, beides von vorzüglichſter Qualität. Der ganze Export iſt beinahe ausſchließlich nach Liſſabon gerichtet, wo der St.-Thomé-Kaffee ſeinen größten Konſum hat, da man dort ſeinen feinen, aber kräftigen Geſchmack ſehr liebt. Das Klima ſowohl wie der Boden würde ſich noch zu vielen anderen Kulturen eignen, aber der Mangel an Arbeitern hindert eben den Beſitzer, ſeinen Boden ſo auszubeuten, wie er wohl könnte. In den letzten Jahren hat man mit gutem Erfolg auch Chinapflanzungen angelegt und hegt in Bezug darauf die ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft. Auch Vanillen vom Gabon importirt ſcheinen hier vortrefflich gedeihen zu wollen.

Der Eingeborene, im höchſten Grade genügſam, ernährt ſich hauptſächlich von Mais, Maniok, ſüßen Kartoffeln, Brot-Banane (Banana Pão), ſelbſt bereitetem Palmöl und etwas getrocknetem Fiſch, der von Moſſamedes importirt wird. Dadurch, daß die Natur ihnen ohne jegliche Mühe

Alles gewährt, fehlt ihnen die Noth zu arbeiten, denn aus dem Erlös des wenigen Kaffees, den ihre kleine Roça erzeugt, haben sie hinreichende Mittel, um ihre anderen kleinen Ausgaben zu bestreiten. Ein jeder Eingeborene, sei auch seine Roça noch so klein, giebt im Laufe des Jahres ein Fest, wozu er Verwandte und Freunde einladet. Auch bei Todesfällen unterlassen die Hinterbliebenen nicht, ein solches Fest zu veranstalten, das oft tagelang ununterbrochen mit Tanz und Schmausereien fortdauert. Dabei fällt mir ein kleines Beispiel ein, das uns neulich unser Arzt erzählte. Er war zu einem Manne gerufen worden, den er im kläglichsten Zustande antraf; er bedeutete der Frau, daß der Mann hauptsächlich kräftiger Nahrung bedürfe, um wieder seine früheren Kräfte zu erlangen; das Weib fing an über ihre Armuth zu klagen, daß sie nichts besäße um Fleisch zu kaufen. „Aber," sagte der Dotter, „Du hast ja da eine Ziege und Hühner, schlachte sie doch für Deinen Mann!" „Und was sollte ich meinen Freunden zu essen geben, wenn er nun doch stürbe? Nein, das geht auf keinen Fall!"; und die Frau war nicht zu bewegen, die Thiere zu schlachten, aus Furcht, ihren Gästen beim Todesfeste nichts vorsetzen zu können. Es giebt auch dergleichen Feste, wo der Wohlhabendere sich nicht scheut, 6000 bis 9000 Mark für Feuerwerk, Champagner ꝛc. auszugeben; daher giebt es auch nur wenige Eingeborene von wirklich bedeutendem Vermögen, trotz des Reichthums und der Ergiebigkeit des Bodens. Der Schwarze ist und bleibt eben im Grunde des Charakters ein Verschwender. Der Hauptbesitz befindet sich natürlich in den Händen der Weißen.

Das größte Uebel hier auf der Insel wie auch an der ganzen Küste ist das höchst ungesunde Klima. Die Europäer haben vielfach vom Fieber zu leiden, besonders diejenigen, die gezwungen sind, im niedern Theile der Insel und in der Stadt zu leben. Dagegen bieten einige höher liegende Roças eine beinahe europäische Temperatur. Wenn auch für Viele das Klima verderblich ist, so giebt es dagegen auch Fälle, wo der Europäer sich vollständig akklimatisirt hat. So kenne ich verschiedene Herren, die schon über 25 Jahre hier leben und sich trotzdem einer kräftigen Gesundheit erfreuen. Natürlich gehört dazu vor allen eine regelmäßige und gesunde Lebensweise, kräftige Nahrung und besonders richtiger Gebrauch des Chinins. Mit dieser Waffe in der Hand braucht man kaum das Fieber sehr zu fürchten. Wir sind jetzt hier mit unseren Kindern, die kleinsten im Alter von sechs und sieben Jahren, seit ungefähr acht Monaten, haben freilich vielfach vom Fieber zu leiden gehabt, das aber eben so schnell gewichen, wie es gekommen ist, da sofort dem Kranken die nöthige Hülfe geleistet wurde. Groß und Klein nimmt Jeder von uns des Morgens beim ersten Frühstück eine Pille Chinin, als Präservativ; jedenfalls tritt dann das Fieber nicht mit solcher Kraft auf, als wenn man den Gebrauch des Chinins vernachlässigt.

Was für die Kinder wie auch für uns eine besondere Qual wurde, war ein Ausschlag, der sich, bald nach unserer Ankunft, am ganzen Körper zeigte. Man nennt es Lichen tropical; wohl jeder Ankömmling ist diesem höchst lästigen Uebel unterworfen. Ein anderer Uebelstand ist der Fußfloh (pulex penetrans), welcher vor einigen Jahren von Brasilien nach hier verschleppt wurde. Diese kleine Bestie wurde eine Zeitlang eine wahre Kalamität für die Einwohner der Insel, bis man das Uebel erkannte.

Das Weibchen des pulex bohrt sich in die Füße ein, am liebsten unter die Nägel, und legt dort seine Eier, die sich dann in einem kleinen Sack ausbilden. Dieser Sack mit dem Floh und den Eiern muß herausgenommen werden, und zwar verursacht diese kleine Operation wenig Schmerzen. Das Loch füllt man mit etwas Cigarrenasche oder wäscht es mit Alkohol, und so hat es weiter nichts zu sagen, vernachlässigt man es aber, oder wie es bei mir geschah, hat sich der pulex zu tief unter den Nagel eingebohrt, so verursacht er sehr große Schmerzen und kann sogar gefährliche Folgen haben. Ich war in Folge davon zwei Monate am Gehen verhindert und viele schlaflose Nächte wurden mir durch den peinigenden, juckenden Schmerz verursacht. Nicht selten sieht man Schwarze, denen eine oder die andere Zehe hat abgenommen werden müssen.

Alle diese Widerwärtigkeiten abgerechnet, kann man hier ganz gut leben. Es ist zwar Alles, was Lebensmittel und Kleidung anbetrifft, sehr theuer, aber man kann es doch haben; mehrere sehr wohl sortirte Läden existiren in der kleinen Hauptstadt und machen scheinbar gute Geschäfte. Diejenigen dagegen, die größern Verbrauch haben, lassen sich ihren Bedarf an Waaren direkt von Lissabon kommen, mit dem St. Thomé in monatlicher Dampfschiffsverbindung steht. Wir erhalten jeden Monat unsern Bedarf direkt, sind auf diese Weise immer im Stande, die Sachen möglichst frisch zu empfangen, und leben nicht schlechter als wie in Lissabon. Hühner und Enten (stumme Enten) giebt es in Menge, jedoch ist das Fleisch der ersteren nicht schmackhaft, sondern schwärzlich und zäh. Rindvieh wird meistens vom Süden (Benguella, Mossamedes) importirt; das Fleisch ist aber schlecht, oft ungenießbar. Dagegen ist die Schweinezucht eine bedeutende, und finde ich das Fleisch sehr schmackhaft und angenehm.

In meinem kleinen Gemüsegarten habe ich die besten Erfolge mit deutschen Gemüsesamen gehabt. Die herrlichsten Kohlköpfe, Kohlrabi, Bohnen und Salat liefert er mir das ganze Jahr hindurch, nur richten in der Regenzeit die ungeheuern Regengüsse großen Schaden an. Als neulich die beiden Herren Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann auf ihrer Durchreise nach Loando St. Thomé berührten, hatten wir das Vergnügen, sie bei uns zu begrüßen, und konnte ich ihnen zur allseitigen Genugthuung deutsches Gemüse aus deutschen Samen gezogen vorsetzen.

St. Thomé, Januar 1880. J. S.

---

# Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

## I.

Der regelmäßige kunstvolle Bau des Bienenstaates lenkte bereits früh das Auge des Menschen auf seine emsigen Bewohner, deren süßes Erzeugniß ihm eine der ersten Würzen seiner einfachen Speise darbot. Die staatliche Or-

Digitized by Google

ganiſation, die Regelmäßigkeit der Beſchäftigung, das Wunder der Verwandlung des Blüthenſtaubes in Wachs und Honig, mancherlei Eigenthümlichkeiten des arbeitſamen Lebens, welche einen tiefern Sinn ahnen ließen, rückte dieſes Thierchen dem Menſchen näher, als ihm nach ſeinem Platze auf der Stufenleiter der Thiere eigentlich zukam; ſein inſtinktmäßiges Handeln erſchien wie Aeußerung eines bewußten planmäßigen Wollens und ſchied es dadurch von der übrigen Thierwelt; die Verborgenheit ſeines geſchlechtlichen Lebens ließ es als ein beſonders reines Thier erſcheinen, als ein Liebling der Götter, als ein Symbol der unbefleckten Seele. Dieſe Geſichtspunkte kannte bereits das orientaliſche und klaſſiſche Alterthum und kein Wunder war es, daß ſeine Naturkundigen in Bewunderung vorliegender Eigenſchaften dem Thierchen auch noch andere andichteten, welche als aus einer oft menſchlichen Verſtand überſteigenden Weisheit hervorgehend erſchienen: thut ja doch unſere Volksweisheit dasſelbe, iſt ja doch auch ihr die Biene noch ein höheres Weſen, ſcheut ja doch auch ſie ſich noch dieſelbe mit den anderen thieriſchen Weſen auf eine Stufe zu ſtellen.

Den Griechen galt Demeter als die Geberin des Honigs — als ein Blüthenerzeugniß konnte dieſe Gabe ihr mit dem meiſten Rechte zugeſchrieben werden — und ihr geweiht und mit ihr mehrfach in Verbindung geſetzt erſcheint daher auch die Biene; Bienen (Meliſſai) war der Name ihrer Prieſterinnen ſowohl als der in ihre Myſterien eingeweihten Frauen. Der gleiche Name kam aber auch noch den Prieſterinnen einiger anderer Gottheiten zu; „Biene von Delphos“ nennt Pindar die pythiſche Prieſterin, und an dieſem dem Apoll heiligen Orte befand ſich auch das Tempelchen, welches die Bienen kunſtvoll aus Wachs und Federn zubereitet, und welches auf ſein Geheiß die Hyperboräer als Geſchenk dorthin geſtiftet hatten [1]).

Dem Apoll als Bienengott wurde am 24. Juli ein Opfer dargebracht, während in Böotien dem Priapos „da wo Bienenſtöcke ſind“ Verehrung erwieſen wurde; ferner tritt noch im Alterthum Pan als Beſchützer der Bienen auf; auch eine Mellonia weiß Auguſtin als römiſche Honiggöttin zu nennen [2]).

Außer der Demeter erſcheint die Biene noch der epheſiſchen Artemis häufig auf Münzen beigeſellt — Bienen hatten den Joniern den Seeweg von Attikas Küſte nach Kleinaſien gewieſen —, wie ſie gleichfalls auf Münzen von Neapel neben dem Dianakopf auftritt [3]).

In der indiſchen Götterlehre wird Wiſchnu bisweilen als Biene auf einem Lotosblatt dargeſtellt und ſeiner Erſcheinung als Kriſchna (der Schwarze) iſt die durch eine dunkelblaue, faſt ſchwarze Farbe ausgezeichnete große Biene geweiht, welche daher auch auf Abbildungen über ſeinem Haupte flattert oder auf ſeiner Stirn ſitzt. Ferner eignet die Biene dem Kama, dem indiſchen Liebesgotte, welcher ſtets vom Kukuk, der Hummel und ſanften Lüftchen begleitet wird, und deſſen Bogenſehne aus Bienen verfertigt iſt, deſſen fünf blumenumwundene Pfeile, welche je einen Sinn der Götter oder Menſchen verwunden, an ihrer Spitze einen Bienenſtachel (oder aber auch je eine Blume von erhitzender Eigenſchaft) tragen [4]). Biene (Bhramari) iſt auch ein Beiname der Käli, der Gemahlin des Schiwa, welchen ſie der Legende nach erhielt, weil ſie den Dämonen Arunas beſiegte, indem ſie eine aus Bienen zuſammengeſetzte Geſtalt annahm und ihn ſo zu Tode marterte [5]).

Wie überhaupt die leichten geflügelten Weſen vom Volksglauben als Repräſentanten der Seelen betrachtet werden, dieſe ſelbſt als Vogel, Schmetterling, Fliege ꝛc. in Märchen und Sage auftreten, ſo erſcheint auch die Biene als Seele in der Anſchauung der verſchiedenen Völker.

Als ſolche hatte ſich die Seele, wie eine Unterengadiner Sage erzählt, aus einem alten Weibe entfernt, welche man daher leblos am Wege fand und welche erſt zur Beſinnung zurückkehrte, nachdem die herum ſummende Biene wieder den Weg in ihren Mund gefunden hatte [6]); als ſolche oder als Bremſe, Hummel, Weſpe entſenden auch in deutſchen Sagen die Hexen ihre Seelen, während ihr Körper regungslos zurückbleibt [7]); als Hummel liebt der Teufel in der Rolle eines spiritus familiaris ſeine Schützlinge zu begleiten [8]). In einem altgriechiſchen Märchen dient eine Biene als Botin zwiſchen einer Hamadryade und ihrem Geliebten; einmal von ihm, da ſie ihn gerade beim Spiele ſtört, hart angefahren, iſt ſie die Urſache, daß die erzürnte Nymphe ihn mit Blindheit ſtraft; auch hier iſt wohl, wie mit Recht vermuthet wird, die Biene urſprünglich die Seele der Nymphe geweſen, welche in dieſer Geſtalt den Geliebten beſuchte [9]).

Daß auch der indiſchen Auffaſſung die Biene als Seele nicht fremd iſt, zeigt uns der in dieſem Jahrhundert in Kaſchmir vorgekommene Fall, daß nach dem Tode des Tyrannen Gholap Singh derſelbe ſich in eine Biene verwandelt haben ſoll, und daher dieſe als geheiligte Thiere betrachtet wurden [10]); ferner auch der Zug der Heldenſage, daß das Leben des Mairavana, des Feindes des Rama, als Bienen in einer Höhle ſich befand, und ihm nicht eher das Leben genommen werden konnte, als bis dieſe von Hanuman, dem Freunde des Rama, getödtet waren [11]). Ihre ſchärfſte Ausbildung erhielt aber dieſe Idee in der Seelenlehre der Neuplatoniker, welchen die Biene, die obgleich ausfliegend doch der Heimath nicht vergißt, als ein bedeutſames Symbol der ſich im Leben rein erhaltenden, auf ihre Rückkehr in höhere Sphären denkenden Seele galt [12]); in der Geſtalt von Bienen kehrten gleichfalls die Seelen der Todten vom Monde, welcher ſelbſt Biene genannt wird, auf die Erde herab, um neue Körper aufzunehmen [13]). Auch bereits den alten Pythagoräern ſollen nach Porphyrius die Bienen für die Seelen aus der Zeit der erſten Unſchuld oder für ſelige Geiſter gegolten haben [14]).

In der griechiſchen Symbolik erſcheint die Biene ferner noch, da ſie die Heimath verläßt und ſich in einem neuen Staate anſiedelt, häufig als das Symbol einer Kolonie; in ihrer Geſtalt waren die Muſen die Führer der Jonier von Attika nach der kleinaſiatiſchen Küſte geweſen [15]). Auch die unterirdiſche Orakelſtätte des Trophonios in Böotien wieſen Bienen den Suchenden, indem ſie vor ihnen in die Erde flogen [16]).

Das Geheimnißvolle der Bienenzeugung, das Verborgene des Zeugungsaktes ſelbſt ließ früh ſchon die Meinung aufkommen, daß ihre Erzeugung nicht auf geſchlechtlichem Wege geſchehe. „Ir kainen unkäuſchen gluſt und habent kainen ſmerzen in irr gepurt“ erzählt uns in Anlehnung an ſeine antiken Vorbilder der Verfaſſer der erſten deutſchen Naturgeſchichte [17]), und den gleichen Glauben finden wir in China wieder, wo von den Erdbienen behauptet wird, daß ſie keine Weiber hätten, ſondern die Jungen der Würmer des Maulbeerbaumes nähmen und aufzögen [18]). Dieſem Glauben einer ſpontanen Erzeugung in Verbindung mit mythiſchen Vorſtellungen verdankt die griechiſche Anſchauung von der Geburt der Bienen aus dem Stierleibe ihren Urſprung, für welche die älteſten Zeugen griechiſche Dichter aus dem Zeitalter der Ptolemäer ſind [19]) und welche ſpäter häufig bei Dichtern und Naturkundigen bis in den Beginn der neuern Zeit, wo noch Melanchthon ſie für wahr und für einen Beweis der Vorſehung, ſowie für ein herrliches Bild der chriſtlichen Kirche gehalten hat, wiederkehrt [20]). Virgil beſchreibt in ſeinem Gedichte vom Landbau, wie man in Aegypten um

neue Bienen zu erhalten einem Farren Naſe und Mund verſtopfe und nächſtdem ſein Inneres durch die unblutige Haut mürbe ſtampfe, und beſchreibt dann die Entſtehung folgendermaßen:

Aber die gährenden Säft', im zarten Gebein ſich erhitzend,
Sieden indeß, und ein Schwarm ſeltſamer Beſeelungen zeigt ſich,
Mangelnd der Füße zuerſt, doch bald mit ſchwirrenden Flügeln.

Zuerſt habe Ariſtäus auf dieſe Art, als erzürnte Nymphen durch eine Seuche ſeine Bienen vernichtet, neue Schwärme erhalten, indem er auf den Rath ſeiner Mutter Cyrene dieſen Nymphen ein Sühnopfer von Rindern gebracht hätte, aus deren verweſendem Fleiſche dann Bienen emporgeſchwärmt ſeien [21]). Allgemeinen Beifall ſcheint aber dieſe eigenthümliche Bienenerzeugung nicht bei den Römern gefunden zu haben; ſowohl dem Celſus als dem Columella will es ſcheinen, als ob dieſe Kunſt denn doch mehr Schaden als Nutzen brächte [22]). Porphyrios deutet die Bienenentſtehung aus dem Leichnam des Stiers dadurch, daß der Mond, welcher auch Biene (Meliſſa) genannt werde, im Zeichen des Stieres kulminire [23]).

Aehnlichen Urſprung wie dieſen „Stiergeborenen", dieſen „geflügelten Kindern der verweſenden Kuh", ſchrieb man nun auch den Weſpen und Horniſſen zu, welche aus verfaulenden Pferden — nach Servius ſollen aus dieſen aber auch die Drohnen kommen — entſtehen ſollten [24]); nach Konrad von Megenberg kommen ſie aber aus eingegrabenen Eſelshäuten, während aus dem Eſelleibe ſelbſt rothe Fliegen entſtehen [25]).

Dieſe Bienenentſtehung aus dem Stierleibe erſcheint auch in den dionyſiſchen Myſterien wieder; der Gott ſelbſt, nachdem er in der Geſtalt des Stieres zerriſſen worden, ſoll in Geſtalt einer Biene wiedergeboren ſein [26]). Die Verbindung von Rind und Biene zeigen uns ferner noch griechiſche und römiſchen Münzen [27]), und ſogar im Norden wies das im Jahre 1653 zu Tournay entdeckte Grab des Frankenkönigs Childerich des Erſten goldene Bienen im Verein mit einem Stierkopf auf [28]).

In der hebräiſchen Heldenſage erſcheint der Löwe verbunden mit der Biene; in dem von Simſon zerriſſenen Löwen niſtet ein Bienenſchwarm und giebt ihm die Idee ſeines Räthſels „Vom Freſſer kam Fraß, und vom Starken kam Süßigkeit" [29]). In den Mithrasmyſterien treten beide Thiere gleichfalls verbunden auf [30]).

* * *

Unter den verſchiedenen Eigenſchaften, welche der Volksglaube den Bienen zuſchreibt und welche ſie dem Volke in einem beſſern Lichte als andere thieriſche Weſen erſcheinen laſſen, iſt zunächſt ihre Vorliebe für körperliche und geiſtige Reinheit, ihre Abneigung gegen alles körperlich oder moraliſch Befleckte, gegen alles Rohe und Frevelhafte hervorzuheben. Ihre eigene Unſchuld läßt ſie ſofort erkennen, ob eine ſich nähernde Perſon auch eine keuſche iſt; bereits Plutarch und Aelian berichten, daß ſie Perſonen, welche von einem unkeuſchen Umgange kommen, angreifen und verfolgen [31]), und noch der jetzige franzöſiſche Volksglaube läßt ſie die Eigenheit beſitzen, eine tugendhafte Frau von einer leichtſinnigen zu unterſcheiden und letztere gern mit ihren Stichen zu verfolgen [32]); gleichfalls behauptet der böhmiſche, daß eine ehrſame Jungfrau ſicher vor ihren Stichen ſei [33]). Abſcheu vor Menſtruirten ſchreibt ihnen Plinius zu; auch gegen Leichen ſollen ſie nach antiker Anſchauung heftigen Widerwillen zu erkennen geben; Abneigung ſowohl gegen übele Gerüche als auch gegen Wohlgerüche ſchreibt dieſe ihnen gleichfalls zu, ſo daß parfümirte Leute ihren Stichen ausgeſetzt gedacht wurden [34]).

Beim Einfaſſen eines Bienenſchwarmes muß, wie man in Oberbayern behauptet, ein keuſches Mädchen ſein; im Kanton St. Gallen hält man friſche Wäſche dabei für nöthig, während man Larven und Handſchuhe verſchmäht, da die Bienen dem Reinen, welcher ſie freundlich behandelt, nichts thun; nach altrömiſcher Vorſchrift mußte man vor dem Ausnehmen ſich den Mund ſpülen [35]).

Ein jeder, welcher mit den Bienen in Berührung kommt, ſoll überhaupt ein moraliſch guter Menſch ſein, denn nur reine und getreue Leute dulden ſie um ſich, während ſie unreine und falſche mit ihrem Zorne verfolgen [36]); daher gedeihen ſie nicht dort, wo rohes und trügeriſches Weſen wohnt [37]); ſogar bei geizigen Leuten gehen ſie nach böhmiſchem Glauben ſchon ein [38]), nach altrömiſchem verabſcheuen ſie auch Diebe [39]).

In ihrer Gegenwart ſoll man ſich ſtets anſtändig benehmen und freundlich mit ihnen verfahren; ſchon Plinius wußte, daß andernfalls die Stöcke ausſterben [40]), und der Schweizer Volksglaube weiß, daß ſie es thun, wenn in Gegenwart der Biene geſchworen oder geflucht wird [41]); der franzöſiſche, daß ſie im letztern Falle den Sünder mit ihren Stichen verfolgen oder ihn wohl gar eines Auges berauben, ſelbſt gegen einen unanſtändigen Scherz ſind ſie ſehr empfindlich [42]). In der Normandie, wo man ihnen das Verſtehen alles Geſprochenen zuſchreibt, glaubt man, daß ſie ſich gelegentlich für Beleidigungen rächen, dagegen gut behandelt dem Hauſe Heil bringen [43]); in der Schweiz, daß ſie dem Menſchen überhaupt nichts thun, wenn er nur keine böſen Worte braucht [44]).

Unrecht verträgt die Biene überhaupt nicht; ein geſtohlener Schwarm wird nie gedeihen, ſondern bald ausſterben, was ſchon Plinius berichtet und unſer heutiger Volksglaube beſtätigt, wenn er nicht, wie der franzöſiſche annimmt, daß der Schwarm zum rechtmäßigen Beſitzer zurückkehrt [45]). Der Weſtfale behauptet, daß, wie der Bienenſtock ſo auch der Obſtbaum und der Wermuth kein Unrecht vertrage, und daß namentlich Diebſtahl von Bienen, Flachs und Federvieh der armen Seele weh thue [46]).

Nach franzöſiſchem Glauben wollen die Bienen auch nicht einmal verkauft ſein und rächen ſich an dem Käufer durch Nichtgedeihen, zuweilen auch an dem Verkäufer durch anderweites Unglück; nur tauſchen oder verſchenken darf man ſie [47]). Der praktiſche Engländer, bei dem dieſer Glaube gleichfalls ſtellenweiſe herrſcht, weiß ſich zu helfen, indem er zwar den Bienenſtock verſchenkt, dabei aber als ſelbſtverſtändlich das gleichwerthige Gegengeſchenk in Korn, welches meiſt ſchon durch den Brauch feſtgeſetzt iſt, in Anſpruch nimmt [48]). In Schwaben darf man wenigſtens beim Immenkauf nicht feilſchen [49]).

Der enge Zuſammenhang, in welchem der Bienenſchwarm mit ſeinem Beſitzer ſteht, hat ſeinen ſchärfſten Ausdruck in den Vorſchriften gefunden, welche bei dem Tode des Herrn und dem Uebergang an den Erben zu beobachten ſind, und welche ſich gleichmäßig durch ganz Deutſchland, England und Frankreich, dann auch bei den Litthauern und den Serben verbreitet finden.

Zunächſt iſt es nöthig, den Bienen den Tod ihres Herrn, bei den Litthauern auch den der Wirthin, in einzelnen Gegenden Englands auch den naher Verwandter, in aller Form, meiſtens mit einer feſtſtehenden Formel anzuzeigen, wie z. B.

Der Wirth iſt todt (Norddeutſchland);
Der Vater iſt todt (Voigtland);
Bienchen, der Hausvater iſt geſtorben (Böhmen);
Ihr Bienen, euer Herr iſt geſtorben (Oeſterr.-Schleſien);

Dein Herr ſtirbt (Weſtfalen);
Bienchen, ſeid wach, euer Meiſter geht weg (in den Kampen);
Bienen, wacht auf, euer Herr iſt todt (Weſtfalen)[50].

Durch die Anſage des Todes ſcheint gewiſſermaßen das Band gelöſt, welches ſie mit ihrem alten Herrn verknüpfte, und die Gefahr, daß ſie ihm nachziehen, abgewendet zu werden[51]. Die Pflicht dieſer Anzeige ſteht meiſt dem Rechtsnachfolger, dem Erben des Hausherrn, zu, auch wohl die Frau[52] oder ein ſonſtiger naher Anverwandter[53] darf damit betraut werden, und wird dabei gewöhnlich an jeden Korb ein- oder dreimal angeklopft oder angeſtoßen — in Böhmen muß das Anklopfen mit dem Hausſchlüſſel[54], in Litthauen die Anzeige durch Klingeln mit den Schlüſſeln geſchehen[55] —, wodurch in Weſtfalen gleichzeitig ein Erwecken oder Verhindern des Einſchlafens (wohl als Folge des Einſchlafens ihres Herrn) bezweckt zu werden pflegt; träge und ſchläfrig werden die Bienen, welche nicht ſo aufgeweckt worden ſind[56].

Anſtatt des Anklopfens iſt in vielen Gegenden auch ein Rücken der Körbe oder Hinſtellen an einen andern Ort, ſei dieſe Veränderung auch noch ſo gering, vorgeſchrieben, ſowohl in Deutſchland als auch in England und Frankreich; im Oldenburgiſchen müſſen die Körbe auch, wenn die Leiche weggefahren wird, ſo umgedreht werden, daß die Fluglöcher nach hinten zu liegen kommen[57], vielleicht um die Bienen am Nachfolgen zu verhindern.

Wenn der Erbe dem Korbe den Tod ſeines alten Herrn ankündigt und ſich dadurch als den neuen Beſitzer vorſtellt, muß er ihnen gleichzeitig verſprechen, ſie eben ſo gut zu halten als ſein Vorgänger und ſie bitten ſich nicht zu entfernen, ſondern nunmehr für ihn zu arbeiten.

„Biene, dein Herr iſt todt,
Du ſollſt haben keine Noth"

lautet dabei der weſtfäliſche Spruch[58] und ähnlichen Inhalt haben die franzöſiſchen und engliſchen Formeln, welche bei dieſer Gelegenheit angewendet werden. Iſt aber der Erbe ein Taugenichts, dann nützt, wenigſtens nach franzöſiſchem Glauben, alles Anzeigen und Auffordern nichts, der Bienenſchwarm verläßt dennoch ſeine alte Stätte und fliegt fort[59].

Wie die Familie trägt auch der Bienenſchwarm Trauer um den Tod des Hausherrn und es darf nicht überſehen werden, die Stöcke in ſchwarzen Flor zu kleiden oder ihnen ein ſchwarzes Läppchen als Trauerzeichen umzulegen, wenn man nicht ein Ausſterben der Schwärme beſorgen will. Deutſchland, England und Frankreich theilen ſich wiederum in dieſe Sitte. In England kommt auch noch ein Einladen der Bienen zum Begräbniß vor[60], in Frankreich ein Begraben eines Kleidungsſtückes des Todten angeſichts der Bienenſtöcke, um die Bienen ſo gewiſſermaßen am Begängniß theilnehmen zu laſſen[61], während man umgekehrt im Oldenburgiſchen der Leiche etwas aus dem Bienenſtocke mitgiebt, damit der Schwarm gut gedeihe und nicht geſtohlen werde[62]. Der Tod einer Biene muß nach franzöſiſchem Glauben gleichfalls dem Stocke angezeigt und dieſer mit einem Stückchen ſchwarzen Zeuges bekleidet werden, wenn er nicht eingehen ſoll[63].

Nimmt der Schwarm ſo am Tode der Familie Theil, ſo will er andererſeits auch an Freudentagen namentlich an Hochzeitstagen nicht vergeſſen ſein und dann ein rothes Gewand tragen, um ſich mit den Menſchen zu freuen. Dieſe Bekleidung kommt in Böhmen und anderwärts in Deutſchland vor[64]; beſitzt das junge Paar Bienenkörbe, ſo muß es ihnen in Weſtfalen gleichfalls unter Anklopfen vorgeſtellt, und müſſen die Bienen gebeten werden, die junge Frau, wenn ſie ſpäter Kinder erhält, nicht zu verlaſſen[65].

Wird bei den beſchriebenen Bräuchen beim Tode des Herrn irgend etwas verſehen, dann ſterben die Bienen ihrem alten Beſitzer nach, oder ſie wandern aus und ſuchen ſich ſelbſt eine neue Heimath — in Schwaben behauptet man auch, daß der Honig dann Durchfall verurſache[66] —, überhaupt aber glaubt man in einigen bayeriſchen Gegenden, daß mit Sterbebienen kein Glück ſei[67], und ſchon Coler in ſeiner im 17. Jahrhundert erſchienenen Oekonomie erwähnt der Abneigung Bienen, deren Herr geſtorben iſt, zu kaufen, da ſie bald nachſtürben[68].

---

[1]) F. A. v. Besnard, Erläuterungen zu Arnobius. Landshut 1842, S. 280, 474. Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen. Leipzig und Darmſtadt 1839, Bd. 4, S. 353; Bd. 2, S. 586. Pauſanias, Beſchreibung von Griechenland, Buch 10, Kap. 5, §. 9.

[2]) W. Menzel, Die vorchriſtliche Unſterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. 2, S. 126. Pauſanias 9, 31, 1. R. H. Klauſen, Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha, S. 187. Besnard S. 474.

[3]) Creuzer Bd. 2, S. 585/86. Auf Münzen von Metapontum erſcheint die Biene neben der Aehre, alſo wieder in Beziehung auf Demeter. Ebendaſelbſt.

[4]) Angelo de Gubernatis, Die Thiere in der indo-germaniſchen Mythologie. Deutſche Ausgabe. Leipzig 1874, S. 507. F. A. Wieſe, Indien oder die Hindus. Leipzig 1836/7, Bd. 1, S. 257, 252. Wollheim da Fonſeca, Allgemeine vergleichende Mythologie. Berlin 1856, Bd. 1, S. 120.

[5]) Wollheim Bd. 1, S. 85.

[6]) D. Jecklin, Volksthümliches aus Graubünden. Zürich 1874, Bd. 1, S. 59.

[7]) A. Baſtian, Die Seele und ihre Erſcheinungsweiſen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 212/3.

[8]) J. N. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857, S. 248.

[9]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 55, Anmerkung.

[10]) „Globus" Bd. 3, S. 27.

[11]) W. Taylor, A. catalogue raisonnée of Oriental manuscripts in the library of the College Fort Saint George. Madras 1857, Vol. 3, p. 278.

[12]) Creuzer Bd. 2, S. 586/7; Bd. 4, S. 358.

[13]) Gubernatis S. 507.

[14]) Menzel Bd. 2, S. 127.

[15]) Creuzer Bd. 2, S. 585/6.

[16]) Pauſanias 9, 40, 2.

[17]) Konrad von Megenberg, Das Buch der Natur. Herausgegeben von Franz Pfeifer. Stuttgart 1861, S. 288.

[18]) A. Pfizmaier, Zur Geſchichte der Wunder in dem alten China. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 68, S. 856.

[19]) Besnard S. 340 (nach Voß).

[20]) O. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer. Gotha 1856, S. 596, Anmerkung (nach Voß).

[21]) Virgil, Gedicht vom Landbau. Geſang 4, Vers 281 u. folg.

[22]) Lenz S. 595/6, Anmerkung.

[23]) Menzel Bd. 1, S. 59.

[24]) Creuzer Bd. 2, S. 585 (Elegiker Philetas, Archelaus); Bd. 4, S. 354. Lenz 559, 574, 560. Ovid, Verwandelungen, Geſang 15, Vers 362 u. folg. Weſſen koment etzwenn von pfärdes fluſch, ſam Clemens der pübſt ſpricht. Megenberg S. 309.

[25]) Megenberg S. 292.

[26]) Gubernatis S. 507.

[27]) Klauſen S. 180, Anmerkung.

[28]) Gubernatis S. 507. Creuzer Bd. 4, S. 361. Letzterer ſetzt dieſes Faktum in Verbindung mit den Mithrasmyſterien.

[29]) Buch der Richter Kap. 14, Vers 14 u. folg.

[30]) Gubernatis S. 508.

[31]) Plutarch, Ehevorſchriften, Kap. 44. Aelian, Thiergeſchichten, Buch 5, Kap. 11.

[32]) J. W. Wolf, Beiträge zur deutſchen Mythologie. Göttingen und Leipzig, Bd. 1, S. 248 (Nro. 569).

[33]) J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864, Nro 604.

[34]) Plinius, Naturgeſchichte Buch 11, Kap. 15. Creuzer Bd. 4, S. 349. Lenz S. 571, 574 (nach Ariſtoteles und Varro). Aelian, Thiergeſchichten, Buch 1, S. 58.

[35]) Fr. Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie. Mün-

chen 1848/55, Bd. 2, S. 173. K. Steiger, Sitten und Sprüche der Heimath. St. Gallen 1839, S. 15. Virgil, Gedicht vom Landbau, Gesang 4, Vers 230.

[34]) (Pachelbel), Ausführliche Beschreibung des Fichtelberges. Leipzig 1716, S. 108.

[37]) Steiger S. 16.

[38]) Grohmann Nro. 1687.

[39]) Plinius Buch 11, Kap. 15.

[40]) (Ebendaselbst.

[41]) Steiger S. 16.

[42]) H. Vaschalde, Croyances et superstitions populaires du Vivarais. Montpellier 1876, p. 15. Monnier et Vingtrinier, Croyances et traditions populaires. Lyon 1874, p. 147.

[43]) Menzel Bd. 2, S. 128.

[44]) Steiger S. 15.

[45]) Plinius Buch 19, Kap. 37. A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 2, S. 65. Monnier-Vingtrinier p. 146.

[46]) Kuhn Bd. 2, S. 65.

[47]) Wolf-Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853/9, Bd. 2, S. 419 (Montagne noire). Liebrecht, Gervasius von Tilbury. Hannover 1856. Anhang: Französischer Aberglaube Nro. 88. Monnier-Vingtrinier p. 146. Vaschalde p. 15.

[48]) J. Brand, Popular antiquities of Great Britain. Edited by Carew Hazlitt. London 1870, Vol. 2, p. 219; Vol. 3, p. 276.

[49]) A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 1, S. 359.

[50]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 435. J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 254. Grohmann Nro. 606. A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. II. Sagen und Märchen, Brauch und Volksaberglauben. Troppau 1867, S. 251. Kuhn Bd. 2, S. 47. J. n. C. v. Düringsfeld, Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879, Bd. 2, S. 131. Kuhn Bd. 2, S. 65.

[51]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, S. 376.

[52]) Ebendaselbst.

[53]) F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie; gesammelt in Churrhätien. Chur 1862, S. 114.

[54]) Grohmann Nro. 606.

[55]) J. Grimm, Deutsche Mythologie (Erste Auflage). Göttingen 1835. Anhang, Littauischer Aberglaube Nro. 8.

[56]) Kuhn Bd. 2, S. 47, 66.

[57]) L. Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 1, S. 65.

[58]) Kuhn Bd. 2, S. 65.

[59]) Wolf Bd. 2, S. 248 (Nro. 569).

[60]) Brand Vol. 2, p. 148.

[61]) Monnier-Vingtrinier p. 148.

[62]) Strackerjan Bd. 1, S. 65.

[63]) Grimm a. a. O., Französischer Aberglaube Nro. 26.

[64]) Grohmann Nro. 606. W. Wackernagel, Kleine Schriften, Bd. 1, S. 182.

[65]) Kuhn Bd. 2, S. 66.

[66]) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 105.

[67]) Panzer Bd. 1, S. 265.

[68]) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. 1, S. 148.

# Aus allen Erdtheilen.

## Australien.

— Bevölkerung und Staatsschulden der australischen Kolonien am 31. December 1880.

| | Bevölkerung | Staatsschulden | pro Kopf | |
|---|---|---|---|---|
| | | Pf. St. | Pf. St. | Sh. |
| Victoria . . . . . | 910 000 | 25 048 222 | 27 | 10 |
| Neu-Süd-Wales . | 767 200 | 23 666 542 | 30 | 8 |
| Neu-Seeland . . . | 580 000 | 27 409 113 | 58 | 10 |
| Süd-Australien . . | 268 000 | 7 593 943 | 28 | 3 |
| Queensland . . . | 220 000 | 10 192 086 | 46 | 3 |
| Tasmanien . . . | 112 500 | 1 786 800 | 15 | 18 |
| West-Australien . . | 29 000 | 361 000 | 12 | 9 |
| | 2 886 700 | 96 057 706 | 33 | 5½ |

— Von der Burke and Wills Expedition, die, wie bekannt, im Jahre 1860 von Melbourne auszog, um das damals noch gänzlich unbekannte Central-Australien bis an den Golf of Carpentaria zu erforschen, aber auf der Rückkehr am Cooper's Creek elendiglich umkam, wurden im December 1880 — also nach 20 Jahren — bei Wilcannia drei Kameele gefangen, welche dieser Expedition angehört hatten. Der Ort Wilcannia mit 800 Seelen liegt am Darling-Flusse in 31° 30′ südl. Br. und 143° 30′ östl. L. Gr. und gehört zur Kolonie Neu-Süd-Wales.

## Vermischtes.

— Wir erlauben uns, unsere Leser mit besonderm Nachdruck auf den dieser Nummer beigelegten Prospekt, Ed. Hölzel's Geographische Charakterbilder betreffend, aufmerksam zu machen. Wegen der Einzelheiten, soweit sie sich auf die Herstellung dieser Oeldruckbilder, ihre wissenschaftliche und technische Vorbereitung, auf den Preis u. s. w. beziehen, verweisen wir auf jene Beilage; aber wir möchten unsererseits hinzufügen, daß das hier Gebotene in der That ein vorzügliches Mittel für den geographischen Unterricht zu werden verspricht. Die Ausführung ist eine künstlerisch geschmackvolle und steht unseres Erachtens weit über den landläufigen Oeldruck-Landschaften, der Preis ist verhältnißmäßig gering; der Grundsatz, nur konkrete Bilder vorzuführen, unstreitig zu loben. Daß sich die Wiener Geographische Gesellschaft und namhafte Fachmänner des Unternehmens thatkräftig angenommen haben und namentlich bei Beschaffung und Auswahl von zuverlässigen Vorlagen behülflich sind, ist ein vollgültiger Beweis für die durchaus gesunden Grundlagen des großartigen Unternehmens, welchem wir von Herzen in Schulkreisen wie unter den Freunden der Erdkunde guten Erfolg wünschen.

Inhalt: Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Isabella L. Bird's Reise durch Japan. V. — Einiges über St. Thomé. — Carl Haberland: Biene und Honig im Volksglauben. I. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 11. März 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Prospectus, betreffend: „Ed. Hölzel's Geographische Charakter-Bilder".

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reisenden.)

II.

An der Stelle, wo Nachtigal den Gambaru überschritt, hatte derselbe nur 10 m Breite und $^2/_3$ m Tiefe; aber die Breite seines Bettes ließ erkennen, welche Wassermassen er zu gewissen Zeiten hinabwälzt. Der Strom soll im Lande der Musgo aus dem Wassernetze, das bei Kabscheme mit dem Flusse von Logon zusammenhängt, entspringen und fließt bei Wulegi in den Tsade. In dem Dickicht an seinem rechten Ufer, das hauptsächlich aus Hedschilidsch (Seifenbaum, Balanites aegyptiaca) besteht, tummelten sich in komischen Sprüngen Legionen kleiner Affen der Species Cercopithecus grisoviridis. Zur Regenzeit kann man den Gambaru sowie seine zahlreichen Nebenflüßchen nur mittels Fahrzeuge überschreiten. Dieselben sind von zweierlei Art: entweder höhlt man zwei große Kürbisse aus und verbindet sie mit Stöcken, auf welche sich der ganz entkleidete Reisende rittlings setzt, nachdem er Kleider und Habseligkeiten in den Kürbissen untergebracht hat. Oder man verbindet vier derselben mittels Stäben und zwar nicht nur unten, wo sie ins Wasser tauchen, sondern auch oben, wo sich die Höhlungen befinden, und legt darauf einen Fußboden von Planken und Aesten, auf welchem Leute und Gepäck ohne Gefahr des Durchnäßtwerdens Platz nehmen. Noch besser sind Boote oder richtiger Flöße aus Ambadschholz, welche man schwimmend vor sich her stößt. Alle drei Arten des Ueberganges sind auf S. 226 zur Darstellung gebracht.

Beim Weitermarsche blieb der Gambaru fast stets in Sehweite zur Rechten, bis die Stadt Afadē erreicht war. Dieselbe ist kleiner als Ngala und hat jetzt statt der 8000 Einwohner, die Heinrich Barth ihr giebt, noch keine 2000, alles Makari. Zerstörte Häuser und weite leere Räume zeigen ihren Verfall, an welchem der Pilger ed Din die Schuld trägt. Der einzige besser erhaltene Stadttheil ist der Palast des Königs oder Gouverneurs, eine Burg von sorgfältiger Bauart im Makari-Stil und von geschmackvoller Verzierung, welche hoch über die anderen Häuser hervorragt. Ein bedeckter Eingang führt in einen Hof, auf welchen sich eine Art von Thron- oder Rathssaal öffnet, ein nicht großer, aber gut geglätteter Raum, welcher fast ganz durch eine feste, circa 1 m hohe Estrade aus Lehm eingenommen wird, welche ihrerseits den schwarz angestrichenen Thron des Gouverneurs trägt. Noch verengert wird dies Gemach durch vier viereckige, nach oben zu sich verjüngende Pfeiler, deren glatte Flächen und scharfe Kanten gleichfalls viel Sorgfalt bei der Herstellung verrathen. Der sehr massiv gebaute vorspringende Flügel des Palastes hat ein oberes Stockwerk und trägt eine Art kleinen runden Pavillons aus Lehm, das Privatzimmer des Mai, von dem eine Thür auf die Terrasse des Unterstockes führt. Alle Thüren sind mit breiten, schwarzen Gesimsen eingefaßt und die Wände mit Kannelüren, die in schwarze und gelbe Felder getheilt sind, verziert. Auf den jetzt in Terrassen verwandelten Ruinen dieses einst viel umfangreichern Palastes erheben sich hier und da mit Stroh gedeckte Lehmhütten (bongo) von einer viel weniger sorgfältigen und zierlichen Bauart. Vor dem königlichen Gemach befindet sich eine Bank aus Lehm mit gut geglätteter Lehne, wo der jetzige Mai, Muzo mit Namen,

zu ſitzen pflegt. Der Platz vor dem Palaſt, der mit großen dicht belaubten Ficoïdeen umgeben iſt, dient den Eingeborenen zu Verſammlungen und Berathungen, und von ſeinem Sitze aus vermag der Gouverneur die Begrüßungen, Berichte, Bitten und Klagen der Leute zu hören und kleinere Streitigkeiten zu entſcheiden. Nachtigal ſuchte ihn im Oberſtocke auf und fand in ihm einen liebenswürdigen Makari, der entſchieden auf Seiten des flüchtigen Mbang von Baghirmi zu ſtehen ſchien.

Die unmittelbare Umgebung von Afade beſitzt eine ungewöhnlich reiche Vegetation von wildem, faſt jungfräulichem Charakter; wilde Schweine, Meerkatzen und Paviane giebt es in Menge, und die letzteren wagen ſich ungeſcheut bis an die Mauern und ſelbſt in das Innere der Stadt. Unter den Bäumen finden ſich beſonders gummihaltige, ferner Ficoïdeen in vier Species und zum erſten Male ein Baum mit grauer, bitterer Frucht von der Größe einer Citrone, der im Arabiſchen murr, im Kanuri kagem heißt.

Von Afade an verſchwindet das Kanuri-Element vollſtändig aus den Städten und macht den Makari Platz. Statt der hahnenkammartigen Haartracht der Tibu Ngoma flechten ſich die dortigen Frauen ſechs dicke Zöpfe, welche vom Scheitel in gleichen Abſtänden hinten und vorn herabfallen. Auch in Afade wartete die Karawane mehrere Tage auf den Träger des Briefes, den Scheich Omar an den König von Logon richten wollte, eine Zeit, welche Nachtigal

Uebergang über den Gambaru zur Regenzeit.

benutzte, um alte kundige Leute nach der Geſchichte ihrer Stadt und dem Makari-Dialekte auszufragen. Am 10. März aber wollte er dem armen Gouverneur Muzo nicht länger mehr zur Laſt fallen und warten, ſondern ſetzte ſeine Reiſe langſam durch den dichten Wald fort, den Gambaru rechts laſſend. Hier und da begegnete man Jagdgehegen, einem Gewirr von Zäunen, die ſich einander nähern, in welche die Keribinas das Wild zuſammentreiben und es zuletzt durch Pfeilſchüſſe erlegen. Zur Seite zeigten ſich auch ab und zu faſt ganz verlaſſene Schoa-Dörfer. Nach viereinhalbſtündigem Marſche war Tille erreicht, ein ummauertes Dorf, der letzte Ort im eigentlichen Bornu, reizend auf einem Hügel gelegen, zu deſſen Fuße ſich ein Arm des Gambaruram wand, an dem ſich unglaubliche Scharen von Affen in den heiterſten Spielen tummelten. Leider war dort aber kein brauchbares Unterkommen zu erhalten, ſo daß Nachtigal unter einer prächtigen Tamarinde am Ufer des Fluſſes ſein Lager aufſchlug. Es hatte für ihn, der ſo lange Zeit nur in Wüſten gelebt hatte, einen ganz eigenen neuen Reiz, den Blick an dem klaren Gewäſſer, der üppigen Vegetation und den ländlichen Hütten zu weiden. Lange Zeit träumte er im Schatten der rieſigen Bäume, in den Anblick der romantiſchen Natur verſunken. Da ſpielten Kinder am Boden; dort durchwateten lange Reihen von Frauen, Schüſſeln und Körbe auf dem Kopfe, den Fluß, um den Markt des eine Tagereiſe ſüdlich gelegenen Dſchelbei zu beſuchen; Perlhühner tummelten ſich im Uferdickichte und Affen machten ihre Kapriolen auf den Bäumen: alles athmete Friede, Reichthum und Anmuth, bis — der Menſch auftrat. Leute aus dem Dorfe kamen bald, um den weißen

Mann zu betrachten, und darunter Muſikanten, welche einen abſcheulichen Lärm vollführten. Der eine, deſſen ganzer Kopf bis auf zwei, von vorn nach hinten verlaufende Streifen kahl geſchoren war, bearbeitete eine Trommel, der andere hatte eine Flöte mit mehreren Löchern und einer weiten metallenen Mündung.

Der nächſte Morgen brachte ſie in drei Stunden durch dichten Wald in ſüdöſtlicher Richtung nach der Logon-Stadt Kalakafra, innerhalb deren hohen und dicken Mauern etwa 5000 Einwohner leben. Dieſe zeigten ſich aber ſehr furchtſam und ungaſtlich; denn ſobald ſich die Karawane näherte, wurden ſämmtliche Thore ihr vor der Naſe zugeſperrt. Sie mußte ſich alſo außerhalb im Schatten eines großen Bolongo-Baumes lagern, wo ſie den Beſuch des Gouverneurs, mit dem Titel Kalif, empfing, der etwas von einem Frühſtück verlauten ließ. Da er aber nicht Wort hielt, ſo brachen ſie Nachmittags wieder auf und marſchirten bis Ulf oder Alfu, der älteſten Stadt Logons. Sie iſt beſſer erhalten, als die meiſten Städte Bornus und mag 6000 bis 7000 Einwohner zählen. Man bemühte ſich zwar, durch Galoppiren und Flintenſchüſſe den dortigen Gouverneur, der den Titel Galadima führt, aufmerkſam zu machen; derſelbe kümmerte ſich aber ſo wenig um die Ankömmlinge, daß dieſe es vorzogen, unter freiem Himmel ihre Zelte aufzuſchlagen. Dort bemerkte Nachtigal die erſte Deleb-Palme (Borassus Aethiopum).

Am 12. März zog man gegen Südſüdoſt durch eine dicht von Kanuri und Schoa-Arabern bewohnte Gegend. Die zeitweiſe Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Dörfer waren meiſt mit einem kleinen ſchützenden Erdaufwurfe umgeben, der durch Lagen von Schilf verſtärkt war. In dieſem Gebiete gemiſchter Bevölkerung zieht der Reiſende ſtets die Kanuri-Dörfer vor, wo er eines beſſern Empfanges ſicher iſt, als bei den ſelbſtſüchtigen und wenig gaſtfreundlichen Schoa oder Makari.

Schoa-Niederlaſſungen erkennt man beſonders an ihren rieſigen Stroh- oder Schilfhütten, welche Plumpheit und Unſolidität mit einander verbinden, aber ſo geräumig ſind,

Reſidenz des Gouverneurs in Afadé.

daß ſie außer den Menſchen auch Pferden und Groß- und Kleinvieh Unterkunft bieten. Gewöhnlich enthalten dieſelben außer einigen Lehmbänken ein 2 bis 2½ m hohes, auf Pfählen ruhendes und mit Matten bedecktes Gerüſt, in welches ſich die Familie zum Schlafen zurückzieht. Faſt der ganze übrige Raum der Hütte wird vom Vieh eingenommen. Wegen der Fliegen, welche in dieſen feuchten, ſumpfigen Gegenden in Maſſen vorkommen, errichtet man gewöhnlich vor der Hütte ein eben ſolches Geſtell, nur noch höher, als das drinnen, um ſich zugleich vor Flöhen zu ſchützen, und brennt darunter Nachts ein Feuer von friſchem Holze. Bei Tage benutzt man ſie zum Schutze gegen die Sonne. In den kleineren Hütten der Kanuri und Makari macht man, um die läſtigen Inſekten abzuhalten, die Thüren möglichſt klein und ſucht ſie Abends durch Rauch zu vertreiben. Dann wird die Thür hermetiſch verſchloſſen, ſo daß ſich drinnen bald eine entſetzliche Stickluft entwickelt. Einem europäiſchen Reiſenden fällt die Wahl zwiſchen den Stichen der zahlloſen Blutſauger und dem raucherfüllten, ſtinkenden Loche ſtets ſchwer; während und unmittelbar nach der Regenzeit, wo das ganze Land einem Sumpfſee gleicht, erreicht dieſe Plage ihren Höhepunkt.

Wuli, wo die Reiſegeſellſchaft am 13. März eintraf, iſt eine Gruppe kleiner Schoa-Dörfer, umgeben von majeſtätiſchen Deleb-Palmen mit fächerförmigen Blättern, die von hier an ſehr häufig werden. Ihre Frucht hat die Größe und Geſtalt einer Kokonuß, iſt im Zuſtande der Reife dunkelgelb und beſteht faſt ganz aus einem Kern; das faſt ſafrangelbe Fleiſch iſt ziemlich hart und faſerig, aber ungemein ſüß und wohlſchmeckend; doch kann man es nur ausſaugen.

Am Hofe von Logon hatten ſich indeſſen beunruhigende Nachrichten über Nachtigal's Ankunft verbreitet. Die vielen Leute und Pferde in ſeinem Gefolge unterſtützten das Gerücht, demzufolge er gekommen war, dem flüchtigen Mbang gegen ſeine Feinde zu helfen, zu deſſen Entſtehung übrigens ſein fremdartiger Charakter als Europäer und Chriſt allein ſchon hinreichte. Der Sultan Maruf von Logon war in die höchſte Unruhe, um nicht zu ſagen Beſorgniß oder Furcht verſetzt worden; ſo ſuchte er denn, wie der Reiſende erſt

Kleine Welt. — Schluß. — Familien- und Kinder-Bälle. — Ein Ball bei Hofe. — Ein Ball bei Hofe. — Ein Ball bei Hofe

die Hälfte des Reiches gehört ihm; der zweite führt als Herr des Fluſſes den Titel Mbraï Logon, während der dritte, der Mbraï Rhaâ, auch Chef des Hauſes oder des Landes genannt, noch ſeinen Jagdzug ſich bewahrt hat und gelegentlich benutzt. Erſt ſpäter kamen die Makari gelegentlich eines Krieges gegen die Mohammedaner in das Land. Dieſelben unterſcheiden ſich ſtark von den Kanuri; ſie ſind im Allgemeinen von dunklerer Hautfarbe, als die Bornu-Leute, von kräftiger Bauart und in Sumpfgegenden ſehr zur Fettleibigkeit geneigt; ihre Züge ſind weder ſchön noch regelmäßig. In einem Makari-Orte haben die Dinge ein ganz anderes Ausſehen, als in den anſtoßenden Bornu-Dörfern; man wird von dem verhältnißmäßig großartigen Umfange der Gebäude, dem würdigen Ausſehen der Bevölkerung und der Originalität des Ganzen eigenthümlich berührt.

Die Häuſer ſind hier zum Theil Lehmhütten vom Bongo-Typus mit kuppelförmigen Strohdächern und meiſt hohen Unterbauten wegen der Näſſe des Erdbodens; dann

Muſikanten in Tille.

Inneres einer Schoa-Hütte.

finden ſich große Bauwerke, wie Forts mit dicken Zinnenmauern, zuweilen Eckthürmen und Thüren, die oben viel breiter ſind als unten; ferner viereckige Gebäude mit wenig geneigten Dächern und hohen, nach oben ſchmaler werdenden Thüren, die von außen wie zweiſtöckig ausſehen, im Innern aber nur einen einzigen hohen Raum enthalten. Der Feſtungstypus kommt häufiger in den Städten am Schari außerhalb Logons als in dieſem Lande ſelbſt vor. Vor den Häuſern befindet ſich gewöhnlich ein ſorgfältig geglätteter, mit Sand oder Stroh beſtreuter und von einer nur einen Fuß hohen Mauer umgebener Platz, welcher zum Beten und zum Empfangen von Beſuchen, Untergebenen ꝛc. dient.

In den mohammedaniſchen Gebieten der Maſa, zu denen die Makari gehören, weiſen Tracht, Bewaffnung und Haarſchmuck weſentliche Verſchiedenheiten auf. Die Männer kleiden ſich dort in zuſammengenähte, indigo-gefärbte Baumwollſtreifen; vom ſelben Stoffe ſind die Tücher der Frauen. Die Musgo, nahe Verwandte der Leute von Logon, ein Heidenvolk vom Stamme der Maſa, begnügen ſich mit einer ledernen Schürze und die Frauen mit einem Bande um die Hüften, wie die Heiden im Süden von Baghirmi, von wo die Logoner gekommen ſein ſollen. Die Musgo ſind gleichfalls eine ſtolze, kräftige Race, aber von groben Zügen, welche noch dazu von Knochen- oder Metall-

Ἀπὸ τὸ Λιμάνι τὸ Μόλυβος ἀπὸ τὸ Κάστρο
Ἀπὸ τὸ Κάστρο τὸ Μόλυβος ἀπὸ τὸ Λιμάνι
Ἀπὸ τὸ Λιμάνι τὸ Μόλυβος ἀπὸ τὸ Κάστρο
Ἀπὸ τὸ Κάστρο τὸ Μόλυβος ἀπὸ τὸ Λιμάνι

Von Hafen Molyvos von Kastro
Von Kastro Molyvos von Hafen
Von Hafen Molyvos von Kastro
Von Kastro Molyvos von Hafen

Ich kannte den Hund schonlange. Allerdings ist es, wie Sie sehen, ein Bastard, ein Produkt der Kreuzung von Bulldog und Windhund, aber ein sehr schöner Bastard, nicht wahr?

Nach einer Photographie von Pierre Petit in Paris.

Alfons XII. (1874—1885). Nach dem Gemälde von Ch. de Haas (1881) im Museum zu Madrid. Alfons XII. war der Sohn Isabellas II. und ihres Gemahls Franz de Paula. Er wurde 1857 geboren und starb 1885 an der Lungenschwindsucht.

## Isabella II. Maria Viktoria Joseph Januarius.

Königin Maria Christine hatte ihre Residenz in einem Palast in Madrid, der dicht an der Calle de Atocha gelegen war. Dort wurde ihr am 10. Oktober 1830 eine Tochter geboren, die den Namen Isabella Maria Viktoria Joseph Januarius erhielt. Ihr Vater, König Ferdinand VII., hatte sich 1829 mit Maria Christine, einer Prinzessin von Neapel, vermählt, die ihm zwei Töchter gebar. Da nach dem Gesetz, das Ferdinand VII. selbst 1713 erlassen hatte, Frauen nicht zur Thronfolge berechtigt waren, so war Don Carlos, der Bruder Ferdinands, der nächste Thronerbe. Ferdinand VII. hatte aber 1789 ein neues Gesetz erlassen, das Frauen zur Thronfolge berechtigte, und dieses Gesetz wurde 1830 von den Cortes bestätigt. Don Carlos, der sich weigerte, dieses Gesetz anzuerkennen, wurde von seinem Bruder verbannt. Er ging nach Portugal, dann nach England und Italien und kehrte erst 1845 nach Spanien zurück, wo er sich in Bourges niederließ. Dort starb er 1855. Seine Söhne, Don Carlos und Don Juan, erhoben Ansprüche auf den Thron, die sie auf ihre Nachkommen vererbten. Don Carlos, der Sohn Don Carlos', ist der Vater des jetzigen Prätendenten.

Isabella wurde, wie wir sahen, von ihrer Mutter Maria Christine erzogen. Diese hatte sich, als Ferdinand VII. 1833 starb, zur Regentin für ihre Tochter ernennen lassen. Sie hatte sich aber nicht lange in dieser Würde behaupten können. Don Carlos, der sich in Portugal aufhielt, hatte sich sofort nach dem Tode Ferdinands VII. zum König ausrufen lassen und war mit einem Heer in Spanien eingefallen. Maria Christine mußte sich mit ihrer Tochter nach Frankreich flüchten. Dort blieben sie bis 1840. Dann kehrten sie nach Madrid zurück. Isabella II. war damals 10 Jahre alt. Sie wurde nun für mündig erklärt und bestieg den Thron. Maria Christine aber mußte sich mit einer Pension begnügen. Sie starb 1878 in Paris.

Isabella II. war 1846 mit ihrem Vetter Don Francisco de Paula, dem Sohn Don Carlos', vermählt worden. Dieser war aber impotent, und die Ehe blieb kinderlos. Isabella II. hatte sich schon vor ihrer Vermählung in den Herzog von Rianzares verliebt, der ihr Günstling wurde und ihr Vertrauen in hohem Maße besaß. Er war es, der Isabella II. veranlaßte, 1846 die Ehe mit Don Francisco de Paula einzugehen. Isabella II. hatte sich schon vor ihrer Vermählung in den Herzog von Rianzares verliebt, der ihr Günstling wurde und ihr Vertrauen in hohem Maße besaß. Er war es, der Isabella II. veranlaßte, 1846 die Ehe mit Don Francisco de Paula einzugehen.

Die Jagdzeit der Ainos, in der sie in ihren oft verschneiten Wäldern dem Rothwilde und Bären nachstellen, dauert vom Herbst bis weit in das Frühjahr hinein. Einen großen Theil ihrer Steuern an die japanische Regierung bezahlen sie mit den Häuten der erlegten Thiere, deren geräuchertes Fleisch ihnen während des übrigen Theils des Jahres als Nahrung dient. Bis auf den heutigen Tag haben sie sich zur Jagd stets vergifteter Pfeile bedient, die sie entweder selber vom Bogen abschossen, oder zu der ebenso sinnreichen wie einfachen Vorrichtung einer sogenannten Pfeilfalle verwendeten. Die giftige Substanz zu diesen Geschossen liefert ihnen die zerquetschte Wurzel des japanischen Eisenhutes (Aconitum japonicum), die sie mit einer röthlichen Erde und Talg vermischen und in eine längliche Vertiefung der Pfeilspitze streichen. Die Spitze, die nur lose an dem Schaft befestigt ist, bleibt in der Wunde haften, und die Wirkung des Giftes soll einen Bären nach Verlauf von zehn Minuten, ein kleineres Thier in noch kürzerer Zeit tödten. Dabei bleibt das Fleisch des Thieres eßbar, und ist es nur nöthig es aus der Umgebung der Wunde fortzuschneiden. Die civilisatorische Fürsorge der japanischen Regierung hat auch gegen diesen Brauch der harmlosen Wilden ein Verbot erlassen, das die Anwendung von Gift und Pfeilfallen streng untersagt; und die Ainos klagen nun über die zunehmende Schwierigkeit der Jagd, da das Wild durch das Knallen der Feuerwaffen immer weiter in die Berge zurückgetrieben werde. Daß sie ihre alte geräuschlose Art der Jagd trotz jenes Verbots nicht aufzugeben gedenken, geht aus der bedeutsamen Aeußerung hervor, die Miß Bird mehr als einmal am Schlusse derartiger Klagen vernahm: „Die japanische Regierung kann ja ihre Augen nicht überall haben."

Die Lage der Ainoweiber ist trotz aller Anstrengung unaufhörlicher Arbeit doch eine weniger gedrückte als die der Frauen bei den meisten anderen wilden Völkern. Sie nehmen an den Mahlzeiten der Männer Theil, sie sprechen und lachen in ihrer Gegenwart, und sie empfangen im Alter dieselbe Pflege und genießen dieselbe Ehrfurcht wie jene. Der Erlös ihrer für den Verkauf angefertigten Matten und Gewebe verbleibt ihnen; und wenn auch, wie Miß Bird mitgetheilt wurde, der strenge Aino-Brauch den Weibern jede Unterhaltung mit Fremden untersagt und sie allein zur Arbeit im Hause und zum Aufziehen der Kinder bestimmt, so konnte sich die Reisende selbst davon überzeugen, daß dieser Brauch nur noch in Gegenwart der Männer befolgt wurde, und daß die Frauen und Mädchen trotz der meist vollständigen Unkenntniß des Japanischen jede Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihr selber und ihrem japanischen Diener gern benutzten.

Die religiösen Vorstellungen der Ainos, soweit von solchen überhaupt die Rede sein kann, sind ganz zusammenhanglos und unbestimmt. Mit Ausnahme eines kleinen Bergtempels von unverkennbar japanischer Konstruktion, in dem sie den Joschitsune „verehren", einen vielbesungenen Helden der japanischen Geschichte, der einer Sage nach von der Eifersucht seines mächtigen Bruders verfolgt nach Jesso geflohen und bis zu seinem Tode unter den Ainos gelebt haben soll; mit Ausnahme dieses einen Tempels besitzen sie kein Heiligthum. Ihr Kultus ist augenscheinlich von den frühesten Zeiten an dasselbe gewesen, was er heute noch ist: ein roher Naturdienst, welcher Bäumen, Flüssen und Bergen eine gewisse Verehrung darbringt und dem Meere, dem Walde, dem Feuer, der Sonne und dem Monde und einigen starken Thieren gute und böse Macht zuschreibt. Von einer Ahnenverehrung, wie sie die Schintoreligion aufweist, ist keine Spur vorhanden, trotzdem ja der rohe Naturdienst der Ainos möglicherweise die ursprüngliche Form des Schintoismus gewesen ist. Die Verehrung Joschisune's, dem sie die größte Dankbarkeit zu schulden glauben, und dessen endliche Wiederkunft manche von ihnen erwarten, darf nicht als ein Anklang an jenen Ahnenkultus betrachtet werden: denn sie steht in gar keiner Beziehung zu dem, was man etwa ihre Religion nennen könnte. Ihre sogenannten Götter, jene mit den gelockten Spänen verzierten Stäbe, entsprechen den gohei des Schintokultus, den mit Papierschnitzeln behängten Gerten, die noch heute als symbolische Weihegeschenke in den Schintotempeln Japans dargebracht werden. Diese seltsamen Götter, die, oft zwanzig und mehr an der Zahl, in jedem Aino-Hause zu finden sind, werden auch neben Abgründen und gefährlichen Bergwegen, an Flußufern u. s. w. aufgepflanzt, und von den Schiffern, welche Stromschnellen zu passiren haben, zur Abwendung der Gefahr in den Fluß geworfen. Als die Einwohner von Biratori erfuhren, daß Miß Bird's Lastpferd an einer steilen Stelle des Weges von Sarufuto gestürzt war, pflanzten sie noch am nämlichen Tage vier Götterstäbe an jener Stelle auf.

Wenn oben von einer „Verehrung" gewisser Naturgegenstände die Rede gewesen ist, so darf man dabei an nichts denken, was auch nur im Entferntesten unseren Vorstellungen von Gebet oder Gottesverehrung entspräche. Es sind immer dieselben Saké-Libationen, die mit dem Hin- und Herschwenken des Saké-Bechers und einigen winkenden Handbewegungen begleitet werden. Wenn es auch ursprünglich anders gewesen sein mag, heute verbindet der Aino weniger Gedanken mit dieser gewohnheitsmäßigen Form, als es der Buddhist mit dem Drehen des Gebetrades thut.

Für einen ausgedehnteren Thierkultus der Vorzeit spricht der Umstand, daß heute noch gewisse Thiere in der Aino-Sprache den Namen „kamoi" d. h. „Gott" führen, so heißt z. B. der Wolf: „der heulende Gott"; die Eule: „der Göttervogel"; eine schwarze Schlange: „der Rabengott" ꝛc. Von diesen Thieren wird heute keines mehr verehrt: doch hat die Verehrung des Wolfes bis vor wenigen Jahren noch stattgefunden. Der Donner, „die Stimme der Götter", wird von den Ainos gefürchtet; die Sonne nennen sie ihren besten Gott, das Feuer ihren nächstbesten, augenscheinlich weil sie von diesen beiden die größten Segnungen empfangen. So scheint ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit ihre rohen Vorstellungen zu beeinflussen, ein Gefühl, das, wie es sich in der Heilighaltung des Joschitsune kundthut, sich auch in dem folgenden Gesange ausspricht, der bei einem wilden Feste angestimmt wird, mit dem man in einigen Gegenden der Insel den Schluß der Jagd- und der Fischfangzeit zu feiern pflegt:

„Dem Meere, das uns ernährt, dem Walde, der uns schützt, bringen wir Dank dar. Ihr seid zwei Mütter, die ein Kind ernähren; zürnt nicht, wenn wir die eine verlassen, um zu der andern zu gehen."

„Die Ainos werden immer der Stolz des Waldes und des Meeres sein."

Das einzige Opfer, welches die Ainos außer dem üblichen Trankopfer darbringen, besteht in dem gelegentlichen Niederlegen eines kleinen todten Vogels neben einem ihrer Hausgötter, wo er so lange liegen muß, bis er in Fäulniß übergegangen ist. „Für den Gott zu trinken" ist der wichtigste Akt bei der „Anbetung", und so sind Religion und Trunkenheit hier zwei untrennbare Begriffe; je mehr der Aino trinkt, desto mehr „erfreut er die Götter", denen er ja auch von jeder neuen Schale Saké die üblichen Libationen darbringt.

Einen merkwürdigen Zug in diesem Gewirr unklarer Vorstellungen bildet die „Verehrung" des Bären, den die Ainos als das stärkste, furchtbarste und muthigste unter

Digitized by Google

allen Thieren preisen. Sie besitzen einige rohe Gesänge zu seinem Lobe; und die höchste und ehrendste Schmeichelei, die sie einem Manne sagen können, ist ein Vergleich mit dem mächtigen Bären. Trotz dieser Verehrung, welche die in jedem Dorfe neben dem Hause des Häuptlings aufgepflanzten Bärenschädel zu geheiligten Dingen macht, stellen sie dem Bären auf alle Weise nach, sie fangen ihn in Gruben, schießen ihn, verzehren sein Fleisch und verkaufen sein Fell.

In den meisten Dörfern befindet sich dicht neben den hohen Pfählen, welche die heiligen Bärenschädel tragen, ein großer, aus starken Holzstäben verfertigter Käfig, der drei oder vier Fuß hoch über dem Boden auf Pfählen steht. Im ersten Frühjahr müssen die Männer des Dorfes einen jungen Bären fangen, der in einem Wohnhause, gewöhnlich in dem des Häuptlings oder des Unterhäuptlings, aufgenommen und hier von einer Frau des Dorfes gesäugt wird. Als Spielgenosse der Kinder bleibt das Thier so lange in Freiheit, bis es für diese Gemeinschaft zu groß und stark ist. Nun wird es in den Käfig gesetzt und hier bis zum Herbst des folgenden Jahres mit reichlichem Futter erhalten. Um diese Zeit wird dann das größte Fest der Ainos, das Fest des Bären, gefeiert, das an der Küste und im Gebirge und in den verschiedenen Theilen der Insel mancherlei Variationen aufweist, das aber überall das Volk aus einem weiten Umkreise vereint und mit einem großen Schmause, mit überreichlichem Saké-Genuß und mit einem seltsamen, nur von den Männern ausgeführten Tanze begangen wird.

Nachdem der Bär zuerst durch lautes Schreien erregt und durch einen Pfeilschuß des Häuptlings verwundet worden, wird die Thür des Käfigs geöffnet, und wenn dann das zur Wuth gereizte Thier hinausspringt, stürzen sich alle anwesenden Männer mit ihren Waffen ihm entgegen. Jeder will ihm eine Wunde beibringen; „denn sein Blut fließen zu machen, bringt Glück." Sobald er niederfällt, wird ihm der Kopf abgeschnitten; man legt alle Waffen, mit denen man ihn verwundet hat, vor ihm nieder, und fordert ihn auf, sich zu rächen. Darauf wird der Körper unter wahnsinnigem Jubel unter das Volk vertheilt, der Kopf auf einen hohen Pfahl gesteckt und durch unablässige Trankopfer verehrt, bis das Fest mit einer allgemeinen Betrunkenheit endet. In einigen Dörfern muß die Frau, die den Bären gesäugt hat, laut klagen und heulen, während er getödtet wird, und darauf jeden, der ihn verwundet hat, mit einem Zweige schlagen. Bei den Küsten-Ainos an der Bulkanbai legen sie dem aus dem Käfig gelassenen Bären eine Stange über den Hals, auf welche mehrere Männer steigen, die durch heftige Bewegungen dem Thiere den Hals brechen. Wenn es dem Tode nahe ist, stimmt die ganze Menge den Gesang an: „Wir werden dich tödten, o Bär! kehre bald in einen Aino zurück!" Wird ein Bär von den Jägern im Walde gefangen oder geschossen, so befolgen sie gewisse Bräuche, die das Thier versöhnen und seine Vergebung erlangen sollen.

Aus dem eben angeführten Gesange und aus einigen rudimentären Traditionen ist ersichtlich, daß gewisse unklare Vorstellungen von einer Seelenwanderung unter den Ainos vorhanden sind; ob diese aber im Volke selber entstanden oder durch den Kontakt mit dem Buddhismus erst später hineingebracht worden sein mögen, ist nicht festzustellen. Ueber einen Zustand nach dem Tode existiren keine bestimmten Begriffe unter ihnen und ist ihnen dies auch augenscheinlich kein anziehender Gegenstand des Nachdenkens. Von Miß Bird darüber befragt, vermutheten einige, daß die Geister der Verstorbenen in Schlangen oder Wölfe übergingen, andere, daß sie als zu fürchtende Gespenster in den Wäldern umherschweiften, wieder andere, daß sie je nach ihren Thaten an einen guten oder bösen Ort versetzt würden. Schinondi, einer der angesehensten Männer von Biratori, dessen Mittheilungen Miß Bird einen großen Theil ihrer Notizen über die Ainos verdankt, wollte von allen derartigen Vorstellungen nichts wissen, „da noch nie ein Todter zurückgekehrt sei, um Nachricht zu geben." Auf die Frage, was unter den Ainos für Sünde oder „böse Thaten" gelte, gab er zur Antwort: „Schlechte Behandlung der Eltern, Diebstahl und Lügen."

Die gesellschaftlichen Zustände des Volkes sind von einfachster, vorwiegend patriarchalischer Art. Zu einer Heirath, die von den Männern nie vor dem 21., von den Frauen erst nach dem 17. Jahre geschlossen werden darf, muß die Erlaubniß des Häuptlings eingeholt werden. Erst wenn diese ertheilt ist, hält der Bewerber persönlich oder durch eine Mittelsperson um das Mädchen an. Giebt der Vater desselben seine Zustimmung, so erhält er von dem Bräutigam ein Geschenk, gewöhnlich eine der erwähnten japanischen Kostbarkeiten. Die Ueberreichung dieses Geschenkes bildet den bindenden Vertrag, an dessen Vollziehung sich sogleich die Hochzeitsfeier, d. h. ein festliches Mahl und ein Saké-Gelage, schließt. Große Ohrringe und ein reichgesticktes Obergewand, in reichen Familien auch wohl ein Stück des japanischen Schatzes bilden die Mitgift der Braut. Der Besitz eines eigenen Hauses ist unerläßliche Bedingung zur Begründung einer Familie; selbst der älteste Sohn muß, wenn er heirathet, das Haus des Vaters verlassen. Nur wenn die erste Ehe kinderlos bleibt, ist es dem Aino gestattet, eine zweite Frau zu nehmen; doch muß er auch für diese ein eigenes Haus haben. Unter den Gebirgs-Ainos besitzen alle Häuptlinge das Recht der Polygamie, doch machen sie von demselben nur noch im Falle der Kinderlosigkeit ihrer ersten Ehe Gebrauch. Die Küsten-Ainos an der Bulkanbai wissen von diesem Vorrechte des Häuptlings nichts. Im Falle der Kinderlosigkeit ist auch die Scheidung der Ehe erlaubt, jedoch darf dieselbe nicht ohne Zustimmung des Häuptlings geschehen, und muß die geschiedene Frau ihren Eltern stets mit einem reichlichen Vorrath an Kleidungsstücken zurückgegeben werden. In dem ungemein selten vorkommenden Falle des Ehebruchs steht dem beleidigten Gatten das Recht zu, die schuldige Frau gegen eine von dem Häuptling festzusetzende Entschädigung an seinen Nebenbuhler abzutreten, wenn derselbe unverheirathet ist.

Die Wiederverheirathung von Wittwen ist gestattet, wenn der Häuptling seine Zustimmung ertheilt. Unter den Gebirgs-Ainos muß die Wittwe jedoch während eines Zeitraumes von 6 bis 12 Monaten nach dem Tode ihres Gatten in vollständiger Einsamkeit in ihrem Hause verweilen, an dessen Thür sie nur von Zeit zu Zeit treten darf, um in vorgeschriebener Weise ein Trankopfer von Saké auf den Boden zu gießen. Ein Mann muß sich nach dem Tode der Frau dreißig Tage lang in der nämlichen Zurückgezogenheit halten. Bei den Küsten-Ainos dauert die Zeit der Abgeschlossenheit für die Wittwe 30, für den Mann 25 Tage. Bei dem Tode eines Familienvaters wird hier das Haus nach den 30 Tagen der Wittwentrauer niedergebrannt; die Wittwe begiebt sich mit ihren Kindern für drei Jahre zu ihren Verwandten, und bezieht erst nach Ablauf dieser Zeit ein neues Haus, das an der Stelle des alten errichtet wird. Nach altem Aino-Brauche müssen sich, auch wenn ein Haus durch zufällige Feuersbrunst zerstört worden ist, alle Männer des Dorfes an dem Wiederaufbau betheiligen.

Gastfreiheit und Höflichkeit sind zwei durch den „Brauch" vorgeschriebene Tugenden aller Ainos. Jeder Gast, gleichviel ob über oder unter ihnen stehend, erhält den besten Platz am Feuer, den besten Antheil an den Speisen, und, wenn

er aus einem andern Dorfe oder von weiterher kommt, gewöhnlich irgend ein Geſchenk und beim Abſchiede eine Wegezehrung von kleinen, aus Hirſebrei geformten Kuchen. Die Höflichkeitsformen der Ainos beſtehen vorzugsweiſe in verſchiedenen Arten von Begrüßungen; das Entgegenſtrecken der flachen Hände, die winkende Bewegung mit denſelben und danach ein langſames Streichen des Bartes iſt die gewöhnliche und bei jeder Gelegenheit als Bewillkommnung, Abſchied, Dank oder Anerkennung für ein freundliches Wort gebrauchte Form. Die Begrüßung höhergeſtellter oder älterer Perſonen beſteht in mehrmaligem Aufheben der gebogenen Arme, Aneinanderreiben der Hände und langſamem mehrmaligem Streichen des Bartes. Alle dieſe Begrüßungen finden jedoch nur unter Männern ſtatt: die Frauen haben hier keine „Manieren“ und werden auch erſt im Greiſenalter der Verehrung durch derartige Höflichkeiten werth gehalten.

Die Vergnügungen des Volkes beſtehen in der Begehung mehrerer beſtimmter Feſte, die alle, wie das geſchilderte Hauptfeſt des Bären, in übermäßigem Saké-Genuß gipfeln. Der Tanz der Ainos iſt langſam und gemeſſen, ihr Geſang ein ſchwermüthig klingendes Recitativ, das ſie oft mit den Tönen eines guitarrenähnlichen Inſtruments oder einer eigenthümlichen Art hölzerner Maultrommel begleiten.

Wenn auch das ſtrengere Anſtands- und Sittlichkeitsgefühl der Ainos das Leben unter ihnen für den Fremden angenehmer macht als das unter den Dorfbewohnern des nördlichen Nipon, ſo ſind ſie doch in ihren Gewohnheiten kaum weniger unreinlich als jene. Außer dem täglich einmaligen Waſchen der Hände ſind Waſchungen überhaupt ſo unbekannt, daß, als Miß Bird nach ihrer Ankunft ihr Geſicht vom Staube ſäuberte, dies für einen Akt der Gottesverehrung gehalten wurde. Ebenſowenig iſt auch von einem Waſchen der Kleider die Rede, die ſie Tag und Nacht tragen. Das Ungeziefer in ihren Häuſern nimmt es an Zahl mit dem der ſchmutzigſten Jadojas auf, und der Zuſtand ihres üppigen Haupthaares läßt meiſtens vieles zu wünſchen übrig. Wenn trotzdem hier von den Krankheiten jener Dörfer nichts zu merken iſt, ſo hat dies ſeinen Grund augenſcheinlich in der beſſern Ventilation ihrer Häuſer, in geſunderer Nahrung und dem häufigern Aufenthalt im Freien ſowie vor allen Dingen wohl in der kräftigern Konſtitution dieſer „Wilden“. So giebt es denn unter ihnen auch keine Medizinmänner, und trotzdem ſich aus früherer Zeit wohl noch dunkele Vorſtellungen von der Heilkraft gewiſſer Pflanzen ihrer Wälder bei ihnen erhalten haben, wiſſen ſie nichts Näheres über die Anwendung derſelben. Als Panacee gegen alle kleineren und größeren Leiden wenden ſie getrocknete und pulveriſirte Bärenleber an. In den Dörfern, die noch nicht durch längere verderbliche Nachbarſchaft japaniſcher Saké-Läden heruntergebracht worden ſind, erreichen die Bewohner ein ungewöhnlich hohes Alter und die großen Verſammlungen kräftiger Greiſengeſtalten mit den langen weißen Bärten und Haaren haben etwas Impoſantes. Unter den jungen Ainos giebt es wohl einige, die, „weil Saké-trinken die Menſchen zu Hunden macht,“ dieſen Genuß ganz abgeſchworen haben und ſich deshalb bei den Gelagen mit den Libationen an die Götter und dem ſymboliſchen Schwenken der Saké-Schalen begnügen; doch wird dieſer „Mäßigkeitsverein“ unter den Wilden kaum ſtark genug ſein, um gegen den immer zunehmenden Import des civiliſatoriſchen Getränkes erfolgreich ankämpfen zu können. Die Beſtrebungen der japaniſchen Kolonialpolitik gehen, wie die analogen Bemühungen ihrer Vorbilder unter den europäiſchen Mächten, von dem Grundſatze aus, daß der Zweck die Mittel heilige; und ſo wird, Dank dem Saké, das der Mehrzahl nach noch kräftige heutige Geſchlecht in wenigen Jahrzehnten ſchon für ſeine ſchwächeren Nachkommen ein faſt eben ſo mythiſches Heldenvolk geworden ſein, wie es die in den verworrenen Sagen lebenden Heroengeſtalten der freien Ainos heute ſind. Denn wie in jedem unterjochten Volke lebt auch unter den Ainos die Vorſtellung, daß ſie einſt ein großes, ſtarkes Volk geweſen ſeien; ſie haben keine auf beſtimmte innere oder äußere Kämpfe bezüglichen Sagen, behaupten trotzdem aber, daß ihre Vorfahren mit Speeren und Meſſern, mit Bogen und Pfeil Krieg geführt hätten, bis Joſchitſune, ihr Halbgott, den Krieg für ewig verboten und den Gebrauch der Speere nur noch für die Bärenjagd geſtattet habe. An dieſe Sage knüpft ſich die Erzählung, daß Joſchitſune ihren Vorfahren alle Künſte und Fertigkeiten, darunter vornehmlich die Kunſt, Eiſen- und Thongefäße, Meſſer und Lanzen zu machen, dazu auch gute Geſetze, Schrift und Zahlen gegeben habe; alles dieſes ſei dem Volke aber verloren gegangen, als ein ſpäterer japaniſcher Eroberer den Ainos „die Bücher“ geraubt habe, in denen alle jene Kunſt und Weisheit niedergeſchrieben geweſen ſeien.

Bis auf einige, nicht eben glückliche, Verſuche hat ſich die japaniſche Regierung bis heute jeder direkten Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten der Ainoſtämme enthalten. Zufrieden, wenn die Steuern an Fellen und Aehnlichem gezahlt werden, überläßt ſie den Häuptlingen die Ausübung der patriarchaliſchen Gewalt in den einzelnen Dörfern und hat ſich nur für einzelne unter dem harmloſen Volke nicht vorkommende Fälle ſchweren Verbrechens die Gerichtsbarkeit vorbehalten. So herrſcht denn der Häuptling einer Ainogemeinde faſt unumſchränkt und genießt von ſeinen Unterthanen eine oft ſklaviſche Verehrung. Wie ſeine Zuſtimmung zu jeder Heirath unentbehrlich iſt, ſo beſtimmt er auch den Platz für jedes neu zu erbauende Haus; er trifft die Anordnungen über die Jagd und den Fiſchfang, die Abhaltung der Feſte u. ſ. w. Er entſcheidet in allen Streitigkeiten und beſtimmt die von dem Schuldigen zu zahlende Buße. Die Häuptlingswürde iſt nicht in einer Familie erblich, ſondern wird durch Wahl aller Männer des Stammes dem Geeignetſten aus ihrer Mitte verliehen: dem Namen nach immer auf Lebenszeit; doch kommt es ſehr häufig vor, daß ein alter Häuptling, der ſich nicht mehr im Stande fühlt, ſein Amt kräftig zu verwalten, daſſelbe freiwillig niederlegt und ſelber einen Nachfolger vorſchlägt.

Von dem Rechte der Erſtgeburt und der bevorzugten Stellung des älteſten Sohnes, die im alten Japan eine ſo wichtige Rolle geſpielt haben, wiſſen die Ainos ſo wenig, daß das Erbe der Familie, das Haus und der ſtets zu demſelben gehörige Familienſchatz, ohne Anſehung des Alters demjenigen der Söhne hinterlaſſen wird, den der Vater für den tauglichſten hält; ſehr oft werden die eigenen Kinder auch ganz übergangen, und irgend ein Adoptivſohn als Erbe eingeſetzt.

Der Volksaberglaube, der bei der Mehrzahl der unciviliſirten Völker ein reiches Feld für die Beobachtung darbietet, tritt bei den Ainos, wenn man nicht eben die meiſten ihrer wirren, religiöſen Vorſtellungen hineinrechnen will, auffallend wenig zu Tage. Es bekundet einen merkwürdigen Mangel an Phantaſie, daß ſie nichts von Zeichen guter und böſer Vorbedeutung, von „unerläßlichen“ Bräuchen bei häuslichen Verrichtungen und täglichen Vorkommniſſen beſitzen: ihr Aberglaube iſt eine dumpfe Furcht vor dem Unheimlichen; in erſter Linie vor allen Schlangen, gleichviel ob giftig oder ihnen als unſchädlich bekannt. Furchtbar ſind ihnen auch ihre begrabenen Todten. Unmittelbar nach dem Tode wird der Leichnam des Verſtorbenen in ſeine beſten Kleider gehüllt und ſo zwei bis drei Tage lang auf einem hölzernen Gerüſt ausgelegt; darauf wird er in eine Matte eingenäht

und an zwei Pfählen hängend nach einem entlegenen einſamen Orte gebracht, wo man ihn in halbliegender Stellung begräbt. Einer Frau werden ihre Schmuckgegenſtände, einem Manne ſein Meſſer, ſein Salô-Stab und, wenn er ein Raucher geweſen iſt, auch ſein ganzer Rauchapparat mit in das Grab gelegt. Sobald das Grab geſchloſſen iſt, läßt ſich kein Aino mehr bewegen, in die Nähe deſſelben zu gehen; und wenn auch die koſtbarſte Jagdbeute unweit eines Grabes niederfällt, ſo läßt er ſie liegen und verweſen, ehe er ſich entſchließt, die gefürchtete Stelle zu betreten.

Aus ihren im Obigen auszugsweiſe wiedergegebenen Wahrnehmungen über die Ainos zieht Miß Bird den Schluß, daß die Eingeborenen von Jeſſo ohne Frage unter den unciviliſirten Völkern eine verhältnißmäßig hohe Stellung einnehmen, daß ſie jedoch für die eigentliche Civiliſation ebenſo ſchwer zu gewinnen ſein werden wie die wildeſten Nomadenſtämme. Bis jetzt iſt noch jeder Verſuch höherer Ausbildung eines Aino mißglückt. Wo das Volk, wie in den gemeinſamen Küſtendörfern, in zufällige Berührung mit den Japaneſen kommt, verfällt es unrettbar der Trunkſucht und dem allmäligen Untergange, und ein Verſuch, den man vor einigen Jahren mit mehreren jungen Ainos gemacht hat, die in Tokio erzogen und in verſchiedenen Fertigkeiten ausgebildet wurden, hatte daſſelbe Reſultat, wie die unzähligen ähnlichen Verſuche, die mit Wilden anderer Länder angeſtellt worden ſind: kaum nach Jeſſo zurückgekehrt, entſagten ſie allen Verfeinerungen der höhern Kultur und lebten wieder als Wilde unter ihren wilden Stammesgenoſſen.

---

# Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

## II.

Für das hohe Anſehen, in welchem die Biene im Alterthume ſtand, liefert den beſten Beweis Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbau, deſſen vierter Geſang ihr und ihrer Zucht gewidmet iſt. Als beherrſcht von großen Geſetzen ſtellt er ihr Leben dar, nur ihnen von allen Thieren ſchreibt er den Begriff der Heimath zu, nur von ihnen, welche gleich dem Menſchen eine geordnete Hauswirthſchaft mit eingeſammeltem Jahresvorrath führen, darf man ſagen, daß ſie wie dieſe „Penaten des eigenen Herdes“ beſitzen [1]). Mancher habe gelehrt veranlaßt durch ihre Klugheit und Ordnung

„...daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geiſtes
wohn' und ätheriſcher Hauch“ [2]),

und in dieſer Weiſe führt er begeiſtert für die kleinen Inſekten, Wahres und Fabelhaftes miſchend, ſeine Beſchreibung weiter.

Ariſtoteles hatte bereits darauf aufmerkſam gemacht, daß ſchon längere Zeit vor herannahendem Regen oder Sturm trotz heitern Wetters die Bienen nicht weit von ihren Stöcken fliegen, ſie vielmehr das Unwetter vorausahnen und danach handeln, und dieſem Zeichen ihrer Klugheit dann noch beigefügt, daß ſie bei heftigem Sturme Steinchen als Ballaſt aufgriffen, um nicht zu ſehr herumgeſchleudert zu werden und Flug zu halten [3]). Beides wiederholen Virgil und ſpätere Schriftſteller [4]) und noch unſer Mittelalter glaubte gleichfalls an dieſe Ballaſtbeſchwerung der Bienen.

Der bereits mehrfach genannte Konrad von Megenberg berichtet außerdem noch als einen Beweis ihrer klugen Vorausſicht, daß ſie die drei oberſten Reihen in den Waben leer von Honig ließen, damit der Anblick deſſelben nicht jemanden anzöge, welcher ihnen Schaden bringen könne, und als Zeichen ihres ſtreng monarchiſchen Staatsweſens, daß die, welche „irs kaiſers recht übervarnt“, ſich, wie dies auch bei den Perſern üblich ſei, ſelbſt tödteten, daß die Unglückliche, welche beim Flug an des Kaiſers Flügel rühre, vom ganzen Heere beſtraft würde [5]).

Die chriſtliche Kirche ertheilte der Biene noch eine gewiſſe Heiligkeit dafür, daß ſie das im Kultus eine ſo wichtige Rolle ſpielende Wachs lieferte. Nach einem alt-walliſiſchen Geſetzbuche iſt der Adel der Bienen im Paradieſe entſproſſen, und als ſie dieſes wegen des Sündenfalls Adams aufgeben mußten, da ſchenkte ihnen Gott ſeinen Segen, weshalb die Meſſe nicht ohne Wachs zu ſingen iſt [6]). Der aus weißem Wachſe gefertigten Oſterkerze mußte in früheren Zeiten ſogar das Bild der Jungfrau Maria eingedruckt ſein, und zwar mit Bezug auf die jungfräuliche Geburt, weil auch das Wachs allein von den weiblichen Bienen ohne allen Antheil der Zeugebienen hervorgebracht würde [7]); auch bei Du Cange erſcheint die Biene als ein Symbol der Jungfräulichkeit [8]). Ein vlämiſches Volkslied rühmt ihr nach, daß ſie ſelbſt noch beim Tode des Menſchen durch die Kerzen die hölliſchen Geiſter vertreibe [9]), und eine elſäſſiſche Sage weiß zu berichten, wie eine fortgeworfene Hoſtie auf dem Felde von den frommen Immen mit Wachs umwunden wurde [10]).

Die Tſcherkeſſen erzählen, daß Merime, die Mutter Gottes, nur eine Biene unter ihrem Hemde (oder in ihrem Aermel) vor dem Zorn des Donners, welcher die übrigen vernichtete, retten konnte, und daß von dieſer ſo geheiligten alle jetzigen Bienen abſtammen [11]). Dieſe Feindſchaft des Donners begegnet gleichfalls in der walachiſchen Sage wieder, wo die urſprünglich weiße Biene (ihr Name iſt noch jetzt „Albina“), weil ſie als ungehorſames Kind mit ihren Eltern geſtritten, von Petrus mit der Himmelsgeißel geſchlagen wird und dadurch ihre ſchwarze Farbe und eingeſchnittenen Leib erhält; in einer andern dortigen Sage iſt es der Teufel, welcher die Biene mit der Peitſche ſchlägt, weil ſie ihm ein Geheimniß abgelauſcht hat [12]). Der Böhme leitet ſeinen Namen für die Biene (včela) davon her, daß ſie ſich tief auf die Stirn (na čelo) des Gekreuzigten ſetzte und den Schweiß von ihm ſog [13]); dem Griechen hatte Zeus die Biene goldfarbig gemacht [14]).

Bei dieſer engen Verbindung mit dem Heiligen und dem Anſehen, in dem ſie auch ſonſt ſteht, iſt es kein Wunder, daß man ſich ſcheut, ſie zu tödten: namentlich dem Ruſſen gilt es als ein großer Frevel dies zu thun [15]); der Böhme betrachtet die Hand, welche eine Biene tödtet, als dem Teufel verfallen, auch wenn der Menſch ſonſt noch ſo fromm gelebt hat [16]); in der Schweiz bedroht man die Kinder, welche Bienen in den Blumen umbringen, mit baldigem Grauwerden des Haares [17]). Ihrer hohen Stellung wegen darf man von den Bienen auch nicht die Ausdrücke brauchen, mit denen man bei anderen Thieren das Sterben bezeichnet, wie „ver-

recken, hinwerden“ u. ſ. w., ſondern man muß von ihnen wie vom Menſchen „ſterben“ ſagen [18]); dies iſt weitverbreitete deutſche Sitte; in der Schweiz muß man aber auch von ihnen „eſſen“ und „ſitzen“ anſtatt „freſſen“ und „hocken“ gebrauchen [19]), und ſie beſtrafen auch wohl derartige unehrerbietige Aeußerungen mit Stichen an dem Schuldigen [20]).

* * *

Große Bedeutung wurde im Alterthume ebenſo wie noch heute dem Bienenſchwarme als vorbedeutendem Zeichen beigelegt. In der römiſchen Geſchichte begegnet das Erſcheinen eines Schwarmes als unheilbringendes Vorzeichen häufig. Die Niederlage am Ticinus wurde durch einen Bienenſchwarm, welcher ſich auf einen das Zelt des Heerführers überſchattenden Baum niederließ, verkündet; die des Pompejus bei Pharſalus durch einen, welcher ſich auf ſeine Fahnen ſetzte; die des Varus durch Bienen, welche an römiſchen Altären Wachszellen bauten, der Tod des Kaiſers Claudius durch Anſetzen eines Schwarmes im Lager. Kein Wunder, daß man dieſe ſchlechten Vorbedeutungen durch Sühnopfer und Bettage abzuwenden ſuchte, daß man, als ſich ein Schwarm bei öffentlichen Spielen auf dem Schauplatze niederließ, eiligſt Zeichendeuter aus Etrurien holte [21]). Doch begegnet der Schwarm auch als günſtiges Vorzeichen wie in demjenigen, welcher ſich am Wipfel des heiligen Lorbeerbaumes im Penetral von Laurentum feſtſetzt und dem Latinus die Gründung von Lavinium verheißt, oder in dem, welcher die Statuen des Antonius Pius in Etrurien anfüllte und ſein Kaiſerthum dadurch vorausſagte [22]); dem Dionyſos verkündete die Erlangung der Herrſchaft ein Schwarm, welcher ſich an die Mähne ſeines Pferdes hängte [23]).

Im deutſchen Aberglauben ſind die Bienen meiſt auch Träger unheilbringender Vorbedeutung. Entfliegt ein Schwarm und kehrt binnen drei Tagen nicht zurück, ſo ſterben die Eltern vor den Kindern (Luzern), ſetzt ſich ein friſch ausgeflogener Schwarm an den dürren Aſt eines Gartenbaumes, ſo ſtirbt der Kranke (Freienamt) [24]); der Engländer ſchreibt dem Schwarme überhaupt ein Vorgefühl von dem Tode des Herrn zu, verlaſſen Bienen ihren Stock, dann wird der Eigenthümer deſſelben bald ſterben [25]). In Schleſien, Tirol und Sachſen bedeutet der ſich an ein Haus hängende Bienenſchwarm den Ausbruch einer Feuersbrunſt [26]). Als Herzog Leopold auf ſeinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Willisau vorüberritt, hatte in dieſer ein Bienenſchwarm geniſtet und umſchwirrte das herzogliche Banner; dies gemahnt an die römiſchen böſen Vorbedeutungen, das Volk aber deutete dies damals auf das fremde Kriegsvolk, welcher Glaube auch noch anderwärts begegnet [27]). Ein Schwarm, welcher nicht in den Korb zurück will, bedeutet noch jetzt dem Schweizer einen nahen Krieg [28]). Findet jemand auf ſeinem Eigenthum einen Bienenſchwarm in einem Baume, ſo iſt dies ein böſes Zeichen, wenn er ihn nicht mit einem Stück Geld behandgabt; würde er anders die Bienen nehmen, thäten ſie ihm nimmermehr gut [29]).

Dem Inder bringt das Treffen von Bienen auf dem Wege ſtets etwas Gutes [30]), welcher Glaube ſich gleichfalls in Nord-Celebes bei den Alfuren, wohl indiſcher Einfluß, wiederfindet [31]) — viele europäiſche Traumbücher deuten das Folgen von Bienen ebenfalls auf Gewinn [32]) —, dagegen iſt das Feſtſetzen eines Bienenſchwarmes in irgend einem Theile des Hauſes wieder unheilkündend und ſind beſtimmte abwendende Formeln für dieſen Fall vorgeſehen [33]).

Im Voigtlande begegnet der Glaube, daß wenn man mit einem Zweige, woran ein Bienenſchwarm geſeſſen, namentlich wenn er Charfreitag abgeſchnitten, das Vieh, welches man zu Markte führt, peitſcht, ſich viele Käufer dafür einfinden werden. Ferner dient das Holz eines ſolchen Zweiges, welches man ſorgfältig vertheilt, auf dem Tanzboden bei ſich getragen, dazu, die Tänzer und Freier anzulocken, welche ſich dann in Maſſe einſtellen, zu welchem Zwecke man auch wohl ein Spänchen von dem Bienenſtocke aus der Gegend, wo die Fluglöcher ſind, am Andreasabend ausſchneidet [34]). Der Grund dieſes Glaubens liegt klar vor, es iſt das einfache Inverbindungſetzen der Bienenmenge mit der Menge der Käufer und Freier. In der Pflege Reichenfels ſagt man noch, daß Wespenneſter bei ſich getragen die Zuneigung der Frauen gewinnen helfen, wofür wohl der gleiche Grund, nur etwas verdeckter, gelten mag [35]).

Im deutſchen Kindermärchen ſetzt ſich die dankbare Bienenkönigin auf den Mund der jüngſten Königstochter, welche der Held aus drei Schweſtern, die einander ganz gleich ſind, herausfinden ſoll [36]); in einer Erzählung des Talmud kommen dem angeklagten Rabbi Eleeſer, welcher ſich als Webermeiſter ausgiebt und zur Prüfung beſtimmen ſoll, welcher von zwei Fäden zum Zettel, welcher zum Einſchuß gehöre, eine männliche und eine weibliche Biene zur Hülfe, von denen die erſte ſich auf den Einſchuß, die andere auf den Zettel ſetzte, und ihm dadurch das Mittel zum Erkennen gaben [37]).

Wegen ihres Stachels und ſchmerzhaften Stiches erſcheint die Biene in den Sagen auch als Helferin im Kriege, als Mitkämpfende und Sieggewinnende. Das im dreißigjährigen Kriege belagerte Attendorn in Weſtfalen wirft den ſtürmenden Schweden die Bienenkörbe auf die Köpfe, worauf dieſe die Flucht ergreifen; noch jetzt feiert ein jährlicher Waffentanz an Frohnleichnam dieſe Heldenthat [38]). Ganz ebenſo verjagen die badiſchen Rothenburger die Stürmenden, und noch verſchiedene andere deutſche Städte ſchließen ſich ihnen in dieſer Kriegsliſt an; auch in älteren byzantiniſchen Erzählungen begegnet dieſer Zug, jedoch als ein Schleudern von thönernen mit Schlangen gefüllten Töpfen [39]). Akka in Syrien ſoll gleichfalls von den Kreuzfahrern durch hineingeſchleuderte Bienenkörbe erobert ſein [40]). Vor einem andern Schwarm von Bienen, welche durch göttliche Schickung den Rhauliern auf Kreta in ihre Stadt kamen und ihnen die heftigſten Schmerzen verurſachten, mußten die Bewohner ſogar die Stadt räumen und eine andere Heimath ſuchen [41]). In einer iriſchen Legende verwandelt die von dem ſchwächern Heerhaufen angeflehte heilige Gobinate die Bienen eines nahen Stockes ſogar direkt in eine Schaar Krieger [42]).

Auch in Amerika und Afrika tritt die Biene in gleicher Weiſe als Schützerin gegen die Feinde auf. Eine Tradition der Quiché erzählt, daß man vier große Kalabaſſen mit Horniſſen, Bienen und Wespen gefüllt um eine gewiſſe Stadt geſtellt und als die Feinde anſtürmten, die Deckel abgenommen habe, worauf die Feinde in wilder Flucht davon geſtürzt ſeien [43]). In Nordguinea erſcheint dies ſogar als feſtſtehender Brauch, da man dort häufig zwiſchen die am Eingang der Dörfer ſtehenden Fetiſche mit Bienen gefüllte Töpfe ſtellt; man hält die Bienen dort für eine Schutzwehr der Stadt [44]). In dem großen Kriege der vierfüßigen Thiere gegen die Vögel giebt in einem in Sierra-Leona von Koelle gehörten Märchen der Führer der letzteren, der Strauß, der Biene den Pfeil, der Wespe den Speer, und beide ſchleudern ihre Waffe bei Anrücken des Heeres der Gazelle und dem Schakal, welche das Zauberwaſſer gegen das Vogelheer werfen ſollen, ſo geſchickt entgegen, daß beide ſinken und das erſchreckte Heer die Flucht ergreift [45]). Aehnlich ſticht im deutſchen Märchen die Wespe den Bannerträger des vierfüßigen Heeres, den Fuchs, in ſeinen buſchi-

gen Schwanz, daß dieſer ihn ſinken laſſen muß und ſo die Flucht des Heeres veranlaßt [47]).

Natürlich eignen dieſen zarten Weſen mancherlei Antipathien, in deren Auffindung namentlich das Alterthum ſtark war. Da iſt zunächſt das Echo, deſſen Wechſelſchläge nach Plinius das zarte Thier erſchüttern, ihm nachtheilig und verhaßt ſind, weshalb auch Varro vorſchreibt, den Bienenſtand ja mit Rückſicht darauf zu wählen [48]). Tödtlich iſt ihnen ferner der Geruch von Krebſen, welche man in ihrer Nähe kocht; verhaßt wie den alten Pythagoräern die Bohne, auf deren Blüthe ſie ſich nicht ſetzen, die Olivenblüthe, welche ſie unberührt laſſen, aus welchem Grunde man die Nähe des Oelbaumes ebenſo wie der ihnen gleichfalls antipathiſchen Eibe für den Bienenſtand mied [49]). Daher gehen auch mit Oel beſtrichene Bienen ſchnell zu Grunde, es ſei denn, daß man ſchnell Eſſig anwende, wodurch ſie leben bleiben [50]). Daß die Fröſche den Bienen am Waſſer auflauern, beobachtete ſchon Ariſtoteles; ſie ebenſo wie die Kröten fangen wirklich die Bienen fort. Nicht der Erfahrung gemäß dagegen iſt ſeine fernere Angabe, daß die Kröten ins Flugloch blaſen, um dann die Herausfliegenden zu ſchnappen [51]). Von der größten Bienenfeindin, der Schwalbe, berichtet Aelian, daß man ſie trotzdem nicht zu tödten wage und ſie nur hindere, ihr Neſt in der Nähe der Bienenkörbe zu bauen [52]).

Auf der Sierra-Leona-Küſte hält man den Geruch der Citronenbäume den Bienen für zuwider, glaubt dagegen, daß die rothe Farbe einen beſondern Reiz für ſie habe [53]). Nach ſchleſiſchem Glauben aber meiden ſie gerade den rothen Klee, und zwar weil der Herrgott ihnen denſelben bei der Schaffung als Gegenſatz für die Erlaubniß der Sonntagsarbeit verboten hat [54]).

Die alten und modernen Zeiten ſchreiben den Bienen ein großes Wohlgefallen an rhythmiſchen Klängen — Vögel der Muſen war einer ihrer Beinamen — zu, und wie bereits die alten Griechen und Römer, benutzt noch unſer Landmann dieſes Wohlgefallen, um den ſchwärmenden Haufen zum Niederſitzen zu bewegen.

„Reg' auch klingendes Erz und den Hall der cybeliſchen Cymbeln," ſingt Virgil, indem er die Vorſchrift des Ariſtoteles, durch Klang des Erzes die Bienen zuſammen zu locken, wiederholt. Klappern mit Scheiben, rhythmiſches Händeklatſchen ſind die ferneren Geräuſche, womit alte Schriftſteller die Bienen, wenn ſie ſich zerſtreut haben, zu verſammeln und zu leiten rathen; Varro ſchreibt vor, daß der Wärter, wenn die Bienen eine neue Kolonie ausſenden, Staub nach ihnen werfe und durch Klingeln mit ehernen Geräthen ſie dahin bringe, wo er wolle [55]).

Ebenſo verfährt nun noch der deutſche, franzöſiſche, italieniſche Landmann. In Oberbayern klopft man, wenn der Stock ſchwärmen will, mit einem Schlüſſel an eine Senſe, woraus der Stiel herausgenommen iſt, oder macht mit Keſſelſchlagen Lärm; auf dieſen Klang verlaſſen die Bienen den Stock und ſetzen ſich auf einen nahen Baum, Raſen oder Stange nieder, von wo ſie nun in einen bereits vorbereiteten Korb gefaßt werden [56]). Ebenſo hält der Schweizer den jungen Schwarm mit Sichelglockenklang, damit er ſich nicht zu weit entferne, breitet ihm zum Lagern ein ſauberes Weißzeug aus — auch im Algäu ſpannt man zu dieſem Zwecke ein weißes Tuch aus [57]) — und ſorgt dafür, daß ſein neues Heim mit einem Blumenkränzchen geſchmückt iſt [58]). Die Franzoſen, bei denen das Keſſelſchlagen gleichfalls Sitte, glauben aber nicht allgemein, daß aus Liebe zur Muſik die Bienen ſich bei dieſem Klange ſetzen, ſondern theilweiſe auch, daß ſie das Geräuſch für Donner halten und aus Furcht vor ſchlechtem Wetter ſich nicht zu entfernen wagen [59]). Im Algäu hält man einen Flintenſchuß für das ſicherſte Mittel zum ſelben Zwecke [60]).

Die Tſcherkeſſen locken im Frühjahr den jungen Schwarm in einen kegelförmigen, aus Baumrinde zuſammengebogenen, an einer langen Stange befeſtigten Hut, indem ſie beſtändig mit kleinen Hölzern am Ende der Stange klappern, ſetzen dann die Königin in den Stock und laſſen den Schwarm hinein [61]). Die Galla, gleichfalls eifrige Bienenzüchter, bewegen die Schwärme durch einen wirren Lärm zum Niederſitzen; die wilden locken ſie durch Stöcke, welche ſie innen mit wohlriechenden Blättern gerieben haben [62]).

Außer durch Geräuſch ſucht man den jungen Schwarm noch durch gewiſſe kräftige Sprüche zum Niederlaſſen zu veranlaſſen. In der Elbinger Gegend ſingt man

> Bienchen, Bienchen weiſe (Weiſel?),
> Sollſt nicht weiter reiſen,
> Setze dich auf Korn und Gras,
> Füll deinem Herrn Korn und Faß! [63])

anderwärts in Preußen:

„Hörſt du Grimm und Grauen, du ſollſt dich ſetzen an das Gras, tragen Honig und Wachs zu Mariä Wachslicht. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" [64])

Ebenſo bittet man in Flandern die Bienen ſich niederzulaſſen, um den Altar des Herrn mit ſüßem Honig und Wachs zu verehren [65]). Du Cange theilt einen ältern Bienenſegen in Form einer Rede an die „Bienenmutter" mit, worin die Bienen bei Vater und Sohn beſchworen werden, nicht zu hoch ſich zu erheben und nicht zu lange zu fliegen, ſondern ſchnell zum Baume zu kommen [66]); und ſo hat jede Landſchaft ihre eigenen Sprüche zu genanntem Zwecke, die in ſich nur wenig unterſchieden ſind, deren genau innegehaltener Wortlaut aber gerade für das Wichtige gehalten wird.

In Weſtfalen muß man, damit ſich der Schwarm an einen gelegenen Ort ſetze, den Strauch oder Baum, wohin man ihn haben will, anfaſſen und mit einem beſtimmten Spruche dreimal rütteln, oder mit drei Fingern nach dem Schwarme zeigen, ihm in den heiligen drei Namen befehlen, ſich auf das Gras zu ſetzen, und dabei drei Kreuze mit den Fingern machen [67]). Die Bewohner von Cornwallis riefen früher einen Geiſt Namens Browny an, wenn die Bienen zu ſchwärmen begannen; hörten ſie dieſen Namen, dann kehrten ſie nicht in den alten Stock zurück, ſondern ließen ſich als Kolonie nieder [68]).

Im Banat wird am Weihnachtsabend von einem Mädchen ein langer Faden geſponnen, den es mit einer Binde um den Körper windet und ſo ſchläft; beides wird dann, wenn die Bienen zu ſchwärmen beginnen, von ihr in die Höhe geworfen [69]). Das römiſche Werfen von Staub haben wir bereits erwähnt, wozu wir noch bemerken wollen, daß nach Plinius das Beſtreuen mit Staub aus einer Schlangenſpur die Bienen zwingt, zu ihrem Stocke zurückzukehren [70]). Auch unter ſtreitende Bienen ſoll man, um ſie zu beruhigen, Staub werfen [71]).

Um das muthwillige nutzloſe Schwärmen zu verhindern, empfiehlt Virgil dem Könige die Flügel auszurupfen; die deutſche Volksweisheit legt die Wurzel einer blauen Lilie in den Stock, um die Bienen zum Bleiben zu nöthigen [72]). Auch muß man ſich vorſehen, wenn man einen Stock über die Straße trägt, um ihn an einem andern Ort aufzuſtellen, weder zu ſprechen noch für einen Gruß zu danken, noch ſich umzuſehen, damit ſie einem nicht fortfliegen (Wetterau); trägt man an einem heiligen Abende die Stöcke an einen andern Ort, dann ſchwärmen die Bienen gar nicht, geben dafür aber viel Honig (Mähren) [73]). In Devonſhire darf man die Stöcke nur an einem Charfreitage verſetzen [74]).

Am Charfreitage segnet auch der Masure seine Stöcke, indem er vor Sonnenaufgang mit einem Teller Schrotmehl um sie herumgeht und mit einem vorgeschriebenen Spruche das Mehl in den Bienengarten streut. In Westfalen macht der Bienenvater, wenn seine Bienen im vergangenen Jahre faul gewesen sind, ihnen im Frühjahr seine Vorhaltungen und sagt ihnen, daß seine Kinder Honig und die Kirche Wachs haben wolle, und sie nun ihre Schuldigkeit thun sollten [75]).

Das Schwärmen der Bienen und deren Niederlassen auf fremdem Eigenthum, das Locken fremder Schwärme, das Finden herrenloser hat in den älteren deutschen Einzelrechten eine Menge Bestimmungen nöthig gemacht, von denen wir einige der interessantesten ausheben wollen. Ausgeflogenen Bienen, welche über die Gasse oder des Nachbars Zaun gelangt sind, darf man nur drei Tage lang folgen, da die Biene „ein wilder Wurm ist“; nach dieser Zeit ist das Eigenthumsrecht verwirkt und ein jeder darf dem Verfolger das Betreten seines Grund und Bodens weigern [76]). Sind sie auf einen fremden Baum gefallen, so darf man sein Eigenthum in so weit reklamiren, als es gestattet ist, innerhalb dieser Zeit an den Baum in Gemeinschaft mit dem Besitzer desselben mit Aexten oder Kolben zu schlagen und die herabfallenden Bienen für sich in Anspruch zu nehmen [77]). Entflogenen darf man mit Klopfen und Läuten folgen, gelingt es sie dadurch zum Sitzen zu bringen, dann ist der Schwarm gerettet; verliert man ihn aber aus dem Auge, dann ist er „gemein“ und „wer den Imp findet, deß ist er“ [78]); nach anderm Rechte darf der Eigenthümer sie zwar noch reklamiren, muß aber sein Eigenthumsrecht auf das Bestimmteste nachweisen, wie dies überhaupt verlangt wird [79]); auch muß wohl der Strauch, worauf der Schwarm gesessen, mitgebracht werden [80]). Für die Theilung der Bienen zwischen Eigenthümer, Finder und Grundeigenthümer haben die Gesetze genaue Normen festgesetzt [81]), nie kann aber der neue Eigenthümer ein Anrecht auf den alten Honig geltend machen, denn „der Honig folgt nicht den Bienen“ [82]).

Nach jütischem Gesetz gehörten die in einem wilden Walde gefundenen Bienen, wenn ihnen niemand gefolgt war, dem Finder; hatte der Eigenthümer sie also aus dem Auge verloren, waren sie für ihn verloren. Fand man sie dagegen in einem fremden Gehölz, so hatte man keinen Anspruch darauf, und auch der Besitzer des Schwarmes, wenngleich er ihm gefolgt war, nur einen auf den dritten Theil desselben [83]). Das Westerwolder Landrecht bestimmt, daß die Bienen dem Eigenthümer so lange gehören, als er ihnen folgt, ohne Rücksicht darauf, in wessen Gebiet sie fliegen, und hat ferner folgende Festsetzungen für das Finden von Schwärmen: Der Finder muß ein Zeichen dabei lassen, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß ein Anderer den Schwarm nochmals findet und ihn in Anspruch nimmt; folgt er dem gefundenen Schwarme und dieser fliegt über einen Menschen auf dem Wege — von der Seite kommende haben kein Anrecht —, so darf ihm dieser auch folgen; fliegt der Schwarm auf fremden Grund, dann muß man einen Pfennig beilegen und darf locken, folgt der Schwarm, ist er sein; Lockkörbe aufzustellen ist verboten [84]).

Das Honigausnehmen mußte nach Konrad von Megenberg an einem schönen hellen Tage, wenn der Mond voll ist, geschehen — in der Altmark behauptet man, daß die Bienen gut gedeihen, wenn die Sonne Lichtmeß auch nur einen Augenblick hell scheint —, bei den Römern fingen einige dasselbe mit einem Tage an, welcher dem Vulkan heilig war [85]); bei den Kunama, einem der Grenzvölker Abyssiniens, ist es nicht erlaubt, den wilden Honig vor Ablauf ihres großen Festes, welches Ernte-, Versöhnungs- und Todtenfeier zugleich in sich befaßt, zu sammeln [86]). Die Säuberung der Körbe von Ungeziefer und dergleichen bewirkt man am Rheine gern zu Petri Stuhlfeier (22. Februar); thut man es früher oder später, so glaubt man keine gute Ernte zu erhalten [87]).

Die Hindus sollen beim Honigausnehmen stets die Tulsipflanze (ocymum nigrum), in welche vom Krischna eine seiner Geliebten verwandelt wurde und welche ihm daher heilig ist, in der Hand tragen; sie ist überhaupt für den Wischnugottesdienst vorgeschrieben, und scheint dieses Gebot daher die Bienenzucht — die Biene ist dem Krischna heilig — in die Reihe der religiösen Handlungen zu stellen [88]). Die Römer trugen beim Ausnehmen, um nicht von den Bienen angefallen zu werden, den Schnabel des Baumspechts bei sich [89]); in der Provinz Preußen scheint man zu gleichem Zwecke sich des Abwehrspruches

Ihr Spurbienen und ihr Weiserbienen,
Jetzt stecht ihr mich, nachher stech ich euch!

zu bedienen [90]). Schenkt der Bienenwirth bei der Honigernte vielen Personen davon, so sind nach einem deutschen Aberglauben die Bienen auch wieder mildthätig gegen ihn [91]).

Der Böhme stellt im Frühjahr Honig auf die Baumstöcke im Walde und betet dabei: „Medulina, da hast du, du giebst es über's Jahr wieder“ [92]). Der Australier in Queensland läßt, wenn er einen wilden Stock ausgenommen, in der Regel eine Kleinigkeit Honig für Buddai, einem von ihm sehr gefürchteten geistigen Wesen, zurück [93]). Der Südafrikaner sowohl als der Singhalese, denen der eigenthümliche Honigkuckuck als Führer zu den wilden Bienen dient, indem er sich zunächst durch schreiendes Umflattern den Menschen bemerkbar macht, bis ihm gefolgt wird, legen für diesen Vogel dankbar etwas von dem Honig, die Hottentoten auch die Bieneneier, zurück, und glauben, daß wenn man dieses versäume, er sie für die Folge nicht mehr führen werde [94]). Uebrigens brauchen auch die bienenspürenden Hottentoten nicht einmal immer den Honigkuckuck, da sie sehr geschickt im Aufspüren sind; sie werfen sich, sobald sie ein Bienensummen hören, sofort auf die Erde, setzen der Biene nach und verfehlen selten die Richtung [95]). Sie bedürfen noch nicht einmal des Kunstgriffes der australischen Eingeborenen, welche der gefangenen Biene eine kleine weiße Daunenfeder ankleben, wodurch sie so langsam fliegen muß, daß man ihr bequem folgen kann [96]).

---

[1]) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 151/5. Klausen S. 651.
[2]) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 220/1.
[3]) Lenz S. 572/3.
[4]) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 191 u. folg. Aelian, Thiergeschichten, Buch 5, Kap. 13.
[5]) Megenberg S. 289, 290, 291.
[6]) Menzel Bd. 2, S. 128. Gubernatis S. 509, Anmerkung. (Beide nach Leo.)
[7]) B. Haug, Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1785, S. 280/1 (nach Rupertius Tuitiensis).
[8]) Gubernatis S. 510, Anmerkung.
[9]) Menzel Bd. 2, S. 129.
[10]) Panzer Bd. 2, S. 8.
[11]) Menzel Bd. 2, S. 128. Dubois de Montpéreux. Reise um den Kaukasus. Darmstadt 1842, Bd. 1, S. 78.
[12]) A. u. A. Schott, Walachische Märchen. Stuttgart und Tübingen 1845, S. 284. Ist in der tscherkessischen und walachischen Sage vielleicht ein Zusammenhang mit der altrömischen Meinung, daß das Echo den Bienen schädlich sei, anzunehmen?
[13]) Grohmann Nr. 601.
[14]) Creuzer Bd. 4, S. 355.
[15]) Gubernatis S. 507, Anmerkung.
[16]) Grohmann Nr. 602.
[17]) E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857, S. 319.
[18]) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 147. Panzer Bd. 2, S. 173. Grohmann Nr. 492, 602.

19) Rochholz, Kinderlied S. 333. Steiger S. 16.
20) Rochholz, Kinderlied S. 333.
21) Lenz S. 597/81.
22) Klausen S. 779.
23) Lenz 580.
24) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 148.
25) Brand Vol. 2, p. 175, 219.
26) Grimm, Mythologie, Deutſcher Aberglaube Nr. 160. Wuttke §. 44.
27) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 148.
28) Ebendaſelbſt.
29) Wolff-Mannhardt Bd. 3, S. 311. (Vom Jahre 1612.)
30) Somadeva Bhatta's Märchenſammlung. Ueberſetzt von Brockhaus. Leipzig 1843, Bd. 2, S. 207.
31) Wolff-Mannhardt Bd. 3, S. 405.
32) E. B. Tylor, Anfänge der Kultur. Deutſche Ausgabe. Leipzig 1873, Bd. 1, S. 122.
33) Taylor Bd. 1, S. 239.
34) Köhler S. 371, 382, 412, 417.
35) Ebendaſelbſt S. 417.
36) Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (17. Aufl.). Berlin 1880, S. 268.
37) Abodah Sarah oder der Götzendienſt. Ein Traktat aus dem Talmud. Ueberſetzt von Ewald. Nürnberg 1868, S. 129.
38) Kuhn Bd. 2, S. 161.
39) Liebrecht S. 75/6.
40) Liebrecht S. 75.
41) Aelian, Thiergeſchichten, Buch 17, Kap. 35.
42) Brüder Grimm, Iriſche Elfenmärchen. Leipzig 1826, S. 223.
43) Liebrecht S. 76 (nach Popol Vuh).
44) J. L. Wilſon, Weſtafrika. Leipzig 1862, S. 158.
45) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (3. Auflage). Göttingen 1856, Bd. 3, S. 374/5.
47) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (17. Auflage), S. 405.
48) Plinius Buch 11, Kap. 21. Lenz S. 576 (nach Varro). Wegenberg S. 292.
49) Plinius Buch 11, Kap. 19; Buch 21, Kap. 41. Virgil, Vom Landbau, Geſang 4, Vers 47/8. Creuzer Bd. 2, S. 538.
50) Plinius Buch 11, Kap. 21. Plutarch, Tiſchreden, Buch 2, Kap. 6, §. 2.
51) Lenz S. 570/1. „Natur" Bd. 26, S. 265.
52) Aelian, Thiergeſchichten, Buch 1, Kap. 58.
53) Th. Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leona-Küſte und ihren Bewohnern. Weimar 1805, S. 101.
54) Peter S. 32.
55) Plinius Buch 11, Kap. 22. Lenz S. 573, 574, 579. Klauſen S. 765. Panzer Bd. 2, S. 388/9.
56) Panzer Bd. 2, S. 173.
57) Mittheilung des Führers Kechler in Oberſtdorf.
58) Steiger S. 16.
59) Monnier-Vingtrinier p. 149.
60) Mittheilung des Führers Kechler in Oberſtdorf.
61) J. v. Klaproth, Reiſe in den Kaukaſus. Halle und Leipzig 1812/4, Bd. 1, S. 585/6.
62) Harris, Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa. Stuttgart und Tübingen, Bd. 2, S. 138.
63) H. Friſchbier, Hexenſpruch und Zauberbann. Berlin 1870, S. 131.
64) Ebendaſelbſt.
65) Kuhn Bd. 2, S. 66.
66) Gubernatis S. 509.
67) Kuhn Bd. 2, S. 66, 208.
68) Brand Vol. 3, p. 205.
69) Baron Rajacſich, Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiſerthum Oeſterreich lebenden Südſlaven. Wien 1873.
70) Plinius Buch 30, Kap. 53.
71) Wegenberg S. 291.
72) Virgil, Vom Landbau, Geſang 4, Vers 103 u. folg. Albertus Magnus, Egyptiſche Geheimniſſe für Menſchen und Vieh. Reading o. J. Bd. 2, S. 52.
73) Wolff Bd. 1, S. 233 (Nr. 392). Grohmann Nr. 605.
74) Brand Vol. 2, p. 219.
75) Friſchbier S. 132. Kuhn Bd. 2, S. 65.
76) Graf und Dietherr, Deutſche Rechtsſprichwörter. Nördlingen 1869, S. 111.
77) J. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 597.
78) Graf a. a. O.
79) Birlinger Bd. 2, S. 526.
80) Grimm a. a. O.
81) Grimm S. 599.
82) Graf a. a. O.
83) Grimm S. 598/9.
84) Grimm S. 597/8.
85) Wegenberg S. 293. J. D. H. Temme, Die Volksſagen der Altmark. Berlin 1839, S. 84. Plinius Buch 11, Kap. 15.
86) W. Munzinger, Oſtafrikaniſche Studien. Schaffhauſen 1864, S. 473.
87) Montanus, Die Vorzeit. Elberfeld 1870, Bd. 1, S. 257.
88) Gubernatis S. 507. Menzel Bd. 2, S. 125.
89) Plinius Buch 30, Kap. 53.
90) Friſchbier S. 131.
91) Grimm, Deutſcher Aberglaube, Nr. 1102.
92) J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen. Prag 1863, S. 134.
93) Tylor Bd. 1, S. 413.
94) „Ausland" 1860, S. 843; 1862, S. 223. R. Percival, Beſchreibung von der Inſel Ceylon. Leipzig 1803, S. 368. Die Schua halten dieſen Vogel, den ſie „ſchneter" nennen, für ein verwandeltes altes Weib, welches mit dieſem Rufe ihr verlorenes Söhnchen beim Namen ruft. H. Barth, Reiſen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. (Im Auszuge.) Gotha 1859/60, Bd. 2, S. 75.
95) J. Barrow, Reiſen in das Innere von Südafrika. Leipzig 1801, S. 199.
96) G. C. Mundy, Wanderungen in Auſtralien. Leipzig 1856, S. 83. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859/72, Bd. 6, S. 728.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Die afrikaniſche Geſellſchaft in Deutſchland kann ſich nicht rühmen, beſonders vom Glück begünſtigt zu werden; ein neuer, recht empfindlicher Unfall hat ſie betroffen: das Schiff, welches Dr. M. Buchner's Sammlungen (ſiehe oben S. 202) nach Europa brachte, hat im engliſchen Kanale Schiffbruch gelitten!

— Der Times-Korreſpondent in Alexandria berichtet (Mail, 11. März), daß Geſſi-Paſcha nach Bekämpfung der Sklavenhändler im Nilgebiete nach Chartum zurückgekehrt ſei, unterwegs indeſſen entſetzliche Noth habe ausſtehen müſſen. Im September vorigen Jahres begab er ſich in einem Dampfer, welcher eine ganze Menge von Booten und Flößen im Schlepptau hatte, auf die Heimreiſe. Bei ihm befanden ſich an 500 Leute, Soldaten und andere, und ſie waren mit genügendem Proviant für die Dauer einer gewöhnlichen Reiſe verſehen. Allein der Nil war wieder einmal durch ſchwimmende Vegetation vollſtändig verſtopft worden, was ſich nach Geſſi's Anſicht ſtets wiederholen und ſtets die Benutzung des Stromes als Verkehrsweg hindern wird. Drei Monate lang wurde Geſſi in dem Moraſte feſtgehalten, bis die Lebensmittel ausgingen, zahlreiche Leute am Fieber ſtarben und die Ueberlebenden ſich gezwungen ſahen, ſich von den Leichen zu nähren. Dieſelben wurden ſchließlich durch einen ſtarken, ihnen zu Hülfe ge-

ſendeten Dampfer befreit, welcher mit Gewalt eine zeitweilige Paſſage durch die Sumpfvegetation bahnte.

— Die „Kreuzz." berichtet: „Herr F. v. Schoeler, Chef der erſten deutſchen Expedition nach dem äquatorialen Oſt-Afrika, hat ſeinen Auftrag, zwiſchen Tabora und Karema am Tanganyika-See eine Station für wiſſenſchaftliche Zwecke zu gründen, glücklich ausgeführt, und trotz mehrfacher Hinderniſſe zu Kakoma (wohl Kikoma unter 32° 40′ öſtl. L. Gr. und 5° 45′ ſüdl. Br., circa 93 km ſüdſüdöſtlich von Tabora) im Staate Ugunda, welcher vom Sultan Mlimangombe beherrſcht wird, einen paſſenden Platz gefunden und eingerichtet. Wie wir hören, trifft Herr v. Schoeler Anſtalten zur Heimreiſe und man darf hoffen, ihn binnen kurzem im Vaterlande begrüßen zu können. Die Expedition verlor zwiſchen der Küſte und Kakoma 32 Mann. Herr Dr. Böhm hat die Leitung der Station übernommen, welche außerdem noch von den Herren Dr. Kaiſer und Paul Reichard bewohnt wird."

— Briefe aus Zanzibar vom 5. Februar melden, daß Stanley, welcher bekanntlich mit dem Bau einer Straße um die Jellala-Fälle herum beſchäftigt iſt, um den ſchiffbaren Theil des Kongo erreichen und auf demſelben Dampfer in Thätigkeit ſetzen zu können, durch Agenten 72 Zanzibar-Leute für eine Reihe von Jahren hat anwerben laſſen. Dieſelben gehen per Poſtdampfer nach der Kapſtadt und von da in einem eigenen Schuner nach der Kongo-Mündung. Der belgiſche Zweig der Internationalen Aſſociation ſoll jetzt beabſichtigen, die Pläne der belgiſchen Handelsgeſellſchaft, deren Hauptaktionär der König von Belgien iſt, nach Kräften zu unterſtützen, und zu dieſem Behufe ſoll in Nianguwe, dem wohlbekannten Orte am obern Kongo im Lande der Manjema, eine Station errichtet werden, um dort den Elfenbeinhandel, welcher jetzt ſeinen Weg nach Zanzibar nimmt, nach der Weſtküſte abzulenken.

— Am 8. März hat das portugieſiſche Abgeordnetenhaus (die Entſcheidung des Senats ſteht noch aus) nach längeren Berathungen mit 74 gegen 19 Stimmen den Vertrag genehmigt, durch welchen Lorenzo Marques in der Delagoa-Bai von Portugal, wenn auch nicht förmlich an England abgetreten, ſo doch demſelben überantwortet werden ſoll. Dieſes gewinnt damit nicht nur einen augenblicklich, in militäriſcher Hinſicht, werthvollen Zugang zu der Transvaal-Republik, ſondern auch einen der vorzüglichſten Häfen weit und breit, deſſen Klima bei Weitem nicht ſo ſchlecht iſt, als es verrufen wird, und der tüchtigen Kaufleuten die denkbar günſtigſten Chancen darbietet. Ernſt von Weber ſchlug ſeiner Zeit der deutſchen Regierung den Erwerb deſſelben vor, um von dort aus die holländiſchen Bauernrepubliken gegen engliſche Uebergriffe zu ſchützen und die Germaniſirung Südafrikas einzuleiten — leider vergeblich. Wir bitten nachzuleſen, wie hoch er den Werth von Lorenzo Marques anſchlägt („Globus" XXXIV, S. 271), deſſen ſich England jetzt bemächtigen will.

— Die engliſche Geſellſchaft „Livingſtone (Congo) Inland Miſſion" hat vor einiger Zeit eine Abtheilung Miſſionäre unter Mr. A. Mc Call, welcher durch die Londoner Geographiſche Geſellſchaft mit Inſtrumenten zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen ausgerüſtet worden iſt, ausgeſandt mit der Beſtimmung, am nördlichen Ufer des Kongo ſich einen Weg in das Innere zu bahnen. Jetzt iſt die Nachricht eingetroffen daß jene Abtheilung eine dauernde Station in Mataddi Minkanda, gegenüber von Stanley's Niederlaſſung Vivi, unterhalb der Jellala-Fälle errichtet und eine Pionnierabtheilung 50 bis 60 engl. Meilen weiter landeinwärts vorgeſchoben hat. Mc Call hofft im nächſten Herbſt Stanley Pool zu erreichen. Im kommenden Frühjahr ſoll eine neue Expedition nach Banana am untern Kongo entſendet werden, um von dort aus die weiter landeinwärts befindlichen Miſſionäre zu unterſtützen und mit Vorräthen zu verſehen; auch ſoll ein kleines Schiff auf dem Unterlaufe des Stromes ſtationirt werden.

## Nordamerika.

— Im Winter 1878 bis 1879 unternahm Alphonſe Pinart zu prähiſtoriſchen Zwecken eine Reiſe durch die mexikaniſche Provinz Sonora, welche er im Bulletin der Pariſer Geographiſchen Geſellſchaft (1880, September) beſchreibt. Dort erzählt er von der Hauptſtadt Ures folgende charakteriſtiſche Geſchichte: „Ures verdankt wie die meiſten poplacions von Sonora ſeinen Urſprung der Miſſion in S. Miguel. Man verſichert mir, daß vor noch gar nicht langer Zeit intereſſante, auf die Miſſion bezügliche Archive vorhanden waren; aber vor einigen Jahren hatte der Pfarrer von Ures an einem luſtigen Tage in ſeiner Betrunkenheit nichts Beſſeres zu thun, als mit den alten Papieren ein Freudenfeuer anzuzünden. Wie viel alte Dokumente mögen ſo zum Theil durch Sorgloſigkeit, zum Theil während der Revolution, wo jedes Papier, es mag ſo wichtig ſein, wie es wolle, zum Patronenmachen verwendet wird, zu Grunde gegangen ſein!" Leider brauchen wir nicht bis Mexiko zu gehen, um Beiſpiele für ähnliche Mißachtung von Urkunden zu finden!

— Der Bericht über den unlängſt abgeſchloſſenen Cenſus der Vereinigten Staaten klaſſifizirt die Bevölkerung folgendermaßen: Männer 25 520 582, Weiber 24 632 284; im Lande geborene 43 475 506, im Auslande geborene 6 677 360; Weiße 43 404 877, Farbige 6 577 151. Die übrigen 170 838 beſtehen aus Indianern, welche in keinem Stammverbande und nicht unter Obhut der Regierung ſtehen, aus Chineſen und anderen Aſiaten. Die Chineſen werden auf 105 363 geſchätzt. Seit dem letzten Cenſus iſt das Verhältniß der Farbigen zu den Weißen und das Ueberwiegen des männlichen über das weibliche Geſchlecht ein wenig gewachſen, das Verhältniß der im Ausland geborenen hat ſich etwas vermindert.

— Der Weinertrag im Jahre 1880 iſt in Californien beinahe doppelt ſo groß, wie im vorigen Jahre; er beläuft ſich auf 11 500 000 Gallonen. Sonoma-County wird mit 4 750 000 in Rechnung gebracht, Napa-County mit 2 350 000 bis 2 500 000 Gallonen. Die Weinernte in den am Sacramento-River belegenen Counties, einſchließlich der Städte Sacramento und Stockton, wird auf 2 000 000 Gallonen veranſchlagt. Die Counties Alameda, Contra Coſta, San Mateo, Santa Clara und San Francisco werden ungefähr 2 000 000 Gallonen liefern, und es ſei hier bemerkt, daß in San-Francisco-County viel mehr Wein gebaut wird als man im Allgemeinen annimmt, und zwar zum größten Theile von Italienern, welche eine bedeutende Anzahl kleiner Weinpflanzungen beſitzen. Ueber die Weinernte in den ſüdlich von Santa-Clara-County belegenen Küſten-Counties ſind bis jetzt keine zuverläſſigen Nachrichten eingelaufen, doch wird der Ertrag jener Gegend auf mindeſtens 3 500 000 Gallonen geſchätzt.

Inhalt: Dr. Guſtav Nachtigal's Reiſe nach Baghirmi 1872. II. (Mit ſieben Abbildungen.) — Iſabella L. Bird's Reiſe durch Japan. VI. — Carl Haberland: Biene und Honig im Volksglauben. II. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. Nordamerika. — (Schluß der Redaction 18. März 1881.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 16.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Dr. Guſtav Nachtigal's Reiſe nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reiſenden.)

III.

Frühzeitig am folgenden Morgen erſchien der Kanuri-Abgeſandte des Königs Maruf von Logon, dem Nachtigal, um ihn ſich günſtig zu ſtimmen, einen Marien-Thereſien-Thaler ſchenkte und dann in den Palaſt ſchickte, um wegen einer Audienz anfragen zu laſſen. Einen zweiten Thaler ließ er durch ihn in die landesübliche Münze umwechſeln,

Logon von der Flußſeite aus.

nämlich in Baumwollſtreifen von drei Finger Breite und 2 m Länge, von denen 42 auf einen Thaler gehen. Dafür kaufte er Sorghum, Butter, Zwiebeln und Reis, die in Anbetracht der Fruchtbarkeit des Landes ſehr theuer waren; der König ſchickte dazu noch ſechs Hühner und ein Frühſtück und ließ ſich entſchuldigen, daß er ihn nicht alsbald empfangen könnte. Er konnte ſich nicht dazu entſchließen, trotzdem nun der lange erwartete Beamte des Kaſchella Biläl ankam.

Gelangweilt verließ der Reiſende gegen Abend ſeine Wohnung — obgleich es gegen die Sitte verſtößt, daß ein ausgezeichneter Fremder aus ſeiner Behauſung heraus geht, ehe er zur Audienz zugelaſſen worden iſt —, wanderte über den Markt, der an jedem Nachmittage abgehalten wird, und auf welchem nur etwas Tabak, Baumwollſtreifen, Gemüſe, Seile und Matten feil geboten wurden, und erreichte ſo den ſüdöſtlichen Theil der Stadt, welcher unmittelbar vom Fluſſe, dem Ba-Logon, beſpült wird. Der Fluß, welcher hier eine Breite von 200 bis 250 m hat, war gerade von den zahlreichen, ihn durchwatenden Verkäufern belebt, welche nach dem jenſeitigen Ufer zurückkehrten. An der Fuhrt hatte er nur eine Tiefe von $1^1/_4$ m, füllte aber damals bei weitem nicht ſein ganzes Bett aus; denn am öſtlichen Ufer lag eine Strecke von etwa 60 m Breite trocken. Das Ufer, auf welchem die Stadtmauer ſich erhebt, überragt den Waſſerſpiegel etwa um 4 m, war aber auf der andern Seite viel flacher. Dort ſetzte ſich der Reiſende nieder und verſenkte ſich in den Anblick der reizenden Landſchaft. Im Schatten großer Kautſchukbäume kauerten Gruppen von Eingeborenen, ſchauten dem Gehen und Kommen zu und plauderten über die Vorfälle des Tages. Hier und da ragte der Wipfel einer majeſtätiſchen Deleb-Palme über die Umfaſſungsmauer herüber; auf dem Fluſſe bewegten ſich zahlreiche Fahrzeuge der früher beſchriebenen Arten hin und her, Kinder und junge Mädchen badeten ſich, Frauen mit

Empfang im Palaſte zu Logon.

Körben auf den Köpfen ſchritten ihren Hütten zu und alles athmete Frieden, Thätigkeit und Wohlſtand. Die Stadt hat ſieben Thore und etwa 12 000 Einwohner.

Am nächſten Morgen endlich erhielt der Reiſende die Botſchaft, daß der Herrſcher ihn empfangen wollte, aber nicht ihn allein, wie er gehofft hatte, und wie es ihm in ſeiner Eigenſchaft zugeſtanden hätte, ſondern er beſchied gleich die ganze Karawane in ſeinen Palaſt. Dieſer letztere war noch in demſelben Zuſtande, wie ihn Heinrich Barth in ſeinem Reiſewerke beſchrieben hat. Aus einem kleinen Vorraum tritt man in einen länglichen Hof, dann in einen etwas geräumigern Gang und durch denſelben in den circa 30 m langen Haupthof, weiter in einen dritten Hof und zuletzt durch eine einfache Thür in einen kleinen unbedeckten Raum. Dort ſaß der König in einer auf Pfählen ruhenden Veranda hinter der auf Kanuri „Kassar“ genannten Vorhängethür aus Schilf, welche jeden Einblick von außen unmöglich macht, doch dem drinnen Befindlichen den Blick nach außen erlaubt. Denn weder in Logon noch in Baghirmi pflegt ſich der Herrſcher Fremden zu zeigen.

Sobald Nachtigal den Palaſt betreten, mußte er ſich mit dem einführenden Beamten herumzanken, weil dieſer darauf beſtand, daß der Fremde barfuß vor der Majeſtät erſcheinen ſollte, während dieſer, wie bei ſeinem Empfange durch Scheich Omar in Kuka, beim Eintritte nur die Ueberſchuhe abgelegt und ſeine leichten Socken aus gelbem Ziegenleder anbehalten hatte. Nur ſeine Drohung, kurzweg auf die ganze Audienz Verzicht leiſten zu wollen, ließ den pflichteifrigen Beamten

Digitized by Google

von ſeiner Forderung abſtehen. Auch brauchte er ſich nicht der Landesſitte zu fügen, mit nacktem Oberkörper vor den König zu treten.

Der Empfangsraum war ſehr ſauber gehalten und mit einer dicken Schicht ſchönen feinen Sandes bedeckt. In denſelben hockten ſie ſich nieder und brachten mit geſenkten Augen — denn es iſt nicht ſchicklich, dem Blicke der Majeſtät zu begegnen — ihre Begrüßungen vor. Nachtigal erinnerte an den Beſuch, den Abd-el-kerim (Barth) in Logon abgeſtattet, und an die höfliche und feine Art, mit welcher der damals regierende Juſef denſelben empfangen hatte, ſprach ſeinen Wunſch aus, in Maruf, ſeinem würdigen Nachfolger, einen gleichen Beſchützer der Fremden zu finden und, wie Barth vor 20 Jahren den König Abd-el-Kader, ſo jetzt deſſen Sohn Mohammedu, genannt Abu Sekin, beſuchen zu dürfen, und bat um die dazu erforderliche Unterſtützung. Darauf legte er die üblichen Geſchenke (Salam oder Kofolo) vor ſich nieder und wurde nun erſt in der Logon-Sprache, dann in Kanuri-Ueberſetzung von dem königlichen Dolmetſcher begrüßt, der vor dem Käfige des Herrſchers ſo ſtand, daß deſſen Worte nur ihm, nicht aber auch den unten Hockenden vernehmlich waren. Er erkundigte ſich nach des Reiſenden Geſundheit, fragte, ob in ſeiner Heimath Frieden und Wohlſtand herrſche, und wie ſich der Sultan in Stambul, den er für Nachtigal's ganz beſonderen Freund anzuſehen ſchien, befinde, richtete dann einen Gruß an alle übrigen Anweſenden insgeſammt und ging nun erſt zu der Hauptſache über. Dem Befehle Scheich Omar's, den Weg zum König Mohammedu frei zu laſſen, unterwarf er ſich natürlich, ſuchte aber Nachtigal's Weiterreiſe durch eine übertriebene Schilderung der Hungersnoth auf dem ganzen Wege und der Gefahr, in der der entthronte König ſchwebe, zu verhindern. Er fragte den Reiſenden, ob er ſeine Rathſchläge hören wollte, und nachdem dies höflich bejaht worden, forderte er ihn auf, ſeine Weiterreiſe aufzuſchieben, bis weitere, beſtimmtere Nachrichten aus Bugoman eingelaufen ſeien. Zu dem Endzwecke wolle er einen Boten ausſenden, dem der Fremde ja einen ſeiner Begleiter und einen der Baghirmi-Leute beigeſellen könnte. Nachtigal's Begleiter waren geneigt, dieſem Vorſchlage Gehör zu ſchenken; doch er ſelbſt blieb taub und feſt entſchloſſen, am nächſten Tage ſeine Reiſe fortzuſetzen. Nach ſeinen letzten Nachrichten nämlich befand

Uebergang über den Schari.

ſich Mohammedu's Gegenkönig Abd-er-Rahman mit den Hilfstruppen aus Wadai zu Bidderi, ganz in der Nähe Maſſenjas, welches mit einem guten Pferde von der Hauptſtadt Logons aus bequem in zwei Tagen zu erreichen iſt, und er fürchtete deshalb, daß Sultan Maruf, wenn er auf deſſen Vorſchlag einging, zu jenem ſchicken und ihn ſelbſt, die Pferde, Geſchenke und Waaren ihm, dem Gegenkönig, in die Hände ſpielen könnte. Der Reiſende dankte alſo dem Könige für ſeine gute Abſicht und freundliche Fürſorge, erklärte aber ſeine feſte Abſicht, beſtimmtere Nachrichten ſelbſt in Bugoman einziehen zu wollen. Dieſer Starrſinn ärgerte ihn, und er ließ dem Fremden ſchließlich ziemlich grob ſagen, daß, wenn er ſeine verſtändigen Rathſchläge nicht hören wolle, er ſeinetwegen noch am ſelben Tage weiterreiſen könne. Damit entließ er ihn.

Nachtigal vermuthete hinter dem Eifer, mit welchem König Maruf ſeine Weiterreiſe hinauszuſchieben verſuchte, die Theilnahme des Beamten des Kaſchella Bilal. Ohne Rückhalt an dieſem Manne konnte der König abſolut nichts thun, was ſeinen Wünſchen hinderlich war; dieſer war in Kuka ſein Zeuge und ſein Anwalt. Nach der Audienz machte er alſo dieſem ein Geſchenk in Geſtalt eines Hauſſa-Gewandes und räumte damit in der That das Haupthinderniß aus dem Wege. Schon am nächſten Tage konnte er, wie er gewünſcht hatte, mit Zuſtimmung des Königs den Fluß überſchreiten. Seine Verſuche jedoch, in einer privaten Audienz des Herrſchers Vertrauen und Freundſchaft zu gewinnen, ſcheiterten an deſſen kindiſcher Furcht vor dem Weißen, d. h. wahrſcheinlich vor deſſen Zauberkünſten. Vergeblich ließ ihn Nachtigal an die freundſchaftliche Aufnahme erinnern, welche ſein Vater Juſef dem Dr. Barth hatte zu Theil werden laſſen: mehrmals ließ Maruf ſeinen Gaſt zu einer vertraulichen Audienz einladen; aber jedes Mal verließ ihn im entſcheidenden Augenblicke, wenn dieſer ſchon im Vorhofe wartete, der Muth, ihn zu empfangen.

So ging denn Nachtigal über, beziehungsweiſe durch den Fluß, was damals zur Zeit des niedrigen Waſſerſtandes ſich ohne jegliche Gefahr bewerkſtelligen ließ; doch koſtete die Paſſage wegen der großen Anzahl von Pferden, welche ſich bei der Karawane befand, viel Zeit, ſo daß man, am jenſeitigen Ufer angelangt, ſofort das Lager aufſchlug. Am ſelben Abend noch ganz ſpät ſandte der Iba oder Herr des Fluſſes einen Boten, um ſich von dem Weißen Gift und ein Mittel gegen Zauberei zu erbitten. Wie ſtets in ſolchen Fällen antwortete dieſer, daß er kein Gift habe und kenne; allein was den Gegenzauber anlangte, ſo durfte er in einem Lande wie Logon nicht daran denken, darin Unwiſſenheit vorzuſchützen. Deßhalb führte er ſtets ein anſehnliches Quan-

den Kopf nach der Mitte, wodurch sie eine Art Kreis bilden, und wenn sie sich so gruppirt haben, fangen sie an, ihre Fühlhörner zu bewegen, und dann ist es Zeit, sie zu fangen. Ich habe sie auch in Gefangenschaft gehalten, aber sie sterben bald. Sie sind sehr gefräßig und fressen alles, was ihnen vorkommt, Fleisch, Brod, Früchte, Gemüse, Kartoffeln, Reis, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Cigarren, Papier, Leder, Stoffe, Kleider, Wäsche, Bücher, Schuhe, Stiefel, Pantoffeln, Hüte, Mützen, Kappen, Schirme, Stöcke, Peitschen, Sättel, Zaumzeug, Geschirre, Wagen, Karren, Schlitten, Kisten, Kasten, Schränke, Tische, Stühle, Bänke, Betten, Matratzen, Kissen, Decken, Teppiche, Vorhänge, Gardinen, Bilder, Spiegel, Uhren, Lampen, Leuchter, Kerzen, Geschirr, Gläser, Flaschen, Töpfe, Pfannen, Messer, Gabeln, Löffel, Scheren, Nähzeug, Spielsachen, Waffen, Munition, Pulver, Blei, Schrot, Kugeln, Patronen, Pistolen, Gewehre, Flinten, Büchsen, Säbel, Degen, Dolche, Jagdtaschen, Pulverhörner, Kugelbeutel, Patronentaschen, Gürtel, Ranzen, Koffer, Reisesäcke, Reisetaschen, Reisekörbe, Reisekisten, Reisekasten, Reisebetten, Reisematratzen, Reisekissen, Reisedecken, Reiseteppiche, Reisevorhänge, Reisegardinen, Reisebilder, Reisespiegel, Reiseuhren, Reiselampen, Reiseleuchter, Reisekerzen, Reisegeschirr, Reisegläser, Reiseflaschen, Reisetöpfe, Reisepfannen, Reisemesser, Reisegabeln, Reiselöffel, Reisescheren, Reisenähzeug, Reisespielsachen, Reisewaffen, Reisemunition, Reisepulver, Reiseblei, Reiseschrot, Reisekugeln, Reisepatronen, Reisepistolen, Reisegewehre, Reiseflinten, Reisebüchsen, Reisesäbel, Reisedegen, Reisedolche, Reisejagdtaschen, Reisepulverhörner, Reisekugelbeutel, Reisepatronentaschen, Reisegürtel, Reiseranzen, Reiseko

den durch bald lichteren, bald dichteren Wald von Mimoſen, Hedſchlidſch, Tamarinden u. ſ. w., wozu ſich noch ein hoher, bisher nicht beobachteter Baum mit rieſigen Schoten, Simſim genannt, geſellte. In ſüdſüdöſtlicher Richtung paſſirte man vier Kanuridörfer, welche dem bedrängten Könige von Baghirmi, als er zu Bugoman Hof hielt, zum Opfer fielen und jetzt in Ruinen liegen, und dann die Grenze zwiſchen Logon und Baghirmi. Bald darauf kam der Schari in

Ankunft in Bugoman.

Miskin am Schari.

Sicht, d. h. ſein Hauptarm, der Ba Buſſo. Bugoman liegt unmittelbar am Rande des Fluſſes, deſſen weſtliches Ufer hier etwa 5 m hoch iſt und ſteil abfällt. Es hat nach der Waſſerſeite hin vier verhältnißmäßig weite Thore, welche aber wegen des ſteilen Ufers für Laſtthiere ſchwer erreichbar ſind, im Norden ein Pförtchen, das einem einzelnen Menſchen kaum zum Durchkriechen genügt, und nach Weſten zwei Thore, deren eines weit genug war, den entladenen

Ochſen den Durchſchritt zu geſtatten. Der Reiſende wurde von den Einwohnern, die treu zu Mohammedu hielten, ſehr gut empfangen, weil ſie der Anſicht waren, daß er die Pferde und Flinten in ſeiner Karawane dem Herrſcher zur Unterſtützung zuführe. Daran änderte ſein Chriſtenthum nichts: wenige kannten dieſe Religion, noch weniger den Unterſchied zwiſchen ihr und dem Islam. Hielten ihn doch die meiſten für einen Scherif d. i. Nachkommen des Propheten!

Bugoman war faſt zur Hälfte durch eine Feuersbrunſt vernichtet worden und trug deshalb zu einem großen Theile mit ſeinen neuen leichten Strohhütten einen ſehr proviſoriſchen Charakter. Es hat über 6000 Einwohner und iſt die einzige größere ummauerte Ortſchaft auf dem Weſtufer des Schari und darum ein beliebter Zufluchtsort der Baghirmi-Könige in Zeiten der Gefahr, wie denn auch Mohammedu unmittelbar nach der Eroberung ſeiner Hauptſtadt Maſſenja (Februar 1871) längere Zeit dort Hof hielt.

Von hier an ſah der Reiſende mehr und mehr Baghirmi-Leute, eine ſchöne Race, namentlich was die Frauen anlangt, welche durch ihre harmoniſchen, ſchlanken Formen, reizenden Phyſiognomien und ſehr kleidſame Haartracht einen höchſt angenehmen Eindruck machten. Letztere beſteht aus vier bis fünf falſchen Flechten aus ſchwarz gefärbtem Lammsfell oder Pflanzenfaſern, welche zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Die Hautfarbe ſpielt meiſt ins Röthliche; reine Schwarze ſah Nachtigal in Bugoman nicht.

Obwohl in Folge des Brandes die üblichen Bongo-Wohnungen durch einfache Grashütten erſetzt worden waren, ſo hatte der Reiſende doch ein vortreffliches Quartier, wo es ihm an nichts fehlte. Zum Eſſen ſchickte ihm ſein

Eine Frau des verſtorbenen Königs Abd-el-Kader.

Wirth täglich drei verſchiedene Puddings und Fiſche aus dem Schari, darunter zwei Arten von der Größe eines Hechtes, welche von ganz ausgezeichnetem Geſchmacke waren.

Worin er von den Reitern Maruf's nicht belegen worden, das war der vollſtändige Mangel an Getreide, welcher in den Baghirmi-Ortſchaften längs des großen Fluſſes herrſchte. Denn Nachtigal mußte einen rieſigen Preis für ein wenig Korn zahlen, deſſen er dringend für ſeine Pferde und Laſtochſen bedurfte, von deren Zuſtand der Erfolg ſeiner Reiſe abhing. Deshalb verweilte er auch in Bugoman nicht, ſondern zog am folgenden Tage, dem 20. März, Nachmittags nach Miskin, einem Städtchen, das ebenfalls auf dem Weſtufer des Schari liegt, und obgleich viel kleiner als Bugoman, doch mit einer Stadtmauer verſehen iſt. Die Stadt mag etwa 2000 Einwohner haben und liegt, noch ſchöner wie Bugoman, zwiſchen lauter Bäumen, namentlich Deleb-Palmen, welche einen prächtigen Schmuck abgeben. Die Bongo-Häuſer ſind groß, ſolide gebaut und in gutem Zuſtande. Der Fluß iſt etwas breiter als in Bugoman (etwa 250 bis 300 m) und hat im Weſten 10 m hohe Ufer, auf der andern Seite aber flache. Auch hier war kein Getreide für Geld zu haben, und weiterhin herrſchte vollſtändige Hungersnoth; indeſſen erhielt Nachtigal vom Vorſteher der Stadt einige Maß geſchenkt, theils aus Patriotismus, theils um ein Zaubermittel gegen Krankheiten und Verwundungen dafür zu erhalten. Die Einwohner von Miskin waren nämlich noch wärmere Parteigänger des Mbang, als die von Bugoman. Die Wirthin, bei welcher der Reiſende wohnte, war ſogar eine der Frauen des verſtorbenen Königs Abd-el-Kader geweſen, der für das ſchöne Geſchlecht eine große

Neigung beſaß. Dieſe Wittwe war nicht mehr jung, nahm aber durch ihre zierlichen Formen, angenehmen Manieren und faſt europäiſche Geſichtsbildung noch immer ein. Daneben wohnte eine andere Wittwe vom Stamme der Schoa-Araber, welche ſich von einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit ohne Gleichen zeigte: den ganzen Abend und ſelbſt einen großen Theil der Nacht hörte ſie nicht auf, Nachtigal zu quälen, daß er ihre Tochter, ein niedliches Geſchöpf von 16 bis 17 Jahren, als Gattin mit ſich nehme. Faſt die ganze Nacht hindurch blieben die Einwohner auf den Beinen und feierten die Anweſenheit des Fremden mit Muſik, Tanz und Luſtbarkeiten. Auch ſie ſchienen, ebenſo wie die Einwohner von Bugoman, kein richtiges Verſtändniß von ſeiner Eigenſchaft als Chriſt zu haben; glaubten doch viele, daß er direkt vom Großherrn in Stambul geſendet ſei, um den vertriebenen Mohammedu wieder auf ſeinen angeſtammten Thron zu ſetzen.

---

# Ueber den Urſprung der ſogenannten hieroglyphiſchen Steinſchriften.

Von **Richard Andree.**

Es vergeht kein Jahr, daß wir nicht von Reiſenden über die Entdeckung „hieroglyphiſcher Steinſchriften“ hörten, die bald in Amerika, bald in der Südſee oder Afrika gemacht wurden. Wir erhalten auch Abbildungen derſelben, ihre Beſchaffenheit, Lage u. ſ. w. wird genau geſchildert, von einem Verſuche dieſe Hieroglyphen zu leſen iſt aber keine Rede, ja wir vermiſſen faſt ſtets den Beweis, daß es ſich überhaupt um eine Schrift handelt. Und dieſer Beweis wäre doch zuerſt zu erbringen, ehe man ſich erlaubt derartige Gebilde als Bilderſchrift oder „Hieroglyphen“ anzuſprechen. In den allerwenigſten Fällen dürfte aber derſelbe erbracht werden, denn ich glaube den Nachweis geführt zu haben, daß die überwiegende Mehrheit dieſer Petroglyphen, Felsritzungen, Steininſchriften, und wie man dieſe Gebilde nennen mag, nichts weiter als die müſſigen und rohen Anfänge primitiver Kunſt ſind. Weit über hundert Fälle habe ich in meinen „Ethnographiſchen Parallelen und Vergleichen“ (Stuttgart 1878, S. 258 bis 299) zuſammengeſtellt, 59 Abbildungen habe ich dazu gegeben und gezeigt, wie verzweifelt ähnlich derartige Leiſtungen überall in der Welt ſind, daß ſie auf derſelben Stufe ſtehen, wie die Beſchmierungen unſerer Straßenmauern durch „Narrenhände“. Der gleiche Trieb hat ſich bei allen Völkern in ähnlicher Weiſe geäußert. Iſolirte Felsblöcke, glatte Felsufer beſchiffter Ströme, Reiſeziele, Flußübergänge, Jahrmarktſtätten ſind die einladenden Plätze, wo die Kunſt der Kindheit ſich breit machen kann, wo, wenn der Anfang mit der Zeichnung oder Einritzung einer Figur, eines Zeichens gegeben iſt, bald ſich Nachahmer finden. Selbſt der Weiße ahmt dem Naturkinde nach. Bei Kabombo am obern Congo fand Stanley auf ſeiner berühmten Reiſe eine von Felſen umgebene Höhle am Strom. „Einige Eingeborene,“ erzählt er, „haben auf die glatte Oberfläche des Felſens phantaſtiſche Zeichnungen, Quadrate und Kegel gekritzelt und ihrem Beiſpiele folgend ſchnitzte ich, ſo hoch wie ich reichen konnte, den Namen der Expedition und das Datum der Entdeckung ein.“ (Dunkler Welttheil II, 268.) Wie uns Dr. Buchner verſichert, können die Maori Neuſeelands jetzt alle leſen und ſchreiben. „Ohne eigentliche Lehrer zu haben lernen ſie es einer vom andern und an allen Mauern und Zäunen, an allen Felswänden im Walde ſieht man Namen und Zeichnungen eingekratzt, welche die bedeutende Vorliebe der Maori für graphiſche Künſte dokumentiren.“ (Reiſe durch den Stillen Ocean 157.)

Aus gleichen Urſachen hervorgegangen zeigen dieſe primitiven Schöpfungen auch eine merkwürdig gleichartige Geſtaltung und man mag ſie nun in Europa oder Aſien, in Amerika oder Afrika betrachten, ſo bieten ſie ſtets denſelben Charakter dar. Unregelmäßig und zerſtreut angebracht ſtellen ſie entweder einfache ornamentale Zeichen, Kreiſe, Vierecke, concentriſche Ringe, verſchlungene Bänder, Wellenlinien, Mäander dar, oder Gegenſtände, wie ſie dem Auge des Einritzenden oder Malenden am nächſten liegen: Thiere, Menſchen, Schiffe, Geräthe. Ihr Stil, derjenige der primitivſten Kunſt, iſt überall merkwürdig gleich und ſie überraſchen nur da, wo man ſie einzeln und ohne Zuſammenhang mit Ihresgleichen betrachtet, namentlich im Gebiete roher Naturvölker, welche das Werk ihrer Vorfahren oft mit abergläubiger Furcht betrachten und leicht daran Sagen von einem untergegangenen, der Schrift mächtigen Volke knüpfen.

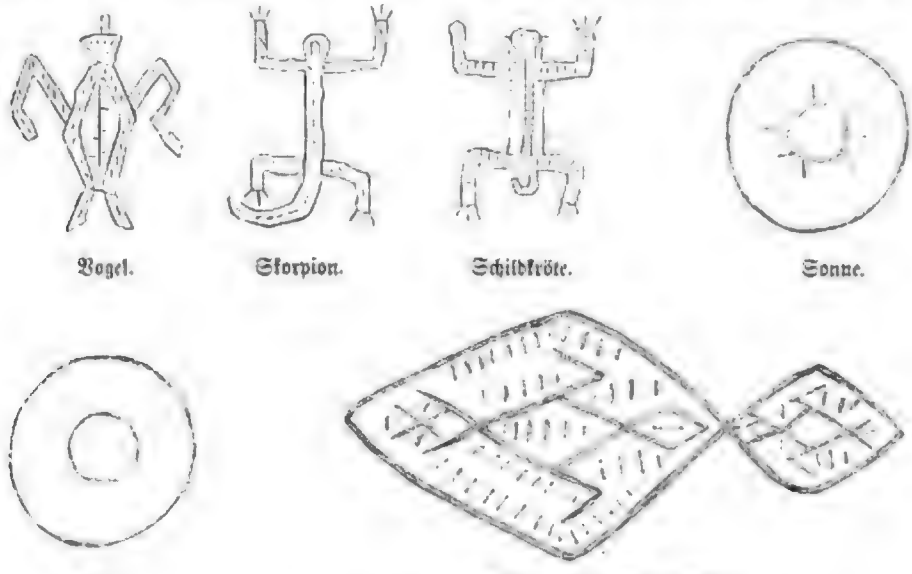
Die „hieroglyphiſche Steinſchrift“, welche jüngſt Dr. Theodor Wolf in Guayaquil am Rio Caluguru bei Santa Roſa in Ecuador auffand und in den Verhandlungen der Berliner Anthropologiſchen Geſellſchaft (1880, S. 222) abbildete, gehört völlig in das Bereich ſinnloſer indianiſcher Kritzeleien. Der Einſender hält die Zeichen „unbedingt“ für Hieroglyphen, beweiſt dieſen kühnen Ausſpruch aber nicht. Nun gut, wären ſie ſolche, dann hätten wir quer durch ganz Südamerika eine und dieſelbe Hieroglyphenſchrift, denn genau die Zeichen, die uns Dr. Wolf abbildet, kommen in Venezuela, in Guiana, am Rio Negro, am Madeira, in Peru, ſelbſt in Nicaragua und in Nordamerika vor, worüber ich die Tafeln in meinen „Ethnographiſchen Parallelen“ nachzuſehen bitte, die einen ſolchen Vergleich ermöglichen.

Es läßt ſich aber auch der direkte Beweis führen, wie derartige Zeichnungen und Felsritzungen noch heute entſtehen, und es iſt gar nicht nöthig, ſie immer untergegangenen Kulturvölkern zuzuſchreiben und ſich dabei mit Alexander v. Humboldt in nebelhafte Fernen zu verlieren. v. Martius bereits ſah die Felsritzungen des nordöſtlichen Südamerika als Hinterlaſſenſchaft „kindlicher Einfalt und mittelloſer Unbeholfenheit“ von „Müſſigen, die ſich dort ſpielend ergötzt haben“, an, und Richard Schomburgk hebt hervor, daß die Schamſchürzen (mosa) der Makuſifrauen in Guiana mit ihren ſchönen eckigen Perlſtickereien Aehnlichkeit mit den Felsbildern von Waraputa haben. „Dieſelben Figuren ſah man auch mit weißem Thon, rothen oder ſchwarzen Farben an die Wände der Hütten, an die Ruder, Corials und Waffen roh mit den Fingern oder einem Stücke Holz gemalt.“ (Reiſen in Britiſch-Guiana I, 359.)

Neuerdings erhalten wir nun durch den franzöſiſchen Marinearzt Dr. Jules Crevaux erwünſchte Beſtätigung in der von uns angedeuteten Richtung. Er bereiſte 1878 Franzöſiſch-Guiana und kam zu den Oyampy-Indianern an den Quellen des Djapok-Fluſſes. Er erzählt: „Es machte

mir Vergnügen, die Arabesken und Figuren abzuzeichnen, mit denen dieſe Leute bedeckt ſind. Sie zeigen große Aehnlichkeit mit den Felsritzungen am Timeri-Felſen des Maroni.“ Er ließ die Indianer nur mit Holzkohle und Bleiſtift zeichnen, und einer derſelben führte „Zeichnungen eines Menſchen, Hundes, Tigers, endlich aller Thiere und Teufel des Landes“ aus. Ein anderer zeichnete Arabesken mit Genipa-Saft; ſelbſt die Frauen zeichneten die Muſter, welche ſie auf den Töpfen anbringen, mit großer Leichtigkeit. (Le Tour du Monde Vol XI, 77.) Hier geben wir die Reproduktion ſolcher Zeichnungen der Oyampy ſowie die auch als Bilderſchrift verſchrieenen Felsritzungen vom Timeri-Felſen.

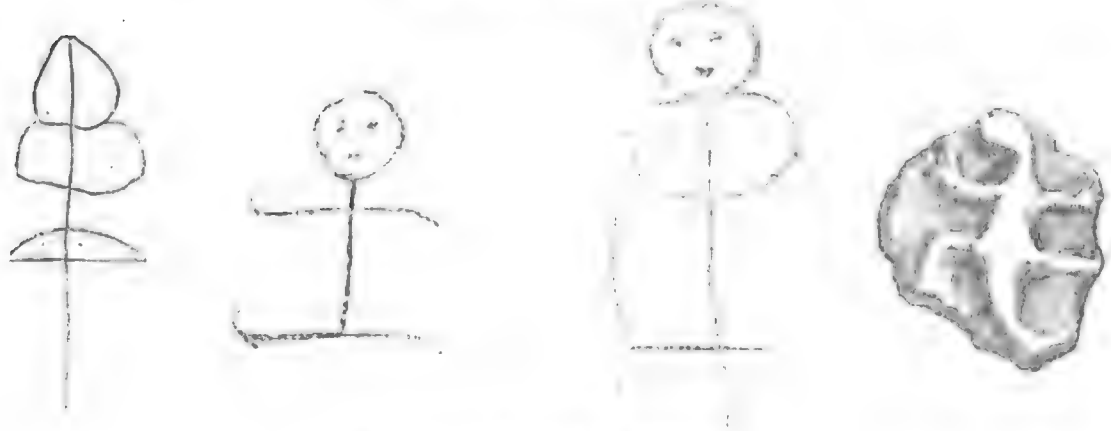
Daß im Gebiete der Vereinigten Staaten die Sache gar nicht anders liegt, läßt ſich gleichfalls darthun. Hier iſt der Weſten ſehr reich an derartigen Felsbildern, namentlich im Gebiete des Rio Gila, in Arizona, Neu-Mexiko, Nevada, Oregon ſind ſie zu finden. Ein Mitglied der Hayden'ſchen Expedition, Dr. W. Hoffman, äußert ſich (Tenth an-



Vogel. Skorpion. Schildkröte. Sonne.

Mond. Eisvogel oder Königsfiſcher.

Zeichnungen der Oyampy-Indianer.



Zeichnungen auf dem Felſen Timeri.

nual report of the geological survey for 1876, Washington 1879, 475) über dieſe Gebilde in Nevada und Arizona neuerdings folgendermaßen: „Ich bezweifle, daß alle dieſe piktographiſchen Ueberreſte etwas mit hiſtoriſchen Berichten zu thun haben. Viele Kinder der Pah-Utes im ſüdlichen Nevada haben die Gewohnheit, in große Steine ſolche Figuren, wie ſie gerade ihre Phantaſie hervorbringt, einzuritzen. Auf den harten flachen Sandbetten am Spring Mountain wurde unſere ganze Ausrüſtung in dieſer Weiſe dargeſtellt. Mr. W. H. Jackſon erzählt, daß die Zuñi-Kinder zum Zeitvertreib verſchiedene Charaktere und Figuren in die Felſen einhauen und einritzen.“ Es ſteht dieſes Verfahren alſo auf derſelben Stufe, wie die eingeſchnitzten Namen und Figuren auf unſeren Schulbänken und dergleichen. Aber ſtaunend ſteht ſpäter der weiße Reiſende vor denſelben und ſtellt tiefſinnige Betrachtungen an, müht ſich ab, das „Räthſel“ zu löſen und ſchreibt einen gelehrten Bericht darüber.

Es gehören in dieſelbe Kategorie auch die Felſenmalereien auf Neuſeeland, welche neuerdings unſer verdienter Landsmann Julius von Haaſt ſchilderte (Journ. Anthropol.

Inſtit. VIII, 50), und ich habe mich über die abfällige und nüchterne Kritik, die Profeſſor Guſtav Fritſch denſelben widmete (Verhandl. Berliner Anthropol. Geſ. 1880, 200), ſehr gefreut. Willkürlich und phantaſiſch ſind die Erläuterungen, welche R. Münch (Die Natur, Halle, 12. Nov. 1879) von einem „Götzenbild“ der Indianer am Puget-Sund giebt. Auch dieſes iſt eine gewöhnliche Felsritzung und wo haben dieſe Indianer „Götzenbilder“ gehabt?

Ehe man ſeiner Phantaſie in Bezug auf Hieroglyphen die Zügel ſchießen läßt, wünſchen wir ruhige Prüfung, ob in der That von einer Schrift die Rede ſein kann. Wir verlangen zunächſt Beweiſe, daß es ſich um eine ſolche handelt, ſonſt tritt die von uns behauptete und durch ein überreiches Material bewieſene Anſchauung in ihr Recht, daß es ſich hier um müſſige Spielerei, um die Kunſt der Kinder handelt. Damit iſt freilich nicht ausgeſchloſſen, daß auf dieſer Baſis die bekannte Piktographie der Rothhäute entſtanden ſein kann. Dieſe aber, welche wir durch Schoolcraft und Andere kennen, zeigt denn doch ein anderes Geſicht.

---

# Iſabella L. Bird's Reiſe durch Japan.

## VII.

Auf dem Rückwege von Biratori nach Hakodate verweilte Miß Bird mehrere Tage in einigen Küſtendörfern, die ſie auf der Hinreiſe nur ſchnell paſſirt hatte. Es kam ihr darauf an, ihre in Biratori gemachten Studien über die Ainos durch Vergleiche mit den Eingeborenen der Küſte zu ergänzen, ihren geſammelten Schatz an Ainowörtern zu vervollſtändigen und vor allen Dingen einen genauern Einblick in die phyſiſchen Verhältniſſe wenigſtens dieſes Theiles der Inſel zu gewinnen, da die zuerſt beabſichtigte Reiſe nach der Oſtſeite durch die Ungunſt der Witterung und die zu erwartenden Ueberſchwemmungen der Flüſſe verboten wurde. Faſt an der ganzen Südküſte von Jeſſo treten die Spuren vulkaniſcher Thätigkeit bald mehr bald weniger deutlich zu Tage. In der Umgegend von Schiraoi, einem großen Fiſcherdorfe, deſſen Ainobevölkerung durch die Nachbarſchaft zahlreicher japaniſcher Saké-läden ſehr heruntergekommen iſt, zeigt die Küſte auf Meilen weit Veränderungen von augenſcheinlich verhältnißmäßig neuem Datum. Etwa 2 bis 3 engl. Meilen landeinwärts von der heutigen Uferlinie zieht ſich deutlich erkennbar der alte, etwas hohe Strand mit ſeinen Buchten und kleinen Vorgebirgen hin; der davorliegende Küſtenſtreifen ſcheint aus einem ausgedehnten Bimsſteinlager zu beſtehen, das mit einer dünnen, höchſtens 50 Jahre alten Humusſchicht bedeckt iſt. Der Bimsſtein ſtammt zum Theil wohl von den Ausbrüchen des wenige Meilen von Schiraoi belegenen Vulkans Tarumai her, zum Theil wird er in gewaltigen Maſſen durch die Flüſſe aus dem Innern der Inſel herabgeführt. Bei der letzten Eruption des Tarumai ſoll die Umgebung des Berges meilenweit mit einer 3 bis 6 Zoll ſtarken Bimsſteinſchicht bedeckt worden ſein; in welchem Maße aber das Alluvium der Flüſſe zu dieſer neuen Küſtenbildung beigetragen haben muß, ſah Miß Bird bei einer Ueberſchwemmung, die während ihres Aufenthaltes in Schiraoi ſtattfand. Der ausgetretene Fluß lagerte zu beiden Seiten eine ausgedehnte, 9 Zoll ſtarke Schicht von Bimsſteinſtücken ab, die er auf ſeinem nur 15 engl. Meilen langen Laufe mitgeführt hatte. Die Seitenwände der tief eingeſchnittenen Flußbetten weiſen hier überall ſchöne Durchſchnitte der Formation auf: zu unterſt eine mehrere Fuß ſtarke Schicht von ſchwarzem Seeſande, dann ein breiter hellfarbiger Bimsſteinſtreifen, und über demſelben mehrere Zoll hoch reiche ſchwarze Pflanzenerde. Miß Bird unternahm von Schiraioi aus eine Tour landeinwärts nach der eigentlichen vulkaniſchen Region des Tarumai. Der Berg, der ſich mit ſeiner kahlen grauen Spitze, mit einem halb verkohlten und verdorrten Walde an ſeinem vordern Abhange, von dem dichten Grün des dahinterliegenden waldreichen Berglandes abhebt, zeigt an ſeiner Nordſeite mehrere Höhlen, die mit leuchtend gelben Schwefelkryſtallen angefüllt ſind, zahlreiche mit großer Gewalt hervorſprudelnde heiße Schwefelquellen und große Riſſe und Spalten, denen dichter Rauch entſteigt. Das unabſehbar nach Norden ſich ausdehnende waldreiche Bergland erſcheint als ein Gewirr von durch einander geſchobenen Gipfeln und kleinen Hügelreihen, häufig unterbrochen durch breite Schluchten und enge Thäler. Ein langer, ſeltſam gezackter hoher Bergrücken, der ſich dazwiſchen hindurchzuziehen ſcheint, zeigte ſich, als Miß Bird ihn nach dreiſtündigem ſehr beſchwerlichem Ritt durch den hier pfadloſen, von unzähligen Schlingpflanzen durchwebten Wald erreichte, als eine Reihe alter Tuffkegel von 200 bis 400 Fuß Höhe. Mit dichtem, hohem Walde beſtanden und mit einer ſtarken Humusſchicht bedeckt, weiſen ſie alle noch eine vollſtändige Kegelgeſtalt auf, die ſie von den umgebenden Bergen unterſcheidet. Miß Bird's mit großen Meſſern bewaffneten Ainobegleitern gelang es, einen Pfad bis zum Gipfel des einen dieſer Kegel zu bahnen, wo man eine tiefe, jetzt mit dichter Vegetation angefüllte Krateröffnung fand. Ein breiter Waldbach, der um den Fuß des einen Kegels ſtrömt, hat ſein Bett durch eine unter dem Waldboden liegende ſtarke Schicht von rother und ſchwarzer vulkaniſcher Aſche gebahnt. Die in dieſen Waldungen vorzugsweiſe vertretenen Bäume ſind zweierlei Eichen-, drei Ahorn-Arten, ungeheure Buchen, Eſchen und Ulmen. Unter den verſchiedenartigen Schlinggewächſen, die, ebenſo wie die über mannshohe Eulalia japonica der ſumpfigen Stellen, das Vorwärtskommen oft faſt unmöglich machen, iſt neben mehreren Hydrangeenarten und wildem Hopfen beſonders eine Art wilder Wein mit ungeheuer großen herzförmigen Blättern zu nennen, der bis in die Spitzen der höchſten Baumrieſen hinaufklettert, abgeſtorbene Bäume mit üppigſtem Grün bekleidet, ſich in gewaltigen bis zum Boden hängenden Bogen von Baum zu Baum ſchlingt und oft mit ſeinem verknoteten Netzwerk eine dichte undurchſichtige Wand bildet.

Nach mehreren Tagereiſen an der Bulkanbai angelangt, beſchloß Miß Bird, dieſesmal nicht den zwiſchen Horobets und Hakodate gehenden Dampfer zu benutzen, ſondern ihren Weg zu Lande, an der Küſte der Bai entlang zu nehmen. Freilich rechtfertigte dieſer nur wenig bekannte Weg, beſonders auf ſeinem letzten Ende, alle die warnenden Schilderungen, die die Einwohner von Mororan der Reiſenden

machten; ſtellenweiſe durch tiefen, mit dornigem, niedrigem Strauchwerk bedeckten Sand dicht an der Küſte entlang, dann wieder durch ſumpfiges Waldgeſtrüpp, zuletzt in unaufhörlichem Hinauf und Hinab an ſteilen Felſen und über die drei gewaltigen Bergpäſſe von Lebungetoge, paſſirte man die großen Dörfer Mororan, Uſe, Lebunge, Oſchamambe und einige andere, deren Bevölkerung zum weitaus größten Theil aus Ainos beſteht. Dazwiſchen kommt eine weite Strecke gut angebauten Landes, das wie ein großer Garten die von der Regierung angelegte Kolonie Mombets umgiebt: eine Niederlaſſung von 600 Japanern, deren ſaubere, von Blumengärten umgebene Häuſer in den reichen Feldern und ausgedehnten Obſtpflanzungen verſtreut liegen, zwiſchen denen eine gutgehaltene, von grünen Hecken eingefaßte Straße hindurchführt. Beſſer noch als die Muſterwirthſchaften und Verſuchsſtationen des Kaitakuſchi beweiſt dies in wenigen Jahren entſtandene Paradies, was man unter günſtigen Umſtänden aus Jeſſo machen könnte.

Wenn bisher allgemein angenommen zu werden pflegte — was Miß Bird auch von gebildeten Einwohnern von Hakodate geſagt worden war —, daß der unweit Mori an der Südoſtſeite der Bulkanbai gelegene Komoni-taki (bei Brunton Konomatake) der einzige feuerſpeiende Berg in dieſem Theile der Inſel ſei, ſo mußte es die Reiſende nicht wenig überraſchen, als ſie an der Nordſeite der Bai, in der Nähe von Mororan, einen mächtigen Bulkan vorfand, deſſen Höhe ſie auf 3000 Fuß ſchätzt. Von den Ainos dieſer Gegend als ein Gott bezeichnet, deſſen Namen ſie nicht kennen, von den Japaneſen „Uſu-taki“ genannt, bietet dieſer Bulkan einen bei Weitem impoſantern Anblick dar, als der Komoni-taki, der „eigentliche Bulkan“ der Bai. Eine dunkle Rauchwolke, die bei Tage, ein helles Leuchten, das bei Nacht weithin ſichtbar über ſeinem Gipfel ſchwebt, zeigt an, daß ſeine Thätigkeit noch nicht erloſchen iſt. Einige Meilen weiter landeinwärts erhebt ſich der berühmte Schiribetſan, deſſen runder Gipfel ſich wie ein gewaltiger Dom gegen den Himmel abzeichnet. Der Komoni-taki erhebt ſich in ſeinem höchſten Gipfel bis zu 3300 Fuß, der große Krater aber, der ungefähr $^3/_4$ engl. Meile im Durchmeſſer hat, liegt 500 Fuß tiefer; er enthält ſechs kleinere Krater, aus deren einem die letzte Eruption des Jahres 1872 ſtattfand. Auch hier bedeckt ein halbverkohlter Wald die eine Seite des umfangreichen Berges, und das Land an ſeinem Fuße, das bis vor neun Jahren angebaut war, iſt heute eine weite mit bröckligem Bimsſtein und breiten Lavaſtrömen bedeckte Wüſte.

Nach Hakodate zurückgekehrt, hielt ſich Miß Bird hier noch einige Tage auf, um ſich dann auf einem japaniſchen Küſtendampfer nach Jokohama und Tokio zu begeben. Ruhige See und hoher Barometerſtand ließen eine gute Ueberfahrt in der gewöhnlichen Zeit von 50 Stunden erwarten; auf das plötzliche Eintreten drückender Hitze am erſten Morgen folgte aber ein typhonartiger Sturm, der 25 Stunden wüthete, darauf ein dichter Nebel; und ſo erreichte man den Hafen von Jokohama erſt einen Tag ſpäter, um auch hier überall Spuren der größten Verwüſtung vorzufinden. Zahlreiche Häuſer waren beſchädigt, das ganze tiefergelegene Land überſchwemmt, die Eiſenbahn nach der Hauptſtadt für den Augenblick unpaſſirbar und alle Gemüther durch die gefährdete Reisernte und den dadurch veranlaßten niedrigen Stand des Papiergeldes in großer Aufregung.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Tokio, wo ſie ſich von den Strapazen ihrer Jeſſo-Reiſe erholte, trat Miß Bird ihre letzte Tour durch Japan an, deren Ziel zunächſt die alte Hauptſtadt Kioto und dann das berühmteſte aller japaniſchen Heiligthümer, die Tempelſtätte von Iſé, ſein ſollte. Heftige tagelange Regengüſſe beſtimmten die Reiſende noch in den letzten Stunden vor dem Aufbruch, ihren Plan einer vollſtändigen Landreiſe aufzugeben und anſtatt auf der Nakaſendo-Gebirgsſtraße lieber per Dampfer nach dem Traktatshafen Kobe und von dort weiter nach Kioto zu gehen. Der Schanghai-Poſtdampfer Hiroſchima Maru, auf dem ſie die Fahrt machte, iſt ein hiſtoriſches Schiff. Früher im Beſitze der amerikaniſchen Panama-Linie, pflegte es zur Zeit des kaliforniſchen Goldfiebers 1000 Paſſagiere zugleich nach dem Goldlande zu befördern; noch heute im japaneſiſchen Dienſte führen ſeine beiden Hauptkajüten die Namen l'Eſpérance und El Dorado.

Am Golf von Oſaka gelegen iſt die Hafenſtadt Kobe eigentlich nur eine Fortſetzung der alten japaniſchen Stadt Hiogo. Seit dem Jahre 1877 iſt es durch eine Eiſenbahn mit der weſtlichen Hauptſtadt Kioto verbunden, trotzdem aber hat der Hafen an Bedeutung für den ausländiſchen Handel eher ab- als zugenommen. Die ſehr ſpärlich vertretenen europäiſchen Firmen gehören der Mehrzahl nach Engländern an, und der großartig angelegte Fremdenſtadttheil mit ſeinen breiten Straßen und weiten Plätzen macht einen ungemein todten Eindruck. Wie in Hakodate iſt aber auch hier die japaniſche Küſtenſchifffahrt als Vermittlerin des Verkehrs mit den eigentlichen Exporthäfen eingetreten, und ſo hat ſich, dicht neben der alten Haupthandelsſtadt Japans, dem verkehrsreichen Oſaka mit ſeinen 600 000 Einwohnern, Kobe-Hiogo zu einem wichtigen Emporium herausgebildet. Kobe und Hiogo haben zuſammen etwa 50 000 Einwohner, und nicht nur im Hafen, in den die Eiſenbahn mündet, ſondern auch in ſämmtlichen Straßen herrſcht ein reges Leben, das die Oede in der „Fremden-Conceſſion“ doppelt traurig erſcheinen läßt. Die hauptſächlich zum Export kommenden Produkte des reichen Hinterlandes der Weſtprovinzen ſind Seide, Thee, Kupfer, Wachs, Tabak, Kampher, Pilze und Gemüſe; dazu kommen noch als Induſtrieerzeugniß Maſſen von bemalten Fächern, die allein für das Ausland beſtimmt ſind. Kobe hat für beſtimmte Kreiſe Englands und Amerikas indeſſen doch eine hervorragende Bedeutung: es iſt der Centralpunkt für die chriſtliche Miſſion der Amerikaner in Japan, und zwar der Punkt, von dem bis jetzt noch die meiſten Erfolge der Miſſionsbeſtrebungen überhaupt zu berichten ſind.

Für den ungeheuren Aufwand an Kräften ſind freilich auch dieſe Erfolge immer noch verſchwindend klein, und es iſt noch ſehr die Frage, ob für die Zukunft Größeres erwartet werden darf. Immerhin aber iſt auch dieſer kleine Sieg über die in Japan aus verſchiedenen Gründen herrſchende, entſchiedene Abneigung gegen das Chriſtenthum ein neuer Beweis dafür, daß der eminent praktiſche Sinn der Amerikaner im Verkehr mit dem japaniſchen Volke leichter das Richtige und Verſtändliche zu treffen verſteht als die Europäer.

Das in maleriſcher Gebirgsgegend belegene Kioto, das man nach wenigen Stunden Eiſenbahnfahrt von Kobe aus erreicht, iſt nicht umſonſt faſt 1000 Jahre lang die Kaiſerſtadt des Inſelreiches geweſen: ſchon in der erſten halben Stunde ſeines Aufenthaltes wird der Fremde gewahr, daß hier eine andere Atmoſphäre herrſcht, als in allen übrigen Städten Japans. Kioto iſt eine Heimath der Kunſt, und zwar vorzugsweiſe der Kunſt, die das tägliche Leben zu verſchönen und zu erheitern beſtrebt iſt. Nicht mit Unrecht beſingen die Dichter Japans, die des Lobes der alten Hauptſtadt nicht müde werden, auch die Schönheit der Frauen von Kioto: in ihrem Weſen zeigen dieſelben in der That alle eine gewiſſe heitere Anmuth, in ihrer Kleidung

einen Sinn für das Schöne, eine Freude am Zierlichen und an wohlangebrachten kleinen Farbeneffekten, wie sie bei uns sonst nur den Pariserinnen nachgerühmt wurden. Die schönen Theehäuser der Stadt, die ausgedehnten Parks und Blumengärten, die Tempelvorstädte und der Kaiserpalast mit seiner zauberhaften Gartenumgebung sind so oft beschrieben worden, daß wir hier nicht näher auf ihre Schilderung einzugehen brauchen. Mächtige in der Ausführung begriffene Tempelbauten in Kioto bezeugen, daß der japanische Buddhismus durchaus nicht so sehr die absterbende Religion ist, als die er so oft und gern geschildert wird. Die im Jahre 1262 gegründete Schinschiu- oder Montosekte, der Protestantismus des buddhistischen Japans, regt sich heute wieder mächtig; nicht um mit den alten Waffen der alten Zeit gegen den Geist der neuen zu streiten, sondern um eine Vereinigung mit derselben auf dem von unnützen Aeußerlichkeiten und alten Irrthümern gereinigten Boden der hohen buddhistischen Moral hervorzubringen. Die Montos verwerfen das Priestercölibat, das Mönchsthum, die Bußen, Fasten und Pilgerfahrten, den Amulet- und Zauberglauben, die Abhaltung von Gebeten und Vorlesungen in unverständlicher Sprache; sie beanspruchen Freiheit des Denkens und Handelns für das Individuum, daneben eine gewisse Beeinflussung des Staates durch die Kirche. Im sichern Bewußtsein, das Rechte anzustreben, scheuen sie vor keinem Vergleich mit anderen Religionsformen, vor keinem Einblick in die geistigen Errungenschaften der neuen Zeit zurück; sie verlangen dieselben sogar von ihren Schülern. Für das gebildete junge Japan von heute, in dem sich der krasse Materialismus der „weitgehendsten" Naturphilosophie des Abendlandes mit der alten orientalischen Lebensmüdigkeit oft genug zu pessimistischer Weltanschauung verquickt, hat die Montolehre ohne Frage mehr Zukunft, als das dogmatische Christenthum der wohlmeinenden englischen und amerikanischen Missionäre.

Als bemerkenswerthe und sehr bezeichnende Thatsache muß hier erwähnt werden, daß das im japanischen Buchhandel jetzt am meisten begehrte Werk eine Uebersetzung von Darwin's „Entstehung der Arten" ist. Die umfangreichen, einheimischen Werke über Geschichte, Geographie und Botanik Japans, die vor noch nicht zwei Jahrzehnten dem Bildungsbedürfniß der oberen Volksklassen vollständig genügten, werden heute weniger verlangt als die ins Japanische übertragenen Schriften von Stuart Mill, Huxley, Herbert Spencer und Anderen, der in den Schulen gebrauchten wissenschaftlichen Lehrbücher über allgemeine Geschichte, Geographie und Naturlehre gar nicht zu gedenken.

Am 5. November verließ Miß Bird Kioto, um sich nach Jamada in der Provinz Isó zu begeben. Die Wege waren in gutem Zustande, so daß man mit den Kurumas schnell vorwärts kam. Das ganze Land hier weist überhaupt einen von dem des nördlichen Japan sehr verschiedenen Charakter auf; Reinlichkeit und Wohlhabenheit herrscht in den Dörfern, überall führen in bestem Zustande befindliche Brücken über die Flüsse, und wäre nicht die winterliche Kälte schon so empfindlich gewesen, so hätte diese bequeme Fahrt durch das im Schmucke des bunten Herbstlaubes prangende Gebirgsland den reinsten Genuß geboten. In allen Häusern aber spielte jetzt schon der Hibatschi die Hauptrolle: das bronzene oder eiserne Kohlenbecken, das, mit glühenden Kohlen gefüllt und an die Brust gedrückt, den einzigen Wärmeapparat abgiebt und zugleich die winterliche Hauptbeschäftigung der Japanesen in Anspruch nimmt. Für ganz besondere Fälle von Kälte, wenn diese spärliche Erwärmung des Oberkörpers nicht ausreicht, hat man noch das sogenannte Kotatsu, ein viereckiges Holzgestell, das über eine Schale mit brennenden Kohlen gesetzt wird; auf dieses Gestell, das groß genug ist, um mehrere neben einander kauernde Personen tragen zu können, kriecht jeder, der der Erwärmung bedürftig ist, und verbringt, in ein Futon, d. h. eine große wattirte Decke, eingehüllt, oft Stunden des schläfrigsten und zugleich unschönsten Nichtsthuns. Bei der leichten Bauart der japanischen Häuser würden Oefen oder Kamine freilich auch von keinem Nutzen sein; wer aber einmal die Unzulänglichkeit des Hibatschi und des Kotatsu erprobt hat, begreift es wohl, weshalb die Furcht vor dem Winter in Japan so allgemein ist. Ueber Nara, das bis gegen das Ende des 8. Jahrhunderts die Residenz der Mikados war, und über Miwa, eine Stadt von 1200 Einwohnern, ging der Weg nach Hasé-dera, dem „Kloster des langen Thals", einem berühmten, wegen seiner malerischen Lage vielbesungenen Wallfahrtsorte. In einem engen, von der brausenden Jamagawa durchströmten Thale gelegen, dessen terrassirte Wände mit Päonienbäumen dicht bestanden sind, ist Hasédera besonders im April, zur Zeit der Päonienblüthe, das Ziel großer Scharen von Reisenden aus allen Gegenden der Insel.

Die beiden Tempel der tausendarmigen Kwannon und des großen Medizingottes Binzuru sind dunkel und feucht; das hölzerne Bildniß Binzuru's, eine kolossale sitzende Figur, ist im Laufe der Jahrhunderte von hülfesuchenden Kranken bis zur Unkenntlichkeit abgerieben worden. Immer weiter in südöstlicher Richtung führte der Weg jetzt mehrere Meilen am Laufe der Kitsugawa entlang durch den schönsten Wald, in dem an geschützten Stellen Kamelienbäume, Palmen (Chamaerops excelsa), Orangen und Bambus standen. Ueberall auf den Feldern war die Ernte noch in vollem Gange, und es hielt deshalb oft schwer, Kurumaläufer zu bekommen. Die Provinzen Isó und Jamada sind durch ihre Pilzkultur berühmt, sie liefern den größten Theil der verschiedenartigen Pilze, die durch ganz Japan zu den beliebtesten Nahrungsmitteln gehören. An feuchten Stellen des Bergwaldes sah Miß Bird hier oft lange Reihen großer halbverfaulter Holzstücke, die schräg gegen eine Felswand gelehnt waren: diese, ihr zuerst unerklärliche Vorrichtung dient dem Zwecke der Pilzzucht. Die Holzscheite, die man von zwei verschiedenen Eichenarten wählt, werden mit Längseinschnitten versehen und dann während der heißen Jahreszeit an sumpfigen Stellen des Waldes niedergelegt; wenn sie zu faulen begonnen haben, werden sie in der oben beschriebenen Weise aufgestellt, und im nächsten Frühjahr entwickeln sich dann zahlreiche Pilze auf ihnen. Nachdem die ersten abgeerntet sind, werden die Holzstücke mehrere Stunden lang in Wasser gelegt und darauf mit einem hölzernen Hammer geschlagen; nach dieser Behandlung wieder schräg aufgestellt, sollen sie in zwei bis drei Tagen mit einer neuen Ernte bedeckt sein; und zwar mit sehr großen Pilzen, wenn man das Holz lange und mit kräftigen Schlägen bearbeitet, mit einer Menge kleiner aber, wenn man es wenig geschlagen hat.

Je mehr man sich der Stadt Jamada und den heiligen Schreinen näherte, desto belebter wurde die Straße. Große, von Pferden und Ochsen gezogene Wagen, Kurumas, Packkühe mit sammetnen, goldgestickten Stirnbändern, zahlreiche Wanderer, alles verfolgte denselben Weg, an welchem Tempel und Schinto-Embleme immer häufiger wurden. Jamada, die Wiege des alten Schintoglaubens, ist eine reiche, regelmäßig gebaute Stadt, deren durchweg zweistöckige, mit schönen Ziegeln gedeckte Häuser mit den spitzen Giebeln nach der Straße gerichtet stehen. Der ausgedehnte Hain von stattlichen Kryptomerien und Kampherbäumen, die hohen Thore und mit Mauern eingefaßten Gänge, die zu den Heiligthümern, den Tempeln Geku und Naiku, führen, sind großartig genug; diese letzteren selber aber eine Enttäuschung für

jeden, der nicht die ganze Leere der Schintoreligion kennt. Das ganze Jahr hindurch, vorzugsweiſe im Frühjahr, pilgern Tauſende und Zehntauſende von Gläubigen hierher; bis vor Kurzem glaubte kein Kaufmann, kein Handwerker ſein Gewerbe mit Vortheil betreiben zu können, wenn er ſich nicht aus Iſé einen mit dem Namen der Hauptgottheit Tenſchoko-daidſchin beſchriebenen Papierſtreifen geholt hatte; für das Wohl jeder Familie galt der Beſitz eines andern Zettels, des ſogenannten o-harai, der jedes halbe Jahr in Iſé in einen neuen umgetauſcht werden mußte, für unerläßlich. Ein ganzes Syſtem von hohen Holzzäunen, zu dem man durch mehrere ſteinerne torii, die wie große Galgen ausſehenden ſymboliſchen Thore des Schinto gelangt, ſchließt als Kern und Allerheiligſtes den von Prieſtern bewachten Schoden oder heiligen Schrein ein, ein etwa 30 Fuß langes, 18 Fuß breites, auf vier Pfählen ſtehendes hölzernes Bauwerk, das mit einem Dache aus Baumrinde bedeckt iſt, und zu dem mehrere Stufen hinaufführen. Vier hölzerne Kaſten, in deren jedem ein in ein Stück Brokatſtoff gehüllter Spiegel, die Gottheit, liegt, machen den Inhalt des Schreines aus. Der urſprüngliche Spiegel von Iſé, von dem alle übrigen nur Kopien ſind, ſtellte die große Sonnengöttin, die „Mutter des Mikadogeſchlechtes“, vor; alle Erklärungen dieſes Spiegels als „Spiegel der Wahrheit“ oder „der menſchlichen Seele“ ſind erſt ſpäter und zwar nicht von Anhängern des Schintoismus, zur Idealiſirung dieſes Ueberreſtes eines rohen Natur- und Mythendienſtes erfunden worden. Dem echten Schintoiſten, für den ein Beſuch von Iſé ein Lebensereigniß iſt, der täglich, er möge ſich befinden, wo er wolle, ſein Haupt ehrfurchtsvoll nach der Richtung der „Göttlichen Paläſte der heiligſten Götter von Iſé“ beugt, iſt eine derartige Symbolik kein Bedürfniß, denn dieſe ſeltſame Religion iſt heute nur noch Form; von einem ethiſchen Gehalt iſt nichts vorhanden. Von Jamada aus begab ſich Miß Bird noch über Tſu, eine Stadt mit 83 000 Einwohnern und, trotz der Nähe der Iſéheiligthümer, ausſchließlich buddhiſtiſchen Tempeln, nach Otſu am Biwa-See. Rings um dieſen in ſeiner größten Ausdehnung 45 engl. Meilen langen See liegen nicht weniger als 1800 blühende Dörfer und außer Otſu noch mehrere Städte. Die gebirgige, waldreiche Gegend an der weſtlichen Seite des Sees, die ſchönen Jadojas und Theehäuſer an ſeinen Ufern machen ihn zu einem beliebten Ziel für Vergnügungsreiſende aus allen Theilen Japans.

Am 15. November wieder in Kioto eingetroffen, verweilte Miß Bird noch einige Tage hier; dann trat ſie über Oſaka und Kobe ihre Rückreiſe nach Tokio an. Vom 8. bis zum 19. December hielt ſie ſich hier auf, unabläſſig bemüht, ihre Kenntniß des japaniſchen Volkes und ſeines Lebens zu vervollſtändigen. Am 19. ſchiffte ſie ſich auf dem Dampfer „Wolga“ nach England ein.

---

# Die Wege aus dem ruſſiſchen Turkeſtan nach Merw.

## I.

Mit der Einnahme von Gök-tepe haben die Ruſſen bei ihrem Vorgehen vom Kaſpiſchen Meere aus gegen Merw die Hälfte des Weges zurückgelegt, und wohl den ſchwierigern Theil der Aufgabe, die ſie ſich hier geſtellt haben, gelöſt. Es dürfte von Intereſſe ſein, nun auch die Vorſtudien kennen zu lernen, welche ſie für das Vorgehen gegen Merw von Norden, von ihren turkeſtaniſchen Beſitzungen aus, gemacht haben, ſo wie ſie in den Rekognoſcirungberichten ruſſiſcher Offiziere vorliegen.

Daß Gök-tepe nur eine Etappe für weiteres Vorrücken ſein ſoll, daß Rußland entſchloſſen iſt, den ganzen kulturfähigen Oaſenſtreifen am Südrande der Turkmenen-Steppe und längs der perſiſchen Grenze in ſeine Gewalt zu bringen, dafür beſitzt man, wenn es überhaupt eines Beweiſes bedarf, ein untrügliches Zeugniß in dem Ausſpruche eines höhern ruſſiſchen Offiziers. Der Oberſt Koſtenko veröffentlichte im Jahre 1880 eine militärſtatiſtiſche Beſchreibung des turkeſtaniſchen Militärbezirks, ein Werk, welches Seitens des ruſſiſchen Kriegsminiſteriums der Armee offiziell zum Studium empfohlen wurde. Im Schlußworte dieſes Werkes ſagt der Verfaſſer über die Turkmenen-Frage wörtlich Folgendes:

„Die Löſung der turkmeniſchen Frage iſt im Principe leicht, da wir ja die Erfahrung bei Löſung der völlig analogen kirghiziſchen Frage vor Augen haben. Der in den Jahren 1864 bis 1865 bewirkten Herſtellung einer Verbindung unſerer weſtſibiriſchen und orenburgiſchen Grenze entſpricht jetzt eine Verbindung der Grenzen des turkeſtaniſchen und des kaukaſiſchen Militärbezirks. Nur durch eine ſolche Verbindung der Grenzlinie zwiſchen den genannten beiden Militärbezirken wird die Ruhe in der Turkmenen-Steppe herzuſtellen und der Feindſchaft zwiſchen den verſchiedenen Turkmenen-Stämmen ein Ende zu machen ſein; dann wird ein geregelter Handelsverkehr aus dem Baſſin des Amu nach dem Oſtufer des Kaſpiſchen Meeres ſich einrichten und eine direkte Verbindung des europäiſchen Rußlands mit Mittelaſien ſich eröffnen laſſen, d. h. der Gedanke, den der Genius Peter's des Großen uns hinterlaſſen hat, findet ſeine Verwirklichung. Die Verbindung der Grenzen zwiſchen den Bezirken Turkeſtan und Kaukaſus wird auch noch einen andern weſentlichen Vortheil bringen. Unſere Gebiete grenzen dann unmittelbar an Perſien und nähern ſich den Gebieten Englands, d. h. wir kommen in Berührung mit Mächten, welche internationale Verträge zu halten wiſſen, und mit denen das Eingehen regelrechter Beziehungen möglich iſt. Beſonders nützlich wird für uns die Nachbarſchaft eines ſo ſtarken und mächtigen Reiches wie England ſein. Die Furcht der Engländer vor unſerer Annäherung an die Grenzen Indiens verſchwindet allmälig, ſie überzeugen ſich, daß keine ehrgeizigen Gedanken und keine anderen eigennützigen Berechnungen Rußland bei ſeiner vorſchreitenden Bewegung in Mittelaſien leiten, als nur der Wunſch dieſes Gebiet zu beruhigen, ſeine produktiven Kräfte frei zu machen und den kürzeſten Weg für den Abſatz der Produkte Turkeſtans nach dem europäiſchen Theile Rußlands zu eröffnen.“

Wie man alſo der Kirghizen Herr wurde, indem man durch Vorgehen von Orenburg und Weſtſibirien aus das kulturfähige Gebiet längs des Syr-darja im Süden der

Kirghizen-Steppe beſetzte, ſo ſoll die Turkmenen-Steppe beruhigt werden, nachdem man ſie durch Erwerbung eines Gebietes im Süden der Steppe, welches dauernde Anſiedelungen geſtattet, ganz in die ruſſiſchen Grenzen eingeſchloſſen hat. Kulturfähiges Land im Süden der Turkmenen-Steppe findet ſich aber nur an dem Fuße der Gebirge längs der perſiſchen Grenze und weiter oſtwärts auf afghaniſchem Gebiete in den Staaten Kyptſchak, Maimene, Andſhui und Balch bis dahin, wo von Süden her noch Zuflüſſe den obern Amu-darja erreichen, während weiterhin der Wüſtenſand die Waſſerläufe verſchluckt.

Ein Haltmachen am Murghab, dem Fluſſe von Merw, wie es zunächſt vielleicht beabſichtigt iſt, beſchränkt die Verbindung der Ruſſen vom Amu her mit dem wichtigen Merw auf eine 240 Werſt lange Karawanenſtraße durch die Wüſte und läßt oſtwärts Merw noch weite Steppenſtriche außerhalb der ruſſiſchen Botmäßigkeit. Die kriegeriſchen Bewohner dieſer Striche, die Erſari-Turkmenen, ſind aber nicht weniger der Schrecken der dort an die Wüſte grenzenden Staaten, als es bisher weiter im Weſten die jetzt unterworfenen Teke waren. Gerade die Berichte der ruſſiſchen Rekognoſcenten laſſen deutlich erkennen, daß auch die Beſitznahme von Merw nur eine Etappe in dem ruſſiſchen Vorgehen ſein werde, daß dies vielmehr erſt mit der Unterwerfung des ganzen Gebietes bis zu der oben bezeichneten Grenze ſeinen Abſchluß finden kann. Zunächſt beſchäftigen ſich die im Jahre 1880 in der „Turkeſtan. Ztg.“ veröffentlichten Berichte, denen die nachſtehenden Mittheilungen entnommen ſind, mit den Straßen, welche von dem ſüdlichſten Hauptorte der ruſſiſchen Beſitzungen, von Samarkand aus über Buchara und Karſchi in der Richtung auf Merw zum Amu-darja führen; die Straße über Huſar nach Kelif (Balch) wird als den Ruſſen, durch Aufnahmen des Major Tſchernjawski, bereits bekannt nur flüchtig erwähnt.

Buchara und Karſchi ſind die Centralpunkte des Verkehrs in jenem Theile Mittelaſiens; von dort aus führen die Steppenſtraßen zu den Uebergangspunkten am Amu, dorthin zuerſt müſſen die Ruſſen ſich wenden und ſind auch ihre Rekognoſcenten ſtets zuerſt gegangen, ſchon aus politiſchen Gründen, um ſich die freilich nur formelle Erlaubniß des Emirs zu ihren Rekognoſcirungsreiſen auf buchariſchem Gebiete zu holen. Der Weg von Samarkand nach dem faſt genau weſtlich davon gelegenen Buchara läuft in dem verhältnißmäßig wohl angebauten Thale des Zerawſchan, der direkte von den Ruſſen vielfach benutze Steppenweg nach Karſchi führt über Dſham; Oberſt Majew macht noch auf einen zweiten „ſehr guten“ Weg nach Karſchi aufmerkſam, der von Kermine (ſchon auf buchariſchem Gebiet am Zerawſchan) nach dem von dort 112 Werſt[1]) entfernten Karſchi führt und zwar über den Syppi, einen Zufluß des Narupai (32 Werſt), die Brunnen Jablu-kuduk (16 W.) und Arab-kuduk (16 W.), und den Ort (Kiſchlak) Kaſſan (24 W.), zur Stadt Karſchi (24 W.). Der Weg iſt eben und bietet reichlich Waſſer; Jablu-kuduk und Arab-kuduk umfaſſen jedes eine Gruppe von Brunnen mit gutem, ſüßem Waſſer.

Von Buchara und Karſchi zum Amu-darja führen folgende Hauptwege: 1. Von Buchara nach Tſchardſhui mit einer Abzweigung von Kara-köl zum Fort Uſty; 2. von Karſchi nach Naruzym (Narezm); 3. von Karſchi nach Burdalyk[2]); 4. von Karſchi nach Kerki und 5. von Karſchi nach Kelif.

Auf dem Marſche von den beiden buchariſchen Reſidenzen zum Amu iſt als weſentlichſtes Hinderniß eine Flugſandzone zu überwinden, die ſich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Aralſee bis zu dem Bergzuge Kerkitſche-tau erſtreckt, der bei Kerki an den Amu herantritt. Am Aralſee und am Unterlauf des Stromes iſt dieſe Flugſandzone von beträchtlicher Breite; ſie wird aber je weiter nach Oſten, um ſo ſchmaler. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt darin zu ſuchen, daß dort jährlich ſechs Monate lang ein anhaltender ziemlich heftiger Nordoſtwind weht, der die Sandhügel von Nordoſt nach Südweſt fortbewegt, ſie am Unterlaufe des Fluſſes anhäuft, den nordöſtlichen Rand des Steppengebietes aber allmälig vom Flugſande befreit. Die Entſtehung dieſes Windes erklärt man ähnlich wie bei den Paſſaten der Tropenländer dadurch, daß die Erhitzung der weiten Sandflächen ſüdlich vom Amu dort einen ſtarken nach oben gehenden Luftzug erzeugt, der ein Nachſtrömen kalter Luft aus den nordweſtlich von dieſen Wüſten liegenden Gebirgen zur Folge hat. Erhärtet wird dieſe Anſicht dadurch, daß der Wind in denjenigen Stunden am ſtärkſten weht, in denen die Sonne am meiſten wirkt. Er erhebt ſich zwiſchen 9 und 10 Uhr Morgens, erreicht ſeine größte Heftigkeit um 2 Uhr und läßt erſt nach Sonnenuntergang allmälig nach, um Mitternacht legt er ſich ganz und die Luft bleibt dann bis Sonnenaufgang angenehm und kühl. Von 2 Uhr Nachts bis 10 Uhr Morgens iſt in der Region dieſer Winde die günſtigſte Zeit für Märſche. Während des Feldzuges gegen Chiwa hatten die Truppen des turkeſtaniſchen Detachements bekanntlich viel von dieſen Steppenpaſſaten zu leiden; Oberſt Majew hat deshalb ihrer Strichrichtung und ab- und zunehmenden Stärke auf den Reiſen der letzten Jahre beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet. Schädlich und fieberbringend ſind übrigens ſeiner Anſicht nach (im Gegenſatz zu Vambery und anderen Orientreiſenden) dieſe Winde nur da, wo ſie vorher über ausgedehnte Reisfelder und Sumpfſtrecken dahingeſtrichen ſind, wie z. B. in Tſchardſhui, dem ſie die Ausdünſtungen der Zerawſchan-Niederung zutragen, während ſie nach Buchara noch ſehr geſunde friſche Luft bringen. Den Einfluß dieſer Steppenwinde auf den Flugſand aber beurtheilt Majew dahin, daß der Sand fortſchreitend jede Kultur am rechten Ufer des Amu zerſtören, das Ufer ſelbſt zur Wüſte machen und auch das Flußbett mehr und mehr verſanden werde, denn ſchon jetzt zeige das rechte Ufer weite, ſanderfüllte Räume zwiſchen den noch kulturfähigen Strecken, während das linke Ufer, von dem derſelbe Wind den Sand hinwegführt, in ganzer Ausdehnung einen ziemlich breiten kulturfähigen Landſtrich darbiete. Majew beruft ſich für dieſe Anſicht auch auf das Zeugniß des Kapitän Bykow in deſſen Bericht über „die Uebergangsſtellen über den Amu-darja.“

Die mehrgenannte Flugſandzone iſt bei Kerki wohl ziemlich unbedeutend. Noch hat zwar (bis Herbſt 1880) kein Ruſſe den Weg dahin zu Lande gemacht; doch leugnen die dort verkehrenden Dſhigiten das Vorhandenſein von Flugſand, und es iſt glaubwürdig bezeugt, daß auf dieſem Wege die landesüblichen Karren (Arba) verkehren. Weiter weſtlich auf dem Wege nach Burdalyk ſind die Sandwellen ſchon beträchtlicher, doch überſteigt die Breite des Flugſandſtriches nicht 16 bis 20 Werſt; genau begrenzen läßt er ſich bei der ſteten Veränderlichkeit natürlich nicht. Jenſeit der Flugſandzone zeigen ſich auf dieſem Wege Sandſtreifen nur ganz ſporadiſch und die Flugſandwellen wechſeln mit Sandhügeln, die mit verſchiedenartigem Buſchwerk beſetzt ſind.

Auf dem Wege von Karſchi nach Naruzym hat der Flugſandſtrich ſchon eine Breite von 24 Werſt (3 Taſcha nach dem dort landesüblichen Maß); auf der Straße Buchara-

[1]) 1 Werſt = 1,067 Kilometer.

[2]) Zwiſchen Naruzym und Kerki, ½ des Weges von erſterm entfernt.

Tschardshui wird er durch das Bassin des untern Zerawschan, der hier in einem Sumpf- und Seegebiet sein Ende findet, bis auf 11 Werst eingeengt; westwärts der Straße nach Tschardshui nimmt die Sandzone ganz gewaltige Dimensionen an. Im Jahre 1873 haben die turkestanischen Truppen diesen Wüstenstrich in der Richtung von Chal-ata nach Utsch-utschak so ziemlich seiner größten Breite nach durchzogen.

Außerhalb dieser zusammenhängenden Zone der Flugsandwellen hat die Steppe einen mehr steinigen, stellenweis auch salzhaltigen Boden, an vielen Stellen durchsetzt von schmalen Streifen und Hügeln eines Sandes, der nicht mehr in Bewegung, sondern durch Bewachsung mit Steppenpflanzen schon so fest geworden ist, daß die Substanz stehen bleibt und nur die oberste Schicht durch den Wind fortgeführt wird. Dieser Theil der Steppe ist also ziemlich frei von Flugsand, so sehr auch der Wind mit den einzelnen kleinen Sandkörnern sein Wesen treibt. Atmosphärische Einflüsse ballen dieselben mehr und mehr zu festen Bodentheilen zusammen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Daß die deutsche Sprache neuerdings im Westen, wenn auch nicht extensiv, doch intensiv zugenommen hat, ersehen wir aus J. Fr. de Vries' und Th. Focken's Ostfriesland (Emden, W. Haynel, 1881, 5 Mark), einem ungemein fleißig gearbeiteten Buche, welches mit vieler Liebe zur Sache alle Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner eingehend darstellt. Die Verbindung mit Holland — heißt es da S. 158 —, namentlich dessen kirchlicher Einfluß verdrängte im westlichen Theile Ostfrieslands das Plattdeutsch aus der Schrift und von der Kanzel und setzte an dessen Stelle das Holländische. Im östlichen Theil neigte man sich mehr dem Hochdeutschen zu. Lange Jahre hindurch hat sich die holländische Sprache als Kirchen- und Schulsprache in den reformirten Gemeinden erhalten und häufig das ostfriesische Plattdeutsch mit niederländischen Wortformen und Redewendungen durchsetzt. Darf man den Kampf zwischen Holländisch und Hochdeutsch auf den Kanzeln der reformirten Gemeinden zur Zeit als beendet ansehen, so datirt doch der Sieg des letztern erst aus der jüngsten Vergangenheit. Noch vor wenigen Jahren schrieb Dr. Krüger: „In Emden wird noch in der Kirche und der Volksschule die holländische Sprache gebraucht; sie ist aber, vorzüglich in der Schule, so mit dem Deutschen oder dialektischen Platt versetzt, daß der Holländer es selten für klassisch erkennt. Rechnungen und Korrespondenzen werden von Vielen nur in holländischer Sprache ausgefertigt, so auch die Inschriften an den Häusern und der öffentliche Ausruf. Hierzu kommt bei einem Theil des Volkes der Glaube, daß der echte Gottesdienst der holländisch-calvinistischen Kirche sich in keiner andern als der holländischen Sprache ausdrücken lasse, und man hört wohl sagen: Hê lehrt Lutersch, wenn ein Prediger die reformirte Rede hochdeutsch vorträgt. Daher sind, weil die Sprachen zugleich als Glaubensartikel betrachtet werden, die Lutheraner in Emden der hochdeutschen Schriftsprache im Durchschnitt mächtiger, als die Reformirten."

Für die Gegenwart paßt diese Schilderung nicht mehr; in den Emder Schulen wird seit einigen Jahren im Holländischen nicht mehr unterrichtet und im vorigen Jahre hörten die holländischen Predigten ganz auf. In den Landgemeinden trifft man bei hochdeutscher Predigt noch hier und da holländischen Kirchengesang, was einen fast komischen Eindruck macht. Aus dem Verkehr ist die holländische Sprache längst verdrängt; das Hochdeutsch gewinnt so sehr an Umfang, daß wir alles Ernstes Gefahr laufen, auch das Plattdeutsch, die alte „Mems Talo", die sich im Volk bislang erhalten hat, verdrängt zu sehen. Nicht nur in Städten, sondern auch sogar auf dem Lande bildet schon in manchen Familien die hochdeutsche die Umgangssprache. Freilich wird es noch lange dauern, bis jeder Bauernsohn oder Bauernknecht hinter dem Pfluge hochdeutsch spricht — dennoch läßt sich eine Abnahme des Plattdeutschen nicht bestreiten. — Wir empfehlen das Buch, dem eine statistische Uebersicht, ein Verzeichniß von Karten Ostfrieslands und eine Karte beigegeben ist, als einen guten Beitrag zur Heimathskunde. Namentlich die Abschnitte über den Boden, die Gewässer, die Bevölkerung, Ackerbau (Fehne, Moorkolonien, Moorbrennen), Fischerei und Schifffahrt bieten reiche Belehrung und man wird sie mit wahrem Vergnügen lesen.

— Der Franzose Schrader, welcher mit Unterstützung seiner Regierung die Pyrenäen in orographischer Hinsicht eingehend studirt (s. „Globus" Bd. XXXV, S. 286), hat der Pariser Akademie eine prächtige Karte von etwa dem Drittheil der ganzen Gebirgskette (circa 130 km) vorgelegt. Er hat sich besonders mit dem Abfalle nach Spanien hin beschäftigt, der sehr wenig bekannt ist und wahre Wunderdinge umschließen soll.

— Trotz der kriegerischen Vorbereitungen, welche in Griechenland, wie man annehmen sollte, alle Kräfte und Gedanken in Anspruch nehmen, wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Athen von zwei großen Unternehmungen gemeldet wie folgt. Die Vorbereitungen zu den Vorarbeiten einer Eisenbahn von Athen nach Patras sind in vollem Gange. Die Regierung wird mit einem französischen Eisenbahnbauunternehmer ein darauf bezügliches Abkommen schließen. Auch eine große panhellenische Schifffahrtsgesellschaft ist gegründet worden, welche mit einem Kapital von zwanzig Millionen Franken direkte Verbindung zwischen Griechenland und dem Orient herstellen wird.

— Der nördliche Donetz durchschneidet in seinem Laufe auf etwa 1000 Werst Länge die reinsten Kreidegebirge und ungemein reiche Steinkohlenschichten von vorzüglicher Beschaffenheit. Wenn es gelingt, den untern Theil des Flußlaufes schiffbar zu machen, an dem sich im Jahre 1878 schon 53 Gruben theils dicht am Ufer, theils in nächster Nähe desselben im Betriebe befanden, so würde die Lieferung von Brennmaterial in das dicht bewohnte Gebiet am Unterlaufe des Don und in die Häfen des Asowschen Meeres erheblich billiger werden und zugleich erhielte die Kohle des Donetzbeckens die Möglichkeit mit der ausländischen Steinkohle in Konkurrenz zu treten.

Die von den zuständigen Behörden projektirte Kanalisation des nördlichen Donetz erfordert die Anlage von sieben Dämmen nach Art derjenigen, wie sie bei der Moskwa angewendet wurden, und von sieben Schleusen. Der Unterlauf des Donetz wird durch die Dämme auf 210 Werst Länge in sieben offene Strecken eingetheilt. Auf beiden Ufern werden Leinpfade angelegt. Die Arbeiten sollen einschließlich das Jahr 1881 auf drei Jahre vertheilt werden.

(Nach dem „Russischen Invaliden" 1881, Nro. 44.)

## Aſien.

— Der Hamburger Rheder — berichten die Deutſchen Geographiſchen Blätter IV, S. 84 —, welcher drei Sommer hindurch den „Neptun“ nach dem Ob ſandte, hat auf die Veranſtaltung weiterer Handelsfahrten nach Sibirien verzichtet; wie es ſcheint, iſt der Hauptgrund dafür, daß nicht mit voller Sicherheit die Fahrbarkeit des Kariſchen Meeres in jedem Sommer feſtſteht. In Kopenhagen dagegen hat ſich neuerdings (ſ. oben S. 63) eine „Geſellſchaft für den Handel mit Weſt-Sibirien“ gebildet und will demnächſt durch den Lieutenant Hovgaard, Nordenſkiöld's Begleiter bei der Vega-Expedition, ein Schiff nach dem Ob führen laſſen. Derſelbe ſoll im Ob-Buſen einen guten Hafen aufſuchen und Beobachtungen über Tiefe, Eisbewegung u. ſ. w. im Kariſchen Meere anſtellen, während gleichzeitig zwei Kaufleute auf dem Landwege nach dem Ob und Jeniſei gehen ſollen, um die Produktions- und Handelsverhältniſſe kennen zu lernen.

— Noch im Laufe des April begeben ſich die Drr. Arthur und Aurel Krauſe, Lehrer an der Louiſenſtädtiſchen Gewerbeſchule in Berlin, mit einjährigem Urlaube über New York und San Francisco nach der Oſtſpitze von Aſien, der Tſchuktſchen-Halbinſel, um dieſelbe im Auftrage der Bremer Geographiſchen Geſellſchaft zu erforſchen. Der eine der Herren iſt Botaniker, der andere Chemiker und Mineraloge, und beide haben bereits eine wiſſenſchaftliche Reiſe im nördlichen Norwegen ausgeführt. Von San Francisco aus werden ſie eins der Fiſcher- oder Transportfahrzeuge benutzen, welche im Frühjahre nach der Plover-Bai oder nach Petropawlowsk auf Kamtſchatka gehen.

— Dienſtag den 15. März iſt Lieut. Conder in Begleitung des Lieut. Mantell, beide vom Ingenieurkorps, von England nach Beirut abgereiſt, um die Aufnahme des Oſtjordanlandes, für welche alle Vorbereitungen nun vollendet ſind, zu beginnen. Ihm zur Seite ſtehen wieder dieſelben Unteroffiziere, welche bereits an der Aufnahme des weſtlichen Paläſtina in den Jahren 1871 bis 1875 betheiligt waren, die inzwiſchen penſionirten Sergeanten Black und Armſtrong. Lieut. Conder wird nach einer kurzen vorbereitenden Arbeit in Galiläa die Aufnahme im Norden beginnen und denkt ſie in fünf Jahren vollenden zu können.

— Mr. Hormuzd Raſſam, welcher im Auftrage des Britiſh Muſeum in Ninive und Babylon archäologiſche Nachſuchungen leitet, hat unweit Baghdad eine neue altbabyloniſche Stadt entdeckt, und zwar an dem berühmten Kanal Nahr Malka. Bereits iſt eine werthvolle Sammlung von Inſchriften, ſowohl in Keilſchrift wie in hieratiſchen Charakteren, ausgegraben worden.

— Mr. Charles M. Doughty, der Arabienreiſende (ſ. Nr. 1 und 2 dieſes Bandes), ſchreibt uns aus Viareggio in Italien: „Da ich es für wichtig hielt, weitere Erkundigungen über den Urſprung des Wadi el Humḍ in Nedſcheḍ und über die Harras oder vulkaniſchen Gebiete zwiſchen Mekka und Medina einzuziehen, ſo wendete ich mich an meinen Freund Dr. Gregory M. Wortabet, welcher den Poſten eines officiellen Sanitätsinſpektors des Hadſch in Dſchidda bekleidet. Derſelbe hatte die Güte, verſchiedene Leute aus jener Gegend auszufragen, und alles, was er von denſelben erfahren konnte, hat ihn in der Anſicht beſtärkt, daß das, was ich ihm mitgetheilt habe und was bereits im „Globus“ veröffentlicht iſt, auf Wahrheit beruht.“ (S. 30 dieſes Bandes muß es wiederholt ſtatt „Daud“ S'aud heißen.)

— Ueber die Frauen auf Cypern äußert ſich Sir Samuel White Baker (Cypern im Jahre 1879, F. A. Brockhaus 1880) folgendermaßen: „Es war am 4. Februar und die Temperatur des Morgens und Abends zu kalt (6° C.), um zu bivuakiren. Trotz des kalten Windes umgab eine große Anzahl Weiber und Kinder unſere Wagen; ſie fröhnten ſtundenlang ihrer Neugier und froren in ihren leichten, ſelbſtgefertigten baumwollenen Kleidern. Die Kinder waren meiſt hübſch und viele der jüngeren Weiber von gutem Ausſehen; es war aber im Allgemeinen eine vollſtändige Vernachläſſigung des Aeußern bemerkbar, welche in hervorragender Weiſe allen Frauen in Cypern eigen iſt. In den meiſten Ländern, in wilden wie in civiliſirten, folgen die Weiber einem natürlichen Zuge und ſchmücken ihre Perſonen in einem gewiſſen Grade, um ſich anziehend zu machen; aber in Cypern fehlt die nöthige Eitelkeit gänzlich, die man auf Reinlichkeit und Kleidung verwenden ſollte. Der ſaloppe Anzug giebt ihren Geſtalten ein unangenehmes Aeußeres, alle Mädchen und Frauen ſehen aus, als ob ſie bald Mutter werden würden. Ueber die groben, ſchlecht gegerbten, ungewichſten hohen Stiefeln mit mächtigen Nägeln hängen große, ſackähnliche Hoſen. Ueber dieſe hängt loſe eine beträchtliche Zahl leicht um die Taille gebundener Unterröcke, während die Bruſt nicht mit Hülfe von Schnürleibchen gehalten und geſtützt wird. Eine Art kurzer Jacke von keinem beſondern Schnitt, die den Vortheil hat, jeder Geſtalt und jeder Größe zu paſſen, vollendet den Anzug. Die Knöpfe, welche die Kleider vorn zuſammenhalten ſollten, fehlen in den meiſten Fällen, und die Damen ſchämten ſich nicht ihres Verluſtes, ſondern zeigten ihre Buſen, ohne das Bewußtſein, daß es unpaſſend ſei. Ihre Haartracht hatte nichts Beſonderes an ſich, aber um jeden Kopf war ein einſtmals reines Tuch gebunden, das entweder weiß oder von irgend einer ſchreienden Farbe geweſen war, ſeine Farbe aber durch den Schmutz verloren hatte. Trotz des vernachläſſigten Aeußern hatten die Frauen ſehr gute Manieren; ſie näherten ſich ſelten meiner Frau, ohne ihr mit anmuthsvoller Verbeugung einen Blumenſtrauß oder einen Strauß duftiger Kräuter zu überreichen, welche ſie für dieſelbe beſonders gepflückt hatten, und wir hatten bald eine ganze Menge gefüllter Narciſſen, Ringelblumen und Rosmarin. Wenn wir nach einer Stadt oder nach einem Dorfe kamen, rannten Knaben und Mädchen ſchnell nach ihren Gärten, um ſich entweder eine einzelne Blume oder Rosmarin zu holen; ſie erwarteten uns damit in der Straße und überreichten uns dieſelben, wenn wir vorbeizogen. Durch ganz Cypern haben wir ähnliche, wohlgemeinte Aufmerkſamkeiten erfahren, und die Einfachheit und das zarte Benehmen, mit welchem die Gabe überreicht wird, bildet einen ſeltſamen Gegenſatz zu den ſchmutzigen Gewohnheiten und zu dem Ausſehen der Leute.

Bei genauer Beſichtigung konnte man an den Hälſen und Brüſten aller Frauen und Mädchen deutlich die zahlloſen Spuren alter und neuer Flohſtiche bemerken. Ihre Wohnungen waren ganz beſonders ſchmutzig und ſchwärmten von Ungeziefer, da die Hühner, Ziegen und ſelbſt eine oder zwei Kühe gewöhnlich den Hausſtand vermehren. Es iſt allgemein bekannt, daß Paphos in Cypern der Geburtsort der Venus geweſen ſein ſoll, und daß die Inſel einſt der Schönheit und der Laſterhaftigkeit ihrer Frauen wegen berühmt war. Die Veränderung iſt radikal geweſen, da ich nicht glaube, daß es irgendwo keuſchere und zugleich weniger anziehende Frauen giebt, als die jetzigen Bewohnerinnen von Cypern es ſind. Sie ſind gewöhnlich klein und unterſetzt; ſie werden von den Männern ſchlecht behandelt und verrichten meiſt die harte Arbeit bei Urbarmachung des Bodens u. ſ. w. Nach dem Ausſehen ihrer Hände zu urtheilen, gehen ſie ſelten müſſig. Die Männer dagegen ſehen meiſt gut aus und geben viel mehr auf ihr Aeußeres.

---

## Afrika.

— Um die für Aegypten ſo ſchwierige und ſo wichtige Frage der Grundſteuer zu ſtudiren und darnach Reformvorſchläge zu machen — ſo wird der „Allgemeinen Zeitung“ aus Kairo, 5. März, geſchrieben — ward eine Kommiſſion

eingesetzt, die sich zunächst mit der Katasterfrage beschäftigen mußte; denn ohne Kataster kann es keine gerechte Grundsteuer geben, und diese Frage, an und für sich so einfach, hat sich, wie alles in Aegypten, zu einer sehr schwierigen komplicirt. Zuerst wurde nämlich der Chef des Generalstabs, der General Stone, zum Direktor des Kataster ernannt. Allein nachdem dieser die Arbeiten drei Vierteljahre lang geleitet hatte, merkte man, daß man so nicht weiter kommen konnte und ersetzte ihn deshalb am 7. April 1880 durch ein Comité-Directeur, das zunächst nichts weiter zu thun hatte, als die früheren Arbeiten zu verificiren, die dann auch zum größten Theile als ungenügend befunden wurden. So hat man denn bis jetzt, obwohl man bereits gegen 300000 ägyptische Pfund (à 26 Franken) ausgegeben, doch noch fast nichts erreicht, und es werden 15 Jahre vergehen, ehe ganz Aegypten aufgenommen sein wird, wenn man nicht — wozu jetzt Anstalten gemacht werden — durch Herbeiziehung zahlreicherer und tüchtigerer Kräfte die Arbeit beschleunigt.

— Die unter englischen Auspicien in Angriff genommene Straße von Dar es-Salaam an der Ostküste Afrikas nach dem Njassa-See ist jetzt aufgegeben worden und der damit beauftragte Mr. Beardall hat von dem Sultan von Zanzibar den Befehl erhalten, die Flüsse Rufidschi und Uranga zu untersuchen und festzustellen, wie weit letzterer schiffbar und zu einem Verkehrswege nach dem Njassa-See geeignet ist. Wahrscheinlich geht des Sultans Hauptabsicht dahin, den Elfenbeintransport von der Seeregion nach Zanzibar zu erleichtern.

— Kapitän Cambier, welcher die erste Station der Internationalen Afrikanischen Association in Karema am Tanganjika-See gründete, hat die Leitung dieses schlecht gewählten Postens den Herren Ramaeckers und Popelin übergeben und hat die Rückreise nach Europa angetreten. Schade, daß man in den maßgebenden Kreisen die Kosten dieser häufigen Reisen nicht stärker berücksichtigt und lieber Leute aussendet, welche entschlossen sind, auf eine Reihe von Jahren Afrika zu ihrer Heimath zu machen!

— Der mit der innerafrikanischen Mission betraute Erzbischof von Algier hat eine neue Missionar-Abtheilung ausgesendet, um zwischen der Küste und den Seen eine Station zu gründen und den Verkehr mit den bereits in Uganda und Urundi (Nordende des Tanganjika) bestehenden Posten zu erleichtern. Die an letzterm Punkte befindlichen Missionäre sollen über den See hinübergehen und sich dort niederlassen, so daß man Manjema-Land und den obern Kongo auf einem bequemern Wege zu erreichen vermag.

— Von Dr. W. Junker sind in Kairo ausführliche Briefe aus dem Niamniam- und Monbuttu-Lande eingetroffen, deren letzter vom 1. September 1880 datirt und an der Grenze des Monbuttu-Stammes Mangballe, nur eine Tagereise nördlich vom Uëlle-Flusse, geschrieben wurde. Der Reisende hatte Mitte Juni die Residenz des Niamniamfürsten Ndoruma (s. „Globus" XXXVIII, S. 351) erreicht und sich dort mit seinen Leuten auf das Beste eingerichtet. Im August vertraute er diese Station sammt den Vorräthen der Obhut seines Begleiters Bohndorf an und unternahm eine Rekognoscirungsreise gegen Südosten, auf welcher er ohne weitere Hindernisse zu den Monbuttu gelangte. Schon auf der Reise vom Gazellenflusse durch Dar-Fertit zu Ndoruma hatte er wichtige Ergebnisse für die Geographie, namentlich in dem noch unerforschten Gebiete am obern Wau und an der Nilwasserscheide, zu verzeichnen; ungleich werthvoller noch werden diejenigen sein, welche seiner am Uëlle, den er zu überschreiten gedenkt, harren, da alle unsere Kenntnisse dieser Länder nur auf Erkundigungen beruhen.

## Nordamerika.

— Die großen Soda-Seen bei Laramie City in Wyoming wurden kürzlich von Oberst Downy an die Union-Pacific-Eisenbahngesellschaft unter der Bedingung verkauft, daß dieselbe die sofortige Verwerthung des unerschöpflichen Materials in Angriff nimmt. Eine von Fachmännern angestellte Untersuchung hat ergeben, daß Soda aus dem Wasser dieser Seen mit dem geringen Kostenaufwand von 19,65 Doll. per Tonne hergestellt werden kann, während das Produkt gegenwärtig 56,40 Doll. per Tonne bringt. Statistische Berichte geben den Werth der nach den Vereinigten Staaten eingeführten Soda auf sieben Millionen Dollars im Jahr an, und daraus ist ersichtlich, von wie großem Werth die Bearbeitung des Wassers der Laramie-Seen für das ganze Land sein wird.

## Südamerika.

— Dr. Crevaux, welcher im vorigen Sommer seine dritte südamerikanische Reise antrat (s. „Globus" XXXVIII, S. 276) hat den Rio Magdalena von Honda bis Neiva aufgenommen, während sein Gefährte Lejanne thermometrische, hypsometrische und Breitenmessungen des Stromes angestellt hat. Crevaux beabsichtigt nun von Neiva aus die östliche Cordillere zu überschreiten und den großen Nebenfluß des Orinoko, den selbst den Eingeborenen unbekannten Guayabero, kennen zu lernen.

— Barrington Brown und William Lidstone, der erstere Geologe, der andere Ingenieur, welche in den Jahren 1873 bis 1875 den ganzen Amazonenstrom innerhalb Brasiliens und die meisten seiner größeren Nebenflüsse im Auftrage der Amazon Steam Navigation Company befuhren und die Reise in dem Buche „Fifteen Thousand Miles on the Amazon and its Tributaries" beschrieben, fanden auf den das Thal des Amazonenstroms hier und da begrenzenden Hügeln, und zwar an dem Rande derselben, gewöhnlich einen schwarzen Erdboden, welcher weiter landeinwärts allmälig sich ändert und seine gewöhnliche Zusammensetzung annimmt. Schon daraus ergiebt sich, daß er auf künstlichem Wege entstanden ist. In diesem Boden fanden sie z. B. auf dem Parentins-Hügel (70 Miles oberhalb der Einmündung des Juruty) selbst noch in einer Tiefe von 18 Zoll Scherben irdener Kochtöpfe, zerbrochene Knochen verschiedener Thiere sowie einige Steinwaffen, welche deutlich zeigten, daß diese Erhebung, wie viele andere längs des Stromes, früher von Indianern bewohnt war. Ihre Waffen bestanden aus polirtem Grünstein, welcher im Amazonas-Thale selten, aber in großer Menge weiter im Norden vorkommt. Jahrhunderte hindurch müssen dort Dörfer gestanden haben, um eine so tiefe Kulturschicht erzeugt zu haben; vielleicht gehörten ihre ersten Erbauer Stämmen an, die gegenwärtig vollständig verschwunden sind. Heutigen Tages werden solche Stellen wegen ihrer Fruchtbarkeit sehr als Ackerland gesucht; man nennt sie „terras pretas" (schwarze Erden). Sie kommen so häufig vor, daß die Reisenden sie nicht alle aufzählen konnten, und finden sich meist in erhöhten, beherrschenden Lagen.

**Inhalt:** Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872. III. (Mit sieben Abbildungen.) — R. Andree: Ueber den Ursprung der sog. hieroglyphischen Steinschriften. (Mit acht Abbildungen.) — Isabella L. Bird's Reise durch Japan. VII. (Schluß). — Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 25. März 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage, betreffend: Ankündigung von Ferdinand Hirt's Geographischen Bildertafeln.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 17.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reiſenden.)

IV.

Mit dem Morgengrauen wurde am nächſten Tage aufgebrochen, denn es galt, den Fluß zu überſchreiten, um noch am ſelben Tage Mandſchafa oder Maïſa zu erreichen. Der Schari iſt hier etwa 500 Schritt breit und, wenigſtens auf der der Stadt zu liegenden Seite, wo er hohe Ufer hat, ſehr tief, während er auf der andern Seite einen flachen ſandigen Strand bildet. Das Ueberſetzen nahm wegen der zahlreichen Pferde, Eſel und Ochſen, welche hinüberſchwimmen mußten, viele Stunden in Anſpruch, weil namentlich die Eſel ihren ganzen Vorrath von Halsſtarrigkeit entwickelten, ehe ſie die Scheu vor dem Waſſer überwanden. Die Koſten für das Ueberſetzen der Perſonen und des Gepäckes betrugen 3 gabaga (Baumwollſtreifen), 20 Glasperlen und 12 Nürnberger Stopfnadeln.

Nach 1½ ſtündigem Marſche am Oſtufer entlang erreichte man den Seitenarm des Schari, der ſich als Ba Batſchikam oberhalb Buſſo abzweigt und bei dem Dorfe Mebi ſich wieder mit demſelben vereinigt. Derſelbe wurde an einer Stelle überſchritten, wo er nur 60 m breit und 1¼ m tief war, dann folgte eine graſige Ebene und weiter in der Nähe des Hauptſtromes ein dichter Wald mit zahlreichen Spuren von Elephanten und Rhinoceros. Nach achtſtündigem Marſch erreichte man bei Einbruch der Nacht Mandſchafa. Dieſe Stadt liegt unmittelbar am Fluſſe auf ſeinem etwa 12 m hohen ſteil abfallenden Oſtufer, iſt ummauert und mag in ruhigen Zeiten wohl 4000 bis 5000 Einwohner haben. Damals ſchien ſie wie ausgeſtorben; doch ſollten ſich die meiſten wegen des herrſchenden Getreidemangels in ihren Hütten eingeſchloſſen halten. Sie nährten ſich kümmerlich von Fiſchen, an denen der Schari hier ſehr reich iſt — Nachtigal erhielt von dem Vorſteher des Ortes als Gaſtgeſchenk einen ſolchen von etwa 2 m Länge —, ſowie von den Früchten von Hedſchlidſch, Tamarinden und Birgim, ſoweit die Affen und andere Waldbewohner ihnen ſolche übrig laſſen.

Das der Karawane angewieſene Quartier zeigte ſich gänzlich unbewohnbar, wegen der Millionen von Ameiſen, von welchen es wimmelte. Schon Heinrich Barth erwähnt dieſer Landplage, durch welche ſich Baghirmi vor allen übrigen, ohnehin mit Inſekten ſchon überreichlich geſegneten Nachbarländern auszeichnet. Bivuakirt der Reiſende im Walde, ſo mag er ſich vor den alles zernagenden Termiten in Acht nehmen, ſchläft er unter einem Dache, ſo fällt er den Ameiſen zum Opfer: ſeinem Schickſale vermag er nicht zu entrinnen. Auch in Mandſchafa blieb kein anderer Ausweg, als das Quartier zu wechſeln. Von hier an tritt der Melonenbaum (Carica papaya), der mit einheimiſchem Namen Gunda masseri heißt, häufiger auf. In einzelnen Exemplaren zeigt er ſich ſchon in Kuka und hat weiter weſtlich nach Barth's Angaben eine größere Verbreitung. Seine Frucht gleicht etwas einer großen Birne und ſchmeckt ähnlich unſeren europäiſchen Obſtſorten.

Am 23. März ging es nach eintägiger Raſt in Mandſchafa dem Fluſſe parallel zuerſt in ſüdlicher, dann in ſüdöſtlicher Richtung in fünf Stunden bis Andia, dem gegenüber man die Mittagshitze verbrachte und einige wohl-

Photographic Multi-media Peripheral Centre
Photographic Multi-media Peripheral Centre

Eskimo-Zelte und Hütten, die sich in der Nähe befinden, wo das Kajak gebaut wird. Hier ist der Platz für die Frauen, die das Fell über das Gerippe ziehen und es mit Thran einreiben, damit es wasserdicht wird. Hier sind auch die Zelte der Frauen, während sie ihre Kinder gebären, und hier ist der Platz, wo die Kinder ihre Nabelschnur bekommen. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Mädchen ihre Puppen haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Puppen begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Jungen ihre Schlitten haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Schlitten begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Hunde haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Hunde begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Harpunen haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Harpunen begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Kajaks haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Kajaks begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Frauen haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Frauen begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Kinder haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Kinder begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Eltern haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Eltern begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Geschwister haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Geschwister begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Verwandten haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Verwandten begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Freunde haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Freunde begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Feinde haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Feinde begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Waffen haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Waffen begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Kleider haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Kleider begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Schuhe haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Schuhe begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Mützen haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Mützen begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Handschuhe haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Handschuhe begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Stiefel haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Stiefel begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Hosen haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Hosen begraben, wenn sie sterben. Hier ist der Platz, wo die Eskimo-Männer ihre Jacken haben, und hier ist der Platz, wo sie ihre Jacken

Hand!“ (d. i. zur Rechten) oder „Nimm Dich in Acht auf beiden Seiten!“ An einem Teiche wurde einige Stunden geraſtet, um Mitternacht wieder aufgebrochen und in Süd-Richtung bald nach Sonnenaufgang das große Dorf Gurgara erreicht, von Baghirmi-Leuten, welche die an Eiſenerde reiche Gegend ausbeuten, bewohnt, doch augenblicklich aus Kriegsfurcht verlaſſen. Der Ort liegt am Ba-Ili, d. h. dem „ſchwarzen Fluſſe“, einem Arme des Schari, welcher damals nur halb Sumpf oder doch ſtehendes Gewäſſer war, während er in ſpäterer Jahreszeit reichliche Waſſermaſſen mit ſich führen ſoll. Aus den ſich ſehr widerſprechenden Erkundigungen bei den Einheimiſchen ging nur hervor, daß er aus mehreren Abzweigungen ſich bildet und auch zwei Mündungen, in den Fluß von Logon und den von Buſſo, beſitzt und aus einem Syſtem von Niederungen beſteht, die in der trockenen Jahreszeit mit einzelnen Seen, Teichen und Sümpfen erfüllt ſind. Sein Reichthum an Flußpferden beweiſt, daß er an einzelnen Stellen ſtets viel Waſſer haben muß; übrigens iſt er wegen ſeiner für Pferde und Rinder gefährlichen Fliegen berüchtigt, welche Nachtigal ſpäter am untern Schari gezeigt wurden: eine große, graubraune Art mit ſmaragdgrünem Kopfe, deren Stachel beim Menſchen jedesmal das Blut fließen macht.

Nachdem Nachtigal's Karawane den Ba-Ili an einer ſchmalen, ſumpfigen Stelle überſchritten hatte, näherte ſie ſich Nachmittags dem erſten heidniſchen Dorfe, Mofu mit Namen, ohne es indeſſen zu betreten; denn der unerwartete Anblick ſo vieler wohlbewaffneter Fremden hätte nach der Anſicht aller eine ſofortige Flucht der Einwohner in den Wald hervorgerufen. Dennoch fand dieſelbe ſtatt, da die Eingeborenen einzelne Leute des Vortrabes bemerkt hatten. Erſt am nächſten Morgen zog Nachtigal in das Dorf ein und bekam die erſten Heiden vom Stamm der Somraï zu Geſicht. Dieſelben waren ſchwarz, durchſchnittlich etwas über mittlerer Größe, ſehr ſelten von häßlichen, aber oft von regelmäßigen Geſichtszügen, die Männer mit einem einfachen Fell um die Hüften, die Frauen meiſt gar nicht bekleidet. Das Fell, von Gazellen, wilden Katzen und zu-

Häuſer in der Umgegend von Mofu.

meiſt von Ziegen, hing aber meiſt hinten am Leibe herab, anſtatt vorn, und einige der Frauen trugen einen Bindfaden um die Hüften, an welchem ein friſcher Laubzweig hing, oder einen etwas breitern Lederſtreifen mit einer kleinen ledernen Schürze daran, die mit Frangen und Kaurimuſcheln beſetzt war. Höchſt mannigfaltig und künſtlich waren die Haarfriſuren der Männer: bald lange, dünne Flechten rings um den Kopf, mit und ohne Perlen daran, bald war das ganze Haar in parallele Reihen kleiner aufrechtſtehender Flechtchen getheilt, die von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern verliefen; andere trugen nur vier aufrechtſtehende Hörner an den vier „Ecken“ des Kopfes u. ſ. w. Die Frauen trugen das Haar raſirt oder ganz kurz geſchoren, in letzterem Falle mit hochausraſirter Stirn, als Schmuck in der durchbohrten Oberlippe, zuweilen auch in beiden Lippen, einen dünnen Glascylinder, ein Stückchen Holz oder einen Büſchel Gras; und zuweilen eine Schnur rother oder blauer Glasperlen um den Hals. Die Somraï brechen einen Schneidezahn aus und haben Naſenflügel und Ohrläppchen undurchbohrt. Im Ganzen waren die Männer hübſcher als die Frauen, was die Geſichtszüge anlangt, während das weibliche Geſchlecht wieder beſſer gewachſen war. Die Einwohner von Mofu ſprechen dieſelbe Sprache, wie die von Buſſo oder die Kuang; ſie erkennen die Oberherrlichkeit Somraï's an, ſtehen aber unter einem eigenen Häuptling, Njamaï Dokkor mit Namen, einem dicken dunkelſchwarzen Neger, der ſich unter einem Schattendache vor ſeiner Hütte behaglich im Sande wälzte und in ſeinem Aeußern ſich von ſeinen Unterthanen durchaus nicht unterſchied, ſonſt aber recht freundlich war. Hier war endlich wieder Getreide, und zwar ausſchließlich Durra, zu kaufen, die in Menge gebaut wurde. Man tauſchte ſie gegen Kaurimuſcheln und Perlen ein; weit begehrter aber war Tabak, den Nachtigal leider nicht beſaß. Es iſt für einen Reiſenden in den Heidenländern Baghirmis unerläßlich, reichlich damit verſehen zu ſein. Der Verkehr mit den Heiden war übrigens leicht; denn faſt alle verſtehen und ſprechen die Baghirmi-Sprache.

Am 1. April ging es in ſüdſüdweſtlicher Richtung nach Gubugu, der Reſidenz des Sultans Gedik von Somraï, zuerſt durch die Aecker von Mofu, dann über dünn bewaldete Grasebenen, auf denen zum erſten Male der rieſige

Digitized by Google

Silk-cotton-tree (Rimi oder Rum), auf denen die Eingeborenen in Kriegszeiten Zuflucht ſuchen, ferner der Butterbaum und der Runo auftraten, letzterer eine majeſtätiſche Leguminoſe, deren gerbſtoffhaltige Schoten in unreifem Zuſtande gegeſſen werden und in reifem Zuſtande eine dichte ſafrangelbe Maſſe enthalten, in welcher die Kerne gelagert ſind. Dieſe Maſſe wird mit Waſſer oder Milch zu Brei gerührt und als Nahrungsmittel oder als Arznei gegen Diarrhoe genoſſen; doch müſſen, um Verdauungsſtörungen zu verhüten, ſäuernde Ingredienzien, wie Tamarindeninfuſion oder ſaure Milch, zugeſetzt werden.

Nach vierſtündigem Marſche hörte der lichte Wald auf und die erſte Häuſergruppe erſchien, der ſofort eine zweite, dritte u. ſ. w. folgte: das ganze Land wurde zu einem großen Kulturfelde mit zerſtreuten Meiereien. Die Häuſergruppen waren von Karage- (Giraffen-) Bäumen umgeben, zwiſchen denen vereinzelte Dum- und Deleb-Palmen, Kautſchuk- und Feigenbäume ſtanden. Sie verliefen übrigens mehr oder weniger in der Richtung des Weges, ſo daß die ſie umgebenden Baumgruppen in der Ferne als lange Baumlinien erſchienen. Die Felder gelblichen Lehmbodens waren meiſt mit rothem Ngafoli (Durra) beſtellt, jede Pflanze auf je einem anſehnlichen Erdhügel. Die Brunnen waren hier, wie ſchon in Mofu, nur Waſſerlöcher von 5 bis 6 Fuß Tiefe, die nur weniges und trübes Waſſer enthielten. Die Hütten, deren einige auch einen Unterbau von Thonerde haben, ſind ſehr ſolide und gefällig aus Stroh errichtet, und jede Häuſergruppe beſitzt ein Getreidereſervoir aus Thonerde, in welches das geſchnittene Getreide von oben, wo eine verſchließbare Oeffnung angebracht iſt, hineingeſchüttet wird.

Der Häuptling Buſſo.

Unzertrennliche Beigabe eines Hauſes iſt das Pferd, das an langem Halfter rings um die Hütte graſt. Das Musgo-Pferd und das von Somraï iſt deſſelben Urſprungs; es hat die Größe eines anſehnlichen, ſtarken Ponys, einen klugen Kopf mit abgeflachter oder eingedrückter Naſenwurzel und iſt außerordentlich menſchenfreundlich. Rappen und Braune ſind ſelten; Schecken, Schimmel und Rothfüchſe walten vor. Alle haben künſtlich geſchundene, blutige Rücken an Stelle des Sattels. Die Eingeborenen ſchwingen mit Leichtigkeit ihre langen Beine über den Rücken des Thieres, ergreifen die langen Halfter und ſofort ſetzt ſich das Pferdchen in Galopp. Rindvieh iſt ſelten, häufiger Schafe und beſonders Ziegen, ebenſo Hunde, welche ein geſchätztes Nahrungsmittel bilden. Katzen ſah der Reiſende gar nicht, Hühner in mäßiger Anzahl.

Gegen Mittag erreichte man eine Art Dorf und raſtete dort bei einem Vetter des Sultans, der von hier aus von der Ankunft der Karawane durch zwei berittene Knaben benachrichtigt wurde. Bei der Zerſtreutheit der Häuſer und der Schnelligkeit der Pferde iſt es nicht zu verwundern, daß die Annäherung eines Feindes ſofort das ganze Land allarmirt. Außerdem trägt noch jeder Mann ein Gazellen- oder Ziegenhorn an einer Schnur um den Hals, auf welchem er bei der geringſten Gefahr tutet: dann ſchwingt ſich jeder auf ſein flinkes Roß, und im Nu ſind alle zum gemeinſamen Handeln verſammelt.

In drei Stunden war die Reſidenz Gubugu, das aus vielen Dörfern und Weilern beſtand, erreicht, wo der Reiſende an den „Wezir“ des Sultans, ſeinen Freund, Miniſter und Feldherrn, Namens Buſſo, gewieſen wurde. Dieſer wies ihm als Quartier nichts weiter als einen rieſigen Feigenbaum an, der ca. 1 m über der Erde einen Umfang von 9,6 m hatte. Kaum hatten ſie ſich dort gelagert, als ein Gewitter losbrach, gegen welches der Baum nur unvollkommenen Schutz gewährte. Dazu kam noch ein Bote des Sultans und verkündete: „Ihr ſeid Fremde, Kanuri oder Fellata, kennt nicht Land noch Leute, ſeid bei ſinkender Nacht gekommen: verhaltet euch ruhig unter eurem Baume; geht nicht in die Dörfer; morgen früh wird der König euch empfangen und bewirthen.“ Und dabei waren ſie ohne Waſſer, ohne Holz, ohne Nahrung!

Somraï nimmt unter den Heidenſtaaten Baghirmis eine hervorragende Stellung ein, nicht durch ſeine Größe, wohl aber durch ſeine ſtarke Bevölkerung, hat zahlreiche tributpflichtige Nachbaren und iſt durch die Natur ſeines Landes (Lehmboden) vor fremden Einfällen geſicherter. Es mißt von Nord nach Süd und von Weſt nach Oſt je 1 bis 1½ Tagemärſche, producirt ſehr viel Durra, iſt reich an Pferden und Kleinvieh und gehorcht einem, abſolut herrſchenden Fürſten, der unter dem nichtigſten Vorwande jeden ſeiner Unterthanen ermorden, ihm Frau und Kinder in die Sklaverei verkaufen oder ſein Hab und Gut wegnehmen kann. Hat er Tribut an Baghirmi zu zahlen, ſo verfährt er wohl mit einer ganzen Ortſchaft in dieſer Weiſe.

Am folgenden Morgen brachte die Karawane ihre Geſchenke an den Sultan zuſammen, deren Löwenantheil natürlich auf Nachtigal entfiel, und die von dem oben erwähnten Buſſo, einem unterſetzten, dicken, eitlen, aber liebenswürdigen Manne mit fettglänzender Haut, begutachtet wurden. Dann galoppirte derſelbe auf ſeinem weißen Pony zum Dorfe des Königs, während ſich die Ankömmlinge nach Kräften ſchmückten. Nachtigal ſetzte namentlich die blaue Brille auf, welche ſchon auf Sultan Maruf von Logon einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, verhüllte die untere Hälfte des Geſichts und ritt zur Königsburg. Dort hockte im Innern des Hofes Sultan Gedik, nur mit einem Felle bekleidet, aber im Halbkreiſe von einem Dutzend Prinzen umgeben, auf der Erde, während das Gefolge, nur das un-

Digitized by Google

Les Zouaves aux Grandes Manœuvres.

vermeidliche Wurfeiſen auf der Schulter, rechts und links und im Hintergrunde aufgeſtellt war.

Von allen Anweſenden war Buſſo, der den Dolmetſcher abgab, der intereſſanteſte: eine unterſetzte, regelmäßig gebaute Figur mit kohlſchwarzer, ſorgfältig eingeölter Haut, ein breites, behaglich ſchmunzelndes Geſicht, ſchöne, weiße Zähne, einen zierlich gedrehten Zwickelbart, deſſen lang ausgezogene Spitze durch eine Reihe blauer und rother Perlen noch anſehnlich verlängert wurde, um die Fußknöchel Meſſingringe, die hinten offen waren und in ſpornartige Spitzen ausliefen: ein vollendeter Stutzer. Die Audienz war nur kurz; der Sultan erwies ſich als ein noch junger Mann in den dreißiger Jahren, von mäßig ſchwarzer Farbe, bartlos und von ziemlich regelmäßigen Zügen.

Als die Fremden wieder unter ihren Baum zurückgekehrt waren, entwickelte ſich dort ein anſehnlicher Markt in Cerealien, welche die Frauen gegen Glasperlen, Muſcheln und Tabak austauſchten. Gedik ſandte eine Kuh und eine Ziege und Abends ſchickte Buſſo einen Krug vortrefflicher Meliſſa (ſtark gegohrenes Durra-Bier), einen Krug weißen Erdhonigs und ein Huhn mit der Bitte um Nachtigal's Freundſchaft und beſonders um einige ſchöne Perlen für ſeinen zierlichen Bart, was denn auch zu ſeiner Zufriedenheit bewilligt wurde.

Am nächſten Morgen ſollte der Aufbruch ſtattfinden; allein Gedik ſuchte denſelben zu hintertreiben, um die Pferde und Flinten der Karawane erſt gegen ſeine Feinde auszunutzen — ein Vorſchlag, worauf dieſelbe natürlich nicht einging, auch nicht, als Gedik dem Reiſenden einige Dutzend Sklaven als ſeinen Antheil an dem Geſchäfte in Ausſicht ſtellte. So ging es denn in ſüdöſtlicher Richtung weiter, fortgeſetzt über Felder und an Häuſergruppen vorbei, doch in langſamem Tempo, denn man war jetzt nahe bei König Mohammedu, und es erſchien unſtatthaft, gegen Abend bei ihm anzulangen. Um Sonnenuntergang wurde im letzten Dorfe von Somraï gelagert.

Am nächſten Morgen, den 4. April, wurde ſpät aufgebrochen, um dem König Zeit zu laſſen, einen würdigen Empfang vorzubereiten. Bald betrat man das Territorium der Gáberi und rückte nun gegen das Wäldchen vor, wo ſich das Endziel der Reiſe befand. Es erſchienen nun einige Reiter in Wattenpanzern, brachten Nachtigal's Faktotum Almas eine Botſchaft und ſetzten ſich dann an die Spitze des Zuges. Bald darauf entwickelte ſich vor ihnen ein beträchtlicher Theil der Reitermacht des entthronten Königs, und zwar in ziemlich ſonderbaren Koſtümen. Sie waren alle in Kriegsſchmuck, ſo weit das ihre Verhältniſſe geſtatteten. Einige vollſtändig in Watte gepanzert, ſie ſowohl wie ihre Pferde, und mit eben ſolcher rothen Mütze mit weißem Knopfe, die den ganzen Kopf einhüllte; andere nur mit Pferdedecken, wieder andere nur mit der Mütze verſehen. Hier ſchleppte einer einen rothen Tuchburnus aus beſſeren Zeiten, dort ein anderer ein Panzerhemd über ſeiner zerlumpten Kleidung. Im Ganzen waren ihrer etwa vierzig; dazwiſchen jagten wie Dämonen auf ihren ſchnellen kleinen Ponies die Heiden umher, natürlich noch viel unzureichender und viel ſeltſamer ausſtaffirt, als jene 40 Kavaliere. Man ordnete ſich zum Zuge; voran Kiari, dann in breiter Front die Mitglieder der Karawane, Nachtigal in der Mitte. Heiden zu Pferde und zu Fuß, letztere mit ſechs Fuß hohen ſchmalen Schilden aus Büffelhaut oder dichtem Korbgeflecht, umſchwärmten ſie ſchreiend, heulend, tobend. Zuweilen machten Nachtigal's Reiter einen Scheinangriff auf ſie, wobei jeder Flintenſchuß ein furchtbares Kriegsgeheul ihrerſeits hervorrief. Sie gingen auf das Spiel ein, vertheidigten ſich ſcheinbar, ergriffen bei jedem Schuſſe die Flucht, kehrten von allen Seiten heulend wieder zurück u. ſ. w. In dieſer Weiſe zogen ſie langſam vorwärts, an dem Rande des oben erwähnten Gehölzes nach Weſten hin, ſtets Häuſergruppen und Dörfchen der Gaberi vor ſich, bis zur improviſirten Stadt Sultan Mohammedu's.

---

# Sir Samuel W. Baker über die Inſel Cypern.

## I.

Am 4. Juni 1878 wurde in Konſtantinopel der ſeltſame „Vertrag einer Defenſivallianz zwiſchen England und der Türkei“ unterzeichnet, durch den England in den Beſitz von Cypern gelangte. Die Inſel, die bis dahin von den betretenen Pfaden der engliſchen Touriſten ganz ausgeſchloſſen geweſen war, wurde dadurch plötzlich in den Mittelpunkt des Intereſſes gerückt: der neue Beſitz, der wichtige ſtrategiſche Punkt wurde das Ziel zahlreicher Reiſen; es entſtand in kürzeſter Zeit eine nicht unanſehnliche Cypern-Literatur, in der das Land unter den verſchiedenſten Geſichtspunkten beleuchtet, das Für und Wider der Beſitznahme bald mehr, bald weniger vorurtheilsfrei erörtert wird. Sir Samuel W. Baker's, des bekannten Afrikareiſenden, „Cyprus as I saw it in 1879“ (London, Macmillan, 1879) ſteht unter der Zahl dieſer Werke obenan; denn wenn es auch an wiſſenſchaftlichem Werthe in mehr als einer Beziehung von anderen übertroffen worden iſt, ſo erfüllt es ſeine Aufgabe, dem Leſer ein ungefärbtes, anſchauliches Bild von Land und Volk Cyperns zu geben, in vollſtem Maße. Die ſonderbare Verklauſulirung des engliſch-türkiſchen Vertrages[1]), derzufolge Englands Beſitzrecht auf Cypern ein nur bedingtes, unter Umſtänden aufzuhebendes iſt, während die Pforte nach wie vor den Ueberſchuß der Einnahmen über die Ausgaben der Inſel (96000 Pf. St. jährlich) bezieht, hat, wie überhaupt die ganze Idee einer Defenſivallianz mit einer ſo unzuverläſſigen, abſterbenden oder eigentlich abgeſtorbenen Macht, in England viele Widerſacher gefunden: auch Baker gehört zu denjenigen, die dieſen unmotivirten und unklaren Abmachungen „die

[1]) Zwiſchen den kontrahirenden Mächten ward weiterhin vereinbart:

„Daß England der Pforte den gegenwärtigen Ueberſchuß der Einnahmen über die Ausgaben der Inſel bezahlen und daß dieſer Ueberſchuß nach dem Durchſchnittsertrag der letzten fünf Jahre berechnet und beſtimmt werden ſoll,“

und

„Daß, wenn Rußland der Türkei Kars oder andere von ihm in Armenien während des letzten Krieges gemachte Eroberungen wieder zurückgiebt, die Inſel Cypern von England wieder zu verlaſſen iſt und der Vertrag vom 4. Juni 1878 ſeine Endſchaft erreicht haben ſoll.“

ehrliche, offene und geſchäftsmäßige Transaktion eines Kaufes der Inſel vorgezogen haben würden, und die nicht einſehen, warum England, wenn es wirklich im Falle eines Krieges mit Rußland durch eine Defenſivallianz an die Türkei gebunden iſt, Cypern unter ſo einſeitigen und ungewöhnlichen Bedingungen beſetzt, die alle Hoffnungen auf die Entwickelung des Handels vernichten, nur um eine ſtrategiſche Stellung zu erhalten, die ihm infolge der Allianz ſtets offen geweſen wäre.“ Mochte hier nun eine Uebereilung der engliſchen Diplomaten vorliegen, oder mochten ſie Schwierigkeiten zu überwinden gehabt oder Nothwendigkeiten vorgefunden haben, die dem kritiſirenden Publikum unbekannt geblieben ſind: „jedenfalls,“ ſagt Baker, „ſchien mir die politiſche Situation nicht ganz geſichert; daher beſchloß ich, mir Cypern ſelbſt genau anzuſehen, um mir eine eigene Meinung von ſeinen Hülfsquellen, von ſeinem gegenwärtigen und zukünftigen Werthe zu bilden.“ Ein neunmonatlicher Aufenthalt auf der Inſel, die er nach allen Richtungen durchreiſte, war die Folge dieſes Vornehmens; und wie richtig die Meinung iſt, die er ſich dabei gebildet, wie verſtändnißvoll ſein Einblick in die heutigen Zuſtände des Landes, wie praktiſch faſt jeder Vorſchlag, den er zur Abhülfe der vielen ſchreienden Mißſtände angiebt: das wird wohl am beſten durch die unbedingt günſtige Aufnahme bewieſen, die ſein Buch in England gefunden hat, trotz der, ſeine Landsleute wahrlich nicht ſchonenden, rückhaltloſen Offenheit der Darſtellung. Der friſche Humor, mit dem Baker daneben die größeren und kleineren Erlebniſſe ſeiner gefahrloſen aber nicht unbeſchwerlichen Tour durch Cypern ſchildert, macht das Buch, das jüngſt auch in deutſcher Ueberſetzung (Cypern im Jahre 1879 von Sir S. W. Baker, aus dem Engliſchen von R. Oberländer, Leipzig, F. A. Brockhaus 1880) erſchienen iſt, zu einer ſehr empfehlenswerthen, unterhaltenden Lektüre. Wir geben im Nachſtehenden einige Auszüge aus demſelben, müſſen dabei aber auf eine Wiedergabe der eigentlichen Reiſeſchilderungen verzichten, um die andere Seite des Buches, die Darſtellung der heutigen Verhältniſſe des Landes und ſeiner Hilfsquellen, für Gegenwart und Zukunft eingehender berückſichtigen zu können.

Am 4. Januar 1879, gerade ſechs Monate nach der Beſitznahme der Inſel durch die Engländer, kam Sir Samuel W. Baker in dem ſüdlichen Hafen Larnaka an. Der erſte Eindruck, den die im hellen Sonnenſcheine daliegende neue Erwerbung den engliſchen Paſſagieren des von Alexandria kommenden Poſtdampfers machte, war der der Enttäuſchung. Die hohen Berge in der Mitte der Inſel, als höchſter der Troodos (6400 Fuß über dem Meere), ſahen wohl impoſant genug aus, aber die ſteile Südküſte, die wie weiß beſchneit erſchien, zeigte ſich, als man ihr näher kam, als ein vollkommen kahles, jeder Vegetation bares Bergland. Die Hafenſtadt Larnaka, durch ihr hohes Minaret weithin ſichtbar, hat drei oder vier grüne Bäume aufzuweiſen und ſieht aus etwa einer halben Meile Entfernung von der Rhede erträglich aus, mit ihrem langen ſteinernen Quai, von dem mehrere hölzerne Hafendämme auslaufen. Ein türkiſches Fort, von deſſen Wällen die britiſche Flagge weht, begrenzt die Stadt auf der linken Seite; und als eine türkiſche Stadt erkennt der Reiſende Larnaka bei dem erſten Betreten ſeiner engen Gaſſen, in denen die meiſten Häuſer die Spuren eines unaufhaltbaren Verfalles tragen. Das Fehlen des obligaten Schmutzes in einigen dieſer Gaſſen, mehrere anſehnliche neue Gebäude, darunter ein engliſches Hotel einfachſter Art, und Ausbeſſerungsarbeiten, die an dem Mauerwerk des Quai vorgenommen wurden, laſſen das neue Regiment und ſeine Lichtſeiten erkennen; freilich genügt auch ein Gang durch die Straßen von Larnaka, um ſich ein Bild von der troſtloſen Finanzlage der Stadt zu machen. In der erſten Begeiſterung nach der Beſitznahme Cyperns waren zahlreiche unglückliche Spekulanten von England aus hierher gekommen; in der Hoffnung auf reichen Gewinn in dem „reichen Lande“, für das Cypern allgemein galt, hatte man eine Menge von Kaufläden aller Art eingerichtet, die, zuviel ſchon für den erſten Bedarf, jetzt (d. h. im Jahre 1879), wo ein großer Theil der in Larnaka ſtationirt geweſenen Truppen zurückgezogen worden iſt, eines langſamen aber ſichern Todes an mangelnden Käufern ſterben. Jetzt ſchon ſind die Preiſe der meiſten noch auf Lager befindlichen Waaren unter die Herſtellungskoſten gefallen; der eingeborene Cypriote, der überhaupt nur geringe Bedürfniſſe hat, weiß mit europäiſchen Waaren nichts anzufangen; und ſo iſt die nicht unbeträchtliche Einfuhr der erſten Monate faſt auf Null herabgegangen, zur großen Erleichterung der türkiſchen Zollbeamten, die, von den Engländern noch im Amte belaſſen, ſich ſelber und den unglücklichen Kaufleuten das Leben ſchwer genug gemacht haben. Jede Kiſte wurde gänzlich entleert, jeder Artikel ad valorem verzollt; wußte der mit europäiſchen Waaren faſt ganz unbekannte Taxator ſich keinen Rath, und das war faſt Regel, ſo begab er ſich mit dem fraglichen Artikel nach dem 200 Schritt vom Zollhauſe gelegenen engliſchen Oberſteueramt, um ſich Auskunft zu holen. Danach kann man ſich einen Begriff von der Schnelligkeit der Abfertigung machen; von der Vorſicht aber, mit der dabei umgegangen wird, giebt das Faktum ein Beiſpiel, daß vor nicht langer Zeit große Kiſten mit Thonwaaren, die im Hafen von Limaſol angekommen waren, am Strande ausgepackt und die einzelnen Stücke auf den loſen Uferſteinen zum Zählen und Abſchätzen ausgebreitet worden ſind.

Die Umgegend von Larnaka, eine etwa zehn (engliſche) Meilen lange und vier Meilen breite Küſtenebene, zeichnet ſich durch keinerlei landſchaftlichen Reiz aus. Der Hügelkranz, der ſie nach Norden begrenzt, iſt kahl und unfruchtbar, die Ebene ſelbſt aber weiſt unfruchtbaren kalkhaltigen Boden auf, der zum Anbau von Wein und Getreide vorzüglich geeignet ſein müßte, mit Ausnahme aber einiger kleiner friſchgrüner Weizenfelder dicht bei der Stadt keine Spur von Anbau, dafür wahre Waldungen von Diſteln und dornigem Geſtrüpp zeigt. Augenſcheinlich iſt dieſe Bodenſchicht von den jetzt vollkommen nackten felſigen Hügeln herabgeſchwemmt worden, als in der längſtvergangenen Zeit des größern Waldreichthums der Inſel auch der Regenfall größer war als heute, und zahlreiche Bäche zu Thal floſſen. Unter den vielen Fieberorten Cyperns gilt Larnaka als ganz beſonders heimgeſucht, und die großen Sümpfe, die ſich in der nächſten Umgebung der Stadt ausdehnen, zeigen die Urſache dieſer traurigen Eigenſchaft an. Der alte ſeichte Hafen von Kition lag öſtlich vom heutigen Larnaka: durch Verſchlammung vom Lande her oder durch Veränderung des Meeresbodens und Sandanſpülungen hat man dieſen Hafen wie noch manchen andern von Cypern allmälig und ungehindert zu einem Sumpfe werden laſſen, der in der heißen Jahreszeit die Stadt und ihre Umgebung verpeſtete. Und dicht neben dieſem Sumpfe mußten die engliſchen Truppen in der glühenden Julihitze des Sommers 1878 ihr Lager, das berüchtigte Fieberlager von Larnaka, beziehen, in Folge eines verhängnißvollen Fehlers des Kommiſſariats, der, durch Unachtſamkeit und Unkenntniß veranlaßt, leider nur einer von vielen ähnlichen war.

Nach längerm Aufenthalte in Larnaka trat Baker gegen Ende des Monats die Reiſe in das Innere der Inſel, zunächſt nach der Hauptſtadt Nikoſia, an. Von eigentlichen Straßen war in dem türkiſchen Cypern nichts vorhanden geweſen; dieſen Mangel hatten die Engländer

in den wenigen Monaten ihres Beſitzes ſchon durch die gut beabſichtigte, aber ſchlecht ausgeführte Anlage einer breiten, 28 Meilen langen Fahrſtraße zwiſchen Larnaka und der Hauptſtadt abzuhelfen verſucht. Das Material zum Straßenbau war reichlich vorhanden, aber es hatte an Steinhämmern zum Zerkleinern deſſelben gefehlt; ſo hatte man etwa kopfgroße Steine auf die Unterlage geworfen und eine ſtarke Schicht kleinerer unzerbrochener Steine darauf geſchüttet. Natürlich wurde einſtweilen noch die „Straße“ allgemein gemieden; die Eingeborenen zogen mit ihren Maulthieren und Kameelen ſowie mit den landesüblichen, mit Ochſen beſpannten zweirädrigen Karren ſtets daneben entlang. Baker mit ſeiner aus drei großen Wagen beſtehenden Karawane mußte daſſelbe thun. An der Grenze des Larnaka-Diſtriktes angelangt, ſieht man die traurige Ebene Meſſaria ſich weithin ausdehnen: ein troſtloſer Anblick, harter ſteiniger Boden, der dicht mit etwa zwölf Zoll hohem Dornengebüſch bewachſen iſt, deſſen dunkele rothbraune Farbe zu der irrigen Angabe geführt hat, daß es auf Cypern weite mit Haidekraut bedeckte Strecken gebe. Durch dieſe Angabe unterſtützt, fand denn auch die Fabel von dem ungeheuern Wildreichthum der Inſel unbedingten Glauben. Die Berichterſtatter der engliſchen Zeitungen, die zur Zeit der Beſitzergreifung nach Larnaka geſandt wurden, erzählten in ihren Schilderungen von dem maſſenhaften, zu jener Zeit auf den Markt der Stadt gebrachten Wild: vornehmlich Haſen, Frankolinhühnern, Schnepfen und Rebhühnern. Bei dieſen Berichten, die in den Sportkreiſen Englands freudig aufgenommen wurden, bedachte man nur nicht, daß faſt jeder Cypriote ein Gewehr beſitzt, daß die Jagd ganz frei und der Arbeitslohn ſo niedrig war, daß er ſelbſt durch eine geringe Jagdbeute aufgewogen wurde, und daß endlich das Wild aus weiten Entfernungen in Larnaka zuſammengebracht wurde. Thatſache iſt, wie Baker, der eifrige Jäger, aus den täglichen Erfahrungen ſeines Aufenthaltes auf Cypern nur zu gut weiß, daß ſehr wenig Wild auf der Inſel vorhanden iſt. Auch die britiſchen Behörden hatten dies ſchon eingeſehen und, um einer gänzlichen Ausrottung vorzubeugen, Jagdſteuer und Schonzeit eingeführt. Nach Baker's Meinung werden dieſe Maßregeln aber nicht genügen, ſo lange die Regierung nicht Belohnungen auf die Vertilgung der zahlloſen großen und kleinen Raubvögel ſetzt, die, von großen Adlern und Geiern an bis herab auf Krähen und Elſtern, dem Wilde unendlichen Schaden zufügen.

Wenige Meilen von Larnaka entfernt dehnen ſich die großen Salzſeen aus, deren Produktivität Mr. Watkins, der frühere britiſche Konſul, auf 20 Mill. Okа (25 bis 30 Mill. Kilogramm) im Jahre ſchätzt. Die in vielen Büchern über Cypern vertretene Annahme, daß die Salzſeen von Larnaka durch Meerwaſſer geſpeiſt werden, welches durch den Sand ſickern ſoll, wird hinreichend durch die unbeſtreitbare Thatſache widerlegt, daß der Boden der Inſel noch an vielen anderen Stellen, ſo z. B. auf der Ebene von Trichomo, Salz enthält, das nach heftigen Regenſchauern oft eine dünne Kruſte auf der Oberfläche bildet. Salzhaltige oder braliſche Brunnen ſind zahlreich vorhanden; der tiefgelegene Theil der marſchigen Ebene von Famaguſta enthält Salz genug, um die jungen Cerealien zu zerſtören, wenn nicht genug Regen fällt; in der regenloſen Zeit des Jahres 1879 ſtarben dieſe zuerſt ab, trotzdem ſie auf feuchtem Boden ſtanden.

Salz iſt in Cypern ein Regal und bildete ſchon zur Zeit der Luſignan-Dynaſtie einen wichtigen Exportartikel und eine der Haupteinnahmequellen des Landes. Für unſere heutigen Begriffe iſt indeſſen die cypriſche Salzgewinnung eine ſehr prekäre und der zeitgemäßen Verbeſſerungen durch Regierungsmaßnahmen nur zu bedürftige Sache: jeder heftige Regenfall überſchwemmt die Seen und verdünnt die Löſung in beträchtlichem Maße.

Von einer großen Vergangenheit der Inſel ſprechen die durch das ganze Land anzutreffenden Ruinen früherer großartiger Arbeiten: Ueberreſte alter Waſſermühlen und mächtiger Aquädukte. Viele der letzteren ſind heute noch im Gebrauch: ſo der acht Meilen lange, der das Waſſer der Quellen von Arpera nach Larnaka leitet. Vor etwa 200 Jahren von einem Paſcha des Diſtriktes gebaut, geht er bei dem Dorfe Tſchiftlik Paſcha auf 32 gewaltigen gemauerten Bogen über ein breites tiefes Thal. Das Princip, das hierzulande ſchon von Alters her bei der Anlage von Waſſerleitungen befolgt wird, iſt ebenſo einfach wie praktiſch. In allen Theilen der Inſel iſt, trotz des geringen Regenfalls, eine große unterirdiſche Waſſerkraft vorhanden; eine undurchdringliche Schicht hält das Waſſer in einer nach den verſchiedenen Bodenerhebungen auch verſchiedenen Tiefe zurück. Bis auf dieſes Waſſer wird nun an einer geeignet ſcheinenden hochgelegenen Stelle ein Brunnenſchacht gegraben, der bei dem feſten meiſt aus geſchichtetem Kalkſtein beſtehenden Boden keiner Abſteifungen der Wände bedarf. Zeigt ſich das Waſſer in demſelben nach einigen Tagen ausgiebig genug, ſo wird in 10 bis 15 Meter Entfernung von ihm und in der Richtung des anzulegenden Aquädukts ein gleicher Brunnen gegraben, dann ein dritter und ſo fort, bis man eine Reihe von 10 oder 12 Schächten hat, die unter einander durch einen Tunnel verbunden werden, in den das Waſſer bis zu dem eigentlichen Sammelpunkte für die Leitung ſtrömt. Oft werden mehrere ſolcher Brunnenreihen für einen Sammelpunkt benutzt und ſo eine bedeutende hydrauliſche Kraft gewonnen, die häufig ausreicht, das Waſſer bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaufzutreiben. Wenn ein derartiger Aquädukt ſo gut in Stand gehalten wird, wie der von Larnaka, ſo entſpricht er allen Anforderungen; und das Vorhaben der Engländer, gerade hier noch eine eiſerne Röhrenleitung anzulegen, oder wohl gar die vorhandene Leitung durch dieſelbe zu erſetzen, erſcheint Baker wie eine höchſt überflüſſige Verſchwendung der an anderen Orten dringend gebrauchten Mittel.

Der Ackerbau wird in Cypern heute noch in der primitivſten Weiſe betrieben; man ſah an vielen Stellen des Weges jetzt die Eingeborenen mit dem Umpflügen der Felder beſchäftigt, die bis zum nächſten Jahre brach liegen ſollten. Der landesübliche Pflug, der für den harten Boden Cyperns vortrefflich geeignet erſcheint, hat noch dieſelbe urſprüngliche Form, in der er auf den altägyptiſchen Denkmälern abgebildet iſt. Die Pflugſchar iſt zwar nicht ſcharf und ſchneidig genug, um die Wurzeln des Unkrauts, der Mehrzahl nach gewaltiger Diſteln, zu durchſchneiden, aber die obere Rundung des Eiſens geht unter dem Erdboden weg und bricht ihn tief auf. Die Hauptſchwierigkeit beſteht darin, die von dem Pfluge umgewendeten großen Klumpen zäher Erde zu zerkleinern, da die Sonne dieſelben faſt zu Ziegelhärte brennt. Ein 16 Fuß langes und 3 Zoll ſtarkes Brett, in dem zwei große eiſerne Ringe befeſtigt ſind, wird zu dieſem Behufe von Ochſen über den Acker weggezogen, der nach dieſer Behandlung gewöhnlich in ſo weichem Zuſtande bleibt, daß man kaum darauf gehen kann. Unter den Ruinenhaufen von Cypern liegen viele Steinſäulen umher, die vortreffliche Walzen abgeben würden, aber nie würde ein Cypriote von ſelber auf den Gedanken an ein ſo einfaches Geräth kommen. Er benutzt treulich daſſelbe Ackergeräth, das ſeine Väter vor ihm gehabt haben: den breiten, leichten Pflug, das Flachbrett und die mit Feuerſteinen beſetzte Dreſchegge; denn auch dieſes primitive Inſtrument, welches ſchon Abraham und ſeine Zeitgenoſſen verwendet

haben, wird hier in derselben Weise von Ochsen über das Getreide gezogen, das dadurch in einen mit Körnern untermischten staubigen Hädsel verwandelt wird. Die Getreidereinigungsmaschine des cyprischen Ackerbauers ist ebenso einfach und unzulänglich wie sein übriges Geräth; die grobe, unsaubere Spreu aber, die mit Baumwollsamen, Linsen oder Gerste gemischt wird, bildet das Futter für die Hausthiere; und als einen bemerkenswerthen Zug konservativer Grundsätze bei den sonst vortrefflich brauchbaren Ochsen Cyperns erzählt Mr. Hamilton Lang, daß dieselben, an das durch die Dreschegge zermalmte Stroh gewöhnt, hartnäckig sein neues Futter verweigert hätten, das durch eine englische Dreschmaschine gegangen und durch eine neue Häckselschneidemaschine zerkleinert worden war. „Diese Thatsache," sagt Baker, „sollte allen denen zur Warnung dienen, welche in einem neu erworbenen Lande bei Menschen und Thieren zu schnell Reformen einführen wollen."

Ueber Dali, das alte Idalium, heute eine kleine unsaubere und arme Stadt, führte der Weg nach Nikosia. Die unfruchtbare baumlose Ebene, mit ihren nackt abgewaschenen Kreidehügeln, aus deren Spalten die gewöhnlichen Stachelpflanzen herauswachsen, bildet den trostlosesten Anblick. An einigen Stellen ist auch die Kreide abgewaschen und das zerklüftete, zerspaltene Urgestein tritt zu Tage. Ab und zu zeigt sich ein erbärmliches etwa 6 Fuß hohes Exemplar von Pinus maritima, welches durch sein kümmerliches Wachsthum die Annahme widerlegt, daß die ganze Insel vor Zeiten mit Wald bedeckt gewesen sei. Auf den unfruchtbaren, langgedehnten Hügeln kann nie ein Baum, geschweige denn ein Wald, gedeihen sein. Eisähnliche, glitzernde Gipslager, die stellenweise aus dem kalten weißen Mergel emporstehen, lassen die landschaftliche Oede winterlich erscheinen. Endlich, nach mehrtägiger Fahrt, erreichte man ein enges Thal, in dem mehrere hundert Acker Weinberge angelegt waren, und es zeigten sich einige Olivenbäume; einige Meilen weiter kam man in die fruchtbare Ebene von Dali, die etwa 6 Meilen lang, 1 Meile breit und vorzüglich angebaut ist. Der Fluß strömt mitten durch sie hindurch, Olivenhaine, Weinberge, gepflügtes Land und zahlreiche Dörfer zeigen an, was die Macht des Wassers zu schaffen vermag. An den Bewohnern Dalis und der umliegenden Ortschaften hatte diese Macht freilich sich nicht bewährt; die neugierige Menge, die das vor der Stadt aufgeschlagene Lager der Reisenden umdrängte, bot dem Auge so viel Schmutz und Lumpen, als irgend möglich. Sehr mit Unrecht sind die Bewohner Cyperns in den Ruf der Faulheit und Indolenz gekommen. Die durch das Aussaugesystem der türkischen Regierung hervorgebrachte Armuth und die damit zusammenhängende Unsauberkeit haben wohl den Grund zu dieser Annahme gegeben. Hat man aber einmal gesehen, wie sie nicht nur die fruchtbaren Thäler trotz ihrer unzureichenden Mittel mit Weinbergen und Feldern erfüllen, sondern wie sie selbst in den steilen, durch die Regengüsse von Jahrhunderten in den Berglehnen ausgehöhlten Schluchten Mauern aufführen, um das von der Höhe herabgespülte Erdreich aufzuhalten, und wie sie sich auf diese Weise kleine Terrassen von reichem Alluvium bilden, die oft nur mit Lebensgefahr zu bestellen und abzuernten sind: so bekommt man Achtung vor ihrem Fleiß und ihrer Energie. In sehr vielen Fällen lohnt der spärliche Ertrag den Aufwand von Kraft und Zeit durchaus nicht — man sieht aber, was sich aus Cypern und seiner Bevölkerung machen ließe, wenn die Regierung für die so nothwendige und verhältnißmäßig leicht herzustellende rationelle Bewässerung der durch türkische Vernachlässigung verödeten Landstrecken sorgen, wenn sie den einzelnen Grundbesitzern Darlehne zur Anlage von Wasserrädern geben und wenn sie endlich einen gewissen Betrag von Baumkultur für jeden Besitzer obligatorisch machen, selber aber die Besorstung der ehemaligen Waldflächen in die Hand nehmen wollte. Das alles ist noch auf lange Jahre hinaus nothwendiger, als die Einführung englischen Ackergeräths und landwirthschaftlicher Maschinen, als das Bestehen auf richtiger Bodenbindung und Wechselwirthschaft und ähnlichen landwirthschaftlichen Desideraten.

---

# Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw.

## II.

Den nördlichen Rand des Steppengebietes zwischen Buchara und Karschi einerseits und dem Amu-darja andererseits bildet ein lehmig-salzhaltiger Landstrich, der mit Wermuth, Disteln und an den Salzmoorästen mit Salzpflanzen bewachsen ist. Dieser Strich trägt ganz den Charakter der Hungersteppe von Tschinaz und Dshizak.

Die oben bereits genannten fünf Straßen durchschneiden alle diese drei bezeichneten Steppenregionen. Die erste von Buchara nach Farab (Uebergangspunkt zu dem auf dem linken Ufer des Amu gelegenen Tschardshui) wurde, gleich der östlichsten von Karschi nach Kelif, im Jahre 1876 vom Major Tschernjawski rekognoscirt und 1879 bei dem damaligen Vorschieben der Detachements an den Amu von den russischen Truppen bereits benutzt. Diese Straße führt 120 Werst lang von Buchara über Mazar-Choschtjube (13 Werst), die Ruinen von Chodsha-islam (2 W.), den Ort Jak-tul (19 W.), die Ruinen von Schaari-Chaiber (10 W.), den Ort Paikan (12 W.), die Stadt Kara-kul (8 W.), den Ort Chodsha-Daulet (16 W.), Mazar-Chodsha-Jusuf (8 W.), und an einem Solontschak (Salzsumpf) vorbei (20 W.) nach Farab (12 Werst).

Ein direkter Weg von Buchara nach Burdalyk, aufgenommen vom Major Tschernjawski, beschrieben von Bykow in dem bereits erwähnten Bericht, führt 145 Werst lang von Buchara über den Ort Serai (7½ W.) und die Brunnen Kitschik-ob (57½ W.), Tasch-achur (20 W.), Nachta (18 W.) und Tasch-kuduk (23 W.) zur Stadt Burdalyk (19 Werst).

Der die eben genannte Straße durchschneidende Weg von Karschi nach Naruzym hat für Truppenmärsche nur geringe Bedeutung, weil die an ihm liegenden Brunnen alle bittersalziges Wasser enthalten. Der Weg, nur durch Erkundigungen bekannt, ist 157 Werst lang und führt von Karschi aus über die Orte Schirin-dshui (21 W.) und Denau (22 W.) sowie die bitteren Brunnen Alang (18 W.), Tali-pachta (32 W.) und Utsch-oguz (24 W.) zur Stadt Naruzym (40 Werst).

Der Weg nach Kerki führt, den Erkundigungen des

Digitized by Google

Oberſt Majew zufolge, von Karſchi direkt 112 Werſt lang an den bittern Brunnen Niſchan (28 W.) und Sanſulak (48 W.) vorüber zur Stadt Kerki (36 W.), ein brauchbarerer, aber 156 W. langer von Karſchi über Jangi-kent (24 W.) nach Huzar (16 W.) und dann an den Brunnen Kerkintſchak (32 W.), Gurtſchak (32 W.) und Sanſulak (16 W.) vorüber nach dem noch 36 Werſt entfernten Kerki.

Der wichtigſte Weg endlich, die 131 Werſt lange Straße von Karſchi über Schirin-dſhui (21 W.), Denau (22 W.), den Brunnen Alang (18 W.), die Sardoba [1]) Tſchil-gumbez (18 W.) und den Brunnen Taſchkuduk (24 W.) nach der Stadt Burdalyk (28 Werſt), die geradeſte Verbindungslinie nach Merw, ſoll im Folgenden noch genauer beſchrieben werden.

Von Karſchi bis gegen Denau führt der Weg zwiſchen Aeckern und Gemüſefeldern hin, man findet reichlich Brunnenwaſſer, das ſüß und der Geſundheit nicht ſchädlich iſt; fließendes Waſſer aber fehlt, die vorhandenen Bewäſſerungsgräben erhalten nur bei ſehr hohem Waſſerſtande des Kaſchka-darja (Ende Mai und Anfang Juni) Waſſer. Dieſes Mangels wegen ſind aber die Bewohner um ſo mehr auf das Graben von Brunnen bedacht geweſen. Auf dem Wege berührt man die Orte Mitan (4 Werſt vom Endpunkt der Gärten von Karſchi), Kalla-kurgan (4 W. von Mitan), 6 W. weiter liegt Zar-kunak, und nochmals 7 W. entfernt Schirin-dſhui. Von dort erreicht man zunächſt Tſchim-kurgan (3 W.), dann den großen Ort Kaſwi (7 W.) mit einem alten Hünengrabe (Kurgan); 12 W. weiter liegt das ebenſo große Denau, der Sitz eines Amljakdar. Zwiſchen Kaſwi und Denau wechſeln die Ackerfelder ſchon mit Streifen unfruchtbaren Steppenlandes, die nur Diſteln tragen. Hinter Tſchandyr (?) beginnt die lehmig-ſalzhaltige, leicht gewellte Steppe. Alang iſt eine Gruppe von Brunnen mit vorzüglichem friſchen Waſſer, die in kurzen Abſtänden von einander entfernt liegen. Die Brunnen ſind innen mit gebrannten Ziegeln ausgeſetzt und mit einer Lehmeinfriedigung umgeben, in der eine Rinne für die Viehtränke angebracht iſt. Die Brunnen ſind 56 Schritte tief, Krüge und Schläuche werden mittels einer Blockwinde in dieſelben hinabgelaſſen. Von Alang bis zur Sardoba Tſchil-gumbez (18 W.) führt der Weg durch welliges Steppenland, das mit verſchiedenartigen Pflanzen bedeckt iſt, wie ſie die nicht flugſandhaltige Steppe charakteriſiren. Die Gegend iſt aber durchſetzt mit Sandſtrichen, welche nur ſchmal und nicht eben hoch, faſt immer ſenkrecht zu der herrſchenden Windrichtung liegen. Von Alang an macht ſich der beſtändige heftige Luftzug geltend, der aus dem nördlichen Theile der Steppe nach dem ſüdlichen, ſandigen hinweht und in den Sommermonaten vom Mai bis Auguſt als „Harmſir“ beſonders erhitzend und erſchlaffend wirkt.

Die Sardoba Tſchil-gumbez iſt ein kuppelartiger Bau, in dem Schneewaſſer während des ganzen Sommers friſch erhalten werden ſoll. Die Ciſterne iſt in einer kleinen Vertiefung angelegt und feſt aus gebranntem Ziegel erbaut. Die zum Waſſer hinabführende Treppe iſt mit der Zeit zerbröckelt und bietet jetzt nur einen ſehr ſteilen Abſtieg. Der Zugang zur Sardoba iſt mit einer Lehmwand umgeben, damit nicht Thiere in dieſelbe hineinfallen; auch führt man die Pferde u. ſ. w. nie hinter dieſe Wand, ſchon damit ſie nicht das Waſſer verunreinigen. Dieſe Regel wird ohne jede Ueberwachung und ohne Bekanntmachungen allſeitig befolgt. Jeden Winter füllen die in der Steppe nomadiſirenden Illibai-Turkmenen die Sardoba bis obenhin mit Schnee, und das Schneewaſſer erhält ſich den ganzen Sommer und Herbſt über friſch. Oberſt Majew fand Ende Auguſt die Sardoba noch ziemlich gefüllt und das Waſſer ohne jeden Anflug von Verdorbenheit oder von Blühen, wie es auf offen daliegenden Waſſerflächen ſich gewöhnlich zeigt.

Von Tſchil-gumbez nach dem Brunnen Taſch-kuduk (24 Werſt) führt der Weg anfangs über harten kieshaltigen Boden, der leicht gewellt und hier und da von Sandhügeln durchſchnitten iſt; weiter ſüdwärts geht der Kiesgrund in ſalzhaltigen Boden mit dem einem ſolchen charakteriſtiſchen Pflanzenwuchſe über; 16 Werſt von der Sardoba beginnen die Sanddünen (noch nicht der Flugſand). Hier an der Grenze der Sandzone iſt ein Brunnen Maſa-kuduk angelegt, deſſen Waſſer zwar bitterlich, aber zur Tränke für Pferde und Hornvieh brauchbar iſt. Um dieſen Brunnen verſammelt ſich im Frühjahr die zahlreiche nomadiſirende turkmeniſche Steppenbevölkerung, die für den Sommer nach Burdalyk und überhaupt zum Ufer des Amu herunterzieht. 8 Werſt weiter liegt an einer ebenen Stelle rings von Sanddünen eingeſchloſſen der Brunnen Taſch-kuduk; auch dieſer hat bitterliches Waſſer, welches jedoch die Pferde gern trinken. Ueberhaupt iſt das Waſſer aller Brunnen in dieſem Theile der Steppe mehr oder weniger bitter, doch findet man ſtets gutes ſüßes Waſſer auf wenige Arſchin (1 Arſchin = 0,71 m) Tiefe unter dem Sandboden; dieſes Waſſers bedienen ſich ſowohl die hier nomadiſirenden Illibai-Turkmenen als alle Durchreiſenden. Die Gegend von Taſchkuduk erinnert in ihrem Charakter wie in ihrem Waſſerreichthum vielfach an das aus dem Feldzuge gegen Chiwa wohlbekannte Adam-krylgan. Zwiſchen Taſch-kuduk und Burdalyk (24 Werſt) iſt der Charakter der Landſchaft derſelbe wie auf der zuletzt beſchriebenen Strecke. Der Weg windet ſich zwiſchen den Flugſandwellen hin, die mit Ausnahme einiger hellgrüner Diſteln jedes Pflanzenwuchſes entbehren. Dieſe ſpärlichen Diſteln werden von den Pferden nur ungern gefreſſen. Die Sandwellen haben ihre bekannte hufeiſenförmige Geſtalt, die Rundung ſtets der herrſchenden Windrichtung zugekehrt, ſanften Anſtieg auf der einen, ſteile Abfälle auf der andern Seite. Um letztere, von denen man nur ſchwer wieder herabkommt und die man erſt ſieht, wenn man ſie dicht vor ſich hat, zu vermeiden, ſchlängelt ſich der Weg in den Einſenkungen hin und berührt nur die äußerſten niedrigen Enden der Sandhügel. Wie auf der vorigen, ſo iſt auch auf dieſer Strecke im Sommer während der Stunden des Nordoſtwindes der Marſch im höchſten Grade beſchwerlich.

Am Wege ſelbſt liegt 16 Werſt von Taſch-kuduk ein Brunnen Baiguſch-kuduk, einige andere mehr ſeitwärts; überall aber findet man beim Graben reichlich Waſſer. Bei Baiguſch-kuduk beginnt ein 2 Werſt langer Salzmoraſt, der ganz frei von Sandwellen iſt. Südlich davon aber tritt man wieder in die Flugſandzone, die ſich 8 Werſt weit bis zum Kreuzpunkte des Weges nach Naruzym erſtreckt. Am Ende dieſer Zone erheben ſich mächtige Bäume (populus diversifolia) und hohe Tamariskenſträuche, die jedoch vom Sande ſchon halb verſchüttet ſind. Hier iſt recht deutlich zu erkennen, wie der Sand allmälig das Land bedeckt und alle Kultur auf dem rechten Ufer des Amu in nicht ferner Zukunft mit völliger Vernichtung bedroht.

Dieſe fortſchreitende Zerſtörung der Kultur zeigt ſich auch darin, daß in der ganzen Steppe zwiſchen Karſchi und den Städten am Amu ſich breite feſtgeſtampfte Wege mit eingedrückten Radſpuren befinden, auf denen erſichtlich vor nicht allzulanger Zeit ein lebhafter Verkehr ſtattgehabt haben muß (wie das auch die ſorgfältige Anlage der Brunnen, der Sardoba und die Trümmer eines Karawanſerai bei der letz-

[1]) Schneewaſſer-Ciſternen, Beſchreibung ſ. unten.

tern beweisen). Man führt dieſe Anlage auf die Zeit Abdulla-Chans (1555 bis 1597), des größten bucharischen Herrſchers aus dem Hauſe der Scheibaniden, zurück; es iſt alſo zu vermuthen, daß vor dreihundert Jahren das Ufer des Amu noch nicht ſo verſandet war wie jetzt, und für den Handel Wichtigkeit hatte. Offenbar war damals Burdalyk der bedeutendſte Stapelplatz; zu ihm führte eine Hauptſtraße, an welcher halbwegs von Karſchi zum Amu jene Sardoba angelegt iſt, die jetzt allein noch erhalten blieb, während die ſonſtigen Anlagen um dieſelbe längſt verfallen ſind.

Die Straße Karſchi-Burdalyk führt auch direkt zu dem Hauptſitze der ſüdlich des Amu wohnenden Erſari-Turkmenen, dem Orte Gurjaſch. Dort reſidirt als Haupt des Stammes Tilja-tokſaba, der zwar nominell dem Emir von Buchara unterthan, in Wirklichkeit aber ganz unabhängig iſt. Dies zeigt ſich am beſten darin, daß dieſe Turkmenen die bucharischen Orte am Amu-darja ebenſo wenig mit ihren Raubzügen verſchonen, als das afghaniſche und perſiſche Gebiet. Abdurrahman-Chan ſuchte von Kabul aus ſogar die Bundesgenoſſenſchaft des Tilja-tokſaba zu gewinnen, vielleicht nur um die Angriffe auf Andſchui ꝛc. hintan zu halten. Im Jahre 1879 wußte der bucharische Beg von Tſchardſchui die Erſari ſogar zu einem Zuge gegen die Tekke-Turkmenen in Merw zu veranlaſſen, während ſie ſonſt Streifzüge bis in das perſiſche Gebiet hinein mit jenen gemeinſchaftlich ausführen.

Ueber die Straßen vom Amu nach der Oaſe Merw ſind Beſchreibungen bis jetzt nicht veröffentlicht. Nach der Karte des turkeſtaniſchen Militärbezirks vom Jahre 1877 iſt die Straße von Burdalyk nach Merw nicht nur die nächſte, ſondern auch die am reichſten mit Ortſchaften und Brunnenſtationen beſetzte. Die Karte giebt auf der 200 Werſt langen Strecke vom Amu bis zur Oaſe von Merw deren nicht weniger als 27 an, während auf die Straße von Naruzym her deren nur 10 (davon 6 im eigentlichen Wüſtengebiet) und auf die Straße von Tſchardſchui deren nur 4 kommen. Von Kerki aus in der Richtung auf Merw ſind Karawanenwege auf jener Karte überhaupt nicht verzeichnet.

---

# Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

## III.

Es erübrigt nunmehr noch, die Stellung des Erzeugniſſes des Bienenfleißes in der Volksanſchauung zu betrachten.

Dieſer ſüße, goldigglänzende Stoff konnte nicht nur das Erzeugniß des unſcheinbaren Thierchens ſein — „Klein unter den Geflügelten iſt die Biene und der Süßigkeiten erſte iſt ihre Frucht“ [1]) —, er mußte einen höhern, beſſern Urſprung haben, die Biene ſelbſt konnte nur ſein Sammler, ſein Eintrager ſein. Der böhmiſche Volksglaube drückt dies direkt aus, wenn er ſagt, daß der Honig vom Himmel auf die Blumen fällt, wo ihn die Bienen nur ſammeln; der Elſäſſer Volksmund nennt ihn einfach „Himmelsſchweiß“; dem heidniſchen Germanen war die Bienennahrung der Honigthau, der Thau welcher von der Weltesche Yggdraſil auf die Erde fällt [2]). Ein finniſches Runenfragment ermahnt die Biene ihre Schwingen in den kleinen Korb der alten Akka, des Weibes des Hauptgottes Ukko, zu ſtecken und dort Honig zu holen [3]); im Rigveda ſcheint dem Zwillingspaar der Aſvinen das Bringen des Honigs für die Bienen zugeſchrieben zu werden [4]). Auch nach antiker Anſchauung kommt der Honig bei Tagesanbruch oder beim Aufgang der Geſtirne oder wenn ein Regenbogen am Himmel ſteht aus der Luft, und wird er verſchiedenartig bald als ein Ausſchwitzen des Himmels, bald als ein Ausſpucken der Sterne, bald als eine Reinigung der Luft ſelbſt erklärt; je beſſer der Blumenkelch, welcher ihn aufbewahrt, je ſchöner und reiner iſt auch der Honig. Nur der Honig fällt aber aus der Luft, den Wachs müſſen die Bienen aus den Blumen, den Vorwachs aus den ausſchwitzenden Säften der Bäume bereiten [5]).

Kein Wunder, daß dieſen himmelentſtammten Stoff Pindar neben der Milch als die zarteſte, als die feinſte Speiſe bezeichnet, daß er ihn den hundertſten Theil der Unſterblichkeit nennt; daß Ibykus ihm den neunten Theil der Lieblichkeit der Ambroſia beilegt [6]). Honig bildete in Verbindung mit Brod nicht nur das Mahl der alten Pythagoräer, er war nicht nur die Speiſe Johannes des Täufers in der Wüſte, ſondern auch ein beliebter Beſtandtheil des Mahles der Könige in den älteren Zeiten, als welchen ihn ſchon Homer und das alte Teſtament erwähnen; in Perſien war er Königen und Prieſtern geſchätzte Nahrung [7]).

Für Indien ſchreiben die Geſetzbücher vor, daß zu ehrenden Gäſten ſtets Madhuparka, ein Gericht welches aus Honig mit dicker Milch oder ſüßer Milch oder im Nothfall Waſſer beſteht, vorgeſetzt werden muß. Honig darf der in Annahme von Eſſen ſo peinliche Zweigeborene von einem jeden annehmen; verboten iſt er ihm aber während ſeiner Schülerzeit und auch dann wieder, wenn er ſich gegen Ende ſeiner Laufbahn vom bürgerlichen Leben zurückgezogen hat und als Einſiedler dem Heile ſeiner Seele lebt. Auch gehört der Honig unter die Gegenſtände, mit denen ein Brahmane ſelbſt in der höchſten Noth keinen Handel treiben darf. Beim Vorübergehen an einem Gefäß mit Honig muß der Hindu dieſes, wie alle zu ehrenden Gegenſtände, zur Rechten laſſen [8]).

Dem Alterthum war es bekannt, daß in Honig aufbewahrtes Fleiſch nicht verweſt, und ſcheint der Honig als Konſervirungsmittel dementſprechend benutzt zu ſein [9]). Ganz ebenſo bewahren die Beddahs auf Ceylon noch jetzt ihr Fleiſch in Honig wegen Uebermaßes davon anſtatt in Salz auf [10]), und im Sudan genießt man Schafffleiſch in Honig geſotten als ein beliebtes Gericht, welches auch europäiſchem Gaumen zuſagt [11]). Auch das deutſche Alterthum kannte die Zubereitung des Fleiſches mit Honig; als Gudrun die Söhne des Atli aus Rache getödtet und ihm aufgetiſcht hatte, ruft ſie ihm triumphirend zu:

Du haſt deiner Söhne, Schwertvertheiler,
Blutige Herzen mit Honig gegeſſen [12]).

Gleich den Menſchen war der Honig auch den Göttern eine beliebte Speiſe. Nach Porphyrius bildete Milch und

Honig oder vielmehr der Extrakt der feinſten Theile daraus die Koſt der Götter; bei den Finnen war der Honig die Nahrung der Waldgottheiten, und der Waldwirthin, der Göttin des Waldes, die Obhut über den Honig, das Bier des Waldes, anvertraut, und ebenſo befinden ſich in der Nymphenhöhle auf Ithaka

Miſchkrüg und zweigehenkelte Urnen,
Alle von Stein, wo die Bienen Gewirk anlegen für Honig[12]).

Er fand daher auch eine reiche Anwendung bei den Opfern der verſchiedenſten Völker. In Aegypten wurde am 19. des erſten Monats dem Thot ein Feſt gefeiert, an welchem Honig und Feigen gegeſſen wurden mit dem Ausrufe: „Süß iſt die Wahrheit“; beim erſten Jahresfeſt des Huitzilopochtli, welches das Erwachen der Natur feierte, wurde das Bild dieſes Gottes von den Prieſtern, deren Lippen ſelbſt mit Honig bedeckt waren, aus Honig und einer eßbaren Pflanze geformt, um ſpäter von den Gläubigen verzehrt zu werden[14]). Honig und Butter bilden bei den Gallas, welche ſich gleich den Abeſſiniern viel mit der Bienenzucht beſchäftigen, die beiden Völkern auch ihr Nationalgetränk, den Honigmeth, liefert, den Hauptbeſtandtheil ihrer meiſten Opfer[15]), und ebenſo bieten viele andere Naturvölker das ſüße Produkt des Waldes ihren Gottheiten dar.

Bei den Griechen ſpielte der Honig eine Rolle beſonders bei den Feſten ſolcher Naturgottheiten, welche zugleich dem Todtenreiche angehörten[16]). Die nüchternen Trankopfer beſtanden bei ihnen aus Honig mit Ausſchluß des Weines, weil, ſo erklärt Plutarch, der Honig ſeinem Weſen nach dem Weine durchaus entgegengeſetzt ſei, weshalb auch die Juden den Honig von ihren Opfern aus Furcht, daß er den Wein verderbe, ausſchlöſſen[17]). Außer mannigfachen Honigſpenden an andere Götter wurde in Rom dem Liber, welcher zuerſt die von dem Lärm des ſeinen Zug begleitenden tönenden Erzes angezogenen Bienen in die Höhlung eines Baumes eingeſchloſſen hatte und dadurch Finder des Honigs geworden war, an ſeinem Feſte „glänzender Honig auf rauchende Kuchen gegoſſen“ dargebracht[18]). Der Erde wurden gleichfalls von den Sammlern der Verbenaka, deren Ausgrabung mit mancherlei Ceremoniell geſchehen mußte, Honigſcheiben als Sühnopfer dargebracht, auch wohl Bienen ſelbſt, nachdem die Erde mit Honig und Wab beſprengt, dabei geopfert[19]).

Auch im deutſchen Volksglauben erſcheint das Honigopfer noch in der böhmiſchen Sitte, den Hummeln auf dem Felde den Honig wegzunehmen, ohne daß es jemand ſieht, und ihn auf einen Altar zu legen in der Hoffnung, daß man dann einen reichen Schatz finden wird[20]).

Bei den Juden war der Honig nur als Erſtlingsgabe geſtattet, aber auf den Altar durfte er nicht kommen; „kein Speisopfer, das ihr wollt dem Herrn bringen, ſoll geſäuert gemacht ſein; denn weder von Sauerteig noch Honig ſollt ihre eine Feuerung dem Jehova anzünden“[21]). In der nordiſchen Mythologie tritt der Honig als Beſtandtheil des kräftigen Meths auf, welchen die Zwerge Fialar und Galar aus dem Blute des von ihnen getödteten allwiſſenden Kwaſir brauten, und deſſen Genuß zur Dichtung und Weisheit befähigte. Er ſcheint hier die Süßigkeit poetiſchen Wohllauts zu ſymboliſiren — man vergleiche das obenerwähnte ägyptiſche „Süß iſt die Wahrheit“ —, welcher ja der Jugendweisheit der Völker faſt ſtets als Hülle dient.

Als in der idäiſchen Höhle Zeus das Licht der Welt erblickte, da waren es die Bienen der Höhle und die Ziege Amalthea, welche dem Gotte als erſte Nahrung Milch und Honig darbrachten; heilige Bienen bewachen die Höhle, wo im Geheimen das Götterkind aufwächſt[22]). Auch vom Plato und Pindar fabelte die ſpätere Zeit, daß Bienen ihnen als Kindern die Nahrung gebracht, daß auf Plato's Lippe, als er in der Wiege ſchlief, ſich Bienen geſetzt hätten, die Lieblichkeit ſeiner dereinſtigen Rede vorausverkündend[24]).

Ebenſo wie hier Milch und Honig als erſte Nahrung des Götterkindes betrachtet werden, erwähnt beider Stoffe auch das alte Teſtament[25]) als der Kindernahrung, und treten dieſe Stoffe auch wieder im indiſchen und altdeutſchen Brauche als ſolche auf. Wenn der Vater ſeinem Kinde den geheimen Namen gegeben hat — oder nach anderer Beſtimmung bereits vor dem Abſchneiden der Nabelſchnur — ſoll er nach alter indiſcher Vorſchrift den Säugling ſelbſt füttern mit einem Gemiſch von geronnener Milch, Honig und Butter aus reinem Golde[26]), und ähnlich war es bei den Germanen auch ein Tropfen Milch oder Honig, welcher dem Neugeborenen das Leben ſicherte, es vor dem Nichtauferziehen ſchützte[27]). Die älteſte chriſtliche Kirche wandte Milch und Honig, welche ihr auch als eine heilige Speiſe galten, gleichfalls unmittelbar nach der Taufe an[28]).

Dieſe Bedeutung des Honigs als der erſten Kindernahrung ſpielt auch noch in jetzige Volksbräuche hinüber, nur daß an ſeine Stelle meiſt andere ſüße Stoffe getreten ſind. So war es vor noch nicht langer Zeit in dem ſchottiſchen Hochlande Brauch, daß die Amme bei der Geburt einen grünen Eſchenzweig nahm, ihn mit dem einen Ende ins Feuer ſteckte und den am andern Ende herabträufelnden Saft dem Kinde als erſte Nahrung gab; es wurde dieſer Saft überhaupt dort den Kindern ſowohl als Medicin, namentlich aber als ein Schutzmittel gegen zauberhafte Anfechtungen gern gegeben[29]). Der Böhme giebt noch dem Neugeborenen einen Löffel Apfelſaft, damit es ſtill iſt, der Bewohner des altmärkiſchen Hansjochenwinkels ihm etwas Honig oder Zucker in den Mund, damit es ſpäter ſüß aus demſelben rieche[30]); beides wohl Nachklänge des altgermaniſchen Brauches, deſſen unverſtändlich gewordenen Zweck der Volksglaube wie ſo vielfach durch einen andern der jetzigen Anſchauung näherliegenden erſetzt hat. Slaviſcher Brauch iſt das Eſſen von Honig Seitens Neuvermählter, damit Eintracht in der Ehe herrſche[31]).

Dem ſo reinen heiligen Nahrungsmittel müſſen natürlich auch bedeutende Heil- und Uebeles abwehrende Kräfte eigen ſein. Das Alterthum ſchrieb ihm namentlich in Augenkrankheiten bedeutende Heilwirkungen zu: Dioskorides behauptet von ihm, daß er die Dunkelheit den Augen benehme, und Plinius empfiehlt den von den Bienen nach Aufgang eines Geſtirnes von Range oder nach einem Regenbogen, auf welchen ein von der Sonne erwärmter Thau folge, bereiteten Honig als eine vom Himmel geſchenkte Medizin für die Augen, Geſchwüre und innere Eingeweide; dem regelmäßigen Genuſſe von Brot und Honig als Morgenimbiß ſollten auch die Pythagoräer das Freibleiben von Blindheit und Augenübeln zu danken gehabt haben[32]). Schwer nur ſollte erwachen, wer durch Honig eingeſchläfert war, weshalb Jupiter ſich deſſelben bediente, um ſeinen Vater Kronos einzuſchläfern[33]). Honig, worin Bienen geſtorben waren, galt als vorzügliches Mittel nicht nur gegen Gifthonig, ſondern auch gegen Lungengeſchwüre und Ohrenleiden[34]).

Als eines kosmetiſchen Mittels um das Geſicht „klar und lauter“ zu machen, erwähnt Konrad von Megenberg den Honig, und gleichzeitig auch als beliebter Beimiſchung zu bitteren Arzneien „wan ez tregt mit ſeiner ſüezen die vergift in die tiefen der glieder“[35]).

Bei den finniſchen Völkern ſpielt die Biene als Trägerin von Heilmitteln eine Rolle, wie ſie denn überhaupt bei dieſen Völkern in großem Anſehen und einer Art von reli-

giöſer Verehrung ſteht. In dem Nationalepos der Finnen bittet die Mutter des Lemminkäinen, nachdem ſie die Theile ihres getödteten Sohnes wieder zuſammengeheilt hat und ihm nun Sprache und Leben wiederbringen will, die Biene Honig und Salben zu holen, um ſeine Schmerzen zu ſtillen und ſein Uebel zu heilen, und zuletzt, als alle dieſe Salben nichts helfen, fleht ſie dieſelbe an, über neun der Himmel zu fliegen und dort den ſüßen Seim zu holen, welchen der Schöpfer ſelbſt gebraucht:

Tauch den Flügel in den Honig,
Deine Federn in die Süße,
Bringe Honig auf dem Flügel,
Süßen Seim auf deiner Hülle,
Um die Schmerzen hier zu ſtillen,
Um den Schaden herzuſtellen [34]).

In einem andern finniſchen Liede wird ſie gebeten, Arznei auf ihren Flügeln, Honig in ihrem Munde für böſe Eiſenwunden und Feuerwunden zu bringen [37]), in einer ehſtniſchen Schlangenbeſchwörung wie folgt angeredet:

Honigbiene, du bedächt'ge,
Bring von hundert Orten Salbe,
Linderung von tauſend Orten,
Ueber's Meer das Kräutlein Neunmannskraft [38]).

Am Gründonnerstage ſoll man nach böhmiſchem Brauche Honigbrot eſſen, um ſich gegen jede Verletzung durch giftige Thiere im folgenden Jahre zu ſchützen, auch ſoll man alsdann vor Sonnenaufgang eine durch Honig gezogene Schnur um einen Obſtbaum binden, damit man viel Obſt im Jahre erhalte; wer an dieſem Tage ſein Honigbrot ißt und Charfreitag dann vor Sonnenaufgang unter irgend einem Baum betet, der bleibt ein Jahr lang frei von Krankheit [39]). Ueberhaupt iſt der Genuß von Honig am Gründonnerstag für Schleſien und viele Gegenden Norddeutſchlands unerläßlich [40]). Streicht man den Honig, welcher von dem Gebäcke „Judas" zurückgeblieben, auf Ruthen und beſpritzt damit am Charſamstag die Zimmer, ſo vertreibt man dadurch ſämmtliche Flöhe aus dem Hauſe; ſo glaubt man wenigſtens in Böhmen [41]).

Nach polniſchem, auch noch in Schleſien üblichem Brauche ißt man zu Weihnachten Honigkuchen oder Karpfen in Honigkuchenbrühe [42]); im öſterreichiſchen Schleſien giebt man an dieſem Abend den Rindern Aepfel und Honigkuchen und reibt ihnen die Augenlider mit Honig ein, damit ſie das ganze Jahr vor Krankheiten namentlich aber vor dem „Hauch", einem ſehr gefährlichen Augenübel, bewahrt ſeien; auch wirft man zu der Zeit ein Stückchen Honig in den Brunnen, um das Waſſer vor Fäulniß zu ſchützen [43]). Angeſchwollene Euter reibt man in Böhmen gleichfalls mit Honig ein [44]).

Seine letzte Bedeutung für das Menſchenleben erhält der Honig noch im Todtenkulte. Da ſind es zunächſt die Inder, welche ihm eine bedeutende Rolle in ihren Manenmahlen zuertheilen. Honig ſowohl allein als wie als Beigabe zu anderen Speiſen namentlich auch zu verſchiedenen Fleiſchſorten gewährt den verſtorbenen Ahnen im Himmel ein ſehr langes, ſogar ewiges Vergnügen und dauernde Befriedigung [45]). Honig und Butter ſind die Speiſen, welche mit Vorliebe von den Vätern im Jenſeits genoſſen werden, und womit ſie zu nähren die heilige Pflicht der Nachkommen iſt [46]). Bei den Griechen ſtand gleichfalls der Honig in Beziehung zum Todtenreiche, er wurde den chthoniſchen Göttern geopfert, und als Odyſſeus bei der Befragung der Schatten das Opfer für die ſämmtlichen Todten bringt, da ſind es wieder Honig und Milch, welche zuerſt ihnen dargebracht werden [47]); ganz ebenſo nahmen auch bei der römiſchen coena ferialis, welche die Todtengeiſter beſänftigen ſollte, beide, ſowohl Honig als Milch, die bedeutſamſte Stelle ein [48]). Noch jetzt ſetzt der Ruſſe einen Teller mit Honig neben den Sarg und begießt am Gedenktage der Verſtorbenen ihre Gräber mit Honig und Wein [49]); wir dürfen daher wohl in der Beziehung des Honigs auf das Todtenreich eine alte indogermaniſche Idee mit Sicherheit erkennen.

Sogar von Beſtattungen in Honig und Wachs weiß der Orient viel zu erzählen. Herodot berichtet von einem babyloniſchen Brauch, die Leichen in Honig beizuſetzen, und von dem perſiſchen, ſie, nachdem Hunde oder Vögel ſie zerfleiſcht, mit Wachs zu überziehen und zu begraben; ſkythiſche Könige wurden nach ſeinem Berichte gleichfalls, nachdem ihnen der Bauch mit Verſchiedenem gefüllt und zugenäht war, vor der Beſtattung mit Wachs überzogen [50]). Die Leiche des vergifteten Ariſtobulus wurde nach Joſephus mit Honig einbalſamirt [51]). Die Abazas ſollen noch jetzt die Särge vornehmer Perſonen zwiſchen die Zweige eines Baumes ſchieben, damit die Bienen den nach geſchehener Fäulniß durch die Luft ausgetrockneten Leichnam allmälig mit Waben überziehen; die Särge ſind zu dieſem Zwecke mit Oeffnungen verſehen [52]). Ganz ähnlich überziehen in einer Sage des Ormontthals in der Schweiz die Bienen die Höhle, worin der zum Sahnen im Milchſee herumfahrende und dabei ertrunkene Senn beſtattet wird, mit Honigwaben und zwar ſolchen von der Größe eines Stadtthors [53]).

So ſehen wir denn alſo den Honig gleich der Biene einen bedeutſamen Platz in dem Ideenkreiſe der verſchiedenen Völker einnehmen. Der reine und heilige Stoff erſcheint als Nahrung der Götter und der Seelen der Verſtorbenen, er bildet die erſte Nahrung des Kindes und ſichert ihm das Leben, er beut ſeine Heil- und bewahrende, ſchützende Kraft dem Menſchen bei mannigfacher Gelegenheit dar, er tritt als Symbol bei wichtigen Anläſſen des Lebens ein und verknüpft zuletzt noch das Diesſeit mit dem Jenſeit, überbrückt gewiſſermaßen die Kluft, welche beide trennt.

---

[1]) Jeſus Sirach Kap. 11, Vers 3.

[2]) Grohmann Sagen S. 134. Menzel Bd. 2, S. 124. Die Edda, überſetzt von Simrock. Stuttgart 1876, S. 260. (Gylfaginning 16.) Kelly, Curiosities of Indo European tradition and folk-lore. London 1863, p. 144, macht darauf aufmerkſam, daß melia, die Eſche — die in Südeuropa einheimiſche fraxinus ornus giebt aus ihrer aufgeritzten Rinde eine Art Manna —, und meli, melit, der Honig, von der gleichen Wurzel mel, ſüß, angenehm, benannt ſind.

[3]) A. Caſtrén, Vorleſungen über die finniſche Mythologie. Petersburg 1853, S. 34. In der Kalewala Geſang 15, Vers 407 bis 410 (überſetzt von Schiefner. Helſingfors 1852) heißt es von der Biene:

„Pickt Blumen von der Wieſe,
Kocht den Honig mit der Zunge
Aus der Spitze von ſechs Blumen,
Aus der Blüth' von hundert Gräſern."

[4]) Rigveda 1, 112, 21, wenigſtens nach der Auffaſſung von Gubernatis; Andere ſetzen „Fliege" und nicht „Biene".

[5]) Plinius Buch 11, Kap. 12, 13. Lenz S. 563 (Ariſtoteles).

[6]) Creuzer Bd. 4, S. 348 Anmerkung. L. Preller, Griechiſche Mythologie. Berlin 1872/5, Bd. 1, S. 105.

[7]) Creuzer Bd. 4, S. 348, 361.

[8]) Manu 2, 177; 3, 119; 4, 39 247; 6, 14; 11, 158. Yâjnavalkya 1, 33. Apaſtamba 1, 1, 2, 23; 2, 4, 8, 5/8. Gautama 2, 13; 5, 27; 7, 12.

[9]) Plinius Buch 7, Kap. 35. Buch 22, Kap. 208.

[10]) „Globus" Bd. 31, S. 294.

[11]) A. E. Brehm, Reiſeſkizzen aus Nordoſtafrika. Jena 1862, Bd. 1, S. 180.

[12]) Edda S. 225. (Atlakwida 36.)

[13]) Creuzer Bd. 4, S. 348. Caſtrén S. 97, 101. Odyſſee Geſang 13, Vers 105 bis 106.

[14]) Plutarch, Iſis und Oſiris, Kap. 68. J. G. Müller, Geſchichte der amerikaniſchen Urreligionen. Baſel 1867, S. 603.

15) Harris Bd. 2, S. 138; Bd. 3, S. 139.
16) Creuzer Bd. 2, S. 427.
17) Plutarch, Tischreden, Buch 4, Kap. 6, §. 2. Porphyrius bei Creuzer Bd. 2, S. 538.
18) Ovid, Festkalender, Gesang 3, Vers 735 u. folg.
19) Plinius Buch 25, Kap. 59. „Natur" Bd. 26, S. 303.
20) Grohmann Nro. 607.
21) Drittes Buch Mosis Kap. 2, Vers 11 bis 12.
22) Edda S. 299 (Bragaröður 57).
23) Preller Bd. 1, S. 105. Creuzer Bd. 4, S. 349.
24) Menzel Bd. 2, S. 126. Lenz S. 580.
25) Jesaias Kap. 7, Vers 15.
26) Catapatha Brâhmana bei Kelly S. 145. Manu 2, 29.
27) Grimm, Rechtsalterthümer S. 457.
28) Ebendaselbst. Creuzer Bd. 4, S. 361.
29) Kelly p. 145 (nach Lightfoot). Brand Vol. 3, p. 72.
30) Grohmann Nro. 767. Temme S. 81.
31) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 284.
32) Creuzer Bd. 4, S. 348. Plinius Buch 11, Kap. 14. Creuzer Bd. 3, S. 620 Anmerkung.
33) Creuzer Bd. 4, S. 348 (nach Jamblichus und Porphyrius).
34) Plinius Buch 29, Kap. 31. Buch 30, Kap. 16. Buch 29, Kap. 39.
35) Megenberg S. 293.
36) Kalewala, Gesang 15, Vers 393 u. folg., 483 bis 488.
37) Menzel Bd. 2, S. 127.
38) Kreutzwald und Neuß, Mythische und magische Lieder der Ehsten. Petersburg 1854.
39) Grohmann Nro. 579, 1679, 87.
40) Wuttke §. 22.
41) Grohmann Nro. 619.
42) Menzel Bd. 2, S. 129.
43) Peter S. 274.
44) Grohmann Nro. 948.
45) Manu 3, 272/3. Gautama 15, 15.
46) Yâjnavalkya 1, 41.
47) Creuzer Bd. 4, S. 351. Odyssee, Gesang 11, Vers 27.
48) Brand Vol. 2, p. 191 (nach Juvenal). Auch bei den indischen Manenmahlen tritt die Milch als wichtiger Bestandtheil auf.
49) Menzel Bd. 2, S. 129 (nach Kohl). Grohmann Nro. 1345. Anmerkung.
50) Herodot Buch 1, Kap. 198, 140. Buch 4, Kap. 71.
51) Riehm, Handwörterbuch des biblischen Alterthums. Bielefeld 1875 ff., S. 637.
52) Menzel Bd. 2, S. 129.
53) „Illustrirte Welt" 1864, S. 260.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Der Wald in Ostfriesland. An Wald besitzt Ostfriesland gegen die anderen Theile der Provinz Hannover nur sehr wenig. Guthe in seinem Werke: „Die Lande Braunschweig und Hannover" giebt für die Landdrostei Aurich die Waldfläche zu nur 0,6 Proc. der Gesammtfläche an, während sie in der ganzen Provinz Hannover 13 Proc. beträgt. Seitdem in der neuesten Zeit ansehnliche Forstkulturen vorgenommen sind (seit 1873 sind etwa 1100 ha Blößen in Staats- und Privatwäldern aufgeforstet), hat sich die Waldfläche jetzt über 2 Proc. gehoben. Immerhin ist das noch sehr wenig, und Ostfriesland gilt mit Recht für eine waldarme Gegend. Erfreulich ist es zu sehen, wie jetzt eifrig daran gearbeitet wird, die großen, fast ganz nutzlos liegenden Haidflächen in den Aemtern Aurich und Wittmund mit Wald zu bepflanzen; es wird dadurch nicht allein den kommenden Geschlechtern ein ansehnliches Kapital vermacht, sondern auch sehr wesentlich zur Verschönerung jener Ebenen und zur Verbesserung des Klimas beigetragen. Bei weitem der größte Theil — etwa ¾ — besteht aus Nadelholz, vorzugsweise Kiefern, weniger Fichten und Weißtannen; Lärchen stehen nur vereinzelt dazwischen. Die Weißtanne (Pinus picea), die in den anderen Theilen Hannovers so selten vorkommt, scheint hier ganz besonders gut zu gedeihen. Eichen sind vorzugsweise in den älteren Waldungen: in dem Ihlower und Hopelser Walde; auch Egels und Sandhorst haben manche herrliche Exemplare davon aufzuweisen; Eschen und Ahorn bilden nur kleine Bestände; Erlen und Birken stehen meist den Eichen untermischt. An Unterholz ist hier vorherrschend Vogelbeere, Eibe, Faulbaum und Hasel. Charakteristisch ist hier für den Wald, daß die Kiefer vorherrscht, die Buche aber weit seltener vorkommt, als anderswo. Noch verdient die Ulme (Iper) genannt zu werden, die an Wegen und in der Nähe der Dörfer und Städte hier häufiger angepflanzt wird, als anderswo.

(Nach A. Wessel, Ostfries. Monatsblatt 1877.)

— In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Petersburg am 31. Januar (12. Februar) d. J. hielt Herr Kudrjawtzew einen Vortrag über eine Reise nach der Halbinsel Kola im Sommer 1880. Bis Sumski-Posad war der Reisende mit dem Zoologen Professor Bogdanow zusammen geblieben; in Sumski sollte die Expedition sich theilen, doch nöthigte das Fehlen jedes Landweges an dem Westgestade des Weißen Meeres Kudrjawtzew bald sich den Zoologen wieder anzuschließen. Von Sumski an wurde die Reise in Kähnen zurückgelegt. Unterwegs besuchte Kudrjawtzew einige Inseln, über deren geologischen Bau er in dem Vortrage sich aussprach. Von Kandalakscha bis Kola war die Reise äußerst beschwerlich; ein Theil des Weges mußte zu Fuß gemacht werden und zwar auf schmalem Pfade längs des Flusses Niwa, anfangs in ebener Gegend, bald jedoch bergaufwärts. Die Berge, die man trifft, haben theils kahle Gipfel, dort „Tundra" genannt, theils sind sie mit Wald bedeckt und heißen dann „Warok". Dann ward der Imandra-See untersucht, der sich 90 Werst lang von Nord nach Süd erstreckt. Die Tiefe dieses Sees ist meist nur unbedeutend. (Nach dem Russ. Inval.)

— Volkszählung beim orenburgischen Kazakenheere am 8. (20.) März 1880. Die Zählung ergab eine Gesammtbevölkerung von 288 778 Köpfen, davon 140 852 männlich und 147 926 weiblich. Auf die drei militärischen Unterabtheilungen des Gebietes entfielen davon: auf die erste: 95 638 Köpfe (46 963 männl., 48 675 weibl.); auf die zweite: 96 887 Köpfe (47 567 männl., 49 320 weibl.), und auf die dritte: 96 253 Köpfe (46 322 männl., 49 931 weibl.). Nach Altersklassen theilen sich die Einwohner wie folgt: Unter 5 Jahr alt waren 44 452 Köpfe (21 867 männl., 22 585 weibl.); von 5 bis 18 Jahr 82 458 Köpfe (40 795 männl., 41 663 weibl.); von 18 bis 38 Jahr, die Zeit der Dienstpflicht, 90 623 Köpfe (43 940 männl., 46 683 weibl.); von 38 bis 60 Jahr 55 195 Köpfe (26 601 männl., 28 594 weibl.); 60 Jahr und darüber endlich 16 050 Köpfe (7649 männl., 8401 weibl.). Von den 43 940 dienstpflichtigen Männern waren zur Zeit der Zählung 6428 im Alter von 21 bis 25 Jahren zum aktiven Dienste eingezogen.

Der Religion nach waren Christen 266 384 (92,24 Proc.) und Mohammedaner 23 394 (7,76 Proc.). Der Abstammung nach waren Russen 253 950 oder 87,94 Proc.,

Tataren 19 874 (6,88 Proc.), dann folgen 5831 (2,01 Proc.) Nagaibaken, 4250 (1,47 Proc.) Mordwinen, 2520 (0,87 Proc.) Baschkiren, 1820 (0,63 Proc.) Kalmycken, und 483 (0,17 Proc.) Tschuwaschen; unter einem andern Gesichtspunkte sind Nachkommen von Kazaken 100 470 (davon 276 von Don-Kazaken) von der männlichen Bevölkerung von Bauern 26 781; aus aufgelösten Linienbataillonen übergetreten 8663, aus Militärkolonien stammen 4899 und 39 führen ihr Herkommen auf französische Kriegsgefangene zurück.

Das Landgebiet des Heeres umfaßt 8 492 803 Deßjätinen, auf ihm befinden sich 396 verschiedene Ansiedelungen mit 49 196 Gehöften, in denen 52 083 einzelne Familien wohnen. Es kommen danach auf jede Quadratmeile Landes 0,34 Ansiedelungen und auf jede Ansiedelung im Durchschnitt 124 Gehöfte, 132 Familien und 729 Einwohner.

(Nach dem Russ. Inv. 1881, Nro. 42 und Nro. 46.)

— Die halboffizielle ungarische Zeitung „Hon“ giebt folgende summarischen Resultate der letzten Volkszählung in den Ländern der Stephanskrone:

| | |
|---|---|
| Ungarn und Siebenbürgen . . . . | 13 697 999 |
| Fiume und sein Gebiet . . . . . | 21 363 |
| Kroatien und Slavonien . . . . . | 1 191 845 |
| Militärgrenze . . . . . | 697 516 |
| zusammen | 15 608 723 |
| Gesammtbevölkerung im Jahre 1870: | 15 417 327 |
| Also Zunahme: | 191 396, |

d. h. in dem ganzen zehnjährigen Zeitraume nur um 1,21 Procent.

## Afrika.

— Dr. M. Buchner ist nach drei vergeblichen Versuchen, nordwärts in das unbekannte Innere des Congo-Beckens einzudringen, in Malange eingetroffen und befindet sich auf der Rückkehr in die Heimath. An der Unzuverlässigkeit seiner Leute ist sein Unternehmen gescheitert, von 56 Trägern hielten zuletzt nur noch 8 bei ihm aus. Immerhin, wenn er auch sein Ziel, die Durchkreuzung Afrikas, nicht erreicht hat, darf man hoffen, daß seine Reise in den verschiedensten Wissenszweigen Bereicherung unserer Kenntniß bringen wird.

— Wieder hat die Erforschung Afrikas Opfer gefordert, diesmal jedoch in solcher Menge, wie vielleicht nie zuvor: Die große französische Expedition unter Oberst Flatters, welcher Vorarbeiten für die Eisenbahn durch die Sahara aufgetragen waren, ist im Berglande der Tuareg fast vollständig vernichtet worden! Wie wir auf S. 310 des vorigen Bandes mittheilten, zählte die Expedition folgende Mitglieder: Oberst Flatters, Hauptmann Masson, die Ingenieure Beringer und Santon, den Geologen Roche, den Arzt Guiard, Lieutenant Dianous als Dolmetsch, 80 eingeborene Träger, Führer und Kameeltreiber und 48 eingeborene Schützen. Anfangs machte dieselbe die besten Fortschritte, und die über sie einlaufenden Nachrichten berechtigten zu der Hoffnung, daß demnächst eine ganz bedeutende Lücke in der Kenntniß Afrikas und speciell der westlichen Sahara ausgefüllt und uns das bisher unzugängliche Gebirgsland der Ahaggar oder Hogar erschlossen werden würde. Es ist leider anders gekommen. Nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten brach Oberst Flatters am 19. December von Hassi-Inifel (südöstlich von el-Golea) auf, überschritt den südöstlichen Theil des Plateau Admayt oder Tedmaid, welches auf unseren Karten als zu Marokko gehörig bezeichnet wird, gelangte dann auf die Ebene Adschemor (von hier an etwa auf unerforschtes Gebiet) und mußte dort wegen Wasser- und Futtermangels nach Osten abbiegen. Weiter überschritt er das Frauen-Gebirge, dann das große Wadi Igharghar, befand sich am 18. Januar in Amdschid am westlichen Fuße des Plateaus von Tasili und erreichte noch vor Ende des Monats die Sebcha (Salzsumpf) Amadghor, wo früher alljährlich ein wichtiger Markt abgehalten wurde, welcher seitdem wegen innerer Kämpfe zwischen den Tuareg in Wegfall gekommen ist. Von dort drang er in das Plateau von Ahaggar ein, und ein am 21. Februar unter den Arabern in Wargla verbreitetes Gerücht ließ ihn schon den Assiu-Brunnen am südöstlichen Fuße desselben (von Barth, Richardson und Overweg 1850 und später von v. Bary berührt) erreicht haben. Indessen kamen am 28. März vier Eingeborene von der Expedition in Wargla an mit der Meldung: „Die Mission sei fast vollständig vernichtet; sie sei vier Tagereisen von Haiirer, südlich von Assiu, überfallen worden, Flatters und sämmtliche (französische) Mitglieder der Mission seien todt. Das Mitglied Dianous und der Unteroffizier Pobéguin mit 63 Leuten entkamen und schlossen sich den Tuaregs von Hogar an, welche versicherten, an dem Blutbade nicht theilgenommen zu haben, und Datteln anboten, welche aber vergiftet waren. Dianous und 28 Mann starben. Pobéguin mit 30 Mann setzte auf dem Rückzuge den Kampf fort, wurde aber südlich von Messegem eingeschlossen und sandte die vier Eingeborenen nach Wargla. Es wurde unverzüglich Hülfe geschickt; es besteht aber wenig Hoffnung, die 30 Ueberlebenden zu retten, da sie bei ihrer Umzingelung wenig Lebensmittel und Munition besaßen.“ Unter „Haiirer“ ist wohl die Landschaft Air oder Asben zu verstehen, und die unglückliche Expedition hatte danach schon das Ahaggar-Gebirge hinter sich, als die Katastrophe eintrat. Der Vorfall ist für die Geographie ebenso schmerzlich, wie er für das französische Prestige in Nordafrika verhängnißvoll werden kann. Als die Expedition vorbereitet wurde, ließen es die Vertreter Algeriens nicht an Warnungen fehlen. Oberst Flatters erschien ihnen zur Leitung derselben wenig geeignet, weil er als ehemaliger Kommandant des Militärbezirks el-Aghuat sich ein allzu gefürchtetes Renommée bei den Eingeborenen erworben hatte, als daß eine von ihm geführte Expedition als friedlich hätte gelten können. Die Nichtbefolgung der Warnungen hat sich nun schwer gerächt.

## Nordamerika.

— Die Anzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten giebt der Bericht des Indianer-Kommissars für 1880 auf 256 127 Seelen an (Alaska ausgeschlossen). 139 642 davon tragen bürgerliche Kleidung. Bei denjenigen Stämmen, welche unter Agenten standen, kamen 3430 Geburten und 2020 Todesfälle vor.

**Inhalt:** Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern. I. — Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw. II. (Schluß.) — Carl Haberland: Biene und Honig im Volksglauben. III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 8. April 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu drei Beilagen, betreffend: 1. Ankündigung von: „Geographisches Jahrbuch, herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Wagner. VIII. Band. Verlag von Justus Perthes in Gotha.“ — 2. Literarischer Anzeiger. — 3. Beilage von Valentin u. Co. in Hamburg.**

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reiſenden.)

V.

Die Stadt des legitimen Baghirmi-Königs, Mosu mit Namen, hatte zwar einen sehr provisorischen Charakter, war jedoch viel größer, als Nachtigal erwartet hatte. Die Häuser, etwa 1000 an der Zahl, durch einander geworfen, ohne deutlich erkennbare Straßen und Abtheilungen, die Strohhütten oft von der leichtesten, einfachsten Bauart und selten nur durch Zäune von Strohgeflecht eingefriedigt. Doch gab es wenigstens ein Centrum, den Dendal oder Faſcher (das ist Palastplatz), einen weiten freien Raum vor der Königswohnung, welche im Schatten eines ungeheuern, die Stadt beherrschenden Kagem-Baumes aufgeschlagen war. Die Karawane drängte sich durch die verschlungenen Pfade des Ortes bis zum Faſcher, an dessen Eingang der Reisende anhielt. Im Innern seines Hofes, doch außerhalb der Hütten, hatte König Mohammedu seinen Thron aufgeschlagen, um die Ankömmlinge und deren Pferde zu besichtigen, und auf dem Faſcher selbst wurden nach arabischer Sitte Reiterspiele aufgeführt und Pulververschwendung getrieben. Als dessen genug war, ritt Nachtigal quer über den Platz bis zum Eingange der Königswohnung, schwang dort grüßend seine Flinte vor der dicht vermummten Gestalt, welche den König repräsentirte, und ließ sich dann seine Wohnung anweisen oder vielmehr den Platz, auf welcher sie binnen zwei Stunden errichtet wurde, und der zu dem Hause des Fatscha oder obersten Feldherrn gehörte.

Am folgenden Tage sollte die Audienz stattfinden. Nachtigal zeigte vorher die dem Könige bestimmten Geschenke dem Fatscha, der seinen Beifall aussprach und ihn sofort zur Königswohnung führte, doch zunächst ohne Geschenke. Sie begleitete der sogenannte Dschirgebe, den schon Barth erwähnt, und welcher durch seine Kenntniß des Arabischen und Kanuri und durch seine Welterfahrung eine Art Dolmetscher und Vermittler zwischen dem König und Fremden geworden ist. Auch diesmal erhob sich wieder ein Etikettestreit, indem der Reisende barfuß vor dem Fürsten erscheinen sollte und erst durch Drohungen es erreichte, daß man ihn die Strümpfe anbehalten ließ, dergleichen man übrigens noch nie gesehen hatte und nicht wenig anstaunte. Darauf wurden verschiedene Vorhänge emporgehoben, und Nachtigal betrat einen kleinen, reinlichen, sandigen Platz, auf den ein Schattendach ging, in welchem hinter Vorhängen der Herrscher saß. Er sowohl wie die Bank war mit bunten Stoffen bedeckt, und vom königlichen Gesichte war nur die schwarze Nase zu sehen. Hinter dem Herrscher und zu beiden Seiten fächelten Sklaven mit kleinen Fächern von Straußenfedern und wedelten mit Giraffenschwänzen. Nach den ersten gebräuchlichen Begrüßungen und langweiligen Fragen ergriff Nachtigal das Wort und schilderte den bisherigen Verlauf und den Zweck seiner Reise, und wie er sich entschlossen habe, ihn, den muthigen und standhaft seine Rechte vertheidigenden König zu besuchen, wie er die Erlaubniß und Unterstützung des Scheich Omar dazu erhalten, daß er schließlich ihm weitern Sieg und Erfolg wünsche und Gott bitte, sein Leben zu verlängern u. s. w., vergaß auch nicht, ihm verstehen zu geben, daß der König die große Pferdezufuhr ihm zu verdanken habe, und übergab ihm den

Bild 1). Hinter der Hütte, welche nur einen Raum enthält, befindet sich ein Schuppen, der als Küche dient, und in welchem sich ein Backofen befindet, der aus einem Loch im Boden besteht, das mit Steinen ausgelegt ist. Ein Feuer wird darin angezündet, und wenn die Steine heiß sind, wird die Asche herausgenommen, der Teig in Blätter gewickelt und in das Loch gelegt, das dann mit Blättern und Erde zugedeckt wird. Nach einigen Stunden ist das Brot gebacken. Die Hütte selbst hat Thüren und Fenster, und ist mit Möbeln versehen, die aus Kisten bestehen, welche mit Leinwand überzogen sind. Ein Bett, ein Tisch und einige Stühle vervollständigen das Mobiliar. Die Wände sind mit Bildern und Photographien geziert, und auf dem Kaminsims stehen Vasen und Nippsachen. Ein Teppich liegt vor dem Bett, und Vorhänge sind vor den Fenstern angebracht. Alles ist sehr sauber und nett gehalten.

Bild 1. Im Busch.

**Wohnung.** Auf meiner Reise durch Neuholland hatte ich Gelegenheit, mehrere Wohnungen der Eingeborenen zu sehen, und ich will hier eine kurze Beschreibung derselben geben. Die Wohnungen sind sehr einfach und bestehen aus einem Dach, das auf Pfählen ruht, und unter welchem sich ein Feuer befindet. Die Pfähle sind mit Rinde umwickelt, und das Dach besteht aus Rinde, Blättern und Gras. Die Wände sind offen, und es ist nur ein Raum vorhanden. Bild 2 stellt eine solche Wohnung dar. Bild 3 stellt eine Wohnung dar, die mit Thüren und Fenstern versehen ist, und in welcher sich ein Backofen befindet, der aus einem Loch im Boden besteht, das mit Steinen ausgelegt ist. Ein Feuer wird darin angezündet, und wenn die Steine heiß sind, wird die Asche herausgenommen, der Teig in Blätter gewickelt und in das Loch gelegt, das dann mit Blättern und Erde zugedeckt wird. Nach einigen Stunden ist das Brot gebacken. Die Hütte selbst hat Thüren und Fenster, und ist mit Möbeln versehen, die aus Kisten bestehen, welche mit Leinwand überzogen sind. Ein Bett, ein Tisch und einige Stühle vervollständigen das Mobiliar. Die Wände sind mit Bildern und Photographien geziert, und auf dem Kaminsims stehen Vasen und Nippsachen. Ein Teppich liegt vor dem Bett, und Vorhänge sind vor den Fenstern angebracht. Alles ist sehr sauber und nett gehalten.

der Bûa von Korbol, die ſich durch viereckige, platte, behaarte Schilde, eine Jacke aus langbehaartem Felle und durch rieſige Elfenbeinringe am Vorderarm, zum Pariren von ſcharfen Waffen, auszeichnen, und andere mehr. Alle trugen das Wurfeiſen, manche deren 3 bis 5 in Fellfutteralen; Lanzen waren ſelten. Die Koſtüme waren die lächerlichſten von der Welt. Die Anführer glänzten in Toben (Hemden), die ſtets bis zum Gürtel aufgeſchürzt waren und die untere Hälfte des Leibes den Blicken preisgaben; hier trug einer einen zerriſſenen Maſchenpanzer auf der nackten, ſchwarzen Haut, dort beſtand die ganze Kleidung eines andern aus einem rothen, gelben, grünen, blauen oder bunten Tuche um den Kopf oder irgend einem Felle um die Schultern oder einigen Federn im wolligen Haare. Hier hatte einer ein Körbchen voll der landesüblichen Rohrpfeile, die am einen Ende ſcharf zugeſpitzt, am andern durch einen hinlänglich großen Thonklumpen beſchwert ſind; ein um den Hals getragener Korb war zur Aufnahme der Eßvorräthe während der Raubzüge beſtimmt. Um Mittag hatte die Parade ihr Ende erreicht.

Nun folgte ein langer Aufenthalt an dieſem Orte, der dem Reiſenden bald langweilig, ja unerträglich wurde. Des Wiſſenswerthen gab es freilich genug zu beobachten und zu erfragen, was Natur und Menſch anlangte. Aber die Heiden wollten nicht recht zutraulich werden oder wurden leicht zu bettelhaft und unverſchämt — und der Baghirmi andererſeits iſt wenig zugänglich, ungefällig, unliebenswürdig und in hohem Grade lügenhaft. Doch zog er immerhin Erkundigungen über die Länder im Süden und Südoſten ein, ſammelte Sprachproben und ſuchte ſich einen Einblick in

Ländliche Scene aus der Umgebung der Reſidenz Moſu.

das pſychiſche und intellektuelle Leben der nächſten Stämme zu verſchaffen. Damals ſammelte er die Materialien für den Aufſatz: „Der Hofſtaat des Königs von Baghirmi“ und andere, welche in Bd. 24 dieſer Zeitſchrift (S. 119, 137 und 153 und ſonſt) veröffentlicht wurden. Einen intereſſanten Bevölkerungstheil des königlichen Lagers bildeten die Königswittwen, deren bei dem großen Harem der Baghirmi-Herrſcher natürlich eine große Anzahl und oft ſehr junger exiſtirten. Dieſelben durften ſich früher nicht wieder verheirathen, wurden aber mit der Zeit ſo läſtig, daß es ihnen von Sultan Hadſchi geſtattet wurde, eine neue Ehe mit Freigeborenen einzugehen. Noch damals gab es ihrer viele, und da der Krieg mit Wadaï die Männer fortgerafft hatte, ſo konnten ſie keine Gatten finden, gingen, wie überhaupt alle Wittwen, auf allerhand Abenteuer aus und ſuchten aus ihren Reizen Gewinn zu ziehen. Uebrigens unterſchieden ſie ſich in phyſiſcher Hinſicht ſehr zu ihrem Vortheil von ihren Nachbarinnen in Bornu. Sie ſind weit ſchöner gebaut, ſchlank und hoch gewachſen, von viel regelmäßigeren und feineren Zügen; wenn ſie lachen, läßt der wohlgebildete Mund zwei Reihen weißer Zähne ſehen, was dem europäiſchen Schönheitsſinne weit mehr entſpricht, als die künſtlich rothgebeizten der Bornuerinnen. Ihre Augen ſind meiſt lebhaft, und Grübchen in den Wangen ſind nicht ſelten.

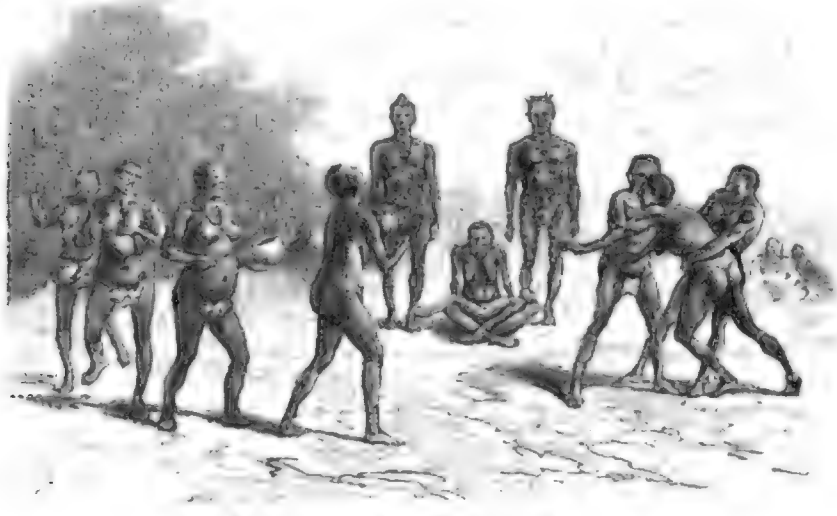
Zunächſt hielt ſich König Mohammedu noch ruhig und hatte nur fortwährend Boten nach allen Richtungen unterwegs, welche günſtige Gelegenheiten zu Raubzügen auskundſchaften ſollten. So benutzte Nachtigal die Zeit, um faſt täglich Ritte in die Umgebung nach den Weilern der Broto und Mode zu unternehmen und dort im lichten Walde angenehme Stunden zu verbringen. Die Gehöfte waren ſo ſauber eingefriedigt, die Hütten ſo reinlich und zierlich und ſolide gebaut und lagen ſo anmuthig im Schutze der majeſtätiſchen Bäume, daß es ein Vergnügen war, im Schatten derſelben gelagert, den Spielen der zahlreichen und hübſchen Kinder zuzuſchauen oder die häuslichen Arbeiten der Frauen, wie Getreidemahlen oder Vorbereitungen zur beliebten Meliſſa, zu beobachten oder inmitten der Männer ihrem primitiven Spielen auf

Bildnisse, Architekturstücke und Stoffe, Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen, Radierungen und Holzschnitte, Bronzen und Elfenbeine, Majolika und Porzellane, Gläser und Fayencen, Möbel und Teppiche, Waffen und Rüstungen, Schmuck und Kleinodien, Münzen und Medaillen, Bücher und Handschriften, Kostüme und Trachten, Spitzen und Stickereien, Fächer und Uhren, Spielzeug und Tanzkarten, Photographien und Stereoskopbilder, Kunstgewerbe und Industrie, Kunst und Wissenschaft, Theater und Musik, Kunst und Leben, Kunst und Mode, Kunst und Reklame, Kunst und Spiel, Kunst und Sport, Kunst und Natur, Kunst und Kunst, Kunst und Künstler, Kunst und Publikum, Kunst und Kritik, Kunst und Geschäft, Kunst und Gesellschaft, Kunst und Staat, Kunst und Kirche, Kunst und Schule, Kunst und Haus, Kunst und Garten, Kunst und Küche, Kunst und Keller, Kunst und Bad, Kunst und Toilette, Kunst und Schlaf, Kunst und Traum, Kunst und Tod, Kunst und Ewigkeit, Kunst und Gott, Kunst und Mensch, Kunst und Tier, Kunst und Pflanze, Kunst und Stein, Kunst und Erde, Kunst und Wasser, Kunst und Luft, Kunst und Feuer, Kunst und Licht, Kunst und Finsternis, Kunst und Leben, Kunst und Tod, Kunst und Ewigkeit, Kunst und Gott, Kunst und Mensch, Kunst und Tier, Kunst und Pflanze, Kunst und Stein, Kunst und Erde, Kunst und Wasser, Kunst und Luft, Kunst und Feuer, Kunst und Licht, Kunst und Finsternis.

Professor Wilhelm.

Der Maler Eduard Bett, dessen Name in den letzten Jahren so oft genannt worden ist, wurde am 1. Januar 1814 zu Berlin geboren. Sein Vater war ein Kaufmann, der ihn für seinen Beruf bestimmte. Aber der junge Eduard hatte keine Lust dazu. Er wollte Maler werden. Und er wurde es auch. Er studierte an der Akademie der Künste in Berlin und dann in Paris. Er malte Bilder, die in Berlin und Paris ausgestellt wurden und Aufsehen erregten. Er malte Porträts, Landschaften, Genrebilder und Historienbilder. Er malte in Öl und in Aquarell. Er malte in Berlin und in Paris. Er malte in Deutschland und in Frankreich. Er malte in Europa und in Amerika. Er malte in Asien und in Afrika. Er malte in Australien und in Polynesien. Er malte in Amerika und in Europa

die Wohnungen lagen weithin zerſtreut im Schutze und Schatten der ebenſo majeſtätiſchen als lieblichen Bäume, ſie waren aber längſt verlaſſen und meiſt vom Feuer zerſtört. Seit Wochen lebten die Einwohner hoch oben in ihren luftigen Kriegswohnungen auf den rieſigen Bombaxbäumen, welche dieſe Wälder charakteriſiren. Die Höhe derſelben und die Regelmäßigkeit ihrer Aeſte in Zahl und Richtung machte dieſelben beſonders dazu geeignet. Der dicke graue Stamm entwickelt in einer Höhe von circa 15 Fuß die erſten Aeſte, welche unbenutzt bleiben. Doch die darauf folgende Etage, circa 25 Fuß vom Erdboden entfernt, wird bewohnt, indem man zwei der Rieſenäſte, welche faſt rechtwinklig vom Stamme abſtehen, durch darüber gelegte Stangen vereinigt. Auf dieſen befeſtigt man ein ſolides dickes Strohgeflecht und errichtet darauf eine kleine Hütte oder läßt dieſe Plattform zum Aufenthalte der Ziegen und Hunde dienen. Hart am Stamme werden, wie Maſtkörbe, große ſtark geflochtene Körbe angebracht, welche einen oder mehrere Menſchen aufnehmen können, und wo ſich die Waffen befinden. In den leichten kleinen Hütten wird das nothwendigſte Hausgeräth, nämlich der große Holzmörſer zum Mahlen des Getreides und die großen Waſſerkrüge aus Thon, aufbewahrt. In noch höherer Etage der rieſigen Bäume wiederholt ſich ein ſolches Hausweſen, ſo daß verſchiedene Familien auf einem Baume wohnen, mit ihrem Hausgeräth und ſelbſt ihrem Kleinvieh, wenn daſſelbe nicht zu zahlreich iſt. Nachts, wo ſie vor Ueberfällen ſicher ſind, ſteigen ſie herunter und erneuern ihren Vorrath von Waſſer und von Getreide, das ſie im unzugänglichen Buſche verſteckt halten oder im Boden vergraben. Zwei durch feſte Stricke in beſtimmten Abſätzen verbundene dünne Baumſtämme bilden die primitive Leiter, deren Sproſſen die Vorſprünge bilden, welche durch die Stricke entſtehen. Von den Maſtkörben und offenen Hütten aus ſchleudern die Männer ihre harmloſen Wurfgeſchoſſe — ein circa 1 Fuß langes, an einem Ende ſcharf zugeſchnittenes, am andern durch Thonklumpen beſchwertes Rohr — auf die Untenſtehenden; von dem Wurfeiſen machen ſie erſt Gebrauch, wenn der Angreifer im ſichern, un-



Ceremonien beim Begräbniſſe eines Kindes.

vermeidlichen Bereiche deſſelben iſt, und die Lanze benutzen ſie erſt, wenn es dem Feinde gelungen iſt, den Baum zu erſteigen.

Die Baghirmi mit ihren heidniſchen Bundesgenoſſen, zuſammen eine Streitmacht von etwa 80 Reitern, 500 Baghirmi mit Sklaven und mehr als 1000 Heiden, waren dieſen Feſtungen gegenüber gänzlich hülflos. Jeden Baum unter Verluſt einiger Streiter gewaltſam zu erobern, dazu fehlte ihnen der Muth; die Bäume abzuſägen, hatten ſie nicht die Inſtrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den Leuten oben gefährlich zu werden. Es waren zwar einige Flintenträger vorhanden, aber dieſelben waren nicht im Stande, zu zielen und zu treffen. Zuweilen freilich verſuchte man, die Strohbauten durch Feuer, das man mittels langer Stangen anlegte, zu zerſtören; doch war es ſtets leicht für die Belagerten, entweder die Gefahr ganz abzuwenden oder das Feuer gleich im Beginn zu erſticken. Die Ehre des Tages gebührte zu Nachtigal's Schmerz leider ſeinen Leuten, beſonders Almaï, welcher mit dem Pulver und Blei des Reiſenden die armen Leute wie Vögel von den Bäumen herabſchoß und dadurch viele der übrigen zum Herabſteigen veranlaßte, worauf dann ſtets eine wahre Hetzjagd auf die Unglücklichen begann. Glücklicherweiſe war aber auch er nur ein mittelmäßiger Schütze; ſonſt würden an dieſem Tage viele Kimré ihr allzu großes Vertrauen auf den Bombax mit ihrem Leben gebüßt haben.

Männlicher Muth fehlte den armen Heiden wahrlich nicht: Nachtigal ſah unreife Knaben, in die höchſten Wipfel der Bäume getrieben, von dort freiwillig ſich in die Tiefe ſtürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode oder leichter getroffene ſanken ſtets ohne einen Laut des Schmerzes zuſammen, und gingen die Schüſſe fehl, ſo brachen Männer und Frauen in ein Triumphgeſchrei aus. Aber die Baghirmi und ihre heidniſchen Bundesgenoſſen, eigentlich doch die Vettern der armen Belagerten, entwickelten eine ekelerregende Beſtialität. Kaum hatte ein aus ſchwindelnder Höhe herabfallender Verwundeter den Boden erreicht, ſo fielen dieſe Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchſtäblich mit ihren ſcharf ſchneidenden Wurfeiſen. Die obenerwähnten Knaben ſah Nachtigal in der Luft von Zweig zu Zweig fallen; doch als er hinzueilte, fand er nur noch unförmliche, kopfloſe Maſſen mit herausgeriſſenen Gedärmen;

Bubble and the Photographer. By Oscar Rejlander. (See Page 1.)

Tropfen von der Decke in Stalaktiten.

Bildung der Stalaktiten durch Verdunsten des Wassers und Ausscheiden des Kalkes.

Bildung der Stalaktiten durch Verdunsten des Wassers und Ausscheiden des Kalkes.

Tropfen von der Decke in Stalaktiten.

Tropfen von der Decke in Stalaktiten.

Bildung der Stalaktiten durch Verdunsten des Wassers und Ausscheiden des Kalkes.

# Gegenſätze im ſpaniſchen Amerika.

Von **Carl Lamp.**

Man ſieht die ſpaniſch-amerikaniſchen Länder vielfach als ein gleichartiges Ganzes an. Sehr mit Unrecht! Sie weichen vielleicht ebenſo ſehr von einander ab, wie die europäiſchen Staaten. Allerdings, unter der Herrſchaft der ſpaniſchen Könige und der römiſchen Kirche, von der Eroberung an bis in unſer Jahrhundert hinein, bildeten ſie ein umhegtes befriedetes Gebiet, gleichwie das romaniſch-germaniſche Europa es unter der Leitung der Päpſte und der Kaiſer that. Seit aber die zuſammenhaltenden Kräfte ſich aufgelöſt haben, ſind die einzelnen Länder dort wie hier ſehr auseinander gegangen. Zwar iſt die ſpaniſche Herrſchaft nicht verſchwunden, ohne Spuren zurückzulaſſen, welche ſämmtlichen Ländern, die einſt unter ihr ſtanden, gemeinſam ſind. In ihnen allein iſt der katholiſche der herrſchende Kultus. Aber man weiß, daß die Völker, welche eine gemeinſame oder eine verſchiedene Religion bekennen, deßwegen ſich, außer im Orient, nicht viel ſtärker anziehen oder abſtoßen. Ferner genügt in der ganzen Ausdehnung des ſpaniſchen Amerika allerdings die Kenntniß Einer Sprache. Allein dieſe wird höchſtens überall verſtanden, keineswegs von Allen geſprochen. Uebrigens zeigt ſie ſelbſt da, wo ſie die Alleinherrſchaft erlangt hat, je nach den Ländern, in denen dies geſchehen iſt, ſehr merkliche Unterſchiede. Auch der Fremde lernt leicht die dumpfe Ausſprache des Chilenen und des Cubaners — die dem Altſpanier ein Gräuel iſt — von der klaren, voll anſtönenden Sprachweiſe des Mexikaners oder Peruaners unterſcheiden. Mag übrigens, im Gegenſatze zu dem vielſprachigen und religiös getheilten Europa, die Bedeutung, welche eine gemeinſame Verkehrsſprache und Religion für den Zuſammenhalt der Südamerikaner haben, noch ſo hoch angeſchlagen werden, ſo ſind dafür hier die centrifugalen Kräfte viel mächtiger als dort. Zunächſt iſt in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung des weſtlichen Europa Einer Race angehört, daß die Unterſchiede der Natur hier mehr als irgendwo anders durch die Thätigkeit der Menſchenhand ausgeglichen ſind. Ferner iſt ein allgemeiner Umſtand zu berückſichtigen. Es giebt kein Gemeinweſen, das völlig unabhängig genannt werden könnte. Jedes kann ſeinen eigenen Antrieben nur ſoweit nachgehen, als es nicht von den Nachbaren, mit denen es ein Staatenſyſtem bildet, gehindert wird. Aus dieſer nahen, friedlichen oder feindlichen Berührung muß den Völkern ein Schatz gemeinſamer Grundſätze und Anſchauungen, bis zu einem gewiſſen Grade eine gemeinſame Geſittung erwachſen. Dieſer Zwang nun wirkt viel nachhaltiger auf die europäiſchen Staaten, die auf engen Raum zuſammengedrängt ſind und von denen ein jeder faſt an jeden andern grenzt, als auf die ſüdamerikaniſchen Republiken, die in langer Reihe von Norden nach Süden ſich erſtrecken und nur ſehr dünn bevölkert ſind. Sie können eine jede mehr ihren eigenen Weg gehen und thun dies in der That. Seit die ſpaniſche Herrſchaft, welche ſie alle zuſammen- und niederhielt, aufgehört hat, tritt der urſprüngliche Gegenſatz ihrer Bevölkerung und ihrer Intereſſen von Jahr zu Jahr ſtärker zu Tage. Zu Grunde liegt alledem der Unterſchied der Natur. Der ſoll uns zunächſt beſchäftigen.

Die Botaniker unterſcheiden im ſpaniſchen Amerika ein mexikaniſches, ein weſtindiſches, ein ciſäquatoriales, ein andiniſches, ein chileniſches und ein Pampas-Gebiet. Wir können für unſern Zweck dreiſt die mexikaniſche mit der andiniſchen und die ciſäquatoriale mit der weſtindiſchen Zone zuſammenwerfen. Den Botaniker mag das Vorkommen oder das Fehlen einer beſondern Pflanzenſpecies intereſſiren, wir gehen nicht von dem Standpunkte des Botanikers, ſondern von dem des Volkswirths aus, der jene Zonen darauf anſieht, welche Produktionsweiſe ſie haben. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet können die mexikaniſchen Länder den peruaniſchen und die Gebiete der tierra firme den weſtindiſchen zugerechnet werden. Das Ganze aber ſtellt ſich hiernach ſo:

Das grasreiche La-Plata-Becken hat Ueberfluß an Schlachtvieh. Chile erzeugt in der Regel mehr Weizen und ſtets weit mehr Kupfer, als es ſelbſt bedarf. Die Inſeln des weſtindiſchen Meeres und die ſüdlichen Geſtade deſſelben vermögen für den Bedarf der halben Welt hinreichenden Zucker und Tabak anzubauen. Sie thun dies in der That, weil ſie mit Leichtigkeit den Entgelt dafür erhalten. Da nämlich jeder Punkt in ihnen nicht allzuweit von der Küſte entfernt iſt, ſo kommt der Transport nicht ſehr theuer zu ſtehen. Daſſelbe gilt von Chile, welches, gleich dem alten Phönizien, ſchmal und lang am Meere ſich hinzieht, und von der Argentina, welche durch den Silberſtrom erſchloſſen wird.

Aus den beiden Momenten des Ueberſchuſſes an einer beſondern Gattung von Gütern und der Leichtigkeit des Austauſches derſelben erwächſt den genannten Produktionszonen ein ungemein lebhafter Verkehr mit den Induſtrieländern. Sie ſind gleichſam prädeſtinirt für den Freihandel. Eigenen Gewerbfleiß haben ſie keinen. Sie finden es vortheilhafter, die Erzeugniſſe deſſelben gegen ihre Rohprodukte einzutauſchen.

Ganz anders liegt die Sache in den andiniſchen Ländern. Sie ſind die Rücken hoher Gebirge, daher zu arm und, wenn ſie auch reich wären, zu ſehr von dem die Länder verbindenden Meere abgeſchnitten, um lebhaften Antheil an dem Welthandel nehmen zu können. Außer Metallen haben ſie faſt kein Tauſchmittel, welches die Mühe des Transports lohnte. Mit jenen mögen ſie Luxusartikel einkaufen, welche großen Werth und geringes Volumen haben. Im Weſentlichen ſind ſie doch immer darauf angewieſen, ſelbſt für ihren eigenen Bedarf und nur für dieſen zu ſorgen. Sie brauchen darum nicht ſo viel zu entbehren, als andere Länder thun würden. Denn ſie ſind in der Lage, daß ſie auf den verſchiedenen Höhenſtufen ihres Gebirges die verſchiedenſten Erzeugniſſe hervorbringen können. Aus ihrer Abgeſchloſſenheit aber entſteht ihnen nothgedrungen eigener Gewerbefleiß und es geht eine eigenartige Geſittung daraus hervor.

Auch Peru gehört in die Reihe dieſer Länder, trotz ſeiner einige Zeit lang ſehr ſtarken Ausfuhr und entſprechenden Einfuhr. Denn jene beſteht aus Guano und Salpeter, Schätze, welche fern von dem Kerne des Landes an der Küſte lagern, vorwiegend nur dieſer zu Gute kommen und die außerdem nicht unerſchöpflich ſind. Gingen ſie, wie es faſt den Anſchein hat, durch den jetzigen Krieg zum Theil an Chile verloren, ſo würde dieſes noch mehr wie bisher ſeine Rich-

tung auf Verkehr mit dem Auslande und auf Schifffahrt, für welche es ihm an Kohlen nicht mangelt, nehmen, Peru dagegen erſt recht das werden, was es ſeinem Kerne nach immer geweſen iſt: ein vorwiegend binnenländiſches abgeſchloſſenes Gemeinweſen.

Die Abgeſchloſſenheit oder die Zugänglichkeit der ſpaniſch-amerikaniſchen Länder, welche auf ihrer ſehr verſchiedenen Natur beruht, mußte eine entſprechend verſchiedene Wirkung auf ihre Menſchen üben. Nach Weſtindien, nach der Argentina, nach Chile, reichen und leicht zugänglichen Ländern, hat ſich ſeit der Eroberung ununterbrochen, theils freiwillig, theils, wie die Neger, gezwungen, ein Strom fremder Menſchen ergoſſen. Vor ihnen ſind die Eingeborenen ganz oder doch bis auf kümmerliche Reſte dahin geſchwunden. In der Argentina und in Chile, die beide der gemäßigten ſubtropiſchen Zone angehören, wiegen Menſchen europäiſcher Abſtammung vor. In dem heißen Weſtindien überwiegen an Zahl die Afrikaner. Dagegen auf dem Rücken der Anden ſind die Ureingeborenen obenauf geblieben.

So verſchieden im Blut ſind die Bevölkerungen dieſer Länder. Und dieſe Verſchiedenheit tritt immer ſtärker zu Tage. Alljährlich wandern Tauſende von Italienern nach der Argentina, zahlreiche Deutſche, Engländer, Amerikaner nach Chile ein. Dieſe beiden Länder werden immer mehr europäiſirt. Dagegen in Weſtindien, in den Thälern des Cauca und des Magdalena, in Venezuela treten die Afrikaner von Jahr zu Jahr ſtärker hervor. Es ſteht zu befürchten, daß in den genannten Ländern mit der Zeit auch die politiſche Herrſchaft den Schwarzen zufallen wird, wie es auf Haiti ſchon ſeit faſt einem Jahrhundert geſchehen iſt. Endlich in den Andesländern beginnen die Indier neuerdings ſich ſelbſt thätig zu regen, nachdem ſie Jahrhunderte lang nur durch leidendes Beharren ihren Eigenwillen gezeigt haben. Von Mexiko kann ich ſelbſt dies bezeugen. Von Peru wird es außer durch andere durch die Autorität von Tſchudi's beglaubigt.

Wir unterſchieden im ſpaniſchen Amerika zuletzt drei ausgedehnte Zonen ſehr verſchiedenartiger Produktion und Bevölkerung. Darauf beſchränken ſich die Gegenſätze nun nicht. In jeder dieſer Zonen haben ſich mehrere Gemeinweſen gebildet, die einander widerſtrebende oder doch nicht zuſammenfallende Intereſſen haben, wenn ſie auch ſich ſehr viel näher ſtehen, als jene großen Gruppen zu einander.

In dem Gebiete des La Plata finden ſich drei oder, wenn wir Braſilien hinzurechnen, vier Staaten. Es iſt bekannt, wie fremd inmitten der drei anderen das von Jeſuiten gegründete und in ihrem Geiſte fortgeleitete Paraguay ſteht, wie eiferſüchtig das kleine Uruguay über ſeine Unabhängigkeit Braſilien und der Argentina gegenüber wacht, wie häufig die letztere durch den Gegenſatz der großen Hafen- und Hauptſtadt und des viehzüchtenden Landvolks zerriſſen wird.

Man kennt ferner den Zwieſpalt zwiſchen Chile und der Argentina wegen des ſüdlichen Patagoniens, beſonders der Kolonie Punta Arenas halber, welche die Magellanſtraße beherrſcht und deshalb noch einmal eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen wird, wenn nicht inzwiſchen der Panama-Kanal eröffnet wird und dem Handel zur Weſtküſte eine andere Richtung weiſt.

Wir kommen jetzt zu den Staaten, welche ſich aus dem Reiche der Incas gebildet haben, und wollen uns bei dieſen etwas länger aufhalten.

Man ſollte denken, daß Ecuador, Peru, Bolivia ein einziges Gemeinweſen bilden müßten. Unter den Incas haben ſie es gethan. Seitdem gehört ihre eingeborene Bevölkerung — mit Ausnahme der des mittlern Bolivia, wo Aymará geſprochen wird — größtentheils einem Sprachſtamme, dem Quichua, an, das ſogar der Fremde neben dem Spaniſchen anzuwenden gezwungen iſt. Endlich die Natur der drei Länder ähnelt ſich ſehr. Das ſind die Gründe, welche für ihre Vereinigung zu ſprechen ſcheinen, zu der ja übrigens neuerdings Piérola, der Diktator Perus, die Initiative ergriffen hat. Sie ſind nicht unſtichhaltig. Dennoch ſehen wir die drei Republiken getrennt.

Die Staaten ſind eben nicht Verbindungen aller Menſchen gleicher Sprache, ſondern geſchichtliche Bildungen. Eine Familie oder eine Anzahl von Familien erwirbt das Uebergewicht über andere und hält es feſt. Sie ſchützt ſie und wird dafür von ihnen erhalten. Ob dieſelben gleiche oder verſchiedene Sprache reden, macht nicht ſo viel aus. Ich meine, die Menſchen ſind ſich, wenn ſie nicht in perſönlicher Beziehung zu einander ſtehen, im Grunde ſehr gleichgültig, und der Umſtand allein, daß zwei dieſelbe Sprache reden, macht den Einen dem Andern nicht ſympathiſcher. Wenn ein Staat ſich auf Geſinnungen anſtatt auf Einrichtungen ſtützte, ſo wäre er auf Sand gebaut. Auf die Einrichtungen oder vielmehr auf die Menſchen, welche die Einrichtungen zu treffen haben, kommt es an. Nun hat ſich aber in den Hauptſtädten der drei Länder, zum Theil ſchon in der ſpaniſchen Zeit, je ein herrſchender Kreis gebildet. Natürlich wird ohne Weiteres weder die Oligarchie von La Paz zurücktreten noch die von Quito auf die reichen Zolleinnahmen ihres Hafens Guayaquil verzichten wollen.

Zwiſchen Peru und Ecuador ſchwebt übrigens noch eine beſondere Mißhelligkeit. Es handelt ſich um den Bezirk von Jaen de Bracamoros, den Ecuador in Anſpruch nimmt, Peru ſeit einigen Jahrzehnten in Beſitz genommen hat. Ecuador hat dieſen Verluſt nicht verwunden. Um ihn wieder einzubringen, hat es ſich ſogar, nach Zeitungsberichten zu urtheilen, in dem gegenwärtigen Kriege einmal auf die Seite Chiles gegen Peru ſtellen wollen.

Peru, Bolivia und Ecuador ſind indeß nicht allein politiſch geſondert. Sie ſind auch Verkehrsgebiete für ſich. Quito hat einen vortrefflichen und nicht allzu weit entfernten Hafen in Guayaquil, das ſeinerſeits durch den Kakao ſeiner feuchtheißen Umgegend von ſelbſtändiger Wichtigkeit iſt. Bolivias Schwerpunkt liegt auf der öſtlichen Abdachung der Anden um die Quellen des Pilcomayo und des Madera herum. Das auf der öden mittlern Hochebene gelegene La Paz iſt nur deshalb Hauptſtadt, weil es der Stapelplatz des über Arica ſeinen Weg nehmenden überſeeiſchen Verkehres iſt. Nämlich die Regierungen dieſer Länder ziehen ſich dahin, wo ihre Einnahmequellen fließen. Ihre beſten Einnahmen aber beſtehen aus Zöllen, weil deren Erhebung keinen Widerſtand weckt.

Peru iſt das Gebiet der oberen ſüdlichen Quellflüſſe des Marañon. Die Benutzung der Unterläufe dieſer Ströme für die Verſchiffung von Gütern wird vielleicht noch lange auf ſich warten laſſen und, da dieſe nicht in reichlicher Menge vorhanden, jedenfalls nicht leicht zu heben ſind, kaum je ſehr umfaſſend ſein. Allein wenn die Flüſſe hier auch dem Welthandel nicht von Nutzen ſind, ſo dienen ſie doch unmittelbar und mittelbar dem inländiſchen Verkehre. In die Waldwildniß kann die Geſittung nur auf und an ihnen entlang hineindringen. Oben aber ſind ihre Thäler warme erdreiche Einſchnitte in den kalten ſteinigen Hochgebirgen. Sie allein ſind Sitze einer dichtern Bevölkerung und zugleich, theils dieſes Umſtandes, theils ihrer größern Wegſamkeit halber, natürliche Verkehrsſtraßen. Cuzco, einſt der Mittelpunkt des ganzen und jetzt noch wenigſtens der des innern Landes, das beſſer bevölkert iſt als die Küſte, verdankt ſeine Bedeutung dem Umſtande, daß es auf der Höhe zwiſchen

den langen parallelen Thälern des Quillabamba und des Apurimac liegt. Die Mulde des letztern reicht im Norden beinahe an die des Mantaro, dieſe wiederum an die des Tunguragua und des Huallaga heran. So iſt Peru ein in ſich zuſammenhängendes, von dem hohen Ecuador, gegen welches hin es ſich ſtark ſenkt, eben durch dieſe Einſenkung, von Bolivia durch die öde Höhe des Titicaca getrenntes Gebiet.

---

# Sir Samuel W. Baker über die Inſel Cypern.

II.

Die Hauptſtadt von Cypern, Levkoſia oder Nikoſia, liegt am Pedias, dem größten Fluſſe der Inſel, deſſen um dieſe Jahreszeit trockenes ſandiges Bett hier etwa 110 Meter breit iſt. Die Stadt, wie alle türkiſchen Städte aus der Ferne maleriſch, bei näherer Einſicht eine Enttäuſchung, iſt mit ſtarken alten Befeſtigungswerken verſehen, die indeſſen bei der ausgeſetzten Lage in der Ebene, wo in wenigen hundert Metern Entfernung anſehnliche Hügel ſich erheben, von keinem Werthe ſind. Baker zählt es zu den vielen Mißgriffen der engliſchen Regierung bei Gelegenheit der übereilten Okkupation Cyperns, daß Levkoſia überhaupt als Hauptſtadt belaſſen worden iſt. Von der Handelsſtraße entfernt kann es trotz ſeiner centralen Lage doch nie das eigentliche Centrum der Verwaltung werden, weil es inmitten der troſtloſen Meſſaria liegt. Nur wenige Europäer würden auf die Dauer dem ungeſunden Klima im Sommer und dem traurigen Eindruck der unfruchtbaren baumloſen Ebene widerſtehen können. Zu ihrer Blüthezeit zählte die Stadt 16 000 Einwohner, heute hat ſie nur noch 11 000; die Gerberei, die den Hauptzweig der in ihr betriebenen Induſtrie bildet, trägt nicht eben zur Verbeſſerung der Luft in den engen Straßen bei, in denen ſich außer einigen in Moſcheen verwandelten ehemaligen Kathedralen der Venetianer nichts Sehenswerthes befindet. Das engliſche Gouvernementsgebäude, ein großer hölzerner Bau, liegt in einiger Entfernung von der Stadt auf einem der erwähnten Hügel; mehrere Dattelpalmen, die man in ausgewachſenen Exemplaren herbeigeſchafft und eingepflanzt hatte, ſowie eine kleine Anpflanzung von Eucalyptus globulus und einigen anderen Bäumen zeigten die Bemühungen der an dieſen unerfreulichſten Ort gebannten engliſchen Beamten an. Der weite Umblick von der Terraſſe des Gouvernementsgebäudes umfaßt über die Ebene weg nach Weſten die Troodoskette mit ihren mächtigen Bergen Troodos, Adelphi und Machaeras, den höchſten Punkten der Inſel, nach Norden das mit der Küſte parallelgehende Karpasgebirge und an ſeinem Fuße, nach Oſten hin, das nächſte Ziel Baker's, das durch ſeine Quelle berühmte Chytrea. Wie in eine andere Welt verſetzt fühlte ſich der Reiſende, als er, von Levkoſia kommend, ſich Chytrea näherte, deſſen reicher Waſſerſegen ſich ſchon weit in die Runde durch üppig grüne Felder ankündigte, auf denen das junge Getreide trotz der frühen Jahreszeit bereits 18 Zoll hoch ſtand. Die von den Athenern gegründete Stadt lag dicht bei der heutigen, die ſich, unterbrochen von den herrlichſten Gärten, in denen Maulbeeren, Aprikoſen, Citronen, Apfelſinen und Oliven gedeihen, im Grunde und an den Wänden eines engen tiefen Thales entlangzieht. Am obern Ende deſſelben entſpringt die Quelle, die den ſorgfältig gemauerten Aquädukt ſpeiſt und als reißender Strom über die Thalſohle brauſt, wo er nicht weniger als 32 Mühlen treibt, deren Räder ohne Ausnahme horizontale Turbinen ſind. Auf ganz Cypern ſah Baker nur ein oberſchlächtiges Rad. Der Aquädukt ging früher 25 (engl.) Meilen weit bis zu dem alten Salamis. Knüpften ſich begreiflicherweiſe im Alterthum Fabeln aller Art an dieſe heilige Quelle, ſo ſind auch heute noch allerhand ſeltſame Anſichten über ihre Entſtehung verbreitet; Baker, der ſie wohl mit Recht für das in ein großes unterirdiſches Reſervoir rinnende Sammelwaſſer einer ausgedehnten Berglandſchaft hält, begegnete mehrfach dem Glauben, daß es Waſſer ſei, welches durch hydrauliſchen Druck auf die Höhe von Karamania in Kleinaſien getrieben werde, und das, von dort durch ein unterirdiſches Gerinne tief unter dem Boden des Meeres geleitet, die Oeffnung im Felſen von Chytrea erreiche. Heute verdankt Chytrea ſeinen Wohlſtand vornehmlich der Seideninduſtrie, doch hat dieſelbe leider in den letzten Jahren durch einen Mangel an Vorausſicht bei den Producenten einen ſehr merklichen Rückgang erlitten. Hier wie auch in anderen Gegenden Cyperns haben die Seidenzüchter die Eier in ſo unglaublichen, unſinnigen Mengen an die Händler von Beirut verkauft, daß ihnen ſelber ein viel zu geringer Vorrath verblieben iſt. Infolge dieſes Opfers, durch das ſie in den Beſitz von baarem Gelde kommen wollten, ſtehen heute vielfach die Maulbeerpflanzungen in vollſter Ueppigkeit, ohne daß eine Raupe da wäre, die ſie ernähren ſollen. Mit Staunen ſieht der Europäer auch wohl, wie gerade in Chytrea das Waſſer verſchwendet wird; keine der 32 Mühlen hat ein Reſervoir oder einen Mühlteich, in dem ſich das Waſſer während des Stillſtandes der Räder ſammeln könnte. Sehr auffallend iſt der Mangel an Mahlmühlen auf der ganzen Inſel; große Züge von Maulthieren bringen das Getreide ſogar von Larnaka bis Chytrea; und das in einem Lande, wo eine faſt unaufhörlich wehende Briſe die Anlage von Windmühlen an faſt jedem Punkte belohnen würde. „In der großen Ebene Meſſaria würden Windmühlen zum Mahlen des Getreides wie zum Heben des Waſſers unſchätzbar ſein, und man kann ſich nichts Einfacheres denken, als die Verbindung von Windmühlenflügeln mit der jetzt durch Ochſen in Bewegung geſetzten Pumpe.“

Etwa 1000 Fuß über Chytrea liegen auf dem öden Kalkſteinfelſen eine große Anzahl zerfallener alter Steinhaufen, die den Fremden zuerſt an Dolmen erinnern, bis er erfährt, daß es rohe Kalköfen ſind, die ſchon ſeit Jahrhunderten hier im Betrieb ſind. Die Familien der Kalkbrenner wohnen in Hütten der elendeſten Art oder auch in nothdürftig hergerichteten Höhlen am Berge. Auf Meilen in die Runde giebt es hier in den oberen Regionen des Gebirges keine Bäume mehr; dieſelben ſind der Mehrzahl nach wohl der Art der Kalkbrenner zum Opfer gefallen. Heute wird das jämmerliche Strauchwerk, die letzten Ueberreſte der ſeit Jahrhunderten immer von Neuem behackten und abgeſchnittenen Bäume und Sträucher, von Frauen und Mädchen mühſelig mit ſchweren Hacken aus dem harten Boden gegraben; die ſtarken alten Wurzeln müſſen als Brennmaterial für die

Kalköfen dienen, deren Betrieb unter dieſen Verhältniſſen nicht mehr lange fortgeſetzt werden kann. In geologiſcher Beziehung iſt dieſe Gegend nicht nur deshalb intereſſant, weil das Karpasgebirge das einzige Vorkommen von Jurakalk auf der ganzen Inſel repräſentirt, ſondern beſonders noch, weil Baker hier in einer Schlucht eine ungeheure Menge von metamorphem Geſtein in Blöcken von verſchiedener Größe und Farbe vorfand, darunter mächtige Stücke grünen Marmors, des koſtbaren verde antico, ſowie anderer ſchöngezeichneter und geflammter Arten, die für den Export ſämmtlich ſehr werthvoll wären. Anſtatt der ſchmalen Pfade, auf denen jetzt die mit Kalk beladenen Eſel in langen Reihen zu Thal ziehen, müßte eine für Kameele gangbare Straße hergeſtellt werden, in dieſem Lande der niedrigen Arbeitslöhne eine leichte Sache; in Geſtellen, die an beiden Seiten des Laſtthieres zu befeſtigen wären, könnten die koſtbaren Blöcke bequem transportirt werden.

Famaguſta und der Karpasdiſtrikt, der die langgeſtreckte öſtliche Spitze der Inſel in ſich begreift, waren Baker's nächſtes Ziel, das, da es an einer direkten paſſirbaren Straße fehlte, nur mit weitem Umwege über Levkoſia zurück erreicht werden konnte. Langſam, nie mehr als 12 bis 13 engl. Meilen am Tage zurücklegend, ging es durch das höchſt unintereſſante Land, „eine baumloſe Wüſte, auf der ab und zu einige aus Schmutz gebaute weitläufige Dörfer ſtanden oder die unvermeidlichen weißen griechiſchen Kirchen mit ihren in Bogen gebauten Dächern zu ſehen waren.“ In den Thälern des Pedias und ſeiner Nebenflüſſe fand man einige wohlhabendere, von fruchtbaren Aeckern umgebene Dörfer; eine grüne Oaſe mit Cypreſſen, Pappeln und anderen majeſtätiſchen Bäumen bildete auch das auf einer quellenreichen von Sümpfen umzogenen Höhe belegene Kuklia, deſſen ausgedehnte, zum Theil unter zu großer Näſſe des undrainirten Bodens leidende Baumwollplantagen dem größten Landeigenthümer Cyperns, Herrn Mattei, angehören. Dieſe Ausnahmen aber können den traurigen Eindruck des Ganzen nicht verwiſchen, den auch dieſer öſtliche Theil der Meſſaria auf Jeden hervorbringen muß. Gerade in der Nähe von Kuklia hatte der Mangel an Regen das Wachsthum des Klees und anderer Futterkräuter gehindert, auf die das Vieh um dieſe Jahreszeit in dem grasloſen Lande angewieſen iſt. Die Thiere mußten ſich in den ſtehenden Sümpfen ein ungewohntes Futter ſuchen, und hier ſah man denn auch neben den abgemagerten, lebenden Ochſen, die vor Schwäche ſich kaum auf den Beinen erhalten konnten, zahlreiche Leichen und Skelete von ſchon gefallenen, die den Dorfhunden eine willkommene Beute waren. In dem gebirgigen, urſprünglich reich bewaldet geweſenen Karpasdiſtrikt ändert ſich die Scenerie wohl, die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe aber nicht; das bebaute Gebiet der zwiſchen den Bergen liegenden Dörfer iſt meiſt nicht groß genug, um bei der landesüblichen Art der Bewirthſchaftung die Bewohner ernähren zu können. In dem bedeutenden Dorfe Gallibornu (Galinoporni), das am Südhange des Gebirges etwa eine Tagereiſe vom Kap Sanct Andreas, der Oſtſpitze der Inſel, liegt, herrſchte die größte Armuth; das ganze zu dem Dorfe gehörige Thal lag brach und konnte nicht eine Kornähre aufweiſen, da der ausgewirthſchaftete Boden nach mehrjährigem Tragen der Ruhe bedurfte. In dieſer Jahreszeit hilft die Natur den Bewohnern des Karpasdiſtriktes wenigſtens über den Hunger fort, indem ſie eine Menge von wildem Gemüſe in den Bergen wachſen läßt, das von Menſchen und Vieh gleich gern und von beiden auch gleichmäßig in rohem Zuſtande gegeſſen wird; eine Hauptrolle ſpielen hierunter die großen wilden Artiſchocken, deren abgeſchälte Stengel auch einem europäiſchen Gaumen zuſagen, wenn ſie europäiſch zubereitet, d. h. gekocht werden. Seltſamerweiſe wird der Gemüſebau auf der ganzen Inſel ſehr vernachläſſigt; denn der Cypriote hält den Ackerbau für ſeinen eigentlichen Beruf. Saubohnen und Zwiebeln, meiſt unreife Oliven und Olivenöl, alles ungekocht gegeſſen, bilden mit Gerſtenbrot die faſt ausſchließliche Nahrung des Volkes. Ob aus Mangel an Brennmaterial oder weil das Klima Fleiſchnahrung entbehrlich macht: auf jeden Fall kommt ſie höchſt ſelten nur vor. Es iſt wohl möglich, daß der Preis des Schaffleiſches, 15 Pfennig pro Pfund, dem Gros der Bevölkerung unerſchwinglich iſt; ihre Ochſen aber ſind für die Arbeit zu werthvoll und unentbehrlich, als daß ſie überhaupt als Schlachtvieh gerechnet würden. Unter den zahlreichen Bettlern und Kranken, die in allen Dörfern des Karpasdiſtriktes den Reiſenden verfolgen, befindet ſich eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Blinden; nach Baker's Meinung iſt das ſo häufige Auftreten von Augenkrankheiten und Blindheit auch hier nur die Folge der größten Unreinlichkeit in den elenden Hütten und Dörfern.

Vielleicht nirgends auf der Inſel ſind die verderblichen Folgen der Zerſtörung des Waldes ſo ſichtbar wie an dem Vorgebirge S. Andreas. Jeder Baum iſt erbarmungslos gefällt worden, die Vegetation beſteht jetzt nur noch aus dichtem Geſtrüpp und jungen Cypreſſen, die, wenn es der engliſchen Regierung gelingen ſollte, hier ihr Forſtſchonungsgeſetz durchzuführen, dieſem verarmten Theil der Inſel in 15 Jahren wieder zu Wohlſtand verhelfen könnten. Während der türkiſchen Verwaltung waren, wie ein Mönch aus dem Kloſter S. Andreas Baker erzählte, jährlich Hunderte von Schiffen aus Kleinaſien und Aegypten gekommen, um die hieſigen Wälder nach Feuerholz für ihre Häfen zu plündern. Vergeblich hatte das Kloſter Einſprache erhoben, ſich an die Behörden gewendet; die Schiffseigner wußten ſich mit dem Paſcha auf freundſchaftlichem Wege durch kleine Geſchenke abzufinden. Da das Holz nach dem Gewichte verkauft wird, empfahl es ſich, nur die Stämme mitzunehmen, die bequem neben einander in den Schiffsraum gepackt werden können — ſo liegt nun ein chaotiſches Gewirr von Zweig- und Aſtwerk allenthalben am Boden. Aus Nachläſſigkeit und aus Bosheit hatten die Schiffsmannſchaften mehr als einmal Feuer in dieſem zerſtreuten Reiſig entſtehen laſſen, das, wie große vollſtändig kahle Strecken jetzt noch beweiſen, unter dem jungen natürlichen Nachwuchs arge Verheerungen angerichtet hatte.

Der zum Meere abfallende nördliche Hang der Karpaskette, auf dem Baker von S. Andreas zurückkehrte, iſt reich an romantiſchen Partien, trotzdem auch hier nur noch niedriges Gebüſch die ſchroffen Klippen bedeckt; ein mehrtägiger Regen hatte den Boden mit einem dichten Teppich von rothen Ranunkeln, Mohn, einem ſchönen gelben Ciſtus, Primeln, Cyklamen, Narciſſen und verſchiedenfarbigen Anemonen bekleidet; dazwiſchen zeigte ſich in den tief einſchneidenden Schluchten üppiger Raſen, eine Seltenheit auf Cypern. Ueber Rizokarpaſo, das von altersher durch ſeine Seidenzucht ausgezeichnet iſt, und Trichomo, eine ſchmutzige, ſchon wieder in der Meſſaria belegene Stadt, näherte man ſich der Oſtküſte der Inſel, die meilenweit eine total flache durch die Ueberſchwemmungen des Pedias entſtandene Ebene iſt. Vorbei an den vom Sande faſt ganz bedeckten ſpärlichen Ruinen des alten Salamis, die noch vor dem alle Nachgrabungen auf Cypern unterſagenden Verbot der britiſchen Regierung vom General di Ceſnola unterſucht und beſchrieben worden ſind, vorbei auch an der griechiſchen Kirche S. Barnabas, die an der Stelle errichtet iſt, wo der „wunderbar konſervirte“ Leichnam dieſes Heiligen zuſammen mit dem Evangelium S. Matthäi aufgefunden ſein ſoll, kam man

an die Stelle, wo der Fluß Pedias seine Mündung in das Meer haben müßte. Es war ein 2 engl. Meilen breiter Morast mit einigen tiefen, mit schmutzigem Wasser gefüllten Löchern, der zur Linken, nach dem Meere hin, einen seichten See bildet. Hinter diesem Sumpfe erheben sich, von einem breiten tiefen Graben umzogen, die imposanten Mauern der gewaltigen Festung Famagusta, an der, nach Baker's Meinung, die Zukunft des britischen Cypern hängt. Die eigentliche Stadt, die unter den Lusignans und den Venetianern ihre Kirchen nach Hunderten, ihre Paläste nach Tausenden gezählt hat, ist seit der türkischen Eroberung und Plünderung im Jahre 1571 zum größten Theile nur noch ein großer Ruinenhaufen, daneben ein Labyrinth enger schmutziger Türkengassen. Der Hafen ist seitdem versumpft und eigentlich nicht mehr vorhanden, unter den Trümmern in der Stadt hat sich der Unrath von drei Jahrhunderten ungestört angehäuft — nur die in der Anlage ebenso wie in der Ausführung großartigen Befestigungen befinden sich in ziemlich guter Reparatur. Weitläufige unterirdische Bauten, Vorrathshäuser, Magazine, Geschützgießereien und alle sonstigen Erfordernisse einer Festung ersten Ranges und eines Arsenals sind vorhanden. Es würde nur noch die Anlage einiger detachirter Forts nöthig sein mit Seitenwerken, die sich auf den Höhen hinter der Stadt entlang zögen, um den Platz fast uneinnehmbar zu machen. Der Hafen von Famagusta, der durch den vom Pedias mitgeführten Sand und Schlamm jetzt versumpft, ist, wenn auch nach Osten und Südosten offen, doch der einzige Hafen Cyperns, der für größere Schiffe von bedeutendem Tiefgange brauchbar sein kann. „Alle Fachleute, welche sich den gegenwärtigen Hafen angesehen haben," sagt Baker, „stimmen darin überein, daß mit sehr geringen Kosten ein vorzüglicher Hafen hergestellt werden könnte, der als uneinnehmbares Kohlendepot und Arsenal die Glieder der Festungskette mit einander verbinden würde, welche die Wächter des Mittelländischen Meeres bilden." Und weiterhin: „Ohne Famagusta würde die Insel als Flottenstation nutzlos sein; mit Famagusta, dem vorzüglichen Hafenplatz und Arsenal, beherrschen wir den östlichen Theil des Mittelmeeres und halten unsere Verbindung mit dem Suezkanal und folglich unsere Route nach Indien offen — — — mit dem Kriegshafen wird Cypern der Schlüssel zu einer großen Stellung; ohne ihn ist die ganze Angelegenheit ein Mißgriff."

Wenn die englische Regierung, wie wohl zu erwarten steht, sich früher oder später zur Wiederherstellung von Famagusta entschließt, so wird das ernsthafteste Hinderniß, das sich ihren Absichten in den Weg stellt, der ungesunde Aufenthalt in der Stadt und das gefürchtete Famagustafieber sein. Viel könnte dagegen schon durch ein Hinwegräumen der alten Trümmerhaufen geschehen, durch Terrassirung und Drainirung des ganzen innerhalb der Festungsmauern belegenen Terrains, durch Neuaufbau der Stadt nach einem der Lokalität und den militärischen Erfordernissen eines befestigten Platzes angepaßten Plane. Die Regulirung der Pedias würde eine noch größere, aber nicht weniger unentbehrliche Arbeit sein. Der Fluß muß vermittels eines künstlichen Kanals in das Meer geleitet und, wie der Rhone, in genügend hohe Ufer eingeengt werden, um ein Ueberfließen zu verhindern; das Bett muß zuglich eng genug sein, um eine starke Strömung hervorzubringen, die den Schlamm weit von der Küste entfernt absetzt. Das marschige, der Ueberschwemmungen wegen jetzt so unnütze Land wird, gut drainirt, für den Ackerbau nutzbar werden und ebenso reiche oder noch reichere Erträgnisse liefern wie die Umgebung der Stadt an der West- und Südseite, wo Gemüse und Obst in einer sonst in Cypern unbekannten Vortrefflichkeit und Fülle gezogen wird. Viele dieser reichen, von hohen Dämmen umgebenen Niederungen waren einst vorzüglicher Krappboden; im Jahre 1863 war der Acker (etwa 25 qm) guter Krappboden bei Famagusta 90 Pf. St. werth; seitdem aber die als Türkisch-Roth bekannte Farbe, die früher ausschließlich aus der Krappwurzel gewonnen wurde, aus Alizarin hergestellt wird, hat dieses die vegetabilische Substanz vom Markte verdrängt und in Cypern eine wichtige, heimische Industrie völlig zerstört. Der reiche, tiefe, sandige Lehm von Famagusta und Morphu ist dadurch auf den gewöhnlichen Durchschnittspreis für Ackerland herabgedrückt.

Von Famagusta aus begab sich Baker wieder nach Levkosia zurück, um dann von hier aus an die Nordküste, in den westlichen Theil des Karpasgebirges zu gehen. Kerynia, die einzige Hafenstadt der Nordküste, übertrifft an landschaftlicher Schönheit ihrer Umgebung alle Städte Cyperns. Das Karpasgebirge ist hier mit herrlichem Walde bedeckt, aus dem in wenigen Meilen Entfernung nach Osten hin der alte Prachtbau des Klosters Bellapais, ein wahres Wunderwerk gothischer Baukunst, heute eine Ruine, emporragt. Die alten festen Schlösser der Tempelritter, St. Hilarion und Buffavento, liegen ebenfalls weithin sichtbar auf bewaldeten Gipfeln des Küstengebirges, das blaue Meer vor sich. In den engen Thälern befinden sich zahlreiche Dörfer, von uralten Olivenhainen umgeben; die unteren Hänge der Berge aber sind hier allenthalben in einer Weise für den Ackerbau ausgenutzt, wie man dies selten sieht: kein Fuß breit Ackerlandes ist unbestellt. Die Stadt Kerynia, die ihrerzeit ein fester Platz der Venetianer war, weist neben den noch wohlerhaltenen Befestigungswerken derselben auch noch die Trümmer viel älterer auf: ein Zeichen, daß man die Wichtigkeit dieses Hafens zu allen Zeiten zu schätzen gewußt hat. Ein Aquädukt versorgt die Stadt mit gutem Trinkwasser, für Belagerungszeiten sind mächtige gemauerte Reservoirs vorhanden; weitläufige unterirdische Gewölbe und Gefängnisse, die sich unter der Festung hinziehen sollen, sind bis jetzt noch nicht untersucht worden. Da der Hafen von Kerynia nach Norden offen ist, gewährt er den Schiffern nicht bei jedem Wetter genügende Sicherheit, um so weniger, als eine nach Westen ins Land gehende geringe Ausbuchtung, in der einige kleine Schiffe zur Noth Schutz finden könnten, jetzt versandet ist und der Ausbaggerung bedarf. Wenn dies gethan und wenn vor allen Dingen eine Fahrstraße von Kerynia nach Levkosia gebaut sein wird, kann die Stadt ein nicht unwichtiger Handelshafen werden. Schlimm genug ist es freilich, daß auf alle derartige Vorschläge an die britischen Behörden die unvermeidliche Antwort ist, daß die Regierung unter den obwaltenden Verhältnissen (der jährlichen Abführung von 96 000 Pf. St. aus den Einkünften des Landes an die Pforte) kein Geld habe.

Nach einem Besuche der uralten Steinbrüche von Kerynia, aus denen ohne Zweifel schon die dorischen Kolonisten, welche die Stadt gründeten, das Material genommen haben, setzte Baker seine Reise in westlicher Richtung durch das Gebirge fort, über die blühenden Städte Karava und Lapithas, die durch ihre Umgebung von Maulbeerplantagen als Sitz einer lebhaften Seidenindustrie gekennzeichnet werden. Man näherte sich jetzt dem westlichen Ende der Karpastette, die in schroffen Klippen bis dicht an das Meer herantritt. Große Blöcke eines schönen dunkelgrünen Marmors und kleinere Stücke einer rosenrothen Art lagen am Ufer zerstreut und ließen darauf schließen, daß die hoch überhängenden dunklen Klippen aus derselben Gesteinsart bestanden. Die Ausbeutung dieses kostbaren Besitzes könnte

eine reiche Einnahmequelle ſein, um ſo mehr, als ſich innerhalb weniger Schritte Entfernung kleine Buchten befinden, die während der Sommermonate Küſtenfahrzeugen von 20 oder 30 Tonnen ſichern Ankergrund gewähren könnten. Der Weg von der Nordküſte nach dem einige Meilen ſüdlicher im Lande gelegenen Morphu führt über ein anſcheinend fruchtbares Plateau, das, an einigen Stellen kultivirt, zum größten Theile mit Wald oder vielmehr mit den Ueberreſten eines Waldes von Terpentinkiefern beſtanden war. Auf der meilenlangen Strecke gab es keinen unverſtümmelten Baum, der über acht Jahre alt geweſen wäre. Wo man nicht die ganze Spitze abgeſchnitten hatte, nur um eine gerade Stange zu erhalten, da hatte man 15 Jahr alte und noch ältere Bäume um der Terpentingewinnung willen ſchonungslos angehauen, die Rinde zum Gerben abgeſchält. Mit den Maſtixbüſchen war man nicht beſſer verfahren — und doch bedeckten trotz dieſer unaufhörlichen Verwüſtungen junge von den herabfallenden Zapfen ausgeſäete Baumpflänzchen überall den Boden und zeigten, wie das fruchtbare Erdreich hier die Forſtkultur belohnen würde. Lange Reihen von hoch mit Holz beladenen Eſeln, die mit Aexten bewaffneten Holzfäller daneben ſchreitend, zogen auf der ſogenannten Straße nach Morphu hin —, gerade als herrſchte der Türke noch im Lande und als hätte der engliſche Gouverneur noch kein Geſetz zur Schonung des Waldes gegeben. Freilich, zwiſchen dem Erlaſſen eines Geſetzes und ſeiner kräftigen Durchführung iſt ein gewaltiger Unterſchied!

---

# Notizen über die nubiſchen Wüſtenbewohner Ababdeh und Biſcharib.

Von **Carl Berghoff** in Chartum.

## I.

Auf dem Aſſuaner Suk (Markt) hatte ich zuerſt Gelegenheit, Repräſentanten der nubiſchen Nomaden, die dort zu Handels- und Tauſchzwecken verſammelt waren, zu ſehen und zu beobachten; ich muß geſtehen, daß ſie meine Aufmerkſamkeit vor allem andern in Anſpruch nahmen. Durch eine fünftägige Stromfahrt nach Korosko wurden die braunen Geſellen etwas meinem Geſichte entrückt, um jedoch in letzterer Stadt naturwüchſiger und origineller als je wieder zum Vorſchein zu kommen. Ich reiſte in Geſellſchaft einer arabiſchen Kaufmannskarawane, die, nach dem Sudân ziehend, zur Fortſchaffung ihrer Waaren etwa 50 Kameele brauchten. Die Herren und Begleiter dieſer Thiere waren: acht Biſcharib-Jünglinge, zwei Ababdeh und ein Sudân-Araber, von denen ich die folgenden Mittheilungen durch vorſichtiges Fragen, nach vorhergehender Geſchmeidigmachung durch „Bachſchiſch“, erhielt; auch trafen wir während der Reiſe mehrmals Biſcharib-Lager, wo ich, wenn auch nur flüchtige, Gelegenheit fand, Beobachtungen anzuſtellen und bisher Erhaltenes zu kontroliren. Leider war die Reiſe von zu kurzer Dauer, zu mühſelig, auch die Kameeltreiber, die Objekte der Beobachtung und Befragung in den Ruhepauſen, zu ermüdet, als daß Bedeutendes erreicht werden konnte; doch hoffe ich immerhin, daß die kargen Fragmente, die ich mittheilen kann, einiges Intereſſe darbieten.

### Die Ababdeh (Singul. Ababi).

Nichts hält wohl ſchwerer als die Zahl eines Nomadenvolkes zu ſchätzen, Grenzen um das von ihnen beſchwärmte Gebiet zu ziehen. Die Ababdeh ſind ein kleines Hirtenvolk; ihre Zahl ſoll nach Angabe glaubwürdiger gebildeter Araber kaum 1500 bis 2000 Seelen betragen. Dr. Klunzinger, dieſer ſonſt ſo gewiſſenhafte Beobachter, nimmt (Bilder aus Oberägypten S. 249) 30 000 an, hat aber zweifellos viel zu hoch gegriffen. Nach meinen Erkundigungen bedienen ſie ſich keiner eigenen Sprache, ſondern ſprechen verdorbenes Arabiſch, verſtehen jedoch, ohne Ausnahme, die Biſcharib-Sprache. Sie tragen das Haar kurz, doch immer noch derartig, daß es bei einem Europäer üppig genannt werden würde. Es ſchien mir, ebenſo wie die Hautfarbe, ſchwärzer als das der Biſcharib und bedeckt den Kopf in großen zuſammenhaltenden, nicht wolligen, gefälligen Locken. Wie die Biſcharib verſchmähen ſie jede Art Kopfbedeckung, auch ſtimmen ſie mit denſelben hinſichtlich der Kleidung und Bewaffnung überein. Sie bewohnen die Wüſte zwiſchen dem Nil und dem Rothen Meere, ungefähr vom 24° bis 20° nördl. Br. In früheren Zeiten ſollen häufig blutige Kämpfe zwiſchen den Biſcharib und Ababdeh ſtattgefunden haben, welche aber neuerdings einer friedlichen Vermiſchung und dadurch bedingten Abſorption der letztern Platz gemacht zu haben ſcheinen. Die Ababdeh ſind ſchön gebaute Menſchen mit regelmäßigerm, angenehmerm Geſichte als die Biſcharib, deren ſtarker äthiopiſcher, etwas ans Semitiſche gemahnender Schnitt bei ihnen weniger auftritt. Auffallend ſind die großen ſchönen ſanften Augen. Als Hauptcharaktereigenſchaft wurde von den Arabern Heimtücke angegeben, doch iſt dieſe Angabe mit Vorſicht aufzunehmen; mir ſchienen ſie ſonſt viel ruhiger und kaltblütiger als ihre ſüdlichen Nachbarn.

### Biſchâri, Plur. Biſcharib.

(Biſcharin iſt die arab. Pluralform.)

Das Land der Biſcharib erſtreckt ſich in der Länge von der Nordgrenze Abyſſiniens (incl. Bogos, Bazen) bis zum 24° nördl. Br. (doch ſieht man ſie häufig noch nördlicher z. B. in Aſſuan), in der Breite vom Nil bis zum Rothen Meere; natürlich iſt damit die in dieſem Gebiete liegende Wüſte und Steppe gemeint, da die Bewohner der fruchtbaren Ufergelände des Nil, Atbara und Bachr el Azrak andern Stammes ſind. Kleine Abtheilungen wohnen auch weſtlich vom Nil in der Breite von Berber und nördlich. Die Hadendôa zähle ich zu den Biſcharib, denn ein bei unſerer Karawane befindliches Individuum erſtern Stammes unterſchied ſich nur durch eine unbedeutende Differenz des Haartoupets und ebenſo kleine Dialektverſchiedenheit. Die Biſchâri leben faſt ausſchließlich von Viehzucht, beſitzen eine vortreffliche Race von Kameelen, wenig Rindvieh und zahlreiche Herden von Ziegen und Schafen; die letzteren ſind weiß, gelbbraun gefleckt, haben keine oder ſchlechte Wolle,

produciren aber viel Milch; außerdem schöne kleine aschgraue Esel, die auf dem Rücken ein schwarzes Kreuz haben, dessen Querlinien über die Schulterblätter laufen, und jedenfalls von Wildeseln abstammen, wie ich solche im Wadi el Humâr bei Abu Hammed sah. Pferde und nubische Windhunde werden selten als Luxusthiere gehalten. Hier und da entschließt sich auch manchmal ein Bischâri, während der in südlichen Regionen häufigen Sommerregen, etwas Durrah (Sorghum) anzubauen. Als Ackerwerkzeuge müssen dann zugespitzte Stöcke dienen.

Dieses Volk theilt sich in eine zahllose Menge kleiner Stämme, Horden, Familien, und liebt es niemals in großer Anzahl zusammen zu sein. Selbst bei Besichtigung eines ihrer Lager, das selten mehr als 10 bis 15 Zelte, eher weniger, zählt, gewahrt man diese Neigung zum Partikularismus; immer sind die Zelte von einander durch eine Entfernung von mindestens 80 Schritten geschieden, häufig auch hinter Mimosenbüschen versteckt. An einen selbst nur ungefähren Schätzungsversuch ihrer Seelenzahl wage ich mich nicht; auf alle Fragen darüber erhielt ich stets die unvermeidliche Antwort: „Sehr viele! viele Tausende! wer kennt die Zahl?“ Aber zweifellos sind sie ein großes zahlreiches Volk, das einzige in Nubien, das seine Nationalität gewahrt, seine Sprache nicht gegen die arabische vertauscht hat. Schlank, sehnig, sind die Bischarib ein wohlgeformter Menschenschlag; selten ist bedeutende Körperkraft, deren Mangel aber andererseits durch große Gewandtheit, Zähigkeit und Ausdauer ersetzt wird. Ich sah unscheinbare 17jährige Bürschchen täglich 16- bis 17stündige Fußmärsche durch eine glutschwangere afrikanische Wüste machen, und Entbehrungen an Speise und Trank ausstehen, wie ich solches nie Gelegenheit hatte zu beobachten. Die Hautfarbe dieser Leute ist gewöhnlich dunkelrothbraun (etwa wie Umbra und gebrannte Terra di Siena gemischt), in mehr oder weniger gesättigten Tinten variirend; eigentliches Schwarz habe ich nie beobachtet. Sie besitzen eine mittlere Schädelbildung, sind weder lang- noch breitschädelig; die Gesichtsbildung hat häufig durch den eignen Nasen- (leicht gebogen, auch gerade, weite bewegliche Flügel) und Lippenschnitt (Lippen voll, dunkle Färbung) ein etwas semitisches Aussehen. Die Stirn ist hoch, gewölbt, die Zähne regelmäßig und schneeweiß.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Aus Krasnowodsk schreibt man dem „Golos“: Nach fünftägiger Fahrt von Astrachan aus legt der Dampfer an der hölzernen Landungsbrücke an, die einige zehn Saßhen (à 2,13 m) weit ins Meer hinausgebaut ist. Auf einem meterbreiten Schienenstrang werden mittels kleiner Platformen die Lasten vom Schiff ans Ufer gebracht. Nahe der Landungsstelle erhebt sich zunächst ein zweistöckiges Gebäude mit einem Belvedere nach der Meeresseite, die Residenz des Gouverneurs des transkaspischen Gebiets. Der ganze zweite Stock war fünf barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege eingeräumt. Hinter der Wohnung des Militärchefs steht, ebenfalls aus Stein gebaut, das neuerdings eröffnete Hospital. (Das bis dahin in Krasnowodsk etablirte Feldlazareth ist nach Michailowsk verlegt worden.) Unweit des Hospitals befindet sich das Offizierkasino, in dem der Besucher nur ein Restaurant vermißte. Weiter folgen ein paar kleine steinerne Häuschen, in denen der Telegraph, die Post, die Militärverwaltung ꝛc. untergebracht sind, und schließlich eine Reihe kleiner Läden. Zur Seite der genannten Baulichkeiten liegen die bei Weitem nicht so gut wie die anderen Bauten hergestellten Kasernen. Rechts von der Landestelle, nach dem Hafen zu gesehen, ist dicht am Ufer in einem kleinen Steinbau der Süßwasserapparat eingerichtet, der mit Naphta geheizt wird, dessen Kessel aber von wenig guter Beschaffenheit sind, und dem es leicht ergehen kann, wie dem an der Michailowsk-Bai aufgestellten Apparate, dessen Dampfkessel den Dienst versagen. Dort ist die Aufstellung eines neuen Apparates System „Nobel“ erfolgt; dasselbe wird zur Vermeidung übler Folgen demnächst auch in Krasnowodsk geschehen. Links von der Landestelle steht längs des Ufers eine Reihe Kibitken, scherzhaft die Kibitkenstraße genannt, dort ist unter einem kleinen Dache von Segeltuch auch die Station des Rothen Kreuzers. Das ist ganz Krasnowodsk.

Etwas Armseligeres und Oederes als die Umgegend dieses Ortes kann man sich kaum vorstellen. Jeder Strauch, ja jede Spur von Pflanzenwuchs fehlt, ringsum sieht man nur den heißen Sand und die kahlen felsigen Höhen der Umgebung. Die ganze Bedeutung des Ortes für die Zukunft beruht in seiner Lage an der Bucht, die an der Landungsstelle noch 12 Fuß Wassertiefe besitzt.

— Einer Bekanntmachung der russischen Telegraphenverwaltung zufolge ist die Telegraphenlinie von Krasnowodsk über Bami in der Richtung auf Gök-tepe Mitte März 1881 bis Durun eröffnet worden.

— Am 30. Januar (11. Februar) 1881 ist im Transkaspischen Gebiete die erste Dampfeisenbahn und zwar von Michailowsk (Station an dem gleichnamigen Meerbusen) aus auf 83 Werst Länge (bis 3 Werst vom Brunnen Aidin) dem Betriebe übergeben worden; eine weitere Strecke von 27 Werst bis zum Passe Achtscha-Kuima wird als Pferdebahn betrieben; der Bau wird in der Richtung auf Kizyl-Arwat weiter fortgeführt.

— In der März-Sitzung der vereinigten Sektionen für mathematische und physische Geographie der russ. geogr. Gesellschaft hielt Herr Augustinowitsch einen Vortrag über die Möglichkeit einer erfolgreichen Kolonisation der Insel Sachalin. Der Redner hat die Insel auf drei verschiedenen Reisen kennen gelernt und tritt der in Rußland weit verbreiteten Ansicht entgegen, daß dieselbe für Anlage von Kolonien nicht geeignet sei. Er sagt über das Klima in agronomischer und hygienischer Beziehung: Der nördlichste Theil der Insel ist allerdings wegen seines rauhen Klimas fast unbewohnbar, der mittlere und südliche Theil dagegen haben ein für die Entwickelung von Ackerbau und Gemüsebau vollkommen geeignetes Klima, und auch in hygienischer Beziehung vereinigt Sachalin alle der Gesundheit zuträglichen Bedingungen. Epidemische Krankheiten sind dort ganz unbekannt und an den Krankheiten unter den Sträflingen ist nicht das Klima, sondern sind anderweitige Ursachen Schuld. Aus den seit 1872 bestehenden drei Ansiedelungen sind inzwischen schon neun geworden und in dem früher ganz unwegsamen Lande sind auch schon einige gute Wege angelegt, einer derselben sogar mit acht Brücken. Die bisherigen Erfolge von Ackerbau und Viehzucht lassen nach

Ansicht des Redners ganz zufriedenstellende Resultate erwarten.

## Afrika.

— Der französische Lieutenant de Castries veröffentlicht im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (December 1880) eine sehr detaillirte Karte des Uëd Draa im südlichen Marokko. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß der Ausdruck „itlaga bi" (sich begegnen mit), dessen sich die meisten Eingeborenen bei der Beschreibung eines Wasserlaufes bedienen, zweideutig ist und ebenso oft bei der Namensänderung eines und desselben Flusses, wie bei dem Zusammenströmen des Haupt- mit einem Nebenflusse angewendet wird. Wenn sie also z. B. den langen Lauf des Schelif beschreiben, dessen Quellfluß der Uëd Sebgag im Dschebel Amur bildet, so sagen sie: der Uëd Sebgag trifft zusammen mit dem Uëd el Baidha; der Uëd el Baidha trifft zusammen mit dem Uëd Thuil, dieser mit dem Uëd Mechaula, dieser mit dem Uëd Taggin u. s. f. Den Grund solcher zahlreichen Benennungen, welche einen Forschungsreisenden zur Verzweiflung bringen können, sieht Jemand, der an stetig fließende Ströme gewöhnt ist, nicht ein; in Afrika dagegen, wo sich die mit Wasser bedeckten Stellen innerhalb des Hauptflußbettes in langen Zwischenräumen folgen, begreift man ihn leicht. Eine weiter oben fließende Quelle erreicht oft mit Mühe die nächste weiter unterhalb. Die Eingeborenen, welche diesem Auftreten des Wassers in den fast stets ausgetrockneten Betten ihrer Flüsse folgen, zerlegen die letzteren in ebenso viele einzelne Wasserläufe, als sie bedeutende Quellen in ihrem Bette aufzuweisen haben, und geben jedem dieser Theilstücke, welche sie für einen besondern Fluß ansehen, einen besondern Namen. Nun wird man die Anwendung des Ausdrucks itlaga bi, um zu bezeichnen, daß die Gewässer solcher verschiedenen Quellen sich treffen, begreifen. Eine falsche Deutung dieses arabischen Verbums hat schon zahlreiche geographische Irrthümer zur Folge gehabt.

— Gerhard Rohlfs soll sich nach glücklicher Beendigung seiner Mission am Hofe des Johannes von Abessinien bereits auf der Rückreise befinden, welche er nordwärts durch die nubische Wüste ausführt.

— Die italienische Mission in Schoa scheint sich jetzt aufzulösen: Kapitän Martini hat bereits Aden erreicht, Bianchi, Cecchi und Antonelli haben Massaua passirt und nur der Marchese Antinori bleibt allein in Schoa zurück.

— Matteucci's letzter Brief ist datirt „in Sicht von Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, 25. Oktober 1880". Der italienische Reisende spricht mit Zuversicht von der Möglichkeit, die Länder um den Tsad-See zu erforschen und über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Die letzten Nachrichten von ihm s. S. 16 dieses Bandes.)

— Mr. W. H. Ingram hat, nachdem er den von der Royal Geographical Society eingerichteten Kursus zur Instruktion von Forschungsreisenden durchgemacht hat, eine Entdeckungsreise im Zambesi-Gebiete angetreten.

— Im Juni gedenkt Dr. Holub nach der Kapkolonie abzureisen und nach längerm Aufenthalte in den südafrikanischen Kolonien im Laufe des nächsten Jahres in das Innere Afrikas aufzubrechen. Seine Zwecke sind neben den wissenschaftlichen auch kommercieller Natur; er steht mit einer österreichisch-ungarischen Exportgesellschaft in Verbindung, welcher er die gesammelten Proben afrikanischer Produkte zusenden wird. Die zu jener Gesellschaft gehörenden Firmen geben ihm einen großen Vorrath von Waaren gratis mit, um dafür Produkte einzutauschen und zugleich die österreichischen Fabrikate bekannt zu machen. Die eingelaufenen Waaren, wie Glasschmuck, Kleider, Wäsche, Drogen, Chemikalien, Schuhe, Baumwollwaaren, Knöpfe, Papier, Wein, Hüte, Cravatten, Messer, Wiener Bier u. s. w. bilden schon eine kleine Ausstellung österreichischen Gewerbefleißes. Ein Vertreter der Gesellschaft soll nach Südafrika gehen, um zwischen ihr und Dr. Holub die Mittelsperson zu bilden.

— Savorgnan de Brazza ist am 18. December vorigen Jahres von S. Marie de Gabon abgereist, um mit dem Wörmann'schen Dampfer „Myongwe" von Nenem den Ogowe hinauf zu gehen. Er führt einen kleinen, zerlegbaren Dampfer mit sich, der für den Congo bestimmt ist.

— Wir haben das Vergnügen gehabt, am 7. März den Dr. Oskar Lenz gesund und mit reicher Ausbeute aus der westlichen Sahara zurückgekehrt in Berlin begrüßen zu können. Eine an Detail reiche Routenkarte von Marokko über den Atlas und „Anti-Atlas" nach Taudeni und Timbuktu und von da westwärts bis Medina am Niger ist das nächste handgreifliche Ergebniß der glücklichen Reise. Von hohem Interesse sind die zahlreichen Höhenmessungen auf dieser Route: von großen Differenzen ist keine Rede, geschweige denn von einer Depression, wie behauptet wurde, als man die Möglichkeit der Unterwassersetzung der westlichen Sahara diskutirte. Dieser vielbesprochene „Dschauf" oder „Leib der Wüste" hat sich als ein einfaches Wadi herausgestellt. Nachdem Dr. Lenz hinter Ifer (Ilegh) den Anti-Atlas in 1100 m Höhe überschritten, bewegte er sich, bis er in das Tiefland am Senegal hinabstieg, in einer durchschnittlichen Höhe von 200 bis 400 m. Der tiefste Punkt erreichte immer noch 149 m. Tenduf liegt 395 m hoch, die Areg-Zone Igidi 375, Taudeni 223, Timbuktu 245 (die erste Messung dieses Ortes!). Hinter Nioro (300 m) stieg er steil in die Senegalniederung nach Kuniakari (100 m) hinab. Von großem Interesse erscheinen uns ferner die ethnographischen Aufschlüsse des Reisenden, namentlich über die weite Verbreitung der Araber im westlichen Sudan. Mit Spannung darf man seinen ausführlicheren Mittheilungen entgegensehen.

— Rastlos schreitet in der Jetztzeit die Erforschung Afrikas vorwärts und die Karte des schwarzen Erdtheils ist in fortwährender Umgestaltung begriffen, nicht überall zwar, doch an so vielen Stellen, namentlich am obern Nil, in Senegambien, im Becken des Congo, im Seengebiete und im äußersten Südosten, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich die hauptsächliche Aufmerksamkeit der Kartographen auf Afrika richtet. Einen Gesammtüberblick des bisher Geleisteten hat der Herausgeber dieser Blätter in einer eben erschienenen sechsblätterigen Wandkarte (H. Kiepert's Physikal. Wandkarten, Nro. 5, Afrika. Neubearbeitung von Richard Kiepert; Berlin, D. Reimer 1881) zu geben versucht, welche den Standpunkt unserer Kenntnisse zu Anfang dieses Jahres repräsentirt. Die neuesten Resultate, wie Rohlfs' Entdeckung von Kufra, die Auffindung der Nigerquellen, Flegel's Aufnahmen des Binuë, Mason-Bey's Karte von Dar-Fur, Denhardt's Aufnahme des Tana, Capello's und Ivens' Reise am Quango, Schütt's Aufnahmen im südlichen Congo-Becken und andere mehr sind berücksichtigt, und auf Grund der in den letzten Jahren bedeutend vermehrten Messungen wurden die Höhenverhältnisse des Erdtheiles in großen Zügen durch zwei Höhenschichten (zu 300 und 1000 Meter) veranschaulicht, eine Darstellungsweise, welche sich für Wandkarten ganz besonders empfiehlt und die jetzt schon mit viel größerer Zuverlässigkeit angewendet werden konnte, als bei der ersten Ausgabe der Karte vor acht Jahren. Freilich liegen aus sehr ausgedehnten Gebieten noch gar keine oder nur sehr wenige und unzuverlässige Höhenmessungen vor, so daß derartige Versuche von Höhenschichten stets cum grano salis zu verstehen und zu würdigen sind. Die in Rede stehende Karte ist auch ohne diese Höhenschichten nur mit braunem Terrain und mit politischem Kolorite erschienen.

## Australien.

— Die Aussagen des Mr. Skuthorpe (vergl. oben S. 208), er habe im fernen Westen der Kolonie Queensland das Tagebuch des Dr. Leichhardt, so wie andere jener verschollenen Expedition angehörige Reliquien aufgefunden, haben sich als gemeiner Betrug erwiesen. Skuthorpe hat nichts gefunden und besitzt daher auch nichts, was er aufzeigen kann, geschweige denn einen 50 Pfund schweren Sack mit Leichhardt-Reliquien. Skuthorpe verweilt noch immer in Blackall, in 24° 11′ südl. Br. und 144° 50′ östl. L. Gr., wo er als Aufschneider ersten Ranges allgemein bekannt ist. Auch seine früheren Aussagen, daß er am Mulligan-Flusse, unweit der südaustralischen Grenze, Kinder angetroffen habe, welche die Nachkommen von Classen, dem Schwager und Begleiter des Dr. Leichhardt, mit eingeborenen Weibern seien, ist gelogen. Die dortigen Eingeborenen wissen überhaupt nichts von den vielerlei Mittheilungen, welche sie an Skuthorpe über die Leichhardt-Expedition gemacht haben sollen. Alles Humbug! !

— Im Januar 1881 wurde in Sydney eine Ministerkonferenz sämmtlicher australischer Kolonien abgehalten. Auf derselben ward auch beschlossen, daß in Zukunft jedes in einen australischen Hafen einlaufende Schiff auf je hundert Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen als Passagier führen dürfe, bei Strafe von 10 Pf. St. pro Kopf darüber hinaus. Eben so soll jeder die Kolonien betretende Chinese eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. erlegen, sofern er nicht nachweist, daß er englischer Unterthan ist.

— Wir berichteten, daß Ende November vorigen Jahres von Melbourne aus der Dampfer Protos mit einem vollen Cargo gefrorenen Fleisches auf London abgegangen sei. Das Unternehmen glückte, nur wurde getadelt, daß das Fleisch eine große Trockenheit auf der langen Reise angenommen habe. Man hofft, diesen Fehler dadurch vollständig zu beseitigen, daß in Zukunft die Thierkörper in den Fellen belassen werden. Versuche dieser Art im Kleinen haben nämlich ergeben, daß dem Fleische dann seine ganze Saftigkeit und Süße erhalten werden. Die Australian Frozen Meat Company in Melbourne hat den Dampfer Protos für zwei weitere Fahrten engagirt.

## Südamerika.

— Dr. Crevaux hat seine dritte südamerikanische Reise bereits beendet (vergl. oben. S. 256). Wie er beabsichtigte, ist er auf Flößen den Guayabero, einen Zufluß des Orinoko, hinabgefahren und hat von demselben eine genaue Aufnahme veranstaltet, welche 1275 engl. Meilen umfaßt. 375 Meilen lang führt er durch eine vollständige Einöde. Indianer brachten ihn und seine Gefährten von der Einmündung des Guayabero auf dem Orinoko nach Ciudad Bolivar, von wo er mit einem Dampfer Trinidad erreichte, nachdem er kurz vor Ende der Reise seinen Gefährten, den Matrosen Burban, durch den Stich eines Süßwasserrochen verloren hatte. Sein indianischer Diener Apatu wäre beinahe einem Krokodil zum Opfer gefallen. Crevaux besuchte später Dörfer der Eingeborenen im Orinoko-Delta und hat dort interessante anthropologische Daten gesammelt.

## Polargebiete.

— Das Navy Department der Vereinigten Staaten hat beschlossen, den Walfischfänger „Mary and Helen", Dampfer in San Francisco, zu kaufen und ihn auf die Suche nach dem Nordpolfahrer Jeannette auszusenden. Die Regierung steuert 100 000 Dollars zu den Kosten der Unternehmung bei.

## Vermischtes.

— Von der vortrefflichen „Allgemeinen Erdkunde", von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorny ist jetzt die dritte neubearbeitete Auflage erschienen (Prag 1881, A. Tempsky). Reich vermehrt gegen früher, durchaus dem neuesten Standpunkte der einzelnen behandelten Disciplinen (Astronomische Geographie, Meteorologie, Oceanographie, Geologie, Biologie) entsprechend, mit 205 Holzstichen und 16 Karten, darunter einer geologischen Uebersichtskarte von Mitteleuropa, versehen, nimmt es unter den Lehrbüchern der Geographie einen ganz eigenartigen Rang ein. Was sonst von einem Autor kurz in den einleitenden Abschnitten behandelt wird, erörtern hier drei Fachmänner ersten Ranges in größerer Ausführlichkeit und mit der nur solchen eigenen Beherrschung des Stoffes. So entstand ein Handbuch, welches jedem Freunde und Jünger der Geographie sich unentbehrlich gemacht hat. Ganz neu hinzugekommen sind die Abschnitte über Erdmagnetismus, Oceanographie, welche ja in den letzten Jahren so bedeutende Fortschritte aufzuweisen hat, und über die Wärmeverhältnisse der festen Erdrinde und das Erdinnere. Möge das Buch auch in seiner neuen Gestalt unserer Wissenschaft recht zahlreiche Freunde zuführen.

— Einen ähnlichen Zweck wie die „Allgemeine Erdkunde" in gefälligerer Form verfolgt Prof. Ratzel's „Die Erde" (Stuttgart, J. Engelhorn 1881). Der Verfasser nennt sein aus 20 gemeinverständlichen Vorträgen umgearbeitetes und erweitertes Werk ein „geographisches Lesebuch", „ein Buch zum lesenden Lernen für alle Freunde und Schüler der Erdkunde, die nicht selbst zu den Quellen hinabsteigen". Des Autors Name bürgt unseren Lesern dafür, daß sie wissenschaftlich Gediegenes in geistvoller, edler Form dargeboten erhalten.

— Im Anschluß an Obiges möchten wir auf einige in gelungenem Farbendruck ausgeführte Tafeln zur mathematischen Geographie aufmerksam machen, welche der stets rührige Nestor der österreichischen Geographen, Regierungsrath Anton Steinhauser, bei Artaria u. Co. in Wien herausgegeben hat. Die vier bisher vollendeten Blätter, deren Suite durch zwei noch in Arbeit befindliche vollständig wird, stellen dar: die Himmels-Planigloben; das Planetensystem unserer Sonne nach Littrow und Arago; Erde und Mond; Sonne und Mond.

— Mr. Burchard, Münzdirektor der Vereinigten Staaten, giebt folgende Zahlen über den Werth der Gold- und Silberproduktion der Erde in den Jahren 1877 bis 1879:

| | Gold | Silber |
|---|---|---|
| 1879 . . . | 105 365 697 Doll. | 81 037 220 Doll. |
| 1878 . . . | 119 031 085 „ | 87 351 497 „ |
| 1877 . . . | 113 947 173 „ | 81 040 665 „ |
| | 338 343 955 Doll. | 249 429 382 Doll. |

Zusammen in drei Jahren für 587 773 337 Dollars! Der Hauptantheil davon entfällt auf die Vereinigten Staaten, welche 1879 für 38 899 858 Doll. Gold und für 40 812 132 Doll. Silber producirten. Dann folgt Australien mit 29 018 223 Doll. nur Gold und Rußland mit durchschnittlich jährlich 27 Mill. Doll. Gold und ein wenig Silber. Mexico liefert 27 Mill. Doll., aber fast nur Silber.

**Inhalt:** Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872. V. (Mit sechs Abbildungen.) — Carl Lamp: Gegensätze im spanischen Amerika. — Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern. III. — Carl Berghoff: Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 10. April 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu zwei Beilagen: 1. Prospectus, betreffend Herm. Wagner's illustrirte Deutsche Flora. Verlag von Julius Hoffmann (K. Thienemann's Verlag) in Stuttgart. — 2. Beilage von Wehling u. Co. in Hamburg.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 19.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Dr. Guſtav Nachtigal's Reiſe nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reiſenden.)

VI.

Aehnliche Expeditionen gegen benachbarte Dörfer wurden noch mehrfach unternommen und brachten dem Sultan Mohammedu im Laufe eines Monats immerhin gegen 400 Sklaven ein, waren aber unter einander ſo ähnlich, daß wir ſie hier übergehen. Dadurch wurde aber die Umgebung zuſehends entvölkert, und es fing an, an Getreide zu mangeln, ſo daß eine etwa 30 Köpfe ſtarke Karawane einfacher Reiſenden, die Somraï paſſirt hatte, von den Leuten des Sultans ohne Ausnahme todtgeſchlagen wurde, nur um ſich ihre Lebensmittel anzueignen. Zudem verbreitete ſich das Gerücht, daß die Wadaïer und Parteigänger des Gegenkönigs Abd-er-Rahman den Schari überſchritten hätten, was für die Treue der Heidenländer von den ſchlimmſten Folgen ſein konnte. Das alles war wenig nach Nachtigal's Geſchmack, welcher gern weiter nach Süden vorgedrungen wäre; doch fand der Sultan als echter Baghirmi ſtets einen Vorwand, ſolche Reiſepläne zu vereiteln und hinauszuſchieben. Dabei rückte die Regenzeit immer näher heran und es begannen ſich Wolken zu zeigen. Die erſten Gewitterregen beobachtete der Reiſende in der Hauptſtadt Somraï's; einige folgten dann in der erſten Hälfte des April. In der zweiten Hälfte waren ſie ſchon nicht mehr ſelten, und im Mai ſogar bedenklich häufig, wodurch der Lehmboden Somraï's bald unpaſſirbar werden mußte. Dieſer Zuſtand der Dinge wurde allmälig unhaltbar: Mohammedu mußte abziehen, ehe er die umliegenden Dörfer erobert hatte, und Nachtigal und ſeine Gefährten mußten ihm folgen, weil ſie dem Sultan zwar alle ihre Pferde verkauft hatten, doch noch nicht bezahlt worden waren, zweitens aber, weil ihnen der Rückweg nach Norden durch den aufgeweichten Thonboden und die zweifelhafte Haltung Somraï's abgeſchnitten war. So brachen ſie denn am 29. Mai auf, gefolgt von den rachegierigen Heiden, welche ſofort die verlaſſenen Hütten in Brand ſteckten und nur durch die Panzerreiter des Fatſcha im Schach gehalten werden konnten. Am erſten Tage erreichte man in öſtlicher Richtung das eine halbe Tagereiſe entfernte Murki, den letzten von Gaberi bewohnten Ort, und kam nun in S.-O.-Richtung nach fünf Stunden in die Nähe des noch nie unterworfenen Dorfes Kölik, welches von Palem, einer Unterabtheilung der Tummok, bewohnt wurde, und das der Mbang zu überfallen gedachte. Als er aber am 31. Mai mit Sonnenaufgang zum Angriff ſchreiten wollte, fand er das Dorf ſchon in Flammen, angezündet von ſeinen eigenen Bewohnern, welche das Nahen des Feindes bemerkt hatten. Sofort zerſtreuten ſich des Sultans Leute, um jeder auf ſeine Fauſt zu rauben und zu plündern. Allein jene brennenden Hütten waren nur eine Art Vorſtadt geweſen; weiterhin erhob ſich ein niedriger Erdwall, welcher das eigentliche innere Dorf umſchloß. Auf demſelben ſaßen die Eingeborenen ſo harmlos und friedlich, als hätten ſie nicht das Geringſte zu befürchten; nur Frauen und Kinder ſuchte das Auge vergebens. Es war die Ruhe der feſten Entſchloſſenheit: das Anſinnen ſich zu unterwerfen wieſen ſie entſchieden zurück, und nun begann der Kampf. Der niedrige Wall mit Graben bildete ein weites, faſt quadratiſches Viereck mit je einer Oeffnung in ſeinen vier

Pferde, welche durch Brandfackeln, d. i. mit Pech bestrichene und angezündete Strohwische, zum Davonlaufen bewogen werden sollen. Die Reiter sind mit Schwert und Schild bewaffnet. Einige, welche nur Schwert und Schild führen, sind vermuthlich Anführer. Die Fußsoldaten haben Lanzen, Schwerter und Schilde. Die Schilde sind von verschiedener Größe und Gestalt. Einige sind viereckig, andere rund, wieder andere haben die Form eines Kreisabschnittes. Einige Schilde sind mit Bändern, Fransen, Troddeln, Schnüren und Knöpfen verziert. Die Schwerter sind von verschiedener Gestalt und Größe. Einige sind gerade, andere gebogen. Einige haben eine Scheide, andere nicht. Die Scheiden sind mit Bändern und Troddeln verziert. Einige Schwerter sind mit Knöpfen versehen. Die Lanzen sind mit Fähnchen geschmückt. Einige Lanzen scheinen mit Widerhaken versehen zu sein. Einige Soldaten haben Helme auf dem Kopfe, die von einem Wulste oder Kranze umgeben sind. Andere haben Helme mit Federbüschen. Einige Soldaten sind mit Panzerhemden bekleidet. Einige Soldaten haben Gamaschen an den Füßen. Die meisten Soldaten haben Schuhe an den Füßen. Einige Soldaten haben Sporen an den Füßen. Einige Soldaten haben Bärte. Einige Soldaten haben Schnurrbärte. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Schultern herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf den Rücken herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Brust herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Hüften herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Kniee herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Füße herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden und dann wieder herabfallen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden und dann wieder herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden und dann wieder herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden und dann wieder herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden. Einige Soldaten haben Haare, die bis auf die Erde herabfallen und noch eine Strecke weit auf der Erde fortlaufen und dann wieder in die Höhe steigen und sich um die Köpfe der Soldaten herumwinden und dann wieder

nicht umzuſchauen, um keine Zeit zu verlieren. Noch ein Moment, und ſie mußten mich haben; da plötzlich traf mich ein heftiger Schmerz am rechten Fuße; der Boden ſchwand unter meinen Füßen und ich rollte in einen Graben vor die Füße unſerer Pferde und — war gerettet. Beſchämt ſchlich ich barfuß, barhäuptig, am Fuße blutend, wo mich eine Lanze oberflächlich verletzt hatte, glücklicherweiſe mit meinem geretteten letzten Revolver, auf mein Pferd und verwünſchte meine unzeitige Neugier."

Mit der ſchwindenden Zahl der Vertheidiger ſanken auch die Kräfte der Ueberlebenden. Das Dorf wurde allmälig mit allen dorthin geflüchteten Getreidevorräthen eingeäſchert, und die Angreifer ſchlichen immer kühner von daher und dorther herbei, und ſchleppten Frauen und Kinder fort. Das Centrum mit ſeiner glühenden Aſche war nicht mehr zu halten; die Belagerten zogen ſich in das undurchdringliche Dickicht gegen den Punkt der Peripherie hin, welchen der Mbârma beſetzt hielt. Dort concentrirte ſich der letzte Kampf. Die kleine Schaar in ihrer Verzweiflung beſchloß daſelbſt durchzubrechen, die Belagerer zu überraſchen und mitten durch die Reihen derſelben ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Doch thaten das immer nur einzelne, welche ſtets ihren Tod dabei fanden. Hier ſpielten ſich die empörendſten Scenen ab. Verwundete, halbtodte Männer zerrte man unter den Büſchen hervor, und habſüchtige Baghirmi machten faſt den Leiden derſelben ein Ende im Streite um ihren

Die Palem von Kölik in der äußerſten Noth.

Beſitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen ſchleppte man in roheſter Weiſe aus ihren Verſtecken hervor, und faſt jedesmal entſpann ſich ein zuweilen blutiger Kampf um ihren Beſitz, und zarte Kinder wurden aus den Armen ihrer Mütter geriſſen, wenn es zu Streit und Theilung kam. Dieſer beſtändige Zank zwiſchen den Beutegierigen um den Beſitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimath, Glückſeligkeit, Zukunft, Alles verloren hatten, übertraf an Rohheit und Ekelhaftigkeit ſelbſt die Gräuel des Kampfes. Um 3 Uhr Nachmittags endlich boten 30 bis 40 Mann, welche die Ueberlebenden darſtellten, ihre Unterwerfung an: ihre Meſſer um den Hals gebunden erſchienen ſie zu dieſem Endzwecke vor dem Fatſcha. Der Sultan von Baghirmi hatte einige hundert Sklaven mehr; dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortſchaft vom Erdboden verſchwunden.

Noch an demſelben Nachmittage verließen ſie dieſen Schauplatz des Raubes, Mordes und der Verwüſtung, marſchirten in öſtlicher Richtung durch einen lichten Wald von Deleb-Palmen, paſſirten das Dorf Palem und lagerten gegen Sonnenuntergang ½ Stunde jenſeits deſſelben. Dort hatten die Männer trotz des Amân, den ihnen Mohammedu zugeſichert, ihre Familien auf Bombax-Bäumen in Sicherheit gebracht, während ſie ſelbſt die wohlverpalliſadirten Gehöfte mit den verbarrikadirten Thüren bewachten. Trotzdem ließ ſich aus abgelegeneren Hütten oft das Geſchrei von Frauen und Kindern hören, wenn gewiſſenloſe Marodeurs dort einbrachen und plünderten. Die folgende Nacht verbrachte der Reiſende zum großen Theile mit dem Verbinden von Verwundeten, deren viele ſchweren Verletzungen des Unterleibes erlagen.

Am nächſten Morgen wurde, ſtets in öſtlicher Richtung, eine üppig bewachſene Niederung überſchritten, die als Komodugu oder Flußthal bezeichnet wurde und an der tiefſten Stelle Sumpfboden und ſtehende Waſſerlachen enthielt. Dieſelbe gehörte anſcheinend zu dem bereits früher erwähnten Ba Ili. Schon um 8 Uhr Morgens wurde bei Gundi gelagert und von dort die nothwendigſten Materialien für Hütten requirirt. Für Nachtigal aber fand ſich nur ein Stück Strohgeflecht, da alles für den König und die oberſten Würdenträger vorweg genommen worden war, und ſo mußte er ſich mit einem Geflecht aus Zweigen und Laub begnügen.

Gundi iſt der Hauptort des Stammes und Territoriums von Tummok und Reſidenz des Häuptlings Bei, übrigens kein zuſammengebautes, geſchloſſenes Dorf, ſondern eine Anzahl einzelner Weiler und Gehöfte, wie Somrai, Möde und Bröto. Tummok war dem Reiſenden als eine Art Schlaraffenland geſchildert worden, wo es Durra, Negerhirſe, Seſam, Koltſchi und Ngangala in Menge und Ziegen und Hühner von unerhörter Billigkeit geben ſollte. Allein von dieſem Ueberfluſſe war in Wahrheit nichts zu bemerken, und bei einer am zweiten Tage unternommenen Expedition wurde nur ſpärlich Ngangula mit den Waffen in der Hand erzwungen. Und ſo blieb es: jede Fouragirung wurde zu einem Raubzuge, bei dem oft Menſchen getödtet wurden. Die umliegenden Dörfer erkannten zwar ſeit lange des Mbang Oberherrſchaft an und bezahlten ihre Abgaben, beſtanden dafür aber auf dem Aman, der ihnen Sicherheit der Perſon und des Eigenthums verhieß. Sie ließen ſich durchaus nicht ſchweigend ausplündern, wie die Gaberi, ſondern vertheidigten im Bewußtſein ihres Rechtes ihr Eigenthum. Bald gab es ringsum keine Spur von Getreide mehr; alles war verſteckt und vergraben, und Mohammedu's Leute und Nachtigal's mit ihnen mußten hungern. Die Getreideexpeditionen wurden immer unergiebiger, und ſchließlich fanden ſich nur mit Mühe Leute zu denſelben,

Gundi, Hauptſtadt von Tummok.

weil es dabei weniger Getreide, als blutige Köpfe zu holen gab. Unter ſolchen Umſtänden gab Nachtigal alle weiteren Reiſepläne auf, um ſo mehr als ſeine Mittel gänzlich auf die Neige gingen, und dachte nur an die Rückkehr nach Bornu. Es kam zuweilen zu ſehr derben, faſt harten und groben Worten ſeinerſeits bei Beſuchen, die er dem Könige machte.

Die Mitglieder der Karawane waren nach und nach für ihre Pferde bezahlt worden, und Nachtigal ſelbſt hatte für das ſeinige gegen zwei Centner Elfenbein empfangen. Dazu ſuchte Sultan Mohammedu ihn nicht mit leeren Händen zu entlaſſen, da er wohl einſah, daß Nachtigal ſich in ſeinen Erwartungen ſehr getäuſcht fühlte. Derſelbe hatte ihm reiche Geſchenke gebracht und war doch weder anſtändig verpflegt worden, noch waren ſeine ferneren Reiſewünſche in Erfüllung gegangen. Um nun ſeiner königlichen Würde und dem weit verbreiteten Rufe der Freigebigkeit zu genügen, fing Mohammedu an, dem Doktor Sklaven zuzuſenden, und zwar gleich anfangs deren zehn, welche für denſelben zum Anlaß unſäglichen Aergers wurden. Der ſie überbringende Eunuch wollte von Nachtigal's Weigerung, dieſelben anzunehmen, nichts hören; dieſem aber fehlte es, abgeſehen von ſeinem Widerwillen gegen die Sklavenhalterei, auch an den nöthigen Mitteln, den neuen Zuwachs zu ernähren. Nach vielen Scherereien mußte er ſich endlich dazu verſtehen, daß wenigſtens vier von den Sklaven ſeinen Dienern zu Theil wurden. Ein anderes Mal ſchickte der Sultan ſechs junge Sklaven beiderlei Geſchlechts, von der Art, die man sedâsi (Leute von 6 ampan Größe) nennt, wohl in der Meinung, daß die erſte Sendung wegen ihrer geringern Qualität dem Reiſenden nicht gefallen hätte. Dieſer aber weigerte ſich wieder ſie anzunehmen, und nun ſandte der Fürſt als höchſten Trumpf — eine ſeiner eigenen Frauen. Dieſelbe war im Beſitz einer prächtigen Garderobe, welche für Nachtigal in dem Zuſtande von Dürftigkeit, in welchem er ſich befand, ein wahrer Schatz geweſen wäre; trotzdem lehnte er auch dieſe ſchmeichelhafte Gunſtbezeugung Mohammedu's ab. Deßhalb ſuchte derſelbe nun Elfenbein aufzutreiben und dem Reiſenden zu ſchenken.

Am 1. Juni waren ſie in Gundi angekommen und hatten dort mit Hungern und Nichtsthun den ganzen Monat zugebracht. Am 1. Juli erkrankte Nachtigal am Fie-

der und mußte bis zum Tage der Abreiſe das Bett hüten. Die Malaria hinterließ bei ihm eine Diarrhöe, zu welcher er bei dem Fehlen jeder reizenden und gewürzigen Nahrung ohnehin disponirte; an derſelben erkrankten auch die meiſten jugendlichen Sklaven und ſtarben in entſetzlichen Proportionen. Des Reiſenden einziger Wunſch und Gedanke war nun die ſchleunigſte Rückkehr. Während der Monate Juni und Juli hatte der Regen ſtets zugenommen; es waren mehr als 30 Regentage während derſelben zu verzeichnen. Bett und Kleidung waren ſtets wie mit Thau übergoſſen und trockneten niemals ganz, alles Leder ſchimmelte, alles Eiſen roſtete und war ſelbſt nicht zwei Tage lang frei von Roſt zu halten. In Nachtigal's Hütte war eine beſtändige Kellerluft und dabei nicht Holz genug,

König Mohammedu ſendet dem Reiſenden eine ſeiner Frauen zum Geſchenke.

um dauernd Feuer zu unterhalten, wie die Eingeborenen es machen, denn das Holzholen ſelbſt war ſeit einiger Zeit mit Lebensgefahr verbunden.

Aber Sultan Mohammedu's ſicher erwartetes Elfenbein kam nicht, und da alle übrigen Glieder der Karawane bezahlt waren, und Nachtigal's Groll anfing immer rückſichtsloſer zu werden, ſo ließ ihn der Sultan am 30. Juli abreiſen, obwohl er ihn gern noch weiter herumgeſchleppt und von ſeinen Flinten Nutzen gezogen hätte. Die übrigen Glieder der Karawane lagerten ſchon ſeit verſchiedenen Tagen zu Gundi und waren nur durch Mohammedu's ſtrengen und oft wiederholten Befehl bis zu Nachtigal's Ankunft zurückgehalten worden. So zog auch dieſer am 30. Juli nur nach dem nahen Gundi, und erſt am 31. Juli brachen ſie dann gemeinſam nach Norden auf.

---

# Streifereien durch Slavonien.

Von Profeſſor **E. Kramberger** in Karlſtadt.

## I.

### Von Varcs über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica.

Slavonien mit ſeinen dunkelen Wäldern, den bewaldeten Bergen, mit ſeinen fruchtbaren Ebenen und weintragenden Hügeln iſt ein in der nichtſlaviſchen Welt wenig, vielleicht nur dem Namen nach bekanntes Land, bei deſſen Nennung dem Kenner der Geſchichte unwillkürlich der Baron Trenk mit ſeinen Panduren vor das geiſtige Auge tritt. Viele verbinden mit dem Namen des Landes auch den Begriff der Wildheit. Doch thut man nicht unrecht, wenn man es nach alten, ſchlechten Reiſebeſchreibungen beurtheilt, denen nebſt vielen anderen Mängeln auch theilweiſe Effekthaſcherei und

Oberflächlichkeit anhaften [1])? Oder nach den märchenhaften Erzählungen und Schilderungen mancher Voyageurs, die aus Wien und anderen Städten kommend, an Alles den Maßstab derselben legen, und denen bei Unkenntniß der Sprache auch die Eigenthümlichkeiten des Volkes verloren gehen. Es giebt Leute, die das ganze Land von der staubigen Poststraße beurtheilen und a priori aburtheilen, da sie nicht bedenken, nur zu oft nicht einmal wissen, daß in jener Zeit, wo andere Länder ungestört auf der Bahn der Kultur weiter schritten, hier der Tummelplatz wilder Türkenhorden war, welche durch Jahrhunderte hin mit dem Mordstahl und der Brandfackel Tod und Vernichtung nach allen Seiten trugen, ohne das Volk vernichten zu können, dem seine zähe Widerstandskraft einzig und allein Rettung brachte.

Wir wollen das Land wenigstens theilweise kennen lernen, um uns darüber ein Urtheil zu schaffen, und zu dem Zwecke sei hier meine letzte Reise dahin geschildert, die mich in einen der interessantesten Theile führte [1]).

Schon von der ungarischen Eisenbahnstation Barcs aus sieht man wie eine blaue, gedehnte Linie das Gebirge Slavoniens von West nach Ost sich dahinziehen. Es sind das die bewaldeten Ausläufer der Alpen in einer mittlern Höhe

Zigeuner-Ehepaar (Kotlari oder Kesselschmiede) aus der Podravina.

von 2000 Fuß. Um auf das rechte Ufer der Drave zu gelangen, muß man vorerst die trüben meist lehmgelb gefärbten Wellen des Flusses hinter sich haben; und das ist nicht immer ganz leicht. Denn obgleich drüben, in dem einige Meilen entfernten Suhopolje, die Straßen des Požeganer und Broviticer Komitates zusammentreffen und über Virovitica laufend am Ufer der Drave enden, so fehlt doch dem großen Verkehr zum Trotze eine Brücke [2]), und nur eine mit Ketten an sieben Kähne gelegte, verankerte Fähre vermittelt

[1]) Hiſtor. und geograph. Beſchreibung des Königreiches Slavonien vom k. k. Regierungsrathe Fr. W. von Taube. Leipzig 1777.

[2]) Von Warasdin bis Eſſeg iſt keine ſolche vorhanden, ſondern nur Ueberfuhren.

[1]) Richtiger Ausſprache wegen ſei hier bemerkt, daß im Kroatiſchen die nebenangeführten Laute ſo, wie folgt, auszuſprechen ſind:

ć = tsch, hart,
č = tsch, ſehr weich,
đ = dsch, weich,
ǧ = ,,
hv = wie f oder w,
š = sch,
v = w,
z = s in Roſe, Geköſe,
ž = j im franzöſiſchen jour;

In ie ſind beide Laute gedehnt zu hören.
Alle anderen Laute klingen wie im Deutſchen.

den Uebergang. Man muß alſo bei großem Andrange der Wagen, namentlich aber bei widrigem Winde oft ſtundenlang warten, bis man mit ſeinem Fuhrwerke an die Reihe und hinüber kommt. Fußgänger ohne Gepäck haben es leichter, da ſie immer Platz finden. Ich miethete daher, um des Wartens überhoben zu ſein, einen ſtets am magyariſchen Ufer bereitliegenden Kahn und ließ mich trotz heftigem Winde und hochgehenden Wellen hinüber fahren. Große Tabakpflanzungen dehnten ſich am jenſeitigen Ufer aus, die aber bei dem letzten, hohen Waſſerſtande der Drave viel gelitten hatten und voll Koth und Schlamm hingen. Auf guter, durch niedriges, ſumpfiges Terrain führender Straße ward in dem Wagen eines Freundes in kurzer Zeit Bazije erreicht. Dieſer Ort iſt einer der ſchlechteſt gelegenen in der ganzen Podravina (Drave-Ebene), denn bei mehrtägigem Regen ſtecken die links und rechts an der Straße, doch viel tiefer als dieſe liegenden Häuſer in Waſſer und Moraſt. Auch diesmal, da die erſten Tage des Auguſt ſehr regneriſch waren, hatten ſich die Wände derſelben bis an die Giebel mit Feuchtigkeit geſättigt. Alle Höfe waren unter Waſſer. Die Sprößlinge kroatiſcher, deutſcher und ungariſcher Eltern — im Orte wohnen alle drei Nationen friedlich beiſammen — liefen in drei Sprachen luſtig ſchreiend und lachend und zumeiſt ſplitternackt durch die Pfützen; einige auch, da ſie im Schlamme gelegen hatten, erdfarbig. Ueberhaupt finden ſich durch die Podravina, auch im übrigen Slavonien zerſtreut ziemlich häufig Böhmen, Ungarn und Deutſche angeſiedelt. Letztere haben hier und da ganze Ortſchaften inne. Sie ſprechen die Landesſprache mit wenigen Ausnahmen beinahe eben ſo gut, wie die deutſche, und tragen eine Tracht, die nach beiden Seiten entſpricht.

Nach einer im Ganzen anderthalbſtündigen Fahrt kam der hohe Thurm der Kloſterkirche und das ſchöne Schloß von Virovitica in Sicht und bald nahm uns das gaſtliche Dach meines Bekannten auf.

Virovitica (auch Veröce genannt), Serota der Römer, hat ſeine hiſtoriſche Vergangenheit und Bedeutung. Zur Zeit der Römer lag es an der Heerſtraße, die von Poetovio (Pettau) nach Mursa (Eſſeg) führte. Einige im Jahre 1835 aufgefundene Münzen, darunter eine von Veſpaſian, und ein Römerſtein ſind bis jetzt die wenigen Reſte jener Zeit. Im 15., 16. und 17. Jahrhunderte ſtand hier, wie in allen wichtigeren Orten von Kroatien und Slavonien, eine Feſtung, ein Bollwerk gegen die Türken. Doch kam Virovitica, in deſſen feſtem Schloſſe ſich König Bela IV. von Ungarn wiederholt aufhielt, und das König Mathias Corvinus um 1487 ſeinem unehelichen Sohne, dem Banus Ivan Korvin, ſchenkte, mehrmals unter türkiſche Herrſchaft. Noch 1684 ſtand es unter den Befehlen des Ali Beg Muſti und von ſechs Agas. In der mit einem tiefen Waſſergraben und breitem Sumpfe umgebenen Feſte lagen damals 500 türkiſche Soldaten nebſt 2300 anderen Türken: Männern, Weibern und Kindern. Durch die Grafen Leslie, Trautmannsdorf, Herberſtein und Zrinj aber gänzlich eingeſchloſſen, fanden dieſelben es für gut abzuziehen und ſich das Sicherheitsgeleite bis zur Save auszubedingen. Das wurde ihnen zugeſagt und 600 Kroaten eskortirten ſie; ſie wurden jedoch von den Banalgrenzern überfallen und trotzdem die begleitende Mannſchaft pflichtgemäß auf die eigenen Landsleute Feuer gab, größtentheils niedergemacht und geplündert. Graf Gall blieb darauf Kommandant des Schloſſes [1]).

Der Waſſergraben umgiebt noch heute den Platz, auf dem die Feſte geſtanden. Von dieſer ſelbſt iſt nur ein vermauertes Thor zu ſehen; doch erhebt ſich über den Trümmern ein ſtattliches, von einer Parkanlage umgebenes Schloß, das die aus Bosnien eingewanderte und in Oeſterreich zuerſt in den Freiherrn-, dann in den Grafenſtand erhobene Familie der Pejačević gebaut, ſpäter ſammt dem Gute, das dazu gehört, an den Fürſten Lippe-Schaumburg verkauft hat. Den Schloßplatz umgeben hübſche, darunter mehrere ſtockhohe Häuſer. Das Franziskaner-Kloſter iſt im Jahre 1370 von der ungariſchen Königin Eliſabeth geſtiftet, doch 1553 von den Türken zerſtört und erſt 1729 wieder erbaut worden. Virovitica, wie es heute iſt, hat eine Einwohnerzahl von etwa 4000 Bekennern der katholiſchen und griechiſch-orientaliſchen Religion; daneben auch einige Israeliten. Der Ort iſt als Sitz der Centralverwaltung der großen Lippe'ſchen Herrſchaften Veröce und Miklos für dieſe von Bedeutung; auch führt nach ihm das ganze Komitat den Namen, obgleich die oberſten Komitats-Behörden ihren Sitz in Eſſeg haben. Die einzelnen Domänen ſind in neueſter Zeit mit Ausnahme dreier und der Wälder verpachtet, welch letztere einen bedeutenden Ertrag an Binderholz und Eiſenbahnſchwellen, ſowie durch die licitando verpachtete Eichel- und Buchelmaſt abwerfen. Sie ſind, wie die meiſten in Slavonien, Urwälder, und obgleich die Eiche und Buche vorwaltet, reich an Eſchen, Birken, Erlen, Ahorn, wilden Birn- und Aepfelbäumen. In den Gebirgswäldern der Jankovic'ſchen Herrſchaft Budin findet man aber auch die herrlichſten Tannen maſſenhaft neben hohen Buchen emporgeſchoſſen; weshalb dort die Brettererzeugung im Schwunge iſt. Virovitica hat auch ſchöne Weingärten.

Von hier bis Suhopolje kommt man zu Wagen in einer Stunde. Auf halbem Wege liegt rechts eine jetzt in ein Wirthshaus umgewandelte Schweizerei; links dehnt ſich ein großer, mehrere Meilen im Umfange faſſender, mit gemauerten Pfeilern und Bretterwänden eingefriedeter Thiergarten aus. Der Zugang iſt nach der Straße durch ein hohes, ſäulengeſchmücktes Gitterthor abgeſchloſſen. Dahinter liegen Wieſen und ſchattige Waldgründe und die Wellen eines Baches fließen hindurch; aus der Ferne ſchimmern die weißen Wände eines Jägerhauſes herüber. Der Thiergarten iſt Eigenthum der adeligen Grundherren Jankovic von Terezovac und ſtammt noch aus jener Zeit, wo die ſlavoniſchen Grundherren zur bequemern Pflege des Waidwerkes und zur Hegung von Hochwild ihre ſchönen Buchen- und Eichenſtämme zur Herſtellung ſo umfangreicher Einfriedungen nicht zu ſchonen brauchten. Die Arbeitskräfte gab der zur Robot verpflichtete Bauer umſonſt, wofür er einige Beneficien von Seiten der Herrſchaft genoß. Jetzt freilich iſt es anders, da die ſchönen Stämme zu Nutzhölzern verarbeitet werden und mehrere der älteſten Wälder bedeutend gelichtet ſind. Es gab im Viroviticer Komitat mehrere ſolcher großer, jetzt ganz aufgelaſſener Thiergärten.

Eine ſchöne Pappelallee, die bei der Schweizerei beginnt und die noch eine halbe Meile lange Straße bis Terezovac beſchattet, war durch ſehr intereſſante Geſtalten belebt. Zigeuner, Muldenmacher, beſchäftigten ſich um eine gefällte Pappel. Dieſe Leute tragen ihre aus weichem Holz gefertigten, oft ſehr großen Mulden, Schüſſeln und Schüſſelchen, Löffel und dergleichen in der Podravina zum Verkaufe herum und trotzen dabei, obgleich halb nackt, jedem Wetter. Selbſt das Haupt iſt unbedeckt und deſſen einziger Schutz das dunkele, theils wild über den Nacken hängende, theils in Zöpfchen geflochtene Haar. Die kurze, rothe Pfeife, oft ohne Rohr, rauchen auch die Weiber. Bei Mangel an Tabak wird auch das untere Ende eines Pfeifenrohres im Munde getragen. Sie ſprechen neben ihrem Idiom nur Ungariſch und gelten als ehrlich; während ihre Stammesgenoſſen, die

[1]) Valvaſor: Grenz Oertern Bd. XII, S. 40 bis 41.

mit Weib und Kind, Roß, Wagen und Zelten zwiſchen den einzelnen Ortſchaften hin und her ziehenden Schmiede, Keſſelmacher und zugleich Roßtäuſcher als die größten Diebe bekannt ſind. Die ſchwarzbraunen Geſichter, das fettgetränkte, ſchwarze Haar, unter dem die kühnen, ſpitzbübiſchen Augen mit gewohnter Falſchheit und verſchmitzter Argliſt hervorſtechen, der orientaliſche Schnitt des Geſichtes geben ihnen einen eigenthümlichen Zug. Es herrſcht offenbar ein Unterſchied zwiſchen den vorhin erwähnten Koritari (Muldenmachern) und dieſem Lottergeſindel; die Racen müſſen zweierlei ſein; das zeigt ſich nicht nur in der ernſten, würdevollen Ruhe der Koritari, ſondern auch im Schnitt des Auges und der Züge derſelben im Gegenſatze zu dem lauernden Lugen, der Verſtellungskunſt und Unſchuldigthuerei ſowie der raſtloſen Beweglichkeit der Kotlari (Keſſelſchmiede). Freilich müßte man ihre, wenn ſie Wichtigeres verhandeln, halbgemurmelte Sprache verſtehen, um ſie beide beſſer beurtheilen zu können. Außer den Zigeunern durchſtreifen auch einzelne bosniſche Bärentreiber das Land.

Terezovac iſt ein freundlicher Ort, den namentlich nebſt der ſchon erwähnten Allee eine zweite von prächtigen Platanen ziert, welche an der von hier nach Cabuna führenden Poſtſtraße eine halbmeilenlange Ausdehnung hat. Vor Cabuna begrüßten mich die Düfte eines Waſſertümpels, in den die Landleute eines nahen Dorfes Hanf oder Flachs zur Beize eingelegt hatten, und aus einem zweiten ragten die Köpfe einer darin lagernden Büffelherde hervor. Man verwendet dieſe Thiere zum Zuge, meiſt nur auf den Jankovic'ſchen Gütern. Von Cabuna bis Slatina führt die Poſtſtraße wieder am Fuße ſchöner Weinhügel hin und iſt, einige ſanfte Steigungen ausgenommen, eben und gut. Beſonders reich an Weingärten iſt der Marktflecken Slatina. Der Ort gehört zur Schaumburg-Lippe'ſchen Herrſchaft Veröce und dehnt ſich eine halbe Meile weit zu beiden Seiten der Straße hin aus. Nur der Platz gewährt größern Raum. Die große Menge und Ausdehnung der fürſtlichen Weinberge ließ eine Champagnerfabrik entſtehen, die ziemliche Mengen Schaumweines erzeugt und nach allen Seiten verſendet. Die Weinkultur iſt hier gut gepflegt und der weiße Wein und Schiller vortrefflich. Die blaßrothe Traube, Dinka genannt, entwickelt einen beſonders angenehmen aromatiſchen Geruch und Geſchmack. Die Ortſchaften, die bisher und weiter bis Bukovica zu paſſiren ſind, bilden eine einzige Gaſſe und ſind ziemlich groß. Die Bauernhäuſer haben gewöhnlich ein Strohdach und ſind weißgetüncht; viele weiſen farbige Zierrathen, ſternförmige Figuren oder links und rechts an den Fenſterſtöcken gemalte Blumentöpfe und Blumen auf; oft iſt ein am obern Fenſterrahmen hervorragendes, geſchnitztes Brett mit einer Reihe rother Paradiesäpfel oder winziger, gelber Kürbiſſe belegt. Eine Schnur grünen türkiſchen Pfeffers hängt zum Trocknen unter dem Dachfirſte. In den Häuſern älterer Bauart ſucht ſich der Rauch ſeinen Weg durch das Strohdach, welches er mit der Zeit rußſchwarz beizt, trotzdem ein zierlich geſchnitzter Rauchfang das Dach überragt. Ein im Gange vor der Küchenthür an einen der Pfeiler genagelter halbrunder Bretterkaſten dient zur Aufbewahrung des Geſchirres. Um den niedrigen Herd, auf dem ein tüchtiges Feuer flackert, ſitzt die ganze Familie im Kreiſe oder umringt, auf dem Boden und niedrigen Schemeln hockend, eine Schüſſel, aus welcher ſich Jeder ſeinen Antheil langſam zu Munde löffelt.

Die Straße von Slatina bis Bukovica iſt eben; hier jedoch windet ſie ſich durch den Ort Hügel auf und ab. Vor dem Wirthshauſe und dem katholiſchen Pfarrhofe — die Kirche liegt weiter rückwärts am Graben des im Jahre 1301 befeſtigt geweſenen, nun verſchwundenen Paulinerkloſters — hatten Lebzelter, Opanken-[1]) und Cizmenmacher, ſowie auch Kaufleute ihre Leinwandzelte und Buden aufgeſpannt, Töpfer ihre Waare auf dem Erdboden ausgelegt. Es war Kirchtag. Feſtlich geputzte Bauern ſtrömten von und zu den Zelten. Namentlich die jungen Burſche und heirathsluſtigen Mädchen umkreiſten die Buden. Ein Kirchtag iſt es, an dem die im Buſen ſchlummernden Gefühle durch Geſchenke bekräftigt oder auch zum erſten Male geäußert werden. Der Burſche führt ſeine Schöne, um die er zu werben gedenkt, unter ein Zelt und macht hier Einkäufe für die Verſchämte. Weiſt ſie die angebotenen Geſchenke zurück, oder will ſie ihm zur Bude gar nicht folgen, ſo iſt er mit ſeiner Bewerbung abgewieſen und mag ſein Glück bei anderen verſuchen. Nimmt ſie aber das Gebotene an, ſo giebt ſie damit zu verſtehen, daß er gefällt und bei ihren Eltern um ſie anhalten könne. Er führt ſie darauf zum Lebzelter und bewirthet ſie mit Meth, einem in der Podravina ſehr beliebten Getränke. Die Mädchen tragen, wie mit wenigen Ausnahmen in ganz Slavonien, ſo auch hier weiße, mit rothen oder blauen Stickereien gezierte Skute, ein Kleidungsſtück, das Hemd und Frauenrock zugleich iſt; ferner den farbigen Gürtel (Pojas) und im Haar gewöhnlich gelbe Strohblumen. Eitlere pflegen auch die krummen Schwanzfedern der Enteriche rings herum um die Stirn aus dem glatt angekämmten Haar hervorgucken zu laſſen. Schönen Geſichtern ſteht das neckiſch. Rückwärts iſt das Haar ſtets in einen ſehr breiten, flachen Zopf geflochten und mit einem gelben Kamme aufgeſteckt. Feine Seidentücher verhüllen den Buſen; eine ſeidene Schürze — Aermere tragen ſolche von Kattun — vollendet die Toilette, welcher weiße Halsperlen und ſilberne große Ohrgehänge die Krone aufſetzen. Die Burſche, welche auf Werbung ausgehen, kleiden ſich beſonders aufmerkſam. Das Hemd und die weiten, bis zur halben Wade reichenden Hoſen ſind von weißem Linnen, mehr oder minder reich mit Wollſtickereien und Schnurwerk beſetzt. Die Bruſt bedeckt eine ſchwarze Tuchweſte, deren Rückenſtück über und über mit gelben, flachen Knöpfen beſetzt iſt. Am Hute prangt ein Buſch künſtlicher Blumen und ein Band, von dicht aneinander gereihten Zinkſchnallen weißglänzend. Die Stiefelabſätze ſind wo möglich an den Rändern mit einer blankpolirten Faſſung von hellgelbem Meſſingblech beſchlagen und haben rückwärts und an den beiden Seitenkanten einen bis zur Ferſe reichenden ſpornartigen Anſatz. Ein weiß und roth gewebtes, quadrirtes Taſchentuch, das in ein Weſtenknopfloch gebunden und durch ein Aermelloch gezogen neben dem Arm weit herabhängt, macht den Burſchen unwiderſtehlich. Nur der Gürtel zieht die Taille zuſammen, die Schulter iſt jedoch heute frei. Die Bauern in Slavonien pflegen nämlich ſonſt immer die Torba zu tragen. Es iſt das eine, gewöhnlich lederne, Taſche, die auf ſchmalem oder auch äußerſt breitem ledernen Riemen um die Schulter gehangen und getragen wird und von der ſich der Bauer ſehr ſelten trennt, da in ihr Meſſer, Feuerſtein und Schwamm, Brot, Käſe, Tabak und ſelbſt die Schnapsflaſche mitgenommen wird.

Im Hofe des Wirthshauſes tanzte die Jugend nach den Klängen des Dudelſackes das Kolo. Die Tanzenden ſtehen im Kreiſe um den Muſikanten, der, den Hut ſchief in die Augen gedrückt, unermüdlich iſt. Seine Töne elektriſiren den Tänzerkreis; die linke Hand jedes Einzelnen ruht im Gürtel des Nachbars, die rechte umſchlingt den Nacken des zweiten; oder alle umſchlingen ſich und das Ganze beginnt in die Runde zu ſtampfen und ſich zu drehen. Obgleich

[1]) Der Opanak iſt ein pantoffelähnliches, mit ſchmalen, langen Riemen oberhalb des Knöchels kreuzweiſe an den Fuß gebundenes Beſchuhungsſtück.

das Kolo an manchen Orten ein einfaches Stampfen iſt, ſo feſſelt es gerade in dieſer Gegend trotz ſeiner Einfachheit durch die Kunſt des Taktes und der von Allen zugleich ausgeführten Schritte. Es würde einem Tanzlehrer nicht leicht werden, dieſes eigenthümliche Aufhüpfen und den kombinirten Schritt nachzuahmen. Die Burſche ſchlugen die Abſätze aneinander, und einer ſuchte den andern durch kecke, witzige Lieder zu überbieten.

Manche dieſer Leute ſind Künſtler eigener Art. Sie machen nämlich Fingerringe von Zinkblei, die ſie mit rothem Siegellack einlaſſen; durch die Weiſe der Verzierungen verrathen ſie oft einen guten Geſchmack.

Abends bei der Heimfahrt ſuchten ſich die einzelnen Wagen im Schnellfahren zu überbieten und zu überholen. Ein Kirchthurmrennen begann. Bei ſolchen Jagden iſt die Straße nicht geheuer und Unglücksfälle ſind häufig, weil die Pferde oftmals ſcheu werden und ein Wagen den andern in den Graben ſchleudert. Die Pferde ſind klein und nicht ſo ſtark und ſchön wie die im Broder und Gradiſkaner Bezirke, aber flink, die Wagen gut und hübſch gebaut. Auch Bukovica hat viel Weingärten. Von hier ſteigt und fällt die Straße über ſanfte Hügel bis zu dem ¾ Stunden entfernten Miklos. Die Felder ſind nicht mehr ſo ſchön, Wald beginnt. Miklos liegt im Bereiche großer Wälder, nahe am Gebirgszuge. Der Name des Ortes ſtammt aus dem 15. Jahrhundert, als der ungariſche Große Ujlaky Miklós (Nikolaus) ein Schloß in nächſter Nähe beſaß. Die letzten Steine deſſelben verwendete man zur Aufmauerung der Brunnenwände in einem Bauernhauſe. In Miklos bekam ich Gelegenheit einen Hochzeitszug und auch ein Leichenbegängniß zu ſehen. Erſterer raſſelte auf 15 Wagen heran, in deren erſtem die aus ihrem Heimathsdorfe geholte Braut ſaß. Beſonders fiel der Pferdeſchmuck auf: lange vom Scheuleder bis auf die Knie der Roſſe herabhangende, weiß und roth gewürfelte, gewebte Tücher und die aus ähnlichen Tüchern zuſammengeſetzten Fahnen. In der Mitte des Zuges ſaß ganz allein auf einem etwa fünf Eimer faſſenden, vollen Faſſe der Čauš, der Luſtigmacher, der ſingend und jauchzend mit ſeinem Stocke auf das von ihm geritteue Faß losſchlug. Die Geſtalt erinnerte, da ſein Hut unter Blumenbüſchen verſchwand, ſehr ſtark an Bacchus. Die Aufgabe des Čauš iſt es, die Hochzeitsgeſellſchaft mit Späßen zu unterhalten. Seine Poſſen ſtehen im größten Kontraſt zum würdigen Ernſt der beiden Beiſtände, des Debeli Kum und Stari ſvat. Als die Jungvermählten das Haus des Bräutigams betraten, ſtreute ein Mann aus der Begleitung Maiskörner aus vorgebundenem Säckchen hinter ihnen her. Das bedeutet Fruchtbarkeit. Dazu ertönten ununterbrochen die Klänge des Dudelſackes. Nach dem Eſſen folgte das Kolo, dem das ganze zuſammengelaufene Dorf zuſah. Des andern Tages begaben ſich in den Vormittagsſtunden zwei Männer und zwei Frauen aus der Zahl der Gäſte mit brennender Laterne zu einer Quelle, in deren Waſſer ſie das Licht verlöſchten. Ich konnte nicht erfahren, was das für Bedeutung habe. „Tako je kod nas običaj“ („So iſt es bei uns Sitte“) lautete die Antwort auf meine Frage. Der Gebrauch ſtammt jedenfalls aus der heidniſchen Zeit und erinnert an die Hochzeitsfackeln der Griechen. Es haben ſich außerdem bei Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängniſſen ſo viele Gebräuche erhalten und ſind in den verſchiedenen Gegenden ſo verſchieden, daß man ein Buch darüber ſchreiben könnte und auch ſchon geſchrieben hat. In der Podravina z. B., um nur Einiges zu erwähnen, legt die Mlada (Jungvermählte), wenn ſie mit dem Manne fährt, ihren rechten Arm über deſſen Nacken. In Velika muß ſie ein halbes Jahr lang das Eſſen ſtehend einnehmen und jeden, der das Haus zum erſten Male betritt, mit einem Kuſſe willkommen heißen. Ich erſtaunte, als ich einſt in Velika in ein Bauernhaus tretend von einem ſchönen jungen Weibe umarmt und geküßt wurde; doch erinnerte ich mich rechtzeitig an ſonſtige Gebräuche bei Hochzeiten und ſchenkte dem ſchlanken Weibchen für den ſo freundlich gebotenen Willkommengruß einen ganz neuen Silbergulden, den ich zufällig bei mir hatte.

---

# Sir Samuel W. Baker über die Inſel Cypern.

## III.

Ueber Morphu, eine unweit der Bai gleichen Namens reizlos in der öden Meſſaria belegene Stadt, die in früheren Jahren durch ihre Krappkultur eine große Bedeutung gehabt haben ſoll, ſetzte Baker ſeine Reiſe nach dem Süden der Inſel fort. In möglichſt ſchnellen Tagemärſchen, um dem Anblick der traurigen Ebene und den gewaltigen Staubwolken zu entgehen, die der heiße Wind über ſie hinwegführte, ging es zunächſt nach dem innerſten Theile der großen Bai, die in einem weiten, nach Nordweſten offenen Bogen tief in das Land einſchneidet. Hier ändert ſich die Landſchaft: anſehnliche, von bewaldeten oder angebauten Schluchten und Flußthälern durchſchnittene Hügel, die nördlichen Ausläufer der Troodoskette, treten bis an die Küſte. Das etwa drei engliſche Meilen von der letztern entfernte Leſka iſt ein wahrhaft paradieſiſcher Ort: an beiden Seiten eines engen Flußthales gelegen, ſind die Häuſer der Stadt in dem Grün ihrer Gärten und Orangenhaine faſt verborgen. Die ſchmalen Gaſſen, in deren jeder ein Bach entlang fließt, ſind von Ulmen, Eſchen, Ahorn- und verſchiedenartigen Obſtbäumen dicht beſchattet und durch das Rauſchen zahlreicher Mühlräder anmuthig belebt. Das ganze Mauerwerk der Aquädukte war jetzt mit zierlichen Frauenhaarfarren geſchmückt, die Fülle der reifenden Früchte an den Orangen- und Citronenbäumen aber eine derartige, daß bei mehreren derſelben die Blätter vor der Maſſe der goldenen Aepfel nicht zu ſehen waren. Man befand ſich hier in einem der glücklichſten Landſtriche Cyperns, der, wie eine oberflächliche Rundſchau über die vortrefflich kultivirte Umgegend von Leſka erkennen ließ, mit ſeinen nie verſiegenden Strömen vom Troodos ein ungemein wichtiger Diſtrikt für den Ackerbau iſt.

Dicht an der Küſte liegen neben dem heutigen Dorfe Karawóſtaſi die Ruinen der alten, von den Athenern gegründeten Hafenſtadt Soli: ein Zeichen, daß man im Alterthum den Werth dieſer günſtigen Landungsſtelle wohl zu würdigen gewußt hat, und zugleich eine Mahnung an die für den heutigen Handel Cyperns höchſt wichtige Wiederherſtellung eines Hafens in der Morphu-Bai: eine Aufgabe,

der ſich die britiſche Regierung ohne Zeitverluſt unterziehen müßte, wenn ſie ſich eben nicht der Mittel zu den nothwendigſten Reformen beraubt und ſich ſo ſelber die Hände gebunden hätte. Gerade bei Soli ließe ſich mit verhältnißmäßig geringem Koſtenaufwande ein zweiter Hafen für die Nordküſte herſtellen, der es bald mit dem von Kerynia aufnehmen, ja dieſen wohl gar überflügeln würde.

Meiſt dicht an der felſigen Küſte entlang, bald viele hundert Fuß empor-, bald wieder tief zum Niveau des Meeres hinabſteigend, führt der Maulthierpfad, der Leſka mit der Hauptſtadt des Südweſtdiſtriktes, Klima oder Baſſo, verbindet. Trotz des wilden und gefährlichen Weges war hier jedes anbaubare Fleckchen Bodens benutzt, Dörfer jedoch waren, wenigſtens auf der erſten Strecke, nirgends zu ſehen. Die Bauern brachten ihre leichten Pflüge auf Eſeln von weither, und mit dieſen ſehr brauchbaren Werkzeugen pflügten ſie ſteile Abhänge, die man in Europa, wenn überhaupt, ſo nur mit der Hacke urbar gemacht hätte. Von den Höhen an der Südſeite der Morphu-Bai hatte der Reiſende einen Einblick in die dicht von Gebirgen durchſetzte Gegend, eine Reihe wilder ungangbar ſteiler Felſen, die auf H. Kiepert's Karte (nach Baker der beſten unter allen Karten von Cypern, die er zu Geſicht bekommen hat) mit der Bezeichnung „unerforſcht“ verſehen iſt. Ein Fluß, der zur Regenzeit waſſerreich genug ſein ſoll, um in den Bergen gefälltes ſchweres Holz zu flößen, tritt hier aus einer engen Felsſchlucht hervor und bildet weiter nach dem Meere zu ein ſchmales fruchtbares Thal. Urſprünglich ſcheint auch dieſe ganze Gegend mit mächtigen Pinienwäldern bedeckt geweſen zu ſein, doch ſind dieſelben dem gemeinſamen Schickſal der cypriſchen Waldungen verfallen und bis auf wenige noch ſtehende Bäume ſchonungslos vernichtet worden. Mit dem Fernglaſe konnte Baker eine Menge von großen Stämmen faulend am Boden liegen ſehen, wo ſie nach dem Fällen von den oberen ſteilen Höhen hinabgerollt, ſich auf dem Wege abwärts zum Fluſſe an Wurzeln, Aeſten und Bäumen verfangen hatten, und wo man ſie mit cypriotiſchem Gleichmuth hatte liegen laſſen, um andere, für den Transport bequemer ſtehende Stämme zu fällen.

Dieſe ganze Gegend, in der eruptive Felsmaſſen den Mergelſchiefer und Kalkſteinfelſen der Küſte durchſetzt und ſtellenweiſe ein höchſt merkwürdiges metamorphes Geſtein gebildet haben, iſt in geologiſcher Beziehung ungemein intereſſant; daneben ſteht zu vermuthen, daß ſie in anderer Weiſe eine hohe Wichtigkeit erlangen wird. Zwiſchen Karavóſtaſi und Polis fand Baker verſchiedene Perlen Kupferſchwefelkies; Kupferadern zeigten ſich häufig in den Felſen eingeſprengt, und große Schlackenhaufen längs der Küſte der Chryſochu-Bai bekunden, daß einſt hier viel Bergbau betrieben worden iſt. Freilich lauten die Berichte, die uns einige neuere Geologen über Cypern gegeben haben, nicht gerade ermuthigend für die Wiederaufnahme des im Alterthum und auch in ſpäteren Zeiten noch blühenden cypriſchen Bergbaues; doch darf man nicht vergeſſen, daß die Forſchungen, die jenen Berichten zu Grunde lagen, einmal nicht von praktiſchen Bergleuten, dann aber auch mit zu geringen Mitteln und deshalb in zu beſchränktem Umfange ausgeführt worden ſind. Es iſt eine bekannte Erfahrung, welche ſanguiniſche Spekulanten auch anderswo oft genug zu ihrem Schaden gemacht haben, daß man einen Fehler begeht, wenn man bei Bergwerksunternehmungen den Fußſtapfen der Alten folgen und annehmen will, daß das, was in früheren Zeiten für abbaufähig gehalten wurde, auch heute noch lohnend ſein muß. Einmal ſtanden, da man meiſt Sklaven und andere gezwungene Arbeiter in den Gruben verwandte, die damaligen Auslagen in keinem Verhältniß zu dem Kapital, das heute zum Bergwerksbetriebe nöthig iſt; dann aber haben die alten Bergleute und beſonders die Phönizier höchſt ſelten oder nie ihre Erzadern aufgegeben, ehe ſie dieſelben nicht als völlig erſchöpft betrachteten. So würde es in dem vorliegenden Falle auch nicht genügen, nur bei Soli, wo früher Zink gewonnen ſein ſoll, und bei Polis, dem berühmten alten Kupferdiſtrikte, die Arbeiten wieder aufnehmen zu wollen, man müßte ſich viel weiter erſtrecken, aber umfaſſende Unterſuchungen und großartige Anlagen erfordern auch ein dem entſprechendes Kapital, und bei dem heutigen Stande der Dinge in Cypern, wo Niemand weiß, ob die engliſche Beſitznahme mehr ſein wird, als eine mit den augenblicklichen Plänen einer beſtimmten Partei vorübergehende politiſche Saiſon, ob man die Inſel nicht ſchließlich, wie Korfu, aufgeben wird, hält ſich das große Kapital wohlweislich fern, trotz der Konceſſionen und Erleichterungen, welche die Regierung den Unternehmern gewähren will. Einſtweilen hat eine kleine Geſellſchaft von Privaten das Recht erworben, in dieſem Diſtrikt auf Kupfer zu graben — jedes großartige Unternehmen, das dem ausgeſogenen Lande neue Hülfsquellen erſchließen könnte, wird durch die alles Vertrauen hindernde Halbheit der engliſchen Politik unmöglich gemacht.

Auf dem letzten Ende des Weges nach Baſſo führt die Straße über ein etwa acht engliſche Meilen langes mit vielen Dörfern beſetztes Plateau, das ſich 2400 Fuß über dem Meere erhebt und mit reich angebauten Abhängen zu der hier ſandigen ſchmalen Küſtenebene abfällt. Das infolge der vom Meere aufſteigenden Nebel feuchte Klima ſowie der Boden dieſes Plateaus ſcheinen ſich vorzüglich zur Kultur von Obſtbäumen aller Art zu eignen; wenn in Zukunft erſt einmal beſſere Straßen den ſchnellen Transport einer ſo leichtem Verderben ausgeſetzten Waare ermöglichen werden, könnte der Markt von Alexandria, der jetzt ſein Obſt hauptſächlich von der ſyriſchen Küſte bezieht, gut von hier aus verſorgt werden.

Klima oder Baſſo, die Diſtriktshauptſtadt, iſt ein ausgedehnter Ort, der, wie ſo manche andere Stadt der Inſel, den traurigen Eindruck herabgekommener Größe macht. In dem unbedeutenden Hafen lagen einige kleine Fahrzeuge, von dem Fort wehte die Flagge, nichts aber zeugte von zeitgemäßem Fortſchritt oder von kommerzieller Thätigkeit. Unweit der heutigen Stadt liegen die ſpärlichen Ruinen des alten Paphos, der Hauptſtätte des Venusdienſtes, die, vor der britiſchen Okkupation vielfach und beſonders durch den unermüdlichen General di Cesnola unterſucht, nur wenig Intereſſantes bieten und geboten haben. Die Gräber aus der vorrömiſchen Zeit ſind faſt alle ſchon vor Jahrhunderten geöffnet und ausgeraubt, die Ruinen des von Veſpaſian wiedererbauten herrlichen Tempels aber unter der Herrſchaft der Luſignans geplündert worden, um mit den vorgefundenen reichen Kunſtſchätzen ein königliches Schloß in der Nähe auszuſchmücken. Bald hinter Baſſo fängt der Diſtrikt von Limaſol an, ein von den ſüdlichen Ausläufern der Troodoskette durchzogenes, von zahlreichen Flüſſen bewäſſertes Gebiet, das mit ſeinen großen Dörfern, ſeinen reichen Feldern, ſeinen Hainen von Oliven- und Johannisbrotbäumen durchweg den erfreulichen Anblick eines gut kultivirten und von der Natur begünſtigten Landes darbietet.

Die Stadt Limaſol ſelber, die präſumtive zukünftige Hauptſtadt der Inſel, hat durch ihre Lage an der weſtlichen Seite einer weiten, nach Südoſten offenen Bai Aehnlichkeit mit Larnaka, unterſcheidet ſich aber von dieſem, wie überhaupt von allen cypriſchen Städten, durch eine Menge von deutlich hervortretenden Verbeſſerungen, die ihr durch die ener-

gische Thätigkeit des britischen Oberkommissars, Artillerieobersten Warren, zu Theil geworden sind. Die Straßen und Plätze zeichnen sich durch die größte Reinlichkeit aus, da aller Unrath bis weit vor die Stadt hinausgeschafft wird; rings um die Plätze sind Reihen junger Bäume gepflanzt, der Kai und der von ihm auslaufende Molo befinden sich im besten Zustande, in den Läden und Lagerräumen am Kai und in den Straßen des Bazars herrscht reges Leben, dabei musterhafte Ordnung. Neuerdings sind auch offene, mit gereisten, galvanisirten Eisenblechtafeln bedachte Markthallen nach europäischen Mustern erbaut worden, eine Einrichtung, mit der Oberst Warren jedoch einstweilen noch kein Glück bei den Einwohnern gemacht hat, da die Hauptabsicht, die er mit derselben verfolgte, in der Abschaffung alter, verrotteter Zustände des cyprischen Marktverkehrs bestand. Nach den an vielen Stellen noch in Kraft befindlichen städtischen Gesetzen der türkischen Verwaltung wurde nämlich für jede Art der Marktwaaren an Fleisch, Fischen und Gemüsen ein bestimmter, von der bessern oder schlechtern Qualität ganz unabhängiger Preis pro Oka festgesetzt. Große und kleine, seltene und gewöhnliche Fische sind nach der Annahme dieser geistreichen Bestimmung dasselbe und dürfen auch nur zum gleichen Preise verkauft werden. Ebenso verhält es sich mit Fleisch und Gemüse: der beste sorgfältig im Garten gezogene Blumenkohl hat z. B. nicht mehr Werth als das gleiche Gewicht gemeinen halbverwilderten Feldkohls. Welche Folgen derartige Bestimmungen auf den Stand des Gemüsebaues haben müssen und auf die Schlachtviehzucht haben müßten, wenn diese letztere überhaupt eine nennenswerthe Rolle in Cypern spielte, ist leicht denkbar, und doch begegneten die neuen, gegen diese Mißstände gerichteten Anordnungen dem zuerst lebhaften, dann passiven Widerstande aller Betheiligten. Viele Verkäufer zogen sich gänzlich vom Markte zurück, die wenigen, die in ihren Stellen blieben, trieben die Preise in die Höhe, so daß vieles, was bisher Volksnahrung gewesen war, nur noch von den reichen Einwohnern gekauft werden konnte. So ruinirte die neue Einführung, die nach der Absicht der Engländer allen Klassen zu gute kommen sollte, eine Zeit den ganzen Markt von Limasol: natürlich betrachtet die Regierung dieses erste Fehlschlagen der gesunden und nothwendigen Reform nicht als einen Grund gegen die schließliche Ausführung derselben, wohl aber als eine Mahnung zu langsamerer Gewährung von Freiheiten an ein Volk, das durch lange Unterdrückung von jeglicher Freiheit entwöhnt ist.

Zwei kleine Dampfer vermitteln alle zwei Tage den Personen- und Güterverkehr zwischen den beiden südlichen Häfen Limasol und Larnaka, von denen der letztere nur durch eine Laune des Zufalls oder vielmehr durch den Unverstand der hohen britischen Militärbeamten zu der bevorzugten ersten Stellung gekommen ist, die er seit der Okkupation einnimmt. Angesichts der gesunden, schattenreichen Umgebung von Limasol muß es jedem vernünftigen Menschen wie eine unerklärliche Gewissenlosigkeit erscheinen, daß die englischen Okkupationstruppen im heißen Juli 1878 nicht hier, sondern in Larnaka ausgeschifft werden und dort in der traurigsten baumlosen Küstenebene, dicht neben den die Luft verpestenden Sümpfen, ihr Sommerlager aufschlagen mußten. Ob die Anregung zu dieser wahnsinnigen Maßregel, die für den Gesundheitszustand der Truppen so verhängnißvoll wurde, wirklich, wie Baker glaubt, von Leuten ausgegangen ist, die Eigenthum in Larnaka besaßen und aus dem plötzlichen und unverhältnißmäßigen Steigen der Hausmiethen Vortheil ziehen wollten, wird heute schwer zu entscheiden sein — auf jeden Fall ist es keinem der früheren Eroberer von Cypern, weder Richard Löwenherz im Jahre 1191, noch Lala Mustapha im Jahre 1571, eingefallen, seine Truppen anderswo auszuschiffen, als in Limasol. Aber: „der militärische Theil der Okkupation," sagt Baker, „wurde genau mit derselben Kopflosigkeit und demselben Mangel an Verständniß ins Leben gerufen, die alle derartigen englischen Unternehmungen charakterisiren." Und daß es neben solchen großen Mißgriffen auch an kleineren nicht gefehlt hat, beweist er uns durch Anführung einiger Thatsachen, welche allerdings die englische Militärverwaltung in etwas sonderbarem Lichte erscheinen lassen. „Das Kommissariat hatte sich alle Mühe gegeben, die Truppen mit Luxusgegenständen auszurüsten, die einem gewöhnlichen Menschen unfaßbar vorkommen." Während es an dem nöthigen Kochgeschirr mangelte, hatte man unter anderen Ungeheuerlichkeiten eine große Menge — kupferner Wärmflaschen mitgegeben (für eine Julitemperatur von 40° C.!), und ein ähnlicher Komfort, den die vorsorgliche Behörde massenweise gesandt hatte, bestand in einem gewaltigen Vorrath von — gußeisernen Kohleneimern. Diese merkwürdigen Gegenstände, die, $3^1/_2$ Fuß lang, $2^1/_2$ Fuß breit und ebenso tief, nach Baker's Ansicht „sich besser zu Fuß- oder Sitzbadewannen oder zu Bassins für junge Seehunde geeignet hätten", sollten als Kohlenbehälter in den Zelten aufgestellt werden, wo man keine Kohlen brauchte, und diese, selbst wenn man sie gebraucht hätte, auch lieber auf die Erde gelegt hätte. „Welcher Reisende hat je eine kupferne Wärmflasche oder einen riesigen, fast 200 Pfund schweren Kohlenkasten mit sich geschleppt?" ruft Baker aus. „Was soll aus unserm Lande werden, wenn diese schreckliche Verschwendung nicht aufhört? Und diese unnützen Thorheiten hindern die Bewegungen unserer Truppen und verursachen beim Ausladen solchen Trödelkrams unseren Matrosen unnöthigen Kraftaufwand! Sollten wir später einmal das Unglück haben, Spitzbergen zu annektiren und Truppen dahin senden, so werden wir denselben wahrscheinlich keine Wärmflaschen und kein Brennmaterial, sondern eine Schiffsladung Wasserkühler und Familien-Eismaschinen mitgeben."

Der Hafen von Limasol wird schließlich der Hauptstapelplatz des Handels von Cypern werden. Als letzterer im Jahre 1879, der großen Dürre und der allgemeinen Ungewißheit wegen, gänzlich darniederlag, bildete Limasol eine Ausnahme von der Regel. Den Hauptzweig des Exportes der Stadt bildet die Weinausfuhr; denn der Distrikt von Limasol vertritt vor allen anderen Theilen des Landes die von den Venetianern zuerst angeregte Weinkultur: wenn man eben die äußerst rohe Art und Weise, die Weinstöcke zu behandeln und den Wein herzustellen mit dem Worte Kultur bezeichnen will. Man muß Baker's eingehende Schilderung der cypriotischen Weinbereitung gelesen haben, des endlichen Transportes des für den Verkauf fertigen Getränks in schmutzigen getheerten Ziegenschläuchen, auf dem Rücken eines Maulthieres, das mühsam den meilenweiten Weg bergauf und bergab klimmt, in einer Sonnengluth, die den Wein im Schlauche in die Temperatur des heißesten Bades versetzt und ihm den entsetzlichen Geruch dieses primitiven Behälters mittheilt, um es zu bewundern, daß damit ein wichtiger Handelsartikel und ein von Liebhabern theuer bezahltes Produkt gewonnen werden kann. Es versteht sich von selber, daß bei verständiger Pflege und unter gesunden Bedingungen die Qualität des cyprischen Weines sich unendlich verbessern könnte — was die Quantität der Produktion anbetrifft, so hat dieselbe seit langer Zeit von Jahr zu Jahr abgenommen, und werden heute nur noch diejenigen Ländereien zum Weinbau benutzt, die zu anderer Kultur durchaus nicht zu verwenden sind. Und dies ist kein Wunder; denn diese Industrie ist, weil den mohammedanischen Principien zuwider, von den Türken mit außerordentlichen

Steuern und Beschränkungen belastet worden, die, im Laufe der Jahre immer zunehmend, sogar jetzt unter der geldbedürftigen britischen Verwaltung noch nicht geändert worden sind. Wir können auf die Einzelheiten der unsinnigsten Besteuerung, der tausendfältigen Plackereien und Scherereien, denen der Weinbau und Weinhandel Cyperns ausgesetzt ist, hier nicht näher eingehen: es genüge die freilich unglaublich klingende, aber durchaus richtige Angabe, daß der cypriotische Weinproducent als Reinertrag von einem Donum (50 qm) Weinland nicht mehr als 30 Piaster (circa 5 Mark) jährlich erzielt! Hierbei bringt er weder seine eigene Arbeit noch die Abnutzung seines Inventars an Werkzeug, Krügen und Schläuchen, weder den Verlust durch Mißwachs noch andere Zufälligkeiten in Anrechnung.

Im Gegensatze zu dem abnehmenden Export von Wein aus Limasol steht die Ausfuhr eines andern wichtigen Produktes dieses Distrikts: des sogenannten Johannisbrodes oder der Schoten des Karubenbaumes (Ceratonia L.). Seit im Jahre 1872 das Regierungsmonopol abgeschafft worden ist, hat der Handel einen von Jahr zu Jahr wachsenden Aufschwung genommen, „und diese aus der Freiheit entstandene Begeisterung mag der englischen Regierung als Beweis dienen, wie sich der Weinhandel nach Aufhebung des gegenwärtigen Unterdrückungssystems heben wird.“ Im Jahre 1872 betrug die Ernte an Johannisbrod etwa 10000 Tonnen, welche frei an Bord pro Tonne zu 90 Mark verkauft wurden. Damals war Rußland der Hauptkäufer und das Johannisbrod wurde nach den Häfen des Schwarzen Meeres verschifft. 1875 trat England als hauptsächlicher Abnehmer ein; das englische unter dem Namen „Thorley's Patentfutter für Rindvieh“ bekannte Fabrikat soll zum großen Theil aus dem nahrhaften Johannisbrod bestehen. Der Export stieg in Folge dessen im nächsten Jahre schon auf 18000 Tonnen, der Preis stieg mit der vermehrten Nachfrage, und wenn auch seitdem durch verschiedene Ursachen Schwankungen eingetreten sind, so bildet die Ausfuhr des Johannisbrods nach wie vor einen bedeutenden Posten in den Einnahmen des Landes. Im wilden Zustande in den Wäldern Cyperns heimisch, müssen die Johannisbrodbäume für den Fruchtertrag erst gepfropft werden. Man pflanzt sie gewöhnlich in weitläufigen Reihen auf den Getreidefeldern, und beträgt der Durchschnittsertrag eines Baumes von mittlerer Größe etwa 42 kg.

Nach fast dreiwöchentlichem Aufenthalt in Limasol, wo er sich eine gründliche Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse des umliegenden Ackerbaudistriktes erwarb, brach Baker nach dem in einer Höhe von 4340 Fuß über dem Meere im Troodosgebirge belegenen Kloster Trooditissa auf, wo er die Sommermonate zuzubringen gedachte. Der Weg führte zunächst durch welliges, meist reichbewaldetes Terrain, das allmälig in eine entzückende Hügellandschaft von parkähnlichem Charakter überging, wo an den Ufern der in tiefen Thälern dahinströmenden Bäche rothblühende Oleander, Myrthen und Mastixbüsche standen. Man passirte den großen Weindistrikt in den Vorbergen des Troodos, durchwanderte das Gebirge, das mit seinen romantischen Thälern und Schluchten und dem herrlichen Pinienwalde unvergleichlich schöne Blicke darbot, und erreichte endlich das in einem dichten Haine von Walnuß- und Feigenbäumen fast verborgene Kloster, dessen mangelnde architektonische Schönheit („es sah aus wie eine Familie europäischer Scheunen, die sich mit einem Schweizerschlößchen gekreuzt haben“) durch den Reiz der großartigen Gebirgslandschaft ringsum aufgewogen wurde. Eine mit rohem Prunk, vieler Vergoldung und einem wunderthätigen Marienbilde ausgestattete kleine Kapelle neben dem eigentlichen Klostergebäude wird von den Bewohnern der Gebirgsdörfer nicht gerade häufig besucht; so führen die Mönche von Trooditissa in Wahrheit ein ziemlich weltabgeschiedenes Leben. Faulheit und Unsauberkeit sind ihnen zur zweiten Natur geworden; die Gärten um das Kloster befinden sich in dem Zustande ärgster Vernachlässigung; die Zellen der Mönche, und sie selber nicht weniger, sind schmutziger als nöthig wäre. Aber die einfache Lebensweise, wo Gerstenbrod und rohe eingeweichte Saubohnen die tägliche und fast ausschließliche Nahrung ausmachen, die vielen vollständigen Fasttage und der durchaus nicht verbotene Commendaria und andere einheimische Weine bekommen den frommen Brüdern vorzüglich. Es sind alles, auch die ältesten unter ihnen, kräftige, gesunde Leute, die ihr bequemes Dasein in vollkommener Harmonie und Seelenruhe genießen. Der siebenzigjährige Prior, der Strümpfe strickend jeden Morgen im Thorweg des Klosters dasaß, während ein Knabe ihm aus dem griechischen Testament vorlesen mußte, und der diese Beschäftigung nur unterbrach, um Baumwolle zu spinnen oder hölzerne Löffel zu schnitzen, die er den gelegentlich kommenden Leuten aus dem Flachlande als Gegengeschenk für ihre kleinen Gaben verehrte, war ein Original in seiner Art. Ihm lag alles, was die Welt im Großen anging, so fern, daß er täglich dem Reisenden lange Geschichten zum Besten gab, von denen er annahm, daß sie dem Engländer neu und interessant sein müßten, so namentlich die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, die mit Thränen der Theilnahme von Anfang bis zu Ende erzählt und von Baker mit ebenso lobenswerther Aufmerksamkeit angehört wurden, wie die anderen nicht ganz unbekannten Erzählungen vom Garten Eden, der Sintfluth, Noah's Arche u. s. w.

In diesem friedlichen Aufenthalte brachte Baker drei Monate zu; hier schrieb er die Schilderung seiner Reise durch Cypern, stellte seine Beobachtungen über Land und Leute zusammen und zog die Summe aus denselben, die er in Form von verschiedenen Vorschlägen zu den nothwendigsten Reformen seinen Schilderungen als Schluß anhängt. In Kürze lassen sich diese Vorschläge etwa auf Folgendes zurückführen:

Die nächsten Pflichten, die England dem Lande gegenüber hat, sind 1. die Einrichtung einer vernünftigen, wirklich durchführbaren Forstverwaltung; Bepflanzung aller nutzlosen Ländereien mit Eichen, Pinien, Cypressen, Platanen, Johannisbrodbäumen und anderen ursprünglich in Cypern heimisch gewesenen, jetzt fast ausgerotteten Bäumen. Hand in Hand hiermit muß die Anstellung einer genügenden Anzahl von Forstbeamten gehen, die für den Schutz des Waldes sorgen, und zugleich in ihren Distrikten die Obstbaumkultur der Dörfer fördern.

2. Die Herstellung der nöthigen Straßen, und zwar nicht der einstweilen noch kaum nöthigen breiten macadamisirten Chausseen, sondern der, für lange noch genügenden, geebneten Wege für die zweirädrigen Karren des Volkes.

3. Die Verleihung von Darlehen an die ländlichen Besitzer, zum Zwecke künstlicher Bewässerungsanlagen sowie die Aufwendung von Kapital zur Bohrung artesischer Brunnen. Zu dem im Orient üblichen Zinsfuß von 6 Procent das Geld ausleihend, das sie selber zu 4 Proc. aufnimmt, würde die Regierung bei dieser Maßregel, die augenblicklichen Erfolg bringt, nichts risiken und dem Lande die größte Wohlthat gewähren. Die Anlage eines Wasserrades kostet inklusive der Anschaffung des dazu nothwendigen Ochsengespannes 440 Mark nach unserm Gelde. Da auf den Ebenen Cyperns das Wasser fast überall 6 bis 8 Fuß unter der Oberfläche sich

befindet, würde durch derartige Anlagen die heute beſtehende vollſtändige Abhängigkeit des cypriſchen Landwirthes von dem Mehr oder Minder des doch immer zu ſpärlichen Regenfalles bedeutend abgeſchwächt werden. Ein Waſſerrad von dem angegebenen Werthe bewäſſert 80 Donums (1 Donum = 50 qm) Getreideland oder 40 Donums Gartenland.

Eine gründliche Reform des Steuerweſens, in dem Mißſtände beſtehen, wie ſie wohl nur unter türkiſcher Herrſchaft ſich ausbilden können; eine Regulirung des Landbeſitzes — denn es giebt heute kaum einen Eigenthümer auf Cypern, der nicht ſchon mit Hülfe der korrumpirten türkiſchen Beamten und zuletzt bei Gelegenheit der Umwälzung in der Verwaltung ſeinen Beſitz willkürlich vergrößert hätte —, endlich die Einrichtung von Diſtriktſchulen, in denen die engliſche Sprache gelehrt werden muß und die Regelung der kirchlichen Forderungen an das Volk: dies würden im Großen und Ganzen die Hauptaufgaben der britiſchen Regierung in den nächſten Jahren ſein. Die Grundbedingung aber zu wirklichem Gedeihen des Landes, das England nach Baker's Meinung nie wieder aufgeben darf, iſt die unter allen Umſtänden anzuſtrebende und mit allen Mitteln zu verſuchende Klarlegung des Beſitzrechtes, das Aufhören des unerträglichen Zuſtandes, in dem Cypern kaum etwas anderes iſt, als eine leichtſinnig übernommene Beſitzung, die mit ſo großen Hypotheken belaſtet iſt, daß die Einnahmen vollſtändig für Zinſen aufgehen, und nichts für Verbeſſerungen und zur Weiterentwickelung übrig bleibt.

---

# Notizen über die nubiſchen Wüſtenbewohner Ababdeh und Biſcharib.

Von **Carl Berghoff** in Chartum.

## II.

Was dem Fremden zuerſt und am meiſten auffällt, iſt die phantaſtiſch excentriſche Haarfriſur, in welcher ein langer hölzerner Stocher, ein Kammſurrogat zum Friſiren, Kratzen und Schaben der Kopfhaut ſteckt; derſelbe dient nicht, wie andere Reiſende von einander gegenſeitig abſchreiben, zur Ruheſtiftung unter den dort hauſenden Inſekten, da der Zuſtand der Fettung und Ordnung ſo leicht keine Anſiedelung von Ungeziefer zuläßt. Kein Biſchâri läßt ſich den Kopf ſcheeren oder trägt eine Kopfbedeckung, mit Entrüſtung weiſt er ſolche von zelotiſchen Moslim geſtellte Verſuchungen zurück. Niemals bemerkt man unter ihnen irgend welche Art Tatuirungen oder Narben, die doch beim anſäſſigen Nubier und ſogenannten Sudân-Araber unvermeidlich ſind. Alle ſind dagegen beſchnitten; angeblich iſt auch die Circumciſion und Infibulation des weiblichen Geſchlechts gebräuchlich. Kleidung braucht der nubiſche Nomade wenig, eine bis zu den Knien reichende weite Hoſe von grobem Baumwollenzeug [1]) und ein eben ſolches Tuch, um es um den Oberkörper zu wickeln und Nachts als Schlafdecke zu gebrauchen; bei Märſchen wird es gewöhnlich um den Leib gegürtet. Ein eben ſolches nur größeres und wohlgefaltetes Tuch macht die Bekleidung der Weiber aus, Mädchen tragen den nubiſchen Lederfranzengürtel (arab. Râchad), Kinder unter acht Jahren ſind unbekleidet. Die Haartracht des weiblichen Geſchlechts beſteht aus einer Unzahl kleiner, nach hinten gelegter, bis zum Nackenende herabreichender Zöpfchen; ähnlich wie bei den Barabra und anderen Nubiern. Als Schmuck, der nur dem weiblichen Geſchlecht zukommt, ſind beliebt: elfenbeinerne und hörnerne Armringe, ſilberne auch goldene Bein-, Ohr- und Naſenringe, ferner Achatzierrate und weniger Glasperlen. Selten ſieht man einen Biſchâri unbewaffnet, die üblichen Offenſivwaffen ſind: ein oder mehrere breitblättrige faſt mannslange Wurfſpeere reſp. Lanzen, ein gerades mächtiges Schwert deutſchen Urſprungs, das gewöhnlich am Riemen über die linke Schulter gehängt, auf dem Kameel aber am Sattel befeſtigt wird. Zur Defenſive wird gebraucht ein runder Schild aus Ochſen- oder Nilpferdhaut, ferner ein ſäbelförmig gebogener feſter Stock, um anfliegende Speere abzupariren, der außerdem auch als Wurfwaffe verwendet, gewöhnlich aber zur friedlichern Beſtimmung des Kameelantreibens dient. Das kurze, krumme, ſpitzenloſe Meſſer, welches man gewöhnlich im Gürtel dieſer Leute ſieht, iſt durchaus keine Waffe, ſondern wird nur zu harmloſem Holz- und Grasſchneiden, zu Küchenzwecken und dergleichen verwendet.

Oft führen die jungen Leute unter ſich Scheinkämpfe auf; ernſtliche Zwiſtigkeiten, die bei ihrem Aufbrauſen nicht ſelten ſind, arten aber auch leicht in Blutvergießen aus. Blutrache iſt ihnen heilig. Alle Behauſungen, die ich ſah, ſelbſt ſolche, die ſtändige Wohnplätze zu ſein ſchienen, waren Hütten oder vielmehr Zelte von über Stangen und Baumäſten geſpannten Matten (Sudanarabiſch Brûsch genannt; als Material dienen Dumpalmenblätter). Doch ſehen wir uns ein ſolches Zelt näher an! Zuerſt vor der Thüröffnung hängt in einem Strauche ein großer thönerner Krug, (Sudanarab. Bûrma), der die Beſtimmung hat, das Trinkwaſſer zu klären und zu kühlen, daneben iſt die Feuerſtelle; auch haben dort die flachen Mehlreibſteine ihren Platz. Eintretend ins Zelt gewahrt man zuerſt rechts neben dem Eingange das Angaréb (Ruhebett) des Hausherrn, worauf derſelbe gewöhnlich in einer unbeſchreiblich faulen Stellung auf dem Bauche liegt und den Beſucher anglotzt; neben ihm hängt ſein Schwert, Meſſer, Schild, und lehnen ſeine Lanzen. Links liegt das Geſchirr, die Geräthe zur Speiſebereitung, einige runde unglaſirte Thontöpfe ohne Henkel, eiſerne Pfannen, Kürbißſchalen und Butter enthaltende große ſchmutzige Kürbißflaſchen, durch einen aufgebundenen ledernen Stöpſel geſchloſſen. Die hintere Hälfte des Zeltes iſt durch eine Art Scheidewand, die aus einem aufgehängten unbeſchreiblich groben Zeuge von dunklen Kameelshaaren beſteht, abgeſchloſſen. Dahinter hauſt das Eheweib oder deren zwei, jedoch nicht mehr; dorthin verkriechen ſich die hoffnungsvollen ſplitternackten Sprößlinge, welche ſofort Angeſichts des Fremden das Haſenpanier ergriffen. Gewöhnlich ſind die Biſcharib mit zahlreicher Nachkommenſchaft geſegnet, da ſie, wie faſt alle afrikaniſchen Völkerſchaften, deren Erzeugung als einzigen Lebenszweck anſehen. Die kleinen braunen Burſchen mit ihrer eigenthümlichen Haar-

[1]) Aus Dâmur, einem inländiſchen, von den Barabra fabricirten Stoffe; derſelbe dient im Sudan als Kleidung der niederen Klaſſen, der Soldaten, Nomaden, Sklaven. Es wird auch als Segeltuch gebraucht und iſt ſehr feſt und dauerhaft.

frisur sind ein drolliges Völkchen, man scheert und rasirt ihnen nämlich, zur Erzielung höherer Eleganz des zukünftigen Haartoupets, das Haar, nur auf der Schädeldecke, der Stirn zu, bleibt ein einsamer Busch. Die Mädchen sind sehr graciös, schlanker und feiner als die Aegypterinnen; ächte Töchter der Wüste mit großen, scheuen, dunklen Augen. Der junge Bischari nimmt, wenn er mannbar geworden, seine Kameele, die er bei Gelegenheit seiner Geburt von Eltern und Verwandten geschenkt erhielt, zieht fort auf die Karawanenstraßen, den Kameelvermiether, Führer, Treiber spielend, mehr als sparsam lebend, unermüdlich hin und her ziehend, bis er soviel erworben hat, um eine Frau kaufen und ein eigenes Heim gründen zu können. Die Weiber variiren im Preise von 4 bis 8, selbst 10 Kameelen. Doch muß er natürlich noch außer diesem andere Thiere und Vermögen besitzen, da es Sitte ist, sich nach der Verheirathung nicht mehr zu plagen; die Arbeit besorgt dann die Frau und die ihr untergeordneten Sklaven [1]). Der Mann fröhnt dem q'âd sakit (sudânarab. Ausdruck, der etwa so viel bedeutet, wie dolce far niente). Zum Hochzeitsschmause werden ein, manchmal sogar zwei weibliche Kameele geschlachtet und ein paar Hammel zugerichtet; die ganze Sippe, ja alles, was weit und breit lebt, wird eingeladen und schwelgt tagelang im Ueberfluß von Fleisch, Milch und Merissa. Umständliche Trauungsceremonien scheinen nicht gebräuchlich zu sein; mit der Erstattung des Kaufpreises ist allem genügt.

Was den religiösen Standpunkt der Bischarib anbelangt, so bekennen sie sich zum Islam, doch lauere Mohammedaner sind wohl schwer zu finden. Kaum daß sie das gewöhnliche Glaubensbekenntniß auswendig wissen, die meisten der uns begleitenden jungen Leute konnten nicht einmal das Fatha hersagen, der Abwaschungs- und Gebetsriten gar nicht zu gedenken. Demgemäß hat auch die Arabisirung geringe Erfolge; die Leute sind auf ihre Abstammung stolz und vermischen sich nicht mit den eindringenden Semiten. v. Heuglin, glaube ich, hat einmal behauptet, der in Korosko wohnende Schech Hamid Chalifa, von Abkunft ein Abâdi, sei Großschech beider Völker. Die Sachlage verhält sich aber anders. Hamed Chalifa ist gewissermaßen Schech, Direktor des Karawanenwegs zwischen Korosko und Berber und als solcher für die Sicherheit der Reisenden und Waaren auf dieser Strecke verantwortlich. Jeder Kameeltreiber resp. Vermiether, gleichgültig welcher Nation er angehört, muß ihm einen gewissen Antheil des Verdienstes entrichten. Ich sah und sprach ihn, einen alten silbergraubärtigen feisten Mann, der sich viele Würde gab. Alle Gemalin, Bischarib, Ababdeh und Araber kamen, ihm die Hand zu küssen. Auch mir gegenüber behauptete er über alle Wüstenbewohner zu gebieten, doch als ich später während der Reise einst die Bischarib über seine Autoritätsverhältnisse fragte, lachte man und klärte mich auf. Man nannte mir damals auch die verschiedenen Stämme und zählte deren Häuptlinge auf; leider versäumte ich davon schriftliche Notiz zu nehmen. Der ägyptischen Regierung ist alles unterworfen, aber schwerlich hat sie großen pekuniären Nutzen davon.

Der wüstenbewohnende Nomade Nubiens ist ein großer Jagdliebhaber; die üblichste Jagdweise wurde mir folgendermaßen geschildert: „Wenn die regenlose trockne Zeit naht, wo die Herden sich um die Brunnenlöcher scharen, die Vegetation aus Wassermangel abstirbt und die erhitzte Luft auf der ausgedörrten Châla zittert, dann hält der Bischari sein schnellstes Heggin (Rennkameel), das mit in Milch geweichter Durrah gefüttert wird, bereit. Mittags während der glühendsten Hitze besteigt er es mit zwei Wurflanzen bewaffnet, wenn es Antilopen gilt; für Gazellen genügt schon der schwere gekrümmte Stock, und reitet langsam hinaus. Bald erblickt er das Wild, das, schon von fern seinen Feind witternd, sich langsam unter dem spärlichen Schatten des Mimosenbusches erhebt. Vorsichtig naht sich der Bischâri von der Seite, dann plötzlich sein Kameel zum Galopp anfeuernd, stößt er den Jagdruf aus: Hoi-Hoi! und so geht's fort, wie die wilde Jagd. Quersprünge, Kurven helfen der Antilope nichts, denn das kluge abgerichtete Dromedar schneidet den Weg ab und gewinnt immer mehr durch seine Ausdauer; eine halbe Stunde geht's so fort über Stock und Stein, durch Sand und Dornengebüsch. Endlich mangeln dem armen gehetzten Thiere die Kräfte, wochenlang hat es keinen Tropfen Wasser, keine grüne Nahrung gehabt, es kann der Anstrengung und Hitze nicht widerstehen, ermattet mehr und mehr, immer langsamer wird sein Lauf. Näher kommt der wilde Reiter, die Waffe schwingend, bis er endlich seine Beute durch einen gutgezielten Speerwurf niederstreckt."

Zum Schlusse will ich noch eines eigenthümlichen Aberglaubens erwähnen. Einst trafen wir am Wege eine meterlange Haja, sofort machten unter Zetergeschrei die Araber und ich Jagd darauf. Die Bischarib rührten sich aber nicht vom Fleck, während es uns bald gelang, das Thier mit unseren Stöcken zu erlegen. Auf unser Fragen an die Bischarib, warum sie sich nicht an der Tödtung dieses gefährlichen Reptils betheiligt hätten, antworteten sie: „Es giebt in unserm Lande gar viele Schlangen, wenn einer von uns eine tödtete, dann würde er unfehlbar bald von deren Genossen gebissen und müßte sterben. Das haben uns die alten Leute wohl eingeprägt."

[1]) Die Bischarib hatten Sklaven, wenn auch nicht in großer Anzahl, und nehmen es dabei nicht so genau mit deren Abkunft, denn ich sah in Berber einen früheren türkischen Irregulären (Baschi Bozuk), den die Nomaden eingefangen und in fünfjähriger Sklaverei in ihren Bergen gehalten hatten, bis es ihm gelang zu entweichen. Die Missethäter wurden später gerichtlich belangt, geprügelt, eingesperrt und zur Zahlung eines bedeutenden Schmerzensgeldes verurtheilt. In Berber sah ich auch einen Bischari, einen vollständigen Albino, mit hellröthlich weißer Haut, weißem Haar, Wimpern und Bart, gelbröthlichen blinzenden Augen, den einzigen Fall den ich verzeichnen kann.

---

# Vorläufiges über Dr. Lenz' Reise durch die westliche Sahara.

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift (XXXVIII, S. 88 bis 91 und 104 bis 107) haben wir nach den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" die Reise des Dr. Oskar Lenz bereits bis Fum-el-Hossan oder Tizgi verfolgt, welches am Nordrande der Sahara zwischen dem sogenannten „Anti-Atlas" und dem Wed Draa liegt (etwa unter 28°50' nördlicher Breite). Im Nachstehenden geben wir nur einen kurzen, vorläufigen Ueberblick des weitern Verlaufes dieser Reise, für deren Ausführung dem Dr. Lenz neben anderen Auszeichnungen die zweite Ritter-

medaille der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde verliehen worden iſt — die erſte erhielt Prſchewalski. Wir entlehnen das Folgende Zeitungsberichten über die von Dr. Lenz in Paris und Berlin gehaltenen Vorträge.

Von Tizgi an verlief der Wüſtenmarſch auf einer Entfernung von nahezu 1000 km in ſüdöſtlicher Richtung bis Taudeni (etwa unter 22° nördl. Br.). Nachdem der Wed Draa überſchritten, kreuzte die Karawane, beſtehend aus dem Reiſenden ſelbſt, ſeinem Begleiter Sidi Hadſch Ali, einem zweiten Dolmetſcher, einem Führer und vier Dienern mit neun Kameelen, welche Waſſer und Lebensmittel trugen, die nackte, öde Hammada, ſteiniges Gebiet, der Devon-Formation angehörig, den ungaſtlichſten Theil der Wüſte, und berührte Tenduf (395 m, vergl. „Globus“ XXXVIII, S. 106). Fünf Tagereiſen weiter folgt ein breiter mit Sanddünen bedeckter Strich Landes, Igidi oder Areg genannt und von einer durchſchnittlichen Höhe von 375 m über dem Meere. Die einzelnen Dünen verändern fortgeſetzt ihre Form und ihren Ort, ſo daß zuweilen ſelbſt dem ortskundigen Führer, welcher den Weg ſchon vielfach gemacht hatte, die Orientirung ſchwer fiel. Welche Gefahren dieſe Gegenden bieten, mußten leider zwei Diener des Reiſenden an ſich erfahren; ſie entfernten ſich (bei verſchiedenen Gelegenheiten) nur auf kurze Zeit von der Karawane und, trotzdem dieſe, ſobald ihr Verſchwinden bemerkt wurde, Halt machte, ein Feuer anzündete — man marſchirte ſtets während der Nacht und raſtete den ganzen Tag über unter den mitgeführten Zelten — und Flintenſchüſſe abfeuerte, ſo gelang es doch nicht, ihrer je wieder anſichtig zu werden. Mögen ſie einer umherſchweifenden Bande von Tuareg in die Hände gefallen, oder dem Hunger und Durſte erlegen ſein — ihr Loos iſt unaufgeklärt geblieben. Von einer einſtigen (dieſen Begriff nicht in geologiſchem Sinne genommen) Meeresbedeckung dieſer weſtlichen Sahara iſt, wie wir ſchon früher erwähnten, keine Spur nachzuweiſen; eine Einſenkung unter den Meeresſpiegel exiſtirt auf Dr. Lenz' Route wenigſtens nicht, und die niedrigſte Höhe fand er zu 145 m über dem Meere. Die Sanddünen ſind darum auch keine Produkte ehemaliger Meeresthätigkeit, ſondern Reſte eines durch atmoſphäriſche Einflüſſe zerſtörten Sandſteingebirges. Nicht der Geologe, meint Lenz, ſondern der Meteorologe wird das endgültige Urtheil über die Entſtehung der Sandbedeckung der Sahara abzugeben haben. Die Temperatur iſt in der Wüſte nicht ſo hoch, als man gewöhnlich glaubt; im Juli zeigte das Thermometer nur 36 bis 37° C., und nur im Areg, eben dieſem Dünengebiete, ſtieg es bis auf 45°. Im ſüdlichen Theile der Wüſte hatte der Reiſende jedoch wiederholt glühend heiße austrocknende Sandſtürme, dort Edraſch genannt, zu überſtehen. Intereſſant, wenn auch unheimlich ſeinem Eindrucke nach, war das weiter nördlich beobachtete Phänomen des „tönenden Sandes“, ein langgezogener, dumpfer Ton, wie von einer Trompete, der aus dem Innern der Düne herauszukommen ſcheint, was ſich wahrſcheinlich durch die Friktion der erhitzten, locker auf einander liegenden Quarzkörner erklärt. Elf Tagereiſen vor Taudeni, am 18. Mai, beobachtete Lenz bedeckten Himmel, Regen und einen Regenbogen.

Am 29. Mai 1880 war die von Arabern bewohnte Stadt Taudeni (225 m) erreicht, oder wenigſtens deren Nähe, denn den Ort zu betreten mußte die Karawane vermeiden, um nicht ausgeplündert zu werden. In ihrer Nachbarſchaft befinden ſich Steinſalzlager, welche von den Einwohnern ausgebeutet werden; an 1000 Kameele werden jährlich mit den großen Salzplatten beladen und ziehen ſüdwärts nach Timbuktu. Außerdem iſt Taudeni intereſſant durch die Ruinen einer alten Stadt, in denen Steinwerkzeuge gefunden werden; dieſelben, an der einen Seite wie ein Meißel, an der andern wie ein Hammer geſtaltet, werden heutzutage nach Timbuktu, wo Lenz einige erwerben konnte, verhandelt und dort von den Frauen zum Zerreiben des Korns gebraucht.

Nun nahm der Marſch eine nahezu ſüdliche Richtung an und behielt dieſelbe bis Timbuktu bei. Auf ſeinem erſten Theile hatte der Reiſende ſchwer von Waſſermangel zu leiden, und die Karawane wäre erlegen, wenn ſie nicht noch rechtzeitig den Brunnen Onan (223 m) erreicht hätte. Jenſeits deſſelben folgt die mit Halfagras bewachſene Ebene Meraia, dann Arauan (255 m), wo wieder Areg auftritt. Es iſt letzteres eine einſame, ohne alle Vegetation inmitten der Einöde liegende, aber für die von Norden kommenden Karawanen wichtige Station, wo noch einer der Mörder der bekannten Reiſenden Alexandrine Tinne lebt. Auch ſoll dort noch die Hinterlaſſenſchaft des 1826 ermordeten engliſchen Majors Alexander Gordon Laing aufbewahrt werden, welche Lenz trotz ſeiner Bemühungen nicht zu Geſicht bekam. Der Umſtand, daß nicht nur ſeine Bücher, Aufzeichnungen und Inſtrumente, ſondern ſelbſt ſeine Kleider und ſein baares Geld noch unberührt vorhanden ſind, wird dafür geltend gemacht, daß nicht gewöhnliche Raubgier die Urſache ſeiner Ermordung geweſen iſt. Nach der einen Verſion hätte er ſich mit der Frau eines Scheichs etwas zu Schulden kommen laſſen, nach einer andern mußte er ſterben, weil man Argwohn gegen ſeine ärztliche Praxis gefaßt hatte. In Arauan verkaufte Lenz ſeine Kameele, miethete neue und erreichte durch den großen, ſich weithin nach Weſten erſtreckenden Mimoſenwald Aſauad in ſechs Tagen Timbuktu (9 km vom nördlichen Ufer des Niger entfernt, 245 m hoch, alſo nur 10 m niedriger als Arauan), wo er am 1. Juli eintraf.

Timbuktu iſt im Niedergange begriffen und nur noch ein Schatten von dem, was es früher geweſen iſt oder geweſen ſein ſoll. Daß es wirklich einſt größer war, beweiſt das weite Ruinenfeld, welches Lenz kreuzte, ehe er die eigentliche Stadt erreichte. Die großen quadratiſchen, zum Theil nur ein Stockwerk hohen Häuſer ſind aus Luftziegeln erbaut; Reſte von Ornamenten, namentlich hübſche hölzerne Fenſtergitter, ſieht man mehrfach. Die Stadt beſitzt drei große Moſcheen mit mächtigen viereckigen Thürmen, zahlreiche Schulen und Bibliotheken; ihre Straßen ſind faſt überall ſo breit, daß ſich zwei begegnende Reiter ausweichen können, und in der Mitte ſind meiſt Rinnſteine angebracht. Die ſtändige Bevölkerung beläuft ſich heute auf höchſtens 20 000 Seelen (Barth, welcher vom 7. September 1853 bis 9. Juli 1854 dort verweilte, giebt der Stadt eine anſäſſige Bevölkerung von nur 13 000, wozu in der Zeit von November bis Januar noch eine flottirende Einwohnerſchaft von 5000 bis 10 000 Fremden kommt; danach hätte ſie eher zu- als abgenommen). Die Einwohner ſind hauptſächlich Araber und Sonrhai-Neger, außerdem finden ſich Vertreter der verſchiedenſten afrikaniſchen Völkerſchaften. Einen König beſitzt dieſes große Handelsentrepôt auf der Grenze der Sahara und des Sudan nicht, ſondern nur eine Art von erblichem Bürgermeiſter, der den Namen Kahia führt und dem Reiſenden und ſeinen Begleitern faſt drei Wochen lang opulente Gaſtfreundſchaft gewährte. Da die Stadt gerade in der Mitte liegt zwiſchen den einander ſich ſtets bekriegenden Tuareg im Norden und den Fulani im Süden, ſo iſt ihr Handel nicht ſehr bedeutend; zur Ausfuhr kommen beſonders Sklaven aus den Bambarra-Ländern im Weſten, die nach Marokko, Tunis und Tripolis gehen, ferner Straußenfedern, Gummi, Gold und Elfenbein; ein-

geführt wird Salz von Taudeni, blaues Baumwollenzeug, Mehl, Zucker, Thee. Mit ihrem 9 km entfernten Hafen Kabra am Niger steht die Stadt durch kleine Seen und natürliche Kanäle wenigstens zur Regenzeit in Verbindung. Den Fluß bezeichnen die Einwohner als „Nil“; sie verstehen darunter wohl mehr ein fließendes Gewässer überhaupt, als daß sie damit auf einen Zusammenhang mit dem ägyptischen Strome hindeuten wollen, wie ihn die mittelalterliche arabische Kartographie annahm.

Am 20. Juli trat Lenz, dem mehrere Tausend Einwohner Timbuktus bei der Abreise das Geleit gaben, mit gemietheten Reitochsen den Marsch nach dem Senegal an, welcher anfangs genau westlich ging, während später der Reisende zu mehreren Ausbiegungen gegen Süden sich genöthigt sah. Es ist ein ebenes, volkreiches, fruchtbares, mit Mimosen bestandenes Land, welches er nun durchzog, eine Hochebene von etwa 300 m Höhe, welche unter 15° nördl. Br. circa 200 m tief schroff zur Niederung des Senegal abstürzt. Zuerst sah man zahlreiche Herden unter der Obhut von Negern weiden. Araber werden von nun an seltener, finden sich aber bis nahe der Oceanküste der schwarzen Bevölkerung beigemischt. Von ihnen kam auch die größte Gefahr, welche dem Reisenden drohte. Nachdem er die Landschaft Ras-el-ma („Haupt“, d. i. „Quelle des Wassers“, so genannt nach der Quelle eines kurzen Nigerzuflusses; 240 m hoch) durchzogen, näherte er sich Basikunnu (277 m). Hier wurde die Karawane von einigen und dreißig Arabern des Stammes Aluſch überfallen, gerade als zur Mittagszeit die Zelte aufgeschlagen worden waren und die Reitochsen grasten. Letztere wurden zuerst weggetrieben; dann stellten sich die Räuber, als wollten sie die Fremden über den Haufen schießen. An Widerstand war nicht zu denken, da das Zahlenverhältniß zu ungleich war. Endlich legte sich der Dolmetscher Sidi Hadsch Ali in seiner Eigenschaft als Scherif (Nachkomme des Propheten) ins Mittel, stellte den Wegelagerern ihre Gottlosigkeit vor, einen solchen anzugreifen, und brachte es schließlich dahin, daß diese sich damit begnügten, aus dem Gepäck der Karawane nach Gutdünken sich „Geschenke“ auszusuchen.

Weiterhin durchzog Lenz die Negerländer Bachunin und Kaarta, deren Bewohner um so niederträchtiger sich erwiesen, als sie erst unlängst zum Islam bekehrt waren. Unter den Städten, welche er hier berührte (Sokolo 320 m, Gumbu 310 m, Bachuinit 320 m, Nioro 300 m, Kuniakari 100 m), waren manche, die es an Einwohnerzahl mit Timbuktu aufnehmen oder dasselbe übertreffen. In Medina (80 m) erreichte er schließlich den äußersten französischen Posten und damit die Civilisation; am 24. Januar betrat er in Bordeaux europäischen Boden.

Ueber das transsaharische Eisenbahnprojekt der Franzosen sprach sich Dr. Lenz zum Schluß entschieden ungünstig aus. Technisch sind allerdings keine weiteren Schwierigkeiten zu überwinden, als die beweglichen Sanddünen. Aber wie will man der unstät herumschweifenden Tuareg Meister werden oder sie gar zu „Eisenbahnbeamten“ heranbilden? Und wie soll sich eine Bahn von solcher Ausdehnung rentiren, wenn heutzutage tausend oder, hoch gerechnet, selbst einige tausend Kameele genügen, um den gesammten Handelsverkehr zu bewältigen? Im Sudan freilich stehen die Dinge anders: voraussichtlich wird die projektirte Senegalbahn längst befahren werden, wenn vom „Transsaharien“ noch keine einzige Schiene gelegt ist.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Nach einer am 8. April aus Berlin in Kassel eingetroffenen Nachricht ist im Ministerium das Projekt der Schiffbarmachung der untern Fulda von Münden bis Kassel und die Anlage eines Hafens in Kassel nach den Plänen des Baurathes Lange nunmehr endgiltig genehmigt worden. Die betreffenden Arbeiten sollen alsbald in einzelnen Loosen vergeben werden.

— Die Umwandelung polnischer Ortsnamen der Provinz Posen in deutsche hat sich im Verlaufe der beiden letzten Jahre nur noch auf wenige Fälle beschränkt. Augenscheinlich haben die Schwierigkeiten, welche aus den zahlreichen Namensänderungen für die Verwaltung erwachsen sind, ihre Wirkung nicht verfehlt.

* * *

— Das Bibliographische Institut in Leipzig giebt jetzt eine Auswahl der vorzüglichsten Bilder aus Brehm's Thierleben, systematisch auf 55 Tafeln geordnet, heraus (5 Lieferungen à 1 M.). Bilder zur Pflanzenkunde, Mineralogie und Anthropologie sollen sich anschließen. Die anerkannte Vorzüglichkeit jener Abbildungen und die Wohlfeilheit machen dieselben zu einem vortrefflichen Unterrichtsmittel, auf welches wir Interessenten aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen.

— Der erste Band der deutschen Ausgabe von Major Serpa Pinto's Reise quer durch Südafrika (Leipzig, F. Hirt und Sohn), welche gleichzeitig in mehreren Sprachen erscheinen soll, ist zur Ausgabe fertig. Wir verweisen deshalb auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt über das lange erwartete Buch, welches sich namentlich durch eine reiche Fülle von Originalkarten und Abbildungen auszeichnet, und auf welches wir demnächst ausführlicher zurückzukommen denken. Die deutsche Ausgabe übertrifft übrigens in Ausstattung und Wohlfeilheit die anderssprachigen ganz bedeutend.

Inhalt: Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872. VI. (Mit vier Abbildungen.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. I. (Mit einer Abbildung.) — Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern. III. (Schluß.) — Carl Berghoff: Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib. II. (Schluß.) — Vorläufiges über Dr. Lenz' Reise durch die westliche Sahara. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 17. April 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Prospectus, betreffend: Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika etc. Von Hugo von Wobeser. Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig. — 2. Prospectus, betreffend: Mississippi-Fahrten, Reisebilder von Ernst von Hesse-Wartegg. Verlag von Carl Reißner in Leipzig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 20.

# GLOBUS

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

## Dr. Guſtav Nachtigal's Reiſe nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Praniſchnikow nach den Angaben des Reiſenden.)

VII.

Nachtigal's Karawane war jetzt durch die Sklaven, welche der Sultan für die Pferde bezahlt hatte, eine ſehr zahlreiche geworden, abgeſehen davon, daß viele Baghirmi die Gelegenheit benutzten, um gleichfalls nach Norden zurückzukehren. Wie dieſe Sklaven die Mühſeligkeiten des langen und ſchwierigen Weges ertragen würden, war ihm ein Räthſel; denn die eine Hälfte derſelben litt an Diarrhöe, und die andere war halb verhungert.

Von Gundi ab marſchirten ſie gegen Nordoſten, weil der eigentliche Weg in nordweſtlicher Richtung überſchwemmt war. Die zerſtreuten Gehöfte hörten auf, die Ortſchaften wurden geſchloſſener; zwiſchen denſelben und ihren Feldern war Waldung, reich an großen Bäumen und Buſchholz. Die Luftveränderung erwies ſich übrigens ſofort als äußerſt wohlthätig für den ziemlich geſunkenen Geſundheitszuſtand des Reiſenden.

Gleich am erſten Tage, wo ſie ſchon um Mittag im Ndamdorfe Wulik lagerten, waren viele Sklaven mit ihren Kräften am Ende und mußten, nachdem ſie vergeblich mit Stock- und Peitſchenhieben vorwärts getrieben worden waren, zurückgelaſſen werden. Nachtigal war ſchon geneigt, dieſe Unglücklichen im Herzen zu beglückwünſchen; denn hier konnten ſie vielleicht geneſen, aber auf dem Marſche ſicherlich nicht — als er vernahm, daß man diejenigen Sklaven, welche nicht mehr weiter konnten, zur Warnung für die übrigen ums Leben bringe. Er konnte und wollte das kaum glauben! Wohl wußte er, daß die von Bornu nach Norden reiſenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen unterwegs zurücklaſſen müſſen, und daß dieſelben dann elendiglich dem Hunger, dem Durſte und der brennenden Sonne erliegen; aber daß der Menſch ſeinen kranken Mitmenſchen kaltblütig abſchlachte wie ein Huhn oder eine Ziege, das wollte ihm nicht in den Sinn. Und doch war dem ſo! War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Prügel weiter zu treiben, war derſelbe reſignirt zuſammengeſunken, und vermochte nichts ihn wieder aufzurütteln, ſo blieb ſein Herr mit ihm etwas zurück, zog kaltblütig ſein Meſſer heraus und ſchnitt ihm die Gurgel ab. Einmal kam Nachtigal dazu, wie der Bornu-Mann, den ihm Scheich Omar als offiziellen Begleiter mitgegeben hatte, und der nicht gerade bösartig war, ſein blutiges Meſſer abwiſchte und melancholiſch die Thatſache konſtatirte, daß dieſe Heiden keine Treue und Glauben kennen, und daß an ihnen kein Gewinn zu machen ſei. So vernichtet religiöſes Vorurtheil im Menſchen jegliches Gerechtigkeitsgefühl! Solche Scenen aber wiederholten ſich ſpäter faſt täglich, und es war eine grauſame Marter auch für Nachtigal, ihnen beiwohnen zu müſſen, ohne irgendwie dagegen einſchreiten zu können. Dazu war der Weg ſehr ſchwierig, in manchen Gegenden geradezu furchtbar. Am 1. Auguſt, als ſie von Wulik nordweſtlich nach der Reſidenz des Gebietes Ndam, Ndamphong, zogen, einen Weg, der durch zahlreiche, unter dem Waſſer verborgene Elephantenſpuren unſicher gemacht war, und auf dem der Thon vorwaltete, ſtürzte Nachtigal mit dem kleinen, ſchwachen Pferde, das ihm Sultan Mohammedu für die Rückreiſe gegeben

Spitz, und steigt auf Felt Rock, nahe a die Lincoln, ist der längste Berg in der ganzen Grafschaft, hat den Fuß meist in Wasser, und ist ganz mit Bäumen bewachsen, ausgenommen Felsen, so in der Mitte stehen. Von diesem Berg hat man eine schöne Aussicht, sowohl auf das Land, als auf die See. Von Boston, Salem und Marblehead, sieht man viele Schiffe, so in die See gehen, und wieder kommen. Diese Berge sind sehr steil, und ist es schwer, sie zu ersteigen. Ich bin auf einen Berg gestiegen, der war 1 Stunde und 20 Minuten, ehe ich oben war.

Den 3. Augst. schrieb ich Briefe, bis es nachmittags Zeit war, daß ich Mr. Lee besuchen sollte, es war aber sehr heiß, und ich ging nicht aus dem Haus. Abends um 6 Uhr bin ich zu Mr. Lee gegangen, Gesellschaft wollte er mir machen, und mich in Boston herumführen, ich war aber nicht lange da, so kam Mr. Hancock, der Präsident von Massachusetts Bay, und Mr. Bowdoin, der Gouverneur von Massachusetts Bay, und Mr. Lee, und ich, wir fuhren in Mr. Hancock seiner Chaise, und Mr. Bowdoin und Mr. Lee in ihren Chaisen, und wir fuhren zu Mr. Hancock seinem Haus, wo ich mit ihm zu Nacht aß, und

am Wall-Ufer, als ob dort keine Wagen übergingen. Ich sah mich vergeblich nach einem Polizisten um, der mir einen Fuhrmann hätte anhalten können, um mich hinüberzulassen. Ich mußte also mit meinem Pferde hinein. Meine Leute folgten mir nachher in die Spree, und wir kamen glücklich hinüber. Ich ritt durch Moabit, wo ich mich nach dem Wege nach Charlottenburg erkundigte, und kam durch das Thor der Stadt Berlin. Hier sah ich mich nach einem Polizisten um, der mir den Weg nach Charlottenburg zeigen sollte. Ich fragte einen Polizisten, der mir antwortete, er wisse es nicht, ich müsse einen andern fragen. Ich fragte einen andern, der mir den nämlichen Bescheid gab. Endlich fragte ich einen dritten, der mir sagte, ich müsse durch das Thor wieder hinaus, dann käme ich an eine Chaussee, die nach Charlottenburg führe. Ich that, wie mir befohlen, und ritt durch das Thor wieder hinaus, wo ich auf die Chaussee kam, die nach Charlottenburg führte. Ich ritt durch Charlottenburg, ohne mich weiter nach dem Wege zu erkundigen, und kam auf die Chaussee, die nach Spandau führte. Hier erkundigte ich mich nach der Entfernung von Spandau, und man sagte mir, es wären noch zwei Meilen.

Wettritt über verschiedene Hindernisse.

Ich ritt durch Spandau, wo ich mich nach dem Wege nach Potsdam erkundigte, und kam durch das Thor der Stadt Potsdam. Hier sah ich mich nach einem Polizisten um, der mir den Weg nach Potsdam zeigen sollte. Ich fragte einen Polizisten, der mir antwortete, er wisse es nicht, ich müsse einen andern fragen. Ich fragte einen andern, der mir den nämlichen Bescheid gab. Endlich fragte ich einen dritten, der mir sagte, ich müsse durch das Thor wieder hinaus, dann käme ich an eine Chaussee, die nach Potsdam führe. Ich that, wie mir befohlen, und ritt durch das Thor wieder hinaus, wo ich auf die Chaussee kam, die nach Potsdam führte. Ich ritt durch Potsdam, ohne mich weiter nach dem Wege zu erkundigen, und kam auf die Chaussee, die nach Berlin führte. Hier erkundigte ich mich nach der Entfernung von Berlin, und man sagte mir, es wären noch zwei Meilen.

Ich ritt durch Steglitz, wo ich mich nach dem Wege nach Berlin erkundigte, und kam durch das Thor der Stadt Berlin. Hier sah ich mich nach einem Polizisten um, der mir den Weg nach dem Tempelhofer Berge zeigen sollte. Ich fragte einen Polizisten, der mir antwortete, er wisse es nicht, ich müsse einen andern fragen. Ich fragte einen andern, der mir den nämlichen Bescheid gab. Endlich fragte ich einen dritten, der mir sagte, ich müsse durch das Thor wieder hinaus, dann käme ich an eine Chaussee, die nach dem Tempelhofer Berge führe. Ich that, wie mir befohlen, und ritt durch das Thor wieder hinaus, wo ich auf die Chaussee kam, die nach dem Tempelhofer Berge führte. Ich ritt durch Tempelhof, ohne mich weiter nach dem Wege zu erkundigen, und kam auf den Tempelhofer Berg. Hier sah ich mich nach einem Polizisten um, der mir den Weg nach dem Rennplatze zeigen sollte. Ich fragte einen Polizisten, der mir antwortete, er wisse es nicht, ich müsse einen andern fragen. Ich fragte einen andern, der mir den nämlichen Bescheid gab. Endlich fragte ich einen dritten, der mir sagte, ich müsse durch das Thor wieder hinaus, dann käme ich an eine Chaussee, die nach dem Rennplatze führe. Ich that, wie mir befohlen, und ritt durch das Thor wieder hinaus, wo ich auf die Chaussee kam, die nach dem Rennplatze führte. Ich ritt durch Berlin, ohne mich weiter nach dem Wege zu erkundigen, und kam auf den Rennplatz

Portrait eines Lords im Kreise von Staatsmännern.

Lehren aus der Erfahrung, die Fritz Anderseits zu Nutzen kommen, wenn er sich ihrer erinnert. Aber er hat sie nicht gelernt, weil er sie nicht lernen wollte. Er hat sich nicht gefragt, ob er sich nicht selbst Schuld gebe, wenn er Andere Schuld nenne und sich seine Fehler leicht, so machte er sich seine Tugenden leicht.

Er hat sich nicht gefragt, ob er sich nicht selbst Schuld gebe, wenn er Andere Schuld nenne und sich seine Fehler leicht, so machte er sich seine Tugenden leicht.

Wie leicht war Fritz Anderseits Tugend! Sie bestand in einer Reihe von Handlungen, die ihm Vergnügen machten, weil sie ihm Lob und Ehre einbrachten. Er war ein Mann, der sich gern sehen ließ, der gern Geld ausgab, der gern Gesellschaften gab, der gern Champagner trank, der gern Cigarren rauchte, der gern Pferde hielt, der gern Jagden mitmachte, der gern Reisen machte, der gern Bälle besuchte, der gern Theater besuchte, der gern Concerte besuchte, der gern Bücher las, der gern Zeitungen las, der gern Briefe schrieb, der gern Visiten machte, der gern Visiten empfing, der gern Geschenke machte, der gern Geschenke empfing, der gern Gastfreundschaft übte, der gern Gastfreundschaft genoß

ſetzt. Nach dreiſtündigem Marſche in der Richtung W.-S.-W. und ſpäter W. erreichten ſie das anſehnliche Dorf Urge am Komodugu Mbúlu. Derſelbe war nur gegen 80 Schritt breit, hatte aber eine viel ſtärkere Strömung als der Gambaru, wie dies auch ſeiner Natur entſpricht: denn er iſt ein wirklicher Nebenfluß und kommt aus großer Entfernung in S.-W., während der Gambaru nur ein ſchwacher, viel gewundener Nebenarm des Fluſſes von Logon iſt. Hier erreichte Nachtigal's Verlegenheit, wie er die Fährleute bezahlen ſollte, ihren Höhepunkt; er mußte ihnen ſeine wirklich elende Lage beſchwören und ſie, um wenigſtens guten Willen zu zeigen, mit altem Eiſen, wie Steigbügeln, einer Axt u. ſ. w., abfinden.

Noch deſſelben Tages erreichten ſie das Araberdorf Hobbio, welches einem Sohne des Kaſchella Kofera Dſchemma gehörte, der den Reiſenden gaſtfreundlich aufnahm. Am 4. September hatten ſie die beiden kleinen Flüſſe Leba und Miſſeneram zu paſſiren, welche ſie bei der Hinreiſe

Durchwatung des Fluſſes Leba.

trockenen Fußes gekreuzt hatten, deren Waſſer ihnen jetzt aber bis an die Bruſt und den Pferden bis an den Sattel reichte. Beide Flüſſe haben ein ſo ſchwaches Gefäll, daß die einen ſagen, ſie flöſſen von Süden nach Norden, um in den Tſad-See oder in den Mbulu ſich zu ergießen, während andere ſie nur für Einſenkungen halten, welche bei Hochwaſſer ſich füllen. Strömung war allerdings auch damals nicht wahrzunehmen. Am 7. September endlich näherten ſie ſich um Mittag der Stadt Kuka, welche Nachtigal wie ſeine Heimath erſehnte. Da es die Sitte nicht geſtattete, daß ſie bei Tage ihren Einzug hielten, lagerten ſie etwa 4 Stunden lang unter einem Tamarindenbaume, trafen aber dann erſt nach Sonnenuntergang ein, da die Umgebung der Stadt voller Sümpfe und Waſſerlachen war. Von Seiten des Scheich Omar erfreute er ſich, wie ſtets, des liebenswürdigſten, väterlichſten Empfanges.

# Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlſtadt.

## II.

### Von Vares über Virovitica und Suhopolje nach Drahovica. (Fortſetzung.)

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in Miklos wurde eine Leiche zu Grabe getragen. Die trauernde Mutter ging hinter dem Sarge ihres Sohnes einher und ſang ihr Herzeleid in rührendem Klageliede. So trifft man auch in Orten am Nordabhange des Papuk-Gebirges manchmal ſingende Frauen am Grabe ihrer Verſtorbenen. Sind das nicht Nänien; aber nicht bezahlte, ſondern tiefgefühlte und aufrichtige?

Auch die Männer tragen in manchen Ortſchaften äußere Zeichen der Trauer zur Schau. So begegnete ich auf der

Herfahrt in Bistrica, einem Orte zwiſchen Slatina und Terezovac, einem Manne, der ohne Hut im Wagen ſaß und ſeine Roſſe lenkte. Er erzählte mir, daß ſein Weib geſtorben ſei und durch acht Tage wollte er nach der Sitte ſeines Dorfes barhaupt ſein. Niemals jedoch hörte ich Männer Klagelieder ſingen, obgleich das Lied, wie bei den Südſlaven überhaupt, ſo auch in Slavonien zu jeder Tageszeit, bei jeder Gelegenheit der Ausdruck der jeweiligen Stimmung iſt. Namentlich ſind es die Mädchen und jüngeren Frauen, deren Geſang man allenthalben hört. Zur Zeit des Maisbehauens, der Ernte, der Heubeſtellung tönt auf den Feldern und Wieſen Geſang, der immer mit langgezogenen Tönen endet. Wenn die junge Frau, die Wiege mit dem Wickelkinde auf dem Kopfe, den Spinnrocken in den Gürtel geſteckt, die ſonſt blitzſchnell gedrehte Spindel ruhen läßt und von der Arbeit dem Hauſe zuſchreitet, ertönt die melancholiſch ſanfte Weiſe ihres Liedes. In Millos gehen die Mädchen vor Sonnenuntergang zu einer Waldquelle nach Waſſer und wenn ſie mit der Stange über die Schulter, an der zwei Krüge hangen, heimkehren, laſſen immer mehrere zugleich ihre melodiſchen Lieder erklingen.

In der Podravina pflegen ſich die Mädchen in mondhellen Sommernächten vor einem der Dorfhäuſer zu verſammeln und im Chore ſingend von der Arbeit des Tages zu erholen; auch durchſtreifen ſie zu Zehn in einer Reihe ſich umſchlingend oder an den Händen faſſend langſamen Schrittes die Gaſſe und ſingen. Die Männer und Weiber ſitzen in Gruppen horchend vor ihren Thüren. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man ſich in ſpäter Nachtſtunde einem Dorfe nähert und von fern die melancholiſch gedehnten Melodien hört. Der Jahrhunderte lange Druck, die Knechtung des Halbmondes hat dem Liede ſeinen Stempel aufgedrückt, obgleich es auch an friſchen Liedern nicht fehlt. So z. B. geht am St. Georgstage ein ganz in grünes Laub gehüllter Burſche von Haus zu Haus und ſingt recht munter klingende Lieder. In manchen Gegenden ſchmücken Mädchen am Vorabend des erſten Mai einen ſchönbelaubten Birkenaſt mit Bändern, kleinen Spiegeln, Tüchern und dergleichen, mit dem ſie heitere Liedchen ſingend den Ort durchziehen.

Südöſtlich von Millos kam ich über die Bučinska rieka. Dies iſt das einzige Flüßchen von Virovitica bis Eſſeg, welches ſich unter dem Namen Karašica in die Drave ergießt und zwar bei Petrijevci. Sie führt die Gewäſſer der Gebirgsbäche Orahovica, Majanac, Feričanka, Motičina und Zoljanka mit ſich. Alle anderen vom Gebirge kommenden Bäche und Flüßchen verlieren ſich in Sümpfen in der Nähe der Drave-Ufer. Der Umſtand iſt ganz natürlich. Die Drave nämlich verließ einſt durch ganz Slavonien bis nahe bei Eſſeg ihr altes Bett und wühlte ſich, höchſt wahrſcheinlich bei einer Ueberſchwemmung, eine halbe, auch dreiviertel Stunden davon ein neues. Einſt ſtanden am nun verlaſſenen, alten Ufer die berühmte Abtei Vaška und das Schloß Sopje; jetzt dehnen ſich dort im alten Bette Maisfelder, Hutweiden, Wälder rieſiger Weiß- und Schwarzpappeln und Weiden ſowie ſchilfbewachſene Sümpfe aus. Der Boden iſt äußerſt fettes und fruchtbares Alluvium und trägt namentlich prächtigen Mais. Roß und Reiter weit überragend, beſchatten ſeine glänzend dunkelgrünen Blätter ungeheure Kolben. Die Gründe des alten Flußbettes, Ada genannt, gehören größtentheils zu den Gütern des Fürſten Lippe, von Jankovic' und Baron Prandau. Alljährlich jedoch rückt die Drave, die ihrem Namen (Drava von derati = reißen) die Reißende alle Ehre macht, den alten Ufern immer näher und ſchmälert den Grundbeſitz der Herrſchaften am rechten Ufer. Die ſchönen Mais- und Haferfelder werden unterwaſchen und vier bis ſechs Meter breite Stücke ſtürzen mit dumpfem Donner in die Tiefe, um in der Mitte des Fluſſes als Inſelchen Sandes und lockern Erdreiches wieder zu erſcheinen. Man muß, wenn man am Ufer dahinfährt, ſehr vorſichtig den durch klaffende Sprünge bezeichneten Unterwaſchungen ausweichen. Häuſer, die vor zwei Jahren mehr als hundert Schritte vom Waſſer ſtanden, mußten abgetragen werden, ſie wären ſonſt in den Fluß geſtürzt. An Sommerabenden erfüllen in den Aden Tauſende von Gelſen die wäſſerig feuchte Luft. Sie und die aufſteigenden weißen Nebel treiben den Wanderer zu größerer Eile an, denn ſchmerzhafte Stiche und namentlich das Fieber ſind die unausbleiblichen Folgen, wenn man, des Klimas ungewohnt, länger in der Abendluft außer dem Hauſe weilt.

Jenſeit der Bučinska beginnt wieder Wald, der ſich weithin ausdehnt und gegen die Drave hin viele Dörfer einſchließt. Die Straße, noch immer die nach Eſſeg führende Hauptſtraße, berührt nur ein Dorf und biegt vor Orahovica links ab. Hier beginnt ein außerordentlich breiter Vicinalweg — einſt die alte Poſtſtraße —, der durch ein ausgedehntes Gebüſch, das Ideal aller Schnepfenjäger, auf Orahovica und das nun ganz nahe Gebirge zuführt. Die dunklen Gipfel der Berge ſchauen ernſt drein, denn ſie bergen ein Stück Geſchichte. Oftmals von den Römern überſchritten, wiederhallten ſie auch von den Kanonenſchlägen, mit denen die Türken das Schloß Orahovica beſchoſſen; in ſeinen Mauern, die von einer kahlen Kuppe in halber Höhe der übrigen Berge in großartigen Reſten blaßröthlich glänzend auf den Ort im Thale herabſehen, erklangen einſt die Choräle der Tempelherren. Je mehr man ſich dem Orte nähert, deſto gewaltiger werden die Umriſſe der Ruinen, deſto ſchöner die Lage des Ortes; er iſt unſtreitig der am ſchönſten gelegene auf der Nordſeite des Höhenzuges.

Orahovica (die Nußreiche, von orah, die Nuß) iſt ein Marktflecken mit etwa 1680 Einwohnern, Katholiken, Griechiſch-Orientaliſchen und einigen Israeliten. Der forellenreiche Bach gleichen Namens treibt die Räder eines Kupferhammers, ſchöner Mahl- und mehrerer Löffelmühlen. Letztere (Kašikara) ſind winzige Gebäude, in welchen der Mühlſtein, einige Säcke mit Frucht und zwei bis drei Menſchen Platz haben. Man trifft ſie allenthalben in dem Gebirge. Die Welle des Treibrades ſteht ſenkrecht, ihr oberes Ende mündet in der Stube vor dem Steine ſelbſt, den es zu drehen hat; das untere trägt löffelartig ausgehöhlte, im Kreiſe angeſetzte Schaufeln und iſt mit ſeiner Eiſenſpitze in einen unterhalb liegenden Holzblock eingeſetzt. Das ſchnellfließende, gewöhnlich in ſchmalem Troge dem Löffelende zugeführte Waſſer ſtürzt in die Schaufelhöhlungen und ſetzt das Rad und den kleinen Stein in pfeilſchnelle Bewegung. Es handelt ſich um die einfache Zerquetſchung der Körner, daher die Kleie dem Mehl beigemengt bleibt.

Orahovica iſt ſehr reich an Obſt jeder Gattung und liefert große Mengen Aepfel, Birnen, Nüſſe und Kaſtanien auf den Markt nach Eſſeg. Beſonders geſucht iſt die Srčika, ein ſonſt nicht beſonders ausſehender, grünlicher, die berühmten Vorsdorfer aber an Güte und Saftreichthum weit übertreffender Apfel; ferner die Buzdovanlija, eine duftende, ſehr große und ſaftige Birne. Die Zwetſche wird in großen, manchmal mehrere Morgen bedeckenden Zwetſchengärten gepflegt; die Frucht dieſer Bäume gedörrt, zu Mus gekocht oder zu ausgezeichnetem Branntewein, Šljivovica, gebrannt und in den Handel gebracht. Alte Šljivovica iſt goldgelb und weinartig. Jeder Bauer brennt ſeinen Bedarf ſelbſt; das Kochen des Muſes wird von Unternehmern fabrikmäßig betrieben. Prächtige

Nußbäume mit ihren aromatiſch duftenden, glänzend dunkelgrünen Blättern zieren alle Obſt- und Weingärten und alle Hügel. Selbſt in den Höfen und Sälen der zerfallenen Burg ſchoſſen ſie hoch und impoſant auf. Die Prachtbäume bringen zwiſchen den hohen Mauern bei ſpärlichem Sonnenlichte ihre Früchte zur Reife. Auf den niedrigeren Bergen wächſt die Kaſtanie waldähnlich und giebt den Hügeln zur Zeit der Blüthe ein ſchönes, weißlich grünes Gewand.

Orahovica hat auch ſeine Induſtrie. Nebſt Opankenmachern wohnen hier auch Čuturaši. Die Čutura iſt ein flaches, kreisrundes Hohlgefäß; ſie wird aus weichem Holze und immer aus einem Stück gearbeitet und ruht auf vier ſehr kurzen Füßchen. Den Verſchluß bildet ein kreisrundes

Čutura, acht Liter faſſend, nebſt Spundſtück.

ſo gut eingeſetztes Stück, daß man die Fuge kaum bemerkt. Die Halsmündung dieſer hölzernen Flaſche bedeckt man, wenn ſie gefüllt iſt, mit einer gut paſſenden Holzkapſel. Die Meiſter liefern oftmals wahre Kunſtwerke dieſer Art und man trifft auch mit Schnitzereien gezierte. Große Čuturas faſſen bis zu 8 Liter und ſind, wenn mit Kalbfell überzogen und mit Riemen zum Umhängen verſehen, auf Reiſen vorzüglich. Kein Bauer unternimmt eine auch nur eintägige Reiſe, ohne in ſeiner Čutura Wein oder Šljivovica mitzuführen.

Ich beſuchte mit dem katholiſchen Pfarrer, Herrn Lampe, einem intelligenten, für Kunſt und Alterthümer eingenommenen Manne, zuerſt die Stelle im Orte, wo die türkiſche Džamija (Gotteshaus) geſtanden. Noch jetzt ſind die Fundamente davon ſichtbar und die Gaſſe heißt darnach Džamija. Dann beſichtigten wir die impoſanten Trümmer des Schloſſes Orahovica oder Duzluk, wie es mit dem türkiſchen Namen heißt. Die äußerſt ſtarken Mauern dieſes Baues ſtammen aus den Anfängen des Mittelalters, höchſt wahrſcheinlich ſogar noch aus den Römerzeiten, obgleich er im Laufe der Jahrhunderte Zuſätze erhielt und daher die Spuren dreier Perioden an ſich trägt. Die Geſchichte des Schloſſes iſt eine ſehr bewegte und die Herren, denen es gehörte, wechſelten vielmals. Zuerſt gehörte es, wie geſagt, unzweifelhaft den Römern; ſpäter den Tempelherren. Dieſer Orden hatte in Slavonien mehrere Burgen und Güter, ſo auch in nächſter Nähe von Orahovica. Ein von ihnen gebautes Kirchlein, das die Spitze eines Hügels krönt, trägt noch jetzt deren Namen Crkvari (crkva = Tempel, daher crkvari = Tempelritter). Nach Aufhebung des Ordens gehörte Orahovica — obgleich darin die Templer länger unangefochten mögen weiter gehauſt haben — abwechſelnd mehreren Herren; ſo um 1481 dem ungariſchen Großen Ujlaki Miklós [1]), nach 1487 aber nebſt 76 Schlöſſern in Ungarn, Slavonien und Bosnien deſſen Sohne Laurenz. Dieſer ging, da er den König Ladislaus II. perſönlich beleidigt hatte, auf einige Zeit ſeiner Güter verluſtig, erhielt ſie aber 1496 vom Landtage in Ofen zurück. Seine Wittwe Magdalena heirathete den Ladislaus More, und ſo gelangte Orahovica an dieſen wilden, höchſt bösartigen Mann, welcher 1543 Ulama, den Paſcha von Bosnien, zum Herrn deſſelben machte. Den Türken entriß es 1684 nebſt Veröce Graf Leslie im Vereine mit anderen Feldherren. Doch trachteten jene noch immer nach dem ſchönen Beſitz und griffen daher das Schloß wiederholt an. So auch 1686 Fundul Paſcha, der aber vom Kapitän Makan total geſchlagen wurde. Die Türken hatten bei ihren oftmaligen Raubzügen das Land ſo verwüſtet und die immerwährenden Kämpfe es ſo entvölkert, daß nach ihrem Abzuge die Grundkomplexe herrenlos blieben; ja von vielen wußte man nicht einmal mehr, wem ſie gehört hatten. Deshalb wurde eine eigene Kommiſſion, die commissio neoacquistica, eingeſetzt, die zu unterſuchen hatte, wem die einzelnen Grundſtücke zufielen. Dieſelbe erklärte 1704 das Schloß Orahovica als Eigenthum der Kammer, welche es dann 1722 nebſt den Gütern Orahovica, Ferićanci und Miklos und 22 Dörfern an den General Kordoni verkaufte. Von dieſem erſtanden dieſelben Güter die Barone, ſpäter Grafen Pejačević, um ſie hernach an den eingewanderten Macedonier Demeter Mihaljević um 15 500 Gulden abzutreten. Deſſen drei Söhne theilten ſich in die Güter und ſchließlich kam das Schloß vor einigen Jahren ſammt dem Gute an den Deutſchen Pfeiffer. Sic transit gloria mundi Jetzt hauſen Eidechſen in dem Gemäuer; müſſige Ziegen- und Schafhirten, die da oben ihre einfachen Weiſen auf Ziegenhörnern oder Doppelpfeifen (Diple) ſpielen, durchwühlen Schätze ſuchend die Steinwände, und die Bewohner des unterhalb der Burg liegenden Dorfes Duzluk ſchleppen die prächtigen Geſimſe der gothiſchen Schloßkirche Nachts in ihre Höfe und benutzen ſie zu Treppen und Hausfundamenten. Selbſt die Roſetten der gothiſchen Fenſter, an denen die Spuren von Kanonenkugeln noch deutlich ſichtbar, werden von muthwilligen Händen herausgebrochen.

Noch vor drei Jahren übernachteten manchmal aus Bosnien kommende Türken mit ihrem Hornvieh, das ſie auf die ſlavoniſchen Märkte trieben, in den Burghöfen. Dem Türken iſt die Zeit ſeiner Herrſchaft in Slavonien nicht aus dem Gedächtniſſe entſchwunden. Einer, der mit ſeinen Treibern und ſeinem Vieh in der Ruine raſtete, ſagte zu dem zufällig anweſenden Pfarrer Lampe: „Ovaj je grad naša djedovina („dieſes Schloß iſt unſer großväterliches Erbe"). Er verſprach dem Pfarrer das Bild davon, das er aus der Zeit, als es noch unter Dach geſtanden, zu Hauſe habe, gegen eine anſehnliche, dafür gebotene Summe bei ſeinem nächſten Wiederkehren mitbringen zu wollen. Seit-

[1]) Die Daten ſind aus Bonfinius, aus Istvánfy, Fehér, Bürcken ꝛc. geſchöpft. Eben dieſelben Quellen nebſt Cola und Feßler gelten auch für die übrigen hiſtoriſchen Bemerkungen; ebenſo der mit einiger Vorſicht zu benutzende Svear.

dem brach jedoch die Revolution in Bosnien aus und der Türke kam nicht wieder.

Wir hatten uns bei Unterſuchung der Mauern verſtiegen und mit Mühe gelang es uns wieder herabzukommen. Das Schloß muß ausnehmend feſt geweſen ſein, denn ſelbſt der Zugang zu dem hoch in der öſtlichen Ringmauer angebrachten Thore und verdeckten Gange war nur über eine Brücke möglich, die über drei einander überragende breite Mauerpfeiler führte und alſo jedenfalls ſehr ſchnell abgetragen werden konnte. Wir beſichtigten noch die gewaltigen Kellerräume und das auf der Nordſeite über den Strebepfeilern liegende Gärtchen und wandten uns dann dem Dorfe Duzluk zu, wo wir beim Bauer Nićefor Panić einkehrten. Er führte uns über die aus der Burg ſtammende Treppe zu ſeiner im Hofe gebauten Schlafkammer und brachte Śljivovica, Brot, Speck und Ziegenkäſe, indem er zugleich ſeine Frau beauftragte uns ihre Reichthümer zu zeigen. Bereitwillig öffnete ſie eine hohe, mit Blumen bemalte, bis oben gefüllte Truhe und breitete vor unſeren Augen eine Anzahl ſelbſterzeugter Teppiche mit verſchiedenen, ſehr ſchönen Muſtern, ſelbſtgewebte Hemden, Gürtel, Handtücher, Tiſch- und Bettdecken vor unſeren Augen aus. Sie hatte Alles zur Ausſteuer ihrer Tochter gefertigt und war, wie alle Frauen der ſlavoniſchen Gebirgsbewohner, ein wahres Sinnbild der Induſtrie. Die weiblichen Mitglieder eines Hauſes beſorgen nicht nur dieſes, ſondern ſie ſpinnen und weben alles allein. Von dem in den Gürtel geſteckten Spinnrocken, Preslica, und der flink gedrehten Spindel, Vreteno, trennt ſich die Bäuerin nie. Mag ſie von oder zur Arbeit, zu Markte oder ſonſt wohin, die Kirche ausgenommen, gehen, ſie ſpinnt und bereitet die Fäden zu einem äußerſt feinen, beinahe durchſichtigen Linnen, das ſie auf dem enormen Webſtuhle, der ſich in der gemeinſamen Stube befindet, bereitet; hierbei webt ſie Blumen, Streifen oder Roſetten von Baumwolle ein, um mit dem Zeuge ihre Familie ſchön weiß und zugleich geſchmackvoll zu kleiden. Außerdem verſteht ſie Wolle zu färben, die von den zahlreichen Schafen gewonnen wird; melkt dieſe, die Ziegen und die Kühe; bereitet den ſchmackhaften Schaf- und Ziegenkäſe und bäckt das Brot für das ganze Haus. Ich erwähne letztern Umſtand nur deshalb, weil das Backen des Brotes ganz andere Vorbereitungen erfordert als anderwärts. Der Grund deſſen liegt im Kommunalleben. Die Kommune iſt allerdings aufgehoben und es ſteht den einzelnen Familiengliedern, die ein Anrecht auf irgend einen Theil des Vermögens haben, frei, ſich von den Uebrigen zu trennen und ihren Antheil abzuſondern. Das geſchieht jedoch meiſt nur in Fällen der Zwietracht, und es giebt der Häuſer noch genug, in denen mehrere verwandte Familien friedlich beiſammen wohnen. Kleine, mitunter vorkommende, Zänkereien der Weiber ſind bald beigelegt; obgleich die Zeit ihre Rechte geltend machen und die Auflöſung ſolcher Kommunen herbeiführen wird. Sind nun in einem Hauſe mehrere Familien beiſammen, ſo muß für Alle zugleich gebacken werden und, da dies natürlich nicht täglich geſchehen kann, iſt immer eine ziemliche Anzahl von Brotlaiben erforderlich. Daher ſind auch die Backöfen eigens konſtruirt, ſehr groß und gewöhnlich in dem an das Haus ſtoßenden Zwetſchengarten auf einem hölzernen Unterbau, in der Form einer umgekippten, tiefen Mulde von Lehm, hergeſtellt und mit Brettern überdacht.

Die Bewohner jener Ortſchaften, welche auf der Nordſeite dieſes Gebirgszuges auf und zwiſchen den Bergen liegen, tragen ſchwarze, paletotähnliche Mantelröcke aus grobem Tuche. Dieſelben heißen Gunjac, ſind mit Schnüren benäht und dienen immer als Unterſcheidungszeichen von den Bewohnern der Ebene. Dieſe tragen einen ähnlich geſchnittenen Mantel, Kabanica, von weißer Farbe. Ein Backenbart iſt ſchon eine ſeltene, ein Vollbart oder gar ein Kinnbart eine unerhörte Erſcheinung; der Bauer trägt nur den Schnurrbart. In Duzluk begegnete uns ein altes Mütterchen. Die Baka (Matrone) kreuzte nach alter Sitte die Hände über der Bruſt, neigte ſich dreimal tief und flüſterte: Dobar dan, guten Tag. Die neuere Zeit hat zwar dieſe orientaliſche Begrüßungsweiſe abgeſtreift, doch iſt der Bauer hier herum noch immer höflich. Die Hirten und Hirtenmädchen, die an den Straßen ſitzen, erheben ſich jedesmal, ſo oft ein Wagen mit Herren oder Frauen vorbeikommt; der erwachſene Mann lüftet den Hut und grüßt freundlich.

Gegen Mittag kehrten wir zurück und trafen unten im Orte durchziehende Paloccen mit ihren Herden ſchöner, viele Hunderte zählender Schweine. Dieſe Schweinehändler (Paloc) gehen viele Ortſchaften ab, in denen ſie die Thiere auflaufen, und ziehen mit der immer größer anwachſenden Schaar den Drave-Ueberfuhren näher, um ſie nach Ungarn auf die großen Schweinemärkte zu bringen.

Als ich am nächſten Morgen den Pfarrhof verließ, um von der nach Duzluk führenden Straße aus eine Skizze der Ruine zu zeichnen, blieb ein vorbeigehendes, bejahrtes Weib ſtehen, indem ſie mich neugierig betrachtete. Endlich, nachdem ſie einen kurzen Kampf mit ſich ſelbſt ausgefochten, faßte ſie Muth und fragte: „Gospodine, molim Vas, što ste pisao?“ („Herr, ich bitte Sie, was ſchrieben Sie auf?“) Ich glaubte es mit gewöhnlicher Neugier zu thun zu haben und antwortete daher kurz angebunden und trocken: „Nichts!“ Sie warf mir einen ſcheuen Blick zu, blieb jedoch ſtehen und beobachtete mich. Mein Bleiſtift war indeß geſpitzt und ich nahm meine Arbeit wieder auf. Sie rückte, wie ich über die Achſel bemerken konnte, allgemach näher, bis ſie dicht herangekommen war; dann ſtellte ſie ſich auf die Zehen und warf raſch einen Blick auf mein Papier, dem noch ein zweiter folgte. Mich begann die Sache zu beluſtigen. „Herr,“ hörte ich ſie ſagen, „Sie ſchreiben doch! Was wollen Sie mit dem alten Schloſſe? Wird das wieder aufgebaut?“ — „Nein,“ erſcholl meine kurze Antwort wieder. „Herr,“ lautete die neue Frage, „ſagen Sie mir um Gotteswillen, ſind Sie aus unſerm Kaiſerthume?“ — „Und warum fragſt Du, Alte?“ — „Herr, wir leben in einer traurigen Zeit. Es ſoll ja wieder Krieg werden mit den Türken, ſagen unſere Leute, und der Türke, unſer Erzfeind, ſendet ſeine bezahlten Teufel überall herum, die alles auskundſchaften müſſen. Wehe uns! Herr, ſind Sie ein Mann aus unſerer Nation?“ Ich beruhigte die Alte lachend, die mir mit tauſend Verſicherungen ihre Ergebenheit und Freude zu erkennen gab. Armes und gutherziges Volk! Nach Jahrhunderten noch ſchreckt es der Popanz des wilden, mordgierigen Aſiaten!

# Die Salomo-Inſeln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

## I.

Zu den unbekannteſten Theilen der großen Inſelwelt des weſtlichen Stillen Oceans gehört auch der Archipel der Salomo-Inſeln, ſowohl hinſichtlich der Beſchaffenheit des Landes als auch ſeiner Bewohner. Selbſt die einheimiſchen Bezeichnungen der einzelnen Inſeln ſind dem größern Theile nach nicht einmal bekannt, ſie tragen auf den Karten noch diejenigen Namen, die ihnen von den Entdeckern beigelegt wurden.

An der Hand wenig zugänglichen, theilweiſe mir zur Verfügung geſtellten neuen Materials beabſichtige ich hier in einer Anzahl von Artikeln eine eingehende Schilderung der Inſeln und ihrer Bewohner zu geben, an einem andern Orte dagegen die dem Geographen wichtigen Notizen über Namen, Poſition u. ſ. w., ſowie für nautiſche Zwecke eine möglichſt ausführliche Segelanweiſung, faſt durchweg auf deutſchen, engliſchen, amerikaniſchen, franzöſiſchen offiziellen und privaten Nachrichten baſirend, in ähnlicher Weiſe, wie es vor zwei Jahren von mir bei der Monographie der Neu-Hebriden[1]) geſchehen iſt. Der Grundſatz vor Allem für praktiſche Zwecke zu arbeiten leitete mich auch hier.

Sollte dieſes Beſtreben erkannt werden, ſo würde ich mich belohnt ſehen.

* * *

Die Geſchichte der Entdeckung der heute Solomons-, Salomons-, richtiger aber Salomo-Inſeln iſt kurz folgende.

Das Beſtreben der im 16. Jahrhundert von Spanien eingeſetzten Vicekönige Perus war ſtets dahin gerichtet, das im Weſten gemuthmaßte ſogenannte Auſtralland, das auch das Ophir Salomo's umfaſſe, zu entdecken. Die damaligen Gelehrten behaupteten deſſen Exiſtenz unwiderleglich, da der ſüdliche Sternhimmel dieſelbe Zahl Thierkreisbilder (6) und größere Geſtirne (48) enthalte, als der nördliche, und daher im Süden eine genau ebenſo große Landmaſſe ſein müſſe, als im Norden. Dies veranlaßte den 1564 zum Vicekönig ernannten Lope Garcia de Caſtro am 10. Januar 1567 von Callao zwei Schiffe unter Leitung ſeines 27jährigen Neffen Alvaro de Mendana de Neyra auszuſenden, mit der Aufgabe, dieſes fabelhafte Auſtralland aufzuſuchen. Mendana ſtand als Hauptlootſe ein ausgezeichneter Schiffsführer aus Corunna, Hernando Gallego, zur Seite, als Befehlshaber der Truppen Pedro de Ortega, unter dem Pedro Hernandez de Quiros als Lieutenant fungirte. Auf dem inſelleeren Gürtel in der Nähe des Aequators ſegelnd, tauchten nach 80 Tagen die Berge der jetzigen Salomo-Inſeln auf. Man glaubte das Auſtralland ſei erreicht, ankerte bei einer Inſel, der Mendana den Namen Sta. Iſabel de la Eſtrella gab, und hißte die kaſtiliſche Flagge über den ſchnell errichteten hölzernen Häuſern. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen und boten Mendana als Gaſtgeſchenk die Schulter und den Arm eines friſch geſchlachteten Knaben. Als Mendana ſich voll Abſcheu abwandte und die ſofortige Vergrabung der Körpertheile befahl, gingen die Abgeſandten geſenkten Hauptes, tief empört über die Abweiſung, von dannen. Das außerdem durch die rohe Behandlung der ſpaniſchen Soldaten nur noch mehr erbitterte Volk begann bald feindſelig aufzutreten. Angriff folgte auf Angriff, dazu kamen anſteckende Krankheiten, das Siegesbewußtſein der Spanier gab bald dem Kleinmuth Raum. Trotzdem unternahm es Mendana ein Schiff zu bauen, mit dem Gallego die umliegenden Inſeln erforſchen ſollte. Dieſes gelang in vorzüglichem Maße. Seit jener Zeit iſt von ihnen keine ſo vollſtändige Aufnahme wieder gemacht worden. Neben den vier großen Inſeln Iſabel, Guadalcanar, Malanta und San Criſtoval entdeckte er zahlreiche kleinere Inſeln und gab zehn von ihnen Namen, die ſie noch heute tragen; es ſind: Ramos, Buena Viſta, Florida, San Durias (Dimas), San German, Guadalupe, Seſarga, San Jorge, Santa Catalina, Santa Ana. Das Südende von Iſabel nannte Mendana Cap Prieto, einen Ankerplatz in Guadalcanar Portola Cruz und zwei Flüſſe der Inſel, Gallego und Ortega. Die unausgeſetzt fortſchreitende Decimirung der Mannſchaft durch Krankheit und Ueberfälle der Wilden veranlaßten im Juli die Heimkehr. Nach einer langen, an Entbehrungen reichen Reiſe ward im Januar 1569 die Küſte von Mexiko erreicht. Mendana kehrte nach Callao zurück, jedoch keineswegs entmuthigt, im Gegentheil nach einigen Jahren Verſuche machend, den (1590) zur Regierung gelangten Marquis de Cañete — (ſein Onkel war nach Spanien zurückberufen) — zur Ausſendung einer zweiten größern Expedition zu veranlaſſen. Die Meinung, die entdeckten Inſeln ſeien das lange geſuchte Goldland, das Ophir Salomo's, verbreitete ſich mehr und mehr, der Name Salomo-Inſeln, den Mendana gegeben, ward officiell anerkannt und nach langem Zögern auch beſchloſſen, den Archipel zu koloniſiren. Am 16. Juni 1595 ſtach das aus vier Schiffen beſtehende Geſchwader bei Payta in See. In Cherrepe wurden noch eine Menge Arbeiter mit Weib und Kind aus den Thälern von Truxillo und Saña aufgenommen, außerdem befanden ſich an 200 Arkebüſiere an Bord. Mendana befand ſich mit ſeinem Weibe Iſabella, ſeinem Schwager Don Lorenzo Barcto und dem Hauptlootſen Ferd. de Quiros (aus Evora in Portugal) auf dem erſten Schiffe, dem „San Geronimo“. Das zweite, „Santa Iſabella“, führte Lope de Vega, dem zwei kleinere, „San Felipe“ und „Santa Catalina“, folgten. Nach Entdeckung der Marqueſas näherte man ſich am 7. September einem Vulkane, in deſſen Nähe zahlreiche dunkelgefärbte krausharige, roth und gelb bemalte Eingeborene mit ihren Kanoes bemerkt wurden, die alsbald die Ankömmlinge mit Speerwürfen und einem Hagel vergifteter Pfeile begrüßten. Trotzdem die Knochenſpitzen der Pfeile mehrfach Verletzungen verurſachten, trat doch keine tödtliche Wirkung ein. Eine ſcharfe Salve der Arkebüſiere trieb die Feinde ſofort in die Flucht. Das Land, das im Süden des Vulkans geſehen ward, nannte Mendana Santa Cruz, hielt darauf zu und ankerte am N.-W.-Ende deſſelben in einer Bai, die

[1]) Verhandlung des Vereins für naturwiſſenſchaftliche Unterhaltung zu Hamburg IV, 1877.

er Graciosa taufte. Eine in der Nähe belegene kleine lieblich grünende Inſel erhielt den Namen „la Huerta“ oder der Garten. Hier ward beſchloſſen, die beabſichtigte Kolonie ins Leben zu rufen. Man erwarb die Freundſchaft eines Häuptlings Malope, dachte aber nicht daran, daß dieſer nur einen kleinen Theil der Inſel unter ſich hatte. Die Folge war, daß die Nachbarſtämme die Spanier unausgeſetzt beunruhigten, u. A. ihre Waſſerplätze beſetzt hielten, ſo daß dieſe endlich von ihrer Macht Gebrauch machten. 30 Schützen trieben die Wilden vor ſich her, tödteten deren fünf, verbrannten die Dörfer und ſchlugen die Kokospalmen um. Die „San Felipe“ kreuzte inzwiſchen in der Nähe und fand die Reef-Inſel auf. Nach ihrer Rückkehr trat das Schickſal auch an dieſes mit ſo großen Mitteln und Hoffnungen ins Leben gerufene Unternehmen heran. Malope ward eines Tages von ſpaniſchen Soldaten ermordet, der Kampf begann aufs Neue. Dazu trat als erbittertſter Feind Krankheit. Einer ſtarb nach dem andern und als auch Mendana ſein Ende nahen ſah, legte er den Befehl in die Hände ſeiner Frau und ernannte als deren Nachfolger deren Bruder. Am 17. Oktober ward er feierlich begraben und ſchon am 2. November folgte ihm ſein durch einen Pfeil tödtlich verwundeter Schwager. Iſabella beſchloß nun den Plan ihres Mannes, die Salomo-Inſeln aufzuſuchen, aufzunehmen und dann heimzukehren. Mendana's Leiche ward exhumirt und an Bord des „San Geronimo“ gebracht. Statt auf den Salomos landete man nach ſchrecklichen Leiden am 11. Februar 1596 in Manila, in Begleitung der „Santa Catalina“, während die „Santa Felipe“ auf ein Riff gerieth und unterging; die „Santa Iſabella“ unter Lope de Vega war bereits vor den Santa-Cruz-Inſeln abhanden gekommen. Quiros brachte Iſabella, die ſich wieder verheirathete, nach Mexiko und ging dann nach Spanien, um eine nochmalige Expedition ins Leben zu rufen, die wirklich am 21. Dezember 1605 unter ſeiner und Torres' Führung von Callao fortging und am 30. April 1606 nicht auf den Salomo-Inſeln, wohl aber im Hafen Vera Cruz auf Espiritu Santo (Neu-Hebriden) Anker warf. Die Salomo waren und blieben verſchollen, ja man begann überhaupt an deren Exiſtenz zu zweifeln. Waren doch die Längenbeſtimmungen der Spanier, in Folge der fehlenden Inſtrumente, nicht einmal annähernd bis auf 20 bis 30° genau. Wallis war der Erſte, der 1767 eine Längenbeſtimmung nach Mondabſtänden in der Südſee machte. In ſeinem Bericht heißt es: „Am 3. Mai beobachteten wir Sonne und Mond und fanden, daß unſere weſtliche Länge 96°26′ (Gr.) betrug.“ — Gleichzeitig unter Wallis verließ Carteret mit der „Swallow“ England, ward jedoch gleich zu Anfang von Wallis getrennt. Er paſſirte, auf der Suche nach den vielgeſuchten, nahe der Gruppe, entdeckte die Gower-Carteret- und Simpſon-Inſeln, ohne ihren Zuſammenhang mit den Salomo zu ahnen, und richtete ſeinen Kurs auf Neubritannien. Erſt Bougainville gelang es am 28. Juni 1768 die Kette zu paſſiren, durch die Straße zwiſchen Bougainville und Choiſeul kam er nach Batavia. Die Kunde dieſer Fahrt verbreitete ſich ſehr ſchnell u. A. auch nach Indien. Und zwar ging das Gerücht, ein engliſches Schiff habe eine ſehr reiche und fruchtbare Inſel, 700 Lieues (2100 Seemeilen) gegen Weſten von der Küſte Perus entdeckt, auf der u. A. die Bewohner äußerſt kunſtvolle Stoffe webten. Dieſem Gerüchte auf den Grund zu kommen, lief am 3. März 1769 ein franzöſiſches Handelsſchiff, der „St. Jean Baptiſte“, unter J. Fr. de Surville aus dem Ganges, das ausgerüſtet auf drei Jahre allerdings den Hauptauftrag hatte, in den Gewäſſern des indiſchen Archipels und der Südſee Handel zu treiben. Nach dem Anlaufen der Philippinen kam Surville am 6. Auguſt 1769 nach Choiſeul, folgte bis zum 13. Oktober der Kette bis zu ihrer äußerſten ſüdlichen und öſtlichen Erſtreckung San Criſtoval, deſſen Oſtſpitze von ihm Cap Oriental benannt wurde, und ankerte dann längere Zeit in dem auch von Bougainville benutzten Praslinhafen auf Iſabel, das er mit Malayta vereinigt glaubte. Am 21. Oktober verließ er den Hafen, da ſich in Folge der Regen Krankheiten, u. A. auch Skorbut, einſtellten, außerdem von Seiten der Eingeborenen unausgeſetzt Angriffe erfolgten. Dies feindliche Auftreten veranlaßte Surville, den Inſeln den Namen der Arſaciden zu geben. Nun ging er über Neu-Seeland nach Peru, das erſte Handelsſchiff, das ſüdlich der Linie den Stillen Ocean durchkreuzt hat.

Wieder gingen Jahre dahin. Die weitere Erforſchung, wenn auch oberflächlich, nahm Shortland 1788 auf. Während Bougainville 1768 dem nordweſtlichen Theil der Gruppe, Surville 1769 dem Nordoſten, wandte Shortland ſeine Aufmerkſamkeit in verhältnißmäßig erfolgreicher Weiſe dem Südweſten zu. Er fand Guadalcanar, das er Isle de Sir Charles Middleton nannte, ging dann nach Weſten und entdeckte die Inſeln Marſh und Hammond und gelangte nach Kap Satisfaktion auf Bougainville. Hier traf er mit friedlichen Eingeborenen aus der nahe gelegenen von ihm Bay of the Indies genannten Bucht zuſammen. Der ganzen Kette legte er den Namen New Georgia bei. 1792 kam d'Entrecaſteaux in dieſelben Gegenden, nachdem Manning kurz vorher die Straße zwiſchen Choiſeul und Iſabel paſſirt, und begann Mai 1793 weitere Details beizubringen. Widrige Strömungen, die Feindſeligkeit der Eingeborenen (diejenigen San Criſtovals griffen die „Recherche“, nachdem einige ſich an Bord begeben und ſich orientirt hatten, von ihren Kanoes aus an) ließen jedoch auch keine erhebliche Reſultate aufkommen, doch konſtatirte er u. A., daß Guadalcanar und Malayta getrennt ſeien. 1791 paſſirte Capitain Wilkinſon mit der „Indiſpenſable“ die nach dem Schiff genannte Straße. Die Mehrzahl der Inſeln Mendanas war wieder aufgefunden, es galt jetzt die Specialforſchung.

Die nächſte Expedition, die wiſſenſchaftliche Ziele nach den Salomos führte, war diejenige Dumont d'Urvilles 1838 mit der „Aſtrolabe“ und der „Zélée“, der hier in den Monaten November und Dezember weilte, und durch ſeine und der an Bord befindlichen Gelehrten Beobachtungen weſentlich zur Kenntniß der Geſtaltung der Inſeln, ſpeciell der ſüdlichen, des Landes ſelbſt und ſeiner Bewohner, beitrug. Nach ihm kamen hier und da einzelne Handels- und Kriegsſchiffe in dieſe Gewäſſer, die ſie jedoch meiſtens nur flüchtig berührten. Mehrfache nähere Mittheilungen ſind jedoch dem Kapitän Denham, Lieutenant Tilley, Rev. Mr. Kerr zu danken. Die Novara berührte leider nur die Steward-Inſeln (Siliyana). Ueber die 1862 im Auftrage des Königs von Belgien, behufs Gründung von Faktoreien auf den Salomo-Inſeln, abgeſandte Expedition iſt leider keinerlei Nachricht zu erhalten, jedenfalls war dieſelbe reſultatlos. Das engliſche Kriegsſchiff „Blanche“, Kapitän Montgomerie, ging 1868 nach New Georgia, um ein Dorf niederzubrennen, das eine europäiſche Schiffsmannſchaft ermordet hatte, und 1879 ward J. M. S. „Alacrity“ beordert, die Inſeln vollſtändig neu zu vermeſſen. Bis jetzt, März 1881, liegen jedoch noch keinerlei Berichte über dieſe Expedition vor. Es iſt zu bedauern, daß die „Gazelle“ 1875 nur Bougainville anlief (vom 24. bis 29. Auguſt); trotz der kurzen Zeit hat ſie doch weſentlich unſere Kenntniß eines Theiles dieſer Inſel bereichert, zu ethnologiſchen Beobachtungen

war wenig Gelegenheit, da ſich in der Nähe des Ankerplatzes kein Dorf befand [1]). Die Miſſion, die ſo vielfach auf den Inſeln des Stillen Oceans thätig iſt, hat auf den Salomo nur an wenigen Orten feſten Fuß faſſen können, darüber ſpäter. Anſiedelungen reſp. Faktoreien europäiſcher Häuſer finden ſich bis jetzt nur auf Sikiyana, das überhaupt vielfach von Schiffen auf der Fahrt zwiſchen Auſtralien und China behufs Kompaßkorrektion angelaufen wird. Einige der größeren Inſeln ſind jedoch mehrfach von deutſchen und engliſchen Kapitänen beſucht, auf deren Mittheilungen ein Theil des von mir gebrachten neuen Materials baſirt. Agenten europäiſcher Häuſer oder andere europäiſche Händler haben ſich neuerdings noch auf San Chriſtoval (Makirahafen), auf der Inſel Savu (im Norden von Guadalcanar), auf Bougainville, Choiſeul, Mahaga (Iſabel), New Georgia und Ugi niedergelaſſen.

[1]) Neue Mittheilungen dürfte vorausſichtlich N. v. Miklucho-Maclay, der Anfang 1880 u. a. längere Zeit auf Simbo (Eddyſtone Is.) weilte, in nächſter Zeit machen.

# Die Milanows auf Borneo.

In den Proceedings of the Royal Geographical Society (April 1881, S. 193 bis 205) giebt W. M. Crocker, welcher 16 Jahre lang in Saráwak auf der nordweſtlichen Küſte von Borneo gelebt hat, einen Bericht über die phyſikaliſche Geographie, die Einwohner und Produkte dieſes Reiches und begleitet denſelben mit einer Karte des nördlichen Borneo, welche zum Theil auf ſeinen eigenen Beobachtungen beruht und einen weſentlichen Fortſchritt bezeichnet. Den äußerſten Nordoſten des Königreichs, die ſogenannte Dritte Diviſion, welche an das Sultanat Brunei grenzt, bewohnt in einer Anzahl von 20 000 Seelen das Volk der Milanows, deren Niederlaſſungen insgeſammt nur wenige Meilen von der See entfernt liegen. Ihr hauptſächlichſtes Nahrungsmittel und Ausführungsprodukt iſt Sago; 1880 wurden davon über 20 000 Tonnen exportirt. Die Sagopalme gedeiht an den ſumpfigen Ufern der Flüſſe überall an dieſer Küſte bis etwa 20 engliſche Meilen landeinwärts; ſie findet ſich zwar an den Küſten von Sumatra, Celebes, Neu-Guinea und den Molukken, doch iſt Borneo als ihre eigentliche Heimath und ihr Hauptverbreitungsbezirk anzuſehen, da Saráwak allein mehr als die Hälfte von allem auf der Erde producirten Sago liefert.

Da Crocker mehrere Monate lang unter den Milanows gelebt hat, ſind ſeine Mittheilungen über dieſes erſt wenig bekannte Volk von beſonderem Intereſſe. Sie ſind deſſelben Urſprungs, wie die Stämme im Innern, welche noch in der denkbar roheſten Form menſchlichen Daſeins ihr Leben hinbringen. Die Milanows aber haben, da ſie ſchon frühzeitig von Malaien zu Handelszwecken beſucht worden ſind, malaiiſche Kleidung und zum Theil auch den Islam angenommen. Sie wohnen in guten Häuſern, ihre Frauen kleiden ſich in Seide und tragen Goldſchmuck von bedeutendem Werthe; in ihren Wohnungen findet man engliſche Gläſer, Töpfe und Meſſer, und ſie ſind in der That verhältnißmäßig reich. An jedem Fluſſe längs dieſes Theils der Küſte, welche oft nur vier engliſche Meilen von einander entfernt ſind, findet man einen verſchiedenen Dialekt. Die Furcht vor den Saribas- und Illanun-Piraten, welche in dieſer Gegend beſtändig auf der Lauer lagen, erklärt den geringen hier herrſchenden Verkehr, ehe Sir James Brooke auftrat. Die Häuſer waren früher auf Pfählen von hartem Holze, etwa vierzig Fuß über dem Erdboden, erbaut, zum Schutze gegen Feinde. Manche von dieſen Häuſern ſtehen noch heute, ohne indeſſen erſetzt oder erneuert zu werden, da jetzt Friede und Ordnung herrſcht und die Leute ihrem täglichen Berufe nachgehen können ohne Furcht vor Piraten auf der See und kopfjagenden Dajaks auf dem Lande; heute können die Anwohner aller Flüſſe, vom Redſchang bis zum Bintulu hin, frei mit einander verkehren.

In ihrer äußern Erſcheinung gleichen die Milanows den übrigen Stämmen im Gebiete von Saráwak und unterſcheiden ſich von denſelben nur durch ihr viereckiges Geſicht; die Frauen ſind ſeltſamer Weiſe in den Ruf der Schönheit gekommen. Es giebt allerdings einige hübſche Mädchen unter ihnen; aber als Stamm betrachtet ſtehen ſie an Geſtalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malaien zurück. Sie ſind von Farbe ſehr weiß, aber es iſt oft ein ungeſundes, milchiges Weiß; da ſie ihr ganzes Leben hindurch damit beſchäftigt ſind, den Sago aus dem Palmenmark herauszutreten oder zu preſſen, ſo werden ihre Füße breit und ihre Figuren ſtämmig und unterſetzt. Ihre Köpfe werden in der Kindheit durch Druck abgeflacht, aber nicht dermaßen, daß ſie dadurch entſtellt würden. Dieſer Gebrauch ſcheint nur bei ihnen vorzukommen; wenigſtens hat Crocker nichts über ſeine Exiſtenz bei anderen Stämmen des oſtaſiatiſchen Archipels vernommen.

Die Männer ſind etwa von mittlerer Größe; ſie tatuiren ſich weder noch tragen ſie irgend welchen Schmuck oder Zierrath. Sie ſind milde und friedlich, ruhig und artig von Charakter; zu den Kopfjägern gehören ſie nicht, wenn ſie auch in ihren Häuſern noch einige Schädel aufbewahren. Gegen ihre Vorgeſetzten ſind ſie unterwürfig, und Verbrechen kommen unter ihnen ſelten vor. Die ernſteſten Fälle, mit welchen die europäiſchen Reſidenten zu thun haben, ſind die „Betſcharas“ oder Rechtshändel um ihre Sagopalmländereien. Manche unter ihnen haben große Gelehrigkeit gezeigt und ſelbſt die engliſchen Buchſtaben ſchreiben gelernt. Hoffentlich errichtet die Regierung bald Schulen unter ihnen, und es wenden ſich einige von den Miſſionaren, welche jetzt bei den Land-Dajaks ſehr wenig fruchtbaren Boden finden, ihnen zu.

Unter den Milanows findet ſich Polygamie; aber ſelten hat einer mehr als ein Weib. Ihre häuslichen Angelegenheiten ſind ſo geordnet, daß die Arbeit unter allen Familienmitgliedern gleichmäßig vertheilt iſt; ſie leben dabei glücklich und zufrieden. Sie ſind, ebenſo wie die Dajaks, ſehr abergläubiſch, glauben an Träume und Vorzeichen und richten ihre Reiſen nach dem Fluge der Vögel. Ihre Religion, wenn man anders einen Glauben an gute und böſe Geiſter Religion nennen kann, iſt merkwürdiger Weiſe dieſelbe, wie diejenige der Cochinchineſen. (Ob das nicht ein weiterer Beweis für Wallace's Theorie iſt, daß Borneo einſt mit dem Feſtlande von Aſien zuſammenhing, oder wenigſtens dafür, daß die Inſel zuerſt von Norden her bevölkert wurde?) Sie glauben, daß das Jenſeits der irdiſchen Welt gleicht, daß ſich dort wie hier Berge, Thäler, Ströme und Seen finden, die von verſchiedenen Geiſtern beherrſcht werden, und daß es einen oberſten Gott, Epoo genannt, giebt, welcher Macht hat über alle Geiſter. Deſſen Aufenthalt ver-

mögen ſie nicht anzugeben; er herrſcht unumſchränkt in der unſichtbaren Welt. Es giebt verſchiedene böſe Geiſter des Fluſſes, des Meeres, Blitzes u. ſ. w., aber nur einen guten, Balu Adad mit Namen, der als ein ſchönes Weib beſchrieben wird; ihrer Sorge werden am Todtenfeſte alle Seelen anvertraut, und ſie geleitet dieſelben in das Jenſeits.

Stirbt ein wohlhabender Mann, ſo werden Sagopalmen gefällt in dem Glauben, daß ſie der Eigenthümer in jener Welt zu ſeinem Gebrauche fertig wiederfindet. Dann wird ein Prahu (Boot) ſorgfältig aus einer Sagopalme geſchnitzt, mit Flaggen geſchmückt und neben das Grab geſtellt; in Folge deſſen findet der Todte es im Jenſeits wieder, und zwar in Geſtalt eines großen Schooners, der fertig zum Gebrauche vor ſeinem Hauſe vor Anker liegt. Waffen, Sirih-Büchſen, Bronzekanonen, das Geld der Milanows und Kleider werden zum Gebrauche im Himmel in den Sarg gelegt und dieſer dann drei Tage lang eingegraben, während welcher Zeit ſich der Verſtorbene, wie man glaubt, für die Reiſe rüſtet. Nun nimmt Balu Adad, das ſchöne Weib, Beſitz von dem Geiſte und geleitet ihn in das Jenſeits. Allein mitten auf dem ſchmalen, dorthin führenden Pfade ſteht ein großer, wilder Hund, Maweang genannt, und wehe dem, der nicht mit einer gewiſſen kleinen Perle (tolak) verſehen iſt, um ihn damit zu beſänftigen! Zu dieſem Behufe wird der Leiche ſtets eine ſolche Perle auf den rechten Arm gelegt.

Die Leiche eines Häuptlings läßt man verweſen, thut die Ueberreſte in einen Krug und ſetzt denſelben in einen dazu ausgehöhlten großen Baum oder Pfoſten, wozu man ſtets Bilian (Eiſenholz) wählt. Dieſe Grabmäler ſind oft von bedeutender Größe und ſorgfältig geſchnitzt; da jenes Holz faſt unzerſtörbar iſt, ſo giebt es ſolche, deren Exiſtenz Generationen weit ſich zurückführen läßt. Der Pangeran (malaiiſcher Titel für Prinz), von welchem Crocker ſeine meiſten Erkundigungen eingezogen hat, theilte ihm auch mit, daß ſein Großvater in ſolcher Weiſe beerdigt, und daß ein Sklave an den Pfoſten gekettet wurde und dort verhungerte, damit er im Jenſeits ſeinem Herrn ſofort zu Dienſten ſtände.

Dieſelben Charaktere und Leidenſchaften, welche hier die Menſchheit beeinfluſſen, regieren auch dort die Seelen, und die Böſen ſind auch dort böſe. Auch dort tritt der Tod ein, und ſchließlich nimmt der Geiſt die Geſtalt einer Raupe oder Made an.

Einige Monate nach dem Tode eines Milanow verſammeln ſich ſeine Freunde zu einem großartigen Feſte und Hahnenkampfe, welcher drei bis vier Tage dauert, und wobei mitunter 300 bis 400 Hähne als Opfer zum Beſten des Hingeſchiedenen ihr Leben laſſen müſſen.

Die Milanows verdanken die Beſſerung ihrer Lage der Sagopalme. Der Handel in Sago nimmt beſtändig zu und, da der Preis deſſelben in den letzten zehn Jahren um 50 Procent geſtiegen iſt, ſo werden jetzt die Malaien in den anderen Gebieten von Sarawak auf den Werth der Palme aufmerkſam und legen große Pflanzungen an, welche in wenigen Jahren die Wichtigkeit dieſes Exportartikels bedeutend vergrößern werden.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Bei K. J. Trübner in Straßburg erſcheint im Mai dieſes Jahres auf Grundlage von Schricker's wohlbekanntem Vogeſenführer: „Die Vogeſen. Ein Handbuch für Touriſten", neu bearbeitet von Curt Mündel, unter Mitwirkung von Prof. Euting und Dr. A. Schricker. Das Buch wird nicht weniger als 12 Karten und einen Plan enthalten, trotzdem aber nur 3 Mark koſten. Die Namen der Mitarbeiter bürgen dafür, daß der Reiſende, welcher mit dieſem Führer in der Taſche das ſchöne Gebirge durchzieht, ſich zuverläſſiger Leitung anvertraut.

— Lorenz Dieſenbach's „Völkerkunde Oſteuropas" iſt durch Ausgabe des zweiten Halbbandes des zweiten Bandes (Darmſtadt, L. Brill, 1880) vollſtändig geworden. Derſelbe behandelt in der ſchon früher (ſ. „Globus" XXXVIII, 176) dargelegten Weiſe die finniſche Familie, die Zigeuner, Armenier und Kaukaſier; unſeres Lobes bedarf er nicht. Sein Hauptzweck, wie ihn der Verfaſſer ſelbſt präciſirt, iſt die Einführung der Leſer in Völkergebiete, die in vielen, beſonders ſprachlichen Beziehungen erſt in neuerer Zeit näher unterſucht und bekannt geworden ſind. Im Einzelnen wie in umfaſſenderen Ergebniſſen rechnete er dabei auf ſelbſtdenkende und mitforſchende Leſer, die ein Endurtheil lieber auf eigene Koſten gewinnen, als es mit bequemer Paſſivität nachſprechen. Solchen aber, wir wiederholen es, wird das Buch reichen Gewinn bringen.

— In franzöſiſcher Ausgabe ſind jetzt die reducirten Karten der durch den Berliner Kongreß feſtgeſetzten neuen Grenzen auf der Balkanhalbinſel, deren eine der „Globus" bereits auf S. 103 des 38. Bandes veröffentlichte, erſchienen. (Berlin, D. Reimer. 4 Blätter in 1 : 300 000.) Prof. Heinrich Kiepert hat ihre Verkleinerung überwacht, die Bedeutung dieſer politiſch ſo wichtigen Linien in einer eingehenden Beſprechung dargelegt und das Material durch Anpaſſung des ringsum anſtoßenden Gebietes allgemeiner Benutzung zugänglich gemacht.

— In Montenegro ſind in den Jahren 1879 und 1880 durch ruſſiſche Offiziere in den neu erworbenen Gebieten (Rayon der Herzegowina und um Antivari) 3420 Quadratwerſt aufgenommen worden im Maßſtabe 1 : 21 000 (500 Saſ. = 1 Zoll). Von dieſem Gebiete waren bis zum Jahre 1878 nur 270 Quadratwerſt aufgenommen. Im Rückſtand ſind für 1881 noch 960 Quadratwerſt im Kreiſe Kolaſchin, 100 Quadratwerſt im Kreiſe Dulcigno und etwa 350 Quadratwerſt in den Kutſchi-Drekalowitſchi, wo die Grenze noch nicht feſt beſtimmt iſt.

— Eine Notiz der „Exploration" (Nro. 221) beſagt, daß aus den kürzlich an Montenegro gefallenen Gebieten eine ſtarke Auswanderung ſtattfindet, und zwar weil die montenegriniſchen Geſetze zu raſch in Anwendung gekommen ſind. Kriegsdienſt und Schulpflicht vertreiben die Mohammedaner. Podgoritza, welches unter türkiſcher Herrſchaft 6000 Einwohner zählte, hat die Hälfte davon verloren; beſonders iſt die Kaufmannſchaft verſchwunden, ſeitdem ſich dort keine ſtändige Garniſon mehr befindet und die Albaneſen es vorziehen, den Bazar von Skutari zu beſuchen.

— Nach einer ungefähren Berechnung fallen nach der von den Botſchaftern zu Konſtantinopel vereinbarten neuen griechiſch-türkiſchen Grenze, deren Verlauf einſtweilen auf unſeren Karten nur annähernd angegeben werden kann, an Griechenland rund 240 Quadratmeilen oder etwa

so viel Landes, als das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (241,6 Quadratmeilen) umfaßt. Nach den Bestimmungen der Berliner Konferenz sollte das abzutretende Gebiet circa 365 Quadratmeilen umfassen (das Königreich Würtemberg zählt deren 354); davon bleiben nun 89 in Epirus und 36 im nördlichen Thessalien beim türkischen Reiche.

## Asien.

— Ujfalvy's zweite Reise nach Turkestan (s. Bd. 38, S. 144) ist durch einen Zwischenfall, wie es scheint politischer Natur, unterbrochen worden, so daß er sich genöthigt sah, nach Paris zurückzukehren. Am 19. März ist er aber in Gesellschaft seiner Frau wieder abgereist, um über Tiflis, Baku und das Kaspische Meer zunächst nach der persischen Provinz Chorassan zu gehen.

— Ein Berichterstatter des „Standard", welcher die Insel Chios nach dem jüngsten Erdbeben besuchte, giebt folgenden Ueberschlag über den dadurch verursachten Verlust an Menschenleben und Eigenthum: es wurden getödtet 4189 Personen, schwer verletzt 1015, 14 000 Häuser zerstört und Werthe im Betrage von 60 bis 80 Millionen Mark vernichtet.

— M. Léon Cahun (dessen Reise im Gebirge der Nosairier der „Globus" in Bd. 37, S. 305 und 321 geschildert hat) ist von seiner 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums und in Gesellschaft seiner Frau unternommenen Reise nach Vorderasien zurückgekehrt. Er hat wenig bekannte Theile des nördlichen Mesopotamien besucht und zahlreiche Ruinen aufgenommen, darunter diejenigen einer Fayencefabrik in Rakka am Euphrat, im Jahre 1108 durch Sultan Mahmud Abu-el-Kasim gegründet, parthische Ruinen in Dschaber und eine vorzüglich erhaltene römische Stadt in Ressâfa zwischen Tadmor und Rakka. Bei den gefürchteten Aneze- und Schammar-Beduinen und selbst bei den Schevanlü-Kurden hat Cahun sehr gute Aufnahme gefunden.

— Die französische Regierung hat den Schiffslieutenant Amédée Gauthier mit einer Mission in Cochinchina betraut, welche die Erforschung der Länder der Moi, Sciamba, Stieng, der Waldlandschaften an der Grenze der französischen Kolonie zum Gegenstande hat.

— Karl Bock, welcher über seine Reise durch das südöstliche Borneo („Globus" 37, S. 255) ein demnächst erscheinendes Buch „Die Kopfjäger von Borneo" geschrieben hat, welches namentlich seine zoologischen und ethnographischen Beobachtungen enthält, verläßt Mitte April London, um eine Reise in das Innere von Siam auszuführen.

— Mr. Broumton, Agent der China-Inland-Mission zu Kwei-yang-fu in der Provinz Kwei-tschou, hat letzthin den Miao-tze in der Nähe jener Stadt einen Besuch abgestattet. Einer derselben, von welchem er etwas von ihrer Sprache erlernt hatte, hatte ihm mitgetheilt, daß sein Volk im dritten Monate des Jahres eine große Versammlung auf einem Berge abhalte, und ihn dazu eingeladen. Diese vorzügliche Gelegenheit, Sitten und Gebräuche des ziemlich unbekannten Volkes kennen zu lernen, benutzte Broumton gern. Die Stämme, welche er speciell kennen lernte, waren die „Schwarzen Miao", so genannt nach der Farbe ihrer Kleidung, und die Ka-tau und sitzen bei Hwang-ping-tschön. Die Spitze und die Abhänge des Berges, auf welchem die Festlichkeit statthatte, fand der Missionar mit Frauen in ihren malerischen Kostümen und Männern in einfachen Kleidern von schwarzer Baumwolle bedeckt. Das Fest hat einen religiösen Charakter; die Miao-tze behaupten, daß ein schlechtes Jahr käme, wenn sie es nicht abhielten. Seine Hauptbestandtheile sind Musik und Tanz. Die Instrumente heißen bei den Miao ki, auf chinesisch lin-scheng („sechs Töne") und bestehen aus langen Bambusröhren, meist sechs, aber auch zwei an der Zahl, die in einem hölzernen Mundstücke befestigt sind. Manche sind sehr groß, da die Röhren bis 18 Fuß lang sind, und es erfordert große Anstrengung, sie zu blasen; sie bringen einen sonderbaren, brausenden Ton hervor, den man weithin hört. Die Musikanten bewegen sich beim Blasen langsam um den Platz, das Gesicht nach dem Mittelpunkte gewendet, und draußen tanzen die jungen Frauen nach derselben Richtung. Es waren bei dieser Gelegenheit fünf bis sechs Musikbanden zur Stelle, deren jede ihren Kreis von Tänzerinnen um sich versammelte.

— Graf Montgelas, der gewesene österreichische Diplomat, hat in London den von der dortigen geographischen Gesellschaft eingerichteten Unterricht für angehende Forschungsreisende durchgemacht und dann sich kürzlich nach dem nördlichen Borneo begeben, welches bekanntlich vom Sultan von Sulu an die North Borneo Company abgetreten worden ist, um dort bei der Erforschung und Entwickelung des noch ziemlich unbekannten Gebietes thätig zu sein.

## Die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer.

S. Der „Globus" hat vor einiger Zeit (Bd. XXXVIII, S. 187 und 199) seinen Lesern einige Mittheilungen über die Kaukasischen Juden gebracht. Als Ergänzung gleichsam zu jener ethnographischen Skizze liefern wir heute einige historische Daten über die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer. (Nach N. O. Elmin: „Jüdische Ansiedler im alten Armenien", in den Protokollen der Sitzungen des vorbereitenden Comités des fünften archäologischen Congresses in Tiflis. Moskau 1879 und 1880, S. 100 bis 103.)

Schon in den ältesten Zeiten treten in Armenien Ansiedler sehr verschiedener Nationalität auf; die einen freiwillig, die anderen gezwungen als Kriegsgefangene. Die Länder, aus denen die Ansiedler herstammten, sind: Phönizien, Assyrien, Palästina, Medien, Indien, China, das Land der Bulgaren, der Alanen u. s. w. In den geschichtlichen Quellen finden sich nur über einzelne jener den genannten Volksstämmen angehörenden Ansiedler genauere Nachweise; so über die Meder, die Juden und die Inder. Ueber die Meder spricht ein altes armenisches Epos, über die Juden der Byzantiner Faustus, ein Schriftsteller des IV. Jahrhunderts und Moses von Chorene; über die Inder der Syrier Zenobius Glak (?).

Schon 600 Jahre vor Christi Geburt sind jüdische Ansiedler in Armenien anzutreffen. Mar-Abas (150 Jahre v. Chr.) meldet darüber: Schambat, einer der angesehensten der von Nebukadnezar nach Babylon in die Gefangenschaft geführten Juden, zieht mit allen seinen Hausgenossen nach Armenien. Hier herrschte damals Hratschi, der Dynastie Haik angehörig. Der Herrscher empfängt die Juden unter Schambat's Leitung mit großen Ehren und weist ihnen Ländereien zu ihrem Besitz an. — Nach dieser ersten Nachricht erfahren wir lange Zeit nichts von den jüdischen Ansiedlern und ihrem Schicksal. Erst im Jahre 150 v. Chr., nachdem bereits die Dynastie Haik aufgehört hat und als Wacharschah, der Begründer der Dynastie Arschak, auf dem Thron Armeniens sitzt, hören wir wieder von den Juden. Der neue Herrscher schafft eine neue Ordnung in seinem Reiche, er ernennt Bagrat, einen Nachkommen Schambat's, zum erblichen Statthalter mit der Verpflichtung, ihm bei der Krönung die Krone aufs Haupt zu setzen. Diese Pflicht und diese Würde verbleibt dem Geschlechte Bagrat's bis zum Aufhören der Dynastie Arschak im Jahre 433 vor Christi Geburt. So lange die Dynastie Arschak in Armenien herrschte, hatte ein Mitglied des Geschlechts Bagrat auch die Pflicht, bei der Thronbesteigung dem neuen Herrscher die Krone aufzusetzen.

Im Jahre 855 nach Christi Geburt bestieg Aschota I.

aus dem Geſchlecht Bagratuni den armeniſchen Thron. Die Dynaſtie hörte ſchon 1079 auf, aber das Geſchlecht der Bagratiden ſetzte ſich fort als das armeniſche Geſchlecht Bagratuni und weiter als das gruſiniſche Bagration.

Weiter meldet die Geſchichte, daß unter der Regierung Tigranes II. (89 bis 55 v. Chr.) eine Menge Juden als Kriegsgefangene nach Armenien geführt worden ſeien. Das geſchah nach einem Kriegszuge der Armenier gegen Ariſtobulos, welcher letztere dabei vom Hoheprieſter Hyrkanus, einem Sohne Alexander's, unterſtützt wurde. Die mit ihrem Hoheprieſter an der Spitze nach Armenien geſchleppten Juden wurden in verſchiedenen Städten und Ortſchaften des Reiches angeſiedelt. Moſes von Chorene nennt die Städte Armawir, Wan und die Ortſchaft Wacharſchapat, aber macht über die Zahl der Kriegsgefangenen keine Angabe.

Dagegen finden ſich einige Zahlen, freilich aus ſpäterer Zeit, bei dem griechiſchen Hiſtoriker des IV. Jahrhunderts Fauſtus in deſſen Geſchichte von Armenien. Fauſtus beſchreibt den erbitterten Kampf des perſiſchen Herrſchers Schapura (Sapor) gegen Arſchak III. von Armenien. Die Perſer ſiegen und zerſtören die vornehmlich von Juden bewohnten Städte. Fauſtus nennt die Namen der Städte und giebt an, wie viel jüdiſche Familien aus jeder Stadt in die perſiſche Gefangenſchaft geführt wurden. So ſeien fortgeführt aus Artaſchat 9000 Familien, aus Jeruandaſchat 30 000, aus Sarech-awan 8000, aus Sariſchat 14 000, aus Wan 18 000, aus Nachitſchewan (dem alten) 16 000, in Summa 95 000 Familien. Aus anderen Stellen geht hervor, daß damit keineswegs alle von Juden bewohnten Ortſchaften genannt worden ſind, denn Moſes von Chorene berichtet, daß in den erſten Jahren des vierten Jahrhunderts unter dem Herrſcher Terdat Juden nach der damaligen Hauptſtadt Armeniens, Bacharſchapat, geſchleppt worden ſeien; von wem, woher und warum, davon erfahren wir nichts.

Damit ſind aber die Nachrichten von jüdiſchen Anſiedlern noch nicht beendigt. Moſes von Chorene berichtet weiter von Juden, welche nach Armenien gekommen ſeien, aber nicht aus Paläſtina, ſondern aus Medien. Dieſe Juden ſind in der armeniſchen Geſchichte bekannt unter dem Namen „Amatuni", was Ankömmlinge bedeutet (vom Perſiſchen „ameden" = ankommen). Der Name iſt mit ſeiner altarmeniſchen Endigung „uni" zum Eigennamen eines in Altarmenien bekannten Geſchlechts geworden. Auf den jüdiſchen Urſprung der Familie Amatuni weiſt vielleicht auch der unter ihren Gliedern ſehr verbreite Name Samſon. Nach den Zeugniſſen der armeniſchen Geſchichtsſchreiber wurden die Vorfahren des Geſchlechts Amatuni aus Paläſtina durch den Perſer Arſchak I., den Stammvater der perſiſchen Arſchakiden, im Anfang des III. Jahrhunderts v. Chr. nach Ekbatana (Hamadan) geführt. Hier in Medien wurden ſie Manu genannt; vielleicht erinnert das daran, daß der Stammvater Samſon geheißen. In Medien nahmen die Juden eine hervorragende Stellung ein. Was ſie veranlaßt hat, Medien aufzugeben und in Armenien eine Zuflucht zu ſuchen, iſt unbekannt. — Vielleicht waren ſie in Folge ihrer Religion Bedrückungen und Verfolgungen von Seiten der Meder ausgeſetzt.

Das ſind die einzigen Nachrichten, welche wir über gutwillig oder gezwungen in Armenien angeſiedelte Juden haben.

## Afrika.

— Der italieniſchen Geſellſchaft Rubattino, welche neben dem Chedive den Verkehr im Rothen Meere unterhält, iſt ein Konkurrent in der Perſon des Sultans von Zanzibar erwachſen. Derſelbe hat mit drei Dampfern eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Zanzibar, Aden, Hodeida, Maſſaua, Dſchidda und Suakin ins Leben gerufen. Kapitäne und Matroſen ſind Zanzibarer, die Ingenieure Portugieſen. Am 18. Januar ankerte der erſte Dampfer unter Zanzibar-Flagge vor Suakin; er führte viel Pilger ſowie Waaren für Häfen des Rothen Meeres an Bord.

— Die längſt geplante amerikaniſche Miſſionsſtation in Bihé ſteht dicht vor ihrer Verwirklichung. Drei Miſſionare, Bagſter, Sanders und Miller, ſind in Benguela angelangt und denken zu Anfang Mai nach ihrem Beſtimmungsorte aufzubrechen.

— Nach dem Innern Senegambiens ſind augenblicklich zwei Expeditionen, eine engliſche und eine franzöſiſche, unterwegs. Die erſtere unter Dr. Gouldsbury (ſ. oben S. 127), den Lieutenant Dumbleton und Dr. Browning begleiten, hat Bathurſt am 21. Januar dieſes Jahres verlaſſen, um den Gambia bis Yabutenda aufwärts zu verfolgen, Timbo in Futa-Dſchalon zu berühren und von da Sierra Leone zu erreichen. Man beabſichtigt mit dieſer Reiſe, für letztere Kolonie eine Straße ins Innere bis Timbo zu eröffnen. Am 5. April wollte auch Dr. Bayol vom Senegal nach Futa Dſchalon abreiſen, wenn möglich, Timbo beſuchen und die Quellen des Gambia, Faleme, Baſing und Niger erforſchen.

— James Sibree's Werk über Madagaskar (The Great African Island), welches der „Globus" im 37. Bande wiederholt beſprochen hat (S. 219, 299, 303, 351, 383), iſt jetzt in deutſcher Ueberſetzung bei Brockhaus in Leipzig erſchienen unter dem Titel „Madagascar. Geographie, Naturgeſchichte, Ethnographie der Inſel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner." Es iſt bekanntlich eines der vorzüglichſten Werke über die große, immer noch nicht genügend bekannte Inſel, in welchem der Verfaſſer nicht nur ſeine eigenen während eines langjährigen Aufenthalts im Lande gewonnenen Erfahrungen niedergelegt, ſondern auch die ganze reiche Literatur benutzt hat, namentlich auch das in Europa nur ſehr wenig bekannte, ſeit einigen Jahren in der Hauptſtadt der Howas erſcheinende Antananarivo Annual.

## Inſeln des Stillen Oceans.

— Auf Sandwich Island bei Neu-Hannover (Melaneſien) bemerkte Rev. G. Brown, wie er in den Proceed. Roy. Geogr. Soc. (1881, p. 218) beſchreibt, daß die Eingeborenen freundliche Geſinnung durch Klopfen mit der Hand auf das Haupt ausdrücken. Daſſelbe Zeichen wird auch im Nordweſten von Neu-Irland angewendet, anſcheinend aber nicht über Kap Givry ſüdlich hinaus. Es iſt das ein weiterer Beweis für den beſonders wichtigen und in gewiſſer Hinſicht ſogar heiligen Charakter des Kopfes bei allen Eingeborenen dieſer Meere. In Samoa wird ein Eingeborener den Kopf eines andern nie mit dem gewöhnlichen Worte bezeichnen, außer wenn er ſchimpfen will, und im Kriege wird ſtets ein großer Unterſchied gemacht zwiſchen der Zahl der Getödteten und derer, deren Köpfe erbeutet wurden. Letztere werden zuerſt gezählt, dann erſt die Getödteten überhaupt. Für Verwandte eines Gefallenen iſt es ſtets ein großer Troſt in ihrem Schmerze zu erfahren, daß deſſen Leichnam unbeſchädigt gerettet wurde; im gegentheiligen Falle erbitten ſich meiſt einige Freunde von der ſiegreichen Partei den Kopf, ohne ſich viel an das Schickſal des Rumpfes zu kehren. Ebendort gilt es als die achtungsvollſte Weiſe, ſeinen Dank für ein Geſchenk auszudrücken, daß man daſſelbe einen Augenblick auf den Kopf legt. Der ſchwerſte Schimpf, den ein Maori ſeinem Feinde anthun kann, iſt, daß er ihn auffordert, hinzugehen und den Kopf ſeines Großvaters oder eines andern Verwandten zu kochen. „Cannibal Jack", ein in jenen Gebieten wohlbekannter Mann, erzählte dem Rev. Brown, daß vor längeren Jahren auf Neu-Caledonia oder einer der benachbarten Inſeln ein

von dem Häuptling adoptirter Weißer vom Volke getödtet wurde, weil er im Scherz dem Häuptling auf den Kopf geklopft hatte. Der Alte that sein Möglichstes, ihn zu retten, aber vergeblich; Jack aber nahm sich seitdem in dieser Hinsicht im Verkehr mit den Eingeborenen gewaltig in Acht. Auf Neu-Irland und der Gruppe Duke of York werden Schädel und Unterkiefer als Trophäen bewahrt; diejenigen von Häuptlingen und hervorragenden Männern werden von den Verwandten im Hause aufgehängt und Jahre lang aufbewahrt. In der Salomo-Gruppe werden die Leichen eine Zeit lang im Mangrove-Dickicht ausgesetzt, dann die Schädel gesammelt und alle zusammen in einem rohen Steinhaufen oder einer kleinen Hütte auf einem Eilande abseits der Hauptinsel beigesetzt. Auf Sandwich Island wird ihnen nicht so viel Werth beigemessen; denn ein Eingeborener überließ dem Rev. Brown einen Schädel gegen eine Schnur Perlen, und das war das erste Mal, daß dies dem Missionar begegnete.

— Nach der bestimmten Erklärung des Gouverneurs der Fidschi-Inseln, Mr. G. W. Des Voeux, soll jetzt, anstatt Levuka, Suva zur Hauptstadt dieser Kolonie erhoben und mit der Verlegung der Regierung dahin sofort begonnen werden. Alle Gegenvorstellungen von Seiten der Bewohner von Levuka halfen nichts. Suva liegt an einem ausgezeichneten Hafen gleichen Namens an der Südostküste von Viti Levu, der größten Insel des Fidschi-Archipels, und ist von gut bewässertem und fruchtbarem Lande umgeben.

— A. Kirchhoff, Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel (C. Winter, Heidelberg). Ein Vortrag, dessen erste Hälfte einen Ueberblick über Natur und Bevölkerung der Südseeinseln giebt, während die zweite sich mit dem deutschen Südseehandel und speciell mit der Godeffroy'schen Unternehmung auf den Samoa befaßt. Die Stellung, welche die deutsche Regierung zu derselben einnimmt, charakterisirt der Autor so: „Sie will keinerlei Herrschergelüsten in dem fernen Weltmeer nachjagen, aber sie will das Eigenthum und die segensvolle Arbeit der deutschen Reichsbürger in ihren vollen Schutz nehmen. An unserer Nation ist es nun, auf der gegen fremde Uebergriffe gesicherten Grundlage ein Werk weiterzuführen, dessen Stocken uns eine ewige Schande sein würde, dessen Gedeihen nicht bloß Geldgewinn verheißt, sondern uns schulen wird in selbständiger kolonialer Thätigkeit, niedriger stehende Rassen an Arbeit zu gewöhnen, unter eigener Flagge die Güter heimischen Gewerbfleißes zu verfahren, ohne Dazwischentreten gewinnsüchtiger Fremden die tropischen Erzeugnisse einzuhandeln oder selbst zu ernten."

## Polargebiete.

— Der niederländische Nordpolfahrer „Willem Barents" wird nach den bisherigen Bestimmungen am 7. Mai eine vierte Expedition in die arktischen Gewässer antreten, von welcher das Schiff zu Anfang November zurückkehren soll. Vor allem werden diesmal Spitzbergen und Dicksonhaven besucht und, wenn möglich, Beobachtungen auf dem Karischen Meere angestellt werden.

— Der von der amerikanischen Regierung zur Aufsuchung der „Jeannette" Anfang Juni von San Francisco auszusendende Dampfer „Mary and Helen" wird unter Befehl des Marinelieutenants Robert M. Berry gestellt. Berry hat als Kommandeur des Dampfers „Tigreß", welcher mit zur Aufsuchung und Rettung der Polarisexpedition verwendet wurde, schon einmal das arktische Meer befahren. Die Expedition wird so reichlich ausgerüstet und verproviantirt, daß sie nöthigenfalls drei Jahre in den Eisregionen bleiben kann; doch wird der Befehlshaber nicht verpflichtet, überhaupt nur einen Winter wegzubleiben, sondern es wird dieses seinem aus den Umständen und Thatsachen an Ort und Stelle gebildeten Urtheil überlassen. Zunächst geht das Schiff nach Petropawlowsk, um sich dort mit 25 Hunden, Schlitten, Treibern, arktischer Kleidung und gedörrtem Lachs als Hundefutter zu versehen. Sodann begiebt es sich nach St. Michaels, um aus einem dahin vorausgeschickten Tender seinen Kohlenvorrath durch etwa 200 Tons zu ergänzen. Von da werden einige Punkte der Tschuktschen-Halbinsel, namentlich die Lorenzbai, Ostkap, Kap Serdze Kamen und die Koliutschinbai, besucht, und erst dann, in der ersten Hälfte des August, wird die Möglichkeit geboten sein, nordwärts in das Eismeer vorzudringen. Hier soll zunächst die Heraldinsel aufgesucht werden, weil in der Nähe derselben sowohl die „Jeannette" als die beiden verschollenen Walfahrzeuge zuletzt, im September 1879, gesehen wurden. Darauf wird die „Mary and Helen" trachten, die Südostspitze von Wrangelland zu erreichen, wo ja nach dem Berichte des Kapitän Dallmann eine geräumige Bai als gute Zuflucht sich bietet. Von hier aus wird man nun durch Schlittenreisen die Expedition selbst oder in Cairns (Steinhaufen) Spuren und Nachrichten von ihr suchen. Nöthigenfalls wird die „Mary and Helen" an der Südostküste von Wrangelland oder in einer Bai an der sibirischen Küste überwintern. Wenn nun auch die Expedition ausschließlich aus Freiwilligen der Vereinigten-Staaten-Kriegsmarine bestehen wird und eigentliche Gelehrte dem Beschlusse des Kongresses gemäß nicht mitgehen sollen, so wird doch die Reise für die Geographie und Hydrographie höchst wahrscheinlich werthvolle Resultate liefern. — Eine zweite Expedition wird das meteorologische Bureau des Kriegsministeriums, U. S. Signal Service, aussenden und zwar zum Zwecke der Errichtung einer der internationalen Beobachtungsstationen, welche demnächst an einer Reihe von Punkten um den Pol herum ins Leben treten sollen. Die Vereinigten Staaten haben die Besetzung einer Station an der Lady-Franklin-Bai, wohin bereits Howgate's vorbereitende Expeditionen gerichtet waren, und bei Kap Barrow übernommen. Ob die letztere schon in diesem Jahre besetzt wird, ist noch ungewiß, die erstere aber soll schon in diesem Sommer errichtet werden. Zu diesem Zwecke werden sich drei Offiziere der Vereinigten-Staaten-Armee, Greely, Kislingbury und Lockwood, in Begleitung von vier im meteorologischen Dienste geübten Unteroffizieren und 16 Soldaten in einem zu charternden Dampfer im Juni von St. Johns, Neufundland, nach der Lady-Franklin-Bai begeben. In Disco wird sich der im vorigen Jahre von Howgate's halb mißglückter Expedition dort zurückgebliebene Franzose Oskar Pavy anschließen.

**Inhalt:** Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872. VII. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. II. (Mit einer Abbildung.) — M. Eckardt: Die Salomo-Inseln. I. — Die Milanows auf Borneo. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 25. April 1881.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 21.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn D. D. Beth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeiſt von dem Reiſenden aufgenommenen Photographien.)

VII [1]).

Am 22. März um die Mittagszeit kamen Beth und ſeine Begleiter in Palembang, der öſtlichen Hauptſtadt des heutigen Sumatra, an, die der Ausgangspunkt für ihre weiteren Touren in das Innere ſein ſollte. Die Dampferfahrt den Moeſi aufwärts bis zu der etwa 90 km oberhalb der Mündung belegenen Stadt hatte durch eine eintönige, unintereſſante Landſchaft geführt: niedrige, ſtellenweiſe überſchwemmte Ufer, dicht mit Nipapalmen und anderen Bäumen beſtanden, zwiſchen denen nur hin und wieder eine auf hohen Pfählen erbaute Fiſcherhütte anzeigt, daß das Land überhaupt bewohnt iſt. Um ſo erfreulicher wurden die Reiſenden bei ihrer Ankunft in Palembang durch das großartige, belebte Ausſehen der Stadt überraſcht, die ſich auf beiden Ufern des hier 400 m breiten Fluſſes 6 bis 7 km weit hinzieht. Ein großer Theil der breiten Waſſerfläche iſt mit ſchwimmenden chineſiſchen Wohnungen, zierlichen, auf Flößen ſtehenden Hütten, bedeckt. Einige Dreimaſter, Briggs und Schooner, die inmitten zahlreicher großer Boote von landesüblicher Geſtalt am Landungsplatze vor Anker lagen, ſowie eine ſchier unzählige Menge kleiner Fahrzeuge, die den Verkehr zwiſchen den beiden Ufern und mit den ſchwimmenden Häuſern vermittelten, ließen die Bedeutung von Palembang als Hauptausfuhrort für die Produkte eines ausgedehnten Gebietes erkennen. Die Bevölkerung der Stadt, die ſich auf etwa 30 000 Seelen beziffert, iſt aus ſehr verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt; einen Hauptbeſtandtheil derſelben machen die Chineſen aus, die ſich vorzugsweiſe auf dem rechten Ufer niedergelaſſen haben. Das linke bildet den von den Malaien und Europäern bewohnten Stadttheil, und zwar breitet ſich hier hinter der am Fluſſe ſtehenden Häuſerreihe, die zur Fluthzeit vom Waſſer beſpült wird, ein Netz von Straßen aus, das von Kanälen durchſchnitten wird und in dem ſich eine Anzahl bemerkenswerther Bauten aus der vorholländiſchen Zeit befindet. Von dem am Landungsplatze befindlichen Gaſthauſe, in deſſen beſchränkten Räumen die Paſſagiere des Dampfers nur mit Mühe noch ein Unterkommen fanden, führt eine gutgehaltene Straße nach dem großen Markte der Stadt. Hier, wo täglich bedeutende Handelsgeſchäfte abgeſchloſſen werden ſollen, ſahen die Reiſenden mit Erſtaunen eine großartige Auswahl ſämmtlicher Gebrauchsartikel des europäiſchen Lebens in den Verkaufsgewölben ausgeſtellt; daneben eine Menge von europäiſchen Luxusgegenſtänden, von denen es ihnen ganz unglaublich ſchien, daß dieſelben überhaupt Käufer finden ſollten. Malaiiſche, chineſiſche und arabiſche Herbergen und Speiſehäuſer, Läden und Werkſtätten liegen rings um den Markt und in der zu ihm führenden Straße; unweit davon erhebt ſich das große maſſive Haus des Reſidenten, das mit den vielen dazugehörigen Komptoir- und Bureaugebäuden einen kleinen Stadttheil für ſich bildet. Als Kaſerne für die in Palembang ſtationirten niederländi-

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIX, S. 129, 145, 161, 177 und 193.

Ihre Tempel sind vor der Zeit Chinesisch, der eigentliche Gottesdienst ist Buddhistisch. Die Priester sind Lamas, und ihr Oberhaupt ist der Dalai-Lama in Tibet.

Nach einer Bevölkerung von drei Millionen Köpfen, die Hauptstadt Peking mit 1,600,000 Einwohnern gerechnet, hat das Reich der Mitte 400 Millionen Einwohner. Nach der Größe des Flächenraums, wo Asien 48 Millionen □ Meilen, Europa 1 Million □ Meilen, Afrika 1 Million □ Meilen, Amerika 1 Million □ Meilen, Australien 1/2 Million □ Meilen beträgt, ist China 1/2 Million □ Meilen groß, und nimmt also den 12ten Theil von Asien, den 24sten Theil der Erde ein. Es ist also 24 Mal größer, als Europa, und 48 Mal größer, als Deutschland.

Chinesische Gartenhäuser.

Chinesische Gartenhäuser.

Die Größe des Reichs, die Menge der Einwohner, und Fleiß, Kunst und Industrie, das sind die Ursachen, warum China so reich ist.

Die Chinesen haben Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Quecksilber, Steinkohlen, Salz, Salpeter, Alaun, Vitriol, Schwefel, Edelsteine, Perlen, Marmor, Porzellanerde, Porzellan, Seide, Baumwolle, Flachs, Hanf, Reis, Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Buchweizen, Bohnen, Erbsen, Linsen, Kartoffeln, Obst, Wein, Thee, Zucker, Tabak, Opium, Rhabarber, Ingwer, Zimmt, Muskatnüsse, Gewürznelken, Pfeffer, Kampfer, Wachs, Lack, Talg, Schildkröten, Elfenbein, Rhinozeros, Elephanten, Kameele, Pferde, Maulthiere, Esel, Ochsen, Büffel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, Hasen, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Fasanen, Papageien, Affen, Hirsche, Rehe, Bären, Tiger, Löwen, Leoparden, Wölfe, Füchse, Schakale, Hyänen, Panther, Luchse, Wildkatzen, Biber, Otter, Marder, Iltisse, Hermeline, Ratten, Mäuse, Eichhörnchen, Igel, Maulwürfe, Fledermäuse, Affen, Schlangen, Eidechsen, Krokodile, Frösche, Kröten, Schildkröten, Fische, Austern, Krebse, Muscheln, Schnecken, Würmer, Insekten, Spinnen, Seidenraupen, Bienen, Wespen, Hummeln, Ameisen, Heuschrecken, Grillen, Käfer, Schmetterlinge, Fliegen, Mücken, Flöhe, Wanzen, Läuse, Milben, Zecken, Skorpionen, Tausendfüße, Würmer, Blutegel, Regenwürmer, Spulwürmer, Bandwürmer, Trichinen, Haarwürmer, Eingeweidewürmer, Krätzmilben, Käsemilben, Federmilben, Haarsackmilben, Zeckenmilben

Entgegengeſetzte der Fall. Sämmtliche Dörfer waren reich bevölkert, wovon die Reiſenden im Vorüberfahren durch eigene Anſchauung ſich überzeugen konnten. Der ſeltene Anblick des Dampfers lockte die ganze Einwohnerſchaft jeden Alters und Geſchlechts aus den Häuſern und an das Flußufer; in der irrigen Meinung, daß der Reſident ſich an Bord des merkwürdigen Fahrzeuges befinden müſſe, liefen die Einwohner manches Dorfes eine gute Strecke weit am Ufer mit, indem ſie laute Begrüßungen (slamat) zum Schiffe hinüberriefen. Die Kleidung der Männer iſt hier durchweg dieſelbe wie an der Weſtküſte der Inſel. Nur die Häuptlinge tragen als Zeichen ihrer Würde eine mit Gold geſtickte Mütze aus Rohrgeflecht, die kopia genannt wird; das Muſter der Goldſtickerei iſt je nach dem Range des Häuptlings verſchieden. Die Frauen und Mädchen waren faſt ausnahmslos nur mit dem über der Bruſt befeſtigten, lang herabreichenden Sarong bekleidet; einige trugen auch deren zwei über einander, Kleidungsſtücke von komplicirterer Form aber als dieſes glatte, große Tuch waren augenſcheinlich nicht üblich. Der Schmuck der Mädchen beſteht hier in Ohrringen und in ſchmalen ſilbernen um das Handgelenk und den Unterarm gelegten Spangen, die oft, zwanzig und mehr an der Zahl, bis zum Ellenbogen hinaufreichen. Unverlobte Mädchen dürfen die Silberringe nur um einen Arm tragen; den Bräuten allein ſteht das Recht zu, beide Arme damit zu ſchmücken; ſobald die Ehe aber geſchloſſen iſt, müſſen ſie jeden Schmuck für immer ablegen.

Gegen Abend des dritten Tages erreichte man die Stelle, wo der Moeſi, der hier eine plötzliche Wendung nach Süden macht, den von Weſten her kommenden Rawas in ſich aufnimmt. Wider Vermuthen erlaubte der ungewöhnliche Waſſerreichthum des Rawas, auch dieſen Fluß trotz ſeiner häufigen Krümmungen und ſeiner verhältnißmäßig geringen Breite eine gute Strecke weit mit dem Dampfer hinaufzufahren. Die Schifffahrt war hier bedeutend lebhafter als auf dem Moeſi; unaufhörlich begegnete man den kleinen Booten oder Praus der Eingeborenen, in denen Männer und Weiber mit großen Körben beladen zur Padi-Ernte nach den

Der Batang Rawas bei Bingin-Telok.

Ladangs fuhren. Mehrere große Dörfer wurden paſſirt, darunter als bedeutendſtes das an einer Biegung des Fluſſes belegene Bingin Telok, bis man um die Mittagszeit des 2. April in dem Kampong Moeara-Roepit ankam, wo die Dampferfahrt ihr Ende erreichte.

Von dem Häuptling des Kampongs, der den hohen Titel eines Pangeran führte, ohne doch ſcheinbar größere Machtbefugniß zu haben als die mit dem niedern Range eines Dipati bekleideten Häuptlinge, wurden die Reiſenden auf das Beſte empfangen. Er veranſtaltete ihnen zu Ehren ein Abendfeſt, bei welchem eine Schaar von Mädchen und Knaben auf der mit Petroleumlampen erhellten breiten Galerie ſeines Hauſes Tänze zu Muſikbegleitung aufführen mußten. Als Beth und ſeine Begleiter am nächſten Morgen ihre Weiterreiſe nach Soeroelangoen, dem Sitze des Kontroleurs der Provinz Rawas, antreten wollten, gab er ihnen bereitwilligſt zwei ſeiner eigenen Pferde: eine Gefälligkeit, von der die Reiſenden jedoch nicht lange Gebrauch machten, da die Wanderung zu Fuß dem Reiten auf den erbärmlichen, kleinen, mageren Thieren entſchieden vorzuziehen war. Der in gutem Stande befindliche Weg nach Soeroelangoen führt an dem linken Ufer des Fluſſes hin, an einer Anzahl größerer Dörfer vorbei, in deren jedem die Reiſenden ſich zum Gegenſtande von Huldigungen gemacht ſahen, die ſie ſich nur durch die große Achtung und Liebe der Eingeborenen für die holländiſche Regierung zu erklären vermochten. Entweder am Eingange des Dorfes oder an dem letzten Kreuzungspunkte des zu demſelben führenden Weges ſtand der Häuptling mit einer Schaar junger Männer, die ſie mit Trommeln und dem Schwenken holländiſcher Fahnen begrüßten, während mehrere Mädchen ihnen Kokosmilch und Thee zur Erfriſchung darreichen und wieder andere ſie durch Tänze unterhalten mußten. Der Werth dieſer feierlichen Bewillkommnungen ſank freilich in Beth's Augen ganz bedeutend, als er erfuhr, daß ſie keineswegs, wie er vermuthet hatte, ein freiwillig gegebenes Zeichen der Zuneigung für die europäiſche Regierung und deshalb auch ein Zeichen des einſichtsvollen Vorgehens der Regierung waren, ſondern daß der Vorgänger des jetzigen Kontroleurs von Rawas es für gut befunden hatte, in ſämmtlichen ihm unterſtellten

Gebiet, die bereits Portugiesisch oder Kreolisch angenommen haben, und solche, die noch ihre Eigenart bewahrt haben. Zu letzteren gehört die Sprache der Hottentotten, die sich selbst Khoikhoi nennen, was Menschen bedeutet, und die Buschmänner, die sich Sonkwe nennen, was ebenfalls Menschen bedeutet. Beide Sprachen sind sich sehr ähnlich und werden deshalb oft zusammengefaßt. Sie sind ganz eigenartige Sprachen, die sich von den Sprachen der Bantu-Neger sehr stark unterscheiden, und die gewisse Teile der Sahara-

Hottentotten bei der Bereitung von Kaffernbier.

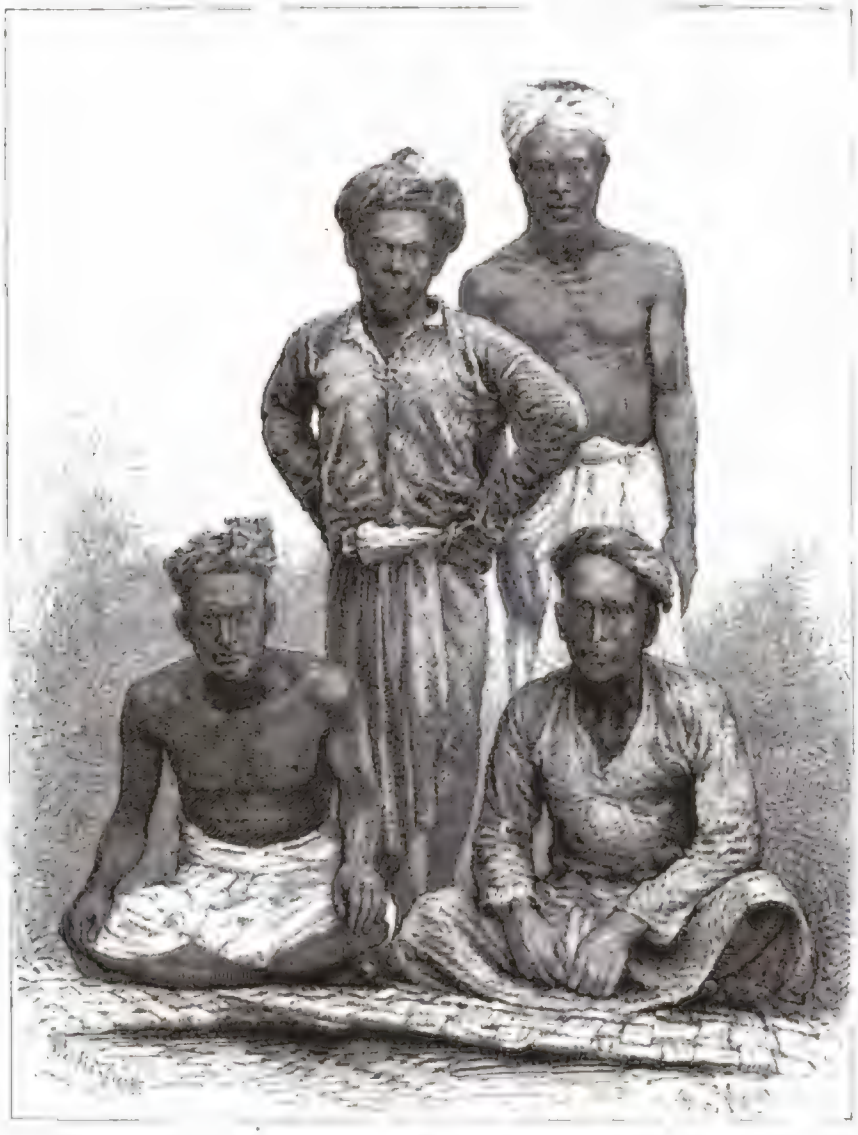
und der Südsudansprachen verwandtschaftliche Anklänge haben. Sie sind reich an Schnalzlauten.

Die Hottentotten sind ein Volk von Viehzüchtern, das in Kraals wohnt, die aus Hütten bestehen, die aus Matten und Häuten hergestellt werden. Sie sind ein Nomadenvolk, das mit seinen Herden von Weide zu Weide zieht. Ihre Kleidung besteht aus Fellen, die sie sich über die Schultern werfen. Sie sind sehr gut, aber sehr schwer zu bekehren. Sie sind sehr gute Reiter und Schützen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, die sie mit einem Gift vergiften, das sie von einigen Büschmännern, mit denen sie vermischt sind, erhalten haben. Sie sind sehr gute Jäger und Fallenleger. Sie sind sehr gute Handwerker. Sie verfertigen Matten, Körbe, Töpfe, Waffen, Schmuck und Werkzeuge. Sie sind sehr gute Musiker und haben eine Menge Musikinstrumente. Sie sind sehr gute Tänzer und Sänger. Sie haben eine Menge Volkslieder und Volkstänze. Sie sind sehr gute Erzähler und haben eine Menge Volksmärchen. Sie sind sehr gute Redner und haben eine Menge Sprichwörter und Redensarten. Sie sind sehr gute Ringer und haben eine Menge Ringkampfgriffe. Sie sind sehr gute Läufer und haben eine Menge Laufspiele. Sie sind sehr gute Springer und haben eine Menge Sprungspiele. Sie sind sehr gute Werfer und haben eine Menge Wurfspiele. Sie sind sehr gute Schützen und haben eine Menge Schießspiele. Sie sind sehr gute Reiter und haben eine Menge Reitspiele. Sie sind sehr gute Schwimmer und haben eine Menge Schwimmspiele. Sie sind sehr gute Taucher und haben eine Menge Tauchspiele. Sie sind sehr gute Ruderer und haben eine Menge Rudersprüche. Sie sind sehr gute Segler und haben eine Menge Segelsprüche. Sie sind sehr gute Fischer und haben eine Menge Fischersprüche. Sie sind sehr gute Jäger und haben eine Menge Jagdsprüche. Sie sind sehr gute Krieger und haben eine Menge Kriegssprüche. Sie sind sehr gute Liebhaber und haben eine Menge Liebessprüche. Sie sind sehr gute Ehemänner und haben eine Menge Ehesprüche. Sie sind sehr gute Väter und haben eine Menge Vatersprüche. Sie sind sehr gute Mütter und haben eine Menge Muttersprüche. Sie sind sehr gute Kinder und haben eine Menge Kindersprüche. Sie sind sehr gute Alte und haben eine Menge Altersprüche. Sie sind sehr gute Tote und haben eine Menge Totensprüche. Sie sind sehr gute Lebende und haben eine Menge Lebenssprüche. Sie sind sehr gute Menschen und haben eine Menge Menschensprüche. Sie sind sehr gute Tiere und haben eine Menge Tiersprüche. Sie sind sehr gute Pflanzen und haben eine Menge Pflanzensprüche. Sie sind sehr gute Steine und haben eine Menge Steinsprüche. Sie sind sehr gute Wasser und haben eine Menge Wassersprüche. Sie sind sehr gute Luft und haben eine Menge Luftsprüche. Sie sind sehr gute Feuer und haben eine Menge Feuersprüche. Sie sind sehr gute Erde und haben eine Menge Erdsprüche. Sie sind sehr gute Himmel und haben eine Menge Himmelssprüche. Sie sind sehr gute Sterne und haben eine Menge Sternsprüche. Sie sind sehr gute Sonne und haben eine Menge Sonnensprüche. Sie sind sehr gute Mond und haben eine Menge Mondsprüche. Sie sind sehr gute Gott und haben eine Menge Gottessprüche. Sie sind sehr gute Teufel und haben eine Menge Teufelssprüche. Sie sind sehr gute Hölle und haben eine Menge Höllensprüche. Sie sind sehr gute Himmel und haben eine Menge Himmelssprüche. Sie sind sehr gute Ewigkeit und haben eine Menge Ewigkeitssprüche. Sie sind sehr gute Zeit und haben eine Menge Zeitsprüche. Sie sind sehr gute Raum und haben eine Menge Raumsprüche. Sie sind sehr gute Bewegung und haben eine Menge Bewegungssprüche. Sie sind sehr gute Ruhe und haben eine Menge Ruhesprüche. Sie sind sehr gute Arbeit und haben eine Menge Arbeitssprüche. Sie sind sehr gute Spiel und haben eine Menge Spielsprüche. Sie sind sehr gute Kunst und haben eine Menge Kunstsprüche. Sie sind sehr gute Wissenschaft und haben eine Menge Wissenschaftssprüche. Sie sind sehr gute Religion und haben eine Menge Religionssprüche. Sie sind sehr gute Philosophie und haben eine Menge Philosophiesprüche. Sie sind sehr gute Moral und haben eine Menge Moralsprüche. Sie sind sehr gute Ethik und haben eine Menge Ethiksprüche. Sie sind sehr gute Ästhetik und haben eine Menge Ästhetiksprüche. Sie sind sehr gute Logik und haben eine Menge Logiksprüche. Sie sind sehr gute Metaphysik und haben eine Menge Metaphysiksprüche. Sie sind sehr gute Psychologie und haben eine Menge Psychologiesprüche. Sie sind sehr gute Soziologie und haben eine Menge Soziologiesprüche. Sie sind sehr gute Anthropologie und haben eine Menge Anthropologiesprüche. Sie sind sehr gute Ethnologie und haben eine Menge Ethnologiesprüche. Sie sind sehr gute Geographie und haben eine Menge Geographiesprüche. Sie sind sehr gute Geschichte und haben eine Menge Geschichtssprüche. Sie sind sehr gute Mathematik und haben eine Menge Mathematiksprüche. Sie sind sehr gute Physik und haben eine Menge Physiksprüche. Sie sind sehr gute Chemie und haben eine Menge Chemiesprüche. Sie sind sehr gute Biologie und haben eine Menge Biologiesprüche. Sie sind sehr gute Medizin und haben eine Menge Medizinsprüche. Sie sind sehr gute Technik und haben eine Menge Technikssprüche. Sie sind sehr gute Industrie und haben eine Menge Industriesprüche. Sie sind sehr gute Handel und haben eine Menge Handelssprüche. Sie sind sehr gute Verkehr und haben eine Menge Verkehrssprüche. Sie sind sehr gute Post und haben eine Menge Postsprüche. Sie sind sehr gute Telegraph und haben eine Menge Telegraphsprüche. Sie sind sehr gute Telephon und haben eine Menge Telephonsprüche. Sie sind sehr gute Radio und haben eine Menge Radiosprüche. Sie sind sehr gute Fernsehen und haben eine Menge Fernsehsprüche. Sie sind sehr gute Film und haben eine Menge Filmsprüche. Sie sind sehr gute Theater und haben eine Menge Theatersprüche. Sie sind sehr gute Musik und haben eine Menge Musiksprüche. Sie sind sehr gute Tanz und haben eine Menge Tanzsprüche. Sie sind sehr gute Gesang und haben eine Menge Gesangssprüche. Sie sind sehr gute Literatur und haben eine Menge Literatursprüche. Sie sind sehr gute Poesie und haben eine Menge Poesiesprüche. Sie sind sehr gute Prosa und haben eine Menge Prosasprüche. Sie sind sehr gute Drama und haben eine Menge Dramasprüche. Sie sind sehr gute Epik und haben eine Menge Epiksprüche. Sie sind sehr gute Lyrik und haben eine Menge Lyriksprüche. Sie sind sehr gute Roman und haben eine Menge Romansprüche. Sie sind sehr gute Novelle und haben eine Menge Novellensprüche. Sie sind sehr gute Märchen und haben eine Menge Märchensprüche. Sie sind sehr gute Sage und haben eine Menge Sagensprüche. Sie sind sehr gute Legende und haben eine Menge Legendensprüche. Sie sind sehr gute Mythe und haben eine Menge Mythensprüche. Sie sind sehr gute Fabel und haben eine Menge Fabelsprüche. Sie sind sehr gute Parabel und haben eine Menge Parabelsprüche. Sie sind sehr gute Gleichnis und haben eine Menge Gleichnissprüche. Sie sind sehr gute Rätsel und haben eine Menge Rätselsprüche. Sie sind sehr gute Witz und haben eine Menge Witzsprüche. Sie sind sehr gute Humor und haben eine Menge Humorsprüche. Sie sind sehr gute Ironie und haben eine Menge Ironiesprüche. Sie sind sehr gute Satire und haben eine Menge Satiresprüche. Sie sind sehr gute Parodie und haben eine Menge Parodiesprüche. Sie sind sehr gute Karikatur und haben eine Menge Karikatursprüche. Sie sind sehr gute Groteske und haben eine Menge Groteskesprüche. Sie sind sehr gute Burleske und haben eine Menge Burleskesprüche. Sie sind sehr gute Komödie und haben eine Menge Komödiensprüche. Sie sind sehr gute Tragödie und haben eine Menge Tragödiensprüche. Sie sind sehr gute Tragikomödie und haben eine Menge Tragikomödiensprüche. Sie sind sehr gute Schwank und haben eine Menge Schwanksprüche. Sie sind sehr gute Posse und haben eine Menge Possensprüche. Sie sind sehr gute Farce und haben eine Menge Farcesprüche. Sie sind sehr gute Operette und haben eine Menge Operettensprüche. Sie sind sehr gute Oper und haben eine Menge Opernsprüche. Sie sind sehr gute Ballett und haben eine Menge Balletsprüche. Sie sind sehr gute Pantomime und haben eine Menge Pantomimesprüche. Sie sind sehr gute Zirkus und haben eine Menge Zirkussprüche. Sie sind sehr gute Varieté und haben eine Menge Varietésprüche. Sie sind sehr gute Kabarett und haben eine Menge Kabarettsprüche. Sie sind sehr gute Kleinkunst und haben eine Menge Kleinkunstsprüche. Sie sind sehr gute Unterhaltung und haben eine Menge Unterhaltungssprüche. Sie sind sehr gute Spaß und haben eine Menge Spaßsprüche. Sie sind sehr gute Ernst und haben eine Menge Ernstsprüche. Sie sind sehr gute Leben und haben eine Menge Lebenssprüche. Sie sind sehr gute Tod und haben eine Menge Todess

Fig. 1 nach d. Natur gezeichnet.

großen, auf drei Seiten offenen Bauwerke, gehalten. Die üblichen Bewillkommnungen und Tänze blieben nicht aus, aber die Nachtruhe ließ vieles zu wünſchen übrig, da die ſogenannten agas, eine Art winzig kleiner Fliegen, die durch den Muſſelin der Mosquitonetze ungehinderten Zugang finden, hier maſſenhaft vertreten waren und die Reiſenden mit ihren ſchmerzhaften Stichen unaufhörlich quälten.

Der nächſte Tag brachte zuerſt große Hitze, dann heftigen Regen und ſo ſah man ſich gezwungen, nach kurzem Marſche in dem Dorfe Poelau-Rida ein Unterkommen zu ſuchen, das ihnen der Häuptling in ſeinem Hauſe bereitwillig gewährte. Von hier aus wurde der Weg auf dem rechten Ufer des Fluſſes fortgeſetzt, das Gepäck aber auf einem Boote den Fluß hinaufgezogen. Die Felder hörten



Eingeborene von Mocara-Menkoelam.

allmälig auf, die Hügel wurden immer höher und nur durch ſchmale, ſchluchtartige Thäler, in deren Tiefe Bäche dahinſtrömten, von einander getrennt; der Wald wurde immer höher und wilder. Von allen Seiten ertönte das ſchrille Geſchrei der Denkos, einer Art langſchwänziger Affen.

Außer verſchiedenen kleineren Bächen paſſirten die Reiſenden an dieſem Tage auch mehrere große Nebenflüſſe des Rawas: den Koetoe, Koewis und Menkoelam, deren Ufer alle unbewohnt ſind. Nachdem man den letztgenannten Fluß auf einem Boote überſchritten und einige ausgedehnte Reisfelder paſſirt hatte, erreichte man den Kampong Mocara-Menkoelam, das größte und wichtigſte Dorf des obern Rawas, das ſich ebenſo wie alle Dörfer dieſer Provinz in zwei mit dem Fluß parallel laufenden Reihen von Häuſern unweit des Ufers hinzieht und von herrlichen Kokospalmen beſchattet wird.

In dem Hauſe des Dipati fanden die Reiſenden ein behagliches Unterkommen für mehrere Tage; die Leute des Dorfes, die erſt furchtſam und ſchüchtern geweſen waren, wurden bald zutraulich. Die Kinder gewann man ſich

durch einige kleine Geſchenke, die Erwachſenen vornehmlich durch einige glückliche Fieberkuren vermittels einer wohlangebrachten Doſis Chinin. Sobald die erſte Scheu vor den Fremden beſiegt war, ſah ſich Beth hier unaufhörlich von Leidenden um Heilmittel beſtürmt; denn neben dem Fieber ſind hier auch Kröpfe in ausgedehntem Maße vertreten.

Nach der großen Anzahl von Kindern zu ſchließen, hat ſich die Bevölkerung dieſer ganzen Gegend in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, was ebenſowohl der Zunahme des allgemeinen Wohlſtandes, als auch der Einführung der Schutzpockenimpfung zuzuſchreiben iſt. Nach den Mittheilungen, die der Dipati an Beth machte, tritt dieſes Aufblühen der Bevölkerung beſonders deutlich in dem Diſtrikt des obern Rawas zu Tage. In fünf ziemlich nahe bei einander liegenden Dörfern am Rawas, in denen vor 15 Jahren kaum hundert verheirathete Männer waren, zählt man deren heute 280. Die Heirathen werden hier ſpäter als im Padanger Oberlande geſchloſſen; während dort für das männliche Geſchlecht das Alter von 14, für das weibliche das von 12 Jahren das gewöhnliche Heirathsalter iſt, gelten hier 20, reſp. 16 Jahre für das richtige.

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen in Mocara-Menkoelam brachen die Reiſenden wieder auf, um ſich nach dem weiter oberhalb am Rawas gelegenen Dorfe Napal-Litjin zu begeben. Das Terrain, das ſie zu paſſiren hatten, war im Weſentlichen daſſelbe wie zwiſchen Poelau-Kida und Mocara-Menkoelam; nur daß die Hügel hier noch höher waren und beſonders auf dem linken Ufer des Rawas eine ganz beträchtliche Erhebung zeigten. Von dem einen derſelben, dicht bei Mocara-Menkoelam, hatte Beth einen weiten Ueberblick über das ganze Thal des Menkoelam-Fluſſes, hinter welchem ſich in nebliger Ferne die Kette des Barijangebirges erhob.

---

# Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

## I.

Endlich iſt das lange angekündigte Reiſewerk des portugieſiſchen Majors Serpa Pinto [1]) erſchienen, nachdem ſeine Publikation durch ſchwere Erkrankung des Autors wiederholt verzögert worden iſt. Um ſo freudiger wird das Buch jetzt begrüßt werden, ſowohl von dem allgemeinen Publikum, dem es die Schilderung zahlreicher Volksſtämme, Abenteuer

Silva Porto's Haus in Belmonte, Bihé.

[1]) Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika vom Atlantiſchen zum Indiſchen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüſſe des Zambeſi. Nach des Reiſenden eigenen Schilderungen ins Deutſche übertragen durch Hugo von Wobeſer. 2 Bde., gr. 8. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzſchnitten im Text, 1 großen und 10 kleineren Karten. Leipzig, F. Hirt und Sohn. Broſchirt 27 M., elegant gebunden 31 M. — Wir verdanken der Güte der Verlagshandlung die zu dieſen Artikeln gehörenden intereſſanten Abbildungen.

und Erlebniſſe bringt, als auch von den Fachmännern; denn ſein Inhalt an Kartenſkizzen, aſtronomiſchen Poſitionen und Höhenverzeichniſſen iſt ein überaus reicher, und bei dem Eifer und der Schulung des energiſchen Reiſenden ſteht zu hoffen, daß ſeine Beobachtungen dereinſt beſſer die Probe beſtehen werden, als es z. B. diejenigen von Stanley und vielleicht Cameron thun. Wenn Pinto auch viel von Weißen bisher nicht betretenes Land durchzogen hat, ſo hat er doch kein ſtark in die Augen fallendes geographiſches Novum entdeckt, die Karte nicht ſo verändert oder bereichert, wie jene eben genannten Engländer oder wie früher Burton und Speke. Darauf kommt es aber jetzt auch weniger mehr an, als auf die Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen, und für die kartographiſche Darſtellung kann es nur erwünſcht ſein, daß ſich die flüchtigen Pionnirreiſen mit ihren unſicheren Reſultaten ihrem Ende zuneigen. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß Pinto's Beobachtungen am mittlern Zambeſi ziemlich gut mit denen des alten trefflichen Livingſtone übereinſtimmen, für uns bis auf Weiteres ein Beweis von nicht zu unterſchätzender Bedeutung für ſeine Genauigkeit. Im Lande der Betſchuana und am Limpopo weichen dagegen Pinto's Poſitionen ganz bedeutend von den bisher

Bihéno-Frau, den Boden bearbeitend.

angenommenen ab; Schoſchong z. B., das Jahre lang ein Mittelpunkt der Miſſionsthätigkeit geweſen iſt, legt er um 60 engl. Meilen weiter gegen Oſten. Hoffentlich erhalten wir über ſolche Kontroverſen bald von engliſcher Seite eine Beſtätigung oder Aufklärung.

* * *

Aus früheren Mittheilungen iſt unſeren Leſern bekannt, daß im Jahre 1877 von der portugieſiſchen Regierung drei Männer zu einer Expedition quer durch Afrika beſtimmt worden waren: der Major Serpa Pinto, der Verfaſſer des in Rede ſtehenden Reiſewerkes, und die Marineoffiziere Hermenegildo Carlos de Brito Capello und Roberto Ivens. Das Parlament hatte zu dieſem Zwecke eine Summe von 30 Contos (circa 134 000 Mark) bewilligt. Am 6. Auguſt 1877 trafen die Reiſenden in Loanda ein, um, wie gewöhnlich, die nächſten Monate mit der läſtigen Beſchaffung von Trägern zuzubringen. Erſt am 12. November fand der Aufbruch von Benguella ins Innere ſtatt. Erfreulich iſt die Offenheit, mit welcher ſich Pinto trotz ſeiner offiziellen Stellung gleich anfangs wiederholt über die Schattenſeiten der portugieſiſchen Kolonialregierung ausſpricht. „Wir haben zwei Armeen, die eine im Mutterlande, die andere in den Kolonien; beide ſtehen in gar keiner Verbindung mit einander. Die Armee in der Heimath iſt gut, weil die Portugieſen tüchtige Soldaten ſind; die Kolonialarmee iſt dagegen ſchlecht, weil die Neger, aus denen ſie beſteht, traurige Soldaten abgeben, und die wenigen Weißen, welche ſich in der Armee befinden, noch verworfener ſind als ſelbſt die Neger. Wegen Verbrechen, welche ſie in Europa von der Geſellſchaft ausſchloſſen und die bürgerlichen Rechte verlieren ließen, transportirt, widmen ſie ſich dem edlen Soldatenberufe; in Folge deſſen ſind unſere Autonomie und die Sicherheit des Staates und der Bürger in Afrika Leuten anvertraut, welche als Bürgſchaft für ſich nichts weiter als ein Leben voll Verbrechen oder Vergehen aufzuweiſen haben.“ (S. 34 f.) Weiterhin (S. 78) erkennt er offen an, daß die portugieſiſche Macht und der Einfluß in Afrika auf dem Rückgange ſich befinden, und giebt als eine Haupturſache die elende Beſoldung an, welche die Chefs der Diſtrikte im Innern erhalten, und in Folge deren ſie ſich den Eingeborenen gegenüber zahlloſe Willkürlichkeiten erlauben.

Der Marſch führte von Benguella ab zunächſt ſüdweſtlich bis Dombe und dann während 12 oder mehr Tage-

Ein Bihéno-Träger auf dem Marſche.

märſchen (bis jenſeits Quillengues) durch ödes Land nach Südoſten, von wo er bis Bihé im Allgemeinen nordöſtliche Richtung verfolgte. Der Aufſtieg zum innern Hochlande iſt ein ſehr ſchneller: Dombe unweit der Küſte liegt 321 Fuß hoch, das nächſte Nachtlager ſchon 1804 Fuß, das dritte 2562 Fuß. Quillengues, circa $1^1/_2$ Breitengrade ſüdöſtlich von Benguella, hat ſchon eine Höhe von 2788 Fuß = 849 m. Gleich jenſeit dieſes Punktes war eine Granithöhe von 5725 Fuß zu erklimmen, und nun hielt ſich von dort an bis Bihé das Land ſtets in einer Höhe zwiſchen rund 4700 Fuß und 5500 bis 5600 Fuß. Damit hatten ſie auch die Waſſerſcheide zwiſchen dem bei Dombe mündenden Küſtenfluſſe Caporolo und dem Cunene überſchritten; natürlich änderte ſich auch alsbald die Vegetation: der Affenbrodbaum war verſchwunden; ſtatt ſeiner wuchſen Farne im Schatten der zahlreichen und verſchiedenartigen Akazien, aus denen die Wälder beſtanden. Die Flora wies größern Reichthum an krautartigen Pflanzen auf und namentlich an den Gräſern war die üppigſte Vegetation bemerkbar.

Quillengues ſelbſt iſt ein äußerſt fruchtbares und reich bevölkertes Thal, welches der Calunga, wahrſcheinlich der Oberlauf des Caporolo, bewäſſert, und wo die Portu-

gieſen ein von Palliſaden umgebenes Fort mit vier Baſtionen haben. Daſſelbe iſt wichtig als Centrum der Produktion, und in ſtrategiſcher Beziehung, weil es in Bezug auf Benguella als einer der Schlüſſelpunkte zum Innern angeſehen werden kann. Die geringeren Häuptlinge des Landes erkennen die portugieſiſche Oberhoheit an, liegen aber unter einander in ſteter Fehde. Die Eingeborenen ſind von hoher, kräftiger Statur und von kühnem, kriegeriſchem Charakter, mehr Hirten als Ackerbauer, obwohl das Land ſelbſt bei der geringſten Pflege den reichſten Ertrag an Mais, Maſſambala und Maniok liefert. Aus den Früchten des Gongo machen ſie Branntwein, und volle drei Monate jährlich, ſo lange es dieſe Früchte giebt, ſind ſie beſtändig betrunken und weder durch Geld noch durch gute Worte zu irgend einer Dienſtleiſtung zu bewegen.

Auffallend iſt auf dem jenſeit Quillengues erreichten Hochlande die große Anzahl von Brücken über Ströme und Bäche, welche auf lebhaften Verkehr ſchließen läßt. Die meiſten derſelben ſind aus unbehauenen Baumſtämmen ſo gebaut, daß nur eine Perſon auf einmal dieſelben paſſiren kann, ſo daß alſo der Uebergang einer größern Kolonne lange Zeit in Anſpruch nimmt; außerdem beſteht das Geſetz, daß, wenn eine Geſellſchaft beim Uebergange begriffen iſt, eine in entgegengeſetzter Richtung kommende ſo lange warten muß, bis die Brücke wieder frei iſt.

Anfangs Januar trafen ſie in Caconda ein, dem letzten portugieſiſchen Poſten im Innern von Benguella und in gerader Richtung etwa 30 deutſche Meilen von dieſer Stadt entfernt. Etwa 200 Yards ſüdlich von der Feſtung, aus deren Nachbarſchaft ſich trotz dem fruchtbaren Boden die einheimiſche Bevölkerung weggezogen hat, und welche deutliche Spuren des Verfalles an ſich trug, liegen die Ruinen einer Kirche, in welcher ein bedeutender Zoologe, José d'Anchieta, ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, ein Mann, der volle elf Jahre in den Provinzen Angola, Benguella und Moſſámedes zugebracht und die Sammlungen des Muſeums in Liſſabon mit den mannigfaltigſten Schätzen bereichert hat. Wahrlich kein kleines Opfer, fern von der Civiliſation, arm und darbend im Innern Afrikas unter der demoraliſirten ſchwarzen Bevölkerung in unermüdlicher Arbeit den Wiſſenſchaften zu leben, zu ſammeln, zu zergliedern und zu mikroſkopiren.

In Caconda neue Plage wegen des Fehlens von Trägern. Nach mehrfachen vergeblichen Verſuchen, ſolche in der Umgegend zu beſchaffen, mußte ſich Pinto entſchließen, mit wenigen Begleitern und geringer Ausrüſtung nach dem Lande der Huambo vorauszueilen, um dort vielleicht Leute aufzutreiben. Auf dem Wege dorthin, noch im Lande der Nano, gelang es ihm, in Quingolo 40 Träger anzuwerben und ſeinen Reiſebegleitern zuzuſenden. Als er aber beim Häuptlinge von Huambo, deſſen Einwohner dieſelbe Sprache reden, wie die von Quillengues und die Nano, angelangt war, erhielt er zu ſeinem Schrecken die briefliche Nachricht, daß Capello und Ivens beſchloſſen hatten, den Marſch nach Bihé allein auf einem ſüdlichern Wege fortzuſetzen und ihm durch jene 40 Träger aus Quingolo ebenſo viele Laſten zu ſenden. Dadurch gerieth er in äußerſt bedrängte Lage; er ſah ſich allein und mit nur zehn Genoſſen in einem feindlichen Lande, deſſen beutegierige Bewohner ihn bisher nur reſpektirt hatten, weil ſie ihn für den Vortrab einer größern Expedition anſahen. Nach längerm Schwanken beſchloß er aber, nicht nach der Küſte zurückzukehren, ſondern trotz alledem die Reiſe nach Bihé fortzuſetzen, wozu ſeine von der Sachlage unterrichteten Leute ihre Zuſtimmung erklärten. Drei von denſelben haben die ganze Reiſe mitgemacht und ihren Herrn bis Liſſabon begleitet; zwei fielen unterwegs von den Händen der Eingeborenen und einer mußte wegen Wahnſinns zurückbleiben.

Zum Glück zeigte ſich der junge Häuptling Capoco, bei welchem man ſich befand, als ein intelligenter Mann und erwies dem Reiſenden zahlreiche Dienſte, trotzdem er ſonſt als Räuber weit und breit bekannt war und im Jahre vorher ſelbſt Quillengues angegriffen hatte. Seiner Dienſtwilligkeit allein verdankte Pinto die Möglichkeit, ſeine Reiſe fortſetzen zu können.

Das ganze Land zwiſchen Caconda und Bihé iſt ſehr ſtark bevölkert; die Eingeborenen treiben ſtarken Ackerbau und dafür weniger Viehzucht, als weſtlich von Caconda. Die Gewäſſer dieſes Gebietes gehören zu zwei großen Strömen, zu dem Cunene, welcher ſelbſt die Huambo und Sambo von einander trennt, und zum Cubango, welcher die letzteren von den Moma ſcheidet; erſt kurz vor Bihé betritt man dann das Stromgebiet des Cuanza. Jene drei eben erwähnten Stämme ſowie derjenige der Nano ſind wild, kriegeriſch und unabhängig. Bei den Nano und Huambo tragen die Mädchen, ſo lange ſie noch im Beſitze ihrer Jungfräulichkeit ſind, an beiden Kenkeln oder nur an dem linken gewiſſe gebogene Hölzer; es gilt aber als großes Verbrechen, wenn eine Familie ihre Töchter dieſes Unterſcheidungszeichen tragen ließe, nachdem dieſelben das Recht darauf bereits verloren haben. Eine zweite merkwürdige Sitte iſt die, daß ſich in jedem Dorfe eine Art Tempel zur mündlichen Unterhaltung befindet. Derſelbe beſitzt die Form eines ungeheuern Faſſes, deſſen das Strohdach tragende Stäbe aber ziemlich weit aus einander ſtehen. Auf einem Herde in der Mitte brennt ein Feuer — alle Bewohner Afrikas lieben das Feuer ſehr —, um welches abwechſelnd alle Bewohner des Dorfes auf Holzblöcken ſitzen. Dies Gebäude iſt der allgemeine Verſammlungsort, namentlich aber, wenn es regnet. Dort kann man aufregende Kriegs- und Jagdberichte erzählen hören, auch Liebesgeſchichten werden vorgetragen, und an dem üblichen „Klatſch“ mangelt es ebenſo wenig wie in Europa.

Im Huambo-Lande beginnt der außerordentliche Luxus, welcher mit der Haarfriſur getrieben wird; ſowohl Frauen wie Männer tragen das Haar in ganz bemerkenswerther Weiſe. Es kommen Friſuren vor, welche das größte Genie unter den europäiſchen Haarkünſtlern in Verlegenheit geſetzt hätten, und zu deren Herſtellung zwei bis drei Tage erforderlich waren; dafür brauchten ſie dann aber auch erſt nach ein paar Monaten erneuert zu werden.

Der Weitermarſch vollzog ſich unter zahlloſen Schwierigkeiten; wiederholt ſchwebte Pinto in Lebensgefahr, heftiges Fieber und Rheumatismus plagte ihn und die Beſchaffung von Trägern, welche nur von Etappe zu Etappe mitzugehen einwilligten, war eine Quelle unaufhörlicher Verdrießlichkeiten. Alles dies glücklich überwunden zu haben darf ſich der Reiſende in der That zu hoher Ehre anrechnen. „Die eigenen unruhigen Leidenſchaften beherrſchen, den leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſen, welche man ſich im civiliſirten Leben angeeignet hat, entſagen, ſind die beiden großen Aufgaben des Forſchungsreiſenden. Wer ſie in gehöriger Weiſe zu erfüllen vermag, wird ſeine Reiſe beendigen und ſeine Miſſion erfüllen.“

Zahlreiche nach Süden ſtrömende Flüſſe, darunter den Cunene, Cubango und Cutato, überſchreitend, kam er in das Land der Ganguellas von Caquingue, welche den ſpeciellen Namen der Gonzellos führen und als Eiſenarbeiter und Händler mit Eiſenwaaren eines beſondern Rufes ſich erfreuen. In den kälteſten Monaten (Juni und Juli) verlaſſen ſie ihre Heimath und ſchlagen in der Nähe der ſehr ergiebigen Eiſenminen große Lager auf. Um das Erz zu gewinnen, graben ſie runde Löcher oder Schachte von 10

bis 13 Fuß Durchmeſſer, nie aber tiefer als 6 bis 7 Fuß, wohl weil ſie keine Mittel beſitzen, das Erz höher zu heben. Sobald ſie genügend Erz gefördert haben, um für die Arbeit eines ganzen Jahres genug zu haben, beginnen ſie das Eiſen auszuſcheiden. Dies geſchieht in nicht ſehr tiefen Löchern, in denen das Erz mit Holzkohle vermiſcht und die Temperatur vermittels eines primitiven Blaſebalges erhöht wird. Durch unaufhörliche, Tag und Nacht fortgeſetzte Arbeit wird das Metall dann auf gewöhnlichem Wege in Schaufeln, Kriegsbeile, Pfeilſpitzen, Aſſegais, Nägel, Meſſer und Flintenkugeln umgewandelt; ja ſie fertigen gelegentlich ſogar ſelbſt Feuerwaffen an, wobei ſie das Eiſen mit Ochſenfett und Salz weich machen. Pinto ſelbſt hat geſehen, daß viele dieſer Waffen faſt ebenſo weit tragen, wie die aus dem feinſten Stahl hergeſtellten. Während der ganzen Zeit, wenn gearbeitet wird, darf unter keinen Umſtänden ein Weib in die Nähe des Lagers der Eiſenarbeiter kommen, weil dieſe fürchten, daß das Metall dann gänzlich verdorben werde. Pinto's Anſicht nach iſt der Zweck des Verbots aber der, daß die Leute nicht von ihrer Arbeit abgelenkt werden ſollen, die Tag und Nacht nicht unterbrochen wird.

Nach zwanzigtägigem Marſche erreichte er endlich das Dorf Belmonte in Bihé, wo er ſchwer erkrankte und nur langſam genas. Seine Begleiter Capello und Ivens, die er dort im Hauſe Silva Porto's wieder antraf, fand er entſchloſſen ſich von ihm zu trennen und die Reiſe allein, und zwar nach Norden fortzuſetzen, worauf er den Plan entwarf, nach dem obern Zambeſi vorzudringen.

Das Land Bihé iſt nur von geringer Ausdehnung (circa 2500 engl. Quadratmeilen), aber für Afrika dicht bevölkert (95 000 Einwohner); noch vor gar nicht langer Zeit war es von undurchdringlicher Wildniß bedeckt, in welcher zahlreiche Elephanten hauſten, und erſt vor fünf Generationen gründete ein Prinz von Humbe das kleine Reich, welches faſt von Anfang an zu den Portugieſen enge Beziehungen unterhielt, keineswegs aber denſelben unterthan iſt. Die Bihénos ſind alſo Mohumbes (Abkömmlinge der Humbe-Race), welche außer in Bihé auch an manchen anderen Orten angetroffen werden, namentlich an der Küſte zwiſchen Moſſámedes und Benguella, vermiſcht mit den Mundombes, den urſprünglichen Bewohnern des Landes. Heutigen Tages wird die echte Mohumbe-Race durch den „Adel“ und die Wohlhabenden, die Nachkommen der Begleiter des erſten Königs, repräſentirt; dieſelbe iſt jedoch durch Vermiſchung mit vielen anderen Racen ſtark degenerirt, und dies ſcheint erklärlich genug, da das Bihé-Land von Anfang an der große Mittelpunkt des Sklavenhandels war, zum großen Theile von Sklaven verſchiedener Racen koloniſirt wurde, und die unteren Klaſſen in Folge deſſen aus einer nicht mehr nachzuweiſenden Racenvermiſchung hervorgegangen ſind, während die Vornehmen ſelbſt ſich durch ihre zahlloſen Liebesaffairen mit Abkömmlingen aus den entfernteſten Gegenden Afrikas vermengt haben.

Die Bihénos beſchäftigen ſich wenig mit Ackerbau oder irgend einem Handwerk; alle Arbeit wird von den Frauen gethan, die auch das Land bebauen. Die Männer dagegen unternehmen mit Vorliebe Reiſen und dringen bei ihrem Elfenbein- und Sklavenhandel furchtlos bis in die abgelegenſten Regionen vor. Pinto lernte viele Neger kennen, die einen Umſatz von 20 000 bis 24 000 Mark hatten. Mit der größten Gleichgültigkeit verläßt der Bihéno ſeine Heimath, um mit einem Packen Güter im Gewichte von 66 Pfund nach dem Innern aufzubrechen und dort zwei, drei, auch vier Jahre zu bleiben; und kommt er dann wieder in ſeine Heimath zurück, ſo empfängt man ihn nicht anders, wie wenn er nur ebenſoviel Tage abweſend geweſen wäre. Von Jugend auf werden ſie zum Wandern erzogen, und bei allen Karawanen finden ſich zahlreiche Kinder, welche, nach ihren Kräften belaſtet, ihre Eltern und Verwandten ſelbſt auf den weiteſten Zügen begleiten. Bezüglich ihrer Reiſen herrſcht ein gewiſſer Wetteifer unter ihnen; Pinto hat viele geſprochen, die mit Stolz hervorhoben, daß ſie geweſen, wohin andere nie gekommen, daß ſie „neue Länder entdeckt hätten“. Was der Autor an Einzelheiten über die Technik dieſer Reiſen anführt, mag für künftige Reiſende von größtem Intereſſe ſein. Wenn trotz dieſes ausgebildeten Verkehrslebens der Handel mit den portugieſiſchen Küſtenplätzen ein ſehr unbedeutender iſt, ſo trägt die Schuld daran der Charakter der Bihénos: Pinto kennt „in ganz Afrika keine andere Race, die ſo gründlich laſterhaft und ſo offenbar ſchlecht iſt, eine ſo eifrige Grauſamkeit und ſchlaue Scheinheiligkeit entwickelt, wie die ihrige.“ Vor allem aber iſt dem Vordringen der Civiliſation das Inſtitut des „Mucano“ hinderlich. Verbrechen nämlich werden faſt ſtets von der beſchädigten oder beleidigten Partei abgeurtheilt und mit Geld geſühnt; weigert ſich jemand, die Strafe zu bezahlen, ſo nimmt der Beſchädigte, wenn er die Macht hat, von deſſen Eigenthum weit mehr, als den Betrag der Strafe, fort, behält daſſelbe als Pfand und verkauft es auch wohl. Aus den nichtigſten Gründen wird ein „Mucano“ über jemanden verhängt, und ein Weißer z. B. wird nicht nur für die Vergehen ſeiner Neger (oft Ehebruch), ſondern auch für diejenigen anderer, ihm gänzlich unbekannter Weißer haftbar gemacht. Dieſes Syſtem der Beraubung iſt unglaublich ausgebildet; ſobald ein Fremder mit Waaren in Bihé ankommt, verſucht man ihn zum Opfer unzähliger Mucanos zu machen, unter deren Deckmantel man ihn ſoviel wie möglich ſeines Gutes beraubt. Auch Trunkſucht gehört zu den Laſtern der Bihénos, und von Menſchenfreſſerei ſind ſie nicht ganz frei zu ſprechen. Nicht ſelten halten nämlich die Herrſcher von Bihé eine große Feſtlichkeit, das „Feſt von Quiſſunge“, ab, bei welchem fünf Perſonen geopfert und verzehrt werden, und zwar ein Mann und vier Weiber, von denen eins irdene Töpfe anfertigt, das zweite gerade von dem erſten Kinde entbunden iſt, das dritte einen Kropf, eine dort häufig vorkommende Krankheit, hat, und das vierte Körbe macht. Der Mann muß Antilopenjäger ſein. Nachdem die Opfer getödtet ſind, werden die Köpfe in das Waldesdickicht gebracht, die Körper aber in die königliche Reſidenz getragen, wo ſie geviertheilt und dann mit dem Fleiſche eines Ochſen zuſammen theils gebraten, theils in Capata (Art Bier aus Mais) gekocht werden, ſo daß Alles, was bei dem Feſte aufgetragen wird, mit Menſchenblut vermiſcht iſt. Sobald das ſcheußliche Mahl bereit iſt, macht der Fürſt (Sova) bekannt, daß er das Quiſſunge beginnen werde, worauf ſämmtliche Einwohner eilig herbeiſtürzen, um an demſelben theilzunehmen.

# Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

## III.

### Von Bares über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica. (Schluß.)

Von Orahovica machte ich einen Ausflug nach dem alten Kloſter in Našice und in einige Dörfer, die gegen die Ausläufer des Gebirges im Oſten hin liegen. Dieſe weiſen wenig Anziehendes auf, da ſich ringsum Wälder befinden. Der Vicinalweg, der ſie unter einander verbindet, wird allemal vor und hinter einem der Orte durch ein Thor von Latten oder Flechtwerk abgeſperrt, das man vorerſt öffnen und dann wieder ſchließen muß. Solch ein Thor (Leſa) hat den Zweck, das um den Ort frei umherlaufende Vieh vom Eindringen in die Maisfelder abzuhalten, welche in ihrer ganzen Ausdehnung durch einen Zaun oder durch Dornhecken geſchützt ſind. Schweine, die ſelbſt den Dornen zum Trotze eindringen, bekommen einen Knüppel von ziemlicher Länge auf feſtem Hanfſeile an den Hals gebunden, daß er vor den Knien baumelt; oder es wird ihnen der Hals in ein hölzernes Dreieck geklemmt, deſſen weit herausragende Ecken die Eindringungsverſuche des gefräßigen Vorſtenthieres zu nichte machen.

Am 17. Auguſt ziemlich früh Morgens machte ich mich mit dem Pfarrer, meinem freundlichen Wirthe, auf den Weg ins Gebirge. Wir wollten zuerſt die Trümmer eines alten Römerkaſtells oberhalb der Burgruine Orahovica beſehen und dann weiter ins Gebirge dringen, um von einer Spitze den ganzen Höhenzug zu überſchauen; dann die Waſſerſcheide, ferner die Quellen einiger Bäche und ſchließlich die Geſteinsarten kennen zu lernen. Wir erklommen, die Ruinen zur Rechten laſſend und auf einem ſteilen an der Bergkante aufwärts laufenden Hohlwege langſam emporſteigend, allgemach eine Höhe von 2300 Fuß. Links toſte in der Tiefe ein Bach, rechts ſtrebten Buchen empor. Der Hohlweg, den das Volk rimski put (römiſcher Weg) nennt, dient ſo wie einſt den Römern und den Türken, ſo auch jetzt noch dazu, den Verkehr zwiſchen der Draveebene und dem Požeganer Gebirgskeſſel zu vermitteln. Stellenweiſe, namentlich bei der Ruine Orahovica, iſt er vom Regenwaſſer zerklüftet und mit Steingerölle bedeckt, in größerer Höhe jedoch beſſer. Nach etwa zwei Stunden kamen wir auf eine baumfreie mit vielen Adlerfarrn dicht bewachſene Stelle. Hier mußten wir uns rechts wenden und die alte Römerſtraße für kurze Zeit verlaſſen, denn vor uns lag, zwiſchen Bäumen verſteckt, auf einer Kuppe der uralte Bau. Die aus röthlichweißem Geſtein zuſammengekitteten Mauern, in Quadratform einen ziemlich großen Raum bedeckend, dick und noch immer hoch, machen einen eigenthümlichen Eindruck. Hier erſchollen römiſche Kommandoworte; von hier aus überſah die Wache die ganze Draveebene, um den Glanz römiſcher Kaiſer gegen Feinde aus den Gefilden Pannoniens zu ſchützen; und doch mag jene Zeit, weil Kultur verbreitend, beſſer geweſen ſein, als die, wo von hier aus der Renegat (Poturica)[1]) nach dem deutlich erkennbaren Fünfkirchen und dem Hügelzuge von Szigetvár in Ungarn ſpähete, um zum Verderben ſeiner eigenen Stammes- und Sprachgenoſſen und zum Ruhme des Großherrn rechtzeitig Staubwolken herannahender Feinde zu entdecken und im Kampfe mit der Kultur Mord und Brand in das unglückliche Land hinabzutragen.

Jetzt ſind die Mauern von Bäumen und Gebüſch überwuchert und eingeſchloſſen, Thür- und Fenſteröffnungen im Laufe der Jahrhunderte verſchwunden und dichter Wald entzieht, wie ein Schleier, die Stätte tobender Kämpfe und vergangener Herrſchaft dem aus der Tiefe heraufſpähenden Auge. Gerade der Wald und die hohe Lage ſchützt und erhält dies Denkmal menſchlicher Größe und Hinfälligkeit vor dem gänzlichen Untergange. Würden die Bäume niedergeſchlagen, ſo müßte man von ganz Nordſlavonien die Mauern wie einen weißen Punkt in der blauen Linie des Gebirges glänzen ſehen. Vom Römerkaſtell wieder zum Wege zurückgekehrt, gingen wir ziemlich ſanft und immer im Schatten prächtiger Buchen emporſteigend der Gipfelhöhe des Gebirgszuges zu. Bald war der Punkt und die Quelle Kapavac erreicht, welche dem Berge ſelbſt den Namen giebt. Die Höhe deſſelben iſt wenig unter 786 m oder 2488 Fuß. Daran ſchließt ſich gegen Oſten bei der Bučica-Quelle die Krndija und verläuft ſüdöſtlich bis zu den Quellen der Londža (welche durch die Orljava zur Save geht) und Vuka (mündet bei Vukovar in die Donau). Die Höhe einzelner Gipfel ſteigt von 578 m bis 786 m. Im Nordweſten reiht ſich an den Kapavac der Rušt und an dieſen das Papuk-Gebirge, welches in nordweſtlicher Richtung bis zu den Quellen der Biela und Orljava reicht. Der höchſte Gipfel, der Papuk, hat 954 m (3018 Fuß). Seine Formation iſt Granit und Trachyt, am Berge ſelbſt Tertiärſchichten. Die Krndija weiſt am Kapavac Hallſtädter Schichten, umgeben von Werfener-Schiefer, an den Südabhängen Urgeſtein auf: Glimmer, etwas Granit und am Nordabhange bei Orahovica Melaphyr.

Vom Kapavac aus beginnt ſich die Straße nach Süden wieder zu ſenken. Sie führt in den Požeganer Bergkeſſel, zunächſt nach Kutijevo, dem kroatiſchen Krongute, in deſſen Schloſſe einſt die Jeſuiten ihren Sitz gehabt, vermuthlich deshalb, weil die Gegend ſehr fruchtbar und namentlich an ausgezeichnetem Wein reich iſt. War ja der Orden doch auch in den eben ſo ſchön als fruchtbar gelegenen Orten Požega und Cernik bis vor Kurzem angeſiedelt. Arme Gegenden verſchont er. Die ſchönſten, größten und beſten Weingärten gehörten ihm und man munkelt, daß das von einem franzöſiſchen Konſortium verwaltete Gut Cernik noch immer den Brüdern Jeſu, aber unter fremdem Namen, angehöre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man unter den Brüdern in Frankreich um den Weinreichthum und die Güte der Weine dieſer Gegend weiß.

[1]) Poturica heißt: der Türkgewordene. Das Wort hat eine ähnliche Bedeutung, wie das bulgariſche Pomak, Mehrzahl pomaci, welches nicht, wie Kanitz in ſeinem Donaubulgarien II, Seite 281 irrthümlich meint, von pomoći (helfen) kommt und ſeiner Anſicht nach „Helfer“ bedeutet, ſondern von pomaći (wegrücken); daher Pomak einen Abtrünnigen bedeutet, gleich dem griechiſchen „Apostates“.

Vom Kapavac wandten wir uns, um einen Ausblick auf den Požeganer Bergkessel und die Draveebene zu werfen, links hinauf durch einen Buchenwald der Kuppe des Dizdarovo Brdo zu. Nach halbstündigem, da der Berg steil ist, schwierigem Klimmen erreichten wir den spärlich mit Bäumen bestandenen, größtentheils kahlen Gipfel. Der Ausblick war nach allen Seiten hin lohnend. Weit vor uns gegen Nordwest und Südost ragten die einzelnen höheren Scheitel des ganzen Zuges empor: im Westen der Rušt und der Papuk, im Osten die Krndija; im Norden die Fünfkirchner und Szigetvárer Berge, an deren Fuße die durch Nikolaus Subić Zrinjski gegen die Türken so tapfer vertheidigte und durch dessen Heldentod berühmt gewordene Feste Szigetvár liegt. Diese Berge und der spitze Kegel des Harsányer Berges, der einem gleichschenkligen Dreiecke gleicht, ließen uns Südungarn deutlich erkennen. Im Süden breitete sich der von Gebirgen rings umgebene, schon mehrmals erwähnte Bergkessel von Požega aus, den die Pakracer und Daruvárer Höhenzüge wie dunkle Wände im Westen begrenzen. Aus dem südöstlichsten Winkel schimmerten die bosnischen Berge, die felsigen Gipfel der Motaica herüber, in deren Nähe die Save ihre Wasser vorbeiwälzt, und auch das Kozara-Gebirge, südlich von Türkisch-Gradiška, war sichtbar. Kein Wunder, daß der seiner Räubereien und Gewaltthätigkeiten wegen zur Vorsicht ermahnte Türke diesen Punkt ausfindig machte, um bis zur Drave und zur Save zu spähen, namentlich aber das zum Widerstande immer bereite, empörungslustige Požega unablässig im Auge zu haben und sich den Rücken zu sichern. Es lag daher immer ein Wachposten hier; davon der Name Dizdarovo (Dizdar = Wächter).

Beim Rückwege schlugen wir, um den Abstieg schneller zu vollenden, die kürzere Richtung ein, die uns zum Mönchskreuze, Kaludjerov Križ, führen sollte, wo ein Fußweg beginnt. Sei es jedoch, daß der sonst im Gebirge wohl bewanderte Pfarrer, unser Führer, den Pfad übersehen, oder dessen Lage vergessen hatte, wir fanden ihn nicht und waren doch schon eine Stunde zu Thal gegangen. Ungeheure, hoch auf den Buchen schmarotzende Schwämme und hier und da zerstreute Adlerfarrne fesselten unsere Aufmerksamkeit und wir gelangten in eine Schlucht, an das Ufer eines wildrauschenden Baches, der Motičina, wie wir später, doch erst nach einigen Stunden, einsahen. In eben dem Augenblicke aber wußten wir leider nicht, ob er der Orljava und mit dieser der Save, oder aber der Drave zufließe, und getrauten uns nicht dem Wasser nachzugehen, da wir, seinen vielen Windungen folgend, von der Nacht überrascht werden konnten, ohne eine der Ortschaften am Süd- oder Nordabhange des Gebirges erreicht zu haben. Der Gedanke, hier von der Dunkelheit betroffen zu werden, bot wenig Erfreuliches; denn durch die Aussicht auf baldige Rückkehr verleitet hatten wir kein Brot, kein stärkendes Getränk, kein wärmeres Kleidungsstück, nur die dünnen Sommerblousen, ja nicht einmal ein Zündhölzchen mitgenommen [1]).

— — — — — — — — — — —

Schon nach einigen Minuten lag, zu unserer freudigen Ueberraschung, ein schmaler Ziegenpfad vor uns. Dem wurde nachgegangen und dabei fleißig nach allen Seiten gespäht. Da bemerkte ich nach einer Weile, zwischen den Buchenstämmen hindurch, vor uns einen fernen Kirchthurm, den der Pfarrer als den von Ferićanci erkannte. Bis dahin hätten wir fünf Stunden gehabt; allein wir wußten jetzt, wohin wir uns zu wenden hatten und beruhigten uns. Es mußte ja hier herum wenigstens eine menschliche Wohnung stecken und nach abermaligem Schauen entdeckten wir auch, tief unter uns, in einer Schlucht ein Dach. Der Pfarrer bezeichnete es zu unserm Jubel als den Schafstall des griechischen Klosters Orahovica, dessen wir auch nach einigen Schritten ansichtig wurden. Wir waren gerettet. Ueber den äußerst steilen Bergabhang und das schlüpfrige Laub mehr fallend und gleitend als gehend kamen wir endlich nach etwa dreiviertel Stunden unten an und betraten mit freudigem Gefühle die dunkle Pforte des Klosters, wo uns das Zimmer des einzigen hier wohnenden Kalugjers (Mönches) Pahomija gastlich aufnahm; die anderen zum Kloster gehörenden Mönche sind auswärts auf Pfarren.

Wir waren volle 13 Stunden gegangen. Das Kloster liegt etwas über eine Stunde vom Orte Orahovica auf der gegen Norden gekehrten Seite des Gebirges; wie schon gesagt, in einer schluchtartigen Vertiefung, auf einer kleinen Fläche; aber am Absturze einer noch tiefern Schlucht. Ueber die Gipfel rings herum ragt die Petrova Stjena, die wir soeben herabgekommen, weit empor. Es ist auf einem zwar beschwerlichen, steilen und holperigen, doch zur Noth fahrbaren Wege vom gleichnamigen Orte aus erreichbar. Die Geschichte des Klosters ist dunkel. Nach einer vor Jahren in dessen Bibliothek gefundenen Handschrift des Mönches Matija (Mathäus), welcher bei dessen Erbauung zugegen war, ist es im Jahre 1524 erbaut worden. Kaiser Karl VI. beschenkte es am 27. Mai 1726 mit dem Dorfe Obradovci und dem Praedium Čitluk, wozu der Patriarch Arsenija Joannović 1742 noch fünf Pfarren fügte. Das Geschenk bestätigte der Karlovicer Metropolit Erzbischof Paul Nenadović und die heilige Synode im Jahre 1758. Der eben erwähnte Metropolit besuchte es noch in demselben Jahre am 13. August mit einem zahlreichen Gefolge und so viel Reiseeffekten, daß zu deren Beförderung dreißig Wagen nöthig waren. So viel die Klosterchroniken. Die in der Mitte mit einer Kuppel überwölbte Kirche ist ein kleines, ehrwürdiges Alterthum. Leider wurde für dessen Reparatur wenig gethan. Der vorletzte Igumen that sich und den Brüdern gütlich, indem ein Wald nach dem andern verkauft wurde und das Geld in Gastereien aufging. Die Zeit da oben in der Einsamkeit geht eben zu still vorüber und daher fand er für gut zum Rauschen hoher Buchen und dem Plätschern der in nächster Nähe aus einem Fels schießenden krystallhellen und eiskalten Quelle Iskrica (Fünkchen) den Gesang lustiger Gäste erschallen zu lassen. Das Loos des jetzt oben weilenden Mönches ist wirklich Armuth; doch ist mit Sparsamkeit und Fleiß hier viel zu helfen, dessen sich auch Gideon, der Nachfolger des unlängst verstorbenen Pahomija, befleißigt. Die auf den zum Kloster gehörigen Pfarrdörfern als Administratoren weilenden Mönche besuchen den vereinsamten Kollegen zeitweise. Auch bei unserer Anwesenheit waren sie erschienen und brachten zugleich mit der Abwechselung in der Gesellschaft — bloß zwei Klosterschüler und der Meßner waren die täglichen Genossen des alten Kalugjer — auch Abwechselung in der Kost mit. Es war gerade der Vorabend des griechischen Christi-Verklärungsfestes und des Kirchweihfestes des Klosters. Zu dem harten, schwarzen Brote, den geschmorten Eiern, die uns der Alte, hocherfreut über unser Erscheinen, nebst gutem Wein eiligst

[1]) Wir übergehen hier die ausführliche Schilderung, wie sich die beiden Wanderer in der einsamen Wald- und Bergwildniß gründlich verirrten und Stunden lang sich abmühten, einen Weg oder auch nur eine orientirende Aussicht aufzufinden, ein keineswegs ungefährliches Abenteuer, wie der Fall eines Orahovicer Kaplans beweist, der, auf dem Rückwege von Kutijevo nach Orahovica von der Römerstraße durch Unachtsamkeit abgekommen, zwei Tage und eine Nacht herumgeirrt und schließlich an der Quelle am Kapavac zusammengesunken war, wo ihn ein zufällig vorbeiziehender Bärentreiber auffand und rettete.

vorgeſetzt hatte, kamen nun geröſtete Fiſche, friſcher Käſe und Semmeln. Die mitgebrachten Fleiſchvorräthe hatten die Mönche für den kommenden Tag beſtimmt, da der Vorabend ſtrenger Faſttag war. Vor dem Kloſter kamen indeſſen Pilgrime zu Wagen und zu Fuß, ſogar aus weiter Ferne zuſammen. Ein Wirth hatte ſeine Mehana (Wirthszelt), ein Lebzelter ſein Leinwanddach aufgeſchlagen, unter dem er Meth und Lebkuchen feil bot. Fromme Mütter mit kranken Kindern kauften Kerzchen, die ſie zum Beſten der Geneſung ihrer Kleinen opferten. Außerdem gab es Füßchen und Händchen, aus Wachs geformt, zum Verkaufe ausgelegt. Wer an Schmerzen in den Füßen leidet, opfert einen Fuß; und eine Hand derjenige, deſſen Hände erkrankt ſind. Auch ſeine Handtücher, Tiſch- und Altardecken brachten die Weiber und übergaben ſie dem alten Pahomija mit der Bitte, er möge für die Geſundheit dieſes und jenes Familiengliedes ſo und ſo viel Gebete beten. Der fröhliche, nie verlegene Alte notirte ſich aus einem durch Waſſerzuguß tintenähnliche Flüſſigkeit ſpendenden Fäßchen die verſchiedenen Namen der Patienten auf eine nach längerm Stöbern in der Tiſchlade mühevoll aufgefundene Gerichtsvorladung, die an das Kloſter in irgend einer Grundvertheilungsangelegenheit ergangen war, indem er lachend bemerkte, daß Papier hier herauf ſchwer transportabel ſei.

Das Volk griechiſch-orientaliſcher Religion iſt hier herum ſehr fromm und hängt mit großer Zähigkeit an althergebrachten Inſtitutionen. Manche dieſer Gebräuche ſind allerdings ſonderbar, aber man muß unwillkürlich die Frömmigkeit der Betenden und die Innigkeit derſelben reſpektiren. Man findet es z. B. lächerlich, wenn man in dem von hier fünf Stunden entfernten Orešac ganze Karawanen von Wagen mit feſtlich geputzten Leuten griechiſch-orientaliſchen Glaubens daherziehen ſieht, die alle zum sveti bunar (heiligen Brunn), einer ſtarken Quelle mitten im Orte, eilen, um ihre kranken Kinder in deren Waſſer zu baden und dann Tücher von allen Farben und ſogar Fetzen auf die umſtehenden Bäume zu hängen; wird aber wieder gerührt, wenn man die Inbrunſt und Ergebenheit ſieht, mit der die armen Leute für die Geneſung der Kinder beten. Man trifft neben leichter Auffaſſung und reger Munterkeit unter den Gebirgsbewohnern leider auch den unſinnigſten Aberglauben und die tollſten Mythen, namentlich beim Volke des griechiſch-orientaliſchen Glaubensbekenntniſſes. So z. B. erzählte mir ein Bauer, als ſich das Geſpräch um Krankheit drehte, er habe ſogar die Peſt mit eigenen Augen geſehen. Ich hielt ihm den Unſinn vor; er aber ſchwor Stein und Bein, ſie habe ſich in Geſtalt eines häßlichen, alten Weibes auf dem Aſt eines Baumes feſtgehalten und hin und her ſchaukelnd die ſchauerlichen Laute: kuku, kuku! — ein ſlaviſcher Klageruf — in langgedehnten Tönen geſungen. Er ſei beim Anblick der Kuga (Peſt), da es in der Abenddämmerung geweſen, auf und davon und zitternd nach Hauſe gelaufen. Ich kann behaupten, daß dem Erzähler bei ſeiner Schilderung kalte Schauer über den Rücken rieſelten. Ein zweiter erzählte wieder, daß in der Bijavica, im Wirbelwinde, eine böſe Fee ſtecke; er ſei davon überzeugt, weil einmal ſo ein Wirbelwind einem ſeiner Bekannten den Mantel von der Schulter geriſſen und mit ſich in die Lüfte genommen habe. Der Mann jedoch, der zufällig eine neue, ſcharfgeſchliffene Axt mit ſich geführt, habe dieſe, ſchnell entſchloſſen, hinauf und in den davonſauſenden Wind geſchleudert, worauf ein kurzer Weheruf erſcholl und gleich darauf ſein Mantel ſammt der blutigen Axt wieder herabgefallen ſei. Der Glaube an Hexereien iſt ſtark verbreitet und kann nur allgemach durch die Schulbildung ausgemerzt werden, die ſchon allenthalben zu wirken beginnt und auch auf dieſem Felde einen bedeutenden Schritt nach Vorwärts gethan hat. Außerdem iſt jedoch auch der poetiſche Sinn im Volke wach und es glaubt an ſchöne und gute Feen (Vila), die Wälder, Fluren, Gebirge bevölkern, in Quellen, ſelbſt im Feuer hauſen. Ihre Schönheit bezaubert, ihr Geſang reißt hin und wer ſie einmal geſehen oder ihren Geſang gehört, der ſtirbt und welkt, von Gram und Sehnſucht verzehrt, dahin wie ein Frühlingsblatt, an dem der Wurm frißt. Für Sprachen ferner, Poeſie und Kunſt hat der Kroate viel Sinn und Liebe und deshalb ſieht man ihm gern die Mängel nach, von denen ja kein Volk der Erde frei iſt. Nur Leute, die dem Südſlaven keine Sympathie oder nicht einmal gerechte Objektivität entgegen bringen, können über denſelben abſprechend urtheilen.

Im Kloſterhofe wurde es lebhaft; ein blinder Geiger hatte ſich daſelbſt niedergelaſſen und war, kaum daß er die zwei Roßhaarſaiten ſeiner länglich runden, mit durchlöchertem Felle als Reſonanz überzogenen, langhalſigen Geige zu ſtimmen begonnen, ſchon von einer Anzahl Zuhörer umringt. Ich trat hinzu und muß ſagen, daß mich ſeine Vortragsweiſe ergriff. Er war, wie alle ſeine Kollegen, zwar ein Bettler, aber auch ein Künſtler und Dichter; ein echter Rhapſode zugleich. Solche Guslari (Geiger) — man darf ſie durchaus nicht mit einem Bettler in alltäglichem Sinne vergleichen — ſingen Nationallieder, Heldenlieder, einzelne Sagen vom Kraljević Marko, vom Car Lazar, Miloš Obilić, Vuk Branković, von der Schlacht auf dem Kosovo Polje (Amſelfelde), wo der letzte ſerbiſche Kaiſer Lazar durch Verrath ſeines Schwiegerſohnes Vuk Branković die Schlacht verlor. Mancher Guslar kennt mehr als hundert Lieder auswendig, zieht von Markt zu Markt, von einer Kirchweihe zur andern und feſſelt durch die recitirende, rührende Weiſe, zu der die zwei Saiten der Gusle eigenthümlich wehmüthig erklingen, immer ein zahlreiches Publikum. Er ſingt ſtundenlang mit derſelben Begeiſterung und trägt, wenn er abzieht, den Hut voll Münzen davon; doch ſah ich nie einen derſelben mit der Hand, die Anzahl der Münzen prüfend, in den vor ihm liegenden Hut greifen. Sein Stolz iſt der Beifall der Zuhörer, die ihm geſpannte Aufmerkſamkeit zollen und zuletzt mit Lob überſchütten.

Es wurde dunkel und als ſich draußen das Volk um den Gajdaš (Dudelſackbläſer) zum Kolo reihete und zu tanzen begann, traten wir neugeſtärkt und die freundliche Einladung der Mönche heute und morgen — es giebt Zimmer genug im Kloſter — da zu bleiben ausſchlagend, den Heimweg an. Lange noch erklangen hinter uns durch den Wald die näſelnden Töne des Dudelſackes, bis ſie allmälig verſtummten, übertäubt durch den Lärm, den der über eine Wand ſtürzende Bach verurſachte.

Nach kurzem Ausfluge nach dem uralten, von Tempelherren erbauten, noch ziemlich gut erhaltenen Kirchlein Crkvari, das an und für ſich und durch ſeine prachtvolle Lage anzieht, da es in ein wunderſchönes kleines Thal blickt, nahm ich von meinem freundlichen Wirth, dem Pfarrer, den herzlichſten Abſchied, um meinen weitern Reiſeplan zu verfolgen.

(Fortſetzung und Schluß im nächſten Bande.)

# Die Salomo-Inſeln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

II.

Lage und Charakter. Eine im Stillen Ocean vielfach beobachtete beſtimmte Form und Richtung der Inſelgruppen macht ſich auch bei den Salomos bemerkbar. Sämmtliche zu denſelben gehörende Inſeln ſind in zwei parallel neben einander befindliche Ketten geordnet, faſt jede iſt länglich, ſchmal und bergig. Der Nordpunkt der am meiſten nach Nordweſten gelegenen Inſel Buka liegt unter 5° ſüdl. Br., 154° 35′ E. L., der ſüdlichſte, die Inſel Santa Catalina, unter 10° 53′ Br., 162° 30′ L. Die weſtliche Reihe zeigt vier größere Inſeln, die öſtliche deren drei ſowie eine Menge kleinerer Eilande. Eine möglichſt genaue topographiſche Schilderung des ganzen Archipel (circa 797,2 geographiſche Quadratmeilen umfaſſend) nebſt Segelanweiſung ꝛc. wird anderweitig erfolgen, hier ſoll nur ein ungefähres Bild des Charakters der Gruppe gegeben werden.

Im Allgemeinen macht das Gebiet den Eindruck als ſei es der Reſt eines allmälig verſunkenen Feſtlandes, an deſſen Rändern ſich Madreporendämme gebildet haben, manche gewiß in urälteſter Zeit und vielleicht noch an den Küſten des urſprünglichen Geſtades dieſes Feſtlandes, an denen der Korallenfels oft in große Tiefen hinabſteigt, ein Beweis des geſunkenen Landes, denn riffbauende Korallen, wie Milleporen und Madreporen, Aſträen und Mäandrinen, vermögen nur in dem lauen Gewäſſer dicht unter dem Ebbeſpiegel des Meeres zu leben. (Die Tiefengrenze der Exiſtenzfähigkeit der Korallen beträgt circa 36 m.) Die mehrfach zu Tage tretenden vulkaniſchen Beſtandtheile der Inſeln verdanken wohl unterſeeiſchen Eruptionen ihre Exiſtenz, oder wurden vielleicht ehedem aus dem Innern des Feſtlandes aufgeſchüttet, um als deſſen höchſte Spitzen vor dem gänzlichen Verſinken bewahrt zu bleiben, und als ſie längſt ſchon Eilande geworden durch vulkaniſches Aufſtreben etwa verlorene Höhengrade von Neuem zu erſteigen. Mehrfach findet ſich, zuweilen noch in 1000 m Höhe, an den Schiefer-, Porphyr- und Granitgeſteinen Madreporenkalk, die urſprüngliche Meeresgrenze zeigend, ein unverkennbarer Beleg für das jetzige Steigen des Landes. Die Spuren ehemaliger Thätigkeit zeigen noch zahlreiche jetzt erloſchene Kraterbecken, aktiv iſt jetzt nur noch ein Vulkan auf Bougainville (in 6° 11′ ſüdl. Br., 152° 54′ E. L.), deſſen Einfluß ſich jedoch weithin bemerkbar macht. Es ſind nicht ſelten in der Höhe Bougainvilles, ſowohl weſtlich als öſtlich bis zur Lord-Howe-Gruppe, Bimsſteinfelder von großer Ausdehnung [1]) angetroffen worden, die allerdings auch theilweiſe ihre Entſtehung gewaltigen Ausbrüchen des an der Blanche-Bai auf Neu-Britannien befindlichen Vulkans verdanken mögen. Die Weſtküſten der Salomo-Inſeln ſind faſt überall ſteiler, maſſiger, oft durch kegelförmige Berge, ſonderbare Felsbildungen ꝛc. ausgezeichnet. Beſonders Bougainville ſteigt im Kaiſer-Gebirge zu der im Süd-Pacific hervorragenden Höhe von circa 3100 m empor. Ausgeprägte vulkaniſche Formen zeigen ferner Koulangbangra, Kurombangara, Eddyſtone oder Simbo, von deſſen ſüdöſtlichem Theile jährlich eine bedeutende Menge Schwefels exportirt wird. Heiße Dämpfe ſteigen hier mehrfach aus dem Felsboden empor und das Waſſer in einem 4 bis 5 m über dem Meeresſpiegel befindlichen Salzwaſſerſee beſitzt an mehreren Stellen einen außerordentlichen Wärmegrad, auch finden ſich in ſeiner Nähe, an der Bai, heiße Quellen. Aehnlich verhält es ſich mit den übrigen größeren Inſeln. Die ganze Doppelreihe der Hauptinſeln wird, vorwiegend an der Oſtſeite, von einer Anzahl kleinerer Koralleninſeln umſchloſſen. Die Abgarris, grünen Inſeln (Hardy), Carteret, Marqueen (Mortblock), Palowi (Tasman), Liunimoa (Lord Howe), Sikiyana (Stewards), Ulalua und andere zeigen ſämmtlich durchweg die eigenartige Thätigkeit der Korallen, die Mehrzahl liegt an vorſpringenden Ecken der Riffe, wo die Brandung von zwei Seiten anſtürmt und daher die Umſtände zur Anhäufung von Korallentrümmern und Sand am günſtigſten ſind. Die hohen vulkaniſchen Inſeln ſind mehr oder weniger von Barrierriffen umgeben. In ihrer äußern Erſcheinung zeigen faſt alle ähnliche Formen. Lange, vorwiegend ſanft geſchwungene Höhen mit ruhigen Abhängen nach der See zu; die meiſtens niedrigen Oſtküſten mit Mangroven beſtanden, dieſem ſeltſamen Gewächs mit ſeinen Luftwurzeln. Die Palmen am Ufer winken ſchon aus der Ferne. Die gewöhnlich tief einſchneidenden Buchten und Häfen ſind mit ſehr hohem Schilf beſetzt. Tiefer im Lande gelangt man an die ſchönſten Pflanzungen, wo das liebliche Grün der Paradiesfeige und Uranien mit Kokospalmen, Brodfruchtbäumen und Yamspflanzungen wechſelt. Dringt man noch tiefer in das Innere, ſo hebt ſich allmälig der Boden, die Bewaldung wird dichter und dichter. Noch immer zeigen ſich Palmen, Gewürzbäume und alle jene Gewächſe, die zu ihrem Gedeihen der Aequatorialſonne bedürfen. Wo nur ein freier Platz iſt in flachen Niederungen, Thalgründen und dergleichen erblickt man koloſſale Schilfgewächſe, Bambus, Farren u. ſ. w. Die Luft, an der Küſte ungeſund, iſt hier prächtig. Der würzige Duft des tropiſchen Gartens übt ſeinen Zauber auf die Sinne. Dieſe Mannigfaltigkeit, Fülle und Friſche des Lebens erreicht ſelbſt Amerika in den ſo fruchtbaren Wäldern des Orinoko nicht. Dazwiſchen rauſchen große Ströme durch das Dickicht, Nashornvögel, Papageien, Kakadus beleben die Scene. Auf den mächtigen Lianen, die von Stamm zu Stamm rankend ein faſt unentwirrbares Netz bilden, zwiſchen dem freiliegenden Geſtein huſchen Eidechſen umher. Auf Schritt und Tritt giebt ſich die Ueberzeugung kund, daß ſich hier außerordentliche natürliche Hülfsquellen vorfinden, in ſolcher Fülle, wie vielleicht auf keiner andern Gruppe des Weſt-Pacific. Geld und Ausdauer gelingt es über kurz oder lang ſicher, das ſo ergiebige Terrain der meiſten Inſeln auszunutzen, die jetzt ſo gefürchtete und gemiedene Gruppe hat entſchieden eine Zukunft. Nur wenige Inſeln ſind trotz ihrer dichten Bewaldung zur Anlage von Plantagen ungeeignet, auf Simbo

[1]) Nach Anſicht Murray's, des Geologen der Challenger-Expedition, bilden die Bimsſteinmaſſen, die durch Seegang zertrümmert in größeren oder kleineren Theilen auf den Meeresboden herabſinken, durch die Zerſetzung des in ihnen enthaltenen Feldſpathes, den rothen Thon, der gerade die tiefſten Stellen des Stillen Oceans in weit ausgedehnten Lagern beherrſcht.

geſtattet die Erde z. B. nur den Anbau von Kokos, Brodfrucht, Zuckerrohr, Betelnuß in geringer Anzahl, ebenſo ſind die dort gezogenen ſüßen Kartoffeln nicht ſehr ſchmackhaft, ähnlich iſt es auf Treaſury Island, Rennell, Malayta, das nur im nördlichen Theile Kokospflanzungen zeigt.

Die Flora, nach Griſebach dem indiſchen Gebiete zugehörend, iſt, wie erwähnt, ſelten reich. Außer dem ſchönſten Schmuck der Landſchaft, der Kokospalme, finden ſich Areca- und Sagopalmen in Fülle. Mehrere Orchideen gehören ausſchließlich den Salomos an. Pandanus, Mangiferen, Caſuarinen, Bananen, Brodfruchtbäume machen ſich überall durch Farben- und Formenſchönheit bemerkbar.

Auch die Fauna zeigt wie die Flora vielfache Anklänge an diejenige Neu-Guineas. Einzelne Thierformen kommen weiter öſtlich nicht mehr vor. Für nachſtehende bilden die Salomo die Grenze: Cuscus celebensis, Lorius Hypeinochrous, Kakadus, Nashornvögel und die Genera: Dicrourus, Philemon Dicoeum, Calornis, Gracula, Centropus, Eurystomus, Nasiterna, Geoffroyus, Eos und Macropygia. Beſonders ſchöne Tauben und Papageien ſind ſehr zahlreich, auch findet ſich ein Megapodius (M. Brenchleyi) von nußbrauner Farbe und ein Pteropus. Hunde, Ratten, Schweine, Eidechſen, Krokodile und Landſchlangen, zahlreiche Inſekten ſind gleichfalls vertreten, ebenſo Schildkröten und Seeſchlangen, zahlreiche Mammalien und Seevögel und eine Menge in den wunderbarſten Farben prangender Fiſche, vorwiegend indiſchen Charakters, während nach Wallace alle übrigen durch Reichthum und Schönheit ausgezeichnete Thierformen weſentliche Abweichungen von der orientaliſchen Region und ganz den Charakter der „auſtro-malaiiſchen Subregion“ zeigen.

Winde. Die Salomos ſind ganz dem Einfluſſe der Monſune unterworfen. Der N.-W.-Monſun, im November oder December beginnend, bringt mehrfach gutes Wetter, aber vielfach Stillen (ca. 15 Proc.). Sobald eine Briſe durchkommt, ſammeln ſich die Wolken gleich im Norden, kommen über und wieder iſt es ſtill. Heftige Gewitterböen, meiſtens aus Nordweſt, zuweilen aber auch aus E. und E. N. E., mit viel Regen ſind beſonders im Januar und Februar häufig. Ende März variiren die Winde zwiſchen S. E. über Weſt nach Nordweſt. Der ſchönſte Monat iſt der April, doch ſind die vorwiegend flauen Weſtwinde dann veränderlich und drehen im Mai allmälig über Nord nach Oſten um, ebenſo iſt es noch zu Anfang Juni. Mitte Juni ſetzt der S.-E.-Monſun mit ſtarken Regenböen, die während der Nacht eine undurchdringliche Finſterniß hervorrufen, ein, unruhiges Wetter, mit einzelnen heiteren Tagen und mehrfachen Stillen (ungefähr 14 Proc.), bleibt bis Ende Auguſt. Häufig ändert ſich der Wind während der Regenböen um mehrere Striche, ſo daß der Seemann oft rathlos iſt, wie er die Raaen anbraſſen ſoll. Im September iſt die Stärke des Monſun gebrochen, das Wetter iſt regelmäßiger, gegen Ende Oktober drehen die Winde wieder über Norden nach Weſten und ſind ſehr veränderlich, bis zur Rückkehr des Nordweſt-Monſun. Einen weſentlichen Einfluß auf den ſtellenweiſe niedrigen Luftdruck haben wahrſcheinlich die örtlichen Kondenſationen von den hohen Inſelbergen. Die beſte Jahreszeit ſind ſomit die Monate April bis Oktober, als die ſchlechte kann man die Monate Oktober bis April bezeichnen [1]).

[1]) Die meteorologiſche Jahreszeit der Nord- und Südhemiſphäre iſt folgende:

| | Nordhemiſphäre | Südhemiſphäre |
|---|---|---|
| December bis Februar . . | Winter | Sommer |
| März bis Mai . . . . . | Frühling | Herbſt |
| Juni bis Auguſt . . . . | Sommer | Winter |
| September bis November . | Herbſt | Frühling |

Die Strömungen ſind ſehr unregelmäßig und richten ſich theilweiſe nach den Monſunen, ſind aber auch lokalen Einflüſſen, der Lage der Inſeln ꝛc. unterworfen. Im März bis Mai iſt an der ganzen Oſtſeite eine Nordweſtrichtung des Seelaufes beobachtet, die auf der Höhe der Lord-Howe-Gruppe nach N.E. wendet, an der Weſtſeite eine ſolche nach N.E. und zwar zwiſchen den Santa Cruz und San Chriſtoval entweder E.N.E. oder N.N.E., weiter nach Norden während des S.-E.-Monſun eine durchſchnittliche Richtung S.E zu E. in einer Stärke von circa 20 bis 25 Seemeilen in 24 Stunden. Im Auguſt, September ꝛc. an der ganzen Weſtſeite eine durchſchnittliche Nordweſt- zu Weſt- bis Weſtſtrömung. Im ſüdweſtlichen Theil der Gruppe, beim Riff Indiſpenſable, theilt ſich die von Südweſten kommende Strömung in zwei Arme, der eine geht längs der des Riffes nach Nordweſten, der andere nach Südweſten. Zwiſchen der Inſel Rennell und dem Riff Indiſpenſable hat man eine Strömung von 49 Seemeilen in 24 Stunden beobachtet, in der Nähe von San Chriſtoval 40 Seemeilen. Je ſüdlicher, deſto ſchwächer wird dieſelbe, und in circa 17° Breite, 158° weſtl. L. hört dieſelbe ganz auf. Dem Seefahrer iſt namentlich in der Nähe des Landes, bei der heftigen Strömung und den durch das hohe Land nicht kräftig wirkenden Winden, ſowie gewaltigen von der Strömung fortgeführten Baumſtämmen die größte Vorſicht geboten.

Als durchſchnittliche Mittagstemperatur (12 Uhr) für die Luft ſind 24 bis 30° C., je nach der Jahreszeit, anzunehmen, für das Meer 27,4° bis 29,4° C., als mittlerer Barometerſtand 758 mm. Die zahlreichen Niederſchläge, die dichten undurchdringlichen Wälder, das vielfach ſumpfige Terrain laſſen, namentlich an den niedriggelegenen Oſtküſten, vielfache Krankheiten entſtehen. Vor Allem ſind es Fieber, Dyſenterie, Rheumatismen, dann aber auch Lungenkrankheiten, die verheerend wirken. Ein weſentlicher Procentſatz der rapiden Abnahme der Bevölkerung iſt auch auf Rechnung der zahlloſen Kriege zu ſetzen, die unausgeſetzt betrieben werden, ſowie des Gebrauches, der auf einigen weniger von der Natur begünſtigten Inſeln (unter anderen Malayta) herrſcht, nicht mehr als zwei bis drei Kinder am Leben zu laſſen. Die Zahl der Bewohner der ungefähr 797,2 deutſche geographiſche Quadratmeilen = 43,900 qkm großen Gruppe beträgt jetzt circa 80 000; genauere Angaben über deren Vertheilung auf die einzelnen Inſeln laſſen ſich vorläufig nicht geben. Bougainville, San Chriſtoval ſcheinen ſtark, Choiſeul, Iſabella, Malayta, Neu-Georgien ſchwach bewohnt zu ſein. Es hält ſchwer bei einer ſo eigenartigen Bevölkerung und in einem von ſo unermeßlich üppiger Vegetation bedeckten Terrain, wie den Salomos, auch nur annähernd richtige Schätzungen zu gewinnen. Die ſonſt am meiſten Erfolg verſprechende Weiſe, die Anzahl der Bewohner einzelner Inſeln ꝛc. nach den bei größeren Feſten anweſenden Köpfen zu beſtimmen, würde hier nur zu Trugſchlüſſen Anlaß geben, da auf jeder Inſel zahlreiche Stämme leben und faſt jeder derſelben mit dem Nachbar in Fehde ſich befindet. Anhaltspunkte gewährt ferner die größere oder geringere Anzahl von Kokospalmenpflanzungen, da dieſelben dem Eingeborenen einen weſentlichen Beſtandtheil zur Exiſtenz gewähren.

Die Bewohner gehören der Mehrzahl nach den Papuanen an. Auf Murray (Buraqoi), Neu-Georgien, Stirling Island, Simbo zeigen ſie faſt ganz den Typus von Neu-Guinea. Eine dunkele faſt ſchwarze Hautfarbe, krauſes ſchwarzes Haupt- und Barthaar, ein langer ſchmaler Kopf mit dicken Augenbrauen, fleiſchigen Lippen, ſpitzem Kinne, große, mit der Spitze etwas nach unten gekrümmte Naſe mit weiten Naſenlöchern und dickem Naſenrücken, wohl-

gebaute kräftige Geſtalt, jedoch mit verhältnißmäßig dünnen Beinen, ganz wie bei den reinſten Stämmen Neu-Guineas. Aehnlich iſt es auf Choiſeul, Bougainville, Buka, Carteret und anderen, deren Bewohner das krauſe Haar oft beizen, daß es dunkelbraun erſcheint. Etwas abweichendes Aeußere zeigen dagegen die Bewohner der übrigen Inſeln. So haben diejenigen von San Chriſtoval, Santa Anna, S. Catalina eine röthlich-grauſchwarze, chokoladefarbene Hautfarbe, etwas heller wie die Viti. Das weiche krauſe, aber nicht wollige, bisweilen ſogar ganz ſchlichte Haar wird meiſtens kurz geſchoren und mit Kalk oder Ocker roth oder gelb gefärbt, das Körperhaar ſorgfältig abraſirt. Bartwuchs iſt überall wenig vorhanden, Backenbärte ſieht man öfters. Aehnlich ſo iſt es auch auf Guadalcanar. Auch die Malaytaner ſind bräunlich-ſchwarz, mit dichtem, krauſem Haar, das perrückenartig abſteht und häufig roth gebeizt oder an der Seite mit einem gelbroth gefärbten Baſtbüſchel verziert iſt. Dieſelbe Hautfarbe haben die Bewohner von Iſabel, Ulakua, Maramaſiki, Anudha und Seſarga. Die Größe beträgt 1,55 bis 1,70 m. Polyneſiſcher Einfluß macht ſich, wie auf faſt allen von Papuanen beſetzten Inſeln, auch hier geltend. Langſam nur dringt die polyneſiſche oder beſſer malaiiſche Race vor. Auf der Mehrzahl der kleineren Inſeln des oceaniſchen Gebiets traf ſie vermuthlich keine oder nur eine ſpärliche ſchwarze Bevölkerung an, die unterworfen oder aufgerieben ward. Auf den Viti fand ſie zuerſt heftigen Widerſtand, nur unvollkommen gelang die Vermiſchung, weiter nach Weſten z. B. auf den Neu-Hebriden war die ſchwarze Urrace in der Mehrzahl, es kam zum energiſchen Kampfe, der mit dem Zurückwerfen der Malaio-Polyneſier endete. In der Nähe der Salomos ſind unter anderen noch ganz von dieſen beſetzt: Sikiyana, die Lord-Howe-Gruppe, auch auf Iſabella und Ulakua finden ſich verſprengte Theile. Im großen Ganzen merzte die kräftigere, wildere Race die eingewanderten Elemente bald aus. Ein polyneſiſcher Einfluß macht ſich auch in der Sprache geltend, allerdings lange nicht in dem Maße, wie in anderen papuaniſchen Gruppen. Auch die dort mehrfach vorhandene überraſchende Abweichung der einzelnen Sprachen reſp. Dialekte, wie z. B. vor Allem in den Neu-Hebriden, kann hier nicht konſtatirt werden. Ein gemeinſamer Urſprung iſt faſt überall zu erkennen, manche Worte ſind auf allen zur Gruppe gehörenden Inſeln die gleichen, beſonders fällt das jedoch bei den Zahlenausdrücken auf, bei denen auch rein polyneſiſche Benennungen gefunden ſind. (Z. B. rua, zwei, ändert ſich nur in Ulakua und dem ſüdlichen Malayta, wo der nämliche Dialekt geſprochen wird, in lua, und auf Simbo in karu.) Folgende Sprachen ſind von den Salomo näher bekannt geworden: 1. Die Sprache von San Chriſtoval, 2. Ulakua, 3. Gera (Guadalcanar), 4. Mara oder Malayta, 5. Anudha (Florida), 6. Iſabel (die ſogenannte Mahaga-Sprache), 7. Simbo (Eddyſtone), 8. Stewards (Sikiyana).

Der Geſichtsausdruck iſt faſt überall ein wenig Vertrauen erweckender und vorausſetzender. Dem Eingeborenen kann man dieſes Mißtrauen dem Weißen gegenüber kaum verargen. Er iſt gewohnt von jedem, der nicht von ſeinem Stamme iſt, Feindſeliges zu erfahren, hat im mehrfachen Verkehr mit den Sandelholzſchlägern und bêche-de-mer-Suchern ſowie vielen im labour-trade beſchäftigten Seelenverkäufern nur die roheſten Elemente kennen gelernt, bei denen Mord und Todtſchlag wenig gefürchtet ſind. Wo ſoll da ein Vertrauen herkommen? [1]) Das wird erſt allmälig anders werden, ſobald der Handel, und vor Allem der deutſche Handel, der in der Südſee ja nur von Leuten betrieben wird, die Geſittung und Aufklärung zu verbreiten in der Lage ſind, auch die Salomo in ſein Bereich zieht. Ein weſentlicher Faktor wird vor Allem das geſetzlich geregelte und gewiſſenhaft gehandhabte Engagiren von Arbeitern für die deutſchen Plantagen auf den Viti- und Samoa-Inſeln ſein. Nach Ablauf des Kontraktes (3 bis 5 Jahre) wird der Eingeborene nach ſeiner Heimathinſel, zu ſeinem Stamm, zurückgebracht. Seine Erzählungen, die Gegenſtände, die er als Lohn erhalten, veranlaſſen andere ſeinem Beiſpiele zu folgen, allmälig wird aus dem blutdürſtigen Kannibalen ein friedlicher Arbeiter. Jetzt ſind das leider noch fromme Wünſche. Die heutigen Bewohner der Salomo kann man als die blutdürſtigſten, hinterliſtigſten, verrätheriſchſten Eingeborenen des ganzen Weſt-Pacific bezeichnen. Bei der geringſten Veranlaſſung heftig, aufbrauſend, iſt die äußerſte Vorſicht im Verkehr mit denſelben geboten. Ein dort Handel treibender Schiffer muß daher ſtets auf der Hut ſein. Sämmtliche Kanoes halte er unter anderen möglichſt beim Stern des Schiffes zuſammen und erlaube nur dem Häuptling an Bord zu kommen. Seine mit Gewehren bewaffnete Mannſchaft poſtire er rings um den Schiffsrand, doch ſo, daß die Waffen nicht ſichtbar ſind. Keiner der Leute darf irgendwie eigenmächtig Handel treiben. Nichts, nicht einmal eine Kokosnuß, darf ohne Zahlung angenommen werden, falls die Annahme derſelben verweigert wird, gebe man Alles zurück. Beſonders hüte man ſich auch die chiefs zu erzürnen; ſo gering ihr Einfluß an manchen Orten auch ſcheint, ſo würde die geringſte Beleidigung doch blutig gerächt werden. Beſonders gefürchtet ſind die Bewohner von Neu-Georgien, Rubiana, Guizo oder Keſo, Malayta, Guadalcanar, Treaſury, Bougainville. Im Laufe des vorigen Jahres brachte faſt jede Poſt neue Berichte über dort ausgeführte Ueberfälle und Metzeleien. Gewöhnlich waren die Eingeborenen an Bord gekommen, mit dem Vorwand zu handeln, hatten dann plötzlich einen günſtigen Augenblick wahrgenommen, alles niedergemacht, das Schiff ausgeraubt und einige der Ermordeten zum Freſſen mit ſich genommen. So erging es der Beſatzung der „l'Esperanze“, des „Zephyr“, der „Borealis“, engliſchen reſp. auſtraliſchen Schiffen, ſowie dem engliſchen Kanonenboot „Sandfly“, deſſen Kapitän und ſechs Mann ermordet wurden. Man ſieht alſo, daß obige Sicherheitsmaßregeln nicht zu leicht genommen werden dürfen. Eine rühmliche Ausnahme machen die Bewohner von Sikiyana, ein gutes, ſittliches, ehrliches Völkchen, das im Verkehr mit dem Europäer nach und nach völlig civiliſirt iſt, von der Miſſion jedoch nichts wiſſen will, weil, wie dieſe Naturkinder ſagen, der Miſſionär dann ihr ſämmtliches kai-kai (Lebensmittel) an ſich nehmen würde.

[1]) Markham, der Befehlshaber des „Rosario“, der 1878 auf Befehl der engliſchen Regierung die Santa Cruz und Neu-Hebriden zu durchkreuzen hatte, um ſcharfe Kontrole bei den Arbeiter dingenden Schiffen zu üben, berichtet wahrhaft haarſträubende Dinge über die weißen Seelenverkäufer.

Inhalt: Quer durch Sumatra. VII. (Mit fünf Abbildungen.) — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. I. (Mit drei Abbildungen.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. III. — M. Eckardt: Die Salomo-Inſeln. II. — (Schluß der Redaction 2. Mai 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 22.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VII.

In Napal-Litjin fanden die Reisenden ein gutes Unterkommen in einem neuen Hause, das der Dipati als Hochzeitsgabe für seine älteste, einundzwanzigjährige Tochter hatte errichten lassen; einstweilen stand dasselbe noch unbenutzt und der letzten Vollendung bedürftig da, weil die vielumworbene Schöne des Walddorfes noch darauf wartete, daß derjenige ihrer zahlreichen Anbeter, dem sie den Vorzug gab, definitiv um ihre Hand anhalten sollte. Das Dorf selber zeichnete sich durch seine malerische Lage vor den meisten anderen dieser Gegend aus; zwei hohe, bewaldete Kalksteinfelsen bilden dicht vor dem Orte ein mächtiges Thor, durch welches der Rawas, der hier den von Südwesten kommenden Koeloes in sich aufnimmt, hindurchfließt. Unvergleichlich schön war die Aussicht von diesen Bergen auf das obere Thal des Flusses mit dem ansehnlichen Höhenzuge, der von dem linken Ufer emporsteigt.

Man befand sich hier nur etwas über eine Tagereise von den Dörfern Selladi und Doerian-Boengin entfernt, die zu dem unabhängigen Grenzdistrikte Batang Asei gehören, und wenn auch der Dipati und die übrigen Einwohner von Napal-Litjin die Gesinnungen der Häuptlinge jenes Distriktes als dem Vorhaben der Expedition durchaus ungünstig schilderten, so ließ sich Veth doch nicht abhalten, wenigstens einen Versuch zum Eindringen in das verschlossene Gebiet zu machen. Er sandte zunächst zwei Boten mit Geschenken an die Häuptlinge jener Dörfer, um die Erlaubniß freien Durchzuges für die Expedition auswirken zu lassen; ohne die Geschenke, aber mit einem entschieden abschlägigen Bescheide kehrten die Abgesandten zurück, und nun beschlossen die Reisenden selber bis an die Grenze und womöglich weiter vorzugehen und selber mit den Häuptlingen zu verhandeln. Von mehreren freundlich gesinnten Dipatis der Rawasdörfer und ihrem bewaffneten Gefolge begleitet, brach man in der Frühe des 12. Mai auf, um in nordwestlicher Richtung zunächst auf dem rechten Flußufer und dann durch theils sumpfige, theils hügelige Gebiete verschiedener, dem Rawas von links zuströmender Bäche vorzuschreiten. Es hatte in der vorhergehenden Nacht heftig geregnet; die unzähligen Hügel, die man hinauf- und wieder hinabzusteigen hatte, waren schlüpfrig und glatt, die Thäler große Schlammlöcher, die sonst unbedeutenden Bäche zu tiefen und reißenden Strömen angeschwollen; neunmal auf dem Hin- und eben so oft auf dem Rückwege dieses unsäglich anstrengenden Marsches mußten die Reisenden fast bis an den Hals durch Wasser waten, um schließlich mit der tröstlichen Ueberzeugung nach Napal-Litjin zurückzukehren, daß das Ganze ein verfehltes Unternehmen gewesen war; denn die Häuptlinge von Batang Asei, die sie an der Grenze des niederländischen Gebietes erwartet, hatten sich zwar durchaus nicht feindselig gezeigt, im Gegentheil, ein freundschaftliches Mahl mit den Europäern eingenommen und mit ihnen geraucht, waren aber für alle Ueberredungsversuche und Vorstellungen hartnäckig taub geblieben.

Trotzdem sich die Reisenden nur wenige Tage in Na-

gehen, schlafen, Kinder in Ruh halt, auf Verwirrung, Lärm, Unordnung, Unsauberkeit, Faulheit, Diebstahl und Lügen, auf Schlafkrankheit und Tod durch Ertrinken, auf Ertrinken, Tod durch Ertrinken, auf Ertrinken, Tod durch Ertrinken, auf Ertrinken,

van Haſſelt, den photographiſchen Apparat ſowie alles nicht geradezu unentbehrliche Gepäck hier zurückzulaſſen, für das nothwendig mitzunehmende aber noch eine Anzahl von Laſtträgern zu miethen. Dreißig Mann ſtark, brach die Expedition von Loeboe-Koemping auf; außer dem Koch, dem Diener und dem Aufſeher der Kulis, welche ſchon die Reiſe durch das Padangſche Oberland mitgemacht, und außer den ſechs Trägern, die man während der letzten Wochen bei ſich gehabt, hatten Veth und van Haſſelt jetzt noch dreizehn neue Laſtträger engagirt; dazu kamen die beiden Führer und noch zwei Häuptlinge mit ihren Dienern, die ſich zum Mitgehen bereit erklärt hatten. Die erſten zwei Tage ging es auf einem deutlich erkennbaren Fußpfade meiſt dicht an den Ufern des Roepit entlang, flußaufwärts; und jetzt ſchon zeigte es ſich, wie wohl man daran gethan hatte, ſich mit dem Gepäck zu beſchränken. Viermal mußte der ziemlich reißende, waſſerreiche Roepit, einmal ſein großer Nebenfluß, der Batang Koejoeh, durchſchritten werden: ein nicht unge-

Mädchen aus Napal Litjin.

Eingeborener von Naval-Litjin.

fährliches Unternehmen, bei dem der eine der beiden Häuptlinge, der Hadjidipati von Lejoeng-Batoe, den Reiſenden die vortrefflichſten Dienſte leiſtete. Von ungewöhnlicher Größe und wahrhaft herkuliſchen Kräften, transportirte er nicht nur die Laſten der ſchwächeren Kulis, ſondern ſogar dieſe ſelber auf dem Rücken über den Fluß. Während des dritten Tages entfernte ſich der Weg bedeutend von dem Fluſſe und führte über den ſpitzen ſteilen Berg Boekit Ambongbras; doch wurde Nachts ſchon wieder dicht am Ufer des Roepit bivouakirt. Bei der nächſten Tagereiſe, die in ſchnellem Anſtieg bergauf ging, zeigte ſich der Fluß ſchon als ein in ſchmalem, felſigem Bett dahinfließender Gebirgsbach, der an mehreren Stellen ſchöne Kaskaden bildet. Das Terrain wurde immer ſchroffer, der Weg führte ſtellenweiſe weit vom Fluſſe ab und tief in den Bergwald hinein, wo er nur ſchwer zu erkennen und nur vermöge größter Aufmerkſamkeit von den vielen, niedergetretenen Elephantenpfaden zu unterſcheiden war. Endlich, gegen Mittag des fünften Tages, erreichte man die Gipfellinie des Gebirges und ſomit die Waſſerſcheide zwiſchen dem Stromgebiete der großen Nebenflüſſe des Moeſi und den der Südweſtküſte zugehenden kleineren Flußläufen. Nach kaum halbſtündigem

Abſtieg kam man auch ſchon an dem bedeutendſten dieſer Flüſſe, dem Kataun, an, der hier noch als ſchmaler Gebirgsbach zwiſchen dem weſtlichen Abhange des Barijangebirges, auf dem er entſpringt, und den Vorbergen des Pandjang-Gebirges dahinfließt. Durch eine Anzahl von Nebenflüſſen raſch verſtärkt, iſt er bereits bei dem Dorfe Tapoes, in dem die Expedition am Abend des ſechsten Tages anlangte, ein breiter waſſerreicher Strom. Nach dem ſechstägigen, anſtrengenden Marſche durch die unbewohnten Bergregionen wurde der Anblick dieſes erſten Dorfes der Provinz Lebong von allen auf das Freudigſte begrüßt.

Die Provinz Lebong, die ſeit zehn Jahren einen Theil der Reſidentſchaft Palembang ausmacht, wird durch das Hochthal des Kataun gebildet, der hier von Südoſten nach Nordweſten fließt, um dann bei ſeinem Eintritt in das Tiefland in ſüdweſtlicher Richtung durch die Reſidentſchaft Benkoelen dem Meere zuzugehen. Vierzehn Tage lang hielt ſich die Expedition in Lebong auf, das nach allen Richtungen durchſtreift wurde. Es iſt ein zum Theil reichbewaldetes, zum großen Theil aber auch gut angebautes Land, das, verhältnißmäßig ſtark bevölkert, einunddreißig größere und kleinere Dörfer mit zuſammen etwa 4000 Einwohnern enthält. Die reichſte und zugleich maleriſch ſchönſte Gegend der Provinz iſt die Umgebung des Sees, den der Kataun durchfließt; ſo verweilten die Reiſenden auch mehrere Tage in Kota-Danau, einem an der Südſpitze des Sees gelege-

Wohnungen in Soeroelangoen.

nen großen Dorfe, wo ſie von den freundlichgeſinnten Einwohnern in der entgegenkommendſten Weiſe aufgenommen und mit Geſchenken an Früchten, Reis und im See gefangenen Fiſchen förmlich überhäuft wurden: eine angenehme Abwechſelung nach den knappen Reisrationen des ſchon bedenklich verminderten mitgenommenen Proviants.

Am 7. Juni verließ die Expedition Teloek Doerian, das ſüdlichſte Dorf von Lebong, um ſich in die nach Süden angrenzende Provinz Redjang, das Thal des obern Moeſi, zu begeben. Auf einem breiten, in gutem Zuſtande befindlichen Wege wurde das Gebirge, das die Grenze zwiſchen den beiden Provinzen bildet, überſchritten; eine gute Strecke weit führt dieſer Weg über ein bewaldetes Plateau, das, nach den zahlreichen Spuren zu ſchließen, vielen Elephanten zum Aufenthalte dienen mußte. In der That erblickte auch Beth, als er mit noch einem Gefährten dem langſamern Haupttrupp der Expedition etwas vorangeſchritten war, etwa funfzig Schritt vor ſich auf dem Wege einen mächtigen Elephanten, der ihn erſt ruhig noch näher kommen ließ, dann aber plötzlich die Flucht ergriff und ſchwerfälligen Schrittes ſeitwärts in den Wald trabte. Der Hauptort der Provinz Redjang, Kepajang, liegt an der großen Straße, welche, die Inſel von Weſten nach Oſten durchſchneidend, Benkoelen und Palembang mit einander verbindet. Unweit Kepajang überſchreitet die Straße das Barijangebirge in einer Höhe von ungefähr 800 m, und von dieſem Punkte hat man eine herrliche Ausſicht über die Weſtküſte und das Meer. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen in Kepajang ging es wieder über das Gebirge und zwar über einen 1100 Fuß hohen Paß des Höhenzuges, der den Goenang Itam mit dem

Boekit Oeloe Moesi verbindet, nach dem Sindang-Distrikte, einem schönen Berglande. Auf einer vortrefflichen Straße, die den Distrikt von Norden nach Süden durchschneidet, erreichte man nach einem Marsche von vier Tagen Soeka-Radja am Roepit. Die Dörfer dieses Distrikts haben, ebenso wie die des ganzen Roepitgebietes, mit den Dörfern am Rawas die größte Aehnlichkeit; die Bauart der Häuser stimmt durchaus mit der der Häuser von Soeroelangoen überein, die sich ihrerseits wieder kaum von denen des untern Moesi und von Palembang unterscheiden. Abweichend ist nur die Lage der Dörfer: im Sindang- und im Roepitgebiete liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am obern Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt.

Eine bequeme Bootfahrt von Soeka-Radja den Roepit hinunter brachte die Reisenden nach sechswöchentlicher Abwesenheit nach Soeroelangoen zurück, wo sie mit der erfreulichen Nachricht empfangen wurden, daß die Aspekten für ihre schon einmal vereitelte Expedition in die unabhängigen Grenzdistrikte inzwischen günstiger geworden seien. Pajong Poetih, der oberste Häuptling des Limoendistriktes, der die Autorität des von der niederländischen Regierung ernannten Sultans von Djambi anerkannte, hatte erklärt, daß er den Reisenden das Passiren seines Gebiets gestatten wolle, und daß er es nicht für unmöglich hielte, daß sie von dort aus ungehindert zu Wasser bis nach Djambi gelangen könnten. Er selber hatte versprochen, seinen Einfluß bei den anderen Häuptlingen nach Kräften geltend zu machen, die Expedition selber zu geleiten u. s. w., dabei aber leider seine Macht überschätzt. Mit bestem Vertrauen in die endliche Ausführbarkeit ihres Unternehmens trafen nun Veth und van Hasselt ohne Zeitverlust alle nöthigen Vorkehrungen, und nach

Reisscheune in Soeroelangoen.

wenigen Tagen schon begaben sie sich mit ihrem ganzen Gefolge und in Begleitung einiger Rawashäuptlinge auf den Weg nach Pangkalan, wo, der Verabredung gemäß, Pajong Poetih sie erwarten sollte. Zu ihrer größten Enttäuschung befand sich derselbe aber nicht hier, und die Einwohner des Dorfes wußten schon von allerhand Schwierigkeiten und Hindernissen zu erzählen, welche die untergeordneten Häuptlinge ihrem Vorhaben entgegensetzen wollten. Trotzdem verfolgte man am nächsten Morgen den Weg nach der Grenze weiter; auf möglichst verborgenen Waldpfaden wurde dieselbe überschritten; man war schon dicht am Ufer des Limoen angelangt, als eine Gesandtschaft von Häuptlingen sich einstellte, die sich bereit erklärten, mit den Europäern verhandeln zu wollen, wenn diese noch einmal bis zur Grenze umkehren wollten. Veth willfahrte ihnen: der Erfolg der Berathungen aber war wieder ein abschlägiger Bescheid. So vergingen mehrere Tage in immer neuen Unterhandlungen; Pajong Poetih traf auch endlich ein und brachte einen vom Sultan selbst untersiegelten Brief mit, nach welchem die Häuptlinge der Expedition freien Durchgang zu gewähren hatten. Dieselben zeigten sich aber durchaus nicht willens, diesem Befehl Folge zu leisten; keiner gab eine bestimmte Zusage; und als Veth, durch das Schreiben des Sultans ermuthigt, schließlich doch mit Vermeidung der größeren Dörfer und auf Waldwegen bis zum Limoen vorgegangen war, brachten die Kundschafter der ihn begleitenden Häuptlinge schon von überall beunruhigende Nachrichten. Pajong Poetih lag an heftigem Fieber erkrankt darnieder; die Limoen-Häuptlinge zogen, von bewaffneten Scharen begleitet, nach den Moscheen, um das Volk zum prang sabil, zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen, aufzureizen. Noch immer ließ Veth sich nicht zurückhalten; mehrere Tagereisen weit ging die Expedition noch den Limoen hinauf, wo sie bei den Bewohnern keiner feindlichen Gesinnung, wohl aber der größten Furcht vor der Rache der Häuptlinge begegneten. Auf Schutz oder Unterstützung war also hier nicht zu rechnen, und als man nun gar die sichere Kunde erhielt, daß schon alle Vorkehrungen getroffen waren, die Expedition zu umzingeln, daß die Häuptlinge sich von allen Seiten mit ihren Scharen zusammenzögen, da entschloß selbst Veth sich endlich schweren Herzens, den eiligen Rückzug anzuordnen. Meist bei Nacht und auf Waldwegen führten die Rawas-Häuptlinge die Fliehenden nach Soeroelangoen zurück, das man mit so fester Zuversicht auf endliches Gelingen verlassen hatte.

Schon wenige Tage nach der Rückkehr verließ van Hasselt Soeroelangoen, um zunächst nach Palembang und von dort zu Schiffe nach Djambi zu gehen, wo der Nachfolger Santvoort's, Herr Cornelissen, eingetroffen war und

ihn erwartete. Beth blieb noch etwa drei Wochen in dem Dorfe, immer in der Hoffnung, durch die Vermittelung des freundlichgesinnten Häuptlings von Tiga-Doesoen schließlich noch auf einem etwas andern Wege sein Ziel zu erreichen. Die Zeit des Wartens auf den Bescheid, der leider wieder ungünstig ausfiel, da die feindlichen Häuptlinge das ganze Gebiet terrorisirt hatten, benutzte er zu fleißigem Photographiren. Mehrere wohlgelungene Aufnahmen von Soeroelangoen und seiner Umgebung sowie eine Anzahl von Volkstypen bereicherten seine Sammlung. Auch den Koeboes, einem unabhängigen Volksstamme, der in den wilden Waldgegenden zwischen dem Moesi und dem Batang Hari verstreut lebt, und dessen Niederlassungen sich bis auf einige Meilen Entfernung von Soeroelangoen erstrecken, widmete er seine Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich ist dieses Waldvolk, über das die abenteuerlichsten Geschichten verbreitet sind, ein Rest der Urbevölkerung der Insel, die sich zur Zeit der javanischen Invasion oder der Einführung des Islam in die Wälder geflüchtet hat und dort allmälig verwildert ist. Allem Anschein nach hat man es hier mit keinem besondern Volke zu thun, nur durch ungewöhnlichen Schmutz und dürftige Bekleidung mit wenigen baumwollenen Lumpen unterscheiden sich diese Malaien im Aeußern von den übrigen malaiischen Bewohnern der Insel. Ihre Wohnstätten sind von der primitivsten Art: ein auf vier Pfählen ruhendes Schutzdach von etwa 1½ m im Quadrat

Haus des Kontroleurs in Soeroelangoen.

über einem etwa 25 cm über der Erde befindlichen Fußboden; von einer Seitenwand ist nicht die Rede. In dem Koeboes-Dorfe Lesoeng Batoe, das Beth besuchte, lebten unter sechs solcher Schuppen von der angegebenen Größe nicht weniger als dreißig Menschen. Die Jagd bildet die Hauptbeschäftigung des Volkes; kleine Beile und Lanzen sind das Geräth, dessen sie sich dabei bedienen. Mit der Jagdbeute und anderen Produkten des Waldes treiben sie heute einen lebhaften Tauschhandel mit den Bewohnern der civilisirteren Dörfer. Diese aber wissen ihren Vortheil im Verkehr mit den „Wilden“ so gut wahrzunehmen, daß ihnen wohl nichts unerwünschter sein würde, als etwaige Bemühungen der holländischen Regierung für die Civilisirung der Koeboes.

Am 8. August verließ Beth Soeroelangoen; seine Sammlungen hatte er auf einer Handelsprauw nach Palembang vorausgesandt; er selber zog die weite und beschwerliche Wanderung am Ufer des Rawas und des Roepit und durch den Distrikt Moesi-Oeloe vor. Am 14. erreichte er Tebin-Tinggi am obern Moesi, wo ein heftiger Fieberanfall ihn zum Verweilen zwang. Dann ging es weiter über Boengamas nach Lahat, von wo er am 1. September mit dem fälligen Regierungsdampfer nach Palembang fuhr. Hier war van Hasselt unterdessen schon wieder eingetroffen, der über seine Vorarbeiten mit Herrn Cornelissen und seine Unterhandlungen mit dem Sultan von Djambi günstige Nachrichten brachte. So hielt sich Beth nur wenige Tage in der Hauptstadt auf, um sich von den Folgen des Fiebers einigermaßen zu erholen. Am 10. September schon trat er mit dem Gefährten an Bord des kleinen Dampfers Sunda die Reise nach dem Djambi oder Batang Hari an.

# Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

II.

Von Ende März bis Ende Mai war Pinto gezwungen, in Belmonte zu verweilen, um auf Waaren, die ihm von Benguella aus nachgeſchickt waren, zu warten, weitere Vorbereitungen zu treffen, Flinten zu reparieren, Patronen zu machen und namentlich Träger zu beſchaffen. Erſt am 23. Mai begann er langſam aufzubrechen und ſein Lager einige Stunden oſtwärts von Bihé zu verlegen in der Hoffnung, daß eine bereits auf dem Marſche befindliche Karawane den Bihénos Luſt erregen würde, die Reiſe mitzumachen. Allmälig rückte er weiter vor, überſchritt am 8. Juni den Cuqueima und lagerte am 9. an dem nach Norden ſtrömenden Cuanza; als er aber dort bis zum 14. gewartet hatte, ohne daß weitere Träger, wie ihm verheißen, ſich einſtellten, vernichtete er 61 Ballen Waaren, deren er ſich noch am erſten entſchlagen konnte, und bewerkſtelligte auf einem mitgeführten Guttaperchaboote den Uebergang über den Strom; 75 Laſten hatte er unter ſeine Träger und Begleiter vertheilt. Er befand ſich nun im Lande der Ganguellas Quimbandes, bei denen ihm der Kopfputz der Frauen am meiſten auffiel. Einige arrangiren das

Baumfarne am Ufer des Onda.

Haar derart, daß es, nachdem der dazu gehörige Muſchelſchmuck angebracht iſt, genau ſo ausſieht, wie der Hut einer europäiſchen Dame. Andere kräuſeln, flechten und drehen das Haar, bis es das Ausſehen eines römiſchen Helmes erhält. Die Sitten der Leute ſind denen der Bihénos ähnlich, nur daß den Quimbandes die Lebhaftigkeit fehlt, an deren Stelle die ſchamloſeſte Faulheit tritt. Sie gehen faſt nackt, arbeiten nicht, machen nie eine Reiſe, treiben auch keinen Handel; ſie ſammeln nur etwas Wachs, das ihnen die Bailundos für Kauris und Glasperlen abnehmen; das Tauſchgeſchäft bleibt aber in den denkbar engſten Grenzen.

Das Land öſtlich vom Cuanza hat ein ganz anderes Ausſehen als das auf der Weſtſeite des Fluſſes. Die Landſchaft iſt maleriſcher, die Scenerie nicht ſo einförmig, wie in Bihé. Die Flüſſe und Bäche waſchen tiefere Betten aus, die Unregelmäßigkeiten des Bodens machen ſich mehr bemerkbar. Die Ufer der Flüſſe, einerlei ob groß oder klein, ſind oberhalb der Hochwaſſermarken mit ſchönen Bäumen beſtanden, während in den Wäldern Geſträuch und Unterholz eine faſt undurchdringliche Barrière bilden. Das Land verdient ganz beſondere Beachtung. Von ſchiffbaren Flüſſen (Cuime, Varea) begrenzt, welche ſich in den in dieſer Gegend gleichfalls ſchiffbaren Cuanza ergießen, mit herrlichem Klima und äußerſt fruchtbarem Boden, auf welchem Baumwolle

Digitized by Google

und Zuckerrohr, Cerealien und Gras zum Viehfutter in gleicher Ueppigkeit und Vollkommenheit gedeihen, bewohnt von einem Volke, das leicht zu unterwerfen iſt, beſitzt es alle Vorbedingungen für eine raſche Entwickelung.

Luchaze-Frau vom Cutangio.

Luchaze vom Cutangio.

Auch der Onda-Fluß, welchen Pinto am 24. Juni überſchritt, iſt ſchiffbar, an den Seiten ebenſo tief, wie in der Mitte, und bietet daher eine weitere natürliche Verkehrsſtraße durch dieſes herrliche Land. An ſeinen ſteil abfallen-

Cahu-heü-üe am Cuchibi.

den Ufern entlang wandernd, bemerkte Pinto in der Ferne eine Baumgruppe, die ſich in prächtigen Linien von dem Hintergrunde abhob, und die er anfänglich für Palmen hielt; als er jedoch näher kam, ſah er, daß es wunderhübſche Exemplare des Fetus arborens waren. Sechs Tage ſpäter überſchritt er die Waſſerſcheide zwiſchen dem Cuanza und

Cuito, verließ das Gebiet des Atlantiſchen Oceans definitiv und betrat zunächſt das abflußloſe ſüdafrikaniſche Becken, welches im Ngami-See und den Salzpfannen nordöſtlich deſſelben ſeine tiefſten Stellen beſitzt. Hier ſitzen zunächſt die Luchaze, die ſehr wenig Ackerbau treiben, dafür aber viel Wachs ſammeln und Antilopen jagen. Sie fertigen vielerlei Geräthe aus Eiſen, das im Lande ſelbſt gefunden wird. Ueberraſchend iſt, daß ſie zum Feueranmachen ſich des Zunders, Stahles und Steines bedienen. Die Feuerſteine werden von den Quibôcos oder Quiôcos eingeführt und für Wachs eingetauſcht, während ſie den Stahl ſelbſt aus Schmiedeeiſen herſtellen, das in rothglühendem Zuſtande in kaltes Waſſer geworfen und dadurch gehärtet wird. Der Zunder wird aus Baumwolle angefertigt, die mit den fein zerſtoßenen Kernen der Steine einer Frucht vermiſcht wird, welche ſie Micha nennen.

Ueberraſcht war Pinto, in dem Lande dieſer Luchazes zahlreiche Quiôcos (Kioko) anzutreffen, deren eigentliche Sitze bekanntlich weit nördlicher zwiſchen 9° und 11° ſüdl. Br. ſich befinden, wo ſie Pogge, Lux, Schütt, Buchner und andere kennen gelernt und uns geſchildert haben. Die beſtändige Auswanderung derſelben und die Koloniſirung des Luchaze-Gebietes durch ſie ſind aber unbeſtrittene Thatſachen. Sie ſind Reiſende und kühne Jäger, welche Krankheit und Mangel an Wild zur Auswanderung getrieben hat. Zuerſt durchzogen ſie Lobar (Lovale) und ließen ſich am rechten, ſüdlichen Ufer des Lungo-e-ungo-Fluſſes nieder und, da ſie dort niemand beläſtigte, kamen bald andere nach, und gegenwärtig iſt die Auswanderung im vollen Zuge; ſehr viele ſind ſogar noch über das Luchaze-Land hinaus nach Süden gezogen und haben ſich am Cubango angeſiedelt.

Das Land öſtlich des Cuito iſt bergig oder richtiger hügelig, denn die relativen Höhenunterſchiede ſind nicht ſehr bedeutend. Die „hohe Bergkette" Caſſara Caiôra (5298 Fuß) erhebt ſich nur 450 Fuß über das Thal an ihrem weſtlichen Fuße und erreicht noch nicht die Meereshöhe von Belmonte in Bihé. Oben auf dem kahlen Gipfel dehnt ſich eine beträchtliche Hochebene aus, von welcher man eine prachtvolle Rundſchau nach Norden über die Waſſerſcheide zwiſchen Cuanza, Zambeſi und Cubango genießt.

Auf ſeinem noch immer in öſtlicher Richtung verlaufenden Marſche erreichte nun Pinto das Stromgebiet des Zambeſi und zwar zunächſt in unbewohnter und deshalb wildreicher Gegend die Quelle des Cuando, den er für den Oberlauf des Tſchobe hält. Dieſelbe iſt ein ziemlich ausgedehnter Sumpf, unweit deſſen Pinto ſein Lager aufſchlug; mitten in dieſer Arbeit traf ihn ein heftiger Fieberanfall, in Folge deſſen er volle drei Stunden in Ohnmacht lag. Als er wieder zu ſich kam, konnte er kaum ein Lächeln über ſeine ſeltſame Situation unterdrücken. Er fand ſich nämlich buchſtäblich mit Amuletten bedeckt und ſeine ganze Bruſt war mit kleinen Antilopenhörnern, ſämmtlich mit den koſtbarſten Zaubermitteln gefüllt, wie beſäet. Um den rechten Arm hatte man ihm ein Armband von Krokodilzähnen befeſtigt, während zwei ungeheure Büffelhörner an hohen Stangen im Zelte aufgehängt waren. Seine Neger waren während des Fieberanfalles in größter Sorge um ihn bemüht geweſen und hatten im vollen Vertrauen auf die Wirkſamkeit der Mittel alle dieſe Dinge über ihm angehäuft. Eine kräftige Doſis Chinin brachte ihm, als er erſt wieder zum Einnehmen derſelben im Stande war, bald Beſſerung, welche ſeine Begleiter jedoch zweifelsohne allein der Zauberkraft der Amulette zugeſchrieben haben.

Früh am nächſten Morgen zeichnete er dann eine rohe Skizze des Sumpfes, beobachtete ſeine Poſition und baute in der Hütte, wo er ſeine Beobachtungen angeſtellt hatte, eine kleine Erhöhung aus Thon, in welche er eine ſorgfältig eingewickelte Flaſche Chinin ſowie ein Blatt Papier verbarg, das auf der einen Seite ein Verzeichniß der Mitglieder der Geographiſchen Centralkommiſſion, den König an der Spitze, auf der andern die Reſultate ſeiner Beobachtungen für dieſen Ort ſowie das Datum enthielt. Dem Cuando folgte Pinto nur kurze Zeit, um alsbald über die Waſſerſcheide an die Quelle ſeines linken Nebenfluſſes Cubangui hinüberzuſteigen. Die Flüſſe jener Gegend haben die Eigenthümlichkeit, daß ſie von der Quelle an von ſumpfigen Stellen eingefaßt ſind, die, zum Theil 30 bis 40 Yards breit, eine große Menge Waſſer enthalten und an die Hauptſtröme abgeben, in Folge deſſen dieſelben, ohne irgend welche Nebenflüſſe aufzunehmen, ſtets wenige Meilen von ihren unbedeutenden Quellen entfernt ſchon ſchiffbar ſind.

Nachdem jener oben erwähnte unbewohnte Landſtrich durchzogen war, nicht ohne mancherlei Beſchwerden, Entbehrungen und Erkrankungen, gelangte man zu den Ambuellas, die am Cubangui und weiter ſüdlich am Cuando ſitzen und den Luchazes nahe verwandt ſind. Dem ſüdlich fließenden, großen, vielfach gewundenen Cubangui folgte Pinto bis etwa zum 14. Grade ſüdl. Br., indem er ſelbſt mit einigen Begleitern in ſeinem Kautſchukboote den Strom hinabfuhr. Er lernte dabei eine höchſt merkwürdige Antilopenart, Namens Quichôbo, kennen, welche nur ſchlecht laufen können, ſich nie von den Flußufern entfernen und im Waſſer ſchlafen; ſie vermögen ebenſo gut wie die Nilpferde zu tauchen, und ſtürzen ſich bei dem leiſeſten Anzeichen von Gefahr ins Waſſer. Sie ſind leicht zu fangen und zu tödten, und werden deshalb von den Eingeborenen mit Erfolg gejagt, die nicht allein das prachtvolle Fell verwerthen, ſondern auch das allerdings ziemlich ſchlechte Fleiſch eſſen.

Als Pinto bei Cahu-heú-úe am Cuchibi, deſſen Abbildung (S. 344) eine gute Vorſtellung von der keineswegs intereſſanten Scenerie jener Gegenden giebt, lagerte, lernte er durch Zufall den Stamm der Mucaſſequeres, wahrſcheinlich den nördlichſten Zweig der Hottentoten, kennen und beſuchte ein Lager derſelben, welches im Ganzen fünf Männer, ſieben Weiber und fünf Kinder umſchloß. Einige abwärts gebogene Baumzweige, zwiſchen denen einige andere hindurchgeflochten waren, bildeten ihr ganzes Schutzdach. Von Kochgeräthſchaften war keine Spur zu bemerken. Ihre Nahrung beſtand aus Wurzeln und kleinen Fleiſchſtücken, welche an hölzernen Stäben röſteten. Salz iſt ihnen gänzlich unbekannt. Sowohl Männer als Weiber bedeckten mit kleinen Affenfellen kaum ihre Blöße, ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile. Pinto war erſtaunt über ihre außerordentliche Häßlichkeit: die Augen waren klein und ſtanden nicht in gerader Linie, die Backenknochen waren weit auseinander und hervorſtehend, die Naſe lag platt im Geſicht und die Naſenlöcher hatten eine unverhältnißmäßige Größe. Das Haar war kraus und wollig und wuchs an einzelnen Stellen, am dichteſten aber oben auf dem Kopfe. Einige Streifen von irgend einem Thierfell waren um Handgelenke und Aenkel geſchlungen und bildeten ihren ganzen Schmuck, dienten jedoch wohl mehr als Amulette, als zur Zierde des Körpers.

Das iſt, was Pinto ſelbſt geſehen hat; ſpäter brachte er noch Einiges über ſie in Erfahrung. Die Mucaſſequeres bewohnen mit den Ambuellas zuſammen das Land zwiſchen dem Cubango und dem Cuando, indem letztere an den Flüſſen, erſtere im Walde leben. Von dieſen beiden Stämmen kann man die Ambuellas Barbaren, die Mucaſſequeres wirkliche Wilde nennen. Beide Völker haben nur wenige Beziehungen zu einander, befehden ſich andererſeits aber auch nur ſelten. Werden die Mucaſſequeres vom Hunger gedrängt,

ſo begeben ſie ſich zu den Ambuellas, um von ihnen Lebensmittel gegen Elfenbein und Wachs einzutauſchen. Jeder einzelne Stamm der Mucaſſequeres ſcheint unabhängig zu ſein; ein gemeinſames Oberhaupt beſitzen ſie nicht. Dagegen bekämpfen ſie ſich unter einander, um die dabei gemachten Gefangenen als Sklaven an die Ambuellas zu verkaufen, welche dieſelben ſpäter an die Bihé-Karawanen abgeben. Den Erdboden bearbeiten ſie nie; Wurzeln, Honig und die Jagdbeute bilden ihre einzige Nahrung, und alle Stämme thun deshalb weiter nichts, als dieſe Gegenſtände herbeizuſchaffen. Selten ſchlafen ſie dort, wo ſie ſchon in der vorhergehenden Nacht gelagert haben. Den Pfeil, ihre einzige Waffe, gebrauchen ſie ſo geſchickt, daß ihnen ſelten ein Thier entgeht, welches ſie aufgeſpürt haben. Oft fällt ihnen ſogar ein Elephant zur Beute, deſſen verwundbare Stellen ſie genau zu treffen wiſſen.

In demſelben Cahu-heú-úe kam Pinto's Tugend in große Gefahr; die Ambuellas kommen nämlich beim Eintreffen von Karawanen in ganzen Schaaren ins Lager, um zu ſingen und zu tanzen. Wenn es dann Nacht wird, entfernen ſich die Männer und laſſen ihre Frauen und Mädchen zurück, da bei ihnen die gaſtfreie Sitte herrſcht, dem fremden Wanderer wenigſtens auf einige Stunden weibliche Geſellſchaft zu bieten. Am nächſten Morgen ſchleicht ſich der Beſuch bei Tagesanbruch fort, um gewöhnlich bald wiederzukehren und dem Gatten der letzten Nacht Geſchenke zu bringen. Wie ſich Pinto gegen die zwei Häuptlingstöchter, die häßliche und ſtolze Opudo und die anmuthige Capéu, zu wehren hatte, dieſe lächerliche Epiſode leſe man an Ort und Stelle ſelbſt nach.

Auch ſonſt fällt der Reiſende über die Ambuellas, die ihn doch vortrefflich aufnahmen, ein hartes Urtheil: „Vergeblich bemühte ich mich in dieſem Lande aus der Seele des Negers etwas anderes herauszuleſen als unfläthigſte Gier, ſinnlichſte Begierde, Feigheit in Gegenwart des Starken, Tyrannei gegenüber dem Schwachen.“ Viehzucht treibt dieſer Stamm trotz ſeines vorzüglich dafür geeigneten Landes gar nicht, aber er iſt der bedeutendſte und erfolgreichſte Ackerbauer, dem der überaus fruchtbare Boden eine überreichliche Ernte an Bohnen, Kürbiſſen, ſüßen Kartoffeln, Erdnüſſen, Ricinus, Baumwolle und namentlich Mais gewährt.

Aus dem Berglande ſtieg er nun nach Oſten hinab in die ausgedehnte Nhengo-Ebene, welche ſich im Oſten bis an den Zambeſi, im Süden bis an den Zuſammenfluß deſſelben mit dem Cuando erſtreckt und nur noch 3320 Fuß (ſo die Karte; der Text giebt 3900 Fuß) über dem Meere liegt. Der Boden derſelben iſt anſcheinend trocken, in Wirklichkeit aber nicht viel beſſer als ein Schwamm, der jedem Druck langſam aber ſtetig nachgiebt und das Waſſer ausläßt, welches die durch jenen hervorgebrachten Vertiefungen anfüllt. Legte ſich Pinto des Nachts hin, ſo war ſein aus dürren, mit Fellen bedeckten Blättern hergeſtelltes Lager trocken genug; bald nachher wachte er aber regelmäßig in einem Sumpfe auf. Alle Stämme, welche auf dieſer Ebene leben, gehören der Ganguella-Race an, ſind aber von den Luinas oder Barözes mit Gewalt unterworfen worden; übrigens ſind ſie ein elender, wenig zugänglicher Menſchenſchlag. Bei den Luinas dagegen, großen und kräftigen Leuten, begannen wieder gute Tage für die durch Hunger und Strapazen ſchwer mitgenommene Karawane. Geflügel und allerlei Vegetabilien ſtrömten im Ueberfluſſe in ihr Lager, und der König des Landes ſandte dem Reiſenden Tabak und Salz, die dort nicht ohne ſeine beſondere Erlaubniß verkauft werden dürfen, ſowie ſechs Ochſen, welche gewaltige Freude erregten. Am 24. Auguſt Vormittags 10½ Uhr erreichten ſie endlich die Ufer des Zambeſi, den Pinto mit Enthuſiasmus begrüßte. Eine Gruppe Nilpferde ſteckte in einer Entfernung von 90 Fuß die ungeheuern Schnauzen aus dem Waſſer; zwei derſelben mußten die Unklugheit mit dem Tode büßen. Das gleiche Schickſal hatte ein rieſiges Krokodil, welches ſich auf einer nahen Inſel ſonnte. Um Mittag wurde die Karawane auf das andere Ufer übergeſetzt, mußte, oſtwärts marſchirend, noch einen zweiten Arm des Fluſſes durchwaten und über einen See ſetzen und erreichte um fünf Uhr Abends die große Hauptſtadt des Baröze oder Königreiches Lui, Lialui, wo der König ein vollſtändiges Programm für den Empfang des Weißen aufgeſtellt hatte.

Damit ſchließt der erſte Band des bedeutſamen Werkes; auf den zweiten, welcher der ungleich intereſſantere iſt, hoffen wir nächſtens näher eingehen zu können.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## V a.

### Japan, Korea, Nordmandſchurei und Amur-Gebiet.

Die Spannung der politiſchen Beziehungen zwiſchen Japan und China, welche ſeit Herbſt 1878 in Folge der Annexion der Liukiu-Inſeln durch Japan und des energiſchen Vordringens dieſer Macht in das früher faſt ausſchließlich chineſiſche Handelsgebiet von Korea gefährlich zu werden drohte, dann aber zum Theil unter Vermittelung der europäiſchen Vertreter und vorzüglich des 1879 perſönlich in China und Japan anweſenden Expräſidenten der Vereinigten Staaten, U. S. Grant, auf friedliche Wege geleitet wurde, hat die naturgemäße Fortentwickelung der wirthſchaftlichen Beziehungen beider nicht ſtören können. Nach den Ausweiſen der chineſiſchen Zollverwaltung ſind 1879 in den dem Verkehr mit dem Ausland geöffneten Häfen für 3,4 Mill. Haikuan Taels (à 5 Mk. 68 Pf.) Waaren aus Japan eingeführt und aus denſelben für 2,2 Mill. nach Japan ausgeführt worden, ſo daß Japan hinter England, Hongkong, Oſtindien und Nordamerika heute die fünfte Stelle unter den mit China handeltreibenden Völkern einnimmt. In demſelben Jahre verkehrten 157 japaniſche Schiffe mit 138,000 Tonnen in chineſiſchen Häfen, während in den japaniſchen 3 chineſiſche mit 2160 Tonnen verkehrten. In den chineſiſchen Vertragshäfen gab es 1878 9 japaniſche Firmen mit 81 Köpfen, während über die ſonſtige japaniſche Bevölkerung in China keine Zählung

vorliegt. Die für unsere Zwecke wichtigere Zahl der Chinesen in Japan hat die Zählung von 1877 geringer erscheinen lassen, als man nach so manchen Schilderungen über die große Bedeutung des chinesischen Elementes in der japanischen Bevölkerung erwarten durfte. Es gab nämlich diese Zählung die Zahl von 2110 Chinesen in den offenen Häfen an. Ueber die der etwa anderweit im Lande Anwesenden fehlen alle nähere Angaben. Es scheint diese Zahl, wenn wir auch annehmen, daß sie etwas zu klein sei — es gehört zu den Eigenheiten der Chinesen im Ausland sich den Zählungen zu entziehen —, als nicht sehr bedeutend, aber es ist eine wachsende Zahl. Die Chinesen sind als Handelsleute in Japan seit der Oeffnung des Landes für den fremden Handel auf allen Punkten nur vorgeschritten und eine rasch zunehmende Masse kleiner Leute, hauptsächlich Trödler und Tagarbeiter, hat sich an die Fersen der einflußreichen Großhändler geheftet. Eine große Anzahl armer Auswanderer aus den Nordprovinzen suchte in der Hungerzeit von 1878 und 1879 in Yokohama und anderen japanischen Hafenplätzen Schutz vor der Hungersnoth. Starkes Zeugniß für den reger werdenden Verkehr der beiden Länder legt auch die Thatsache ab, daß seit 1877 die Chinese Merchants Steamship Cy. einen Dampfer zwischen Schanghai und den japanischen Häfen laufen läßt in Konkurrenz mit der japanischen Regierungslinie der Mitschu-Bischi-Gesellschaft; ebenso die andere charakteristische Thatsache, daß der japanische General-Postmeister in demselben Jahre eine Anzahl von Postanstalten an chinesischen Hafenplätzen errichtete, „um den Verkehr der Bevölkerungen von Japan und China zu erleichtern und zugleich um den in China wohnenden Fremden die Vortheile einer organisirten Post zu verschaffen, bis die Regierung von China die Einrichtung einer solchen selbst in die Hand genommen haben wird." Das stolze Gefühl der Japaner, die ostasiatische Kulturmacht zu sein, welche selbst das große, aber alte und langsame China mit sich fortreißen muß, ein Gefühl, das wesentlich zur Verfeindung der beiden so sehr aufeinander angewiesenen Mächte beigetragen hat, könnte sich wohl nicht leicht in irgend einer amtlichen Kundgebung naiver aussprechen. Auch in Korea, das man sonst in China zu den Tributärstaaten zu zählen liebte (s. u.), haben die Japanesen seit December 1876 ein Postamt (in Fusan) errichtet, dessen Vorstand der japanische Konsular-Agent ist. Daß sie dabei die Chinesen doch keineswegs unterschätzen, beweist die Berufung eines eigenen Professors für chinesische Sprache, des gelehrten Tscho-ji-ho aus Peking, auf einen neugegründeten Lehrstuhl in Tokio. Mit derselben Thatkraft haben die Japaner die das Konsularwesen betreffende Klausel des Vertrages von 1873 ausgenutzt und in allen wichtigeren offenen Häfen des Nachbarreiches ihre Konsuln angestellt. Die japanischen Kaufleute sind freilich diesen Schritten nicht eben so rasch gefolgt und ist noch heute, wie wir gesehen, die Zahl japanischer Häuser in China unbedeutend. Dagegen ist der Handel der chinesischen Häuser in Japan in beständigem Wachsen. In Hiogo ist seit 1877 der ganze Raum der früheren niederländischen Faktorei von chinesischen Händlern eingenommen und hat sich hier nicht bloß eine bedeutende Reisausfuhr nach China während der Hungersnoth entwickelt, sondern auch eine erhebliche Ausfuhr von Weizen, diesem erst seit Kurzem in japanischen Ausfuhrlisten vorkommenden Artikel, nach südchinesischen Häfen. 1878 wurden von hier 165 000 Pikuls Reis nach China versandt. Nagasaki, welches noch von der Zeit her, wo es der einzige offene Hafen für Chinesen in Japan war, eine starke chinesische Kolonie besitzt, führt nach China hauptsächlich Kampher und Wachs aus, in neuerer Zeit auch Thee (nach Nordchina). In Yokohama ist die Bedeutung der Chinesen als selbständiger Kaufleute weniger groß, aber sie nehmen hier als Makler (Compradores) eine so hervorragende und nicht immer nützliche Stellung ein, daß 1878 eine große Zahl japanischer Kaufleute sich verpflichtete, keinen von denselben mehr zu beschäftigen. Natürlich war die Maßregel nicht durchzuführen. Diese Kolonie soll die reichste sein. Die Ankunft der chinesischen Gesandtschaft in Yokohama, an deren Spitze die Excellenzen Ho und Tschang standen, im December 1877, gab den Chinesen von Yokohama Gelegenheit, sich bei einem Feste, das sie jenen in ihrem Tempel gab, in ihrem ganzen Reichthum zu zeigen.

Doch ist offenbar nur ein kleiner Theil der chinesischen Gesellschaft in Japan auf solcher Höhe; es fehlt im Gegentheil hier ebensowenig wie in Singapur oder San Francisco trotz der geringern Gesammtzahl an einer verhältnißmäßig großen Zahl dunkler Existenzen, auf welche der viel zahmere, mildere Japaner mit selbstgefälligem Entsetzen schaut. Piraten, Hasardspieler und Buhlerinnen setzen für den gutgesinnten Japaner einen erklecklichen Theil der Chinesen zusammen, die an seine Küsten kommen. Thatsächlich macht in Japan wie anderwärts diese halb niedrige halb verwegene Gesellschaft der Polizei viel zu schaffen. Letztere hat ein aufmerksames Auge auf die Spielhöllen, welche das japanische Gesetz nicht duldet. In der Regel sind sie chinesisch. Bei den Japanesen gilt es als sicher, daß die Chinesen ihr in Südchina in so hoher Blüthe stehendes Gewerbe der Menschenfängerei auch auf Japanesen ausdehnen, und in Kobe mußte vor einigen Jahren mühsam ein Ausbruch der Volkswuth gegen wirkliche oder angebliche chinesische Menschenfänger unterdrückt werden. In Yokohama drohte ganz wie in San Francisco das enge schmutzige Chinesenviertel ein Schmutzfleck im Gesicht der Stadt und ein Herd ansteckender Krankheiten zu werden. Dasselbe ist 1877 mit großen Kosten Seitens der japanischen Behörden in denjenigen sanitären Zustand versetzt worden, welcher möglich war ohne sie zu zerstören und neu aufzubauen. Alles Gründe für den Japaner, sich als den „höhern Menschen" gegenüber seinem chinesischen Nachbar zu fühlen.

Die politischen Beziehungen zwischen Japan und China sind, wie oben angedeutet, seit mehreren Jahren nicht befriedigend gewesen, und wird es wohl auch lange dauern, bis dieselben sich wieder bis zu jenem Grade erwärmen, welchen 1873 der in die Oeffentlichkeit gelangte Entwurf eines Freundschafts- und Handelsvertrages erkennen ließ. Aus ihm sprach entschieden etwas wie ein Gefühl ostasiatischer Solidarität. Damals schienen beide den an und zwischen sie sich drängenden westlichen Großmächten gegenüber eine wechselseitige Stütze in einem festen Zusammenschluß suchen zu wollen. Darauf wurde auch die Thatsache gedeutet, daß bei der ersten und dementsprechend besonders bedeutungsvollen Audienz, welche 1873 die fremden Vertreter zu Peking der chinesischen Regierung abrangen, der japanische Gesandte den Vortritt erhielt. Aber schon 1874 brachte die formosanische Angelegenheit eine starke Trübung in diese Beziehungen und scheint bei China einen Verdacht gegen japanische Herrschgelüste wachgerufen zu haben, welcher noch immer nicht ganz beseitigt sein dürfte. Indessen hat Japan sich inmitten der kriegerischen Atmosphäre, welche die chinesisch-russischen Verwickelungen seit Ende 1879 über Ostasien ausbreiteten, einer klugen Zurückhaltung befleißigt, welche zu ausgeprägt war, um nicht aufzufallen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß von keiner Seite der Verdacht ausgesprochen ward, es werde sich der aufstrebende Inselstaat die Verlegenheiten Chinas zu Nutzen machen wollen, und der Freund ruhiger Einbürgerung der Kultur in den ost-

asiatischen Ländern kann nur wünschen, daß aus dieser Haltung neues Vertrauen zwischen jenen beiden so sehr auf einander angewiesenen Großmächten erwachse. In Japan herrscht aber ein gefährlicher Stolz auf die größere Gewandtheit und Raschheit in der Aneignung der westlichen Kultur, ein Gefühl von Ueberlegenheit besonders auch in militärischer Beziehung, welche zu irgend einer Zeit dem Frieden verderblich werden könnten, wenn nicht die Erwägung der gewaltigen Hülfsquellen Chinas noch zu guter Zeit abkühlend dazwischen tritt. China geht sehr langsam vor, es ist wahr, aber es erspart sich damit große Verluste an moralischem Ansehen der Regierung beim eigenen Volk und an Geld. Jedenfalls hat sich Japan bereits in ausgiebigerm Maße als China mit der bedenklichen Kulturerrungenschaft des aufs Aeußerste angespannten Kredits eingelassen und laborirt schon heute an einer Entwerthung der Valuta, welche dereinst seinen siegreichen Fortschritten auf der Bahn der modernsten Kultur einen schwereren Hemmschuh anlegen dürfte, als sogar China im Konservativismus seiner herrschenden Klassen besitzt. Auch sind ruhig urtheilende Beobachter dieser beiden merkwürdigen Völker keineswegs tief überzeugt von der Dauer des Vorsprunges, welchen die Japaner heute zweifellos vor den Chinesen haben; die größere Langsamkeit, Derbheit, Nachhaltigkeit der Chinesen, welche freilich einstweilen mit viel Rohheit und Grausamkeit verknüpft ist, macht auf sie einen zuverlässigern Eindruck, als die flackernde Hast, mit welcher Japan vorwärts strebt. Man hat von ärztlicher Seite (vergl. A. Wernich, Geographisch-medicinische Studien 1878) sogar die Konstitution der letzteren als minder resistent und als unfähig bezeichnet, die Aufgabe dieses raschen Wechsels aller Lebensverhältnisse lange zu ertragen. Auch ist das unzweifelhafte Handelstalent der Chinesen wohl zu beherzigen, welches unter anderen das deutsche Handelsarchiv (1879, I) in einem Bericht über den auswärtigen Handel Japans sehr richtig betont: „In China besitzt Japan einen gefährlichen Konkurrenten, der, wenn er größere Regsamkeit entwickelt, durch die kaufmännische Geschicklichkeit und gediegene Intelligenz seiner Bewohner seine ungemein großen natürlichen Hülfsquellen zur Entwickelung bringen wird."

Die Liukiu-Inseln sind seit 1879 als Theil des japanischen Reiches zu betrachten, und hat sich dieses damit einen nicht unerheblichen Zuwachs an Bevölkerung verschafft, welche theilweise echt chinesisch ist. Außerdem sind diese Inseln durch ihre Lage, welche den Eingang in das Gelbe Meer beherrscht, von großer strategischer Wichtigkeit und würden vorkommenden Falls auch eine Wiederholung der 1874 versuchten Besetzung Formosas von Seite Japans bedeutend erleichtern. Die unbegreifliche Doppelstellung dieser Inseln mußte endlich einmal nach einer oder der andern Seite klargemacht werden. Die meisten Geographen haben die Liukiu-Inseln zu Japan gestellt, wiewohl nicht ohne Zweifel zu hegen an der vollständigen Zugehörigkeit dieser zu jenem. Dieser Zweifel ist bis heute noch nicht ganz gehoben. Schon Engelbert Kämpfer, dem man die ersten ausführlichen Nachrichten über Land und Leute dieses Archipels verdankt, berichtet, daß die Liukiu-Insulaner sowohl an China wie an Japan Tribut zahlten, und daß sie auf der einen Seite den Kaiser in Peking nicht als ihr Oberhaupt anerkennen wollten, während sie auf der andern den Japanesen als Freund erschienen und in handelspolitischer Beziehung von diesen den Chinesen gleichgestellt wurden. Doch hatte der japanische Fürst von Satzuma wenige Jahre, ehe Kämpfer sein Werk schrieb (nach v. Siebold schon im Jahre 1609), die Inseln unter seine Botmäßigkeit gebracht. Dieses Problem ostasiatischen Staatsrechtes wurde von praktischer Bedeutung, als die Westvölker sich Anfangs der 50er Jahre Japan zu nähern versuchten. Der nordamerikanische Admiral Perry, welcher sie 1854 mehrmals besuchte und am 11. Juli dieses Jahres einen Vertrag mit dem „Prince Regent of Loochoo" abschloß, in welchem weder der chinesischen noch der japanischen Oberherrschaft gedacht ward, schrieb an seine Regierung die bezeichnenden Worte, die Liukiu-Inseln könnten als „ein in gewissem Sinn unabhängiger Staat bezeichnet werden, der nur in geringem Grade eine Abhängigkeit von Japan oder China anerkenne, aber eher noch von dem letztern als dem erstern" (Documents U. S. Senate. XXXIII Congreß, Nr. 34, wo in den Depeschen Perry's noch einige andere interessante Definitionen der staatsrechtlichen Stellung der Liukiu-Inseln sich finden, in welchen die Abhängigkeit von Japan mehrmals klar ausgesprochen wird). Die seitdem häufiger gewordenen Besuche dieser Inseln haben immer mehr erkennen lassen, daß höchst wahrscheinlich das Gros der Bevölkerung japanisch ist, während die höheren Stände vorwiegend aus Chinesen bestehen, deren Vorfahren theilweise wohl schon reich und gebildet im 17. Jahrhundert als Flüchtlinge vor der Mandschu-Invasion hier (wie auf Formosa) einwanderten und daher sehr bald einen gewissen Einfluß auf die Geschicke der Insel gewannen. Durch sie wurde das Chinesische zur Sprache der besseren Klassen und sie auch waren es wohl, welche Verbindungen mit China und der chinesischen Regierung unterhielten, aus welchen mit der Zeit eine Art Abhängigkeitsverhältniß der Inseln gegenüber China gefolgert wurde. Nach Friedrich Müller gehört der Liukiu-Dialekt ursprünglich der japanischen Sprache an, ist aber stark mit chinesischen Wörtern versetzt, und nicht unzutreffend war daher die Erklärung des Bischofs von Honglong gegenüber Perry, daß „die Liukiu-Inseln von Japan aus bevölkert worden seien, daß sie aber China ihre Halbkultur und Literatur verdanken."

Nachdem allem Anschein nach die schwierige Frage lange Zeit von beiden Seiten her in der Schwebe gelassen worden, begann Japan Ende 1878 sehr entschiedene Schritte zu thun, um dieselbe in seinem Sinne endlich zu lösen. Wir wissen nicht, worin sie zunächst bestanden, doch ist es gewiß, daß schon im Januar 1879 die Insulaner in Aufregung geriethen und daß „die Edeln und Beamten", also wohl die chinesische Partei, sich in Versammlungen über die Haltung besprach, welche man Japan gegenüber einnehmen solle. Nachdem die japanischen Blätter schon vorher den Plan ihrer Regierung dahin näher bezeichnet hatten, daß die Abschaffung des Königthums, der Eintritt der Herrscherfamilie in die Reihe des hohen japanischen Adels und die Zusammenfassung der Inseln zu einer japanischen Provinz in Aussicht genommen sei, begab sich am 25. März der erste Sekretär des japanischen Inland-Amtes mit einem Truppenkörper nach Napa, um diese Umwandelung vorzunehmen, und am 10. April folgte ihm ein anderer, der als Vorstand des neuen (36.) Bezirkes oder Ken seinen Sitz in Napa auf der Hauptinsel der Gruppe nahm. Gleichzeitig wurde japanische Polizeimannschaft, sogar Kupfer- und Papiergeld (!) dahin gesandt, während nach den Miakoſima-Inseln einige Beamte des Bergamtes gingen, um die dort von Japanesen neu aufgeschlossenen Bergwerke näher kennen zu lernen. Der „König der Liukiu-Inseln" aber kam Ende April 1879 in Tokio an, um dort gleich den übrigen mediatisirten Provinzialfürsten unter den Augen der Regierung ein müssiges Leben zu führen.

Was China anbetrifft, so empfand es dieses rasche Vorgehen Japans, welches es glauben mochte durch die sehr friedfertige Beseitigung der formosanischen Schwierig-

keit beruhigt zu haben, als eine ſtarke Kränkung. Längere Zeit war, wie wir ſchon erwähnten, der chineſiſche Geſandte von Tokio abweſend, während der japaniſche von Peking nach Schanghai gegangen war, um dort den Befehl zur Abreiſe abzuwarten. Es kam glücklicherweiſe nicht zum Aeußerſten, was, wie erwähnt, vorzüglich der Intervention des 1879 in China und Japan reiſenden Expräſidenten der Vereinigten Staaten, U. S. Grant, zu danken ſein ſoll. Indeſſen haben ſich die Japaner ruhig auf den Liukiu-Inſeln eingerichtet, und China ſcheint dies einſtige Kolonialgebiet endgültig verloren geben zu müſſen.

---

# Die Salomo-Inſeln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

## III.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen beſteht in Vegetabilien, Brodfrüchten, Bananen, Kokosnußkern mit Yams vermiſcht, und Taro (die Wurzel des arum esculentum) verſtehen ſie wie andere Früchte u. dergl. mit einem gewiſſen Geſchick zuzubereiten. Die Frucht des Brodfruchtbaumes wird geſchält, dann geröſtet oder gekocht, in Scheiben geſchnitten und ſchmeckt ähnlich friſchem Weizenbrot. Eine größere Anzahl von Früchten wird ſchon vor der völligen Reife abgenommen, ihrer Hülle entledigt und in eine mit Steinen ausgepflaſterte Grube gelegt, um nun durch übergedeckte mit Steinen beſchwerte Blätterlagen in Gährung gebracht zu werden. Aus dieſem Vorrath wird während der magern Zeit je nach Bedarf eine Handvoll genommen, zwiſchen zwei Blätter gelegt und zwiſchen zwei Steinen gebacken. Ein aus Yams und Kokosnußkern hergeſtellter Kuchen wird wie folgt zubereitet. Zuerſt wird der in Blätter gehüllte Brei etwas geröſtet, dann die eine Seite gereinigt, auf eine hölzerne Platte gelegt, nun die Blätter der andern Seite entfernt und die Platte von einem Manne zwiſchen die Knie genommen, um den Teig mittels eines ungefähr 2 Fuß langen Stößels in eine gallertartige Maſſe zu verwandeln. Eine andere Schale enthält Kokosnußmilch. Die Theilnehmer der Mahlzeit lagern oder hocken inzwiſchen nieder, jeder ergreift ein großes Stück des Teiges, taucht es in die Milch und verzehrt es mit Wohlbehagen. Die gewöhnlichſte Methode die Speiſen zu röſten iſt folgende. An der Flamme werden Steine heiß gemacht, auf dieſe die zu bereitende Nahrung gelegt, und dieſe dann mit anderen heißen Platten bedeckt. Von Thieren werden Schweine, Hühner, Ratten, Schildkröten, Fiſche, Krabben, Schalthiere und Muſcheln, hier und da auch als beſondere Delikateſſe die Larve eines Borkkäfers gegeſſen.

Die Art und Weiſe der Feuergewinnung iſt die unter den Papuanen vielfach geübte. Von einem Stück weichen trockenen Holzes, das zwiſchen den Beinen feſtgehalten wird, ſchabt man mittels eines harten zugeſpitzten Stabes etwas Reibſpahn, reibt dann kräftiger, bis der Zunder zu glimmen beginnt, und nährt die Flamme mit trockenem Gras ꝛc. Die ganze Procedur nimmt etwa 2 bis 3 Minuten in Anſpruch.

Als gewöhnliches Getränk dient der Saft der Kokosnuß. Der Eingeborene findet ſtets mit erſtaunlicher Sicherheit die geeigneten Nüſſe, klettert am Stamm empor, bricht die Nuß, löſt die grüne Hülle mit den Zähnen, öffnet den Kern, ihn hoch über dem Kopfe haltend, und trinkt oder gießt vielmehr die Milch in ſeinen Mund. Ein Berühren der Nuß mit dem Munde gilt als unanſtändig. Auf Guadalcanar, Neu-Georgien und anderen wird auch eine Art Palmenwein fabricirt, indem man der unentfalteten Blüthe durch Einſchnitte den Saft abzapft. Friſch abgezogen iſt er kühlend, labend und heilſam, nach kurzer Zeit gährt er und wirkt berauſchend. Der Gebrauch des Kawa-Trinkens (aus piper metysticum) iſt von den Salomos wenig bekannt, auf Uji und Bauro wurden jedoch bei größeren Feſten Kawa-Bowlen bereit geſetzt, die reich mit Perlmutter eingelegt waren. Betel wird allenthalben viel gekaut, auch wo der Tabak durch die Weißen bekannt geworden iſt.

Die Anthropophagie ſteht auf den Salomos noch in ſchönſter Blüthe, allgemein üblich iſt es, die Kriegsgefangenen zu verzehren. Auf Yſabel wird ein im Kampfe getödteter Feind unter Jubelgeheul auf den Verſammlungsplatz getragen. Alt und Jung giebt ſich die ganze Nacht der Freude hin. Iſt der Körper hergerichtet, öffnet man zuerſt den Schädel, die Häuptlinge, die nach des Volkes Meinung den beſten Geſchmack haben, tauchen Bananen in das Hirn und verzehren es roh. Nun kommen die Schenkel dran, dann die Hände und zuletzt die Lenden. Bei jedem Gliede, was fällt, wird von den Häuptlingen eine eintönige religiöſe Strophe geſungen. Die Geſchlechtstheile, ſowie das Herz, werden in Bananenblätter gewickelt, gebraten, und dem oberſten Häuptling als köſtlichſte Gabe gebracht. Dem Volke, das rings umher im Kreiſe lagert, wird nun der Reſt zugewieſen, der mit wilder Gier verſchlungen wird. Als Kapitän Cheyne 1844 auf der Inſel Simbo (Eddyſtone) war, brachten die Bewohner eines Tages von einem Streifzuge 93 noch blutende Köpfe von Männern, Weibern und Kindern heim, die vor dem Kriegs-Kanoehaus aufgehängt wurden, während die Körper theilweiſe verſpeiſt waren. 1872 fand Kapitän Simpſon, J. M. S. „Blanche“, auf Yſabel in einem Dorfe am Hauſe eines Häuptlings 25 Köpfe von Feinden angenagelt, die vor drei Wochen hinterrücks getödtet und verſpeiſt worden waren. Kapitän Edwin Redlich vom Schooner „Franz“ ankerte 1873 in der Makira-Bai der Inſel San Chriſtoval und ging mit einem dort wohnenden Engländer, Perry, ans Land. „Beim Verlaſſen der Bai begegneten wir verſchiedenen großen Kanoes, und an eines derſelben herangerudernd fanden wir, daß in demſelben ein gekochter oder zugerichteter Leichnam lag. Perry erklärte die Sache als etwas Alltägliches und bemerkte, er habe mindeſtens zwanzig Körper in dieſem Zuſtande gleichzeitig am Strande geſehen, welche der Verſpeiſung harrten. An Bord des Kriegskanoes waren zwei Gefangene, ein Knabe und ein Mädchen von etwa 14 Jahren. In der Abſicht ihr Leben zu retten erbot ich mich ſie zu kaufen; doch konnte ich bieten, was ich wollte, die Eingeborenen gingen nicht darauf ein. Wir hörten ſpäter, daß die Schwarzen nach Makiro gingen,

die Hälfte des Körpers dort verkauften und das übrige einem andern Stamm; auch ihre beiden Gefangenen verkauften ſie. Wir kamen bald nachher an zwei Häuſer, in denen eine große Zahl Schädel von Leuten aufbewahrt wurden, die ſie gefreſſen hatten.“ (Ocean Highways, December 1873.) Beiſpiele dieſer beſtialiſchen Gewohnheit aus jüngſter Zeit ſind bereits erwähnt.

Von Kleidung iſt faſt keine Rede, wie ja bei allen Naturvölkern in warmen Ländern mehr der Wunſch ſich zu ſchmücken empfunden wird, als das Bedürfniß ſich zu bekleiden. Das männliche Geſchlecht trägt faſt überall einen Gürtel um den Leib, den ſogenannten „lavalava“. Häufig iſt dieſer ſehr ſauber aus Baſt geflochten oder mit aus kleinen Muſcheln geſchliffenen Ringen beſetzt. Von der Mitte hängen hier und da Blätter oder Zeugſtückchen herab, die Scham zu bedecken. Zuweilen muß ein ſchmales geflochtenes Baſtband denſelben Dienſt leiſten. Während man auf den Hebriden und anderen Orten den Penis in eine Hülle von Baſt, Muſcheln und dergleichen ſteckt, bedeckt man auf den Salomos nur die Eichel durch ein langes, röhrenförmig gedrehtes, herabhängendes Blatt; auf Buka und einigen der nördlichen Inſeln wird dagegen die Vorhaut mit einigen Faden zuſammengebunden. Häufig iſt das Glied tatuirt. Durch dieſes Bedecken ſoll dieſer Theil profanen Blicken entzogen werden; er iſt gewiſſermaßen „tabu“. Die Mädchen laufen bis zum zehnten Jahre, hier und da noch länger, nackt umher, tragen dann einen an einer Schnur befeſtigten Blätterbüſchel vor der Scham und nach ihrer Verheirathung einen faſt bis zu den Knien reichenden Schurz. Auf Sikiyana jedoch ſind Kalikohoſen, Hemden ohne Aermel allgemein Gebrauch, wie auch hier ein Webſtuhl verwandt wird, der den Eingeborenen von Walfängern gebracht iſt. (Solche eigener Erfindung, wie z. B. auf Ponape, kennt man von den Salomos nicht.)

Das Haar wird auf einigen Inſeln kurz geſchoren, auf anderen in Zöpfe geflochten, die mit Gummi zuſammengeklebt, und oft roth, ſchwarz, gelb oder weiß gefärbt werden, ſtets aber mit Federn, Blumen, Muſcheln, aus Bambus gearbeitete, durch geſchmackvolle Flechtmuſter verzierte Kämme geſchmückt ſind. Weiße Papageienfedern, die ganz oben auf dem Scheitel ſtehen, ſind ſehr geſchätzt, ſie ſind ein Ehrenzeichen. Je mehr Leute der Eingeborene getödtet hat, deſto mehr Federn darf er tragen. Auf Malayta wird dicht am Ohr ein Büſchel rothgefärbter Baſtſtreifen befeſtigt. Das Körperhaar wird überall ſorgfältig ausgeriſſen; zur Verſchönerung werden Geſicht und Körper, beſonders bei kriegeriſchen Unternehmungen, mit weißen, rothen und ſchwarzen Streifen bemalt. Auf Yſabel ziehen die Männer einen weißen Strich von den Augenbrauen zur Schläfe, die Weiber außerdem noch über Backen und Bruſt. Nebenher wird der ganze Körper noch mit Kokosöl geſalbt. Die Zähne ſind durch häufiges Betelkauen vorwiegend ſchwarz gefärbt, was einen keineswegs vortheilhaften Eindruck macht. Tatuirung, und zwar die ſogenannte Narbentatuirung, iſt nur auf Bougainville, Yſabel und den ſüdlichen Inſeln beobachtet worden, beim Manne auf der linken Bruſt, an den Armen, vor der Stirn, oder auch vom Rücken über die Schultern bis zur Bruſt. Auf San Chriſtoval und Malayta ſoll keinerlei Tatuirung vorkommen. Auf Sikiyana werden die Oberarme vom Ellenbogen bis zur Achſel ſowie die Beine allgemein tatuirt und zwar ganz wie in Polyneſien üblich; das Geſicht verzieren die Frauen durch Querſchnitte. Während der Mann das Zeichen vorn trägt, das ihm eine gewiſſe göttliche Weihe verleiht, hat das Weib dieſen Schmuck auf dem Rücken, weil dieſer beſonders geheiligt ſein muß, da ſie die Sachen der Männer, die ja höher, heiliger, als ſie ſind, auf ihm trägt. Der ſonſtige Schmuck, mit dem der Eingeborene ſich ziert, iſt bis in die geringſten Kleinigkeiten außergewöhnlich ſchön gearbeitet. Auf keiner der übrigen Inſeln des ſüdlichen Stillen Oceans findet ſich eine ſo geſchmackvolle Farben- und Muſterzuſammenſtellung, wie gerade auf den Salomo, die Muſchelarbeiten, Flechtereien ſind theilweiſe bewunderungswürdig und machen ſo zu ſagen durch ihre Technik die Heimath jeden Stückes leicht erkennbar. Die Naſe iſt faſt ſtets durchbohrt, oft ſo, daß der Naſenknorpel bis zur Oberlippe ausgedehnt iſt. Spitze Muſchelſtückchen, Krebsſcheeren, hübſch polirte Ornamente, Ringe von Schildpatt und Perlmutter ꝛc. zieren dieſelbe; oft benutzt man die Oeffnung auch zum Aufbewahren des in ein Blatt gerollten Tabaks. Ein namentlich auf Simbo, Ulalua, Choiſeul und Guadalcanar beliebter Schmuck ſind geflochtene Stirnbänder mit daran befeſtigten großen weißen Muſcheln, oder auch ſolche von Zähnen von Meerſchweinen und Hunden. Als Zierde und gewiſſermaßen als Schutz dient eine runde durch ein Band an der Stirn befeſtigte Roſette von gelben und rothen Kakadu- und Papageienfedern ſauber geflochten und häufig noch mit Muſcheln geſchmückt. Oft beſteht dieſelbe auch aus einem dünnen geſchliffenen Stück der Tridacna gigas, auf dem ein durchbrochen gearbeitetes Stück Schildpatt angebracht iſt. Muſter, Formen und Material dieſes eigenartigen Schmuckes ſind ſehr zahlreich, alles jedoch mit großer Sorgfalt hergeſtellt. Hier und da bedeckt der Krieger den Kopf noch mit einem mächtigen Federbuſch, oder mit einer Art Kamm aus getrocknetem rothgefärbten Gras hergeſtellt. Von den Ohrzierrathen iſt der bemerkenswertheſte, ein rundes Stück harten Holzes, im Ohrläppchen angebracht. Um allmälig zu dieſem orginellen Schmuck zu kommen, wird ein Schlitz in das Läppchen gemacht, einige Stückchen Holz, Muſcheln ꝛc. daran gehängt, bis ſich die Oeffnung ſo erweitert, um ein Holzſtückchen von $3^1/_8$ Zoll Durchmeſſer und $^1/_2$ bis $^7/_8$ Zoll Dicke aufzunehmen. Auf Malayta wird hier und da ein Eberzahn durch das Läppchen gezogen, und in Makira ſah Rietmann bei einer Frau einen jungen fliegenden Hund, deſſen einer Fuß an das Ohrläppchen der Schönen gefeſſelt war. Auf Sikiyana ſind weder Naſen- noch Ohrenornamente im Gebrauch.

Auch die Halsketten weiſen zahlreiche Muſter auf; geſchätzt ſind ſolche von Menſchenzähnen, ebenſo von den Schneidezähnen der Hunde; vom Vater vererben ſie ſich auf den Sohn. Andere ſind von Eberzähnen mit Schildpattſchnitzereien abwechſelnd, oder von ſchönen ſchwarzen und weißen Muſchelringen, gelegentlich durch ſchwarze Samenkörner oder rothe und weiße Muſcheln unterbrochen. Dann werden Ketten ſehr geſchätzt, die aus circa 20 bis 25 Stück verſchiedenfarbiger Muſcheln, untermiſcht mit Menſchenzähnen, beſtehen, ferner kleine Muſchelringe mit Bambusfaſern durchflochten, oder kleine auf einer Kokosfaſerſchnur in beſtimmten Entfernungen angebrachte Mitramuſcheln. Auf Florida (Anudha) ſtehen die aus rothen, weißen und ſchwarzen Muſcheln beſtehenden Schnüre ſo im Werthe, daß man für eine ſolche von 10 Yards Länge ein Weib erhält. Halsbänder von 44 Zoll Länge, die circa 800 Delphinzähne enthalten, ſind ebenfalls geſucht, auch ſolche von circa 15 Zoll Länge, $1^1/_2$ Zoll Breite aus Baſt geflochten, auf denen in 6 bis 7 Reihen circa 650 Delphinzähne befeſtigt ſind. Die Arme ſind ebenfalls entſprechend geſchmückt. Als ſehr koſtbar gelten $^1/_2$ bis $3^1/_2$ Zoll dicke Armringe aus Tridacna ſorgfältig geſchliffen und polirt, die unter andern auf Neu-Georgien ſchon häufig Veranlaſſung zu Kriegszügen boten. Faſt überall werden ſie nur am linken Oberarm getragen; hier jedoch an beiden Armen. Stets ſind ſie ein Zeichen, daß der Inhaber zu den Vornehmſten und Tapferſten des

Stammes gehört. Auch elegant geflochtene Armbänder aus Kokosfaſern, auf denen kleine runde Scheibchen von Kokosnußſchalen, Muſcheln, Knochen ꝛc. in zierlichen Muſtern angebracht ſind, ſtehen hoch im Werthe. Rietmann erhielt in Makira mit Mühe für zwei Stücke Tabak eine derartige Zierde. Auch die Knie ſind mit einem Geflecht aus Gras, an dem rothe, ſchwarze und weiße Muſcheln befeſtigt ſind, umgeben. Beim Tanze werden Bänder umgelegt, die Nußſchalen tragen, deren Klappern ein ſeltſames Geräuſch verurſacht. Das beim Anfertigen aller dieſer Arm-, Hals-, Naſen-, Ohr-, Kniezierrathen ſowie der Leibgürtel verwandte Material, die zahlreichen Muſchelarten, unter anderen helix tricolor, bulinus, mitra, dann Samenkörner, Bambus, Holz, Vogelknochen, Eberfangzähne, Haifiſchzähne, ſolche von Meerſchweinen, Menſchen und Hunden, Kokosfaſern, Bananen- und Pandanusblätter, Gräſer, Federn von Kakadus und Papageien, Alles wird mit außerordentlichem Geſchmack und mit ſehr primitiven Werkzeugen, Steinmeſſern, Glasſcherben, Nußſchalen und dergleichen, gearbeitet.

Die Waffen ſind vorzüglich. Außer Speeren und Keulen werden Bogen und Pfeile benutzt; auf der Inſel Hammond der Lord-Howe-Gruppe (5° 18′ ſüdl. Br., 159° 17′ öſtl. L.), ſpeciell bei den Bewohnern des Dorfes Liuiniuma, wurde von mehreren neuerdings dort geweſenen Kapitänen als einzige Waffe eine Schleuder bemerkt, ähnlich derjenigen der Eingeborenen Neu-Britanniens. Eine bemerkenswerthe Thatſache, da der Gebrauch der Schleuder bisher nur von Neu-Britannien, Mortlock, Ruck und Niue bekannt war. Ueber die außerordentliche Güte dieſer Waffen äußert ſich Schmeltz im Katalog des Muſeum Godeffroy [1]) S. XXVI u. A.:

„Die von hier vorliegenden Waffen ſind das Beſte, was uns in dieſer Beziehung aus dem Stillen Ocean bekannt geworden.“ Er hebt dann die Sauberkeit und Vollkommenheit von Bogen und Pfeil, Keule und Speer hervor und ſagt von dem Schnitzwerk der Spitzen, daß dieſelben einen Formenreichthum zeigen, „wie man ihn nicht zum zweiten Male aus dem Stillen Ocean kennt.“ — Die circa zwei Meter langen Bogen aus elaſtiſchem, rothbraunem, oft polirtem Holze, meiſtens Palmholz, gearbeitet, haben an der innern Seite häufig abgerundete Kanten, während die obere, äußere, flach und an den Enden zuweilen durch Schnitzerei verziert iſt. Die Sehne beſteht aus Faſerſchnüren, die mit einem Harz überzogen ſind und in der Mitte mit Baſt, der Schonung halber, bewickelt werden. An dem einen Ende iſt durch Umwickelung eine Erhöhung geſchaffen, die den Bogen beim Spannen vor dem Herausgleiten zwiſchen den Zehen ſchützt.

Die Pfeile beſtehen aus Rohr und einer harten Holzſpitze, die entweder einfach nach vorn zugeſpitzt iſt oder an ihrem Ende mit flachen oder runden Widerhaken aus Holz, Knochen und Zähnen in verſchiedener Art und Weiſe beſetzt iſt. Der Schaft iſt meiſtens durch Schraffirung verziert, die in ihrem Anſatz von jedem Knoten des Rohres ausgeht. Die Verbindungsſtelle des Schaftes mit der eingeſetzten Spitze iſt mit Baſt umwunden, der äußerſte Endpunkt häufig gelb bewickelt; es ſoll dies ein Zeichen der Vergiftung der Spitze ſein. Ebenſo geſchieht das unterhalb der Widerhaken. Eine Verzierung durch gelb und ſchwarz gemuſtertes feines Baſtgeflecht oder Schnitzerei wird ebenfalls häufig angewandt. Die Art der Vergiftung iſt vermuthlich ähnlich wie auf den Neu-Hebriden, durch den Saft einer Euphorbie oder durch Leichengift (Näheres vergl. die ethn. anthr. Abthlg. d. Muſ. God. S. 465). Eine Befiederung findet nicht ſtatt, nur auf Ugi und Biu (bei San Chriſtoval) benutzt man Pfeile, die am untern Schaft Palmblattſtreifen tragen; eine Kerbe am Ende zur Aufnahme der Sehne fehlt. Um Vögel lebend zu erhalten, bedient man ſich auf Malanta kleiner Pfeile, an deren Spitze eine Muſchel durch Baſt befeſtigt iſt.

Die Speere aus dunkelbraunem, polirtem Holz (Caſuarinen oder Palmen) tragen zuweilen am Ende Widerhaken aus Knochen, Pflanzen-Dornen ꝛc. und ſind mehrfach durch Baſtbewickelung, Schnitzerei, hier und da auch mit in Maſtix eingedrückten Stückchen Perlmutter geziert. Bei mehreren im Muſeum Godeffroy befindlichen Exemplaren iſt unterhalb der 40 bis 80 cm langen Spitze ein geſchnitztes Götzenbild angebracht. Die Widerhaken, unten am längſten, ſind durch Baſt und Maſtix befeſtigt, die Spitzen häufig vergiftet.

Die Keulen ſind ebenfalls ſehr ſchön und ſauber gearbeitet, mehrfach ſichelförmig geſchnitzt mit ſcharfen Kanten, und am Griff durch allerlei Verzierungen, Schnitzereien, und andere hockende Götzen, prächtige Flechtereien aus farbigem Baſt in äußerſt geſchmackvollen Muſtern, geſchmückt. Das Blatt der flachen geraden Keulen iſt ſtets glatt polirt, an den beiden Seiten geſchärft, der Stiel beflochten. Andere Keulen ähneln im Aeußern den altrömiſchen Schwertern. Auf Iſabel und San Chriſtoval ſind auch mehrfach Steinbeile im Gebrauch, deren Klinge, circa 7 bis 20 cm lang, von grünlich grauer Farbe, dreieckig oder zungenförmig mit angeſchliffener Schneide iſt. Dieſelbe iſt an einem Holzſtiel durch breites Flechtwerk befeſtigt, ſo daß die Form einer arabiſchen Sieben gleicht. Das Knie des Stieles iſt durch Schnitzerei verziert. Von Malanta beſitzt das Muſeum Godeffroy zwei Schläger, deren geſchnitzter Stiel am untern Ende eine in einem Baſtgeflecht befindliche Schwefelkieskugel enthält.

Von Schutzwaffen haben die Salomo-Inſulaner längliche aus Rohr oder Bambu geflochtene Schilde. Die längsliegenden Rohrſtäbe ſind durch Faſern verbunden. Verzierungen, aus ſchwarz gefärbten Faſern, werden eingeflochten, häufig auch Perlmutterſtückchen in regelmäßigen Muſtern angebracht. Die Handhabe und Schutzdecken auf der Rückſeite für die Hände ſind aus Palmblattſtreifen gefertigt.

Eine Hauptbeſchäftigung der Männer bildet der Fiſchfang, der mit ſorgfältig gearbeiteten Netzen, Haken aus Schildpatt und Perlmutter, die an einer Baſtſchnur befeſtigt ſind und als Lockmittel oft Federn tragen, ſowie Speeren betrieben wird. In San Chriſtoval wird an beſtimmten Tagen abtheilungsweiſe gefiſcht und die Beute gleichmäßig unter alle Stammesmitglieder vertheilt. Die beliebteſte Art den Bewohner des Meeres zu fangen iſt folgende. Im Meer, nahe am Ufer, iſt ein etwa drei Meter über dem Waſſerſpiegel emporragendes Gerüſt errichtet, beſtehend aus drei oben vereinigten Pfählen, auf die der Fiſcher ſteigt. An den vier Ecken des Netzes ſind Stricke befeſtigt, deren Enden der Fiſcher erfaßt, während das Netz flach auf den Boden geſenkt wird. Befinden ſich nun Fiſche über dem Netze, ſo zieht der Jäger daſſelbe ſchnell empor und ruft den am Ufer harrenden Gefährten herbei.

[1]) Der Katalog oder, wie der Titel lautet: „Die ethnographiſch-anthropologiſche Abtheilung des Muſeum Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südſeevölker von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krauſe.“ 687 S. mit 46 Taf. u. 1 Karte, iſt in ſeiner Art ein monumentales Werk zu nennen. Mit großem Fleiße und Sachkenntniß gearbeitet, wird er ſtets dem Ethnologen eine unerſchöpfliche Quelle reicher Belehrung ſein, und vielfach die Anregung zu neuen Ideen geben.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Eine größere, die ſlaviſchen Ortsnamen von ganz Mecklenburg umfaſſende und erklärende Arbeit hat der Gymnaſiallehrer P. Kühnel in Neubrandenburg verfaßt, welche im 46. Bande der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde“ erſcheinen ſoll. Als erſten Theil giebt er in einem Gymnaſialprogramm die Ortsnamen im „Lande Stargard“ (d. i. Mecklenburg-Strelitz). Die ſlaviſchen Ortsnamen in Mecklenburg ſind nach Kühnel im Großen und Ganzen unverändert geblieben oder zeigen wenigſtens noch ſlaviſches Ausſehen. In Ländern, wo noch jetzt eine ſlaviſche Sprache neben der deutſchen geſprochen wird, haben die Ortsnamen neben ihrer ſlaviſchen Form oft noch eine deutſche, entweder 1. die ganz genaue Ueberſetzung oder 2. eine theilweiſe, oft auch unrichtige Ueberſetzung der ſlaviſchen Form, oder 3. eine willkürliche Umdeutſchung der ungefähren ſlaviſchen Laute; in Mecklenburg aber kommen davon kaum Spuren vor.

— Sehr zu rechter Zeit iſt unſeres Mitarbeiters Spiridion Gopčević Buch „Oberalbanien und ſeine Liga“ (Leipzig, Duncker und Humblot, Preis 11,20 Mark) erſchienen, ſeit langer Zeit (1865) das erſte Werk über jenes Land, welches auf Autopſie und eigenen Erkundigungen beruht. Sehr ausgedehnt ſind allerdings des Verfaſſers albaneſiſche Reiſerouten nicht; aber er hat zu einer Zeit in Skutari gelebt, wo es ihm leicht war, die zahlreichſten Notizen und Nachrichten über das Innere zu ſammeln, und ſo bezeichnet ſein Buch jedenfalls einen bedeutenden Fortſchritt in unſerer Kenntniß Albaniens, namentlich hinſichtlich der Statiſtik und der Ethnographie (wovon unſeren Leſern Proben bereits vorgelegen haben). Das Buch zerfällt in drei Theile: 1. Unterhaltend geſchriebene Reiſeerlebniſſe; 2. Geographie, Statiſtik und Ethnographie, vielleicht der werthvollſte, und 3. Geſchichte. Wir wünſchen dem Verfaſſer zahlreiche Leſer, die bei dem jetzt entbrannten Kampfe zwiſchen Türken und Albaneſen nicht ausbleiben werden, und ſodann, daß es ihm vergönnt werde, in Zukunft auf dieſem Gebiete noch weiter zu arbeiten, wozu er durch ſeine Sprachkenntniſſe beſonders befähigt erſcheint.

— Ueber die Erziehung der mohammedaniſchen Knaben in Oberalbanien, richtiger in den Städten und Ebenen dieſes Landes, wo die Mohammedaner das Uebergewicht haben, ſchreibt Sp. Gopčević (Oberalbanien und ſeine Liga S. 403): „Wir wiſſen, daß auf kriegeriſche Ausbildung das Hauptgewicht gelegt wird. Die Knaben zwiſchen 12 und 15 Jahren bilden Geſellſchaften, welche ſich gleich den Erwachſenen Feſte geben (Teferih), die gewöhnlich im März ſtattfinden. Zur Beſchaffung der hierzu nöthigen Mittel wird ein Comité gewählt, das ſich aus den ſchlechteſten und raffinirteſten Menſchen zuſammenſetzt. Dieſe nehmen die Liſte ihrer Kameraden zur Hand, durchlaufen damit die Straßen, beläſtigen ſo lange die Paſſanten, bis dieſe einige Piaſter opfern, wobei beſonders auf die Katholiken Jagd gemacht wird, weil dieſe als ſklaviſch feiges Geſindel bekannt ſind. In der That wagen dieſe auch ſelten Beiträge zu verweigern (ſo geizig ſie ſonſt ſind), aus Furcht mißhandelt zu werden. Dann fallen die Comitémitglieder noch in die Häuſer der Verwandten und Bekannten der Bundesglieder ein und erpreſſen durch ihre Unverſchämtheit auch da Gelder. Sobald die nöthige Summe beiſammen, wird das Teferih durch ein Gelage eröffnet, dem gymnaſtiſche Spiele folgen. Dabei werden Kampfſpiele aufgeführt und Schlachten geliefert, bei welchen die Artillerie durch Steine erſetzt wird. Nachdem die eine Partei den Sieg erfochten und die meiſten mit blauen Augen und grünen Flecken dekorirt ſind, kehren die Sieger mit wehenden Fahnen heim, einen gräulichen Schlachtgeſang brüllend, während die Beſiegten ſich beſchämt wegſchleichen. Selbſtverſtändlich erzieht man dadurch eine ganz andere Race, als die kümmerlichen Krämerſeelen der Katholiken.“

— Wie der „Orenb. Liſt.“ mittheilt, hat die Orenb. Sektion der Ruſſ. Geogr. Geſ. die Herausgabe eines Albums in Folio in Angriff genommen, welches den Titel führt: „Das Gouvernement Orenburg mit den zugehörigen Ortſchaften nach den Karten von Krasilnikow und der Topographie von P. J. Rytſchkow vom Jahre 1755.“ Das in Orenburg gedruckte Album giebt in photolithographiſcher Vervielfältigung die noch ungedruckte Handſchrift Rytſchkow's mit Karten und Zeichnungen, angefertigt „durch die Geodäſie des Fähnrich Krasilnikow.“ Die Handſchrift bietet gegen das früher gedruckte Werk manche offenbar vom Verfaſſer ſpäter hinzugefügte Abänderungen. Im Druck beendet waren gegen Ende 1880 einige Abſchnitte über die Turkmenen, Chiwa, über die Zjungaren ꝛc. Die bisher noch nicht veröffentlichten Landkarten bieten ein werthvolles Material zum Studium der Geſchichte der Koloniſation des Orenburger Gebietes; ſie geben auch die damalige Vertheilung der Wälder, und geſtatten ein Urtheil über den Einfluß der Waldverwüſtung auf das Klima und die Hydrographie des Landes. Die Zahl der Karten iſt im Ganzen 11: eine Generalkarte des Gouvernements und der angrenzenden Gebiete, eine Karte des Diſtrikts Staworopol, Karte der großen Straße nach Moskau, der Zakamskiſchen Linie, der Provinz Ufa und des Baſchkirenlandes nebſt den verſchiedenen Straßen in demſelben, der Provinz Jletzk mit dem transuraliſchen Baſchkirenlande, Karte der Diſtanzien Werchojaitzk, Salmarsk, Orsk und Uisk mit ihren Forts, Redouten und Anſiedelungen; der von Niſhejaitzk bis zum Kaſpiſchen Meere und der Standplätze der kirghiziſchen Nomaden mit einem Theile des Aral-See; endlich eine „Beilage“-Karte, auf der der größte Theil des Kaſpiſchen Meeres und des Aral-Sees mit Umgebung dargeſtellt ſind. Die Karten entſprechen in ihrer Ausführung dem Standpunkte von vor 125 Jahren, und in dem von der Originalzeichnung abgenommenen Facſimile ſind auch alle Verſehen in den Benennungen und orthographiſchen Fehler beibehalten, die ja dem intereſſanten Werke nichts von ſeinem Werthe nehmen.

---

Inhalt: Quer durch Sumatra. VII. (Mit ſechs Abbildungen.) — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. II. (Mit vier Abbildungen.) (Fortſetzung in einer ſpäteren Nummer.) — F. Ratzel: Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875. V a. — M. Eckardt: Die Salomo-Inſeln. III. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — (Schluß der Redaction 9. Mai 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.


## Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VIII.

Das Mündungsgebiet des Djambi oder Batang Hari trägt denselben Charakter einförmiger Oede wie das des Moesi. Hier wie dort geht der wasserreiche Strom in vielen breiten Armen durch ein niedriges, vollkommen ebenes Waldland dem Meere zu, Rhizophoren und Nipa-Palmen bedecken die flachen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Ufer, an denen sich bis in mehrere Meilen Entfernung von der Küste nirgends Spuren menschlicher Wohnungen zeigen. Den an der Mündung 2000 m breiten Hauptarm Koeala Nioer hinauffahrend, langte der Dampfer „Sunda“, an dessen Bord Veth sich befand, um die Mittagszeit bei dem Dorfe Saba an, der ersten der drei holländischen Stationen in dem Gebiete von Djambi. Die Häuser dieses von 40 Chinesen und 200 Eingeborenen bewohnten Ortes haben mit denen von Palembang die größte Aehnlichkeit; aus schlechtem Material in ziemlich roher Weise zusammengefügt, stehen sie sämmtlich auf hohen Pfählen und sind, da das Ufer bei jeder Fluth überschwemmt wird, durch schmale Brücken mit einander verbunden. Der hier ansässige europäische Steuerbeamte muß sich geduldig in diese amphibische Lebensweise schicken; denn es giebt auch in der nähern Umgebung des Dorfes keinen etwas höhern, die Fluth überragenden Punkt, auf dem ein Haus für ihn errichtet werden könnte. Nach kurzem Aufenthalte bei Saba wurde die Fahrt fortgesetzt, und am Abend desselben Tages noch ging der Dampfer bei Moeara-Kompeh, der zweiten holländischen Djambi-Niederlassung, vor Anker. Der Fluß hatte auf dieser ganzen Strecke eine Breite von zwischen 150 und 400 m, und das Fahrwasser überall eine Tiefe gehabt, die auch für einen größern Dampfer als die „Sunda“, die nur 2 m Tiefgang hatte, ausreichend gewesen wäre. Moeara Kompeh ist ein noch viel unbedeutenderes Dorf als Saba; es besteht aus etwa 20 Häusern und einem auf einem kleinen Hügel stehenden, halbzerfallenen Fort, das dem in sumpfige Einöde verschlagenen, niederländischen Zollbeamten als Wohnung dient.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichte man nach mehrstündiger Fahrt das große Dorf Djambi, die dritte und wichtigste Station der Holländer in dem Territorium gleichen Namens, den eigentlichen Schlüssel zu den Schätzen des reichen Landes. Die holländische Niederlassung liegt auf dem rechten Ufer des Flusses, und zwar zum größten Theil auf einem ziemlich steil zum Wasser abfallenden Hügel. Auf dem Gipfel desselben, an der Stelle, wo früher der Kraton des Sultans stand, erhebt sich heute ein kleines, aber starkes Fort, dessen Besatzung aus circa 100 Mann besteht. Oestlich davon, etwas tiefer am Berge, liegen die Häuser der Offiziere und nicht weit davon, im Schatten herrlicher Waringinbäume, das Haus des politischen Agenten, des Kontroleurs Niesen, unter dessen gastlichem Dache Veth während seines Verweilens in Djambi die freundlichste Aufnahme fand. Noch weiter nach Osten hin, wo der Hügel sich allmälig zum Soengei Assam, einem in den Batang Hari mündenden Flüßchen, hinabsenkt, befindet sich der Kam-

pong gleichen Namens, eine kleine, nur aus acht Häuſern beſtehende Anſiedlung, deren Bewohner der Mehrzahl nach Leute aus Palembang ſind, die ſich als Tagearbeiter oder Krämer hier niedergelaſſen haben. Hier wohnte früher auch der Toemenggoeng, der niederländiſche Offizier, der in den Verhandlungen mit den Häuptlingen des Djambi als politiſcher Agent fungirte. Seitdem dieſe Verhandlungen zu einem wenigſtens vorläufigen günſtigen Abſchluß gediehen ſind, iſt der Poſten des Toemenggoeng hier ganz aufgehoben, und der Verkehr mit den Häuptlingen dem Civilbeamten oder Kontroleur übertragen worden. Von dem Hügel, auf dem das Fort ſteht, erſtreckt ſich eine Sandbank bis weit in den Fluß hinein; dieſelbe ragt bei niedrigem Waſſerſtande aus dem Fluſſe empor und dient etwa 50 rakits, die zum größten Theil von Chineſen bewohnt werden, als Ankerplatz. Es ſind dies aus Bambusrohr oder leichtem Holz hergeſtellte Flöße, auf denen kleine Häuſer mit zierlichen Façaden aus Rohrgeflecht ſtehen. Wenn das Waſſer fällt, entfernen ſich die Flöße von dem hohen Ufer, mit dem ſie jedoch durch einen einfachen, ſchwimmenden Balken in Verbindung bleiben; manche liegen freilich auch ſo weit vom Lande ab, daß kleine Boote zur Vermittelung des Verkehrs mit dem Ufer nöthig ſind.

Dem Kampong Soengei Aſſam gegenüber, auf dem andern Ufer des kleinen Nebenfluſſes, liegt der Kampong Magat-Sari, der ſich ſchon auf dem Gebiete des Sultans befindet, und der mit ſeinen zwiſchen Bäumen zerſtreuten Häuſern einen ungemein freundlichen Anblick gewährt. Die Form der Häuſer ſtimmt hier, wie überhaupt in dem ganzen untern Djambigebiete, mit denen von Palembang überein.

Auf dem linken Ufer des Batang Hari, der holländiſchen Niederlaſſung gegenüber und von dem Fort beherrſcht, breitet ſich das große Dorf Petjinan, eigentlich eine Vereinigung mehrerer Dörfer, aus, in dem ſich ein dem Sultan gehöriges, aber nur ſelten noch von ihm bewohntes, großes ſteinernes Gebäude befindet.

Schwimmende Behauſungen in Djambi.

Weſtlich von Djambi liegt das kleine Dorf Solok, das, an und für ſich unbedeutend, durch einige merkwürdige Funde, die man in der Nähe gethan, eine gewiſſe Bedeutung erlangt hat. Mitten im dichteſten Walde ſind hier nämlich vor Kurzem vier große unförmige Statuen mit Elephantenrüſſeln aufgefunden worden, die ohne Zweifel von einem alten Hindutempel herrühren. Noch viele Fragmente von Steinſkulpturen liegen in der Umgegend zerſtreut; auf dem linken Ufer des Fluſſes aber hat man dicht bei dem Dorfe Moeara Djambi unter verſchiedenen anderen Bildwerken auch einen großen liegenden Ochſen gefunden, wahrſcheinlich ein Bild des Nandi, des heiligen Stieres Schiwas; die Statuen mit den Elephantenrüſſeln ſind wohl nicht mit Unrecht als Bilder Ganeſa's gedeutet worden.

Landeinwärts hinter dem Fort liegen mehrere Häuſer, die den Frauen der Soldaten der Garniſon als Wohnungen dienen; auf dem freien Platze dazwiſchen aber befindet ſich das Grab Schouw Santvoort's, des durch einen jähen Tod ſo früh dahingerafften Mitgliedes der Expedition: ein einfaches von einem Gitter umgebenes Kreuz bezeichnet die Ruheſtätte.

Die Unterbrechung, welche der plötzliche Tod Schouw Santvoort's in die Arbeiten zur Aufnahme des Batang Hari gebracht hatte, war zum Glück von kürzerer Dauer geweſen, als man zuerſt befürchten mußte. Natürlich waren ja bis zur Ernennung und Abſendung eines geeigneten Nachfolgers mehrere Monate vergangen, aber dieſe Zwiſchenzeit, die günſtige Zeit des infolge des Regenmonſuns hohen Waſſerſtandes, war nicht ungenützt verſtrichen. Der Reſident von Palembang, Herr Prins van der Hoeven, hatte auf eigene Hand eine Rekognoſcirungsfahrt den Batang Hari hinauf angetreten, um ſich über die Schiffbarkeit des Fluſſes und die Geſinnungen ſeiner Anwohner näher zu unterrichten. An Bord des kleinen Regierungsdampfers „Barito“, deſſelben, den Veth und van Haſſelt ſpäter zu ihrer Expedition nach dem Rawas benutzten, trat er am 14. Februar 1878 die Fahrt an. In ſeiner Begleitung befand ſich als zweiter Offizier Herr Maklot, der mit der Ausführung der aſtronomiſchen Beobachtungen und mit den Aufnahmen der noch unbekannten Stellen des Fluſſes betraut wurde.

Am erſten Tage paſſirte man Doeſoen-Tengah, die Re-

Ansicht von Ivel Kanalen.

Der Grosse Mann auf der Grossen Mauer (S. 401)

Digitized by Google

ſidenz des von der holländiſchen Regierung anerkannten Sultans von Djambi; am folgenden Tage Nachmittags ging man etwas unterhalb der Tembeſimündung bei dem Dorfe Rantau-Kapas vor Anker, um die hierher vorangeſandten Kohlen einzunehmen und die Lage des Dorfes aſtronomiſch zu beſtimmen. Dieſe letztere Arbeit wurde durch die Ueberſchwemmung der Ufer nicht gerade erleichtert; die Beobachtenden mußten bis zum Gürtel im Waſſer ſtehen und ihren künſtlichen Horizont und die anderen Inſtrumente auf hohen Tiſchen haben.

An der Mündungsſtelle des Tembeſi in den Batang Hari aber hatte der Dampfer mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm beinahe verhängnißvoll geworden wären. Das Waſſer der beiden jetzt ungemein hohen und aus faſt entgegengeſetzter Richtung zuſammenfließenden Ströme bildete hier lebhafte Wirbel, denen gegenüber die Maſchine des Schiffes trotz aller Anſpannung ſich machtlos erwies. Wie ein Ball wurde der Dampfer eine Zeitlang von einem Ufer zum andern geſchleudert, und nur wie durch Zufall gelang es endlich, der gefahrvollen Stelle zu entgehen. Bei Penindjawan an der Mündung des Tabir ging man für die Nacht vor Anker.

Von Djambi bis zur Tabirmündung zeigt der Batang Hari eine Breite von 250 bis 300 m; bei mittlerm Waſſerſtande beträgt ſeine Tiefe auf dieſer ganzen Strecke wenigſtens 5 m. Eine beſonders ſtarke Strömung macht ſich nur bei Hochwaſſer und auch dann nur an zwei Stellen bemerkbar. Der Fluß macht wohl mehrere große Bogen, aber keine einzige plötzliche Wendung; bis auf einige vereinzelte Hügel ſind ſeine Ufer flach, meiſt bewaldet und bei hohem Waſſerſtande zum großen Schaden der Reisfelder weithin überſchwemmt. Die in weiten Entfernungen von einander liegenden Dörfer ſind klein, machen aber durchgängig den Eindruck der Wohlhabenheit. Die erwähnten Reispflanzungen ſind das Einzige, was man von Bodenkultur ſieht; die Schifffahrt auf dem Strome iſt ſehr unbedeutend: kleine, mit Rohr beladene Flöße ſind faſt die einzigen Fahrzeuge, denen man begegnet. Die Bevölkerung der Dörfer verhielt ſich zu jener Zeit vollkommen ruhig und friedfertig; der ungewohnte Anblick des paſſirenden Dampfers erregte augenſcheinlich weder beſondere Neugier noch Furcht oder Beunruhigung. Die am Waſſer arbeitenden Leute, Männer ſowohl als auch Frauen, ließen ſich durch das Nahen des Dampfers in ihren Beſchäftigungen nicht ſtören; ſelbſt die Kinder ſpielten ruhig am Ufer, wo das Schiff vor Anker ging.

Indiſche Skulptur.

Am folgenden Morgen kam man bei Teloek Rendah vorbei, der Reſidenz des entthronten Sultans; derſelbe befand ſich jedoch augenblicklich nicht hier, da er bei der Nachricht von dem Herannahen des Dampfers in das obere Tabirgebiet geflohen war. Am 19. wurde die Mündung des Tebo paſſirt, der höchſte Punkt, bis zu welchem der Reſident von Ophuyzen im Jahre 1869 bei ſeiner Rekognoſcirungsfahrt den Batang Hari hinauf gelangt war. An der Mündung des Soemei, des einzigen linken Nebenfluſſes in dieſer Gegend, vorbei, ging es dann bis Poelau-Poera, wo für die Nacht Halt gemacht wurde. Von der Tebomündung an war der Fluß bedeutend ſchmaler geworden; ſeine mittlere Breite betrug jetzt nur noch 150 m. Die Ufer waren bedeutend höher und augenſcheinlich keinen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt; die dichten Waldungen hörten auf, ſtatt ihrer dehnten ſich an beiden Ufern weite, zum großen Theil mit Reis bebaute Ebenen aus. Die Dörfer am Fluſſe, von denen die meiſten große und gutgebaute Häuſer aufzuweiſen hatten, waren von wohlbeſtellten Feldern umgeben; allenthalben war die Uferlandſchaft von zahlreichen Viehherden belebt. Die Bauart der Häuſer und die Kleidung der Bewohner wurde, je höher man am Fluſſe hinauf kam, denen des Padangſchen Oberlandes immer ähnlicher.

Von Zeit zu Zeit verbreiterte ſich der Fluß plötzlich und das weite ſeeartige Becken enthielt dann viele Sandbänke und kleine Inſeln. Die Tiefe war an dieſen Stellen bedeutend geringer, betrug aber noch nirgends weniger als 5 m. Langſam ging es in den nächſten Tagen auf dem zwiſchen immer höheren Ufern ſchmaler werdenden Fluſſe vorwärts, an der Mündung des Djoedjoehan vorbei, den Schouw Santvoort bei ſeiner Reiſe durch die Inſel hinabgegangen war. Die raſch wechſelnde Tiefe des Fahrwaſſers, die jetzt an manchen Stellen 15 bis 20 m, an anderen kaum 4 m betrug, zwang zur größten Vorſicht; auf die Erkundigungen, die man bei den Bewohnern der Dörfer über den Zuſtand des Fluſſes weiter aufwärts einzog, erhielt man begreiflicherweiſe nur mangelhafte Auskunft. Am Morgen des 22. zeigten die Lothungen plötzlich eine Tiefe von nicht mehr voll 2 m an; man machte augenblicklich Kehrt, warf den Anker bei dem an der Grenze des Königreiches Djambi belegenen Dorfe Semalidoe aus, und unternahm dann, nachdem man den Fluß vergeblich in allen Richtungen nach einem Fahrwaſſer für den Dampfer durchforſcht hatte, auf der verdeckten Prau des Kontroleurs Rieſen, der die Expedition begleitet hatte, noch eine Fahrt weiter aufwärts bis zu dem

Dorfe Tandjoeng, wo der Batang Hari eine plötzliche Wendung macht und dadurch ein Becken von etwa 500 m Breite bildet. Daſſelbe iſt indeſſen ſo dicht mit Inſeln und Sandbänken angefüllt, daß man nirgends eine Durchfahrt zwiſchen ihnen finden konnte und es als unmöglich erkannte, ſelbſt bei hohem Waſſerſtande mit einem Dampfer dieſe Stelle zu paſſiren.

Zuſammenfluß des Tembeſi und des Batang Hari.

Haus des Sultans von Djambi.

So entſchloß man ſich zur Rückkehr nach Djambi, wo man am Morgen des 26. wieder eintraf, nachdem man die Strecke von 440 km, die bei dem Wege ſtromaufwärts 67

Stunden Fahrt in Anſpruch genommen, in 31 Stunden ſtromabwärts zurückgelegt hatte. Neben genauen Aufnahmen des mittlern Laufes des Batang Hari hatte dieſe Reiſe auch den Beweis geliefert, daß es ſehr wohl möglich ſein würde, die Produkte der reichen Kohlenlager des Padangſchen Oberlandes, die durch das Barisan-Gebirge von der Weſtküſte geſchieden und deshalb nicht leicht nach Padang oder einem andern Punkte jener Küſte zu transportiren ſind, auf dem Batang Hari nach dem Oſten der Inſel zu befördern.

Der Nachfolger Schouw Sandvoort's, Marinelieutenant Corneliſſen, traf in der erſten Hälfte des Juni in Djambi ein; am 19. des Monats trat er in Begleitung des Kontroleurs Rieſen ſeine erſte Fahrt nach dem obern Strome an. Der Waſſerſtand war jetzt ſchon bedenklich niedrig, doch gelangte man ohne Schwierigkeiten bis zur Mündung des Soemei, wo man am 27. Abends bei dem Dorfe Rantau Langlap vor Anker ging. Glücklich war man am folgenden Tage bis Teloek Bengkal gelangt, als das Schiff auflief und nur mit Mühe wieder flott gemacht werden konnte. Das Suchen nach einem guten Fahrwaſſer blieb vergeblich, das fortwährende Fallen des Waſſers und die offenkundig feindſeligen Abſichten der Einwohner des Dorfes zwangen zur Umkehr. Am folgenden Morgen kam man wieder an der Mündung des Tebo an, zwiſchen deſſen mit üppiger Vegetation bedeckten Ufern man eine Stunde weit hinauffuhr, ohne ein Dorf oder eine andere Niederlaſſung zu finden. Die am 1. und 2. Juni unternommene Aufnahme des Tembeſi wurde leider durch eintretenden Kohlenmangel unterbrochen; Corneliſſen kehrte nach Djambi zurück, aber nur, um kurze Zeit darauf das begonnene Werk fortzuſetzen. Am 21. Juni befand er ſich ſchon wieder auf dem Tembeſi, deſſen 6 bis 7 m hohe, ſteile Ufer mit einem reichen, dichten Baumwuchs bedeckt ſind. Zahlloſe Affen, Nashornvögel und Bengkakos, kleine blaue Waſſervögel mit großem Schnabel, belebten die reiche Landſchaft; von Krokodilen war jedoch nirgends etwas zu ſehen. Die in großen Lichtungen am Fluſſe liegenden Dörfer waren von verſchiedenartigen Palmen und Piſangpflanzungen, ſowie von kleinen Feldern umgeben, auf denen Zuckerrohr, Mais und Pferdebohnen üppig gediehen. In jedem Dorfe wurden Ziegen, Hühner und Hunde, in einigen auch Enten gehalten. Am 22. um die Mittagszeit, als man eben die Mündung des Marangin, des bedeutendſten Nebenfluſſes des Tembeſi, paſſirt hatte, wurde man durch einen vom Ufer abgefeuerten Flintenſchuß über die Geſinnungen der Eingeborenen, die ſich bisher ſcheinbar gleichgültig verhalten hatten, in unliebſamer Weiſe aufgeklärt. Trotzdem ſetzte man die Fahrt noch einige Stunden auf dem immer ſchmaler und flacher werdenden Fluſſe fort, bis man gegen Abend das große, etwa 150 km von der Mündung entfernte Dorf Ladang-Pandjang erreichte, wo die Feindſeligkeiten der Bewohner einen ſo bedrohlichen Charakter annahmen, daß man, um nicht weiter unten im Fluſſe abgeſchnitten zu werden, ſich wohl oder übel zu ſchneller Umkehr entſchließen mußte. Am 26. Abends kehrte Corneliſſen nach Djambi zurück.

Der Sultan von Djambi.

Da die holländiſche Regierung weder geneigt war, Maßregeln gegen die feindlichen Häuptlinge zu ergreifen, noch überhaupt ſich in die verwickelten Angelegenheiten des Djambi-Reiches einzumiſchen, ſo war für den Augenblick an eine Fortſetzung der Rekognoſcirungen der oberen Flußläufe nicht zu denken. Dennoch aber blieb für die Mitglieder der Expedition noch manches zu thun übrig: das Delta und die Mündungen des Batang Hari wurden genau beſtimmt und aufgenommen, zahlreiche photographiſche Aufnahmen von Djambi und ſeiner charakteriſtiſchen Umgebung gemacht. Unter den verſchiedenen kleineren Exkurſionen, die daneben unternommen wurden, verdient eine im September ausgeführte beſonders erwähnt zu werden, weil Beth auf ihr den „mächtigen Sultan“ des Djambi-Reiches kennen lernte. Das eigentliche Ziel der Fahrt war die Tembeſi-Mündung; da aber der Kontroleur Rieſen eine geſchäftliche Verhandlung mit dem Sultan abzumachen wünſchte, fuhr man am zweiten Tage nur bis Doeſoen-Tengah, der Reſidenz des Herrſchers. Nach vielſtündigem Warten, denn Seine Hoheit hatte ſich eben zum Fiſchfange nach einem See in der Umgegend begeben, wurden die Reiſenden endlich zu einer Audienz berufen. Das Haus, in dem er ſie empfing, unterſchied ſich in nichts von den anderen Häuſern des Dorfes; höchſtens war die ſteile Leiter, die hinaufführte, etwas breiter als ſonſt

üblich. Der Sultan ſelber, auf deſſen Freundſchaft die holländiſche Regierung ſo viel Werth legt, ſchien ein guter, alter Biedermann zu ſein, der nichts mehr wünſcht, als die ihm von der Regierung jährlich ausgeſetzten 10 000 Gulden in Frieden und Ruhe verzehren zu können. Kein Wunder, daß ſeine Autorität über die Häuptlinge ſeines Reiches heute gleich Null iſt, und daß dieſe den Holländern auf ihre eigene Hand ſo viel zu ſchaffen machen!

Ohne Unfall erreichte man am folgenden Tage die Mündung des Tembeſi, wo man einige Tage verweilte; große Schaaren von fiſchenden Pelikanen und viele Krokodile zeigten ſich hier allenthalben auf den aus dem Fluſſe emporragenden Sandbänken. Ein unfreiwilliger Aufenthalt bei der Rückfahrt, wo der kleine Dampfer viermal 24 Stunden lang auf einer Sandbank feſtſaß, gewährte den Reiſenden reichliche Gelegenheit, ſich mit Jagd und Fiſchfang zu beſchäftigen. Unter den Fiſchen, die ſie fingen, befand ſich eine Art, die einen ſonderbaren, krächzenden Ton von ſich gab, wie man ihn zuvor ſchon an dieſer Stelle des Fluſſes häufig Nachts gehört hatte. Vielleicht iſt der ſeltſame, ſogenannte „Geſang der Flüſſe“, von dem in ſo vielen Beſchreibungen des holländiſchen Indiens die Rede iſt, wirklich, wie ſchon einmal behauptet worden, dem Geſchrei einer Art nichtſtummer Fiſche zuzuſchreiben. Leider gelang es Beth nicht, eines der hier gefangenen Exemplare in Weingeiſt zu konſerviren und nach Europa zu bringen.

Am 27. September nach Djambi zurückgekehrt, löſte ſich die Expedition bald darnach auf; Beth trat ſeine Heimreiſe nach Holland über Batavia an, Cornelissen ging wieder zum aktiven Dienſte der holländiſch-indiſchen Marine über.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## Vb.

Das Königreich **Korea** iſt kulturell allem Anſchein nach faſt ganz Dependenz von China und hat ſich auch durch Tributzahlung ſeit Jahrhunderten in einem gewiſſen Grade abhängig von China erklärt, woneben es freilich lange Zeit auch Tribut an Japan entrichtete, in deſſen Machtſphäre es, geographiſch betrachtet, faſt noch entſchiedener gelegen iſt wie in derjenigen Chinas. Wir ſagen „in einem gewiſſen Grade abhängig“, weil offenbar über die Art oder den Grad dieſer Abhängigkeit auf Grund ſolcher Tributzahlungen gar kein beſtimmtes Urtheil zu fällen iſt. Wir wiſſen, daß Korea herkömmlicherweiſe in unſeren Handbüchern ein Vaſallenſtaat Chinas genannt wird; es ſcheint aber kein Grund vorzuliegen, ſich bei dieſer Auffaſſung heute ſo ganz zu beruhigen, wiewohl wir noch in den jüngſten Ausgaben maßgebender Arbeiten auf politiſch-ſtatiſtiſchem Gebiete und in ſo ziemlich allen geographiſchen Handbüchern Korea in eine beſonders innige Beziehung zu China gebracht finden. Thatſächlich iſt Korea nie in irgend einem Sinne abhängiger von China geweſen, als Siam oder Birma, die alle paar Jahre ihren Tribut nach Peking ſandten. Dieſer Tribut hatte aber immer nur einen formalen Charakter, erſchien mehr als Geſchenk und Höflichkeitsbezeugung, denn als Merkmal der politiſchen Unſelbſtſtändigkeit, wurde demgemäß nicht bloß nach dieſer Seite, ſondern immer gleich nach zweien oder dreien hin entrichtet und von den Mächten, welche ihn empfingen, zum Theil ſo reich erwidert, daß z. B. der König von Siam mit ſeiner jährlichen Tributzahlung an China und dem „Gegentribut“ ein ergiebiges Handelsgeſchäft machen konnte. Auch wurden dieſe Höflichkeitsbezeugungen nicht immer ſtreng eingehalten, wie denn Birma erſt vor einigen Jahren wieder nach längerer Pauſe eine Sendung Geſchenke nach Peking abgehen ließ, während Siam dieſe Sitte ſeit längeren Jahren ſchon ganz aufgegeben hat und auch vom Tribut Annams ſeit mehreren Jahren nichts mehr verlautete. Es iſt daher in keiner Weiſe Grund zu der Annahme vorhanden, daß Korea in beſonderm Maße von China abhängig ſei, weil es mit der ihm eigenen Konſervativität an dieſen Tributzahlungen feſthält, und unter keinen Umſtänden darf Korea neben Tibet und der Mongolei als Theil des chineſiſchen Reiches betrachtet werden. Wir haben oben (S. 167) geſehen, daß für die Verwaltung der in die Sphäre der chineſiſchen Staatsintereſſen fallenden Angelegenheiten Tibets und der Mongolei eigene Veranſtaltungen in dem Regierungsmechanismus des großen Reiches getroffen ſind. Nichts der Art findet ſich für Korea, wie denn in dieſem Staate ſelbſt keine ſtändigen Geſandten und noch weniger irgend welche chineſiſche „Reſidenten“ militäriſchen oder civilen Charakters gefunden werden, wie ſie in den Hauptſtädten Tibets und der Mongolei zum Zeugniß der chineſiſchen Oberherrſchaft ausnahmslos vorhanden ſind. Daß aber China ſelbſt, das ſeine eigenen Beziehungen zu den Nachbarmächten jedenfalls am beſten kennen muß, Korea nicht als abhängigen Staat oder gar als Theil des Reiches auffaßt, beweiſt nicht nur die ablehnende Stellung gegenüber mehrfachen europäiſchen Zumuthungen, einen Druck auf Korea in beſtimmten Fragen zu üben (wir haben ſchon in unſerer „Chineſiſchen Auswanderung“ 1875, S. 113, eine neuere franzöſiſche Stimme in dieſem Betreff angeführt), ſondern auch die vollſtändige Zurückhaltung Chinas gegenüber allen den durch den Vertrag von 1876, der Koreas Unabhängigkeit ausdrücklich anerkennt, zwiſchen Korea und Japan entſtandenen neuen Beziehungen.

Die höchſt ſpärlichen Nachrichten, welche wir über Koreas innere Verhältniſſe erhalten, ſprechen nirgends von chineſiſchen Kaufleuten, Koloniſten u. dergl. in Korea, wiewohl man aus ihnen entnimmt, daß noch heute nicht nur in allen Dingen des täglichen Lebens die chineſiſchen Kulturanklänge überall überwiegen, ſondern auch die Kenntniß der chineſiſchen Sprache in der koreaniſchen Bevölkerung nicht ſelten und die der chineſiſchen Schriftzeichen ſogar ſehr allgemein iſt. Wie der chineſiſch-koreaniſche Handel im Einzelnen betrieben wird, ſeine Mittel und Wege, wiſſen wir ebenſo wenig, wie die Summen, die er umſetzt, und die Zollverhältniſſe, welche zwiſchen den beiden Ländern beſtehen. Soviel iſt ſicher, daß der Handelsverkehr zwiſchen den beiden Ländern längſt nicht mehr ausſchließlich bei dem berühmten Thore in dem chineſiſch-koreaniſchen Grenzzaune betrieben wird, auf welches er früher beſchränkt war, ſondern daß direkter Verkehr zwiſchen koreaniſchen und mandſchuriſchen

Häfen ſtattfindet, welcher beſonders das in Nordchina zu manchen Zwecken unentbehrliche koreaniſche Holz nach China führt. Auch koreaniſche Induſtrieerzeugniſſe, wie Papier, Seide, Porcellan, werden als koreaniſche Einfuhren gelegentlich genannt.

Locker, wie dieſe Beziehungen ſind, haben ſie bis heute allem Anſchein nach noch zu keiner Auswanderung aus China auf eigentlich koreaniſches Gebiet Anlaß gegeben. Dagegen haben in den letzten Jahren die auch nach dieſer Seite überquellenden chineſiſchen Auswanderer jenen oben erwähnten einſt neutralen Grenzſtrich beſetzt, welchen man gewohnt war als koreaniſchen Boden zu betrachten, und wir finden denſelben bereits als ſelbſtverſtändlich chineſiſch behandelt in einem amtlichen Berichte der Pekinger Regierungszeitung vom 18. September 1877. Jahre hindurch hatte die Regierung, heißt es dort, vergebliche Verſuche gemacht, erſt dieſen vertragsmäßig unbevölkert zu haltenden neutralen Strich wieder zu „klären“, dann aber, als dieſes ſich unmöglich erwies, ihn zu organiſiren und vor Allem das Räuberweſen zu unterdrücken, das hier wie anderwärts in Grenzſtrichen ſich üppig unter dem Schutze der polizeiloſen Neutralität entwickelt hatte. Nun, ſagt der Bericht weiter, „wendet ſich die eingewanderte Bevölkerung von ſelbſt der Richtung zu, von wo die Verbeſſerung ausſtrahlt.“ Land wurde ausgetheilt, Bezirke abgegrenzt und Beamte ernannt. Ummauerte Städte, Kaſernen, Gerichtsgebäude u. ſ. f. ſollten in Angriff genommen werden. Die Hungersnoth von 1877, welche eine große Menge armer Chineſen aus Petſchili und Schanſi nach der Mandſchurei trieb, hat ſicherlich auch die Auffüllung dieſes Grenzſtriches noch befördert. Als der Biſchof Ridel auf ſeinem Rückwege aus der Gefangenſchaft in Korea durch dieſes Gebiet transportirt wurde, ſah er überall da, wo vor einigen Jahren noch eine Wüſte geweſen war, kleine neue Wohnſtätten.

In der Mandſchurei dürfte auch in jenen Theilen, welche, an Korea und das Amurgebiet grenzend, bisher für die Maſſe der Koloniſten zu entlegen waren, ſich bald mit dem vermehrten Zuſtrömen der Einwanderer auch manches Andere ändern, was bisher der Koloniſation hinderlich war. Die Ausdehnung der von Mandſchus ſteuerfrei beſeſſenen Ländereien, von denen Eingeweihte behaupten, daß ſie die Hälfte alles Landes ausmachten (Celestial Empire, März 1877), erregt längſt den Unwillen der Chineſen. Nicht minder die Willkür der Steuererhebung und im Allgemeinen der Verwaltung. Man ruft aber vor Allem nach Verbeſſerung der öffentlichen Sicherheit und der Wege, um die öden Gebirgsſtrecken im Nordoſten der Beſiedelung zugänglich zu machen. Wie ſchlecht es mit jener beſchaffen ſein muß, lehrt die Thatſache, daß im Sommer 1879 der Tautai der Provinz dem Handel von Niutſchwang eine Aus- und Einfuhrſteuer von 1 Proc. auflegte, um 3000 Fußtruppen und 2000 Reiter behufs Unterdrückung der Räuberei zu unterhalten. Von einigen Seiten wurde allerdings ſchon damals behauptet, daß dieſelben im Hinblick auf die immer näher rückende Macht der Ruſſen aufgeſtellt würden.

Eine große Entwickelung hat mit der Einwanderung der Chineſen ebenſo wie in der Mongolei der Mohnbau neuerdings in der Mandſchurei genommen, ſo groß, daß nicht nur der einheimiſche Bedarf nahezu befriedigt, ſondern bereits von Ausfuhr geſprochen werden kann. Die Opiumeinfuhrhäuſer in Niutſchwang machen faſt keine Geſchäfte mehr. Dabei ſind die ſtrengſten Verbote des Statthalters in Mukden überall bekannt gemacht, aber das Land jenſeits Kaiyuen iſt faſt ein einziges Mohnfeld und in Mukden ſelbſt wird dieſe gefährliche Drogue öffentlich in Maſſe gehandelt.

Einen Theil der Schuld an dieſer Ausbreitung der in der Theorie auf Strengſte verbotenen Kultur hat offenbar die in den Kolonialgebieten minder ſtraffe Handhabung der patriarchaliſchen Oberaufſicht Seitens der Mandarinen, denn es iſt gewiß kein Zufall, daß überall in der Peripherie des Reiches und vorzüglich in den ſüdlichſten und nördlichſten Theilen, in Jünnan und der Mandſchurei, die Opiumkultur die größten Fortſchritte gemacht hat. Uebrigens zeugt dieſe Thatſache auch für eine Fruchtbarkeit des Bodens dieſer Provinz, welche die Annahme unterſtützt, daß mehr als, wie früher allgemein genommen, 2 Millionen auf dieſem großen Areal ihre Nahrung gewinnen können. Noch entſchiedener als in unſerer „Chineſiſchen Auswanderung“ 1875, S. 77 vertreten wir heute die Annahme von mindeſtens 12 Millionen Einwohnern in der Mandſchurei, nachdem auch neuere Reiſende, wie J. Püttmann (Jahresbericht der Geographiſchen Geſellſchaft in München 1880, S. 22 f.), Theodor Buſſe und Andere ſich den Gewährsmännern anſchließen, welche wir dort für die Annahme einer verhältnißmäßig dichten Bevölkerung mindeſtens in der ſüdlichen Mandſchurei angeführt haben. Auch Behm und Wagner haben neuerdings aus den 2 Millionen Seelen, mit welchen ſie ſich noch im Jahre 1874 in ihrer „Bevölkerung der Erde“ für die Mandſchurei begnügten, deren 12 Millionen gemacht. Uebrigens ſpricht nicht nur das Vorhandenſein von mehreren anerkannt bedeutenden Städten wie Mukden, Girin, Aigun, Niutſchwang und anderen für ein ſtark bevölkertes Land in dieſem Nordoſtwinkel des chineſiſchen Reiches, ſondern vorzüglich auch die bedeutende Handelsthätigkeit des nördlichſten der offenen Häfen, Niutſchwang, welcher 1879 einen Verkehr von 709 Schiffen mit 319 762 Tonnen Gehalt und einen Umſatz von 8¼ Millionen Taels aufzuweiſen hatte. In den Jahren der Hungersnoth erhielt, ähnlich wie die Mongolei, auch die Mandſchurei einen großen Zuwachs an Bevölkerung und war andererſeits im Stande, die hungernden Nordprovinzen mit Getreide zu verſehen, welches nur leider wegen der ſchlechten Wege nicht in hinreichend ausgiebigem Maße nach den Hafenplätzen gebracht werden konnte.

Im ruſſiſchen Amurgebiet iſt die Zahl der Chineſen unbekannt. Man ſpricht von einigen Tauſend. Jedenfalls iſt ſie nicht groß, da dieſes Land im Allgemeinen noch dünn bevölkert iſt. Die Zählung von 1873 wies für das Amur- und Küſtengebiet insgeſammt 75 716 Einwohner nach. Aber dieſe paar Tauſende Chineſen haben ſich mit der Zeit in den Vordergrund der Handelsgeſchäfte gedrängt und ganz wie an allen anderen Orten, wo ſie in größerer Zahl auftreten oder Einfluß gewinnen, eine ſtarke Abneigung gegen ſich wachgerufen. Und doch würde ohne ihre Thätigkeit der an ſich geringfügige Handel noch ſtiller ſein, als er ohnehin iſt. Skallowsky, der von der ruſſiſchen Regierung ausgeſchickt war, um den Handel Rußlands in Oſtaſien zu ſtudiren, ſchildert das Amur- und Küſtengebiet als völlig ſtagnirend. „Dieſes weite Land,“ ſagt er, „iſt faſt ganz menſchenleer. Beamte und Soldaten bilden das Hauptkontingent der Bevölkerung. Die Schifffahrt iſt zu wenig entwickelt, daher das Land von der übrigen Welt ſo zu ſagen iſolirt, ſein Verkehr mit den benachbarten Ländern faſt Null. Die von auswärts importirten Waaren ſind größtentheils ſolche, die ſchon alle Häfen Europas durchlaufen und dort keine Käufer gefunden haben. Der Seekohl, welchen die Chineſen und Japaneſen eſſen, iſt einer der Hauptausfuhrartikel (Geographiſche Mittheilungen 1880, S. 468). Schon 1867 erreichte die Ausfuhr von Pilzen und Seetang aus den Amurhäfen nach Rußland eine Summe von 2 Millionen Rubel. Den bedeutendſten Handel in

Wladiwostock und Nikolajew haben damit die Chinesen in Händen.“ Wiederholte Versuche der russischen Regierung, die Chinesen nicht allzu zahlreich in diesem Gebiete werden zu lassen, haben wenig Erfolg gehabt. Während man ihre Einwanderung über die weitgestreckte Landgrenze nicht verhüten kann, darf man sie aus den Seeplätzen aus Rücksicht auf deren wirthschaftliche Interessen nicht verdrängen. So hat man sie auch zuletzt auf Saghalin einwandern lassen müssen, wo merkwürdigerweise noch zur Zeit, wo Saghalin japanisch war, die Russen die Einfuhr von 100 chinesischen Arbeitern für die Kohlenbergwerke untersagt hatten. Heute arbeiten mehrere Hundert derselben nebst Koreanern und Ainos in den Kohlenbergwerken und an der Küste.

Die größte Zahl der Chinesen und diejenigen zugleich, welche am meisten von sich reden machen, wohnen am Ussuri als Landleute und Räuber. Mit dem sogenannten Ussurigebiete, welches 1858 durch den Vertrag von Aigun und durch den Zusatzvertrag von Peking von China an Rußland abgetreten ward, hat Rußland seinen Unterthanen eine Anzahl von Chinesen zugefügt, welche nicht von erster Qualität waren. China hatte hier Verbrecherkolonien besessen, außerdem waren nördlich von Ninguta ungesetzliche Goldwäschereien betrieben worden, welche zu einer Zeit 30000 bis 40000 Arbeiter beschäftigt haben sollen („Globus“ 1880, II, 174), und es war dieser nordöstlichste Winkel des Reiches eine thatsächlich halb unabhängige Zufluchtsstätte der Unterdrückten und Gesetzlosen geworden. Auch die umherstreifenden Ginsengsammler und Pelzjäger waren keine sehr ordentliche Unterthanenschaft. Als nun die Abtretung unter Ziehung einer Grenze, die angeblich für Rußland nicht sehr günstig war, bewerkstelligt wurde, verbot die chinesische Regierung den Beamten der Grenzbezirke weiter Pässe an chinesische Auswanderer nach dem Ussurigebiet zu verabfolgen und untersagte allen chinesischen Weibern, sich näher als 50 km von der russischen Grenze aufzuhalten. Zugleich suchten jetzt die Mandarinen das Goldwaschen in der Nähe der russischen Grenze zu verhindern. Dieses alles wirkt zusammen, um im Ussurigebiete, dessen Sprache und Verhältnisse den neuen Herrschern gänzlich fremd waren, einen Zustand der Verarmung und damit der Gesetzlosigkeit zu schaffen, welcher heute zu einer wahren socialen Krankheit ausgeartet ist. Aus den gesetzlosen Goldwäschern und anderen Desperados hat sich ein ständiges Räubervölkchen, die Chunchusen, auf der Grenze gebildet, das verwegen und vorzüglich bewaffnet ist und welches mit den ansässigen Chinesen, den sogenannten Mantzen, in einer maffiaartigen Verbindung steht, indem diese die Hehler und Verberger, die Spione, Proviantzuführer und Kaufleute machen oder gar die Chunchusen offen in ihren Räubereien unterstützen. Bis heute ist es den Russen nicht möglich gewesen, diesem Uebel an die Wurzel zu kommen, theils weil es jenseits der Grenze, wo es nicht mit gleicher Energie verfolgt wird, immer wieder Schlupfwinkel und Rekruten findet, theils auch, weil die Russen selbst bisher zu wenig Fühlung mit den Mantzen hatten und in ihren Verhandlungen fast ganz auf Dolmetscher angewiesen waren, in deren Ehrlichkeit man kein Vertrauen setzen darf. „Bis zur Stunde,“ schrieb 1880 Th. Busse im „Golos“ (vgl. „Globus“ Bd. 38, S. 173), „weiß die russische Administration des Ussurigebietes nicht, wie groß die chinesische Bevölkerung daselbst ist, sie weiß nicht, wie und wo sie lebt und wie sie organisirt ist. Man hat Grund zu vermuthen, daß die Mantzen sogar noch jetzt der chinesischen Regierung Abgaben zahlen, welche von incognito reisenden chinesischen Beamten eingesammelt werden“ (!). In den letzten Jahren scheint nun noch, wohl im Zusammenhange mit dem allgemeinen Drängen nach der Mandschurei und Mongolei, welches durch die Hungersnoth in Nordchina hervorgerufen ward, die chinesische Einwanderung nach dem Ussuri- und Amurgebiete sowohl zur See als zu Lande so stark zugenommen zu haben, daß im Laufe des Jahres 1880 (beim Wachsen der kriegerischen Aussichten) die russische Regierung es angezeigt fand, diesen Zudrang von Chinesen, wie schon früher, abzuwehren. Im April 1880 erließ das russische Konsulat in Schanghai eine Bekanntmachung, welche die Einwanderung von Chinesen nach jenen Gebieten von dem Besitz eines Konsulatspasses abhängig machte. Zugleich wurde auch die Einwanderung von Chinesen über die Binnenlandgrenze schärferer Beaufsichtigung unterworfen und die militärische Polizei besonders in Kjachta verstärkt. Uebrigens waren diese Vorsichtsmaßregeln auch zum Theil wieder durch Gesetzlosigkeiten verursacht, welche an den asiatischen Grenzen nicht ungewöhnlich sind, im Amurgebiet aber während des Frühlings 1880 eine sehr bedenkliche Gestalt annahmen. So brachen z. B. im April 17 Chunchusen (in den europäisch-chinesischen Blättern Honghusas genannt), welche sämmtlich beritten und mit Winchester-Repetirgewehren versehen waren, in die koreanische Niederlassung Sidima im Ussurigebiete [1]) ein, in welcher sie ohne Widerstand raubten, mordeten und brannten, und einige Mal traten sie in solcher Stärke über die Grenze, daß man in Wladiwostok und Nikolajewsk an das Herannahen größerer chinesischer Truppenkörper glaubte.

Ueberblicken wir diese vier Kolonisations-, Auswanderungs- und Handelsgebiete der Chinesen, welche man zusammenfassend die nordöstlichen nennen könnte, so finden wir eine eigentliche Ackerbaukolonie in der theilweise schon dicht bevölkerten Mandschurei, welche aus einem Nebenlande des chinesischen Reiches immer mehr eine der werthvollsten Provinzen desselben zu werden verspricht. Die mandschurische Bevölkerung wird trotz ihrer zahlreichen Privilegien immer mehr von der chinesischen zurückgedrängt oder unter Verlust ihrer Sprache und nationalen Sitten in dieselbe aufgenommen. So wie der Süden als Liaotong bereits in den engern Verband des Reiches aufgenommen ist, verspricht die ganze Mandschurei einst ein echter Theil des chinesischen Reiches zu werden. Ihre vorzügliche Geeignetheit für den Ackerbau befähigt sie dazu in hervorragendstem Maße. Die angrenzenden Theile von Korea (der neutrale Grenzstrich) sowie des Amur- und Ussurigebietes beginnen bereits in die Bewegung hineingezogen zu werden. Jener ist ausschließlich durch die Kolonisation für die Chinesen im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gewonnen worden, während die russischen Behörden in diesem mit Gewalt sich die Chinesen vom Leibe zu halten suchen. Wie lange dieses möglich ist, fragt sich bei der Schwierigkeit der Herbeiziehung

[1]) Die koreanische Einwanderung nach dem Amur-Gebiet, welche in den sechsziger Jahren nach wiederholten Hungerjahren, von denen Korea heimgesucht ward, begann, hatte trotz aller Hemmnisse, welche ihr die koreanische Regierung in den Weg legte, schon 1874 4000 Koreaner über die Grenze geführt. Diese Kolonisten werden als fleißige, lenksame Leute geschildert, und wurden demgemäß von der russischen Verwaltung mit offenen Armen aufgenommen. Vielleicht legte man dieser Einwanderung auch schon damals eine etwas weitergehende Bedeutung bei. Wenigstens schrieb schon 1874 ein Berichterstatter in den „Forschungen der sibirischen Abtheilung der Russ. Geographischen Gesellschaft“: „Diese Auswanderung kann nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die politischen Beziehungen Koreas bleiben. Entweder kommt die koreanische Regierung zur Einsicht, daß sie mit ihrer strengen Verschließung des Landes eine fehlerhafte Politik verfolgt, oder die Furcht vor den russischen Annexionsgelüsten treibt sie zu einer Unbesonnenheit.“ Das erstere scheint sich gegenwärtig verwirklichen zu wollen.

europäiſcher Anſiedler. Einſtweilen ſcheint von allen Anſiedlern im Amur- und Uſſurigebiete keine Klaſſe ſo gut zu gedeihen wie die Chineſen, für deren Auswurf dies der echte „Far Weſt“ iſt mit allen Eigenthümlichkeiten des Amerikaniſchen ins Mongoliſche überſetzt, vor allem mit der hochgradigen Geſetzloſigkeit und Gewaltthätigkeit eines guten Theiles der Bevölkerung. In den Hafenplätzen dieſes Gebietes dominirt der chineſiſche Handel. Japan und Korea haben zunächſt nur durch ihren Handel Bedeutung für China. Die chineſiſche Bevölkerung Japans iſt einſtweilen noch gering, entfaltet aber in den offenen Häfen eine Thätigkeit, welche den Europäern öfters ſchon unbequem wird. Ein früheres Koloniſationsgebiet Chinas iſt 1879 endgültig von Japan in Beſitz genommen worden. In Korea dürften nur vereinzelte, widerrechtlich im Lande ſich aufhaltende Chineſen zu finden ſein, und der koreaniſch-chineſiſche Handel iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach durch die energiſchen Fortſchritte des japaniſch-koreaniſchen gegenwärtig im Rückgange. China ſcheint mit beiden Mächten nicht auf dem beſten Fuße zu ſtehen und nimmt ohne Zweifel ihnen gegenüber nicht die einflußreiche Stellung ein, welche ihm nach Größe, Volkszahl und geſchichtlicher Bedeutung zukommt. Die Klärung dieſer ihrer Natur nach nicht dauerhaften Lage iſt natürlicherweiſe nur in dem Maße möglich, als die Ergebniſſe der verſchiedenartigen Politik zur Reife kommen, welche zunächſt China und Japan gegenüber den weſtlichen Kulturmächten eingeſchlagen haben.

---

# Die Salomo-Inſeln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

## IV.

Die Boote ſind mit viel mehr Geſchick und Geſchmack hergeſtellt, als auf allen anderen Inſeln Melaneſiens. In Makira (San Chriſtoval) ſind dieſelben aus Brettern von tiefbraunem Holze gearbeitet, an der Außenſeite mit roth und gelb bemalten Schnitzereien verziert, zeigen aber weder Rippen noch Kiel, ſo daß ſie leicht umſchlagen, wenn ſich die Laſt nicht genau in der Mitte befindet. In Bauro ſind 10 bis 12 m lange, für den Krieg ſogar 15 bis 16 m lange, 1 m breite, 80 cm tiefe Boote allgemein im Gebrauch, die von 14 bis 16 Ruderern vorwärts bewegt werden und außerdem noch 8 bis 10 Inſaſſen Raum bieten. Aehnlich gebaut ſind die ſorgſam gearbeiteten für 15 bis 20 Mann beſtimmten Kanoes der Bewohner von Choiſeul. Außerordentlich leicht ſind diejenigen von Santa Anna und Santa Catalina, ſowie auch theilweiſe von San Chriſtoval. Die vier Ruderer, die in denſelben Platz haben, machen mit Leichtigkeit 4 engl. Meilen in der Stunde. Die eleganteſten und leichteſten des ganzen Archipels werden auf Ulaua (île des Contrariétés) gebaut. Die Bewohner von Savu gehen mit ihren ſtarken Kanoes weit ins Meer, um paſſirenden Schiffen Schweine, Kokos, Bananen, Melonen, Maſſen großer Eier u. ſ. w. anzubieten. Auslieger ſah Bougainville bei Cap Laverdie (Bougainville) an kleineren nur aus einem gehöhlten Stamme beſtehenden Booten, ebenſo werden ſolche auf Sikiyana gebaut. Die großen Kanoes der von Papuas bewohnten Koralleninſeln, Carteret, beſitzen dreieckige Mattenſegel. Stets ſind die beiden Enden an 6 bis 9 Fuß hoch, um dahinter gegen Pfeilſchüſſe geſchützt zu ſein, diejenigen der Kriegsboote außerdem mit außerordentlich phantaſtiſchen Schnitzwerken, roth und gelb gefärbten Feder- und Baſtwerkkronen, Muſcheln ꝛc. geſchmückt. Den Boden bildet gewöhnlich ein ausgehöhlter Baum von weißem und leichtem Holz, auf dem mit Baſt und einer harzigen Maſſe (Maſtix) zwei Schirmbretter befeſtigt werden und an dieſe nun die 3 bis 4 Zoll dicken Seitenwände. Die zu den ſchnellſten des Paciſic gehörenden Boote von Simbo ſind aus dünnen Brettern zuſammengenäht und ähneln einem Walboot. Man baut ſie in verſchiedenen Größen, zur Aufnahme von 3 bis 30 Mann. Auch diejenigen Bougainvilles ſind aus zuſammengenähten Planken mit hohem Vor- und Achterſteven zur Aufnahme von 20 bis 30 Perſonen gefertigt. Die Ruder ſind häufig am untern, ſpitzen, Ende verziert, zeigen Thiernachbildungen, oder Ornamente mit Perlmutter ausgelegt, die durch Maſtix befeſtigt wird. Ueberall haben ſie auffallende Aehnlichkeit mit den Keulen, die auf die Abſicht ſchließen läßt, das Ruder bei etwaigen feindlichen Ueberfällen als Keule benutzen zu können. Geſang regelt das Eintauchen der Ruder. Bei größeren gemeinſam unternommenen Fahrten ſteht Einer am Stern des vorderſten Schiffes und macht mit einem Bündel trockenen Graſes oder dergleichen Zeichen, in welcher Richtung zu fahren ſei. Nicht ſelten werden Reiſen bis zu 100 Meilen unternommen, um entweder benachbarte Inſelbewohner zu überfallen und Köpfe für die Kanoehäuſer zu holen, oder auch, wie wir ſpäter ſehen werden, an einem beſtimmten Tage im Jahre zu einem gemeinſamen Waarenaustauſch an einem vorher bezeichneten Orte. Durch derartige Fahrten ſind namentlich die Bewohner Simbos bekannt, die deshalb vorzugsweiſe als gute Lootſen dem Schiffer zu empfehlen ſind, um ſo mehr, da viele der engliſchen Sprache mächtig ſind.

Kanoehäuſer. Für gewöhnlich ſind die größeren Boote auf dem Lande in Schuppen untergebracht, die oft außerordentlich reich mit Schnitzereien und namentlich durch die an dem Giebel hängenden Schädel erſchlagener Feinde verziert werden. Bei Nacht richtet man ſich nach dem Stande gewiſſer Sternbilder, den Plejaden, einem Kanoe, dem Bogenſpanner, und anderen an den Himmel verſetzten menſchlichen und thieriſchen Weſen. Wie bei den Polyneſiern knüpft ſich auch hier an jedes derſelben eine gewiſſe Sage. Das Wiedererſcheinen der Plejaden am öſtlichen Horizont im November bezeichnet die Auferſtehung des zur Frühlingszeit aus der Unterwelt emporſteigenden Lichtgottes, der dem Menſchen die Freude bringt, weshalb ihm zu Ehren z. B. bei den Polyneſiern Tänze ſtattfinden, und die Muſchelhörner geblaſen werden. Die Bewohner der Salomos veranſtalten große, oft drei Tage währende Feſte, mit gewiſſen religiöſen Tänzen zu Ehren der Todten u. ſ. w. Die Plejaden zeigen ferner den Beginn der für die Schifffahrt günſtigen Jahreszeit an, während nach ihrem Untergang im Weſten, im April, die ſtürmiſche Zeit folgt. Wie auf der Mehrzahl der Südſeeinſeln wird auch hier nach Monden und Nächten gerechnet. Die leicht wahrzunehmenden Mondveränderungen regel-

ten die weitere Zeitrechnung, wie auch die Wiederkehr der Yamsernte. Den Beginn der Jahreszeit zeigen, wie erwähnt, die Plejaden.

Das „Daheim“ iſt auf den Salomos entſchieden behaglicher eingerichtet, als z. B. auf den Hebriden. Die durchſchnittliche Länge der viereckigen Familien-Wohnſtätten beträgt circa 15 bis 22 m, bei 12 m Breite. Das vorſpringende auf Pfoſten ruhende Dach iſt mit Palmenblättern oder Gras gedeckt. Die 1 m hohen Seitenwände ſind aus Bambus oft in hübſchen Muſtern geflochten. Häufig ſind vor den beiden Eingängen der Schmalſeiten Veranden angebracht, die dem ganzen Bauwerk etwas Zierliches, Geſchmackvolles geben. Der Innenraum iſt nur ſelten getheilt. Auf Iſabella iſt die eine Hälfte, die nur vom Häuptling betreten werden darf, den Weibern und Kindern, die andere den Männern zugewieſen. Der Fußboden iſt mit ſauber geflochtenen Matten bedeckt, ebenſo die ſich an den Wänden hinziehenden Bänke reſp. niedrigen Gerüſte, die als Lagerſtätten dienen. Häufig fehlen dieſe und ſchlafen dann die Bewohner durcheinander auf dem auch als Speiſetiſch dienenden Boden. Den weitern Hausrath bilden einige Töpfe aus rothem Thon roh gearbeitet, einige hölzerne Nackenſchemel, ſowie auf den ſüdlichen Inſeln große Kalebaſſen als Trinkſchalen. Verzierte Kokosnußſchalen dienen als Flaſchen, ein gerolltes Palmenblatt als Pfropfen. Zum Aufbewahren des zum Betelkauen nöthigen Kalkes werden theilweiſe Bambuſchachteln, die an den Seiten durch eingeritzte Linien, oben und unten durch Stückchen Perlmutter verziert ſind, theilweiſe Flaſchenkürbiſſe benutzt, in deren Oeffnung ein zugeſpitztes Holz geſteckt wird, das beim Betelkauen in den Kalk geſtoßen und dann durch den Mund gezogen wird. Zum Vertreiben der Inſekten, ſowie auch während der naſſen Jahreszeit, brennen inmitten des Wohnraumes während der Nacht vielfach Feuer. In der Regenzeit bietet das ſonſt ſo geräumige Haus den Unbilden der Witterung nur ungenügend Schutz, ebenſo iſt während der trockenen Jahreszeit der Aufenthalt ſehr heiß, ſo daß es kein Wunder iſt, daß der Eingeborene, völlig nackt, wie er iſt, häufig von Rheumatismen, Fieber u. ſ. w. geplagt wird. Faſt am ſchlechteſten iſt der Hüttenbau auf Sikiyana. Hier erhebt ſich das aus Kokosblättern geflochtene Dach direkt vom Sandboden.

Die Häuptlingshäuſer, die umfangreichen Verſammlungshäuſer und Kanoeſchuppen ſind beſonders ſorgfältig gebaut und durch Schnitzwerk, Malerei, beſonders aber Schädel verziert. Bei erſteren iſt der Dachſtuhl circa 12 bis 14 Fuß hoch und durch mehrere geſchnitzte Pfeiler getragen, die Länge beträgt etwa 40, die Breite 16 bis 20 Fuß. Die Bambuswände, Matten, ſind noch ſorgfältiger geflochten; einen beſondern Schmuck bilden zahlreiche große irdene Töpfe, verzierte Näpfe, Flechtereien und hier und da Gewehre. Feuerholz und Sandelholz iſt in einer der Ecken aufgeſtapelt.

Schädelkultus. Auf San Chriſtoval, Savu, Neu-Georgien und den benachbarten kleineren Inſeln, unter anderen Rubiana beſtimmt, wahrſcheinlich auch auf der Mehrzahl der übrigen Inſeln hängen im Innern der Wohnungen häufig die Schädel hervorragender Familienmitglieder, ſorgfältig mit dem Unterkiefer verbunden, von den Pfeilern herab, auf die mit möglichſter Treue die Fleiſchtheile, die Geſichtszüge der Verſtorbenen mit Thon, Harz ꝛc. aufgetragen und nachgebildet werden. Auch die bevorzugte Bemalung des Verſtorbenen iſt nicht vergeſſen. Die Zähne ſind zuweilen durch Holzſtücke markirt, die Augen durch Perlmutter. Die Schädel hervorragender Häuptlinge oder ſonſtiger Berühmtheiten zieren die Verſammlungshäuſer. Sämmtliche werden mit gewiſſen Kräutern eingerieben und ſorgſam geräuchert. Die diverſen guten Eigenſchaften, die der ehemalige Träger eines ſolchen Schädels beſaß, als er noch unter den Lebenden weilte, gehen, dem Glauben der Eingeborenen nach, auf den jeweiligen Verehrer deſſelben über. Er iſt der Hausfetiſch. Wir kommen ſpäter noch auf dieſen Ahnenkultus zurück. Die Giebel der Gemeindehäuſer ſind durch zahlreiche Schädel und Schnitzereien geziert, die Pfeiler des Innern zeigen aus Holz geſchnitzte Götterbilder. Die Schuppen für die Kriegskanoes ſind ſtets ſehr mannigfaltig geſchmückt. Auf Wanga fand der Kommandant des „Curacao“ ein ſolches, das mit ſolcher Genauigkeit geſchnitzte Fiſchnachbildungen zeigte, daß der bekannte Dr. Günther, vom Britiſh Muſeum in London, ſämmtliche Arten genau beſtimmen konnte.

Die häufigen Feindſeligkeiten der einzelnen Stämme haben auf Iſabel eine eigene Baukunſt hervorgerufen, die ſogenannten Baumdörfer. Die zur Aufnahme von etwa 12 Perſonen beſtimmten Hütten, „Vako“ genannt, ſind in dem Geäſt gewaltiger Bäume in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß angebracht. Der Stamm iſt nach unten aller irgendwie entbehrlichen Zweige beraubt und völlig glatt. Eine aus Lianen oder Bambus gefertigte Leiter, die emporgezogen werden kann, dient zum Beſteigen dieſer luftigen Wohnung, deren Inneres einen Vorrath von Steinen und Speeren birgt, die von der vor dem Hauſe befindlichen Schwelle oder durch die Fallthür geworfen werden. Am Fuße eines jeden ſolchen Baumes iſt eine andere Hütte errichtet, die zum Aufenthalt bei Tage dient. In gewiſſen Diſtrikten derſelben Inſel ſind zur Aufnahme von flüchtigen Stammesangehörigen, auf der Höhe ſchwer zugänglicher Berge, auch durch förmliche Palliſaden geſchützte Dörfer angelegt, „Tei-Taihi“ genannt, die von der See aus geſehen den Eindruck kleiner Forts machen. Selbſtverſtändlich liegen die Wohnungen überall, wo es die Natur zuließ, im Schatten der Bäume und gewähren mit ihrem ſaubern Aeußern, der zierlich geflochtenen Umzäunung, dem dunkelen Hintergrunde und dem prächtig blauen Himmel häufig einen ſehr maleriſchen Anblick. Die Pflanzungen liegen ſtets in der Nähe und ſind theilweiſe von bedeutender Ausdehnung und mit Sorgfalt angelegt. Yams, Taro, Kokospalmen, Bananen, Brodfrucht, Zuckerrohr, ſüße Kartoffeln, Betelnuß, Arekapalmen ſind die Hauptgegenſtände des Anbaues. An Hausthieren werden Schweine und Hühner gezüchtet.

Mehrere Dörfer ſtehen unter einem Häuptling, der überall ſehr angeſehen und ſtets ein großer Krieger iſt. Nach ihm gilt der Rath der Aelteſten am meiſten. Wie erſteren die erwähnten weißen Armringe kennzeichnen, ſo tragen dieſe auf dem Haupte zwei ſchöne weiße Federn, ein Zeichen der Würde. Niemand darf dieſelben berühren. Die Würde eines Häuptlings iſt nicht erblich, ſondern wird ſtets nur dem Tapferſten verliehen; die Aelteſten wählen denſelben. Auf Sikiyana fällt die Wahl ſtets auf denjenigen, der die meiſten Jahre zählt.

Ein gewiſſer Rangunterſchied wird ſtrikte innegehalten, es giebt Edle und Gemeine, Herren und Sklaven, die aus Kriegsgefangenen beſtehen. Der Unterthan hat dem Häuptling von dem Ertrag der Ernte, des Fiſchfanges, der Beute ſtets einen Theil abzugeben und zwar ſtets den von dem Herrſcher gewählten; unterläßt er dieſes, wird er zum Tode verurtheilt. Ueberhaupt iſt das Strafrecht, namentlich auf Iſabel, höchſt grauſam und willkürlich. Wer z. B. in den Schatten eines Häuptlings tritt, verfällt dem Tode. Iſt der Unglückliche reich, ſo kann er ſich durch einen Theil ſeines Vermögens loskaufen. Auf einigen Inſeln (Neu-Georgien, Simbo) iſt die Macht des Häuptlings geringer, ſeine Würde

nur nominell, während die Aelteſten ſtets hoch geſchätzt werden. Sie ſind auch meiſtens die Prieſter, die Vermittler zwiſchen den Lebenden und Todten. Wird von ihnen irgend etwas mit dem auch hier üblichen „tabu“ belegt, ſo iſt es heilig, unantaſtbar. Dieſer polyneſiſche Brauch macht ſich vielfach unter den papuaniſchen Stämmen bemerkbar. Der ehemalige Einfluß der Polyneſier zeigt ſich ſo nach vielen Richtungen.

Die Stellung der Frauen iſt hart und derjenigen von Sklavinnen ähnlich. Schon daß ſie wenig Schmuck tragen, kennzeichnet dieſelbe. Sie kochen, beſtellen den Boden, tragen auf Reiſen alles, was die Familie ihr eigen nennt. Für ein wenig Tabak, Glasflaſchen, Aexte werden ſie nicht ſelten dem Fremden offerirt. Trotzdem iſt das Familienleben oft ein herzliches zu nennen; häufig ſieht man Mann und Frau gemeinſam mit den Kindern koſen. Die Frau ſieht dieſe eigenartige Behandlung als ſelbſtverſtändlich an; ihr gilt der Mann als viel höher ſtehend, ſie räumt ihm unumſchränkte Gewalt über Leib und Leben ein. Polygamie herrſcht allgemein, doch machen nur die Reichen und Häuptlinge davon Gebrauch. Schon als Kinder werden die Mädchen verlobt, häufig ſchon, wenn ſie kaum geboren ſind. Sobald ſie die Reife erlangt haben, was im tropiſchen Klima ſehr früh der Fall iſt, findet die Heirath ſtatt. Sobald das Kind einigermaßen laufen kann, wird es mit zur Jagd und zum Fiſchfang genommen. Beim Spiel dienen kleine Speere als Wurfgeſchoſſe für aufgehängte Kokosſchalen. Auf Iſabel ſoll die eigenthümliche Sitte beſtehen, daß die Mädchen bis zur geſchlechtlichen Reife in der Familie des Bräutigams leben. Auf anderen Inſeln werden diejenigen Mädchen, die die Pubertät erreichen, während einiger Monate in eigenen Hütten eingeſperrt, niemand, außer beſtimmten alten Frauen, darf in dieſer Zeit zu ihnen. Die Hochzeit findet ſtets unter großer Feierlichkeit, an der das ganze Dorf theilnimmt, ſtatt. Dieſelben werden bei den Gemeindehäuſern, den ſogenannten „heiligen Häuſern“, abgehalten. Frauen dürfen zu anderen Zeiten dieſen als Tempel dienenden Schuppen nicht betreten. In ihm werden alle wichtigen Fragen verhandelt, Krieg und Frieden beſchloſſen, von den Göttern und den Geiſtern der Vorfahren, die hier weilen, Rath erholt.

Wenn alles Volk, das zur Hochzeit geladen, oder nicht geladen iſt, ſich rings um das Verſammlungshaus im Kreiſe gelagert hat, werden erſt die Götter angerufen, dann vom Prieſter-Häuptling und dem feſtlich geſchmückten Brautpaare (der Mann in vollem Waffenſchmuck) auf einem Stein, der vor einem uralten Bananenbaum in der Nähe ſteht, einige Blätter von einem beſtimmten Baum geopfert, und nun ruft die Muſcheltrompete zum Tanz. Die Muſik beſteht aus circa 20 Mann. Etwa 12 haben Rohrflöten (Panflöten, 23 an einander befeſtigte Rohrpfeifen und circa 83 cm lange, 6 cm dicke gerade Flöten aus Bamburohr, die häufig durch Linienornamente verziert ſind), denen ſie zwei bis drei Töne mit Terz- oder Quintakkorden entlocken. Die übrigen bearbeiten große dicke Bambutrommeln mit einem Stock. Jede dieſer mit einem Schallloch verſehenen Trommeln iſt genau einen Grad kleiner oder größer als die andere, und giebt einen Ton, der genau eine Oktave von dem der vorhergehenden differirt. Der Takt iſt muſtergültig, die Melodie bald ſchwärmeriſch, melancholiſch, bald wild aufbrauſend. Häufig tönt Geſang dazwiſchen, der nur von Flöten begleitet wird. Auch Maultrommeln von eigenthümlicher Form ſind in Gebrauch. Die Tänze zeichnen ſich durch große Regelmäßigkeit und Anmuth der Bewegung aus. Die Begleiter Dumont d'Orvilles, Couppent, Dumoulin und Lafond, geben eine Schilderung der Tänze der Eingeborenen Iſabellas, die noch jetzt auf den Salomos überall üblich ſind. Nachdem dieſe drei in echt franzöſiſcher Weiſe dem Häuptling die beſten Tänze ihres Vaterlandes vorgetanzt und die Marſeillaiſe geſungen hatten, gab dieſer den inzwiſchen herbeigekommenen vorher beſtimmten Tänzern ein Zeichen. Einige 20 Männer und Frauen traten nun Hand an Hand, Schulter an Schulter vor, und beugten, einen langſamen Geſang beginnend, in gleichmäßigem Tempo mehrfach die Knie. Die Männer, ohne Waffen, trugen nur den maro um die Hüften, die Frauen, im Uebrigen ebenfalls unbekleidet, hatten auf dem Geſäß eine Menge trockener, zuſammengebundener Blätter, die mit einem Stück Stoff bedeckt waren. Ihr Geſang klang ſehr langſam und monoton, jedoch völlig feſt im $^3/_4$-Takt; ein jeder ſchrie, ſo ſtark er konnte, trotzdem harmonirten Terz und Quinte ſtets. Nun ward ein Halbkreis formirt, vor deſſen offene Seite ein in vollem Waffenſchmuck glänzender Krieger trat und ein ſehr wirkungsvolles Kampfſpiel begann. Bald legt er den Speer ein, ſich mit dem Schilde deckend, bald ſchwingt er drohend die Keule, jede Bewegung genau nach dem Takt der Muſik geregelt. Nach einer Weile werden ſeine wilden Geberden friedfertiger, er ſchließt ſich den Tänzern an. Dieſe bildeten nun einen Kreis, beugten wiederholt die Knie und Männer und Frauen traten dann nach verſchiedenen Seiten ab. Während der nun folgenden großen Pauſe ging der Häuptling die Reihen auf und ab, eindringlich zu den Anweſenden redend.

Auf ein zweites Zeichen traten 25 bis 30 Krieger, mit Lanze und Schild bewaffnet, auf. Wieder wurden Kreiſe gebildet, die Knie gebeugt, ein Scheingefecht aufgeführt und von Seiten des Häuptlings eine abermalige Rede gehalten.

Originell waren die nun folgenden Tänze der Muſikbande. Jeder trug in der einen Hand die Lanze, in der andern ſein Inſtrument und den Schild, während die Keule im Leibgurt ſteckte. Nach Bildung des Kreiſes ſtimmten ſie eine ſchnelle, ſehr bizarre walzerähnliche Weiſe an. Die Trommel markirte den Takt. Abwechſelnd hielten ſie die Lanze wagerecht, ſperrten die Beine auseinander, die Knie beugend, als wenn ſie zum Wurf ausholen wollten, drehten ſich dann in zwei Tempos auf den Hacken herum, ſprangen empor, machten zwei Schritte links, um dieſelben Bewegungen wieder zu beginnen. Jede Bewegung ward durch drei Takte der Muſik geregelt. Jeder Tänzer nahm ſo nach und nach die verſchiedenen Plätze des Kreiſes ein, erſt als ein jeder an ſeinem Ausgangspunkte angekommen war, ward das Schlußzeichen gegeben. Einen impoſanten Anblick bot der nun folgende Tanz von 50 Mädchen jeden Alters. Der Kopf war mit Kalk gepudert, Halsbänder von Zähnen aller Art ſchmückten den Nacken, wohlriechende Blumen zierten das Haar. In der Hand hielten ſie einen circa 70 cm langen hübſch geſchnitzten, mit Vogelfedern verzierten Stock. So avancirten ſie langſam in einer Front, bildeten einen Kreis und ſtimmten dann auf das gegebene Zeichen des Häuptlings eine ſehr ſchnelle, monotone Weiſe an. Beim erſten Pas des Tanzes hielten ſie mit geſpreizten Füßen den Stock wagerecht, zogen dann die Füße heran, ſtampften mit der Ferſe die Erde, hielten den Stock ſenkrecht, drehten ſich um ſich ſelbſt und wiederholten dieſe Bewegung mehrfach, bis auch ſie den Kreis herumgetanzt hatten und das Schlußzeichen gegeben ward. An den Tänzen nehmen nur die Unverheiratheten Theil, die Uebrigen, die Kinder im Vordergrunde, ſehen zu.

Nun beginnt die Hauptſache, der Schmaus. Man hat nämlich inzwiſchen eine Anzahl Ferkel und größere Schweine zubereitet, auch wohl, wenn das Glück hold war, einen Menſchen geſchlachtet und in der früher erwähnten Weiſe zerlegt und verzehrt. Nebenher werden Yams und die weiter vorn genannten Kuchen, Brot, gewonnen aus der Pflanze

„binao“ ꝛc., gegeſſen. Als Getränk dient Palmwein, auf den ſüdlichen Inſeln auch Kawa. Die Wurzel wird hier von Knaben zerkaut, mit Waſſer verſetzt, durch Baſt geſeiet und kurze Zeit ſtehen gelaſſen. Der ſchmutzigbraune, trübe Trank iſt dann fertig.

Gewöhnlich werden dieſe Feſte beim Vollmond abgehalten, außerdem dienen Fackeln aus dem Balſam „Talamaka“ (Calophyllum), die heller als Wachskerzen brennen, zur weitern Beleuchtung. Bei Tagesanbruch ſucht jeder ſein Heim auf.

# Das Ende von Dr. M. Buchner's Reiſe im ſüdlichen Kongo-Gebiete[1]).

Daß Dr. Buchner's Verſuche, nordwärts in das unbekannte Innere des Kongo-Beckens einzudringen, geſcheitert ſind, meldeten wir bereits auf S. 272 dieſes Bandes. Seitdem iſt in Berlin ein vom 4. März dieſes Jahres aus Malange datirtes Schreiben eingetroffen, welchem wir das Folgende entlehnen.

„Durch Brief von Muene Tſchikamb aus, datirt 30. Juni 1880, wiſſen Sie wohl bereits, daß ich damals im Begriff ſtand, dem rechten Ufer des Kaſſai nach Norden zu folgen, ohne Führer, ohne ſelbſt die nothdürftigſten Erkundigungen über den einzuſchlagenden Weg zu beſitzen. Meine Entdeckungsreiſe dort dauerte auch nicht lange. Schon nach fünf äußerſt beſchwerlichen Tagen war ich durch die Umtriebe der Muatyamvo-Polizei, welche die Tukongo zum Kriege gegen mich aufwiegelte, durch die Feigheit meiner Mannſchaft, welche ſich mit den Eingeborenen verband und mir erklären ließ, insgeſammt davonzulaufen, falls ich ſie zwingen wollte, noch weiter abwärts zu gehen, durch die Unwegſamkeit jener ſümpfereichen Gegend, in der ich ſchließlich ſtecken blieb und nicht mehr wußte, wohin, endlich auch noch durch Fieber genöthigt, nach dem freundlicher geſinnten linken Ufer überzuſetzen. Ich hatte eben den 8. Grad ſüdlicher Breite, welcher in jener Gegend die Nordgrenze des Lunda-Reiches bezeichnet, hinter mir. Wäre es mir dort gelungen, ohne fremde Hülfe, an die nicht zu denken war, eine Paſſage über die mir vorliegende ausgedehnte Papyrus-Lagune zu finden, ſo wäre ich im Lande der unabhängigen Tubinſch oder Tubindi[2]) geweſen, welche Kannibalen ſein ſollen, und hätte nach wenigen Kilometern jenen größern Weg erreicht, von dem ich wußte, daß auf ihm die Kioko nach Nordoſt zu ziehen pflegen, um Elephanten zu ſchießen und Menſchen zu rauben. Einmal auf das linke Ufer des Kaſſai verſchlagen, konnte ich an meine zu Hauſe gehegte Abſicht, Nyangwe zu erreichen, nur mehr mit ſchmerzlichem Hohn zurückdenken. Bereits einen Tagemarſch vor jener erſten Kataſtrophe hatte mein Unglück mit der nächtlichen Flucht von ſieben Trägern ſammt Gewehren und Munition begonnen, und links vom Kaſſai koſtete mir die Furcht vor den Menſchenfreſſern drei weitere Deſerteure. Meine Leute waren alle wieder einmal förmlich demoraliſirt, ſo daß ich die Idee, den zwiſchen Kaſſai und Luembe mehr abwärts wohnenden Turrubba-Fürſten[3]) einen Beſuch abzuſtatten, aufgeben und es als großen Sieg betrachten mußte, daß es mir gelang, meine durch lügenhafte Führer — welche behaupteten, der Sümpfe halber müßten wir weite Umwege machen — zwei Tage lang ſüdwärts geſteuerte Karawane gewaltſam zurück und nach Nordweſt zu dirigiren, wodurch ich zu dem Mababa-Häuptling[4]) Sainiambu am Luembe gelangte. Von dieſem aus wollte ich zu Tambu a Kabong und dann zum Kiluata, dem aufrühreriſchen Sohne des Mai Munene, demſelben, bei welchem Schütt zur Umkehr gezwungen wurde. Nach den in Muſſumba erhaltenen Auskünften hatte ich Gründe anzunehmen, daß beide in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zu Muatyamvo ſtanden, und daß Schütt's Mißgeſchick hauptſächlich durch die Thätigkeit des nachher große Freundſchaft heuchelnden Muatyamvo-Sohnes Muſemvu bewirkt worden war.

Ein langwieriger Elfenbeinhandel verſchaffte mir die Zuſage Sainiambu's, Führer zu Tambu a Kabong zu geben, und da der Weg, den dieſe mir zeigten, nach Nordweſt ging, war ich zufrieden und entdeckte erſt am Tſchihumbo, daß ich auch hier wieder angelogen worden war, daß mir als der große Tambu a Kabong nur ein untergeordneter Grenzhäuptling deſſelben vorgeſchwindelt werden ſollte, und daß ich bis zu jenem noch mindeſtens drei Tage lang am Tſchihumbo abwärts zu marſchiren hatte. Die Schwierigkeiten der Wege an Flüſſen entlang kannte ich bereits zur Genüge; auch der Tſchihumbo bildete in dieſer Beziehung keine Ausnahme, nur daß es hier ſtatt der flachen ſumpfigen Querthäler des Kaſſai tief eingeſchnittene Waldſchluchten voller Lianen waren, welche uns ſtundenlang aufhielten. An dem guten richtigen Wege zu Tambu a Kabong, welcher wie alle größeren Wege (dieſelben ſind aber alle nicht breiter, wie unſere Pfade durch Getreide, in der Trockenzeit oft verwiſcht und kaum zu erkennen) hoch oben auf der Waſſerſcheide des Plateaus nach Nord lief, war ich vorbeigelockt worden. Merkwürdigerweiſe folgten mir meine Leute diesmal ohne zu murren, aber ich ſollte jetzt ausſchließlich an dem Widerſtande der Eingeborenen ſcheitern. Nach jeder Strecke von zwei Kilometer kam eine Waldſchlucht, auf jeder Savanenzunge zwiſchen zwei Waldſchluchten lag ein Dorf und jeder Dorfhäuptling behauptete, ich müſſe bei ihm bleiben, erhob ein großes Geſchrei und verſuchte uns in den Sackgaſſen zwiſchen den Maniokfeldern irre zu leiten, als wir weiterzogen. Immer größer wurde dieſes Geſchrei und die Aufregung über meine Zeugballen und Perlſäcke, Gewehre, Kiſten und Koffer, denn ſo etwas war noch nicht dageweſen. Zwei Tage ging es in dieſer ungemüthlichen Weiſe fort, bis mich der Kalala Kana ka Ntamb durch einen „Krieg“, den er mir machte, zur Umkehr zwang. Dieſer fühlte ſich beleidigt, weil ich der Verzehrung ſeiner Ziege nicht einen ganzen Raſttag widmen wollte, und weil ich es rundweg ablehnte, mit ihm Sklaven und Elfenbein zu ſchachern. Er berief deshalb ein ungemein maleriſches Geſindel von etwa 200 phantaſtiſch geſchmückten Kriegern zuſammen, welches ſich in weitem Halbkreis um unſer kleines Lager herumſetzte und in endloſen litaneiartigen Reden mit dem ewig wiederkehrenden allgemein ausgeſtoßenen Refrain „Moio“ über meine unbegreifliche Abneigung gegen den Handel ſchimpfte — ſchrecklich anzuſehen und noch ſchrecklicher anzuhören. Tauſende von Pfeilen wurden in Köchern herbeigeſchleppt, auch einige Feuergewehre machten ſich bemerkbar, jedoch ſchien das Pulver zu fehlen. Neue Zuzüge kamen mit klingendem Spiel,

[1]) Vergl. oben S. 187 und 201.

[2]) Schütt nennt die „Tubinge“ gleichfalls Kannibalen, die vom Muatjamvo unabhängig ſind, und verzeichnet ſie zwiſchen 7° 15′ und 7° 25′ ſüdl. Br.

[3]) Luba bei Schütt, weſtlich von den Tubinge, doch in gleicher Breite.

[4]) Bei Schütt Mataba, unter 8° ſüdl. Br. und zum Lunda-Reiche gehörig.

mit Trommeln und Glocken, mit Pfeifen und Trompeten aus Elephantenzähnen über die Hänge herab; die Geſichter trieften von rother Farbe, rieſige Federſträuße krönten die Häupter, und jedesmal erhob ſich ein betäubender Jubel bei der Ankunft ſolcher Verſtärkungen. Es wurde mir immer wahrſcheinlicher, daß es auf meine Beraubung abgeſehen war. Zuerſt ſollte ich entweder erklären, daß ich hier an Ort und Stelle ein Handelshaus errichten, oder ſofort 5 Faß Pulver und 5 Gewehre Strafe zahlen und ſchleunigſt noch an demſelben Tage über die Grenze zurückkehren wolle. Letzteres wäre Selbſtmord geweſen, darüber waren wir alle einig; ſelbſt mein ſonſt ſo erbärmlicher Soba Mukelle war der Anſicht, daß wir lieber kämpfen müßten. Meine Diplomaten gingen hin und her. Ich fuhr unterdeß fort, das Lager zu befeſtigen, die geladenen Gewehre meiner Leute, von denen der größere Theil aus Schreck und Angſt wie gelähmt war, in Sicherheit zu bringen, vertheilte Munition, putzte meine eigenen Gewehre und ſchüttete für dieſe etliche hundert Kartuſchen in meine große Waſchſchüſſel. Als mich die Feinde ſolchermaßen zum Kampfe gerüſtet ſahen, wurden ſie beſcheidener, und gegen Abend begnügten ſie ſich mit einer ganz unbedeutenden Entſchädigung in Zeug und Kaurimuſcheln unter der Bedingung, daß ich morgen in aller Frühe meinen Rückmarſch antrete, wogegen ich verlangte, daß ſie ſich nach Hauſe begeben, und daß morgen kein Bewaffneter mir in den Weg treten ſolle. Dies geſchah, und ſo war ich zum zweitenmal geſcheitert.

Daß ich im Tambu-a-Kabong-Lande [1]) ſo raſch umkehren mußte, war vielleicht kein großer Schaden; ja es war wohl ein Glück, daß mir jener „Krieg“ gemacht wurde, ehe ich tiefer in das eben ſo intereſſante wie gefährliche Volk der Turrubba hineingerathen konnte. Bis ich den Tambu a Kabong ſelbſt erreichte, mochten noch ein Dutzend Häuptlinge, wie der Kalala k'ana ka Ntamb, mit dem Geſchrei: „Hier bleiben! Haus bauen! Sklaven, Elfenbein, Papageien kaufen!“ zu überwinden ſein; der Weg war abſcheulich, und ſchließlich mitten unter ſolchen aufgeregten Menſchen, die wahrſcheinlich immer zahlreicher wurden, über den Tſchihumbo zu ſetzen, auf Kähnen, die dieſen ſelbſt gehörten, das war mir von allem Anfang an bedenklich geweſen. Hiermit war mir auch der Weg zum Kiluata verdorben, da ſüdlich von dieſem die Kioko-Räuber des Kiſſenge zu Hunderten nach dem Lande des Mai Munene zogen, gegen welchen der Kiluata noch immer ſich empört hatte. Eine Begegnung mit ihnen konnte mir verhängnißvoll werden. Es blieb alſo nichts übrig, als bis zum Kahungula Mudába am Lovo zurückzugehen und dort einen dritten Verſuch nach Norden zu machen. Der Kahungula Mudába iſt ein ſehr wichtiger Punkt, da von ihm aus ein Handelsweg nach den im Norden und Nordoſten liegenden Tukubba und Tuſchilange jenſeits des Kaſſai führt. Ich fand dort einige dreißig Tuſchilange vor, welche ſich Söhne des Kaſſong nannten und am Lulua in Nordoſtrichtung zu Hauſe ſein wollten. Dieſe waren von Kioko mit in ihr Land gelockt worden und zu Kahungula geflüchtet, als jene anfingen ſie in die Sklaverei zu verkaufen. Kahungula, ein ſchlauer Handelsmann, wollte ſie nun wieder zurückbringen, um ſich dafür von Kaſſong mit Elfenbein entſchädigen zu laſſen. Wie gern hätte ich den Aufforderungen dieſer anſcheinend liebenswürdigen und naiven, über und über tatuirten Tuſchilange oder Kaſſongo-Söhne entſprochen, ſie zu begleiten. Aber auch hieran war nicht zu denken; denn erſtens empörten ſich meine Träger gegen mich, verklagten mich beim Kahungula, daß ich immer nur „abwärts“ gehen wolle, und zweitens gerieth ich unabhängig hiervon mit dieſem ſelbſt in Zwiſt, durch die Schuld meiner Träger, welche dadurch nur um ſo unverſchämter wurden. Kaum merkte der faſt fortwährend von Palmwein betrunkene Kahungula, daß ich allein ſtand, ſo wurde auch er unverſchämt. Auch er machte mir „Krieg“, wobei ich meine eigenen Leute entwaffnen mußte, „und zwar,“ ſo ließ er mir ſagen, „ſei dies der Krieg des Muatyamvo, weil ich immer nach abwärts gehen wolle. Was hätte ich bei den Turrubba zu ſuchen gehabt; Muatyamvo hätte mir den Weg freigegeben, um in mein Land zurückzukehren, nicht aber, um in der Welt herumzuſteuern; er habe Befehl, mir Alles, was ich noch an Waaren hätte, wegzunehmen, und für mich gebe es nur noch den direkten Weg nach Kaſſanſch, bis wohin er mich mit Gewalt bringen laſſen würde.“ Das war natürlich alles eitel Geſlunker; er war nicht etwa durch einen Kakuata (Boten) Muatyamvo's, ſondern bloß durch meine eigenen Leute inſtruirt, und in den wenigen nüchternen Stunden heuchelte er wieder intenſive Freundſchaft. Meine Träger andererſeits forderten von mir ein Pagamento, widrigenfalls ſie mich ganz allein zu laſſen gedächten, und erklärten ebenſo wie der Kahungula, daß für mich nur mehr von dem direkteſten Wege nach Malange die Rede ſein könne. Dazu kam noch, daß Bangela-Händler das Gerücht ausgeſtreut hatten, in Malange ſei es mit der portugieſiſchen Herrſchaft zu Ende, wodurch der Soba Mukelle und ſeine nächſten Anhänger ſich ermuthigt fühlten, mir gänzlich zu kündigen und die Heimreiſe auf eigene Fauſt anzutreten. Da ſomit für mich nicht mehr viel zu verlieren war, ſo übte ich Geduld, blieb liegen und ertrug faſt einen Monat lang die Rohheiten der Kahungula-Leute und die Unbotmäßigkeit meiner Träger. Es gelang mir, den Kahungula wieder zu verſöhnen und mit den beſſeren Trägern ein neues Kompromiß abzuſchließen. Denn noch war eine allerdings beſcheidene Hoffnung vorhanden. Ich konnte vielleicht den Rückmarſch nach Malange über Muata Kumpana (wahrſcheinlich nördlich von 6° ſüdl. Br.) und Muene Putu Kaſſongo am Koango [1]) bewerkſtelligen und ſo einen für die Zukunft höchſt wichtigen, ja eigentlich nothwendigen Weg nördlich um das Land Kaſſanſch herum rekognoſciren, eine Aufgabe, die nun durch Herrn v. Mechow ſehr glücklich gelöſt worden iſt. Dagegen konnte weder der Kahungula etwas einzuwenden haben, weil ich ja dann noch innerhalb des Muatyamvo-Reiches blieb, noch war für meine Leute Gefahr vorhanden, Menſchenfreſſern zu begegnen, und ich hätte dann wenigſtens vom Kaſſai aus die ganze Nordgrenze der Lundaherrſchaft abgegangen. Endlich nach unſäglichen Mühen, durch Drohungen und Bitten, erreichte ich es, daß meine Träger gegen die ſchriftliche Zuſicherung eines Pagamento von 20 Peças, zahlbar in Malange, und gänzlicher Amneſtie ſich hierzu bereit erklärten, und daß Kahungula mir Führer zu Muata Kumpana verſprach, nachdem ich ihm hierfür reiche Geſchenke angeboten. Kahungula ließ ſich ganz gern beſtechen, aber er betrog mich doch, vielleicht im Einverſtändniß mit meinen eigenen Leuten. Sämmtliche Lunda und ſämmtliche Kioko, die ich zu paſſiren hatte, wurden angewieſen, mir vorzulügen, daß Muata Kumpana links vom Loange

[1]) Schütt ſetzt das Dorf dieſes Häuptlings, welchen er „Tambu Kabongo“ nennt, aber nicht ſelbſt beſuchte, unter 7° 16′ ſüdl. Br., Buchner unter 7° 22′ ſüdl. Br.

[1]) Den erſtern Häuptling verzeichnet Schütt als „Muata Cumbana, Fürſt der Pende, dem Matiamvo tributpflichtig“ am Zuſammenfluſſe des Loangwe (am rechten Ufer deſſelben) und Luchico etwa unter 6° 22′ ſüdl. Br. und 20° 53′ öſtl. L. Greenwich, letzteren als „Mueneputu Caſſongo“ im Lande der Mahungo oder Muquco unter 7° 42′ ſüdl. Br. und 19° 10′ öſtl. L. Gr.

liege. Dieſe allgemeine Lüge war mit einer bewundernswürdigen Präciſion organiſirt; ſelbſt die Weiber auf dem Felde in den entlegenſten Dörfern, die ich ganz allein — denn ich hatte ja Niemand — aufſuchte, um vielleicht doch noch irgendwo ein ehrliches Menſchenkind zu entdecken, waren mit im Komplott. Ich wurde an meinem eigenen beſſern Wiſſen irre und ſetzte, bittere Zweifelsqualen im Herzen, über den Loange, denn ein Widerſtreben gegen die allgemeine Ausſage durfte ich ja im Hinblick auf die ſchwierige Stimmung meiner Leute nicht wagen. Links vom Loange wurde mir volle Gewißheit, daß ich abermals ſchmählich betrogen worden war. Zugleich aber war die Gegend ſo menſchenleer, daß ich ein gewaltſames Vordringen nach Nord, um weiter unten das Gebiet des Muata Kumpana, welches höchſtens drei Tage entfernt war, zu erreichen und wieder über den Loange zurückzugehen verſuchen konnte und mußte. Es galt jetzt Biegen oder Brechen und — meine Sache brach. Ich hatte einen mir entſprechenden alten Weg gefunden, den ich am nächſten Morgen einſchlagen wollte. Das hatten meine Träger gemerkt; in der Nacht entſtand auf einmal ein großes Geſchrei — alle Träger bis auf acht waren verſchwunden und hatten mitgenommen, was ſie, ohne Lärm zu machen, mitnehmen konnten, alle ihre Gewehre, Mauſerkartuſchen, Theebüchſen, Meſſingdraht und leider auch einen Pack ſehr ſchöner Gewebe aus Tukubba-Land. Die im Lager zurückgebliebenen acht Helden der Treue waren nur deshalb nicht mitgelaufen, weil ſie, mit den anderen verfeindet, nichts von der Verſchwörung wußten. An dieſe ſtellte ich zweimal die Anfrage, ob ſie mich nicht doch noch zu Muata Kumpana begleiten wollten, ich bot 30, ich bot 40 und 50 Peças, aber ſie lehnten ab, und ſo war mein Schickſal, auf demſelben Wege wie Schütt nach dem Koango zurückzukehren, entſchieden. Ein glücklicher Zufall führte mir eine aus Ambakiſten und Bangela gemiſchte Händlergeſellſchaft zu, die ſich für theures Geld bis zum Koango engagiren ließ, ſo daß ich nichts Werthvolleres mehr wegzuwerfen brauchte. Den Koango paſſirte ich beim Kitamba Kia Kipungo, Ihnen bereits durch Schütt's erſtes Unglück bekannt [1]), weil dort ein Weißer wohnte, von dem ich Lebensmittel zu erhalten hoffte, der indeß faſt noch ärmer war als ich ſelbſt. Ich beſuchte von dort aus noch den Kapenda ka Mulemba, den König der gänzlich ungefährlichen Schinſch (Chinge in Schütt's portugieſiſcher Schreibweiſe), dann ging ich über Feira (auch dort herrſcht Elend unter den einzigen vier Weißen) auf dem Wege des Bumba, welcher noch nicht kartographirt war, hierher. Ich bin von den Bangela, mit Ausnahme des Kitamba, welcher anfangs etwas unverſchämt that, aber bald mein Freund wurde, ſehr gut behandelt worden: ſie ſind der höchſtſtehende Stamm, den ich kenne; doch danke ich dies wohl mehr meiner Armuth an Waaren und möchte keinem Forſchungsreiſenden rathen, das Land Kaſſanſch von außen nach innen, noch mit vollem Reichthum, durchziehen zu wollen."

Außerdem enthält der Brief noch Angaben über die Rückfahrt, über die Möglichkeit des Reiſens in jenen Gebieten u. a. m. Wichtig iſt beſonders folgender Paſſus:

„In Bezug auf den Verlauf der größeren Flüſſe habe ich nach Geſehenem und Erkundetem denſelben Eindruck erhalten, wie Schütt; ſie fließen da, wo ich geweſen bin, noch immer einander parallel nach Norden. Der Kaſſai wendet ſich ſchon von 8° ſüdl. Br. an nach Nordweſt, nimmt wahrſcheinlich auch den Koango auf und iſt vielleicht der Ibari Nkutu Stanley's."

So ſehr das Mißgeſchick des wackern und vielſeitig gebildeten Reiſenden zu bedauern iſt, ſo iſt es doch ein Troſt, daß er immerhin einen nicht unbeträchtlichen bisher leeren Raum auf unſeren Karten ausfüllen bezw. berichtigen wird. Die Freunde der Erdkunde werden ihm deshalb einen vielleicht nicht ſo geräuſchvollen, aber doch warmen und herzlichen Empfang bei ſeiner Rückkehr nach Europa bereiten, und er hat einen ſolchen redlich verdient.

[1]) Schütt's Karte ſetzt den „Quitamba Caquipungo" nach 9° 12′ ſüdl. Br. und 18° 39′ öſtl. L. Gr.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Am 28. März und 4. April n. St. hat der Oberſt Prſchewalski im Saale des pädagogiſchen Muſeums in Petersburg Vorträge über ſeine Reiſen in Inneraſien in den Jahren 1879 und 1880 gehalten. Am 16. April erfolgte im großen Konferenzſaale der Akademie der Wiſſenſchaften die Eröffnung der Ausſtellung der von Prſchewalski während ſeiner Reiſe geſammelten Gegenſtände. In einem kleinen Zimmer vor dem Saale waren die Fiſche, 53 Arten in 423 Exemplaren, ferner Reptilien und Amphibien, 50 Arten, und im Ganzen 976 Exemplare, aufgeſtellt. Im Saale ſelbſt hingen links vom Eingang zwei große Karten, welche den zurückgelegten Weg darſtellen. An Säugethieren fanden ſich 90 Arten mit 408 Exemplaren. Außerdem war in dem Saale ſelbſt ein ganz eigenthümliches Lunten-gewehr und eine Lanze aufgeſtellt, die von der Expedition den Jgräern im Kampfe abgenommen ſind. Längs der linken Wand am Ende des Saales ſtanden ſyſtematiſch geordnet die ausgeſtopften Thiere, längs der rechten Wand 12 Glasſchränke mit kleinen Vögeln und zwei Glasſchränke mit kleinen Raubthieren. In der Mitte des Saales befanden ſich auf einem die ganze Länge deſſelben einnehmenden Tiſche Geier, Adler, Faſanen und Waſſervögel. Ein zweiter Tiſch trug 17 Glaskäſten mit kleinen Vögeln, ein Kaſten war mit Inſekten gefüllt. Vor den Fenſtern waren auf Säulen Geier, Adler, Kraniche, Schwäne und beſonders große Exemplare von Vögeln aufgeſtellt. Die Ausſtellung dauerte einen Monat. Am 7. (19.) April wurde dem Oberſten Prſchewalski der Ehrenbürgerbrief der Stadt Petersburg überreicht.

Inhalt: Quer durch Sumatra. VIII. (Mit ſieben Abbildungen.) (Schluß.) — F. Ratzel: Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875. Vb. — M. Eckardt: Die Salomo-Inſeln. IV. — Das Ende von Dr. M. Buchner's Reiſe im ſüdlichen Kongo-Gebiete. Aus allen Erdtheilen: Europa. — (Schluß der Redaction 16. Mai 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. № 24.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Lissabon.

(Nach dem Französischen des Herrn J. Leclerq.)

Wir entnehmen die nachstehenden Schilderungen der portugiesischen Hauptstadt einem anziehenden Berichte, den der Verfasser der „Voyages aux iles fortunées", Herr J. Leclerq, über eine im Februar 1879 unternommene Reise nach Portugal veröffentlicht. Es ist eine auffallende, wenn auch durch die obwaltenden Verhältnisse leicht zu erklärende Erscheinung, daß Lissabon, trotzdem es wegen seiner herrlichen Lage mit Recht zu den schönsten Städten der Welt gezählt wird, doch unter allen großen europäischen Hauptstädten die am wenigsten von Reisenden aufgesuchte ist. Als Handelsplatz von nicht geringer Bedeutung und zugleich ein wichtiger Stationshafen für die Mehrzahl der nach Südamerika bestimmten Schiffe, wird es von unseren Touristen weit seltener zum Ziele ihrer Reisen gewählt, als man wohl annehmen könnte. Und hierin wird fürs erste kaum eine Aenderung eintreten: denn bis zur Vollendung der Linie Zamora-Oporto, die den Weg von Paris nach Lissabon abkürzen soll, wird voraussichtlich noch manches Jahr vergehen; unterdessen müssen die Reisenden einen weiten Umweg über Madrid und Badajoz machen, und ist, da die Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnen dortzulande viel zu wünschen übrig läßt, Lissabon weiter von Paris entfernt als Petersburg oder Moskau.

In den ersten Tagen des Februar verließ Leclerq Madrid, wo er sich kurze Zeit aufgehalten hatte. Die augenscheinlich wenig frequentirte Linie Madrid-Lissabon führt bis zur portugiesischen Grenze durch eine reizlose, traurige Landschaft. Auf die kahlen, windigen Ebenen der Mancha folgen die wilden Thäler der Sierra Morena, des castilisch-andalusischen Scheidegebirges, das, bedeutend niedriger als die Sierra Nevada, auch in dieser winterlichen Jahreszeit die Gipfel seiner finsteren, schroffen Berge überall frei von Schnee zeigte. Die Stationen Almadén und Castuera sind elende Holzbaracken in der finstern Einöde der Sierra. Almadén ist durch seine Quecksilberminen berühmt, bei Castuera werden jetzt die ergiebigen Bleiminen, die schon zur Römerzeit bekannt waren, von einer englischen und einer französischen Gesellschaft ausgebeutet; eine Pferdebahn verbindet das Bergwerk mit der Station. Gegen Abend in der Grenzfestung Badajoz am Guadiana angelangt, setzte Leclerq am nächsten Morgen erst die Reise fort, da es ihm darauf ankam, die Fahrt bis Lissabon bei Tage zu machen. Nach dem auch in Spanien eingeführten Gebrauche gehen freilich die Courierzüge auch auf dieser Strecke nur Nachts; wer bei Tage reisen will, muß den tren misto, den gemischten Zug, benutzen, der, in diesem Falle aus zehn bis zwölf Güter- und einem Personenwagen bestehend, seine beiden einzigen Passagiere im behaglichen Laufe von ungefähr 10 km in der Stunde durch die Provinzen Alemtejo und Estremadura führte. Diese Langsamkeit aber, welche die Geduld jedes in Geschäften Reisenden auf die härteste Probe stellen muß, war Leclerq nur erwünscht: folgt doch, nachdem man die portugiesische Grenze überschritten hat, auf die traurig einförmigen Fernsichten des spanischen Estremadura die lieblichste, lachende Gegend, auf die rauhe, winterliche Gebirgsluft milde, wohlthuende Wärme. Ganz besonders reizvoll wird die Landschaft in dem vom Tejo bewässerten Gebiet. Von der kleinen Festung Abrantes an, die, malerisch auf einem Berge gelegen, ein entzückendes Thal beherrscht, folgt die Bahn dem Laufe des breiten, von unzähligen Segeln be-



Digitized by Google

Athen. Ansicht, die Akte hinter dem alt-Theodion- gen wurde 1842 die Universität, die 1837 in Nauplia
gen wurde 1842 die Universität, die 1837 in Nauplia eröffnet worden war, nach Athen verlegt. Sie hat
eröffnet worden war, nach Athen verlegt. Sie hat „Athene zur Beschützerin" zur Patronin. Die Professuren, deren Zahl 1862 auf 30 gestiegen war, sind
Professuren, deren Zahl 1862 auf 30 gestiegen war, sind
Abgabe von der antiken Baukunst Athenens, so Thiersch
Abgabe von der antiken Baukunst Athenens, so Thiersch
und Hansen, Gärtner und Klenze, Schinkel und Semper
und Hansen, Gärtner und Klenze, Schinkel und Semper
ausgiebig Gebrauch machten, so ist doch Athen nicht
ausgiebig Gebrauch machten, so ist doch Athen nicht
mehr ausschließlich die Stadt der Vergangenheit, sondern
mehr ausschließlich die Stadt der Vergangenheit, sondern
auch der Gegenwart. Es bedurfte der Neubauten, um in
auch der Gegenwart. Es bedurfte der Neubauten, um in
Athen die Bedürfnisse der Neuzeit befriedigen zu können.
Athen die Bedürfnisse der Neuzeit befriedigen zu können.
Aber auch die Fremden, die Athen besuchen, sollen nicht
Aber auch die Fremden, die Athen besuchen, sollen nicht
nur, wie es in Baedekers Führer heißt, durch die Lek-
nur, wie es in Baedekers Führer heißt, durch die Lek-

Universitäts- und Akademie-Gebäude in Athen.

türe des Athener Museums belehrt werden. Die ausgedehnten Ruinenfelder an der Stadt Athen, die Ausgrabungen, die Schliemann, Dörpfeld, Kavvadias, Kawerau, Staïs, Wolters, Wunderlich und Andere vorgenommen haben, sollen dem Besucher Athens Gelegenheit geben, sich an Ort und Stelle über die Geschichte der Stadt zu unterrichten. Die Ausgrabungen, die Schliemann 1876 auf dem Boden der Akropolis vornahm, haben uns Kunde gebracht von der Kultur der Mykenäer, die Athen vor der Zeit der Dorier bewohnten. Dörpfeld hat Spuren der Pelasger, die Athen vor der Zeit der Mykenäer bewohnten, aufgedeckt. Es sind Funde, die uns zeigen, daß unsere Vorfahren in Athen Bürgerrecht hatten, ehe sie nach Griechenland kamen

ist in Tirol Sitte, die Braut-Leute, bevor sie in die Kirche gehen, mit Brod und Wein zu speisen. Der Bräutigam, der Braut, Eltern und Verwandte, die Braut-Jungfer und Braut-Führer, die zur Hochzeit gebeten sind, versammeln sich in dem Hause der Braut, wo ihnen ein Frühstück gegeben wird. Nachdem sie gegessen und getrunken haben, so bringt der Braut-Führer, der Bräutigam, und die Braut, in die Kirche. Nach der Trauung kehren sie wieder in das Haus der Braut zurück, wo ihnen ein Mittag-Essen gegeben wird. Nach diesem begeben sich die Braut-Leute, und ihre Gäste, wieder zu Tische, und bringen den Abend mit Tanzen zu.

Eßlust, empfiehlt und beschäftiget sich in vielen Apotheken mit Verfertigung der Pillen, die Eßlust erregen sollen. Sie werden in Form und Art von den Pillen, die den Durst erregen, nicht unterschieden, in Absicht der Ingredienzien aber sind sie von ihnen sehr verschieden. Sie bestehen aus Aloe, Myrrhen, Safran, Rhabarbara, Zimmet, Ingwer, Kalmus, Galgant, Cardobenedicten, Wermuth, Enzian, Salz, Terpentinöhl, und Wermuth-Tinctur. Sie werden in Pillen-Schachteln verkauft.

Eßlust, von einer Schwangern, Begierde nach gewissen Speisen, oder Getränken, Einfall zu dem, was sie gelüstet, Verlangen, Appetit, Gelüsten, Gelüsten, Gelüsten

Rev. Edw. Bliss.

Fiſchverkäuferinnen.

stein, — im Hintergrunde einzelne Partien schöner Häuser. Die Hauptstraße ist 1000 Schritte lang, 30 Schritte breit und besteht aus drei Abtheilungen, deren mittlere mit Steinen gepflastert ist, während die beiden seitlichen Reihen breite Wege haben. Die Häuser sind meistens gut gebaut, haben 2 bis 3 Stockwerke, die Fenster sind groß und mit Jalousien versehen. Vom Thore bis zum Rathhause sind die Häuser durchgehends mit Arkaden versehen, unter welchen sich Kaufläden befinden. Vor dem Rathhause befindet sich ein großer Platz, auf welchem sich die Dreifaltigkeitssäule, ein Werk der Bildhauerkunst, befindet. Sie ist 60 Fuß hoch, und ist zur Verherrlichung des Andenkens an die Pest errichtet worden, welche im Jahre 1713 hier wüthete. Sie besteht aus einem Unterbau, welcher mit Reliefs und Statuen geziert ist, worauf sich eine Säule erhebt, die mit Statuen und Reliefs geziert ist, und auf welcher sich die Statue der Dreifaltigkeit befindet. Sie ist ein Werk des Bildhauers Brokoff, und ist zu gleicher Zeit mit der Mariensäule in Prag errichtet worden.

Dreifaltigkeits-Säule in Pilsen.

Prags und Pilsens Häuser gegen einander, — Prag hat 2000 bewohnte Häuser weniger, als Pilsen, & Mal weniger, als Wien, 3 Mal weniger, als Paris, 4 Mal weniger, als London, — und doch, in der ganz richtigen Voraussetzung, daß Pilsen in 100 Jahren nicht mehr Häuser haben wird, als jetzt Prag, — wie lange wird es dauern, bis Pilsen Prag's jetzige Häuserzahl hat?

Pilsens Bevölkerung, — Pilsen hat 30,000 Einwohner, 3 Mal weniger, als Prag, 10 Mal weniger, als Wien, 20 Mal weniger, als Paris, 30 Mal weniger, als London, — und doch, in der ganz richtigen Voraussetzung, daß Pilsen in 100 Jahren nicht mehr Einwohner haben wird, als jetzt Prag, — wie lange wird es dauern, bis Pilsen Prag's jetzige Einwohnerzahl hat?

Digitized by Google

tragen, und die ſämmtlich dem großen Erdbeben Trotz geboten haben. Das Kloſter, ein ſtolzer Bau von zwei übereinanderliegenden Gallerien mit herrlich ſkulptirten Pfeilern und durchbrochenen Fenſterbögen, die an feine Filigranarbeit erinnern, iſt um das Jahr 1500 von König Emanuel erbaut worden; der Sage nach zum Gedächtniß Vasco de Gama's, der am Vorabend ſeiner großen Reiſe in einer alten Kapelle, die damals an dieſer Stelle ſtand, um glücklichen Ausgang für ſein Unternehmen gebetet haben ſoll. Ein männliches Reliefbildniß in Medaillonform, das ſich an einem der Pfeiler vorfindet, wird allgemein für das Porträt des großen Entdeckers gehalten. Das Kloſter iſt ſeit lange ſchon von den Hieronymiten verlaſſen; zum Glück für ſeine Erhaltung aber ſteht es nicht unbenutzt da, ſondern dient heute als Waiſenhaus. Was ſeinen Namen anbetrifft, der auf den ganzen Stadttheil übergegangen iſt, ſo iſt Belem eine Abkürzung von Bethlehem.

Etwas nördlich vom Kloſter und mehr nach der eigentlichen Stadt hin liegt das Schloß Ajuda, die Reſidenz des Königs, ein kleinlicher, kaſernenartiger Bau mit zahlloſen Fenſtern, der nie fertiggeworden iſt; das Fehlen des linken Flügels, das der Fremde von vornherein einer Zerſtörung durch das Erdbeben zuſchreibt, wird eben durch die Thatſache erklärt, daß der Pallaſt unvollendet geblieben iſt. Auch im Innern bietet er nichts Intereſſantes dar, und erſt, wenn man einen Blick aus den Fenſtern gethan hat, wird einem die Vorliebe der portugieſiſchen Könige für dieſe Reſidenz begreiflich. Auf einer Anhöhe gelegen, gewährt das Schloß die entzückendſten Fernſichten über das breite Thal des Tejo, die Mündung des Fluſſes und dahinter den blauen Ocean. Bei dem Schloſſe befindet ſich auch der botaniſche Garten von Liſſabon, der, leider ſchlecht gehalten, doch eine große Anzahl werthvoller botaniſcher Schätze umſchließt. Eine herrliche Sammlung von Palmen, Agaven, Kakteen und den verſchiedenſten tropiſchen Pflanzen gedeiht unter dem milden Himmel Portugals ohne jeden Schutz im Freien. Das Hauptſtück des Gartens aber iſt ein mächtiges Exemplar eines Drachenbaumes (Dracaena draco), deſſen dichtverwachſene Zweige ein vollkommen undurchdringliches Dach gegen die Sonnenſtrahlen bilden.

Treten dem Fremden ſo in der üppigſten Vegetation der Umgebung der Hauptſtadt alle Reize und Vorzüge eines ſüdlichen Klimas entgegen, ſo gewahrt er im Verkehr mit der Bevölkerung auch gar bald die Schattenſeiten deſſelben. Das dolce far niente iſt hier kaum weniger als in Neapel der eigentliche Lebenszweck der unteren Volksklaſſen. An Mäßigkeit und Bedürfnißloſigkeit mit dem Spanier wetteifernd, überläßt der Liſſaboner alle ſchweren Arbeiten den Galiciern, von denen nicht weniger als 3000 ſich als Hafenarbeiter, Laſt- und Waſſerträger in der Stadt aufhalten. Nach einem alten Sprüchwort hätte Gott zuerſt die Portugieſen erſchaffen; gleich darauf aber die Galicier, um den erſteren das Leben zu erleichtern. Jeder Dienſtmann, Packträger u. ſ. w. heißt deshalb im Volksmunde auch kurzweg Gallego. Dieſe ſelber aber betrachten den Aufenthalt in der Hauptſtadt ſtets nur als etwas Vorübergehendes: ſobald ſie ein kleines Kapital zuſammengeſpart haben, kehren ſie in ihre Gebirgsheimath zurück.

Von einer charakteriſtiſchen Volkstracht iſt unter dem männlichen Theile der Liſſaboner Bevölkerung kaum mehr die Rede; eigenartig aber iſt die Kleidung der Weiber mit weitem, faltenreichem, meiſt kurzem Rock, einem Mieder mit großen Silberknöpfen und breitrandigem ſchwarzen Filzhut, der oft noch mit einem grellbunten Tuche verziert wird. Die Gewohnheit, alle Laſten auf dem Kopfe zu tragen, giebt den Frauen der niederen Klaſſen eine aufrechte, ſtolze Haltung und guten Gang. Eine leidenſchaftliche Liebe für Muſik charakteriſirt alle Schichten des Liſſaboner Volkes; das am Rocioplatze belegene Opernhaus iſt allabendlich der Schauplatz frenetiſcher Huldigungen, die den Sängern dargebracht werden.

Von eigentlichen Muſeen oder Sammlungen von Kunſtſchätzen iſt in Liſſabon wenig vorhanden; auch die Kirchen enthalten verhältnißmäßig wenig Skulpturen oder Gemälde von wirklichem Werth. Die Sammlung der Kunſtakademie ſelber beſteht nur aus Reproduktionen fremder Kunſtwerke. Die Größe des portugieſiſchen Volkes lag eben zu ſeiner Blüthezeit auch auf anderm Gebiete als dem der bildenden Kunſt. Die Heroen ſeiner Glanzepoche waren Seefahrer und Dichter. Das leider ziemlich mittelmäßige Standbild des Camoëns, das den Schmuck eines der öffentlichen Plätze der Hauptſtadt bildet, ſteht auf einem Piedeſtal, um welches die Statuen der acht nach ihm bedeutendſten Dichter Portugals gereiht ſind. Der große Sänger der Luſiade, deſſen 300jähriges Gedächtnißfeſt erſt jüngſt mit ſo großem Pomp gefeiert worden, ſtarb nach einem thatenreichen Leben (er hatte an dem Kampfe gegen die marokkaniſchen Mauren tapfer theilgenommen und dabei ein Auge eingebüßt) arm und vergeſſen auf dem Strohlager eines Hospitals.

Die Bevölkerung von Liſſabon (1878: 203 681 Seelen, wozu noch die Vorſtädte Belem mit 41 563 und Olivaes mit 29 788 Einwohnern kommen, zuſammen 275 032) iſt im Verhältniß zu der großen Ausdehnung der Stadt ungemein gering; die breiten Straßen der obern Stadt machen deshalb auch einen todten Eindruck; neben dem zierlichen Moſaik der Trottoirs wächſt hier allenthalben das Gras. Die Auswanderung nach Braſilien, deſſen Hauptſtadt heute ſchon an 80 000 Seelen mehr zählt, als die des Mutterlandes [1]), ſoll zur fortſchreitenden Entvölkerung Liſſabons verhängnißvoll beitragen. Auffallend iſt die Menge von Negern, denen man in den Straßen der Stadt begegnet; kaum in einer Stadt der nördlichen Vereinigten Staaten können ſie einen größern Procentſatz der Einwohner bilden als hier, wo ihnen das Klima zuſagt und keinerlei Vorurtheil ihnen entgegenſteht.

Was das Verweilen in Liſſabon für den Reiſenden zum höchſten Genuſſe macht, das iſt weniger der Aufenthalt in der Stadt ſelber, ſo intereſſant derſelbe auch iſt, als die Ausflüge in die paradieſiſche Umgegend, deren von Byron und vielen Anderen beſungene Schönheit auf jeden Beſucher denſelben zauberhaften Reiz ausüben muß. Die entzückenden Dörfer am Tajoufer, die Höhen von Cacilhas mit ihrer unvergleichlichen Ausſicht, Cintra mit ſeinen phantaſtiſchen Schlöſſern, dem alten Kloſter und den märchenhaften Kamelliengärten; auf der andern Seite der Bai die kleine Stadt Setubal, die Caetobriga der Römer, heute das Prototyp einer altportugieſiſchen Stadt, und das Alles in wenigen Stunden zu erreichen: fürwahr, keine andere Stadt Europas kann ſich mit der alten „Königin der iberiſchen Halbinſel“ meſſen!

---

[1]) Rio de Janeiro beſaß 1872 mit acht Vorſtadtgemeinden 274 972 Einwohner.

# Die Salomo-Inſeln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

## V.

Bei Krankheiten, die ſelbſtverſtändlich dem Einfluſſe der Geiſter zugeſchrieben werden, wird, wie unter anderen auch auf den Neu-Hebriden, das Muſchelhorn geblaſen, den Geiſt zu verſöhnen. Ebenſo wird die Vermittelung der „heiligen Männer“ angerufen und verſucht, ihren Einfluß durch Geſchenke zu erwerben. Stirbt der Erkrankte, werden ihm die Haare abgeſchnitten und verbrannt. Die Aſche wird dann mit Fett gemiſcht in eine Schüſſel gelegt, über die eine Muſchel an einem Faden aufgehängt wird. Leider läßt ſich der Sinn dieſer Ceremonie nicht geben. Auf einigen Inſeln wird nun der Leichnam in die See geworfen, um in das ſchöne Land im Weſten zu ſchwimmen, auf anderen bringt man den in Matten gewickelten Körper in die Mangrove-Waldungen, ſetzt ihn hier den Einflüſſen der Luft aus, bis der Kopf ſich leicht vom Rumpf trennen läßt, präparirt ihn, und begräbt alles andere auf dem gemeinſamen Begräbnißplatze. Die Bewohner Neu-Georgiens benutzen als ſolchen die nahe gelegenen Inſeln Mbulo und Kiſa. Auf San Chriſtoval und anderen Orten legt man den Todten auf ein hohes Gerüſt, gräbt darunter eine Grube, die das Fleiſch aufnimmt, das theilweiſe von den Vögeln abgefreſſen oder, was dieſe nachlaſſen, von den Trauernden abgeſchabt wird. Der Schädel und die Fingerknochen werden als Erbſtück aufgehoben, der Schädel wird präparirt, das Gerippe an dem gemeinſamen Begräbnißplatz beigeſetzt, die Grube zugeworfen und darüber eine Hütte reſp. ein pyramidal zulaufendes Geſtell, das mit Blättern verkleidet iſt, errichtet. Die Gräber der Kinder werden mit Blumen beſtreut; häufig enden dieſelben durch Ermordung, und ſelten werden mehr als zwei bis drei Kinder großgezogen. Stirbt ein Häuptling, ſo werden ſeine Frauen getödtet, d. h. ſtrangulirt; es würde für ſie und das Gedächtniß des Verſtorbenen eine Schande ſein, wenn ſie, am Leben bleibend, etwa ſpäter Männer aus niederen Ständen heiratheten. Dieſes Stranguliren geſchieht meiſtens während des Schlafes. Häufig enden ſo auch die Frauen oder nächſten Angehörigen des gemeinen Mannes. Wie im Leben muß auch der Todte von Liebenden umgeben ſein. Die Mehrzahl dieſer Unglücklichen ſieht es als Pflicht an dem Verſtorbenen ſofort zu folgen, ſie betäuben ſich durch gewiſſe Pflanzenſäfte und erhängen ſich dann in der Nähe ihres Gemahls.

Auf Sikiyana bemalen ſich die Hinterbliebenen zum Zeichen der Trauer das Geſicht mit dem Samen der Bixa orellana roth und tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung aus weißem Kaliko, die bis über die Achſel reicht.

Die religiöſen Anſchauungen ſind, wie bei allen Naturvölkern, zum größten Theile bedingt durch die zahlreichen und lebhaften Empfindungen, die ſich jederzeit vor ihren Augen vollziehenden Naturerſcheinungen, die ihr beſchwerliches und elendes Leben unabläſſig bedrohenden Gefahren. Der angeborene Hang zum Unbekannten und Geheimnißvollen giebt ihnen den Begriff von der Exiſtenz einer höhern Urſache, die Vorſtellung von dem Vorhandenſein einer Gottheit. Die Vulkane gelten den Salomoniern als der Sitz böſer Geiſter, denen zu nahen ſicheres Verderben nach ſich ziehen würde. Nie wird man ſie dazu veranlaſſen können, bis zum Krater eines ſolchen vorzudringen. Ebenſo iſt es mit den Stürmen; bei dieſen vereinigen ſich ſämmtliche böſe Geiſter der Verſtorbenen, um den Lebenden möglichſt Schaden zu bringen. Für die Pflanzungen iſt gleichfalls ein Separatgott vorhanden, der über das Wachsthum wacht; ihm iſt auf einigen Inſeln (unter anderen Iſabel) ein Gerüſt errichtet, auf dem die erſten Früchte geopfert werden. Den Schutzgott des Hauſes bilden die erwähnten präparirten Schädel. Flüſſe, Quellen und ſonſtige Gewäſſer haben gleichfalls ihre Gottheit. Im Gemeindehaus, das meiſtens aus einem großen, nach einer Seite offenen Schuppen beſteht und, wie erwähnt, durch Schädel hervorragender Stammesangehöriger geſchmückt iſt, ſind auf Pfählen angebrachte, reſp. aus dieſen herausgeſchnitzte Götzenbilder aufgeſtellt, von denen diejenigen, die das Dach und die Seitenwände ſtützen, Hauptgottheiten repräſentiren, während die übrigen als Nebengötter fungiren. In gewiſſem Sinne ſind dieſe Verſammlungshäuſer alſo als Tempel zu betrachten, auf San Chriſtoval, in Makira führen ſie ſogar dieſen Namen.

Der Glaube an eine Zukunft, Belohnung und Beſtrafung der Geiſter der Verſtorbenen iſt allgemein. Der Todte geht zuerſt in das ſchöne Jenſeit zum Lichtgott und zwar folgt er der Sonne, ſteigt mit ihr in den Ocean, um am nächſten Tage bei ihrem Aufgange in die andere Welt zu gelangen. Nach einiger Zeit kommt er jedoch wieder auf die Erde, um ſeinen Freunden gute oder ſchlechte Mittheilungen zu machen, ſo z. B. den Ort zu bezeichnen, wo ein ergiebiger Fiſchfang zu hoffen ſei ꝛc. Geizhälſe, Mörder und andere Sünder werden damit beſtraft, daß ihre Seelen einer nochmaligen Läuterung dadurch unterzogen werden, daß ſie in häßliche Kriechthiere, Schlangen, Kröten ꝛc. verwandelt werden. Die Prieſter, reſp. die dieſe vorſtellenden Häuptlinge, erflehen bei Beginn irgend einer beſondern Unternehmung, einem Kampfe ꝛc. mit emporgehaltenen Händen den Schutz, die Hülfe der Götter und der verſtorbenen großen Häuptlinge. Unter Abſingen gewiſſer heiliger Strophen von Seiten der Prieſter werden die Götter im Verſammlungshaus mit Stöcken geſchlagen. Leider iſt der tiefere Sinn aller dieſer Ceremonien wie ſo Vieles in den religiöſen und profanen Gebräuchen der Salomonier dem Fremden ein Räthſel und wird es auch ſtets bleiben, wenn nicht einmal, bei längerm Aufenthalt, der Mund eines „heiligen Mannes“ Näheres verlauten läßt, was allerdings bei dem ſtrengen Feſthalten an dem Schwur, das Geheimniß zu bewahren, ſchwerlich der Fall ſein wird.

Die Wildheit und Grauſamkeit der Bewohner hat auch die Miſſion bis jetzt faſt ganz fern gehalten. In Makira ließen ſich 1846 katholiſche Geiſtliche nieder, wurden jedoch 1847 ermordet. Neuerdings hat die melaneſiſche Miſſion (1861 durch den zehn Jahre ſpäter auf Nucapu ermordeten Biſchof Patteſon) begonnen, auch die Salomos in ihren Bereich zu ziehen. Einige Eingeborene der ſüdlichen Inſeln wurden auf Norfolk erzogen und ſpäter als Lehrer in die Heimath geſandt; im nördlichen San Chriſtoval wurden Schulen errichtet und dieſen unterſtellt, eben-

so auch auf Florida, Malayta und Guadalcanar. Auf Florida wurden im Jahre 1878 45 Seelen getauft und Hunderte besuchten die Kirche; auch ward das Evangelium Lucas übersetzt. Auf Isabel ward 1879 der Häuptling Bugotie mit Anderen getauft. Weitere Resultate sind jedoch noch nicht erreicht. Jedenfalls kann den englischen Missionsgesellschaften nicht genug Anerkennung dafür gezollt werden, daß sie keine Gefahren und Opfer scheuen, um von Süden aus das Terrain Schritt für Schritt zu erobern und so der Kultur wie auch der Kolonisation vorzuarbeiten. Leider wird vielfach, wie Herr v. Schleinitz in seinem Bericht über die Expedition der „Gazelle" hervorhebt, die Form zu sehr in den Vordergrund gestellt. So wird gelehrt, das Tabakrauchen sei eine Sünde; ebenso wird derjenige nicht in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, der nicht täglich einmal und an den Sonntagen mehrere Male den Gottesdienst besucht und so und so oft das Abendmahl nimmt. Sobald nun europäische Händler sich ansiedeln, entsteht ein Widerspruch. Der Eingeborene erkennt die höhere Kultur des Weißen an, sieht aber diesen stets rauchen, selten in die Kirche gehen ꝛc. Jedenfalls gereicht das der Ausbreitung des Christenthums nicht zum Vortheil. Ebenso ist ihnen der Feiertag, an dem sie weder jagen noch fischen sollen, unbegreiflich, sie betrachten derartige Gesetze als Fesseln und verhalten sich deshalb entschieden ablehnend gegen alle Versuche der Missionäre.

Für den Handel haben die Eingeborenen große Vorliebe. Häufig gehen sie in ihren Booten 10 bis 12 Tage weit fort, ja kommen, wie erwähnt, unter einander an bestimmten Orten zusammen, um einen regelrechten Markt abzuhalten. So treiben die Bewohner Anudhas (Florida) mit dem nächstgelegenen Theile Guadalcanars Tauschverkehr, ebenso auch mit Sawu. Diejenigen von Malayta begegnen sich mit ihren wilden Brüdern auf Neu-Georgien in Paruhu und Buraqoi. Als Zahlungsmittel dient auf den südlichen Inseln ein Muschelgeld, das auf einer Insel der Alite-Bai in Malayta gemacht wird und aus einer Menge weiß-blauer Muschelplättchen von circa 7 cm Durchmesser besteht, die an einer Faserschnur befestigt sind. Die Länge der Kette bestimmt den Werth. Im Verkehr mit den „Trabern", den europäischen Händlern, ist der Tauschhandel in Gebrauch. Für Bandeisen, das in Stücke zertheilt dem Eingeborenen als Messer dient, Aexte, vor Allem jedoch für den amerikanischen Tabak, der in Pfunden à 20 Stück 8 Zoll langer geflechtener Zöpfe speciell für die Südsee-Inseln fabricirt wird, ferner für Pfeifen, blauen Kaliko, schmale Bänder aller Farben, leere Flaschen, Musketen, Angelhaken und Netze, Pulver, feine Glasperlen ꝛc. werden Yams, Taro, Bananen, Schweine, Hühner, Holothurien, Schildpatt, auf Simbo auch Schwefel, gegeben. Meistens, speciell auf den weniger häufig besuchten Inseln, legt der Händler die betreffenden Gegenstände ans Ufer, die Wilden kommen aus dem Busch hervor, nehmen die Waaren und legen die Gegengabe nieder.

Auf Sikiana, das häufiger von Schiffen angelaufen wird, werden besonders rothe und grüne kleine Glasperlen, Kautabak, Spielkarten (die Bewohner kennen mehrere englische Kartenspiele und sind fertig im Brettspiel) sowie Schmuckgegenstände für Frauen gesucht. Jeder Gegenstand wird vor dem Ankauf diesen gezeigt. Bei der Anwesenheit der „Novara" war das Werthverhältniß wie folgt: Für 5 Pfund Kautabak erhielt man ein Schwein, ebenso für 20 Fischangeln von Stahl, oder fünf Schnüre rother Korallen, oder fünf Schnüre rothe und grüne Glasperlen. Auch fünf Paquete Nadeln und Zwirn oder 10 Ellen Kaliko hatten den gleichen Werth. Für fünf Fischangeln erhielt man 2 Hühner oder auch 10 Eier, für zehn 30 Stück Taro, ebenso für zwei Paquete Nadeln und Zwirn. Ein Paquet alter Spielkarten hatte den Werth von vier Hühnern. Auf Simbo (Eddystone), das fast ausschließlich nur Schildpatt liefert und zwar soviel, wie keine der übrigen Inseln des West-Pacific, erhält man für ein Messer oder ein Beil 1½ bis 3 Pfund Schildpatt.

Das Zahlensystem ist ähnlich demjenigen der Hebriden und anderer benachbarter Gruppen. Will man 5 ausdrücken, hebt man eine Hand, bei 10 beide Hände. Das Längenmaß ist die Armeslänge, resp. die Spannweite der Hand, das kleinste Maß der Finger [1]). Daß immer grö-

[1]) Zahlenausdrücke:

| | Isabel | Simbo | Ulaua u. südl. Theil von Malayta | Malayta nördl. Theil | San Christoval | Anudha | Stewards- u. Lord-Howe-Gruppe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | keha | kami | eta | keha | eta | kela | tahi |
| 2 | rua | karu | lua | rua | rua | rua | rua |
| 3 | tolu | kuay | olu | tolu | oru | tolu | toru |
| 4 | wati | manti | hai | wati | hai | wati | fa |
| 5 | lima | lima | lima | lima | rima | lima | lima |
| 6 | e ono | wonama | ono | hanoch | ono | ono | ono |
| 7 | e witu | witu | hiu | witu | biu | witu | witu |
| 8 | e alu | kalu | walu | halugh | waru | alu | waru |
| 9 | e hia | seang | siwa | hia | siwa | diua | siwa |
| 10 | salage | manosa | tanahulu | salago | tanahuru | tanavulu | katava |
| 100 | | | tanalau | | tanerau | | lau |

Die Zahlen 20, 30, 40, 50 ꝛc. heißen auf den Stewards und der Lord-Howe-Gruppe ma ta rua, ma ta toru, ma ta fa, ma ta lima etc., 200, 300, 400 ꝛc. = rua lau, toru lau, fa lau etc., 1000 = simatta, 2000 = ruasimatta etc. Auf Malayta, nördl. Theil, ist der Ausdruck für 11 = sike, 12 = salage rua, 13 = salage tolu etc., 20 = tutu, 30 = tolu hangawulu, 40 = rotutu, 50 = lima hangawulu, 60 = tolu tutu, 70 = wati tutu, 80 = hehangawulu, 90 = hawangatu, 100 = hawangatu salage.

ßere Gebiete dem Handel erſchloſſen werden, der Verkehr mit den Europäern allmälig lebhafter wird, iſt übrigens in gewiſſer Beziehung dem ſogenannten labour-trade zu danken. Durch die eingegangenen Verträge für mehrere Jahre an die Plantagen gefeſſelt, lernt der Eingeborene Arbeit kennen, den Werth der Civiliſation ahnen und wird ſo, wenn er nach Ablauf des Kontraktes auf ſeine Heimathinſel zurückgebracht wird, unbewußt zu einem Prediger der Kultivirung werden. Die Art und Weiſe, wie dieſer jetzt von der engliſchen Regierung durch ſtrikte Vorſchriften geregelte „Arbeiterhandel“ gehandhabt wird, habe ich in der anfangs erwähnten Abhandlung über die Neu-Hebriden geſchildert und glaube ich die betreffenden Mittheilungen theilweiſe auch hierher ſetzen zu können. Liegt ein Schiff bei einer Inſel vor Anker, ſo kommt gewöhnlich ſchon ein Eingeborener an Bord und offerirt eine Anzahl Köpfe, oder aber, die zahlreich an den Strand gekommenen geben ihre Abſicht ſich zu verdingen zu erkennen. Das Boot wird heruntergelaſſen, die wohlbewaffnete Bemannung giebt Acht, daß etwaige Kanoes nicht zu nahe herankommen, wendet am Ufer angekommen die Spitze des Bootes dem Meer zu, der Trader unterhandelt, während die Mannſchaft die Ruder zur Hand hat, um bei Gefahr ſofort einſetzen zu können. Sind nun einzelne gewonnen, werden ſie ohne Waffen in das Boot genommen; zurück dürfen ſie nun nicht mehr. Die am Ufer zurückbleibenden Verwandten erhalten ein bis zwei Meſſer, ein Beil und Glasperlen, und iſt der Betreffende beſonders kräftig, auch wohl einige Fiſchangeln, ꝛc.; damit iſt der Kontrakt abgeſchloſſen. Weiber und Kinder ſind für ein Billiges zu haben, auf den Biti verwendet man ſie mehrfach zum Kopramachen, während die kräftigſten Leute nach Queensland in die Zuckerplantagen befördert, oder auch als Taucher für Perlmuſcheln ꝛc. nach der Torresſtraße gebracht werden. Faſt immer iſt in kurzer Zeit eine genügende Anzahl Arbeiter engagirt, die am Ufer Zurückbleibenden ſtimmen ein langgezogenes Geheul an, während die Auswanderer daſſelbe durch einen monotonen Geſang erwidern. Bald iſt jedoch die Trauer verſchwunden; ſchon nach vierundzwanzig Stunden fühlt ſich Jeder auf dem Schiffe heimiſch und geht voll Vertrauen der Zukunft entgegen.

Demjenigen, den das Geſchick nach Queensland in die Zuckerplantagen führt, vergehen die drei Jahre, für die er engagirt iſt, meiſtens in harter Arbeit; er erhält ungefähr 6 Pf. St. pr. Jahr, die ihm in Waaren nach Ablauf ſeines Kontraktes bezahlt werden. Für leichtere Arbeit, wie Kopramachen ꝛc., werden auf den Biti und Samoa 2 bis 3 Pf. St. bezahlt. Der Lohn beſteht in Waffen, Kaliko, Fiſchnetzen, Tabak u. ſ. w., leider wird aber, namentlich in Auſtralien, der arme Wilde mit dem unſinnigſten Trödel bedacht, Damen- und Herrenſtiefeln, Schirmen, Uhren, Harmonikas, Spieldoſen, plattirten Löffeln ꝛc. Das Neue, die Menge der Gegenſtände berauſcht den Arbeiter völlig. Beglückt geht er an Bord des Schiffes, das ihn der Heimathinſel zu ſeinem Stamm zurückbringen ſoll (würde er nämlich im Gebiete eines andern Stammes ans Ufer geſetzt, wäre er bald der Habe und des Lebens verluſtig; der das Schiff begleitende Beamte oder der Kapitän iſt für Jeden verantwortlich), bald iſt er der unbrauchbaren Gegenſtände jedoch überdrüſſig und tauſcht alles bei dem erſten beſten Schiff gegen Beile, Waffen ꝛc. ein. Häufig geht er auch von Neuem auf abermals drei Jahre fort, oder erneuert, wie das namentlich auf den deutſchen Plantagen geſchieht, den Kontrakt. Bei gewiſſenhafter Behandlung Seitens der Arbeitgeber macht ſich der wohlthätige Einfluß der Civiliſation ſtets überzeugend geltend [1]).

[1]) Auf den Biti hält die engliſche Regierung auf genaue Erfüllung des Kontraktes. Jeder Kapitän, der im labour-trade beſchäftigt, Eingeborene nach Levuka bringt, erhält pr. Kopf 8 Pf. St. für jeden „time expired labourer“, der alſo nach Ablauf des Kontraktes in die Heimath gebracht wird, dagegen 2 Pf. St. pr. Kopf. Die Ladung eines Schooners beſteht gewöhnlich aus 150 Köpfen.

Obſchon die Salomos zum Theil nicht in dem Maße wie z. B. die Hebriden für den Handel geeignet ſind, ſo wird mit den Jahren doch ſicher mehr und mehr Terrain gewonnen werden. Der außerordentlich fruchtbare Boden, auf dem Alles gedeiht, was die reichſten Theile der Tropen produciren, wird nicht nutzlos liegen. Sobald Geld und Macht den Grund legen, wird man nicht nur Kopra, Baumwolle, ſondern auch Kaffee, Tabak, Ingwer, Zucker, Reis, Pfeffer ꝛc. ausführen. In ungeheuern Mengen werden jetzt von dort Holothurien nach China, Perlmuſcheln, Sandelholz, Schildpatt meiſtens nach Auſtralien ꝛc. exportirt; in den Monaten Oktober bis Januar werden außerdem zahlreiche Potfiſche an den Küſten gefangen. Auf den ſüdlichen Inſeln ſind die ungefähren Verhältniſſe bei Anlage einer Pflanzung die folgenden. Das zu erwerbende Land wird dem Häuptling von einem hochgelegenen Punkte aus mit der Hand bezeichnet, die Verhandlungen beginnen mit einem Geſchenk von Glasperlen ꝛc. an den Häuptling und bald iſt der Handel geſchloſſen. Man ſorge nur für begehrte Tauſchwaaren, mögen ſie noch ſo billig eingekauft, noch ſo werthlos ſein, in den Augen des Eingeborenen ſind ſie vielleicht unſchätzbar. Die Arbeiter werden von den Nachbarinſeln eingeführt werden müſſen, da es ſchwer fällt, Leute zu bewegen auf ihrer Heimathinſel das Land für Fremde zu bearbeiten. Der Arbeiter erhält pr. Jahr 1 bis 3 Pf. St. in Waaren, der Kapitän pro Kopf circa 8 Pf. St. Der Unterhalt koſtet pro Mann circa 10 Pf. St. Ein Arbeiter verſieht circa 5 Acres Land. Auf denjenigen Inſeln, auf denen das Terrain die Kokospalmenkultur begünſtigt, und das iſt auf der Mehrzahl der Fall, ſtellt ſich das Ergebniß etwa folgendermaßen. Je 1 Acre = 0,405 Hektar = 1,06 Morgen wird mit 60 bis 80 Palmen bepflanzt, die je circa 10 Meter von einander entfernt ſind. Vom fünften Jahre ab fruktifiſcirt der Baum, mit dem ſiebenten liefert er unter normalen Verhältniſſen den vollen Ertrag, d. h. pro Jahr circa 100 Nüſſe. Um nun dieſen Zeitraum zu benutzen, pflanzt man zwiſchen den Bäumen Baumwolle, die vorzügliche sea-island cotton, von der man jährlich ungefähr 500 Pfund erntet, die eine Rente von etwa 42 bis 43 Procent abwerfen. (Das Pfund wird gegenwärtig in Europa mit 13,3 Mark bezahlt.) Iſt die Kokospflanzung zum vollen Ertrage geeignet, ſo liefert der Acre jährlich 6000 Nüſſe, die ein Ton (2240 engl. Pfunde) Kopra und ein Ton Kokosfaſern geben, erſtere ſteht zur Zeit in Levuka (Biti) zu 14 Pf. St., die Faſern pr. Ton 15 Pf. St. Bei 290 Pf. St. jährlicher Einnahme braucht ein Mann demnach 600 Bäume, die 8 Acres Land beanſpruchen. Bei ſechsſtündiger Arbeit kann er täglich 400 Nüſſe abnehmen, zuſammentragen, aufbrechen und Kopra und Faſern ordnen, ſeine ganze Ernte von 60 000 Nüſſen koſtet ihm demnach 150 Arbeitstage, die er auf das Jahr vertheilen kann, da die Früchte das ganze Jahr reifen. Auf europäiſchen Märkten, Hamburg, London, Marſeille, iſt der Preis der Kopra und Faſern natürlich ein weſentlich höherer. Das Alter der Palmen, reſp. deren regelrechter Ertrag, beträgt circa 60 Jahre. Einen weitern Exportartikel werden die verbreiteten Candlenüſſe geben, deren Oel auf den europäiſchen Märkten zur Zeit mit circa 700 Mark pr. Ton bezahlt wird. Kaffee und Zuckerrohr, in ihrer erſten Anlage allerdings am theuerſten, werfen jedoch den beſten und ſicherſten Gewinn ab. Auf den Biti erfordert die Anlage einer Kaffeeplantage in einer Ausdehnung von 100 Acres ein Kapital von 2500 Pf. St. für Land, 2 Pf. St. pr. Acre.

Der Netto-Gewinn ſtellt ſich für 20 bis 30 Jahre auf 20 bis 30 Pf. St. pr. Acre. Auf den Salomos iſt das Verhältniß entſprechend günſtiger. Aus der Verarbeitung der Kokosfaſern läßt ſich ein weiterer weſentlicher Gewinn ziehen. Hoffen wir, daß bald ein geordnetes Koloniſationsſyſtem, wie auf den Viti, ſo auch hier eingeführt werde, daß eine europäiſche Macht, europäiſcher Unternehmungsgeiſt auch die Salomos der Kultur entgegenführe, daß aus den wilden Kannibalen der Jetztzeit dermaleinſt friedliche Arbeiter werden.

---

# Nekrologe.

— M. Onatzewitſch, ruſſ. Marineoffizier, welcher durch geodätiſche und hydrographiſche Arbeiten im Meere nördlich der Beringsſtraße 1876 ſich bekannt gemacht hatte. 1877 nach Rußland zurückgekehrt, bearbeitete und veröffentlichte er einen Theil ſeiner Reſultate. 1879 (ſ. „Globus“ XXXVII, S. 15) wurde er an die Spitze einer Expedition zur Erforſchung der ruſſiſchen Küſten des Stillen Oceans geſtellt, ſtarb aber kurz vor ſeiner Abreiſe am 25. December (6. Januar 1880).

— Graf F. de Caſtelnau, franzöſiſcher Reiſender, ſtarb am 4. Februar 1880 in Melbourne, wo er ſeit 1862 franzöſiſcher Generalkonſul war. Nachdem er in den 30er Jahren fünf Jahre lang Nordamerika bereiſt hatte, übertrug ihm die franzöſiſche Regierung eine Expedition nach dem Innern von Südamerika, welche von 1843 bis 1847 dauerte und unſere Kenntniß dieſes Gebietes ganz weſentlich bereichert hat. Die Beſchreibung derſelben erſchien 1850 bis 1851 in ſechs Bänden unter dem Titel: „Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima à Para“; das Kartenwerk 1853 bis 1855 in 30 Blatt. Später war Caſtelnau franzöſiſcher Konſul in Bahia und in der Kapſtadt; ſeine Arbeiten über die Fauna von Südafrika ſind durch Feuer verloren gegangen.

— Fr. Mehwald, ein früherer Mitarbeiter des „Globus“, in welchem er ſeine Studien über Norwegen veröffentlichte, ſtarb ſiebenzigjährig am 12. Februar 1880 in Dresden. Für ſein 1868 erſchienenes Werk „Nach Norwegen“ verlieh ihm der König von Schweden eine goldene Medaille.

— Graf L. F. de Pourtalès, Zoologe, geboren 4. März 1823 in Neufchatel, geſtorben 17. Juli 1880 in Beverly Farm, Maſſ. Urſprünglich Ingenieur, ſtudirte er daneben Naturwiſſenſchaften, kam 1847 mit ſeinem Lehrer Agaſſiz nach Nordamerika und wurde dort beim U. S. Coast Survey beſchäftigt. Durch ſeine Bemühungen kamen die ſyſtematiſchen Tiefſee-Expeditionen der Vereinigten Staaten zu Stande, deren mehrere er ſelbſt geleitet hat, wie die des „Bibb“ zwiſchen Florida und Cuba 1866 bis 1868, des „Haßler“ und andere. Sein bedeutendſtes Werk behandelt die Tiefſeekorallen.

— M. F. Uricoechea, zuletzt Profeſſor des Arabiſchen in Brüſſel, ſtarb am 28. Juli 1880 in Beirut. Er war geboren am 9. April 1834 in Bogota in Neu-Granada und ſtammte aus einer baskiſchen Familie. In New Haven promovirte er 1852 zum Doktor der Medizin, in Göttingen 1854 zum Doktor der Philoſophie, war dann Quetelet's Aſſiſtent in Brüſſel, vollendete ſeine Studien in Paris und London und errichtete dann ein höheres Kolleg in Bogota, wo er Chemie docirte. Daneben war er Philologe und unternahm manche Reiſen auf den Zuflüſſen des Amazonenſtroms, um Material in Bezug auf die Sprachen und Alterthümer untergegangener Völker zu ſammeln. Darüber veröffentlichte er: „Memoria sobre las antiguedades Neo-Granadinas“ (Berlin 1854); „Documents for a Grammar of the Chibcha language“ (Bogota 1861; Paris 1871); „A Vocabulary of the Language Paëz“ (Paris 1877) und „A Grammar of the Goajira Language“ (Paris 1878). Durch die fortgeſetzten politiſchen Unruhen aus Bogota vertrieben, kehrte er nach Europa zurück, veröffentlichte in London „Mapoteca Colombiana“, ein Verzeichniß von Karten von Spaniſch-Amerika, Braſilien ꝛc., ſtudirte dann Arabiſch in Spanien, Marokko und Paris, wurde Profeſſor in Brüſſel und ſtarb auf einer Studienreiſe in Syrien an der Dyſenterie.

— Dr. Philipp Jakob Bruun, Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Odeſſa, ſtarb im Auguſt 1880 zu Slawuta in Wolhynien. Geboren in Finnland 1804, ſtudirte er in Dorpat, Berlin, Genf und Paris und docirte von 1832 bis 1871 in Odeſſa. Seine Schriften, ruſſiſch, deutſch und franzöſiſch abgefaßt, beziehen ſich hauptſächlich auf Geſchichte und Geographie der Pontusländer; zu nennen ſind „Hiſtoriſche und Geographiſche Unterſuchungen über Südrußland 1852 bis 1880“; Abhandlungen über den Prieſter Johannes, über die alte Topographie von Beſſarabien, der Krim ꝛc., Kommentare zu den Schriften verſchiedener Reiſenden des 15., 16. und 17. Jahrhunderts; Noten zu Kapitän Telfer's Ausgabe von „The Bondage and Travels of Johann Schiltberger 1396 — 1427“, welche 1879 für die Haklayt Society gedruckt wurde, und vieles andere.

Hobſon, engl. Marine-Kapitän, ſtarb zu Anfang Oktober 1880 zu Pitminſter bei Taunton. 1857 bis 1859 betheiligte er ſich an der Polarfahrt Mc Clintock's auf der „Fox“ und führte die Schlittenexpedition nach King-William-Land, welche den einzigen Bericht über den Verlauf der Franklin'ſchen Expedition und über Sir John Franklin's Tod auffand.

— Prof. Benjamin Peirce, Superintendent der Küſtenaufnahme der Vereinigten Staaten, ſtarb am 6. Oktober 1880 in Boſton, Maſſ. Er war geboren 1809 in Salem, Maſſ., und war 1842 bis 1867 Profeſſor der Aſtronomie und Mathematik an der Harvard-Univerſität. Von ſeinen meiſt mathematiſchen Schriften verdienen hier genannt zu werden der „American Nautical Almanac“ und der „Report of the United States Coast Survey“.

— Erhard (eigentlich Schieble), Pariſer Lithograph und Kartenzeichner von Ruf, geboren 1823 zu Freiburg im Breisgau, kam 1839 nach Paris, wo er die Lithographie erlernte und ſich 1852 ſelbſtändig machte. Aus ſeiner an Umfang ſtets zunehmenden Werkſtatt ſind eine große Menge officieller und ſonſtiger Kartenwerke hervorgegangen, und ſtets war er bemüht, Verbeſſerungen und Fortſchritte in der techniſchen Herſtellung von Karten zu unterſtützen und zu erleichtern. Als er naturaliſirt wurde, nannte er ſich anfangs Schieble, ſpäter trug er nur noch ſeinen deutſchen Vornamen. Er ſtarb am 23. Oktober 1880 in Paris. Seine Anſtalt wird von ſeinen zwei Söhnen fortgeführt.

— de Sauley, berühmter Archäologe und Paläſtina-Reiſender, ſtarb Ende Oktober 1880 in Paris. Geboren den 19. März 1807 in Lille, wurde er Soldat, beſchäftigte ſich viel mit Numismatik und dann mit hebräiſcher und

phönikiſcher Archäologie. Seit 1842 Mitglied der franzöſiſchen Akademie, bereiſte er 1850/51 und 1863/64 Paläſtina und ſchrieb außer zahlreichen archäologiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen namentlich die für die Geographie des Heiligen Landes wichtigen Werke: „Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques“ (2 Bde., 1852 ff.) und „Voyage en Terre Sainte“ (2 Bde., 1865).

— T. L. Phipſon-Wybrants, engliſcher Kapitän und Afrikareiſender, geboren am 29. November 1846, geſtorben an ſeinem Geburtstage im Jahre 1880 im ſüdöſtlichen Afrika, vier Tagereiſen von Umzila's Kraal. Als Offizier ſtand er in Gibraltar, Mauritius und Südafrika und machte viele Reiſen; unter anderen begleitete er 1874 den Hon. Chas. Brownlee auf einer politiſchen Miſſion zu dem mächtigen Kaffernhäuptling Kreli. Bei ſeiner Rückkehr veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen über Kafferland und ſeine Bewohner im „Cape Monthly Magazine“, welche auch geſondert erſchienen, ſowie Beiträge in ſüdafrikaniſchen und engliſchen Zeitſchriften über ſüdafrikaniſche Verhältniſſe, die er gründlich kannte. Im Juni 1880 verließ er England an der Spitze einer vorzüglich organiſirten und ausgerüſteten Expedition — er hatte einige Jahre vorher ſeinen Abſchied genommen —, um das Gebiet zwiſchen den Flüſſen Zambeſi und Limpopo zu erforſchen; ihn begleiteten vier Europäer und hundert auserleſene Eingeborene unter Tſchuma, Livingſtone's Begleiter. Leider erreichte er erſt in gefährlich weit vorgeſchrittener Zeit des tropiſchen Jahres ſein Erforſchungsgebiet, zunächſt die Mündung des Sabi bei Sofala, welche erſt durch ihn genau feſtgelegt wurde. Ein Verſuch, den Fluß hinaufzufahren, mißlang; er mußte umkehren und mehr Träger miethen. Einen Monat ſpäter war er dem Fieber erlegen, und mit ihm zwei ſeiner weißen Gefährten, Dr. Carr und Mr. Mears, nachdem ſie nur etwa 110 engliſche Meilen weit in das Innere eingedrungen waren. Kapitän Owen führte die Expedition nach Inhambane und Natal zurück.

— Albin Kohn, fruchtbarer Schriftſteller auf dem archäologiſchen und ethnographiſchen Gebiete und ein fleißiger Mitarbeiter des „Globus“, ſtarb am 2. December 1880 nach einem ſehr bewegten Leben in Poſen. Geboren am 18. Oktober 1820 in Bromberg, war er ſeit 1839 katholiſcher Lehrer, betheiligte ſich 1848 am polniſchen Aufſtande, wurde aber gefangen genommen und ſeiner Stelle verluſtig erklärt. Nun widmete er ſich der Landwirthſchaft, lebte als Wirthſchaftsbeamter einige Jahre in der Provinz Poſen und in Ruſſiſch-Polen, dann als Redakteur der „Ackerbauzeitung“ in Warſchau und ſeit 1862 als Kompagnon eines Geſchäfts für landwirthſchaftliche Maſchinen und Sämereien in Wilna. Im Jahre darauf betheiligte er ſich am polniſchen Aufſtand als Mitglied der nationalen Organiſation für den Aufſtand (uns gegenüber beſtritt er eine ſolche aktive Theilnahme. Red.) und wurde im December 1863 verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber zu 12 Jahren Strafarbeit in Sibirien begnadigt. Mehr als ſechs Jahre brachte er dort zu; dann wurde er 1870 amneſtirt und kehrte nach Poſen zu ſeiner Familie zurück. Von nun an widmete er ſich ganz literariſchen Arbeiten und zwar in deutſcher Sprache, überſetzte viel für Zeitungen und Zeitſchriften aus dem Ruſſiſchen und Polniſchen (an größeren Werken: Przewalski's Reiſen nach dem öſtlichen Aſien“ und Sadowski's „Handelswege der alten Griechen nach der Oſtſee“), gab mit R. Andree zuſammen bei Spamer „Sibirien und das Amurgebiet“, mit Mehlis bei Coſtenoble „Materialien zur Vorgeſchichte des Menſchen im öſtlichen Europa“ heraus und betheiligte ſich lebhaft an der prähiſtoriſchen Forſchung in ſeiner Heimathprovinz. Er erlag einem Leiden, das von ſeinen in Sibirien erfrorenen Zehen ſeinen Ausgang nahm.

— Dr. F. Mook, Mediciner und Anthropolog, aus Bergzabern gebürtig, Begleiter der Riebeck'ſchen wiſſenſchaftlichen Expedition, ertrank im Alter von 36 Jahren am 13. December 1880 bei Jericho im angeſchwollenen Jordan.

— Lécard, franzöſiſcher Botaniker, welcher 1880 Senegambien bereiſte, am Niger eine neue Art Weinrebe fand und nach Frankreich verpflanzte, ſtarb bald nach ſeiner Rückkehr dorthin im December 1880.

— Edouard Mariette, der berühmte franzöſiſche Aegyptologe, ſtarb am 18. Januar 1881 zu Kairo. Geboren 11. Februar 1821 zu Boulogne ſur Mer, wurde er 1848 am ägyptiſchen Muſeum zu Paris angeſtellt und erhielt dann die Leitung des Muſeums zu Bulak bei Kairo. 1850 bis 1851 und 1858 bis 1860 machte er wiſſenſchaftliche Reiſen durch Aegypten. Er entdeckte und grub aus die Apisgräber bei Memphis, den Sphinxkoloß, Ruinen in Theben u. a., wie er überhaupt allein berechtigt war, Ausgrabungen in Aegypten vorzunehmen. Er ſchrieb zahlreiche Schriften archäologiſchen und hiſtoriſchen Inhaltes; doch liegt ſein Hauptverdienſt in ſeinen Nachgrabungen und Entdeckungen von Alterthümern und Inſchriften, für deren Auffindung er eine ganz beſondere Begabung beſaß.

— Dr. Philipp Anton Dethier, Direktor des Osmaniſchen Muſeums in Konſtantinopel, ſtarb 3. März 1881 daſelbſt im Alter von 79 Jahren. Er war in Kerpen bei Köln geboren, lebte nach Beendigung ſeiner Studien längere Zeit in Paris und leitete dann viele Jahre die öſterreichiſche Schule in Pera. Das Antikenmuſeum im Tſchinili-köſchk hat er eigentlich begründet; bekannt machte er ſich durch ſeine Arbeiten über die Topographie von Konſtantinopel und über byzantiniſche Geſchichte. Seine archäologiſchen Arbeiten ſind leider in den Schriften des Stambuler Syllogos und der „Turquie“ ſo gut wie vergraben. Seine Ausgabe des Kritobulus und ſämmtlicher Quellenſchriften über die Eroberung Konſtantinopels durch die Osmanen, obgleich längſt gedruckt, befindet ſich noch in den Archiven der königlich ungariſchen Akademie.

— Eugène Cortambert, Oberbibliothekar der geographiſchen Abtheilung bei der Pariſer National-Bibliothek, Ehrenpräſident der dortigen Geographiſchen Geſellſchaft ꝛc., ſtarb in Paſſy am 5. März 1881 im Alter von 76 Jahren. Geboren war er 12. Oktober 1805 in Toulouſe. Seine Verdienſte liegen hauptſächlich im Lehren der Geographie durch Wort und Schrift und in der Verbreitung und Verbeſſerung des geographiſchen Unterrichts in Frankreich. An der Bibliothek war er ſeit 1854 beſchäftigt.

— Achille Deleſſe, franzöſiſcher Geologe, zuletzt Generalinſpektor der franzöſiſchen Bergwerke und Mitglied des Inſtitutes, ſtarb nach langer Krankheit am 24. März 1881 in Paris. Er war geboren und erzogen in Metz, ſtudirte auf der École Polytechnique in Paris, bereiſte dann Frankreich, Deutſchland, Polen und Großbritannien und wurde 1845 Profeſſor der Geologie und Mineralogie in Beſançon. Damals ſchrieb er „Notice sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges“ (1847). Fünf Jahre ſpäter wurde er nach Paris berufen, wo er an der Sorbonne, ſpäter an der École Normale Supérieure und der École des Mines docirte und zugleich faſt 18 Jahre lang Inſpector der großen Steinbrüche war. Er verfaßte ferner „Recherches sur l'origine des roches“ (1865), „Carte géologique souterraine de la ville de Paris“, „Carte hydrologique de la ville de Paris“; 20 Jahre lang hat er die „Revue de Géologie“ herausgegeben; 1868 erſchien ſein Buch über den Regenfall

Frankreichs. Von großem Werthe sind auch seine „lithologischen“ Karten, in denen alle wichtigeren Verhältnisse der Meere um Europa, Nordamerika und speciell Frankreich zur Darstellung gebracht sind.

— Karl Weyprecht, der Nordpolfahrer, starb am 29. März 1881 in Michelstadt im Großherzogthum Hessen. Geboren 8. September 1838 zu König im Odenwalde, trat er 1856 in die österreichische Marine, in welcher er bis zum Linienschiffs-Lieutenant aufstieg. In der Seeschlacht zu Lissa zeichnete er sich so aus, daß er, der jüngste Offizier an Bord der Panzerfregatte „Drache“, mit dem Eiserne-Kronen-Orden dritter Klasse dekorirt wurde. 1867 und 1869 nahm er hervorragenden Antheil an der Küstenaufnahme des Adriatischen Meeres, 1870 an der Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß in Tunis. Ein ernstes wissenschaftliches Streben beseelte ihn von je, und so war er einer der ersten, welche dem Gedanken einer österreichischen Nordpolar-Expedition näher traten und dieselbe nach Kräften förderten. In Aller Gedächtniß ist, wie dieselbe zu Stande kam, wie der „Tegetthoff“ am 13. Juni 1872 von Bremerhafen abging, wie das Franz-Josefs-Land entdeckt wurde und die Expedition in Schlitten und Booten sich nach Europa zurückrettete (vgl. Globus XXX, S. 225, 241 und 257). Aber an dem so schwer errungenen Ruhme lag ihm weniger, als an der Sache: aus seiner Initiative ging das großartige, seiner Ausführung sich nähernde internationale Unternehmen hervor, den Nordpol mit einer Reihe wissenschaftlicher Stationen zu umgeben, um durch gleichzeitige, länger fortgesetzte Beobachtungen den meteorologischen Verhältnissen dort auf den Grund zu kommen und so eine Basis für künftige Expeditionen zu gewinnen. Er sollte die Verwirklichung des Planes, den er bis an seinen Tod eifrig verfolgte, nicht erleben: er erlag einem chronischen Lungenkatarrh, zu welchem wahrscheinlich die auf der Rückreise von Franz-Josefs-Land erlittenen Strapazen den Grund gelegt hatten. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften schrieb er einen wissenschaftlichen Bericht über die Polarexpedition im 35. Bande der Druckschriften der kaiserlichen Akademie zu Wien, dann „Die Metamorphosen des Polareises“ (Wien 1879) und noch kurz vor seinem Tode eine „Praktische Anleitung zur Beobachtung der Polarlichter und der magnetischen Erscheinungen in hohen Breiten“ (Wien, M. Perles, 1881). — Lesenswerth ist Heinrich von Littrow's Schrift „Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer“, welche Erinnerungen an ihn, Briefe von ihm, sein Porträt u. a. m. enthält (Wien, A. Hartleben, 1881; Preis 1,80 Mk.).

— Karl Kugler, Gymnasialprofessor, starb am 30. April 1881 zu Eichstätt. Er war geboren am 20. Mai 1803 zu Monheim in Schwaben und wirkte von 1829 bis an seinen Tod als Lehrer in Eichstätt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Altmühlalp, d. h. das Altmühlthal innerhalb seines Berglandes, topographisch, historisch und landschaftlich dargestellt“ (1868) und „Erklärung von tausend Ortsnamen der Altmühlalp und ihres Umkreises“ (1873).

— Romolo Gessi, der bekannte italienische Ingenieur-Offizier und Afrikareisende, ist am 1. Mai 1881 den Folgen des Sumpffiebers in Suez erlegen. Er war in Ravenna geboren und hatte in Wiener-Neustadt seine militärischen Studien gemacht. Zuerst machte er seinen Namen bekannt durch die Umsegelung des von Sir Samuel Baker entdeckten Albert Njanza (Mwutan), welche er im Auftrage des Obersten Gordon im Frühjahr 1876 in Gesellschaft von Piaggia ausführte. Eine zweite Expedition unternahm er 1878 zusammen mit Dr. Matteucci; am Sobat-Flusse aufwärts wollte er nach Kassa vordringen, scheiterte aber an der Weigerung der Amana-Neger, ihn passiren zu lassen. Eine neue Reise nach dem Sobat wurde durch einen Aufstand der Sklavenhändler unter Suleiman Zibeir unterbrochen, gegen welche Gessi das Kommando übernahm. In langen, blutigen Kämpfen gelang es ihm, dem Treiben derselben sowohl im obern Nil-Gebiete als auch in Darfur, wohin sie sich geflüchtet hatten, ein (vorläufiges?) Ende zu machen. Im April 1879 ernannte ihn die ägyptische Regierung zum Bei, bald darauf zum Pascha und Gouverneur von Makraka. Auf seiner Rückreise nach Chartum hatte er mit seinen Begleitern entsetzliche Noth auszustehen (s. oben S. 239), deren Folgen ihm nun doch den Tod gebracht haben.

— Adalbert Kuhn, berühmter Sprach- und Mythenforscher, starb am 5. Mai 1881 als Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Geboren am 19. Nov. 1812 zu Königsberg in der Neumark, studirte er in Berlin und gehörte von 1841 bis Ostern 1881 als Lehrer, Professor und schließlich (seit 1870) als Direktor dem dortigen Kölnischen Gymnasium an. Seine größten Verdienste hat er auf dem Gebiete der Sprachvergleichung und durch die Begründung der vergleichenden Mythologie der indogermanischen Völker erworben. Seit 1851 redigirte er die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“, woran sich „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slawischen Sprachen“ anschlossen. Außerdem veröffentlichte er: „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ (1845); „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ (1859); „Märkische Sagen und Märchen“ (1842); „Norddeutsche Sagen“ (1848); „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen“ (1859).

— La Roncière le Noury, französischer Admiral und Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft, Senator und Großkreuz der Ehrenlegion, starb am 15. Mai 1881 in Paris. Als der Sohn eines Generals des Kaiserreiches 1813 in Turin geboren, wurde er in der Seeschule zu Brest gebildet und trat 1830 in die Marine ein, in welcher ihm eine glänzende Laufbahn beschieden war. Während des Krimkrieges leitete er als Befehlshaber der Korvette „Roland“ die Landung der französischen Armee vor Sebastopol, kommandirte 1856 die „Reine Hortense“, auf welcher Prinz Napoleon eine arktische Reise unternahm; befehligte im italienischen Kriege eine Schiffsdivision im Adriatischen Meere, dann während der syrischen Unruhen die Levantestation, hatte im Jahre 1867 die schwierige Räumung Mexicos durchzuführen und that sich endlich auch während der Belagerung von Paris als Oberbefehlshaber der in die Hauptstadt gezogenen Marinetruppen und dann der gesammten Truppen von St. Denis in den Schlachten von Champigny und le Bourget hervor.

— Graf Pompeus Litta, der letzte des berühmten lombardischen Geschlechts der Grafen Litta Biumi Resta, starb am 18. Mai 1881 auf seinem Landsitze bei Lunago Marinone. Geboren 1828 als Sohn des bekannten Geographen Graf Anton Litta, beschäftigte er sich viel mit Literatur und Malerei. Am meisten bekannt machte er sich durch eine 1865 unternommene Reise nach Centralasien, auf welcher er sich einige Wochen verkleidet in Buchara aufhielt. Die Beschreibung dieser Reise ist anscheinend noch nicht veröffentlicht worden.

# Zwei Beiträge zur ſudaneſiſchen Thierfabel.

Von Baron **John v. Müller** in Heidelberg.

Nachſtehende Thierfabeln wurden mir am Anſâba von Eingeborenen, die ſich am nächtlichen Lagerfeuer eingefunden, erzählt. Dieſelben ſind ſo wortgetreu als möglich wiedergegeben. Man hört dieſe Fabeln im ganzen weiten Sudân, und wenn dieſelben, nach langem, ermüdendem Marſch Abends am lohenden Lagerfeuer erzählt werden, ſo horcht ſelbſt der Müdeſte mit Eifer zu, und rückt näher zum Feuer, damit ihm ja kein Wort verloren geht:

## 1. Abu'l-Hoſſein und der Elephant.

Der Elephant und Abu'l-Hoſſein unternahmen einſt einen Raubzug. Sie waren ſchon ein gutes Stück gegangen, die Sonne brannte heiß hernieder und Abu'l-Hoſſein empfand bald gewaltigen Durſt. „Onkel," ſagte er zum Elephanten, „ich bin durſtig, weißt Du nicht in der Nähe eine Quelle?" Der Elephant erwiderte: „Nein, aber wenn wir ſo fort gehen, müſſen wir mit Sonnenuntergang den Anſâba erreichen, dort iſt dann gutes und klares Waſſer in Fülle." Die Sonne ſtieg höher und höher empor, ſpiegelte ſich auf der glänzenden Haut des Elephanten, brannte aber deſto mehr im zottigen Pelz Abu'l-Hoſſein's, ſo daß dieſer endlich ermattet unter einer dürren Mimoſe liegen blieb. „Laß mich in Deinen Bauch kriechen, Onkel," ſprach er zum Elephanten, „dort ſoll klares Waſſer ſein, wie mir Dein Vetter, das Rhinoceros, einſt ſagte; wenn ich kein Waſſer bekomme, ſo verdurſte ich hier, und mein Blut kommt über Dich." „Aber wie willſt Du hinein kommen?" ſprach der gutmüthige Elephant. „Nun, durch das After," erwiderte Abu'l-Hoſſein. „Du wirſt Dich aber ſchmutzig machen, gehe lieber durch das Maul hinein, wenn Du meine großen Zähne nicht fürchteſt," meinte hierauf der Elephant. Abu'l-Hoſſein machte ſich aber aus dem Dreck nichts, und blieb beim erſten Weg. Der Elephant legte ſich nieder und Abu'l-Hoſſein begann ſich in ſein After hineinzuzwängen. Die gute Gelegenheit benutzend, fraß er von dem Fett des Elephanten ſo viel, als er nur ſchlucken konnte, und als er mit dieſem fertig war, machte er ſich an die Gedärme. „Schau nicht nach rechts und nach links, ſondern trinke Waſſer und mache, daß Du heraus kommſt," brüllte plötzlich der Elephant vom Schmerz gepeinigt. Doch Abu'l-Hoſſein fraß weiter, und verurſachte dem Elephanten derartige Qualen, daß er aufſprang, über Berg und Thäler raſte und ſchließlich an den Ufern des Anſâba todt zuſammenſtürzte. Abu'l-Hoſſein füllte ſich noch gehörig ſeinen Bauch, packte noch einen Haufen Gedärme und ſetzte dann ſeinen Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete er Leuten, die volle Butterſchläuche trugen. Er grüßte ſie, erkundigte ſich nach ihrem Befinden, und ſagte ihnen, als ſie fragten, woher er die Gedärme habe, daß er ſoeben einen Elephanten gejagt hätte, der etwas weiter oben am Ufer im Dickicht liege; ſie ſollten nur der Spur der Gedärme, die er mit ſich ſchleife, folgen, ſo würden ſie ihn ſchon finden.

Die Leute legten ſchnell die Butterſchläuche nieder, ergriffen ihre Lanzen und machten ſich freudig auf den Weg den Elephanten zu ſuchen, während ſie den braven Abu'l-Hoſſein nicht genug loben konnten. Als die Leute weit genug fort waren, machte dieſer ſich an die Butterſchläuche, trank ſo viel von der Butter, als er nur irgend zu faſſen vermochte, leerte, was er nicht trinken konnte, in den Anſâba, und füllte hierauf die Schläuche mit ſeinem Unrath. Nur einen Schlauch hatte er nicht öffnen können, und dieſer blieb daher mit Butter gefüllt. Kaum hatte Abu'l-Hoſſein ſeine Schandthat vollendet, ſo kamen die Leute mit Fleiſch, Haut und Zähnen des Elephanten beladen zurück. Abu'l-Hoſſein rief ihnen ſchon von weitem zu: „Habe ich Euch nicht einen guten Weg gezeigt und Eure Schläuche gehütet? Gebt mir jetzt einen Schlauch Butter als meinen verdienten Lohn." Die Leute erwiderten: „Nimm, welchen Du willſt." Abu'l-Hoſſein nahm den Schlauch, welchen er nicht hatte öffnen können, zwiſchen die Zähne, warf ſich in die Fluthen des Anſâba und erreichte ſchwimmend glücklich das andere Ufer. Jetzt merkten die Leute an dem verminderten Gewicht ihrer Schläuche die Schandthat Abu'l-Hoſſein's; ſie wollten ihm nacheilen um ihn zu tödten, doch als ſie an den Anſâba kamen, konnten ſie wegen der heftigen Strömung und der Tiefe des Waſſers nicht hinüber. Zu ihrem Schaden mußten ſie noch ſehen, wie Abu'l-Hoſſein ſie am andern Ufer verhöhnte, den Schlauch zerriß und die Butter ſchlürfte. —

Abu'l-Hoſſein, der ſudaneſiſche Schakal, iſt analog unſerm Fuchs. Ob die Sagen von ihm unter den Schwarzen des Sudân urſprünglich entſtanden, oder wie die von unſerm Reineke Fuchs aus Indien ſtammen, iſt eine ſchwer zu löſende Frage.

## 2. Eſel und Hyäne.

Die Hyäne war einſt beim Eſel zu Gaſt geladen. Doch das Eſſen mundete ihr nicht, immer ſchaute ſie den Eſel wieder an, ſo daß dieſer ſie endlich fragte: „Warum langſt Du nicht zu, Baſe? Haſt Du etwa Furcht vor mir?" Die Hyäne erwiderte: „Du haſt ſo lange Hörner wie der Büffel, und ich fürchte, Du könnteſt mich, wie dieſer einſt, verwunden." „Du brauchſt Dich nicht zu fürchten," ſagte hierauf der Eſel, „was Du für Hörner hältſt, ſind Ohren; überzeuge Dich ſelbſt dadurch, daß Du ein Stückchen von ihnen koſteſt." Die Hyäne koſtete und fraß beide Ohren ab. So hatte der Eſel durch eigene Dummheit der Hyäne die Furcht genommen, und wird ſeit jener Zeit von ihr verfolgt und gefreſſen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Ueber den Stand der Loskaufsoperationen in Rußland meldet der „Reg.-Anzeiger“: Die Vergleiche sind abgeschlossen und die Angelegenheiten vollständig regulirt in 92 914 Gemeinden mit 8 016 759 Revisions-Seelen; an Land sind den Bauern überwiesen 28 616 872 Deßjät. 2231 Sash. Die bewilligten Kredite beliefen sich auf 753 818 038 Rubel 34 Kopeken. Regulirt, aber aus verschiedenen Gründen noch nicht endgültig bestätigt waren am 1. April 1881 die Vergleiche von 1271 Gemeinden.

— Nach den officiellen Tabellen über die Betriebsresultate der russischen Eisenbahnen von 1873 bis 1879 waren Ende 1879 im Betrieb 20 747 Werst Bahnen mit einem Betriebsmaterial von 5476 Lokomotiven, 7086 Personenwagen, 177 kaiserliche und andere Dienstwagen, 114 009 Güterwagen und 857 Gepäckwagen.

## Asien.

— In der Sitzung der „Russisch. Technischen Gesellschaft“ vom 3. (15.) April machte Herr Iwanitzki genauere Mittheilungen über die Anwendung des Telephon während der Achal-teke-Expedition. Auf 130, später 166 Werst (weiter reichte die Leitung nicht) konnte man jedes Wort deutlich verstehen. Bemerkenswerth ist, daß die Sprechenden auch die Aufgabe der Depeschen auf dem daneben liegenden Telegraphendrahte hörten. Die Apparate, System Siemens, hatte Schwabe in Moskau geliefert.

— Am 27. November (9. December) sind in Taschkent im Saale des dortigen General-Gouvernements die Sitzungen der Turkestanischen Sektion der russischen Gesellschaft für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie eröffnet worden. Den ersten Vortrag hielt Herr D. W. Iwanow über „die Sande im Ferghana-Oblast“. (Turk. Ztg.)

— Zur Ausbreitung der Kenntniß der sartischen und kirghizischen Sprache unter den russischen Offizieren in Turkestan hatte der Chef des Generalstabes im dortigen Militärbezirk Generalmajor Mozel im Offizierkassino zu Taschkent im vergangenen Winter einen wöchentlich dreimaligen Kursus von zusammen 48 Lektionen über die Grammatik dieser Sprachen arrangirt, die Sprechübung zunächst dem Belieben der Hörer in ihrem Verkehre mit den Eingeborenen überlassend. Aehnliche Kurse sollen auch in anderen Garnisonen, vorerst in Samarkand, Margelan und Wjerny eingerichtet werden. Zum Selbststudium hat General Mozel die Abfassung von Lehrbüchern nach Ollendorf's Methode und von Wörterbüchern in Anregung gebracht. Auf seinen Vorschlag sind bereits unterm 3. (15.) November Preise von je 600 Rubel für das beste kirghizische oder sartische Lexikon und von je 400 Rubel für das beste Lehrbuch in einer der beiden Sprachen ausgesetzt. Die genaueren Bedingungen für die Konkurrenzarbeiten sollen demnächst veröffentlicht werden.

— Ueber die Dampfschifffahrt auf dem System des Ob und Irtysch im Jahre 1880 theilt die „Jekaterinburgskaja Nedjelja“ Folgendes mit: Es verkehrten im Ganzen 37 Dampfer und 2 kleine Dampfkähne; für 1881 werden vier weitere Dampfer eingestellt. Befördert wurden an 3000 Mill. Pud Lasten, ferner rund 11 000 Passagiere, 648 Soldaten, 6962 neu ausgehobene Rekruten, 9192 Arrestanten und 1464 Frauen und Kinder von letzteren. Die Fahrten gingen zwischen Tjumen und Semipalatinsk auf den Flüssen Tura, Tobol und Irtysch; zwischen Tjumen und Tomsk auf den Flüssen Tura, Tobol, Obi und Tomi; außerdem gingen Dampfer flußabwärts bis in den Obischen Meerbusen und auf dem Tschulym bis Atschinsk. Die Strecke zwischen Tjumen und Tomsk legten die Dampfer in 7 bis 8 Tagen zurück. Die Tura wurde bei den vorjährigen Fahrten von vielem Treibholz gereinigt.

— Aus Wladiwostok theilt man der „Kronst. Ztg.“ mit, daß 20 Meilen von jener Stadt unweit der Bucht im Flüßchen Sedemi Kohlenlager entdeckt worden sind. Für die Ausbeutung derselben hat sich eine Gesellschaft gebildet. Bisher mußten die Kohlen aus Japan geholt werden und betrug der Verbrauch im Hafen von Wladiwostok etwa 15 000 Tonnen, ungerechnet die 10 000 Tonnen für das dort versammelte Kriegsgeschwader.

— Seitens der milit.-topograph. Abtheilung des kaukas. Militär-Bezirks ist eine neue vom Oberst Stebnitzki redigirte Karte von Persien, Afghanistan und Beludschistan im Maßstabe von 50 Werst = 1 Zoll (1 : 2 100 000) in drei Blättern nebst Plänen in dreifarbigem Druck herausgegeben worden.

— Lieutenant Conder, R. E., welcher bekanntlich mit der Aufnahme des Ostjordanlandes beauftragt ist, traf Ende März in Beirut ein und hat, da seine Instrumente noch nicht angelangt waren, einen kurzen Ausflug nach dem nördlichen Syrien unternommen. Er besuchte Höms, Kalat-el-Hosn, Tripoli, Baalbek, wo er eine interessante Entdeckung in Bezug auf die Orientirung des dortigen Tempels machte, und andere Orte. Vier engl. Meilen südlich des Sees Kadesch, südlich von Höms, welchen der Orontes durchströmt, glaubt er die Ruinen von Ketesch, der „heiligen Hauptstadt der Hittiter“, welche um 1340 vor Chr. durch die Aegypter zerstört wurde, in dem Ruinenhaufen Tell Nebi Mendeh gefunden zu haben. Er verheißt nächstens weitere Aufklärungen.

— In Aleppo ist kürzlich, wie „The Athenaeum“ mittheilt, das Grab Saladin's, des berühmten kurdischen Sultans von Syrien und Aegypten (gestorben 1193), in der über demselben errichteten, jetzt verfallenen Moschee aufgefunden worden.

— Nach dem eben stattgehabten Census beträgt die gesammte Bevölkerung von Britisch-Birma 3 704 253 und hat seit 1872 um 34 Procent zugenommen. Rangun zählt 132 004 und Maulmein 46 472 Seelen, ein Zuwachs von 36 resp. 14 Procent. Dies starke Wachsthum rührt hauptsächlich von Einwanderung her.

— Die Herren Henry Soltau und J. W. Stevenson von der „China Inland Mission“ haben die Reise von Bhamo am Irawadi nach China glücklich in einem Zeitraume von etwa vier Monaten zurückgelegt und am 14. März dieses Jahres Ji-tschang-fu am Jang-tse-kiang erreicht. Es ist dies das erste Mal, daß diese Strecke von Europäern (gerade in dieser Richtung von Westen nach Osten) zurückgelegt worden ist.

— In der Sitzung der Petersburger Geographischen Gesellschaft vom 1. (13.) April hielt Herr Jadrinzew einen Vortrag über seine vorjährige Reise in den Altai. Auf der Hinreise durch die Kulundinskische Steppe untersuchte er zunächst den See Tschany; dann ging er über Biisk am Einflusse der Bija in den Katun, an ersterm Flusse aufwärts zum Teletzker-See. Dieser See liegt nach

Helmersen's Beobachtung 1600 Fuß über dem Meere und ist bemerkenswerth durch seine felsigen, bewaldeten Ufer. Der Name des Sees bedeutet in der dortigen Sprache „der goldene See"; über diesen Namen giebt es eine besondere Legende. Von Interesse ist der See auch dadurch, daß er an 40 kleine Zuflüsse aufnimmt, deren Helmersen nur 20 erwähnt. Von dem See aus ging Jadrintzew zur Erforschung des Gebirges in den Altai selbst. Von Kaschagatsch am Tschui wandte er sich nach Südwest am Flusse Tschaganuzurku aufwärts zu dessen Quellgebiet, und er überschritt hier die Schneealpen des Tschui in einer Höhe von 9000 Fuß. Der Abstieg zur Mündung des Karakem (russisch Topolewka) in die majestätische Argut oder Archyt führte in ein schönes Thal mit prächtigen grünen Pappeln. Die reißende Argut wurde auf kleinen Flößen übersetzt, und die Reisenden gelangten nun zum Flusse Koksuma und erstiegen dann die Gipfel des Bereli und Katuni, wo man auch den Bereli-Gletscher besuchte. Dieses Eisfeld ist von einer Menge Wasserrinnen durchfurcht, die sich zu förmlichen Gebirgsbächen vereinigen. Die Moränen zeichneten sich auf dem weißen Schneefelde deutlich ab und liefen am Ende des Gletschers in großen Steinmassen zusammen. Alle Gletschererscheinungen, die in der Schweiz von den Gelehrten beobachtet sind, fanden sich auch an diesem sibirischen Gletscher.

Nach Ueberschreitung des katunskischen Gebirgskammes stieg Jadrintzew hinab in das Thal des Uimon. Hier liegt am Fuße des Gebirges eine ganze Reihe von Dörfern. So nahe an der Grenze Chinas umgiebt das eigenartige eingeborene Volkselement diese Dörfer, in ihnen aber lebt der Nerv russischen Lebens, slavischer Typus und slavischer Charakter; es sind die Nachkommen flüchtiger Raskolniki.

Die höchst werthvollen Resultate von Jadrintzew's Reise sind in einer genauen Marschroutenaufnahme mit zahlreichen Höhenbestimmungen niedergelegt; außerdem ist eine besondere Karte des Tschui angefertigt und sind viele anthropologische Nachrichten über die dortige Bevölkerung gesammelt worden.

## Afrika.

— Mr. Joseph Thomson, der junge Afrikareisende der Londoner Geographischen Gesellschaft, ist am 6. Mai nach Zanzibar abgefahren, um im Auftrage des Sultans die geologische Erforschung des Nyanza u. s. w. auszuführen. Vorher hat er Unterricht im astronomischen und anderen Beobachten erhalten. Auch ist Mr. James Stewart wieder nach dem Njassa-See zurückgekehrt. Beiden Reisenden ist von der Royal Geographical Society eine Anzahl werthvoller Instrumente anvertraut worden.

— Der Bericht der Livingstonia-Mission für 1880 hebt hervor, daß der Spiegel des Njassa-Sees bei niedrigem Wasserstande seit dem Jahre 1875 beständig gesunken ist, so daß er im December 1880 3 Fuß tiefer als im December 1875 stand. Sollte diese Erscheinung fortdauern, so würde das die Beschiffung des südlichen Theiles des Sees namentlich in der trockenen Jahreszeit schwer beeinträchtigen und der obere Schire, welcher jetzt eine so treffliche Wasserstraße abgiebt, würde durch Sandbänke und Treibholz versperrt werden. Unter solchen Umständen wäre es voreilig, auf die Verbindung des Tanganjika mit der Küste via Njassa-See und Schire schon jetzt allzu große Hoffnungen zu bauen, wie in England von mancher Seite geschieht. Solche Senkungen und andererseits Hebungen des Seespiegels — wie eine der letzteren am Tanganjika beobachtet worden ist, welche inzwischen wieder in das Gegentheil umgeschlagen ist — hängen wahrscheinlich vom Regenfall in den betreffenden Gebieten ab; indessen sind erst lange fortgesetzte und genaue Beobachtungen erforderlich, um diese interessante Frage endgiltig zu lösen.

— Depeschen des Gouverneurs des Senegal an den französischen Marineminister melden mit großer Befriedigung, daß der König Amadhu von Segu einen Vertrag unterzeichnet hat, durch welchen den Franzosen gestattet wird, sich in seinem ganzen Lande niederzulassen, und in dem ferner die Straße nach dem Meere unter französisches Protektorat gestellt wird. Bisher wollte Amadhu keinen Europäer in Segu dulden. In Paris hält man diese plötzliche Sinnesänderung schon für eine Folge der tunesischen Expedition.

## Polargebiete.

— Mr. Leigh Smith, welcher für seine letztjährigen Entdeckungen im Franz-Josefs-Lande von der Royal Geographical Society eine goldene Medaille erhalten hat, rüstet sich schon wieder für den kommenden Sommer zu einer arktischen Fahrt.

— Die vierte niederländische Nordpol-Expedition hat am 7. Mai auf dem „Willem Barents" Amsterdam verlassen. Lieutenant H. van Broekhuysen führt das Kommando; an Bord befindet sich ein Zoologe und, wie bereits auf früheren Reisen, der Photograph W. J. A. Grant.

— Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878 bis 1880. Von Heinrich W. Klutschak, Zeichner und Geometer der Expedition. Mit 5 Karten und zahlreichen Illustrationen nach Skizzen des Verfassers. (Wien, A. Hartleben. Preis 6 Mark.) In diesem wirklich reich und gut ausgestatteten Buche führt der Verfasser als Augenzeuge den Leser in einfacher, erzählender Form durch die verschiedenen Stadien eines zweijährigen Lebens im äußersten Norden Nordamerikas. Der Zweck der Schwatka'schen Partie war kein streng wissenschaftlicher; sondern ausgesendet, den Schleier zu lüften, der das Schicksal der verschollenen Franklin'schen Expedition umgiebt, sollte die kleine Abtheilung durch eigene Erprobung zugleich die Frage beantworten, ob und inwieweit es dem Weißen möglich ist, die klimatischen Verhältnisse der Polarzone mit den derselben zu Gebote stehenden eigenen Mitteln zu bekämpfen. Mit Karte, Wort und Bild schildert der Verfasser das Leben der kleinen Partie in der Zeitperiode ihrer Akklimatisirung, begleitet sie auf Hunderten von Meilen durch beinahe unbewohnte, gänzlich unbekannte Gegenden, weilt während der Sommermonate unter den noch immer sichtlichen Ueberresten der Leute Franklin's und kehrt mitten im strengen Winter nach dem Ausgangspunkte in der Hudsons-Bai zurück. Auf den weiten Schnee- und Eisfeldern des Nordens liegt, von der Natur gebahnt, der Weg für den Nordpolfahrer der Zukunft, in dem genügenden Thierreichthume die Beantwortung der Frage seiner Existenz und im Eingeborenen der kalten Zone selbst sein bester, sein gediegenster Begleiter. Den Eskimo in seinem ursprünglichen Zustande als Kind des Nordens kennen zu lehren, seine Bildungsfähigkeit und die Möglichkeit seiner Verwendung zur Förderung der Geographie und Naturwissenschaft darzuthun, war das specielle Bestreben des Verfassers.

**Inhalt:** Lissabon. (Mit fünf Figuren.) — M. Eckardt: Die Salomo-Inseln. V. (Schluß.) — Nekrologe. — Baron John v. Müller: Zwei Beiträge zur sudanesischen Thierfabel. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 23. Mai 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Globus.

XL. Band.

Digitized by Google

# Globus.

## Illustrirte

## Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Vierzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1881.

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.


Die fünf europäischen Menschenracen 171.

Deutschland. Waltenberger's Orographie der Allgäuer Alpen 174. Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpen-Reisen 174. Der Hohneck. Von Prof. Georg Gerland 263. 279. 299. 314. 329. Das ostpreußische Bernsteingeschäft 303. Die polnischen Einwohner der Stadt Posen 303.

Oesterreich-Ungarn. Streifereien durch Slavonien. Von Prof. E. Kramberger 13. 23. 41. Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung 16. Karpathenführer 16. Glocknerführer 16. G. vom Rath über Siebenbürgen 62. Kabel von Triest nach Korfu 175. Jahrbuch des Oesterreichischen Touristen-Clubs 175. Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. Nach Le Bon 209. 225. 234. Körperlänge der Völker Oesterreichs 222. Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns 253. 269.

Dänemark. Kabel zwischen Island und Schottland 271.

Schweiz. Der Bergsturz von Elm 271. Volksglauben 303.

Skandinavien. Du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtssonne" 350.

Großbritannien. Die Eisenbahn nach der Insel Grain 223. Zusammensetzung des Heeres 303.

Frankreich. Expedition des „Travailleur" 16. Bildung der Rekruten 62. Import spanischen Weines 223.

Italien. Zur Anthropologie der Pompejaner 11. Die Landesaufnahme und H. Kiepert's Specialkarte von Mittelitalien 127. Die deutschen Gemeinden am Monte Rosa 175. Aufnahme der Ruinen von Syrakus 271. Die italienische Auswanderung 303.

Spanien. Glück und Reichthum. Andalusisches Volksmärchen. Von M. Willkomm 61. Leuchtthürme 223. Die Republik Andorra 223.

Portugal. Die Erforschung der Serra da Estrella 127. Freigebung der Cabotage 303.

Griechenland. Karien von Attila 175. Aufblühen des Piräus 175. Die Vorarbeiten zur Durchstechung des Isthmus von Korinth 223. Die Ruinen von Kenchreia 223. General Türr über den Isthmus von Korinth 238. Die Kronländereien 303. Athens Budget 334.

Europäische Türkei. H. Kiepert's Generalkarte 63. Busch's Reisehandbuch 223. Volkszählung im Wilajet Jannina 303.

Bulgarien. Innere Eintheilung des Landes 63.

Rußland. Statistik von Warschau 94. Schifffahrt auf dem Onega-See 94. Meteorologische Verhältnisse von Kronstadt 127. Steinkohle im Kreise Bachmut 127. Braunkohle in der Kirghizen-Steppe 128. Statistik der Telegraphen 128. Religion und heidnische Gebräuche der Wotjaken. Von Dr. Max Buch 218. 231. 248. 282. 316. 326. 347. Aufhebung des Generalgouvernement Orenburg 334. Der Batschi der Donschen Kalmücken 380.


## Asien.


Französische Missionen nach Asien 111.

Russisches Asien. Sibirien. Die Volksstämme des Kolyma-Gebietes in Sibirien 121. 137. Fortschritte der Kirghizen 144. Schifffahrt längs der Nordküste 112. 192. 286. Die Gebrüder Krause auf der Tschuktschen-Halbinsel 286. 368. Die Frauen in Sibirien 333. Polarstation an der Lena 334. Expedition nach der Ob-Mündung 382. Srednc-Kolymsk 332.

Mittelasiatische Gebiete. Kohlenlager in Turkestan 31. Der Bolowskische Markt 63. Mineralien 63. Verkehrswesen im Amu-Darja-Gebiete 80. Straßenbau in Ferghana 80. Die Grenzansiedelungen in Semirjetschensk 92. Die Beerdigungsgebräuche bei den Einwohnern Samarkands 94. Abtretung von Kuldscha und der neue Vertrag zwischen Rußland und China 191. Kohlen in Kohistan 382.

Kaukasischer Militärbezirk. Ethnographisches über die Tekc-Turkmenen. Von Dr. Heyfelder 8. Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Göl-Tepe in der Achal-Teke-Oase. Von Dr. Heyfelder 26. Entdeckung von Magneteisenstein 31. Telegraph nach Göl-Tepe 31. Einverleibung des Landes der Teke 31. Die kleinasiatische Grenze 63. Einiges über die Osseten 71. 86. Geographisches aus der Achal-Teke-Oase. Von Dr. Heyfelder 154. Vollendung der transkaspischen Bahn 239. Indifferentismus der Abchasen 304. Projekt einer Straße über den westlichen Kaukasus 334. Grusinische Zeitung 382.

Türkisches Asien. Fortschritte auf Cypern 31. Das Erdbeben auf Chios 80. Dr. Th. Bischoff's Reise nach Schaar (Comana) 80. Die Asuddi-Araber 80. Das heutige Syrien. Nach Lortet 113. 129. 145. 161. 177. 193. Die Vermessung von Cypern 144. Der Nimrud-Dagh in Armenien 159. Post und Telegraphie 175. Kaisarieh und die kleinasiatischen Griechen 176. Benndorf's archäologische Reise in Karien und Lycien 191. Aufnahme der Troas 223. Straßenbau in Palästina 223. Die Libanon-Cedern 239. Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien 286. Aufnahme des Ostjordanlandes 286. Handel von Limasol 334. Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo. Von Th. Bischoff 363. Heuschreckeneier auf Cypern 368.

Arabien. Khaibar in Arabien. Von Charles M. Doughty 38. Doughty's Reisen 94. Zustände in Jemen. Von Ludwig Stroß 119. 135.

Iran. Afghanisches Lexikon 94.

Türkische Chanate. Sämertzow über Pamir 63. Aus dem Tagebuche der Amu-Darja-Expedition. Nach Shukow 152. 167.

Britisch-Indien. Bergbau 80. Ergebnisse der Volkszählung 239.

Hinterindien. Die Irawadi-Quellen 31. Die chinesische Auswanderung nach den Straits Settlements 55. Die chinesische Auswanderung nach Hinterindien 73. Französische Expedition in Hinterindien 111. Delaporte's archäologische Expedition 335.

China nebst Vasallenstaaten. Die chinesische Auswanderung seit 1875. Von F. Ratzel 55. 73. 88. 103. 124. 140. Petrow in Kaschgar 63. Russischer Handel mit der Mongolei 64. Eisenbahn-Projekte 94. Dorward's Reise durch Hu-nan 111. Reinigung der Wasserstraßen von Tschili 272. Stellung der Aerzte 272. Bedeutung der Namen Gobi und Schamo 286. Ein Engländer in Chami 286. Kreitner's „Im fernen

Oſten“ 304. Aufſchwung der Provinz Jün-nan 304. Der angebliche Vulkan im Tiën-ſchan 334. Die tibetaniſche Butter 335. Handel und Handwerk in China 383.
Korea. Eröffnung eines zweiten Hafens 111.
Japan. Die Ruſſiſche geiſtliche Miſſion in Japan 31.
Inſeln. Die Gemeindeverfaſſung der unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtehenden Eingeborenen der Philippinen. Von Prof. F. Blumentritt 59. 77. Die chineſiſche Auswanderung nach dem Malaiſchen Archipel 88. Die Miſſionäre auf Java 144. Montano's und Rey's Reiſen auf den Philippinen 144. Unterwerfung von Eingeborenen auf Luzon 191. Die Bevölkerung der Sulu-Inſeln 335. Iſabella L. Bird's „Unbetretene Reiſepfade in Japan“ 382.

## Afrika.

Franzöſiſche Miſſionen nach Afrika 111. Matteucci's Zug quer durch Nordafrika 144. 176. Die Verwendung und Verbreitung der Kaurimuſchel 350.
Marokko. Kobelt's zoologiſche Reiſe 286.
Algerien. Bahn nach Kheider 272. Literatur 272. H. Kiepert's Karte 272. B. Largeau's Wanderungen in der algeriſchen Sahara 337. 353. 369.
Tuneſien. Franzöſiſche Aufnahmen 32. v. Heſſe-Wartegg's „Tunis“ 272.
Türkiſches Nordafrika. Camperio's mißglückte Reiſe nach der Cyrenaika 46.
Sahara. G. Rohlfs' „Kufra“ 383.
Aegyptiſches Reich. Pennazzi's Reiſe im ägyptiſchen Sudan 46. Giulietti's Ermordung 46. Junker's Reiſe in den Njamnjam-Ländern 46. Schuver in Fazogl 159. Beſeitigung der Grasbarre im Nil 159. Nachrichten von Dr. Junker 240. Aufſtand im Sudan 272.
Abeſſinien. Rohlfs' Rückkehr 32. Gewaltſame Bekehrungen 32. Bevölkerungszahl 176. Wie man in Schoa die Diebe aufſucht 191. Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees 341. 360.
Oſtafrika. Beardall am Lufidſchi 46. Révoil's dritter Aufenthalt im Somal-Lande 239. Zölle in Mozambique 240. Projektirte Expedition nach den oſtafrikaniſchen Schneebergen 286. Engliſche Forſchungsreiſen 351.
Seengebiet. Die belgiſche Expedition 46. Einſtige geologiſche Verhältniſſe 47. Popelin's Tod 191.
Süden. Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika 188. 204. 215. Paiva d'Andrade nach Quillimane 191. 368. Erſter Cenſus des Oranje-Freiſtaates 240.
Weſten. Bogge's zweite Reiſe zum Muata Jamvo 46. Stanley's neue Station 46. Miſſionsunternehmungen am untern Congo 46. Glücklicher Abſchluß der Gallieni'ſchen Expedition nach Segu 47. Telegraphen in Angola 64. Anpflanzung von Chinchona am Congo 64. Goldsbury's Reiſe in Senegambien 64. Die franzöſiſche militäriſche Expedition unter Borgnis-Desbordes 128. Otto Schütt's Reiſen im ſüdweſtlichen Congobecken 173. Otto Lindner's Congo-Expedition 191. Flegel's Reiſe nach Sokoto 240. Anſiedelung von Boeren bei Huilla 256. Baptiſtiſche Stationen am untern Congo 286. Portugieſiſche Stationen 286. Rogers' Expedition 351. Dufour's Reiſe am Cunene 383. Der Stanley-Pool 384. Barbarei in Aſchanti 384. Burton nach der Goldküſte 384.
Inſeln. Hildebrandt auf Madagaskar 46. Schweinfurth auf Sokotra 64. 159. Der Frühling in Central-Madagaskar 192. Kulturen auf den Canariſchen Inſeln 256.

## Der Continent von Auſtralien.

Die chineſiſche Auswanderung nach Auſtralien 103. Leichhardt's Briefe 160. Ackerbau-Verhältniſſe der einzelnen Kolonien 207. Die Perlfiſcherei in der Torres-Straße 319.
Südauſtralien. Schlechte Ernte 47. Die Goldfelder im Northern Territory 95. Ausſtellung in Adelaide 160. Cenſus 207. Zahl der Eingeborenen 287. Die Ebene nördlich von Port Eucla 287. Die größten Städte 319. Lage der Kolonie Port Darwin 319.
Victoria. Die Melbourner Ausſtellung 95. Volkszählung 95. 207. Schwinden der Eingeborenen 95. Die Frozen Meat Company 207.
Neuſüdwales. Goldfeld in den Grey Ranges 47. Erforſchung der Flüſſe und Höhlen 47. Cenſus 207.
Queensland. Feilding's Expedition nach dem Golf von Carpentaria 287. Einwanderung 287. Cenſus 319.
Weſtauſtralien. Anſiedelungen am Fitzroy 47.
Tasmanien. Cenſus 207.

## Kleinere Inſeln des Stillen Oceans.

Deutſche Aufnahmen 287. Schmelz über Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des Stillen Oceans 351. Bilderſchriften aus der Südſee. Von Richard Andree 375.
Europäiſche Kolonien. Cenſus von Neu-Seeland 207. Frieden mit den Maoris 287. Landplage der Sperlinge 287. Bevölkerung von Neu-Seeland 352.
Melaneſien. Morde auf Neu-Guinea 47. Mißglückte Koloniſation auf Neu-Irland 47. Die Inſel Waigui bei Neu-Guinea 96. Religiöſe Anſchauungen und ſociale Einrichtungen auf den Banks-Inſeln. Von M. Eckardt 366. 376.
Polyneſien. Angel für Tintenfiſche von den Tonga-Inſeln 96. Die chineſiſche Auswanderung 142. Beabſichtigte Einwanderung für Hawaii 287.

## Nordamerika.

Die chineſiſche Auswanderung nach Nordamerika 140. Ueber das Alter des Menſchen in Amerika 220.
Britiſch-Nordamerika. Petitot über die Indianer am Angling Lake 96. Expedition am Bären-See 320.
Vereinigte Staaten. Größte Einwanderung an einem Tage 47. Waldverwüſtung 47. Mythologie der Indianer 128. Mounds und Moundsbuilders in Nordamerika 203. Der Mount Rainier 256. Miſſiſſippi-Fahrten 256. Juni und ſeine Bewohner 295. Newark als Fabrikſtadt 320. Regenfall und Bevölkerung 320.
Mexiko. Eiſenbahnbauten 47. Valentini über altmexikaniſches Papier 48. Der Stellenwechſel der Regierenden und die Eiſenbahnbauten in Mexiko. Von C. Lamp 58. Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko 64. Die geplanten Eiſenbahnen und die deutſchen Intereſſen in Mexiko. Von C. Lamp 110. Charnay's archäologiſche Expedition 112.
Centralamerikaniſche Staaten. Staatsrechtliche Stellung des Mosquito-Gebietes 287.
Inſeln. Die chineſiſche Auswanderung nach Cuba 124. Die Inſel Barbadoes 318.

## Südamerika.

Die chineſiſche Auswanderung nach Südamerika 124.
Colombia. Von Cayenne nach den Anden (J. Crevaux' zweite Reiſe) 289. 305. 321.
Guayana. Von Cayenne nach den Anden (J. Crevaux' zweite Reiſe) 1. 17. 33. 49. 65. 81. 97. 257. 273.
Braſilien. Der gegenwärtige Zuſtand und die Zukunft von Rio grande. Von H. von Ihering 106. Bahn um die Fälle des Madeira 336.
Paraguay. Export von Yerba nach Italien 208.
Argentina. Expedition nach dem Na-

huel-Huapi 48. Provinzialiſirung der Miſſionen 208. Erledigung der Grenzſtreitigkeiten mit Chile 208. Straußenzucht 336. Walliſer Kolonien am Rio Chuput 336.
Ecuador. Edward Whymper's Reiſeergebniſſe in den Anden von Ecuador 184. 199.

# Polar-Gebiete.

Nachforſchungen nach der „Jeannette“ 16. 208. 224. 288. 384. Bove's projektirte Südpolar-Expedition 48. 112. 224. Die vierte niederländiſche Nordpol-Expedition 64. 224. 352. Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ zum Aufſuchen des Nordpolfahrers „Jeannette“. Von Th. Kirchhoff 108. Dampfer „Nordenſkjöld“ nach dem Ob-Buſen 112. Amerikaniſche Beobachtungsſtationen 112. 240. 288. Leigh Smith's fünfte arktiſche Reiſe 192. Die „Louiſe“ nach dem Jeniſei 192. 288. Die arktiſche Fahrt des „Cormin“ 224. 288. 320. Wrangelland eine Inſel 384.

# Vermiſchte Aufſätze und Mittheilungen.

Anthropologiſches. Zur Anthropologie der Pompejaner 11. Die Eckhardt'ſchen Fragebogen 112.
Ethnologiſches. Ueber die Sittlichkeit der Miſchlinge. Von C. Lamp 90. Ethnologiſche Betrachtungen. Von Ths. Achelis 236. 250. Das Vorkommen von Pfahlbauten 288. Die Eigenthumszeichen der Naturvölker. Von Richard Andree 310. Sophus Müller's Buch über Thierornamentik 352.
Vermiſchtes. Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rückſichtlich der Niederlaſſung von Deutſchen auf demſelben. Von Carl Lamp 44. Steinbock und Gemſe im klaſſiſchen Alterthum. Von O. Keller 156. Papierverbrauch auf der Erde 224.

Vom Büchertiſche.

Helſch, Führer durch die Karpathen 16.
Rabe, Glocknerführer 16.
Wagner, Ueber Gründung deutſcher Kolonien 48.
Hirt's, Geographiſche Bildertafeln 48.
vom Rath, Siebenbürgen 62.
Europäiſche Wanderbilder 62. 303.
H. Kiepert, Generalkarte der ſüdoſteuropäiſchen Halbinſel 63.
Felix Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko 64.
Peſchel's Völkerkunde 64.
Bilder aus Brehm's Thierleben 64.
Tomaſchek, Ethnologiſche Forſchungen 93.
Geographiſches Jahrbuch 112.
Höller, Rund um die Erde 112.
Ludwig Leichhardt's Briefe an ſeine Angehörigen 160.
Alpine Literatur 174.
Karten von Attika 175.
R. Andree, Zur Volkskunde der Juden 208.
von Heſſe-Wartegg, Miſſiſſippi-Fahrten 256.
von Heſſe-Wartegg, Tunis 272.
H. Kiepert, Karte von Algerien und Tuneſien 272.
V. Schwarz, Algerien nach 50 Jahren franzöſiſcher Herrſchaft 272.
E. Jung, Lexikon der Handelsgeographie 288.
Poſt, Bauſteine für eine allgemeine Rechtswiſſenſchaft 288.
Burkhardt's Kleine Miſſionsbibliothek 288.
Brehm's Thierleben. Kolorirte Ausgabe 336.
Hölzel's Geographiſche Charakterbilder 336.
Löwenberg, Geſchichte der Geographiſchen Entdeckungsreiſen 336.
Baſtian. Der Völkergedanke 384.

Biographiſches. Perſonalien.

Aymonier 111. Ball 80. Ballay 112. Bearddall 46. 351. Benndorf 191. Beſſone 46. Th. Biſchoff 80. 363. Blanc 111. Borgnis-Desbordes 128. Boſſion 112. Boulangier 111. Bove 48. 112. 224. Burton 384. Cagnat 111. Camperio 46. Chantre 111. Charnay 112. Chaunay Naples 351. Clarke 223. Clay 286. Clapton 159. Comber 46. 286. Conder 286. Clermont-Ganneau 111. Cotteau 111., Delafon 111. Delaporte 335. Dorward 111. Doughty 94. Du Chaillu 350. Duſour 384. Eckardt 112. Feilding 287. Flahaut 111. Flegel 240. Gallieni 47. Giulietti 46. Goſſelin 111. Gouldsbury 64. Hildebrandt 46. Junker 46. 240. Iwanow 382. Kitchener 144. Kobelt 286. Kolpakowski 335. Krauſe 286. 368. Kreitner 304. Lantz 111. Leigh Smith 192. Otto Lindner 191. Mantell 286. Marche 111. Marno 159. Maſſari 144. 176. Matteucci † 144. 176. Mattheis 112. Mc Call 46. von Mechow 46. Montano 111. 144. Sophus Müller 351. Reis 111. Paiva d'Andrade 191. Pélagaud 111. Pennazzi 46. Perrier 32. Petitot 96. Petrow 63. Peyrouſſet 111. Pinard 111. Pogge 46. Popelin † 191. Pouchet 111. Révoil 112. 239. Rey 144. Rogers 351. Rohlfs 32. Roux 111. Rozée d'Infreville 111. Sandeman 31. Savorgnan de Brazza 112. Sémerzow 63. Schmelz 251. Schuver 159. Schweinfurth 64. 159. Soltau 304. Stanley 46. Stecker 344. 360. J. Thomſon 351. Uſſalov 63. Valentini 48. Graf Waldburg-Zeil 192. Wismann 46. H. Zöller 112.

Mitarbeiter, ſoweit ſie ſich genannt haben.

Ths. Achelis 236. 250.
R. Andree 310. 375.
Th. Biſchoff 363.
F. Blumentritt 59. 77. 335.
Max Buch 218. 231. 248. 282. 316. 326. 347.
Ch. Doughty 38.
M. Eckardt 366. 376.
G. Gerland 263. 279. 299. 314. 329.
Dr. Herzfelder 8. 26. 154.
H. von Jhering 106.
O. Keller 156.
Th. Kirchhoff 108. 256.
Kramberger 13. 23. 41.
C. Lamp 44. 58. 90. 110.
F. Ratzel 55. 73. 88.
Shukow 152. 167.
L. Stroß 119. 135.
M. Willkomm 61.

# Jlluſtrationen.

## Europa.

### Slavonien.

Waſſerkrug aus ſchwarzgebranntem Thon 24.
Ohrgehänge aus Silber 26.

### Tatra-Gebirge.

Hütten des Dorfes Zakopane 210.
Das Dorf Zakopane und ein Theil der Tatra-Kette, von Kubalowka aus geſehen 211.
Bergſchäfer 212.
Das Eiſerne Thor und der Waſſerfall aus dem Grünen See 213.
Eingang des Weißwaſſerthales 214.
Der Czarny Staw am Fuße des Koſcielec 226.
Typen der verſchiedenen Stämme in der Umgebung der Podhale 227.
Der Mlynarz und der Bach des Weißwaſſer-Thales 228.
Bewohner der Podhale 229.
Schäferhütte im Tatra-Gebirge 230.
Der Czelli Staw oder Böhmiſche See 242.
Die Mieguszowska und der Große Fiſcher 243.
Der höchſte Theil der Tatra am Urſprunge des Weißwaſſer-Thales 244.
Haupttypen der Podhaler Gebirgsbewohner 245.
Das Thal des Dunajec bei Szczawnica am öſtlichen Ende der Tatra 246.

### Elſaß.

Der Hohneck von Südoſten 263.
Der Hohneck und Rothenbacher Kopf von der Flixburg geſehen 264.

## Aſien.

### Turkmenen-Land.

Taſchen, wie ſie in den Kibitken hängen 8.
Rumpf einer Kibitke 9.
Kibitke von außen in fertigem Zuſtande 9.
Jelameika, kleine Kibitke 10.

### Arabien.

Grab bei Khaibar 40.
Inschriften von Khaibar 40.

### Syrien.

Schloß des Heiligen Ludwig in Saida 114.
Saida von Süden gesehen 115.
Hafen der Aegypter in Saida 115.
Das Meerschloß (Kala'at el-Bahr) in Saida vor dem Bombardement von 1840 116.
Das Meerschloß in Saida in seinem heutigen Zustande 117.
Murex trunculus der alten Färbereien von Sidon 118.
Nekropole von Adlun bei Tyrus 130.
Hafen von Sûr (Tyrus) 131.
Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus, der Grabstätte Friedrich des Rothbarts 131.
Säulen von rosenrothem ägyptischen Syenit in den Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus 132.
Am Hiram-Brunnen zu Tyrus 133.
Wasserträger in Tyrus 134.
Der Dragoman Melhem (Maronit) und Metualis von Hanawe 146.
Behauene Felsen von Hanawe unweit Tyrus 147.
Theil eines bleiernen Sarkophages aus der Nekropole von Hanawe unweit Tyrus 148.
Der Palast des Ali-el-Saghir im Schlosse von Tibnie 149.
Hof des Kala'at esch-Schema 150.
Mädchen aus dem Wade Dschisch 151.
Ein Haus in Akka 162.
Arabische Mädchen beim Wasserschöpfen in Akka 163.
Mesopotamischer Tänzer und Musikantin in Akka 164.
Der Berg Karmel von Haifa aus gesehen 165.
Der Karmel und die Ebene Esdrelon 166.
Nazareth 178.
Junge Mohammedanerin aus Nazareth 179.
Dschemûn und das Gilboa-Gebirge 180.
Sebastije (Samaria) 181.
Säulenreihe in Sebastije 182.
Nâbulus (Sichem) 183.
Die altsamaritanische Handschrift des Pentateuch 194.
Der samaritanische Oberpriester Amran 195.
Samaritaner von Nâbulus 196.
Der heilige Fels auf dem Berge Garizim 196.
Der Jakobsbrunnen bei Nâbulus 197.
Bêtin, das alte Bethel 197.
Frau aus Bêtin 198.

### Afrika.

#### Largeau's Reise in der algerischen Sahara.

Neu-Biskra 337.
Weiber vom Stamme der Ulad-Naïl 338.
Biskra: Dorf und Zelte unter Palmen 339.
Moschee Sidi Ben Ferdha 340.
Palmen in der Oase von Biskra 341.
Mühle unter Palmen in der Oase von Biskra 342.
Si Mohammed Sahir ben Gana, gegenwärtiger Kaïd des Zab von Biskra 354.
Bu Aziz, früherer Kaïd des Zab von Biskra 355.
Ein Quartier der Eingeborenen in Biskra 356.
Der Bordsch und die Oase El-Mghajer 356.
Artesischer Brunnen in El-Mghajer (äußere Ansicht) 357.
Artesischer Brunnen in El-Mghajer (innere Ansicht) 358.
Neger und Negerinnen der Sahara 359.
Frau und Kind eines großen arabischen Häuptlings in der arabischen Sahara 370.
Ansicht der Kasba und der Oase von Tuggurt 371.
Mehadscheria (mohammedanischer Jude) 372.
Junge mohammedanische Jüdin 372.
Nezla in der Oase Tuggurt 373.
Die Dünen südlich von Tuggurt 373.
Nezla von Largeau's Führer 374.

### Südamerika.

#### Crevaux' Reise von Cayenne nach den Anden.

Ansicht von Surinam 2.
Tineri, Granitfels mit Skulpturen im Maroni 3.
Piroge vom Winde getrieben 4.
Stelle am Oyapok, wo der „Eridan" unterging 5.
Die Robinson-Schnelle im Oyapok 6.
Der „pataua" der Oyampys 7.
Todtenurne und Geschirr vom Oyapok 17.
Verlassene Hütte der Oyampys 18.
Ankunft von Emerillon-Booten 19.
Das Abhobeln eines Bogens 20.
Crevaux' Boot auf dem Oyapok 20.
Flötenspieler auf einem Flosse 21.
Oyampys-Indianer 22.
Die „Drei Stromschnellen" im Oyapok 34.
Lager bei den „Drei Stromschnellen" 35.
Marsch über eine Lichtung im Walde 36.
Die Quellen des Oyapok vom Pic Crevaux aus gesehen 37.
Verkrüppelter und normaler Fuß der Oyampys-Indianer 50.
Mahl im Walde 51.
Indianer beim Feuermachen 52.
Bau eines Bootes 53.
Fahrt auf dem Rouapir 54.
Wespennest 54.
Hängematte zum Tragen der Kinder 66.
Pagara (Korb) 66.
Begräbniß eines Piay (Arzt) 68.
Freundschaftstrunk im Dorfe des Macouipi 69.
Dampfbad einer Roucouyenne-Wöchnerin 70.
Der Roucouyenne-Häuptling Jacouman vertreibt den Teufel 82.
Binde. Pagara. Kniebund 83.
Vorbereitungen zum Maraké-Tanze 84.
Wespen-Marterwerkzeug. Ameisen-Marterwerkzeug. Sieb. Kamm 85.
Fang eines Ai 98.
Der Teufelsfelsen in der Macori-Schnelle 99.
Pono-Tanz 100.
Kaiman-Falle 101.
Urari (Strychnos Crevauxi) 102.
Arakupina 258.
Anfertigung der talru-Halsketten 259.
Schleifen des Halsschmucks scheri-scheri 260.
Schnurdrehen 260.
Spinnende Frau 261.
Der Tule-Tanz 262.
Krankenzauber 274.
Löffel aus dem Schädelknochen eines Affen 275.
Kniehaut eines 13jährigen Kindes 275.
Kniehaut eines 20jährigen Roucouyenne 275.
Popula, die Tochter und Gattin des Häuptlings Azauri 276.
Verlust eines Canoes 277.
Einfahrt in den Yary 278.
Der Amazonenstrom bei Tabatinga. Abfahrt von Kautschuksammlern 292.
Hütte der Orejones-Indianer am Iça 293.
Irdenes Geschirr der Orejones-Indianer 294.
Der Dampfer „Canuman" in Cuemby 294.
Ein Dampfer auf dem Iça 295.
Wohnungen von civilisirten Eingeborenen in Cuemby am Rio Iça 306.
Civilisirte Indianer vom Cuemby 307.
Ansicht der Anden vom Ufer des Rio San Juan aus 308.
Der Weiler Guinea 308.
Der Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie 309.
Carijona-Indianer 322.
Coreguaje-Indianer 322.
Carijonas-Indianer 323.
Coreguaje-Indianer 324.
Wie die Uitotos schnupfen 325.

#### Anthropologisches und Ethnologisches.

Negerkopf. Nach dem Gypsabgusse einer pompejanischen Leiche 12.
Eigenthumszeichen verschiedener Völker 311.

### Karten.

Das mittlere Französisch-Guayana und der Lauf des Oyapok, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 3.
Plan der Festung Dingil-Tepe 10.
Skizze von Khaibar 39.
Die Flüsse Parou, Yary und Rouapir, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 67.
Die südlichen Vogesen 280.
Die Flüsse Iça und Yapura, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 292.
Dr. Stecker's Aufnahme des Tana-Sees 345.


### Berichtigungen.

S. 16, Spalte 2, Z. 42. Die Tiefseeforschungen des „Travailleur" fanden nicht im Mittelländischen Meere, sondern im Biscayischen Meerbusen statt.
„ 185, „ 1, „ 41 lies „unempfindlich" anstatt toll.
„ 223, „ 2, „ 30. Das bei Mamussia aufgefundene Theater gehört der antiken Stadt Bura (nicht Kerynela) an.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 1.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

## I.

Jules Crevaux, Arzt erſter Klaſſe in der franzöſiſchen Marine, hatte ſeine erſte ſüdamerikaniſche Reiſe noch nicht ganz vollendet (vergl. „Globus“ XXXVII, Nro. 1 bis 6), als er ſchon den Plan zu einer zweiten entwarf. Nachdem er den Maroni und Yary erforſcht, mußte er zur Vervollſtändigung ſeiner Karte noch die Waſſerſcheide zwiſchen Oyapok und dem Amazonenſtrom beſuchen und den Paru, einen der größten aber unbekannteſten Flüſſe Guayanas, hinabfahren. Er war zu Ende December 1877 in Frankreich angelangt und hatte wegen ſchwerer Anämie einen ſechsmonatlichen Urlaub erhalten; doch ſchon nach dreimonatlicher Krankheit erholte er ſich raſch, und auch ohne den Gebrauch von Chinin kehrten die Fieberanfälle nur ſelten wieder. Raſch beendete er ſeinen Reiſebericht, ließ ſeine Routenkarten zeichnen und ſchiffte ſich am 7. Juli 1878 in St. Nazaire wieder nach Südamerika ein. Während ſeines Aufenthaltes in Demarara lernte er den engliſchen Reiſenden E. Im Thurn kennen ſowie eine Bande Makuſi-Indianer, welche dieſer vom obern Eſſequibo mitgebracht hatte. Er verdankte demſelben zahlreiche ethnographiſche Gegenſtände und konnte ſeine wilden Begleiter, welche durchaus den Roucouyenne-Indianern in Guayana gleichen, photographiren. Unter anderen Gegenſtänden, die er am Yary nicht geſehen hatte, fand er bei ihnen Blasrohre und Schuhe. Aus erſteren, welche genau ebenſo ſind, wie diejenigen der Indianer am obern Amazonenſtrom, werden kleine mit Curare vergiftete Pfeile geſchoſſen. Die Schuhe, deren Sohle aus der Blüthenſcheide von Miritis geſchnitten iſt, ſchützen die Füße bei Wanderungen über die Savanen, wo der Boden hauptſächlich aus Eiſenerz beſteht.

Am 28. Juli 1878 landete Crevaux zum vierten Male in Franzöſiſch-Guayana. Seine beiden Schwarzen, welche ihn auf ſeiner erſten Reiſe begleitet hatten, der tapfere Apatu und der furchtſame Joſeph, hatten ſich nicht zum Stelldichein eingefunden; nur ſein kleiner Hindu-Diener Sababodi, den er wegen Krankheit zurückgeſchickt hatte, war zur Stelle. Wegen der Unmöglichkeit, in Cayenne auch nur einen einzigen Begleiter anzuwerben, reiſte er am 3. Auguſt nach Surinam oder Paramaribo, der Hauptſtadt von Niederländiſch-Guayana, wo er in dem einzigen Gaſthofe das einzige Zimmer mit zwei franzöſiſchen Goldſuchern theilen ſollte. Glücklicherweiſe hatte jeder der drei ſeine Hängematte bei ſich, ſo daß ſie das unſaubere Bett den Flöhen ungeſtört überlaſſen konnten. Paramaribo iſt eine kleine reinliche Stadt mit weißen ſpitzen Häuſern, welche auf ebenem Boden am linken Ufer des Surinam-Fluſſes an einander gereiht ſtehen. Schwer läßt ſich erklären, warum der Ort auf einer Stelle erbaut iſt, welche unter dem Niveau des Hochwaſſers liegt, wenn man nicht annehmen will, daß die Holländer ihre Geſchicklichkeit in der Anlage von Deichen, Dämmen und Kanälen haben zeigen wollen. Paramaribo iſt trotz ſeiner ſchlechten Lage geſund und ſteht darin Cayenne nicht nach, obwohl letzteres höher liegt und von der Seebriſe getroffen wird. Die Kreolen der holländiſchen Kolonie ſind gegen Fremde ſehr liebenswürdig; Crevaux macht ihnen nur zum Vorwurfe, daß ſie unter ihrem lachenden Himmel und üppigen Vegetation den kalten, melancholiſchen Charakter der nördlichen Völker ſich bewahrt haben. Ein großer Theil der weißen Bevölkerung beſteht aus Juden; angeblich haben ſie wegen ihrer Waſſer-

ſchen unter allen holländiſchen Kolonien Guayana als die nächſtliegende bevorzugt. Ihre Nachkommen ſcheinen das warme Klima ziemlich gut zu ertragen. Ein jüdiſcher Arzt, den der Franzoſe dort kennen lernte, ſtellte ihm ſeine fünf Geſchwiſter und ſeine Eltern vor, welche ſich ſämmtlich einer vollkommenen Geſundheit erfreuten.

Durch die Unterſtützung des Gouverneurs Van Suypeſteyn hoffte Crevaux eine Mannſchaft von Buſchnegern oder Yukas vom Tapanahoni-Fluſſe zu erhalten. Dieſe Wilden ſind ſchwerer zu lenken, als die eleganten Schwarzen in Lackſtiefeln und rothen Krawatten, welche auf dem Quai ſpazieren gehen, ſind dafür aber ſehr geſchickt, ein

Anſicht von Surinam. (Nach einer Photographie.)

Boot durch die zahlloſen Stromſchnellen der Flüſſe Guayanas zu führen. In Ermangelung von Buſchnegern jedoch mußte er ſich entſchließen, vier von den ſolideſten Schwarzen der Stadt für täglich 5 Franken, alles in allem, an-

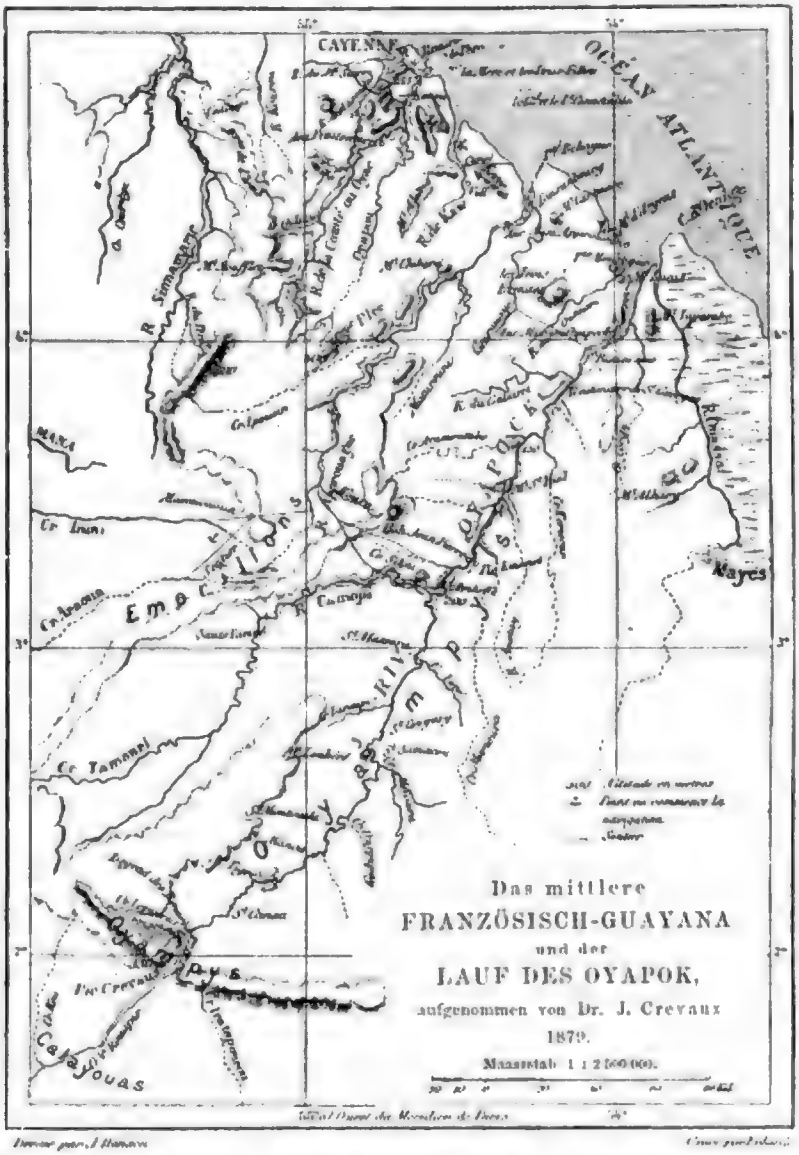
Tineri. Granitfels mit Skulpturen im Maroni. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

zuwerben. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte er, daß dieſe civiliſirten Neger die Füße auswärts ſetzen, während die ſchwarzen Yukas und Bonis mit faſt parallelen Füßen gehen, wie die Eingeborenen Südamerikas. Dieſer Unterſchied entſteht wahrſcheinlich durch die Schwierigkeit, im Walde zu gehen: die Schmalheit der Pfade zwingt den Wanderer, oft den linken Fuß in die Tapfe des rechten zu ſetzen.

Crevaux wartete ſchon ſehnſüchtig auf eine Gelegenheit, um nach Franzöſiſch Guayana zurückzukehren, als die Nachricht kam, daß die Goëlette, welche den Poſtdienſt zwiſchen Paramaribo und dem Maroni verſah, dicht vor der Mün-

dung des Surinamflusses gescheitert war. Der Gouverneur hatte zum Glück den Gedanken, einen Kriegsdampfer dafür einzustellen, welcher in einigen Tagen abfahren sollte. In der Zwischenzeit besuchte er das Spital, wo er bei Schwarzen, Mulatten und auch bei Weißen auffallend viel Elephantiasis fand, und die kleine Sammlung lebender Thiere im Garten des Regierungsgebäudes. Am 10. August erfolgte dann die Abreise. Die Ueberfahrt nach Saint-Laurent du Maroni nimmt gewöhnlich 12 Stunden in Anspruch; da aber das Schiff unterwegs hydrographische Untersuchungen zu machen hatte, dauerte es diesmal vier Tage, und trotz der Freundlichkeit, mit welcher die niederländischen Offiziere dem Reisenden entgegenkamen, war es für diesen nicht sehr angenehm, daß drei Tage lang in Sicht der Maroni-Mündung Sondirungen vorgenommen wurden.

Die Holländer haben ein Interesse daran, diesen Theil




der Küste genau kennen zu lernen, da die von Europa nach Surinam bestimmten Schiffe in dieser Gegend dem Lande sich nähern; und dabei ist die Küste von Britisch- und Holländisch-Guayana so flach, daß der Schiffer dort keine einzige Landmarke trifft, um danach seine Position auf der See zu bestimmen.

Als Crevaux bei der Strafanstalt Saint-Laurent endlich landete, fand er dort seinen frühern Begleiter Apatu vor, allerdings in krankem Zustande; doch konnte er ihn schließlich zur Theilnahme an seiner neuen Reise bewegen, indem er ihm versprach, ihn nach Vollendung derselben nach Frankreich mitnehmen zu wollen. Während Apatu seine völlige Genesung abwartete, unternahm sein Herr einen Ausflug nach einem Granitfelsen, der mit Zeichnungen der alten Anwohner des Maroni bedeckt sein sollte. Zwei Kollegen von der französischen Marine und der Kaufmann Tollinche begleiteten ihn, letzterer als Führer zu der schwer zu findenden Merkwürdigkeit. Um 3 Uhr Nachmittags wurde aufgebrochen und gegen 7 Uhr Abends die Insel Portal erreicht, wo seit etwa 20 Jahren die vier

Brüder Bard wohnen. Dort warteten ſie bis 11 Uhr den Eintritt der Fluth ab. Der älteſte der Brüder beſchäftigt ſich neben dem Ackerbau auch damit, wiſſenſchaftliche Sammlungen anzulegen, namentlich von Schmetterlingen und anderen Inſekten. Darunter befand ſich die Fulgor laternaria, welchen eine unerſchrockene Holländerin Fräulein von Merian, die ihre Liebe zur Wiſſenſchaft mit dem Leben hat bezahlen müſſen, zuerſt am Oyapok gefunden hat. Ihre Behauptung aber, daß das Inſekt genügendes Licht verbreite, daß man dabei zeichnen könne, haben neuere Forſcher in Abrede geſtellt, und weder die Brüder Bard, noch ſpäter Apatu, welchem das Thier im Pariſer Muſeum gezeigt wurde, wollten davon etwas wiſſen.

Gegen 11 Uhr Abends wurde die Fahrt fortgeſetzt; es war Vollmond, der Himmel vollkommen klar, und es war eine Luſt, auf den ruhigen Fluthen des ſchönen Stromes ſich zu ſchaukeln. Gegen Mitternacht bemerkten ſie auf der Höhe der Inſel Portal und ganz dicht am holländiſchen Ufer einen runden Granitfels, der etwa 1½ m aus dem Waſſer emportauchte. Crevaux ſprang zuerſt auf denſelben hinauf und fand ſofort eine Höhlung, worin die früheren Einwohner ihre Steinäxte ſchärften; bald darauf fand man eine in den Fels geritzte menſchliche Figur und ein phantaſtiſches Thier, etwa 1 cm tief und über 1 m lang. Raſch wurden Abklatſche der Felszeichnungen genommen und dann auf dem Felſen ſelbſt, den die Galibis „Tineri“ nennen, die Mahlzeit eingenommen. Gegen Mittag langten ſie ermüdet wieder in St. Laurent an.

Der Geologe Brown, welcher auf den Felſen am Eſſequibo und Correntyne eine große Menge ſolcher Steinritzungen gefunden hat, ſchreibt ſie einer höhern Kulturſtufe zu, als ſie die jetzigen Indianer beſitzen. Crevaux theilt dieſe Anſicht nicht, weil eine Vergleichung der alten Zeichnungen mit den heutigen keinen Unterſchied erkennen läßt. Die Froſchfiguren, welche Brown am Eſſequibo geſehen, ſind nichts als menſchliche Geſtalten, wie ſie die Galibis, Roucouyennes und Oyampys noch täglich auf ihren Pagaras, ihrem Geſchirre oder ihrer eigenen Haut anbringen. Crevaux

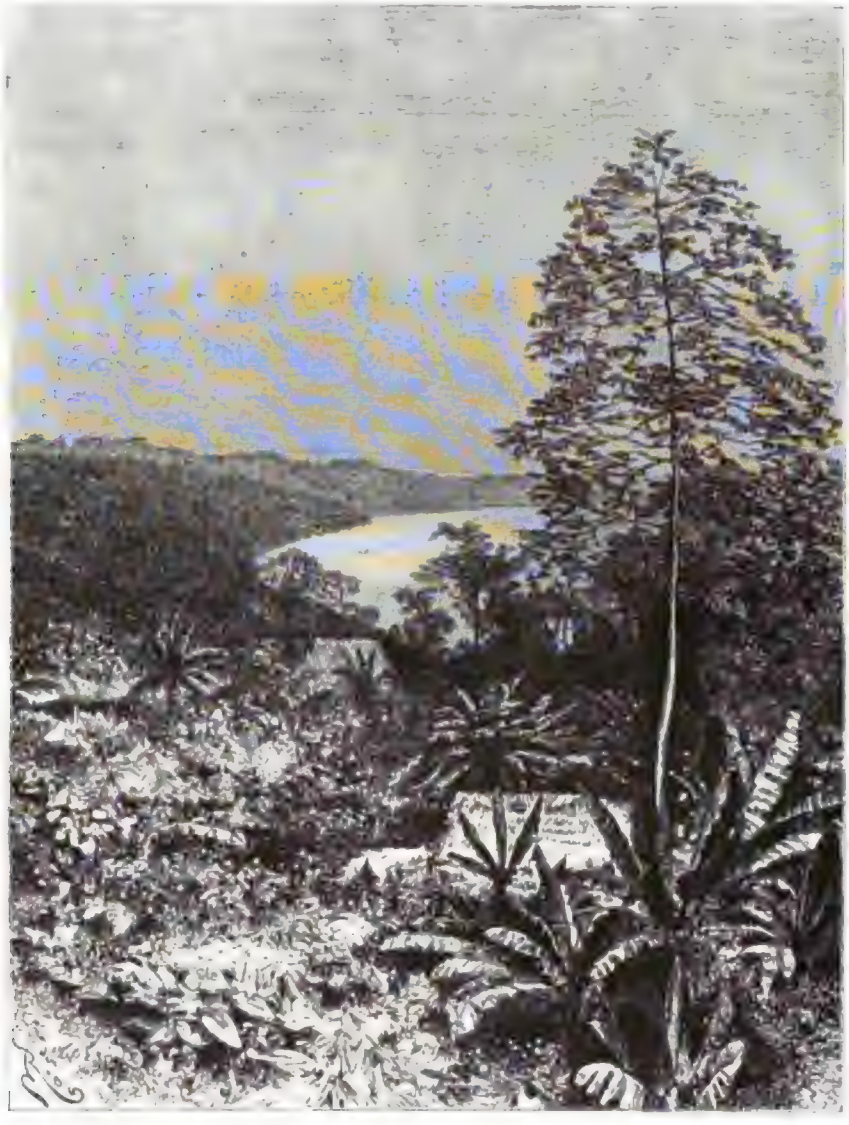
Piroge vom Winde getrieben. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

hielt dieſelben anfangs auch für Fröſche, aber die Indianer ſelbſt ſagten ihm, dies wäre ihre Art, Menſchen darzuſtellen. Brown glaubt, daß die Felsritzungen mit eiſernen Werkzeugen oder mit der Spitze eines in naſſen Sand getauchten Stockes ausgeführt ſind, während Crevaux es durch das Reiben von Stein gegen Stein erklärt. Obwohl wir von der Richtigkeit der Andree'ſchen Erklärungsweiſe (ſ. „Globus“ XXXIX, S. 247) feſt überzeugt ſind, ſetzen wir doch die Crevaux'ſche hierher. Er vermuthet hinter ihnen einen religiöſen Zweck. Die jetzigen Indianer, ſagt er, ziehen nie in den Krieg oder begeben ſich auf eine Reiſe, ohne ſich den Leib mit Figuren zu bemalen, welche die Teufel, die ſie zu Tode bringen könnten, zu verjagen beſtimmt ſind. Da nun dieſe Malereien genau mit den alten Felsritzungen übereinſtimmen, ſo iſt es glaublich, daß beide dieſelbe Bedeutung haben [1]).

Am 15. Auguſt kehrte Crevaux mit ſeiner Mannſchaft und zwei niedlichen, von den Boni-Negern geſchnitzten Pirogen nach Cayenne zurück, wo er gerade Zeit genug hatte, die letzten Vorbereitungen zu treffen, um dann am 21. den Gouverneur Huart auf einem Dampfer nach dem Oyapok-Fluſſe begleiten zu können, deſſen niedriges Mündungsland bald erreicht war. Tauſende von Silberreihern mit weißem Gefieder und Federbuſche und feuerrothe Ibis flogen vor dem nahenden Schiffe auf, und weiterhin ſchwebten Schaaren reizender grüner Sittiche über den Strom. Bald darauf lief das Schiff auf und blieb

[1]) Der oben erwähnte Eberhard F. Im Thurn hielt am 10. Mai 1880 in der Royal Geographical Society zu London einen Vortrag über ſeine Reiſe in Britiſch-Guayana, bei deſſen Diskuſſion Sir Henry Barkly die Anſicht eines Karibenhäuptlings mittheilte, wonach Felszeichnungen am Corentyne-Fluſſe vom Großen Geiſt herrührten, welcher ſeinen Fuß vom Himmel herabſtrecke und ſie mit ſeiner großen Zehe in den Fels ritze. Im Thurn fügte dann hinzu, daß, wenn die Indianer an eine hohe Klippe oder einen Berg mit ſolchen Zeichnungen kämen, ſie ſich rothen Pfeffer in die Augen rieben, um die in ſolchen Felſen hauſenden Geiſter zu beſänftigen. Danach verknüpften jetzt wenigſtens die Eingeborenen mit dieſen Ritzungen religiöſe Vorſtellungen, wie ſie jedoch den urſprünglichen Verfertigern gewiß fern gelegen haben.

einen vollen Tag liegen, so daß sie erst am Nachmittage des 24. August die Strafanstalt (Pénitencier) Saint Georges erreichten. Dort ließ er sein Gepäck und seine beiden Pirogen ausladen und suchte seine Mannschaft zu vervollständigen, was ihm aber nicht gelang; denn ein Goldsucher von Cayenne hatte bereits alle kräftigen Leute in Beschlag genommen, und nur um einen einzigen alten Mann verstärkt, setzte die kleine Expedition gegen Abend des 26. ihre Fahrt auf dem Oyapok fort. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt begegnete ihnen eine Piroge mit Wind von hinten; Mast und Segelwerk bestanden einfach aus Palmenblättern, die fächerförmig angeordnet waren. Eine Stunde später erreichte man am linken Ufer bei einer Biegung des Stromes Felsen, die, unter dem Wasser verborgen, den



Stelle am Oyapok, wo der „Eridan" unterging. (Nach einer Photographie.)

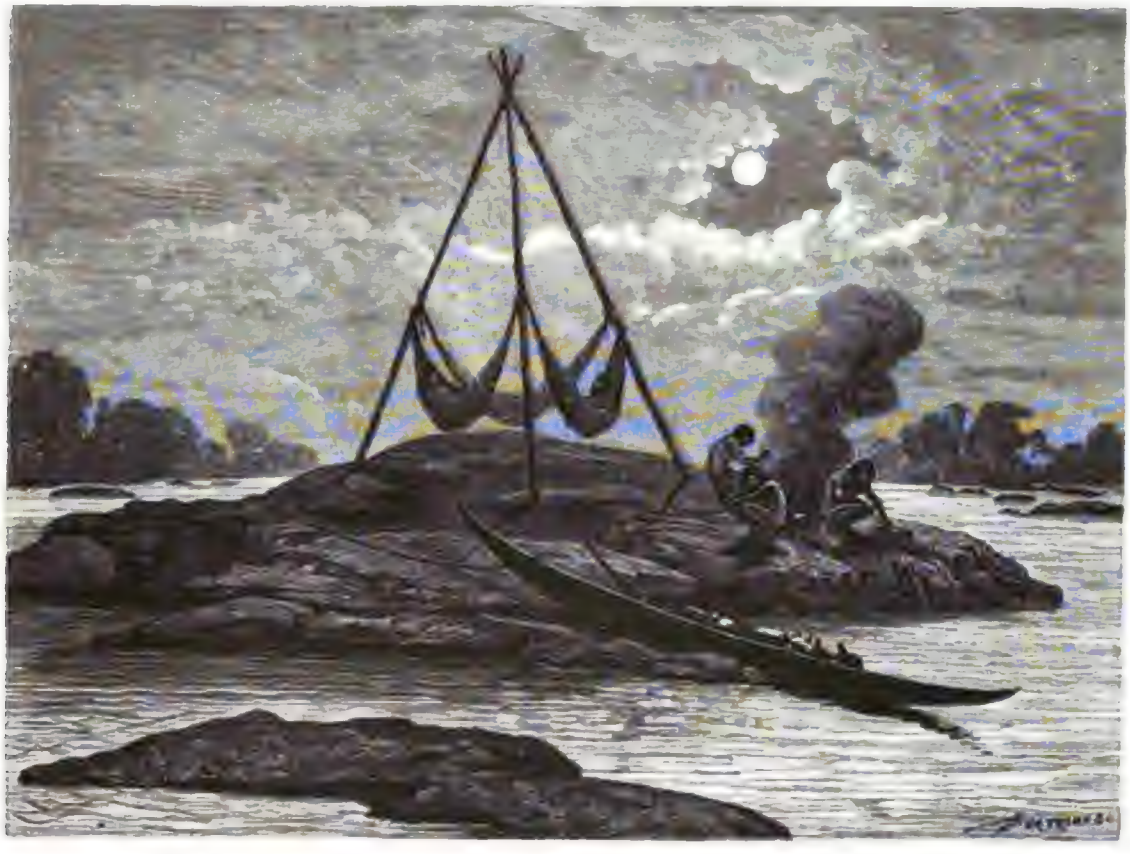
Verlust des Dampfers „Eridan" herbeigeführt hatten. Das eiserne Kriegsschiff war auf dieselben aufgelaufen und im Verlaufe von wenigen Minuten gesunken. Das war ein Unglück für den damaligen Gouverneur, welcher in Ungnade fiel, aber ein Glück für die Oyampy-Indianer, die aus dem Eisen sich Harpunen machten, während sie früher wie die Roucouyennes sich eines spitzen Knochens dazu bedienten, der mittels eines getheerten Fadens hakenförmig an das Ende eines harten Holzes befestigt wurde.

Bei Einbruch der Nacht machten sie an der kleinen Insel Platnaré Halt und hingen ihre Hängematten an den Pfählen eines Schuppens auf, welchen einige civilisirte Indianer dort bewohnten. Bei Sonnenaufgang am 27. setzten sie die Fahrt fort und passirten bald die Mündungen zweier Zuflüsse von rechts, des Platnaré, welcher für Boote zwei Tagereisen aufwärts schiffbar ist, und des Siparini (eine halbe Tagereise weit befahrbar). Letzterer Name kommt in Guayana häufig vor; alle so benannten Flüsse beherbergen den von den Bootsleuten wegen seines Stiches so gefürchteten Rochen (sipari) in großer Anzahl. Gegen 8 Uhr wurde

Die Robinson-Schaukel im Unapot. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

die kleine Inſel Casſeſoca paſſirt, auf welcher ſich ein alter Thurm erhebt, der längſt eingeſtürzt wäre, wenn ihn nicht die ganz bedeckenden Bäume und Lianen noch aufrecht hielten. Früher lag dort eine kleine Beſatzung, um den Unterlauf des Oyapok gegen die kriegeriſchen Boni-Neger zu ſchützen. An dieſer Stelle beſtehen die Ufer aus Bergen von 150 m Höhe; es zieht ſich dort eine der Küſte parallele Bergkette hin, welche der Fluß durchbrochen hat, aber noch nicht vollſtändig; denn da ſie aus hartem Granit beſteht, ſo iſt das Flußbett mit mächtigen Felſen bedeckt, zwiſchen denen das Waſſer Fälle und Schnellen bildet. Mitten in dieſem erſten Katarakt des Oyapok liegt eine kleine Inſel, welche lange Jahre hindurch von Jaques, einem bei Malplaquet verwundeten Soldaten des Marſchalls de Villars bewohnt worden iſt, der dort ein echtes Robinſon-Leben führte. Als ihn der berühmte Malouët, der Gouverneur der Kolonie, beſuchte, zählte er an 100 Jahre. Seine Inſel heißt heute bei den Eingeborenen Acajou (Akaſhu) nach einer gelben ſauern Frucht (Anacardium occidentale), welche ſicher in Südamerika einheimiſch iſt, weil alle Seefahrer aus der Zeit der Conquiſta und die modernen Reiſenden ſie bei allen Wilden dort gefunden haben. Die Inſel Acajou iſt ein reizender Platz, wo die Eingeborenen gewöhnlich übernachteten. Als Zeichen ihrer Anweſenheit haben die Oyampys Furchen und ovale Höhlungen im Felſen zurückgelaſſen, in denen ſie ihre ſteinernen Aexte ſchliffen. Der



Der „pataua“ der Oyampys.

Robinſon-Fall nimmt es mit dem Hermina, der unterſten Stromſchnelle im Maroni, in jeder Hinſicht auf. Alle Flüſſe in Franzöſiſch-, Niederländiſch- und Britiſch-Guayana ſind nämlich für Dampfer nur 80 bis 100 km weit aufwärts ſchiffbar; dann werden ſie von Granitfelſen durchſetzt, welche nur für leichte Fahrzeuge ohne Kiel und Steuerruder paſſirbar ſind. Etwas oberhalb des Falles mündet von links ein kleiner Zufluß Courmouri d. i. Bambu. Ebenſo nennen die Indianer ihre Pfeile, welche in ein, wie eine Meſſerſchneide geſchnittenes Bambuſtück auslaufen, und mit denen ſie den Jaguar und ſelbſt das dickhäutige Tapir erlegen. Nachdem man die Boote an Seilen über die runden Felſen in der Stromſchnelle hinweg geſchleppt, ſetzte man die Fahrt in ruhigerm Waſſer fort und lagerte zur Nacht auf ähnlichen Felſen am rechten Ufer. Die Surinam-Neger, welche leicht zu erzürnen ſind, beklagten ſich bitter darüber, daß ſie auf nacktem Stein übernachten ſollten, wo ſich keine Hängematten anbringen ließen. Aber Apatu und der alte Indianer wußten Rath; bald hatten ſie drei Bäume gefällt, oben zuſammengebunden und dann im Dreieck aufgeſtellt, ſo daß drei Hängematten daran befeſtigt werden konnten. Dieſe von den Oyampys trotz ihrer Faulheit täglich benutzte Vorrichtung heißt „pataua“; ſie macht zwar etwas Mühe, aber man vermeidet ſo die Berührung mit allerlei läſtigem Gethier. Nachdem Crevaux ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen angeſtellt und ein erfriſchendes Bad genommen, ſpeiſte er von ſeinen Vorräthen in üppiger Weiſe und legte ſich dann in ſeine Hängematte, ſorgfältig darauf achtend, daß ihm der Mond im Rücken war. Die Kreolen in Guayana fürchten deſſen Strahlen ebenſo ſehr, wie die

der Sonne, weshalb man die Kindermädchen in den Straßen von Cayenne Abends nie ohne einen großen Regenſchirm ſieht, den ſie ihren Pflegebefohlenen über das Geſicht halten. In der That wurde auch Crevaux mitten in der Nacht durch ſein grelles Licht geweckt, mußte ſeine Lage ändern und ihm von Neuem den Rücken zudrehen.

---

# Ethnographiſches über die Teke-Turkmenen.

Von Dr. **Heyfelder**, Chefarzt der ruſſiſchen Expeditionstruppen.

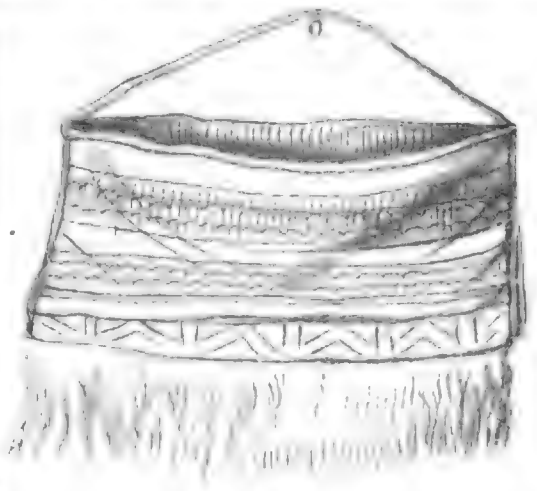
Feſtung Göl-Tepe, 6. Februar 1881.

Als wir die Feſtung Göl-Tepe am 12. (24.) Januar erſtürmt hatten, ſo beſuchte ich mit dem perſiſchen Militärbevollmächtigten das Innere dieſes großen, länglichen Raumes, deſſen längſter Durchmeſſer $^3/_4$ Stunde, deſſen Breite etwa $^1/_2$ Stunde beträgt. Eine zweifache, hohe, 20 Fuß dicke Umfaſſungsmauer, vor und hinter derſelben tiefe Gräben mit Erdwohnungen, bildeten die Einfaſſung. Auf dem Hochplateau, welches das Innere der Feſtung bildet, ſtanden dicht gedrängt, nach der Mitte zu etwas ſeltener werdend, einige Tauſend Kibitken (Filzzelte von der Geſtalt eines Bienenkorbes), worin ſich etwa 3000 Weiber, ebenſoviel Kinder, viele Hundert kleiner, ſchwarzer Kühe, Kameele, Eſel, Maulthiere, Ziegen, Schafe, ſchöne große Windhunde und ſtarke weißgelbe Haus- und Hofhunde, einige ſeltene rothe Katzen, Hühner und Hähne und, was uns beſonders intereſſirte, eine Anzahl junger edler Pferde oder auch einzelne verwundete Reitpferde befanden. Unendlich viel Erſchlagene lagen herum, ſowohl Kämpfer in charakteriſtiſcher Stellung, als Männer, Weiber und Kinder, welche durch die Beſchießung getödtet und längſt nicht mehr begraben worden waren. Auch der treuen Hausthiere lagen nicht wenige neben den Menſchenleichen. In früherer Zeit hatten die Teke ihre Todten ſorgfältig begraben, wovon mehrere gut gehaltene Kirchhöfe im Innern der Feſtung zeugten. Aber in den letzten Tagen, vielleicht Wochen, war es nicht mehr möglich geweſen und die Erſchlagenen blieben auf dem Platz, in den Kibitken, auf der Mauer unbeerdigt liegen. Auf dem freien Platz im Innern ſahen wir eine Anzahl Leute in Feſſeln. Halseiſen, durch Ketten mit Fußſchellen verbunden, hinderten dieſelben am Gehen, am Liegen, am Arbeiten. Es waren, wie mir mein Gefährte ſagte, perſiſche Gefangene. Da ich in einem der Lazarethe einen Schloſſer hatte, ſo ließ ich einem Theil von ihnen die Feſſeln abnehmen; unterdeß waren die Anderen aber trotz aller Gehhinderniſſe verſchwunden, von ihren Landsleuten abgeholt, befreit, geflüchtet, geborgen.

Mein Beruf führte mich täglich in die Feſtung zu den ſie beſetzt haltenden Truppen, zu den verwundeten Teke-Frauen, zur Ueberwachung der Maſſenbegräbniſſe, Leichenverbrennungen und dergleichen.

Wenn ich auch beinahe 30 Jahre Arzt und ſeit 1863 auf der Kriegsfährte bin, mein menſchliches Gefühl, meine Sinne und das äſthetiſche Bedürfniß des Gebildeten haben in dieſen zehn Tagen mehr gelitten, als während des ganzen ſchweren Feldzugs. Ich habe in dieſer Zeit kein Fleiſch mehr eſſen können; einige Tage überhaupt nichts. Der Schlaf, der mir ſtets ein treuer Freund und Begleiter geweſen, während die Kugeln meine Filzhütte Tagelang beſtrichen und trafen, litt unter dieſen Eindrücken, und wie mir, geht es vielen Anderen.

Wir fanden überall die Spuren großen Fleißes und mannigfacher Gewerbethätigkeit: einige Schmiedeſtätten mit allerlei, zwar rohen, doch dem unſrigen entſprechenden Werkzeug; ein Laboratorium, wo Pulver bereitet wurde; einzelne Kibitken mit Färbeſtoffen, ſehr viele mit reifen Baumwollnüſſen, verarbeiteter und in Schläuchen aufgehangener ſchönſter, reinſter Wolle, Kameelshaare, Schafswolle in Säcken geſammelt, andere ſchon gereinigt, gekrempelt, geſponnen, gehaspelt, auf Knäuel gewickelt, dazu die Krempelmaſchinen,



Taſche, wie ſie in den Kibitken hängen.

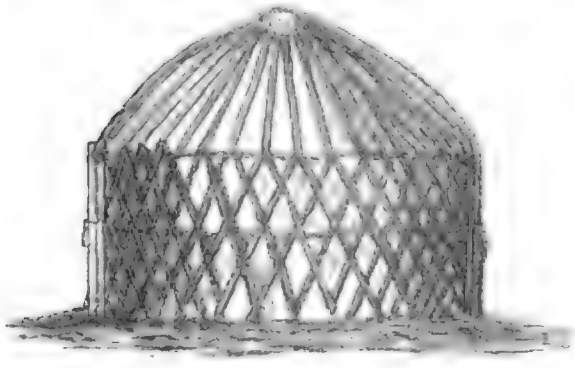
Spindeln, Haspeln, Garnwinden. Dann Säcke, Teppiche, Borten um die Kibitken, rohe und feine, einfarbige oder bunt gewebt, dazu auch grobe Weberſchiffe, aber keine Webeſtühle, wie ich ſie in Armenien geſehen. Vielleicht machen die Teke-Frauen nur Arbeiten kleineren Formates und ſind die Hunderte und aber Hunderte von großen, alten und neuen Teppichen lauter Beuteſtücke aus Perſien, welche die Teke bei ſich aufgeſpeichert, womit ſie ihre Kibitken geſchmückt, ihre Pferde behangen, ihre Lager bedeckt haben. Jedenfalls Produkt des eigenen (weiblichen) Gewerbefleißes ſind die groben, grauen, einfach geſtreiften Korn- und Mehlſäcke, die etwas feineren, meiſt roth, weiß, ſchwarz geſtreiften oder geblümten Säcke für Transport und Aufbewahrung von Kleidern, welche im ganzen Orient eine halbe Pferde- oder Kameelladung aufnehmen und Mafraſch heißen; endlich kleinere, breitere, elegantere Taſchen mit langen Franzen, die gleich Chiffonièren in den Zelten aufgehängt werden und zur Aufbewahrung von Allerlei dienen. Wir adoptirten ſie ſogleich als Papierkörbe, Zeitungshalter, Chiffonièren und fanden ſie in unſeren möbelloſen Filzhütten ſehr praktiſch. Endlich noch kleinere Taſchen aus Teppichſtoff, ähnlich wie Jagd- und Schultaſchen mit ſchönen Muſtern, aber nie mit einer bildlichen Darſtellung, und ſtets in geſättigten Farben, in denen türkiſch Roth, perſiſch

Grün und Weiß vorherrſchen, indeß Schwarz die Zeichnung markirt, während Blau und Violett abſolut fehlen. Dieſe Taſchen hingen ſich unſere Soldaten mit Vorliebe um und paradirten damit nach der erſten Zeit der Plünderung. Man ſagte mir, daß ſehr gute Stempelſchneider unter den Teke ſind, denn man fand Stempel, ſcharf und gut geſchnitten, mit welchen ſie ihr feines Silbergeld ſtempelten. Wir fanden ferner neue, gute, im vorigen Jahr eroberte Magazingewehre, alte Arkebuſen, von den Perſern geraubte Kanonen, Piken, halbmondförmige Schwerter, gute morgenländiſche Klingen, alt-tatariſche Helme, Ritterrüſtungen, perſiſches und tekiniſches Silbergeld, Sicheln, Schaufeln, doch nichts, was einem Pflug ähnlich ſieht. Dagegen waren die Umgebungen der Feſtung weit und breit beſäet, terraſſenförmig abgetheilt und zur Berieſelung vorbereitet; Wein- und Obſtgärten ſind wie bei jeder Niederlaſſung in gutem Zuſtand. Mein klein bürgerliches Gemüth ſah ebenſo ſchmerzvoll auf die von uns zum Feuern und Kochen umgehauenen Feigenbäume und Obſtgebüſche, wie auf die zu Tauſenden herumliegenden und ſich aufrollenden Knäuel feiner Wollfäden, welche fleißige und geſchickte Frauenhände kunſtreich aus den Hüllen der vierfüßigen Haus- und Steppenthiere bereitet. Deutſcher Pedant, Sohn einer deutſchen Hausfrau, warum mußteſt Du auch nach Mittelaſien gehen und Gök-Tepe erſtürmen helfen?

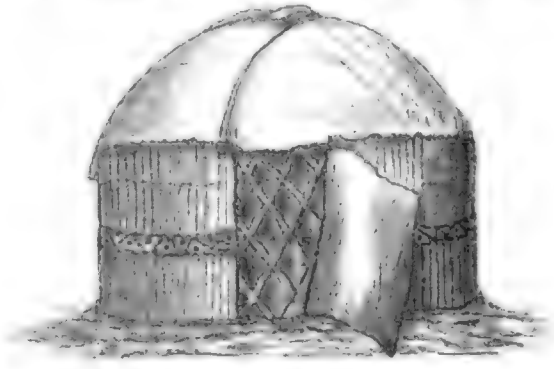
Geſteppte Decken fanden ſich in allen Wohnungen mehrere; Strickzeug und halbgeſtrickte Handſchuhe lagen unter den Trümmern umher.

Schöne weiche Seile aus Kameelshaaren, leinene Bindfaden, etwas locker gewebte, aber ſchön gebleichte Leinwandſtücke, Handtücher mit roth verzierten Enden, Wollenſtoffe und ſchöne ſeidengeſtickte Feſtkleider geben uns eine hohe Meinung vom Fleiß und der Geſchicklichkeit der Teke-Weiber. Ein ſolches Feſtkleid, ähnlich geſchnitten wie jene willkürlichen modernen Mantillen, hat meiſt hellgelben Grund und darauf in dem Geſchmack, wie die perſiſchen Tiſchdecken und Kiſſen geſtickt ſind, Guirlanden in rother, grüner und ſchwarzer Seide. Es iſt ſchade, daß keine Pariſerin die Expedition mitmachte, wir hätten ſonſt gewiß im nächſten Frühling einen Umhang à la Teké als herrſchende Mode erhalten.

Die Wohnungen der Teke beſtehen aus Kibitken und



Rumpf einer Kibitke.



Kibitke von außen in fertigem Zuſtande.

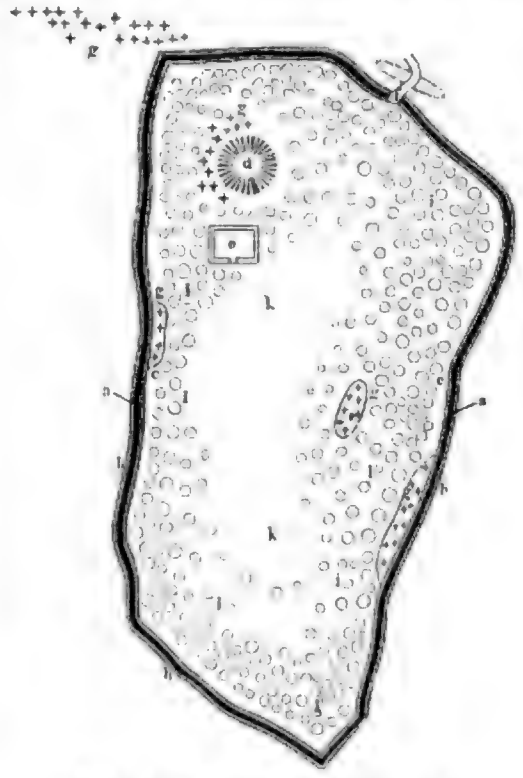
Erdhöhlen. Die letzteren ſind nicht nur während eines Bombardements ein guter Zufluchtsort, ſondern auch in der großen Sommerhitze ein kühler Aufenthalt, im Winter relativ warm. Im Winter ſitzen die Aſiaten in denſelben auf einer Unterlage von dickem Filz, darüber einen oder zwei Teppiche, den Körper mit einer geſteppten Wattedecke zugedeckt. Manchmal brennt ein Feuerchen auf dem Boden oder ein Kohlenbecken zur Erwärmung. Die Kibitke beſteht aus einem Holzgeflecht, das in mehreren, 4 bis 6, Theilen auseinander genommen werden kann und welches den Körper des Hauſes bildet. Die Eingeborenen verſtehen dieſes Geländer kunſtgerecht zuſammenzufügen, und nun ſteht eine Art Dornenkrone da, welche mit einem gewebten, oft ſchön gezeichneten, breiten Band umgeben wird, welche die Theile feſt zuſammenhält, während die unteren Enden der Stäbe kreuzweiſe in der Erde ſtecken. Oben auf dieſem offenen Geländerring ſieht man eine Anzahl Stangen, welche in einem Rad konvergiren und ſo die Strebepfeiler bilden, auf welchen das Dach ruht. Das ganze Gerüſt wird mit einem Mantel von Filzen bedeckt, die, in mehrere Stücken zerfallen, an ihren Enden übereinander gezogen und mit Seilen aus Kameelshaaren zuſammengebunden ſind. Nun kommt noch eine äußere Hülle von Schilfmatten hinzu, welche wieder mit einem gewebten Bande umſchlungen und befeſtigt ſind. Als Thür dient ein hölzerner Rahmen, in dem hölzerne Thürflügel aufgehängt ſind, jedoch ohne eiſerne Angeln oder Schlöſſer. Häufig vertritt ein Teppich die Stelle der Thür oder hängt noch über derſelben. Oft iſt außen neben der Thür ein kleiner, ſchlechter Spiegel angebracht, vor dem, wie ich vorausſetzte, die Frau oder das Fräulein vom Hauſe ihr Haar ordnete, und das wahrſcheinlich, weil es im Innern ſtets dunkel iſt. Man läßt das Licht von oben herein, indem man die Filzvorhänge über dem Dachrad auseinander zieht; durch eine kleine, eben da angebrachte Spalte zieht der Rauch hinaus, wenn in der Kibitke geheizt oder gekocht wird. Der Herd iſt ein Loch in der Erde, über dem ein Dreifuß mit einer großen eiſernen Schüſſel ſteht. Das ſchönſte weißeſte Fett (ungewiß, ob vom Schaf, Kameel oder Ochſen), ausgelaſſen und in Kameelsmagen gefüllt, findet ſich in allen Haushaltungen. Häckſel von Stroh, getrockneter Klee in Bündeln und komprimirt, eine Miſchung von gehacktem Stroh und Heu zu Mauern aufgehäuft und gepreßt, oder in Erdlöchern vergraben, oder in Mafrafch (Säcke) gefüllt und aufgeſtellt, fanden wir in großen Mengen vor. Was Korn und Mehl für die Menſchen und Futter für die Thiere betrifft, ſo hätte die Feſtung ſich noch lange halten können. In dem Fett backen die Orientalen ſchwer verdauliche Teigklumpen in jenen Schüſſeln, welche trocken erhitzt als Backofen für das matzeartige, flache Brod (Tſchurogi) dienen. Wir ſahen dieſe Handgriffe und Zubereitungen theils im Lager der gefangenen Frauen, theils von den jetzt die Oberhoheit Rußlands anerkennenden, unter uns erſcheinenden Chans und ihren Familien ausgeübt.

Charakteriſtiſch ſind auch die vorgefundenen Schmuckſachen: Ringe, Hals- und Armbänder, übergroße Broſchen, Kämme von Silber mit großen rothen Achaten beſetzt. Dagegen ſind einige Uhren, Bügeleiſen und Ketten europäiſchen Urſprungs. Bücher, in türkiſcher, perſiſcher und der Teke-(?) Sprache gedruckt und geſchrieben, fanden ſich ziemlich viele vor. Sie wurden meiſt ſorgfältig aufgehoben und höheren Offizieren übergeben. Wir hören, ſeit ſie anfingen ſich zu ergeben, daß ſie einen Theil ihrer Schätze vergraben, und ihre vornehmeren Frauen mit allerlei Beſitz auf Kameelen und Pferden längſt geflüchtet haben. Nachdem ſie äußerſt tapfer gekämpft und alle Vorſchläge, ſich zu ergeben oder Weiber und Kinder zu flüchten, prahleriſch abgewieſen, war es kein Meiſterſtück von Mannhaftigkeit, daß ſie beim Gelingen des Sturmes durch ein Ausfallsthor nach der Steppe auf ihren ſchnellen (engliſchen Rennern ähnlichen) Roſſen davonzogen und mehrere tauſend Frauen, Sklavinnen und Kinder zurückließen. Sie konnten nicht wiſſen, daß wir denſelben ſo glimpflich begegnen und dieſelben ſogar nähren, verbinden und pflegen würden. Sehr viele Soldaten und Offiziere haben tekiniſche Waiſenkinder angenommen.

Jelameika, kleine Kibitke.

Der Typus iſt nicht ganz einheitlich. Die Mehrzahl ſieht aus wie tapfere Juden; dazwiſchen ſind auch Typen, die ſich dem mongoliſchen oder dem der Neger anſchließen, ſowohl nach Schädelbildung als Geſichtsform und Farbe. Man nimmt an, daß ſie ſich einzelnen unterworfenen Stämmen aſſimilirt haben, und erklärt ſo die abweichenden Typen; da ſie andererſeits ihre Frauen aus Perſien, ganz Turkmenien und überhaupt aus allerlei Stämmen zuſammenrauben, ſo würde auch das die Verſchiedenheit der Züge und Schädel erklären.

Etwas unendlich Rührendes hatte es, daß ſich unter dem Schutt der Feſtung Göl-Tepe auch Kinderſpielſachen fanden. Nicht weniger iſt es ethnographiſch und kulturhiſtoriſch intereſſant, daß dieſe Spielſachen zugleich Urſpielſachen ſind, die erſten und einfachſten, im Alterthum und zum Theil in der Neuzeit verbreitetſten: der Ball und der Würfel, wenn ich ſo den kleinen roth und gelb gefärbten Fußwurzelknochen vom Schafe nennen darf, der ſechs Flächen bietet und wahrſcheinlich dem Würfel urſprünglich zu Grunde liegt. Außer Nachrichten der Schriftſteller belehrt uns auch eine antike Statue über dieſes bei Griechen und Römern verbreitete Spiel mit den vier Knöchelchen, welche auf eine Steinplatte geworfen werden. In Trier iſt das Spiel heute noch ſo verbreitet, wie im Alterthum, und wird ebenſo mit zwei gelben und zwei rothen Knochen geſpielt wie in Göl-Tepe. Ein anderes Spiel oder vielmehr Sport, hochbeliebt bei den Teke-Turkmenen, iſt das Pferderennen, aber nicht im Kreis und auf einige Werſt Diſtanz, ſondern z. B. von Kyzyl-Arwat bis Göl-Tepe, was etwa 160 Werſt Entfernung beträgt, und von den Teke auf ihren ſchlanken, hochbeinigen Pferden in einer Tour gemacht wird. Der zuerſt Ankommende erhält beiſpielsweiſe 12 Kameele, der zweite 8, der dritte 4 u. ſ. w. Die Jagd ſowohl mit dem Falken als mit dem Windhund iſt bei ihnen allgemein. Sie halten eine Menge langhaariger Windſpiele von grauer und gelber Farbe und vor vielen Häuſern ſitzt der Falke auf der Stange. Wozu ſie auch Eulen bei ihren Wohnſtätten am Strick hielten,



Plan der Feſtung Dingil-tepe.

a Umfaſſungsmauer. b Aeußerer Graben. c Innerer Graben. d Obſervationshügel. e Kleine Feſtung. f Ausgangsthor. g Begräbnißplatz. h Vordere Front. i Kibitken der Teke. k Freier Platz zwiſchen den Wohnräumen.

iſt mir unbekannt, wie wir denn wohl manches von ihren Sitten und Gebräuchen nicht verſtehen oder auch gar nicht zu beobachten bekommen.

Eines ganz beſondern Rufes erfreuen ſich die Pferde der Teke; ſie ſtehen im Werth von 500 bis 1000 Rubeln und mehr, ſind Abkömmlinge arabiſchen Blutes, aber gleich den engliſchen Rennern und Huntern durch langes Träniren zu hohen, ſchmalen, langbeinigen Thieren mit kleinem Kopf, kurzen Haaren, geringer Mähne, unendlicher Ausdauer, Schnelligkeit und Kraft entwickelt. Gleich dem Engländer kleidet der Teke ſein Pferd in eine wollene Schabracke mit beſonderer Kopfbedeckung von gleichem Stoff oder von Seide. Der Farbe nach finden ſich meiſt Füchſe, Falbe, Schimmel, ſeltener Braune oder gar Rappen. Sehr häufig ſind ſie bösartig; aber an Enthaltſamkeit bleiben ſie nicht weit

hinter dem Kameel zurück. Weiber und Kinder reiten ebenfalls sowohl Pferde als Kameele, seltener Esel, die ausschließlich als Lastthiere zu dienen scheinen. Aus Persien kommen ausgezeichnet schöne Maulthiere und auch Pferde mit den Karawanen hierher; unter letzteren sah ich auch eines ohne Mähne, was nach unseren Begriffen nicht schön ist. Die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schafe, Kameele) betreibt der Teke selbst, den Ackerbau seine geraubten persischen Sklaven oder die Hörigen. Die Vornehmen sind Raubritter und Grundherren, die über die Karawanen herfallen und den Kaufmann brandschatzen, wie sie von dem Ertrag des Bodens ihren Antheil nehmen und dafür Schutz gewähren. Skobolew ist der Rudolph von Habsburg, der diesem Faustrecht ein Ende gemacht. Die Frauen arbeiten für das Haus, vielleicht auch Teppiche und Borten für den Handel. Sie gehen unverhüllt, hängen nur irgend einen Mantel, Fetzen, Baschlik über den Kopf und Rücken, ähnlich wie die Tradition die jüdischen Weiber des alten Testaments kleidet. Die Männer haben die große Lammfellmütze auf dem geschorenen Kopf, einen wattirten Schlafrock, ganz oder in Fetzen, an, Hemd und Hosen, die Füße in Bastschuhen, den Unterschenkel mit Lappen und Schnüren umwickelt.

Bei einer spätern Untersuchung fand ich dennoch eine kleine Pflugschar. Wir erbeuteten eine bedeutende Anzahl Schaufeln, Hauen, Hacken, wogegen ich weder Rechen noch Egge sah. Mehrere große Blasebälge, offenbar zur Schmiede gehörig, wurden gefunden, eine Menge eiserner Kannen von der Gestalt von Kaffeekannen, antike Wasserkrüge von Kupfer, Teller und Schüsseln gefälliger Form von demselben Metall; seltener irdene Krüge, Kochlöffel, Schüsseln, Teller und Platten von Holz, Flaschen aus Kürbisschalen. Schöne geschnitzte Thüren von harten, altersgebräunten Holzarten deuten auf einen gewissen Geschmack und Kunstfertigkeit der Teke, wenn sie nicht annektirtes Gut sind. Wir fanden deren einige wenige. Die zahlreichen Bücher zeugen von einer nicht ganz seltenen Schriftgelehrtheit unter ihnen. Unsere wenigen Dolmetscher sind selbst nicht sehr gebildet und vermögen kein eingehendes Gespräch zwischen uns und den Teke zu vermitteln; so erfahren wir nur Weniges von ihrem Ideengang und ihren Ansichten. Ihre Antworten an Skobolew, sowohl da er sie zur Uebergabe aufforderte, als jetzt, entbehren nicht des orientalischen Pathos und der blumenreichen Wendungen. Doch unterscheiden sich ihre Aussprüche dadurch z. B. von denen ihrer Nachbarn, der Perser, daß diese mehr die Blumen, die Teke mehr die martialischen Phrasen vorherrschen lassen. Wenn ich nicht irre, schildert sie Vambery als hart und tapfer, und er hat Recht; sie haben etwas Männliches, Hartes, fast Böses als herrschenden Ausdruck. Ich habe einen einzigen unter ihnen gefunden, der ein wahrhaft freundliches Lächeln und gute, heitere Augen hatte. Daß sie oft durch Narben, ausgeschlagene Zähne, Verlust eines Auges entstellt sind, macht sie nicht schöner. Die bei den Kämpfen um die Tranchéen oder unser Lager Gefallenen behielten noch im Tode den Ausdruck des Hasses und des Fanatismus. Ihre Kirchhöfe sind sorgfältig angelegt, meist am Abhang eines Hügels, jedes Grab mit einer ovalen Lehmmauer umgeben, das Grab selbst ein glatter, länglicher, harter Thonhügel, auf welchem gewöhnlich eine Pelzmütze oder ein farbiger Tuchfetzen an einem Stäbchen aufgehängt ist. Gar nicht selten halten zwei bis drei ihrer großen Hausthunde an den Gräbern Wache. Alle Nachbarstämme: Perser, Nuchuren (Juden), Karakaliner, selbst Kurden, hatten vor ihrer Tapferkeit und Raubsucht eine heilige Scheu und wichen in Folge davon mehr und mehr vor ihnen zurück, ihnen Weideplätze, Holzschläge oder, wie die Karakaliner, sogar ihre Städte und Aule, sammt bebauten Feldern, Gärten und Baumpflanzungen am Flusse Tschandyr überlassend. Ich habe bei einem Seitenstreifzug die Stadt Karakali besucht, ein modernes Pompeji. Festung, Wälle, Mauern, Thürme, Kanäle, Brücken, Wohnungen (aus Lehmwänden), Villen mit Gärten, Scheunen, Höfen, Stallungen, Brunnen, Kirchen, Kellern, Krippen, Futtertrögen, ausgedehnte Wasserleitungen und Berieselungen sind wohl erhalten, aber absolut menschenleer. Kein Wächter, kein Hausthier, nur eine Schaar Spatzen bewohnt die verlassene Stadt.

Das Klima ist natürlich Kontinentalklima, durch die Nähe der Gebirge wechselnd; Trockenheit herrscht vor. Ich habe in sechs Monaten, obgleich ich anfangs in Tschikischljar und Krasnowodsk am Ufer des Kaspischen Meeres wohnte, nur sechs eigentliche Regentage und vier erlebt, an welchen es 1 bis 3 Stunden regnete. Anfangs Januar war es häufig warm, zuweilen heiß; um die Mitte Januar begann es kälter zu werden, einige Male gefror das Wasser Nachts innerhalb unserer Kibitken. Ende Januar, d. h. den 30. und 31., Wärme, am 1. Februar Gewitter mit Donner, Blitz und etwas Regen; den 2. und 3. Februar Morgens Nebel, dann Sonnenschein, Lerchengesang, grünende Saatfelder, selbst auf den kahlen Felsen des Kob-Dagh (Köpet-Dagh) grünende Flächen. Am 7. Umschlag des Wetters, am 8. Kälte mit Schneetreiben, kleine Eiszapfen an den Ständern der Kibitkendächer; am 9. Sonnenschein und kalter Wind.

Von der Hauptfestung Dingil-Tepe, deren Plan hier beigegeben ist, rückwärts (westlich) etwa 10 bis 12 Werst entfernt, liegt Alt-Gök-Tepe, während Dingil-Tepe mit seinen 8 bis 9 detachirten Forts und den befestigten Gärten, wo unser Lager steht, zusammen den Namen Gök-Tepe führt. Der Weg nach der alten Festung geht durch lauter Mais-, Weizen-, Hirsefelder und wird nur einmal durch dünenartige Sandhügel unterbrochen.

---

# Zur Anthropologie der Pompejaner.

Herr Direktor E. Pressuhn, welcher Jahre lang mit der speciellen Erforschung Pompejis sich beschäftigte und dessen großes Werk über die Wandmalereien der untergegangenen Stadt bei T. O. Weigel im Erscheinen begriffen ist, erwarb sich das Verdienst zum ersten Male auf die anthropologischen Verhältnisse Pompejis eingegangen zu sein und zwar in einem Vortrage, welchen derselbe am 4. Mai im Leipziger Anthropologischen Vereine hielt. Es ist ein völlig unausgebautes Feld, welches der Vortragende hier betrat, auf das er jedoch, da er nicht Fachmann ist, im Wesentlichen nur vorbereitend aufmerksam machen konnte, indem er Anthropologen, die hier arbeiten wollen, eine reiche Ernte

verhieß. Jedenfalls aber hat Preſuhn bereits ein reiches Material aufgeſtapelt: vor allem die ungemein zahlreichen in Aquarell ausgeführten höchſt naturgetreuen Kopien der Wandgemälde, Photographien der Gypsabgüſſe von pompejaniſchen Leichen, die bezüglichen Stellen aus den Schriften der Alten, welche auf den phyſiſchen Menſchen ſich beziehen.

Die Bevölkerung Pompejis war keine einheitliche; im Gegentheil, ſie war eine gemiſchte, in welcher Italiker und Griechen vorherrſchten. Die Stadt mag um 600 v. Chr. durch oskiſche Campaner gegründet worden ſein, zu denen ſich um etwa 500 Hellenen geſellten. Wir wiſſen, daß Pompeji 424 durch oskiſch redende Samniten erobert und im Jahre 82 durch Sulla unter dem Namen Colonia Veneria Cornelia zu einer römiſchen Militärkolonie gemacht wurde. Daß außer den genannten Völkern auch noch ver-

Negerkopf. Nach dem Gypsabguſſe einer pompejaniſchen Leiche. Preſuhn's Sammlung.

einzelt fremde Beſtandtheile ſich in Pompeji befanden, läßt ſich nachweiſen. Vor allem waren Aegypter dort angeſiedelt; von Alexandria aus waren die braunen Leute nach Italien gekommen und auf den Wandgemälden ſind ſie dargeſtellt, ebenſo die Neger, welche man außerdem in natura gefunden hat.

Die überaus zahlreichen Wandmalereien, die gleichfalls zahlreich aufgefundenen Schädel und Skelete, die Gypsausgüſſe der Leichen, die Porträtſtatuen und Schilderungen der Alten erlauben uns ein ziemlich vollſtändiges Bild der alten Pompejaner zu rekonſtruiren. Was die Skelete betrifft, ſo hat man ihnen von Seiten der Ausgrabungsverwaltung leider nicht jene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt gewidmet, die ſie im Intereſſe anthropologiſcher Wiſſenſchaft verdienen; Meſſungen fehlen. Bei der Sicherheit über die Herkunft dieſer Skelete läge hier eine gute Aufgabe für junge Anthropologen vor. Ein vortreffliches Material bieten ferner die Leichen der durch die Schlammlava Umgekommenen, welche in der ſanften weichen Maſſe eingebettet geradezu von derſelben abgeformt wurden. Dieſe Schlammlava, aus vulkaniſcher Aſche mit Regen vermiſcht beſtehend, bildet eine Schicht von etwa zwei Meter Dicke. Die Körper der Todten wurden von der dickflüſſigen Maſſe völlig umſchloſſen, die weichen Theile verweſten allmälig und ſo entſtanden in dem nach und nach erhärteten Schlamm Höhlungen, welche getreu die Formen der ehemals in ihnen begrabenen Leichen aufbewahrt haben. Fiorelli erfand nun im Jahre 1862 ein Verfahren dieſe Höhlungen auf ſehr ſinnreiche Weiſe mit Gyps auszugießen und erhielt auf dieſe Weiſe vollkommene Ausgüſſe von den alten Pompejanern. Ein wie ſchlafend daliegender Mann feſſelt durch die Ruhe, die in ſeinem ganzen Weſen ſich ausprägt; er iſt ſicher ohne Todeskampf hinübergegangen, während bei einem andern die Hände krampfhaft geballt und die Arme erhoben ſind. So vollſtändig ſind die Abgüſſe gelungen, daß eine auf dem Geſichte liegende ſchöne ſchlanke Frauengeſtalt noch den Zopf zeigt. Intereſſant iſt auch der Ausguß einer ſchwangern Schauſpielerin, als Schauſpielerin durch den Kothurn an ihrem Fuße gekennzeichnet. Beſonders gut gelungen iſt auch der Ausguß eines herkuliſchen Negers, deſſen Kopf wir nach einer Zeichnung Preſuhn's hier reproduciren.

Auf Grund des zahlreichen von Preſuhn geſammelten Materials nimmt derſelbe nun an, daß die alten Pompejaner, was Körpergröße betrifft, nicht weſentlich von den heutigen Süditaliern abweichen und nicht ſo groß wie die Deutſchen der Gegenwart, geſchweige denn jene des Mittelalters waren, denn die an anderen Orten Italiens erhaltenen Longobardenſkelete weiſen eine geradezu rieſige Völkerſchaft auf. Die Schädel der Pompejaner ſind groß, ſtarknochig, der Hinterkopf verhältnißmäßig ſtark entwickelt, der Geſichtswinkel groß, das Geſicht war fleiſchig, Naſe und Lippen erſcheinen dick, nicht fein. Das Ganze deutet auf einen derben, abgehärteten Menſchenſchlag hin, wie er auch der ganzen ſonſtigen Stellung Pompejis entſpricht, das eine keineswegs hoch kultivirte Landſtadt war. Ueber die Hautfarbe belehren uns die Wandgemälde; danach iſt dieſelbe nicht verſchieden von jener der heutigen Süditaliener. Die Haare waren gekräuſelt. Nur ſelten ſind ſie ſchwarz auf den Bildern dargeſtellt, gewöhnlich röthlich-blond.

Auch auf die Nahrung ging der Vortragende ein. Die zahlreich aufgefundenen Backöfen und Brote deuten auf regelmäßige Brotnahrung hin. Man verzehrte auch Geflügel aller Art, und Roaſtbeefſtücke, genau den unſerigen gleichend, ſind auf dem „Stilleben“ der Wände dargeſtellt. Der Haſe, jetzt in Italien verpönt, wurde von den Pompejanern gegeſſen; Fiſchnahrung war ſelbſtverſtändlich und große Muſchelhaufen, wahre Kjökkenmöddinger, deuten auf den Genuß der frutti di mare. Vorherrſchendes Getränk war der Wein. Zahlreich ſind die Weinſtuben erhalten, die Weinkrüge mit eingetrockneten Weinreſten.

Daß die Pompejaner ſehr reinliche Leute waren, läßt ſich nachweiſen. Das Waſſerleitungsſyſtem der Stadt war ein ganz vorzügliches, die Bleiröhren führten durch alle Häuſer und ſind noch theilweiſe erhalten. An ſehr gut eingerichteten Bädern war kein Mangel und auch die Abtritte — heute in Italien keineswegs allgemein bekannt — fanden ſich in jedem Hauſe; auch ein Kanalnetz, zur Wegführung der Abfallſtoffe, durchzog die Stadt.

Zum Schluſſe wurden die ſexuellen Verhältniſſe der alten Pompejaner beſprochen, und wir können uns hier nur andeutungsweiſe verhalten. Es herrſchte eine laxe Moral und an Natürlichkeiten war kein Mangel. Man kennt in Pompeji Bordelle mit obſcönen Darſtellungen, widernatür-

liche Laſter kamen vor und das heutige Volk Süditaliens hat ſich in dieſer Beziehung nicht gebeſſert. Inceſt u. ſ. w. werden in Süditalien und Sicilien nicht beſtraft, wohl aber in Norditalien. Der Strafkodex macht in dieſer Beziehung für Süditalien eine Ausnahme!

---

# Streifereien durch Slavonien.

Von Profeſſor **E. Kramberger** in Karlſtadt.

## IV.

### Von Orahovica nach Vučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega.

Morgens um ſechs Uhr ſaß ich ſchon im Wagen, der mich auf der zwiſchen den Vorbergen und der Hauptmaſſe des Gebirges in einem muldenartigen langgeſtreckten Thalkeſſel liegenden Straße über Pušina nach Drenovac brachte. Die ganze Strecke bot nichts Beſonderes. Vor Drenovac kam ich an einem langen, einſtöckigen Gebäude vorüber, über deſſen Fenſtern mit halbverwaſchenen, großmächtigen Buchſtaben zu leſen ſteht: Fabrik für Möbel aus feuergebogenem Buchenholz. Vor einigen Jahren hatte ein Wiener Unternehmer das Fabriksgebäude und Wohnungen für die Arbeiter bauen, eine Dampfmaſchine und ein Lokomobil mit großen Koſten hierher ſchaffen laſſen, um den großen Reichthum der Gebirgswälder an Buchen auszubeuten. Die Fabrikation der Möbel begann und es wurden hübſche Stücke und ziemlich viel erzeugt. Die Koſten des Transportes jedoch — man hat von hier bis zur Barcſer Dravefuhr theilweiſe auf Gebirgswegen mit belaſtetem Wagen elf bis zwölf Stunden und bei widrigem Wetter ein Drittheil mehr —, die ſchlechte Verwaltung und vielleicht auch der ungenügende Abſatz machten dem nicht genau überlegten Unternehmen bald ein Ende. Eine Schafherde glotzte zu den zerſchlagenen Fenſtern heraus und in den verlaſſenen Wohnungen hatte man Heu und Stroh eingelegt, als ich daran vorbeikam.

Von hier bis Vučin iſt die Gegend hübſch, jedoch einſam und wenig kultivirt; die drei kleinen Orte, die man paſſirt, ſtill und todt, und man freut ſich, wenn die Reſte des alten Schloſſes zu Vučin in Sicht kommen. Das Thal von Bokani bis zu vorhergenanntem Orte iſt ſehr ſchön und man ſtaunt über den ſichern Blick, mit dem es die Templer verſtanden ſich die ſchönſten und geſchickteſten Punkte für ihre Niederlaſſungen zu wählen; denn auch das erwähnte Schloß, welches das ganze lange, von Oſt nach Weſt laufende, Thal beherrſcht, bewohnten ſie. Von ihnen ſtammt auch die alte, unterhalb des Schloßberges gebaute, gothiſche, noch immer gut erhaltene Pfarrkirche; die Mauern des Kloſters aber ſind verſchwunden, nur einige Fundamente ſichtbar. Von des Schloſſes Geſchichte iſt mir nur das bekannt, daß im Jahre 1687, nach Rückzug des Großvezirs von Peterwardein nach Belgrad, General Budiani von Eſſeg nach Vučin kam und ſich im Auguſt hier feſtſetzte, um auf Verſtärkung zu warten. Dieſe kam am 18. Auguſt deſſelben Jahres unter General Dünewald. Im Schloſſe lagen 200 Janitſcharen unter Befehl des Paſcha von Vučin. Dieſer leiſtete Dünewald's Aufforderung ſich zu ergeben keine Folge, mußte jedoch nach drei Tagen auf Gnade und Ungnade kapituliren [1]). Die Mauern liegen größtentheils in Trümmern; dafür erbaute der Grundherr von Janković am Fuße des Berges ein ſchönes, mit einem Parke umgebenes Schloß. Vučin iſt ein Marktflecken mit etwa 1200 Einwohnern und durch ſeine reizende Lage ausgezeichnet. Hier beginnt am Fuße der vor dem Papuk liegenden Berge die Straße, die in ſüdlicher Richtung über Zvečevo und Kamensko nach Požega führt. Sie ſteigt bis Zvečevo ziemlich ſteil, zwiſchen Bergen eingeklemmt, und iſt vortrefflich, man kann ſagen die beſte, die vom Biroviticer in das Požeganer Komitat führt. Herrlicher aus Buchen und Tannen beſtehender Wald krönt die hohen Gipfel; daher das eine Stunde von Vučin entfernte Sägewerk mit Erzeugung von Brettern vollauf zu thun hat. Bei Zvečevo betritt man ein kleines Hochplateau, auf dem die Birke und Erle wahre Prachtexemplare ihres Geſchlechtes aufweiſen. In Zvečevo, das die Spitze des Papuk überragt, iſt eine große, immer beſchäftigte Glasfabrik und Glasſchleiferei; ſie hat ſogar von Bosnien Zuſpruch. Von hier ſenkt ſich die Straße, immer durch Gebirgswald, Bäche und Felſen führend, in das Thal des Vučijak, und ſchließt ſich in Kamensko an die von Požega nach Pakrac führende Poſtſtraße. Das Vučijakthal muß einſt kultivirt geweſen ſein; man kommt an Fundamentmauern großer und, wie es ſcheint, ſehr feſter Schlöſſer vorüber. Ich kam nur bis Zvečevo und machte diesmal die Tour über Vučin nach Drenovac zurück, um von hier aus über das Gebirge zu gehen. Außer den ſchon erwähnten Straßen von Vučin nach Kamensko und von Orahovica nach Kutijevo führt auch eine Poſtſtraße von Našice über die Krndija nach Kula und weiter nach Požega. Von Drenovac kann man den Uebergang auf zwei Wegen bewerkſtelligen. Der eine, für die Kommunikation mittels Fuhrwerk beſtimmt, führt mehrere äußerſt hohe und ſteile Berge hinan und iſt ſeiner Rinnſale wegen, die durch heftige Regen entſtehen und tiefe Furchen bilden, gefährlich, beim Herabfahren ſogar halsbrecheriſch. Es gehören ſtarke und an ſolche Stellen ſchon gewöhnte Pferde dazu, die einen Wagen da hinaufziehen ſollen. Schwache Thiere ſtürzen und laufen Gefahr von dem zurückrollenden Wagen mitgeriſſen und geſchleift zu werden, wenn man nicht einſpringt, um eiligſt Stangen zwiſchen die Radſpeichen zu ſchieben, die den Wagen aufhalten. Trotzdem aber ſchon Mancher ſeinen zerſchellten Wagen oder Beinbrüche ſeiner Pferde zu beklagen hatte, ſo ziehen es die Leute dennoch vor zu fahren, ſtatt etwaige Laſten auf Saumthieren hinüber zu ſchaffen. Oft wirft auch der Sturm einen Baum über den Weg und verſperrt denſelben ganz. Wer das Unglück hat an eine ſolche Stelle zu kommen, bevor die Behörde in Drenovac davon erfuhr und den gefallenen Stamm wegſchaffen ließ, muß, wenn hier nicht bekannt, nach Drenovac zurück; oder, wenn er Beſcheid weiß, auf

[1]) Neu vermehrte Donau von Sigmund von Bürcken, Nürnberg 1715.

noch schlimmeren Wegen die Südseite der Berge zu gewinnen suchen. Ich wählte den zweiten Weg — da ich zu Fuß ging —, der besser ist, eigentlich sehr gut genannt werden kann und durch eine Schlucht nach Jankovac und zur Höhe des Rušt führt, allein für Wagen nur eine Strecke benutzbar ist, da er knapp vor Jankovac allzusteil wird. In Drenovac überschritt ich den Bach gleichen Namens zum ersten Male. Er ist, wie alle anderen, die aus diesen Gebirgen kommen, klar und forellenreich. Am Ende des Dorfes liegen die Kirche und das Pfarrhaus, ein einstiges Kloster, in dem einer der Mönche aus Orahovica als Seelsorger der hiesigen Gemeinde wohnt. Gleich hinter dem Orte beginnt die in südwestlicher Richtung laufende Schlucht und der Forst. Erlen und Dotterweiden umsäumen die Ufer des Baches und niedrigeren Abhänge; zahlreiche Zwetschengärten krönen die Hügelchen. In sanfter Steigung zieht sich dann der Weg aufwärts, immer im kühlen Schatten hoher Buchen oftmals den Bach kreuzend, wo ein gestürzter und behauener Baum den Uebergang für Fußgänger vermittelt. Die Wagen fahren durchs Wasser, und nur wo die Ufer zu steil werden ist eine schmale Brücke angebracht. Breitblätterige Wasserpflanzen verschiedener Gattungen wuchern an den Rändern und den bemoosten Steinen des Bettes in üppiger Fülle. An baumfreien Stellen schießt mannshoher Attich empor; weiße Schwämme von enormer Größe haften an den Bäumen, welche mit Moos über und über bedeckt sind. Gestürzte Stämme, im Fallen an den Aesten und Zweigen der Nachbarn hangen geblieben, und diese selbst arg beschädigt modern in der Umarmung. Man ist im Urwalde. Wenn drohende Wolken über das kleine Stückchen Himmel, das man in dieser Schlucht über sich sieht, im Winde fliegend dahin ziehen und die alten Bäume knarrend und seufzend Blätter herunter schütteln, dann ist es gerathen zu eilen, denn ein Regen macht den Boden so schlüpfrig, daß es beinahe unmöglich ist, die letzte Anhöhe vor Jankovac zu erklimmen. Heute war aber der Himmel klar, die Luft ruhig. Dunkelfarbige Schmetterlinge durchflogen die spärlichen, sonnenbeleuchteten Stellen; denn nur der Weg erfreut sich hier und da des Sonnenlichtes, der Wald läßt kaum einen Strahl durch. Endlich, nach einer langen Stunde ununterbrochenen Gehens, scholl uns ein brausendes Tosen entgegen; wir waren dem Falle der Drenovača nahe. Eine Wendung nach rechts brachte uns zur Wagenscheune, die hier errichtet wurde, um den Besuchern des Wasserfalles die Möglichkeit zur Versorgung ihrer Gespanne zu bieten. Bis hierher können Wagen vordringen, die von unten kommen, obgleich waghalsige Leute die Fahrt von oben herab mit höchster Gefahr manchmal unternehmen. Ein äußerst steiler Weg führt den keuchenden Fußgänger von hier weiter aufwärts zu einer 22 m hohen, löcherigen, obenher mit Bäumen bewachsenen, bräunlichgrauen Felswand, von der ein Bach in senkrechtem Falle durch die Luft herabschießt, um, unten angekommen und zerstäubend, einen Theil seines Wassers wieder durch ein Eisenrohr als fußdicken Springquell zur Höhe von 32 m prasselnd emporzuschleudern. Oben zertheilt sich und zerstäubt die Wassermasse und fällt als feiner, in allen Farben schimmernder Regen abermals zur zerklüfteten Tiefe. Das Wasser kommt aus einer starken Quelle in Jankovac, speist zwei Teiche und wird zu Zeiten, wenn diese übervoll sind, zu einem heftigen Wind und donnerndes Gebrüll verursachenden Falle. Betäubender wird der Lärm noch, je mehr man sich mühselig kletternd zur Wand emporarbeitet, denn rechts davon stürzt über glattgewaschene Felsen die Drenovača aus gleicher Höhe, jedoch mehr durch überhängende Steinblöcke versteckt und auch nicht so senkrecht, durch Spalten und Risse kommend, herab, und mengt in der Tiefe bei der Scheune ihr Wasser mit dem des andern Falles. Eine schmale Brücke aus Holzblöcken, knapp am Abgrunde über den nach seinem Sturze durch ein Steinbett weiter in die Tiefe schießenden Jankovac gelegt, führte uns hinüber. Hier trennt sich der Weg in zwei Arme; einer führt im Bogen um den Berg herum, der andere durch eine an Höhlen und gähnenden Sprüngen reiche Kluft zum Jägerhause. Ich wählte letztern, da man hier durch Steintreppen an schwierigen Stellen nachgeholfen und dadurch das Emporklettern bedeutend erleichtert hat. Stille, freundliche Ruhe empfängt oben den Wanderer und wirkt wohlthätig auf die kurz vorher zermarterten Gehörwerkzeuge. Nebst dem vorhin erwähnten Jägerhause ist oben noch ein hölzernes Gebäude mit einem kleinen, niedrigen, salonartigen und zwei weiteren Zimmern für Fremde, die manchmal hierher kommen. Man muß jedoch auf mitgebrachten Mänteln und Pferdedecken schlafen und ebenso für die Kost gesorgt haben, denn selten hat der arme, vereinsamte Waldhüter ein Hühnchen oder einige Eier, die er zubereitet. Einige Stückchen Brot höchstens kann er bieten. Ich ließ mich, um auszuruhen, im Schatten der vor dem Häuschen stehenden Ulmen nieder und betrachtete die zwei Forellenteiche und die davor liegende kleine Wiese, auf denen helles Sonnenlicht lag. Ueber dem zweiten Teiche, hoch oben auf einem von dunklem Walde umsäumten Fels, ragt ein imposantes, weißes Kreuz in die Lüfte und bezeichnet die in halber Höhe des Felsens in einer Höhle befindliche Grabstätte des Bučiner Grundherrn Josef von Jankovič. Die dunkelgähnende Höhle ist durch ein Eisengitter abgeschlossen und nur durch eine Aufmauerung und künstliche Treppe erreichbar. Jankovič war ein Naturfreund, kam oft hierher und wollte in dieser wilden, doch großartig schönen Schlucht begraben sein. Seine Reste ruhen unter einem Altar und alljährlich muß an seinem Sterbetage hier Gottesdienst gehalten werden. Der Leichnam wurde nach seinem Willen Nachts bei Fackelbeleuchtung von Bučin heraufgeschafft. Von ihm rühren die Gebäude und die Treppen beim Wasserfalle her. Nahe an seinem Grabe ist die Höhle, in der vor etwa 20 Jahren ein gefürchteter Räuber, Maxim Bojanić, zu wohnen pflegte, als man ihm allzusehr nachzusetzen begann. Ich betrat sie mit meinem bisherigen Begleiter und alten Bekannten, dem Lugaren — lugar = Waldhüter — Vinko, der den Räuber erlegt hatte. Eine Kerze beleuchtete den engen, niedrigen und schlüpfrigen Weg, auf den es von oben unablässig sickerte. Wahrlich, ein Aufenthalt für wilde Thiere und einen Räuber wie Bojanić.

Eine kurze Rast und ein kleiner Imbiß, den mir Vinzenz theilen half, brachte mich bald wieder auf die Beine und auf den Weg nach Duboka, das schon jenseits des Gebirges liegt. Der Lugar wollte mich bis zur Kammhöhe — Bilo — begleiten. Von den Teichen führt ein für Wagen passirbarer Weg aufwärts und zur Straße, die von Drenovac nach Velika läuft. Wir schlugen einen hinter dem Fremdenhause beginnenden kürzern Fußweg ein. Eine geraume Weile schritten wir unter dichtem Laubdache junger, dünnstämmiger Weißbuchen hin, dann durch mannshohen Attich und betraten eine ungeheuer abschüssige, baumlose, aber mit Adlerfarrn und kleinem Grase bewachsene, weit hinauf reichende Fläche, „die Wiese“. Hier muß man mehr auf allen Vieren als auf Zweien emporkriechen und kann nach Regenfalle ohne beschlagenen Stock und eben solche Stiefel unbedingt nicht fortkommen. Der Waldhüter hilft sich im Winter in diesen Bergen mit Schneeschuhen fort. Ich glitt bei trockenem Wetter oftmals aus und war dem Hinabkollern nahe. Nach dreiviertelstündigem Marsche erreichten wir endlich den Saum des Waldes, der die höchste

Spitze beſchattet, und bald darauf auch die Kammhöhe. Noch einen Blick warf ich auf die nur theilweiſe ſichtbare Drave-Ebene, drückte dem Alten, deſſen langer Vollbart der Bequemlichkeit halber hinter die Ohren gebunden war und ihm ein ſonderbares Ausſehen gab, die Hand, in dieſe ein willkommenes Trinkgeld, und war allein auf der Waſſerſcheide, welche die mit der Bučinska Rieka zur Drave und mit der Orljava zur Save fließenden Bäche trennt, in der Höhe von 750 Meter. Glockengeklingel tönte mir entgegen. Es waren die Glöckchen der Kuhherde, welche von der Glasfabrik Duboka zur Weide heraufgetrieben wird. Die Kühe hatten zwei Rehe aufgeſcheucht, die in großen Sätzen an mir vorbeikamen. Auf einem gut kenntlichen Fußpfade eilte ich dem Süden zu. Der Pfad kreuzt an mehreren Orten die alte, jetzt dem Verfalle entgegen gehende, Holzbahn der Fabrik. Man hatte ſie auf die Oſtſeite verlegt, da die nach Weſten liegenden Berge abgeholzt ſind. Das zu Tage tretende Geſtein iſt, wie geſagt, Granit und Werfener Schiefer. Kalkſtein und Kieſel liegt mehr gegen Oſt. Die Kornelkirſche tritt häufig auf und ziert namentlich die niedrigeren Abhänge. Da wurde die Spitze des Berges Nevoljaš ſichtbar und bald lag in gewaltiger Tiefe, zwiſchen Berge eingeklemmt, Duboka vor mir; die dampfenden Schlote und Stampfwerke trieben Rauch und Kieſelſtaub empor. Wer da vor fünf Jahren hinunter wollte, mußte zuſehen, wie er ohne den Fuß zu brechen das Wagniß beſtehen werde, denn der Weg war mit großen und kleinen Steinen ſo beſäet, daß die Schritte mit größter Vorſicht gethan werden mußten. Jetzt iſt er ziemlich gereinigt, denn die Bauern von Velika fahren um Holz herauf.

Duboka liefert ziemlich viel Glas, das meiſt in die Bezirke von Brod und Gradiška, nach Požega und in die Gegend von Djakovo geführt wird, denn über das Gebirge nach Norden iſt der Transport natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Viel davon kaufen auch mit Glaswaaren handelnde Slovaken und tragen es im Lande von Dorf zu Dorf umher; Tafelglas für Fenſterſcheiben ebenſo umherziehende Krainer. Jedenfalls iſt die Unmöglichkeit des Verkehrs mit dem Norden auf dieſer kürzeſten Strecke ein Uebelſtand und eine große Beeinträchtigung der induſtriellen Thätigkeit des regen Fabrikanten Trnka. Um nun die Umſetzung ſeiner Waaren in größern Schwung zu bringen zog er ſelbſt nach der Hauptſtadt Eſſeg, etablirte dort ſein Lager und überließ die Fabrikleitung ſeinem älteſten Sohne. Die Arbeiter ſind Deutſche, die Jahr aus und ein in dieſer Abgeſchiedenheit leben und höchſtens ab und zu, ihrer Einkäufe wegen, nach Drenovac hinüber, ſehr ſelten jedoch nach dem entfernten Požega kommen. Außer dem Wohnhauſe des Herrn, einem Magazine, der Fabrik und dem Stampfhauſe hat die Kolonie noch eine Wagenremiſe und einige Häuschen, in denen die Arbeiter wohnen. Zur Kirche gehen ſie in das benachbarte Velika. Dahin führt die Straße durch eine tiefe Schlucht; ſie iſt in gutem Zuſtande, theilweiſe den Felſen abgerungen, mit guten Brücken verſehen und ziemlich ſanft nach Süd abfallend. Allenthalben rieſelt in dieſem quellenreichen Gebiet Waſſer, in kleinen Bächlein aus den Bergwänden tretend, darüber hin. Der Bach, dem entlang ſie gebaut iſt und den ſie einige Mal kreuzt, iſt die Veličanka, deren Vegetation an den Ufern dieſelbe, wie jene am Drenovac. Die Berge treten mehr auseinander, werden immer gewaltiger und höher, je tiefer man kommt, und immer ſpärlicher der Baumwuchs, ohne jedoch die Berge kahl werden zu laſſen; denn die von Erdreich entblößten Felſen tragen Eichen. Dieſe klammern ſich am gelblichbraunen Geſtein an und es iſt unbegreiflich, wie ſolch ein Baum zu ſolcher Größe aufwachſen konnte und wie er ſich erhalten kann. Im Herbſte, wenn die Bäume die gereiften Eicheln abwerfen und in den höher gelegenen Buchenwaldungen die Buchnüſſe zur Erde fallen, wiederhallen dieſe Berge von dem Rufen der Hirten, die ihre weithin zerſtreuten Säue zuſammenlocken. Die Vorſtenträger gehorchen dem wohlbekannten Laute und Rudel halbverwilderter Schweine ſtürzen ſchnaubend und fauchend über die Straße. Es iſt höchſt gefährlich die Thiere zu beunruhigen oder gar mit einem Hunde zu nahen. Sie gehen unbekannte Perſonen ſehr leicht an, ſobald nur eines zu quiken beginnt. In vorgerückter Jahreszeit, wenn ſie ſchon länger auswärts waren, da ſie vor Ende der Maſt gar nicht nach Hauſe getrieben werden, ſind ſie beſonders wild, und es iſt dann am gerathenſten, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer langen Stunde rüſtigen Schreitens tauchten rechts am Gipfel eines ſteilen Berges, der am Ende der Schlucht liegt, die Ruinen des Trenk'ſchen Schloſſes auf. Ein Adlerpaar umkreiſte den verwitterten Bau, in dem einſt der mächtige, in Slavonien und zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland, namentlich in Baiern, ſo gefürchtete Baron hauſte, deſſen Name von dem der Panduren unzertrennlich iſt [1]). Das Schloß, zu dem von der Südſeite ein noch ſichtbarer Reitweg im Zickzack aufwärts führte, iſt auf einem von der Zugangsfronte dreieckig geformten Berge gebaut, ziemlich zerfallen und beherrſcht die ganze Požeganer Ebene, auf die man von oben einen herrlichen Ausblick genießt; ebenſo iſt die Ruine ſelbſt von allen Seiten weithin ſichtbar. Sie gehörte urſprünglich der in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts bewährten Heldenfamilie der Stivanić und ſpäter erſt dem erwähnten Baron. Am Fuße des Schloßberges liegen links vor dem Orte die Bäder Toplice (=Warmquellen). Das lauwarme Waſſer derſelben iſt wohlthätig wirkend. Es ſcheint — eine Analyſe fehlt noch — einen Alaunzuſatz zu haben. Die Quellen treten aus tiefen Grotten und werden in zwei Baſſins aufgefangen, über denen kleine Gebäude türkiſchen Styls ſtehen. Der Waſſerüberfluß rinnt aus breitem Troge in die vorbeieilende Veličanka, die deshalb niemals zufriert. Das Badewaſſer hat eine grünlich blaue Farbe von ſchönſter Klarheit. Um eine Kleinigkeit, die man dem Diener der hieſigen Grundherrſchaft zahlt, badet man nach Belieben, doch gewöhnlich in Geſellſchaft mehrerer, da die Požeganer ſehr oft hierher kommen. Schöne Nußbäume ſchmücken die kleine Fläche und die nächſten Anhöhen links. Vorn liegt, wenn man mit der Windung der Straße um einen Bergvorſprung nach rechts herumgekommen, ein Teich und darüber hin ragt der hohe Kirchthurm in die Lüfte. Er trägt, da er einſt zugleich auch Wartthurm ſein mußte, noch ſeine Schießſcharten und von dieſer Seite ſein urſprüngliches, ungetünchtes, ſchwärzliches Ausſehen. Die Schlucht tritt hier weit auseinander und ihre niedrig abfallenden Wände ſind mit Obſt- und Weingärten bedeckt. Der Anblick iſt ſehr ſchön und wird noch lieblicher, wenn man über die kleine Holzbrücke gekommen iſt, die vor dem Pfarrhauſe über die Veličanka ſetzt. Der Bach zertheilt ſich hier in viele Arme, treibt im Vereine mit einem zweiten die zahlreichen Löffel- und Walkmühlen, deren eine man beinahe bei jedem Hauſe antrifft. Der Ort hallt vom Klappern und Stampfen derſelben wider. Und alles das beſchatten zahlreiche Weiden, Nuß- und Pappelbäume. Mit dem Grün ſtehen im Gegenſatze die düſteren Mauern des alten Auguſtiner-Kloſters und die mit Schießſcharten verſehene Ringmauer, die das Kloſter, die

[1]) Pandur iſt aus Banderium korrumpiert. Die Panduren waren ein Freikorps, das Trenk ſelbſt kleidete, beſoldete und kommandirte. Jetzt bezeichnet das Wort einen uniformirten Herrſchaftsdiener oder ein ſtädtiſches Polizeiorgan in Montur.

Kirche und den Pfarrhof einschließt. Das Kloster ist schon von zahlreichen Sprüngen zerrissen, unter seinem Dache nisten Hunderte von Mauerschwalben, die mit ihrem Geschrill einen unbeschreiblichen Lärm verursachen. Die dicken Strebemauern hindern den geborstenen Bau am Einsturze; er wird auch mit Ausnahme eines Zimmers nicht mehr bewohnt; in den ausgedehnten Kellerräumen liegen die herrschaftlichen Weine. Das Pfarrhaus ist einst Panificium — Tuchfabrik — der Mönche gewesen. In der Kirche ruhen die Gebeine zweier Bischöfe: des Mrnjavčević, der 1645 aus Bosnien, und des Venlić, der 1672 aus Belgrad ins Kloster geflüchtet und gastfreundlich aufgenommen worden war. Ein Fähnlein vom Jahre 1765 mit der Aufschrift: „Mrimo za viru, za kralja i za otačbinu" — Lasset uns sterben für den Glauben, den König und für das Vaterland — und ein Säbel bezeichnen das Grab des in der Geschichte bekannten Svetić. Velika hat etwa 800 Einwohner und wohlgebaute, aus Stein aufgeführte, reine Häuser und jedes derselben wieder zahlreiche Nebengebäude; denn auch hier ist die Kommune nicht ganz gelöst und es giebt immer noch Häuser, in denen 30 bis 40 — die Kinder nicht gerechnet — Familienglieder wohnen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Die statistische Central-Commission in Wien veröffentlicht die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1880 für die im Reichsrathe vertretenen Länder. Demnach betrug die Einwohnerzahl von

| | 1869 | 1880 | | |
|---|---|---|---|---|
| Niederösterreich | 1 990 708 | 2 329 021 | also + | 338 313 |
| Oberösterreich | 736 557 | 760 879 | „ + | 24 322 |
| Salzburg | 153 159 | 163 566 | „ + | 10 407 |
| Steiermark | 1 137 990 | 1 212 367 | „ + | 74 377 |
| Kärnten | 337 694 | 348 670 | „ + | 10 976 |
| Krain | 446 334 | 481 176 | „ + | 14 842 |
| Triest und Gebiet | 127 547 | 144 437 | „ + | 16 890 |
| Görz und Gradiska | 206 244 | 210 241 | „ + | 3 997 |
| Istrien | 266 734 | 295 854 | „ + | 29 120 |
| Tirol | 782 753 | 805 326 | „ + | 22 573 |
| Vorarlberg | 103 036 | 107 364 | „ + | 4 328 |
| Böhmen | 5 140 544 | 5 557 134 | „ + | 416 590 |
| Mähren | 2 017 274 | 2 151 619 | „ + | 134 345 |
| Schlesien | 513 352 | 565 772 | „ + | 52 420 |
| Galizien | 5 444 689 | 5 953 170 | „ + | 508 491 |
| Bukowina | 513 404 | 569 599 | „ + | 56 195 |
| Dalmatien | 458 611 | 474 489 | „ + | 15 878 |
| Zusammen | 20 396 630 | 22 130 684 | also + | 1 734 054 |

Die Bevölkerung der Landeshauptstädte sammt Militär beträgt für

| | 1869 | 1880 |
|---|---|---|
| Wien (ohne Vororte) | 607 514 | 726 105 |
| Linz | 33 394 | 41 687 |
| Salzburg | 20 336 | 24 952 |
| Graz | 81 119 | 97 726 |
| Klagenfurt | 15 285 | 18 749 |
| Laibach | 22 593 | 26 284 |
| Triest (sammt Gebiet) | 127 547 | 144 437 |
| Görz | 16 659 | 20 912 |
| Rovigno | 9 564 | 10 824 |
| Innsbruck | 16 324 | 20 522 |
| Prag | 157 713 | 162 318 |
| Brünn | 73 771 | 82 655 |
| Troppau | 16 606 | 20 562 |
| Lemberg | 87 109 | 110 250 |
| Czernowitz | 33 884 | 45 600 |
| Zara (Gerichtsbezirk) | 52 940 | 60 226 |

Weitere Angaben über Konfession, Nationalität u. s. w. sind noch nicht angegeben. (Fremden-Blatt.)

— Manche unserer Leser wird im Hinblick auf die nahende Reisezeit es interessiren, daß Alexander F. Heksch bei A. Hartleben in Wien einen „Illustrirten Führer durch die Karpathen und oberungarischen Badeorte" herausgegeben hat, welcher, soweit sich dergleichen Bücher vom Schreibtische aus beurtheilen lassen, in trefflicher Weise einem Bedürfnisse entgegenkommt. Eine Menge praktisch-touristischer, historischer, naturwissenschaftlicher Notizen ist darin zusammengestellt, ferner ein Höhenverzeichniß und Quellennachweis; 30 hübsche Holzschnitte, ein Panorama der Tatra, vier kleinere Kartenskizzen und eine große, ganz vorzügliche Karte der Tatra (1 : 75 000), vom Militärgeographischen Institute geliefert, der saubere Einband lassen den Preis von 3,60 Mark außerordentlich billig erscheinen. Und heutigen Tages, wo man Gelegenheit hat, von vier Seiten mittels Eisenbahn in die Karpathen und ins obere Waag- und Popperthal zu gelangen, wo der „Ungarische Karpathenverein" und der „Galizische Tátraverein" ihr Möglichstes thun, um Wege und Stege zu ebnen, Schutzhäuser und Wegweiser zu errichten, kann sich die Karpathentour selbst ein den großen Strapazen abholder Tourist erlauben. — Dieselbe überaus rührige Firma sendet uns ferner „Rabe's illustrirten Glocknerführer" (mit 23 Illustrationen und 2 Karten, darunter eine große, sehr schöne des Glockner) und eine Karte der hervorragendsten Bäder und Luftkurorte von Mitteleuropa.

— Auf Veranlassung des französischen Unterrichtsministeriums hat der Marineminister für Ende Juni den „Travailleur" einer Kommission zur Verfügung gestellt, welche während der guten Jahreszeit Tiefseeforschungen im Mittelländischen Meere auszuführen beauftragt ist.

— In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom Freitag, 3. Juni d. J., machte General Türr die Mittheilung, daß ihm die Konzession zur Erbauung eines Kanals durch den Isthmus von Korinth ertheilt worden sei. Seine Ingenieure befinden sich bereits zu Vorstudien an Ort und Stelle. Der Kanal ergäbe für Dampfer, welche vom Mittelländischen Meere nach Konstantinopel gehen, eine Ersparniß von etwa 12 Stunden, für solche, die aus dem Adriatischen Meere kommen, eine von etwa 20 Stunden.

## Polargebiete.

— Dem „New York Herald" zufolge ist Kapitän Hooper auf dem „Corwin" zu Anfang Mai von San Francisco nach der Bering-Straße abgesegelt, um seine im Sommer 1880 erfolglos gebliebenen Nachforschungen nach der „Jeannette" fortzusetzen.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. Heyfelder: Ethnographisches über die Teke-Turkmenen. (Mit vier Abbildungen und einem Plane.) — Zur Anthropologie der Pompejaner. (Mit einer Abbildung.) — C. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. IV. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 4. Juni 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

# GLOBUS

Band XL. № 2.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

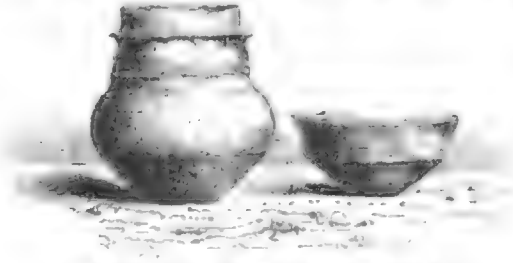
Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

## Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

II.

28. Auguſt. An dieſem Tage paſſirten Crevaux's beide Boote einen anſehnlichen Zufluß von rechts, den Kericour. Fälle und Stromſchnellen folgen ohne Unterlaß auf einander, und der Reiſende war öfters genöthigt, zur Erleichterung ſeines Bootes auszuſteigen. Solche Augenblicke benutzte er, ſeine ſteifen Beine zu ſtrecken oder mit dem Theodoliten Sonnenhöhen zu nehmen, was freilich die Bewölkung des Himmels — die Regenzeit war noch nicht ganz vorüber — nicht immer geſtattete. Gegen 9 Uhr erreichte man eine maleriſche Inſel mit zwei Hütten von Oyampys-Indianern. Dieſelben waren wegen einer Epidemie, welcher die Hälfte der Einwohner zum Opfer gefallen

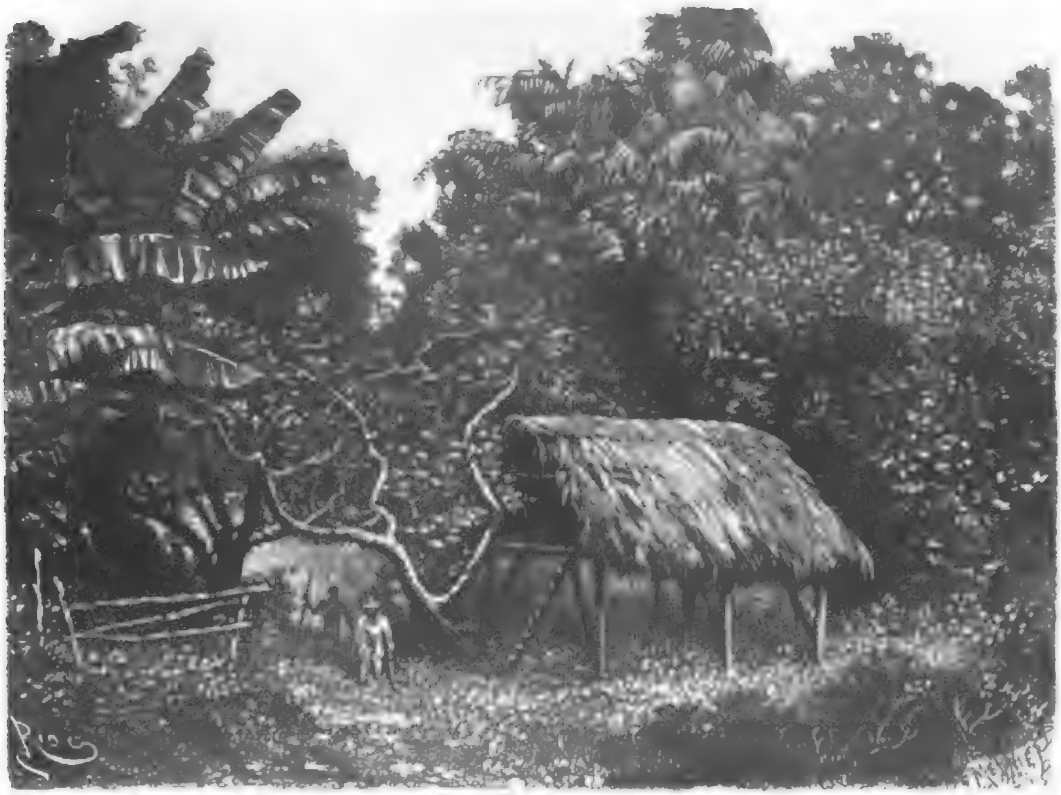


Todtenurne und Geſchirr vom Oyapok.

war, verlaſſen worden. Einer von der Mannſchaft fürchtete ſich denn auch, hier ans Land zu gehen. Die Oyampys verbrennen ihre Todten nicht wie die Rucuyennes, ſondern vergraben ſie in einem ſehr tiefen Loche von nicht mehr als 1 m Länge. Der Leichnam wird ſenkrecht mit gebogenen Beinen, Armen und Kopfe, wie der Fötus im Mutterleibe, beigeſetzt. Zuweilen laſſen ſie ihn im Walde verfaulen und beſtatten erſt nach Jahresfriſt die Gebeine in einem großen Thongefäße, wie Crevaux ein ſolches von einem dortigen katholiſchen Prieſter geſchenkt erhalten hat. Bei den nicht civiliſirten Indianern wird das Begräbniß immer verzögert, bei den Galibis z. B. eine Woche lang. Die Leiche wird in eine Hängematte gelegt und darunter ein großes Gefäß aufgeſtellt, um die bei der Zerſetzung herabträufelnde Flüſſigkeit aufzufangen; wie die Boni geſehen haben wollen, müſſen ſcheußlicher Weiſe die zukünftigen Piays (Aerzte), um ihre Charakterſtärke zu beweiſen, eine Flüſſigkeit trinken, worin Tabaks- und Quinquina-

blätter geweicht und der einige Tropfen ſolchen Eiters zugeſetzt worden ſind. Auf der Lichtung fanden die Bootsleute Acajou- und Papaya-Früchte, ſowie Bananen, welche bei den Oyampys „bacu“ und in Cayenne „bacoves“ heißen. Am ſelben Tage erreichte man noch die Mündung des Mouchiri, welche Crevaux am Morgen des 30. unterſuchte, ehe er ſeine Fahrt fortſetzte. Gegen 9 Uhr erreichte er die Stelle, wo im vorigen Jahrhunderte die Jeſuitenmiſſion St. Paul geſtanden hatte. Weder Reſte von Feldern, noch von Bauten, ſondern nur ein wurmſtichiges Kreuz hat ſich erhalten und außerdem eine Reihe Vertiefungen, der ehemalige Kirchhof, deſſen Gräber von Indianern von den Quellen des Camopi aufgewühlt worden ſind, um den Leichen einige verroſtete Medaillen und Crucifixe abzunehmen. 400 m weiter ſtromauf erhebt ſich unweit des Ufers ein großer Granitfels mit Höhlen, welche wilden Thieren zum Aufenthalte dienen; deshalb heißt der Felſen Yauara-quara (Jaguar-Höhle). Bei den Tacouenda-Felſen wurde übernachtet; ſie heißen ſo nach einer Sandbank, welche den Reihern zum Tummelplatz dient. Die Indianer glauben, daß die Thiere eine Seele und Aerzte haben, und ſchreiben ihnen gewiſſe Feſttage zu. Die Ruhe wurde den Reiſenden in dieſer Nacht durch unausgeſetzten Regen, Moskitos und Brüllaffen arg geſtört.

31. Auguſt. Um 8 Uhr wurde der Bach Ouaracoucin, der nach einem kleinen Fiſche heißt, paſſirt, und 3 km



Verlaſſene Hütte der Oyampys.

weiter aufwärts der Bach Anotaye, an deſſen Einmündung, wie bei faſt allen wichtigeren Bächen Guayanas, ſich ein Berg erhebt. Die Strömung war an dieſem Tage ausnahmsweiſe ſtark, theils weil das Flußbett enger war, theils weil es an den vorhergehenden Tagen geregnet hatte; die für gewöhnlich auf dem Trockenen ſtehenden patouas (Schlafgeräſte) ſtanden jetzt 1 m tief im Waſſer, und die Ruder reichten nicht hin, die Boote vorwärts zu bringen; man mußte zu langen Stangen greifen, um ſie vorwärts zu ſtoßen, und wo der Fluß zu tief war, ſich an den überhängenden Baumzweigen vorwärtsziehen. Im Dickicht des Ufers bemerkte Crevaux zwei Gewächſe, die eine Erwähnung verdienen, den couguérecou (Xylopia frutescens) und den carapa. Erſteres iſt ein Strauch mit ſtarren Blättern, die einen ſtarken Pfeffergeruch haben; der Reiſende hat denſelben 1869 in Frankreich eingeführt, wo er in die Pharmakopöe Aufnahme gefunden hat. Der carapa aber trägt eine große runde Frucht, deren Körner ein Oel liefern, welches die Indianer brauchen, um ſich zu bemalen und die Sandflöhe und Zecken zu vertreiben.

Am folgenden Tage traf Crevaux mit einem getauften Indianer, dem Oyampy-Häuptlinge Jean Pierre, zuſammen, den er bei ſeiner ſchwachen Seite, der Eitelkeit, zu faſſen verſtand, um mit ſeiner Hilfe ſein nächſtes Ziel, die Quellen des Oyapok, zu erreichen. Der „tamuschi“ fuhr am 2. September voran, um den Reiſenden in ſeinem Dorfe würdig empfangen zu können; dieſer ſelbſt langte dort erſt gegen 11 Uhr an, ſein Nahen mit Flintenſchüſſen verkündigend. Als er ans Land ſtieg, folgte ihm im Gänſemarſche ſeine geſammte Bootsmannſchaft; er unterließ nicht,

einen Stock in der Hand zu tragen, da bei den Oyampys wie bei allen Eingeborenen Guayanas der Stock das Abzeichen des Befehlshabers iſt. Der Häuptling ſeinerſeits hatte ſich ganz friſch mit rother Farbe bemalt, trug den Stock eines Tambourmajors in der Hand, hatte um den Hals ein Fünffrankenſtück hängen und ſah ſo ſtrahlend und ſtolz aus, wie Ludwig XIV., als er die chineſiſche Geſandtſchaft empfing. Die Männer ließ Crevaux mit Tafia bewirthen und der Frau des Häuptlings ſchenkte er einen Kamm und einige Nadeln, wofür er ein Huhn und einige Eier erhielt. Beides wird weder von den Oyampys noch von den Roucouyennes gegeſſen. Als der Reiſende nach dem Grunde fragte, ſagte ihm ſein Wirth, daß er trotz ſeines hohen Alters noch Kinder haben wollte; Eier jeglicher Art ſind aber für Greiſe und Greiſinnen reſervirt, und die Hühner ſind zu nichts weiter da, als Federn für den bei Feſten üblichen Kopfputz zu liefern. Jean Pierre ließ ſich denn auch beſtimmen, Crevaux bis zu den Roucouyennes am Yari zu begleiten, wofür er im Voraus eine Flinte, Hacken, Säbel und Glasperlen empfing.

3. September. Als der Reiſende früh Morgens auf einem Felſen die Sonne beobachtete, ſah er zwei Pirogen mit Emerillon-Indianern anlangen, welche aus dem Dorfe Makukaua waren, das im Weſten zwiſchen den Quellen des Inini, eines Zufluſſes des Maroni, und des Approuague liegt. Ihre Boote trugen ein pamacari, ein Dach aus Palmenblättern, unter welchem Affen, Hokkos, Aras und namentlich ganz kleine grüne Papageien ſaßen, die in Cayenne ſehr geſucht ſind. Apatu kannte die Ankömmlinge, die er erſt vor Kurzem beſucht hatte. Das benutzte Crevaux, um Erkundigungen über die Geographie jener Gegend einzuziehen, wie er ſie in ſeiner Karte (ſ. oben S. 3) niedergelegt

Ankunft von Emerillon-Booten.

hat, ſowie anthropologiſche und ethnologiſche Beobachtungen anzuſtellen. In erſterer Hinſicht ſah er nur, daß ſie ſich in Nichts von den übrigen Bewohnern Guayanas unterſchieden. Nur in Sitten und Gebräuchen finden ſich einige Abweichungen. So ſchnüren ſich bei den Galibis die Frauen die Waden oben und unten ein, damit ſie mehr hervorſtehen, während bei den Emerillons nur die Männer Baumwollſchnüre nicht nur um die Beine, ſondern auch um die Handgelenke und dem Oberarm tragen. Die Einſchnürungen am Arme, wie ſie bei faſt allen ſüdamerikaniſchen Eingeborenen vorkommen, haben den Zweck, die Muskeln während des Bogenſpannens hineinzudrücken. Ihre Bogen ſind ſehr lang, wie diejenigen der Roucouyennes und der Oyampys, welche nicht weniger als 1,75 bis 2 m meſſen, und weichen nur darin von ihnen ab, daß eine der Flächen, anſtatt eben, leicht ausgehöhlt iſt. Wie alle Indianer machen ſie dieſelben aus dem Kernholz des „létre“, das von ſchön bräunlicher, oft gelb gefleckter Färbung iſt und im letztern Falle von den Möbeltiſchlern in Cayenne als „geſprenkeltes létre“ ſehr geſucht wird. Ein ſehr dicker Splint umgiebt dieſes Kernholz; die Indianer aber nehmen ſich nicht die Mühe, daſſelbe zu entfernen, ſondern ſuchen ſich vor Alter umgefallene Bäume aus, deren Splint bereits von Termiten zerſtört iſt. Dieſes Paria-Holz iſt hart und ſchwer, wie afrikaniſches Eiſenholz, aber läßt ſich leicht der Länge nach ſpalten. Iſt das mittels Axthieben geſchehen, ſo giebt der Indianer dem Bogen mit den Hauern des Pakira, welches unſerm europäiſchen Wildſchweine ähnelt, raſch die Vollendung. Unterkiefer dieſer Thiere findet man in den Hütten aller Indianer, welche dieſelben wie Hobel bei der Bogenfabrikation benutzen.

Wie die Roucouyennes das Fleiſch des Froſches, ſo ziehen die Emerillons das des Jaguar, kaikuschi genannt, allem andern vor. Ihre Liebe zu Verwandten iſt nicht mehr ausgebildet, als bei den Galibis und Roucouyennes: Apatu hat am Inini ein kleines krankes Mädchen in einer Hängematte

am Ufer ausgeſetzt gefunden. Wer die Abſicht hat, dieſe Indianer zu beſuchen, mag für gute Schuhe Sorge tragen, wenn er die zu den Lichtungen führenden Wege betritt; denn auf denſelben ſollen ſehr oft ſpitze Holzſtücke, wie ſpaniſche Reiter, in die Erde geſteckt ſein, um jede Annäherung zu hindern.

Das Abhobeln eines Bogens.

Gegen Mittag rief Apatu den Reiſenden an das Ufer, um ein aus großen Baumſtämmen gebildetes Floß zu ſehen, auf welchem ſich ein junger Indianer, ruhig die Flöte ſpielend, ſtromabwärts treiben ließ. Es war Grignon- und Acajou-Holz, welches er bis nach St. Georges brachte, um es dort gegen eine Axt und einige Meſſer zu vertauſchen.

Crevaux' Boot auf dem Oyapok. (Nach einer Photographie.)

Am Abend ſtellte Crevaux mitten im Dorfe ein Fernrohr auf, um eine Sternbedeckung zu beobachten, was indeſſen im entſcheidenden Momente mißlang. Die dadurch ſehr erregten Indianer waren indeſſen entzückt, als er ſie durch ſein Inſtrument die Berge auf dem Monde und die Satelliten des Jupiter ſehen ließ. •Handbücher der Phyſiologie

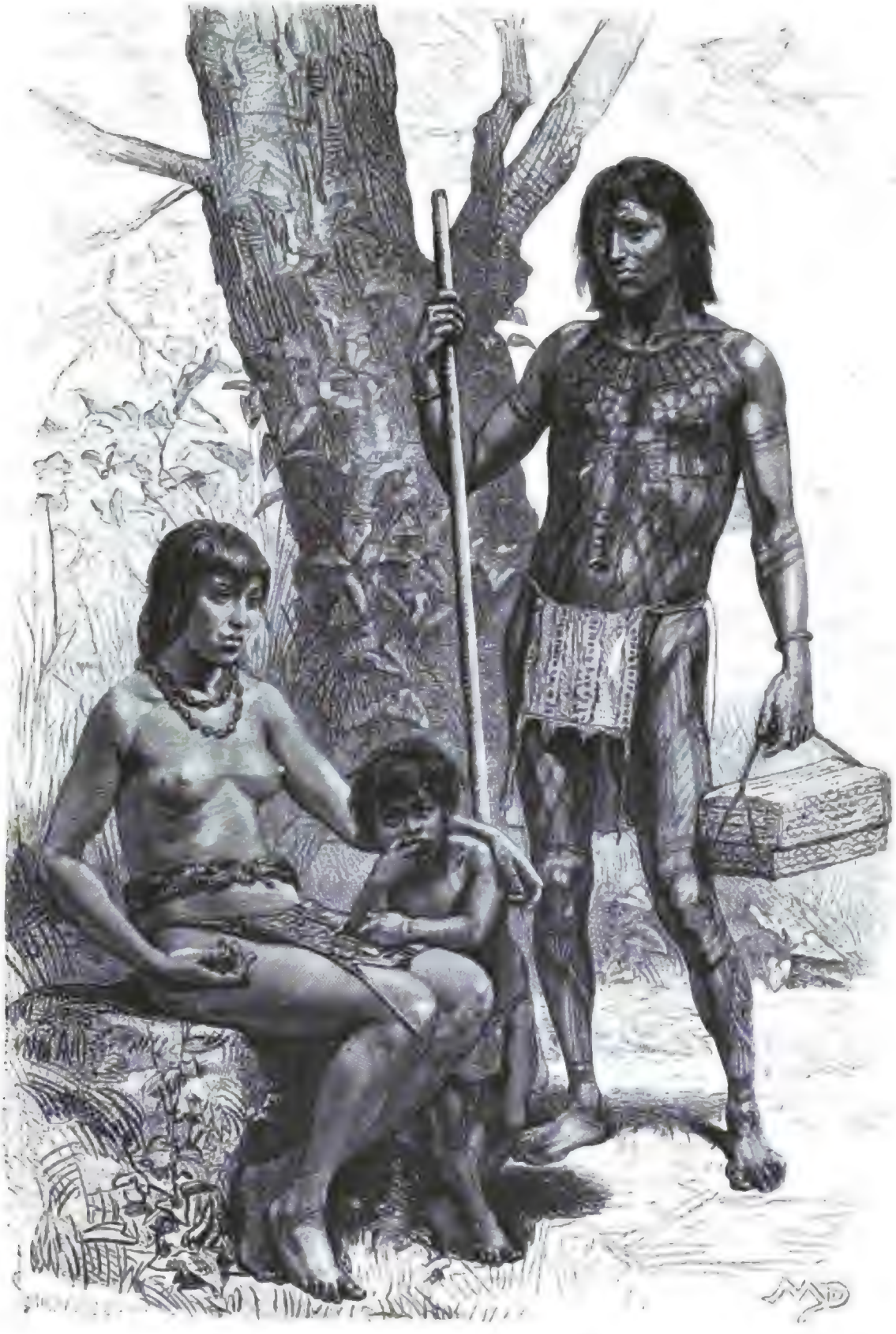
behaupten, daß manche Wilden letztere mit bloßem Auge sehen könnten; Crevaux indessen hat zahlreiche Indianer und Neger deswegen befragt, aber nie einen gefunden, der sich dessen hätte rühmen können. Uebrigens legen weder die Oyampys noch irgend welche anderen Indianer Guayanas den astronomischen Beobachtungen eines Reisenden irgend welches Hinderniß in den Weg, weil sie die Sterne nicht als Gottheiten ansehen. Ein wegen des Mondes befragter Indianer antwortete dem Reisenden: „Jolok na“ („das ist kein Teufel“).

Am folgenden Vormittage verließ Crevaux das Dorf des Häuptlings Jean Pierre, der sich nebst seiner Frau und drei kleinen Kindern in sein Boot gesetzt hatte, während sich der Expedition noch ein drittes Boot mit zwei Indianern angeschlossen hatte. Fünf Stunden lang ging die Reise über nichts als Stromschnellen und Fälle, bis man die Mündung des Sikini erreichte. Gegen 4½ Uhr Abends machte man bei einer kleinen Insel am Einflusse des Camopi Halt. Dieser Fluß, dessen Wassermasse mehr als die Hälfte von derjenigen des obern Oyapok beträgt, hat seine Quellen unweit der Zuflüsse des Maroni; die Boni-Neger fuhren, wenn sie einen Raubzug bei den Oyampys machten, den Inini bis zu seiner Quelle hinauf und gingen von dort zum Camopi hinüber. Zwei französische Reisende, der Arzt und Naturforscher Leblond im Jahre 1787 und der Marine-Apotheker Leprieur im Jahre 1836, haben den Maroni vom Camopi aus durch den Creek Araoua erreicht. Letzterer wollte die Quellen des Maroni, an welchen frühere Geographen den Eldorado verlegten, besuchen, wurde zwar von den Boni-Negern gut aufgenommen, mußte aber seinen Plan wegen der feindseligen Haltung der Youca-Neger, welche sich ihr Handelsmonopol auf dem Maroni zu bewahren suchten, aufgeben. Die Ufer des Camopi sind jetzt unbewohnt, während früher dort die Acoquas-Indianer saßen, welche 1674 von den Missionären Grillet und Béchamel besucht wurden.

Flötenspieler auf einem Floße.

Am Morgen des 6. September erblickte Crevaux inmitten eines Gebüsches halb unter Wasser einen weißen, schuppigen Körper, und als er näher kam, verrieth ihm ein unangenehmer moschusartiger Geruch, daß es eine Boa war. Ein Schuß aus zwei Schritt Entfernung riß ihr den Leib auf, so daß sie schreckliche Windungen machte, bis Apatu sie vollends tödtete. Jean Pierre aber hatte den Reisenden verhindert, zum zweiten Male zu schießen, weil der Teufel den Tod des „matapi“ rächen würde, indem er es regnen ließe. Und als am Nachmittage einer der Indianer beim Passiren einer Stromschnelle sich durch einen Fall das Knie stark verletzte, sah das der Häuptling als die Strafe des bösen Geistes an, da die getödtete Boa vielleicht der Sohn jener fabelhaften Schlange von riesiger Größe gewesen war, vor welcher die Oyampys sich in dieser Gegend fürchten. Apatu dagegen schalt die Indianer dumm, daß sie keine Schlangen tödten wollten, und erzählte ihnen die Geschichte von Adam, Eva und der Schlange, wie sie ihm von seiner Großmutter mitgetheilt worden war. Dieselbe hat sich unter den Bonis erhalten, trotzdem dieselben anderthalb Jahrhunderte lang nicht mit Missionären in Berührung gekommen sind, und hat zur Folge gehabt, daß die Bonis alle ihnen vorkommenden Schlangen sofort tödten und in deren Erlegung eine große Geschicklichkeit erlangt haben.

7. September. Noch vor Mittag erreichten die Boote einen ziemlich ansehnlichen Zufluß, den Yavé, den sie eine kurze Strecke hinauffuhren, um an einem niedlichen Wasserfall Paku-Fische zu fangen. In Menge tummelten sich dieselben in dem schnellen, klaren, aber flachen Wasser und boten den Pfeilen Apatu's und der Indianer willkommene Ziele. Im Zeitraum von zwei Stunden waren 31 Fische, deren jeder über ein Kilogramm wog, erlegt, und man konnte die Fahrt fortsetzen, um gegen Abend an der Mündung des Eroutou zu lagern, zu kochen und die Gerüste zum Räuchern des Fanges herzurichten. Am nächsten Tage hielt der Fluß über 6 km weit die gerade Richtung S.-O. ¼ S. ein, weil auf dieser Strecke Felsen, die ihn hätten ablenken können, ganz fehlten und seine Ufer, wie auch die des obern Maroni, flach und sumpfig waren. Hier bedeckte auch üppiges undurchdringliches Gebüsch das Land, während auf felsigem Boden nur schlanke Bäume, soweit das Auge reicht, sich erheben und freien Durchgang gestatten. Erst gegen 2 Uhr wurden die Ufer bei der Mündung des Yaroupi höher und es war ein kleiner circa 1 m hoher Wasserfall, der Pacouchiri, zu überschreiten; drei Stunden später erreichte man zwei Hütten von Oyampys, wo Crevaux die Familie des Häuptlings Jean Pierre und den am Knie verletzten Indianer zurückließ und diese unnützen Esser durch zwei junge Eingeborene ersetzte, welche für eine Axt, ein Messer und einige Meter Baumwollstoff sich anwerben ließen. Die Oyampys fordern nach allgemeiner Sitte der Indianer Guayanas Vorausbezahlung, lassen aber den Reisenden sehr selten im Stiche, ohne wenigstens einem Theile ihrer Verbindlichkeiten nachgekommen zu sein. So brachte einer der Männer, welcher während der Nacht andern



Oyampys-Indianer. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

Sinnes geworden war, die als Bezahlung erhaltenen Gegenſtände am nächſten Morgen zurück.

Am 9. September wurde die Reiſe erſt fortgeſetzt, nachdem Crevaux die Breite beſtimmt und ſeine Begleitung ihr Zeug und die Hängematten gewaſchen hatte. So erreichte man auch nur den nahen Zufluß Couyary (d. i. Sonne; Yary = Mond. Oyapok hat keine Bedeutung, iſt aber vielleicht aus Couyapok entſtanden, was eine Art Tukan, den Rhamphastus toco der Naturforſcher, bezeichnet). Am folgenden Tage war außer zahlreichen kleineren Schnellen der Fall Grand-Maſſara zu überſchreiten, wo nach dem Glauben der Eingeborenen ein mächtiger Schlangendämon hauſt, trotzdem ſich Pater Leroy einſt die Mühe gegeben hat, das Ungethüm zu exorciren und dann zum Beweiſe, daß es verſchwunden ſei, den Fall zu durchſchwimmen. Wahrſcheinlich hat irgend ein Piay (Arzt, Zauberer) den Mythus erfunden, um ſeine Leute abzuhalten, Reiſende und Händler nach dem obern Oyapok zu begleiten. Am ſelben Abend lagerte man bei einer Oyampy-Niederlaſſung an dem großen Zufluſſe Motoura, der 65 m breit iſt, während der Oyapok ſelbſt oberhalb von deſſen Mündung nur noch 110 m breit gefunden wurde. Der Hauptſtrom nimmt nun raſch an Mächtigkeit ab und durchfließt wieder langſamen Laufes ebenes, ſumpfiges Land. Hier bekam Saba einen Fieberanfall, den erſten, welchen Crevaux auf dieſer Reiſe zu verzeichnen hatte. Er ſelbſt befand ſich munterer, als bei ſeiner Abreiſe aus Frankreich; offenbar ſtand er unter dem Einfluſſe jener Erregung, welche ſich aller Europäer während der erſten Monate ihres Aufenthaltes in Kolonien bemächtigt. Dieſe Periode muß der Reiſende benutzen, um entſchloſſen vorwärts zu dringen; denn nur zu bald wird dieſe trügeriſche Kraft einem Zuſtande der Anämie Platz machen, welcher ſeine Pläne ernſtlich durchkreuzt. Er hatte übrigens jetzt auch die beſten Hoffnungen für den Erfolg ſeiner Reiſe; denn die Indianer erwieſen ſich durchaus als leicht zu behandeln und friedlich geſinnt, während die zu Widerſetzlichkeiten geneigten und mit ihrer Nahrung unzufriedenen Neger ſchon zu weit in das Innere vorgedrungen waren, um den Reiſenden noch im Stiche laſſen zu können und allein die gefürchtete Fahrt ſtromab nach der Meeresküſte zu wagen.

# Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlſtadt.

## V.

### Von Orahovica nach Bučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega (Schluß).

Manche der Häuſer von Velika weiſen zierliche Schnitzereien an den Dachgiebeln und an den Thoren auf. Am auffallendſten in dem belebten Orte iſt der Mangel eines Kaufladens und eines guten Gaſthauſes; denn das neben der Kirche ſtehende einzige bietet wenig. Ich wandte mich daher dem Hauſe des reichen Bauern Mija (Michael) Bošnjaković zu, welches mit den vielen Nebengebäuden und Schlafkammern der einzelnen verwandten Familien einen reſpektablen Grundkomplex einnimmt. Der Gazda (Oberhaupt) Mija, mein Bekannter von früher her, ſah mich herankommen, begrüßte mich entgegen kommend mit: Zdravo gospodine! — Wohlauf, Herr — und begleitete mich in ſein komfortabel eingerichtetes Fremdenzimmer, in dem die 12 Paar blankgewichſter Stiefel und Bundſchuhe, auf dem polirten Glaskaſten in Reih und Glied geſtellt, aufſielen. Der hohe, impoſante Mann ertheilte ſeine Befehle behufs meiner Bewirthung und ſetzte alles in Bewegung, denn er iſt, wie alle ſeines Gleichen, der Regent, dem Alle im Hauſe gehorchen. Er theilt den Wein, den leichten, angenehm ſchmeckenden und nicht leicht berauſchenden Schnaps — Klipara — an die arbeitenden Männer aus; er hat die Schlüſſel zu den Fruchtböden und Scheunen; die acht Pferde, die anderthalb hundert Schafe und zahlreichen Schweine werden nach ſeinen Anordnungen gepflegt und verwendet. Geringe Häuſer haben ſelten nur ein Paar Pferde, die Zahl iſt gewöhnlich 4 bis 6.

Bei Bošnjaković wird man mit Suppe, Rindfleiſch, Gemüſe, mit gebackenen und gebratenen Hühnchen und rothem Wein regelrecht traktirt und Alles kredenzt die Reduša, d. h. diejenige der Frauen, welche während der Woche Dienſt im Hauſe und die Aufgabe hat, für Alle zu kochen. Diesmal — es giebt bei Mija mehr als zwanzig Weiber im Hauſe — war es eine jung verheirathete, die ob der ſchlechten Witze des Gazda kaum aufzuſehen wagte, doch zufrieden lächelte, als ich ihre Kochkunſt nach Gebühr belobte. Es war ein hübſches, flinkes Weib, die alles, was ſie that, etwas verlegen, doch mit einem gewiſſen zierlichen Anſtand beſorgte. Und in Velika wohnt überhaupt ein ſchöner Menſchenſchlag, wie auch in allen umliegenden Ortſchaften. Die Männer ſind ſtämmig, geſund und wohl gebaut; die Weiber ſchlank und hübſch, viele ſchön; ebenſo ihre Tracht. Die Skute (der ſchon einmal erwähnte Hemd-Rock) ſind weiß, rückwärts vom Leib an in viele Fältchen gelegt und unten her mit handbreitem, rothem oder dunklem Saume von Wollſtickerei eingefaßt. Der geſtreifte Gürtel hält die aus ſelbſtgewebter Wolle gefertigte dunkle, mit Franſen und breiter Silberborte gezierte Schürze feſt, deren einer Zipfel gewöhnlich aufgeſchlagen und hinter den Gürtel geſteckt wird. An Feſttagen tritt eine ſeidene von beliebiger Farbe an deren Stelle. Die Schultern verhüllt ein Seidentuch mit hellerm Muſter; am Halſe prangen weiße Perlen. Mädchen tragen das Haupt immer unbedeckt, das Haar in breitem Zopfe aufgenadelt; Frauen jedoch die Poculica, eine haubenartige, geſtickte, über der Stirn mit zuſammengelegtem Seidentuche überbundene Kopfbedeckung, worüber junge im Sonntagsſtaate noch ein ſchleierähnliches Gewebe mit künſtlichen Blumen heften, was ihnen ein vortreffliches Ausſehen giebt. Dazu kommen für kühlere Tage weiße, ärmelloſe, lange Jacken und für den Winter der Kudmen und der Curak; erſterer ein Lederpelz; letzterer ein blauer, mit Schnüren beſetzter und mit Pelz verbrämter Tuchrock. Die Tracht der Männer iſt im Allgemeinen jener bei Bukovica geſchilderten ähnlich. Hier trägt der Bauer im Winter eine Lederweſte von Schaffell, die am

Rücken gar zierlich mit eingesetzten Spiegelstückchen bedeckt ist. Das glitzert wie ein Panzer. Hier werden schwarze und weiße Mäntel mit gleicher Berechtigung umgehängt. Das Tuch erzeugen und walken die Frauen in den vielen Walkmühlen und schneiden und passen die Kleidungsstücke schließlich selbst zu. Nur Tuchröcke feinerer Gattung und die Lederpelze werden gekauft. Die Leute sind hier herum sehr arbeitsam. Sie arbeiten zur Erntezeit selbst in Mondscheinnächten auf den Feldern, die auf der Ebene vor der Schlucht liegen, und merkwürdig genug ist es, wenn man Nachts ihren Gesang hört und das fahle Blitzen der Sensen oder Sicheln sieht. Doch sind sie des Morgens schon wieder beim Dreschen. Zehn bis zwölf stellen sich auf der Tenne, auch im Hofe in eine Reihe und schwingen die Dreschflegel Alle zugleich, wie nach Kommando. Bei Manchen wird aber das Getreide auch durch Pferde ausgetreten. Die Sitten gleichen im Ganzen so ziemlich den in anderen Gegenden des Landes. Die Sprache, obgleich im Požeganer Komitate ein schönes Kroatisch gesprochen wird, hat gerade hier merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Man ist versucht worden zu glauben, daß dieses Völkchen einst aus der Broder Militärgrenze herübergesiedelt sei. Das „c" z. B. klingt sehr oft wie ein ie. Wörter wie: Mjesec = Mond, Sèko (Vokativ) = Schwesterchen klingen: Mjesiec, Sieko etc. Auch hört man das seit der Besetzung der Militärgrenze durch die Franzosen in ganz Slavonien eingebürgerte Wort Svaler = Geliebter (Chevalier) hier ebenfalls. Uebrigens sei gleich hier bemerkt, daß sich seit den Zeiten der Römer- und Türkenherrschaft als Provinzialismen einzelne Wörter beider Völker über das Land verbreitet haben. Zum Beispiel Kaštiga, die Strafe, Avlija, der Hof, u. s. w. erinnern an castigare, aula. Aus dem Türkischen stammen: Bunar, Brunnen; Aigir, Hengst; Jastuk, Polster; Sanduk, Truhe; Odžak, Schornstein; Gjerdan, Halsperlen, und andere mehr.

Die Leute sind mit schönen Naturgaben ausgerüstet und sehr bildungsfähig, besonders für Schnitzerei und die Weiber für die Erfindung geschmackvoller Webe- und Stickereimuster begabt. Felix Lay in Esseg hat eine schöne Ausgabe südslavischer Ornamente veranstaltet und die prächtigen Muster unter Kunstanstalten und Fabriken in England, Deutschland und Frankreich verbreitet. Der Kretinismus jeder Art ist in Slavonien ein unbekanntes Ding; doch trifft man (leider hier und da absichtlich) herbeigeführte Verstümmelungen manchmal bei Bettlern; aber bei Zigeunern sehr oft, die sich des Daumens berauben, um dem Militärdienste zu entgehen.

Nach dem Essen besah ich Mija's Hausräume, die gesonderten Schlafkammern — kiljer — der einzelnen Ehepaare, die sonst auch jedes andere Haus hat. Alles ist hier rein; die Stühle mit geschnitzten Lehnen, das Erzeugniß irgend eines Dorfkünstlers, ebensolche Spinnrocken; Krüge von gefälligen Formen und grün glasirt. Das einzige Unangenehme ist die geringe Höhe dieser Schlafgemächer. Auch der Keller wurde mir gezeigt. Oberhalb des dazu führenden Treppenhäuschens prangt in großen Buchstaben die weithin von der Straße sichtbare doppelzeilige, gemüthliche Aufschrift an der Wand: Mnoga ljeta živio, tko se ovdjo napio! Das heißt in deutschem Knittelreim: „Es lebe viele Jahre lang, wer hier zur Genüge satt sich trank." Eine hübsche Anzahl voller Wein- und Branntweinfässer liegen da drunten. Und dem Manne thun es noch einige im Orte nach, wenn nicht zuvor. So fällt z. B. der Häuserkomplex des Gazda Knežević durch Sauberkeit und Reichthum auf. Was von Velika, das gilt auch von anderen Orten in dieser Gegend. Die Theilung des Vermögens und der Gründe tritt ein, wenn eine oder die andere Familie, die Anrecht auf einen Theil derselben hat, aus triftigen Gründen die Kommune verlassen will. Freilich führt das manchmal zu unliebsamen Gerichtsverhandlungen; allein auf der Welt ist einmal nichts vollkommen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags schwang ich mich in den Wagen, den Mija hatte einspannen lassen, um meine Reise fortzusetzen. Jung und Alt ließ auf einen Augenblick die Arbeit ruhen und begrüßte mich beim Scheiden. Die Schulkinder vor dem Schulgebäude lüfteten die Hüte; die Mädchen grüßten, mit einer Verneigung ihr: Faljem Isus [1]) — Gelobt sei Jesus — rufend. Nicht minder höflich sind die Hirten an der Straße und die begegnenden Bauern auch hier. Hat man Velika hinter sich, so erblickt man die ganze Požeganer, von Bergzügen rings eingeschlossene, fruchtbare Ebene vor sich. Im Westen begrenzt sie das hohe Sujnik-, im Osten das Krstovo-, im Norden das soeben überschrittene Papuk- und Krndija-Gebirge, an dessen Schluchten angelehnt östlich die in Bezug auf Reichthum und Industrie von Velika wenig verschiedenen Orte Kutijevo, Vetovo und Kaptol liegen. Letzteres, einst Sitz der Tempelherren, ist seines halb zerfallenen, halb bewohnten Schlosses wegen interessant. Rechter Hand dehnen sich schöne Kastanienwaldungen über die Hügel aus und reichen bis nahe vor Strežeman. Vor mir, also im Süden, lag das Gebirge Dilj und Babje-gore, welches diesen Rahmen vollständig abschließt. Alle diese Berge rücken mit ihren Ausläufern eng aneinander und sind nur durch Einsattelungen oder durch Schluchten von einander getrennt. So tritt im nordwestlichen Winkel der Fluß Orljava durch eine Thalschlucht zwischen dem Papuk- und Sujnik-Gebirge in diesen Kessel

Wasserkrug aus schwarzgebranntem Thon, 4 Liter fassend.

ein und bahnt sich ebenso im Südosten durch ein Thal zwischen dem Dilj- und Krstover-Höhenzuge seinen Weg zur Save. Die ganze große, nur durch einzelne erhabenere Flächen unterbrochene Ebene wird von guten Straßen durchschnitten, und rasch eilte das Gefährte auf der von Velika nach der Metropole Požega führenden dahin, deren Kirchthürme vom Fuß der Babje-gore herüberglitzerten. Bald waren wir in Mitrovica, einem kleinen, durch ein hübsches Schloß gezierten Flecken an der Veličanka. Mehrere

[1]) Es sollte eigentlich: Hvaljen heißen, doch wird das Wort hier so ausgesprochen.

Digitized by Google

mit Pokljuke beladene Wagen ſtanden vor dem Wirthshauſe. Pokljuke ſind aus dunkeler Thonerde gebrannte Stürzen, die zum Backen von Mehlſpeiſen dienen, in den umliegenden Ortſchaften hergeſtellt und in der ganzen Viroviticer und Požeganer Geſpanſchaft von den Töpfern — dieſe ſelbſt ſind Bauern — zum Verkaufe ausgeboten und herumgefahren werden. Im Dorfe Golobrdo werden ſpeciell ſolche Waſſerkrüge aus ſchwarzgebranntem Thone fabricirt, wie ſie die Abbildung darſtellt.

Nach Mitrovica paſſirt man Mihaljevci. Hier wohnen viele Deutſche neben den Einheimiſchen. Der Ort baut ausgezeichneten Tabak, jedoch ſehr wenig, war aber vor mehreren Jahren einer der erſten in Bezug auf das Quantum und die Güte des narkotiſchen Krautes, das ſelbſt in entfernte fremde Länder geliefert wurde. Die ausgedehnten Krautanpflanzungen zeugen von dem Fleiß der Einwohner, die vielen Zwetſchengärten, die wie eine blaue, langgedehnte Wolke ausſahen, von dem Reichthum des Bodens.

Das Dorf endet mit einem ſteil abfallenden Hügel, an deſſen Fuß angekommen man über die Veličankabrücke und dann eine ſanfte Anhöhe hinanzufahren hat, von wo ſich die Straße allmälig bis Požega zu ſenken beginnt. Vor letzterm liegen rechts mehrere große Mühlen. Von hier gewährt die Stadt mit ihren in der Sonne glitzernden fünf Kirchthürmen, mit ihrer prachtvollen Lage am Fuße der Babje gore und des Berges Sokolovac, mit den in der Ferne verlaufenden Wellenlinien und vielen Spitzkegeln der Berge einen reizenden Anblick. Zum letzten Male fährt man hier über die Veličanka und betritt zugleich die von Eſſeg kommende Straße, auf der in einigen Minuten die Orljava-Brücke und auch zugleich Požega erreicht iſt.

Die Stadt iſt ein in der Geſchichte des Landes berühmter Ort, deſſen Wichtigkeit die anderen weit übertraf. Die Ereigniſſe, die hier vorfielen, füllen ein Buch. Wir begnügen uns mit einer kurzen, allgemeinen Skizze der intereſſanteſten Begebenheiten.

Die Anfänge reichen in das graue Alterthum, in die Zeit der Römer. Zerſtreute, von hier bis Kaptol — anderthalb Fahrſtunden — reichende, zuſammenhängende, freilich verſchüttete Trümmer römiſcher Kultur beweiſen, daß hier ein großer, weithin ausgedehnter Ort geſtanden habe; ob deſſen Name Inicerum oder Recatina geweſen, mag dahin geſtellt bleiben. In der Mitte des heutigen Požega erhebt ſich ein ziemlich hoher Hügel, der wie abgeriſſen von dem kaum 50 m entfernten Weingebirge vereinzelt ſein felſiges Haupt emporhebt. Auf der Südſeite deſſelben krönt ein winziges Mäuerlein die Spitze. Das und dazu eine in ziemlicher Entfernung um den Hügel herumgeführte, theilweiſe noch erhaltene, Ringmauer ſind die letzten Ueberreſte des feſten Schloſſes, das ſo oft Angriffsobjekt der Türken geweſen. Die Thore der Mauer ſind abgetragen, nur ein Thurmreſt iſt noch erhalten. Požega, in der Mitte Slavoniens liegend, durch ſeine gebirgige Lage zur Vertheidigung beſonders geeignet, forderte in den für das Land ſo verhängnißvollen Zeiten der Herrſchaft des Halbmondes immer von Neuem die Mohammedaner zur Einnahme, die Landeskinder zur Wiedereroberung auf.

Hier hielt im Jahre 1386 der Banus Ivan Horvat die ungariſche Königin Maria in Haft; als jedoch der Magnat Nikolaus Gara mit Heeresmacht herangezogen kam und Horvat nicht im Stande war, die Belagerung des Schloſſes auszuhalten, entfloh er, begünſtigt durch Stephan Simontorma und Stephan Lackovic, die ſich dem Sohne des erſchlagenen Palatins heuchleriſch angeſchloſſen hatten, um den bedrängten Freund zu retten, heimlich durch das Königsthor nach Bosnien. Das Schloß und die ganze Umgebung wechſelte oft die Herren. Im Zeitraume von 1526 bis 1699 wurde die Stadt oftmals geplündert, brannte mehrmals ab, und von den vielen Paſchas, die hier gehauſet, ſtarb ſelten einer eines natürlichen Todes. Sie mußten ihren Blutdurſt und die unmenſchliche Bedrückung meiſt mit dem Leben bezahlen. Aus der Zahl der Vierzehn, deren Namen auf uns gekommen, waren die beſten und menſchlichſten Karamuſtafa Čunčić um 1602, und Nuri Effendi Paſcha 1616; erſterer ſtarb an Gift, das ihm die ob ſeines gegen die Chriſten milden Verfahrens ergrimmten Türken gaben; letzterer ſoll 1624 aus gleichem Grunde auf dieſelbe Weiſe umgekommen ſein. Von allen Böſen der Böſeſte war Haſſan Zloić [1]), dem ſelbſt der Sultan nicht traute, weshalb er die blutige Steuer durch einen andern eintreiben ließ. Viel Blut tränkte dieſen Boden und die Franziskaner im Požeganer Kloſter, wie auch die Auguſtiner in Velika, ferner die Templer in Kaptol — die auch hier lange nach Aufhebung des Ordens mögen ungeſtört weiter beſtanden haben — ſpielten in dieſen Kämpfen eine gewichtige Rolle. Trotz allen Bemühungen konnten die Türken ihres Beſitzes nie ſicher ſein. Die empörte Bevölkerung rings herum machte ihnen viel zu ſchaffen. Die vielen theils chriſtlichen, theils türkiſchen Burgen zeugen von jener Vergangenheit; einige davon ſind im Walde verſteckt. Das Landvolk war in die Berge geflüchtet; deshalb ſind noch jetzt viele Orte ſo verborgen in Schluchten und Wald, daß nichts ihre Anweſenheit andeutet. In nächſter Nähe von Požega liegen einige ſolcher Dörfer; unter anderen Dorf und Schloßruine Vrhovci, wohin ſich 1596 die Franziskaner geflüchtet hatten. Ihnen nach zog der Paſcha, deſſen Name unbekannt, mit ſeinem Sohne Huſſein. Beide wurden indeß bei der Belagerung von den empörten Požeganern und den Landleuten überfallen und erſchlagen. Nach Abzug der Türken war die Umgegend verödet und menſchenleer [2]); in der Burg zu Požega lag von 1700 bis 1753 eine ſtarke Garniſon. In dieſem Jahre wollte der Agramer Biſchof Franz Thauſus das Schloß zu ſeinem Gebrauche einrichten, als ihm aber die Städter Hinderniſſe in den Weg legten, überließ er es ſeinem Schickſale und indolente, muthwillige Leute zerſtörten es.

Das heutige Požega, ein Städtchen von circa 3000 Einwohnern, liegt vor und theilweiſe in einer hier beginnenden Schlucht, welcher der zu Zeiten verheerende Wildbach Bučijak, ein Zufluß der nahen Orljava, entſtrömt. Er war diesmal ganz ohne Waſſer, doch hat er ſchon Häuſer zerſtört und die Plätze und Verkaufsläden überſchwemmt, Balken, Fäſſer und Schweineſtälle mit ſeinen Fluthen davongetragen. Die Stadt, die aus der Ferne ſo bezaubernd ausſieht, verliert, wenn man ſie betritt, viel an Reiz, da ſie zwar hübſche, ſtockhohe Häuſer, aber krumme Gaſſen hat. Die ſteilen Weingärten indeß geben ihr immerhin ein friſches, anziehendes Anſehen. Früher wurde hier nur tanninhaltiger Rothwein getrunken; als jedoch mit der alten Heilkunde auch der häufige Aderlaß und die Schröpfköpfe wichen, bürgerte ſich allmälig der weiße ein.

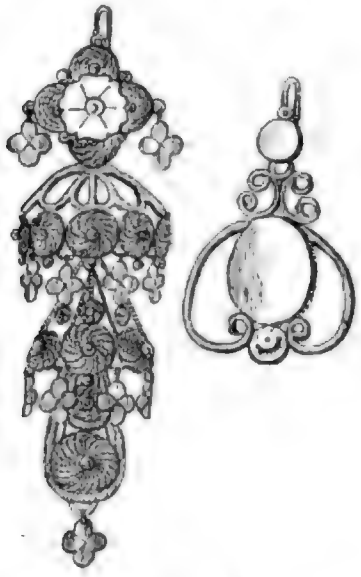
Die Stadt beſitzt einiges Vermögen: Wälder, Felder und Weingärten, die ſie durch einen Beamten verwalten läßt. Hier iſt der Sitz aller höheren Behörden der ganzen

[1]) Unter den Paſchas findet man häufig Namen ſlaviſcher „Renegaten“. Zloić bedeutet etwa „Böſenſohn“; ein Name, dem er Rechnung trug.

[2]) Der unauslöſchliche Haß des Südſlaven gegen die Bekenner des Koran iſt gerechtfertigt und nur durch die Beſtialität des Türken entſtanden.

Geſpanſchaft: des Župan (Obergeſpan), mit allen ſeinen Beamten; des Gerichtshofes, des Steueramtes, des Staatsanwaltes ꝛc. Am Fuße des Schloßberges ſteht das neue, elegante achtklaſſige Gymnaſium. Das alte, 1709 errichtete, in dem Jeſuiten und Franziskaner lehrten, wurde zu einer höheren Töchterſchule umgebaut. Jetzt iſt der Unterricht, mit Ausnahme einiger Gegenſtände, die den barmherzigen Schweſtern zugewieſen ſind, auch in letzterer Anſtalt in den Händen weltlicher Lehrer.

Fig. 1. Fig. 2.



Ohrgehänge aus Silber.

(In natürlicher Größe. Das unter Fig. 1 abgebildete wird in der Umgebung von Djakovo getragen, das unter Fig. 2 in den Ortſchaften von Požega, woſelbſt es auch fabricirt wird.)

Die Bürger des Städtchens, der katholiſchen und griechiſch-orientaliſchen Kirche angehörend, ſind Handwerker; in der Mehrzahl ſolche, die für das Landvolk arbeiten. Der Handel iſt ausſchließlich in den Händen der Griechiſch-Orientalen und der Juden. An Markttagen und Sonntags am Wochenmarkt geht es auf den beiden Plätzen und in den Gaſſen bunt genug zu, denn das Landvolk aus dem ganzen Umkreiſe bringt die Erzeugniſſe des Bodens herein, um ſich mit dem Nöthigen aus den Gewölben zu verſehen. Spekulanten ſind thätig, größere Einkäufe an Kornfrucht werden gemacht und die Augen des Weibervolkes hangen verlangend an dem Silbergeſchmeide, das die beiden Goldarbeiter, Künſtler in ihrer Art, in kleinen Glaskaſten auslegen. Im Herbſte ziehen hier Wagenkarawanen mit Obſt beladen durch, und auf den Markt nach Eſſeg; denn die Straßen von Gradiška, Pakrac und Daruvar laufen über Požega, ſind aber in der Richtung nach Eſſeg und Brod nur gut, ſoweit ſie dem Komitate angehören.

Am Georgstage — 12. März — wiederhallen die Weinberge über der Stadt von dem Krachen der Böller, das ſich wie ein rollender Donner gegen Derviśaga[1]) und Blatsko hinzieht. Selbſt beim größten Regen laſſen ſich die Bürger nicht abhalten da oben ihre Braten zu wenden, zu ſingen und zu jauchzen, von einem Berg auf den andern zu ziehen und zu ſehen, ob „die Türken fliehen“. Es iſt der Tag des letzten Abzuges derſelben und das Erinnerungsfeſt an deren Flucht.

[1]) Ein Ort in der Nähe, in dem ein Aga, dem Stande der Derwiſche angehörend, ſeinen Sitz hatte; daher der Name.

# Ornithologiſche, botaniſche und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oaſe.

Von Dr. **Oscar Heyfelder**[1]).

Gök-Tepe, 6. (18.) März 1881.

Während des ganzen Winters blieben zahlreiche Lerchen auf den Saatfeldern rings um Gök-Tepe und auf einigen von uns beſetzten Forts und Feſtungen Scharen von Sperlingen, einige wenige graue und ſchwarze Krähen und einige ſeltene Elſtern, die in Terſakan ſehr häufig waren. Sehr ſelten ſahen wir Geier, die bei Tſchikiſchlar (am Kaſpiſchen Meere) zahlreich ſind und welche uns ſeiner Zeit in Armenien (1878) bei der Aſſaniſation ſo weſentliche Dienſte erwieſen. Sperber und Falken ſah ich fliegen und fanden wir in den Wohnſtätten der Tekes als Jagdvögel. Auch der perſiſche Chan von Kodſchand (Kutſchan? Red.), der uns hier mit großem Gefolge beſuchte, brachte Jagdfalken mit. Schuhu, Eule und kleine Schleiereule ſah ich in Freiheit und auf der Stange angebunden bei einer Filzjurte in der Feſtung. Gegen Ende Januar zog der erſte Zug wilder Gänſe über uns hinweg dem Norden zu; hätten wir Zeit, ſo hätte der Anblick uns Heimweh machen können. Am 1. Februar hatten wir das erſte Gewitter mit Schwüle und etwas Regen. Obgleich es darauf wieder kalt wurde und in den nahen Bergen Schnee fiel, ſo blieb der Natur und der Atmoſphäre ein frühlingsartiger Charakter. Die Samen ſproßten, in den Bächen blühten allerlei Pflanzen, die Lerchen ſangen, wilde Tauben, Rebhühner, Enten, ſchwarze Raben zeigten ſich immer häufiger. In einem geſchützten, bewaldeten Seitenthal Tſchuli an der perſiſchen Grenze ſah ich Ende Februar allerlei Rohrſänger, den Diſtelfink, das Haſelhuhn. Am 3. (15.) März flog mit lautem Geſchrei ein gewaltiger Kranichzug über uns weg auch nach Norden, in der Richtung, in welcher unſer Aller Gedanken und Sehnen gehen. Heute als wir zur Inſpizirung der Desinfektionsarbeiten gegen Abend in die Feſtung ritten,

[1]) Staatsrath Dr. Heyfelder hat als Chefarzt die Skobolev'ſche Expedition mitgemacht, neun Monate in Aſien zugebracht, die Belagerung und den Sturm der Teke-Feſtung erlebt und ſammt Lazarethen und Aerzten 20 Tage unter den Kugeln geſtanden. 15 Kugeln trafen ſein Filzzelt, ſein Maulthier ward erſchoſſen, er ſelbſt blieb unverwundet und vom Typhus verſchont, hatte aber eine ſchwere Halsentzündung während der Belagerung und der nächtlichen Ueberfälle der Tekes zu beſtehen. Nach der Evakuation der Verwundeten und während der Typhus im Lager ausbrach, hatte der deutſche Arzt dennoch Augen für die Natur um ihn.

ſahen wir ungeheure Scharen von Zugvögeln ſich herabſenken und nach mancherlei Evolutionen ſich zur Erde niederlaſſen, doch leider ſo entfernt, daß Niemand von uns ſie ſicher diagnoſtiziren konnte. Ich nahm ſie für Staare, deren ich auch ſolche den Himmel verdunkelnde Wolken im Herbſt 1877 und Frühling 1878 in Alexandropol geſehen. Ganze Flüge wilder Tauben und zahlreiche Ketten kleiner Enten beobachten wir ſeit mehreren Tagen. Von Schwänen erzählen einige kühne Nimrode, die einen nahen See bevölkern ſollen. Faſanen habe ich mehrmals geſpeiſt; ſie vorzugsweiſe jagt der Tekе und der Perſer mit dem Jagdfalken, der auch Glöckchen an den Beinen trägt und auf einem derben Stulphandſchuh auf der rechten Hand getragen wird. Auf den Inſeln im Süden des Kaſpiſchen Meeres kamen uns zahlreiche Lommen und Pelikane zur Beobachtung. Hahn und Huhn ſind viel verbreitet, bei den Perſern eine kurzbeinige Art, bei den Tekes eine hohe, magere Race, wie ihre Pferde und Hunde und ſie ſelbſt, die Tekes. In anderen nach Süden gelegenen Thälern, namentlich bei Kara-Kala, der verlaſſenen Stadt der Kara-Kala-Turkmenen, iſt die Schwarzdroſſel ſo häufig wie die Brombeere, die Mehlbeere, der wilde Wein. Dort hörte ich Mitte December den Fink, wenn auch nicht ſchlagen, doch luſtig zirpen, ſah die Blau-, Schwarz- und Schwanzmaiſe in den Büſchen und dem haushohen Röhricht herumklettern, den Faſan durch Schilf und Buſchwerk ſchlüpfen. Dort waren auch im feuchten Erdreich an den Trinkplätzen des Wildes die Fußſtapfen des Tigers und des Rehs, die Spuren des wilden Ebers und die Stacheln des Wildſchweins zu ſehen.

Das Land iſt dadurch charakteriſirt, daß der ſchön geformte Gebirgszug des Kobet-Dag, von Bami bis Aſtrabad, des ähnlichen Thündgebirges von Terſakan bis Bami dort gegen Nordweſten, hier gegen Norden zur Ebene abfällt. Aus den Seitenthälern des Gebirges fließen zahlreiche lebendige Quellen (ſogar einzelne Mineralquellen z. B. bei Artſchman), welche ſich theils natürlich theilen, theils, künſtlich in viele Waſſeradern geſpalten, die nächſte Zone bewäſſern und fruchtbar machen; während weiter hinweg die Wüſte oder, wie man hier ſagt, der Sand beginnt. Auf dieſer Sandregion erheben ſich einzelne Hügel aus purem Sande, gleich den Dünen an der Nord- und Oſtſee. Somit haben wir eine Felſenflora, eine Steppenflora und eine Sandflora, welcher ſich die künſtliche anſchließt: Mais-, Hirſe- und Weizenfelder, Kleeſaaten, Weingärten, Pfirſich-, Birn- und Aepfelgärten, die ich auf meinem Ritt vom 8. (20.) bis 10. (22.) März bei Kelata, Durun, Artſchman in Blüthe fand. Dieſem Verhalten des Terrains und der Vegetation entſprechen natürlich auch die Vogelarten und deren Verbreitung hier in der Oaſe. Import von jenſeits des Kaſpiſchen Meeres durch uns ſelbſt iſt ein Entenpaar im Hospitalhof zu Gök-Tepe und eine kleine Schar von welſchen Hahnen (Indian) zu Karry-Betyr-Kala, wohin ſie ein Koſakenoberſt brachte. Sie waren zum Braten für die Feſtfeier beſtimmt, welche wir ſtets für die Einnahme von Gök-Tepe projektirten und die nie ſtatthatte, weil wir nach dem Sturm müde, beſchäftigt und zu keinem Gelage aufgelegt waren. So blieben die Indians am Leben. Einigen Champagnerflaſchen, die ein anderer Oberſt für denſelben Zweck mitgeſchleppt und bereit gehalten, und die auch nach dem 12. (24.) Januar ganz blieben, haben wir ſpäter gelegentlich die Hälſe gebrochen. An den zahlreichen Waſſerbächen in der Ebene und in den Bergen habe ich vielfach die Bachſtelze getroffen und zwar unſere graue, nicht die gelbe, die bei Eriwan, Ygdir und auch bei Alexandropol in Armenien ſehr häufig iſt. Auf einem von den Tekes berieſelten oder beſſer überſchwemmten Acker ſah ich Ende Februar Möwen fliegen, wie auf einem See. Dieſer Tage ließen uns an ähnlichen Stellen die ſchönſten Schnepfen ganz nahe heran kommen, denn die ſchlauen Geſchöpfe ſahen, daß wir keine Gewehre trugen und die unſerer Koſakenbedeckung in einem Ziegenhaar-Futteral ſtaken. In der ungeheuer ſalzigen Michaelsbucht, am Oſtufer des Kaſpiſchen Meeres unweit Krasnowodsk, beobachtete ich viele Taucherentchen und Waſſerhühner.

Von den Bergen fliegen zu Thal nicht ſelten ein Paar prächtiger ſchwarzer Kolkraben, die mir wie ein Paar alte Bekannte aus Deutſchland vorkamen, wenn ich ſie mit komiſcher Gravität neben einander herſchreiten, hier und da ſtehen bleiben und konverſiren ſah. Geſtern zog ein großer ſchneeweißer Vogel an uns vorüber und ſetzte ſich am Flüßchen nieder. Wir hielten ihn für einen Schwan. Ferner giebt es Trappen in kleinen Geſellſchaften, zahlreiche Neuntödter, die immer einzeln fliegen, nicht ſelten Wiedehopfe. Dagegen habe ich die Mandelkrähe und den Glanzſtaar, die bei Tiflis, am nördlichen Abhang des Kaukaſus und am Weſtufer des Kaſpiſchen Meeres häufig ſind, hier nicht begegnet. Die Schwalbe, die ſonſt dem Menſchen überallhin folgt, die an der hochgelegenen Alphütte, an dem ärmlichſten Häuschen in Nordfinnland, an dem ſtolzen Winterpalais in Petersburg ſo gut ihr Neſt baut, wie an der Heidelberger Ruine, die uns in Deutſchland den Frühling bringt, deren Gezwitſcher vom Dachrand uns ſymboliſch ſcheint für häusliches Glück: die Schwalbe wohnt nicht hier und hat auch keine ihrer Hauptwanderungen über dieſe Gegenden. Einzelne Staare erſchienen im vorigen Herbſt in Tſchikiſchlar, flogen einige Tage um die Baracken des Kriegshospitals und verſchwanden wieder. An Amphibien und Inſekten iſt dagegen das Land reich und zwar an gefürchteten. Der Skorpion und die Phalangen ſind häufige, wenn auch nicht gern geſehene Gäſte in den Filzhütten, Schlangen und Eidechſen, letztere oft von der Größe einer Katze, ſchlüpfen am Geſtein dahin und die Schildkröte hat ganze Anſiedelungen im lockern Erdreich. Wenn ein Reitertrupp durch die Gegend zieht, ſo zerſtampfen die Pferdehufe nicht ſelten einen ſolchen feiſten, doch unbehülflichen Spaziergänger und ihre leeren Schalen liegen an mehreren Punkten wie Pflaſterſteine umher.

Prächtige rothe Tulpen ſind jetzt im Monat März die beſte Zierde der Flur, daneben die wilde dunkelblaue Hyacinthe und der ſtark duftende Abſynth, der kleine, blasgrüne Sträucher bildet und der unſeren Pferden ſtatt Gras und Heu ſehr willkommen iſt.

Tſchat, 8. April 1881.

Auf einer eiligen Inſpektionsreiſe gelangte ich zu Pferde von Bami über Kiſil Arwat und Kaſantſchik zum Kopf der Pferdeeiſenbahn und von da zum Anfang der eigentlichen Dampfbahn nach Aidin am Fuße des ſogenannten kleinen Balkan [1]). Nach acht Monaten zum erſten Mal wieder in einem geſchloſſenen Raum, dünkte mich der Waggon, in dem wir Abends Thee tranken, ein Palaſt, aber bald ward mir der Palaſt zu enge. Die Nomaden können auch in den Häuſern nicht athmen. Auf dieſer Strecke, wo der Lehmboden ſtark mit Salz durchſetzt iſt, gab es wenig Geflügel zu ſehen. Auch die Vegetation iſt ärmlich, doch blühten in den feuchten Rinnen herrliche purpurrothe Tulpen neben grünendem, ſtark duftendem Abſynth. Mit der Eiſenbahn war ich im Nu am Michaelbuſen, über den mich ein kleines Dampfſchiff nach Krasnowodsk trug. In dieſem ſcharf ſalzigen Waſſer leben nicht nur Rallen, ſondern auch größere

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIX, S. 286.

und kleinere Entenarten. Aus Krasnowodsk fuhr ich in ſechszehn Stunden mit dem „Großfürſt Konſtantin“ nach Tſchikiſchlar (nördlich von der Mündung des Atrek). Hier flogen, wie im vorigen Jahr, zahlreiche Wiedehopfe, ohne daß es mir gelungen wäre, ihren Niſtort zu erkunden. Bei uns niſten ſie in allen Bäumen; wo aber hier, da weder junge noch alte Bäume vorkommen? Strandläufer, Schnepfen, Enten, in den Baracken des Hospitals ein Rothſchwänzchen und in der Luft die eine Schwalbe, die den Sommer noch nicht bringt, das war die ganze ornithologiſche Ausbeute an dieſem ſich zur Stadt herausbildenden Ort. Welch angenehmes Staunen befiel uns, als wir Tſchikiſchlar verließen und nach Ueberwindung der eigentlichen Dünenſchicht in eine grüne, duftende Steppe einfuhren, wo wir vorigen Sommer, Herbſt und Winter ein kahles, glattes Lehmfeld geſehen hatten. Zahlreiche Weiher und kleine Seen waren die Augen in der Landſchaft und neben Tuſſilago- und Carexarten blühten faſt mikroſkopiſche Melilotus, ſtark duftende Kamillen, falbe Gräſer (an feuchten Stellen), purpurner und violetter Mohn, gelbe Centaureen, lila Lilien, allerlei kleine Nelken und anderes mir leider unbekanntes und undefinirbares Gewächs. Am Abend kamen wir nach Jagli-Olum am Atrekfluß, den wir überſchritten, um auf perſiſchem Territorium zu ſpazieren. Daſelbſt weiden auf weiter Grasfläche einige Tauſend Kameele mit ihren Jungen, das Beſitzthum einer Jomudenhorde, welche in zwei Aulen etwas entfernter hauſte. Um die Kameele ſpazierten zahlreiche gelbe und graue Bachſtelzchen und fingen die ſie umſchwirrenden Inſekten, in der Luft zog ein Geierpaar umher, mit weiß und ſchwarzen Flügeln mächtig ſchlagend. Hier und da war der Geſang einer Grasmücke zu vernehmen; da und dort zog ein Flug wilder grauer Tauben, von der Größe und dem Gebahren unſerer Haustaube, vorüber. Von Jagli-Olum bis Tſchat, wo 1879 General Lazarew ſtarb, war wieder eine Tagereiſe durch die Steppe. Da es vor wenigen Tagen geregnet hatte, ſo fehlte es an den runden, ſtark umwachſenen Waſſertümpeln nicht. Dieſelben ſahen wie künſtlich angelegte Weiher in einem Parke aus. Auf dem einen plätſcherten zwei Enten, dunkelgrau mit weißem Band in den Flügeln, kleiner als die zahme Ente. Sie ließen unſer Gefährt ganz nahe heran kommen, erhoben ſich, beſchrieben einen Kreis in der Luft und fielen wieder ein, von wo ſie ſich erhoben. Auf einem andern Tümpel figurirten drei Bekaſſinen, die, ebenfalls wenig ſcheu, aufflogen, einige Zickzacke beſchrieben und wieder zu dem kleinen runden Waſſerſpiegel zurückkehrten. Zwei Rebhühner aber, die gerade vor uns auf dem Wege ſtanden, konnten ſich kaum entſchließen, dem Wagen auszuweichen, ſo wenig iſt die Vogelwelt dieſes Landſtrichs gewöhnt von Jägern verfolgt zu werden. Wahrſcheinlich brüten alle dieſe Vögel im vereinzelt ſtehenden hohen Gras an den kleinen Weihern und verlaſſen Ende Mai mit ihren Jungen die Gegend, ſobald das Waſſer aufgetrocknet iſt und die Gewächſe verdorren. Tſchat heißt ſo viel wie Coblenz, d. h. Vereinigungspunkt der Flüſſe Sumbar und Atrek. Es befindet ſich daſelbſt kein Ort, wie denn überhaupt Ortſchaften auf dieſer Strecke nicht vorkommen, ſondern nur ein ſtändiges Lager. Das Flußbett des Sumbar iſt höchſt merkwürdig. Es beſteht aus einem breiten, viele Klafter tiefen alten Flußbett des wahrſcheinlich einſt mächtigen Fluſſes und aus einem ſchwachen Rinnſal lehmigen Waſſers in deſſen Mitte. Die ſteilen Wände des erſten ſind viele Klafter hoch, wahrhaft impoſant und obgleich aus Lehm und Sand beſtehend geformt wie Felſen, mit Höhlen, gleich Tropfſteinhöhlen, Schluchten gleich den Klammen in Tyrol und mit Stellen, welche vollkommen Ruinen und Mauern gleichen. In Löchern und Ritzen dieſer hohen Uferwände hauſen Thurmfalken, Dohlen, wilde Tauben und einzelne Geier. Wir ſaßen lange an dem Sumbar und beobachteten ihr Treiben, ihr Zuneſteſliegen, Schreien, Zirpen in einer Höhe wie die eines fünfſtöckigen Hauſes über uns. Oben aber auf der Oberwelt, auf der grünbewachſenen Steppe liefen die hühnerartigen Vögel umher und erſchienen am Rande der Sandwand, von wo ihr Gackern zu uns herab tönte. In der Nacht war das Geſchrei der einfallenden und in der Nähe übernachtenden Kraniche unaufhörlich zu vernehmen. Bei Sonnenaufgang ſahen wir denn auch lange Ketten dieſes bekannten Wandervogels „in graulichen Geſchwadern ziehen“. Von Tſchat 50 Werſt entfernt liegt Dufolum, ein vom General Tergukaſſow 1879 eingenommener Punkt an der Vereinigungsſtelle des Atrek und des Schandyr. Hier giebt es außer Zelten und Filzjurten auch Erdhütten und einige Lehmhäuschen, einen kleinen Markt, den Küchengarten der Garniſon, ein Dampfbad, ein Hospital, eine Telegraphen- und Poſtſtation. Hier leben Menſchen ſchon beinahe zwei Jahre und hier haben ſich auch Hausſchwalben eingefunden, die am Morgen vom Dache herab ihr Lied zwitſchern. Das Haushuhn in zahlreicher Vertretung belebt die Gehöfte, in den buſchartigen Wäldchen am Fluſſe hauſt der Faſan und ſcharenweiſe die Elſter, die ich wiederholt als aasfreſſenden Raubvogel beobachtete. Ein niedliches, ganz zahmes Haſelhuhn mit rothem Schnabel und rothen Füßchen ſah ich im Käfig bei einer barmherzigen Schweſter.

Was der Gegend einen gewiſſen Reiz wenigſtens in dieſem frühen Theil des Jahres verleiht, das ſind am Fuße der Sandhügel ganze Beete von Tulpen und zahlreiche gelbe, lila und bräunliche Schwertlilien, um welche gewöhnlich Schmetterlinge flattern. Nachdem wir ſchon bedeutende Hitze gehabt, ſo iſt nach ergiebigem Regen die Temperatur ſo gefallen, daß wir heizen und die wärmeren Kleider wieder hervorgezogen haben.

Bami, Ruſſiſcher Oſterſonntag.

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus,
Cras donaberis haedo,
Cui frons turgida cornibus
Primis et Venerem et proelia destinat.
Horatius.

Das Geſammtleben, vegetabiliſches und animaliſches, in dieſen heißen Ländern hängt von dem Vorhandenſein des Waſſers ab; wo Quellen ſind, wächſt Gras, Kraut, Strauch und Baum, da weidet das Vieh, da lebt der Menſch. Wo die letzte Waſſerleitung aufhört, da endigt auch der letzte Acker und die letzte Anſiedelung. Man wird begreifen, wie hoch und heilig ein Bergquell in der Achalteke-Oaſe gehalten wird und wie ſeine Erhaltung, die Reinigung ſeines Bettes zu einem Feſt mit uraltem Ritus geworden. Im Frühling verſammeln ſich die anwohnenden Tekinzen um einen ſolchen Quell, ſchlachten einen Hammel, laſſen etwas Blut in das Waſſer fließen, dann reinigen ſie mit den Händen ſorgfältig die Urſprungsſtelle und den nächſten Verlauf von Schlamm und etwaigen Abfall und verſpeiſen unter fröhlicher Feſtfeier das gebratene Opferthier. So geſchah es in der Nähe von Artſchman im Monat März. Iſt das nicht die Scene, die Horaz in ſeinen Oden ſo anmuthig beſchreibt?

Hier in Bami am Rand des Baches iſt ein kleiner Baumgarten mit einem Dutzend ſchön belaubter Aprikoſenbäume. Auf dieſen erſcheinen ſeit drei Tagen Schwärme von Roſenſtaaren, um daſelbſt ihr Nachtquartier zu nehmen. Sie ſind allerliebſt roſa und ſchwarz gefärbt, haben ein Federbüſchchen auf dem Kopf, übertreffen den gemeinen

Staar an Größe um ein Geringes. Sie kommen ſonſt in Transkaukaſien und in den Alpen vor. Heute Abend plötzlich erſchienen über den Aprikoſenbäumen, wie eine Schar von Spähern, Glanzſtaare mit ihren ſmaragdgrünen Bäuchen, ihrem roſafarbenen Gefieder, der feinen langen Schwanzfeder und dem typiſchen Gepipſe. Sie waren in der Minderzahl und nach manchen Umflügen zogen ſie mit unzufriedenem Pfeifen ab, indeß die Roſenſtaare die ſeltenen Laubwohnungen einnahmen. Was bedeutet nun die Ankunft dieſer beiden verwandten Stämme inſektenvertilgender Vögel? Sie bedeutet die Anweſenheit von Heuſchrecken, von großen Wanderheuſchrecken in dieſem Gau. Wo die Wanderheuſchrecke erſcheint, da fliegen auch die Roſenſtaare und, wie ich ſehe, die Glanzſtaare zu. An jene und den Berg Ararat mit ſeiner heiligen Jakobsquelle knüpft ſich in Transkaukaſien eine Legende, deren Inſcenirung ich vor einem Jahr in Tiflis erlebte, als ich daſelbſt im April mit General Skobolew die erſte Zuſammenkunft hatte. Es hieß auf einmal in der Stadt: „Die Heuſchrecken ſind da“ und eines Sonntag Morgens waren alle Einwohner in den Straßen, eine Prozeſſion zog vorbei. Man ſagte mir auf mein Befragen: „Der Becher mit Waſſer vom Jakobsquell wurde eben gebracht, der Magiſtrat ging demſelben entgegen, alle Welt begrüßte das heilige Waſſer. Nun werden die Vögel auch bald nachkommen.“ Wenn die Heuſchrecken, eine von den ſieben ägyptiſchen Plagen, ſich zeigen, ſo ſendet man ſchnell einen armeniſchen Geiſtlichen nach Eriwan zum Ararat, er ſchöpft einen Pokal Waſſer aus der Quelle des heiligen Jakob (an der Stelle, wo dieſer die Himmelsleiter ſah!) und muß ihn ohne einen Tropfen zu verſchütten zurückbringen, dann folgen ihm die roſa Vögel und vernichten die gefährliche Inſektenſchar. Wie alt mag die Sage und der Gebrauch ſein? Ich hörte an jenem Aprilſonntag-Abend in Tiflis erzählen: „Die Vögel ſind ſchon eingetroffen.“

In den zahlreichen Dornbüſchen habe ich noch einen andern lieben Gaſt aus der Vogelwelt geſehen, den Zaunkönig. Ein Pärchen niſtet hier im Hospitalgarten. Regulus und regula oder reginula ſchlüpfen durch das dürre Geäſte von Juniperus Caucasicus, den wir vergeblich anzupflanzen ſuchten, und ſcheinen gar nicht ſcheu. Außer ihm hat ſich auch ein Pärchen der roſa angehauchten Staare entſchloſſen nach vorheriger Information am hieſigen Orte in einem abgeſtorbenen Baume zu bauen und ſeinen Inſektenbedarf aus dem Hospitalgarten zu beziehen. Ihr Gebahren iſt ganz wie das der Staaren; ſie laufen ebenſo mit gedücktem Köpfchen durch das Gras, ſtehen, ſchauen ſich um, laufen weiter, ſtets Fühlung mit einander behaltend. Die Roſafärbung des Männchens iſt kräftiger, die des Weibchens ſpielt mehr ins Fleiſchfarbene.

In der Nähe von Duſolum wurde eine kleine Rabenart geſchoſſen mit rothem Schnabel und rothen Füßen. Ich hielt den Vogel erſt für eine große Amſel, aber mit Hülfe eines Exemplars von „Brehm“, welches der Indier Ramſchandu bei ſich führte, gelang es uns den Vogel als Raben zu beſtimmen.

Die Flora der Oaſe iſt übrigens mit den Zwiebelgewächſen, der Pfeffermünze an Bächen und dem Abſynth auf der Steppe noch nicht vollſtändig charakteriſirt. Noch treibt der Boden mächtige Doldengewächſe, von welchen einzelne dem wilden Kümmel gleichen. Dann gedeiht ein wilder Rhabarber (Rheum Achaltekensis Remmert) von großer Kraft und Schönheit. Im erſten Frühling auf ſcheinbar kahlem Boden, erſcheint ein rundes Blatt, welches ſich dicht am Erdboden ausbreitet und oft beträchtliche Größe erlangt. Nach einiger Zeit entfaltet ſich ein zweites und ein drittes, die zuſammen mit dem erſten eine flache, runde, grüne Tafel bilden. Aus der Mitte hebt ſich nun der Schaft mit einer gelb-weißen traubenförmigen, reichen Blüthe. Auch die fleiſchartigen Blättergewächſe, mit zierlich getheilten, großen, fächerartigen Blättern, eine Zierde der Landſchaft, ſind mir gänzlich unbekannt und weiß ich dieſelben, da noch keine Blüthe erſchienen, auch nicht annähernd zu klaſſifiziren. Von Bäumen ſind außer den angepflanzten Obſtarten, den die Hochgebirge zierenden ſchwarzen Wachholderbäumen, dem Ahorn, der Weide an den Waſſerleitungen zu Göl-Tepe und Kiſil-Arwat, auch beſonders bei Duſolum und Tertakan, überall der graue weidenartige Strauch und Baum Saxaul vorhanden. Die Sandberge bedeckt ein dorniger Strauch mit ovalen fleiſchigen Blättern und ſeltenen gelben Schmetterlingsblüthen. Zwiſchen Strauch und Pflanze hält ſich eine perennirende Orobusart mit derben Stielen und gelb-röthlichen Blüthen. Andere kleine Wicken und Erbſen ſtehen da und dort im Gras. Noch habe ich der Lychnis flos cuculi, des vielfach blühenden Raps, der kleinen Stein- und Wieſennelken, nicht erwähnt, welche den Wieſen und Triften ſtreckenweis gelbe, lila, weiße Färbung geben.

Von Duſolum bis Terſakan führt der Weg durch ein Meer von Sandhügeln und Sandbergen, welche zwiſchen Duſolum und Tſchat als erſte leichte Wellenbewegung des Bodens beginnen und nach Süden und Norden allmälig in hohe Gebirge übergehen. Schon halbwegs Terſakan zeigen ſich im Sand Kieskonglomerate und geſchichtete Kalkſteinlagen mit vielen Verſteinerungen. Natürlich wird hier Flora und Fauna mannigfaltiger und anders als auf der Steppe. Der Fliegenſänger, der Grasſänger, ſchneeweiße Maiſen beleben die grünen Wieſengründe zwiſchen den Bergen; zahlreiche Schlangen, Skorpione und Phalangen wurden beobachtet, gefangen und getödtet. Ich ſelbſt ſah nur die ledergrauen, breitköpfigen Eidechſen bis zur Größe einer Ratte, den Igel, das Wildſchwein, eine Hirſchkuh (dort gefangen und gezähmt); hörte vom Tiger, vom Luchs, vom Stachelſchwein und vernahm nächtlicher Weile das Gebell der Schakale. Aus den Hochgebirgen fliegen zahlreiche Raubvögel herzu; Tauben ſind häufig. Mir fiel ein weißer Vogel mit ſchwarzen ſehr langen Flügeln auf zwiſchen der Größe der kleinſten Möwe und der Taube, der, in kleinen Trupps fliegend, vor uns auf dem Wege einfiel, uns herankommen ließ, wieder aufflog und daſſelbe Manöver wiederholte. Das Männchen iſt etwas größer, lebhafter gefärbt, die kleinen Weibchen haben grauſchwarze Flügel und ein mattweißes Bruſtgefieder. Mein Roſſelenker, ein deutſcher Koloniſt von der Wolga, ſagte, dort kämen dieſelben Vögel vor und würden von ihnen „Wegvögel“ genannt. Ich habe hier auf Kobet-Dagh botaniſirt, manche neue Pflanzen gefunden, davon ich einen Theil beſtimmen konnte, und empfehle Botanikern vom Fach, die Oaſe zu erforſchen und zwar im März und April, ehe die Sonne alles verdorrt. Es giebt drei Arten Tulpen, die purpurne, fette, nicht hochgeſtielte, der Ebene angehörige, welche unſerer Gartentulpe am ähnlichſten ſieht, von Göl-Tepe bis Tſchat verbreitet und ſehr zahlreich iſt. Tulipana Achaltekensis purpurea, eine zweite ſeltene, dem Steingrund angehörige, ſchneeweiße, hochſtielige Tulpe, deren Deckblätter über der Knoſpe von den grau grünen Nüancen der Nymphenheckblätter ſind. Die grünen Blätter ſpitzer und länger, niemals kraus, wie bei der rothen Tulpe der Ebene, nur bei Terſakan geſehen (Tulipana erecta alba Stephania) und endlich eine kleine, roſenfarbige Species, dem Krokus ähnlich, mit ſpitzigen grünen Blättern, nur auf dem etwas ſalzhaltigen Boden bei Aidin beobachtet (Tulipana minima Olga). Vier ſchöne Mohnar-

ten fand ich ebenfalls in der Oaſe, erſtens überall weit verbreitet und ausgezeichnet ſchön den rothen Mohn, der bei uns im Korn blüht, dann eine etwas größere, fettere Art, ohne die ſchwarze Zeichnung am Grund der Blumenblätter, identiſch mit jenem bei uns in den Gärten gezogenen und auf den Steppen Armeniens verbreiteten Pavo. Neben ihnen ſteht ein kleiner, etwas ſteifer, tief veilchenblauer Mohn mit aufrechter Blume, die ich anfangs für eine Ranunkel hielt. Er kommt auf der Steppe und der Höhe vor, iſt $^3/_4$ kleiner als der gewöhnliche, ſonſt demſelben ähnlich (Papaver minimus Achaltekensis Nina). Die vierte Art ſteht an Größe zwiſchen den vorigen, doch immerhin klein, goldgelb mit kräftiger, brauner Zeichnung, die Knospen und Blätter ſtark behaart, Papaver elegans hirsutus. Ein ganz eigenthümliches, baumartig-aufrechtes Vergißmeinnicht habe ich bei Chadſchan-Kala im feuchten Grunde und bei Bendeſen auf ſteinigem trocknen Boden ſtark verbreitet gefunden. Es iſt dies gleichſam ein ſtyliſirtes Vergißmeinnicht; auf ſchlankem Stiel ſteht Ein Blümchen, unter welchem hervor ſich der Stamm in drei Aeſte theilt, welche ganz mit Blüthen beſetzt ſind. Die Blüthen ſind genau wie bei dem Wieſenvergißmeinnicht, die Blätter aber ſchmaler, blau graugrün, regelmäßig abſtehend. Ich nannte daſſelbe Myosotis arborescens Elisa und erlaubte hier mir wie bei anderen der annähernd richtigen Bezeichnungen Frauennamen als eine aus der Ferne dargebrachte Huldigung für theure oder verehrte Weſen hinzuzufügen. Unendlich mannigfaltige Blumenarten produzirt die Steppe und noch mehr das Gebirge. Beim Ueberſchreiten des Kobet-Dagh zwiſchen Bendeſen und Bami hatte ich das Mißgeſchick, von meinem den Abhang hinab durchgehenden Viergeſpann aus dem Wagen geſchleudert zu werden, nachdem ich zwei Tage zuvor mit einem ſcheuenden und ſich rückwärts ſchlagenden Pferde geſtürzt war. Obgleich hinkend und mit verletztem Arm ſetzte ich mein Botaniſiren fort. Wild wachſende Kaiſerkronen von etwas lichterer Färbung als die im Garten gezogenen ſtanden in Menge unter den alten Wachholderbäumen (Juniperus Caucasicus) und Ahorngebüſchen, welche den nördlichen Abfall des Gebirges waldartig bedecken. Dort ſangen auch unſere Sänger des Waldes und des Buſches, ſogar ein Kukuk ließ ſich hören. Die kleine lilafarbene Lilie (Lilium Achaltekensis coeruleum) mit 3 bis 4 glockenartigen Blumen und ſpitzen länglichen Blättern habe ich ſchon erwähnt. Eine andere auffallend große ſehr häufige Lilie hat einen Kranz oder Buſch von graugrünen Blättern, welche der Zwiebel entwachſen und am meiſten an Narciſſenblätter erinnern. Aus ihrer Mitte hebt ſich ein gerader Stengel 1 bis $1^1/_2$ Fuß hoch, an dem eine Menge, 30 bis 40, gelb und weißer kleiner Lilienkelche nach und nach erblühen, die leider geruchlos ſind. Aber die ganze Pflanze iſt elegant und gereicht in größerer Anzahl einer Gegend zum Schmuck. (Lilium elegans Skobolew.) An einer ſandigen Schlucht bei Margis ſah ich eine andere prächtige Liliacee (Lilium martagon Achaltekensis Anastasia), die ohne Wurzelblätter auf ſteilem, leicht gebogenem Stiel etwa 10 bis 12 fleiſchfarbige Blüthen trägt. Sie erinnern am meiſten an die des Türkenbundes, doch ſind die Blätter weniger gebogen, die Farbe heller. Zwiſchen Chodſchamkala und Bami fand ich noch eine gelbbraune Anemone, der Anemono pulsatilla am ähnlichſten, etwas kleiner und niedriger, doch gleich ihr auf felſigem Boden wachſend, welche ich Anemone Achaltekensis Kuropatkin taufte.

Die Einwohner machen uns darauf aufmerkſam, daß ein ſo regneriſches Frühjahr eine Seltenheit und gewöhnlich Ende April Alles von der Hitze und Trockenheit verſengt und gedörrt iſt. Dann ziehen ſich natürlich auch die geflügelten Bewohner der Luft auf waſſerreichere Punkte und kühlere Stellen zurück.

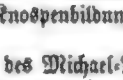
Einen Irrthum muß ich berichtigen, nämlich den, daß die Staare nicht über dieſe Gegend reiſen. December und bis Mitte Januar war Tſchikiſchlar von vielen Tauſenden dieſer traulichen Thierchen beſucht. Sie ſaßen auf dem Sande hauptſächlich in der Nähe des Barackenhoſpitals, zwitſcherten und lärmten die ganze Nacht und nährten ſich unter anderm von dem Brot, Fleiſch und Abfall, den ihnen die Kranken und Diener des Hoſpitals zuwarfen.

Hier in Bami ſah ich Ziegenmelker gegen Abend herumſchwärmen. Inſektenfreſſende Vögel finden in der Oaſe reichliche Nahrung, da Fliegen, Spinnen, Käſer überall, am Atrek auch Mosquitos ungemein häufig ſind. Schmetterlinge habe ich überall einige, doch nur in geringer Anzahl geſehen, während in Alexandropol zur Zeit der Blüthe der Steppe einmal drei Tage ein wahres Schneetreiben von weißen Schmetterlingen andauerte. Auch ſind mir bis jetzt nur die allergewöhnlichſten Arten vorgekommen.

Ende April hat die Flora ſchon einen ſommerlichen Charakter. Sie ward mir zu beobachten geboten, als ich am 24. April a. St. von Bami ausfuhr, diesmal den definitiven Rückweg antretend. Auf der 50 Werſt langen Strecke bis Kiſil-Arwat herrſcht furchtbare Einförmigkeit der Ebene, der Gegend überhaupt. Weit und breit kein Baum und kein Waſſer; der Boden ungleich von buſch- und krautartigen Pflanzen bedeckt, die jedoch eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Der rothe Mohn und die lila Bole ſind im Abnehmen, dagegen bedeckt ganze Strecken ein heller weißer Ritterſporn von großer Schönheit, eine Potentilla Achaltekensis von beſonders ſchönem Schwefelgelb, mit zarten wurzelſtändigen, zerfaſerten Blättchen. Seltener fand ſich ein kleines, höchſt zierliches Trifolium minimum Beck, welches ſeine roſa Zwergblüthen auf hohen ſilbergrauen Stielen mit üppigen grünen gefiederten Blättern trägt. Ich halte dieſe Kleeart für authochton und neu. Sie iſt eine der graziöſeſten Pflanzen, die ich kenne. Eine andere Pflanze bedeckt krautbuſchartig die ganze Strecke. Ein aus fünf bis ſechs Stengeln zuſammengeſetzter Buſch entwächſt (nicht perennirend) einer Wurzel. Vom Boden bis zu den Endſpitzen ſind die Stengel mit dunkelgrünen, ſaftigen zerfaſerten Blättchen beſetzt. Im Innern dieſes grünen Buſches ſitzt die weiße glockenkelchförmige Blume (wie Orangenblüthe), um ſie herum ebenfalls im Grün geborgene gelbweiße Knospen (Stern im Buſch, Stella umbrata Frieda).

Hyosciamus aromaticus, ein nach Patſchouli duftendes, violett blühendes Bilſenkraut, möchte keine beſondere Art, ſondern nur die durch Boden und Klima producirte Varietät der bekannten Giftpflanze ſein. Ein perennirender Orobus, lebhaft roſa und lila blühend, ebenfalls mit härtlichen, gleichſam in Verholzung begriffenen Stielen von ſilbergrauer Farbe und glatter glänzender Oberfläche, wie dies bei vielen hieſigen Pflanzen und namentlich auch bei dem gelblich-weiß blühenden ſchon früher erwähnten Orobus der Fall iſt. Dieſe ſchmetterlingsartigen Blüthen mit den ſtyliſirten gefiederten Blättern, den Anſätzen zu Dornen ſind eigenartig, ſchmücken jeden Strauß und würden ſich zur Gartenzier eignen (Orobus Achaltekensis voraceus). Von den Tulpen ſtehen nur die prall gefüllten Samenkapſeln auf hoch aufgeſchoſſenen Stielen; die Blätter haben bei der friſchen und feuchten Witterung noch Saft. In meiner Kibitke zu Bami wuchſen wie in einem Keller unter dem Schreibtiſch drei Tulpenpflanzen bis zur Höhe von $1^1/_2$ Fuß ſchlingpflanzenartig durch die Stäbe der Wand empor. Sie

brachten es aber bei Abweſenheit direkter Sonnenwirkung bis zum Tag meiner Abreiſe nicht zur Knospenbildung und ſahen gelb und mager aus.

Selbſt auf dem Sand in der Nähe des Michael-Meerbuſens haben Frühlingsſonne und Frühlingsregen eine relativ reiche, eigenartige Flora hervorgezaubert. An Stelle des weißen Ritterſporn tritt auf einmal ein roſa und violetter von gleicher Geſtalt und Schönheit; nur bildet er in jeder kleinen Niederung des Terrains, mit Potentilla und Tuſſilago vermiſcht, ganze bunte Blumenbeete. Die binſenartigen Sträucher Saxaul und andere, welche geradezu an die auſtraliſche Flora erinnern, ſtehen in Blüthe. Ein unſcheinbarer, an Ginſter erinnernder Binſenſtrauch trägt eine ganze Reihe roſenrother Schneeflocken an fadenartigen langen Stielen zierlich aufgereiht. Entfernt man die zarte, ſeidenweiche Umhüllung, ſo trifft man auf eine drei- oder vierfache Kapſel, die alſo im Durchſchnitt einen Stern bildet mit drei oder vier Spitzen  . Ich habe nicht die Evolution noch die Involution dieſes Gebildes beobachten können, ſignaliſire aber die merkwürdige Pflanze den Botanikern.

Die ganze Strecke der Michaellinie iſt arm an Gefieder und Geflügel. Doch ward uns ein ſeltener und überraſchender Anblick vor Kaſantſchik zu Theil. Auf einen Teich, der von der Regenzeit zurückgeblieben, ließen ſich vor unſeren Augen zwei ſchwarze Störche nieder, nachdem ſie aus den höchſten Luftregionen in einer Spirallinie herabgeflogen. Auch ſie waren wenig ſcheu und ließen ſich durch unſern Wagenzug keineswegs aus ihrer Ruhe ſtören.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge ſind in einem der Staatsforſten im Gouv. Jeliſabetpol große Lager von Magneteiſenſtein entdeckt worden, die bis 70 und mehr Procent reines Eiſen enthalten. Die Ausſchmelzung ſoll (zum erſten Male) mittelſt Naphta-Reſten erfolgen.

— Ueber die Auffindung von Kohlenlagern in Turkeſtan ſagte Romanowski in einem Vortrage in der Mineralogiſchen Geſellſchaft zu Petersburg: Das turkeſtaniſche Gebiet iſt ſehr arm an Pflanzenwuchs, ausgedehnte Waldungen finden ſich nur auf den Hochebenen, und Wege dorthin fehlen. Die Frage nach Mineralkohlen hat deshalb für jene Striche ganz beſondere Bedeutung. Die beſten Kohlenlager finden ſich öſtlich von Sergiopol, bei Tſchugutſchak im Gebirgskamme Tarbagatai; hier ſind die Schichten etwa 10 Fuß dick; dann im Thale des Ili und beſonders ausgedehnt um Kuldſcha. Endlich hat Romanowski im Jahre 1879 den weſtlichen Theil des Kreiſes Zerawſchan zwiſchen dem Fluſſe Zerawſchan und dem See Iſkander-Kul unterſucht und auch dort bei der Feſtung Sarwadan und dem Dorfe Rabat Kohlenlager gefunden.

(Nach dem Ruſſ. Inv.)

— Die Telegraphenlinie von Krasnowodsk nach Göl-tepe iſt officieller Bekanntmachung zufolge Anfangs Mai in ihrer ganzen Ausdehnung dem Betriebe übergeben worden.

— Durch kaiſerlichen Ukas iſt Ende Mai 1881 das Gebiet der Teke-Turkmenen dem ruſſiſchen Reiche einverleibt worden: „Um die Ruhe und Sicherheit in der transkaſpiſchen Steppe feſtzuſtellen, haben Wir für gut befunden, das von Unſeren Truppen beſetzte Territorium des Teke-Turkmenen-Stammes mit dem Reiche zu vereinigen, und befehlen, aus dieſem Territorium und dem Lande der transkaſpiſchen Militär-Abtheilung ein transkaſpiſches Gebiet zu bilden unter Einverleibung deſſelben in den Beſtand des kaukaſiſchen Militär-Bezirks ꝛc.

— Sir R. Biddulph, High Commiſſioner von Cypern, erklärte bei der Geburtstagsfeier der Königin Victoria am 28. Mai 1881, daß er ſeit Beginn des Jahres jeden Diſtrikt der Inſel beſucht und mit Vergnügen das Gedeihen des Landes wahrgenommen habe. Das enorme Wachsthum des Poſtverkehrs innerhalb Cyperns während des letzten Jahres — die Anzahl der abgeſandten Briefe iſt 17mal größer als in dem Jahre vor der engliſchen Okkupation — und die gleichfalls bedeutende Zunahme von Briefen nach auswärts — die Zahl derſelben iſt viermal größer, als die der auf der Inſel ſelbſt verſendeten — kann als gutes Anzeichen für die Entwickelung kommerzieller Thätigkeit angeſehen werden.

— Ein von Kap. J. E. Sandman von der Indiſchen Aufnahme geſchulter eingeborener Forſchungsreiſender hat unlängſt einen Schritt weiter zur Entdeckung der Irawadi-Quelle gethan. Im Anfang November 1879 langte er in Bhamo an und fuhr mit ſeinen Gefährten den Irawadi aufwärts bis Katſcho (unter 25° 20′ n. Br. etwa 1000 Fuß hoch gelegen). Von dort ging die Reiſe über Land bis Mogungpoon Maingkung (26° 8′ n. Br.), wo ſie ihr Ende erreichte. Die birmaniſche Grenze liegt etwa 16 engl. Meilen nördlich von Katſcho; weiterhin wohnen Katſchins oder Kanſa-Katſchins und keine Schans mehr. Im Ganzen ſtimmen die Nachrichten des indiſchen Reiſenden gut zu denen des Engländers Wilcox aus dem Jahre 1827, welcher ſich rühmte, die Quellen des Irawadi entdeckt zu haben und dieſelben noch ſüdlich vom 28. Grade nördl. Breite verzeichnete. Daß der tibetiſche Jaru-dſang-po mit dem Irawadi zuſammenhänge, wie noch kürzlich R. Gordon in Rangun behauptet, ſoll jetzt endgültig widerlegt ſein.

### Die Ruſſiſche geiſtliche Miſſion in Japan[1]).

L. In Japan exiſtirt eine ruſſiſche rechtgläubige Miſſion ſeit dem Jahre 1871. Chef der Miſſion iſt der frühere Archimandrit und jetzige Biſchof Nikolai. Als derſelbe im Jahre 1871 in Japan eintraf, gab es daſelbſt drei rechtgläubige Japaneſen. Von Jahr zu Jahr aber hat ſich die Thätigkeit der Miſſion geſteigert und vermehrt; jetzt wird vom Norden Japans an bis zum Süden das Chriſtenthum gepredigt und die Zahl der rechtgläubig getauften oder ſich zur Taufe vorbereitenden Japaneſen beträgt heute mehr als 6000. Die Zahl derer, welche ohne Chriſten zu ſein die Predigt hören, iſt aber viel größer. Im Dienſt der Miſſion ſind — außer dem Biſchof Nikolai — thätig: 4 Miſſionäre, 6 Prieſter, 1 Mönchprieſter, 2 Hülfsprediger (Diakonen) und mehr als 90 japaniſche Prediger. Der Hauptſitz der Miſſion iſt in der neuen Reſidenz Tokio (Jeddo); daneben beſteht eine zweite Station in Hakodate. In Tokio beſitzt die Miſſion ein geiſtliches Seminar, eine Schule zur Bildung von Predigern; faſt alle Lehrgegenſtände, ſowohl die theologiſchen wie die allgemein bildenden, werden in ruſſiſcher Sprache vorgetragen mit alleini-

[1]) Nach der „Neuen Zeit“ 1881, Nro. 1828. (Ruſſiſch.)

ger Ausnahme der Mathematik, welche Japanisch gelehrt wird. Die älteren Schüler können gut Russisch sprechen und noch besser schreiben. Außerdem existirt bei der Mission eine Schule für Mädchen. Die Mission in Hakodate hat auch zwei Schulen, eine für Knaben, die andere für Mädchen, mit japanischer Unterrichtssprache und besonderer Unterrichtsstunde für die, welche Russisch lernen wollen.

Es erscheint auch zwei Mal monatlich in japanischer Sprache mit besonderer Bewilligung der japanischen Regierung ein „Rechtgläubiger kirchlicher Bote".

Die rechtgläubigen Japaner haben aus eigenen Mitteln, an verschiedenen Gegenden Japans, schon fünf hölzerne Kirchen in russisch-byzantinischem Style erbaut; daneben giebt es ungefähr 20 Bethäuser, welche zum Theil auf Kosten der Japaner, zum Theil mit Unterstützung der russischen Mission aufgeführt sind. An anderen Orten wird zum Bau neuer Gotteshäuser gesammelt.

Mit dem Anfang des nächsten Jahres soll noch eine dritte Station in der Stadt Osaka, nahe der alten Residenz Kioto, eröffnet werden. Kioto ist das japanische Moskau, besonders in religiöser Beziehung als das Centrum des Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert in Japan eindrang, bald zu einer bedeutenden Gewalt gelangte und von großem Einfluß auf das Leben des japanischen Volkes wurde. Vor etwa 150 bis 200 Jahren fing der Buddhismus an zu sinken, und seit den 60er Jahren dieses Jahrhunderts, seit der Bekanntschaft der Japaner mit Europa und dem Christenthum, hat er noch mehr an Bedeutung verloren. Nur in Kioto ist die Kraft des Buddhismus ungeschwächt; daß er an vielen Orten Japans noch fest steht, ist nur den zahlreichen buddhistischen Heiligthümern und den mit der Stadt Kioto eng verknüpften religiösen Ueberlieferungen zu danken. Pilgrimme aus allen Enden Japans besuchen in großer Menge Kioto und verbreiten den Ruhm von den großen Tempeln und anderen buddhistischen Heiligthümern. Eine Annäherung von Kioto und ein Einfluß der rechtgläubigen Mission auf die Stadt wird nur durch die Errichtung einer neuen Missionsstation in Osaka möglich sein. Aus Mangel an Geldmitteln und an russischen Missionären konnte bisher in Osaka keine Station gegründet werden; jetzt haben sich endlich Leute und Mittel gefunden, jedoch fehlt noch eine einmalige Unterstützung zum Aufbau eines Hauses, einer kleinen Hauskirche und einer Schule.

## Afrika.

— Die französische Regierung benutzt die Besetzung von Tunesien sofort, um das ziemlich unbekannte Land aufzunehmen und eine Lücke auszufüllen, welche zu beseitigen sie schon längst sich hätte bewogen fühlen müssen. Denn thatsächlich rührt die bis jetzt vollständigste Karte des an Algerien grenzenden Landes von Prof. Kiepert her (Nouvelle Carte de la Regence de Tunis, Berlin 1881), und es wird noch Jahre dauern, bis wir die jetzt unter Oberst Perrier's Leitung auszuführende Aufnahme in Händen haben werden.

— G. Rohlfs, der gegen Ende Mai in Berlin eintraf, ist nicht durch die nubische Wüste („Globus" XXXIX, S. 287), sondern über Gondar und Massaua, seinen Ausgangspunkt, von Debra Tabor zurückgekehrt. Dr. Stecker ist daselbst zurückgeblieben, um das Land im Süden und Westen des großen Tsana-Sees kennen zu lernen. Derselbe ist gut ausgerüstet und verfügt über genügende Mittel, um anderthalb Jahre im Lande bleiben zu können.

— Seit einigen Jahren bemüht sich der (unlängst fälschlich todt gesagte) König Johannes von Abessinien, in seinem Reiche eine einzige Religion zur Geltung zu bringen, wie ein Korrespondent in „Die Warte des Tempels" (1881, Nr. 19) mittheilt. Ein einheitliches kirchliches Dogma war leicht hergestellt, indem sich die Anhänger abweichender Meinungen der Gewalt fügten und seine Orthodoxie annahmen. Dann kamen die zahlreichen Mohammedaner daran. Er erklärte, daß über das mohammedanische Wollo-Land kein mohammedanischer Fürst mehr regieren dürfe, worauf sich die dortigen beiden Imams nebst ihren Häuptlingen und Gefolge taufen ließen. Ebenso mußten überall, wo Mohammedaner zerstreut unter Christen wohnten, erstere übertreten; ihre Moscheen wurden zerstört, neue Kirchen gebaut, und nur wenige von der Geistlichkeit wanderten aus. Schwieriger wurde die Sache in dem fanatischen östlichen Wollo-Lande, welches nur von Mohammedanern bewohnt wird. Im Februar 1880 fiel Johannes dort ein und bekriegte und plünderte sie mit König Menilek von Schoa zusammen, obwohl sie Unterthanen des letztern sind. Wer gefangen wurde und sich nicht taufen lassen wollte, wurde einfach niedergemacht. Sie vertheidigten sich zwar tapfer, mußten aber der Uebermacht weichen, und nachdem ihr fruchtbares Land ausgeraubt und verwüstet war, sich fügen und sich taufen lassen. Doch sind manche entkommen und auch durch andere Flüchtlinge verstärkt worden, so daß sie sich wohl noch öfters erheben werden. In Schoa, wo die Mohammedaner wohl mehr als ein Zehntel der Bevölkerung ausmachen, will man die Christianisirung auch gewaltsam durchführen, was derzeit nur in seinen Anfängen an den Großen geschehen ist; das gemeine landbauende Volk scheint sich leicht fügen zu wollen, jedoch führte es einige Auswanderung herbei. Selbst den Gebrauch des Tabaks hat Johannes als ketzerisch streng verboten; die Uebertreter wurden mit Geißeln, Finger-, Nasen- und Handabschneiden bestraft, einem Manne wurde der Kopf gespalten; einen seiner höheren Beamten und persönlichen Freund, welchen Johannes beim öffentlichen Essen schnupfen sah, erschoß er höchst eigenhändig im Zelt vor allen Beamten und Tischgenossen. Die Leiche wurde an Ort und Stelle im Zelt sogleich verscharrt, dann das Zelt weggenommen und an einer andern Stelle aufgeschlagen. Leuten, auf deren Grundeigenthum man Tabakpflanzen fand, wurde ihr Eigenthum weggenommen u. s. w. Als die Leute trotzdem das Schnupfen im Geheimen nicht unterließen und immer wieder welche von Verräthern angeklagt wurden, so kam er auf die Idee, Kläger und Angeklagte gleich mit 50 Peitschenhieben zu bestrafen, worauf die Sucht zu verrathen nachließ. In Schoa besteht zwar dieses Tabaksverbot auch, allein gleich der erste Ankläger wurde wie der erste Angeklagte mit 50 Peitschenhieben bestraft, was gut wirkte. Der öffentliche Verkauf des Tabaks auf dem Markt ist verboten; auch erhebt man keinen Zoll mehr davon.

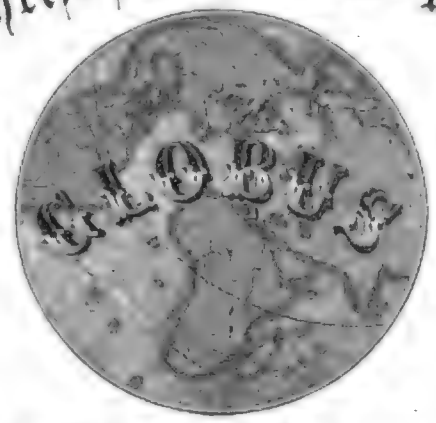
Die Folgen der eifrigen Bemühungen des Königs Johannes zur Herstellung eines einheitlichen Dogmas für ganz Abessinien betrafen auch die katholische Mission. Im Juni 1879 wurde der alte katholische Bischof Massaia mit zwei französischen Priestern zu Johannes nach Debra Tabor gerufen, dort ihnen jeder Verkehr mit dem Volk verboten und nach der Regenzeit im Oktober wurden alle drei via Matama des Landes verwiesen. Er sagte ihnen: „Ich dulde durchaus keine römischen Priester in meinem Reich."

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. II. (Mit sieben Abbildungen.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. V. (Mit zwei Figuren.) — Dr. Oscar Heyfelder: Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 15. Juni 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Dietrich Reimer (Reimer und Hoefer) in Berlin.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XL. № 3.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

III.

12. September. Da die Strömung ſchwach iſt, ging die Fahrt an dieſem Tage ſchneller von ſtatten, als an den vorhergehenden. Die Landſchaft aber war von großer Einförmigkeit; auf der einen Seite ein $1^1/_2$ m hoch ſteil abfallendes Ufer von weißem, ſtellenweiſe rothgeflecktem Thone, auf der andern flaches, ſumpfiges, mit Waſſerpflanzen bedecktes Land, dazu eine Vegetation, die der Zierlichkeit und des Maleriſchen nicht entbehrt, aber doch nur in Blättern, nicht auch in Blüthen und Früchten große Ueppigkeit entfaltet. Das Thierreich iſt gleichfalls ſchlecht vertreten; Wild iſt ſelten, Schmetterlinge nicht häufig, und ſeit einer Woche hatte Crevaux keinen Kolibri bemerkt; auf einen Quadratkilometer entfiel hier kaum ein einziger menſchlicher Bewohner. Der Oyapok zerfällt, wie auch der Maroni und Yari, in drei ſcharf geſchiedene Theile, deren maleriſchſter, geſundeſter und an Nahrung reichſter an den Waſſerfällen liegt, wo es vortreffliche Fiſche in Menge giebt. Am Maroni iſt das derjenige Theil, wohin ſich die holländiſchen Negerſklaven geflüchtet haben. Die Gebiete oberhalb wie unterhalb der Fälle, d. h. Quellgebiet und Mündung, ſind ſumpfig.

13. September. Der Fluß wird immer ſchmaler und bildet keine Inſeln mehr. Kaum, daß noch ab und zu einige Granitfelſen aus ihm emporragen und Stromſchnellen bilden, wo ſich des Reiſenden Begleiter mit dem Schießen von Paku-Fiſchen beluſtigten. Gegen 4 Uhr paſſirten ſie einen kleinen, am linken Ufer belegenen Hügel, den Jean Pierre Yauar nennt, weil der Miſſionär Emonet dort einen großen Jaguar erlegt hat. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte Apatu, daß man bis dahin noch kein ſolches Thier angetroffen habe, was als gutes Zeichen für den Erfolg der Reiſe anzuſehen ſei; er erklärte ferner, daß einer der Gründe, weshalb er Crevaux in vollem Vertrauen bis zum Yari gefolgt ſei, der geweſen, daß man am ganzen Maroni keinen Jaguar getroffen habe. Wie die Roucouyennes glaubt er, daß ſich der Waldteufel in Geſtalt des Jaguars zeige, um böſe Leute zu verſchlingen. Eine halbe Stunde ſpäter maß Crevaux oberhalb der Einmündung der Ouarapouroutou die Breite des Stromes mit einer Schnur; er fand ihn 50 m breit, ſeine Tiefe zwiſchen 1 und 2 m wechſelnd und ſeine Geſchwindigkeit zu weniger als 1 Seemeile.

14. September. Die geſammte Mannſchaft litt heute an Verdauungsbeſchwerden, weil ſie von den 20 geſtern gefangenen Pakus nicht weniger als 15, d. h. auf den Mann mehr als 1 Kilogramm, gegeſſen hatte. Der Häuptling Jean Pierre geſtand ein, daß er nie dieſe Stelle beſucht habe, ohne aus derſelben Urſache an Kolik gelitten zu haben. Die Oyampys begeben ſich oft aus weiter Entfernung dorthin, um Pakus zu ſchießen. — Gegen Mittag ſtieg Crevaux an das dort etwa 2 m hohe Ufer, um eine Sonnenhöhe zu nehmen; kaum hatte er ſeine Beobachtung vollendet, als ein Indianer, der im Boote ſitzen geblieben war, bemerkte, daß das Ufer zu weichen begann und in den Fluß zu ſtürzen drohte. Nur wenig fehlte, ſo wäre Crevaux nebſt Apatu und Saba von zwei ſtürzenden Bäumen mit

Die „Drei Stromſchnellen“ im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

in den Fluß hinabgeriſſen worden. — Etwa um zwei Uhr Nachmittags wurden die bisher flachen Ufer höher, die Strömung ſchneller und bald befanden ſich die Boote vor einem prächtigen Falle, den man als „die drei Stromſchnellen“ bezeichnen könnte, weil das Waſſer ſchäumend und toſend über drei Stufen einer majeſtätiſchen Treppe herabfällt. Zu Boote dieſes Hinderniß zu überwinden, iſt ganz unmöglich; man mußte das Gepäck hinübertragen und die Boote über einen großen Granitfelſen am linken Ufer hinwegſchleifen. Bis hierher hatte Jean Pierre früher einmal einen Einwohner von Cayenne, M. Voiſin, geführt, um „möou“ (Felſenhähne) zu jagen, welche in unſeren naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen ſehr ſelten, aber in der Umgebung der „drei Stromſchnellen“ ziemlich gewöhnlich ſind. Damals exiſtirte an jener Stelle eine alte weißhaarige Indianerin vom Stamme der Ouayanas, die von Fiſchfang und der Jagd lebte, ohne mit den Oyampys den geringſten Verkehr zu unterhalten; mit ein wenig Einbildungskraft hätte man ſie für die letzte jener Jägerinnen halten können, welche Orellana, der als der Erſte Südamerika durchzog, an der Mündung des Trombetas fand. In Folge ſeiner phantaſiereichen Erzählung erhielt bekanntlich der größte Fluß der Erde, der Marañon, den galanten Namen des Amazonenſtromes. Dieſe Nacht ſchliefen der Reiſende und ſeine Gefährten ruhig beim Geräuſche dieſes anſehnlichſten von allen Waſſerfällen, den er im Oyapok und Maroni angetroffen hatte.

15. September. Oberhalb des Falles fand man ſehr ruhiges Waſſer; denn die Felſen, über welche dieſer Fluß wie die übrigen in Guayana herabſtürzen, bilden Dämme

Lager bei den „Drei Stromſchnellen“. (Nach einer Photographie.)

oder Deiche, welche verhindern, daß die Waſſerläufe während der trocknen Jahreszeit, die fünf volle Monate hinter einander andauern kann, völlig austrocknen. Weiter aufwärts iſt der Oyapok ſtellenweiſe nicht breiter als 40 m bei einer Tiefe von 1,6 m und ſehr ſchwacher Strömung. Große Bäume neigen ſich dort, um der Sonnenſtrahlen theilhaftig zu werden, weit über das Waſſer und verbreiten angenehmen Schatten und Kühlung. Um Mittag aber, wo man den kleinen, doch ſchwierigen Fall Canaoua (d. h. Boot; von dieſem Worte ſtammt vielleicht das franzöſiſche canot ab, welches gewöhnlich mit dem niederländiſchen „kaan“, deutſchen „Kahn“ in Zuſammenhang gebracht wird) paſſirte, herrſchte eine unerträgliche Hitze; die Sonnenhöhe betrug 89° 23′ und die Temperatur war faſt ebenſo hoch, wie an der Küſte, weil dieſes Gebiet noch immer nicht mehr als 90 m über dem Meeresſpiegel liegt. Nachmittags wurde die Stromſchnelle Ilouatin überſchritten, wo ſich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und eine Menge kleiner granitiſcher Inſeln umſchließt. Auf einer ſolchen unweit des Nachtlagers wollte Jean Pierre in ſeiner Jugend die Reſte eines von Miſſionären errichteten Kreuzes geſehen haben; bei näherere Unterſuchung fand ſich indeſſen keine Spur davon mehr vor.

16. September. Oberhalb der Einmündung des Mouſtaquéra ſinkt die Breite des Oyapok auf 25 m herab und eine Stunde weiterhin war nach 22tägiger ununterbrochener Bootsfahrt, während welcher man 160 Stunden gefahren und etwa 400 km zurückgelegt hatte, der Anfangspunkt ſeiner Schiffbarkeit erreicht. Er iſt um ein Drittel kürzer, als der ſchiffbare Theil des Maroni, zu deſſen Befahrung Crevaux 33 Tage gebraucht hatte; der Beginn der Schiffbarkeit liegt beim Maroni 110 m hoch, beim Oyapok 90 m. Letztere Stelle heißt „Landeplatz der Banares“ und zwar nach der Angewohnheit der Oyampys, jeden Augenblick das Wort „banaré“, d. i. Freund, zu gebrauchen.

Crevaux ließ nun eine Hütte errichten und das Gepäck

ausladen, während er ſich ſelbſt mit Jean Pierre aufmachte, um eine Oyampy-Niederlaſſung aufzuſuchen. Ein ziemlich betretener Pfad war bald gefunden, nach zweiſtündigem Eilmarſche aber noch keine Hütte, ſo daß der Reiſende daran verzweifelte, Träger zu erhalten und den Plan faßte, den an Fieber erkrankten Sababodi und zwei Schwarze am Landeplatze zurückzulaſſen, mit Jean Pierre und drei anderen Negern (Apatu, Stuart und Hopu) aufzubrechen und, falls man Indianer antraf, Jean Pierre zu den Zurückgebliebenen zurückzuſenden. Um ſich nicht allzu ſehr zu beſchweren, wurden ſämmtliche Wein- und Liqueurflaſchen, die der Reiſende für Tage der Noth hatte aufſparen wollen, geleert und der Marſala floß hier am obern Oyapok in Strömen. Dann machten ſie ſich am Morgen des 17. September ſelbfünf auf den Weg nach Süden. Nach vierſtündigem Marſche über flaches, von zahlreichen nach dem Oyapok zufließenden Waſſerläufen durchſchnittenes Land erreichten ſie einen kleinen Hügel und trafen dort auf einen betretenern Pfad; plötzlich blieb Apatu ſtehen, legte das Ohr auf den Boden und behauptete, in der Ferne den dumpfen Ton einer Axt zu hören. Man ging demſelben nach und bemerkte ſchließlich von einem Hügel aus eine Rothhaut, die ſo eifrig mit ihrer Arbeit beſchäftigt war, daß man ſich ihr unbemerkt auf 10 m näherte. Der Wilde aber, welcher Jean Pierre kannte, zeigte keine Ueberraſchung, als er die Fremden erblickte. Sein Dorf war nicht weit; bald kreuzte man

Marſch über eine Lichtung im Walde. (Nach einer Photographie.)

eine mit Maniok bepflanzte Lichtung und ſah einige Hütten. Der Tamuſchi (Häuptling) des Stammes, welcher von Mſgr. Emonet auf die Namen Jean Louis getauft worden war, nahm den Reiſenden gaſtlich auf und willigte gegen ſo und ſo viele Geſchenke darein, ihn mit ſeinen beiden Frauen und zwei jungen Leuten nach dem Lande der Roucouyennes zu begleiten. Dieſe Oyampys halten wie die Roucouyennes eine große Menge gezähmter Thiere in ihren Wohnungen, wie Agamis (Trompetenvögel), Hokkos, Marayes und blau und rothe Aras; in dieſer zoologiſchen Sammlung befand ſich auch eine in einem Käfige verwahrte junge Harpye (Harpia ferox) etwa von der Größe eines Truthahns, welche Crevaux für ein Meſſer kaufte, von Apatu todtſchlagen ließ und ſeinen Sammlungen einverleibte. Dieſem Vogel (bei den Oyampys „Pia“, bei den Bonis „Gonini“), welcher allen Arten Wild und den giftigſten Schlangen zu Leibe geht, wird von den Indianern eifrig nachgeſtellt, weil ſie ſeine Federn für ihre Pfeile verwenden.

Nach einem Ruhetage, welchen die Frauen zur Bereitung von Caſſave benutzten, wurde die Reiſe am Morgen des 19. fortgeſetzt und ſchon nach einer Viertelſtunde der eine Quellarm des Oyapok, den Crevaux den Crique Leblond zu nennen vorſchlägt (8 m breit, 1½ m tief), in einer Höhe von 100 m überſchritten. Die Gegend war ſo waſſerreich, daß im Durchſchnitt keine fünf Minuten verſtrichen, ohne daß man Waſſer antraf, bald in Geſtalt eines Baches, den man auf einem Baumſtamme überſchritt, bald eines pripri, d. h. Moraſtes, in den man bis über die Hüften einſank. Auf den kleinen Hügeln, welche dieſe zahlloſen Gewäſſer von einander trennen, lagen eine Menge vor Alter umgeſtürzter

Die Quellen des Oyapok vom Pic Crevaux aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bäume; niemals aber krümmte ein Indianer den Rücken, um unter ſolch einem Hinderniſſe hindurchzuſchlüpfen, ſondern ging ſtets darüber weg. Der Grund davon iſt der, daß in ſolchen verweſten Bäumen ſtets eine Maſſe Inſekten, namentlich Ameiſen und Termiten, hauſen, welche bei der geringſten Berührung herabfallen. Bald nach Mittag, nachdem man nach Angabe des an Crevaux' Wade befeſtigten Podometer 14 100 Schritte gemacht, raſtete man an einer Stelle, welche früher Landeplatz der Banares geweſen war, und wo ein in Folge einer Epidemie verlaſſenes Dorf geſtanden hatte. Da man nur vier Stunden marſchirt war, wollte Crevaux noch nicht für heute Halt machen; aber die Indianer verweigerten die Fortſetzung der Reiſe, weil ſie geſtern wenig gegeſſen und heute nichts als Caſſave und etwas Reis hätten. Während alſo die Vorbereitungen zum Nachtlager getroffen wurden, erbat ſich ein junger Indianer, Yami („Schildkröte") mit Namen, des Reiſenden Flinte, um auf die Jagd zu gehen; ſchon nach kurzer Zeit kehrte er mit Beute beladen zurück: er hatte ein Tapir ſchlafend gefunden, ſich mit der Geſchicklichkeit und Liſt eines Tigers herangeſchlichen, ihm aus nächſter Nähe die ganze Ladung Schrot in den Leib gejagt und es ſofort getödtet, während ſonſt ſelbſt Rehpoſten in einer Entfernung von 7 bis 8 m von dem Dickhäuter abprallen. Das Thier wurde zerlegt und die ganze Nacht hindurch bukanirt; doch nahmen ſie das Fleiſch nicht mit, ſondern vergruben es, ſorgfältig mit einer Maſſe von Blättern umhüllt, in der Erde, um es bei der Rückkehr mitzunehmen.

Am 20. September folgten ſie dem Crique Leblond aufwärts bis zu ſeiner Quelle am Fuße eines großen Granitfelſen, auf welchem ſich vier Eindrücke wie von dem Fuße eines großen Jaguar befinden. Die Eingeborenen glauben, daß dieſelben von einem Tiger-Zauberer (Yauarpian) herrühren, der die Quellen des Oyapok bewacht. Crevaux ſah jedoch, daß die Höhlungen nicht von Menſchenhand herrühren, ſondern ein zufälliges Naturſpiel ſind.

Man hatte von der jetzigen Anfangsſtelle der Schiffbarkeit bis zu den Quellen des Oyapok demnach 12 Marſchſtunden gebraucht, während der frühere Landeplatz nur vier Stunden entfernt geweſen war. Der Oyapok nimmt wie der Maroni ſeinen Anfang aus einer zahlloſen Menge von Bächen, welche am Fuß des Gebirges Tumuc-Humac entſpringen; ſein Lauf iſt mit allen Krümmungen 485 km lang, der des Maroni 680 km. Seine Waſſermaſſe iſt größer als die des Rhône und der Loire, obwohl dieſe eine Länge von 1000 km haben. Nicht die Regenmenge allein macht die Flüſſe Guayanas ſo anſehnlich, ſondern auch der undurchläſſige Boden; denn nirgends in dem ganzen Lande fehlt der den Indianern für die Herſtellung ihrer Gefäße ſo nöthige Thon.

Der Yauar-Felſen liegt am Fuße eines Berggipfels, an deſſen linker Seite der Pfad vorüberführt, welcher die Quellen des Oyapok mit dem Rouapir, einem Zufluſſe des in den Yary gehenden Kou, verbindet. Crevaux erſtieg denſelben mit Apatu unter Führung des jungen Yami und fand auf dem Gipfel, deſſen Höhe er zu 330 m beſtimmte, und welcher ſeitdem den Namen des Reiſenden führt, eine Lichtung, von wo er das hügelige Quellgebiet des Oyapok zu überſehen vermochte. Dieſe Granitberge ſind die Fortſetzung jenes Gebirgsrückens, den die Geographen Tumuc-Humac oder Cumuc-Humac nennen, während er bei den Indianern den Namen Cumu-Cumu führt. So heißt eine Palme (Oenocarpus bacata), deren ſchwarze, in warmem Waſſer zerquetſchte Frucht einen Saft von der Farbe des Milchkaffees liefert, den die Eingeborenen ſehr lieben. Im Maroni führt eine Stromſchnelle oberhalb des Dorfes Cotica denſelben Namen und ebenſo ein Berg zwiſchen den Quellen des Eſſequibo und des Rio Branco in Britiſch-Guayana. Gegen ein Uhr war Crevaux mit ſeinen beiden Begleitern am Yauar-Felſen zurück, der etwa 60 m tiefer liegt; kaum eine Viertelſtunde ſpäter ſtieß er auf eine Quelle, welche nach Süden floß, dem Amazonenſtrome zu: es war der Urſprung des Rouapir. Die Waſſerſcheide zwiſchen den Gebieten des Oyapok und des Amazonenſtromes iſt hier etwa 10 Minuten Weges breit, während auf den Karten zwiſchen beiden noch ein großer, nicht exiſtirender Fluß angegeben iſt.

Nach Südweſten vordringend, ſah Crevaux den Rouapir durch das Zuſtrömen zahlloſer Quellen ſich ſichtlich vergrößern und erreichte kurz vor 3 Uhr ein von etwa 30 Oyampys bewohntes Dorf. Dort war der Rouapir ſchon groß genug, um ihm Gelegenheit zu einem erquickenden Bade zu geben; er maß 6 m in der Breite, 40 cm in der Tiefe und könnte für eine kleine Piroge ſchon ſchiffbar ſein, wenn man ſich die Mühe nehmen wollte, die Bäume, welche ſeinen Lauf hemmen, abzuhauen. Von dem alten Landungsplatze der Banares am Crique Leblond bis zu dem Punkte, wo der Rouapir ſchiffbar gemacht werden könnte, iſt alſo nur ein Zwiſchenraum von 15 km, wenn man alle Krümmungen einrechnet, oder von etwa 10 km in gerader Linie.

---

# Khaibar in Arabien.

Von **Charles M. Doughty.**

Die unten ſtehende Skizze der Thäler von Khaibar, das in den Anfängen der mohammedaniſchen Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielte, iſt hauptſächlich entworfen nach der Zeichnung meines Gaſtfreundes Mohammed en-Nedſchûmi, der von Medina gebürtig iſt, in Khaibar wohnt und auf der Jagd nach wilden Ziegen und Gazellen das ganze Land durchzogen und kennen gelernt hat.

Dſchebâl Hadſchur iſt eine plutoniſche Gebirgsgegend mit rauhen Thälern, die durch Wadi el-Hadſchur zum Wadi el-Humd entwäſſert. In Ober-Arabien braucht man gewöhnlich das Wort dull'a (Rippe) für „Gebirge", wie in den betreffenden europäiſchen Sprachen die Worte coast, côte.

et-Tubbdſch. Der untere Theil des Hauptthales beginnt ſich beim Teiche Ghradîr et-Teir zu verengen. Das geſammte Hauptthal heißt Wadi el-Górras und gegen Hedieh zu Wadi es-Sûlſilla.

Anmar und Mellân ſind hohe Berge.

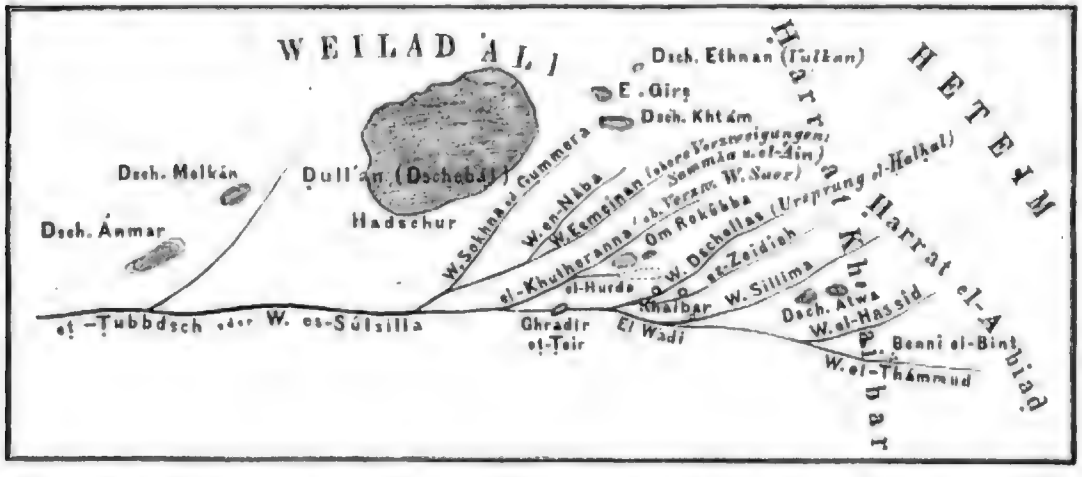
Wadi et-Tubbdſch iſt ſtellenweiſe ſo eng, daß ein Dromedarreiter daſſelbe nicht paſſiren kann; es enthält ſtets etwas Waſſer. Zu beiden Seiten ſteigt das Gebirge ſteil und hoch an, und zur Regenzeit ſtürzt das anſchwellende Gewäſſer mit dröhnendem Getöſe hindurch. An allen offeneren Stellen des Thales befinden ſich verfallene Brunnen und Gebäude alter Anſiedelungen. In den entfernteren

Wadis, die voll wilder Bäume ſind, befinden ſich große Teiche mit Dickichten von Schilf, Sidr (Akazien) und Dôm-Palmen; in manchen ſtehen auch ungepflegte Dattelpalmen der Beduinen und Ruinen alter Dörfer.

Der Khaibar-Dörfer giebt es drei; das bedeutendſte in der Mitte iſt Dſcherriat (Kerriat) Biſſchr, wo auf einer Baſaltklippe ſich der Huſſn, die Akropolis von Alt-Khaibar, befindet. Auf dem Baſaltrande (Figgera) des nächſten Thales gegen Süden liegt ein kleineres Dorf Om Kida (Dſcherriat Allayda) und in dem nächſten Thale nach der andern Seite hin ein Dörfchen el-Aſmieh (Dſcherriat el-Fedſchim [1]). Zwiſchen dem mittelſten Khaibar-Dorfe und el-Aſmieh liegt Kaſr en-Nebbi, des Propheten Hütte, die ſtets in gutem Zuſtande erhalten wird; dort ſoll Mohammed von ſeinem Dromedar abgeſtiegen ſein. Hinter Kaſr en-Nebbi auf einem Baſaltberge Gerraieh, ein zerſtörtes Dorf mit Straßen und kleinen, ſteinernen Häuſern; bei el-Aſmieh ein zweites, Dſcherriat Abu-Robai. Innerhalb der Mauern des mittelſten Dorfes liegt ein zweites ehrwürdiges Gebäude, die Hauptmoſchee der Oaſe, Meſdſchid 'Ali, ſo genannt nach dem heroiſchen Tochtermanne Mohammed's und Eroberer des jüdiſchen Khaibar, ein alter Bau aus rohem Mauerwerk und ohne Mörtel errichtet, während jetzt jene Dorfbewohner und die mohammedaniſchen Araber im Allgemeinen — mit Ausnahme von el-'Ali — nur mit Lehm bauen. Ein niedriger Thurm dient als Minaret; in dem umgebenden Hofe befinden ſich die rohen Gräber der erſten Mohammedaner, Aſchâb en-Nebbi, welche im Kampfe für die neue Religion bei der Eroberung der elenden Judenſtadt fielen, und wird dort auch täglich Dorfſchule gehalten, in welche die ſchwarzen oder negerähnlichen Kinder geſchickt werden, um von einem religiöſen Scheich unterrichtet zu werden.

Wadi Dſchellas, benannt nach dieſem alten Aneiſi-Stamme, der früher zu den Beſitzern von Khaibar gehörte, jetzt aber mit dem Stamme Ruwalla von demſelben Volke vereinigt iſt und die nördlichen Wüſten bis an die Grenzen Syriens ſüdwärts von Dſchauf und Schlâki bewohnt.

Die Biſſchr, die ſüdliche Stammeshälfte der Weilad Ali, und die Fedſchir, Zwillingsſtämme des Beduinenvolkes Aneiſi, ſind jetzt die nomadiſchen Grundbeſitzer in Khaibar. Sie erhalten die Hälfte der Datteln, während die andere




Hälfte, wie es im ganzen ſemitiſchen Oriente gebräuchlich iſt, den Bauern, hier Negern von Abkunft, gehört; von der Kornernte beanſpruchen ſie keinen Antheil. Khaibar, el-Hajât und Howeiat in derſelben Harra (Khaibar) ſind jetzt alles Negerdörfer im Beſitze der nomadiſchen Aneiſi; die heute freien Neger aber ſind Abkömmlinge ihrer einſtigen Sklaven. Die Aneiſibeſitzer von Hajât und Howeiat (Scheich Ibn Mudſchellad) aber wurden, weil ſie Ibn Raſchid Widerſtand leiſteten und ſich empörten, aus dem Lande getrieben durch Abeid Ibn Raſchid, welcher mit ſeiner Familie unter Oberherrſchaft des Fürſten, ſeines Verwandten, in die Rechte der Vertriebenen eintrat.

El Halhal, Urſprung [2]) des Wadi Dſchellas, iſt ein offener feuchter Grund mit wenigen Palmen der Beduinen, Schilfdickichten und feinem Binſengras, wo die Kühe von Khaibar, wie in alten Zeiten, geweidet werden.

W. Sillima heißt ſo von Slim, einer Art Wüſten-Akazie, welche in großer Menge daſelbſt wächſt.

Dſchebel Atwa, ein als Landmarke dienender Berg mit drei Gipfeln, der aus ſchaligem, rothem Trapp-Geſtein beſteht.

Benni el-Bint (des Mädchens Bauwerk) in Wadi Thammud und el-Haſſid ſind antike kyklopiſche Dämme quer durch den Thalweg dieſer Thäler. Erſterer, ein nicht hoher Damm oder Mauer, liegt nahe dem gewöhnlichen Wege nach Medina. El-Haſſid iſt pyramidenartig in zurückweichenden Lagen koloſſaler Blöcke erbaut; in jeder Lage ſind Oeffnungen zwiſchen den Steinblöcken gelaſſen, um als Schleuſen zu dienen, die nach und nach bei ſinkendem Waſſerſtande geöffnet werden konnten. So geſchah in alten Zeiten die Berieſelung des tiefer gelegenen Thalbodens. Die Stelle iſt vortrefflich gewählt und das Land fruchtbar, ſagt Mohammed en-Nedſchûmi, welcher vor Jahren nur durch die dauernde Unſicherheit der Gegend abgehalten worden iſt, zuſammen mit einem andern unternehmenden Manne aus Medina ſich dort niederzulaſſen, den Damm auszubeſſern und eine Kolonie zu gründen. Zwei Reiter können angeblich auf der Oberfläche des Dammes neben einander reiten. Zehn Meilen jenſeits Benni el-Bint liegt ebenfalls ein kleines zerſtörtes Dorf, el Gerràieh, auf der Harra in einem Thale deſſelben Namens.

[1]) In beiden Worten wird dſchim für Kof geſprochen, ein bei dieſen Beduinen gewöhnlicher Idiotismus. — [2]) Die oberen Verzweigungen der Wadis, welche mehrfach auf der obigen Kartenſkizze angegeben ſind, heißen bei den Arabern „ſcheibân“ „Gabeln“.

Die Luft dieſer feuchten Thäler der Harra iſt während der ganzen warmen Jahreszeit peſtilentialiſch. Namentlich im April herrſcht unter den Negerkindern große Sterblichkeit, und Weiße können jetzt in Khaibar faſt gar nicht leben. Mohammed en-Nedſchumi und ſein Bruder, die einzigen weißen, aus Medina zugewanderten Bewohner Khaibars, waren ſehr kräftige Männer, welche zwar mit dem Leben davon gekommen, aber in Folge der tödtlichen Fieber zuſammengebrochen ſind, und die Soldaten, meiſt Syrer, welche letzthin Khaibar von Medina aus beſetzten, ſind im erſten Sommer faſt insgeſammt geſtorben.

Nach der volksthümlichen Tradition der Dorfbewohner und Beduinen ſammelte, nachdem das alte, von Juden bewohnte Khaibar durch Mohammed und ſeine neue Partei und beſonders durch die fabelhaften Heldenthaten ſeines Schwiegerſohnes 'Ali zerſtört war, Marhab, ein Sklave des alten Scheich, die Reſte des zerſtreuten Volkes, und Khaibar begann wiederum bewohnt zu werden. Nun kam einſt das Beduinenvolk der Gegend ſüdlich bis Hedieh und el-Medina, die Aneiſi, als Freunde nach den Waſſern ſüdlich unweit Khaibar und lagerte dort; eine ihrer Jungfrauen aber, welche die Stadt betrat, um dortige Freundinnen zu beſuchen — und Jungfrauen ſind nach dem großherzigen Geſetze der Wüſte unverletzlich —, wurde von dem Sohne des Scheich Marhab gewaltſam ergriffen und entehrt. Als dieſe Beleidigung und Vergewaltigung ihrer Stammesgenoſſin bekannt wurde, erklärten die Beduinen den Städtern den Krieg, welche ihnen dreiſt entgegenritten, aber durch den wüthenden Anprall der Nomaden über den Haufen geworfen wurden. Letztere ſchlugen ihre früheren Freunde und nunmehrigen Feinde, überfielen ihre Anſiedelungen, rächten ſich gründlich an ihnen und zogen dann ab, um wieder in der Wüſte herumzuwandern, während die beſiegten Dorfbewohner für ſie die Palmen beſorgen mußten, zu ihrem Unterhalte nur die Hälfte des Ertrages behalten durften und es ihnen verboten war, weiße Frauen aus anderen Städten und Stämmen zu heirathen. Durch Sklavenmütter iſt die Bevölkerung deshalb jetzt durchweg zu Schwarzen geworden. Wäre Khaibar ganz mit Palmen bepflanzt, ſo könnte es wegen des natürlichen Reichthums und der Ausdehnung des Grundes und Bodens faſt, glaube ich, mit der Oaſe von Damaskus verglichen werden. Selbſt jetzt noch ſind die Palmen ſo zahlreich, daß ſie nicht alle gepflegt werden können; vielmehr wachſen die entfernteren in den naſſen Thalgründen wild, da die geſammte Bevölkerung wahrſcheinlich noch nicht die Zahl 1000 erreicht. Wunderbar iſt es, in dem ſonnenverbrannten Arabien dieſen Reichthum an Waſſer und Schlamm zu ſehen, wo die Palmen zum Theil wie wildes Gehölz und ohne Bewäſſerung gedeihen; Khaibar, ſagen denn auch die Nomaden im Scherz und mit einem Wortſpiele, ſei zuſammengeſetzt aus den Worten Kheir el-barr, d. i. „des Wüſtenlandes Reichthum“. Trotz alledem iſt doch ein anſehnlicher Theil des Bodens Subbaka, d. h. Salzgrund, mit Bitterſalz überzogen, von Eiſen geröthet und für Anbau ungeeignet. Nach Regengüſſen findet man Salz auf der ganzen nackten Lava der Harra, und es ſcheint dort ein vulkaniſches Produkt zu ſein und von da in die tiefer gelegenen Thäler hinabgeſpült und dort aufgehäuft zu werden. Die Thäler ſehen aus wie weite und nicht tiefe Klüfte voll torfiger Dammerde über Thonboden, die ſich in der rieſigen Figgera (Baſaltrand) öffnen.

Die vielen Quellen, welche unter dem Baſaltrande an den Seiten dieſer Harrathäler hervorbrechen, führen alle ein flaues, warmes und etwas ſchwefelhaltiges Waſſer. Die Hauptquelle bei dem mittelſten Dorfe, es Seffaffa, welche auf dem Lagerplatze der Soldaten von Medina liegt und auf meinen Rath von den Dorfbewohnern während meines dortigen Aufenthaltes erweitert wurde, hat eine Temperatur unmittelbar am Urſprunge von 29° C.; Ain 'Ali, welche der Sage nach durch einen Schwertſtreich des alten mohammedaniſchen Helden entſprang, 27° C.; 'Ain Selelim an dem Menzil („Lagerplatz“) der Allaida-Nomaden (Weilad 'Ali) 28° C. (dieſelbe ſoll nach dem Juden Ibn Sellem benannt ſein, welcher dort Land beſaß, bei Zeiten und noch vor der Zerſtörung von Khaibar zu Mohammed's religiöſer Partei übertrat und dabei den Namen 'Abdullah, d. i. Knecht Gottes, empfing). Dort haben die Allaida-Scheichs der ſüdlichen Stammeshälfte der Weilad Ali ihre Lehmhütten für den Sommer. Alle die nomadiſchen Beſitzer, Biſſchr, Weilad 'Ali, Fedſchir (Fekir oder Fukara) u. ſ. w., welche alle Stammesverwandte deſſelben Beduinenvolkes der Aneiſi ſind, ſteigen in jedem Hochſommer zur Dattelernte in die Thäler von Khaibar hinab und verweilen etwa 40 Tage dort, empfangen ihren Antheil an den Früchten und ziehen dann, nachdem ſie dieſelben auf der Harra getrocknet, ſchwer beladen wieder zu ihren verſchiedenen Weidegebieten hinauf. Von dieſen Khaibar-Datteln leben ſie dann acht Monate lang; dieſelben ſind klein, weil der Boden zu ſalzhaltig iſt, und weil ſie von den ungeduldigen Beduinen zu eilig gepflückt werden; ſie unterſcheiden ſich ſtets durch ihren moorigen Geſchmack, ſind aber kühler, als die meiſten Sorten dieſer hitzigen ungeſunden arabiſchen Nahrung.

Auf der Figgera über Khaibar finden ſich viele von jenen alten Gräbern, von denen ich in dem frühern Artikel bei Erwähnung des Wadi Thirba bei Medjin Salih geſprochen habe (ſ. Globus XXXIX, S. 9). Hier ſind dieſelben in einfacherer Weiſe gebaut: es iſt nur eine ohne Anwendung von Mörtel errichtete Wölbung mit einem Rande loſer Steine, von dieſer Form

wie ein großer flacher Hut, der glatt auf der Erde liegt. In einigen derſelben ſind noch jetzt (menſchliche) Gebeine zu finden. In dem Gebiete zwiſchen Khaibar und Medina und beſonders oberhalb und unterhalb Medina finden ſich viele zerſtörte Steinbauten der früheren Bewohner, welche man nach den alten moſaiſchen Bewohnern des Landes „Judenhäuſer“ nennt.

Khaibar wird nicht zu Hedſchaz gerechnet und liegt auch nicht in Nedſchd. Nach ihrem Aeußern indeſſen ſind es Hedſchaz-Dörfer, und ihre Marktſtadt iſt Medina in 70 engliſchen Meilen Entfernung. Auf der ganzen nackten Harra ringsum ſind viele rohe Mauern zu ſehen, wie von alten Viehgehegen und Gebäuden.

Ich war in Khaibar Gefangener; trotzdem wanderte ich während 2½ Monaten einige Male umher mit jenem Freunde in der Noth, dem ehrenwerthen Mohammed en-Nedſchümi. Wir fanden aber nur zwei ſehr kurze alte Inſchriften:

Aller Fels iſt ſchwer zu bearbeitender Baſalt und hart wie Eiſen.

Einige europäiſche Gelehrte ſind der ſonderbaren Meinung, daß es noch jetzt jüdiſche Bewohner in Khaibar gebe und in Arabien vielleicht einige Nachkommen chriſtlicher ſowie nicht-mohammedaniſcher Stämme. Dieſer Glauben iſt dadurch entſtanden, daß man in Europa den Hadſch-Geſchichten und der notoriſchen Fabulirerei der Araber Vertrauen ſchenkt. Wie es ganz gewöhnlich iſt, daß man die mohammedaniſchen Städtebewohner die Beduinen als Kuffar (Heiden, Ungläubige) bezeichnen hört — nur weil dieſelben nicht alle die formalen Gebete herſagen können, in welchem Falle ſie lieber gleich annehmen, daß ſie überhaupt nicht beten können —, ſo werfen auch die Nomadenſtämme, wenn ſie von ihren Nachbarn Uebles reden wollen, denſelben vor, daß ſie weniger beteten, als ſie ſelbſt, und ſchelten ſie mit der ihnen angeborenen Leichtfertigkeit „kuffar“ und „ſchlechte Muſſlemin“. Abgeſehen von irgend welchen ſtammfremden Völkern, wie die Scherrarât, welche Heteim ſind, und die eigentlichen Heteim — die alle zwar in Arabien nomadiſiren, aber dortſelbſt nie Beduinen genannt werden — und von allen ausgeſtoßenen (outcasts) Stämmen, wie die Kaſte von Jägern und Keſſelflickern es-Solubba und die arabiſche Schmiedkaſte Sunn'a, hört man überall verächtlich ſagen: „ma li hum asl“ („Sie ſind nicht von Geſchlecht“, d. h. vom ſelben Geſchlecht wie wir), was etwa ſo viel bedeuten mag, als „Sie ſtammen weder von Iſchmael, noch von Kahtan; ſie ſind nicht echte Araber.“ Man ſagt auch: „Wir wiſſen nicht, wer ſie ſind; ſie ſtammen von böſer Art; wir glauben, ſie kommen von Juden und Naſara (Chriſten) her.“ Alle ſolche Leute aber werden für immer fern gehalten; ſie heirathen weder unter einander noch mit den Beduinen. Die Wahrheit iſt mit einem Worte, daß alle Bevölkerung des Hochlandes von Arabien, Beduinen, Sunn'a, Heteim und Solubba, ſowie die Bewohner der Städte, Dörfer und Weiler in den Oaſen (welche Niederlaſſungen von Nomadenkolonien ſind) nur Muſſlemin ſind, ergeben unter göttlicher Leitung der Religion Allahs und ſeines Propheten Mohammed. Es iſt nur die boshaft heftige ſemitiſche Ausdrucksweiſe in religiöſen Dingen, daß die unwiſſenderen Leute von denen, welche die Gebete beſſer inne haben, nicht aber auch ein beſſeres Leben führen, fanatiſch als „reine Heiden und Hunde, die Allah nicht kennen“ bezeichnet werden, ſo daß man gänzlich irrte, wollte man ihre leichtfertigen Worte buchſtäblich verſtehen.

# Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlſtadt.

## VI.

### Von Požega nach Türkiſch-Brod [1]).

Die letzten Auguſttage waren merkwürdig bewegt in Požega. Tauſende von Wagen kamen in wenigen Tagen hier durch, die ein ununterbrochenes Rollen und ungeheuere Staubwolken verurſachten. Es waren die während der Okkupation Bosniens zu Fuhrleiſtungen beorderten Bauern der Comitate Somogy und Baranya in Ungarn, des Kreutzer Comitates in Kroatien und mehrerer anderer Bezirke in Kroatien und Slavonien, die hier täglich mit 500 bis 600 Wagen durchzogen, einen Tag raſteten und dann weiter nach Brod fuhren. Auf den Plätzen, in allen Höfen und Gaſthäuſern hielten Tag und Nacht Wagen. Wiehern und Stampfen der ihr Futter verzehrenden Roſſe brachten ungemeines Leben in die ſonſt ziemlich ſtillen Gaſſen des Städtchens, dazwiſchen ſchallten Flüche der Fuhrleute in kroatiſcher, deutſcher und magyariſcher Sprache. Sie gingen ab und zu nach Heu und Hafer fragend und, wenn es nicht anders möglich war, durch Zeichen ihre Wünſche bezeichnend. Ihre Notare kamen nach und brachten Gelder und Weiſungen mit. Die Leute gingen, dem Befehle des Staates Folge leiſtend, theils zagend, theils mit Zuverſicht und Trotz, alle aber doch ungern einem unbeſtimmten Looſe entgegen; da ſie, aus dem Schoße ihrer Familien geriſſen, die dringendſten Arbeiten haben verlaſſen müſſen. Viele waren 4 bis 5 Tage bis hierher unterwegs geweſen; das wohin und wie weit war keinem recht klar. An den verſprochenen 2 fl. täglich lag ihnen blutwenig; manche hatten ſogar die Pferde ganz ihrem Kutſcher anvertraut, oder ſogar geſchenkt, um nur nicht ſelbſt gehen zu müſſen, und waren obendrein noch recht froh, wenn der Diener das Geſchenk annahm und ging, denn die verſchiedenſten Gerüchte über Bosnien kurſirten bereits im Lande; die Erzählungen von der Barbarei und Grauſamkeit der türkiſchen Inſurgenten floſſen aus Jedermanns Munde. Alle klagten daher, daß man ihnen keine Waffen mitgegeben, denn, meinten ſie, wer ſich wehren könne, gehe am ſicherſten. In Ueberzeugung deſſen wies dieſer und jener auf ſein ſcharfes, großes Meſſer, das er im Stiefelſchafte mitgenommen. Die deutſchen Koloniſten beklagten nur den wahrſcheinlichen Verluſt ihres Zugviehes. Sie, die Magyaren und Kroaten des Ludbreger Bezirks, hatten die ſchönſten Roſſe, und beſten, geräumigſten Wagen.

Auch die Reſervetruppen des Linienregimentes Wetzlar und Huſaren zogen durch. Am Raſttage ſchliffen ſie ingrimmig und zähneknirſchend ihre Pallaſche und Säbel.

Der allgemeine Lärm und das Getümmel ſchreckte auch mich aus meiner mehrtägigen Ruhe und ich beſchloß einen Ausflug nach Brod zu machen, um den großen Kriegsapparat am öſterreichiſchen Ufer und die Veränderungen — ich kannte den Ort bereits —, dann aber auch die gegenüberliegende Türkenſtadt am rechten Ufer zu ſehen. Ich brach alſo, um dem Staub zu entgehen, in aller Frühe mit einem der Fuhrleute auf; der Mann war recht froh, da er zugleich einiges Geld verdiente. Zuerſt berührt man das ſchon einmal erwähnte Dervišaga, hernach Blaco; beide ſind unbedeutende Dörfer, letzteres nur wegen ſeiner Umgebung wichtig. Im Gebirge nämlich waltet die Dyas-Formation vor. Man fand hier größere Stücke braunen Eiſenſteins, die über 50 Kilogramm wogen; es giebt alſo Eiſen in dieſen Bergen. Bis jetzt wurde noch nichts gethan, um eine Ausbeutung zu verſuchen. Eine weiter ge-

[1]) Brod bedeutet Schiff oder Fähre.

gen Südwest angelegte Kohlengrube ging bald wieder ein. Von Blacko erreicht man in wenigen Minuten das auf einer Berglehne gelegene Dorf Višković. Oberhalb steckt die zerfallene Burg gleichen Namens im Walde. Sie krönt einen kegelförmigen Hügel am Ende einer an der Straße mündenden Schlucht. Nach den unregelmäßigen Grundrissen des übriggebliebenen Gemäuers zu schließen, ist sie türkisches Werk. Das Volk erzählt auch davon, daß ein Spahija — türkischer Grundherr — darin gewohnt und in den letzten Kämpfen den Platz so lange vertheidigt habe, bis das brennende Schloßdach über ihm zusammengestürzt sei. Man sieht die Reste von der Straße wegen des umgebenden Baumwuchses nicht. Auf guter Straße ging es weiter. Vor Pleternica dehnt sich ein Zwetschengarten aus, in dem es vor gar nicht langer Zeit 1111 Bäume dieser Gattung gab. Nach einer guten Stunde Fahrt, seit dem Aufbruch von Požega gerechnet, war der Marktflecken erreicht. Er liegt an der Orljava in dem Thale, durch welches der Fluß der Save zueilt. Links erhebt sich das Dilj-, rechts das Požeganer-Gebirge [1]). Pleternica ist recht hübsch, hat wohlgebaute Häuser, eine große, jetzt leer stehende Kavalleriekaserne und etwa 1000 Einwohner. Am Ende des Ortes theilt sich die Straße. Ein Arm führt über Sulkovci; der zweite aber links über die Orljava hinauf auf das Dilj-Gebirge, über Odvorci und das Gebiet des Gradiškaner Bezirkes. Ich wählte den letztern, da er der kürzere ist. Er führt gleich hinter der Orljava-Brücke über Hügel, wird bei Odvorci sehr steil, kann auch nur bei trockenem Wetter und ohne große Ladungen mittels Wagen passirt werden, lohnt aber durch den Ausblick, den man nach zwei Seiten genießt. Die schönste Lage hat die katholische Kirche in Odvorci. An derselben stand eine starke Feste, deren Anfänge in die Römerzeit hineinreichen. Sie beherrschte den Uebergang aus dem Save-Thale in den Požeganer Kessel. Ein im Jahre 1822 gefundener Römerstein trägt den Namen des Kaisers Aemilianus, ein zweiter nur die Jahreszahl 1140. Das Schloß war demnach zur Zeit des ungarischen Königs Geysa II. jedenfalls schon wieder erbaut, wenn nicht dasselbe, das von den Römern herrührte. Eine Zeit hielt sich der Banus Ivan Morović (Maroth) mit einer Söldnerschar in demselben auf. Später, im 15. Jahrhundert, gehörte es der Familie Ujlaki; dann dem König Ladislaus; 1502 zerstörten es die Türken nach hartnäckigem Widerstande, indem sie mit dessen Falle zugleich den Weg nach Požega freibekamen. Seit der Zeit scheint es ein Trümmerhaufen geblieben zu sein, bis auch die Spuren beinahe ganz verschwanden. Ueber den Namen wurden schon verschiedene Meinungen laut. Einige wollen wissen, er sei aus Otvorci (otvoriti = öffnen) entstanden, weil sich hier das Požeganer Thal öffne. Diese Erklärung ist gezwungen und barok. Mich dünkt vielmehr, daß der Name aus der Zeit stamme, als das Schloß ungarischen Großen eigen gewesen. Das slavische „Dvor“ — in Montenegros Hauptstadt heißt die Residenz des Fürsten Dvorac — bedeutet Hof, Residenz. Das Wort lautet magyarisirt „Udvar“ [2]), und von diesem stammt der wieder vom Slaven aufgenommene Name Odvorci [3]) mit Abschwächung des u in o.

Von hier senkt sich die Straße rasch südwärts und das Auge erblickt mit Vergnügen die grüne Save-Ebene, durch die sich der Fluß dahinschlängelt, und die wohlgefälligen Formen der Motaica am rechten Ufer. Ferne Pappeln zur Linken deuten die Stelle an, wo Brod liegt. Die Fahrt abwärts war bald zu Ende und ich befand mich in Sibinj, am Fuße des Dilj-Gebirges, und somit im Gradiškaner Bezirke. Der Ort ist sehr hübsch, namentlich der Platz mit der Kirche und den gutgebauten Häusern, als auch die Lage selbst freundlich. Nettigkeit und Reinlichkeit sowie eine gewisse wohlthuende Aehnlichkeit der Häuser, deren jedes beinahe einen Brunnen hat, zeichnet die Dörfer des Gradiškaner und Broder Bezirkes aus. Sie stehen zu beiden Seiten der Straße in einer fortlaufenden Reihe, bilden selten eine Nebengasse und sind immer eins von dem andern durch einen niedrigen, parallel mit der Front gezogenen Zaun getrennt. Alle ohne Ausnahme sind rein weiß und von wenigen abgesehen kehren sie ihre Giebelseite nach der Gasse zu, die Längenfronte dem Hof. In diesem befinden sich auch die Nebengebäude. Die Einrichtung gleicht jener in anderen Gegenden Slavoniens. Die Menschenrace kann eine schöne, die der Frauen beider Bezirke kann eine sehr schöne genannt werden. Man wird beim Anblick dieser Gesichter überrascht. Vor allen erfreuen sich einige Orte des Broder Bezirkes, Strizivojno, Kopanica, Cerna, Babinagreda und einige andere, des Rufes besonderer Schönheit der Frauen, von denen schon Bilder unter den Schönheiten Oesterreichs im Künstlerhause zu Wien ausgestellt waren. Sie verstehen es aber auch sich bei den Arbeiten in freier Luft gegen die schwärzenden Sonnenstrahlen zu schützen und bleiben zart und weiß. Die Kleidung ist noch hübscher, als die der Velikanerinnen; die Fältchen der Skute von oben bis unten mit winzigen, weißglänzenden Flitterchen besetzt; den Fuß bedeckt ein zierlicher Schuh von Sammet oder feinem Leder. Um den Hals ist eine Reihe großer, weißer Flittern gelegt; seidene Tücher und Schürzen werden ebenfalls hier getragen. Manche pflegen eine Seite der Skute etwas aufzuschürzen, was ihren feinen Bau errathen läßt. Die Männer sind schlank und viele sehr groß. Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich in den Dialekten einiger Dörfer. Man trifft nämlich den Umlaut ü, obgleich die Sprache sonst einen Umlaut oder Diphthong überhaupt nicht kennt.

In Sibinj lagen Husaren; es waren die nach der Affaire von Maglaj hierher zurückgekehrten. Die Straße war ungemein belebt; sie dient für den Eilwagenverkehr von Sissek bis Esseg. Schon als ich Varoš verlassen hatte, zeigte sich über der Save, am bosnischen Ufer, eine riesige Staubwolke auf dem Wege, der nach Doboj führt. Linker Hand liegen niedrige Rebenhügel, die, je weiter man kommt, mehr zurücktreten und sich gegenüber von Brod zu herrlichen, mit Winzerhäuschen besäeten, Weinbergen [1]) gestalten, von deren Fuß die Thurmspitze des so schön gelegenen Dorfes Podvinje herüberblinkt. Da lag Brod vor mir; die Mauern der Festung schimmerten durch die umsäumenden Pappeln, allein die großen Militärbäckereien und Magazine, der kolossale Wagenpark auf dem weithingedehnten Anger vor derselben gaben dem Orte ein fremdartiges Ansehen. Ich glaubte in ein Kriegslager gerathen zu sein. Brod ist nicht groß; aber der sonst 3000 Einwohner zählende Flecken hatte plötzlich die Bevölkerung einer großen Stadt bekommen. Ueberall schreiende, rufende, suchende, fragende, eilende und fluchende Soldaten; Bagagewagen und Fuhrwerke des

[1]) Das Požeganer-Gebirge besteht aus Eocen; ferner Wetzschiefer und Sandstein, umgeben von tertiären Cerithien-Schichten; ebenso das Silj-Gebirge.

[2]) Der magyarisch dumpfe a-Laut liegt zwischen a und o. Man unterscheidet davon genau das helle, reine a.

[3]) Nachträglich sei hier bemerkt, daß die Südslaven viele Ortsnamen nur im Plural gebrauchen.

[1]) Die Formation des Dilj-Gebirges in dieser Gegend ist tertiärer Leithakalk.

verſchiedenartigſten Ausſehens; ankommende und abmarſchirende Truppenabtheilungen; dazu das Krachen der von den Alleebäumen gehauenen und ſtürzenden Aeſte, die auf Befehl bis zu einer gewiſſen Höhe geputzt werden mußten, um Verhaue herzuſtellen und freie Durchſicht zu erhalten; ferner das Gewimmel der Hunderte von Arbeitern auf den Schanzen, die das in den Jahren der Sorgloſigkeit und Ruhe darauf gewachſene Gebüſch abhieben und bei der Gelegenheit, gerade als ich vorbeifuhr, einen Fuchs in demſelben aufſtöberten, ihre Arbeit liegen ließen und dem über die Mauer in den Feſtungsgraben geſtürzten Schleicher Aexte und Spaten nachwarfen, indem ſie die unten Arbeitenden zu deſſen weiterer Verfolgung aufmunterten; alles das betäubte mich im Augenblicke, der ich ſeit einiger Zeit die Stille der Gebirgswälder und die Ruhe kleinerer Orte gewohnt war. Ich wollte ein Zimmer, bekam es aber nur aus Gefälligkeit bei einem mit mir bekannten Wirth auf drei Stunden abgetreten. Das genügte, da ich in kurzer Zeit von der fünfſtündigen Fahrt erholt und für neue Ausdauer geſtärkt ſein wollte. Nach flüchtigem Imbiß nnd kurzer Ruhe durchſtreifte ich zuerſt die Stadt. Sie iſt ziemlich einfach gebaut; die Häuſer, meiſt niedrig, bieten wenig Anziehendes, nur am Platz in der Nähe des Save-Ufers ſind nach dem vorletzten, großen Brande einige elegante, hohe Häuſer gebaut worden. Das Kloſter iſt alt und ſieht verwittert aus, ohne indeß baufällig zu ſein. Angenehm iſt die große Breite der Hauptſtraße. In der Nähe des Zollamtes ſtand der Ponton-Park, deſſen Beſtimmung die Reiſe nach Sarajevo und Doboj war. Von da begab ich mich in die Feſtung. Dieſe iſt klein, doch niedlich; ſie enthält nur einige ärariſche Gebäude: den Offiziers-Pavillon, die Kanzleien, das Spital, die Magazine für Artillerie und die Kaſematten. Es lag hier immer eine kleine Garniſon des Broder Regiments, deſſen Stab aber in Vinkovci. Gerade bei meiner Anweſenheit war Hafis Paſcha in ſeiner Equipage und eine Abtheilung Inſurgenten gefangen eingebracht worden. Unter ſehr ſtarker Bedeckung kamen ſie an und mußten den Augen des Publikums alſogleich entzogen werden, denn die Volksmaſſen, erbittert durch die Nachricht von den durch die Türken verübten Grauſamkeiten bei Maglaj und Doboj, hatten gedroht ſie mit Steinen zu erſchlagen. Einige Würfe fielen auch, ohne indeß ſtark zu verletzen. Als ich die Feſtung verlaſſen hatte, lenkte ich meine Schritte dem anſtoßenden Save-Ufer zu. Eine lange Reihe von Dampfern reichte bis zur ziemlich weit abwärts aufgeſchlagenen Schiffbrücke; Waarenballen waren da aufgehäuft und eine große Menſchenmenge wogte hin und her.

Auf dem türkiſchen Ufer kommt man zuerſt zum Čardak (Kordonswachhaus), einem Gebäude von Holz. Der obere Stock diente dem türkiſchen, aus mehreren Mann beſtehenden, Wachpoſten zum Aufenthaltsorte; das Zimmer ebener Erde iſt kleiner; ringsherum laufen Holzſäulen, die den obern Bau tragen. In der Weiſe ſind alle Čardaks an der Grenze gebaut. Neben dem Wachhauſe weht eine Fahne vom Giebel des geweſenen Zollhauſes; der Halbmond mußte dem Doppeladler weichen. Soldaten ſtanden bei beiden Gebäuden, plaudernd und rauchend. Sie hatten auf einige türkiſche Lafetten angebohrte Holzblöcke gelegt und rothe Fetzen wie Fähnlein auf Stangen daneben gepflanzt. Die Strecke vom Čardak bis zum Flecken Türkiſch-Brod (die Türken bezeichnen ihn mit dem pomphaften Titel Varoš-Stadt) beträgt etwa eine Viertelſtunde Weges. Man hat ſich rechts zu wenden, da er mehr gegen Weſt liegt. Einige kleine Häuschen links am Wege, die mit den landesüblichen Holzgittern an den Fenſteröffnungen verunſtaltet ſind, füllen den Zwiſchenraum aus. Eines derſelben war offen; ein Blick belehrte mich, daß es ein Café ſei. Ich blickte durch die Thür und ſah mir die Geſellſchaft näher an. Der rothe, um den Kopf gewundene Turban, beſſer geſagt: lange Fetzen, worunter ein Reſt zerzauſten Haares vom kahlen Schädel hervorſah; das auf der Bruſt offene Hemd, ſowie die verbrannte Hautfarbe; die hageren Geſtalten der, mit unterlegten und gekreuzten Beinen, auf den längs der Wände umherſtehenden Bänken Sitzenden und deren ſlaviſche Bemerkungen ließen mich ſogleich eine kleine Anzahl Renegaten erkennen. Dieſe Leute ſind dem Chriſten gefährlicher, als der Türke ſelbſt. Ihr Fanatismus baſirt meiſtentheils auf Furcht vor jenem, und um den Beweis zu liefern, daß er es mit dem Glauben ehrlich meine, iſt er grauſamer, als jener ſelbſt. Und doch erkennt der Nachkomme des Aſiaten im Renegaten ganz richtig nur das, was er iſt; hat auch ſchon oft gegen dieſen ſeinen Glaubensgenoſſen Front gemacht. Uebrigens giebt es Fälle, wo Renegaten, wenn ſie es ungeſcheut thun konnten und nicht fürchteten verrathen zu werden, bekannten, daß ihre Großeltern oder Ahnen Chriſten geweſen ſeien, und opferten Münzen in chriſtliche Kirchen. Das klingt allerdings ein wenig unglaublich, iſt aber doch wahr. Ich bin überzeugt, daß der Koran, wenn die Verhältniſſe günſtig bleiben, allgemach alle dieſe ſeine ſlaviſchen Anhänger verlieren wird. Der Chriſt dieſer Gegend iſt armſelig gekleidet; ein vor der Bruſt offenes Hemd; leinene Hoſen mit ungeheurem Zwickel, die ein breiter Ledergürtel feſthält; ein fettgetränktes Fez, weiter hat der arme Bosnier nichts. Der Kaufmann hingegen iſt gut, nach türkiſcher Weiſe, gekleidet; auch die gemeinen Weiber ſind beſſer angezogen, als ihre Männer; an den Aermeln der Hemden tragen ſie in der Ellenbogengegend rothe Kreuze angenäht.

Türkiſch-Brod mit ſeinen krummen, ſchmutzigen Gaſſen; den hohen, Einſturz drohenden Zäunen und den dahinter ſtehenden Holzhäuſern mit Holzgittern und zerbrochenen Fenſterſcheiben, den verſchütteten Graben und dem einzigen Minaret macht einen miſerablen Eindruck. Nur die Carsija, der Theil, in dem ſich die Buden befinden, iſt etwas beſſer; in letzteren iſt wenig zu ſehen: Tabak in Glasſtürzen, in Päckchen und Pfeifen in der einen; die zweite hat nur Fetze; in einer dritten liegen Gürtel und Papuče (Pantoffeln) und in einer lagen gar nur ſieben Waſſermelonen zum Verkaufe aus. „Je li to sve?“ (Iſt das Alles?) fragte ich den Renegaten, auf ſeine Waare deutend. „„Vala est““ (Freilich ja) war die Antwort. Er lud mich zum Sitzen ein. Ich that es, indem ich mich auf den Deckel, der, wenn emporgehoben, die Bude auch zugleich abſchließt, neben ihm niederließ und mit ihm über Verſchiedenes, nur über die Okkupation kein Wort ſprach; denn ich zog es vor meine Beobachtungen zu machen, als ſeine Lügen anzuhören; er hätte ſeine Gedanken kaum verrathen. Einige waffenloſe türkiſche Offiziere gingen düſter ſchweigend vorüber; an den Stiefeln hatten ſie noch Papuče. Auch ein Hodža, Prieſter und Kirchendiener, der zum Gebete ruft, ſchritt würdevoll vorüber; ſein Turban und Kaftan waren einſt weiß geweſen, jetzt von undeutlichem Farbenſpiel. Aus einem gegenüberliegenden Hauſe ſah ich vermummte Köpfe hinter den Gittern hervorlugen, ſobald ich jedoch den Blick dahinwandte, gleich wieder verſchwinden. Es waren mohammedaniſche Frauen. Ueber die Türkinnen iſt ſchon ſo viel geſchrieben worden, daß wir uns eine abermalige Erörterung dieſes Stoffes füglich erlaſſen können; unwillkürlich aber ſchwebte mir ein Geſpräch vor, das ich einmal mit einem reichen Türken hatte und das den Grad der Achtung des Moslims gegen ſeine Frau deutlich kennzeichnet und daher verdient erwähnt zu werden. Der Mann war Mehmed Arnaut Effendi aus Berbir (Türkiſch-Gradiška). Nachdem er mich

gefragt hatte, was bei uns in Oeſterreich „in der lateiniſchen Schule“ gelehrt werde, erwiderte er, befriedigt durch meine Antwort, auf meine Gegenfrage: Unſere Kinder in der Türkei lernen Verſchiedenes. Das Wort „Verſchiedenes“ iſt ein dehnbares und der kluge Mann hatte es darum gewählt, weil er unmöglich ſagen konnte: Sie lernen blutwenig oder nichts. Ich ging von dem Thema ab und berührte ein zweites.

„Effendi (Herr), wie viele Weiber dürfet ihr halten?“ „„So viel irgend einer ernähren kann.““ — „Wie viel haſt Du?“ — „„Drei.““ — „Da giebt es denn doch hier und da Streit unter ihnen.“ — „„Nie! denn ſie fürchten mich, und wenn ich übrigens Geſchenke an ſie vertheile, ſo bekommen alle drei das Gleiche.““ — „Das iſt klug. Und — fragte ich weiter — welcher übergiebſt Du die Kinder, wenn eine von ihnen ſterben ſollte?“ Arnaut antwortete mit verächtlichem Blick: „„Pa neka crkne,““ wörtlich: So möge ſie krepiren. Dieſe Worte bedürfen keines Kommentars und die zarten Gefühle Arnaut's theilen viele Mohammedaner. So mochte es auch mit den Lauſcherinnen da drüben ſtehen.

Schon ſeit geraumer Zeit drang ein widriges Quitſchen zu meinen Ohren; was ich vermuthet hatte, traf ein. Eine lange Wagenreihe, von ſchönem Hornvieh gezogen und von ſchreienden Bosniern dirigirt, kam daher. Die Leute fuhren Schotter zum Straßenbau. Was war das für Schotter! Ein Häufchen Stein, halb mit Erde und Stroh vermengt, das keine 25 Kilo wog, wofür aber 2 Gulden Fuhrlohn gezahlt wurden. Die Genieſoldaten, welche am Bau der Straße nach Doboj arbeiteten, klagten über die mangelhafte Zufuhr. Ich bemerkte, daß ſich mit ſolchen Wagen ſchwerlich mehr auf einmal fortſchaffen laſſe. Auf hohen Rädern nämlich, die aus einer Scheibe beſtehen oder oval und ſogar eckig geformt ſind, liegt ein winziger, viereckiger Kaſten. Die Holzachſen des Geſtelles, ungeſchmiert, verurſachen das weithin hörbare, unausſtehliche Quitſchen. Jeder Hauseigenthümer übrigens mußte den auf ihn entfallenden Koſtenantheil für Straßenherſtellung aus Eigenem tragen. Einige türkiſche Offiziere mit den Ortsälteſten maßen die Frontenlänge jedes Hauſes ungefähr ab und ſchlugen zur Bezeichnung des Endpunktes ein Loch in den Zaun. In der Čaršija traf ich auch ein neuentſtandenes Gaſthaus; wenigſtens hieß es am Schilde: Daitsches Gasthaus. Der Titel verſprach, nach der Rechtſchreibung zu ſchließen, nicht viel; im Innern — ich wagte einen Blick hinein — ſah es nicht empfehlend aus und einige auf den Bänken lungernde Geſtalten, abenteuernden, verwahrloſten Handwerksburſchen ähnlich, ſchreckten mich vollends ab einzutreten; ich ahnte kriechendes Gezieſer. Der Wirth war ein Jude. Ich begab mich, mit einer türkiſchen Pfeife als Einkaufstrophäe ausgerüſtet, auf den Rückweg, mußte aber am ſchmalen Eingang zur Čaršija erſt lange warten, bis ein endloſer Wagenzug mit Militärgepäck und Proviant nach Sarajevo vorbei war. Streifpatrouillen, größere und kleinere Trupps Soldaten zu Wagen und zu Fuß, Verwundete aus Doboj kamen alle Augenblicke vorüber. Müde kam ich am vorgeſchrittenen Nachmittage wieder im öſterreichiſchen Brod an und beeilte mich mit der Rückfahrt nach Požega.

---

# Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rückſichtlich der Niederlaſſung von Deutſchen auf demſelben.

Von **Carl Lamp.**

Man macht ſich in der Regel übertriebene Vorſtellungen über die Ertragsfähigkeit tropiſcher Ländereien. Die Reiſenden tragen hieran viel Schuld. Sie ſehen meiſtens die tropiſche Natur entweder mit dem Auge des urtheilslos bewundernden Naturfreundes (auch wohl eines Menſchen, der nur ſo thut, deſſen erlogene Begeiſterung man übrigens leicht erkennt) oder des ſyſtematiſch eintheilenden Naturforſchers, ſelten mit dem des Volks- und Landwirths an, deſſen Ziel es iſt, zu erkunden, welchen Nutzen ſie dem Menſchen gewähre.

Reiche nachhaltige Fruchtbarkeit findet ſich in den Tropen nur da, wo ſich dem ſtets glühenden Sonnenbrande die Bedingungen einer tiefen Ackererde und reichlicher Niederſchläge zugeſellen. Das iſt lange nicht überall der Fall und wo es ſich findet, da tritt eine andere Schwierigkeit ein. Dieſelbe Ueppigkeit der Pflanzenwelt, welche dem Anſiedler als Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens, aus dem ſie ihre Kräfte ſaugt, hochwillkommen iſt, tritt ihm zugleich als der ärgſte Feind entgegen. Um eine gegebene Fläche Landes mit üppiger freiwillig emporgewachſener tropiſcher Vegetation für diejenige, welche der Menſch ihr aufdringen will, frei zu machen, bedarf es viel größerer und, um ſie frei zu halten, anhaltenderer Arbeit, als ein gleich großes Stück in den gemäßigten Breiten beanſpruchen würde. Wer nichts als Bananen von der Natur verlangt, mag ſie gewähren laſſen; er kann ſich darauf beſchränken, das einzuſammeln, was ſie freiwillig gewährt. Wer aber mehr heiſcht, muß ſich auf einen harten Kampf mit ihr gefaßt machen. Mit welchem Haſſe die tropiſche Pflanzenwelt über eine vernachläſſigte oder gar verlaſſene Rodung von Menſchenhand herfällt, und in wie kurzer Zeit ſie dieſelbe überwuchert, das kann man am beſten nachleſen in der „Reiſe in Peru“ von Pöppig, der, nebenbei geſagt, das, was er geſehen, ſeinen Leſern anſchaulicher als vielleicht irgend ein Anderer vor die Augen zu ſtellen weiß.

Andersartige Uebelſtände finden ſich in denjenigen tropiſchen Gegenden, welche entweder im Jahre nur ſechs Monate lang Niederſchläge empfangen oder gar im Regenſchatten liegen. Hier verlangt der Zucker, der Kaffee und anderes künſtliche Bewäſſerung und dieſe wiederum einen bedeutenden Aufwand von Arbeitskraft.

Alſo, Waſſermangel an einigen, überwuchernde Pflanzenfülle an anderen Stellen, das ſind die wichtigſten der Urſachen, welche dem Anſiedler in den Tropen die Arbeit erſchweren und deren Ertrag verringern. Daneben wird ihm die Kraft zur Arbeit nicht ſelten durch Krankheiten ganz brach gelegt. Die Fieber verſchonen nicht einmal den eingeborenen Arbeiter. Den Europäer, der mit eigener körperlicher Arbeit ſich zu ernähren hätte, würden ſie zu Grunde richten. Daher kann nach meiner Meinung von einer maſſenhaften Anſiedelung europäiſcher Ackerbauer in den Tropen nicht die Rede ſein. Uebrigens fällt es unſeren

Bauern auch gar nicht ein, dahin, anſtatt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und eingeredet ſoll es ihnen hier nicht werden; nur Südbraſilien verdient vielleicht in dieſer Beziehung ein günſtigeres Urtheil. Solchen aber, die einiges Kapital beſitzen und es in Grundbeſitz anzulegen wünſchen, darf jedenfalls mit gutem Gewiſſen empfohlen werden, dies in tropiſchen Ländern zu thun.

Es giebt in Deutſchland, ſpeciell z. B. in Schleswig-Holſtein, eine Ueberzahl derartiger Leute. Die überaus ſtarke Nachfrage nach Grundbeſitz beweiſt es. In Folge davon wird derſelbe mit Preiſen bezahlt, welche weit über ſeinen wirklichen Werth hinausgehen. Das Ergebniß iſt, daß ein großer Theil des Kapitals und der ſchaffenden Kraft zahlreicher Menſchen brach gelegt wird. Ein unberechenbarer Schade für ſie ſelbſt und mittelbar für das Gemeinweſen! Abzuhelfen iſt dem nur durch Auswanderung.

Nun werden aber Leute, die einiges Vermögen, Bildung und entſprechende Anſprüche haben, auch unter ſonſt ungünſtigen Umſtänden lieber zu Hauſe bleiben, als daß ſie nach Nordamerika gehen. Man kann ihnen dies nicht verargen. Die geſellſchaftliche Gleichheit und die Flegelei, die ſie häufig im Gefolge hat, kann ihnen nicht gefallen. Sie würden ſich dort in der Maſſe verlieren oder vielleicht, als „lateiniſche Bauern“, übel fahren. Das Alles iſt ganz anders im tropiſchen Amerika. Unter den dunkelfarbigen Menſchen deſſelben iſt nach einem ſpaniſchen Sprichworte (todo blanco es caballero): „jeder Weiße ein Edelmann“ und er kann dort, kann man hinzufügen, ein Lehrmeiſter ſein. Alle Vortheile, welche ſonſt die Anſiedelung hier bietet, treffen in dieſem Punkte zuſammen.

Zunächſt fällt damit, zum Theil wenigſtens, für den Europäer die Unſicherheit von Leben und Eigenthum weg, die man im Uebrigen mit Recht den ſpaniſch-indiſchen Ländern vorwirft. Nämlich in ſo loſen Verbänden, wie dieſe Länder ſind, müſſen die Starken beſſer und die Schwachen ſchlechter fahren, als ſie es in feſter Staatsordnung thun, welche die Maſſe der Schwachen vor den Starken ſchirmt, indem ſie Jeden in enge Schranken zwängt, die er nicht überſteigen darf.

Nun gehören aber die Europäer unter allen Umſtänden zu den Starken. Wenn man unter „Wildheit“ einen hohen Grad von Begehrlichkeit und die Kraft, deren Ziel zu erreichen, verſtehen kann, ſo ſind die Europäer viel wilder als die demüthigen „kleinen Indier“ (inditos) von Mexiko und Peru. Unheimlicher vielleicht ſind ſolche Gegenden, unter deren Bevölkerung das afrikaniſche Blut ſtark vertreten iſt oder vorherrſcht.

Das Land iſt billig. Natürlich ſind je nach dem Grade ſeiner Ergiebigkeit, je nach ſeiner Brauchbarkeit für eine mehr oder minder ergiebige Nutzpflanze, nach ſeiner Waſſerfülle, nach ſeiner Entfernung vom Markt die Preiſe ſehr verſchieden. Es hat darum keinen Sinn, hier deren anzugeben. Was allein weſentlich iſt, es kann geſagt werden, daß mit einer Summe, die in Holſtein ein Bauerhof koſtet, im tropiſchen Amerika ſich wohl ein kleines Fürſtenthum kaufen läßt.

Ebenſo kommt die Arbeit im Ganzen billig zu ſtehen und die einheimiſchen Arbeiter leiſten viel mehr, als man gemeiniglich denkt. Noch weniger als an Rührigkeit mangelt es ihnen an Einſicht. Man hüte ſich, im Allgemeinen geſagt, vor den klugen Leuten, welche auf Grund höherer Bildung über eine zurückgebliebene Bevölkerung aburtheilen. In jedem Lande wiſſen die Eingeborenen, die ſeit vielen Geſchlechtern mit ihm Eins geworden ſind, am beſten, wie einem Felde mit möglichſt geringem Aufwand ein möglichſt großer Ertrag abzugewinnen ſei. Und dies iſt doch unter gewöhnlichen Umſtänden in erſter Linie das, was den guten Landwirth kennzeichnet. Auch die Indier und Miſchlinge des tropiſchen Amerika ſind keineswegs ſo einfältig, daß ein Europäer, der ſich unter oder vielmehr über ihnen anzuſiedeln und ihre Arbeitskraft zu nutzen gedenkt, nichts von ihnen zu lernen hätte. Im Gegentheil, er wird in den rein praktiſchen Dingen faſt Alles von ihnen zu lernen haben und gut thun, wenn er den guten Willen dazu mitbringt und ſich nicht etwa einbildet, daß er die Eingeborenen auf die Höhe ſeiner landwirthſchaftlichen Theorien zu heben habe. Was er ſelbſt außer einſichtiger Aufſicht, welche die Hauptſache iſt, aus ſich heraus als Landwirth noch leiſten kann, iſt unter Umſtänden die Anwendung vervollkommneter Maſchinen. Aber er hüte ſich davor, hierin zu viel zu thun! Jeder Landmann weiß, wie viele landwirthſchaftliche Maſchinen bei uns auf die Seite geſtellt worden ſind, ſeit die Handarbeit wieder billiger zu haben iſt. Nun wohl, im tropiſchen Amerika verfallen Maſchinen dieſem Schickſale noch viel leichter und haben außerdem dort mit Friktionen zu kämpfen, welche man bei uns nicht kennt. Ich will ein Beiſpiel anführen. Ein reicher Grundherr in der tierra fria Mexikos hatte ſich vor einigen Jahren mit ſchweren Koſten von Amerika eine Dampfdreſchmaſchine kommen laſſen. Sie erwies ſich von Anfang an als unpraktiſch. Denn es zeigte ſich, daß, um ſie von einem Felde der meilenweit ausgedehnten Hacienda auf den ſchlechten Wegen nach dem andern zu bringen, ebenſo viele Thiere erforderlich waren — und ſelbſt dann war es nicht immer möglich — als vorher hingereicht hatten, um das Korn nach der landesüblichen Weiſe auszutreten.

Die Moral von alledem iſt, daß der fremde Anſiedler ſich der Art von Land und Leuten anzupaſſen hat. Wenn er das thut, wird er bald heimiſch werden. Denn die Eingeborenen, die ſeit faſt 400 Jahren ihre Herren immerfort von Europa empfangen haben, ſind nicht gewohnt, einen Europäer als nicht hingehörig anzuſehen. Sie verargen es ihm auch durchaus nicht, wenn er in Verbindung mit ſeinem Mutterlande bleibt. Denn die Republiken des ſpaniſch-indiſchen Amerika ſind keine Nationalitäten, keine Staaten, ſondern nichts als ſehr loſe Geſellſchaften von Menſchen verſchiedener Race und Beſtrebungen, die ſich noch nicht auseinandergeſetzt haben. Ein Europäer, der auf der einen Seite auf die Art der Eingeborenen einzugehen weiß, auf der andern aber doch immer ſeine höhere Stellung als Europäer wahrt, der dazu auf Grundbeſitz oder auf hervorragende Begabung fußen kann, hat in jenen Ländern gleiches Anſehen, wie bei uns etwa ein Fürſt. Wenigſtens gilt dies für Mexiko, das ich aus beſter Erfahrung kenne und an das ich daher bei dieſen Ausführungen hauptſächlich denke. Außer in Mexiko iſt noch in Centralamerika, in Columbia und Venezuela viel Raum und gute Gelegenheit für gebildete, vermögende und, was auch dazu gehört, unternehmende Leute. Was den Vorſchlag an ſolche, ſich in den genannten Ländern niederzulaſſen, praktiſch macht, iſt der Umſtand, daß in ihnen unter den großen Kaufleuten Deutſche die erſte, eine höchſt angeſehene Rolle ſpielen und daß überall in Deutſchland in erreichbarer Nähe Leute zu finden ſind, welche drüben geweilt haben und, da die dort verbrachte Zeit ihnen in der Regel als die ſtolzeſte ihres Lebens vorſchwebt, gern bereit ſind, ſolchen, die dahin auswandern wollen, mit beſtem Rath an die Hand zu gehen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Mr. Bearball, welcher im Auftrage des Sultans von Zanzibar die Flüſſe Luſidſchi und Uranga unterſuchen ſollte (ſ. „Globus“ XXXIX, S. 256), hat ſeine Aufgabe bereits gelöſt und iſt nach Zanzibar zurückgekehrt. Der Uranga iſt die erſten 80 engl. Meilen von ſeiner Mündung in den Luſidſchi an durch Felſen und Stromſchnellen verſperrt und iſt deswegen als Waſſerſtraße in das Innere nicht zu gebrauchen, zumal er durch eine anſcheinend öde und dünn bevölkerte Gegend fließt.

— Dr. P. Pogge und Lieutenant Wismann ſind am 25. Januar dieſes Jahres in Malange eingetroffen, konnten aber nicht, wie es ihre Abſicht geweſen war, ſofort weiter nach Oſten reiſen, weil die Gebrüder Machado, Pogge's alte Gaſtfreunde, ſchlecht mit Waaren verſehen waren und erſt wieder neue für ſeine Ausrüſtung kommen laſſen mußten. Malange wie auch Pungo Andongo ſind in den letzten vier Jahren bedeutend herabgekommen, und zwar dadurch, daß die Landesprodukte in Europa im Preiſe geſunken ſind, während die Neger aus dem Innern unbekümmert die alten Preiſe fordern. In Folge deſſen ziehen die Eingeborenen, für welche die Zeit keinen Werth hat, es vor, in Dondo zu verkaufen, wo die Händler beſſere Preiſe zahlen können, weil ſie auf dem Quanza direkten Schiffstransport über Loanda nach Europa haben. Dadurch hebt ſich Dondo, während die in Malange und Pungo Andongo früher anſäſſigen Weißen theils geſtorben, theils fortgezogen ſind. Am 20. Februar traf Herr von Mechow, am 8. März Dr. Buchner auf der Rückreiſe nach Loanda in Malange ein.

— Stanley's neue Station am nördlichen Ufer des Kongo hat nach den benachbarten Fällen den Namen Iſangila erhalten. Sie iſt nur 30 engl. Meilen von ſeiner erſten Station Vivi entfernt; trotzdem hat es viel Mühe gekoſtet, die verſchiedenen Vorräthe und Baumaterialien über Berge und durch dichten Wald dahin zu ſchaffen. Stanley's jetziges Operiren ſteht durch ſeine Langſamkeit in geradem Gegenſatze zu der Schnelligkeit ſeiner früheren Expeditionen.

— Schnelle Fortſchritte macht die unter Mr. McCall's Leitung ſtehende Livingſtone (Congo) Inland Miſſion, welche am untern Kongo bereits vier Stationen beſitzt, ſoeben eine fünfte, Manjanga, oberhalb der Jellala-Fälle errichtet hat, und die noch vor Ablauf dieſes Jahres ſich am Stanley Pool feſtzuſetzen hofft. Am ſüdlichen Ufer des Stromes ſtößt dagegen die Baptiſt Miſſionary Society fortgeſetzt auf Hinderniſſe: ein zweiter Verſuch des Rev. T. J. Comber (ſ. „Globus“ XXXIX, S. 121) von San Salvador aus über Makuta den Stanley Pool zu erreichen, iſt gleichfalls geſcheitert, und zwar hauptſächlich an der Feigheit ſeiner Kru-Träger. Er will nun den Verſuch machen, ſein Operationsfeld gleichfalls auf das nördliche Ufer des Kongo zu verlegen.

— J. M. Hildebrandt ſchreibt vom 23. Februar dieſes Jahres aus Fianarantſoa auf Madagaskar, daß er am 17. Januar von der Hova-Hauptſtadt Antananarivo nach Süden aufgebrochen iſt und im Ankaratra-Gebirge große zoologiſche und botaniſche Sammlungen, beſonders auch an Orchideen, gemacht hat, bis ihn der unaufhörliche Regen in die Ebene zurücktrieb.

— In Neapel ſind am 14. Mai die beiden Afrika-Reiſenden Graf Pennazzi und Kap. Beſſone eingetroffen, letzterer einer der gebildetſten Offiziere der italieniſchen Armee. Ihre letzte Reiſe ging von Maſſaua über Kaſſala und Gedaref nach Galabat (am Atbara und der abeſſiniſchen Grenze). In letzterer Landſchaft haben ſie eingehende Studien über den aus Senaar nach Abeſſinien und den nördlichen Galla-Ländern gehenden Waarenverkehr gemacht. Außerdem erforſchten ſie den Lauf der beiden Nebenflüſſe des Blauen Nil, des Dinder und des Ra'ad von der abeſſiniſchen Grenze bis zu ihrer Mündung in den Nil bei Abu Harraß. Ihre topographiſche Aufnahme und ſtatiſtiſche Notizen ſollen nächſtens veröffentlicht werden. „Für die politiſche Niederlage in Tunis — ſagt die „A.-Z.“, welche dieſe Nachricht bringt — werden die Italiener, wenn ſie klug und konſequent ſich zeigen, mit der Zeit eine kommerzielle Revanche in Nubien und Abeſſinien nehmen.“

— Wie „L'Exploration“ (Nr. 226) aus Sfax in Tuneſien meldet, wäre die italieniſche Expedition nach der Cyrenaica unter Hauptman Camperio (vergl. „Globus“ XXXIX, S. 63) völlig geſcheitert. Das Haupt der Senuſſi-Sekte wies die angebotenen Geſchenke zurück, und Camperio's Ausflug in den Dſchebel-el-Achdar erbitterte die mißtrauiſchen Eingeborenen ſtatt ſie Italien geneigt zu machen. Camperio iſt bereits heimgekehrt, während Hauptmann Bottiglia und Dr. Ovoli noch in Benghazi verweilen. So viel ſteht jedenfalls feſt, daß die italieniſchen Annexionsgelüſte in der Cyrenaica ſelbſt wie bei der Pforte auf ganz entſchiedene Abneigung geſtoßen ſind.

— Der italieniſche Reiſende Giulietti, welcher bereits eine glückliche Reiſe von Zeila nach Harrar ausgeführt hatte, unternahm es unlängſt, von 10 Seeleuten unter dem Marinelieutenant Biglieri begleitet, von dem ägyptiſchen Küſtenplatz Beilul aus (nördlich der Aſab-Bai), den Gualima-Fluß im Lande der Aſubo-Galla und den Auſſa-See zu erforſchen. Die Eskorte war ihm durch den Kommandanten des in der Aſab-Bai ſtationirten italieniſchen Kriegsſchiffes bewilligt worden. Dieſe Expedition iſt nach den neueſten Nachrichten von den Eingeborenen überfallen und gänzlich aufgerieben worden.

— Dr. Junker hat ſeine Rundreiſe durch die ſüdlichen Njamnjam-Länder glücklich vollendet und iſt dabei über den fernſten, von Schweinfurth erreichten Punkt hinaus nach Süden vorgedrungen. Nach ſeinen letzten Briefen vom December 1880 und Anfang Januar 1881, welche in „Petermann's Mittheilungen“ (1881, S. 208 ff.) abgedruckt ſind, hat er die Erforſchung des Njamnjam-Gebietes mit Erfolg weiter geführt, ſtand zu Anfang des laufenden Jahres im Begriffe, eine neue Station weiter im Südoſten zu Bakangói, ſüdlich vom Uëlle, dem fernſten von Miani erreichten Punkte, zu errichten und von dort aus ſeine Reiſen nach Weſten oder Süden auszudehnen. (Vergl. „Globus“ XXXIX, S. 256.)

— Ein wahrhaft vernichtendes Urtheil ſpricht Joſeph Thomſon in ſeinem Reiſewerke über die belgiſchen Afrika-Expeditionen aus, „deren Mißerfolg ſich leicht aus dem Fehlen aller Sorgfalt und geſunden Menſchenverſtandes nicht nur hinſichtlich der hinausgeſendeten Männer, ſondern auch der Ausrüſtung und Organiſirung der Karawanen erklären läßt“. „Die Anführer,“ ſagt er, „ſind in Zanzibar angelangt entweder mit vollkommenſter Unkenntniß, oder mit der äußerſten Gleichgiltigkeit gegen die Erforderniſſe ihrer Aufgabe.“ Karema, ihre Station am Tanganjika-See, „von wo dem in Finſterniß verſunkenen Neger Civiliſation, Chriſtenthum, Handel und alles Gute und Große gebracht, wo der müde Reiſende aufgenommen, ermuthigt und zu ſeinem Werke geſtärkt, mit Vorräthen ausgerüſtet und mit Trägern verſehen; was zu einem Mittelpunkte gemacht wer-

den soll, von dem das Beste und Empfehlenswertheste in der europäischen Civilisation ausstrahlen soll" — dies Karema „liegt in einem Sumpfe, umgeben von einem breiten Streifen unbewohnter Wüste mit Bergen ringsum und umringt von räuberischen Häuptlingen". Erschreckliche Befestigungen sind auf einem Berge an der Mündung des Musamwira-Flusses errichtet worden, „als wenn eine europäische Armee mit schwerem Belagerungsgeschütze herannahte". Zu diesem verlassenen Orte führen keine Handelsstraßen, und auch zu Wasser kann man sich ihm nur schwer nahen. Und als wäre es an diesen Nachtheilen noch nicht genug, so haben es die Belgier „verstanden, höchst feindselige Gefühle gegen sich zu erregen; kein einziger Eingeborener wird auch nur den kleinen Finger rühren, um ihnen aus Zuneigung oder für Geld zu helfen, so daß alles durch theuer bezahlte Wasuaheli von der Küste verrichtet werden muß". Dieser Tadel mag streng sein, aber er ist nicht unverdient, und getrost kann man es aussprechen, daß die belgische Association trotz der großen Opfer an Menschen und Geld bis jetzt so gut wie noch nichts für die Erforschung Afrikas geleistet hat.

(The Athenaeum, 21. Mai 1881.)

— Joseph Thomson's Reisewerk ist soeben unter dem Titel: „To the Central African Lakes and back" erschienen. Mit den Hauptumrissen seiner Expedition sind unsere Leser bereits bekannt; doch möchten wir hier auf ein interessantes Ergebniß dieser vom Glück begünstigten Reise hinweisen. Die von Thomson gesammelten Muscheln vom Tanganjika-See bestätigen seine auf geologische Gründe basirte Annahme, daß dort einst ein großes Binnenmeer existirte, welches das gesammte Kongo-Becken vom Tanganjika-See bis zu den Gebirgen an der Westküste bedeckte. Viele der Tanganjika-Muscheln zeigen deutlich die Merkmale modificirter Meeresformen. Dieses Binnenmeer füllte bei der Hebung des Kontinentes das innere Becken von Afrika aus und blieb salzig, bis es durch den Durchbruch des Kongo nach Westen oder noch schneller durch das Thal des Zambesi nach Osten hin sich entleerte. Der Njassa-See stand mit demselben offenbar in keinem Zusammenhange, da er eine ganz verschiedene konchologische Fauna aufweist.

— Die Expedition Gallieni, welche mit König Amadhu von Segu einen für Frankreich günstigen Vertrag abgeschlossen hat (s. „Globus" XXXIX, S. 176 und 384), ist nach langer Abwesenheit in S. Louis wieder eingetroffen. Das Recht, in Segu Niederlassungen zu errichten, ist für Frankreich reservirt, welches in Segu einen Vertreter ernennen wird. Der Sultan erhält dafür 1200 Gewehre, 4 Kanonen und jährlich 25 000 Francs.

## Australien.

— Australien hat auch dies Jahr wieder eine sehr schlechte Ernte gehabt, und in Folge dessen besteht große Noth unter den Farmern und das ganze Geschäftsleben liegt schwer darnieder. In Süd-Australien, wo der Ackerbau vorherrscht, wurden nur 5 Bushels 10 Pfund Weizen (60 Pfund machen einen Bushel aus) vom Acre (= 40,467 Ar) geerntet. Der katholische Bischof Dr. Crane von Sandhurst, einer bekannten Goldminenstadt der Kolonie Viktoria, schildert das Elend der Farmer in den nördlichen Distrikten als entsetzlich: sie seien so gut wie verarmt. Süd-Australien zählte am 1. Februar 1881 eine Bevölkerung von 268 688 Seelen, und daraus erklären sich allmonatlich durchschnittlich gegen 70 Personen bankerott, also pro Jahr reichlich 0,31 Procent der Bevölkerung. Auswanderer wollen dies beherzigen!

— In den Grey Ranges, einem im Westen von Neu-Süd-Wales unweit der Grenze von Süd-Australien gelegenen Gebirge zwischen 29° und 30° südl. Br. und 141° und 142° östl. L. Gr. wurde bei Mount Brown und Mount Poole ein reiches Goldfeld entdeckt, welches den officiellen Namen „the Albert Goldfield" erhielt. Die Gegend ist aber sehr wasserarm.

— In Neu-Süd-Wales sind aus öffentlichen Mitteln 600 Pf. St. zur Erforschung der Flüsse und merkwürdigen Höhlen des Landes bewilligt worden.

— Aus Westaustralien wird berichtet, daß für Land am Fitzroy-Flusse, wo Alexander Forrest auf seiner letzten Forschungsreise so glänzende Entdeckungen machte („Globus" XXXVI, S. 383), Anträge auf 39 Mill. Acres bei der Regierung einliefen, daß aber nur 8 Mill. vergeben wurden. Man hofft, daß sich durch die neuen Ansiedelungen am Fitzroy die schwache Revenue der Kolonie wesentlich steigern werde.

## Inseln des Stillen Oceans.

— Auf der Missionsstation westlich von Port Moresby, Neu-Guinea, wurden Mitte März dieses Jahres die Missionslehrer mit ihren Frauen und Kindern, zusammen 13 Personen, in grausamer Weise von den Eingeborenen ermordet.

— Wir berichteten im Jahrgang XXXVII, S. 351 über eine sehr verdächtige Kolonisation auf der Insel Neu-Irland, welche der Marquis de Rays in Frankreich ins Leben gerufen hatte. Wie sich voraussehen ließ, hat die Affaire nunmehr ihr trauriges Ende erreicht. Am 12. März traf das von Neu-Irland kommende Schiff India in Nouméa, der Hauptstadt von Neu-Kaledonien, ein und hatte den Rest der unglücklichen de Rays-Ansiedelung an Bord. Die Leute — insgesammt 300 Männer, Frauen und Kinder — kamen in einem schrecklichen Zustande an, da weder Wasser noch Proviant an Bord war. Sieben Personen waren unterwegs des Hungerstodes gestorben und weitere vier starben bei Ankunft in Nouméa. Der Kapitän konnte kein Geld auf sein Schiff geliehen bekommen, und die Passagiere hatten ebenfalls keins. Die armen Menschen waren in ihrer äußersten Noth einzig auf die Unterstützung der französischen Regierung in Nouméa angewiesen.

## Nordamerika.

— Die Gesammtzahl der Einwanderer, welche am 19. April 1881 in New York anlangten, belief sich auf 6417, die größte Summe, welche je an einem einzelnen Tage erreicht wurde.

— Es ist wahrlich die höchste Zeit, schreibt das Wochenblatt der New Yorker Zeitung (4. Mai 1881), daß die Regierung Maßregeln ergreift, um der radikalen Entholzung unserer Wälder Einhalt zu thun. Nach sorgfältigen Statistiken des „Northwestern Lumberman" wird in Minnesota, Wisconsin und Michigan, den drei holzreichsten Staaten der Union, nahezu achttausend Millionen Fuß Fichtenholz jährlich gefällt, während die Gesammtressourcen dieser Staaten an Holz nur einundachtzig Millionen Fuß, oder nach der gegenwärtigen Verbrauchsrate etwas mehr als den Konsum von zehn Jahren beträgt. Falls dem jetzigen Raubsystem, mit dem die Wälder verwüstet werden, nicht bald gesteuert wird, gehört ein Holzmangel innerhalb des Zeitraums von zehn Jahren keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten.

— Mexiko ist jetzt, meldet die „Allgemeine Zeitung", das Ziel amerikanischer Industriellen und Kapitalisten, welche diese Republik in die engste kommerzielle Verbindung mit den Vereinigten Staaten zu bringen suchen. Verschiedene Bahnen nähern sich den Grenzen Mexikos oder haben dieselben schon erreicht. Amerikaner haben die mexikanischen Erzlager in Angriff genommen, große Strecken Landes erworben und Vorbereitungen zur Anlage von Fabriken getroffen. General Grant hat soeben eine werthvolle Eisenbahn-Konzession erhalten, wie denn die regierende Klasse in Mexiko diese Unternehmungen mit günstigem Auge betrachtet, während die Indianer, welche vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, voll Besorgniß und Unwillen sind. „Es bedarf nur eines leisen Anstoßes, um eine nationale Erhebung dieser indianischen Mexikaner gegen die Amerikaner ins Werk zu setzen, zumal die europäischen Kaufleute, in deren Händen augenblicklich der

ganze Handel des Landes liegt, ihr Theil dazu beitragen, die Amerikaner verhaßt zu machen. Eine Krisis wird sicherlich kommen; Mexikaner und Amerikaner können als gleichberechtigte Racen nicht neben einander und unter einander leben, die stärkere aggressive und progressive Race, die amerikanische, wird die schwächere verdrängen ... Dieses Schicksal Mexikos könnte man nicht beklagen, da es nur durch die Industrie und durch den Unternehmungsgeist Amerikas der Kultur erschlossen werden kann."

— Dr. Ph. J. J. Valentini hat in den Verhandlungen der American Antiquarian Society (21. Oktober 1880) eine Arbeit über „Mexikanisches Papier" veröffentlicht, worin er dessen Arten, Fabrikation, Verwendung ꝛc. im altmexikanischen Reiche behandelt, und deren Resultate von allgemeinerm Interesse wir hier anführen. Aus dem Kodex Mendoza ergiebt sich, daß alljährlich 21 000 Resmas (d. h. Buch zu 20 Bogen) Papier (amatl) als Tribut in die Vorrathshäuser von Alt-Mexiko abgeliefert wurden, und zwar von der Stadt Amacoztilla jährlich 16 000, von Yzamatitan jährlich 8000 Resmas, zusammen gleich 480 000 Bogen. Dies Papier, welches die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde von den Mayas aus dem Bast des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castiloa elastica), welcher seinen alten Namen amatl bis heute in der Sprache der Centralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; dieser poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gyps oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Eine andere Herstellungsweise hatten die Nachbaren der Mayas, die Nahoa redenden Völker auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht existirt; diese verwendeten die Fiber der Maguey-Pflanze, welche in Wasser geweicht und auf welche beiderseits mit irgend einem Klebestoff eine dünne Haut befestigt und aufgepreßt wurde, und zwar von einer Hirschart, wie solches bei mexikanischen Kodices der Dresdener und Wiener Bibliothek konstatirt worden ist. Was aber geschah mit jener Menge von Tribut-Papier in Mexiko? Nur ein kleiner eigens dazu erzogener Theil des Volkes konnte schreiben oder richtiger malen, und nur ein geringer Theil des Tributes wurde von den Schreibern verwendet zu historischen Annalen, zu Kopien des rituellen Kalenders für die Priester, zu Tribut-Aufzeichnungen und bei Landstreitigkeiten zur Anfertigung von Karten für die Parteien und den Richter (ein solcher Plan befindet sich im Besitze der Geographischen Gesellschaft zu New York). Aber an eine ausgedehnte Literatur war bei dem Mangel eines phonetischen Alphabets und einer eben solchen Schrift nicht zu denken. Die Hauptmasse des Papieres fand seine Verwendung beim Kultus, wobei, wie wir durch Pater Bernardino de Sahagun wissen, nicht nur die Tempel und Götzenbilder, sondern auch die Priester, die unglücklichen Schlachtopfer und die sämmtlichen Mitwirkenden mit Papier geschmückt wurden. Nun bespricht aber Sahagun nur die großen Feste zu Beginn jeden Monats, während doch jeder Tag seinen eigenen Heiligen hatte, vor dessen Bild der Priester Kopal, Guttapercha und Papier verbrennen mußte. Bedenkt man, daß allein der copantl (Schlangenmauer, welche die weite Umfassung bildete, in deren Mitte sich die große berühmte Pyramide erhob) 78 solche Kapellen zählte, deren jede täglich zu versorgen war, so ergiebt sich daraus die gewaltige Menge Papier, welche beim Kultus verbraucht wurde.

## Südamerika.

— Der Präsident der Argentinischen Republik hat eine militärische Expedition unter General Villegas nach dem See Nahuel-Huapi am Fuße der Anden ausgesendet, welcher es nach wiederholten Kämpfen mit den Indianern gelungen ist, die Hauptmasse derselben über das Grenzgebirge hinüber nach Chili zu verdrängen und ein neues ausgedehntes Landgebiet der Benutzung zunächst durch Viehzüchter zu erschließen.

## Polar-Gebiet.

— Dr. Behm schreibt im „Geogr. Monatsbericht" (Petermann's Mitth. 1881, Juniheft S. 235): Da die Ausführung der italienischen Südpolar-Expedition wegen mangelnder Mittel noch immer nicht gesichert ist, so hat sich Lieutenant Bove auf Veranlassung der italienischen Kolonie in Buenos Ayres nach den La-Plata-Staaten begeben, um mit Unterstützung der dortigen Italiener eine beschränkte Rekognoscirungsfahrt in die antarktischen Gewässer, mit welcher Aufnahmen im Feuerlande verbunden werden sollen, zu leiten. Wenn es möglich sein wird, soll ein Winter in hohen Breiten zugebracht werden. Das Instituto Geografico Argentino hat ein durch Mitglieder der italienischen Kolonie verstärktes Komité niedergesetzt, welchem bereits von der argentinischen Regierung eine namhafte Subvention zugesichert wurde. In Italien setzt inzwischen der unermüdliche Commodatore Chr. Negri die Agitationen fort, um auch für die größere Expedition die erforderlichen Beiträge zusammenzubringen.

## Vermischtes.

— Prof. H. Wagner in Göttingen kommt in einem Vortrage „Ueber Gründung deutscher Kolonien" (Heidelberg, C. Winter), den wir angelegentlich zur Lektüre empfehlen, zu dem Schlusse, daß unter allen für die deutsche Auswanderung empfohlenen Ländern der Süden Brasiliens am meisten Vortheile bietet und daß auf dem morsch gewordenen Boden des romanischen Amerika einst blühende deutsche Tochterstaaten erwachsen sollten in Folge einer friedlichen, aber großartigen Einwanderung. Als Mittel dazu schlägt er vor, die Konsulate dort gewissermaßen zu Kolonialämtern zu erweitern, welche den „Einwanderer in Empfang nehmen, das Land bereits vermessen und untersucht haben, das ihnen zugewiesen werden soll, kurz ihnen alle die Erleichterungen angedeihen lassen müßten, welche die Immigration offices in Nordamerika mit so großem Erfolge in Anwendung bringen."

— Die Bilderwerke für den geographischen Unterricht mehren sich; dem Schneider'schen Typenatlas folgen jetzt Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln (F. Hirt, Breslau 1880). Dieselben, herausgegeben von Dr. Oppel und A. Ludwig unter Mitwirkung von Prof. Fritsch, Leipoldt, Berkmann und Waeber, umfassen auf 21 Tafeln eine Fülle von Abbildungen und kartographischen Darstellungen (324 an Zahl), welche zum großen Theile neu hergestellt worden sind. Wir finden da eine ganze Reihe von Tafeln zur Veranschaulichung geologischer und Oberflächenverhältnisse, ferner der Hydrographie, Meteorologie, Pflanzengeographie und zwei Tafeln mit 61 Völkertypen in vorzüglicher Herstellung. Den Schluß machen drei Bogen mit Abbildungen von Reisen und Jagden. Daß die Tafeln auch einzeln zu haben sind, erleichtert wesentlich die Verbreitung derselben, die zur Belebung und zum Verständnisse des geographischen Unterrichts ganz außerordentlich beitragen werden.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. III. (Mit vier Abbildungen.) — Charles M. Doughty: Khaibar in Arabien. (Mit einer Karte, einer Figur und zwei Inschriften.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. VI. (Schluß.) — Carl Lamp: Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rücksichtlich der Niederlassung von Deutschen auf demselben. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 21. Juni 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger: Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig u. A. — 2. Literarischer Anzeiger: A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. — Ferner eine Beilage von Louis Königsdorf in Braunschweig.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 4.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

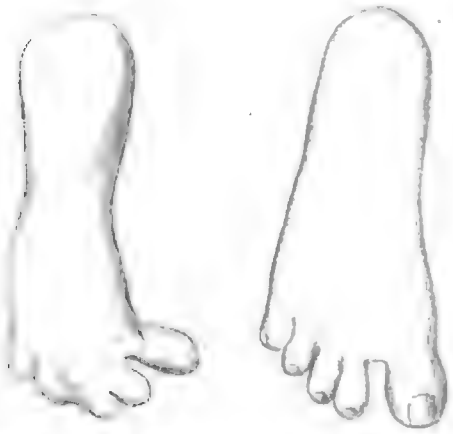
# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

## IV.

Die Oyampys-Indianer, welche von Crevaux's Ankunft benachrichtigt worden waren und deshalb Zeit gehabt hatten, ihren Putz in Ordnung zu bringen, haben dieſelbe Vorliebe für Bemalung, wie die Roucouyennes; da war nicht ein Mann oder Weib, das nicht von Kopf bis Fuß ſchwarz und roth betupft geweſen wäre. Für den Schönſten hielt ſich natürlich der Häuptling, welcher den Körper über und über roth grundirt und mit ſchwarzen Flecken bemalt hatte, gewiß um dem Jaguar zu gleichen, der bei allen Indianern für den König der Thiere gilt. Hier verließ der alte Häuptling Jean Pierre den Reiſenden, um zu Saba und den beiden am Oyapok zurückgelaſſenen Negern zurückzukehren, während es Crevaux mit Hilfe ſeiner Kurzwaaren leicht wurde, neue Begleiter, ſo viel er deren bedurfte, anzuwerben. Zugleich konnte er mancherlei Merkwürdigkeiten und ethnographiſche Gegenſtände erwerben, die Jean Pierre nach der Mündung des Oyapok mitnehmen ſollte, z. B. Flöten aus Rehknochen und niedliche kleine Kronen, welche zum Feſthalten der Haare dienen, theils von weißen Federn, theils von ſchwarzen, theils auch, und das ſind die zierlichſten, von abwechſelnd roth und gelb geſtreiften. Als Crevaux mit ſeinen neuen Begleitern am Morgen des 22. September aufbrach, übergab er dem heimkehrenden Jean Pierre im Beiſein aller Oyampys eine Degenkoppel, welche derſelbe ſich ſofort um ſeinen dicken Bauch ſchnallte, und eine alte goldene Degenquaſte, die er ſich um den Hals hing, wobei er betheuerte, daß auch ſein Vater den Franzoſen ſtets treu gedient habe, ſeitdem ſein Großvater von einem weißen Häuptling einen Tambourmajorsſtock und eine Medaille empfangen hatte. Es war das, wie der Reiſende ſpäter erfuhr, der Ingenieur Bodin geweſen, der 1823 auf dem Oyapok bis zu den drei Stromſchnellen vorgedrungen war, aber durch Fieber zur Rückkehr gezwungen wurde. Er wie mehrere ſeiner Gefährten erlagen demſelben bald nach ihrer Rückkehr in Cayenne. Um 8 Uhr trat Crevaux mit ſeinen drei Schwarzen, zehn Indianern und zwei Frauen die Reiſe an; der junge Yami war vom Gepäcktragen befreit, um unterwegs der Jagd obliegen zu können. Das Wandern fiel dem Reiſenden ſchwer, weil er die letzte Nacht ſchlecht geſchlafen und ſeit 24 Stunden nur Caſſave gegeſſen hatte. Allein es gelang an dieſem Tage nicht, weder Wild zu ſchießen, noch Fiſche zu angeln; um ſeinen Hunger nicht zu vermehren, verzichtete er Abends am Lagerplatze ſelbſt auf ein Bad und vertrieb ſich die Zeit damit, lange Cigarren von friſchen Tabaksblättern zu drehen und zu rauchen. Am nächſten Morgen jedoch führte ihnen das Glück ein Agouti in den Weg, das ſich in einen hohlen Baum flüchtete und dort mit Stockſchlägen erlegt wurde. Sofort machte man Halt, um das Thier zu kochen. So ſehr aber auch die Männer hungerten, ſo rührte doch keiner auch nur eine Hand, ſondern jeder ſah den Frauen zu, wie ſie Feuer anzündeten, Waſſer herbeitrugen, das Thier brühten und wie ein Schwein abkratzten. Nachdem man es aufgebrochen und die Eingeweide herausgenommen hatte, befeſtigte einer der Indianer die Leber an der Spitze eines in

die Erde gesteckten Stockes und ließ sie am Feuer rösten, tauchte sie nach einigen Minuten in kochendes Wasser, gab Crevaux ein kleines Stückchen davon und theilte den Rest mit mehreren seiner Genossen. Dabei bemerkte Crevaux, daß die Oyampys, wie alle Indianer, das Fleisch nicht mit ihren prächtigen Zähnen beißen, sondern es mit den Fingern zerreißen und es in kleinen Stückchen zum Munde führen. Die linke Hand dient ihnen als Teller, und zwischen dem Ring- und dem kleinen Finger der rechten halten sie ein Stückchen Cassave, welche das Brod ersetzt, zwischen Zeigefinger und Daumen einen kleinen Bissen Fleisch, so daß sie nur die eine Hand beim Essen zu bewegen brauchen. Die Köchin, die ältere der beiden Frauen, rührt inzwischen das Fleisch im Topfe mit einem Stücke Holz um, facht das Feuer mit zusammengeflochtenen Palmenblättern an, ohne Rücksicht darauf, daß die Asche dem Reisenden ins Gesicht fliegt, und wenn die Brühe überkochen will, so spritzt sie aus ihrem Munde eine Fluth Wassers in den Topf. Nach halbstündigem Kochen wurde das Fleisch unter die 16 Theilnehmer getheilt. Alles bildete einen Kreis um das Feuer, die Männer auf den Zehen hockend,



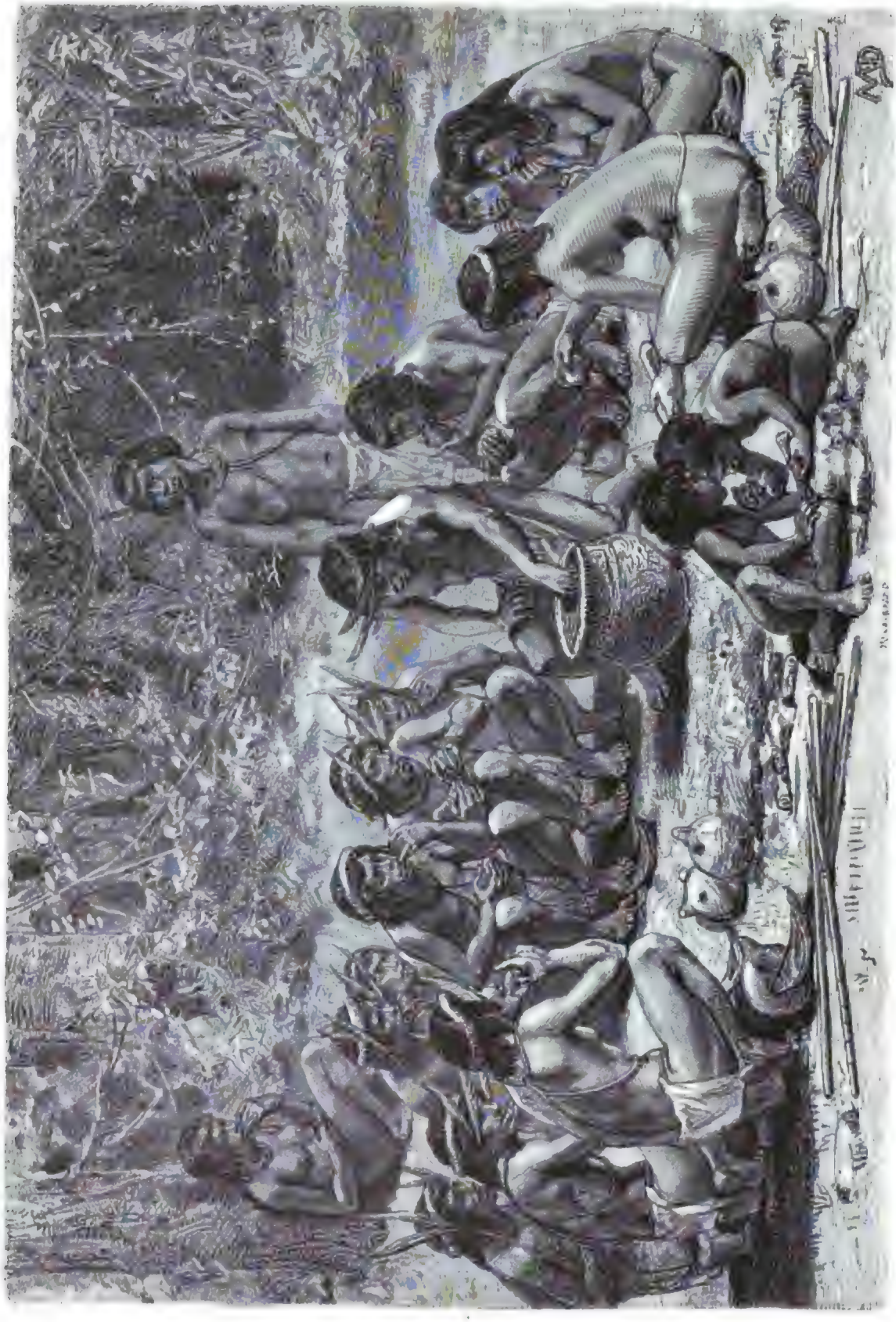
Verkrüppelter und normaler Fuß der Oyampys-Indianer.

die Weiber mit untergeschlagenen Beinen sitzend. Zum Schlusse zerschlug man die Knochen mit einem Steine, sog das Mark aus, zündete sich eine Cigarre an, und setzte um 11½ Uhr den Marsch fort.

Um 1½ Uhr traf man auf einen ziemlich breiten Bach Piraouiri, wo die Oyampys Halt machen, um zu baden und ihren Putz in Ordnung zu bringen. Während nun dieselben ihre Haldbänder anlegten und die Haare kämmten, vernahm Crevaux einen Vogelschrei, schoß und brachte einen schönen Hokko herab; alsbald aber erschien wüthend ein Indianer und redete allerlei heftige Worte, von denen der Reisende nichts verstand. Schließlich erfuhr er, daß er einen zahmen Vogel getödtet hatte, welcher dem Tamuschi eines zwei Stunden entfernten Dorfes gehörte. Dort wurden sie natürlich schlecht empfangen, und Crevaux mußte sich beeilen, sein Versehen durch Geschenke wieder gut zu machen. Acara, so hieß der Häuptling des nur vier Hütten zählenden Dorfes, ist ein junger, großer, wohlgestalteter Mann, der in seinem abgelegenen Erdenwinkel friedlich mit seiner Mutter und zwei niedlichen kleinen Frauen zusammen lebt, die ihn zärtlich zu lieben scheinen. Seine Mutter ist groß und schlank, leidet aber an einer innern Verrenkung der Zehen, was unter dem Namen ocopi bei den Indianern ziemlich häufig vorkommt. An den Füßen der Oyampys wie der Roucouyennes fand Crevaux im normalen Zustande stets eine Abweichung der Zehen: die weit abstehende große Zehe ist stets nach innen gebogen, die dritte, vierte und fünfte dagegen nach außen. Auch haben ziemlich viele Eingeborene die Beine nach innen gekrümmt. Der folgende Tag war ein Ruhetag, da Apatu sich durch einen Dorn am Fuße verletzt hatte; der Reisende selbst litt an einem heftigen Fieberanfalle. Doch fand er sich am nächsten Morgen (25. September) wohl genug, um die Reise nach Südwesten fortsetzen zu können. Eine Unzahl Bäche wurden überschritten, welche nur durch ihre in der Sprache der Oyampys bedeutungsvollen Namen von Interesse waren: so ist der Jenouparaou nach der Yenoupa, der Frucht von Genipa americana, benannt, welche nach dem Durchschneiden an der Luft schwarz wird und jene blauschwarze Farbe liefert, mit welcher sich die Oyampys den Leib bemalen; so der Timboraou nach der Robinia Nicou oder Timbo, womit man die Fische vergiftet, und der Ouronapi nach dem ourou, d. i. Cassave. Nach vierstündigem Marsche (20 200 Schritt) machte man bei der Hütte des Häuptlings Kinoro Halt; so heißt ein rother Ara mit gelbgefleckten Flügeln (Ara Canga). Dort sah Crevaux einen alten Mann, welcher ausnahmsweise einen spärlichen Bart aufzuweisen hatte; sonst zupfen sich die Indianer denselben meist aus, und zwar fassen sie das betreffende Haar zwischen einem Bambusstäbchen und dem Daumen, reißen es aus oder brechen es durch eine schaukelnde Bewegung ab. Die Oyampys, Männer wie Frauen, tragen die Haupthaare lang herabhängend und schneiden es nur vor der Stirn in der Höhe des Augenbrauenbogens ab.

Hier ließ Crevaux auch die Eingeborenen erst mit einem spitzen Kohlenstückchen, dann mit Bleistift Figuren und Verzierungen in sein Tagebuch zeichnen, wie sie sich dieselben auf den Leib malen, und welche mit den Ritzungen auf dem Tineri-Felsen (s. oben S. 2) sehr viele Aehnlichkeit haben (vergl. die Reproduktion solcher Zeichnungen „Globus" XXXIX, S. 248). Er war erstaunt, daß diese Wilden, welche gewöhnlich für durchaus unerfahren in den schönen Künsten gelten, insgesammt mit außergewöhnlicher Leichtigkeit zeichneten, und daß selbst die Frauen, welche die Reisebeschreibungen stets als stumpfe Lastthiere schildern, sich herzudrängten, um für einige Nadeln die Verzierungen, welche sie auf ihren Töpfen anzubringen pflegen, in das Taschenbuch des Reisenden einzutragen. Bei Sonnenaufgang des 26. September wurde nach Indianersitte, welche Crevaux angenommen hatte, die eine Mahlzeit eingenommen; die andere machen sie Abends und während des Tages essen sie nur ein Stück in Wasser getauchtes Cassave und etwas bukanirtes Fleisch, wenn solches vom Morgenimbiß übriggeblieben ist. Um 6½ Uhr wurde aufgebrochen, um 9 Uhr die Hütte des Tamuschi Tapiira erreicht, wo man Führer zur obersten Landestelle am Ouapir und zum Lande der Roucouyennes zu finden hoffte. Anfangs weigerten sich die Leute dessen, weil dort keine Boote vorhanden seien; als sie aber den Fremden entschlossen sahen, allein weiter zu gehen, erklärten fünf von ihnen, sie wollten ihn nach einem Platze führen, wo Bäume wüchsen, deren Rinde sich zu Pirogen verarbeiten lasse. Crevaux sah hier einen Indianer durch Reiben Feuer machen: derselbe drehte ein Rohr rasch in einer Höhlung, welche in einem Rocou-Zweige angebracht war, herum. Auf diese Weise setzte er binnen fünf Minuten ein Stückchen Werg oder Zunder in Gluth. In der Nacht konnte er wegen Fieber und Aufregung, welche ihm die Widerspenstigkeit der Oyampys erzeugte, kaum schlafen und so plauderte er, Cigarren rauchend, mit einem Indianer und betrachtete die Sterne.

Digitized by Google



Mahl im Walde. (Zum Theil nach Photographien.)

Digitized by Google

Sein Genoſſe zeigte ihm die Plejaden, fragte nach ihrem franzöſiſchen Namen und ſagte, daß ſie in ſeiner Sprache Eïou genannt würden. Dies Sternbild iſt allen Eingeborenen von Franzöſiſch-Guayana wohl bekannt; ſie begrüßen ſein Erſcheinen am Horizonte mit Freuden, weil es mit dem Beginn der trockenen Jahreszeit zuſammenfällt. Wann es gegen den Mai hin verſchwindet, findet eine Zunahme der Regengüſſe ſtatt und die Flüſſe ſchwellen dann ſo gewaltig an, daß jede Schifffahrt ſchlechthin unmöglich wird. Die Bonis, welche die Plejaden Sebita nennen, behaupten, daß beim Verſchwinden derſelben die Schlangen aufhörten giftig zu ſein.

Erſt gegen 4 Uhr Morgens begab ſich der Reiſende zur Ruhe, ſo daß es ihm ſpäter ſchwer fiel, ſich zu ermuntern und er ſich erſt durch ein kaltes Bad im nahen Bache ſtärken mußte. Um 11 Uhr erreichte man die Stelle, wo der Rouapir anfängt ſchiffbar zu werden. In Summa hatte man vom Oyapok bis dorthin 156 000 Schritt oder,

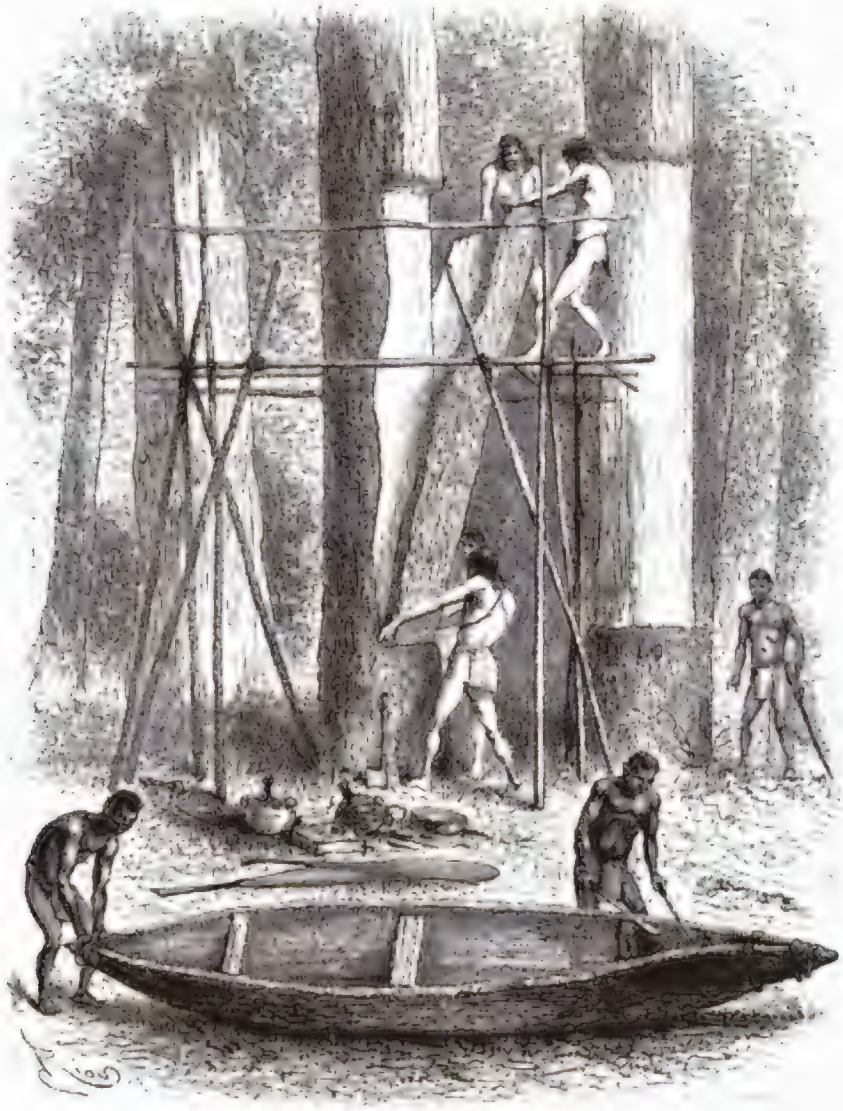
Indianer beim Feuermachen.

den Schritt zu 70 cm gerechnet, 110 km zurückgelegt und dazu 35 Stunden gebraucht (alſo per Stunde etwa 3 km). Die Umwege abgerechnet, beträgt die gerade Entfernung von der Landeſtelle der Banares zu derjenigem am Rouapir 66 km; die allgemeine Richtung iſt Südweſt. Dieſe Strecke iſt länger, als die entſprechende zwiſchen Maroni und Apaouami (54 km); aber ſie iſt leichter zurückzulegen, weil das Terrain nicht ſo uneben und mehr Lebensmittel zu erlangen ſind.

Zwei Indianer, welche vorangeſchickt waren, traf er beim Eſſen; ihre Faulheit entſchuldigten ſie damit, daß ſie keine Rinde zum Bootbauen gefunden hätten. Allein Crevaux kannte ihre Böswilligkeit, machte ſich mit Apatu ans Suchen und hatte bald auf dem ſumpfigen Boden längs des Fluſſes einen dicken geraden Baum entdeckt, deſſen Rinde ſich leicht zu löſen ſchien. Die Indianer errichteten nun ein 5 bis 6 m hohes Gerüſt um den Stamm, löſten alsbald ein mächtiges Stück Rinde von ovaler

Form ohne jede Verletzung ab, legten es auf die Erde, falteten es in der Form eines Bootes und näheten es mit Lianen ſo leicht zuſammen, als wäre es ein Stück Rindsleder geweſen. Innen wurden dann zum Schluß Querhölzer befeſtigt, um als Bänke zu dienen. In weniger als vier Stunden war ſo ein Fahrzeug hergeſtellt, welches freilich nicht ſo tüchtig war, wie eine aus einem Baumſtamme ausgehöhlte Piroge, immerhin aber gut genug, um einen nicht weit entfernten Ort zu erreichen, wo man Kähne erhalten konnte.

Wenn man die heutigen Zuſtände mit den Erzählungen der älteren Reiſenden vergleichen darf, ſo nimmt die Bevölkerung am Oyapok in erſchreckender Weiſe ab. Bodin, welcher dieſen Fluß bis zu den drei Stromſchnellen aufwärts bereiſt hat, ſchätzt die von ihm geſehene Bevölkerung auf 5000 Seelen, während Crevaux in dem ganzen Gebiet bis zu



Bau eines Bootes.

ſeinen Quellen und längs der Waſſerſcheide gegen den Kou nicht mehr als 200 Indianer gezählt hat. Wenn dieſe Abnahme andauert, ſo wird es bald keine Oyampys mehr geben. Die Acoquas, welche die Miſſionäre Grillet und Béchamel beſucht haben, ſind bereits verſchwunden; andere Stämme ſtehen im Begriffe auszuſterben. So zählen die Emerillons heute nur noch 50 Köpfe und die Aramichaux, welche einſt am Fluſſe Araoua ſtark genug waren, um mit den Roucouyennes Krieg zu führen, werden jetzt nur noch durch ein Individuum repräſentirt, das bei den Galibis am untern Maroni Zuflucht gefunden hat. Ein Journal der franzöſiſchen katholiſchen Miſſionen ſchätzt die Bevölkerung zwiſchen Oyapok und dem Amazonenſtrome, d. h. in dem zwiſchen Frankreich und Braſilien ſtreitigen Gebiete, auf nicht weniger als 200 000 Seelen. Nach Analogie deſſen aber, was Crevaux geſehen, und nach Apatu's Angaben kann ſie 2000 bis 3000 Perſonen nicht überſteigen.

Der 28. September wurde mit der Herſtellung eines

zweiten Bootes und mit der Verladung des Gepäcks zugebracht; am nächſten Tage wurde die Fahrt ſtromab angetreten. Allein ſchon in einer Entfernung von 400 m wurde der anſcheinend ſchiffbare Rouapir von mächtigen Baumſtämmen verſperrt, deren erſter zu dick war, um ihn zu durchſchneiden. Zwei der Neger ſprangen alſo ins Waſſer und ſuchten das erſte Fahrzeug hinüber zu heben. Mitten in dieſer Operation aber fängt das Boot an zu ſchaukeln, verliert das Gleichgewicht, fällt und ſinkt mit allem Gepäck unter. Zum Glücke war das Waſſer nicht tief und die

Fahrt auf dem Rouapir.

Strömung gleich Null, ſo daß man aller Gegenſtände wieder habhaft wurde. Das andere Boot erlitt beim Hinüberheben

Wespennest.

eine ſchwere Verletzung, die mit einem aufgenäheten Stück Rinde ausgebeſſert werden mußte. Dann aber erforderte das Abhauen der anderen Bäume noch mehrere Stunden ſchwerer ungewohnter Arbeit. Weiterhin waren kleinere überhängende Bäume und Zweige zu beſeitigen, deren heraus ſpritzender milchweißer Saft auf der Haut der Leute brennende Schmerzen verurſachte. Bis in die ſinkende Nacht mußte dieſe mühſame Fahrt fortgeſetzt werden, ehe man einen zum Lagern geeigneten Platz fand; dem Mangel an Lebensmitteln half der Zufall ab, indem ein Indianer noch, während die anderen ſchon ſchliefen, einen 5 kg ſchweren Aymara-Fiſch, der in ſeinen Gewohnheiten unſerm europäiſchen Karpfen ähnelt, erbeutete.

Am 30. September war die Fahrt noch ſchwieriger als am Tage vorher; und dabei war Eile geboten, da der Waſſerſtand im Fluſſe zuſehends abnahm. Nachdem man volle elf Stunden mit Aufbietung aller Kräfte einen verzweifelten Kampf gegen die dicht verſchlungene tolle Vegetation geführt hatte, hatte man im Ganzen während zwei langer Tage nicht mehr als 9 km zurückgelegt, d. h. in der Stunde nur etwa 500 m, nämlich am erſten Tage 5 km in 8 Stunden, am zweiten nur 4 km, wozu man aber 11 Stunden gebraucht hatte. Am folgenden Tage änderte ſich die Scenerie nur einmal auf kurze Zeit, indem die Ufer höher wurden und ſich Granitfelſen zeigten; ſonſt ſtets daſſelbe langſame Vordringen durch Sumpfdickicht. Das Waſſer hatte überall die Erde mit fortgeſchwemmt, wo dieſelbe nicht durch einen Baum geſchützt oder von Wurzeln feſtgehalten worden war, und eine Unzahl kleiner Kanäle, von halbtrockenem Schlamme erfüllt, durchzog den Boden nach allen Richtungen hin. Es war die ungeſundeſte Gegend, die Crevaux auf ſeinen Reiſen noch je betreten hatte;

mit Freuden begrüßte er deshalb am Abend des 1. Oktober eine verlaſſene Hütte als das erſte Anzeichen, daß man ſich einer für Menſchen zugänglichen Gegend näherte. Einſtweilen aber änderte ſich noch nichts; nur bemerkte man bald nach der Abfahrt am 2. Oktober eine kleine mit Gräſern bewachſene Inſel, welche dem Reiſenden um ſo mehr gefiel, als er ſeit Beginn der Fahrt keine einzige Stelle am Ufer geſehen hatte, die nicht mit Bäumen oder wenigſtens mit Sträuchern und Schlingpflanzen bedeckt geweſen wäre. Denn eine Wieſe inmitten der Urwälder Guayanas iſt eine eben ſo große Seltenheit, wie ein Baum auf den Steppen Rußlands oder den Pampas Patagoniens. Gegen 9 Uhr nahm der Fluß wieder ſein früheres Ausſehen an: dieſelben ſich überbiegenden Bäume, dieſelben Laubtunnels, die ein Dichter vielleicht maleriſch, ein Reiſender aber jedenfalls ſcheußlich fände. Beim erſten Axthieb, den Apatu that, fühlte Crevaux einen ſtechenden Schmerz am Augenlid; eine Weſpe hatte ihn geſtochen, deren Neſt er über ſeinem Kopfe bemerkt hatte. Apatu beeilte ſich nun, den Baum zu Falle zu bringen, damit das Neſt ins Waſſer fiel. Daſſelbe war über 1 m lang und ſeine Waben, welche nie Honig enthalten, waren mit Larven gefüllt, welche ein Indianer mit Caſſave zuſammen gierig verzehrte. Dieſe in ganz Guayana häufige Weſpe wird von den Roucouyennes, welche ſie ocomo nennen, ſehr geſchätzt.

Die Lage der Expedition war jetzt eine wenig hoffnungsvolle. Die Neger, deren Kräfte zu Ende gingen, murrten und grollten; das Gepäck war in ſchlechtem Zuſtande, weil die leicht zerreißenden Fahrzeuge viel Waſſer einließen; ein Theil der Patronen war durchnäßt, der Kaſten des Theodoliten verquollen und nicht zu öffnen, Lebensmittel mit Ausnahme von Fiſchen nicht zu erhalten. Nun war ſchon der vierte Tag vorbei, an welchem der Führer auf morgen vertröſtete, ohne daß man das verheißene Ziel, den Stamm der Calayouas, erreicht hätte.

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## VI.

### Straits Settlements.

Von den erſten Jahren ſeiner Gründung an dem Thore alles ſüdoſt- und oſtaſiatiſchen Verkehres iſt Singapur einer der größten Anziehungspunkte der chineſiſchen Auswanderung geweſen. 1827 zählte es in einer Bevölkerung von 14 000 6000 Chineſen, 1836 waren Chineſen 13 749 in 30 000, 1849 27 988 in 59 043, 1859 50 043 in 81 792, 1871 54 572 in 97 111 vorhanden. Von den Chineſen abgeſehen, die hier anſäſſig ſind oder es werden wollen, geht durch Singapur jährlich eine große Zahl nach Pinang und anderen Kolonien. 1878 kamen in Singapur 58 643 Chineſen in 158 Dampfern, 105 Dſchunken und 8 Segelſchiffen an. In Singapur landeten davon 34 088, während weitergingen: nach Pinang 23 426, Malacca 434, Auſtralien 672, Calcutta 23; ferner kamen vom 14. März bis 31. December v. J. 1824 Chineſinnen an, von welchen 1327 in Singapur blieben, während 472 nach Pinang, 19 nach Malacca, 4 nach Auſtralien und 2 nach Calcutta gingen. In demſelben Jahre wurden 12 Chineſinnen, welche widerrechtlich ihrer Freiheit beraubt worden waren, nach China zurückgeſandt. Der Schutz dieſer Einwandererma&ſſen beſchäftigte die Regierung in den letzten Jahren in hervorragendem Maße. Da Fälle von ungerechter Bedrückung der chineſiſchen Einwanderer nicht ſelten vorkamen, ſo wurde am 24. September 1877 ein Geſetz erlaſſen, welches den Schutz dieſer in Singapur immer ſo zahlreichen Klaſſe vorſah. Schon ſeit 1873 war von den beſſergeſtellten Chineſen darum petitionirt worden. Man hatte unter anderen damals gefängnißartige Höhlen entdeckt, in welchen 60 oder 70 arme Kulis eine Woche hindurch feſtgehalten wurden, weil ſie nicht im Stande waren, ein Fahrgeld zu zahlen, welches fünfmal höher war als die Summe, die man in China ihnen angegeben hatte. Sie klagten, daß ſie halb verhungert ſeien, und daß man ſie mißhandelt hatte. Die Polizei ſetzte in ſolchen Fällen die Armen in Freiheit und die betreffenden chineſiſchen „Importhäuſer“ wurden zu hohen Geldſtrafen verurtheilt. Mehrmals ereignete es ſich, daß in derartigen Kulihäuſern die Blattern und andere verheerende Krankheiten ausbrachen. In derſelben Zeit kam es mehrmals vor, daß Chineſen nach Singapur gebracht wurden, angeblich um hier in gewinnbringenden Handwerken beſchäftigt zu werden, thatſächlich aber, um ganz wie Sklaven für lange Arbeitszeit in die Zinnbergwerke von Deli und andere verkauft zu werden. Für die „Kidnapped Chinese Women“ wurde ein eigenes Zufluchtshaus in Singapur begründet und 1880 wurde zuerſt die Einrichtung getroffen, daß die gelandeten Einwanderer einige Zeit in Baracken beiſammen bleiben mußten, um unterſucht zu werden und etwaige Klagen vorzubringen. In Pinang proteſtirten zwar die europäiſchen Arbeitgeber gegen mehrere Beſchränkungen der Einwanderung, welche zum Vortheil der Chineſen verfügt worden waren, vorzüglich in Betreff der Qualität und Größe der von ihnen benutzten Schiffe, doch wurden dieſelben auch hier ſtreng durchgeführt. In Singapur wurden zwei „Protectors of Chinese Emigrants“, in Pinang einer ernannt. Nicht überall in den Kolonien wurde dieſe humane Einrichtung freudig begrüßt, denn in einem großen Theile derſelben lebt die europäiſche Bevölkerung in der Furcht, daß das letzte Ziel aller Fürſorge der Regierungbeamten darauf hinauslaufe, „die Halbinſel zu einem Paradies der Chineſen zu machen“, und ein ähnlicher Gegenſatz wie in Hongkong beſteht auch in Singapur und Pinang zwiſchen den chineſenfeindlichen Anſchauungen der anſäſſigen Europäer und den Verſuchen der Kolonialbeamten Gerechtigkeit gegen alle Klaſſen walten zu laſſen. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. der Ernennung des allgemein beliebten chineſiſchen Kröſus Hoh th Kai Whampoa († 1879) zum Mitglied der Geſetzgebung von Singapur, wurden chineſenfreundliche Handlungen der letzteren allgemein anerkannt. Gerechtfertigt ſcheint die Anſchauung der erſteren in jenen Fällen geweſen zu ſein, wo

die Beamten sich allzu rasch dazu hinreißen ließen, bei jedem Streit zwischen Chinesen und Malayen auch in den halb unabhängigen Staaten der Malacca-Halbinsel mit scharfen Maßregeln zu Gunsten der ersteren einzuschreiten, überhaupt jene als ihre besonderen Schutzbefohlenen anzusehen. Und am meisten gerechtfertigt erscheint die Klage, daß die Beamten bei aller Sorge für die Chinesen höchstens in der Lingua franca dieser Länder, dem Malayischen, mit ihnen verkehren könnten, weil sie noch immer selten sich dazu bequemen ihre Sprache zu lernen, was zur Wahrung der wahren Interessen beider Theile allerdings wohl vortheilhafter wäre, als die besten Gesetze und die trefflichste Polizei. Eine Regierung rein nach europäischen Grundsätzen ist allerdings für die Chinesen nicht passend, aber noch weniger ist es denkbar, daß man sie in gewohnt patriarchalisch-despotischer Weise zu regieren vermöge, ohne sich in ihre Denkweise einzuleben und sich ohne jede Möglichkeit des Irrthums mit ihnen zu verständigen. Nur die Kenntniß ihrer Sprache gewährt dieses unentbehrliche Mittel. In Singapur, wo alljährlich 40 000 bis 60 000 Chinesen einwandern, wenn auch großentheils, um sich in die umliegenden Länder zu zerstreuen, ist es unentbehrlich, die genaueste Fühlung mit ihnen zu halten, und dazu genügen allerdings Dolmetscher allein nicht. Das von vortrefflichen Absichten eingegebene Einwanderungsgesetz von 1877 (welches, beiläufig gesagt, 1880 dahin geändert wurde, daß die vom Schiffer zahlbare kleine Kopfsteuer auf die Einwanderer durch einen Stempel auf Arbeitsverträge ersetzt ward) hat hauptsächlich wegen dieses Mangels wenig von dem Nutzen gestiftet, welchen man erwarten durfte. Und es wird unter diesen Umständen immer wahr bleiben, was der Bericht des „Chinese Protectorate Office" von Singapur für 1879 sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß irgend welche Besserung (des moralischen Zustandes der chinesischen Gesellschaft in Singapur) nur in geringem Maße einer etwaigen Aenderung in den Anschauungen und Tendenzen der niederen Klassen der Chinesen zugeschrieben werden kann . . . Die einzige zuverlässige Grundlage des Friedens und der Ordnung irgend einer Gemeinschaft muß die Achtung vor der Regierung als Regierung und der freiwillige Gehorsam vor dem Gesetze sein; aber diese giebt es bei den Chinesen nur, insoweit unsere Gesetze mit ihren Vorurtheilen zusammenstimmen." Als das größte Hinderniß einer kräftigen und zugleich freisinnigen Regierung gelten überall in den Straits ebenso wie in den unabhängigen Staaten des Innern die Geheimgesellschaften. Die geheimen Gesellschaften der Chinesen, von welchen ein amtlicher Bericht für 1878 zehn mit 794 Beamten und 17 906 Mitgliedern aufzählt, blühen in den Straits Settlements mehr als irgendwo und haben hier sogar auf die Malayen ansteckend gewirkt, deren „Rothe Fahne" und „Weiße Fahne" ähnliche Vereinigungen sind. In dem Polizeibericht dieser Kolonien für 1877 werden vier von diesen Gesellschaften als absolut gefährlich bezeichnet und am meisten die der Ghi Hin oder Hailam, welche die Mehrzahl der Hausdiener und in der Provinz Wellesley z. B. nicht weniger als $^3/_4$ der ganzen Chinesenbevölkerung umschließt und dadurch natürlich die Möglichkeit einer Spionage besitzt, wie sie größer nicht gedacht werden kann. „Diese Gesellschaften," sagt der Bericht, „würden allein genügen, um die ganze Polizeimacht zu beschäftigen." Die Kämpfe dieser Gesellschaften untereinander, welche 1867 in Pinang zu einem regulären Kriege geführt hatten, sind nicht minder zu fürchten als ihr organisirter Widerstand gegen unbequeme Maßregeln der Europäer, wie er sich z. B. im December 1876 in Singapur gelegentlich einer Verbesserung im Mechanismus der Geldsendungen nach China kundgab, wo Post- und Polizeiämter gestürmt und mehrere Chinesen getödtet wurden. Einige Stimmen in der Kolonie wollten nach dieser Erfahrung den Erlaß eines Einwanderer-Schutzgesetzes von der Auflösung dieser Hoehs abhängig machen. Aber dieselben sind unauflöslich, denn sie haben ihre Wurzeln tief in dem Clanwesen, welches die südchinesischen Bevölkerungen so tief zerklüftet. Die Klubbs, welche eine geringe Zahl wohlhabender Chinesen begründet haben, und in denen nach europäischem Muster auch ihre Frauen zeitweilig erscheinen, beschränken sich auf einen zu engen Kreis der Chinesenbevölkerung, um den geheimen Gesellschaften Abbruch thun zu können. Diese sind die „Klubbs der Massen". Eine besonders gefährliche Seite dieser Gesellschaften ist auch ihr Hinübergreifen in die Malayenstaaten der Halbinsel, wo sie nicht selten vermöge ihrer straffen Organisation von großem Einflusse sind und Gewaltthaten verüben, für welche ihnen die Hehlerei ihrer Genossen in Singapur oder Pinang Straflosigkeit sichert. Der Bericht der „Chinese Protectorate Office" in Singapur für 1879 bezeichnet diese Vereinigungen als so tiefwurzelnd, daß auch bei einer etwaigen Aufhebung derselben die alten Sippenverbände immer aufrecht erhalten und im Geheimen nach wie vor ihre Wirkungen üben würden.

Die längst bedeutende und oft besprochene Rolle der Chinesen im Handel von Singapur hat in den letzten Jahren nur immer noch zugenommen, wiewohl ein Ende 1877 von den Europäern gegen ihre Uebermacht auf den wichtigen Gebieten des Gambir- und Pfefferausfuhrhandels geführter Kampf mit dem Siege der ersteren endete. Es handelte sich dabei um die Beseitigung einer systematischen Uebervortheilung, welche die chinesischen Gambir-Aufkäufer gegen die Europäer ins Werk gesetzt hatten, indem sie ihnen diese Drogue in einem Zustande verkauften, welcher dieselbe sehr rasch große Gewichtsverluste erleiden ließ. Die europäischen Kaufleute einigten sich zu einem Beschluß, der diesen Durchstechereien ein Ziel setzen sollte, und stellten ihre Einkäufe von Gambir zu den alten Bedingungen ein. Ebenso weigerten sich die Chinesen ihrerseits zu den neuen Bedingungen zu verkaufen. Das Gleiche trat gelegentlich der Pfefferernte ein, mit deren Ertrag die letzteren nicht so lange zuwarten konnten. Da die Europäer von ihren heimischen Geschäftsfreunden in diesem Kampfe unterstützt wurden, hatten die Chinesen endlich nachzugeben und den neuen Bedingungen sich zu fügen. Jene selbst sehen indessen selber nur einen zeitweiligen Erfolg. „Den Chinesen," heißt es im deutschen Handelsarchiv (1879 I, 238), „deren großspurige Prätensionen in gewissen Dingen an das Unglaubliche streifen, und die, wenn auch nur nach und nach, einen Zweig des Handels nach dem andern an sich zu ziehen wissen, ist durch ihre Niederlage recht gründlich zu Herzen geführt worden, daß die Europäer im Handel zur Zeit noch das dominirende Element sind." Die Zählung von 1871 ergab für Singapur eine Gesammtbevölkerung von 97 111, worunter 54 572 Chinesen. Aus angegebenen Gründen dürfte indessen diese Zahl etwas höher angenommen werden. Am Ein- und Ausfuhrhandel Singapurs betheiligt sich einstweilen China direkt nur erst in geringem Maße. Es erscheint 1877 mit 1 016 139 Mill. Doll. in der Aus- und 1 083 005 Mill. Doll. in der Einfuhr. Aber eine viel größere Summe setzt es durch Vermittelung Hongkongs um, welches nächst Niederländisch-Indien und Großbritannien den beträchtlichsten Handel mit Singapur unterhält.

In Pinang kamen 1879 21 523 Chinesen an gegen 24 818 in 1878; aber die Zahl der Frauen, welche 1878 188 betragen hatte, hob sich 1879 auf 451. Nach Sumatra waren über Pinang im Jahre 1878 7182 Chinesen

ausgewandert, aber diese Zahl sank 1879 auf 4355. Die Verminderung wird auf die stärkere Auswanderung nach Formosa zurückgeführt, sowie auf den geringen Gewinn der „Versender". Auch sollen, aus unbekannten Gründen, in Swatau Plakate angeheftet worden sein, welche von der Auswanderung nach den „Straits" abmahnten. Die Zählung von 1871 ergab für Pulo Pinang und Wellesley eine Gesammtbevölkerung von 133 230, worunter 36 561 Chinesen. Indessen dürfte hier, wo die Chinesen weit über das Land hin als Arbeiter auf den Pflanzungen zerstreut sind, die oben erwähnte Schwierigkeit einer genauen Bestimmung ihrer Volkszahl noch größer sein als in Singapur und wahrscheinlich erreicht sie einen höhern Betrag als den angegebenen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man sie auf etwa 50 000 schätzt. Pinang wird von den Chinesen mit besonderer Vorliebe aufgesucht und bietet denselben in der That wohl von allen europäischen Besitzungen in Hinterindien den günstigsten Boden. Nirgends fühlen sie sich so frei und entfalten nirgends ihre guten und schlimmen Eigenschaften so ungebunden wie hier. Es kommt dies daher, daß Pulo Pinang nicht wie Singapur ein Welthandelsplatz ist; der beträchtliche Handel, welcher hier betrieben wird, trägt mehr asiatischen Charakter und umfaßt hauptsächlich die Halbinsel Malacca und die Insel Sumatra. In der Nähe liegen einige von den halb unabhängigen Staaten der Malayen, in welchen die Chinesen die Herren wären, wenn sie in der Politik dieselbe Emsigkeit und Energie zu bethätigen wüßten, wie in Handel und Gewerbe. Pulo Pinang ist der Ausgangspunkt für die chinesische Auswanderung nach dem nördlichen Sumatra, welche in beständiger Zunahme ist. Weder die europäische noch die asiatische Konkurrenz ist hier so stark wie in Singapur oder Batavia und der Chinese dominirt in Gewerbe und Handel und ist in beiden unentbehrlich. Treffend sagt J. Thomson in seinem „The Straits of Malacca, Indo-China and China" (London 1875): „Um einen Begriff von ihrer Nützlichkeit zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß sie alles machen können was ein Europäer braucht." Dies sagt freilich viel. Derselbe Reisende charakterisirt weiterhin die hiesigen chinesischen Kaufleute: „Sie sind uns unentbehrlich, da sie Beziehungen mit fast allen Inseln angeknüpft haben, nach welchen unsere Waaren ausgeführt werden. Ihre Agenten residiren in Sumatra, Borneo und auf dem hinterindischen Festland, wo sie durch Tauschhandel die Erzeugnisse der Eingeborenen erwerben; mit den letzteren sind sie nicht selten sowohl durch kommercielle als sociale Bande verknüpft ... Was den chinesischen „Comprador" (Makler) betrifft, so ist dieser in seiner Weise das Muster des ostasiatischen Kaufmannes. Solchen Leuten wie ihm schulden wir viel von unseren Handelserfolgen im fernen Osten. In der Regel ist er ganz zuverlässig. Er lebt mäßig, und hat jederzeit seine fünf Sinne beisammen. Dennoch erscheint er nie anders als eine ruheliebende, fette, behäbige Persönlichkeit, die von Jahr zu Jahr fetter und reicher wird. Gewisse wichtige Zweige des Geschäftes, wie die Prüfung des Silbers, das als Umlaufsmittel dient, die Kenntniß der Geschäfte und des Standes der chinesischen und eingeborenen Händler, die Anstellung und Beaufsichtigung chinesischer und eingeborener Arbeiter hängen ganz von ihm ab. Ohne ihn wäre der beste europäische Kaufmann hierin machtlos."

An Unruhen fehlt es hier ebenfalls nicht und die hiesigen Chinesen machen vorzüglich durch ihre Geheimbünde, wie erwähnt, der Verwaltung der Straits Settlements nicht weniger Schwierigkeiten als ihre Landsleute von Singapur. Indessen scheinen die Europäer das Ihrige dazu beizutragen. Die auf den Pflanzungen der Provinz Wellesley arbeitenden Chinesen hatten sich in den letzten Jahren über schlechte Behandlung Seitens der Pflanzer zu beklagen und ihre Sterblichkeit stieg zu ungewöhnlich hohem Grade. Die betreffenden Thatsachen wurden durch einige amtliche Schriftstücke bewiesen, welche 1879 in Singapur zur Veröffentlichung gelangten. Die Regierung stieß bei ihrem Bestreben nach Abhülfe auf den gleichen Widerstand wie in allen ähnlichen Bestrebungen; aber in den Augen der Unparteiischen rechtfertigten sich dadurch nur von Neuem wieder die Schutzmaßregeln, welche früher für die Chinesen getroffen worden waren und deren Werth und Nothwendigkeit in keiner Weise gemindert wird durch die entgegengesetzte und ebenso berechtigte Forderung einer strengen Ueberwachung dieser selben Bevölkerung und eines energischen Kriegos gegen ihre gefährlichen Geheimbündeleien.

Ueber Malacca, welches 1871 unter 77 756 Seelen 13 482 Chinesen zählte, fehlen neuere Nachrichten. In den halb selbständigen kleinen Staaten der Halbinsel Malacca nimmt die Zahl und der Einfluß der Chinesen in demselben Maße zu wie die Entwickelung der Hilfsquellen unter der für Ruhe und Ordnung sorgenden Verwaltung der englischen Residenten vorschreitet. In Singapur hört man daher nicht selten die Klage aus dem Munde mißvergnügter Europäer, daß die englische Regierung die Halbinsel zu einem Paradies für Chinesen zu machen suche. Indessen weiß dieselbe sehr wohl, warum sie die Chinesen in Schutz nimmt, so lange dieselben friedlich ihren Arbeiten nachgehen. Endgültig ziehen ihre Kaufleute und Gewerbetreibenden den Gewinn daraus, und ganz besonders die Blüthe von Singapur wird stets in hohem Grade beeinflußt sein von dem Stande der Arbeit auf der so fruchtbaren und noch so wenig ausgebeuteten Halbinsel. Vorzüglich Perak hat durch den starken Zufluß chinesischer Einwanderer gewonnen, welche sich hauptsächlich nach Larut wandten, wo der Bergbau auf Zinn und andere Metalle unter ihren Händen einen großen Aufschwung genommen hat. Hier haben sie sogar bereits eine Anzahl von Dampfmaschinen im Betrieb. Taiping ist eine rein chinesische Stadt von mehr als 16 000 (?) Einwohnern. In Klang sollen allein 12 000 chinesische Bergleute in den Zinnminen von Qualla Lumpur arbeiten. In minder angenehmer Art zeigte sich der Einfluß der Chinesen bei dem Versuch, die Opiumpacht in Larut einzuführen. Am 4. Oktober 1879 kam es zu einem Handgemenge zwischen 5000 von ihnen und der britischen Polizeimacht, wobei eine größere Anzahl der ersteren verwundet und 29 getödtet wurden. Ein zweiter Aufstand wurde ohne Blutvergießen im December desselben Jahres unterdrückt.



Digitized by Google

# Der Stellenwechſel der Regierenden und die Eiſenbahnbauten in Mexiko.

Von **Karl Lamp.**

Für den größten Theil des ſpaniſchen Amerika kann Mexiko als Vorbild betrachtet werden. Seine Tagesgeſchichte wird daher wichtig genug erſcheinen, um hier kurz beſprochen zu werden.

Ende des vorigen Jahres hat, ein ſeltener Fall, ein friedlicher Regierungswechſel in der mexikaniſchen Republik ſtattgefunden. Das ging ſo zu. Der General Don Porfirio Diaz, der bis dahin Präſident geweſen war, übergab dies Amt ſeinem bisherigen Kriegsminiſter, dem General Gonzalez, um ſeinerſeits das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen. So ward dem geſetzlichen Verbot der Wiederwahl des Präſidenten (no-reeleccion), welche 1876 der Partei des Don Porfirio den Vorwand zur Empörung gegen Lerdo de Tejada hergab und die ſie alſo anſtandshalber vermeiden mußte, Genüge geleiſtet. Es blieb aber, was das Weſentliche iſt, die Macht innerhalb deſſelben Kreiſes, der ſie ſchon vier Jahre lang ausgeübt hatte und während dieſer Zeit zu Kräften gekommen war; nur die Rollen wurden vertauſcht. Eben darum, nicht etwa, weil das Volk ſich bei der Wahl hierfür eingeſetzt hätte, ging dieſer Wechſel friedlich von Statten. Das Volk wird in dieſer Republik, in welcher einige Hunderttauſend Spanier, ſpaniſcher Kreolen und anderer Fremden — deutſche Kaufleute ſpielen dort eine ſehr große Rolle — über Millionen von Indiern gebieten, in Wirklichkeit nicht mehr nach ſeinem Willen gefragt, als in der unbeſchränkteſten Monarchie. Als ein Segen für das Volk mußte das Verbleiben derſelben Männer in der Regierung trotzdem erſcheinen. Man weiß, daß in den meiſten Republiken des ſpaniſchen Amerika die Politiker durchſchnittlich Leute ſind, die ſich aus der Politik ein Geſchäft machen. Nun wohl, diesmal ſchien wenigſtens die Garantie gegeben, daß einigermaßen „geſättigte Exiſtenzen“, um einen bezeichnenden Ausdruck unſeres Reichskanzlers zu gebrauchen, das Staatsſchiff lenken würden. Das iſt ein großer Vortheil. Von Natur werden ja die mexikaniſchen Beamten nicht ſo ſehr viel ſchlechter ſein, als die anderer Staaten. Sie ſind vielfach unfähig in Folge der allzu kurzen Spanne Zeit, die ihnen zugemeſſen iſt und unredlich aus Sorge für die Zukunft. Das eben iſt der Segen der Monarchie, daß die Sorge um das Gemeinwohl ſtets in der Hand derſelben Menſchen liegt, denen ſie zu einer Gewohnheit und aus einer Gewohnheit mit der Zeit eine bewußte Pflicht wird. In vier Jahren kann ſich eine Gewohnheit nicht ausbilden. Daher iſt es auf jeden Fall als ein Gewinn für Mexiko zu betrachten, daß ſeine jetzigen Leiter vorläufig — wenn nicht eine Revolution dazwiſchen kommt — wenigſtens noch vier weitere Jahre im Amte verbleiben. Ein Vortheil iſt es ferner auch, daß dieſe Leiter Soldaten ſind. Denn die Soldaten ſind den Advokaten, welche ihnen häufig zur Seite ſtehen, häufig auch die erſte Rolle im Gegenſatz zu ihnen für ſich in Anſpruch nehmen, als Herrſcher vorzuziehen. Sie halten wenigſtens die Ruhe einigermaßen aufrecht. Das iſt ſchon ſehr viel, freilich aber auch Alles, was man von einer mexikaniſchen Regierung vorläufig erwarten darf. Wie es heißt, will die jetzige Regierung mehr thun. Hüte ſie ſich, zu viel zu thun! Sie ſcheint amerikaniſche Unternehmer, welche das mexikaniſche Binnenland mit den Meeren und den Vereinigten Staaten durch Eiſenbahnen zu verbinden ſich anheiſchig machen, nicht unterſtützen — dazu hat ſie nicht die Mittel —, aber frei gewähren laſſen zu wollen [1]). Es liegt nun aber in Mexiko für Eiſenbahnen durchaus kein Bedürfniß vor. Außer Silber, das ſich ſeines großen Werths und geringen Volumens halber auch auf Maulthieren ohne allzu große Unkoſten nach der Küſte ſchaffen läßt, iſt von den dürren mexikaniſchen Hochebenen, deren Thalaufen je nach ihrer Meereshöhe die allerverſchiedenſten Erzeugniſſe und darum von jedem nur eine geringe, die für den Bedarf des Landes ausreichende Menge hervorbringen, für den Weltverkehr nichts zu holen. Der lokale Verkehr aber eines ſo dünn bevölkerten Landes wird niemals die Unkoſten des Betriebes decken, namentlich, da er hier durch Armuth an Holz und Kohlen außerordentlich vertheuert wird. Schwerlich werden alſo die geplanten Bahnen Rechnung halten; wie denn die ſchon beſtehende Bahn, welche doch die Hauptſtadt, den Hauptſtapelplatz des Handels mit dem Auslande, mit ihrem Hafen Veracruz verbindet, ſchlecht rentirt. Das Bedürfniß und die Rentabilität ſind aber doch immer die vornehmſten Rückſichten; darüber werden den Einſichtigen keine Redensarten von dem civiliſatoriſchen Berufe der Eiſenbahnen täuſchen. Allerdings haben die Amerikaner Bahnen in die Wildniß hineingebaut. Aber dieſe Wildniß war jungfräulicher Boden, der die Ausgaben in der Zukunft einzubringen verſprach. Davon iſt in Mexiko nicht die Rede. Mexiko iſt ein altes Land. Alles, was ſich gut zur Anſiedlung eignet, iſt, wenn auch noch nicht überfüllt, ſo doch bereits in Beſitz genommen. Neue Hilfsquellen werden alſo durch Bahnen nicht in Fluß gerathen. Am eheſten werden noch diejenigen beſtehen können, welche etwa dazu beſtimmt ſind, die binnenländiſchen, um die Hauptſtadt herum liegenden, verhältnißmäßig gut bevölkerten Gegenden mit jener zu verbinden. Das Publikum ſollte alſo, das ſoll hier betont werden, auf etwaige Aufforderungen, ſich an dieſer Gründung zu betheiligen, nicht leichtſinnig eingehen. Schon, daß dieſelbe zuſammen genannt wird mit dem Projekte des Amerikaners Kapitän Eads, Schiffe auf einer von ihm erfundenen Vorrichtung aus dem Golfe über die Landenge von Tehuantepec nach dem Stillen Meere zu ſchaffen — einem Unternehmen, welches, vorausgeſetzt, daß es wirklich ins Werk geſetzt würde, doch niemals neben dem Kanal von Panama beſtehen könnte —, iſt geeignet, ſtutzig zu machen. Für Mexiko ſelbſt iſt dieſe Angelegenheit keineswegs unbedenklich. Zwar würde es auf fremde Unkoſten Eiſenbahnen erhalten. Allein — abgeſehen davon, daß es Bahnen nicht nöthig hat und alſo ohne Noth die Störung der Erwerbsverhältniſſe, welche ſie hervorzurufen pflegen, erleiden würde — es würde ſich damit auch in die Hand der Fremden geben. Den 700 amerikaniſchen Ingenieuren, die jetzt dort mit den Vorarbeiten beſchäftigt ſein ſollen, könnten im Laufe der Zeit nicht Millionen — für ſo viele iſt zwiſchen den Indiern nicht Raum —, wohl aber viele Tauſende von Amerikanern folgen. Und dann wäre es bald vorbei mit der Selbſtändigkeit der Mexikaner. Man ſpricht ſo gern von friedlichen Eroberungen. Als ob nicht eine friedliche Eroberung auf daſſelbe hinauskäme, wie eine durch Krieg erworbene: fremde Herren ſetzen ſich an die Stelle der einheimiſchen. Aus-

[1]) Siehe oben S. 48.

länder mögen vielleicht denken, daß es kein großer Verluſt für die Welt wäre, wenn die Mexikaner ihrer Selbſtändigkeit verluſtig gingen; mexikaniſche Staatsmänner aber haben jedenfalls die Pflicht, ſie zu wahren. Vielleicht ſind es ſolche Bedenken geweſen, was den Don Porfirio, der nach Aller Urtheil ein Ehrenmann durch und durch iſt, bewogen hat, ſeine Entlaſſung als Miniſter der öffentlichen Arbeiten zu geben, von der uns kürzlich der Telegraph Kunde brachte. Wir ſchließen mit der Bemerkung, daß es Mexiko, wenn es ſich von Amerika helfen läßt, ebenſo ergehen kann wie der Türkei, deren Verfall die raſcheſten Fortſchritte gemacht hat, ſeitdem ſie ſich vom Weſten mit guten Rathſchlägen und, was gefährlicher iſt, mit Geldmitteln hat unter die Arme greifen laſſen.

---

# Die Gemeindeverfaſſung der unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

## I.

Als die Spanier unter der Führung des D. Miguel Lopez de Legazpi im Jahre 1565 in den Gewäſſern der Philippinen erſchienen, um dieſe Inſelgruppe dem Scepter Philipp's zu unterwerfen, fanden ſie keinen einzigen mächtigen Staat vor; es war vielmehr der Archipel in unzählige kleine Staatengebilde zerſplittert, von denen ſogar die meiſten nur eine einzige Niederlaſſung, ein einziges Dorf aufzuweiſen hatten. Nur dort, wo der Islam Fuß gefaßt hatte, wie auf Mindanao, Sulu und den Küſtenländern der Bai von Manila, gab es größere Reiche. Die mächtigeren waren die beiden erſteren; da aber beide erſt in ſpäter Zeit von den Spaniern vorübergehend unterworfen und erſt in neuerer Zeit dauernd in Beſitz genommen worden ſind, ſo genügt es, wenn wir erwähnen, daß das Reich der Sultane von Manila ſich längs der ſüdlichen Geſtade der Bai von Manila ausdehnte, während das Gebiet des Königs Lacondala von Tondo in weitem Bogen die Landſchaften des Manila-Sultans Soliman umſpannte und beſonders im Norden weit in das damalige Pampanga-Territorium hineinreichte. In der heutigen Provinz Bulacan lagen die drei Vaſallenreiche des Lacondala, welche von Dayhagang-Fürſten, d. h. Miſchlingen von Borneo-Malayen und Negritoweibern (?!) [1]), beherrſcht wurden. Alle übrigen Theile Luzons und der Viſayas waren in jene kleinen oben erwähnten Dorfſtaaten zerſplittert.

Dieſe heidniſchen Dorfſtaaten wurden Barangays oder Balangays [2]) genannt. Noch heute werden mit dieſem Namen gewiſſe Schiffsboote in den Viſayas [3]) und auf Mindanao [4]) bezeichnet. Man hat daraus gefolgert, daß die Bewohner eines Barangay-Staates eben die Abkömmlinge der Bemannung eines Barangayhootes wären, auf welchem die malayiſchen Einwanderer nach den Philippinen gekommen wären. Der Kommandant jedes Barangayhootes gründete eine Niederlaſſung, und da die malayiſche Invaſion nicht mit einem Male erfolgte und jeder Führer einer neuen Immigrantenſchar es vorzog ſich ſelbſt einen ſelbſtändigen Staat zu gründen, ſtatt den älteren Niederlaſſungen und deren Herrſchern ſich unterzuordnen, ſo war damit hinlänglich die ſtaatliche Zerſplitterung und die eigenthümliche Benennung erklärt. Ob dieſe Erklärung die richtige iſt, will ich hier nicht erörtern.

Dieſe Barangay-Niederlaſſungen waren nicht groß; manche zählten nicht mehr als 100 Individuen [1]). An der Spitze des Barangay ſtand ein Häuptling, im Süden Datto, im Norden Manguinoo genannt. Die Datto-Würde war in manchen Barangays erblich, in anderen, beſonders in Nordluzon, gaben Reichthum und kriegeriſche Großthaten dem Tüchtigſten des Staates die Regentenwürde. Wo die Regierung erblich war, herrſchte das Erſtgeburtsrecht in der Thronfolge; waren keine Söhne vorhanden, ging die Datto-Würde auf die Töchter über; fehlten auch dieſe, ſo gelangten die nächſten Anverwandten des verſtorbenen Fürſten zur Regierung.

Die Bevölkerung der einzelnen Barangays zerfiel im Allmeinen in ſieben Kaſten, nämlich in die Familie des Datto, die freien Leute oder den niedern Adel (Mahaldicas), die Freigelaſſenen (Timauas), die Vaſallen und Hörigen der Dattos (Cabalangays), die Leibeigenen (Aliping namamahay), Halbſklaven und Vollſklaven (Aliping ſaguiguilir). Die ſpaniſche Herrſchaft machte allen dieſen Verhältniſſen ein raſches Ende.

Die Zerſplitterung der vielen kleinen Niederlaſſungen wurde zuerſt beſeitigt, um einerſeits die Verwaltung zu erleichtern und die Macht der alten Dattos zu brechen, andererſeits um bei dem Mangel an Prieſtern und dem Bekehrungseifer der Spanier die religiöſe Conquiſta, wie es die Spanier nannten, zu erleichtern. Man zwang daher die Bewohner mehrerer Barangays ihre urſprünglichen Wohnſitze zu verlaſſen und ſich zuſammen an einem Orte niederzulaſſen, welches neue Dorf nun eine Gemeinde bildete, den „pueblo“. Da die Glieder eines jeden Barangay in dem neuen Pueblo ſich wieder zuſammenſiedelten, ſo zerfiel daſſelbe in Viertel, welche den alten Namen der Barangays beibehielten. Wir werden ſehen, daß bald unter den Mitgliedern eines Barangays die Erinnerung an eine urſprüngliche gemeinſame Abkunft und ſtaatliche Selbſtändigkeit durch die ſchlauen Maßregeln der ſpaniſchen Regierungskunſt vollſtändig erloſch.

Um aber die Dattos, deren Einfluß in dem neuen Pueblo durch gegenſeitige Eiferſüchteleien bedeutend geſchwächt war, nicht der neuen Lage der Dinge feindlich geſinnt zu machen, ließ man ihnen ihre Würde, unter dem allmälig ſich geltend machenden ſpaniſch-philippiniſchen Titel „Cabeza de

---

[1]) Mas. Informe sobre el estado de las Isl. Filipinas. Madrid 1843. I, 1, p. 10.

[2]) Alle in dieſem Aufſatze vorkommenden philippiniſchen Benennungen ſind mit ſpaniſcher Orthographie niedergeſchrieben.

[3]) Buzeta y Bravo. Diccionario geogr. hist. estad. de las Islas Filipinas. Madrid 1850. Bd. I, S. 208. Pazos. Joló. Madrid 1879, p. 116.

[4]) Pazos, p. 112.

[1]) Mas. I, 1, 10.

Barangay", d. h. Barangay-Chef, ſchmälerte aber ihre früheren Rechte auf ein Minimum. Man nahm ihnen nämlich alle Regierungsgewalt und übertrug ihnen dafür die Einhebung der Kopfſteuer, des „Tributes" der Spanier, unter ihren Barangay-Untergebenen, wofür ſie ſelbſt von der Zahlung aller Abgaben enthoben wurden, dagegen aber freilich mit ihrem geſammten Beſitze für die genaue Ablieferung der geſammten Kopfſteuer ihres Barangays haftpflichtig wurden. Dadurch wurden die Intereſſen der ſpaniſchen Regierung und der Ex-Dattos identiſch. Um ſie außerdem an die neue Lage beſſer zu gewöhnen, wurden ihnen eine Anzahl äußerlicher Ehrenbezeugungen bewilligt; unter anderm gewährte man ihnen als Auszeichnung den Titel „Don"! Die Würde der Cabezas de Barangay war erblich oder durch Wahl zu erlangen, je nachdem der entſprechende Barangay in den Zeiten der Unabhängigkeit dieſer oder jener Sitte gefolgt war; denn es lag im Sinne der ſpaniſchen Politik die nationalen Einrichtungen unangetaſtet zu laſſen, wo es nur eben anging.

An die Spitze der neubegründeten Pueblos ſtellte man einen Gemeindevorſteher, den „Gobernadorcillo" oder „Capitan". Er wurde auf eine beſtimmte Reihe von Jahren von den Cabezas de Barangay gewählt, natürlich aus ihrer Mitte. Letztere bildeten auch den Gemeinderath und bekleideten die Stellen der verſchiedenen Gemeindefunktionäre. Durch dieſe Maßregel wurde der Unterſchied zwiſchen den einzelnen Barangays vollſtändig verwiſcht, ſie ſanken nun zu lokalen Steuereinheiten herab und ihre ehemaligen Dattos verloren den frühern Einfluß, indem in jedem Barangay fremde Dattos kraft ihrer Gewalt als Gobernadorcillo ꝛc. zu befehlen hatten. Sowie der Cabeza de Barangay für die Steuerſumme ſeines Viertels verantwortlich war, ebenſo mußte der Gobernadorcillo nicht allein für die Ruhe ſeines Ortes mit dem Kopfe, ſondern auch für das prompte Eingehen der Steuern und das Verrichten der Frohnden, von denen ich weiter unten ſprechen werde, mit ſeinem Vermögen einſtehen. Die Wahl des Gobernadorcillos bedurfte der Beſtätigung des Generalgouverneurs und konnte nur im Beiſein eines ſpaniſchen Beamten oder Pfarrers, oder eines Spaniers überhaupt ſtattfinden. Der Gobernadorcillo war alſo der Datto oder Maguinoo von ehedem und in der That, wird noch heutzutage von den Tagalen der Gobernadorcillo auch „Manguinoo" genannt [1]).

Um die Macht und den Einfluß der Ex-Dattos völlig zu brechen, wurden von den Spaniern die verſchiedenen Abſtufungen der Leibeigenſchaft und Sklaverei abgeſchafft; dadurch wurden auch dieſe Kreiſe durch ihr Intereſſe an den Beſtand der ſpaniſchen Herrſchaft gefeſſelt. Alle Eingeborenen mit Ausnahme der Familien der Ex-Dattos und vielleicht auch der Mahalbicas wurden zur Leiſtung von Staatsfrohnden gezogen und zwar zum Baue von Straßen, Brücken ꝛc. So haben wir hier das Bild der Gemeindeverfaſſung in den erſten Jahren der Conquiſta; wie wir ſehen, unterſcheidet ſich die neue Gemeindeverfaſſung wenig von dem alten Clanweſen zur Zeit der Unabhängigkeit; die Macht der Ex-Dattos iſt zwar vielfach gebrochen und gelähmt, aber noch immer wohnt jeder Clan in ſeinem Barangay ungetheilt und der alte Häuptling ſteht noch immer durch eine weite Kluft von ſeinen früheren Unterthanen getrennt, flößt ihnen aber bei der Denkweiſe der Aſiaten deshalb um ſo mehr Achtung ein. Wenn die Spanier einige Jahrzehnte nach der Beſitznahme durch irgend welche Umſtände gezwungen die Philippinen geräumt hätten, die Pueblos würden ſich ohne Weiteres in die alten Barangay-Clans unter ihren alten Häuptlingen getrennt haben, denn die Bewohner jedes Pueblos fühlten ſich nicht als die Glieder einer und derſelben Gemeinde, ſondern jeder Clan bildete in der Gemeinde eine Gemeinde für ſich, die nur äußerlich mit den anderen Barangays eine Einheit bildete. Eine große Gefahr für den Beſtand der ſpaniſchen Herrſchaft drohte, wenn die Barangays durch die natürliche Bevölkerungszunahme anſchwollen; wenn dabei das Clangefühl ſich erhielt, ſo war zu befürchten, daß trotz der geſchmälerten Macht der Ex-Dattos es beſonders den erblichen gelingen könnte, dieſes Clangefühl zur Erhebung gegen die ſpaniſche Herrſchaft auszunutzen. Die Kolonialregierung traf nach Erkenntniß dieſes Uebelſtandes auch ſofort alle Anſtalten, um dieſes Clangefühl vollends zu beſeitigen und das gelang ihr auch vollkommen.

Man ging nämlich nun von dem Grundſatze aus, daß der Barangay nur mehr eine lokale Steuereinheit wäre, und ſtellte als Princip feſt, daß jeder Barangay nur aus 50 bis 100 ſteuerzahlenden Familien, welche anſchließend an und neben einander wohnen, ſich zuſammenſetze. Dadurch wuchs bei der Zunahme der Pueblos auch rapid die Zahl der Barangays, welche natürlich ebenſo wie die erſten unter Cabezas de Barangay ſtanden. Die Cabezas der neuen Barangays waren aber nicht mehr erblich, ſie gehörten aber auch nicht mehr ausſchließlich den Dattofamilien an oder richtiger geſagt, es konnte jetzt jeder reiche Mann, deſſen Vater in den Zeiten der Conquiſta vielleicht noch Sklave geweſen war, Cabeza de Barangay werden. Da die neuen Cabezas die Privilegien der Steuerexemtion, der Don-Titulatur ꝛc. mit den alten theilten, da dieſe Privilegien auch auf die erſtgeborenen Söhne übergingen, ſo entſtand auch ein neuer Beamtenadel, welcher urſprünglich an Anſehen tief unter dem alten ſtand, bald aber mit demſelben in Eins verſchmolz, indem, ähnlich wie im alten Rom zur Gracchenzeit die Patricier und die Nobilität, die Ex-Datto-Familien und der neue Adel gleiche Intereſſen hatten, beſonders bei den Wahlen der Gemeindefunktionäre. Der Adel erhielt den Namen „Principalia" und die Glieder deſſelben „principales". Die weitere Fortentwickelung der Gemeindeverfaſſung iſt zwar ſehr intereſſant, aber Raummangel zwingt mich von einer Darſtellung derſelben abzuſehen, wie ich denn auch oben nur in groben Zügen Konturen hingeworfen habe. Es genügt eben, wenn ich, wie oben, die Gemeindeautonomie in den Zeiten der Conquiſta beſpreche, da dies zum nähern Verſtändniß deſſelben unumgänglich nothwendig iſt, und ſo wollen wir zur nähern Betrachtung der heutigen Verhältniſſe übergehen.

[1]) Illustracion Filipina. Manila 1859. Nr. 7, 3, 53.

# Glück und Reichthum.

Andaluſiſches Volksmärchen. Mitgetheilt nach dem Spaniſchen des Fernan Caballero von **M. Willkomm** in Prag.

Doña Fortuna (Glück) und Don Dinero (Geld) liebten einander ſo zärtlich, daß ſie bald unzertrennlich ſchienen und man Eins nie ohne das Andere ſah. Die Leute ſchüttelten die Köpfe über das ſeltſame Paar — es half ihnen aber nichts, und über Jahr und Tag wurde die Hochzeit gefeiert.

Don Dinero war ein behäbiger Dickbauch, mit einem Kopfe aus peruaniſchem Gold, einer Mütze aus mexikaniſchem Silber, Beinen aus ſegovianiſchem Kupfer und die Pantoffeln aus Werthpapieren der großen Fabrik zu Madrid. Doña Fortuna war ein verdrehtes, wetterwendiſches Frauenzimmer, unverläßlich im höchſten Grade — und in ihren Gunſtbezeugungen blinder als ein Maulwurf.

Kaum waren die Flitterwochen verſtrichen, ſo brach auch ſchon der Streit zwiſchen den Beiden aus über die Herrſchaft im Hauſe. Doña Fortuna wollte befehlen. Don Dinero iſt jedoch ein ſtolzer, eingebildeter Kauz und läßt ſich nicht ſo leicht das Heft aus der Hand nehmen. Das Sprichwort ſagt zwar, daß ſelbſt das Meer, falls es ſich vermählte, in Feſſeln geſchlagen würde; Don Dinero aber iſt ſtolzer als das Meer und weiß ſeine Vorrechte zu wahren.

Da nun Jeder behauptete, vornehmer und mächtiger zu ſein als der Andere und keiner nachgeben wollte, kamen ſie überein die Probe zu machen:

„Siehſt Du wohl dort unten," ſagte das Weib zu ihrem Gatten, „im Schatten jenes alten Oelbaums den armen Menſchen, der ſo niedergeſchlagen und betrübt ausſieht und den Kopf ſo hängen läßt? Laßt uns ſehen, wer von uns beiden, Du oder ich, die Macht beſitze, ſein Schickſal beſſer zu geſtalten."

Der Gemahl willigte ein. Sie ſchritten dem Oelbaume zu und erreichten denſelben glücklich — er ächzend und ſtöhnend von der ungewöhnlichen Anſtrengung — ſie lachenden Mundes, in einem Sprunge.

Der Unglückliche, welcher unter dem Baume lag, hatte in ſeinem Leben nie Gelegenheit gehabt, den Blick zu einem der beiden zu erheben. Er riß Mund und Naſe auf, und ſeine Augen wurden ſo groß und rund wie die Oliven, die über ſeinem Haupte hingen, da er die hohen Herrſchaften vor ſich ſah.

„Gott ſchütze Dich," redete Don Dinero ihn herablaſſend an, „kennſt Du mich nicht?"

„„Ich kenne Ew. Gnaden nicht, obgleich ich in Dero Dienſten arbeite.""

„Du haſt nie zuvor mein Antlitz geſehen?"

„„In dieſem Leben nie —""

„Und beſitzeſt Du nichts auf dieſer Welt?"

„„O ja, Ew. Gnaden! Ich habe ſechs Kinder, die keinen Fetzen auf dem Leibe, und keinen Biſſen haben ihren Hunger zu ſtillen. Deren Kehlen unerſättlich ſind wie ein alter Weinſchlauch. Was hingegen mein Vermögen anbetrifft, ſo beſitze ich davon nicht mehr, als im glücklichſten Falle aus der Hand in den Mund zu leben.""

„Und warum arbeiteſt Du nicht?"

„„Je, weil ich keine Arbeit finde! Ich habe ſolches Pech, daß mir alles ſchief ausgeht. Seit meiner Heirath ſcheint mich das Unglück in ſeinen Klauen zu haben! Da ſchickt uns ein Herr hierher, ihm für Tagelohn einen Brunnen zu graben. Er verſprach uns goldene Berge, wenn unſere Arbeit vom Erfolg gekrönt werde — im Voraus aber gab er uns keinen Maravedi [1]) —, hängen ſollte man den Schuft.""

„Nun," meinte belehrend der Zuhörer, „vielleicht dachte der Herr auch an das Sprichwort: wie die Arbeit, ſo der Lohn . . ."

„„Wohlan, wir fingen an zu arbeiten, als gälte es das Heil unſerer Seele; aber, wie geſagt, je tiefer wir gruben, um ſo weiter entfernten wir uns von dem Sitze des Waſſers — nicht einen Tropfen haben wir gefunden. Es war, als ſeien die Eingeweide der Erde vertrocknet — unſere ganze Beute beſteht in einem alten Lederſtiefel, den wir geſtern ans Tageslicht befördert.""

„Aus dem Innern der Erde!" rief Don Dinero indignirt aus, da er ſeinen unterirdiſchen Junggeſellenpalaſt ſo übel angeſchrieben fand. — „Ich will Dir meine Gunſt zuwenden," ſprach er darauf gnädig zu dem Armen, und drückte ihm einen Duro [2]) in die Hand.

Dem armen Manne erſchien alles wie ein ſchöner Traum. Ohne ſich zu bedanken, machte er ſich auf und davon. Es war, als habe er Flügel an den Sohlen, ſo hatte die Freude ſeine Kräfte neubelebt. Er kam in eine kleine Schenke und kaufte für ſich und die Seinen Brod. Als er darauf um zu bezahlen das Geld aus der Taſche ziehen wollte, fand er nichts darin als ein großes Loch, durch welches der ſilberne Duro entſchlüpft war, ohne ſich zu empfehlen. Verzweiflungsvoll kehrte er um und ſuchte den ganzen Weg entlang, auf dem er gekommen, doch umſonſt. Durch das Suchen verlor er viel Zeit und mit der Zeit die Geduld, und er fluchte ſeinem Unſtern, der ihn zu nichts kommen laſſe in dieſer Welt.

Doña Fortuna konnte ſich des Lachens nicht enthalten und Don Dinero ward ganz gelb vor Aerger. Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als abermals den Beutel zu ziehen, und dem Armen eine Unze [3]) zu geben.

Dieſer war ſo ſelig, daß er vor Freude gar nicht wußte, was alles er dafür einkaufen ſolle. Diesmal dachte er nicht an Brod, ſondern begab ſich in einen Leinwandladen, um für ſein Weib und die Kinder Kleider zu kaufen. Als es aber ans Bezahlen ging und er die Unze hervorzog, entſetzte ſich der Kaufmann und behauptete, das Goldſtück ſei falſch; der Käufer ſei ein Falſchmünzer, den er der Polizei ausliefern müſſe. Der Arme, als er das vernahm, entfloh eiligſt, um Don Dinero weinend mitzutheilen, in was für Unglück ihn deſſen Geſchenk beinahe geſtürzt.

Die Geſchichte hören und in Lachen ausbrechen war bei Doña Fortuna eins; während ſich Don Dinero wüthend den Schnurrbart drehte.

„Nimm," ſagte er zu dem Armen, und gab ihm 2000 Realen [4]), „Du haſt kein Glück, aber ſo wahr ich der mächtige Beherrſcher der Erde bin, ich will Dir daſſelbe erſetzen!"

---

[1]) Ein Heller.
[2]) 1 Duro = 4 Mark.
[3]) 1 Unze = 16 Duro = 64 Mark.
[4]) 1 Real = 22 Pfennig.

Der Arme war durch die ihm riesenhaft dünkende Summe so geblendet, daß er sich so lange damit rühmte, bis ihn Spitzbuben überfielen und den Prahler so arm zurückließen, wie ihn Gott erschaffen.

Doña Fortuna sah schadenfroh auf ihren Gemahl, der wüthend hin- und herlief wie ein Stier in der Arena. „Jetzt komme ich an die Reihe," sagte sie, „nun wollen wir doch sehen, wer größere Macht besitzt, Du oder ich."

Leisen Schrittes näherte sie sich dem Armen, der auf dem Boden lag und sich das Haar raufte, und beugte sich über ihn. Sogleich fand dieser unter seinen Fingern den verlorenen Duro wieder. „Es ist doch besser als nichts," meinte er zufrieden, „ich kann dafür wenigstens für meine Kinder Brod kaufen, deren Magen so leer ist wie eine Laterne, denn die armen Würmer haben seit drei Tagen nichts gegessen."

Als er an dem Laden vorbeiging, wo er vorhin die Kleiderstoffe eingehandelt, ward er von dem Kaufmann hineingerufen, der sich bitter anklagte ihn ungerecht beschuldigt zu haben. Er habe sich eingebildet, die Unze sei gefälscht; als er jedoch um Gewißheit zu erlangen, dieselbe dem Wechsler gezeigt, habe ihm dieser versichert, das Goldstück sei echt, eher zu schwer als zu leicht. Damit gab er dem Armen das Gold zurück und schenkte ihm außerdem noch den erhandelten Stoff, als Ersatz für das Unrecht, welches er ihm zugefügt.

Der Arme erklärte sich zufrieden gestellt und zog beladen mit der Waare weiter. Als er über den Marktplatz ging, vernahm er, daß die Wache jene Spitzbuben eingefangen, die ihn beraubt; und der Richter, der ein Richter nach Gottes Gesetz war, ließ ihm das geraubte Geld zurückerstatten, ohne jeglichen Kostenabzug. Der Arme legte sein Geld in Gemeinschaft mit einem Vetter an; sie kauften eine Mine und es dauerte nicht lange, so fanden sie eine Gold- und eine Silberader, außerdem noch ein Eisenlager. Nicht lange darauf titulirte man ihn „Herr", dann „Ew. Gnaden" und dann „Excellenz".

Seit dieser Zeit hält Doña Fortuna ihren Mann unter dem Pantoffel und regiert die Welt ohne Sinn und Verstand, beglückt blindlings mit ihrer Gunst Diesen oder Jenen und ist launischer und wetterwendischer denn je.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Wesentlich historischen und ethnographischen Charakters ist die kleine Schrift des Prof. G. vom Rath „Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien" (Heidelberg, C. Winter) und wohl geeignet, tiefe Einblicke zu eröffnen in die namenlose Schmach und Vergewaltigung, welche dort unten ein edler deutscher Stamm von dem fanatischen magyarischen Pöbel zu erdulden hat, und das kaum ein Jahrzehnt nach des Mutterlandes mächtiger Wiedererstehung. vom Rath erhebt laut seine Stimme, um dem gequälten Bruderstamme die einmüthige und laute Sympathie aller guten deutschen Männer zu erwerben. Möge es dazu noch nicht zu spät sein! Ein günstigeres Geschick scheint den Rumänen beschieden zu sein. Grauenhaft ist es, wie sie namentlich von ihren magyarischen Nachbarn geplagt und geschunden worden sind: Gesetze verboten, daß rumänische Kinder zur Schule gingen (S. 156). Die rumänischen Geistlichen (griech.-orient.) mußten den magyarischen calvinischen Superintendenten auf ihren Schultern in die Kirche und zurück tragen. Das geschieht freilich heute nicht mehr. Doch jetzt noch weigert sich (zu Vajda Hunyad, 1878) der magyarische Diener, dem armen Rumänen das Brod zu reichen; eher verläßt er den Dienst. Die deutsche Hausfrau muß selbst dem rumänischen Bettler die Gabe reichen. Wenn durch Kriege die Feldmark verödet, durch Seuchen oder Kinderarmuth die Dörfer entvölkert waren, dann zog man gern Walachenfamilien zum Feldbau heran. Nahm die privilegirte Nation wieder zu durch eigene Vermehrung oder Zuwanderung, so wurden die Walachen wieder „abgeschafft", in ihre Walddistrikte zurückgejagt, ihre Häuser auf Befehl des Magistrats eingerissen. Solches geschah noch vor kaum 100 Jahren. Kein Handwerksmeister der privilegirten Nationen durfte einen rumänischen Knaben als Lehrling annehmen. Erst durch Kaiser Joseph II. ward die Leibeigenschaft der Rumänen aufgehoben und ihnen die Ausübung der Künste und des Handwerks frei gegeben. Jetzt aber steht es außer Zweifel, daß die Rumänen auf der Bahn der Bildung und Gesittung mächtig vorwärts schreiten, wobei sie sich freilich einstweilen des Entgegenkommens der ungarischen Regierung zu erfreuen haben, der alles daran liegt, durch die Rumänen die gehaßten Sachsen zu erdrücken und ihr Volksthum verschwinden zu machen. „Indeß unter scheinbar glatter und ruhiger Oberfläche zeigt die rumänische Fluth eine tiefe Bewegung. Die Rumänen des (inzwischen Königreich gewordenen) Fürstenthums, deren Land erst seit Kurzem in die Reihe der unabhängigen Staaten getreten, sind ein Volk von aufsteigender Entwickelung. Sie haben im Verein mit ihren Stammesgenossen vor fast allen anderen Völkern des europäischen Südostens den Vortheil eines homogenen Wohngebietes. Das Verlangen, diese durch Sprache, Glauben und eine ausgeprägte nationale Eigenart verbundenen Länder auch staatlich zu vereinigen, wird immer mächtiger. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dies nationale Streben einst Erfüllung finden wird."

— Von den wiederholt im „Globus" erwähnten „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) sind uns drei neue Heftchen zugegangen, welche Schweizer Partien behandeln: Nr. 12 Nyon am Genfer See, Nr. 15 Thusis und Nr. 16 Luzern und seine Umgebung. Die zahlreichen Bilder sind wieder von hervorragender Schönheit.

— Einem eben erschienenen amtlichen Berichte entnimmt die „A.-Z." folgende Ziffern: Im Jahre 1827 konnten von 100 französischen Rekruten durchschnittlich 42 lesen; im Jahre 1832 betrug das Verhältniß 52 Proc., 1835 56 Proc., 1850 60 Proc., 1860 68 Proc., 1865 73 Proc., 1868 78 Proc., 1874 82 Proc., 1876 83 Proc., 1877 85 Proc., 1878 84¼ Proc., 1879 85 Proc. Die östlichen Departements Meurthe et Moselle, Jura, Ober-Rhein (?) voran, sind, wenn man nach den Landestheilen zählt, am besten vertreten; sie lieferten 98 und 97 Proc., Süd- und Centralfrankreich weniger, am wenigsten aber die drei Departements, welche die ehemalige Bretagne bilden, nämlich Finistère 68 Proc., Côtes du Nord 64 Proc. und Morbihan 58 Proc.

— Nach einer officiellen Mittheilung aus Sophia an Prof. Heinrich Kiepert war das Fürstenthum Bulgarien zur Zeit der Okkupation und bis zum Frühjahr 1880 in fünf Gouvernements (Sophia, Widdin, Tirnowo, Rustschuk und Warna) und 31 Distrikte getheilt. Zu Anfang 1881

fand eine Neu-Eintheilung in 21 Distrikte (Okruzie) nebst Arrondissements (Okolijás) statt; von letzteren wurden Anfang April 1881 neun eingezogen (welche in der folgenden Liste mit einem * bezeichnet sind), Anfang Mai aber die Okolijá von Petritsch, Distrikt Sophia, wieder erneuert:

| Okruzie: | Okolijás: |
|---|---|
| 1. Sophia | Sophia Stadt, Sophia Land, *Novoselo, *Petritsch oder Jékrey, Zlatitza, Samokow. |
| 2. Widdin | Widdin, Kula, Belgradtschik. |
| 3. Tirnowo | Tirnowo, Trjawna, Kesarowo, *Kotschino, *Suchindol, Elena. |
| 4. Rustschuk | Rustschuk, Bjala, *Balbunar, Tutrakan. |
| 5. Warna | Warna, Hadschi Ogln Pasardschik, Baltschik. |
| 6. Küstendil | Küstendil, Iswor (Kraischte), Dupnitza, Radomir. |
| 7. Rasgrad | Rasgrad, Popowo, *Kokardscha. |
| 8. Eski Dschumaja | Eski Dschumaja, Osman Pasar. |
| 9. Schumen | Schumen, Novi (Jeni) Pasar, Preslaw (türk. Eski Stambul). |
| 10. Silistra | Silistra, Burgas, Chaskói. |
| 11. Trn | Trn, Bresnik, Tzaribrod. |
| 12. Berkowitza | Berkowitza, Kutlowitza. |
| 13. Lom | Lom. |
| 14. Rahowo | Rahowo, Bela Slatina. |
| 15. Wratza | Wratza, Kamenopole. |
| 16. Orchanie | Orchanie, *Tetewen. |
| 17. Löwetsch | Löwetsch, Trojan, *Dermantzi. |
| 18. Pléwen | *Pléwen, Nikopol. |
| 19. Swischtow | Swischtow. |
| 20. Sewliewo | Sewliewo, Gabrowo. |
| 21. Prowadia | Prowadia, Nowoselo. |

— Durch zwei weitere halbe Sektionen, welche das südliche Griechenland, Kreta, den Südwesten von Kleinasien, sowie eine Specialkarte des Hellespont umfassen, ist nunmehr Heinrich Kiepert's Generalkarte der Unter-Donau- und Balkan-Länder (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 350) zu einer „Generalkarte der Südosteuropäischen Halbinsel" erweitert worden (Berlin, D. Reimer 1881), der richtigsten aller augenblicklich existirenden Karten des betreffenden Gebietes, ausgezeichnet namentlich durch die Darstellung des Terrains und gewissenhaft behandelte Nomenklatur. Die neue griechisch-türkische Grenze ist bereits angegeben, so daß sich die demnächstigen Besitzveränderungen in Epirus und Thessalien vortrefflich darauf verfolgen lassen werden.

## Asien.

— Am 7. (19.) Mai reiste, dem „Kawkaz" zufolge, die kleinasiatische Grenzregulirungs-Kommission aus Tiflis nach Olti ab, um auf der letzten Strecke der Grenze, vom Flusse Tschorock bis zum Dorfe Karaurgan, die Grenzsteine zu setzen, und so die durch den Berliner Frieden festgesetzte Grenze zwischen Rußland und der Türkei endgültig zu regeln.

— Ueber den Botowskischen Markt am Flüßchen Takdy, Kreis Karkaralinsk, theilen die „Semipalat. Oblasn. Wjed." Folgendes mit: Der von dem Bauern Botow in den 40er Jahren begründete und nach ihm benannte Markt hat sich so sehr als Bedürfniß und der Platz dafür als so richtig gewählt gezeigt, daß der Umsatz auf dem Markte schon bis 3½ Millionen Rubel betrug. Wo vor 10 Jahren die Geschäfte noch in flüchtig aufgeschlagenen Zelten gemacht wurden, sind jetzt über 120 Baracken und Buden errichtet. Auch von fern her, von Omsk, Petropawlowsk und Jekaterinburg kam man dorthin. Auf dem letzten Markt waren für 2 Mill. Waaren und Vieh zur Stelle, wovon 1½ Mill. verkauft wurden, über 1500 Verkäufer und rund 12 000 Käufer.

— Der „Turkest. Ztg." zufolge sind im vorigen Herbst am Südufer des Balchasch-Sees bei dem Orte Aschtschisu im Kreise Kopal Glaubersalzlager aufgedeckt und dem Kaufmann erster Gilde Kamenski aus Tomsk auf unbestimmte Zeit zur unentgeltlichen Ausbeute überlassen worden. Schon früher waren 40 Werst von Wjernyj in der Schlucht von Kaskelensk von einem Herrn Pawlewski-Koziell Marmorbrüche entdeckt worden, deren Ausbeute diesem auf 90 Jahre vom 24. Juni 1875 ab überlassen ist.

— Prof. Ujfalvy nebst Frau befand sich, wie den „Times" aus Calcutta, 5. Juni, telegraphirt wird, damals in Simla und wollte am 6. über Kangra nach Kaschmir aufbrechen, um von dort in Central-Asien und Tibet einzudringen, ein äußerst gewagtes Unternehmen, zumal in Gesellschaft einer Frau.

— Zu Ende des Jahres 1880 war der russische Artillerie-Kapitän Petrow nach Kaschgar kommandirt. Als geographische statistische Resultate seines Kommandos führt die „Turkest. Ztg." auf: 1. eine genaue Untersuchung des Weges von Kuldsha über den Paß Tschaptschal und den Muzart nach der Stadt Aksu, den bisher noch kein Europäer besucht hatte, nebst einer Marschroutenaufnahme dieses Weges und einem Plane der Schlucht von Muzart; verbunden damit sind Tabellen von Thermometerbeobachtungen und von Höhenmessungen mit dem Aneroid-Barometer. 2. Ergänzungen zu der vom Kapitän Sunargulow gelieferten Beschreibung des Weges von der Stadt Aksu über die Festung Utsch-Turfan nach Karakol ebenfalls mit Marschroutenaufnahme. 3. Einen detaillirten Bericht über den jetzigen Zustand von Dschityschar (Kaschgarien). Auch Mittheilungen über die Preise auf dem Bazar in Aksu hat derselbe mitgebracht und eine Mineraliensammlung aus dem durchzogenen Gebiete zusammengestellt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellsch. vom 5. (17.) Mai hielt Herr Säwertzow einen Vortrag über die physisch-geogr. Ergebnisse seiner letzten Pamir-Expedition und legte ein Profil des geodätischen Nivellements von Assake im Thale von Ferghana bis zum See Karakul auf dem Pamir vor, welches Herr Skassi während der Expedition angefertigt hatte. Nach den Feststellungen dieser Expedition ist der Pamir keine Hochebene und hat in der Höhe von etwa 12 000 Fuß kein Steppengebiet; es sind dort Thäler längs der Flüsse bis zu 14 000 Fuß Höhe hinauf, aber das breiteste erreicht nur 20 Werst, breitere Flächen findet man nicht. Diese Eigenthümlichkeit hat also der Pamir mit dem Tiën-schan und mit Tibet gemein, wo man auch solche Thäler in beträchtlicher Höhe, aber nur von geringer Breite trifft; wirkliche Hochflächen sind auf dem Pamir nicht vorhanden. Die Berge steigen in felsigen Kämmen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe von den Thälern an. Die absolute Höhe der Berge auf dem Pamir erreicht nicht selten 19 000 Fuß, und drei Gruppen besonderer Erhebung steigen bis 25 000 Fuß an. Diese Erhebungen ändern aber den allgemeinen symmetrischen Charakter des innern Pamir nicht. Ein zweiter charakteristischer Zug der Gebirgsgegend des Pamir ist der, daß die Bergzüge hier in der Meridianrichtung streichen, und selten nur unter rechten Winkeln sich treffen; hierin gleicht nach Ansicht der Expedition der südliche Pamir den Gebirgen von Tibet. Auf dem Tiën-schan herrscht dagegen der parallele Zug der Bergketten vor. Auch im geologischen Bau ist der Unterschied zwischen dem Pamir und dem Tiën-schan deutlich sichtbar. Nach Säwertzow's Ansicht kann man an den Bodenschichtungen deutlich den Meerbusen erkennen, der einst den Pamir von dem Tiën-schan schied. Beides sind nach seiner Ansicht selbständige Gebirgssysteme, auch wenn zwischen ihnen die Erhebung des Bodens nicht unter 10 000 Fuß Höhe hinabgeht. Die ältesten Gesteinsformationen befinden sich im innern Pamir, der in dieser Hinsicht als der Grundstock anzusehen ist. Das Nivellement, welches die Expedition vornahm, zeigt,

daß die Erhebung dieses Kammes noch fortdauert. Im Laufe von 1200 Jahren hat er sich um 600 Fuß gehoben.

— Nach der Zeitung „Sibir" haben die Untersuchungen der aus Biisk in die Mongolei entsendeten Kaufleute ergeben, daß die russischen Händler von Westsibirien aus in Manufakturwaaren mit den englischen und amerikanischen Kaufleuten, die auf dem Seewege und auf den Flüssen ihre Waaren in das Innere Chinas und der Mongolei bringen, nicht konkurriren können. Vortheilhaft dagegen erweist sich die Ausfuhr von Vieh, welches auf dem Wege nach Kukuchoto überall reichliches Futter findet. Dabei steigt der Preis für Hornvieh, Schafe, Leder und Kameelhaare in dem Maße, wie man sich den inneren Provinzen Chinas nähert. So kostet z. B. ein Hammel in den sibirischen Steppen 2 Rubel, in Kuku-choto 6 Rubel. Schaffelle und Kameelhaare, deren Preis in Kobdo 7½ Rubel pro 100 Tschuk (3½ Pud) beträgt, werden in Kuku-choto gern mit 21 Rubel bezahlt. Auch Leder und Metallwaaren finden dort guten Absatz.

## Afrika.

— Die portugiesische Kommission für öffentliche Arbeiten hat in der Provinz Angola eine 344 km lange Telegraphenlinie von S. Paulo de Loanda nach Dondo (am Quanza) und Caculn erbauen lassen, welche nächstens bis Pungo Andongo verlängert werden und für den Handel und die Quanza-Schifffahrt schon von großem Nutzen gewesen sein soll.

— Die Mitglieder der Livingstone (Congo) Inland Mission wollen dort im centralen Westafrika ein interessantes Experiment unternehmen: es werden ihnen Samen von verschiedenen Species von Chinchona aus den Regierungs-Pflanzungen in Indien zugeschickt werden, um zu erproben, ob dieselben in den Bergthälern am Congo gedeihen.

— Mr. Gouldsbury (s. „Globus" XXXIX, S. 319) hat seine Reise in das Innere von Senegambien bereits vollendet. Von etwa 100 Trägern und eingeborenen Polizisten und zwei Europäern, Dr. Browning und Dumbleton, begleitet, fuhr er den Gambia bis zu dem Barakunda-Falle hinauf und ging dann an dessen linkem Zuflusse Diama aufwärts nach Futa Dschalon. Die Hauptstadt Timbo fand er nahezu verlassen; die Einwohner hatten sich meist nach dem 60 km entfernten Ningisori zurückgezogen und rüsteten sich dort zum Kriege. Gouldsbury begab sich gleichfalls dorthin und schloß mit dem Almami Ibrahima, den er mit Geschenken überhäufte, einen Handelsvertrag ab; doch erklärte ihm derselbe trotzdem, daß er ein großer Freund der Franzosen sei, mit ihnen der Hauptheil des Handels geschehe, und daß er dieselben gleichfalls gut aufnehmen werde. Ein Besuch der Stadt Falaba, um mit dem dortigen Könige Suvah gleichfalls einen Vertrag abzuschließen, mußte unterbleiben, da sich die Träger weigerten, das Land der räuberischen Hubu zu betreten, und so kehrte Gouldsbury durch das Thal des Scarcies und über Port Lokko direkt nach Freetown auf Sierra Leone zurück. Voraussichtlich aber wird es bei diesem ersten Versuche der Engländer, ihrem Handel im südlichen Senegambien und Futa Dschalon Ausbreitung zu verschaffen, nicht sein Bewenden haben.

— Prof. Schweinfurth ist nach einer glücklichen Reise und mit reichen Ergebnissen mancherlei Art am 19. Juni 1881 von seiner Reise nach Sokotra (s. „Globus" XXXIX, S. 207) in Suez wieder eingetroffen. Auf der Insel verweilte er einen ganzen Monat und brachte von dort zehn große Kisten voll getrockneter und zwei Körbe lebender Pflanzen heim. Bei der Hinreise, wie bei der Rückfahrt benutzte er arabische Barken; doch hätte die letztere der herrschenden Winde wegen wahrscheinlich viel längere Zeit in Anspruch genommen, wenn er nicht in Makalla durch das englische Kriegsschiff „The Dragon" aufgenommen worden wäre. Auf Sokotra erfreute er sich stets der besten Gesundheit, litt aber in der feuchten Hitze im Golfe von Aden sehr an Beulen an den Beinen, die im trockenen Klima von Kairo wohl bald verschwinden werden.

## Nordamerika.

— Felix L. Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Central-Amerika. (Mit 76 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881.) Sehr frisch und unterhaltend, oft humoristisch geschriebene Reiseskizzen aus den Hochlanden Mittel-Amerikas, die für exakte Geographie wenig bieten, aber das Land, seine Bewohner, seine seltsame Fauna und Flora schildern, welche der Verfasser im Verlaufe von acht Jahren zum Theil in officiellen Stellungen kennen lernte. Seine Auffassung, daß die Alte Welt durch Vernichtung der Wälder bereits dem Marasmus verfallen sei, könnte man fast als übertrieben ansehen, wenn wir nicht aus dem Munde eines hervorragenden Geologen eine ähnliche Befürchtung gehört hätten. Ob Menschenhilfe dem zu steuern vermag, ist schwer zu entscheiden; Anfänge dazu sind ja in Deutschland, Frankreich und sonst gemacht, aber in ganz Südeuropa, im Orient, in Oesterreich dauert die Waldverwüstung noch fort. „Die gemäßigte Zone Amerikas — schreibt Oswald — wird in Kurzem die baumlose Zone sein, mit einer einzigen Ausnahme. In den Alpen des südlichen Mexiko vereinigen noch große Landstrecken ein mildes Klima mit einem bedeutenden Waldreichthume. Mexiko wie Nordamerika hat seine Hinterwaldstaaten, aber ihre Sicherheit vor der länderverheerenden Art ist durch bessere Garantien als bloße Entfernung von den Centralpunkten der Civilisation verbürgt. Die Rauheit der umgebenden Gebirge, die vermeinte oder wirkliche Abwesenheit edler Metalle sowie der unabhängige Charakter der einheimischen Bevölkerung tragen alle dazu bei, die Alturas oder Bergwälder dem herrschsüchtigen Spanier so verhaßt zu machen, wie sie dem freiheitsliebenden Gaste aus dem Norden günstig und einladend sind." Wir haben des Verfassers Streifzüge und Erlebnisse in diesem Paradiese mit großem Vergnügen gelesen und können das Buch Freunden einer unterhaltenden Lektüre empfehlen.

## Polar-Gebiete.

— Von der vierten niederländischen Nordpolexpedition sind zwei Depeschen aus Vardö in Norwegen, 20. Juni 1881, eingetroffen, wonach Schiff und Mannschaft am selben Tage wohlbehalten dort eingetroffen sind, nachdem ein erster Versuch, Spitzbergen zu erreichen, an den Eisverhältnissen gescheitert ist. Indessen soll ein zweiter Versuch gemacht werden, das Ziel zu erreichen.

## Vermischtes.

— Von Oskar Peschel's Völkerkunde (Leipzig, Duncker und Humblot), welche in fünfter Auflage Alfred Kirchhoff neu bearbeitet, sind bereits 3 Lieferungen (à 2 Mark) ausgegeben worden. Zwei weitere machen dieselbe vollständig. In sieben Jahren fünf Auflagen, dies spricht genugsam für den Werth des vortrefflichen Handbuches.

— Von den „Bildern aus Brehm's Thierleben" sind im Mai die letzten drei Lieferungen erschienen (s. „Globus" XXXIX, S. 304) und damit für Schule und Familie ein neues Anschauungsmittel geschaffen worden, welches sich durch seine Vorzüglichkeit wie durch seinen mäßigen Preis gleich sehr empfiehlt und auch schon von der Lehrerwelt mit großer Anerkennung begrüßt worden ist.

**Inhalt**: Von Cayenne nach den Anden. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. VI. — Karl Lamp: Der Stellenwechsel der Regierenden und die Eisenbahnbauten in Mexiko. — F. Blumentritt: Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen. I. — M. Willkomm: Glück und Reichthum. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polar-Gebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 5.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

V.

Gegen Mittag des 2. Oktober wurde der Fluß bei einer kleinen, von Granitfelſen gebildeten Schnelle breiter, und auf dieſe kleine Lichtung ſchien die ſcheitelrecht ſtehende Sonne mit voller Kraft herunter. Es war das erſte Mal, ſeit Crevaux Guayana wieder betreten hatte, daß der Himmel von Wolken ganz frei war; die gute Jahreszeit war wieder eingetreten, und drei bis vier Monate lang war kein Regen mehr zu erwarten. Um 2 Uhr war eine kleine 40 cm hohe Stromſchnelle zu paſſiren, und eine Stunde ſpäter liefen die beiden Boote in den Kou, den der Indianer Couaſſi Ko-n ausſprach, ein; derſelbe iſt hier breiter, als bei ſeiner Mündung in den Yari, wo ihn Crevaux bei ſeiner erſten Reiſe bereits kennen gelernt hatte. Hier beſaß er freilich auch nur eine Tiefe von $1^1/_2$ m und eine ſchwache Strömung, da er noch nicht weit von ſeiner Quelle entfernt war. Als ſie um eine Ecke bogen, erblickten ſie rothbemalte Indianer herantudern, welche ihnen ſchon von weitem zuriefen: „Major! Apatu!“ Crevaux erkannte den Tamuſchi Jelemeu, welchen er auf ſeiner frühern Reiſe am Bache Courouapi beſucht, und dem er die Piroge zu danken gehabt hatte, welche ſämmtliche Waſſerfälle des Yary ohne den geringſten Unfall paſſirt hatte. Auf die Frage, wohin er ginge, antwortete er „Oyapoko“ und wies ein Papier vor. Schon glaubte Crevaux, ein anderer Reiſender ſei ihm zuvorgekommen, als er ſeinen eigenen Brief erkannte, den er im Jahre vorher bei Antritt ſeiner Reiſe auf dem Yary an den franzöſiſchen Unterrichtsminiſter geſchrieben hatte. „Laß Deine Kinder den Brief beſorgen,“ ſchlug Crevaux vor, „und bleibe mit einigen poitos (Soldaten) bei uns. Ich habe Dir eine Flinte aus dem Lande der Parachichi (d. i. Franzoſen) mitgebracht.“ Als der Häuptling einwilligte, ſchrieb Crevaux an den Kommiſſar des Oyapok und bat, dem Sohne Jelemeu's ſo und ſo viel Meſſer, Säbel und Beile zu geben und ihn gut zu behandeln, da es das erſte Mal ſei, daß ein Roucouyenne das Land der Weißen betrete. Am Nachmittage trennte man ſich: zwölf Roucouyennes und der brave Couaſſi gingen nordwärts zum Oyapok, während Crevaux mit Jelemeu und dreien ſeiner Söhne auf dem Kou abwärts fuhr. Jene nahmen eine große Menge Bogen, Pfeile, Pagaras (Körbe), Hängematten, Töpfe, Federzierrathen u. ſ. w. mit, welche für die Sammlungen des Pariſer ethnographiſchen Muſeums beſtimmt waren. Zugleich benutzte der Reiſende die Gelegenheit, um Nachricht von ſich ſeinen franzöſiſchen Freunden zukommen zu laſſen.

Am 5. Oktober langte man bei den Calayouas an. Crevaux hatte gedacht, in ihnen einen neuen Indianerſtamm kennen zu lernen; aber es waren nur Oyampys, welche einigen Verkehr mit Braſilianern, welche bei den Eingeborenen Guayanas „Calayouas“ heißen, gehabt hatten. Es iſt daſſelbe, wie auf dem Lande in Frankreich, wo der, welcher in Paris geweſen iſt, ein Pariſer heißt.

Anderthalb Tage gönnte Crevaux hier ſich und den Leuten Ruhe, ließ ſein Gepäck trocknen, ſetzte am 7. Oktober ſeine Fahrt fort und lief am 10. in den Yary ein, den er bereits von der Quelle bis zur Mündung befahren

hatte. Nahezu ein Jahr war verſtrichen, ſeitdem er am 25. Oktbr. 1877 an der Mündung des Kou vorbeigekommen war. Von hier aus war es möglich, in zehn Tagen die ganze Reiſe zu beenden, während andererſeits mehr als drei Monate nöthig waren, um die Quellen des dem Yary weſtlich parallel fließenden Parou zu erreichen. Doch trotz ſeiner ſtets zunehmenden Krankheit, trotz der Entmuthigung und Ermüdung ſeiner Begleiter entſchloß ſich Crevaux zu dem letztern Unternehmen und fuhr den Yary, ſtatt hinab, aufwärts.

11. Oktober. Gegen zehn Uhr bemerkte man auf dem rechten Ufer ein großes Feuer; es rührte von Anwohnern des Couronapi her, welche ein Stück Landes zum Anbau von Maniok herrichteten. Einen Monat vor Ende der Regenzeit hatten ſie die Bäume niedergeſchlagen, die kleinen mit dem Säbel, die großen in gewiſſer Höhe über der Erde mit der Axt, und nun das trockne Holz in Brand geſetzt. Dann werden mit einem Stock 8 bis 9 cm tiefe Löcher gemacht und Stecklinge von 30 cm Länge unter

Hängematte zum Tragen der Kinder. (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

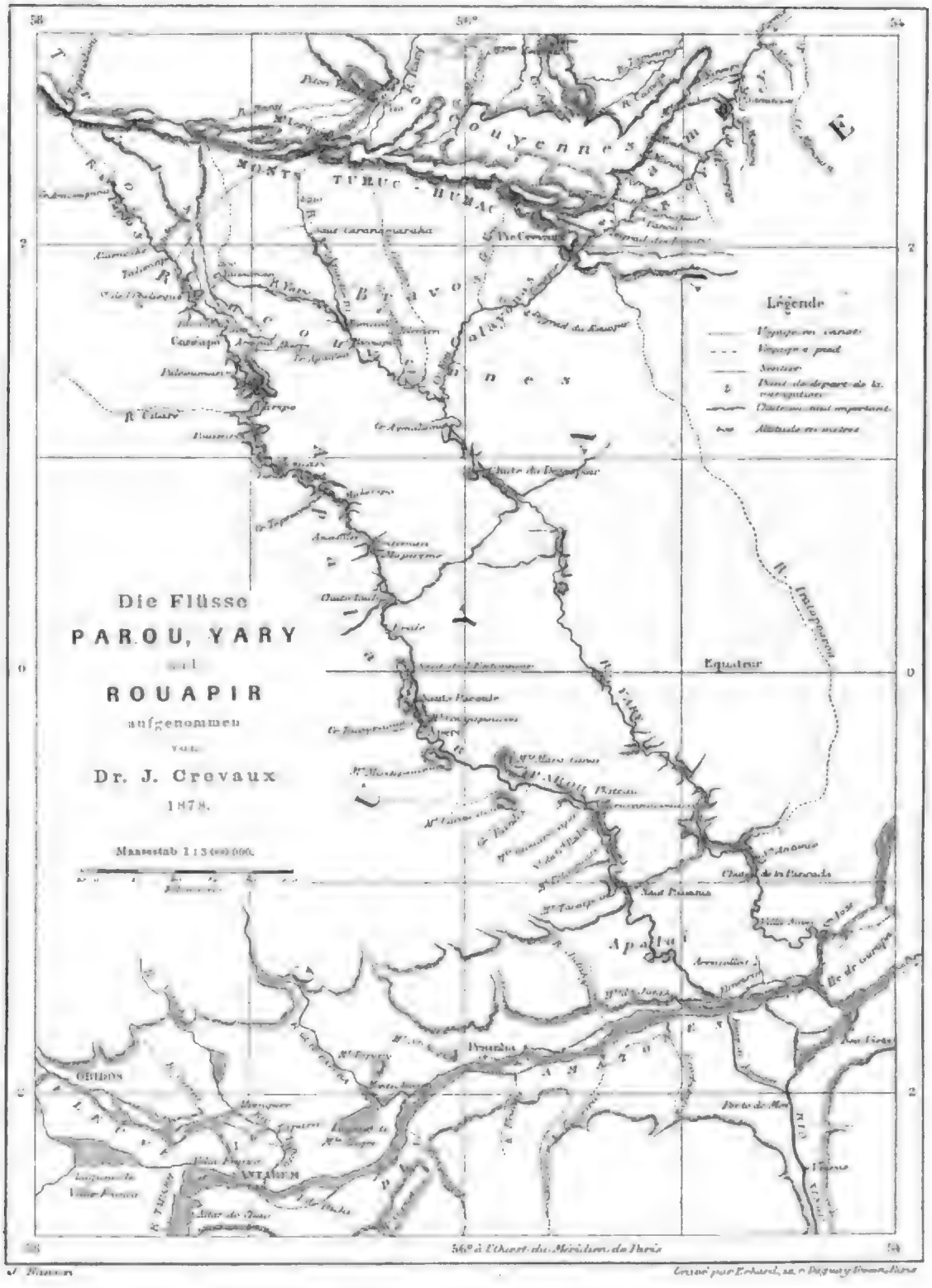
einem Neigungswinkel von 45 Grad hineingeſetzt. Die Stecklinge nimmt man von Zweigen, welche nach Entfernung der Wurzeln abgehauen werden; die Pflanze beſitzt große Lebenskraft, da ein ſeit Jahresfriſt abgehauener und auf der Erde liegender Zweig noch zur Fortpflanzung dienen kann. Solche Pflanzungen werden ſtets auf hochliegendem Boden angelegt, da bei zu großer Feuchtigkeit die Wurzeln ſtets faulen. Gepflanzt wird gegen den December hin beim Beginn der Regenzeit; ſchon nach ſechs Monaten könnten die Wurzeln zur Bereitung von Caſſave dienen, doch werden ſie allgemein erſt nach $1^1/_2$ Jahren geerntet. Sie könnten dann immer noch wachſen, aber das Fleiſch wird dann hart und röthlich und das daraus gewonnene Mehl iſt von mittelmäßiger Beſchaffenheit. Die Indianer pflanzen nicht gern zweimal hinter einander Maniok auf dieſelbe Stelle, ſondern bebauen lieber ein anderes Stück Land; mitunter aber kehren ſie doch nach Verlauf einiger Jahre nach einer frühern Pflanzung zurück, wo ſie dann nur das Geſtrüpp zu entfernen brauchen, damit die Maniok-Pflanzen wieder emporſprießen; die hier und da ſich zeigenden Lücken müſſen dann nachgepflanzt werden.

Maniok iſt die einzige Pflanze, welche die Eingeborenen von Guayana in Menge bauen, weil ſie nahezu alle ihre Bedürfniſſe befriedigt und gleichzeitig Brod und Branntwein liefert. Wenn der Mann alle acht Tage einen Tag Arbeit darauf verwendet, ſo genügt die Ernte zur Ernährung einer Familie, zu welcher zwei oder drei Frauen und fünf bis ſechs Kinder gehören. Die ganze übrige Zeit können die glücklichen Roucouyennes zum Jagen, Fiſchfangen, Tanzen und Ausruhen in der Hängematte verwenden.

Gegen Mittag wurde die Mündung des Couyary erreicht, an welchem „wilde“ Indianer (Bravos) wohnen, die mit ihren Nachbaren keine Beziehungen unterhalten. Dort wurde Halt gemacht, um aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen und zwei von Apatu geſchoſſene große Coumarou-Fiſche zu kochen. Kaum begann der Rauch aufzuſteigen, als einige Leute von Weſpen geſtochen wurden. Es war diejenige Art, welche die Kreolen in Cayenne

Pagara (Korb). (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

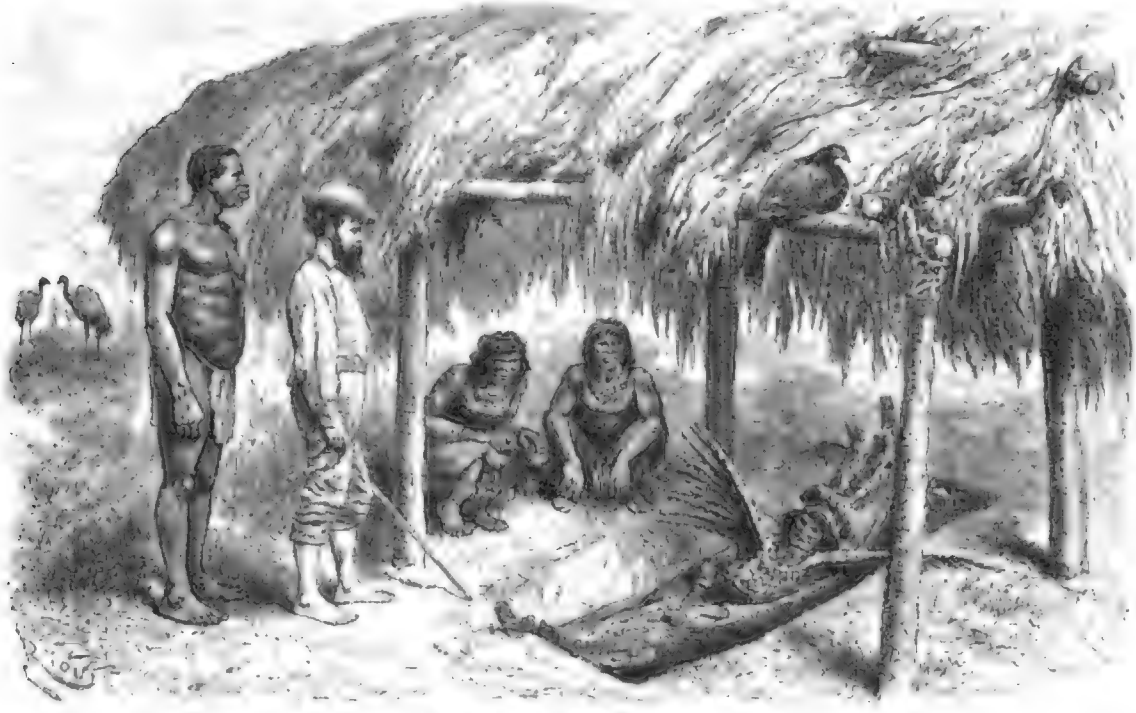
„Weſpen sans raison“ nennen, weil ſie ſtechen, ſelbſt ohne gereizt zu ſein. Nach Apatu's Behauptung leben dieſelben ſtets in Gemeinſchaft mit einer kleinen ſchwarzen Ameiſe, die ein großes langes, von einem Aſt herabhängendes Neſt baut. Oft ſoll ſich auch noch ein Vogel dazu geſellen, den die Bonis wegen ſeines Schreies tion-tion und die Kreolen wegen der Färbung ſeiner von den Indianern ſehr geſuchten Schwanzfedern Gelbarſch (cul jaune) nennen. Derſelbe liebt auch die Nähe des Menſchen; es giebt im äquatorialen Amerika ſehr wenig Häuſer, bei denen nicht ein mit ſeinen Neſtern bedeckter Baum ſtände; und wenn nicht neben einer Anſiedelung, ſo findet man ihn doch wenigſtens auf Inſeln, wo die Boote gewöhnlich anlegen. Vortrefflich ahmen ſie die menſchliche Stimme und den Schrei von allerlei Thieren, z. B. von Hunden und Hähnen, nach, beſſer ſelbſt, als Papageien. Wenn die Bonis ein ſchwatzhaftes Weib bezeichnen wollen, ſo gebrauchen ſie das Wort tion-tion; das Epitheton iſt aber nicht gerecht, weil bei dieſen Vögeln das Weibchen arbeitet und Nahrung für die Jungen ſucht, während das Männchen ſchwatzt und das Haus bewacht. Gegen Abend aber verläßt das Paar ſein Neſt, um in der Nähe meiſt im Bambu-




Digitized by Google

dickicht zu ſchlafen, und vertraut die Obhut ſeiner Sprößlinge jenen Ameiſen und Wespen an.

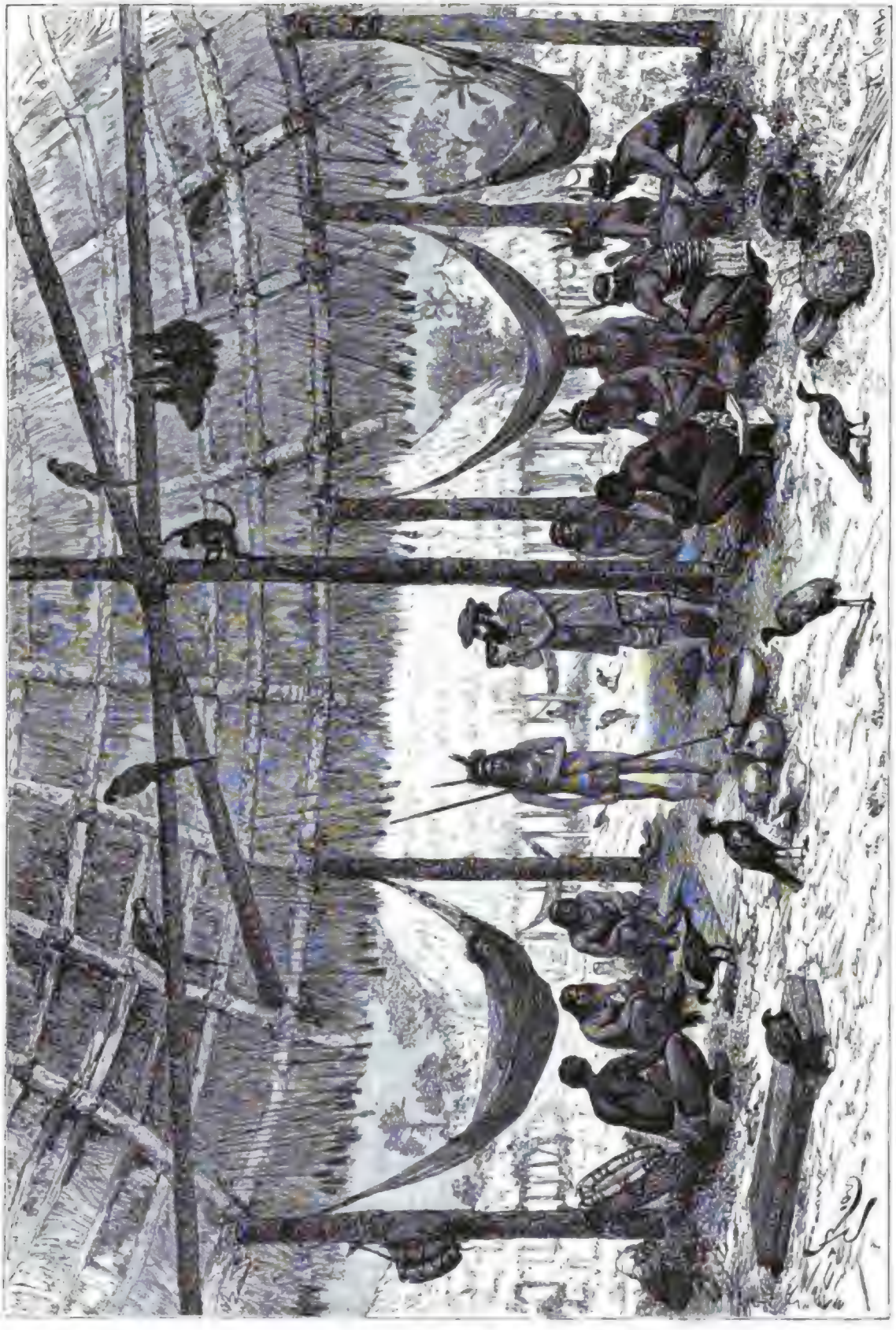
Am folgenden Tage (12. Oktober) vermochte man nur eine kleine Strecke zurückzulegen, weil außer dem Reiſenden ſelbſt auch zwei der Schwarzen, d. h. von den vier Expeditionsmitgliedern nicht weniger als drei, vom Fieber geſchüttelt wurden. Kaum war man gelandet und hatte die Hängematten befeſtigt, als auch die begleitenden Calayouas ſich zur Flucht anſchickten; Yelemeu ſelbſt war nur dadurch von Gleichem zurückgehalten, daß Crevaux drohte, ihm die mitgebrachte Flinte wieder abnehmen zu wollen. Nach Mittag fühlten ſich die Kranken etwas beſſer, ſo daß man weiter fahren konnte; doch mußte Crevaux darauf verzichten, ſeine frühere Aufnahme des Fluſſes zu kontroliren. Am folgenden Morgen war der eine Schwarze, Hopu, faſt wieder hergeſtellt, der Reiſende ſelbſt aber noch immer krank, ſo daß er in einem Augenblicke der Verzweiflung ſchon daran dachte, anſtatt weiter in das Sumpfland vorzudringen, lieber umzukehren und den Yary hinabzufahren. Doch widerſtand er ſowohl dieſem Verlangen, als dem Vorſchlage Yelemeu's, mit ihm den Couronapi, an deſſen Mündung man gerade vorbeikam, hinaufzufahren und ſein ſchon im vorigen Jahre beſuchtes Dorf zu berühren. Auch Apatu war für dieſen Vorſchlag, um dort Hunde und Hängematten einzukaufen; allein die anderen Schwarzen waren dem Plane entgegen, da beide Boote, welche ſie zu rudern hatten, ſchon mit allerlei Einkäufen Apatu's überfüllt waren. So lagerte man auf einem Landvorſprunge, wo ein angenehmer Südwind wehte und weſentlich zur Linderung von Crevaux's Krankheit beitrug, ſo daß er ſich am Morgen weit beſſer befand. Als er mit Yelemeu einen kurzen Spaziergang machte, hieb dieſer



Begräbniß eines Piay (Arzt).

mit ſeinem Säbel in einen Baum, aus welchem ein weißer, vollkommen der Milch gleichender Saft herauskam, den er in einer Kalebaſſe auffing und mit Waſſer gemiſcht gierig trank. Dieſer Baum iſt der Balata (Mimosops balata), deſſen Saft die Indianer benutzen, um die verſchiedenen Theile eines Pfeiles an einander zu leimen; er findet ſich nicht nur an den Zuflüſſen des Amazonenſtromes, ſondern auch am Oyapok und Maroni, wo er ſo gewöhnlich iſt, wie die Syringa am Yary. Seine Frucht iſt ſehr wohlſchmeckend und wird von Indianern und Affen gleich gern gegeſſen, während das Holz, botori genannt, in Suriname beim Bauen Verwendung findet. Unweit davon ſtand ein anderer Baum, welcher im Leben jener Indianer gleichfalls eine große Rolle ſpielt, der Mani (Moronobea coccinea Aubl.); ſein Harz, das man wie Weihrauch am Fuße der Bäume ſammelt, wird wie Schuſterpech angewendet, um die Bogenſehnen zu wichſen; die Frucht wird von den Indianern nicht genoſſen, wohl aber vom cariacou (Reh), wie Crevaux beim Zerlegen eines ſolchen fand.

14. Oktober. Man beeilte die Fahrt, um frühzeitig bei der Wohnung des Tamuſchi Alicolé an der Einmündung des Chimi-chimi anzukommen. Derſelbe gehörte zum Stamme der Apouronis und iſt einer der wenigen Ueberlebenden eines Volkes, das am untern Yary gewohnt hat und von den älteren Geographen Piriou genannt wird. Dabei erfuhr Crevaux auch, daß die Roucouyennes — ſo genannt, weil ſie ſich mit Roucou bemalen — bei den anderen Indianern Ouayanas heißen, ein alter, ſchon von Thevet im 16. Jahrhundert erwähnter Name. Alicolé lebte ſchon ſeit langer Zeit bei den Roucouyennes, ſpricht deren Sprache und hat ihre Gewohnheiten angenommen; nur dadurch unterſchied er ſich zu ſeinem Nachtheile von jenen, daß er dem Reiſenden böſen Willen zeigte und ihm keine Lebensmittel verkaufen wollte. Um ihn zu ſtrafen,



Freundschaftstrunk im Dorfe des Macuipi. (Zum Theil nach einer Photographie.)

Digitized by Google

nahm ihm Crevaux am nächſten Morgen den Stock und die Binde aus Kaimanſchuppen, die Zeichen ſeiner Würde, ab, und übergab ſie einem jungen Roucouyenne, der ihm auf ſeiner frühern Reiſe Dienſte erwieſen hatte (jedenfalls ein etwas kühnes Unternehmen von dem franzöſiſchen Reiſenden, hier auf nominell braſilianiſchem Gebiete Häuptlinge ab- und einzuſetzen). Der neue Tamuſchi aber, um ſeine Treue dem „Parachichi“ zu zeigen, erbot ſich, ihn mit den kräftigſten Leuten des Stammes bis zu den Quellen des Yary zu begleiten.

Einige Stunden darauf langte man bei der Hütte des Macuipi an, den Crevaux von ſeiner erſten Reiſe her kannte. Derſelbe war inzwiſchen geſtorben, aber in ſeiner Eigenſchaft als piay (Arzt) nicht wie die übrigen Menſchen verbrannt worden. Crevaux ließ ſich an den Beſtattungsort führen und fand unter einem kleinen Schuppen ein großes 2 m tiefes Loch, auf deſſen Grunde ſein ehemaliger Wirth in einer Hängematte zu ſchlafen ſchien. Der vollſtändig roth bemalte Körper war ausgetrocknet und hart wie Pergament, der Kopf mit grellbunten Federn geſchmückt und um die Stirn lag als Emblem der Herrſchaft eine Art Krone aus Kaimanſchuppen. Um den Hals trug er eine kleine knöcherne Flöte und mehrere Säckchen, welche Farben enthielten, ein Zeichen, daß Macuipi eine beſondere Begabung für Bemalung beſeſſen hatte. Neben ihm ſtand ein großes, aber leeres Gefäß, denn die Roucouyennes geben ihren Todten keine Lebensmitel mit, und unter ſeiner Hand lagen Bogen, Pfeile und Keule, damit er ſich gegen ſeine Feinde vertheidigen und für ſeine Nahrung ſorgen könnte.

Darauf ruhte ſich Crevaux mit ſeinen Gefährten einige Zeit unter einer runden Hütte, in welcher zahlreiche Hängematten an den Pfoſten befeſtigt waren; dorthin brachte ihm der neue Tamuſchi, der älteſte Sohn des Verſtorbenen, eine Kalebaſſe voll ausgezeichneter Cachiri, eines leicht ſäuerlichen alkoholhaltigen Getränkes, das der Reiſende anfangs nicht gemocht hatte, aber nun mit Vergnügen trank. Jeder leerte

Dampfbad einer Roucouyenne-Wöchnerin.

drei oder vier Kalebaſſen, welche ihm der Tamuſchi kredenzte. Im Roucouyenne-Lande wie bei den Oyampys iſt es der Häuptling, welcher Fremden den Freundſchaftstrunk darbringt. Dann rief er: „Oli touma enepke“ (Frauen, bringt die Brühe); touma heißt der mit Pfeffer gekochte Maniokſaft. Außerdem wurde der bukanirte und gekochte Kopf eines Pakira (Art kleines Wildſchwein) aufgetiſcht.

Auffallend war die Zärtlichkeit Yelemeu's für die alte Wittwe Macuipi's. Dieſelbe erklärte ſich aber raſch dadurch, daß die häßliche Souroui zwei hübſche Töchter beſaß, welche demjenigen als Frauen zufielen, der ihre Mutter nahm. Im Falle der Heirath mußte aber Yelemeu ſeinen Tamuſchi-Titel aufgeben und ſich dem Stamme ſeiner Frauen anſchließen; Macuipi's junger Sohn konnte dann über den Mann ſeiner Mutter wie über ſeinen Untergebenen befehlen und ihn als ſeinen peïto behandeln. Denn bei den Ouayanas folgt der Mann der Frau und der Bräutigam tritt in den Stamm der Braut über.

Am folgenden Tage langte Crevaux bei einem andern alten Bekannten, dem Häuptlinge Ramaoli, an; doch fand er ſtatt ſeiner den Piay Panakiki am Landeplatze, welcher ihm mittheilte, daß der Häuptling nicht ausgehen könne, weil er Vater geworden ſei. „Wenn Du ſeine Hütte betrittſt — ſagte er — werden Deine Hunde bald ſterben.“ Crevaux brauchte ſich an dieſe Warnung nicht zu kehren, da er keine Hunde beſaß; er fand Ramaoli in der Hängematte liegend, während ſeine Frau im Hauſe herumging. Dabei ſah er ſo ernſt aus, als wäre er wirklich krank. Panakiki wiederholte nun ſeinem franzöſiſchen Kollegen die Vorſchriften, die er Ramaoli gegeben hatte. Er ſollte einen ganzen Monat lang liegen bleiben und keinen Fiſch noch mit dem Pfeile erlegtes Wild eſſen, ſondern nur Caſſave und kleine mit der Nicou-Pflanze erbeutete Fiſchchen; jeder Verſtoß gegen dieſe Diät würde ſich durch den Tod oder die Laſterhaftigkeit des Neugeborenen rächen.

Die Frau andererſeits nimmt ſofort nach der Entbindung ein Dampfbad in folgender Weiſe: ſie legt ſich in eine Hängematte, unter welche ein großer rothglühender Stein gelegt und mit Waſſer begoſſen wird. Ein beſtimmtes Verhalten in Bezug auf die Diät iſt der Wöchnerin nicht vorgeſchrieben. Das Kind erhält neben der Muttermilch

Digitized by Google

zuweilen einen Trank aus ſehr reifen, gekochten Bananen, welche mit der Hand in warmes Waſſer ausgedrückt werden. Die Nabelſchnur wird mit einem Stück Bambu, welches wie ein Papiermeſſer ausſieht, abgeſchnitten.

---

# Einiges über die Oſſeten[1]).

## I.

Die Oſſeten waren einſt alle Chriſten; wann ſie jedoch das Chriſtenthum angenommen haben, iſt nicht zu beſtimmen. Im XI. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung bildeten die Oſſeten ein eigenes Reich unter eigenen Königen (Zaren), geriethen aber ſpäter unter die Botmäßigkeit von Gruſien. Die Einfälle der Araber in den Kaukaſus beſchränkten in gewiſſem Sinne das Chriſtenthum, vermochten es aber nicht völlig zu unterdrücken. Es fehlte ein energiſcher Widerſtand von Seiten der Chriſten gegen den andrängenden Islam. Das oſſetiſche Volk hatte keine in ſeiner eigenen Sprache abgefaßte religiöſen Bücher; die Prieſter gebrauchten griechiſche Texte, welche ihnen ſelbſt unverſtändlich blieben. Das war der Hauptgrund des Verfalles des Chriſtenthums in Oſſetien. Das Chriſtenthum „verwilderte," wenn man ſo ſagen darf. Bei den Oſſeten — abgeſehen von den zum Islam übergetretenen — bildete ſich eine in hohem Grade eigenartige Religion aus, in welcher allerlei Anklänge an den chriſtlichen Kultus eng mit altem Aberglauben und mit den Reſten des Heidenthums verquickt ſind.

Einige im Gedächtniß der Oſſeten noch lebende Heilige der griechiſchen Kirche fanden ihren Platz innerhalb der dunkeln Volksmythologie. Wichtige von der Kirche gefeierte Tage vereinigten ſich mit Feſttagen, welche zu Ehren der heidniſchen Götter begangen wurden. Mit Gebeten zu Chriſto oder zur Gottesmutter weihete man die Opfer, welche beliebigen Idolen oder Bäumen und Steinen dargebracht wurden. Wirkliche Prieſter hatten die Oſſeten nicht; eine innere kirchliche Organiſation fehlte. Das was die Kirche von ihnen verlangte, die Erfüllung gewiſſer Religionsgebräuche, wurde entweder den Nachkommen früherer Prieſter oder auch anderen beliebig gewählten Perſonen übertragen. Den einen wie den anderen fehlten jegliche Aufzeichnungen, Vorſchriften und Bücher; ſie waren auf das beſchränkt, was ihnen ihr Gedächtniß bot, und da iſt es denn leicht verſtändlich, daß von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr die kirchlichen Gebräuche oder Gebete ſich veränderten, ja entſtellt wurden. Dieſe Erb- oder Wahlprieſter, welche genau genommen nur Vorſteher der Volkstempel waren und verſchiedene Namen, Dekanoſen, Paparen, führten, wurden ganz allmälig, wie es ſelbſtverſtändlich war, zu erbittertſten Feinden des Chriſtenthums; dahin brachte ſie ihr Eigennutz und ihr perſönlicher Vortheil, denn im Chriſtenthume war für ſie kein Platz.

Es iſt nicht ohne Intereſſe näher auf den originellen halbheidniſchen Kultus der Oſſeten einzugehen:

In jedem oſſetiſchen Aule iſt unbedingt ein Thurm, welcher den Namen „Arwägd" führt; hier in dieſem Thurm wohnt nach dem Glauben der Oſſeten ein den Aul bewachender Geiſt, der Schutzgeiſt des Auls, welcher Kau-ſad heißt, mitunter auch ſelbſt Arwägd genannt wird. Iſt kein Thurm vorhanden, ſo iſt irgend ein Haus ihm geweiht und heilig. Alljährlich opfert jedes Haus eines Aules dem Kau-ſad als dem Schutzpatron oder Schutzengel ein junges Lamm; mitunter geſchieht das in beſonderen den Schutzengel des Auls geheiligten Tempeln. Jede Familie opfert ſo viel Kälber dem Kau-ſad, als im Jahre Knaben in der Familie geboren wurden. Für die Gebirgsaule hat eine andere Gottheit, „Chuzaudſuar" (wörtlich „der göttliche Heilige"), die Bedeutung eines Beſchützers. Auch zu ihm betet man, ihm opfert man, doch nur von Seiten eines Auls. Die ihm geheiligten Tempel liegen ſtets höher als die Aule auf den Bergen; der Oſſete nähert ſich dem Tempel nur zu Fuß, meiſt barfüßig. Die Rolle des Opferprieſters übernimmt der Aelteſte der Gemeinde, er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel iſt klein, niedrig, dunkel, ohne Fenſter und ohne jegliche Ausſchmückung; im Innern ein ſteinerner Opferaltar, beſetzt mit einigen Gläſern Bier und verſchiedenen Amuleten. Auch die Gebirgsoſſeten opfern dem Chuzaudſuar ſo viel Ziegen- oder Schafböcke als ihnen Kinder geboren ſind und als ſie Töchter verheirathet haben. „O du Schutzgeiſt unſeres Auls! beſchirme mit deinem rechten Flügel die in dieſem Thal geborenen und dir dargebrachten Kinder, damit keine Krankheit ſich ihnen nahe!" ſo beten die Mütter.

Alle mit Opferdarbringungen, mit Tanz, Geſang, Spiel und Schmauſereien verbundenen Feſte heißen „Kuwd".

Viele ſolcher Feſte ſind chriſtlichen Heiligen gewidmet und werden an denſelben Tagen wie bei den rechtgläubigen Chriſten gefeiert. So z. B. kennen die Oſſeten die Jungfrau Maria; ſie nennen ſie Mutter Maria „Mady-Mairam" und glauben, daß Maria in irgend einem heiligen Felſen oberhalb der Aule wohnt; hierher führen ſie die jungen Mädchen und Frauen, um ſie dem Schutz Maria's anzuempfehlen. „Mady Mariam, gieb unſerer jungen Braut ſoviel Knaben als Kugeln und ein einziges blauäugiges Mädchen." Dabei werfen die Jünglinge Kugeln und kleine Kieſel an den heiligen Felſen.

[1]) Die Oſſeten, auch Oſſetinen und Oſſen genannt, ſind ein Gebirgsvolk, welches, nach den neueſten Beſtimmungen des Herrn N. von Seidlitz 110 914 Individuen ſtark, die höchſtgelegenen Thäler des Kaukaſus um den Kasbek herum bewohnt, der größere Theil am Nordabhang weſtlich von Wladikawkas und der bekannten gruſiniſchen Militärſtraße, ein kleiner Theil am Südabhang. E. Markow hat kürzlich ihre Aule beſucht, und im Folgenden geben wir auszugsweiſe wieder, was er von ſeinen Erfahrungen und Studien im „Golos" (1881, Nro. 70 und 80) mitgetheilt hat, mit Weglaſſung ſeiner Einleitung, worin er unhaltbare Dinge über eine nähere Verwandtſchaft der Oſſeten und Germanen vorträgt. Wir wiſſen jetzt, daß ihre Sprache zur eraniſchen Gruppe der indogermaniſchen Völker gehört und ſich am nächſten an das Pahlawi und Armeniſche anſchließt. Sie ſelbſt nennen ſich Iron, welches Wort mit Eran (Iran) identiſch iſt, während der Name „Oſſeten" vom georgiſchen „Oſethi" ſtammt, der Bezeichnung des von den „Os" bewohnten Landes. Nach ihren Traditionen und den Nachrichten der Georgier ſollen ſie einſt bis an den Don (dieſes Wort ſelbſt iſt oſſetiſch und bedeutet „Fluß") gereicht haben und in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Batu-Chan in die Gebirge zurückgeworfen worden ſein. Vergl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl., S. 526 f.

Beſonders verehrt wird der heil. Elias; er iſt der überall populäre Schutzpatron der Ernte, der Gott des Getreides, aber auch der Gott des Donners und des Blitzes. Die Oſſeten nennen ihn Jelja (Ruſſ. heißt er Ilja) oder Uazilla. Sie bringen ihm unter Beobachtung verſchiedener Ceremonien auf langer Stange den Kopf und die Haut eines geopferten Böckleins dar an der Stelle, wo der Blitz eingeſchlagen, und rufen dabei im Chor: „Heiliger Elias, erbarme dich unſer.“

Zu Ehren des Uazilla oder Jelja wird auch der „Getreidetag“ (chory-bon) beim Beginn der Feldarbeit im Frühling mit allerlei Ceremonien gefeiert; jeder opfert etwas an Speiſe und Trank; einer der Aelteſten fungirt als Opferprieſter und betet zuerſt zu Gott, dann zu Uazilla: „Uazilla, heute iſt dein Tag und wir bitten dich, hilf uns, mache es, daß ſich unſere Scheunen reichlich füllen mit Weizen, Hirſe und Hafer!“ — „Amen!“ rufen alle Anweſenden. Außerdem wird auf allgemeine Unkoſten der beſte Stier der Herde dem Uazilla geweiht; das Zeichen des Kreuzes wird dem Stiere auf die Stirn gemacht, wenn man ihn am Tage der Ernte niederſticht.

Iſt der heilige Elias der Schutzpatron der Wirthſchaft, ſo iſt der heilige Georg der Schutzpatron der Krieger, wie überhaupt der auswärtigen Angelegenheiten. Er heißt oſſetiſch Uaſtyrdſhi (d. h. der Heilige der Männer). Die Oſſeten denken ihn auf einem weißen Roſſe ſitzend als einen ausgezeichnet bewaffneten und kühnen Reiter. Uaſtyrdſhi liebt die Tapfern, aber grauſam ſtraft er die Diebe, die Eidbrüchigen, die Meuchelmörder; er iſt aber — wie bei Ruſſen — der Schutzpatron der Thiere. Die Oſſeten bauen ihm beſondere Tempel hoch über ihrem Aul, damit er von da oben bequem die Pferde und Rinder bewachen könne. Ende November (23. November iſt der Tag des heiligen Georg) kommen Abgeſandte aus jeder Familie, bringen Speiſe und Trank zum Opfer dar: „O großer Gott der Götter! hilf unſerm Volke! o Uaſtyrdſhi an dem heutigen Dir geheiligten Tage ſind dieſe Leute hier zu deinen Füßen erſchienen, um Dir, dem Beſchützer und Richter aller, ihre Ehrfurcht zu bezeugen.“ So betet der Aelteſte aller Anweſenden und dieſe, im Kreiſe ſtehend, ſprechen Amen! Dann beſteigen ſie ihre Roſſe und reiten mit Gebet um den Tempel: „Uaſtyrdſhi, wache über uns und über unſere Pferde.“

Der heilige Nikolaus (der Gerechte) wird unter dem Namen „Mikal-Gabyrt“ gemeinſchaftlich mit einem unbekannten Heiligen, „Rekoma“, verehrt; die ihm geweihten Tage ſind die chriſtlichen: 6. December und 9. Mai.

Die Oſſeten haben ſich ferner den Glauben an beſtimmte Schutzpatrone der einzelnen Thiere bewahrt; ob das Schutzheilige der chriſtlichen Kirche ſind oder heidniſche Gottheiten niederen Ranges, iſt nicht in jedem Falle zu entſcheiden.

Oswati iſt der Schutzpatron der Steinböcke, der Hirſche, Rehe, kurz des Jagdwildes. Der Oſſete wird nicht früher ein Thier aus der Herde Oswatis tödten, bevor er nicht die Erlaubniß dazu ſich erbeten. Drei Käſekuchen als Opfer legt der Jäger auf einen Stein und ſpricht dabei: O Oswati! ich, ein armes Geſchöpf Gottes, nahe mich dir in der Hoffnung, daß du meine Gebete erhörend mir aus deiner Herde einen armſeligen Hirſch oder ein Reh ſchenkſt; ich flehe dich an, ſiehe herab von deiner Höhe auf mich und überlaß meiner Flinte wenigſtens ein altes, dir unnützes Thier!

Tutyr iſt Schutzpatron gegen Wölfe; zu ihm beten die Oſſeten unter Darbringung einer Ziege als Opfer, daß er die Herde vor den Wölfen ſchütze dadurch, daß er die Wölfe verjage.

Falwara beſchützt die Schafe: er iſt der Gott der Schafe (wie bei den Ruſſen der heilige Mamontij).

Saudſnar: der Heilige der ſchwarzen Wälder oder der ſchwarze Heilige, gilt als Beſchützer der Wälder.

Die Oſſeten glauben aber auch an verſchiedene „Götter“ der Krankheiten, z. B. Nym, den Gott der Seuchen oder epidemiſcher Krankheiten; Alardy iſt der böſe Heilige, welcher den Leuten die Pocken bringt.

Tchoſt iſt der böſe Geiſt der Oſſeten.

Banaty-Chizau iſt der Hausgeiſt; zu ihm betet man bei Hochzeiten, wenn die Braut in das Haus des Bräutigams geleitet wird.

Aber man betet auch zu einem Gott des Verſtandes, der Liebe, zu einem Heiligen, welcher die Wagen vor dem Umfalle ſchützt, zu einem Heiligen des Rückens und des Bauches! Kurz, es giebt keinen Gegenſtand im Leben der Oſſeten, der nicht ſeinen „Gott“ oder ſeinen „Heiligen“ hätte. Die oſſetiſchen Zauberer und Wahrſager, wie die Perſonen, welche die Ceremonien bei der Eheſchließung und der Beſtattung leiten, wenden ſich mit ihren Bitten und Beſchwörungen zu Heiligen ohne Zahl; zum „Heiligen des Spinngewebes“, zum „Heiligen der Haare und Nägel“, zum Heiligen der Gräſer und der Winde, zum Heiligen der Käfer, der Würmer und der Schlangen.

Im Gegenſatz zu den bisher mitgetheilten heidniſchen Reminiſcenzen iſt die Kunde von Chriſtus dem Heiland ſehr ſchwach bei den Oſſeten; ſie halten die großen Faſten und feiern Oſtern, aber ohne dem Feſte eine große Bedeutung zu geben.

Die alten Leute ſagen, daß Tſchiriſti (Chriſtus) denjenigen Menſchen, welche faſten, nach dem Tode einen Platz in „Dſeneta“ (d. h. Paradies) anweiſen. Sie tödten zu Oſtern ein junges Lamm, nachdem ſie demſelben mit einem Holzſcheit das Kreuzeszeichen auf die Stirn gemacht haben. Das in der Oſternacht geſchöpfte Waſſer wird hoch geſchätzt. Die Frau, welche früher als die anderen Waſſer geſchöpft hat, gilt als glücklich. Früh Morgens gießen die Weiber von dieſem Waſſer in Mehl, um daraus „Tſchureki“ zu backen; dabei ſingen ſie: O ihr Waſſerheiligen, ihr reinen Waſſerjungfrauen und du heiliges Oſterfeſt, erfüllt dieſes Haus mit den Gütern der Welt und verfahrt mit mir ſo wie mit derjenigen, welche zu guter Stunde das Waſſer ſchöpfte. O du heiliges Oſterfeſt, ſüß und lieblich ſollen dir die Kuchen („Tſchureki“) ſein! O Tſchiriſti, alle hoffen auf dich, daß du den Seelen im Paradies ihren Platz giebſt u. ſ. w.

So kommt der Name Chriſti in eine Reihe mit Waſſerjungfrauen!

Von Gott, als dem Weltenſchöpfer, haben die Oſſeten gewiſſe Vorſtellungen. Wenn ſie ihm einen Stier opfern, ſo betet der Aelteſte folgendermaßen: Ehre dir, o Gott, Ehre dir, o Gott der Götter! Du haſt alles erſchaffen: die Engel und die Heiligen, alles Sichtbare und Unſichtbare! O Gott, du haſt die Zeiten, die Jahre und die Tage geſchaffen; dich bitten wir, ſchicke uns gute Zeiten, Jahre und Tage! O Gott, ſättige mit Gras unſere Thiere, mit Brot deine Menſchen! O Gott, mache, daß vor dir keine Hungrige und Armen ſind, o Gott, und wenn in jener Welt irgend etwas iſt, ſo laß uns auch deſſen theilhaftig werden!

So iſt Heidenthum und Chriſtenthum eng verbunden mit einander in der religiöſen Anſchauung der Oſſeten. Jeder Schritt auf dem Lebenswege der Oſſeten iſt begleitet von Beſchwörungen und Gebeten und der Zauberer hat größere Bedeutung als der Prieſter. Der kraſſeſte Aberglaube herrſcht, wohin wir blicken; in den religiöſen Gebräuchen, in den Spielen, vor Gericht. Heute noch tritt

ein angeklagter Oſſete vor ſein Gemeinde-Gericht (Richas) mit einem Hunde oder einer Katze auf der Schulter, ſeine Unſchuld betheuernd; er iſt feſt überzeugt davon, daß im Fall der Schuld die Katze oder der Hund in jener Welt ihn ewig quälen werden.

Bis auf den heutigen Tag exiſtirt bei den Oſſeten der entehrende Gebrauch, einen Mörder dem Ermordeten in jener Welt auf ewig zum Knecht zu geben, d. h. den Mörder zu einem „Faldyſt“ zu machen, zu einem aller Menſchenrechte verluſtig gegangenen Weſen, welches von allen verachtet wird mehr als jegliches Thier.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## VII.

### Hinterindien.

Wir haben die Grenzen Hinterindiens in einem frühern Aufſatze dieſer Reihe (ſ. Bd. XXXIX, S. 135) geſtreift, wo wir von den noch mit Barbaren gemiſchten ſüdlichen Grenzprovinzen Chinas und ſpeciell von Jünnan ſprachen. Schon über die Grenze hinüber führen uns die halb nach China und halb nach Birma zu tributären gegen die birmaniſche Grenze zu liegenden drei kleinen Fürſtenthümer der Payi, welche von eingeborenen Häuptlingen unter Oberaufſicht chineſiſcher Beamten regiert werden. Margary, welcher ſie auf ſeiner verhängnißvollen Reiſe nach Jünnan beſuchte, bezeichnet die Bewohner als Miſchlinge zwiſchen den eingeborenen Schan oder Laos und den vor etwa 500 Jahren koloniſirend hierher gewanderten Chineſen. Aber in ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten ſind ſie nach ſeiner Schilderung ſehr wenig chineſenartig. Sie haben auch ihre Sprache und eine eigene Schrift beibehalten, welche von links nach rechts geſchrieben wird. Die Berge nach Bhamó zu werden von einem minder reichen und gebildeten Stamme bewohnt, der im Gegenſatz zu dieſen Payi faſt ganz die chineſiſche Tracht angenommen hatte. Die Ereigniſſe, welche mit der Sladen- und Margary-Expedition verknüpft waren, haben deutlichſt gezeigt, daß der chineſiſche Einfluß hier ſchwach iſt, und thatſächlich müſſen ja die Handelskarawanen zwiſchen Momien und Bhamó ſich den Durchlaß von einheimiſchen Häuptlingen erkaufen.

Von Birma ſelbſt liegt in Betreff der dortigen faſt ausſchließlich dem Handel gewidmeten, chineſiſchen Kolonien in Mandaleh, Bhamó u. a. O. wenig Neues von Belang vor. Der Grosvenor-Miſſion, welche dieſe Gegend 1876 beſuchte, verdankt man indeß einige neuere Angaben über die Entwickelung des hieſigen Handels. Selbſt in Momien fand dieſelbe die Magazine „verhältnißmäßig reich ausgeſtattet mit europäiſchen Waaren, die aus Bhamó kamen und hauptſächlich aus Shirtings, Broad Cloth, Camlets, Dutch Camlets und Long Ells beſtanden“ (Mitth. in einer Depeſche Wade's, d. d. Peking, 9. Oct. 1876). Wie zu Hannay's (1835) und Yule's (1855) Zeit waren die Chineſen die hauptſächlichſten Träger des Handels von Bhamó, aber ihre Ausfuhr über Bhamó nach Birma beſteht nicht mehr hauptſächlich aus Seide, ſondern jetzt wird in erſter Linie Opium genannt, dann Metallwaaren, Auripigment, getrocknete Früchte und andere Kleinigkeiten, während auf dieſem Wege nach China hauptſächlich Rohbaumwolle birmaniſcher Erzeugung (circa 25 000 Ballen) und Salz aus Britiſch-Birma (1000 Maulthierladungen) geht. Den Werth dieſes Handels, wie er 1876 ſtand, ſchätzte Kapt. Cooke auf nicht mehr als 250 000 Pf. St. Aber doch fand Davenport ſchon zu dieſer Zeit auch europäiſche Waaren, welche über Birma gekommen waren, in Talifu. Die Entvölkerung Jünnans in Folge des langjährigen Panthay-Krieges iſt eine noch heute nachwirkende Urſache von Rückgang des Handels über Bhamó, dem Yule ſchon 1855 einen Werth von 8 bis 9 Mill. Mark zugeſprochen. Jünnan iſt das Hauptabſatzgebiet für aus Birma kommende Waaren; die birmaniſche Baumwolle trifft hier mit der von Hupeh und die engliſchen Zeuge aus Rangun mit über Szetſchuen kommenden ruſſiſchen Tuchen zuſammen. Ob irgend welcher beträchtlichere Handel ſich auf dem direkten Wege Theini-Madeh-Mandaleh bewegt, deſſen in mehreren Berichten engliſcher Agenten in Birma gedacht iſt (vergl. Papers connected with the Trade between Brit. Burmah and W. China. London 1876, p. 42 seq.), iſt nicht bekannt, ebenſo wenig, ob die Erkundigungen Ney Elias' über verſchiedene außer der Momien-Straße von Jünnan nach Bhamó führende Wege (Journal R. Geogr. Soc. 1876, p. 200) praktiſchen Erfolg gehabt haben. Bei dem Uebergewicht, welches der Irawaddi-Weg ſeit der Ausdehnung der Dampfſchifffahrt bis Bhamó gewonnen, iſt erſterer Weg trotz des Vortheiles, den er hat, in der Nähe der Landeshauptſtadt auszumünden, für den großen Handel kaum mehr in Betracht zu ziehen. Es dürfte auch künftighin Bhamó, das ſchon 1868 die für dieſe Gegenden beträchtliche Zahl von 4000 bis 5000 Einwohnern umfaßte, worunter eine nicht ſpecificirte große Zahl von Chineſen, Mittelpunkt des chineſiſch-birmaniſchen Handels bleiben, und die kleinen chineſiſchen Handelskolonien in Mandaleh, Rangun und anderen Orten nehmen bis heute eine viel weniger bedeutende Stellung ein. Ebenſowenig iſt es gelungen, den Handel zwiſchen China und anderen Binnenplätzen Hinterindiens mehr nach den Küſtenplätzen herabzuziehen, wie man am allermeiſten für das Salwin-Gebiet, Martaban und Maulmein, gehofft hatte. Zimmay (Schiengmay, Zimme), Theini, Kiangtung, Kianghung ſind derartige Binnenplätze, wo Chineſen aus Jünnan und Tongkin Seide, Kupfer und andere Waaren (und wohl nicht am wenigſten Opium) gegen Landeserzeugniſſe austauſchen. Selten kommen ſie von da bis nach den Küſtenplätzen herab. Doch traf z. B. Lord Mayo 1872 in Maulmein 54 Panthays, die in 100 Tagen aus Maingſhai (?) in Jünnan über Theini und Tongu gekommen waren, und dann und wann kommen nach derſelben Stadt Händler aus Tongkin. Aber es haben ſich keine chineſiſchen Kolonien hier gebildet, wie die Engländer im Intereſſe der Entwickelung des Salwin-Handels wünſchten. Die Zahl der Schans aus den Grenzgebieten, welche um Handel zu treiben den Salwin herab-

kommen, ist dagegen nicht unbedeutend; sie haben chinesische Sitten und werden deshalb in Britisch-Birma als „Chopstick-Schans“ bezeichnet. Außer ihnen sind als Händler in diesen Gebieten noch die Birmanen zu nennen, wahre kaufmännische Nomaden, welche in allen Binnenplätzen des innern Hinterindiens den Chinesen mit scharfer Wettbewerbung entgegentreten und vorzüglich in Zimmay einen beträchtlichen Handel treiben. Indessen ist in der einzigen Beschreibung dieses Platzes, die wir kennen (von Lieutenant H. S. Poole, Siamese Government Survey im Bangkok Calendar 1869), der ständig hier ansässigen Chinesen als der ersten Kaufleute gedacht, und unter den Einfuhren wird in erster Linie Rohseide aus Jünnan genannt, welche zu den in Menge hier gefertigten seidenen Sarongs verarbeitet wird. Die Ernennung eines englischen Agenten für Zimmay (1874), zunächst wegen der hier sehr wichtigen Teakholz-Schlägereien, bezeichnet genügend die Bedeutung dieses Platzes von angeblich 20 000 Einwohnern. Ueber Kianghung ist die für die Geschichte der chinesischen Auswanderung nicht unbedeutende Thatsache der 1877 geschehenen Ansiedelung von 3000 flüchtigen Panthays aus Jünnan auf dem Gebiete dieses Schan-Fürstenthums zu verzeichnen. Diese Flüchtlinge sollen nach langem Widerstande der eingeborenen Häuptlinge endlich zwei Gemeinden gegründet haben. In Kiangtung wiegt der chinesische Kultureinfluß in der Bevölkerung längst vor, wie wir aus der Geschichte der französischen Expedition von 1867 wissen. Beide Gebiete haben seit Jahrhunderten eine bald schwächere, bald stärkere Zumischung chinesischer Elemente erfahren, die in Zeiten wie denen des Panthay-Aufstandes zu vielen Tausenden anschwollen, so daß man wohl annehmen darf, daß hier die längst im Werke befindliche allmälige Chinesisirung in den letzten Jahrzehnten nur noch zugenommen habe.

Siam wird stets als der chinesenreichste Staat Hinterindiens bezeichnet, aber noch immer haben wir nicht die geringste Möglichkeit einer auch nur annähernden Schätzung des von den verschiedenen Autoritäten auf 400 000 bis 1 500 000 geschätzten chinesischen Antheiles der gewöhnlich zu 5 Mill. veranschlagten Gesammtbevölkerung. Nur vermuthen kann man, daß jene Zahlen beide zu hoch gegriffen sein möchten. Eine wirthschaftlich sehr hervorragende Rolle wird ihnen noch immer zugewiesen und ihr Einfluß wird allgemein anerkannt, wiewohl die früheren innigen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen sich gelockert haben, wie die Einstellung der Tributzahlungen Seitens Siams an China erkennen läßt. Auch in Siam selbst gab es einige Konflikte zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten.

So wenig wie früher zeichneten sich die hiesigen Chinesen durch gesetzliches Betragen aus und waren gefürchtet wegen ihrer Gesetzlosigkeit. Der König hatte 1879 in der Geburtstagsrede an seine Agnaten und Oberbeamten hervorzuheben, daß Seine Excellenz Phya Montri, Kommissär für Trany, Pucket und die anderen siamesischen Provinzen im Westen der Halbinsel Malacca, im Stande gewesen sei, die chinesischen Verschwörer zu entdecken, welche den Vorstand des Bezirkes Krabi ermordet hätten, und daß dies gelungen sei, ohne eine „allgemeine Beunruhigung der chinesischen Ansiedler hervorzurufen“. Fast jedes Jahr ist eine oder die andere Provinz von Chinesen-Unruhen heimgesucht. Im Sommer 1877 hatten die Siamesen sogar eine Korvette mit Truppen nach Tonkah und einigen benachbarten Plätzen zu senden, wo ein Chinesen-Aufstand gefährliche Ausdehnung anzunehmen drohte. Kleinere Häfen von Siam, wie Kamput, sollen dann und wann von chinesischen Piratenflotten, meist aus Hainan stammend, blockirt werden.

Auch ihre wirthschaftliche Thätigkeit gab häufig zu Beunruhigungen Anlaß. So sah man voraus, daß die Errichtung von Reismühlen durch Chinesen in den Erzeugungsgebieten zu dem bei jenen so beliebten System der Vorschüsse auf zu hoffende Ernten und damit sehr bald zum Ruin einer ganzen Menge von Reisbauern führen müsse. Ein Gesetz ward von der Regierung erlassen, um diesem Uebel zuvorzukommen. „Da aber,“ wie der britische Konsularbericht aus Bangkok für 1877 sagt, „der Erlaß eines Gesetzes hier eine ganz andere Sache ist als seine Durchführung, so kann als Ergebniß desselben mehr Schaden als Nutzen vorausgesehen werden.“ So dringen sie auch im Innern immer weiter vor. J. Thomson (Straits of Malacca, Indo-China and China 1875) fand sie z. B. bereits in größerer Zahl in Paknam-Kabin, wo sie aus Battabong und weiter aus dem Innern kommende Elephantenkarawanen aufhalten und sie veranlassen, einen Theil ihrer besten Ladung (Hörner, Häute, Seide, Kardamomen, Dammar und dergleichen) gegen Salz und Erzeugnisse chinesischen und europäischen Gewerbfleißes zu vertauschen. Daß sie in den Hafenplätzen stark vertreten sind, versteht sich von selbst. Nächst Bangkok scheint Kamput die größte Zahl von Chinesen zu beherbergen. Auffallend ist, daß die Berichte über die 1879 und 1880 in Siam (zwischen Tschantabun und Pratambong) entdeckten Saphirlager nichts von chinesischen Ausbeutern sagen, die doch sonst das Monopol jeder Art Bergbau in Siam hatten. Es werden im Gegentheil nur Birmanen und Rangunleute als Arbeiter genannt. Der chinesisch-siamesische direkte Handel hat sich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Es gingen 1879 für 572 897 Piaster von Siam nach China und kamen von hier nach Siam für 168 315. Das Meiste vermittelt Singapur. Die vortheilhafte Stellung, welche den Chinesen das siamesische Steuersystem zuweist, wird auch in neueren und neuesten Berichten aus Siam stets hervorgehoben. Die siamesische Regierung verlangt von allen Einwohnern ihres Landes mit Ausnahme der Indier, Chinesen und Europäer (und Amerikaner) außer den Steuern auch eine persönliche Arbeitsleistung von 1 bis 3 oder mehr Monaten im Jahre, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Geschäft. Wer dazu unfähig ist, muß entsprechende Summen zahlen. Die Chinesen zahlen außer den gewöhnlichen Steuern alle drei Jahre eine Kopfsteuer. Der Tatuirung sind sie nicht unterworfen. Aber alle Siamesen werden mit einer Tatuirung, gewöhnlich auf dem Arm, versehen, welche je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer oder der andern Provinz und, wenn sie Sklaven sind, auch ihre Angehörigkeit bekundet. Die vorige Regierung brachte ihre Tatuirung auf dem hintern Theile des Armes an, während die jetzige den vordern wählt. Der Exregent besuchte im Frühling 1880 eigens die Südwestprovinzen, um der dortigen feierlichen Tatuirung anzuwohnen, welche seit 20 Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Ein trauriges Bild des Zustandes der niedersten Klassen der chinesischen Einwanderung entwarf ein Brief in den „Straits Times“ im März des letzten Jahres, wo es hieß: „Wir bemerken in dieser Zeit (d. h. um die Zeit des chinesischen Neujahrs) einen starken Zufluß von Einwanderern aus dem übervölkerten China, welche den Versuch machen wollen ihre Lebenslage zu bessern in einem Lande, welches Raum für Millionen hat. Aber viele von diesen Einwanderern werden bei der Ankunft von ihren durchtriebenen und gewissenlosen Landsleuten verführt, welche ihnen die Ueberfahrt zahlen und ihnen einen zeitweiligen Unterschlupf gewähren und indem sie dieselben dann zu Hasardspiel und Opiumrauchen verführen, sich weitgehende Ansprüche auf

das erwerben, was diese sich etwa später verdienen werden. Aus der Mehrzahl dieser Armen wird nie etwas Rechtes; sie verkommen, erkranken, verlieren zuletzt allen Halt im Leben und gehen elend zu Grunde. Ihr einziger Erwerb ist zuletzt der Bettel, oder sie können im glücklichsten Fall ein ärmliches Leben fristen, indem sie in den Salahs siamesischer Tempel mit Abfällen vom Tisch der Mönche gefüttert werden. Für Französisch-Cochinchina haben die genaueren Ermittelungen der französischen Behörden zwar eine viel geringere Zahl von Chinesen (s. u.) nachgewiesen, als man früher vermuthet hatte, aber dieselben sind von viel größerm Einfluß als diese Zahl aussagt, die übrigens insofern zu täuschen geeignet ist, als die Minh-Hung, die Mischlinge zwischen Chinesen und Cochinchinesen, Leute, die nach Aussehen und Sitten ganz chinesisch, an Zahl die eigentlichen Chinesen wohl noch übertreffen. Der englische Konsularbericht für 1879 sagt von ihnen: „Die Minh-Hung sind zahlreich und ihre Stellung muß näher bestimmt werden; es ist eine Kommission niedergesetzt worden, um sich mit dieser Angelegenheit zu befassen." Es macht wohl keinen Anspruch auf Genauigkeit, wenn Dutreuil de Rhins (Annam et les Annamites 1879, p. 9) von Cholen sagt: Von den 80 000 Einwohnern sind die Mehrzahl Annamiten, 15 000 Chinesen, der Rest Chinesenmischlinge. Nach Lemire (Cochinchine Française 1877, p. 307) waren sie „depuis peu" ganz mit den Annamiten verschmolzen worden, was sie aber selbst am wenigsten befriedigte, denn sie schlagen ihren Vätern mehr als ihren Müttern nach. Was wichtiger, ist der zunehmende Einfluß der Chinesen im ganzen Außenhandel von Saigon und auch vielfach im Innenhandel der Kolonie. Hören wir aus vielen, die sich darüber geäußert, eine anscheinend ganz parteilose Stimme über diese Entwickelung. Im London and China Telegraph Nro. 723 von 1877 schilderte ein englischer Kaufmann die Stellung der Chinesen in Cochinchina auf Grund längerer Erfahrung als eine von Jahr zu Jahr sich verstärkende und in demselben Maße immer mehr den einheimischen Handel absorbirende und den europäischen einschränkende. „Die Chinesen," sagt er, „ziehen zusehends den chinesischen Handel an sich; selbst die europäischen Häuser machen ihre Geschäfte hauptsächlich durch chinesische Compradores, welche von ihnen die Mittel und Wege des Handels erlernen, und dann eigene Häuser gründen, und vermöge sparsamerer Geschäftsführung bald ihre alten Herren übertreffen. Die chinesischen Kaufleute, im Ganzen genommen, verdrängen unsere altangesessenen Firmen und die alten Handelsfürsten des Ostens verlassen in vielen Fällen den Schauplatz. Bemerkenswerth ist die Angabe, daß die chinesischen Kaufleute keineswegs engherzig sind, wenn es gilt, durch rechtzeitigen Aufwand einen guten Gewinn zu machen. Das zeigt sich gerade in Cochinchina, wo sie oft in der Lage sind, europäische Dampfer auf Zeit zu chartern, die sie dann durch Beschenkung des Kapitäns zur größtmöglichen Eile, d. h. Ausnutzung der Charterzeit, zu veranlassen wissen. Europäische Kapitäne sind daher oft gar nicht ungern von Chinesen beschäftigt. Cholen (auch Cholon und Cholens geschrieben) am untern Saigon ist jetzt mehr als je fast ausschließlich chinesische Handelsniederlage, wo in ausgedehnten Gewölben ihre tausenderlei Waaren lagern, die in großen etwa 1000 Pikuls haltenden Lastschiffen von oder nach Saigon gerudert werden."

Wenn auch die Chinesen dieser Kolonie manchmal durch unkluge Maßregeln der französischen Verwaltung bedrückt wurden, so erfreuen sie sich doch noch immer der Werthschätzung, welche ihre wirthschaftlichen Talente und Neigungen gerade inmitten eines so trägen Volks wie der Cochinchinesen besonders verdienen. Zeugniß davon legte ein Bericht ab, in welchem der Gouverneur von Cochinchina eine Anfrage seines neukaledonischen Kollegen mit Bezug auf die Räthlichkeit der Zufuhr von Chinesenarbeit nach dieser Insel beantwortet: „Die Chinesen," heißt es darin, „waren und sind von großem Nutzen für uns; sie sind mäßig, kräftig, verständig und arbeitsam. Wir finden in ihnen in der Regel tüchtige Handwerker und Arbeiter, während sie als Kaufleute thätig und geschickt sind." Es konnte als eine Vergünstigung der Chinesen in Cochinchina gelten, daß 1879 der Mittelpunkt ihrer Geschäfte, Cholen, zu einer eigenen Stadt erhoben wurde; durch einen blutigen Straßenkampf, der 1880 zwischen 400 Kantonesen und ebensoviel Fukian-Männern hier ausgefochten ward, lohnten sie diese Vergünstigung übel [1]). Dagegen bewahrheitete sich bis jetzt noch nicht das wohl nicht ganz unbegründete Gerücht, daß China einen Generalkonsul für Saigon ernennen werde. Die große Zahl der in Cochinchina lebenden Chinesen, die von Einigen früher bis zu 1/4 der Gesammtbevölkerung von circa 1 600 000 veranschlagt wurde (amtlich aber für 1878 zu 46 000 angegeben ward; 1876 erst 36 600), würde eine solche Maßregel rechtfertigen und es würde bei der tiefwurzelnden Achtung der Chinesen vor ihren Beamten dieselbe wohl dazu beitragen, gewisse Mißbräuche auszurotten, wie z. B. die Masseneinfuhr von in China gefälschtem annamitischen Geld über Cochinchina nach Annam (1879 wurden in Hongkong 420 000 Käsch solcher Münzen auf einmal konfiscirt), die ewigen Streitigkeiten der verschiedenen Geheimgesellschaften und dergleichen.

Ueber die Chinesen in Kambodscha entnehmen wir Folgendes einigen zerstreuten neueren Mittheilungen Harmand's im Bulletin der Pariser Geogr. Gesellschaft. Die Chinesen sind überall verbreitet, man findet sie in dem kleinsten Dorfe. Sie vertheilen sich in zwei Kategorien. Die einen, seit langer Zeit in dem Lande ansässig, sind Mischlinge, welche physisch vieles von ihrem Ursprung beibehalten haben, sich aber auffallend durch ihre Sitten, Gewohnheiten und ihren Aberglauben den Kambodschanern nähern, denen sie sogar noch überlegen sind. Sie widmen sich dem Acker- und Bergbau und dergleichen, scheinen sich aber wenig um den Handel zu kümmern. Harmand spricht sich zwar nicht über ihre Zahl u. s. f. mit Bestimmtheit aus, als über einen Gegenstand, den er nur oberflächlich studirt habe, glaubt aber, daß bei der chinesischen Auswanderung Kambodscha jetzt beliebter sei als je, und daß ihre Ansiedelung dort fest begründet ist; die Zahl der jungen Männer und Kinder ist weit größer als die der Erwachsenen. Was die Frauen anbelangt, die aus dieser Mischung hervorgegangen, so hat der Reisende kaum welche bemerkt; was bei diesen Mischlingen ein noch größeres Mißtrauen gegen Fremde als bei den Kambodschanern beweisen würde.

Die zweite Gattung Chinesen besteht aus vorübergehend sich aufhaltenden Händlern aus Händlern, die von Pnom-Peng oder aus Französisch-Cochinchina kommen, um Baumwolle, Wachs, Seide und anderes zu kaufen. Fast alle gehören den Geheimbünden von Hainan und den Pho Kien an. Die einen leben in ihren Barken, die anderen haben in den reichsten Dörfern eine Art Absteigequartier, das ihnen als Lager und Magazin dient.

Diese Chinesen sind von der Bevölkerung und selbst von den Mandarinen gefürchtet; ihre Unverschämtheit ist erstaunlich; man hat Beispiele, daß sie den Gouverneur der Provinz in seinem Hause in Gegenwart der Bevölkerung beleidigten, ohne daß dieser gewagt hätte, sie ergrei-

[1]) Die ausführlichste Beschreibung von Cholen findet man bei Lemire a. a. O. S. 306 f.



Digitized by Google

ſen zu laſſen. Man hält ſie für die Freunde des Königs; die Pachthöfe, die ſie ſich anzueignen wußten, und ihr Wucher geben ihnen einen Einfluß, welcher im gegebenen Moment ſehr gefährlich werden kann. Die Zahl der Chineſen in Kambodſcha, früher wohl übertrieben (für Pnom-Peng allein 10 000 nach Mouhot und dergleichen), ſcheint bei dieſer innigen Vermiſchung mit den Eingeborenen doppelt ſchwer feſtzuſtellen und dürfte es wohl dieſem Umſtande zuzuſchreiben ſein, daß Harmand, Lemire und andere Schilderer Kambodſchas uns keine präciſen Angaben hierüber machen. Letzterer ſagt nur: Von den 500 000, die man Kambodſcha zuſchreibt, ſind $^7/_{10}$ Kambodſchaner, der Reſt beſteht aus Malayen, Chineſen und Annamiten. Uebrigens wird man, wie erwähnt, ebenſo annehmen dürfen, daß auch die im Vergleich zu früheren Annahmen ſo geringe Zahl von Chineſen, welche in Franzöſiſch-Cochinchina (a. a. O. S. 450) durch die neueren amtlichen Angaben nachgewieſen wird, nur die mehr oder weniger kurz im Lande lebenden, nicht die halb in der Bevölkerung ſchon aufgegangenen umfaßt. Aus demſelben Grunde wird hier überall die Statiſtik der chineſiſchen Bevölkerungsantheile ſo ſchwer, weil eben die Stammes- und Kulturunterſchiede ſich zu leicht verwiſchen, um ſcharfe Grenzen feſthalten zu laſſen. Annam iſt von alter Zeit her in inniger wirthſchaftlicher, früher auch politiſcher Verbindung mit China geſtanden und letzteres hat auch neuerdings, allem Anſchein nach, gegenüber den franzöſiſchen Aſpirationen auf Tongkin ſich bereit gezeigt, alte Rechte, wenigſtens auf dieſen Theil Annams zur Geltung zu bringen. Man hat vermuthet, daß es in den letzten Jahren aus politiſchen Gründen die Auswanderung nach Annam und Tongkin befördert habe, es liegen aber keine Beweiſe dafür vor. Man möchte im Gegentheil aus vereinzelten Angaben ſchließen, daß auch hier eine größere Zahl von Chineſen bereits in der Bevölkerung aufgegangen und die Zahl der Neuzugewanderten nicht mehr ſo groß ſei, wie nach den älteren Angaben zu glauben war. Dagegen ſcheint der moraliſche Einfluß der Chineſen gerade hier noch ein ſehr großer zu ſein. Man höre z. B. was der amtliche Begleiter Dutreuil de Rhins darüber ſagte: „Für die Annamiten ſind die Chineſen Brüder, unſere Sitten ſind dieſelben; aber alle anderen Menſchen ſind Fremde, gefürchtet und gehaßt.“ Dieſer Annamite kannte ſehr wohl die hervorragende wirthſchaftliche Stellung der Chineſen in Saigon und anderwärts; was aber die Eiſenbahnen und Telegraphen anbetrifft, ſo meinte er, daß „die Chineſen, die ſo viele Erfindungen gemacht hätten, ſich ihrer ſicherlich bedienen würden, wenn ſie ſich von ihrer Nützlichkeit überzeugen könnten“ (Le Royaume d'Annam 1879, p. 102). Nirgends wird uns leider ein Anhalt geboten, um die Zahl der im Lande befindlichen reinen Chineſen, geſchweige die der Miſchlinge zu ſchätzen. Im Allgemeinen wird geſagt, daß die Einwanderung abgenommen habe, weil die Mandarinen die Chineſen mit Mißgunſt betrachteten. Aber von früher her ſind ſie ſicherlich weit verbreitet.

Selbſt unter den wilden Khiéro oder Moïs am obern Don-Nai fand Harmand noch einen Chineſen aus Kwangtung, der unter dieſen Naturmenſchen ſelbſt wieder zur Natur zurückgekehrt war, ſeine Sprache faſt vergeſſen und ſeinen Zopf abgeſchnitten hatte. Außerdem glaubt er Spuren chineſiſcher Miſchung in dieſem primitiven Volke zu finden. Die chineſiſche Bevölkerung einzelner Plätze hat Dutreuil de Rhins im Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, 316 seq. angegeben. Demſelben verdanken wir einige andere Nachweiſungen dieſer Art, aus denen hier hervorgehoben ſein mag, daß in der Nähe von Hué in einem beſondern Dorfe 150 chineſiſche Handwerker und Kaufleute wohnen (a. a. O. 1878, I, S. 105). Wir können aus dieſen zerſtreuten Mittheilungen ſo viel entnehmen, daß ſo große Anſammlungen von Chineſen wie in Franzöſiſch-Cochinchina oder Siam hier nicht vorkommen und daß ihre Anzahl im Vergleich zur Größe des Landes viel geringer iſt als in jenen beiden. Ihre Theilnahme an dem Handel Annams zur See iſt dagegen bei der auffallenden Unfähigkeit der Annamiten in allem, was Seeſchifffahrt heißt, ſehr bedeutend. Die chineſiſchen Dſchunken beſorgen den weitaus größten Theil des Küſtenhandels zwiſchen den Häfen von Annam (und Tongkin). In dem zukunftreichſten von dieſen Plätzen, dem von Haiphong, lieſen ſeit ſeiner Erſchließung für den europäiſchen Verkehr (am 15. September 1875 nach den Verträgen vom 15. März und 31. Auguſt 1874) 283 chineſiſche Dſchunken und 56 europäiſche Schiffe ein und es wurde der Werth der chineſiſchen Einfuhren (europäiſche und heimiſche Gewebe, Opium, Seide, Porcellan, Thee u. ſ. w.) bereits auf die Hälfte des Werthes der Geſammteinfuhr geſchätzt. Die Ausfuhren aller tongkineſiſchen Plätze ſind durch die Chineſen nahezu monopoliſirt. Ebenſo ſind ſie die alleinigen Küſtenfahrer ſelbſt auf den wichtigſten Strecken. So beſorgen z. B. 15 oder 16 chineſiſche Dſchunken den Küſtenhandel zwiſchen Quinhon und Tongkin. Ihr Rheder wohnt in Hongkong. Sie fahren hauptſächlich für Rechnung des Königs und ſammeln Tribut in den Provinzen ein. Jede trägt 20 bis 25 Mann, welche gut bewaffnet und vom König bezahlt ſind (Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, p. 110). Dupuis (a. a. O. S. 167 und 170) beſtätigt, daß von allen Nachbarvölkern bisher nur die Chineſen das Recht hatten, in Tongkin Handel zu treiben. Indeſſen hatte ſeit der Eroberung des Landes durch die Annamiten dieſes Vorrecht viel von ſeinem Werthe verloren und nicht überall ſchien der chineſiſche Handel zu blühen. In Hanoi fand Dupuis viele chineſiſche Kaufgewölbe, die faſt oder ganz leer waren. Die chineſiſche Kolonie, welche er auf 2000 (Geſammtbevölkerung der Stadt etwa 100 000) anſchlägt, nimmt den ſchönſten Theil der Stadt ein.

Die franzöſiſchen Anſchläge auf Tongkin, welche der chineſiſchen Präponderanz in dieſer Provinz in manchen Beziehungen nicht günſtig geweſen ſein würden, ſind bekanntlich durch ein verſchiebendes Votum der franzöſiſchen Budget-Kommiſion (4. Juni 1880) einſtweilen zurückgeſtellt. Eine merkwürdige Eingabe von Einwohnern Saigons an die franzöſiſche Aſſemblée, worin um Beſetzung Tongkins und um ein Plebiſcit in Annam im Falle des Ablebens Tu Duc's gebeten wird, dürfte nichts an der Thatſache ändern, daß China zunächſt fortfahren wird, ſein natürliches Uebergewicht in Tongkin auszubeuten.

# Die Gemeindeverfaſſung der unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

## II.

Ehe ich die Darſtellung der jetzt geltenden Gemeindeverfaſſung beginne, iſt es nothwendig, die Steuern und Frohnarbeiten kurz zu beſprechen, welche die Eingeborenen zu leiſten haben, denn wie ſchon oben erwähnt hängt die Gliederung der Gemeinde unmittelbar mit dem Steuerſyſtem zuſammen. Die Spanier führten die erſte direkte Steuer im Jahre 1570 ein und zwar die Kopfſteuer, zuerſt in Mindoro und bald darauf auch in den übrigen Theilen des Archipels. Dieſe Kopfſteuer wurde von den Spaniern Tributo genannt und betrug die Summe von 8 Reales de Plata, welche von je zwei Individuen, gleichſam einem Ehepaar, gezahlt wurden. Auf ein Individuum entfielen daher 4 Reales de Plata und dieſe Summe wurde Tributo medio genannt, während 8 Realen Tributo entero oder Volltribut hießen. Wenn in ſpaniſchen Werken ſchlechtweg von Tributen berichtet wird, ſo iſt darunter der Volltribut gemeint. Von der Zahlung des Tributes wurden ausgenommen die Kinder unter 16 Jahren, und die alten Leute, welche das ſechzigſte Lebensjahr überſchritten hatten. Die Aufſtellung neuer Linientruppen zwang den Generalgouverneur Gomez Dasmariñas im Jahre 1590 zur Erhöhung des Tributes von 8 auf 10 Realen und zwar konnte der Tribut auch in Naturalien: Reis, Wachs, Goldſtaub ꝛc., eingeliefert werden [1]). Dazu kam ein Real als Grundſteuer und eine Abgabe an die Kirche, Sanctorum genannt, und die Gemeindeſteuer oder „Caja de Comunidad“. Die in einigen Provinzen beſtehende Abgabe „Donativo de Zamboanga“ wurde ſpäter aufgehoben. Die Steuerſumme, welche heute je zwei Individuen zu zahlen haben, beträgt 15 Peſetas [2]), von denen ein Theil als „Caja de Comunidad“, als „Sanctorum“, „Diezmo“ entrichtet wird und nur der Reſt als eigentlicher „Tributo“ anzuſehen iſt, obwohl für die Geſammtſumme der Titel „Tributo entero“ der vollgiltige iſt.

Die Chineſen und deren Meſtizen entrichten eine andere höhere Summe, Weiße und deren Abkömmlinge zahlen überhaupt keinen Tribut. Außer den oben erwähnten ſind von der Zahlung des Tributes auch Soldaten, welche eine beſtimmte Reihe von Jahren gedient haben, befreit; daſſelbe gilt von Eingeborenen, welche ſich um die Hebung des Ackerbaues oder der Induſtrie Verdienſte erworben haben, ferner ſind auch kraft eines Privileges ſteuerfrei die Abkömmlinge der erſten Chriſten von Cebú. Die „Caja de Comunidad“ dient zur Beſtreitung der Gemeindeauslagen, als da ſind: Erhaltung der Schule, Gehalt des Schullehrers, Belohnung und Beſoldung der Impfärzte, Kerkermeiſter, Gefangenaufſeher, Kirchenſakriſtane, ſowie zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude; auch die Beköſtigung der Arreſtanten wird aus dieſer Abgabe beſtritten. Das „Sanctorum“ dient zur Beſoldung der Pfarrer. Von je 500 Volltributen ſeines Sprengels erhält der Pfarrer 180 Peſos [1]); dadurch iſt der allmächtige Einfluß der Geiſtlichkeit an das Intereſſe des königlichen Fiskus geknüpft, der Pfarrer dient dann freiwillig als Kontroleur, damit nicht bei der Tributzahlung Unterſchleife ſtattfinden. Der Tribut wird von dem Cabeza de Barangay in ſeinem Barangay oder Cabecería in vierteljährigen Raten eingeſammelt. Die Cabecería umfaßt gewöhnlich 50 Tribute oder 100 tributpflichtige Individuen. Wer zahlungsunfähig iſt, muß den Tribut abarbeiten, indem er in größeren Städten zum Straßenkehren und anderen Tagelöhnerarbeiten verwendet wird, doch tritt dieſer Fall ſeltener ein, als man nach der Trägheit der Eingeborenen zu ſchließen berechtigt wäre. Von dem eingeſammelten Tribute erhalten die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangay 2 Proc.

Außer dieſen Abgaben hat der malaiiſche Eingeborene, der „Indier“ der Spanier, 40 Tage im Jahre öffentliche Dienſte, die „Polos y Servicios“, zu leiſten, welche im Baue von Brücken, Straßen und im Tragen des Gepäckes weißer Reiſenden beſtehen. Die aktiven Frohnarbeiter werden Poliſtas genannt, jene, welche eine Woche hindurch im Gemeindehaus — „Tribunal“ — zur Dienſtleiſtung bereit ſtehen, Semaneros. Auch Nachtwache muß von den Indiern gehalten werden; die Wachtſtube heißt Bantayan und der im Dienſte ſtehende Mann Bantay. Von dieſen perſönlichen Dienſten ſind die Principales, die Ex-Gobernadorcillos und Jueces mayores (von denen ich weiter unten ſprechen werde) befreit. Gegen eine Summe von 15 Peſetas kann ſich aber jeder von dieſen Polos und Servicios loskaufen; dieſe Geldbuße führt den Namen fallas und wird vom Cabeza de Barangay eingetrieben und in die Gemeindekaſſe abgeführt.

Die autonome Gemeinde führt den officiellen Titel Pueblo; ein Dorf, welches noch nicht die Autonomie erlangt hat, ſondern mit einem Pueblo zuſammen eine Gemeinde bildet, heißt: Barrio, Viſita oder Anejo. Jeder Pueblo beſitzt ein öffentliches Gebäude, welches die Stelle des deutſchen Rathhauſes vertritt, es wird Tribunal genannt. In demſelben werden die Gemeinderathsſitzungen abgehalten, ebenſo ſitzt dort der Gobernadorcillo zu Gericht, die Semaneros harren daſelbſt der Befehle der Obrigkeit. Hat eine Gemeinde kein ſelbſtändiges Arreſtgebäude, ſo befindet ſich auch im Tribunal das Haftlokal. Haben die Regierungsbehörden in einer Provinzialhauptſtadt im Tribunal ihren Sitz, ſo wird es Caſa Real genannt, ein Titel, der früher auch den übrigen Tribunalen gegeben wurde.

Die Würdenträger der Gemeinde ſind: der Bürgermeiſter oder Gobernadorcillo, gewöhnlich Capitan genannt; ſein

[1]) Man vergleiche den Brief des Biſchofs Salazar vom Jahre 1585 in den Cartas de Indias. Madrid 1877, p. 643, 647 und The Philippine Islands . . . . at the close of the sixteenth Century by Antonio de Morga. Translated from the Spanish by the Hon. Henry E. J. Stanley. London 1868, p. 324.

[2]) M. Scheidnagel. Las Colonias españolas de Asia. Madrid 1880, p. 51.

[1]) F. Cañamaque. Las Islas Filipinas. Madrid 1880, p. 141.

Stellvertreter der Teniente mayor; der Oberrichter für Feldſtreitigkeiten: Juez mayor de sementeras; der Oberrichter für Streitigkeiten bezüglich des Viehs: Juez mayor de ganado; der Oberrichter für Polizeiübertretungen: Juez mayor de policia; der Teniente segundo; der Teniente tercero; der Alguacil mayor und ein zweiter Alguacil (Polizeimeiſter). Außer dieſen gewählten Funktionären exiſtirt noch der Directorcillo, d. h. der Gemeindeſekretär. Jede Viſita hat einen Teniente, einen Juez und einen Alguacil. Ehe ich in die detaillirte Darſtellung der Befugniſſe und Rechte dieſer Magiſtratsperſonen eingehe, will ich die heutige Amtsgewalt der Cabezas de Barangay und deren Privilegien kurz berühren.

Die Barangay-Eintheilung iſt natürlich noch immer in voller Kraft. 50 Familien bilden einen Barangay, an deſſen Spitze, wie oben ſchon erwähnt, der Cabeza ſteht. Wo die Stelle nicht erblich iſt, werden ſie gewählt und zwar faſt ohne Ausnahme aus der Principalia; gewöhnlich wird nach Ablauf der Funktionsdauer daſſelbe Individuum wiedergewählt; reſignirt daſſelbe dauernd oder geht es mit Tode ab, ſo pflegt die Wahl ebenfalls auf ſeinen Sohn zu fallen, wodurch das Amt zu einem förmlich erblichen wird [1]). Wenn eine Familie, in welcher das Amt eines Cabeza de Barangay erblich iſt, ausſtirbt oder in derſelben niemand dieſe Würde annehmen will, ſo ernennt die Regierung durch zu dieſem Akte autoriſirte Beamte der Provinzbehörden einen neuen Cabeza, jedoch auf Vorſchlag des Gobernadorcillo und im Einverſtändniſſe mit den übrigen Cabezas des Pueblos [2]). Daſſelbe geſchieht, wenn ein neuer Barangay formirt wird. Die Funktionsdauer währt je nach den Provinzen ein bis drei Jahre. Außer der Tributeinſammlung und der Ueberwachung der Leiſtung der Servicios und Polos hat der Cabeza für die öffentliche Ruhe ſeines Barangay die Verantwortung zu tragen und Zwiſtigkeiten und kleinere Streitigkeiten zu ſchlichten. Auch hat er in Gemeindeangelegenheiten die Intereſſen ſeines Barangay zu vertreten, weshalb er verpflichtet iſt, in ſeinem Barangayviertel auch zu wohnen. Der älteſte Sohn des Cabeza de Barangay — daher „el primogénito“ — hat ſeinen Vater im Verhinderungsfalle zu vertreten [3]). Die Cabezas ſind, wie ſchon erwähnt, von der Zahlung des Tributes und der Leiſtung der Frohnden befreit und genießen die Titulatur „Don“, was den Eingeborenen zum Edelmanne innerhalb ſeiner Raceangehörigen macht. Dieſe Vorrechte gelten auch für das Weib des Cabeza und ſeinen älteſten Sohn, eventuell im Falle der Kinderloſigkeit für den älteſten Adoptivſohn. Die aus den Zeiten der Conquiſta herſtammenden eingeborenen Adelsfamilien, die Nachkommen der ehemaligen Dattos, genießen natürlich dieſes Privileg ohne Einſchränkung und ohne Anknüpfung an das Amt eines Cabeza. Der zum Cabeza gewählte homo novus behält auch nach Niederlegung ſeines Amtes den Titel Don und zählt dadurch zur Principalia.

Um vor allen den Gobernadorcillo in den Kreis unſerer Betrachtungen zu ziehen, ſo wollen wir zunächſt die Bedingungen kennen lernen, welche ein Kandidat dieſes ſo wichtigen Amtes erfüllen muß, um überhaupt wählbar zu ſein. Nur ein Indier, d. h. ein malaiiſcher Eingeborener oder ein chineſiſcher Meſtize, d. h. der Abkömmling eines Chineſen und einer Malaiin, iſt wählbar. Ferner muß der Kandidat älter als 25 Jahre ſein, leſen und ſchreiben können, auch ſoll er ſchon vorher das Amt eines Teniente mayor oder eines Cabeza de Barangay bekleidet haben. Natürlich fordert man, daß der Betreffende dem Staatsſchatze gegenüber vollſtändig unbeſcholten daſteht, das heißt mit den Tributen ſeines Barangay nicht im Rückſtande ſich befinde [1]). Dadurch wird das Amt ein Monopol der Principalia. Der Gobernadorcillo wird für die Dauer eines Jahres gewählt, die Wahl findet unter folgenden Modalitäten ſtatt.

Als Wähler erſcheinen der abtretende Gobernadorcillo, ſechs aktive Cabezas de Barangay und ſechs Exgobernadorcillos (Capitanes pasados) und geweſene Cabezas de Barangay, im Ganzen alſo 13 Wähler, welche, wie man ſieht, insgeſammt Principales ſind. Von den Wählern darf keiner bei einem königlichen Beamten oder dem Pfarrer in irgend einer dienſtlichen Stellung ſich befinden. Den Vorſitz übernimmt der Provinzgouverneur oder der ihm ſubſtituirte Beamte, im Nothfalle wird der erſte beſte Spanier zur Uebernahme des Präſidiums delegirt. Der Pfarrer des Pueblos hat das Recht, aber nicht die Verpflichtung, der Wahl beizuwohnen. Der Wahlakt darf nie in einem Privathauſe oder in der Pfarrerswohnung ſtattfinden, er wird deshalb gewöhnlich in dem Tribunal oder in dem Schulhauſe abgehalten. Von den 13 Wählern werden zwei Kandidaten gewählt, zu dieſen wird noch in den geforderten Ternovorſchlag der Name des abtretenden Gobernadorcillo gefügt. Der Vorſitzende bemerkt im aufgenommenen Protokoll, welches von allen Wählern, dem Pfarrer und dem Sekretär gefertigt wird, welcher von dieſen drei Kandidaten ihm zu dem Amte am geeigneteſten erſcheine, dann gehen alle Wahlakte nach Manila an den Generalkapitän ab. Faſt ohne Ausnahme ernennt die Regierung jenen Kandidaten zum Gobernadorcillo, welcher die meiſten Stimmen aufzuweiſen hat. In den Viſayer-Inſeln ſind die Provinzgouverneure in dieſer Angelegenheit Delegirte des Generalkapitäns und beſtätigen ſelbſt die Wahl. Iſt beim Eintritte des neuen Amtsjahres die Beſtätigung von oben noch nicht herabgelangt, ſo übernimmt der die meiſten Stimmen beſitzende Kandidat jenes Ternovorſchlages interimiſtiſch die Leitung der Kommune.

Als Abzeichen ſeiner Würde erhält der neue Gobernadorcillo einen Rohrſtab mit Goldknopf und ſeidenen Trodeln. Dieſer Stab verläßt ihn ſelbſt beim Speiſen nicht, an ſeinem Amtsſeſſel iſt eine ähnliche Vorrichtung zum Feſthalten deſſelben angebracht, wie ſie die Uhlanen am Steigbügel zum Einſtellen der Lanzen beſitzen. Das Tragen eines Schwertes oder Degens iſt nicht allgemein.

Der Gobernadorcillo iſt nicht nur der politiſche Chef ſeines Pueblos und als ſolcher der Regierung für jede Ruheſtörung verantwortlich, er iſt auch nicht allein der Leiter der rein kommunalen Angelegenheiten ſeiner Gemeinde, er iſt auch der oberſte Richter in civilrechtlichen Fällen; der Werth des ſtreitigen Gegenſtandes darf aber nicht die Summe von 25 Peſos überſteigen. Bei Kriminalfällen hat der Gobernadorcillo die erſte Unterſuchung, eventuell das erſte Verhör vorzunehmen und die Protokolle mit dem Verbrecher an die ſpaniſche Behörde einzuliefern. Zu ihren Befugniſſen gehört es auch, daß ſie die Bewohner des Ortes zur Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten verhalten beziehungsweiſe zwingen; dies gilt beſonders von der Taufe und Hochzeit. Die Strafen, welche der Gobernadorcillo oder die Jueces verhängen, beſtehen gewöhnlich in Austheilung von Prügelſtrafen oder Verurtheilung zu Arreſt, in welchem die Arreſtanten ſehr gut genährt und gehalten werden. Iſt der Pueblo ein

[1]) F. Jagor, Reiſen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 295.

[2]) Buzeta 1, 107.

[3]) Scheidnagel 52.

[1]) Buzeta 1, 104.

Hafenplatz und reſidirt in demſelben ſonſt keine ſpaniſche Behörde, ſo iſt der Gobernadorcillo zugleich Hafenkapitän.

Die Stellung des Gobernadorcillo iſt auch äußerlich eine hohe. Er iſt beſtändig von einem Gefolge umgeben, das aus ſeinen Tenientes, Schreibern und anderen Perſonen zuſammengeſetzt iſt. Verläßt der Gobernadorcillo das Weichbild ſeines Pueblos, ſo umgiebt ihn als Eskorte eine aufgebotene Abtheilung von Nationalgarden, Cuadrilleros. Auch in der Kirche hat der Gobernadorcillo ſeinen beſtimmten Ehrenplatz.

Gegen Ende des Jahres pflegt der Eifer des Gobernadorcillo immer mehr abzunehmen. Auch ſonſt pflegt die eigentliche Geſchäftsführung, insbeſondere die Kanzleiarbeiten, weniger vom Gobernadorcillo als vom Directorcillo abzuhängen. Der Gobernadorcillo ſoll nämlich mit den ſpaniſchen Behörden in ſpaniſcher Sprache verkehren, deren Gebrauch ihm gewöhnlich nicht geläufig iſt. So ſieht er ſich denn genöthigt, in dem Verkehre mit den Oberbehörden ſich ganz auf ſeinen Directorcillo oder Sekretär zu verlaſſen, welches der eigentliche Gobernadorcillo iſt. Die Directorcillos ſind entweder Meſtizen oder rekrutiren ſich aus jener Klaſſe von Eingeborenen, welche von der Geiſtlichkeit den Spitznamen der „abogadillos“ erhalten hat. Die Abogadillos ſind verbummelte Studenten der höheren Schulen und Kollegien, ausgediente Soldaten, geweſene Diener von Spaniern, kurz Leute, die geläufig Spaniſch ſprechen oder auch nur radebrechen. Beſonders in jenen Gegenden, wo die ſpaniſche Sprache nur wenig geſprochen wird, iſt der Directorcillo alles und der Gobernadorcillo nur eine ehrwürdige Null.

Der Gobernadorcillo wird nach Niederlegung ſeiner Würde „Capitan paſado“ titulirt und genießt auch als ſolcher noch immer viel Anſehen und Autorität.

Von dieſen Gobernadorcillos der Pueblos der civiliſirten Eingeborenen ſind die Gobernadorcillos der Rancherias (Niederlaſſungen) jener wilden Stämme ſtreng zu unterſcheiden, welche die Oberhoheit der ſpaniſchen Krone anerkannt haben. Dieſe Gobernadorcillos ſind nichts anderes als die Vermittler zwiſchen den königlichen Behörden und ihrem Stamme, ſie führen auch die kleine Geldſumme ab, welche ihre Rancheria als Zeichen ihrer Unterwerfung den Spaniern zahlt. Auch dieſe erhalten von der ſpaniſchen Regierung als Symbol ihrer Würde einen Stab mit goldenem Knopfe.

Die Wahl der Tenientes, Jueces mayores ꝛc. erfolgt unter denſelben Modalitäten, wie die der Gobernadorcillos, nur wird hier kein Ternovorſchlag gemacht, auch wird die Beſtätigung nicht erſt von Manila eingeholt. Jueces mayores können im Allgemeinen nur jene werden, welche bereits die Stelle eines Gobernadorcillo oder Teniente mayor inne hatten. Die Amtsbefugniſſe dieſer Magiſtratsperſonen ſind in ihrem Titel zur Genüge gekennzeichnet, ſo daß ein näheres Eingehen überflüſſig erſcheint. Der Alguacil mayor hat die Inſpektion der Hauptwache und der wachehabenden Poſten — bantays — zu beſorgen. Da dem erſten Alguacil auch die Obhut der europäiſchen Reiſenden anvertraut iſt, ſo pflegt er dieſelben in unſicheren Gegenden mit einer Eskorte zu begleiten. Er wird mit dem Bulgärnamen „el actual“ bezeichnet. Dieſe Beamten werden nach Ablauf ihrer Funktionsperiode Titulados genannt.

Rathsſitzungen in dem Sinne, den dieſes Wort bei uns hat, finden nicht ſtatt. Die Regierung und Leitung der Gemeinde unterliegt vollſtändig dem Einfluſſe der Principalia und da dieſe wieder vom Pfarrer beherrſcht wird, ſo ergiebt ſich das Reſultat, daß die Fäden der geſammten Municipalverwaltung vom Pfarrhauſe aus geleitet werden, vorausgeſetzt, daß der Pfarrer ein Weißer iſt, denn farbige Geiſtliche genießen wenig Anſehen.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, zum Schutze gegen Ueberfälle von Piraten, Räuberbanden und wilden Bergſtämmen exiſtirt eine Art Nationalgarde oder Miliz, deren Individuen Cuadrilleros genannt werden. Die Cuadrilleros ſind gar nicht diſciplinirt und ſchlecht bewaffnet, ihre Waffen ſind meiſt Schild, Lanze, Pfeil und Bogen. Trotz dieſer Uebelſtände haben ſich die Cuadrilleros immer wacker erwieſen, ſobald ſie gegen einen wilden Bergſtamm aufgeboten wurden. Die Unterwerfung der Igorroten geſchah zumeiſt nur mit ihrer Hilfe. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß außer dieſer undiſciplinirten Truppe, welche gegen keinen europäiſchen Feind etwas ausrichten würde, es einige Regimenter diſciplinirter Milizen giebt, welche im Kriegsfalle den Linientruppen als Reſerve dienen ſollen.

Wo die Chineſen in hinreichender Kopfzahl ſich niedergelaſſen haben, bilden ſie autonome Gemeinden, welche nach dem Muſter der malaiiſchen organiſirt ſind. Die Barangay-Eintheilung iſt auch hier im Weſentlichen beibehalten, auch hier wurde für dieſe territoriale Steuereinheit die Schiffsbezeichnung eingeführt und zwar die Benennung Champan; doch ſcheint dieſer Name außer Gebrauch gekommen zu ſein, wie denn auch die Kolonialgeſetzgebung die Organiſirung der Chineſengemeinden beſtändig ummodelt. Der Tribut der Chineſen iſt ein bedeutend höherer als jener der Malaien, er führt die Bezeichnung „Capitacion“. Der Gobernadorcillo oder Capitan wird auch hier von dreizehn Wählern gewählt, ebenſo der Teniente mayor und der Alguacil mayor. Die übrigen Municipalbeamten werden von dem Capitan ernannt. Die richterlichen Glieder des Gemeindekollegiums, die Jueces mayores der Malaien, werden Bilangos genannt. Sämmliche Magiſtratsperſonen müſſen Chriſten ſein. Alles Uebrige verhält ſich ähnlich, wie bei den Malaien, nur entfallen die Servicios, auch giebt es keine chineſiſchen Cuadrilleros, was durch die zahlreichen blutigen Chineſenaufſtände der vergangenen Jahrhunderte als eine gebotene Vorſichtsmaßregel erſcheint.

Die chineſiſchen Meſtizen bilden, wenn ſie in irgend einem Orte ſtark vertreten ſind, ebenfalls autonome Gemeinden, welche die Organiſation der malaiiſchen beſitzen.

Städte mit europäiſcher oder richtiger geſagt ſpaniſcher Municipalvertretung giebt es nur wenige, wie Manila, Cebú ꝛc. Eine Beſprechung ihrer Verhältniſſe und Einrichtungen liegt außerhalb des Rahmens dieſer Skizze.

Zum Schluſſe möchte ich eine Bemerkung Dr. Jagor's citiren, welche ſich auf S. 28 ſeiner „Reiſen in den Philippinen“ findet: „Schwerlich giebt es eine Kolonie, in welcher ſich die Eingeborenen im Ganzen genommen behaglicher fühlen als in den Philippinen. Sie haben Religion, Sitten und Gebräuche ihrer Herren angenommen und fühlen ſich, obwohl dieſen geſetzlich nicht gleichgeſtellt, doch nicht durch eine hohe Schranke von ihnen geſchieden, wie ſie, ganz abgeſehen von Java, die ſchroffe Zurückhaltung der Engländer zwiſchen ſich und den Eingeborenen aufbaut.“

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Verkehrswesen im Amu-Darja-Gebiet. Aus den amtlichen Bekanntmachungen in der „Turkest. Ztg.", betreffend die Aufforderung zu Geboten auf Uebernahme der Postbeförderung vom Fort Petro-Alexandrowsk (Chiwa) nach Nukuz (Ostende des Amu-Delta), nach Kazalinsk und nach Krasnowodsk geht hervor, daß während des Jahres 1881 zwischen Petro-Alexandrowsk und den erstgenannten Orten wöchentlich einmal, zwischen dem Fort und Krasnowodsk monatlich einmal nach jeder Richtung eine Postverbindung durch berittene Eingeborene stattfindet. Aehnliche Bekanntmachungen, betreffend die Verpachtung der Ueberfahrt über den Amu-Darja im Delta des Stromes und im Chanat Chiwa, ergeben, daß sich Fährstellen befinden: 1. im Delta in dem Distrikt Tschimbai an folgenden zwölf Punkten: Kuk-Aschin, Saz-Kuk, Tschuk-turangil, Tschartambai, Tschintek, Kigeizinsk, Mulla-Isag, Irnazar, Challin, Tiuki und Tschursek; 2. im Chanat Chiwa an folgenden sieben Punkten: Chazarasp, Chanki, Karabag, Urgentsch, Gurljan, Kiptschak und Chodschaili.

— Straßenbau im Ferghanagebiet. Der Generalgouverneur von Turkestan belobte eine Anzahl Offiziere und Truppentheile für die im Jahre 1880 vollendete Herstellung resp. Ausbesserung der Straßen über den Taldyk-Paß, in der Schlucht von Gultscha und von Ton-Murun bis Irkeschtan, die fast ohne Unkosten für den Staat ausgeführt worden sind und eine lang ersehnte Militärstraße auf den Alai geschaffen haben. (Turkest. Ztg.)

— Die amtlichen (indessen, da sie türkischen Ursprungs sind, wahrscheinlich unzuverlässigen) Ermittelungen über die Verheerungen der Erdbeben auf Chios geben die Zahl der Getödteten auf 3612, die der Verletzten auf 1306 an. Die am Leben gebliebene Bevölkerung beträgt 66 573 Seelen (vergl. „Globus" XXXIX, S. 318).

— Unser Landsmann Herr Dr. Theodor Bischoff, seit vielen Jahren als Arzt in Aleppo ansässig, ist am 12. Juni von einer Studienreise in Cilicien und Cappadocien zurückgekehrt. Abgesehen von vielen Inschriften und topographischen Details hat diese Reise ein äußerst bemerkenswerthes Resultat ergeben: die nähere Untersuchung der alten cappadocischen Priesterstadt Comana (s. „Globus" XXXIV, S. 365) in einer Ruinenstätte im obern Sarus-Thal, die jetzt den Namen Schaar führt. „Es muß," so schreibt Dr. Bischoff, „eine sehr große Stadt gewesen sein. Wir fanden daselbst mehr als 20 Inschriften; die Reste eines großen Tempels, eines Amphitheaters und eines kleinern Tempels. Die Inschriften habe ich abgeklatscht und die Baudenkmäler photographirt." Nach diesen ersten Angaben ist man berechtigt, den Publikationen des Herrn Dr. Bischoff über seine Reise mit gespanntem Interesse entgegenzusehen.

— Südwestlich von Rakka am mittlern Euphrat, und zwar auf dem südlichen (rechten) Ufer des Stromes, leben die Afúddli-Araber, ein niedriger Stamm, aber berühmt als tapfere Männer und Löwenjäger. Ihre Lager sind eigenthümlich und von denen aller ihrer Nachbaren verschieden. Man kann sie kaum Nomaden nennen, da sie ihren Lagerplatz nur gelegentlich verändern und nie das dichte Gebüsch am Flusse verlassen. Sie besitzen keine Schafe und nur wenige gewöhnliche Kühe, aber halten große Büffelherden, von deren Ertrag sie leben. Der Büffel, sagen sie, fürchtet sich nicht vor dem Löwen und kann darum selbst im dichtesten Tamariskengestrüpp ohne Gefahr gehalten werden. Die Hirten gehen stets mit Flinten und kurzen Speeren bewaffnet einher und sollen gute Schützen sein. Zelte besitzen die Afúddli nicht, sondern machen sich Hütten aus den Tamariskenzweigen, welche noch während des Wachsens in einander geflochten und mit einem Stückchen Zelttuche bedeckt werden. Die Niederlassung, welche das englische Ehepaar Blunt Ende 1877 (deren Buch „Bedouin Tribes of the Euphrates" diese Notiz entnommen ist) besuchte, lag etwa 200 Yards weit im Dickicht drin, war durch ausgehauene Pfade zugänglich und von einem Gehege umgeben, das durch Ineinanderschlingen der Zweige gebildet war. Die Pfade sind dermaßen durch einander geführt und kreuzen sich, daß ein Labyrinth entsteht, in welchem man sich nur schwer zurecht findet. So bilden die Hütten ein unregelmäßiges Dorf, stehen durch Wege mit einander in Verbindung und vor jeder liegt ein kleiner freier Platz von etwa ½ Acre Größe. Sobald die Afúddli das Gebrüll eines Löwen hören, so suchen sie ihn zu umzingeln, wobei sie ihre Büffel mitnehmen, und wenn es ihnen gelingt, das Raubthier zu verwunden, so stampfen es letztere bald zu Tode. Die türkische Regierung hat letzthin eine Belohnung von 3 Pfund für jedes nach Deir gebrachte Löwenfell ausgesetzt, welche sich jene Araber schon wiederholt verdient haben. Nur 14 Tage vor Blunt's Ankunft hatten sie in zwei aufeinanderfolgenden Nächten einen Löwen und eine Löwin erlegt, deren Felle ausgestopft und dann von einem unternehmenden Manne, der sich dabei sehr gut stand, auf einem Esel unter den Beduinenstämmen zur Schau herumgeführt wurden. Es ist das der babylonische Löwe, der sich durch Fehlen der Mähne auszeichnet und wohl eines der seltensten Thiere ist.

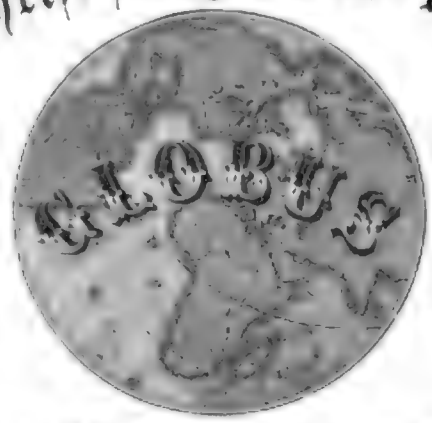
— Während der letzten Monate — so wird der „Mail" (27. Juni 1881) aus Calcutta gemeldet — hat sich das Interesse am Bergbau in ganz Indien bedeutend gesteigert, wohl in Folge der Aufregung, welche die Entdeckung von Gold in Wynaad hervorgerufen hat (vergl. „Globus" XXXIV, S. 384). Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Indien reich ist an Minerallagern verschiedener Art, welche nur geschickt aufgewendeten Kapitals und Energie bedürfen, um ansehnliche Quellen des nationalen Wohlstandes zu werden. In Anbetracht dessen hatte die Regierung den Mr. Valentine Ball von der Geologischen Landesaufnahme beauftragt, ein Werk über die ökonomische Geologie Indiens zu verfassen, welches den dritten Theil von „Manual of Geology of India" bilden soll. Dieser schon unter der Presse befindliche Band giebt eine Uebersicht von allen vorhandenen Nachrichten über die geographische Vertheilung und den Werth aller nutzbaren Mineralien in Indien, Birma und Afghanistan und enthält viele neue interessante Einzelheiten über die Ausdehnung des alten einheimischen Bergbaues und über dessen Verfall in Folge auswärtiger Konkurrenz. Das Werk wird ein werthvolles Nachschlagebuch für alle sein, welche irgend welches Interesse an der Entwickelung des indischen Bergwesens nehmen.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. V. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Einiges über die Osseten. I. — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. VII. — Prof. Ferd. Blumentritt: Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — (Schluß der Redaction 6. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XL. № 6.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

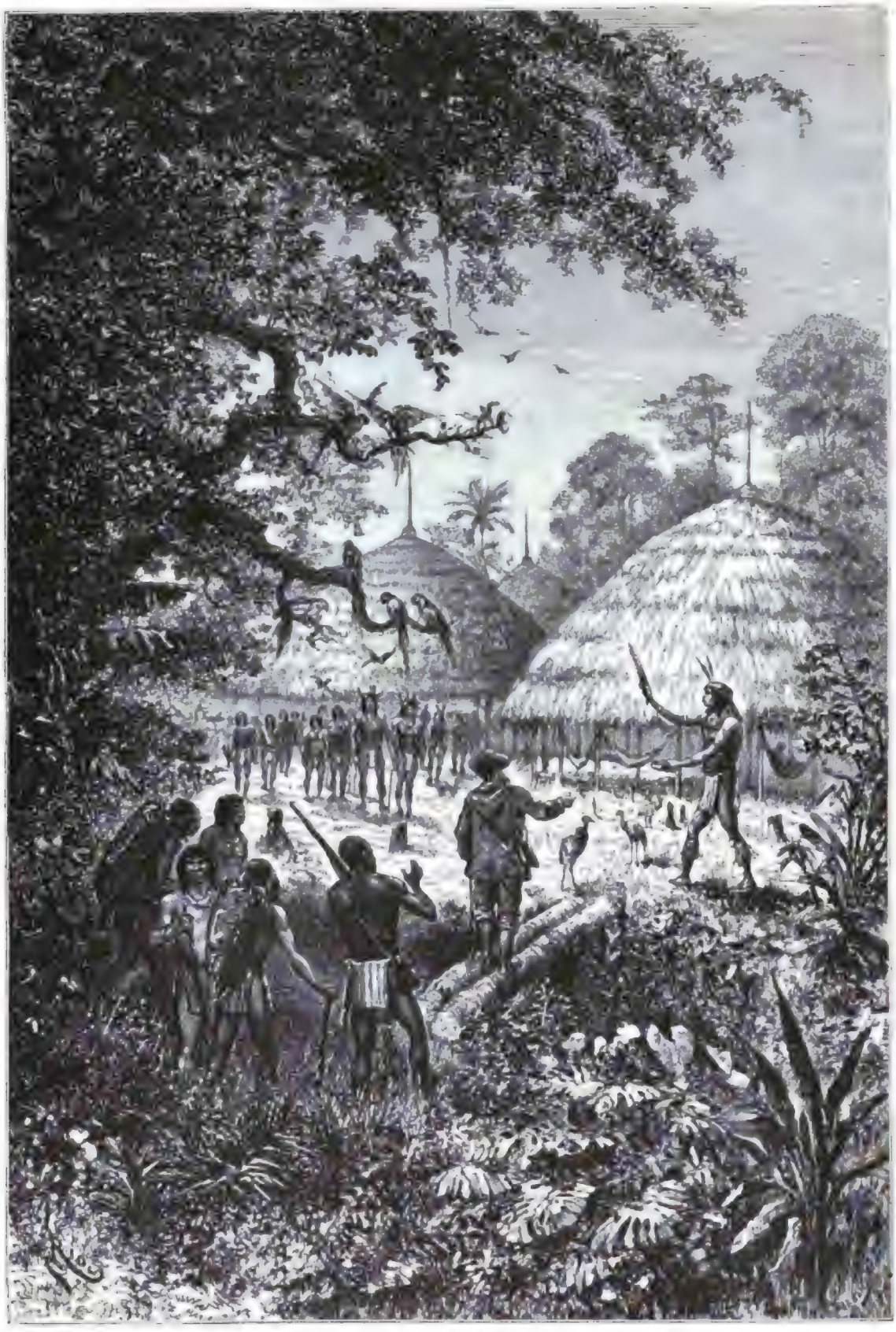
## VI.

Acht Tage dauerte die Fahrt auf dem Yary aufwärts bis zum Stamme des Yacouman, wo Crevaux auf ſeiner erſten Reiſe bald dem Hungertode erlegen wäre. Bei ſeiner Ankunft ſah er den Häuptling im Dorfe herumgehen und Beſprengungen vornehmen; in der Hand hielt er einen Pinſel aus Federn, den er in eine mit einer weißen milchigen Flüſſigkeit gefüllte Kalebaſſe tauchte; es war der Saft der Knolle samboutou (Kariben-Kohl), der im Waſſer zerrieben war. Yacouman hatte bei ſeinen Beſprengungen, die offenbar den Teufel austreiben ſollten, das feierliche Ausſehen eines Landgeiſtlichen, welcher am Tage des Bittganges die Felder einſegnet.

Die Roucouyennes, welche ſich bereits an den Fremden gewöhnt und vor ihm keine Geheimniſſe mehr hatten, ſtanden nicht an in ſeiner Gegenwart die maraké genannte Ceremonie vorzunehmen. Es handelte ſich dabei um eine Marter, welcher ſich Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren und Erwachſene, die Heirathskandidaten waren, zu unterziehen hatten. Zu dieſer Feierlichkeit waren viele Fremde eingeladen worden, darunter auch Crevaux's Kollege, der alte Piay Panakiki. Den Nachmittag verwendete man dazu, die beim Tanze gebrauchten Koſtüme und namentlich die mit Federn bedeckten Hüte in Stand zu ſetzen. Letztere ſind von hinreißender Wirkung, wahrhafte Gebäude von nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ m Größe, deren oben weit geöffnetes Gerippe nichts mit irgend welcher bekannten Hutform gemein hat. Gekrönt wird daſſelbe von einem Bogen, der ſich von vorn nach hinten zieht und eine Maſſe rother und blauer Federn trägt, die mit metalliſch glänzenden Flügeldecken von Käfern verziert ſind, und der Hut ſelber verſchwindet ganz unter etwa zwanzig über einander liegenden Binden oder Kronen von rother, gelber, ſchwarzer, grüner, weißer und blauer Farbe. Hinten fällt eine Art Schild herab mit einer Moſaik aus Federn, das einen Menſchen mit ausgeſpreizten Armen und Beinen, faſt einem Froſche gleich, darſtellt. Die Herſtellung eines ſolchen Tanzſchmuckes erfordert mehr als ein Jahr Arbeit. Das Tragen von Federn iſt ein Vorrecht der Männer; ſie allein verfertigen auch jenen Schmuck, welcher den Neid eleganter europäiſcher Damen erregen könnte.

Der Tamuſchi trägt vorn an ſeinem Kopfputze eine von Palmenblättern geflochtene Binde, auf welcher Kaimanſchuppen oder kleine aus dem Schnabel des Tukan geſchnittene Vierecke befeſtigt ſind; dieſe ſchwarzen und weißen Stückchen ſind derart angeordnet, daß ſie Arabesken bilden. Alle dieſe werthvollen Schmuckgegenſtände, von denen Crevaux Proben nach Paris mitgebracht und die er nach der Natur hat zeichnen laſſen, werden in langen Pagaras (Körben) aus Palmenblättern verwahrt, aus welchen ſie die Tänzer je nach Bedarf mit der größten Sorgfalt herausnehmen; vorher aber entfernen ſie achtſam die Roucou-Bemalung, mit welcher ihr Leib bedeckt iſt, um nicht die ſchönen Federn zu beſchmutzen.

Der Hut iſt nicht der einzige Schmuck beim Tanze; den Unterleib bedecken ſich die Roucouyennes mit einer ganzen Menge von Binden, die theils ſchwarz, von Couata-



Der Roucouyenne-Häuptling Jacouman vertreibt den Teufel. (Zum Theil nach einer Photographie.)

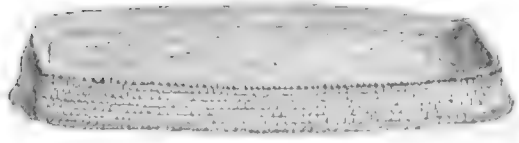
Fell, theils weiß und dann von Baumwolle ſind und den ganzen Bauch bis zum Anfange der Bruſt einhüllen. Manche Tänzer tragen am rechten Beine eine Art Kniebband mit daran befeſtigten Schellen, welche ein Geräuſch wie von Caſtagnetten hervorbringen. Es ſind das Früchte von der Form der ſogenannten Dreimaſter, welche mittels Fädchen an dem Vordertheil des Kniebandes feſtgebunden ſind; ſie rühren von dem Couaï-Baume (Thevetia neriifolia) her, der von allen Indianern des äquinoktialen Amerika kultivirt wird. Noch andere tragen auf dem Rücken einen höchſt wunderlichen Schmuck, einen hölzernen Fiſch mit Löchern, in welchen große wie Vogelſchwänze herabfallende Federbüſche ſtecken. Stets umdrängen Neugierige die Hüte, welche auf kleinen in die Erde geſteckten Kreuzen hängen; wer ſich aber zu nahe heranwagt, wird von den Tänzern gepackt, die ihm die Waden mit zwei Fäden umſchnüren und zwei Ruthenhiebe dorthin verſetzen.

Bei Sonnenuntergang beginnt der Tanz; Männer und Weiber führen ihn aus beim Scheine großer Feuer und unter Geſängen, welche ihre Liebesgeſchichten und Kriegsthaten verherrlichen. Die jungen Leute ſtehen dabei rund um ein mit einem großen Stück Rinde bedecktes Loch und ſtampfen alle im Takte mit dem rechten Bein darauf, während ſie es mit dem linken feſthalten, und bei jedem Tritte entlocken ſie einer kleinen Bambu-Trompete einen kurzen Ton.

Mit Sonnenaufgang legen die Tänzer ihre Koſtüme ab und alsbald beginnt die marakó-Marter. Der Piay Panakiki läßt einen der Heirathskandidaten von drei Männern ergreifen; einer hält ihn bei den Beinen, der zweite an den Armen, während ihm der dritte mit Gewalt den Kopf nach hinten dreht. Dann ſetzt er ihm die Stacheln von einem Hundert von Ameiſen an, welche in einem gitterförmigen Geflecht ſo ſtecken, daß ſie um die Mitte des Leibes feſtgehalten werden. Dieſe Marterwerkzeuge haben ſonderbare Formen und ſtellen ein phantaſtiſches vierfüßiges Thier oder einen Vogel dar. In gleicher Weiſe werden ihm Weſpenſtiche auf der Stirn beigebracht und dann der ganze Körper abwechſelnd mit Ameiſen und Weſpen bearbeitet, worauf der Patient unfehlbar in Ohnmacht fällt und wie todt in ſeine Hängematte gelegt wird. In derſelben wird er feſt mit Stricken angebunden und dann ein kleines Feuer unter ihm angezündet.

Ohne Unterbrechung wird die Marter fortgeſetzt und

Binde.



Pagara.

Kniebband.

die unglücklichen Opfer eines nach dem andern in eine Hütte geſchleppt. Vor Schmerz machen ſie regelloſe Bewegungen, und die Hängematten ſchaukeln nach allen Richtungen hin, daß man denken ſollte, die Hütte ſtürze zuſammen. Zwei Wochen lang müſſen die jungen Leute, welche die Prüfung durchgemacht haben, in ihrer Hängematte liegen bleiben und dürfen nichts eſſen als etwas Caſſave und kleine auf Kohlen geröſtete Fiſche.

Einige Zeit nach dieſer Ceremonie erhielt Panakiki den Beſuch zweier Indianer aus einem Dorfe, welches oberhalb des großen Falles Macayelé an den Quellen des Yary liegt. Einer von ihnen nähert ſich in anſcheinender Betrübniß und ehrerbietig dem alten Piay und bietet ihm eine Cigarrette an; nach einigem Zögern nahm dieſer ſie an, worüber der Fremde ſehr erfreut war. Er war gekommen, um den Arzt zu einer Konſultation einzuladen, und dieſer hatte dadurch, daß er die Cigarrette annahm, eingewilligt, den Kranken zu beſuchen. Man verſprach ihm dafür als Honorar einen hübſchen kleinen, aus Aouara-Dornen gemachten Kamm, eine Kinder-Hängematte und ein Manare oder Sieb für Manoikmehl. Aber wohlverſtanden, er ſoll dieſe Dinge erſt erhalten, wenn der Kranke vollkommen geneſen iſt.

Im Geſpräche mit den Ankömmlingen erfuhr Crevaux, daß ſie zu Lande gereiſt ſeien, weil im Falle Macayelé drei Teufel (yolok) wohnten, der Caïconi- (Tiger-) Yolok, der Aimara-Yolok und der Ticroló- (weiße) Yolok, welche jedes Boot zum Scheitern brächten, und ſeine wagehalſigen Inſaſſen verſchlängen. Der weiße Yolok zeichne ſich durch weißes Haar aus, das ihm bis zum Gürtel reiche und ſein Geſicht vollſtändig verhülle.

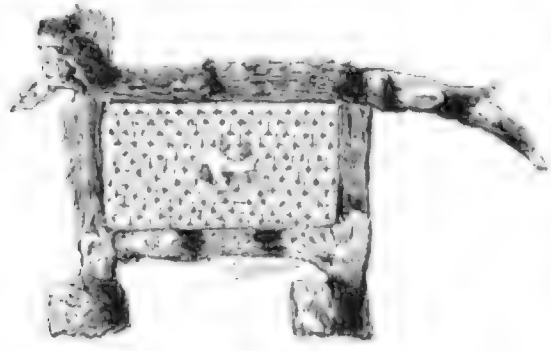
Inzwiſchen wurde der Reiſende von neuen Fieberanfällen heimgeſucht, welche ſeine Geſundheit ſehr untergruben; die Indianer fanden ſein Ausſehen ſo elend, daß ſie ſich weigerten, ihn nach dem Parou zu begleiten, und Yacouman nicht einmal für eine Flinte den Führer abgeben wollte. Er meinte, der Reiſende würde ſicherlich während des ſehr ſchwierigen Ueberganges ſterben. „Nissa oua, ippoui colé“ (gehen nicht, Berg viel), meinte er, worauf Crevaux erwiderte: „Nissa aptau omaita natati“ (gehen, im Weg todt). Damals ſchrieb er folgenden Brief: „Forſchungsreiſen ſind Kriege, die der Natur gemacht werden, um ihr ihre Geheimniſſe zu entreißen. Nun, ich ſtehe am Vorabende einer entſcheidenden Schlacht. Verliere ich, ſo bin ich gezwungen auf dem bereits von mir befahrenen Yary zurückzukehren; bleibe ich Sieger, ſo kehre ich auf einem neuen Fluſſe zurück, dem Parou, einem ſchönen Zufluſſe des Amazonenſtromes von links her. Aber der Kampf läßt ſich ſchlecht an; die Indianer, meine Verbündeten, verlaſſen mich, weil ich ſchwach bin. Mein Beglei-

Vorbereitungen zum Maraké-Tanze.

ter Apatu iſt krank und ich habe nur noch zwei kräftige, aber unfähige Neger. Ich ſelbſt bin ſchon ſeit zehn Tagen nicht einen einzigen Augenblick in normalem Zuſtande; morgens ſtehe ich unter dem Einfluſſe einer Erregung, welche meine phyſiſchen Kräfte und meinen Willen verdoppelt; die übrige Zeit aber friere ich, habe unmäßigen Durſt oder ſchwitze.

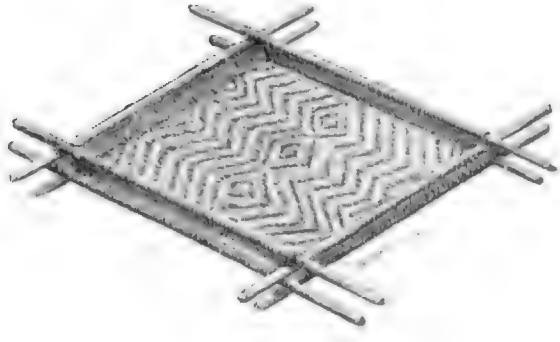
25. Oktober. Um acht Uhr Morgens trat Crevaux mit ſeinen drei Negern die Weiterreiſe an. Da er keinen Führer hatte, richtete er ſich nach dem Kompas und ſchlug eine weſtliche Richtung ein. Die Hauptſache war, daß er unterwegs nicht krank wurde; denn ſie trugen nur Lebensmittel für vier Tage bei ſich. Lachend ſahen ſeine indianiſchen Wirthe ihn abziehen, da ſie überzeugt waren ihn vor Anbruch der Nacht zurückkehren zu ſehen.

Um $^3/_4$11 Uhr baten die ſchwer beladenen Neger um eine Raſt bei einem kleinen Bache Yapotori; im Augenblicke, als ſie wieder aufbrechen wollten, ſah Apatu Indianer herankommen: es war Yacouman mit zweien ſeiner Söhne und vier andere Männer, welche ſich dem Reiſenden zur Verfügung ſtellten. Sie trugen Säcke voll Lebensmittel. Crevaux war gerettet! Gehobenen Muthes und leichten Schrittes ging er nun hinter dem fünfzehnjährigen Sohne Yacouman's, Ouanica, der mit den übrigen an Schnelligkeit wetteiferte, einher. Es lag ihm daran ſich möglichſt weit vom Yary zu entfernen, weil er wieder einen Fieberanfall herannahen fühlte. Nach Ueberſchreitung mehrerer Berge erreichte man bald nach Mittag nach $3^1/_2$ſtündigem Marſche einen kleinen nach Weſten fließen-



Weſpen-Marterwerkzeug.

Ameiſen-Marterwerkzeug.



Sieb.

Kamm.

den Bach, einen Zufluß des Parou, und betrat damit ein ganz neues jungfräuliches Gebiet.

Hier bemerkte Crevaux neben dem Pfade in einer Reihe zehn Räuchergeſtelle, ohne Feuer darunter, aber mit mehreren Lagen trocknen Holzes, die mit Steinen abwechſelten, bedeckt. Sie rührten von zehn Jägern eines nahen Dorfes her, welche vor einigen Tagen einen großen Jagdzug angetreten hatten. Sie beobachteten dieſen Gebrauch, um Yolok (den Teufel) zu beſchwichtigen, der ſie verhindern könnte, das Wild zu treffen. Eine Stunde ſpäter erreichten ſie ein bati (Dorf), das aus zwei großen, nur von Frauen bewohnten Hütten beſtand; die Männer hatten ſich zu anderen Ouayanas am Yary begeben, um zu tanzen. Auf Crevaux's Frage, wie lange Zeit ſie ſchon abweſend ſeien, zeigte ihm eine Frau einen Pfahl mit acht weißen Strichen, welche eben ſo viele Tage bedeuteten, eine Sitte, welche ſich bei den meiſten Eingeborenen von Guayana findet.

Gegen zwei Nadeln tauſchte hier der Reiſende eine reife Ananas ein und trank ihren Saft mit Begierde; denn noch immer plagte ihn der Durſt. Abends hinderte ihn ein Zank zwiſchen ſeinen Begleitern am Einſchlafen; er mußte den Abfall ſeiner indianiſchen Führer beſorgen, welche durch die Geſten und das Geſchimpfe der groben Neger erſchreckt wurden. Eine von dem einen Schwarzen gereizte junge Frau hatte ihn maïpouri (wörtlich: Tapir) titulirt, ein Ausdruck, der ſich in unſerer Sprache gar nicht wiedergeben läßt und ſtärker iſt, als wenn etwa ein hübſches junges Mädchen einem verhaßten Liebhaber einen „groben Ochſen“ ins Geſicht wirft.

Mit den Anzeichen eines nahen Fieberanfalles wachte der Reiſende am nächſten Morgen auf; als er aber um

7 Uhr ſeine Begleiter ihre Laſten aufnehmen ſah, machte er ſich entſchloſſen auf den Weg. Doch ſchon nach einer Viertelſtunde verloren ſeine Beine ihre Kraft, er ſtrauchelte über eine Wurzel und ſtürzte zu Boden, ohne im Stande zu ſein wieder aufzuſtehen. Eine Eiſeskälte überlief ihn; das Fieber war zum Ausbruche gekommen. Man legte ihn in ſeine Hängematte, bis nach Verlauf einer Stunde brennende Hitze an Stelle des Schüttelfroſtes trat. Nun wuſch man ihn mit Waſſer über und über und rieb ihn mit ſeinem Sande ab, was Schweiß hervorrief und ſo günſtig wirkte, daß er bald aufſpringen und um Mittag ſeinen Weg fortſetzen konnte.

Drei Stunden ſpäter überſtieg man den Berg Jkouarapata (Tigerdorf) und traf einen Indianer, der einen Pfad machte; es war der Tamuſchi eines kleinen benachbarten Dorfes, der ihnen eine gute Aufnahme bereitete. Crevaux hatte geglaubt, daß die Tamuſchis ſich keinerlei körperlichen Anſtrengungen unterzögen; ſie arbeiten auch nicht auf den Waldlichtungen und gehen nur ſelten auf die Jagd, aber ſie müſſen wenigſtens den von einem Dorfe zum andern führenden Pfad von Zeit zu Zeit erweitern. Freilich war dies das erſte Mal, daß Crevaux die Aeſte, welche den freien Verkehr auf ſolchem Wege hindern, abgehauen fand.

---

# Einiges über die Oſſeten.

## II.

Intereſſant iſt die orginelle Poeſie der Oſſeten. Ihre Lieder, Märchen und hiſtoriſchen Sagen würden, wenn man ſie ſammelte, viele Bände füllen. An den langen Winterabenden ſitzen ſie ſchweigend in der dunkelen Hütte am qualmenden Herde, um einem alten Erzähler oder Sänger zu lauſchen, der dazu auf ſeinem zweiſaitigen Inſtrument (Fandir) klimpert. Das Volksepos der Oſſeten handelt von den Thaten der Narten.

Die Narten — das war ein beſonderes Geſchlecht von Helden, welche einſt im Kaukaſus lebten; oder vielleicht eine Schaar fremder Krieger, welche ihrer Nachkommenſchaft phantaſtiſche Erinnerungen der alten Zeit hinterließen. An den Namen der Narten oder aller Bewohner Oſſetiens erinnert der Fluß „Nar-don“, ein Aul „Nara“ und die Gemeinde der „Narzi“. Nicht allein in Oſſetien, ſondern auch in der ganzen Karbarda kennt man die Narten.

Die Narten lebten — Gott weiß wann. „Als der Himmel noch nicht ſich verdichtet hatte und der Boden kaum feſt geworden, da war ich ſchon ein Mann in reifem Alter,“ ſo ſpricht einer der berühmteſten Narten, Soſryko, der Sohn der Satana.

Die Narten beugten ſich nicht vor Gott. Batras oder Batiraes, der oſſetiſche Prometheus und Herkules auf ſeinem Wunderroſſe „Durdus“ reitend, trägt in ſeiner Taſche ein Stück Land; er verſucht die ganze ſchwere Erde zu heben, er beſiegt ſieben mal ſieben Pharaonen und ſieben mal ſieben Engel; er verweigert es ſich Gott zu unterwerfen; da wird er ſchließlich wegen ſeines Uebermuthes von Gott ſelbſt vernichtet. Die Narten lebten auf der Erde zu einer Zeit, als dieſelbe angefüllt war mit Rieſen und mit Menſchenfreſſern.

Der Narte Uryrmag, der Bruder und Gemahl der weiſen Narten-Heldin Satana, betrügt einen einäugigen menſchenfreſſenden Rieſen in gleichliſtiger Weiſe wie einſt Odyſſeus den einäugigen Cyclopen Polyphem; der menſchenfreſſende Rieſe war ein Hirte und lebte in einer Höhle wie Polyphem. Dem ſchlafenden Rieſen ſticht der Narte das einzige Auge aus, hüllt ſich in das Fell des rieſigen Lieblingsbockes und kriecht auf allen Vieren aus der Hohle heraus; genau wie Odyſſeus.

Die im Kaukaſus weit verbreiteten Rieſenſagen ſind oft eng an die vielfach vorkommenden Höhlen und die koloſſalen Thürme geknüpft.

Vor jenen Rieſen, mit denen die Narten kämpften, erſchienen die Narten ſelbſt als Zwerge, wie vor dieſen die gewöhnlichen Leute. Aber auch die damals die Erde bewohnenden Thiere ſowie die Vögel der Luft waren Rieſen. In einer Nartenſage ward erzählt, wie ein Habicht in ſeinen Krallen einen Stier entführt, der ſo groß war, daß ſpäter auf einem Schulterblatt ein großer Aul erbaut wurde. Ein Fuchs warf das Schulterblatt mit dem ganzen Aul von einer Seite auf die andere; aber das Rieſenmädchen tödtete mit einem Stock den Fuchs, deſſen Fell nicht einmal zur Mütze für das Kind hinreichte. Daſſelbe Schulterblatt gerieth als Splitter dem alten Rieſen ins Auge. Voll ſolcher Thierungeheure war die Welt, in welcher die Narten lebten.

Sie lebten in Ueppigkeit und waren freigebig. Wenn der Oſſete heute die Gaſtfreundſchaft ſeines Wirthes loben will, ſo ſagt er von ihm, „er iſt freigebig wie ein Narte.“ Es giebt für die Oſſeten kein höheres Lob als einen Mann einen Narten nennen, als eine Hausfrau wegen ihrer Umſicht mit der Satana vergleichen. Die Narten arbeiten niemals. Das Brot war gleich zum Eſſen fertig da; der Mais, von dem ſie insbeſondere lebten, heißt noch heute bei den Oſſeten „Nart-chor“ d. i. Nartenbrot. Die Roſſe der Narten hatten Füße ſo feſt wie Steine, waren leicht wie der Wind; ſie verſtanden die menſchliche Rede; ſie gaben den Menſchen weiſe Rathſchläge, ſie warfen ſich von ſelbſt auf den Feind und vernichteten ihn, ohne einen Befehl von Seiten der Reiter abzuwarten. Kurz, der Narte iſt das Ideal eines Kriegers und eines glücklichen Menſchen. Aber die Narten wurden vom göttlichen Feuer zu Grunde gerichtet, weil ſie ſich nicht vor Gott beugen wollten, und ſeit jener Zeit hat die Herrſchaft der armſeligen kleinen Menſchen und der kraftloſen Feiglinge begonnen.

* * *

Die Oſſeten[1]) ſind die Bewohner der unzugänglichen Gebirgsthäler Digoriens oder der durch ſteile Felswände eingeengten Schluchten, irgend eines Dons. Die Gruſiner an einer Seite, die Kabardiner an der andern hielten Jahrhunderte lang die Oſſeten in ihren hoch über den Wolken gelagerten Aulen wie in der Gefangenſchaft; ſie ließen ſie gar nicht in die Ebenen hinuntersteigen, ſo daß die Oſſeten weder Handel treiben noch in Berührung mit anderen Volks-

[1]) Der Verfaſſer giebt die Zahl der Oſſeten auf etwas mehr als 65 000 Individuen an; nach der neueſten ethnographiſchen Karte des Kaukaſus von Seidlitz beträgt ihre Kopfzahl 110 914. D. Red.

ſtämmen treten konnten. Der alte mehrere Stockwerke hohe Thurm ſeines Felſenſchloſſes wurde für den Oſſeten zu einer ganzen Welt. Der eigene Hof, von Mauern umgeben und durch Thürme geſchützt, mit den alten Göttern, das war die Welt, in welcher die Oſſeten lebten. Die einzelnen Geſchlechter, die einzelnen Sippen oder Familien lebten jeder ein abgeſchloſſenes Leben für ſich. Aber dieſe ſtete Abgeſchloſſenheit entwickelte im Oſſeten die mächtige Kraft der Selbſthülfe und eine ſtete Bereitſchaft zum Kampf, um ſich und ſein Eigenthum zu ſchützen.

Die Verſammlung aller Hausväter eines Aules (Richas genannt) repräſentirte die Verfaſſung, das Gericht und die Geſetze. Ein Jeder unterwarf ſich bedingungslos dem Urtheilsſpruch des Richas, beugte ſich vor den unabänderlichen alten Gebräuchen, deren Nichterfüllung mit Vertreibung oder ſogar mit dem Tode beſtraft ward. Innerhalb der Mauern des Hauſes gab es nur eine einfache aber unantaſtbare und durch Jahrhunderte geheiligte Gewalt — den Willen des Vaters. Der Vater — das Haupt des Hauſes — iſt das lebendige Geſetz einer oſſetiſchen Familie; auch der erwachſene Sohn wagt es nicht, den Vater zuerſt anzureden, er wird nie in Gegenwart des Vaters ſich ſetzen oder gar eſſen. Der Vater tritt ins Zimmer ein und alles erhebt ſich; die Frau, die Söhne, die Hausgenoſſen, alles ſchweigt und wartet, was er ſagt, was er befiehlt. Das Alter iſt überhaupt ſehr geehrt bei den Oſſeten. Der jüngere Bruder iſt in allen Dingen dem ältern gehorſam, dient ihm, ſitzt nicht in Gegenwart des ältern. Der Hausvater ſpeiſt geſondert von der Familie; die jüngeren Glieder bedienen ihn. Er beſitzt einen beſondern, meiſt durch Schnitzarbeit verzierten, hölzernen Stuhl, der oft von hohem Alter iſt und ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt.

Der Oſſete ſitzt nicht, wie die übrigen kaukaſiſchen Bergbewohner, mit untergeſchlagenen Beinen, ſondern auf Stühlen und Bänken.

Beim feſtlichen Schmauſe ſpricht der Hausvater — ein Stück Fleiſch in der einen, einen gefüllten Becher in der andern Hand — eine Art Gebet und begrüßt die Gäſte; erſt dann greifen die Anweſenden nach Speiſe und Trank. Auch bei anderen feſtlichen Gelegenheiten opfert der Hausvater den Göttern im Namen ſeiner Familie.

Nur der Hausvater darf die Frau oder den Sohn mit Tode ſtrafen. Die Verſammlung (Richas) fällt den Urtheilsſpruch, aber der Hausvater muß ſelbſt die Todesſtrafe an dem betreffenden Mitglied der Familie vollziehen.

Die Frau iſt die anerkannte Sklavin des Mannes, ſie iſt ſich deſſen bewußt; ſie trägt mit Freuden ihr Joch und ſchätzt das Wohlwollen ihres Gebieters über alles in der Welt; ſie iſt auf nichts ſo ſtolz als darauf, daß ſie ihm dient, daß ſie ſeine Gunſt ſich erwirbt. Die Frau wird einfach um Geld gekauft; der Preis ſchwankt zwiſchen 75 bis 500 Rubel (etwa 150 bis 1000 Mark). Der Oſſete, ſelbſt der Mohammedaner, hat ſelten zwei Frauen; in ſeltenen Ausnahmefällen einige Frauen. Außer der einen wirklichen geſetzlichen Frau hat er erlaubte Zuhälterinnen (Nomluſſa genannt), welche aber nicht die Rechte der Hausfrau genießen; ihre Kinder erben nichts, ſie heißen Kardaſardy oder Kumiaky und waren früher eine Art Halbſklaven, bis 1867 bei Gelegenheit der Freilaſſung der Bauern in Rußland auch ſie befreit wurden. Die Frauen verhüllen ihr Geſicht vor den Männern nicht, aber ſie bleiben von ihnen fern; ſogar bei großen Feſten tanzen und ſchmauſen ſie geſondert von den Männern.

Auf den Frauen liegt alle Mühewaltung und alle Arbeit des Hauſes; es giebt aber kaum eine arbeitſamere und für das Haus nützlichere Hausfrau als die Oſſetin. In Folge des abgeſchloſſenen und einſamen Lebens hat ſie in ihrem Haus- und Familienleben alles gefunden, was ihr Leben erfüllt und ihr Streben befriedigt. Die Frau ſpinnt die Wolle ihrer Schafe und webt ſchöne weiche Tuche zur Anfertigung von Gewändern; ſie näht dem Manne Stiefel; ſie bereitet allerlei Beſätze zum Schmuck der Kleider und Waffen. Der Oſſete iſt von Kopf bis zu Fuß von Produkten der Handfertigkeit ſeiner Frau bedeckt. Selbſtverſtändlich iſt, daß ſie für Speiſen und Getränke ſorgt. Sie bereitet dem Manne den beliebten Branntwein, das Weizenbier, ſie macht ihm wohlſchmeckende Käſekuchen; ſie bearbeitet die Felder; ſie trägt das Holz auf ihrem Rücken aus dem Walde, ſie ſchafft das Korn in die Mühle. Wie ſpät auch der Hausherr heimkehrt, das treue Weib harrt ſeiner, zieht ihm die naſſen Gewänder oder die ſtaubigen Stiefel aus, erwärmt ihn und giebt ihm zu eſſen — und der ſtrenge Gebieter läßt alles geſchehen, ohne nur ein Wort des Dankes zu ſagen.

Aber ſobald der Mann ſeine Frau mit einem Fremden antrifft, ſo wird die Frau ohne Weiteres gehängt — zur Strafe für den Treubruch.

Die alten patriarchaliſchen Sitten und ſtrengen Strafen ſind jedoch unter dem Einfluſſe der ruſſiſchen Herrſchaft und der ruſſiſchen Geſetze jetzt im Verſchwinden begriffen; das ruſſiſche Gericht beſtraft das Todesurtheil der Gemeinden (Richas), ſobald es von demſelben Kunde erhält, doch bis in die tiefſten Schlupfwinkel des Gebirges dringt das Auge der Obrigkeit nicht. Es iſt deshalb allmälig ein bedeutender Unterſchied geworden zwiſchen den Oſſeten der Ebene und denen des Gebirges.

Feſt eingewurzelt im Leben der Oſſeten ſind vor allem die Sitten der Gaſtfreundſchaft und die Achtung vor der väterlichen Gewalt. Da es in den Aulen der Oſſeten keine Wirthshäuſer giebt, ſo iſt der Durchreiſende gezwungen, die Gaſtfreundſchaft der Einwohner zu beanſpruchen; da iſt es nun die Pflicht des Reichen des Orts, uneingeſchränkte Gaſtfreiheit zu üben. Der Reiſende hat nur dabei die Pflicht, das nächſte Mal unbedingt wieder in daſſelbe Haus einzukehren, ſonſt beleidigt er ſeinen frühern Wirth aufs Schwerſte. Doch kann unter Umſtänden die weit ausgedehnte Gaſtfreiheit auch einen Reichen zu Grunde richten.

Die Hochzeitsfeſte, die Beſtattungsfeierlichkeiten, die Todtenmahle richten aber unter Umſtänden eine ganze Aulbevölkerung zu Grunde. Wie arm auch ein Oſſete iſt, zur Hochzeit muß er den ganzen Aul einladen und den Patriarchen drei Tage lang mit Wein und Fleiſch bewirthen. Die Todtenfeiern ſind noch viel theurer und deshalb viel zerſtörender: die Feſteſſen zur Erinnerung an den Todten dauern ein ganzes Jahr hindurch; ſie finden an jedem Sonnabend ſtatt und am Jahrestage des Todten werden 6 bis 7 Stiere geſchlachtet und dazu der ganze Aul eingeladen; dabei werden Wettrennen mit Prämien veranſtaltet u. ſ. w.

Die Oſſeten hängen mit unendlicher Liebe an ihrer Heimath, mit großer Zähigkeit an den noch erhaltenen patriarchaliſchen Sitten und Gebräuchen, auch die gebildeten Oſſeten ſehnen ſich zurück in ihr heimathliches Dorf und in ihre altgewohnte Umgebung.

Von Seiten der ruſſiſchen Regierung iſt dem Lande Oſſetien noch nicht die hinreichende Aufmerkſamkeit geſchenkt worden. In Oſſetien exiſtirt heute noch keine einzige gute Landſtraße; die ſogenannte oſſetiſche Militärſtraße im Thale der Narden iſt ſchon ſeit zehn Jahren im Bau, aber nicht fertig und doch ſind ordentliche Verkehrsſtraßen unbedingt nothwendig, um dem Handel und weiter der Bildung den Eingang zu ſchaffen. Für die Verbreitung und Sicherſtellung des Chriſtenthums geſchieht ſo viel als möglich; es ſind Kir-

chen und Prieſter genug vorhanden und der Oſſete erfüllt gewiſſenhaft die chriſtlichen Gebräuche; ſie werden getraut, begraben unter Beihilfe des Popen. Was aber einem tiefern Eindringen des Chriſtenthums in das Volk hinderlich iſt, iſt der Mangel jeglicher ſchriftlicher Literatur und der Mangel der Kunſt des Schreibens.

Der Oſſete macht ſeine Rechnung am Kerbholz; daneben dienen ihm unzählige Hirſchgeweihe und Stierhörner als Chronik; bei Gelegenheit verſchiedener Ereigniſſe hängen ſie dieſelben an die Thüren ihrer Volkstempel. Es giebt keine chriſtliche Kapelle, keinen heidniſchen Tempel, der nicht innen wie außen mit den Hörnern jener Thiere geſchmückt iſt.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte iſt der erſte ſchwache Grund zu einer Oſſeten-Literatur gelegt. Der Akademiker Sjögren hat zuerſt ein oſſetiſches Alphabet zuſammengeſtellt. 1844 erſchien die erſte oſſetiſche Grammatik von der Hand Sjögren's. Später haben ſich namentlich Schiefner und Uslar der Sprache der Oſſeten angenommen. Mit Hilfe des Sjögren'ſchen Alphabets iſt denn auch der erſte Verſuch zur Ausgabe religiöſer Bücher gemacht worden. Alle zum Gottesdienſte nöthigen Bücher und Noten ſind ins Oſſetiſche überſetzt, auf Veranlaſſung der kaukaſiſchen Geſellſchaft zur Wiederherſtellung des Chriſtenthums. Dieſelbe Geſellſchaft hat auch mit der Gründung von ländlichen Schulen in Oſſetien den Anfang gemacht. Im Jahre 1879 zählte man 24 Schulen der Geſellſchaft, davon 7 für Mädchen (229 Schülerinnen) und 17 für Knaben (circa 750 Schüler). Es exiſtiren daneben noch einige wenige von der kaukaſiſchen Regierung verwaltete Elementarſchulen.

Die Folgen einer allmälig ſich verbreiteten Bildung unter den Oſſeten ſind deutlich erkennbar; einzelne Oſſeten gehen in höhere Lehranſtalten über, um hier oder ſogar an einer Univerſität ihre Studien zu machen. Einzelne widmen ſich ſogar dem Erforſchen ihrer eigenen Stämme, ſo z. B. Dſchantenier Schanajer, B. Gatrieger und Andere.

Doch überall ſehen wir nur die erſten Anfänge, es iſt noch immer zu ſchaffen und zu arbeiten auf dieſem Felde!

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## VIII.

### Malaiiſcher Archipel.

Der „Globus“ hat erſt im vorigen Jahre eine eingehende Darſtellung der Verhältniſſe der Chineſen in Niederländiſch-Indien aus der Feder eines Kenners dieſes Gebietes gegeben („Globus“ XXXVII, S. 231 ff.) und ich darf mich daher wohl begnügen, auf einige dort nicht hervorgehobene Punkte in aller Kürze noch aufmerkſam zu machen, nachdem ich vorausgeſchickt habe, daß nach den allerdings nicht alle wünſchenswerthe Gewähr für Zuverläſſigkeit bietenden Angaben des „Regerings-Almanak voor Nederlandſch Indië“ für 1879 (vergl. hierüber Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 41) in der (geſchätzten) niederländiſch-indiſchen Geſammtbevölkerung von 22 863 765 ſich 1876 309 759 Chineſen befanden. Im ganzen Sunda-Archipel dürfte man dann, angenommen, daß dieſe Zahl annähernd richtig, nicht viel weniger als ½ Million annehmen. Und gerade in den nicht niederländiſchen Gebieten iſt die Einwanderung in den letzten Jahren beträchtlich geweſen. In Atſchin z. B. wanderte ſofort nach Beendigung des Krieges in einem großen Theile des Landes eine größere Anzahl von Chineſen ein, welche in dem entvölkerten Reiche raſch lohnende Arbeit fanden. Ueberall wußten ſie die Ruhe auszunutzen, welche nach den Siegen der Holländer im Lande herrſchte. Im Laufe des Jahres 1878 kamen von Pinang 50 bis 70 Chineſen monatlich. In Edi, wo ſie einen ausgiebigen Pfefferbau betreiben, wuchs die Zahl ihrer Häuſer von 50 auf 80. Einen Maßſtab für die Menge der Chineſen liefern hier wie überall die Erträge der Opium- und Spielhöllenpacht, welche 1878 549 000 G. ergaben, 359 000 mehr als 1877! Gegen Bedrückung durch die einheimiſchen Herren finden ſie bei den Holländern raſche Hülfe. So wurde 1878 der Neffe des Sultans von Indragiri ins Gefängniß geſetzt, weil er ſeine chineſiſchen Kulis zwangsweiſe zu Mohammedanern gemacht hatte. Eine wahrſcheinlich ſehr übertriebene Schätzung im Journal des Débats Juni 1879 gab die Zahl von 80 000, wenn nicht mehr, Chineſen als Arbeiter auf den Tabakspflanzungen und dem Regierungsland von Atſchin. Ohne Zweifel iſt Nord-Sumatra überhaupt ſehr ſtark von Chineſen beſetzt. Beträchtlich muß auch noch immer die Zuwanderung nach den Zinninſeln Banka und Billiton ſein; die Bevölkerung der letztern wurde Ende 1876 zu 28 000, die von Banka zu 70 000 angegeben und ſollte auf erſterer faſt ⅓ der Bevölkerung chineſiſch ſein, auf letzterer nahezu 20 000.

In Deli, wohin die chineſiſchen Kulis ſeit Jahren (theilweiſe gegen ihren Willen) in großer Zahl gebracht wurden und wo ſie einer beſonders ſchlechten Behandlung unterworfen ſind — im Jahre 1877 wurden ſechs europäiſche Pflanzer wegen Mißhandlung ihrer Kulis gerichtlich belangt und gewaltſame Feſthaltungen von Kulis, die unter Vorſpiegelungen hierher gelockt werden, ſcheinen häufiger zu ſein als man im Intereſſe des europäiſchen Anſehens wünſchen kann —, herrſcht ſeit Jahren ähnlich wie auf der nahen Halbinſel ein aufſtändiſcher Geiſt. Mittelpunkt deſſelben und zugleich des chineſiſchen Handels iſt die Hauptſtadt Labuan, welche als faſt nur aus chineſiſchen Hütten beſtehend beſchrieben wird. Die Qualität der hierher eingeführten Kulis iſt eine der wenigſt befriedigenden und viele ſind zwangsweiſe eingeführt und feſtgehalten. Die Freiwilligen ſind gewöhnlich gegen Vorzahlung in Pinang geworben und beeilen ſich zu gehen, ſobald ſie ihre Vorzahlung abgeleiſtet haben. Entweichungen ſind an der Tagesordnung. Der Geſundheitszuſtand iſt bei dem feuchten Klima und den in den letzten Jahren in großem Maßſtabe ſtattgehabten Lichtungen kein guter, die Sterblichkeit eine ſehr große. Neben den Chineſen ſind noch Klings und Javaneſen auf den Pflanzungen thätig, aber die Chineſen ſind die am wenigſten zufrieden ſtellenden, da

ihre Arbeitsleistung nur etwa 1/3 von der ist, welche man in Java unter ähnlichen Verhältnissen voraussetzt. Ueber die Zahl der hiesigen Chinesen liegen keine genaue Angaben vor, doch ist sicher, daß die Lizenz-Steuer auf Chinesen 1879 nicht weniger als 37 000 Gulden abwarf. Aehnlich wie auf der nahen Halbinsel würde man auch hier überall wo indische Kulis zu haben sind, besonders solche von der Süd-Ostküste, sie wegen größerer Billigkeit ihrer Arbeit den Chinesen vorziehen. Aber man kann für die an Körperkraft oder an Intelligenz höhere Anforderungen stellende Arbeit ihrer doch nicht entrathen, und dann ist ihr Bezug schwieriger. So heißt es in Rathschlägen, welche in Perak sich niederlassenden Kaffeepflanzern ertheilt werden: „Man soll sich Einwanderer von der Madrasküste verschaffen. Chinesenarbeit ist theuerer und sollte nicht ausschließlich angewendet werden, wiewohl dieselbe, in einem gewissen Verhältnisse vertreten, räthlich ist." Mit indischer Arbeit sind östlich von Malacca bis jetzt nur wenige Versuche und mehr zufällige gemacht worden, weil der Bezug schwieriger ist, während die Chinesen selber kommen, um ihre Arbeit anzubieten. Doch soll in den letzten Jahren in Nord-Sumatra eine nicht unbedeutende Einwanderung beziehungsweise Einfuhr von sogenannten Klings stattgefunden haben. In Java nahm 1878 die chinesische Einwanderung so große Dimensionen an, daß die Blätter von Batavia und Surabaya öfter dem Unbehagen der Bevölkerung über diese Ueberschwemmung Ausdruck gaben und die Regierung aufforderten, mit größerer Strenge das Gesetz durchzuführen, welches keinem Chinesen anders als mit amtlicher Erlaubniß den Aufenthalt auf der Insel gestattet. Das „Java Dagblad" vom 17. Januar 1880 giebt die Zahl der Chinesen in Java zu rund 200 000 an, was mit der erst im Jahre 1876 festgestellten Zahl von 115 411 nicht stimmt und wohl sehr übertrieben ist. Sogar die besseren Chinesen sollen nicht entzückt sein über die jährlich wachsende Zufuhr chinesischer Proletarier. Dieselbe wird mit der am 10. April 1880 ins Leben getretenen direkten Verbindung zwischen Batavia, Surabaya und Hongkong wohl nur immer noch zunehmen. Im August des Jahres 1878 wurden zum Ueberfluß noch in Batavia Zettel aufrührerischen Inhalts angeschlagen, welche einige Aengstliche bereits eine Revolte nach dem Muster der von 1740 voraussehen ließen. Die Europäer klagten, daß vom Haag aus sich unberechtigte humanitäre Einflüsse in die Regierung der asiatischen Kolonien mischen, welche, als von Asiaten bewohnt, asiatisch und nicht europäisch zu regieren seien. Unter anderen wurde auch beantragt, den Chinesen nicht mehr zu erlauben, ihre Bücher in chinesischer Sprache zu führen, da die große Zahl der Bankerotte chinesischer Handelshäuser fast sicher eine oft nachlässige und vielleicht noch öfter unredliche Buchführung vermuthen ließ, ohne daß doch eine wirksame Ueberwachung derselben möglich schien. Diese Frage war eine brennende, denn in Batavia fallirten von 1856 bis 1877 329 chinesische, 69 europäische, 29 arabische und 3 eingeborene Firmen. In den letzten zehn Jahren vor 1877 verhielten sich die Zahlen wie 207, 25 und 21. Da die Regierung das verlangte Verbot der chinesischen (und arabischen) Buchführung nicht erließ, thaten sich zuerst in Surabaya die europäischen Firmen zusammen, um eine genaue Untersuchung der Bücher jeder bankerotten chinesischen Firma herbeizuführen, und ähnliche Maßregeln wurden dann auch an anderen Plätzen Niederländisch-Indiens beliebt.

Böses Blut machen auch die nicht selten vorkommenden Fälle von Menschenraub durch Chinesen, die, wiewohl hart bestraft, doch alljährlich wiederkehren. Der direkte Handel zwischen China und Niederländisch-Indien ist nicht beträchtlich. Java (unter diesem Titel erscheint dieses Kolonialreich in den Listen der chinesischen Zollverwaltung) führte 1879 für 293 727 Haikuan Taels aus China ein und für 120 035 nach China aus. Nach der letzten uns bekannt gewordenen Zusammenstellung liefen 1876 232 Schiffe mit 8276 T. unter chinesischer Flagge in niederländisch-indischen Häfen ein.

Noch eine, wie es scheint, wenig bekannt gewordene Thatsache zur Geschichte der Chinesen in Niederländisch-Indien möge hier Erwähnung finden. Mit Hilfe von Chinesen war es nämlich, daß hier schon vor 40 Jahren Versuche zur Einbürgerung der Theepflanze gemacht worden sind, die später mit so großartigem Erfolge im Himalaya wieder aufgenommen wurden. Junghuhn erwähnt in seinen Topogr. und Naturwiss. Reisen (1845) S. 186 eines Theegartens am Abhang des Tankuban Prahu, wo Thee unter Aufsicht von Chinesen gebaut und zubereitet wurde. 1876 betrug der Werth des ausgeführten Thees nicht mehr als 226 000 Gulden.

Die Volkszählung der Philippinen vom 1. Januar ergab eine Bevölkerungszahl von 6 173 632, wovon eingeborene und gemischte Christen 5 501 356, Heiden 602 853 und Chinesen 30 797. (Vergl. über diese Zählung Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 45.) Die Zahl der letzteren ist also beträchtlich kleiner als sie gewöhnlich von den Reisenden angegeben wurde, auch wenn man annimmt, daß noch einige Tausend auf Rechnung der christlichen Chinesen-Mestizen hinzuzufügen wären. Die größte Zahl von ihnen kommt auf Manila, wo sie so zusammengedrängt leben, daß 1879 der Corregidor dieser Stadt jedem von ihnen 40 Fuß Raum zwangsweise zutheilen mußte. Aber auch an den kleineren Plätzen wie Cebú, Iloilo und dergleichen sind sie, wenn nicht in großer Zahl, doch in großem Einfluß vertreten. Der britische Konsularbericht für ersteren Ort giebt z. B. an, daß sie dort 54 Kaufgewölbe besitzen, meist Zweiggeschäfte von Manilahäusern, und daß sie ihre Geschäfte so sparsam und schlau führen, daß von Wettbewerbung mit ihnen auf europäischer Seite keine Rede sein könne. Die Versuche europäische Waaren direkt in Schiffsladungen hier anzubringen sind in keinem Falle geglückt, der Handel wird ausschließlich über Manila geleitet. Aber so wie in diesen Plätzen beherrschen sie ihn in jedem irgendwie bedeutendern Dorfe an der Küste und sind nicht minder einflußreich auch in der jüngsten Erwerbung der Spanier im Sulu-Archipel. Als daher Sulu mit dem, allerdings noch nicht von allen Mächten anerkannten, Uebergang in spanische Herrschaft (1. Januar 1877) zum Freihafen erklärt und die Einwanderung dahin von den spanischen Behörden befördert wurde, erhoben sich sofort in Manila Stimmen, welche auf die Gefährlichkeit des niedern chinesischen Elementes für jede Fremdherrschaft in diesen Theilen aufmerksam machten. Manila, Batavia, die Straits Settlements lieferten schlagende Beispiele für ihre Gesetzlosigkeit und die Gefahr der Hinausdrängung aus der wirthschaftlichen und endlich auch der politischen Herrscherstellung, mit welcher sie die Europäer bedrohten. Ihre Feindseligkeit gegen die Spanier hatten sie durch Konspiration mit den Moros bei der Eroberung Sulus allerdings nicht minder deutlich bewiesen als drei Jahrhunderte früher bei der Eroberung der Philippinen. Noch bei den kleinen Anfällen auf Spanier, welche 1877 stattfanden, wurden Chinesen mitgefangen. Ueber ältere Beziehungen zwischen Chinesen und Spaniern auf den Philippinen handelt ein Programm von F. Blumentritt „Die Chinesen auf den Philippinen" (Leit-



Digitized by Google

meritz 1879), welches ſeiner Zeit in dieſen Blättern angezeigt worden. Vergl. „Globus“ 1879, II, S. 191.

J. A. B. Wiſelius widmet in ſeinem Werk „Een Rozoek aan Manila en Omstreken“ (Haag 1876) den Chineſen einen beſondern Abſchnitt, der inſofern etwas lehrreicher iſt als die meiſten entſprechenden Abſchnitte der gewöhnlichen Reiſebeſchreibungen, als Wiſelius die Lage dieſes Volkes auf den Philippinen mit der in Niederländiſch-Indien vergleicht. Er findet, daß die Chineſen hier als Heiden gegenüber den katholiſchen Eingeborenen und Miſchlingen vor dem Geſetze ſchlechter geſtellt ſind, indem der Chriſt faſt immer Recht behält. Er behauptet, daß ſelbſt die Ermordung eines Chineſen nur mit dreijähriger Verbannung geſtraft werde. Dem Haß gegen den Chineſen liege aber in demſelben Maße auch Neid wegen ſeiner auf Emſigkeit und Sparſamkeit ſich gründenden wirthſchaftlichen Erfolge zu Grunde. Ueber die Erfolge der Chineſenmiſſionen urtheilt Wiſelius ſehr abfällig, denn die chriſtlichen Chineſen der Philippinen würden ſogleich wieder nach ihrer Rückkunft nach China Heiden. Den Wucher mit den Eingeborenen begünſtigt auch hier die ſeltſame Vorliebe des im Uebrigen den Chineſen haſſenden Malaien gerade für ihn in allen Handels- und Geldgeſchäften. Daß alle Chineſen, welche nach den Philippinen kommen, ſich taufen laſſen, „um ſich die Gunſt der Padres zu erwerben, welche ſie nothwendig für ihren Handel brauchen“ (De Man, Iles Philippines. Anvers 1875, 206), iſt wohl eine touriſtiſche Uebertreibung. Die Schilderung der Feier des St. Nikolaustages und der Umſtände, welche die Chineſen dazu bewogen, gerade den heiligen Nikolaus als Patron zu wählen, in dem genannten Werke iſt indeſſen intereſſant.

Der direkte Handel der Philippinen mit China belief ſich 1879 auf 251 494 Haikuan Taels, wovon 149 103 nach China, 102 481 nach den Philippinen gingen. Chineſiſche Schiffe verkehrten in keinem der philippiniſchen Häfen. Aus einer neuern Mittheilung des „Diario“ möge hier noch angefügt ſein, daß die Opiumpacht für Iloilo und Antique 1880 für 51 006, die in der Provinz Leyte für 36 000, die in der Isla de Negros für 18 550 Peſos für drei Jahre vergeben wurde. Und endlich ſei erwähnt, daß am 2. Mai 1880 das für die Entwickelung des chineſiſch-philippiniſchen Verkehres wichtige erſte Kabel Manila-Hongkong fertig gelegt ward, während am 20. April deſſelben Jahres der erſte Dampfer einer Linie Amoy-Manila-Batavia in Manila eintraf.

---

# Ueber die Sittlichkeit der Miſchlinge.

Von **Karl Lamp.**

Manche Reiſebeſchreibungen enthalten die Bemerkung, daß die aus der Miſchung verſchiedener Racen, wie z. B. der europäiſchen und der amerikaniſchen, hervorgegangenen Menſchen ſchlechthin moraliſch und oft auch körperlich nichts nütze ſeien.

Irgend Jemand hat dieſer Aufſtellung folgende Formulirung gegeben: „Die Miſchlinge erben alle ſchlechten und keine der guten Eigenſchaften der beiden Racen, denen ſie entſtammen.“ In dieſer Form, die etwas Ueberzeugendes hat, weil ſie ſehr entſchieden auftritt, ſpricht der Eine dem Andern jene Behauptung gedankenlos nach. Damit wird über eine Menſchengattung, welche einen ſehr großen Bruchtheil der Bevölkerung des ſpaniſchen Amerika ausmacht, mittelbar alſo auch über dieſe als Geſammtheit, ohne Weiteres der Stab gebrochen. Und dies geſchieht für alle Zukunft. Denn die zum Arbeiten und Gehorchen beſtimmte Maſſe wird hier mit der Zeit immer mehr gemiſchten Blutes werden. Wer alſo behauptet, daß das letztere gar nichts taugt, ſpricht damit dieſen Ländern überhaupt eine Zukunft ab. Denn die Europäer taugen in ihnen nicht zum Arbeiten; ſie ſind dort zum Gebieten berufen.

Daß dies ſo iſt und ſo ſein müſſe, davon bin ich feſt überzeugt. Um ſo weniger wird man einen falſchen Philanthropismus darin ſehen, wenn ich behaupte, daß die verſchiedenen Menſchenracen nicht durch eine ſo ſchroffe Kluft von einander getrennt ſind, wie jene Anſicht nothwendiger Weiſe vorausſetzen muß. Dieſe Behauptung läßt ſich auf wiſſenſchaftliche Autoritäten, u. a. die Peſchel's, ſtützen. Wenn, wie ſie annehmen, die Einheit des Menſchengeſchlechtes wahrſcheinlich eine Thatſache iſt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum nicht ſeine verſchiedenen Spielarten eine gedeihliche Nachkommenſchaft mit einander ſollten erzeugen können.

Bleibe dieſe Principienfrage denen überlaſſen, die ſie aufgeworfen haben, nämlich den Gelehrten von Beruf. Uns beſchäftige das, was jeder Einſichtige aus eigener Lebenserfahrung ſchöpfen kann. Darf und kann man von einer großen Klaſſe von Menſchen ſchlechthin behaupten, ſie ſei bösartig von Natur? Die Menſchen ſind doch im Durchſchnitt recht harmloſe, weder ſchlechthin böſe noch ſchlechthin gute Weſen. Bösartig wird unter ihnen in der Regel — vorausgeſetzt, daß überhaupt ein Theil Bosheit in ſeinem Weſen liegt —, wer mit Kraft oder Feinheit begabt, trotz dieſer Eigenſchaften zu den Zielen, welche die eine oder die andere ſich ſteckt, durch ſehr ungünſtige Umſtände hindurch nicht dringen kann oder wer durch dieſelben in Verwahrloſung geräth. Daſſelbe, was von den Menſchen im Allgemeinen, gilt auch von den Miſchlingen. Es iſt nicht wahr, daß ſie, eben weil ſie gemiſchten Blutes ſind, deshalb allein ſchon verdorbenen Blutes und gewiſſermaßen dazu prädeſtinirt ſeien, ſchlechte Bürger abzugeben. Wenn und wo ſie es ſind, da ſind ſie es durch die Umſtände geworden, nicht, weil ſie einem angeborenen Zuge ihrer Natur folgten.

Es ſind nun beſonders ungünſtige Umſtände für die Sittlichkeit der Miſchlinge da vorhanden, wo eine große Anzahl von Menſchen der einen und der andern Race in vorübergehende Berührung mit einander tritt. Das iſt in den großen Städten und ganz beſonders in den Bergwerksorten der Fall. Der Europäer geht dorthin, um möglichſt ſchnell ſein Glück zu machen. Ein weiterer Zweck leitet ihn nicht; er wird durch kein Band der Zuneigung an Land und Leute geknüpft, ſondern ſieht in den letzteren nichts als Werkzeuge, die ihm jenen Zweck müſſen erreichen helfen. Vielleicht will er einſt mit dem erworbenen Reichthum in die alte Heimath zurückkehren, vielleicht auch ihn in der europäiſirten Hauptſtadt der neuen genießen; denn es gefällt ihm recht wohl unter den unterwürfigen Menſchen derſelben, die noch immer in dem Europäer den Sprößling aus der Race der Eroberer ſehen. Auf jeden

Fall gedenkt er an seinem zeitweiligen Aufenthaltsort gar nicht und überhaupt erst dann sich einen eigenen Hausstand zu gründen, wenn er ein Bedeutendes erworben hat; denn um die einem Europäer in diesen Ländern zukommende und gewohnte Rolle eines großen Herrn zu spielen, dazu gehören recht bedeutende Mittel. Er ist nun aber jung und seine jugendliche Natur verlangt mittlerweile ihre Rechte. Er geht Verhältnisse ein mit braunen Weibern, die sich geehrt fühlen, wenn der Fremde ihnen seine Gunst schenkt; weiß man doch, daß, während noch die Hauptstadt Mexiko auf das Hartnäckigste gegen den Cortez von den Männern vertheidigt ward, schon viele der Frauen willig den Eroberern dienten. Den Folgen kann er sich leicht entziehen und geht daher um so leichtsinniger zu Werke. Vielleicht haben ihn unterdeß seine Interessen an einen andern Ort gerufen — wie denn die Eingewanderten selten von vornherein an einem und demselben Aufenthaltsorte bleiben, vielmehr, von wechselnden Interessen und Neigungen bald hierhin, bald dorthin geführt, gleichsam ein nomadisches Leben führen —, wenn nicht, so kann ihm die arme Eingeborene doch nichts anhaben und versucht es nicht einmal; höchstens bettelt sie ihn an. Aus eigenem Antriebe sich des Sprößlings anzunehmen, das fällt dem Fremden nicht leicht ein; er wäre ihm ein Stein des Anstoßes auf dem Wege. Ueber Gewissensbedenken kommt er leicht mit der Betrachtung hinweg, daß er einem Mitgliede der verachteten dienenden Race keine Rücksicht schuldig ist. Der Bastard hat also von dem Vater gar nichts, nicht einmal, daß sich derselbe die Mühe gebe, ihn kennen zu lernen, zu erwarten; von der ganzen väterlichen Race sieht er sich zurückgestoßen und verachtet. Die Mutter allein muß die Last tragen, ihn groß zu ziehen. Nun thut ja freilich die Mutter überall bei dem Aufziehen der Kinder das Beste; unter gewöhnlichen Umständen wäre es daher kein allzu großer Verlust für dasselbe, wenn es allein unter der Mutter Obhut steht. Aber in unserm Fall kann sich die Mutter selbst nicht helfen. Schon damit, daß sie nach der großen Stadt zog, hat sie sich gewissermaßen von ihrer Sippe losgerissen; dadurch, daß sie mit dem Fremden sich einließ, ist sie ganz ausgeschieden. Sie hat keine Heimath, keinen äußern noch innern Anhalt mehr; wie also sollte sie ihren Kindern einen Halt geben können? Wenn dieselben überhaupt aufkommen, so thun sie es in der Regel als geistig und sittlich, häufig selbst körperlich verwahrloste Wesen, die dann ihrerseits die Kinder, denen sie in freier Liebe das Leben geben, in eben solcher oder in noch schlimmerer Verwahrlosung aufwachsen zu lassen pflegen. So hat sich in den großen Städten des spanischen Amerika, z. B. in Mexiko, aus den Mischlingen ein Pöbel gebildet, wie man ihn sich schmutziger und hündischer kaum denken kann. Die Mehrzahl der Verbrecher in diesen Ländern geht aus ihm hervor. Er bietet dem politischen Verschwörer stets willige Rekruten. Er wäre noch viel gefährlicher, wenn er mehr Muth hätte. Es mangelt ihm daran nicht, aber er ist, der Natur des mütterlichen Stammes entsprechend, mehr passiv als aktiv. Im gewöhnlichen Leben ist seine Waffe die Verschmitztheit in kleinem Maßstabe; vivo („lebendig", hier in dem Sinne von „verschmitzt") zu sein, gilt als das höchste Lob.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Lande. Zwar treffen auch hier Mitglieder der verschiedenen Racen auf einander. Allein sie finden sich unter wesentlich verschiedenen Umständen zusammen. Von Europäern ist nur einer oder sind nur einige da, die schon der Geselligkeit halber darauf angewiesen sind, auf die Art von Land und Leuten einzugehen, wenn sie auch nicht das Eigenartige derselben dazu zwänge und reizte. Nun bleibt zwar immer der Europäer — oder der Abkömmling von Europäern — ein Herr. Allein er ist nicht einer aus der Masse der städtischen Herren, den man nur dann und wann einmal flüchtig sieht, sondern eben „der Herr"; wenn er jung ist, so zu sagen, der Junker, wie denn das spanische Wort niño (Kind), mit dem auf dem Lande die Eingeborenen beider Geschlechter, zärtlich, wie sie sind, den anständigen jungen Europäer anzureden pflegen, so gebraucht, diesen Sinn hat. So entsteht ein Verhältniß ähnlich demjenigen, welches früher zwischen den Rittern und ihren landbauenden Schutzbefohlenen statthatte. Das ist immerhin ein sittliches Verhältniß, insofern es Dauer hat und an die naturwüchsige Sitte eines besondern Orts nothgedrungen sich anlehnt. Dieser Boden ist günstig genug, daß die Mischlinge trotz ihrer unehelichen Geburt in ihm Wurzeln schlagen können. Sie wachsen in der Sitte des Landes und der Leute auf, in deren Mitte sie geboren sind, und werden, um es kurz zu sagen, Indier. Nicht viel minder als diese unterscheiden sie sich, trotz ihrer weißern Färbung, von den städtischen Mischlingen, von denen sie denn auch, ebenso wie ihre ungemischten Vettern, ohne Weiteres nicht anders denn „indios" genannt werden; es ist eben nicht der Gegensatz der Farbe, sondern der der Lebensformen der wichtigere. Etwas von dem unruhigen Blute des väterlichen Stammes mag auch in die ländlichen Mischlinge übergegangen sein und sie ein wenig von ihren apathischen Verwandten ungemischter Race unterscheiden: im Wesentlichen sind beide sich gleich. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß unter den Mischlingen auf dem Lande — aus deren Zahl ich auch einige von deutschen Vätern herstammende und von denselben mit Gewissenhaftigkeit, die man bei Spaniern in solcher Angelegenheit nicht leicht antreffen wird, groß gezogene als sehr achtenswerthe und in der That geachtete Menschen kennen gelernt habe — so biedere, treu ergebene, zuverlässige Menschen sich finden, wie unter den Indiern selbst und wie man nur wünschen kann, und daß ferner die Behauptung, Mischlinge seien nicht fähig, sich fortzupflanzen, brächten jedenfalls keine kräftige Nachkommenschaft zur Welt, in der Wirklichkeit keineswegs begründet ist. Ihre Nachkommenschaft ist eine sehr zahlreiche, und wenn von derselben aus Mangel an Aerzten und an sorgfältiger Behandlung überhaupt sehr viele sterben, so sind die Ueberlebenden dafür desto kräftiger. Sie würden z. B. fast ohne Ausnahme für den Soldatendienst brauchbar sein, was man von der militärpflichtigen Jugend in Europa gewiß nicht behaupten kann.



Digitized by Google

# Die Grenzanſiedelungen im Semirjetſchensk.

Unter dieſer Ueberſchrift veröffentlichte die „Turkeſt. Ztg.“ Ende December 1880 eine längere Denkſchrift, deren Vorſchläge jetzt wohl ſchon in Ausführung begriffen ſind, und die im Weſentlichen Folgendes beſagt:

Mit der Rückgabe des Gebietes von Kuldſha an die Chineſen iſt die Frage der Einrichtung neuer Grenzpoſten und der anderweitigen Vertheilung der Truppen im Oblaſt Semirjetſchensk eng verbunden. Zunächſt muß auf dem Wege, der vom Oberlauf des Ili zur neuen Grenze führt, etwa in der Gegend von Borochudzir an einem möglichſt auch landwirthſchaftlich günſtigen Punkte, ein befeſtigter Grenzpunkt angelegt werden, um unſer Gebiet gegen plötzliche Einfälle von China aus zu decken. So lange Kuldſha in unſerm Beſitz war, waren wir durch natürliche Hinderniſſe — hohe Gebirgsketten mit höchſtens zwei oder drei mühſamen Uebergängen, hinter denen waſſerloſe Sandſteppen lagen — gegen ſolche Einfälle geſichert, denn der Gegner konnte keine größeren Scharen dort verſammeln und verpflegen. Mit der Rückgabe von Kuldſha aber gewinnen die Chineſen eine Baſis, die für ihr Auftreten gegen ihre weſtlichen Nachbaren, ſowohl die Ruſſen als die halb unabhängigen Nomaden, die immer zum Aufruhr geneigt ſind und die China nur mühſam unter ſeiner Botmäßigkeit hält, von weſentlicher Bedeutung iſt. China beſitzt jetzt die Möglichkeit im Thale des obern Ili eine beträchtliche Menge Truppen zu verſammeln und unſere neue Grenze iſt gegen dieſes Gebiet auf eine beträchtliche Strecke von Tſchugutſchak ab ganz offen. Unſere Militärverwaltung muß deshalb die Anlage eines größern befeſtigten Punktes, die Verſtärkung der Befeſtigungen von Bachty und Muzart und ferner auf der ganzen Grenzlinie die Anlagen neuer Militäranſiedelungen (Stanitzen) in Ausſicht nehmen, die als ſichere Schutzwehr gegen alle Angriffe der Chineſen dienen können.

Bei ſolchen Grenzpunkten wie Borochudzir, Bachty, Muzart, Naryn iſt zur Verſtärkung ihrer militäriſchen Bedeutung wie auch der wirthſchaftlichen Vortheile für die Bewohner der Befeſtigung die Anſiedelung von einigen hundert Kazaken und Bauerfamilien erforderlich, die aus Sibirien und dem Orenburger Gebiet herbeizuholen und, wie weiter unten angegeben, auf die einzelnen Punkte zu vertheilen ſind. Außer der Anlage einer neuen Feſtung auf dem geraden Einfallswege aus dem Thale des obern Ili in das Gebiet von Semirjetſchensk und der Verſtärkung der genannten Punkte iſt auch eine Vermehrung der Garniſonen erforderlich und ſchließlich des dortigen Kaſakenheeres, welches bis jetzt nur aus zwei Regimentern beſteht. Der Bericht ſchätzt die Zahl der neu Anzuſiedelnden auf etwa 800 Familien und beſpricht dann die zu ihrer Aufnahme vom landwirthſchaftlichen Geſichtspunkte aus geeigneteſten Gebietstheile. Die zum Ackerbau geeigneteſten Striche in dem Oblaſt ſind wenig zahlreich, ſie liegen in ſchmalen Streifen am Fuße der Gebirge und an den Flußläufen entlang, aber viele von dieſen Ländereien ſind noch ganz unangebaut. An ruſſiſchen Anſiedelungen waren bei der Einrichtung des Oblaſt als ſelbſtändiges Gebiet zwei Städte (Kopal und Sergiopol) mit Kazakenſtationen dabei, und zehn Kazakenanſiedelungen vorhanden. Bei ihrer im Ganzen nur 17 500 Köpfe zählenden Bevölkerung konnten ſie für den Ackerbau nicht viel thun, und die eingeborene Nomadenbevölkerung iſt vollends für die Thätigkeit nicht geeignet. Es haben deshalb wiederholt Unterſuchungen behufs Gründung von neuen Anſiedelungen ſtattgefunden, aber weil dieſe weſentlich politiſche Zwecke verfolgten (die Unterwerfung der Kirghizen-Steppe), ſo beſchränkte ſich der Erfolg auf die Anlage von Kazakenſtationen an einigen Punkten längs der chineſiſchen Grenze. Nach Einrichtung der ſelbſtändigen Verwaltung des Bezirkes wurde eine größere Ausdehnung der Landwirthſchaft bei dem natürlichen Reichthum des Bodens, den die Nomaden ganz unbenutzt liegen ließen, nothwendig. Man mußte deshalb auf Anſiedelung einer Ackerbau treibenden Bevölkerung Bedacht nehmen. Es wurden die dazu geeigneten Ländereien wiederholt durch beſondere Kommiſſionen unterſucht, namentlich unter dem Militärgouverneur General Kolpakowski. Es wurden auf Grund der Unterſuchungen 53 Punkte zu Anſiedelungen ausgewählt, außerdem aber noch 40 Poſtſtationen an den Haupt- und Nebenſtraßen zu je fünf bis zehn Familien. Dieſe kleinen Anſiedelungen an den Poſtſtationen ſollten beſonders im Winter die Unterbringung und Weiterbeförderung der Transporte ſicherſtellen. Trotz aller ſchon damals gewährten Begünſtigungen ſind aber viele der ausgewählten Punkte noch heute gar nicht oder nur unvollſtändig beſetzt und vieles zum Anbau geeignete Land blieb wüſt.

Die Verpflanzung von Kazaken aus Orenburg und Sibirien ſcheint das geeignetſte Mittel, die Kopfzahl der Bevölkerung zu heben. Von den zur Anſiedelung beſtimmten Gegenden ſind jetzt die Thäler der Flüſſe Katſchkarka und Ottug vom Kapitän Larionow wirthſchaftlich aufgenommen worden. Das Thal der Katſchkarka umfaßt danach 25 000 Deßjätinen, von denen 14 000 zum Anbau geeignete für etwa hundert Familien Raum haben. Außer anderen Vortheilen hat eine Anſiedelung dort den fiſchreichen See Iſſyk-Kul in der Nähe (40 Werſt), findet reiche Steinſalzlager im Thale ſelbſt, und Waſſer zur Berieſelung der Felder. Brauchbares Bauholz kann bequem auf der Poſtſtraße am Naryn von dem Gebirge Karaunkurt geholt werden.

Das Thal des Fluſſes Ottuk bietet von ſeiner Vereinigung mit dem Ou-artſchi bis zur Mündung in den Naryn auf einer Strecke von 15 Werſt mit den ſchmalen Thälern der von Oſten kommenden kleinen Zuflüſſe Itſchkebaſſi und Kur-terek etwa 2500 Deßjätinen zum Ackerbau geeigneten Landes, ungerechnet die auf dem weſtlichen Ufer liegenden vollkommen zum Ackerbau geeigneten Schluchten. Das ganze Thal vom Fluſſe Karagodſchur bis zum Naryn hat eine Länge von 40 Werſt; die Bergabhänge im obern und mittlern Theile deſſelben ſind reich an Tannenwaldungen und verſchiedenartigem Strauchwerk. In dieſem Thale können etwa 50 Familien angeſiedelt werden. Auch in den Thälern der Flüſſe Dſhungal und Kurtha ſind nach dem Urtheile kompetenter Perſonen Klima und Bodenbeſchaffenheit für eine Anſiedelung völlig geeignet, aber ſie haben den Uebelſtand, daß ihre direkte Verbindung nach Tokmak ſehr beſchwerlich iſt, weil der Weg über hohe Bergpäſſe und durch tiefe Furten über die mit Steingeröll angefüllten Gebirgsbäche führt. Die Anlage eines Weges kann dieſen Uebelſtänden abhelfen. Die beiden Thäler ſelbſt bieten Raum für etwa 120 Familien; mit genauer Vermeſſung derſelben war im vorigen Jahre ein Topograph beauftragt. Bei der

ersten Ansiedelung von Bauern in der Kirghizen-Steppe (damals Kreis Koktschetawsk) in den Jahren 1849 und 1850 und deren Ueberweisung zum sibirischen Kazakenheere wurden je 30 Deßjätinen auf den Kopf gerechnet, dasselbe Maß wurde in den Jahren 1855 und 1856 festgehalten bei Anlage der Stanitzen Lepsa und Urdshar. Im Jahre 1876 wurde aber bestimmt, daß nur auf jede männliche Seele der Kazakenheere je 30 Deßjätinen anbaufähigen Landes gerechnet werden sollten, außerdem je 300 Deßjätinen Kirchenland, und endlich sollte, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden war, ein Drittheil des ganzen Landgebietes der Stanitza in Reserve behalten werden. Diese Anordnung gestattet die landwirthschaftliche Ansiedelung neuer Einwanderer im Kazakengebiete, wenn auch die Zahl in jedem einzelnen Falle noch nicht genau festzustellen ist.

Die Verpflanzung von Kazaken aus der Orenburger und Sibirischen Linie an die neuen Punkte in Semirjetschensk auf eine Entfernung von über 2000 Werst läßt sich im Laufe eines Jahres nicht bewerkstelligen. Die neu Ankommenden müssen den ersten Winter an bewohnten Orten, möglichst nahe bei ihren Ansiedelungsplätzen, zubringen; je früher sie aus ihren alten Wohnsitzen aufbrechen, um so besser ist es, denn sie können dann den Bewohnern der Orte, wo sie den Winter zubringen, noch bei den Feldarbeiten und der Einbringung der Vorräthe für ihren Winteraufenthalt helfen.

Als Sammelpunkt für die Kazaken des Orenburger Heeres kann dienen die Stadt Orsk, für die sibirischen Kazaken die Stadt Semipalatinsk, und die Ueberführung nach dem Oblast Semirjetschensk kann von dort auf den Hauptstraßen bis zum Ueberwinterungspunkte in Abtheilungen von etwa 50 Familien erfolgen. Als Ueberwinterungspunkte sind in Aussicht genommen für die Orenburger Kazaken Aulie-ata, wenn es nicht möglich ist, sie bis in den Kreis Tokmak zu führen (wo sie dann in dieser Stadt und den Dörfern des Kreises bleiben können), für die sibirischen Kazaken die Städte Sergiopol, Kopal und die Stanitza Urdsharsk.

In den Jahren 1855 und 1856 wurden sibirische Kazaken in dem Trans-Ili-Gebiet angesiedelt, hier eine Befestigung angelegt und diese durch Pikets mit Kopal verbunden. Bei der jetzigen Verpflanzung von Bauern und Kazaken aus Orenburg und Sibirien nach Semirjetschensk wird vorgeschlagen, sie unter denselben Bedingungen wie damals, erstere in den Kreisen Tokmak, Wjerny und Issyk-kul, die sibirischen in den Kreisen Sergiopol und Kopal zu vertheilen. Das Verzeichniß der dazu ausersehenen Ortschaften umfaßt für Bauern: 8 Orte im Kreise Wjerny (3 davon noch ganz unbewohnt), 4 im Kreise Kopal (davon 1 unbewohnt), 9 im Kreise Sergiopol, 5 im Kreise Issykkul und 8 im Kreise Tokmak (davon 3 noch unbewohnt), dazu 30 Pikets für je 35 resp. 70 Seelen: an den Poststraßen von Sergiopol nach Taschkent 14 (davon 6 noch unbewohnte), von Sergiopol nach Urdsharsk 4 (alle noch neu zu besiedeln), von dem Piket Altyn-zemel nach Porochudzir 1 (neu), von Tokmak nach Fort Narynsk 4 (neu) und von Tokmak nach der Stadt Karakol 7 (davon 4 neu). Im Ganzen sind diese Punkte bis jetzt von 3693 Seelen bewohnt und sollen durch Zuzug von 12 903 Seelen auf eine Bevölkerung von 16 596 Seelen gebracht werden. Für Kazaken treten dazu noch acht weitere Orte in den genannten fünf Kreisen (2 davon neu zu besiedeln) und 13 Pikets (davon 6 neue) an den Poststraßen von Sergiopol und Wjerny nach Taschkent und von Sergiopol nach Stanitza Urdsharsk. An den Kazakenorten wohnen bis jetzt 2187 Seelen und 2449 sollen nach dem Plane neu angesiedelt werden.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Unter dem Titel „Ethnologische Forschungen über Ost-Europa und Nord-Asien" gedenkt Prof. W. Tomaschek in Graz eine Reihe ethnologischer, historisch-geographischer, kulturgeschichtlicher und sprachwissenschaftlicher Abhandlungen, jede zu 60 bis 100 Seiten, auszuarbeiten, welche sich vorzugsweise mit dem großen Gebiete, das die „mongolischen" Völker (im weitesten Sinne des Wortes) eingenommen haben, beschäftigen werden. Es ist das ein Unternehmen, welches der Ethnologie reiche Früchte zu bringen verheißt, aus welchem für die rein anthropologische Seite der Völkerkunde, welcher auf diesen Gebieten so vielfach noch im Dunkeln herumtappt, mächtige Unterstützung und Förderung erwachsen wird. Der Verfasser bringt für seine subtilen Untersuchungen ein gelehrtes Rüstzeug in Gestalt von Sprachkenntnissen, Belesenheit und Kritik mit, wie es wenigen seiner Fachgenossen zu Gebote steht, und wenn er die Fortsetzung seiner Studien, richtiger deren Veröffentlichung, von der Stimme der wissenschaftlichen Kritik und von dem Interesse des gebildeten Publikums abhängig macht, so wird erstere zweifellos in beifallendem Sinne verlauten, das zweite aber möchten wir mit allem Nachdrucke auf diese Arbeiten von seltener Schärfe und Gediegenheit hinlenken. Tomaschek verheißt uns in zwangloser Folge die Bearbeitung folgender Stoffe: Die Rumänenfrage; die Völkerstellung der Albanesen; die Anfänge der Bulgaren; die Slovenen in Hellas; Urheimath und Urzustände der Slaven; die Goten in Taurien; Alanen und Osseten; die Anfänge der Russen; Prussen, Litauer und Letten; die Wolgafinnen und Permier; die ugrischen Völkerschaften; die Völker des Tundragebietes; die Völkerstellung der Jenisseier; die ältesten Nachrichten über die Türken; die Nomaden der mongolischen Wüste; die Orotschon Tungusen als Typus der Renthiermenschen; das Fischervolk der Giliäken und Ainos; die Völkerstellung der Japanesen und Koreaner; Nachrichten über die Bewohner des Tarim Beckens; die Galtschas im Pamir; die Ureinwohner des russischen Kaukasus. Davon ist erschienen „Die Goten in Taurien" (Wien, A. Hölder 1881), worin alle Nachrichten aus Inschriften, Urkunden und Schriftstellern gesammelt und besprochen sind, welche sich auf jenen spärlichen Bruchtheil des Goten-Volkes beziehen, der etwa seit der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts bis in das 17. Jahrhundert hinein in der Krim seine nationale Sonderexistenz bewahrt hat. Bald nach 251 kamen die Goten in den Besitz des kimmerischen Bosporos; aber während die Hauptmasse derselben sich über die ganze römische Welt zerstreute, überdauerte der Bruchtheil, welcher in den Gebirgen Tauriens sitzen blieb, alle Stürme der Völkerwanderung. Vom 16. December 1562 ist der Brief des kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, Busbecke, datirt, in welchem er eine Anzahl gotischer Wörter mittheilt, die er von zwei Mitgliedern des Stammes selbst erfragte (etymologisch erklärt auf S. 58 bis 67). Schon damals war derselbe stark gräcisirt; 1776 kommt dann der gotische Name zum letzten Male

Digitized by Google

im kirchlichen Sprachgebrauche, worin er ſich am längſten erhalten hat, vor. Nicht auf die Goten allein aber beſchränkt ſich die Schrift; alle die zahlreichen Völker, welche nach einander am Norduſer des Pontos herrſchten und mit jenen in Berührung kamen, Taurer, Skythen, Alanen, Byzantiner, Hunnen, Awaren, Chazaren, Petſchenegen u. ſ. w., werden behandelt, und auf ihre Geſchichte fällt manches helle Licht. Es iſt ein vortreffliches, lehrreiches Heft, mit ſeinen 75 Seiten mehr werth, als manches dickleibige Buch; möge es bald Nachfolger erhalten!

— Wie der „Warſch. Kur." mittheilt, zählte die Stadt Warſchau nach den ſtatiſtiſchen Feſtſtellungen zu Anfang des Jahres 1881 ohne die Truppen der Garniſon 379 763 Einwohner (182 405 männliche und 197 358 weibliche). Der Religion nach waren katholiſch 222 847, jüdiſch 127 095, proteſtantiſch 18 320, griechiſch-katholiſch 11 113, armeniſch 206, mohammedaniſch 45 und verſchiedenen Sekten angehörig 137. Der Stellung und Beſchäftigung nach gehörten zum erblichen Adel 14 415, zum perſönlichen Adel 6647, zur Geiſtlichkeit 66 Mönche und 321 Weltgeiſtliche; Ehrenbürger waren erblich 1123, perſönlich 1340, Kaufleute und Induſtrielle 42 246, Handwerker 51 691, einfache Bürger 234 149, verabſchiedete und der Reſerve angehörige Soldaten 16 528 und Fremde 11 237.

— Ueber die Schifffahrt auf dem Onega-See im Jahre 1880 theilen die „Olon. Gub. Wjed." in der Hauptſache Folgendes mit: Im ſüdweſtlichen Theile des Sees wurde die Schifffahrt am 17. (29.) Mai eröffnet und dauerte für Dampfer bis zum 14. (26.) Oktober, 151 Tage, alſo 22 Tage weniger als im Jahre 1879. An Schiffen kamen in den verſchiedenen Häfen des Sees an: 135 Dampfer, 140 Segelſchiffe und 151 Solmen (dem Onega- und Ladoga-See eigenthümliche Einmaſter); es liefen aus: 134 Dampfer, 131 Segelſchiffe und 148 Solmen. Der Werth der Einfuhr bezifferte ſich auf 849 169 Rubel, die Ausfuhr auf 987 906 Rubel, erſtere um 76 394, letztere um 291 782 Rubel höher als im Vorjahre. Zugeführt wurden hauptſächlich Getreide, Kolonial- und Manufakturwaaren, abgeſchickt unter anderen Geſchütze und Geſchoſſe, Gußeiſen, dann Bretter ꝛc. und ſchließlich Wild, Fiſche und dergleichen. Holz in Flößen wurde zugeführt für 815 352 Rubel und abgeſchickt für 291 782 Rubel (um 321 959 Rubel reſp. 266 101 Rubel mehr als 1879). Der Waſſerſtand, der ſeit 1875 in Petrozawodsk regelmäßig beobachtet wird, war niedriger als 1879 und in den Herbſtmonaten von 1878 und begünſtigte den regelmäßigen Betrieb der Schifffahrt.

## Aſien.

— Unmittelbar nachdem Mr. Charles M. Doughty's Aufſatz über Khaibar (ſ. oben S. 38) in Druck gegeben war, ging uns das Märzheft des „Bulletin de la Société de Géographie" zu, worin (S. 269) der Franzoſe M. Huber ſeine Ankunft in Khaibar meldet und zugleich mittheilt, daß er nicht, wie er gehofft, der erſte Europäer ſei, welcher bis dorthin vordrang, ſondern daß ihm ein Engländer unter dem Pſeudonym Khalil zuvorgekommen ſei. Für dieſen wird in einer Anmerkung Mr. W. Scawen Blunt gehalten, deſſen Reiſe nach Nedſchd ihn aber keineswegs auch nur in die Nähe von Khaibar geführt hat. Von Mr. Doughty nimmt man anſcheinend weder in Frankreich noch in England Notiz, trotzdem auch in Petermann's Mittheilungen (1881, Tafel 11) ſeine Route zur Reproduktion kam. Mr. Doughty iſt in der That unter dem Namen Khalil gereiſt.

— Das „Intelligence Department" in Simla iſt damit beſchäftigt, ein afghaniſches Lexikon zuſammenzuſtellen, welches alle eben erworbenen geographiſchen und ſonſtigen Kenntniſſe über das Land umfaſſen ſoll. Oberſt Lockhart bearbeitet das nördliche Afghaniſtan, Hauptmann Mailland die Gebiete ſüdlich von 34° nördl. Br. Auch die während der Waziri-Expedition gemachten Aufnahmen werden darin zur Veröffentlichung kommen.

— Wie die Zeitungen von Schanghai berichten, wurde der chineſiſche Generalzolldirektor R. Hart vom Pekinger Hofe nach London geſchickt, um dort zum Behufe des Baues mehrerer Bahnlinien im nördlichen China ein Anlehen von 240 Millionen Francs aufzunehmen. (Das klingt faſt unglaublich.)

L. Die Beerdigungsgebräuche bei den Einwohnern Samarkands[1]). Unmittelbar nach dem Tode eines Hausbewohner beginnt das Klagen und Weinen der Angehörigen, nicht ſtill und ruhig, ſondern laut. Freunde und Bekannte gehen ein und aus; iſt eine Frau geſtorben, ſo kommen andere Frauen; iſt ein Mann todt, ſo kommen andere Männer um ihr Beileid zu bezeugen. Bezahlte Klageweiber ſorgen dafür, daß das laute Klagen und Schluchzen ohne Unterlaß anhält. Dabei rufen ſie o chudai! chudai! O Gott! O Gott! Die Männer ſitzen ſtill und feierlich auf dem Fußboden, trinken Thee und machen gelegentlich Bemerkungen über den Todten. Unterdeß wird der am Boden liegende Todte von den gemietheten Weibern gewaſchen und ihm ſeine letzte Kleidung angelegt. Sie iſt einfach genug: ein langes weißes Hemd und Hoſen; dann ein Stück Filz oder eine wattirte Decke, in welche der Todte wie in eine Windel gehüllt wird; als Windelband zur Befeſtigung dient ein ſchmaler Leinwandſtreifen. Der Todte hat ganz das Anſehen eines Wickelkindes. Dieſe ſonderbare Sitte des Wickelns hat ihren Urſprung darin, daß die Meinnng gilt, der Menſch, weil er gleichſam gewickelt in die Welt eintrete, müſſe auch gewickelt aus der Welt ſcheiden. Die Leiche bleibt nur kurze Zeit im Hauſe; iſt der Tod am Morgen erfolgt, ſo wird die Leiche noch vor Sonnenuntergang begraben; iſt der Tod in der Mittagszeit, Abends oder in der Nacht eingetreten, ſo findet die Beerdigung früh am Morgen des nächſten Tages ſtatt. Die ſchnelle Beſtattung iſt wegen der klimatiſchen Eigenthümlichkeiten des Landes durchaus berechtigt. Kurz vor der Beſtattung wird der Leichnam aus dem Hauſe gebracht und auf eine eigens dazu hergerichtete Tragbahre gelegt; der Mullah hält ein Gebet und nun geht's fort — der Kopf der Leiche voran. Als Begleiter folgen die männlichen Verwandten, der Mullah, der Todtengräber und viele Bettler. War der Verſtorbene arm, ſo wird keine Tragbahre genommen, weil man dieſelbe bezahlen muß; man legt den Todten quer über ein Pferd, wobei der Kopf und die Füße geſtützt werden. Während des feierlichen Zuges wird vollſtändiges Stillſchweigen beobachtet. Nachdem die Beerdigung ſtattgefunden hat und die Leidtragenden wieder ins Trauerhaus zurückgekehrt ſind, werden alle mit Süßigkeiten, Früchten und Thee bewirthet, wobei die vor dem Hauſe harrenden zahlreichen Bettler nicht vergeſſen werden. Nach Beendigung des ſchweigſamen Todtenmahles werden an die Verwandten, Freunde ſowie an die Bettler Stücke von Baumwollenzeug (Ziy), Tücher und andere Gegenſtände von geringem Werth zur Erinnerung an den Verſtorbenen vertheilt. Dann gehen alle Gäſte auseinander und das Haus nimmt ſein alltägliches Ausſehen wieder an. Nur einmal gegen Abend deſſelben Tages verſammeln ſich die Frauen in der für die Weiber beſtimmten Hälfte der Wohnung, um die trauernden Frauen zu tröſten, wobei gleichfalls eine Bewirthung ſtatthat. Die Koſten einer Beſtattung ſind für einen Armen ſehr gering. Hemd und Hoſen 80 Kopeken; die wattirte Decke 1 Rubel; das Windelband 60 Kop.; ein Pferd oder eine Tragbahre nebſt Träger 60 Kop.; der Mullah 50 Kop.; der Todtengräber 40 Kop., in Summa etwa 4 Rubel (circa 8 Mark). Die Form der Todtengruft iſt länglich viereckig; die Tiefe iſt 1 bis 2 m, an der einen Seite der Gruft wird eine niſchenartige Vertiefung gemacht, etwa 1 m hoch

[1]) Nach dem Ruſſiſchen von M. Wirsky, III. Band, I. Reihe, S. 176 bis 177, die Arbeiten der anthrop. Ausſtellung in Moskau.

und tief; diese Nische dient zur Aufnahme der Leiche, welche horizontal entweder unmittelbar auf die Erde oder auf eine Unterlage von Schilf gelagert wird. Der Kopf ist nach S.-W. gerichtet. Dann wird das Grab mit Schilf und Ziegelsteinen ausgefüllt und schließlich ein halbkugelförmiger Hügel aus Erde darüber geschüttet. Eine solche Begräbnißstätte, welche meist auf einer erhöhten Stelle der Steppe angelegt wird, gewährt in Folge der eigenthümlichen Aufschüttungen das Aussehen einer Menge neben einander liegender Ameisenhaufen. Im Frühling werden in Folge der häufigen Regengüsse die Gräber oft geöffnet und dadurch die Knochen freigelegt, doch schüttet niemand die Gräber aufs Neue zu. Auf den Grabhügeln werden je nach der Stellung des Verstorbenen und je nach dem Vermögen Denkmäler errichtet. Die Grabhügel armer Landbewohner bleiben ohne Schmuck, die Grabhügel der Wohlhabenden werden mit Ziegel oder Fliesen belegt und mit allerlei Verzierungen aus Alabaster versehen; zuletzt stellt man marmorne Inschriften tragende Gedenksteine auf die Hügel. War der Verstorbene ein Krieger, so wird eine Roßschweifsahne aufs Grab gesetzt. Auf die Gräber besonders verehrter „Heiliger" werden mitunter kleine Tempel, „Masargen", errichtet; hierher bringen einzelne Verehrer der Heiligen: die Hirten und Viehbesitzer die Hörner, den Schädel der Hausthiere; die Kaufleute Stücke Zeug, Gewänder, Talglichte und Sesamöl. Die weißen Wände der Tempelchen, sind mit Inschriften aus dem Koran bedeckt. Mitunter wohnen bei solchen Gräbern, in elenden Erdhütten, armselige Bettler, welche ihr Leben kümmerlich durch die Almosen der die heiligen Gräber besuchenden Personen fristen; solche Bettler werden nach ihrem Tode oft heilig gesprochen. Ueberaus selten sieht man ein oder zwei Bäume auf den Beerdigungsstätten; sie verdanken einem Zufall ihre Entstehung; gepflanzt wird nie ein Baum. Das gewöhnliche Ansehen eines nicht durch eine Mauer eingeschlossenen Begräbnißplatzes ist meist der einer traurigen jeglicher Vegetation baaren Wüstenei, ausgenommen im Frühling, woselbst in Folge des Regens sich allerlei Gräser zeigen. Die Gräber werden für heilig und unverletzbar gehalten. Vordem die Russen das Land besetzt, kamen zahlreiche Morde deshalb vor, weil bei gelegentlichem Streit der eine das Grab des Vaters oder der Mutter des andern beschimpft hatte; das Volksrecht gestattet in solchem Falle einen Todtschlag. In vollem Gegensatz hierzu werden die Gräber der Andersgläubigen, hier der Russen, so wenig beachtet, daß Kreuze und andere metallische Gegenstände ohne Weiteres gestohlen werden.

## Australien.

— Aus Port Darwin, an der Nordküste des Northern Territory, Süd-Australien, treffen sehr günstige Nachrichten über die dortigen Goldfelder ein. Es sind am Bridge Creek, 22 Miles nördlich vom Yam Creek, ferner an einem Orte, welcher 45 Miles östlich vom Pine Creek liegt (eine kleine Gesellschaft von Chinesen fand hier am ersten Tage 30 und am zweiten 15 Unzen Gold), und am obern Laufe des Maryflusses anscheinend sehr ergiebige Goldfelder aufgefunden worden.

— Die am 1. Oktober 1880 eröffnete internationale Industrieausstellung in Melbourne ward am 30. April 1881 geschlossen. Der Besuch zählte während der 182 Tage, an denen das Publikum Zutritt hatte, 1 309 496 Personen. Das Parlament der Kolonie Viktoria hatte zur Bestreitung der Kosten 250 000 Pf. St. bewilligt und aus dem Entree u. s. w. wurden 50 000 Pf. St. eingenommen. Diesen 300 000 Pf. St. gegenüber stellte sich eine Ausgabe von 333 000 Pf. St. Die Differenz von 33 000 Pf. St. ward in der Weise beglichen, daß die großen Annexa des Industriegebäudes, welche 86 000 Pf. St. gekostet hatten, für die Summe von 27 000 Pf. St. an das Eisenbahndepartement der Kolonie verkauft wurden, und den Rest von 6000 Pf. St. übernahm, auf Beschluß des Parlaments, ebenfalls die Staatskasse. Der deutsche Pavillon, welcher, wie der Melbourne „Argus" mit Recht bemerkt, ein so hervorragendes Ornament des Ausstellungsgebäudes war, ist von der Kolonialregierung angekauft worden. Vom deutschen Kaiser war ein besonderer Preis, bestehend in einem prachtvollen Silbergeräthe von sieben Stück und im Werthe von 800 Pf. St., ausgesetzt worden, welcher demjenigen australischen Aussteller zufallen sollte, der den vorzüglichsten Gegenstand zur Ausstellung gebracht. Unter den 16 Kandidaten, welche die Preisrichter dazu rekommandirten, prämiirte dann Professor Reuleaux die Herren de Castella and Rowan of St. Hubert's Vineyard am obern Yarra-Flusse wegen ihrer ausgezeichneten Weine. Die im Jahre 1879 in Sydney stattgefundene Industrieausstellung hatte während der 185 Tage ihrer Eröffnung einen Besuch von 1 045 898 Personen. Die Gesammtkosten der Ausstellung bezifferten 311 140 Pf. St. Die Einnahmen ergaben 43 896 Pf. St., und der fehlende große Rest fiel der Staatskasse zu.

— Die officielle Statistik der Mineralien in der Kolonie Viktoria für das Jahr 1880 giebt folgende Resultate an. Gold steht natürlich oben an. Zur Vergleichung diene nachstehende Tabelle:

| Jahr | Alluvial Unzen | Quarz Unzen | Total Unzen | Zahl der Goldgräber |
|---|---|---|---|---|
| 1875 | 426 611 | 641 806 | 1 068 418 | 41 717 |
| 1876 | 357 901 | 605 850 | 963 700 | 41 010 |
| 1877 | 289 754 | 519 899 | 809 653 | 38 095 |
| 1878 | 264 453 | 493 587 | 758 040 | 36 686 |
| 1879 | 293 310 | 465 637 | 758 947 | 37 553 |
| 1880 | 299 926 | 529 195 | 829 121 | 38 568 |

Es wurden im Jahre 1880 im Ganzen 963 883½ Tonnen Quarz verarbeitet, gegen 849 325 im Vorjahre. Eine Unze Gold hat den ungefähren Werth von 80 Mark. Es ward in der Kolonie Viktoria seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis Ende 1880 Gold im Werthe von 198 000 014 Pf. St. aufgefunden. An anderen Mineralien wurden gewonnen: 23 248 Unzen Silber, 61 Tonnen Zinnerz, 3031 Tonnen Kupfererz u. s. w.

— Die Volkszählung in Viktoria am 3. April 1881 hat ein Resultat ergeben, welches nicht wenig überrascht hat. Man war berechtigt, eine Bevölkerung von mindestens 930 000 zu erwarten. Bezifferte doch der letzte Census vom 2. April 1871 731 528, und seitdem war durch Ueberschüsse der Geburten über Todesfälle und der Einwanderung (zur Seeseite) über Auswanderung ein Plus von resp. 146 353 und 52 751, also zusammen 199 104, erzielt worden. Das Ergebniß der Zählung weist aber nur 855 796, wovon dem Geschlechte nach 448 510 männlich und 407 286 weiblich waren, oder einen Zuwachs von 17 Procent in zehn Jahren aus. Die fehlenden 75 000 werden über Land in die angrenzenden Kolonien Süd-Australien und Neu-Süd-Wales gewandert sein, wo die Staatszustände nicht so zerrütteter Art sind wie zur Zeit in Viktoria. Die Bevölkerung der City of Melbourne ist von 206 000 im Jahre 1871 auf 281 000 gestiegen, hat sich also um 75 000 vermehrt, während dem gesammten übrigen Lande nur ein Mehr von 50 000 zufällt. Dagegen ist die Bevölkerung von Ballarat, der zweitgrößten Stadt der Kolonie, auf 41 730 gefallen.

Die Eingeborenen vermindern sich in rapider Weise und sie werden bald der Vergangenheit angehören. Während sie im Jahre 1871 noch 1330 (784 männlich und 546 weiblich) zählten, so ist ihre Zahl nunmehr auf 768 (459 männlich und 309 weiblich) gesunken.

Digitized by Google

Die Zahl der Chinesen belief sich im Jahre 1871 auf 17 935 (17 899 männlich und 36 weiblich), der letzte Census setzt sie aber nur mit 11 796 (11 600 männlich und 196 weiblich) an. Es begreift sich daher schwer, wie diese 11 796 Chinesen, welche noch dazu meistens auf den Goldfeldern arbeiten, den europäischen Handwerkern den Verdienst rauben oder schmälern sollen, und wie es eine gebieterische Nothwendigkeit sein kann, eine besondere Kopfsteuer von den Chinesen zu erheben, um sie von der Kolonie fern zu halten. Personen, welche nach Australien auszuwandern geneigt sind, sollten solche Momente in ernste Erwägung ziehen und nicht den Reden bezahlter Agenten leichtgläubig trauen.

## Nordamerika.

— *a.* Der bekannte Forscher im Gebiete Britisch-Nordamerikas, Abbé Petitot, welcher gegenwärtig als Missionar am Angling-Lake stationirt ist, schreibt der Pariser anthropologischen Gesellschaft, daß in seiner Gegend nur noch wenig reinblütige Indianer existiren. Fast alle sind von gemischtem Blute, nicht etwa Mestizen, sondern schon seit langer Zeit mit europäischem Blute versetzt, welches sich durch Rückschläge (sauts en arrière) kundgiebt. Dabei sind sie aber echte „Wilde". Ihre Väter waren Franzosen, Franco-Canadier und Angelsachsen. Man trifft unter diesen Indianern Leute mit kastanienbraunem, ja selbst blondem Haare und gerötheten Wangen. Die Augen sind groß, stehen gerade und haben einen freien Blick. Adlernasen, regelmäßige Züge, freie Stirnen sind nicht selten unter den Tschippewäs, Krihs und Assiniboins des fernen Westens, zumal unter den letzteren. Die Leute selbst wissen, daß sie Kreuzungsprodukte sind, und jener Krih, der einen langathmigen und pompösen Indianernamen führt, ist ein Dumont; jener andere heißt vielleicht Favier, der dritte Nolin. Da giebt es auch einen Rawn und einen Mac Leod. Alle aber gelten für Indianer.

Einige Bemerkungen, welche Petitot in seinem Schreiben macht, sind auch für die Kraniologen von Interesse. Die Tinnè (Dènè) am Athabaska pressen nämlich die Schädel ihrer Kinder, aber nicht um dieselben zu verunstalten, sondern um sie abzurunden. Petitot glaubt, daß ein großer Theil der auffallend regelmäßigen amerikanischen Schädel auf diese Weise seine Gestalt erhielt. Man kann dahin wohl auch den algischen Stamm der Naskapitis am Sankt Lorenz rechnen, welcher unter dem Namen Têtes de boule bekannt ist.

Ferner ist zu bemerken, daß die Krih, die Schwarzfüße, die Sioux, Assiniboins und andere Rothhäute der Prärien ehemals ihre Feinde mit einem besonders gestalteten Messer skalpirten, welches eine nach rückwärts gekrümmte Klinge hatte. Mit diesem krummen Mokutagan genannten Messer zogen sie gemächlich einen Kreis um die Schädelhaut, wobei sie zugleich das Haar in die Höhe hielten. Diese Skalpe waren von der Form und Größe einer Tonsur. Das alles ist bekannt; was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß sie gleichzeitig ein rundes Scheibchen vom Schädeldach mit demselben Schnitt lösten, so daß das Gehirn bloßlag, ohne daß es dabei verletzt wurde. So wurde wenigstens Petitot von den Indianern versichert. Es würde diese Versicherung aber fast unglaublich klingen, wenn nicht so viele Indianerschädel bekannt geworden wären, welche diese Perforation zeigten. Auch in Chateaubriand's Voyage en Amerique p. 233 ist dieses erwähnt. So glaubt Petitot die Frage nach der Trepanation der Indianerschädel beantworten zu können, welche vor Kurzem viele Anthropologen, z. B. Broca, lebhaft beschäftigte. Es sind die Spuren von tiefgreifender Skalpirung.

## Inseln des Stillen Oceans.

— Herr Schmelz legte im Hamburger naturwissenschaftlichen Verein aus dem Museum Godeffroy einen Fangapparat für Tintenfische von den Tonga-Inseln vor. Derselbe ist bei Labillardière Tafel 32, Fig. 25 schon abgebildet und besteht aus einem Stück Kalkstein, das in Form eines Kegels oder Zuckerhutes zugeschliffen ist. Das stumpfe Ende ist mit der Fischleine verbunden, auf der einen Seite des Kegels sind zwei Stücke einer Schneckenschale (Cypraea tigris) und mit dem spitzen Ende ist ein langes dünnes Stielchen verbunden. Das Ganze imitirt auffallend die Gestalt einer Ratte, und knüpft sich zufolge freundlicher Mittheilung des Herrn Konsuls Th. Weber an den Gebrauch dieses Apparates eine alte tongaische Sage, derzufolge einst die Ratten das Meer bewohnt und sich, nachdem sie in einen Streit mit dem Tintenfisch gerathen, in dem sie unterlagen, auf das Land zurückgezogen haben. Seit jener Zeit, sagen die Eingeborenen, ist die Feindschaft zwischen beiden noch immer nicht erloschen, und der alte Streit beginnt aufs Neue, sobald ein Tintenfisch einer Ratte ansichtig wird. Man hat deshalb auch dem Fangapparat für diese zur Nahrung dienenden Thiere jene eigenthümliche Gestalt gegeben, um so den Tintenfisch leicht zu überlisten.

— Die Insel Waigiu bei Neuguinea. (Nach Francisco Viñes.) Die Insel ist mit einem wildzerrissenen, schluchtenreichen Gebirge bedeckt, aus dem sich einzelne kegelförmige Berge erheben. Der ganze westliche Theil Waigius entbehrt jeder Vegetation; auch nicht ein einziger Baum oder Strauch ist zu entdecken, was im Vereine mit der dunkelen Farbe der Küste diesem Landstriche einen düstern Anstrich verleiht. Im Osten sind Sagopalmen sehr häufig. Die Einwohner dieser Insel hält Viñes mit den Papuas von Nordwestguinea identisch. Ihre Hautfarbe ist heller als jene der afrikanischen Neger und besitzt einen Stich ins Gelbe. Die Statur ist niedrig, der äußere Habitus macht den Eindruck von Kraftlosigkeit. Das Haar ist „wollig oder gekräuselt", sie lassen es lang wachsen und kämmen es dann aufwärts, die Frisur erinnert an die Bärenmützen der Grenadiere des ersten Empire. Im Verkehre zeigen sie sich furchtsam und mißtrauisch. Viñes besuchte diese Insel in den Jahren 1859, 1861, 1868, 1870 und 1873 und jedesmal konnte er erst nach langem Zeichengeben sie von seinen freundschaftlichen Ansichten überzeugen und sie zum Tauschhandel bewegen. Sie gehen ganz nackt einher, bis auf einen kleinen Schurz, der nur nothdürftig die Geschlechtstheile verhüllt. Einige hatten Brust, Bauch und Arme mit durch Feuer oder Eisen hergestellten Zeichnungen geschmückt. Viñes sah einen Häuptling, welcher um den Hals eine mehrfach herumgewundene Korallenkette trug, die mit einer außerordentlich schönen Perle geschmückt war; um die Hüften war ein aus Federn zusammengesetzter Schurz geschlagen, der bis zu den Kniekehlen reichte. Der Lendenschurz ist vielfach aus europäischen Fabrikstoffen hergestellt. Sie besitzen auch Sklaven; Viñes sah einen, der mit grob gearbeiteten Ketten belastet auf einem Fahrzeuge Matrosendienste verrichten mußte. Ihre Hauptnahrung besteht aus Fischen und Schildkröten, als Hauptleckerbissen gilt eine aus Schildkröteneiern und Blut verfertigte Wurst, deren entsetzlicher Gestank sie für Europäer ungenießbar macht. Ihre Fahrzeuge sind sehr elegant geformt, sie erinnern einigermaßen an die „Bancas" der Philippinen. Die einzelnen Theile derselben sind mittels Bejucogras oder richtiger Rohr zusammen verbunden und so gut ausgepicht, daß sie kein Wasser einlassen. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile; erstere geben sie nicht aus der Hand, wenn sie mit Fremden zusammenkommen.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. VI. (Mit neun Abbildungen.) — Einiges über die Osseten. II. (Schluß.) — Prof. F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. VIII. — Karl Lamp: Ueber die Sittlichkeit der Mischlinge. — Die Grenzansiedelungen im Semirietschensk. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Nordamerika. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 13. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 7.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

## VII.

27. Oktober. Als Crevaux ſich um 6½ Uhr erhob, fand er ſeine Indianer um ein großes Feuer hocken, dem ſie bald die Bruſt, bald eine der Seiten, aber niemals den Rücken zukehrten. Auf Befragen gaben ſie als Grund dieſes ſonderbaren Verfahrens an, daß ſie ſich auf ſolche Weiſe nie von einem Feinde überraſchen ließen. Um 7¾ Uhr brachen ſie auf und erreichten eine Stunde ſpäter den Bach Concitenné, den ſie bis zum Paron hätten abwärts fahren können, wenn ſie im Beſitze eines Bootes geweſen wären. Um 11 Uhr wurde ein kurzer Halt gemacht, um ein Alicolé (Ai) zu erbeuten. Ouanica, welcher von den Exkrementen des Thieres beſudelt zu werden fürchtete, beſtieg, mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende eine Schleife angebracht war, einen benachbarten Baum, zog die Schleife dem Faulthiere über den Hals und drehte ſie einige Male herum, um ihm die Kehle zuzuſchnüren. Als das Thier halb erſtickt war, genügte eine geringe Anſtrengung, um es herunterzuziehen. Durch den Fall ſchwer betäubt, wurde es ſchließlich mit Stöcken erſchlagen.

Um ¾1 Uhr erreichte man ein Dörfchen mit 15 Einwohnern, deſſen Tamuſchi, Poumari mit Namen, wie gewöhnlich, zwei Frauen hatte, eine alte und eine junge. Apatu gab dem Reiſenden den Rath, ſich ſtets nur an die alte zu wenden; nur von ihr könne er Caſſave und Cachiri erhalten, da ſie bei ihrem Manne den größern Einfluß habe. Der alte Häuptling aber betrachtete mit unruhigen und nicht ſehr wohlwollenden Blicken den Fremden, als derſelbe der jüngern Frau Nadeln und Perlenſchnüre ſchenkte.

Seitdem Crevaux hier Gelegenheit fand, ſeine ärztliche Kunſt bei einem kranken Mädchen auszuüben, nannten ihn ſeine Begleiter, die ſeinen Stand bisher nicht gekannt hatten, nicht mehr „Major“, ſondern „Piay“. Das wurde aber für ihn zur Quelle von Ungelegenheiten; Poumari z. B. erklärte, er bedürfe Piay (d. h. Medicin), um einen andern Indianer zu tödten. Yacouman andererſeits verlangte von Crevaux, daß er ihm behufs Erlangung größern Einfluſſes unter den Ouayanas am obern Yary Salzwaſſer auf den Kopf gieße; denn alsdann würde er, anſtatt einfacher Tamuſchi eines Dorfes, Yapotari, d. i. Herrſcher des ganzen Gebietes, ſein. Apatu erklärte das aber für unmöglich, da ſie kein Salz mehr hätten, und vertröſtete ihn auf ſpätere Zeiten; bei ſeiner Rückkehr aus Frankreich würde er ihm kleine Flaſchen voll Salzwaſſer mitbringen und ihn nebſt allen ſeinen Stammesgenoſſen taufen. Yacouman aber bat nur um zwei Flaſchen, die eine für ſich, die andere für ſeine Erben; ſein Einfluß würde ſchwinden, wenn alle ſeine Krieger ſeine Brüder in Chriſto wären.

Der nächſte Tag (28. Oktober) führte den Reiſenden endlich an die Ufer des Parou; mit Flintenſchüſſen konnte er um 10 Uhr Morgens das freudige Ereigniß begrüßen und gleich darauf ſtürzte er ſich in das klare Waſſer des jungfräulichen Stromes. Selbſt ein leichter Fieberanfall vermochte ſeine Freude über die Erreichung des Zieles nicht zu trüben. In 14½ Stunden hatte er die circa 43 km betragende Entfernung zwiſchen Yary und Paron zurückgelegt;

Fang eines Ai. (Theilweiſe nach einer Photographie.)

Digitized by Google

in gerader Linie mögen beide Flüsse aber nur etwa 30 km von einander entfernt sein. Die trennende Wasserscheide liegt dem Yary näher, als dem Parou; denn man hatte nur 3½ Stunden gebraucht, um von ersterem aus die Quellen des ersten Parou-Zuflusses zu erreichen. Andererseits liegt das Becken des Parou höher, als dasjenige des Yary, wie der um 10 mm gesunkene Barometerstand auswies. Im Ganzen war man seit St. Georges nun 64 Tage unterwegs, davon 55 Tage, an welchen man theils zu Boote, theils zu Fuße vorwärts gekommen war.

Der von der Ankunft des Reisenden benachrichtigte Häuptling Canea hatte zwei Pirogen gesandt, welche die Gesellschaft in halbstündiger Fahrt nach dem Dorfe desselben, Caneapo genannt, brachten. Dasselbe liegt auf einem Hügel von 20 m Höhe, an dessen Fuße mächtige runde Granitblöcke den Fluß fast vollständig versperren — ein malerischer Ort, wo die Indianer mit ihren Pfeilen den Coumarou-Fischen mit Erfolg auflauern. Es war gerade Festtag, denn ein Monat war seit dem Tode eines Tamuschi verstrichen (den Todten zu Ehren werden zwei Feste gefeiert, die einen Pono genannt, die anderen Toulé). Alle Männer waren vom Halse ab mit Umhüllungen aus langen schwarzen Riemen bekleidet und trugen Mützen, die denen der französischen Advokaten ähnelten. Nur ein einziger stand aufrecht, in der Hand eine Peitsche mit 8 m langer Schnur. Er drehte sich um sich selbst, stampfte mit dem rechten Fuße auf die Erde, hob die Peitsche empor, bog den Leib nach hinten über und führte mit plötzlicher Bewegung einen Hieb aus, der wie ein Pistolenschuß knallte. Der Reihe nach mußte jeder dieses Manöver, das sie „Pono-Tanz“ nennen, ausführen. Die Uebrigen kauern indessen auf der Erde, klatschen in die Hände und schreien „ho! . . ., ho . . .!“

Diese Indianer vom Parou bereiteten dem Reisenden einen freundlichen Empfang, da sie seine erste Reise auf dem Yary in allen Einzelheiten kannten; sie wußten, daß

Der Teufelsfelsen in der Mocori-Schnelle.

Crevaux seinen Verpflichtungen gegen seine Begleiter stets nachgekommen und mit Messern, Aexten, Säbeln und Angelhaken reich versehen war, und waren deshalb bereit, ihn überall hin zu begleiten. Da Crevaux den Parou ganz kennen zu lernen beabsichtigte, so engagirte er Yacouman, um sich bis zu den Trios-Indianern, die im Quellgebiete wohnen, führen zu lassen. Die Hälfte des Gepäckes blieb, um ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, beim Häuptlinge Canea zurück. Am Morgen des 30. Oktober wurde die Fahrt stromaufwärts angetreten. Der Fluß ist in diesem Theile von zahlreichen Granitfelsen durchsetzt, den Ueberbleibseln kleiner Hügelzüge, welche die Ufer bilden; die Vegetation entbehrt der Palmen und der zierlich gewundenen Schlingpflanzen, ist aber mit ihren kräftigen Bäumen nicht ohne Reiz. Nach 3½ stündiger Fahrt bemerkte man am rechten Ufer einen Landeplatz und einen Pfad, der direkt zur Ansiedelung Coupara führt, indem er eine weite Krümmung des Flusses abschneidet. Seiner Karte halber aber wählte Crevaux den letztern Weg. Coupara liegt auf einem kleinen Hügel gegenüber der Stromschnelle Kourokiri an einer günstigen Stelle: schon von weitem kann man die stromaufwärts fahrenden Boote erblicken; dazu kommt das Murmeln des Wassers, die Gelegenheit zu köstlichen Bädern und die Menge von Coumarous im Flusse. Gegen Ringe, Knöpfe und Nadeln tauschte der Reisende hier mancherlei Erzeugnisse der Eingeborenen ein; Geschenke aber kennen dieselben nicht. Wenn er ihnen ein solches anbot, so fragten sie stets „etihé?“ (Was willst Du?). Tauschhandel aber, bei welchem der Käufer stets im Voraus bezahlen muß, ist ihnen geläufig; die Bonis z. B., welche des Handels halber in das Land der Roucouyennes kommen, müssen sofort für die Hängematten bezahlen, welche sie erst im nächsten Sommer geliefert erhalten.

31. Oktober. Nach zwei Stunden erreichte man die Mündung des Coucitenné, den man schon auf dem Marsche vom Yary zum Parou überschritten hatte. Etwas weiter oberhalb zeigte sich in den Zweigen eines großen Baumes, der am Rande einer Lichtung stand, ein großes Nest; beim Näherkommen aber entpuppte sich dasselbe als eine Art Hütte mit Fußboden und Dach, in welcher ein Indianer mit Bogen und Pfeilen zusammengekauert saß und den Vögeln aufpaßte, welche von den reifen Früchten des Bau-

Nowaja Semlja

of the park, but, with the exception of the Serpentine, it is not a natural piece of water. It was made by Queen Caroline, who had the Serpentine River dammed up, and the valley flooded. The Serpentine is the largest piece of water in the park, and is a favourite resort for bathers in the summer, and for skaters in the winter. Its banks are planted with trees and shrubs, and it is crossed by a bridge, which divides it into two parts. The Serpentine is fed by the Westbourne, a small stream which rises in the Hampstead hills, and flows through Kensington Gardens. The Westbourne is also dammed up to form the Round Pond, which is a favourite resort for children who sail their toy boats on it.

The Serpentine

The Ranger's House, which is the residence of the Ranger of Greenwich Park, is a fine old building, which was formerly the residence of Lord Chesterfield. It is now occupied by Prince Christian, the husband of Princess Helena, the fifth daughter of Queen Victoria. The Ranger's House is surrounded by a beautiful garden, which is open to the public on certain days.

The Observatory, which is the most famous building in the park, was built by Charles II. for the use of Flamsteed, the first Astronomer Royal. It is a fine old building, and contains a large collection of astronomical instruments. The Observatory is open to the public on certain days, and visitors are allowed to look through the telescopes.

The Flower Show, which is held in the park every year, is a very fine sight. The flowers are arranged in beautiful designs, and the show is visited by thousands of people. The Flower Show is held in the month of June, and is one of the most popular events of the year.

The Deer Park, which is the largest part of the park, is a beautiful piece of ground, with fine trees and shrubs. It is stocked with deer, which are allowed to roam freely about the park. The Deer Park is a favourite resort for visitors, who enjoy watching the deer as they graze.

The Royal Observatory, Greenwich, is the most famous building in the park. It was built by Charles II. for the use of Flamsteed, the first Astronomer Royal. It is a fine old building, and contains a large collection of astronomical instruments. The Observatory is open to the public on certain days, and visitors are allowed to look through the telescopes.

The Flower Show, which is held in the park every year, is a very fine sight. The flowers are arranged in beautiful designs, and the show is visited by thousands of people. The Flower Show is held in the month of June, and is one of the most popular events of the year.

The Deer Park, which is the largest part of the park, is a beautiful piece of ground, with fine trees and shrubs. It is stocked with deer, which are allowed to roam freely about the park. The Deer Park is a favourite resort for visitors, who enjoy watching the deer as they graze.

Digitized by Google

Glücke war das Waſſer nicht tief, ſo daß man das ſämmtliche Gepäck bis auf einige wenige Kleinigkeiten wieder herausfiſchen konnte. Doch mußte man Halt machen, um die Sachen zu trocknen, was bei der Sonnengluth auf den erhitzten Steinen raſch von Statten ging. Das Caſſave war bald eben ſo trocken, als wie es aus dem Ofen kam, und auch den Patronen hatte das Bad nichts geſchadet. Ein Sack Blei war freilich bei dem Schiffbruch verloren gegangen; allein Apatu's Bogen und Pfeile konnten die ausgehende Munition leicht erſetzen.

Am Nachmittage des 4. wurde die Hütte des Häuptlings Alamoïke erreicht, welcher dem Reiſenden die Herſtellung des Urari zeigen ſollte. Derſelbe hatte nur einen einzigen Peïto unter ſeinem Befehle, aber einen wahren Rieſen von 1,80 m Höhe, während die Roucouyennes im Durchſchnitte kleiner ſind als die Franzoſen. Von fern geſehen erſcheinen ſie trotzdem ſehr groß, wohl in Folge ihres enormen Oberleibes, welcher zu den kurzen dünnen Gliedmaßen in ſcharfem Gegenſatze ſteht. Am Abend leiſtete Crevaux dem Tamuſchi, welcher ihn in das Geheim-

Urari (Strychnos Crevauxi).

niß der Pfeilgift-Bereitung einweihen wollte, wie üblich, Vorausbezahlung in Geſtalt einer Axt und verſprach ihm obendrein einen um den Hals zu tragenden Fünffrankenthaler. Alamoïke ſelbſt kannte als Roucouyenne urſprünglich die Herſtellungsweiſe nicht, ſondern hatte ſie erſt vor Kurzem gegen Erlegung eines Meſſers und eines kleinen Spiegels von einem Trio-Häuptling erlernt. Früh am nächſten Morgen fuhren Alamoïke und ſein einziger Unterthan, Crevaux und Apatu eine Strecke weit ſtromab und wanderten zwei Stunden weit, bis der Tamuſchi vor einer Liane von der Stärke einer Boa Halt machte; dieſelbe machte dort, wo ſie aus der Erde herauskam, eine große Krümmung und ſtieg dann ganz gerade bis zum Gipfel eines 25 bis 30 m hohen Baumes empor, mit deſſen Laub ſie ihre Blätter miſchte. Es war die lange erſehnte Pflanze, welche von allen Indianern Guayanas urari genannt wird. Zunächſt gab Alamoïke jedem Anweſenden ein Pfefferkorn, das er zerbeißen und hinunterſchlucken mußte, und dann erſt grub er mit einem Stocke die Erde auf, um die Wurzeln frei zu legen. Gleich darauf faßte er einen großen ſchwarzen Skorpion beim Schwanze und rief, ohne Furcht oder Schrecken zu zeigen, aus: „yolok“ (Teufel).

Er hütete ſich wohl, das Thier zu tödten, das er offenbar für den Wächter des Giftes anſah, und murmelte einige Worte, die offenbar ſeine Zufriedenheit andeuteten. Bald hatte er einige lange Wurzeln bloßgelegt, welche dicht unter der Erdoberfläche in horizontaler Richtung ſich hinzogen. Während deſſen ſammelte Crevaux Zweige, Blätter und Blüthen der intereſſanten Pflanze und legte ſie zum Trocknen ein; Alamoike aber packte eine große Menge Wurzeln in zwei raſch aus Palmenblättern verfertigte Körbe, worauf man nach Hauſe zurückkehrte. Am folgenden Morgen wurden andere zur Bereitung des Giftes nöthige Pflanzen geſammelt, zunächſt „potpou“, eine dem Reiſenden nicht unbekannte Pflanze und nahe verwandt dem falſchen Jahorandi, welches er 1874 aus Braſilien mitgebracht hatte. Er wußte, daß dieſelbe nicht giftig war und fing daran zu kauen an, obwohl ihn Alamoike, der ſie für giftig hielt, ängſtlich davon zurückzuhalten verſuchte. Aber Crevaux beruhigte ihn mit den Worten: „Es iſt keine Gefahr; ich bin eben ſo gut piay (Zauberer), wie Du.“ Nun hatte Alamoike vor dem vermeintlich ſtärkern Kollegen keine Geheimniſſe mehr und ließ ihn ſelbſt alle weiteren erforderlichen Pflanzen ſammeln. Dazu gehörten vier Species von der Familie der Piperiteen, ſämmtlich mit ſcharfem Geſchmacke und Speichelfluß erzeugend, ſowie Blätter von der Paraſa-Palme. Während des Nachmittages wurden die Urari-Wurzeln, welche 24 Stunden im Waſſer gelegen hatten, geſchabt. Dabei färbten ſich Crevaux's Hände alsbald gelb, als hätte er mit Jodtinktur zu thun gehabt; er koſtete ein wenig von der Rinde, die einen ſehr ausgeſprochenen bittern Geſchmack hatte. Am dritten Tage, an welchem Crevaux nicht nur als Zeuge, ſondern als Gehülfe bei der Bereitung zugegen war, wurden in der Hütte des Tamuſchi die Geſchirre zum Filtriren und Auffangen der Flüſſigkeiten hergerichtet. Um einen Trichter herzuſtellen, wurde ein Palmenblatt in Dütenform gerollt, mit großen Dornen zuſammengeſteckt und an einem Henkel, der aus einer gebogenen Ruthe beſtand, befeſtigt. Als Recipienten dienten Blätter von der Pineau-Palme, deren beide Enden umgebogen waren, ſo daß ſie einen kleinen Trog bildeten. Zuerſt reinigte Alamoike die geſammelten Piperiteen von den Blättern und klopfte Stengel und Wurzeln mit einem Stocke, tauchte ſie dann einige Minuten lang in ein Liter kalten Waſſers, wobei er ſie mit ſeinen breiten Händen drückte, und fuhr damit ſo lange fort, bis ſie ihren charakteriſtiſchen ſcharfen Geſchmack ganz verloren hatten. Dabei wurde ſtets daſſelbe Waſſer beibehalten und von der potpou-Pflanze viel mehr genommen, als von den übrigen Species. Während deſſen drückte Crevaux Paraſa-Blätter in einem andern Gefäße aus, welches nur etwa $^1/_2$ Liter Waſſer faßte. Die Flüſſigkeit ſchmeckte nach nichts, ſchäumte aber, wie von Seife; ohne Zweifel enthält dieſe Palme viel alkaliſche Salze, da man aus ihrer Aſche Kochſalz gewinnt. Dann ſchritt man zu dem wichtigſten Theile der Arbeit, der Gewinnung des Urari-Saftes. Alamoike benetzte eine reichliche Hand voll Urari mit der alkaliſchen Paraſa-Flüſſigkeit und drückte ſie dann mit aller Kraft, daß eine dem Tabakſafte ähnliche Flüſſigkeit heraustrat, miſchte die Piperiteen-Löſung dazu und filtrirte das Ganze durch Blätter, welche in den Trichter gelegt waren. Das Produkt, etwa $^1/_2$ Liter, wurde in einem irdenen Topfe aufgefangen, mit einer Hand voll trockenem zerſtoßenem Pfeffer gemiſcht und über Feuer geſetzt. Alamoike wuſch ſich dann die Hände am Fluſſe, während Crevaux den Topf beaufſichtigte, aber bald durch Nieſen gezwungen wurde, ſeinen Poſten aufzugeben. Zwei Kinder, die in einer Hängematte ſchliefen, wurden durch die Pfefferdämpfe aufgeweckt. Dieſe Wirkung des Pfeffers auf die Riechorgane macht auch die Nachricht glaublich, daß die alten Oyampys ihre Dörfer durch große Mengen ausgeſtreuten Pfeffers vor der Annäherung der Feinde ſchützten. Nach etwa 10 Minuten wurde der Topf vom Feuer genommen, Holzpfeile hineingetaucht und an der Sonne trocknen gelaſſen. Ein kleiner Affe, der in der Nähe herumkletterte, wurde mit einem ſolchen Pfeile an der Schulter getroffen; eine Minute lang lief er noch weiter, bald danach aber fiel er zu Boden, zeigte ſich nach weiteren fünf Minuten ſchon unempfindlich gegen Nadelſtiche und ſieben Minuten nach der Verwundung war er todt.

Am folgenden Tage ſetzte Crevaux ſeine Fahrt den Paron aufwärts fort.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## IX.

### Auſtralien.

Die Geſammtzahl der Chineſen in Auſtralien beträgt nach der Zählung von 1878 44 270, während die Geſammtbevölkerung der auſtraliſchen Kolonien (ohne die Eingeborenen) Ende 1878 auf 2 603 122 angegeben wurde. 1878 kamen 139 011 Einwanderer nach Auſtralien gegen 95 184, welche auswanderten; es blieb alſo in dieſem einen Jahre ein Ueberſchuß von Einwanderern, der faſt ſo groß iſt wie die ganze Bevölkerungszahl der Chineſen. Und dabei darf man wohl annehmen, daß in den 20 Jahren, welche ſeit dem großen Aufſchwung der Chineſeneinwanderung in Auſtralien am Ende der 50er Jahre verfloſſen ſind, die Zahl der Chineſen auf die Hälfte herabgeſunken ſei. Es ſcheint unter dieſen Umſtänden die Aufwerfung der „Chineſenfrage“ hier ſachlich keineswegs tief begründet zu ſein und wird in der That auch nur verſtändlich, wenn man die eigenthümlichen Verhältniſſe erwägt, welche in Auſtralien ſich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte entwickelt haben. In Victoria und Neu-Süd-Wales, den beiden älteſten Kolonien, iſt in verhältnißmäßig noch raſcherm Tempo als in Kalifornien der Uebergang von der Goldwäſcherei und kleinen Farmwirthſchaft zum Großbetrieb des Bergbaues, der Viehzucht, der Landwirthſchaft und ſogar der Anfänge der Induſtrie gemacht worden, und die daraus ſich entwickelnde Proſperität hat die Einwanderung nahezu auf derſelben Höhe gehalten, welche ſie in den Zeiten des Goldfiebers erklommen hatte. Es trug dazu die Thatſache bei, daß die

Einwanderung auf Kolonialkosten bis in die letzten Jahre beibehalten wurde, obwohl die dringenden Gründe der früheren Jahre nicht mehr vorlagen. Nun hatten aber die Großbetriebe, vorzüglich der Viehzucht, gerade wie in Kalifornien und in den näheren Weststaaten Nordamerikas, eine Masse Ländereien in Besitz genommen, während zugleich die zunehmende Anwendung der Maschinen in Acker- und Bergbau die Nachfrage nach Arbeitskräften erheblich verminderte: beides Gründe geringerer Prosperität für die in unverminderter Zahl und — Armuth einströmenden Einwanderer. So konnte das vor einigen Jahren noch Undenkbare geschehen, daß im Februar 1880 in der Gesetzgebung von Neu-Süd-Wales ein Antrag auf Beschränkung der Einwanderung eingebracht werden konnte. Die letztere Thatsache, die Verschleuderung der Kronländereien an Squatters mit kleinen Königreichen, oder an Gesellschaften mit nach Millionen zählenden Herden, ist aus Parteigründen lange Zeit nicht so beachtet worden, wie es im Interesse des armen Auswanderers zu wünschen gewesen wäre, aber um so stärker erheben sich seit einigen Jahren die Stimmen dagegen (vergl. z. B. die Aufsätze über Neu-Süd-Wales und über „Our Estate in the Colonies“ in Colonies and India 1881, Nr. 458 seq., wo unter anderm gesagt ist, daß Victoria bereits mit $^4/_5$ seines dem Areal von Großbritannien gleichkommenden Bodens aufgeräumt hat); indessen das beste und erreichbarste Land ist vergeben und Australien, wo angeblich jeder Mensch so glücklich sein konnte als er nach Beschaffenheit von Kopf und Händen auf freiem, Allen zugänglichem Boden zu sein befähigt ist, laborirt an Ueberfluß von Händen und an Mangel an lohnender Arbeit! Man weiß, wie freudig auch aus diesem Grunde die beiden Weltausstellungen begrüßt worden sind, welche den turbulenten Arbeitermassen von Sydney und Melbourne Nahrung gaben. (Vergl. die Mittheilung über australische Zustände im „Globus“ XXXVI, S. 304.) Unter diesen Verhältnissen darf man freilich auch nicht die unvorsichtige, etwas allzu kühn auf die goldenen Ernten künftiger Jahre und auf die gesteigerte Steuerfähigkeit des kommenden Geschlechtes bauende Finanzwirthschaft dieser jungen Länder vergessen, und ebenso nicht die andere Eigenthümlichkeit der kolonialen Entwickelungsstufe, die Demagogie, wie sie besonders in Victoria blüht. Das nothwendige Resultat solcher Mißvergnügen erweckender Zustände wird das Losschlagen auf einen Prügeljungen sein, wo solcher sich finden sollte, und unglücklicherweise ist der geduldige Chinese mit seinen kleinen Tugenden, die den Neid, und seinen kleinen Fehlern, die den Haß des europäischen Kulturmenschen erregen, der denkbar beste Träger solcher Rolle.

Die Antichinesenbewegungen hat es schon früher in Australien gegeben, aber sie waren viel harmloser und unbedeutender gewesen. Im südöstlichen Australien war die chinesische Einwanderung schon im Anfang der 50er Jahre so stark, daß sie in den damals mit Vorliebe von ihnen aufgesuchten Kolonien Victoria und Neu-Süd-Wales zu Gesetzen Anlaß gab, welche die Erhebung einer Kopfsteuer von jedem einwandernden Chinesen verfügte; und später, als diese zurückgenommen werden mußte, zu einem so hohen Zoll auf gewisse chinesische Bedürfnisse, wie Reis und Opium, daß auch dadurch der Aufenthalt der Chinesen in diesen Kolonien mindestens stark erschwert war. Diese Maßregeln hatten ihren Zweck erfüllt, als sie einige Jahre bestanden und in dieser Zeit die chinesische Einwanderung vermindert hatten. Die Zahl der Chinesen hatte wenigstens in Victoria entschieden abgenommen. Sie betrug hier 1861 25 000, 1879 nur noch 18 000. Im Interesse aller Kolonisten hatten diese Beschränkungen ohnehin nie gelegen, und die Unternehmer, Gutsbesitzer, Gewerbetreibenden u. s. f., welche die europäischen Arbeitskräfte um so theuerer zahlen mußten, je spärlicher die in vielen Beziehungen ebenso verwendbaren chinesischen zuflossen, thaten alles, um sie zu beseitigen. Akademische Warnungsrufe, wie der Goldwin-Smith's, welcher die Frage aufwarf, ob Australien den Weißen oder den Gelben gehören werde, vermochten Jahre hindurch nichts an dieser rückläufigen Bewegung zu ändern, bis in Queensland, wo es 1877 allein über 13 000 chinesische Goldgräber gab, Mitte der 70er Jahre eine neue Antichinesenbewegung entstand, welche es in der That bereits 1876 auch zu einer Chinesensteuer brachte. Hier war die chinesische Einwanderung in diesem Zeitpunkte noch eine verhältnißmäßig neue Thatsache, welche, wie überall in den jungen Kolonien, von den Kolonisten mit Freude begrüßt worden war, weil sie einen Hauptmangel beseitigte, indem sie billige und willige Arbeitskräfte zur Verfügung stellte. Auch erhielt sich diese Stimmung so lange die Chinesen sich damit begnügten, als Tagelöhner der Ansiedler zu arbeiten. Sie schlug aber rasch um von dem Augenblicke an, wo denselben beikam, demselben Golddurst folgen zu wollen, der die Weißen nach den Goldfeldern trieb. Im nördlichen Queensland waren nicht sobald die Goldfelder am Palmer-Fluß entdeckt, als auch Scharen von Weißen und Chinesen dahin eilten. Konflikte zwischen beiden wurden unvermeidlich und es war fast selbstverständlich, daß dieselben zu einer Parteinahme der Gesetzgebung für die Weißen führten. Es kam eine bedeutende Steigerung der chinesischen Einwanderung Mitte der 70er Jahre hinzu; es wanderten z. B. 1877 7254 ein und nur 2016 aus. (Vergl. Mittheilungen hierüber in einem interessanten Aufsatze C. E. Jung's „Globus“ XXXVI, S. 299.) Die Legislatur beschloß also in der That im Jahr 1876 eine Besteuerung der Chinesen, im Wesen und der Wirkung ganz ähnlich der Kopfsteuer, welche früher Neu-Süd-Wales und Victoria erhoben hatten, und nur in der Form verschieden. Es sollte nämlich jeder „Asiate“ (der Name Chinese kam in dem Gesetz gar nicht vor) 6 Pf. St. pro Jahr mehr für seinen Schürfschein zahlen, als die Europäer. Dieses Gesetz kam auf eine Ausschließung der Chinesen von den Goldfeldern hinaus und wurde als solche in seiner ganzen Willkürlichkeit von denselben empfunden. Einige unter ihnen, welche Kunde hatten von den Verträgen, die zwischen Großbritannien und China bestehen, beschwerten sich beim Governor und scheinen auch die Unterstützung der chinesischen Regierung gefunden zu haben. Das Ergebniß war, daß jener sein Veto gegen das Gesetz einlegte, indem er erklärte, es der Bestätigung durch die königliche Regierung vorbehalten zu wollen. Im März 1877 wurde im englischen Unterhause die Frage gestellt, ob die Regierung das Gesetz bestätigen werde, worauf der Unterstaatssekretär der Kolonien verneinend antwortete. Kurz darauf erließ der Vicepräsident des Executive Council von Queensland ein Rundschreiben, welches der Befürchtung Ausdruck verlieh, „daß sowohl unsere Rechte als unsere Civilisation geschädigt und unser sociales und politisches System gefährdet werde, wenn gegen unsern Willen und entgegen unseren Interessen eine chinesische Einwanderung uns aufgezwungen wird.“ Sie schätzten, hieß es ferner in diesem Schreiben, den Werth des Vorrechtes britische Unterthanen zu sein, aber wenn sie darum ihre Hoffnung aufgeben sollten, ihr auf sociale und politische Gleichheit gegründetes Gemeinwesen in diesem Sinne weiter zu entwickeln, so würden sie sich dazu nicht bequemen, ohne die ernstesten Versuche ein solches Uebel abzuwenden. Die Kolonien wünschten in ihrer eigenen Art und Weise sich zu entwickeln, und das Vorhandensein von internationalen Vertragsverpflichtungen zwischen Großbri-

tannien und China sollte nicht im Stande sein einen Vorwand zu liefern, um ihnen eine chinesische Einwanderung gegen ihren Willen und gegen ihre Interessen aufzudrängen.

Die krasse egoistische Willkür dieser Auffassung wird besonders klar, wenn man sich daran erinnert, daß Queensland einige Jahre früher sich alle Mühe gegeben hatte, um billige polynesische Kulis für seine Zucker- und Baumwollenpflanzungen auf Wegen zu erlangen, welche nicht selten zum Menschenraub und zur Entvölkerung ganzer Inseln in Polynesien führten. Glücklicherweise machten sich auch gerechtere Stimmen geltend, wie die des Kolonialsekretärs von Queensland, John Douglas, welcher in einer Depesche an Lord Carnarvon sagt: „Die Chinesen sind gesetzlich, mäßig und fleißig, sie leisten den Europäern gute Dienste und sind noch nicht in ernsthafte Wettbewerbung mit denselben auf dem Arbeitsmarkte getreten." Andere machten auf die Unklugheit der Queensländer aufmerksam, welche nicht bedachten, daß ihre Goldfelder sich bald erschöpfen würden, während sie nichteuropäischer Arbeitskräfte für ihre tropischen Kulturen stets bedürftig sein würden. Die Presse des Mutterlandes war fast einstimmig gegen die Haltung der Kolonie.

Nach Zurückweisung des frühern Gesetzes durch den Governor und die mutterländische Regierung machte die Gesetzgebung ein neues ganz nach Art derjenigen von Victoria und Neu-Süd-Wales, in welchem die Zahlung von 10 Pf. St. für jeden zu Wasser oder zu Land ankommenden Chinesen vorgeschrieben, die Rückgabe dieser Summe indessen für den Fall vorgesehen war, daß der Chinese binnen 6 Jahren die Kolonie wieder verlassen würde, ohne während seiner Anwesenheit derselben zur Last gefallen zu sein. Auch wurde ein Reiszoll von 1 Penny pro Pfund vorgeschlagen, dessen einziger Zweck natürlich nur die Vertheuerung des Hauptnahrungsmittels der Chinesen und damit ihre Hinausdrängung sein konnte. Es ist uns nicht bekannt, ob diese Maßregeln von der mutterländischen Regierung gebilligt worden sind oder nicht, und ob gewisse Sonderabgaben, welche man auf die von Chinesen hauptsächlich betriebenen Geschäfte legen wollte, zur Durchführung gelangten. Jedenfalls ist Queensland noch auf den Konferenzen von Sydney 1880 und 1881 am schärfsten für antichinesische Maßregeln eingetreten.

Neben ihm trat Südaustralien nun ebenfalls in den Kampf ein und zwar mit genau denselben Waffen wie Queensland. Am 7. August 1880 wurde in die dortige Gesetzgebung ein Gesetzesvorschlag eingebracht, welcher die Landung von Chinesen in größerer Zahl als 1 zu 10 Tonnen des Gehaltes der betreffenden Schiffe verbietet und außerdem eine Steuer von 10 Pf. St. auf jeden einwandernden Chinesen legt. Sicher, von der Regierung „gevetoʼt" zu werden, blieb dieser Antrag zwar unerledigt, aber er wurde am 15. Oktober durch ein von der Kolonialregierung eingebrachtes „Chinesengesetz" ersetzt, welches eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. auf jeden ankommenden Chinesen vorschlug und auch zur Annahme gelangte. Auch betheiligte sich Südaustralien an der interkolonialen Konferenz über die Chinesen- und — Phylloxera-Frage, welche am 25. November 1880 in Melbourne zusammentrat und außer der genannten Kolonie noch von Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland und Tasmanien beschickt war, wo es besonders eifrig gegen die sogleich zu erwähnenden Schritte Westaustraliens zur Förderung der Chineseneinwanderung auftrat.

Diese Bewegung in den jungen Kolonien des Nordostens und der Mitte gab Anlaß zur Aufwerfung der Rechtsfrage, inwieweit die von Großbritannien mit China abgeschlossenen Verträge die Kolonien jener Macht verpflichte, die chinesischen Einwanderer aufzunehmen und genau auf demselben Fuße zu behandeln wie die einwandernden Bürger irgend eines andern mit Großbritannien in Vertragsbeziehungen stehenden Staates. Dadurch wurde sie zu einer Angelegenheit von viel erheblicherer Wichtigkeit gestempelt, als sie jemals in jenen älteren Kolonien gewesen war und nahm, was bei der Vorliebe der Australier für politische Diskussionen fast selbstverständlich war, schon sehr bald auch in diesen eine vordere Stelle unter den Tagesfragen ein. Das Beispiel der damals schon brennenden kalifornischen Chinesenfrage war hierbei sicherlich auch nicht ohne Einfluß. Die zweite Leidenschaft dieser heißblütigen Kolonisten, die Association, wurde sogleich mit herangezogen, und so entstand Ende 1878 zuerst in Melbourne eine „Anti-Chinese League", welche sich auch sofort nach Sydney, Adelaide und Brisbane verbreitete, ihre Verzweigungen in manche kleinere Plätze erstreckte und eine Art von officieller Vertretung ihrer Bestrebungen in der entschieden antichinesischen Haltung der eben erwähnten interkolonialen Konferenzen fand.

In der Gesetzgebung von Neuseeland wurde 1880 gleichfalls eine „Chinese Immigration Prohibition Bill" eingebracht, welche im August bereits eine zweite Lesung erfahren hatte. Ihre Hauptbestimmung bestand in der Festsetzung einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. für jeden einwandernden Chinesen. Da in Neuseeland die 1878 zu 4433 angegebene Zahl der Chinesen sich im Laufe der letzten Jahre erheblich vermindert hatte, so war ein dringender Grund für solche Gesetzgebung hier gar nicht vorhanden. Aber man schützt die Nothwendigkeit einer Vorbeugung für künftige Fälle vor, wo Hungersnoth oder Krieg die Wellen der chinesischen Auswanderung wieder höher schwellen lassen möchte. Schon früher hatte sich auch die Gesetzgebung von Tasmanien in antichinesischem Sinne ausgesprochen und eine ähnliche Kopfsteuer beschlossen.

Es ist belehrend zu sehen, wie gleichzeitig mit dieser antichinesischen Bewegung in Queensland, Victoria u. s. f. in Nordaustralien, der erst werdenden, nach Menschenkräften irgend welcher Art dürstenden Kolonie, ein starkes Verlangen nach Steigerung der chinesischen Einwanderung sich kundgab. Man erleichterte dort den Chinesen, die unter Kuliverträgen eingeführt worden waren, das Verbleiben nach Ablauf ihrer meist nur auf ein bis zwei Jahre gehenden Arbeitsverträge in jeder Weise und war froh, wenn sie sich zum Vortheil der Kolonie 15 bis 20 Jahre verpflichten wollten. Nicht minder kam man ihnen in Westaustralien entgegen, das allerdings mit seinen 30 000 Einwohnern das Recht hat, Vermehrung seiner Einwohnerzahl zu suchen, wo immer es sie finden mag. Am 28. December 1880 erschien in dem Regierungsblatt dieser Kronkolonie die Mittheilung, daß die Einwanderung von Chinesen auf öffentliche Kosten befördert werden solle. Die Abgeordneten der älteren Kolonien, welche gerade damals ihre mitunter auch gegen die Chinesen-Zuwanderung beziehungsweise auf Hinausschaffung derselben gerichteten Berathungen in Sydney pflogen, beschwerten sich darauf am 25. Januar 1881 beim Earl of Kimberley, indem sie darauf hinwiesen, daß in dem Augenblick, wo die fünf von ihnen repräsentirten Kolonien mit ihrer Bevölkerung von 2½ Millionen einstimmig gegen weitere Zufuhr von Chinesen seien, die öffentliche Förderung derselben in Westaustralien einen übeln Eindruck machen und für diese Kolonie selbst unangenehme Folgen haben könnte. Sie drohten in dem Style des oben angeführten Schreibens des Executive Committee von Queensland mit Maßregeln, welche die anderen Kolonien sich genöthigt sehen würden im Verkehr mit den Häfen Westaustraliens zu nehmen, falls

dieſes auf ſeiner Politik beharre. Einſtweilen hat nichts Weiteres über die Entwickelung dieſer Angelegenheit verlautet.

Nachdem wir in unſerm einleitenden Abſchnitt (ſ. Bd. XXXIX, S. 108) das Urtheil eines auſtraliſchen Politikers über die Chineſen, ein typiſch abfälliges Urtheil, mitgetheilt, möge es geſtattet ſein, zum Schluß ein aus anderer Tonart klingendes anzuführen, das mindeſtens zeigen mag, daß nicht alles, was ſich mit Stolz „Gumſucker“ nennt, von Chineſenhaß geſchwellt ſein muß. James Inglis, deſſen offene, unumwundene Urtheile ſein Buch „Our Australian Cousins“ (1880) zu einer der beſſeren Quellen zur Kenntniß europäo-auſtraliſchen Weſens ſtempeln, ſpricht ſich über die Chineſen, ſpeciell in Queensland, folgendermaßen aus: „Sie ſind nett gekleidet und machen einen geſunden zufriedenen Eindruck. Manche haben ihr Haar bereits ganz à la militaire verſchnitten, und Einige ſehen wie reſpektable wohlhabende Gentlemen aus. Mit all ſeinem Schmutz, ſeiner Vorliebe für Opium ſowie für Speiſen von geheimnißvoller Zuſammenſetzung und ſeinem Abſcheu vor Seife und Waſſer hat John manche gute Seiten und iſt im Ganzen ein nicht zu verachtender Koloniſt. Als Hauſirer und Kleinhändler iſt er geduldig, fleißig und ſparſam, als Koch und Hausdiener ruhig, fügſam und arbeitſam, als Gärtner oder Bergarbeiter geſchickt, mäßig, fleißig. Bei alledem bildet er für den hieſigen Arbeiter einen Gegenſtand des Haſſes. Der Unioniſt verabſcheut ihn aufs Aeußerſte, während die Politiker nicht wiſſen, was ſie mit ihm anfangen ſollen. Auch in Queensland hängen Wolken an ſeinem Horizont.“ Wie der Chineſe ſelber dieſe Bedrohung anſieht, haben wir bei Erwähnung des von chineſiſcher Seite ausgegangenen Pamphlets „The Chinese Question in Australia“ (Melbourne 1879) geſehen. S. o. Bd. XXXIX, S. 106.

* * *

In Victoria und Neu-Süd-Wales weckte eine ſeit Beginn dieſes Jahres geſteigerte Einwanderung von Chineſen die Chineſenfrage aufs Neue und rief Volksverſammlungen und Deputationen, welche ſich einer drohenden Sprache gegen die Mongolen bedienten, zuſammen. Im April und Mai d. J. ſollen allwöchentlich in Sydney 1000 und mehr angelangt ſein. Solche Zahlen bedeuten eine wenig willkommene erneute Steigerung der von 1871 bis 1881 von 17 935 auf 11 796 gefallenen Chineſenbevölkerung von Victoria. Wie immer waren faſt keine Weiber unter den Neu-Einwanderern, wie denn in der letzt angegebenen Cenſuszahl deren nicht mehr als 196 ſich befanden. Man ſchrieb dieſen plötzlichen ſtarken Zufluß hauptſächlich dem Umſtande zu, daß in Brisbane die Chineſenſteuer von 10 Pf. St. die Landung faſt jedes chineſiſchen Einwanderers unmöglich macht. Am 12. Mai wurde in New Caſtle (N.-Süd-Wales) eine große Volksverſammlung gegen die Chineſeneinwanderung abgehalten. Der Deputation derſelben ſagte der damalige Premierminiſter, daß die Regierung alles gethan habe, was möglich ſei, um die Chineſen fern zu halten. Sie ſehe in ihnen keine wünſchenswerthen Koloniſten, aber auch keine Gefahr. In Victoria dagegen verſprach der weniger ſkrupulöſe Premierminiſter Berry, daß er gleich im Beginn der nächſten Tagung der Geſetzgebung ein Chineſengeſetz in der Richtung der Beſchlüſſe der interkolonialen Konferenz vorlegen werde, „das weiter gehen werde als irgend ein früheres.“

# Der gegenwärtige Zuſtand und die Zukunft von Rio grande.

Von Dr. **H. v. Ihering** in Taguare de Mundo novo, Prov. Rio grande do Sul, Braſilien.

Im Augenblicke lenkt ein heftig entbrannter Streit die Augen aller für Südbraſilien ſich Intereſſirenden auf ſich, es iſt die Sucht des großen Handelplatzes Rio grande, die ſinkende Macht ſich zu bewahren, den natürlichen Gang der Entwickelung einhalten und ſich ſeine hervorragende Stellung erhalten zu wollen. Den Anlaß dazu giebt die geplante Einrichtung einer Alfandega (Zollſtätte) in Pelotas, wodurch natürlich die bisherige Abhängigkeit des letztern Platzes von Rio grande aufgehoben wird. Kein Wunder daher, daß der älteſte und früher wichtigſte und ſelbſt einzige große Handelsplatz der Provinz dieſes Projekt ungern ſieht und unter allerlei Vorwänden demſelben entgegenarbeitet, kein Wunder aber auch, daß andererſeits dieſe Lokalintereſſen nicht durchſchlagen und die Begründung der Alfandega von Pelotas nicht oder wenigſtens nicht mehr auf lange Zeit werden hindern können. Denn ſo ſehr auch das Gedeihen von Rio grande der Provinz am Herzen liegen muß, ſo kann doch der naturgemäße Entwickelungsgang und Fortſchritt nicht der einen Stadt wegen aufgehalten werden.

Pelotas hat einen guten Hafen, in welchem die überſeeiſch ankommenden Schiffe ebenſo gut einlaufen können, wie in Porto alegre. Da aber in Pelotas keine Alfandega ſich befindet, ſo müſſen die für dieſen Ort beſtimmten Waaren zuerſt nach Rio grande gehen, woraus für den Handel von Pelotas die Nothwendigkeit erwächſt, in jener Stadt Filialvertretung zu haben. Das vertheuert natürlich das Geſchäft ſehr und ſchädigt den von Pelotas aus nach den Kolonien betriebenen Handel. Der Beſitz einer eigenen Alfandega wird daher Pelotas eingeräumt werden müſſen, ſobald, wie das jetzt der Fall iſt, der Handel hierzu hinreichend iſt. Pelotas verdankt dieſen Umſtand einerſeits den großen Schlachtereien und dem, was damit zuſammenhängt, wie z. B. Guanofabrikation ꝛc., andererſeits dem Handel nach den anſtoßenden Kolonien. Daß für Pelotas und die Provinz die Einrichtung der Alfandega ein großer Vortheil wäre, iſt ebenſo klar wie der Verluſt, den Rio grande damit erleiden würde. Ganz in derſelben Weiſe hat ſeiner Zeit Rio grande die Alfandega von Porto alegre bekämpft, und doch ſind jetzt die Zolleinnahmen beider Orte faſt gleich oder werden es doch wohl bald ſein. Die officiellen Daten der Einnahmen des Zollamtes von beiden Orten zeigen eine ganz gewaltige Zunahme für Porto alegre an, mithin ein relatives Zurückgehen von Rio grande. Ich theile in nebenſtehender Tabelle die betreffenden der Gazetta de Porto alegre 1880 Nro. 230 entnommenen Zahlen mit.

Es hat mithin der Handel von Porto alegre, ſoweit er ſich auf Import bezieht, in den letzten zwei bis drei Jahren ſich im Verhältniß zu jenem von Rio grande ſehr gehoben. Nach den von Wappaeus mitgetheilten Zahlen ſtellte ſich im Jahre 1867/68 das Verhältniß ſo, daß wenn man die Zollimporteinnahmen von Rio grande zu

| Jahr | | Import von Porto alegre in Milreis | Import von Rio grande in Milreis | Procentverhältnisse von Porto alegre, wobei die Zahlen von Rio grande zu 100 gesetzt sind |
|---|---|---|---|---|
| 1877/78 | 1. Semester | 379 038 | 873 459 | 42,5 Proc. |
| | 2. Semester | 402 584 | 848 578 | 47,4 „ |
| | Total | 781 592 | 1 722 037 | 45,5 „ |
| 1878/79 | 1. Semester | 634 715 | 872 263 | 72,7 „ |
| | 2. Semester | 791 441 | 1 134 254 | 69,7 „ |
| | Total | 1 426 249 | 2 006 517 | 71,3 „ |
| 1879/80 | 1. Semester | 899 273 | 1 122 768 | 77,1 „ |

100 setzt, jene von Porto alegre 27 betrugen. Die von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stehen nicht ganz im Verhältniß zu jenen, welche wir hier anführen, die Art der Gewinnung derselben, Brutto, Netto ꝛc. mag eine andere sein, doch hat das für unsere Zwecke nichts zu sagen, wo es nur gilt, die relativen Zahlen zwischen beiden Plätzen festzustellen. Während wir nun, wie bemerkt, das Verhältniß des Importes von Porto alegre zu jenem von Rio grande 1867/68 wie 27 : 100 finden, stellt sich das im Jahre 1877/78 zu 45 und 1879/80 zu 77. Oder wenn wir umgekehrt die Zahlen für Porto alegre als Einheit nehmen und zu 100 setzen, so beziffern sich die Zahlen für die letzten fünf Semester zu 235 — 211 — 137 — 143 — 129. Die rückgängige Bewegung des Importhandels von Rio grande geht hieraus klar hervor. Allerdings ist der Rückgang bisher nur ein relativer, allein auch das wird sich noch ändern. Das nächste Jahr bringt in Porto alegre die am 1. Okt. zu eröffnende deutsch-brasilianische Ausstellung, von der man sich für den Handel mit Deutschland einen lebhaften Aufschwung versprechen darf und welche das immer mehr hervortretende Uebergewicht der Hauptstadt Porto alegre nur noch mehr befestigen wird. Ferner ist, wie oben bemerkt, der ganze Handel von Pelotas, einem immer mehr sich hebenden Orte, bis jetzt an die Alfandega von Rio grande geknüpft, und in dem Momente, in dem Pelotas seine eigene Alfandega erhält, wird es für jene von Rio grande einen großen Ausfall setzen. In noch größerm Maße würde das der Fall sein, wenn etwa der Hafen von Torres oder sonst ein geeigneter Hafen etwa von der Provinz St. Catharina eröffnet und durch Eisenbahnverbindung mit Porto alegre nutzbar gemacht würde. Es ist das ein schon oft besprochener Plan, von dem es nicht klar ist, wie weit seine Vereitelung den Bemühungen der Kaufmannschaft von Rio grande zuzuschreiben ist, der aber sicher noch einmal zur Ausführung kommt. Der Umstand, welcher für die Provinz über kurz oder lang einen andern mit Porto alegre in Eisenbahnverbindung stehenden Hafen nöthig macht, ist der schlechte Eingang in die Lagoa dos patos, ist die gefährliche Barre von Rio grande, an der beständig so viele Schiffe scheitern. Die Passage dieser Untiefe, deren Konfiguration durch den von den Wogen beständig hin- und hergeworfenen Sand immerzu geändert wird, so daß immerzu die Tiefe gemessen werden muß, ist so gefährlich wie kaum irgend eine andere, und nirgends gehen im Verhältniß zur Zahl der einlaufenden Schiffe so viele zu Grunde wie da. Es scheint, als ob mit sehr beträchtlichen Mitteln da keine ständige Abhilfe zu schaffen ist. Begreiflich, daß unter solchen Umständen auch die durch Versicherung ꝛc. erwachsenden Unkosten beträchtlich sind, und die Fracht von Hamburg nach Porto alegre sehr viel höher kommt, als jene nach Montevideo. Gäbe es aber einen andern sichern Hafen mit Eisenbahn nach Porto alegre, so würden sich die Transportkosten viel niedriger stellen. Als solcher Hafen ist der von Torres, nördlich von Rio grande, in Aussicht genommen worden. Die Untersuchung desselben durch einen Ingenieur fiel gegen denselben aus; allein man behauptet, daß dieses Resultat von Rio grande für vieles Geld bestellt worden sei, und jedenfalls glaubt man in Porto alegre nicht an die Unbrauchbarkeit des betreffenden Hafens, an dem freilich noch vieles gethan werden müßte. Ich hoffe, daß ich hierüber mir später aus eigener Anschauung ein Bild werde machen können.

Käme es zur Herstellung des Hafens von Torres, so würde das für Rio grande ein ganz entscheidender Schlag sein. Allein auch ohnedem wird die zunehmende Wichtigkeit von Porto alegre und von Pelotas den Handel von Rio grande zurückgehen lassen. Auch die eifrigsten und kostspieligsten Bemühungen für Rio grande würden daran nichts ändern können. Es finden im Welthandel überall und beständig Verschiebungen statt, durch welche neue Plätze emporkommen und alte von ihrer Machtstellung herabsinken. So ist es hier in der Provinz in Folge der Aenderung und Vermehrung der Verkehrestraßen nach der Serra mit zahlreichen kleineren Plätzen gegangen, und man darf nur die Namen Venedig, Gent, Lübeck u. a. nennen, um zu wissen, daß auch in Europa dieselben Verhältnisse spielen. Noch ist Rio grande ein wichtiger Platz und sehen wir sogar seine Zolleinnahmen noch im Steigen begriffen und steht auch eine beträchtliche Veränderung nicht in unmittelbarer Aussicht, aber die Zahlen und Thatsachen, die wir mittheilten, geben zu denken. Noch sei zur Erläuterung dieser Zahlen bemerkt, daß für die letzten beiden aufgeführten Semester die Verhältnisse etwas anders liegen als für die früheren. Mit dem zweiten Semester 1878/79 ist nämlich der für die Provinz Rio grande do Sul festgesetzte Specialtarif in Kraft getreten. Diese durch den starken Schmuggel und die Grenzlage der Provinz bedingte Ausnahmestellung ist für die Provinz von eminenter Wichtigkeit. Seit langen Jahren erstrebt und erst seit einem Jahre in Wirksamkeit, ist gleichwohl dieser Specialtarif, der für die anderen Provinzen einen Gegenstand des Neides bildet, schon wieder lebhaft angegriffen, Dank zumal dem Einfluß des Herrn Cotegipe in Rio de Janeiro, der seinen steigenden Einfluß in aller Weise zur Benachtheiligung der Pro-



Digitized by Google

vinz Rio grande do Sul geltend zu machen ſucht. Deſſen bedarf es aber wahrlich nicht! Keine Provinz des Kaiſerreiches hat demſelben ſo große Dienſte geleiſtet wie Rio grande do Sul, und militäriſch iſt Braſilien nichts ohne dieſe Provinz, die z. B. im Kriege mit Paraguay mehr als die Hälfte der Soldaten und zwar die beſten geſtellt hat. Die Gazetta de Porto alegre hat kürzlich eine lange Serie von höchſt intereſſanten dieſen Gegenſtand behandelnden Artikeln gebracht, in denen ihr geiſtvoller Verfaſſer, C. v. Koſeritz, die Stellung der Provinz zum Kaiſerreiche beleuchtet. Immerzu wird das aber doch nicht gehen, und irgendwie ernſtere gegen die Provinz gerichtete Schritte könnten ebenſo wie unbequeme kriegeriſche Verwickelungen, in denen wieder die Provinz für die anderen die Kaſtanien aus dem Feuer holen müßte, die Selbſtändigkeitserklärung der Provinz zur Folge haben. In der Beſorgniß vor dieſem Ereigniſſe liegt die ſicherſte Garantie für die Berückſichtigung der Intereſſen von Rio grande do Sul. Gewiß iſt es auch nur dieſem Umſtande zu verdanken, daß jetzt bei der Wahlreform der heftig bekämpfte Artikel 8 endlich doch durchging, durch welchen auch den Naturaliſirten und Akatholiken die Wählbarkeit zu Deputirtenſtellen eingeräumt wird.

Die Frage der Kommunikationsmittel der Provinz ſcheint gerade jetzt wieder in den Vordergrund treten zu ſollen. Seitens der minder proſperirenden Nachbarprovinz St. Catharina wird eine die Serra überſteigende Eiſenbahn projektirt, welche von St. Catharina bis Porto alegre führen ſoll. So ſehr nun auch im Allgemeinen die weitere Ausbildung des Eiſenbahnnetzes zu wünſchen iſt, ſo wenig iſt doch der Provinz Rio grande mit einer engern Verbindung mit St. Catharina gedient, da es faſt nur dieſe Provinz wäre, welche daraus Vortheil ziehen würde, indem ſie den Handel der Nachbarprovinz von ſich abhängig machte. Von Eiſenbahnen, welche die Südprovinz mit anderen in Verbindung ſetzen ſollen, ſind vor allem zwei zu fordern, eine, welche durch das Gebiet der Miſſionen ziehend die Verbindung mit S. Paulo und damit auch mit Rio de Janeiro herſtellt, und ſodann die ſchon in Angriff genommene Südbahn, welche in Uruguyana endend die Verbindung mit dem mächtigen Uruguay-Strome herſtellen wird.

Wenn damit eine zweckmäßige Verbindung mit Nachbarprovinzen und -ſtaaten erreicht wird, ſo bleibt die Hauptfrage, jene des Hafens, eine offene. Wie ſchon erwähnt, iſt die den Hafen von Rio grande verlegende Untiefe, die berüchtigte Barre, eine große Kalamität. Man veranſchlagt die Summe, welche zur ordentlichen Herſtellung der Einfahrt erforderlich wäre, auf circa 8 Millionen Mark. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß ſelbſt nach einer einmaligen ſolchen Ausgabe immer wieder große Summen zur Inſtandhaltung und zur Verhütung der Verſandung geopfert werden müſſen, und die Frage nach der Eröffnung eines andern Hafens, ſpeciell nach der Erweiterung und Eröffnung des Hafens von Torres wird daher immer von Neuem wieder in Frage kommen.

Aber wollte man ſelbſt die unerhörteſten Koſten für die Ausbeſſerung des Hafens von Rio grande nicht ſcheuen, ſo iſt doch die geologiſche Beſchaffenheit des Terrains nicht danach angethan, dazu zu ermuntern. Es ſteht nämlich feſt, daß die Küſte von Südbraſilien einem Hebungsgebiete angehört. Die Küſte iſt in einer langſamen Emporhebung begriffen; darauf weiſt ſchon die Konfiguration derſelben hin, vor allem die Anweſenheit der zahlreichen kleinen zum Theil noch mit dem Meere in Verbindung ſtehenden Seen, welche ſich entlang der Küſte hinziehen. Ich hoffe dieſelben binnen Kurzem einer nähern Unterſuchung unterwerfen zu können und zweifle nicht deren Reliktenfauna nachweiſen zu können. Auſtern, die einige Meter über dem Meeresſpiegel feſtgewachſen angetroffen wurden, ſichern ebenſo wie Sambaquis (Muſchelhügelgräber, ſ. „Globus“ XXVI, S. 193), welche weit entfernt von der Meeresküſte landeinwärts ſich befinden, die angeführte Thatſache. Sofern nun dieſer Hebungsprozeß nicht bald zum Stillſtande kommen ſollte, ſo wird ſich die Stadt Rio grande immer mehr heben und ihr Hafen immer unbrauchbarer werden. Nur der Umſtand, daß mächtige Ströme ihr Waſſer in die Lagoa dos Patos ergießen, ſichert Porto alegre die offene Verbindung mit dem Meere. Allein es bleibt abzuwarten und zu unterſuchen, in welcher Weiſe ſich die Deltabildung, zu der es dann wohl kommen muß, anlegt. Noch liegen hierüber keinerlei Ermittelungen vor, noch iſt überhaupt der Standpunkt des Naturforſchers, den ich hier vorlegte, nicht in Betracht gezogen worden. Daß aber dieſer Geſichtspunkt ernſt ins Auge gefaßt werden muß und wird, wird die Zukunft lehren.

---

# Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ zum Aufſuchen des Nordpolfahrers „Jeannette“.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, am 18. Juni 1881.

Am 16. Juni dieſes Jahres verließen faſt gleichzeitig zwei Expeditionen unter den Auſpicien der Vereinigten-Staaten-Regierung die amerikaniſchen Geſtade des Atlantiſchen und des Stillen Oceans, um wo möglich eine Spur von dem vor jetzt beinahe zwei Jahren nach den unbekannten arktiſchen Regionen abgefahrenen Nordpolfahrer „Jeannette“ zu finden.

Aus dem Hafen Norfolk in Virginien fuhr, wie uns eine kurze telegraphiſche Depeſche berichtet hat, der für eine Seereiſe vor vier Monaten ausgerüſtete V.-St.-Dampfer „Alliance“ nach dem nördlichen Eismeer ab, um dort zwiſchen Norwegen und Spitzbergen nach der „Jeannette“ zu ſuchen. Näheres iſt über dieſes etwas ſeltſam ſcheinende Unternehmen nicht bekannt geworden. Das Marine-Departement der Vereinigten Staaten muß die Möglichkeit in Ausſicht genommen haben, daß die „Jeannette“ auf der Nordoſt-Paſſage aus der Beringsſtraße in das Nördliche Eismeer in die Nähe von Spitzbergen gelangt iſt: eine allerdings ſehr fern liegende Vermuthung!

Genaueres bin ich im Stande über die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ mitzutheilen, welcher, ebenfalls am 16. Juli, den Hafen von San Francisco auf der Suche nach der „Jeannette“ verlaſſen hat.

Vor einigen Monaten brachte die V.-St.-Regierung für die Summe von 100 000 Dollars den Walfiſchfänger-Dampfer „Mary and Helen“ käuflich in ihren Beſitz, gab demſelben den Namen „Rodgers“ und ließ das für arktiſche Seereiſen beſonders geeignet ſcheinende Schiff im Kriegshafen von Mare Island in der Nähe von San Francisco auf das Sorgſamſte für eine Nordpolfahrt ausrüſten. Das Kommando des „Rodgers“ wurde dem V.-St.-Marinelieutenant Robert M. Berry übertragen, der ſich auf der „Tigreß“ bei der Suche nach der „Polaris“ beſonders auszeichnete und mit den Schwierigkeiten und Gefahren einer Fahrt in das Eismeer wohl vertraut iſt. Die Unterbefehlshaber des „Rodgers“ ſind ſämmtlich erprobte Offiziere von der V.-St.-Flotte. Als Berichterſtatter des New Yorker „Herald“ geht William H. Gilder mit, der ſich bei Lieutenant Schwatka's Expedition nach King William's Land in derſelben Eigenſchaft betheiligte und eine literariſch glänzende Beſchreibung dieſer ereignißreichen Fahrt zuerſt in den Spalten jenes Weltblattes veröffentlichte. Da die Expedition der „Jeannette“ von Bennet, dem Eigenthümer des „Herald“, geplant wurde, der auch die Koſten ihrer Ausrüſtung trug, ſo konnte es die Regierung der Vereinigten Staaten ſelbſtverſtändlich nicht ablehnen, einem Berichterſtatter des „Herald“ Paſſage auf dem „Rodgers“ zu gewähren, was bei der literariſchen Tüchtigkeit des Herrn Gilder, welcher für die Schrecken und Wunder der arktiſchen Natur ganz enthuſiasmirt iſt, gewiß nur zum Vortheil dieſer Nordpolfahrt — einerlei was der Erfolg derſelben ſein möge — ausfallen wird.

Der „Rodgers“, ein Dampfer von 420 Tonnen, wurde in Bath im Staate Maine als Walfiſchfahrer gebaut und iſt, wie ſchon bemerkt wurde, aufs Beſte für eine Fahrt ins Eismeer ausgerüſtet worden. Die Beſatzung des Schiffs beſteht aus 9 Offizieren und 15 tüchtigen Matroſen, wozu die nöthigen Maſchiniſten, Heizer ꝛc. kommen: zuſammen 35 Seelen. Proviant, worunter ein großer Vorrath von Pemmican und Citronenſäure, iſt genug eingelegt worden, um die Beſatzung vier Jahre lang und im Nothfall fünf Jahre lang zu unterhalten. Wiſſenſchaftliche Inſtrumente ſind in großer Auswahl vorhanden, und werden namentlich Tiefſeemeſſungen in der Beringsſtraße vorgenommen werden, um wo möglich die noch immer unbeſtimmte Strömung des warmen japaneſiſchen Stromes genau feſtzuſtellen.

Das Hauptunternehmen des „Rodgers“ ſoll jedoch nicht eine wiſſenſchaftliche Erforſchung des Polarmeeres oder die Erreichung des Nordpols ſein, ſondern das Auffinden der „Jeannette“, und wird ſeine Fahrt dieſem Zwecke entſprechend geleitet werden. Die „Jeannette“ wurde zuletzt geſehen, als ſie in nördlicher Richtung nach der Heraldinſel ſteuerte. In ſeinem letzten an ſeine Frau gerichteten Briefe ſchrieb De Long, er beabſichtige an der Oſtküſte von Wrangel's Land nordwärts zu fahren, und würde jede 25 Miles in am Lande angelegten Cairns (verſchloſſene Steinbehälter zum Aufbewahren von ſchriftlichen Nachrichten) über den Verlauf der Expedition berichten. Da das Wetter damals ſehr günſtig war, ſo wird er ohne Zweifel ſo weit als möglich nach Norden vorgedrungen ſein, ehe er Winterquartiere bezog und Schlittenfahrten ausrüſtete; und iſt es jetzt die Abſicht des Befehlshabers des „Rodgers“, ſeiner Spur ſo viel als möglich zu folgen.

Falls die „Jeannette“ nicht verloren gegangen iſt, wird ſie entweder bei Wrangel's Land im Eiſe feſtliegen oder ſie wurde durch die an der Küſte von Alaska in nordöſtlicher Richtung fließende Strömung nach der Prinz-Patrick-Inſel und weiter fortgetrieben, möglicherweiſe ſogar durch die Bank's-Straße, oder durch den Melville-, Barrow- oder Lancaſterſund nach der Baffin's-Bai und weiter in das nördliche Atlantiſche Eismeer. Gilder, der Herald-Korreſpondent, glaubt ſogar an die Möglichkeit, daß De Long mit der „Jeannette“ durch eine von Wrangel's Land direkt nördlich einſetzende Strömung über den Pol in das Atlantiſche Meer gelangt iſt, und daß ſeine Fahrt in dieſem Falle die berühmteſte aller Nordpolfahrten ſein würde, d. h. wenn er lebendig davonkommt: eine Annahme, die bei einer ſolchen abenteuerlichen Fahrt allerdings ſchon beinahe einen Wunderglauben vorausſetzt.

Lieutenant Berry hofft gegen Ende Auguſt mit dem „Rodgers“ in die Nähe der Heraldinſel oder nach Wrangel's Land zu gelangen. Sollte De Long ſein Schiff im Eiſe verloren haben, ſo würde man ihn und ſeine Mannſchaft vielleicht am Südende von Wrangel's Land finden. Vieles glaubt Berry in dieſem Jahre nicht mehr vollbringen zu können, da die lange Nachtzeit bald nach ſeiner Ankunft im hohen Norden eintreten wird; aber er hofft im nächſten Jahre beim Eintritt der langen Tage in der Lage zu ſein, die Witterung auf das Beſte ausnutzen zu können.

Der „Rodgers“ wird zunächſt unter Segel nach Petropaulowsk fahren, um dort Hunde und Schlitten an Bord zu nehmen, und hofft man, jenen Hafen in 25 bis 30 Tagen erreichen zu können. Von dort wird das Schiff nach St. Michaels in Alaska ſteuern, um Kohlen einzunehmen, dann nach der St.-Lawrence-Bai und an der nördlichen ſibiriſchen Küſte entlang, um wo möglich etwas von der „Jeannette“ zu erfahren. Vom Kap Serdze-Kamen, wo Briefe bei einem Tſchuktſchen-Aelteſten hinterlegt werden ſollen, wird der „Rodgers“ nach der Heraldinſel fahren und dort nach Cairns ſuchen, welche von der „Jeannette“ Kundſchaft bringen mögen. Falls die Expedition keine Nachrichten von der „Jeannette“ auf der Heraldinſel findet, wird Lieutenant Berry ſich von dort zunächſt nach Wrangel's Land begeben. Der Winter wird dazu benutzt werden, Schlittenfahrten an der Oſtküſte von Wrangel's Land auszuführen, wobei auch dort mit der größten Aufmerkſamkeit nach Cairns von der „Jeannette“ geſucht werden ſoll. Lieutenant Berry hat erklärt, daß er nicht der Route des mit dem „Thomas Corwin“ einen Monat früher nach Norden gefahrenen Kapitäns Hooper folgen werde. Dieſer habe ihm geſagt, daß er die Weſtküſte von Wrangel's Land nach der „Jeannette“ abſuchen und alsdann nach dem Hafen von Michalitſchi fahren wolle, wo er den „Rodgers“ gern vorfinden möchte. Kapitän Hooper beabſichtigt ſpäter die Nordküſte des amerikaniſchen Kontinents bis nach der Prinz-Patrick-Inſel abzuſuchen, und glaubt, daß De Long dorthin verſchlagen wurde, falls dieſer nicht bei Wrangel's Land vom Eis blockirt iſt. Im Fall keine Nachrichten von der „Jeannette“ ausgekundſchaftet werden können, beabſichtigt Lieutenant Berry in zwei Jahren nach San Francisco zurückzukehren. Das Durchführen des oben vorgezeichneten Programms hängt natürlich ganz von Umſtänden ab, und es iſt dem Ermeſſen des Kommandeurs des „Rodgers“ vollſtändig anheimgeſtellt worden, daſſelbe nach Gutdünken abzuändern.

Der Abfahrt des „Rodgers“ aus dem Hafen von San Francisco ſahen mindeſtens 10 000 Menſchen zu, welche die Quais und Hügel an der Hafenfront in dichter Menge bedeckten. Sämmtliche Schiffe im Hafen flaggten und begrüßten den langſam vorbeidampfenden Nordpolfahrer auf Seemannsweiſe mit ſich ſenkenden Farben, die Dampfſchiffe ließen ihre ſchrille Stimme erſchallen und eine zahlreiche Flottille begleitete ihn bis zum Goldenen Thor. Auf einem der Geleitdampfer befanden ſich der Gouverneur des Staates Californien, die oberſten Stadtbehörden von San Francisco,

Deputirte der Handelskammer und viele Marineoffiziere und hervorragende Bürger.

Möge dem „Rodgers“ und ſeiner wackern Beſatzung die Freude zu Theil werden, die „Jeannette“ im eiſigen Norden aufzufinden, oder uns wenigſtens Kunde bringen von dem Schickſal De Long's und ſeiner Gefährten; möge dieſe wohlgeplante und mit aller menſchlichen Vorſicht ausgerüſtete Expedition mit Ruhm bedeckt aus der Polarnacht an die ſonnigen Geſtade Californiens zurückkehren — dieſer Wunſch war im Herzen eines Jeden der Tauſende, welche den kühnen Männern auf dem „Rodgers“ bei ihrer Abfahrt von San Francisco nachſchauten.

---

# Die geplanten Eiſenbahnen und die deutſchen Intereſſen in Mexico.

Von **Karl Lamp.**

In Bd. XL., Nro. 3, bringt der „Globus“ eine kurze Notiz, wonach in Folge der amerikaniſchen Unternehmungen auf mexicaniſchem Boden gegen die Amerikaner und die ſie begünſtigende gebildete, von Europäern abſtammende Klaſſe unter der eingeborenen Bevölkerung eine bedrohliche Aufregung herrſche.

In einer der letzten Nummern des „Globus“ habe ich ſchon der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Eiſenbahnbauten und ſonſtigen Unternehmungen, welche die Amerikaner in Mexico vorhaben, ihnen zwar keinen unmittelbaren Vortheil, wohl aber ihrer Nation mit der Zeit das Land in die Hand bringen können.

Jetzt werde ich nochmals auf dieſe Frage zurückkommen und zwar, um kurz zu erörtern, in wie weit ſie die deutſchen Intereſſen in Mexico berührt. Angeregt dazu werde ich durch eine Bemerkung in der oben erwähnten Notiz: „Die fremden Kaufleute tragen ihr Theil dazu bei, die Amerikaner bei dem Volke verhaßt zu machen.“ Wenn ihnen auch vielleicht die Neigung und noch mehr die Gelegenheit dafür fehlen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Spanier und Deutſche — hauptſächlich dieſe beiden Nationen kommen in Betracht — allen Grund dazu hätten.

Deutſchland hat in Mexico Intereſſen von unverächtlichem Gewicht. Viele gewerbliche Unternehmungen, namentlich faſt alle Brauereien, deren es freilich überhaupt nicht viele giebt, dann außer einigen kleineren ein großes Hüttenwerk für Silbererz — die hacienda de beneficio „Arcos“ ſüdweſtlich von Toluca, die der Darmſtädter Familie Stein gehört —, die große Papierfabrik „Belen“ bei der Hauptſtadt, ferner zahlreiche Apotheken, Hut- und Uhrmachereien, mehrere Druckereien, endlich nicht wenige große Landgüter ſind in deutſchen Händen. Ferner wird faſt der ganze Ausfuhr- und Einfuhrhandel von einigen Dutzend großer deutſcher Häuſer, von denen einige daneben auch Bankgeſchäfte betreiben, beſorgt. Allerdings bringen dieſelben nur zum Theil deutſche Erzeugniſſe in den Verkehr; der Kaufmann kauft eben dort ein, wo er die beſte und im Verhältniß billigſte Waare bekommt, und er hat von ſeinem Standpunkte aus ein Recht dazu. Aber jener Theil iſt doch beſſer wie nichts und es würde von deutſchen Waaren eben faſt nichts verkauft werden, wenn nicht deutſche Kaufleute den Handel in Händen hätten. Dann bringen die meiſten Kaufleute ihr Erworbenes in die Heimath zurück und bereichern ſo dieſe. Sehr viele der großen Hamburger und Bremer Häuſer ſind durch ſolche Kapitalien erſtanden. Kurz, jene Länder bringen uns wenigſtens etwas von den Vortheilen, welche den europäiſchen Mächten ihre Beſitzungen in den Tropen eintragen.

Alle dieſe Intereſſen nun ſind durch die amerikaniſchen Unternehmungen in ihrem Daſein bedroht. Freilich würden den Deutſchen die Bahnen ebenſo gut zu ſtatten kommen, als den zukünftigen amerikaniſchen Häuſern. Aber eben darin, daß amerikaniſche Häuſer, die es bislang in Mexico ſo gut wie gar nicht gab, in der Zukunft im Gefolge der Bahnen dort Fuß faſſen werden, liegt die Gefahr. Was die Amerikaner einmal angefaßt haben und worauf ſie ſich mit Macht werfen — wie jetzt, man denke an den Panamá-Kanal, auf die angrenzenden ſpaniſch-indiſchen Länder —, das laſſen ſie nicht wieder los. Sie verfügen über größere Kapitalien. Endlich ſchließen ſich an die Konceſſionen zu ihren jetzigen Unternehmungen, die in Ländern wie Mexico nicht umſonſt erlangt werden, zum Entgelt leicht greifbare Vortheile an, wie Zollerleichterungen und Aehnliches.

Die Deutſchen in Mexico ſind ſich auch dieſer Gefahr bewußt. Als im Jahre 1878 eine Geſellſchaft von reichlich hundert amerikaniſchen Gewerbetreibenden und Kaufleuten — Chicagones nannte ſie, weil die meiſten oder doch viele aus Chicago waren, das Volk, das übrigens ſeinen Haß nicht verhehlte — nach Mexico kam, um den jetzt gewaltigen friedlichen Feldzug zu eröffnen, wurden ſie von den Deutſchen recht kühl empfangen. Man war höflich, aber zurückhaltend und innerlich wünſchte man ſie zu allen Teufeln. Damals ließ ſich übrigens recht beobachten, wie viel über den Menſchen ſeine Umgebung vermag: die, nicht im ſchlechten Sinne, etwas cavalièren mexicaniſchen Deutſchen und diejenigen, welche ſich unter den Amerikanern fanden, zeigten, obwohl derſelben Nation entſproſſen, doch einen nicht geringen Gegenſatz; überhaupt hegen die Deutſchen in Mexico gegen ſolche Landsleute, die aus Amerika dorthin kommen, einiges Vorurtheil.

Vorläufig machen, wie ich aus Briefen deutſch-mexicaniſcher Bekannten erſehe, deutſche Häuſer, ſpeciell die Eiſenhandlungen — welche ſich faſt ausnahmslos in der Hand von Deutſchen befinden —, mit den Bahnunternehmern gute Geſchäfte. Aber das iſt nur vorübergehend und es kann dem mit der Zeit leicht der Niedergang folgen.

Unter dieſen Umſtänden iſt es befremdlich, daß ein mexikaniſcher Bericht der Allgemeinen Zeitung, der in der Notiz des „Globus“ erwähnt wird und den auch ich geleſen habe, die europäiſchen, alſo auch die deutſchen Kapitaliſten auffordert, ſich an der Zeichnung für die mexicaniſchen Bahnbauten, mittelbar alſo an dem möglichen Ruin des deutſchen Handels, zu betheiligen. Der Berichterſtatter ſcheint zu den Enthuſiaſten zu gehören, welche in der Erbauung einer Bahn, gleichviel, mit welchen Mitteln und unter welchen Ausſichten ſie vorgenommen wird, ſchlechthin einen Sieg der „Civiliſation“ feiern. Die Sachlage kennt er nicht. Wie kann er ſonſt eine Bahn Mexico-Acapulco für lebensfähig halten und wie kann er etwas für die Belebung des Bahnverkehrs von dem Triebe der Mexicaner, die Meeresküſte aufzuſuchen, erwarten? Wer in Mexico geweſen iſt, weiß, daß der Eingeborene noch mehr als der Europäer die fieberſchwangere Küſte

ſcheut, daß er z. B., wenn er über See verreiſen will, ängſtlich die Zeit ſo eintheilt, daß er nur möglichſt wenige Stunden vor Abgang des Dampfers in Veracruz einzutreffen braucht, ja daß manche nur, weil ſie ſich nicht nach Veracruz zu gehen getrauen, von einer Reiſe ſich abhalten laſſen.

Die Gelegenheit, ein Land gründlich kennen zu lernen, wird nur wenigen geboten und man verlangt dies auch nicht von Jedem. Aber es giebt in Mexico viele Fremde und darunter auch Deutſche, welche ſich ein Urtheil über das Land geſtatten, obwohl ſie niemals ordentlich Spaniſch lernen und nie aus der Stadt herauskommen. Bei Einigen hat die Furcht Antheil daran; es ſind in der Regel gerade die harmloſeſten Menſchen, welche man ſtets und überall mit einer Mordwaffe ausgerüſtet ſieht. Angſt kann man der Mehrzahl der deutſchen Kaufleute in Mexico übrigens durchaus nicht vorwerfen; es ſind im Gegentheil durchweg ſelbſtbewußte, weltmänniſche, ſelbſt ſchneidige Menſchen.

Zum Schluß will ich noch Eins bemerken. Den einzelnen Deutſchen könnte es vielleicht unter amerikaniſcher Herrſchaft ganz gut gehen. Es ergeht ja Millionen deutſch-amerikaniſcher Bürger nicht ſchlecht. Sie werden dann aber eben amerikaniſche Bürger und ſind für Deutſchland kaum minder verloren, als wenn ſie Irländer wären. Mexico, wie überhaupt ein großer Theil des ſpaniſchen Amerika, iſt dagegen jetzt in mancher Beziehung eine Domäne nicht bloß einzelner Deutſcher, ſondern auch — das iſt noch ein Unterſchied — Deutſchlands. Das letztere hat daher jetzt alle Urſache, die Intereſſen der Deutſchen in Mexico den amerikaniſchen Unternehmungen gegenüber zu wahren.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Für dieſes Jahr hat das franzöſiſche Unterrichtsminiſterium unter anderen folgende Miſſionen, die auf Aſien Bezug haben, vergeben: Chantre, Unterdirektor vom Lyoner naturwiſſenſchaftlichen Muſeum, unternimmt zoologiſche und anthropologiſche Studien an den Küſten des Kaſpiſchen Meeres und am Ararat; Clermont-Ganneau macht Ausgrabungen in Philiſtäa und Phönicien; Cotteau tritt eine große Reiſe durch Rußland, Sibirien und Japan zu geographiſchen und ethnologiſchen Zwecken an; Delaſon führt archäologiſche Arbeiten in der Umgebung von Pondichéry aus; geologiſche und ethnographiſche Studien verfolgt Pélagaud auf den Mascarenen, Ceylon und in den franzöſiſchen Beſitzungen in Indien; Montano erforſcht die Malaiiſchen Inſeln und Marche macht naturwiſſenſchaftliche Sammlungen auf den Philippinen. — Die afrikaniſchen Reiſen ſind unter „Afrika“ verzeichnet; aus anderen Erdtheilen ſind zu nennen: Flahaut, geologiſche und ſonſtige naturwiſſenſchaftliche Studien auf Nowaja Zemlja; Pouchet, zoologiſche Sammlungen in Lappland, Pinard, archäologiſche Arbeiten in Mexiko, Arizona und Neu-Mexiko.

— Mr. Dorward von der China Inland Miſſion kehrte Anfangs April dieſes Jahres von einer fünfmonatlichen Reiſe durch die Provinz Hu-nan nach Schanghai zurück. Er iſt der einzige proteſtantiſche Miſſionar, welcher je den Weg von Hung-liang nach der Umgegend des Tung-ting-Sees zurückgelegt hat. Auch Kwei-yang-ſu, die Hauptſtadt der Provinz Kwei-tſchau, hat er flüchtig beſucht.

— Korea hat den Japanern neben Genſanſchin an der Oſtküſte kürzlich einen zweiten Hafen an der Weſtküſte eröffnet, Ningſeng (Jinſen) mit Namen, der nur 35 km von der Hauptſtadt Söul entfernt iſt.

— Eine ſehr rege Thätigkeit entfaltet Frankreich, wie an verſchiedenen Stellen Afrikas, ſo auch in Hinterindien, wo es an den Mündungen des Mekhong und des Song-ka bereits feſten Fuß gefaßt hat. Lebhafte Unterſtützung finden die Beſtrebungen der Forſchungsreiſenden an dem Gouverneur von Franzöſiſch-Cochinchina, dem Herrn Le Myre de Vilers, wohl ein Beweis dafür, daß bei dieſen Reiſen nicht bloß das rein geographiſche, ſondern auch ein politiſches Intereſſe obwaltet. Die Reſultate dieſer Reiſen werden in den „Excursions et Reconnaissances“ fortlaufend veröffentlicht. So iſt zu Anfang Juni nach vielen Gefahren der Reiſende Aleris Blanc in der Hauptſtadt von Kambodja glücklich eingetroffen, nachdem man ſchon zehn Monate ohne Nachricht von ihm geweſen war und bereits die ſchlimmſten Befürchtungen wegen ſeines und ſeiner acht Begleiter Schickſals gehegt hatte. Ende 1879 haben die Hauptleute Peyruſſet und Rozée d'Infreville und der Arzt Ricard Terrainſtudien für die Anlage einer Eiſenbahn von Saigon nach Phnom-Penh gemacht. Ferner bereiſte der Hauptmann Aymonier die im Nordweſten an Franzöſiſch-Cochinchina angrenzenden Gebiete von Kambodja, die Provinz Kampong Som, und kehrte über Udong und Phnom-Penh am Mekhong zurück. Drei Reiſen hat der Marinearzt Dr. Neis ausgeführt, die erſte im Gebiete der Moïs des Bezirks Baria, eine zweite am Oberlaufe des Donnaï, deſſen Quelle zu erreichen ihn nur die Wildheit der La-Canh-Dong-Eingeborenen hinderte. Bei dieſer Gelegenheit hatte ein Stamm an der Grenze von Franzöſiſch-Cochinchina das Verlangen ausgeſprochen, unter franzöſiſches Protektorat geſtellt zu werden, weshalb Dr. Neis den Auftrag erhielt, an den obern Donnaï zurückzukehren und ſich von der Aufrichtigkeit jener Geſinnungen zu überzeugen. Begleitet von Lieutenant Septans drang er zu dem Stamme der Traos vor, welche ſonſt keinen Fremden, nicht einmal Angehörige von Nachbarſtämmen, bei ſich aufnehmen. Dabei hat er das Gebirgsland, in welchem der Donnaï entſpringt, in ziemlicher Ausdehnung kennen gelernt. Endlich iſt eine Reiſe des Ingenieurs Boulangier zu nennen, der durch Kambodja nach Siam gelangte und das Becken des Tonle-Sap oder Großen Sees näher erforſcht hat. Derſelbe bildete nach ihm einſt die Spitze des Meerbuſens von Siam und wurde durch umfangreiche Alluvionen, welche die ziemlich hohen Berginſeln ſüdlich vom heutigen Purſat mit dem Feſtlande in Verbindung ſetzten, vom Meere abgeſchnürt. Der Tonle-Sap ſelbſt, der großen Anſchwellungen unterworfen iſt, ſoll nach und nach durch den hinzugeführten Detritus ausgefüllt werden.

---

## Afrika.

— Unter den wiſſenſchaftlichen Miſſionen, welche die franzöſiſche Regierung für 1881 vergeben hat, haben die folgenden auf Afrika Bezug: Mr. Roux hat die Durchforſchung des an die Provinz Conſtantine angrenzenden Theils von Tuneſien begonnen und wird zu topographiſchen und botaniſchen Zwecken das Thal des Medſcherda und die Halbinſel des Kap Bon beſuchen. Die Herren Cagnat und Goſſelin bereiſen Tuneſien behufs archäologiſcher Studien. Hr. Lanz ſoll naturwiſſenſchaftliche Sammlungen in manchen unbekannten Theilen Madagaskars machen (deſſen Klima am 29. Mai dieſes Jahres unſer verdienter

J. M. Hildebrandt zum Opfer gefallen ist). Herr Bossion soll im ägyptischen Sudan, in Darfor und Kordofan anthropologische und ethnographische Studien betreiben und Herrn Mattheis die Länder zwischen Niger und Buene (?) erforschen. In Afrika befinden sich bereits und werden fernerhin unterstützt: Révoil im Lande der Somali und die Herren Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay im Gebiete des Ogowe und Congo.

## Nordamerika.

— Désiré Charnay's archäologische Expedition nach Mexiko, deren Beginn wir in Bd. XXXVIII, S. 47 meldeten, hat zu wichtigen Resultaten, namentlich für die historische Geographie Amerikas, geführt. Vom 7. bis zum 14. Jahrhundert drang das Volk der Nahuas allmälig in Mexiko ein und dehnte sich selbst über einen Theil von Central-Amerika aus. Ihr Ausgangspunkt ist die Umgegend des Sees von Chapala einerseits und eine noch nicht genau ermittelte Gegend in Kalifornien gewesen. Ein Stamm dieses Volkes, die Tolteken, haben glänzende Spuren hinterlassen, deren Studium einen Theil von Charnay's Aufgaben bildete. Zuerst richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Abhänge des Iztaccihuatl und Popocatepetl, wo er in einer Höhe von mehr als 4000 m wichtige toltekische Begräbnißplätze aufgedeckt hat. In Tula, nördlich von Mexiko, untersuchte er ein toltekisches Palais, von dem er eine sehr vergrößerte Kopie in San Juan de Teotihuacan nordöstlich von Mexiko auffand. In Comalcalco in Tabasco hat er eine bedeutende Stadt nachgewiesen, welche sich etwa 20 km weit hinzog; an 1000 Pyramiden von circa 300 m Seitenlänge trugen Paläste und riesige Thürme. Schließlich stattete er auch Palenque einen Besuch ab und machte dort eine Menge Abklatsche, Zeichnungen und Photographien. Unzweifelhaft wird er später diese Arbeiten wieder aufnehmen.

## Polargebiete.

— Der Dampfer „Nordenskjöld" geht Mitte Juli nach dem Ob-Busen ab, um den dort eingefrorenen Schiffen „Oscar Dickson" und „Nordland" Hilfe zu bringen. Die Bemannung derselben befand sich am 23. April noch wohl, an welchem Tage fünf Mann vom „Oscar Dickson" nach Tobolsk aufbrachen, welches sie unlängst glücklich erreicht haben.

— Lieut. Bove's Südpolarfahrt (s. oben S. 48) ist auf den Herbst verschoben oder ganz aufgegeben worden; nach nur zehntägigem Aufenthalte am Rio de la Plata ist Bove nach Italien zurückgekehrt, angeblich um zur Stelle zu sein, wenn sein Vaterland in einen Krieg verwickelt würde.

— Brigade-General Hazen, vom U. S. Signal Service, hat jetzt Instruktionen für die Befehlshaber der beiden Expeditionen erlassen, welche demnächst abgehen, um dauernde Beobachtungsstationen im Polargebiete zu besetzen. Lieut. Greely befehligt die eine, welche in der Nähe des 1875 bei der Lady-Franklin-Bay entdeckten Kohlenlagers sich festsetzen wird. Der sie überführende Dampfer wird sofort mit einer Kopie der unterwegs gemachten Beobachtungen heimkehren, während die Zurückbleibenden Wohnhäuser und Observatorien errichten, worauf eine Schlittenpartie nach dem Hochlande bei Kap Joseph Henry abgehen soll. Es liegt in der Absicht, daß die Station 1882 und 1883 von einem Schiffe mit Vorräthen u. s. w. besucht werden soll — für den Fall seines Nichteintreffens sind indessen Vorschriften gegeben. Die andere Expedition befehligt Lieut. Ray; dieselbe begiebt sich von San Francisco nach Point Barrow im Alaska-Territorium und errichtet dort eine Station, welche bis Sommer 1881 thätig sein und jährlich besucht werden soll. Die anzustellenden Beobachtungen sind von sehr verschiedener Art; es werden dabei die vom Signal Office ergänzten Vorschriften der Hamburger Konferenz befolgt werden.

## Vermischtes.

— Im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" besuchte Herr Hugo Zöller die beiden Weltausstellungen in Australien und zwar auf einer Reise um die Welt, auf welcher er die Pacific-Bahn, verschiedene Archipele der Südsee, die Kolonien des östlichen Australien und vornehmlich Niederländisch-Indien kennen lernte. Seine Berichte sind jetzt in zwei Bänden unter dem Titel „Rund um die Erde" (Köln 1881, M. Du Mont-Schauberg) erschienen, und wir dürfen dieselben als eines der besten unter den neueren nicht streng wissenschaftlichen Reisewerken bezeichnen und empfehlen. Der Verfasser ist ungleich mehr gebildet, als z. B. die meisten Autoren englischer Reisewerke, ist ein scharfer Beobachter und guter Stylist, und daß er neben den großen Zügen fremder Kolonialpolitik auch anscheinend unwichtigen Dingen seine Aufmerksamkeit schenkt, rückt uns die geschilderten Verhältnisse nur menschlich näher. Seine eingehende Darlegung der niederländischen Kolonialverhältnisse verdient jetzt, wo der Wortkampf um Deutschlands Betheiligung an der Kolonisation hin- und herwogt, nachdrückliche Beachtung. Auch auf die Schilderung von Atjeh, das er in größerm Umfange hat kennen lernen, als irgend ein anderer Reisender bis jetzt, mag noch besonders hingewiesen werden. Niemand wird die Lektüre bereuen, auch nicht der Geograph von Fach, auch wenn er als deren Resultat keine exakten Daten davon trägt.

— Die anthropologische Gesellschaft in Hamburg versendet jetzt an Konsuln, Missionäre, Kapitäne, Kaufleute ꝛc., welche mit Naturvölkern in Berührung stehen, Fragebogen mit 54 Fragen, die in sorgfältiger Weise von unserm Mitarbeiter Hrn. M. Eckardt entworfen sind, auf das Aeußere, Schmuck, Waffen, Geräthe, Sitten, Gebräuche u. s. w., sich beziehen und hoffentlich guten Erfolg haben. Unsere Leser in den außereuropäischen Welttheilen sind freundlichst ersucht, jenen Fragebogen vorkommenden Falles gütige Aufmerksamkeit schenken und damit die Wissenschaft der Völkerkunde fördern zu wollen.

— Mit ganz besonderer Freude haben diesmal die Geographen von Fach das Erscheinen eines neuen, des 8. Bandes des „Geographischen Jahrbuches" (Gotha 1881, J. Perthes, jetzt von Prof. H. Wagner herausgegeben), begrüßt. Denn außer altbekannten Mitarbeitern, wie Auwers, Bruhns, Hann, Drude, Schmarda, von Scherzer und dem uns besonders interessirenden Gerland, dessen Bericht über die Fortschritte der ethnologischen Forschung ein ganz gewaltiges Material verarbeitet, erscheinen einige neue eingetretene: Prof. Zöppritz behandelt den gegenwärtigen Standpunkt der Geophysik; K. v. Fritsch die Verbreitung geognostischer Formationen, der Herausgeber die Entwickelung der allgemeinen Methodik der Geographie im Auslande. Von Interesse sind auch die Notizen über die geographischen Lehrstühle und Vorlesungen, das Verzeichniß der geographischen Zeitschriften u. a. m.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. VII. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Prof. F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. IX. — Dr. H. v. Ihering: Der gegenwärtige Zustand und die Zukunft von Rio grande. — Theodor Kirchhoff: Die Expedition des U.-St.-Dampfers „Rodgers" zum Aufsuchen des Nordpolfahrers „Jeannette". — Karl Lamp: Die geplanten Eisenbahnen und die deutschen Interessen in Mexico. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 20. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 8.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Das heutige Syrien.

(Nach dem Franzöſiſchen des M. Lortet.)

V.[1])

Von Beirut aus ritt Lortet am Meeresſtrande nach Süden und erreichte am zweiten Tage Saida, das antike Sidon, nachdem er zuerſt die Reſte des ſchönen Meerſchloſſes bewundert hatte, die ſich auf einer mit dem Feſtlande durch eine ſteinerne Brücke verbundenen Klippe erheben. Die Stadt lehnt ſich an einen Hügel, welcher zwei Thürme und einige Stücke Mauer von dem alten Schloſſe König Ludwig's des Heiligen trägt. Raſch ritt er durch die Stadt und ließ ſeine Zelte im Südoſten auf dem Kirchhofe der Aegypter unfern der Citadelle aufſchlagen. Von dort hatte man eine prächtige Ausſicht: im Weſten das weite, ſmaragdene Meer von den Strahlen der ſinkenden Sonne vergoldet, dann, ſo weit das Auge nur immer reicht, das zerriſſene Ufer Phöniciens mit ſeinen edlen Formen, umſäumt von einem weißen Schaumſtreifen, den die unaufhörlich heranwälzenden Wogen zurücklaſſen. Ganz in der Nähe der Hügel mit ſeinen Ruinen, welche einſt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Ludwig IX. Aſyl gewährt hatten, und gegen Oſten, von einem purpurnen Violett bedeckt, die reich bebaute langgeſtreckte Ebene, hinter welcher die dunkele Maſſe des Libanon aufragte. Nicht ſo einladend, wenigſtens für Lortet's Begleiter, war die nächſte Umgebung, der Begräbnißplatz; aus den zumeiſt verfallenen Gräbern ragten hier und da menſchliche Gebeine hervor, und in alle führte von außen ein kleiner Gang aus Steinen oder Ziegeln hinein, der am Kopfe der Leiche endete, ſo daß die Schädel ſichtbar waren. Nach Sonnenuntergang ſtimmten Schakale und Hyänen ihr Geheul an, und zu ihnen geſellten ſich die herrenloſen Hunde, deren Zahl in den ſyriſchen Städten Legion iſt, und ließen den Reiſenden, welcher zum erſten Male unter dem Zelte übernachtete, keinen Schlaf finden. Am Morgen verlegte er denn auch ſein Lager auf einen Hügel, welcher den ſüdlichen (ägyptiſchen) Hafen der Stadt beherrſchte und gleichfalls eine entzückende Ausſicht darbot. Unweit von den Zelten ſteht ein kleines Weli oder Heiligengrab, bei welchem ſich die mohammedaniſchen Frauen der Stadt alljährlich an einem Freitage verſammeln, ſich beluſtigen, ſingen und alle ihre Sünden auf eine Chriſtin, wenn ſie einer ſolchen begegnen, häufen, oder dieſelben in Ermangelung eines Sündenbocks ganz einfach ins Meer werfen — eine Sitte, welche vielleicht von uralter Entſtehung iſt. Auf der Wieſe neben dem Weli tanzen ſie und ſteigen dann ganz nackt in das Meer, um ſich in paſſendſter Weiſe zu reinigen. Natürlich halten ſich die chriſtlichen Frauen an dieſem Tage wohlweislich zu Hauſe.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die wechſelvolle ältere Geſchichte Sidons, deſſen größte Blüthe in die Zeit vom 16. bis zum 11. vorchriſtlichen Jahrhundert fällt, näher einzugehen. Nur erinnert ſoll daran werden, wie ſie während der Kreuzzüge faſt gänzlich vom Erdboden verſchwand. Als die Kreuzfahrer zuerſt im Heiligen Lande erſchienen (1099), hatte ſie ägyptiſche Beſatzung, wurde aber nicht weiter behelligt. Erſt zwölf Jahre ſpäter eroberte ſie Balduin I., und nun blieb ſie in den Händen der Chriſten bis 1187, wo Saladin nach ſeinem Siege bei Hattin ſich ihrer

[1]) Siehe den Anfang dieſer Reiſebeſchreibung „Globus“ XXXVIII, S. 97, 113, 129 u. 145.

Fig. 1. Fortress Plan of Ingolstadt, 1572. Bavarian State Archives, Munich.

Fig. 2. Fortress Plan of Ingolstadt, 1572. Bavarian State Archives, Munich.

Fig. 3. Fortress Plan of Ingolstadt, 1572. Bavarian State Archives, Munich.

Fig. 4. Fortress Plan of Ingolstadt, 1572. Bavarian State Archives, Munich.

im Oſten das Meerſchloß und die daſſelbe mit dem Feſtlande verbindende Brücke, im Norden und Weſten eine Reihe Klippen begrenzt, auf welcher die Phönikier zum Schutze ihrer Schiffe mächtige Molen errichtet hatten. Der Hafen

Saida von Süden geſehen.

hatte zwei Einfahrten, eine im Weſten, el-Fatha genannt, jetzt verſandet und kaum 3 m tief, und eine zweite im Oſten beim Schloſſe, welche allein heutigen Tages von den Küſtenſchifffahrt treibenden Barken benutzt wird. Das Becken

Hafen der Aegypter in Saida. (Nach einer Photographie.)

ſelbſt wurde zum Theil leider verſchüttet und würde nur erſt wirklich brauchbar werden, wenn man umfaſſende Arbeiten zur Wegräumung der Trümmer, durch welche die Verſandung erleichtert worden iſt, ausführte. Und wie viel Alterthümer könnten bei dieſem in praktiſcher Hinſicht ſo nützlichen Werke zum Vorſchein kommen! Zwei kleine, mit

the Lake, as it is called, which is a large sheet of water, and the Lake Dwellings, which are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular. They are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular. They are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular. They are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular.

Lake Dwellings, Swiss Village. Swiss Village, Lake Dwellings.

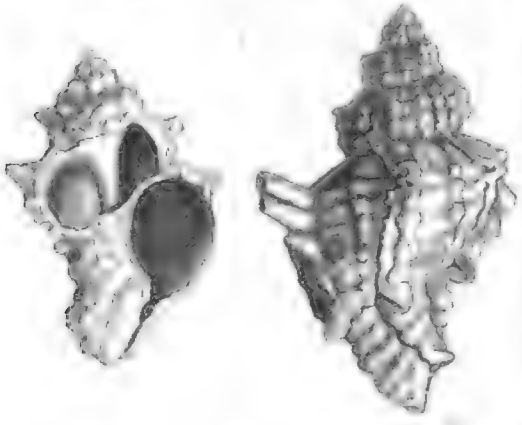
The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular. They are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular. They are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular. They are built on piles in the water, and are connected with the shore by a bridge. The Lake Dwellings are the most interesting part of the Exhibition, and are the most popular.

Digitized by Google

The Bandon to Bath, Cross-Channel Steamer. (Drawing, Illustration)

Murex trunculus besteht aus zwei Grundstoffen, der himmelblauen Cyansäure und dem brennend rothen Purpuroxyd, während Murex brandaris nur ein Princip, „tyrisches Oxyd“, enthält. Der Purpur galt für den kostbarsten Farbstoff wegen seines Glanzes und wegen seiner Haltbarkeit, und er widersteht in der That in unbegrenzter Weise dem Einflusse des Lichtes, gewinnt vielmehr durch dasselbe nur an Intensität. Zudem zeigt er in hohem Grade die von den Alten so geschätzten schillernden und wechselnden Reflexe. Das Färben von Wolle mit Purpur ist überaus leicht; ein einfaches Reiben an den Körpertheilen des Thieres, welche die Drüsen mit dem Farbstoff enthalten, verleiht dem Gewebe eine bläuliche Färbung, welche durch die Wirkung der Lichtstrahlen in eine veilchen- und amethystfarbene übergeht und durch kein Waschen sich wieder beseitigen läßt.

Der Werth der aus dem Hafen von Saida exportirten Waaren ist in Anbetracht der Kleinheit der heutigen Stadt noch immer ziemlich ansehnlich; es sind hauptsächlich Rosinen aus den nahen Weinbergen, Getreide, Baumwolle,



Murex trunculus der alten Färbereien von Sidon.

Seide, Galläpfel und Soda, welche in der syrischen Wüste aus der Asche von Salsolaceen gewonnen wird. Die Beduinen machen oft sieben bis acht Tagemärsche, um letztere Waare in Sidon auf den Markt zu bringen. Kommissionäre bereisen zu gewissen Jahreszeiten die Thäler des Libanon und kaufen die im Gebirge gesammelten Galläpfel auf; die am meisten geschätzte Sorte kommt aus der Umgegend von Aleppo. Baumwolle, Seide und Harze vom Hermon sind gegenwärtig die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Kultur der Baumwollstaude und die Bearbeitung ihres Produktes ist ausschließlich Sache der Frauen, welche zweimal wöchentlich auf einem eigens dazu bestimmten Markte der Stadt ihre Erzeugnisse verkaufen. Die um Mitte Mai beginnende Zucht der Seidenraupe wird überall auf dem Lande betrieben. Um jene Zeit siedelt ein großer Theil der Bevölkerung in die Gärten über und wohnt dort unter Hütten aus Zweigen, denen sich Europäer der darin befindlichen Frauen wegen nicht nähern dürfen. Die Seide von Saida gilt bei den Lyoner Fabrikanten für die geringste von allen Sorten, die von der syrischen Küste kommen. Die Gärten der Stadt liefern in großer Menge Granaten, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Apfelsinen, Citronen und Birnen. Die Einwohnerzahl hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen und beträgt jetzt 10 000 Seelen, darunter 7000 Mohammedaner und Metäwile, etwa 600 Israeliten, der Rest griechisch-katholische und maronitische Christen. In der Stadt befindet sich ein Franziskanerkloster, eine von Jesuiten geleitete Schule und eine mit einem Waisenhause verbundene Schule der Josephsschwestern; auch die protestantischen amerikanischen Missionäre von Beirut haben in Saida eine Station und ein Kollege. Etwa 1 km südöstlich von der heutigen Stadt liegt ihre größte Merkwürdigkeit, die berühmte phönikische Nekropole, welche im Jahre 1861 von Renan und Gaillardot eingehend untersucht wurde und reiche Ausbeute gewährte, obwohl ihr Schatzgräber schon vorher arg mitgespielt hatten. Eine Felswand ragt einige Meter über der Erde empor, und diese ist nach allen Richtungen hin ausgehöhlt und von zahllosen Grabkammern durchsetzt. Renan unterscheidet drei Klassen derselben (vergl. Bädeker's Palästina, 2. Aufl., S. 332): 1. Rechtwinklige Grotten, welche gegen die Oberfläche des Bodens hin einen viereckigen Schacht von 3 bis 4 m Länge und 1 bis 2 m Breite haben; man steigt vermittels Einschnitten, die sich in den Wänden des Schachtes befinden, hinunter und findet zwei Thüren, die in Gemächer ohne jegliche Ausschmückung führen. Selten stehen mehrere dieser Gemächer mit einander in Verbindung. Renan hält diese Gräber für die ältesten; in Aegypten finden sich ähnliche. 2. Gewölbte Grotten mit Seitennischen für die Sarkophage, oder auch bloß mit viereckigen Löchern im Boden. Treppen führen hinunter; an der Decke sind runde Luftlöcher gegen die Oberfläche des Bodens hin angebracht. Solche Grotten finden sich besonders im Südost-Winkel der sidonischen Nekropole. 3. Bekalkte Grotten, innen nach griechisch-römischem Geschmacke bemalt, meist mit griechischen Inschriften versehen; einige haben ebenfalls Luftlöcher. Bisweilen sind Grotten ältern Styles in solche neuern Styls umgewandelt worden. Auch die Sarkophage sind verschieden. In den Grotten der ersten Art finden sich Marmorsarkophage speciell phönikischer Art, d. h. sogenannte anthropoide Behälter, an denen alle Biegungen der Mumie — denn auch die Phönikier balsamirten ihre Todten ein — nachgeahmt sind; erst später wird der Behälter zum einfachen Kasten, an dem höchstens noch die Lage des Kopfes durch eine Einengung kenntlich ist. Auch Bleisarkophage und Behälter mit einfachen dreikantigen Deckeln kommen vor. In den Grotten der zweiten Gattung finden sich meist Thon-, in denen der dritten wannenförmige, reich mit Guirlanden ꝛc. verzierte Sarkophage. Vor allen berühmt ist der am Nordende der heute „Mogharet Ablûn“ (d. i. Höhle des Apollo) genannten Nekropole gefundene Sarkophag des Königs Eschmunazar aus schwarzem Amphibolit, ein Werk ägyptischer Kunst, aber in Phönikien im Jahre 521 v. Chr. nach Austilgung der ursprünglich darauf befindlichen Hieroglyphen mit einer langen phönikischen Inschrift versehen, welche über jeden, der des Königs Grabesruhe stören würde, dessen Fluch ausspricht. Der Herzog von Luynes fand ihn im Jahre 1855 und schenkte ihn als kostbaren Besitz den Sammlungen des Louvre.

Digitized by Google

# Zuſtände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dſcheddah.

## I.

Anfang März dieſes Jahres (1881) ging ich von Dſcheddah, wo ich anſäſſig bin, über Suakim und Maſſaua nach Hodeida in Jemen, von wo mich Geſchäfte nach Sanaa riefen. In Hodeida hielt ich mich bloß vier Tage auf. Der Platz iſt — auf Koſten von Dſcheddah — in ſtetem Aufblühen begriffen. Ueberhaupt hat Dſcheddah ſeit der Eröffnung des Suezkanals ſehr viel von ſeiner Wichtigkeit als erſter Hafen und Stapelplatz des Rothen Meeres verloren und exportirt heute Maſſaua ſeine Häute, Suakim den Gummi und Hodeida den Kaffee direkt ohne, wie vorher, ſich der Vermittelung Dſcheddahs zu bedienen. In Hodeida befindet ſich ein jüngſt ernannter franzöſiſcher Konſul, 4 oder 5 Italiener und Franzoſen und etwa 30 der nirgends fehlenden Griechen, welche faſt durchweg vom verbotenen Schnapshandel leben und trotz Islam und Propheten vorzügliche Geſchäfte machen.

Der Weg von Hodeida nach Sanaa iſt ſchon ſo oft beſchrieben worden, daß ich verzichte auf die Details dieſer Reiſe einzugehen. Meine Reiſe ging über Bádſchel, Hadſchóla, Menácha, Súq El Chamís, Senán Báſcha Hán und von dort nach Sanaa. Als Kurioſum will ich noch erwähnen, daß wenige Tage vor meiner Ankunft der Gouverneur (Kaïmakam) von Menácha faſt die ganze männliche Bevölkerung des Platzes, ungefähr 1200 Mann, auf den Affenfang geſchickt hatte. Der Sultan hatte nämlich Thiere für ſeine Menagerie verlangt und das war Grund genug, um die ganze Stadt für mehrere Tage (unentgeltlich) zum Affenfang auszuſchicken. Man fing 43 Affen, und dabei wurde einem armen Teufel von Araber eine Hand glatt am Gelenk abgebiſſen. Der Kaïmakam zeigte mir einen der Affen, der wirklich ſehr groß war und einen rieſigen grauen Vollbart hatte.

Von Menácha bis Sanaa war es bitter kalt bei Nacht, und hatten wir während der letzten Nacht der Reiſe ſtarken Regen.

Sanaa, wo wir vor der Morgendämmerung eintritten, ſah von der Ferne wie ein Hufeiſen aus. Dieſe Form entſteht dadurch, daß das Judenviertel, welches auch innerhalb der Stadtmauern liegt, durch einen weiten freien Raum vom Moslemviertel geſchieden bleibt, welches wieder ſpeciell von einer Mauer umgeben iſt.

In dem freien Raum zwiſchen den Mauern des Moslemviertels und des Judenviertels befindet ſich bloß der Palaſt des Gouverneurs und wenige Häuſer, die durchweg von höheren türkiſchen Offizieren bewohnt werden. Sanaa liegt, den Berechnungen des türkiſchen Generalſtabs zufolge, 2800 m über der Meeresfläche. Die Bevölkerung der Stadt iſt gegenwärtig ungefähr 25 000 bis 30 000 Einwohner, was zu dem ungeheuern Raum, den die Stadt einnimmt, in gar keinem Verhältniß ſteht. Zahlloſe Häuſer ſtehen verlaſſen, und man kann rieſige dreiſtöckige Häuſer für 80 Doll. (circa 15 Pf. St.) pr. Jahr miethen. Die Häuſer ſind ſehr gut gebaut, haben Fenſterſcheiben aus buntem Marienglas, welches letztere man überhaupt im ganzen Jemen oft findet. (In Hodeida und allen Städten am Rothen Meere giebt es keine Fenſter, ſondern nur Holzläden, arab. Taggan.) An Geld geht in Jemen der Maria-Thereſia-Thaler und bis zu gewiſſen Grenzen auch türkiſches Geld. Goldgeld iſt unbekannt, nur in Sanaa und Hodeida ſind die türkiſchen Liras von den Soldaten ſehr geſucht. Türkiſches Kupfergeld, welches ſonſt im ganzen Reiche (auch in Hedſchaz) entwerthet iſt, kurſirt in Jemen, aber der Kours iſt in jeder Stadt ein anderer. Während z. B. in Sanaa 100 Kupferpiaſter = 1 Maria-Thereſia-Thaler, rechnet man in Jerim 50 Piaſter auf 1 Thaler.

Der Wali von Jemen, Ismael Hakki Paſcha, iſt ein Mann, der eine ganz europäiſche Erziehung genoſſen hat, mehrere Sprachen und darunter vorzüglich Franzöſiſch ſpricht und unbedingt der liebenswürdigſte und vorurtheilsfreieſte Türke oder Araber iſt, den ich je gekannt. Seiner freundlichen Hilfe habe ich es zu danken, daß ich in Sanaa unbehindert alles Sehenswürdige beſehen konnte. Der Gouverneur thut alles Mögliche, um den Gegenſatz zwiſchen Türken und Arabern, Siegern und Beſiegten, zu mildern. Jeden Freitag hält er Empfang, wo Jedermann zugelaſſen wird, und ſah ich dort zahlreiche Araber. Im Regierungsgebäude hat ebenfalls Jedermann ohne irgend welche Formalitäten Zutritt beim Wali, der überhaupt in jeder Weiſe Gerechtigkeit zu üben ſucht, ein Beſtreben, das aber durch das wirklich ſchändliche und niederträchtige Gebahren einer ganzen Clique von untergeordneten türkiſchen Beamten großentheils vereitelt wird.

Um des Paſchas willen, deſſen Tüchtigkeit und Charakter ich hochachte, hätte ich gewünſcht, von der ganzen Regierung nur Gutes ſagen zu können; die Wahrheit aber zwingt mich zu erklären, daß eine ſchändlichere, gemeinere und ſchamloſere Beraubung, Beſtehlung und Abſchlachtung von Leuten nirgends möglich iſt, als es in Jemen geſchieht.

Die Dinge, die mir von der Landbevölkerung von Dammár bis Kattabé erzählt wurden, ſind einfach grauenerregend, doch werde ich darauf ſpäter zurückkommen.

Die türkiſchen Soldaten, deren ſich in Jemen und Aſir ungefähr 16 000 bis 17 000 befinden (das ſiebente Armeekorps) ſind im Lande tödtlich verhaßt. Die Soldaten ſind, wie im Allgemeinen die gemeinen Türken, ſehr gutmüthige und ehrliche Leute, aber da dieſelben oft jahrelang ohne Sold bleiben und doch leben müſſen, benutzen ſie jede Gelegenheit, um mit Gewalt zu nehmen, was ſie nicht kaufen können, und da ihnen die Landbevölkerung offenen Haß entgegenbringt, hat ſich ein höchſt unangenehmes Verhältniß zwiſchen allem, was Türke und Araber iſt, herausgebildet. Das Zurückziehen der Truppen aus irgend einem Bezirke würde ein ſofortiges Aufhören der Türkenherrſchaft bedeuten. Eine Civilregierung von Türken iſt in Jemen ſo, wie die Sachen gegenwärtig ſtehen, undenkbar. Aber auch die geringe Militärmacht wäre nicht hinreichend, das verhältnißmäßig ſehr große Land niederzuhalten, wenn nicht das unſelige Kabylenweſen wäre. Jede zwei bis drei Dörfer werden von einer Kabyle (oder Kable) bewohnt, welche ſich allein für vollblütige Araber hält, und die Angehörigen der anderen Kabylen für unreine Hunde anſieht. Jede geſtohlene Kuh, jedes entführte Mädchen iſt Grund, daß

zwei Kabylen, Männer und Frauen, zum Kampf gegen einander ausziehen. Jeden ſolchen Krieg zwiſchen Kabylen benutzen die Türken, um die Parteien zu verſöhnen, d. h. ein Bataillon rückt in die kriegführenden Dörfer und plündert die Leute bis aufs Letzte aus.

Mit richtigem Blick hat Ismael Hakki Paſcha erkannt, daß durch die Errichtung von eingeborenen Regimentern die Verhältniſſe zwiſchen Regierung und Volk viel von ihrer Schärfe verlieren würden, und iſt es ihm nach unſäglicher Mühe gelungen, damit den Anfang zu machen.

Gegenwärtig exiſtiren in Jemen zwei Bataillone von eingeborenen Jementruppen, natürlich lauter Freiwilligen. Außerdem giebt es eine Batterie und eine wenig zahlreiche Kavallerieabtheilung, welche Polizeidienſte verſieht und aus Eingeborenen gebildet iſt. Die Infanterie iſt mit vorzüglichen Hinterladern verſehen, die Artillerie mit Krupps, dagegen die Kavallerie bloß mit einheimiſchen Lanzen. Täglich finden in Sanaa Exerzirübungen dieſer Truppen unter der Aufſicht des Gouverneurs ſtatt, und es iſt wirklich ſtaunenswerth, mit welcher Präciſion und Raſchheit dieſe barfüßigen Truppen manövriren.

Der einzige gegründete Einwurf, den die meiſten türkiſchen Offiziere, theilweiſe wohl auch aus Eiferſucht, gegen die Errichtung dieſer Truppe erheben, iſt, daß im Falle eines allgemeinen Aufſtandes auf dieſelbe nicht zu rechnen wäre oder ſelbe gar auf die feindliche Seite überginge, was für die Türken von unberechenbaren Folgen wäre, da die Leute dann auch Artillerie zur Verfügung hätten, was bisher nie der Fall war. Ich bin nicht lange genug im Lande geweſen, um eine Meinung über einen derartigen Gegenſtand ausſprechen zu können, jedoch weiß ich, daß ſich die Hamidié (ſo heißt die neue Truppe) gerade zur Zeit meiner Anweſenheit in Dammar ſehr tapfer gegen eine dortige Kabyle geſchlagen hatte und mehrere Mann verlor.

Der Imam von Sanaa, Muhſin oder Mohſin, derſelbe, der vor zwölf Jahren die Türken nach Sanaa rief, lebt immer noch in Sanaa, übt aber gar keinen Einfluß oder höchſtens noch einen ſehr geringen religiöſen, aber keinen politiſchen aus. Die Juden leben ſehr bedrückt, dürfen z. B. in ganz Jemen kein Reitthier beſteigen und ſind meiſt ſehr arm. Die Männer ſind meiſt Handwerker, Schuſter, Schmiede, Silberarbeiter ꝛc. Die Moralität iſt in Sanaa ungemein niedrig und faſt alle Frauen, ſowohl Mohammedanerinnen wie Jüdinnen, ſind Proſtituirte oder waren es. Ein Sprichwort in Jemen ſagt, daß in ganz Sanaa keine anſtändige Frau zu finden ſei. Im übrigen Jemen habe ich dagegen nie von jüdiſchen Proſtituirten gehört. Syphilis gehört in Sanaa zu den meiſtverbreiteten Krankheiten, und die Mehrzahl der Kranken im türkiſchen Militärſpital iſt mit dieſer Krankheit behaftet.

Eine andere ſehr oft vorkommende Krankheit iſt der ſogenannte ver de Medino (im Sudan der Wüſtenwurm genannt), welchen beſonders die in Loheia und Zohra ſtationirten türkiſchen Soldaten bekommen. Es iſt ein Wurm, der zündhölzchendick und viele Meter lang iſt und ſich im Körper des Kranken bildet, worauf er ſich durch das Fleiſch einen Weg bahnt und gewöhnlich am Oberſchenkel oder am Knöchel herauskommt. Die Krankheit dauert oft acht bis zehn Monate und iſt ungemein ſchmerzhaft, aber nicht tödtlich.

In Sanaa erſcheint ein halb türkiſch und halb arabiſch geſchriebenes offizielles Journal. In der dortigen Druckerei erſchien auch ein Buch in türkiſcher Sprache, welches die bisher in Mähreb gemachten Funde beſchreibt und Abbildungen davon brachte. Ismael Hakki Paſcha ſammelt ſehr eifrig Alterthümer von Mähreb, von denen er bereits eine Sendung an das Muſeum von Konſtantinopel machte. Uebrigens iſt es jammerſchade, daß zahlloſe Alterthümer für die Nachwelt verloren gehen, da ſehr viele Perſonen in Sanaa ſammeln und die Sachen an Privatperſonen verkaufen. Der Poſtdirektor von Sanaa, ein alter Türke, der gerade zur Zeit meiner Ankunft abreiſte, hatte eine Sammlung, die ihm 3000 Maria-Thereſia-Thaler gekoſtet hatte, und die er nach Alexandrien überführen wollte, um ſie dort zu verkaufen. Uebrigens muß ich bemerken, daß in letzterer Zeit in Sanaa die Fabrikation von falſchen himjaritiſchen Inſchriften ſtott vor ſich geht, und ſagte man beſonders von zwei Juden, daß ſie ſich dieſem Induſtriezweig zugewandt hatten. Ismael Hakki Paſcha theilte mir mit, daß er in Konſtantinopel um Erlaubniß nachgeſucht hatte, um mit einigen Bataillonen eine Expedition nach Mähreb zu machen, wo er Ausgrabungen veranſtalten wollte, und daß er bloß eine Antwort abwarte, um ans Werk zu gehen. In Sanaa ſah ich ſowohl im Beſitze des Gouverneurs als auch zahlreicher Privatperſonen eine große Anzahl aus Mähreb ſtammender Steine mit Figuren und himjaritiſchen Inſchriften.

Bis Sanaa war ich mit europäiſcher, reſpective indiſch-europäiſcher Kopfbedeckung, d. i. einem Sonnenhelm, gereiſt und war überall ſehr freundlich aufgenommen worden. In Sanaa rieth uns der Gouverneur ein Fes aufzuſetzen und gab uns auch ein Geleite von türkiſchen Soldaten mit, beides Maßregeln, welche ſich bei der Fortſetzung der Reiſe bis Aden als abſolut zweckwidrig herausſtellten. Die ganze Bevölkerung nahm eine entſchieden feindſelige Haltung gegen unſere Karawane an, ſo daß wir bald Soldaten und Fes verabſchiedeten und wieder zu den Sonnenhelmen zurückgriffen. Meine innige Ueberzeugung iſt, daß ein einzelner unbewaffneter Europäer furchtlos ganz Jemen durchreiſen kann, und verſchafft der Name eines „Inghirizi“ mehr Achtung und Zutrauen als alle möglichen türkiſchen Bedeckungen. Als Europäer gekleidet wird man, trotzdem man ein Käfir iſt, überall mit Es salám alékum begrüßt, was man den Türken gegenüber faſt nie hört. Wenn wir als Türken gekleidet mit unſerer Karawane in ein Dorf einritten, ſo waren wir ſicher, nichts mit Güte erhalten zu können. Auf Fragen nach Schafen, Hühnern, Milch, Brod ꝛc. erfolgten ſtets lauter maſiſch und nur gegen hohe Pränumerando-Zahlungen konnte man das Allernöthigſte erhalten. In einem kleinen Dorfe zwiſchen Mäber und Dammár, wo uns der Regen überraſchte, waren wir gezwungen ein Haus mit Gewalt in Beſitz zu nehmen, da man uns gutwillig nicht eintreten laſſen wollte.

Von Sanaa ſüdwärts reitend, paſſirte ich auf der ſogenannten Weihrauchſtraße nach $2^1/_2$ Stunden Hezés, eine ziemlich große alterthümliche Stadt mit Ringmauern umgeben. Viele Häuſer waren, wie man es in ganz Jemen überhaupt oft findet, einfach aus übereinandergelegten viereckigen Steinen von mittlerer Größe gebildet. Die Häuſer ſind meiſt drei Stock hoch, was, da die Steine bloß loſe, ohne Mörtel, übereinandergelegt ſind, einer europäiſchen Baukommiſſion Schauder einflößen würde. Hezés liegt in der Hochebene, zahlreiche Felder und Ziehbrunnen umgeben es.

Nach weiteren fünf Stunden Reitens in ſüdlicher Richtung erreicht man Ulan, welches aber eigentlich keine Stadt, ſondern ein Komplex von zwei kleinen Städtchen und zwei Dörfchen (in Jemen werden die Dörfer Gári genannt) iſt. Die Städtchen heißen Maui und Lohfer und liegt bei Lohfer auch noch ein kleines Judendorf. Die Bevölkerung war ſehr unfreundlich und trotz Bitten und Droh-

ungen und Fluchen unſerer Soldaten bekamen wir kein Fleiſch. Während des Monates März und auch Anfang April regnete es im Innern von Jemen regelmäßig jeden Nachmittag etwa von drei bis ſechs Uhr und hörte der Regen erſt in der Nähe der Tehama bei Sohéb auf.

---

# Die Volksſtämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien[1]).

## I.

Der Kolyma-Diſtrikt iſt der nord-öſtliche Theil des Gebietes Jakutsk und hat eine Ausdehnung von 557 856 Quadratwerſt. Das Klima iſt rauh, der Winter beginnt in der zweiten Hälfte des September und endigt nach achtmonatlicher Dauer Ende Mai mit dem Aufgehen des Kolyma-Fluſſes. Der eigentliche Sommer iſt ſehr kurz, er dauert etwa von Mitte Juni bis zum 10. Auguſt. Die Hitze der Sommer und die Kälte der Winter ſind gleich groß. Die Hauptplage der Sommer ſind die Mücken, welche im Stande ſind, ein Thier durch Blutverluſt zu tödten. Die Bodenbedingungen ſind ſehr ungünſtig: faſt der ganze Diſtrikt iſt mit Moräſten und Sümpfen (Tundra) bedeckt, die einzelnen dazwiſchen liegenden, mit Diluvialerde bedeckten Stellen ſind keineswegs fruchtbar. Die Vegetation iſt äußerſt arm. Getreide und Gemüſe können nicht gezogen werden.

Der Kolyma-Diſtrikt, wohl auch Kolyma-„Uluß“ genannt, zerfällt in drei Theile: den obern (ſüdlichen), den mittlern und den untern (nördlichen) Theil. Als Vorort gilt die Stadt Srednekolymsk, unter 66° nördl. Br. am linken Ufer der Kolyma auf einem erhöhten Terrain gelegen und kaum den Flächenraum einer Quadratwerſt bedeckend. Die Stadt iſt unregelmäßig gebaut, hat kleine hölzerne Häuſer ohne Glasfenſter. Statt des Fenſterglaſes benutzt man im Sommer Papier oder Fiſchhaut; im Winter aber dicke Eisplatten, welche etwa zwei bis drei Mal im Laufe des Winters erneuert werden, je nachdem ſie durch den Einfluß der Stubenwärme abgethaut ſind. Regelmäßige Straßen giebt es keine; die einzelnen Häuſer ſtehen iſolirt auf kleinen hügelartigen Erhebungen. Die Einwohner von Kolymsk beſchäftigen ſich alle mit der Fiſcherei, nicht allein die Bauern und Bürger, ſondern auch die Koſaken, die Kirchendiener und die Verwaltungsbeamten des Diſtrikts. Daneben iſt die Jagd auf Vögel verbreitet und beliebt, weil ſie in gleicher Weiſe wie die Fiſcherei einen reichlichen Ertrag liefert. Die Jagd auf wilde Renthiere, Elenthiere u. ſ. w. wird wohl ſelten als Gewerbe, meiſt aus Neigung betrieben. Wohl aber bietet die Jagd auf Pelzthiere (Fuchs, Eisfuchs, Eichhörnchen, Haſe, Wolf, Vielfraß und Hermelin) eine ſehr einträgliche Erwerbsquelle aller Tungusen, Lamuten und auch der Jakuten. Die Einwohner von Srednekolymsk und Umgebung haben keine Renthierherden, ihren Bedarf an ſolchen Thieren kaufen ſie von Tſchuktſchen oder Tungusen; ſie bezahlen dabei für ein Renthier 4 bis 6 Rubel.

Die große Wichtigkeit des Renthieres für den Lebensbedarf der nordiſchen Volksſtämme iſt bekannt.

Die Bevölkerung des Kolyma-Diſtrikts iſt ſo gering, daß auf 105 Quadratwerſt ein Menſch kommt. Es leben hier: Jakuten, Jukagiren, Tſchuwanzen, Omoken, Tungusen, Lamuten, Tſchuktſchen und Ruſſen. Zu den Ruſſen gehören die Koſaken, die Kleinhändler, Bauern, einige Kaufleute und eine ſehr unbedeutende Anzahl Anſiedler, d. h. Leute, welche „auf adminiſtrativem Wege“ zur Anſiedelung nach Sibirien verbannt wurden.

Alle nicht ruſſiſchen eingeborenen Volksſtämme zerfallen in zwei Kategorien:

1. die ſeßhaften: Jakuten, Jukagiren, Tſchuwanzen und Omoken,
2. die nomadiſirenden: Tungusen, Lamuten und Tſchuktſchen.

1. Unter den ſeßhaften Eingeborenen nehmen die Jakuten im Kolyma-Diſtrikt die erſte Stelle ein. Man zählt etwa 3000 Individuen beiderlei Geſchlechts, welche in zehn verſchiedene Stämme getheilt ſind (die Stämme heißen Egin, der erſte bis vierte Mjatuſch, ein und zwei Baidun, ein und zwei Kangalag und Borogon). Jeder Stamm hat ſeine Aelteſten, von denen eine Anzahl die „Verwaltungsbehörde der Eingeborenen“ (inorotscheskaja Uprawa) bildet. Die Niederlaſſungen der Jakuten heißen „Naslegi“ und befinden ſich an ſolchen Orten, wo zugleich Weideplätze für das Vieh und die Pferde ſind, und ſolche Plätze ſind nur an der linken Seite der Kolyma zu treffen. Die Kolyma-Jakuten leben im Allgemeinen wie die anderen Jakuten in Jurten. Doch ſind die Jurten der Kolyma-Jakuten entſchieden reinlicher als die der Jakuten im Gebiete von Wilni und Jakutsk. Dieſe letzteren halten nämlich ihr Vieh in denſelben Jurten, in denen ſie wohnen, und dadurch werden die Jurten von einem entſetzlichen Geſtank erfüllt. Im Allgemeinen ſind aber auch die Kolyma-Jakuten ſehr unreinlich: ſie waſchen ſich ſelten, ſchlafen meiſt in ihren Kleidern, wenn ſie — was nicht immer der Fall iſt — Hemden haben, ſo tragen ſie dieſelben, bis ſie in Fetzen zerfallen. In Bezug auf ihre Nahrung ſind ſie nicht wähleriſch; die Beſchaffenheit ihrer Nahrungsmittel iſt ihnen ſehr gleichgültig: im Sommer nehmen ſie das Waſſer aus einer beliebigen Pfütze und im Winter ſchmutzigen Schnee oder Eis. Sie eſſen und ſchlafen unglaublich viel, aber können auch, wenn die Nothwendigkeit es verlangt, lange Zeit ohne Nahrung und den Schlaf exiſtiren. Sie eſſen Fiſch und Fleiſch, nachdem ſie daſſelbe in eiſernen Keſſeln, ohne irgend welche Zuthaten, ſelbſt ohne Salz gekocht haben. Brot haben ſie nicht, weil das Mehl zu hoch im Preiſe ſteht. Ein Pud Roggenmehl (etwa 16 kg) koſtet mehr als 10 Rubel (20 Mark). Die wohlhabenden Jakuten, welche Rindvieh beſitzen, nehmen auch Milch und Butter zu ihren Speiſen. Butter iſt bei ihnen ſehr beliebt, ſie ſetzen ſie ſtets ihren Gäſten vor oder genießen ſie ſelbſt an hohen Feſttagen, z. B. am Nikolai-Tage (9. [21.] Mai) trinkt jeder Gaſt einige Pfund heißer eben am Feuer zerlaſſener Butter. Im Allgemeinen ſind die Jaku-

[1]) Frei nach dem Ruſſiſchen von F. M. Auguſtinowitſch, Moskauer Anthropologiſche Ausſtellung II. Bd., Beilage S. 43 bis 56. Herr Auguſtinowitſch hat längere Zeit als Arzt in jenen Gegenden gelebt; er iſt kürzlich in Sachalin geweſen und hat ſich ſehr günſtig für eine Koloniſation der Inſel ausgeſprochen. Ref.

ten überaus gaſtfreundlich: jeden Reiſenden nähren ſie mit allem, was ſie haben, und verſorgen ihn zur Weiterreiſe mit Nahrungsmitteln ohne irgend einen Entgeld zu fordern. Das Zurückweiſen des Angebotenen halten ſie für eine Beleidigung und eines — auch unanſehnlichen Geſchenkes — gedenken ſie noch lange. Sie ſind ehrerbietig, dienſtfertig und den örtlichen Behörden unterwürfig. Zum Betrügen haben ſie keine Neigung, aber ſie ſind verſchloſſen und abergläubiſch. Streitigkeiten unter ihnen ſind ſelten; ſie werden gewöhnlich von ihrer eigenen Verwaltung beglichen, von Kriminalvergehen hat man nie etwas gehört. Das ſpricht alles zu Gunſten der unverdorbenen Sittlichkeit der Kolyma-Jakuten. Daſſelbe gilt aber nicht von ihren Stammesgenoſſen in der Nähe der größeren ruſſiſchen Anſiedelungen, woſelbſt ſie durch ſtete Berührung mit den Verbannten, welche von ſehr zweifelhafter Sittlichkeit ſind, allmälig verdorben werden. Vorwerfen muß man aber auch den Kolyma-Jakuten ihre Faulheit und ihre übergroße Sorgloſigkeit, durch welche ſie oftmals in Gefahr gerathen, auch wohl ums Leben kommen; doch ſind ſie gegen den Tod ſehr gleichgültig. Sie haben jetzt alle die griechiſch-katholiſche Religion angenommen.

Ihre Nationaltracht, aus Renthierfellen mit der Haarſeite nach außen gefertigt, beſteht in Folgendem: 1. Einem Oberkleid (Kukljänka); 2. einem Untergewand aus zwei Theilen zuſammengeſetzt; einer die Hüften einſchließenden „Selja“ und einem den obern Theil der Schenkel bedeckenden „Suturo“; 3. langen bis an die Hälfte der Schenkel hinaufreichenden Stiefeln, „Torbas“; 4. Mütze mit Ohrenklappen. Außerdem tragen ſie im Sommer die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder (Poloduga) genähetes Obergewand mit einer Kapuze.

Die Jakuten, welche in Sredne- und Niſhne-kolymsk ſowie in den Niederlaſſungen Pochodsk und Keratowa leben, haben bereits angefangen die ruſſiſchen Sitten anzunehmen, vor allen die ruſſiſche Tracht.

2. Die Jukagiren. Das Volk der Jukagiren beſteht aus einzelnen iſolirt lebenden Stämmen, von denen nur ein einziger ſeine eigene Sprache noch beſitzt, der Stamm Jukagiru. Alle übrigen Stämme haben ihre Sprache verloren, der Stamm Omolen, der 1., 2. und 3. Stamm Omok ſprechen Ruſſiſch, alle anderen ſprechen Tunguſiſch und verſtehen daneben auch Ruſſiſch. Im Allgemeinen iſt die Kenntniß des Ruſſiſchen unter den Jukagiren recht verbreitet; die Jukagiren vom Stamme Omolen am linken Ufer des Fluſſes Omolon, 20 Werſt von der Einmündung in die Kolyma, verſtehen ſogar, wenn auch ſchlecht, Ruſſiſch zu leſen und zu ſchreiben. Um die Verbreitung der ruſſiſchen Sprache hat ſich vor 80 Jahren der Jukagir Wosrgäkow, welcher ſelbſt in Niſhnekolymsk unterrichtet worden war, verdient gemacht. Das Volk der Jukagiren nomadiſirte in alten Zeiten am Urſprung des Kolyma-Fluſſes. In Folge einer heftigen Pockenepidemie wanderte ein Theil dem Fluſſe entlang und ſetzte an der Mündung deſſelben auf die nächſten Inſeln des Eismeers über; andere Theile des Volkes blieben an einzelnen Nebenflüſſen der Kolyma, dem Omolon, dem Großen und Kleinen Anui ſitzen; wieder ein anderer Theil wandte ſich nach Weſten in die große Tundra und vermiſchte ſich hier meiſt mit den Tunguſen, einzelne von dieſem Theile ſich abzweigende Familien wanderten weiter in den Bezirk von Werchojansk, woſelbſt ihre Nachkommen, 1000 Individuen beiderlei Geſchlechts, noch heute ſitzen. Nur ein ganz kleiner Theil blieb am Urſprung der Kolyma und Jaſatſchnaja zurück, das iſt der heutige ſogenannte Stamm Jukagiren. Das Volk der Jukagiren ſteht in Betreff der Entwickelung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten viel höher als das Volk der Tunguſen, vor welchen die Jukagiren ſich durch Reinlichkeit, Arbeitſamkeit, Ungezwungenheit und frohen Charakter auszeichnen.

Die Jukagiren ſind von mittlerer Körpergröße, hager, aber wohlgeſtaltet und energiſch in ihren Bewegungen. In ihren Geſichtern iſt nichts von mongoliſchem Typus zu bemerken, eher eine Miſchung ihres urſprünglichen Stammestypus mit dem ruſſiſchen. Ihr Geſicht iſt mehr länglich als rund mit etwas vorſpringenden Backenknochen; die Augen ſind im Vergleich mit den kleinen Augen der anderen Eingeborenen groß; ihr Blick angenehm und mild, beſonders bei den Frauen, die Naſe länglich, fein, bei einigen gekrümmt, mit etwas großen Naſenlöchern; die Stirn hoch, offen. Die Haupthaare dunkelbraun, nur bei einigen ſchwarz, im Allgemeinen dünn; hier und da begegnet man auch blonden Männern wie Frauen. Barthaare ſind ſpärlich. Die Frauen ſind von mittlerer Körpergröße, wohlgeſtaltet und von viel angenehmerm Aeußern, als die Tunguſinnen. Die Jukagiren haben keine charakteriſtiſche Kleidung, die einen tragen Gewänder nach ruſſiſchem Schnitt, die anderen tunguſiſche Kleider.

Im Winter tragen ſie über ihre Kleider die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder angefertigtes Gewand, welches einem langen bis an die Knie reichenden Hemde mit engen Aermeln ähnlich ſieht und welches mit einer Kapuze verſehen iſt. Im Sommer wird die Kamlja allein getragen. Sie wird von oben her über den Kopf angezogen, indem oben eine Oeffnung ſich befindet, durch welche der Kopf durchgeſteckt werden kann. Im Herbſt und im Winter wohnen ſie in kleinen Häuschen aus behauenen Baumſtämmen; im Sommer, wenn ſie wegen des Fiſchfangs in andere Lokalitäten ſich begeben, bauen ſie ſich aus dünnen Stangen kegelförmige Hütten, welche „Urus“ genannt werden, und überziehen ſie mit großen, aus vielen kleinen Renthierfellſtücken zuſammengeſetzten Decken. Die „Urus“ (offenbar den Jurten der Kirghizen in der Geſtalt gleich) ſind höher, von größerm Umfang und reinlicher als die der Tunguſen und überdies frei von Rauch, weil die Jukagiren niemals im Innern der „Urussen“ ihren Feuerherd herrichten, ſondern ihre Speiſen im Freien bereiten. Ihre Nahrung beſteht größtentheils aus Fiſchen, ſelten erjagen ſie wilde Enten oder wilde Renthiere. Zum Winter ſalzen ſie die Fiſche in runde nicht ſehr große hölzerne Gefäße ein oder räuchern oder trocknen ſie an der Sonne. Mit Viehzucht beſchäftigen ſich die Jukagiren nicht. Neben der Fiſcherei beſchäftigen ſie ſich mit der Jagd; ſie ſtellen mittels allerlei Fallen den Füchſen nach; ferner jagen ſie Eichhörnchen, die gewöhnlichen und die fliegenden, mit Pfeilen oder mit der Flinte, welche ſie ſehr ſicher zu gebrauchen wiſſen.

Die Jukagiren ſind ehrlich, von milden Sitten und fröhlichem Charakter. Beſonders beliebt ſind bei ihnen Tänze, an denen ſich alle, Jung und Alt, betheiligen; ſie kommen dazu im Sommer allabendlich zuſammen und bringen unter Tanz und Scherzen und Singen die Hälfte der tageshellen Nacht zu. Obgleich die Jukagiren jetzt alle zur rechtgläubigen Kirche gehören, ſo finden ſich doch unter ihnen Schamanen, welche im Geheimen die Kunſt ausüben. Sie werden chriſtlich getraut, aber die Braut wird gegen einen „Kalym“ (Kaufpreis) von den Eltern erſtanden. Ihre Todten begraben ſie in Särgen. Die Jukagiren ſind nicht abergläubiſch; nur die in der großen Tundra lebenden haben von den anwohnenden Tunguſen viel Aberglauben angenommen.

3. Die Tſchuwanzen. Im nördlichſten Theil des Kolyma-Gebiets leben etwa 250 Individuen beiderlei Ge-

ſchlechts vom Volke der Tſchuwanzen, deren es nur einen einzigen Stamm, „Chapygin“, giebt. Ein Theil derſelben iſt in Niſchnekolymsk anſäſſig und beſchäftigt ſich mit der Fiſcherei und der Jagd. Die Tſchuwanzen ſind von mehr als mittlerer Größe und kräftig gebaut; ihr länglich bartloſes Geſicht erinnert etwa an die Tſchuktſchen; die Haupthaare ſind ſchwarz und rauh. Sie tragen Kleider nach jakutiſchem Schnitt, aber unterſcheiden ſich ſonſt in ihrer Lebensweiſe kaum von ruſſiſchen Anſiedlern. Sie ſprechen auch Ruſſiſch, obgleich ſie eine eigene Sprache beſitzen. Sie wohnen in Jurten. Sie ſind alle getauft. Ihre geiſtigen Fähigkeiten ſind recht entwickelt; ſie ſind arbeitſam, ehrlich und von milden Sitten. Beſondere charakteriſtiſche Stammeseigenthümlichkeiten ſind nicht mehr unter ihnen zu finden.

4. Die Omoken. Das Völkchen der Omoken, 200 Individuen beiderlei Geſchlechts, wird durch drei Stämme der Jukagiren repräſentirt, der Reſt eines einſt zahlreichen Volksſtammes, welcher heute weiter nichts als ſeinen Namen ſich erhalten hat. Die Omoken haben die chriſtliche Religion, die ruſſiſche Kleidung und Sprache angenommen, doch haben ſich die guten Stammeseigenſchaften noch erhalten: ihre Geſchicklichkeit, Gewandtheit, Arbeitſamkeit, Ehrlichkeit, wodurch ſie ſich von den anderen Eingeborenen günſtig unterſcheiden. Man ſieht nur alte Leute unter ihnen, der Nachwuchs iſt ſo gering, daß in kurzer Zeit nur noch ihr Name übrig geblieben ſein wird.

5. Die Tunguſen. Man zählt etwa 11 000 Individuen beiderlei Geſchlechts, von denen nur ein kleiner Theil im Kolyma-Diſtrikt lebt und zwar am linken Ufer der Kolyma an den Flüſſen Alaſey, Tſchukotſcha und Kankoſaja nomadiſirt. Die Tunguſen ſind von mittlerer Körpergröße und gut gebaut. Ihr Geſicht hat den rein mongoliſchen Typus, breit mit vorſpringenden Backenknochen; die Naſe mittelgroß und etwas platt, die Augenlidſpalte gerade und eng, die Stirn niedrig; das Haupthaar ſchwarz, rauh; die Männer ſchneiden ſich daſſelbe, die Weiber flechten zwei Zöpfe. Ihr Geſicht iſt ohne Bart. Im Allgemeinen iſt ihr Geſicht als häßlich zu bezeichnen. Die Tunguſinnen erreichen nicht die Mittelgröße, ſind aber häßlich und ebenſo ſchmutzig wie ihre Männer, dabei ſind ſie überaus faul und ungelenk. Ihre Kinder erziehen ſie ſehr nachläſſig; doch gewöhnen ſie dieſelben von früheſter Jugend an die Kälte; Winters laſſen ſie die faſt nackten Kleinen ohne jede Aufſicht vor ihren Behauſungen (Urusen). Ihre Bekleidung beſteht bei Männern wie bei Frauen in 1. dem Sangajak oder Schanajak, eine Art Halbkaftan aus Renthierfell mit den Haaren nach außen genäht, welcher unmittelbar auf den nackten Körper gezogen wird; 2. dem Tjugomok, eine Art Weſte mit einem Bruſtlatz aus Renthierfellen; bei der Weſte iſt die rauhe Seite nach innen, beim Bruſtlatz die rauhe Seite nach außen gekehrt. Die Weſte ſelbſt iſt ohne alle Verzierungen; der Bruſtlatz iſt, vorzüglich bei Weibern, verſchiedenartig durch allerlei metallene Anhängſel verziert; 3. Selja, ein enganſchließendes Unterkleid, welches bis zur Mitte der Oberſchenkel reicht, wird gleichfalls aus Renthierfell, das Rauhe nach innen, angefertigt; 4. Ugurgam, eine Art Stiefel, welche nach oben bis an das Unterkleid reichen, ebenfalls aus Renthierfell; 5. Mogol, eine Mütze, welche aus dem Fell eines jungen (ungeborenen) Renthiers gemacht iſt; die Mützen der Frauen und Mädchen ſind ſtark mit allerlei metallenen Gegenſtänden, ruſſiſchen Silbermünzen u. ſ. w. verziert. Sowohl Männer wie Frauen tragen Halsbinden [1]) aus Eichhörnchenſchwänzen.

Die Tunguſen nomadiſiren und ſie wohnen in ſehr ſchnell hergerichteten koniſchen Zelten (Urussa), welche eng, ſchmutzig und ſtets raucherfüllt ſind, weil in der Mitte des Zeltes das Feuer auf dem Herd nicht ausgeht. Die Zelte werden aus dicken und nicht ſehr langen Stangen (Weide oder Lärche) hergeſtellt und von außen mit Renthierfellen überzogen: oben bleibt eine Oeffnung zum Ausgang für den Rauch. In der Wand des Zeltes werden einander gegenüber zwei Oeffnungen angebracht, welche als Eingangs- und Ausgangsthür dienen und mit Fellen verhängt werden. Dieſe Thüröffnungen ſind ſo niedrig und eng, daß man faſt auf allen Vieren hineinkriechen muß. Im Innern des Zeltes ſind rundum an der Wand ſchmale bankähnliche Gerüſte angebracht, welche mit Fellen bedeckt werden und der ganzen Familie zum Sitzen und Schlafen dienen. Aufrecht zu ſtehen iſt innerhalb des Zeltes nicht möglich; die Frauen, welche die häuslichen Arbeiten verrichten, hocken deshalb ſtets am Herd auf den Ferſen. Die Nahrung der Tunguſen beſteht in Renthierfleiſch, Fiſch und allerlei Vögeln, Gänſen, Enten und Schwänen, alles wird innerhalb der Zelte in einem eiſernen Keſſel zubereitet. Zum Fangen der Fiſche bedient man ſich ſolcher Netze, welche die Jakuten angefertigt haben. Auffallender Weiſe ſind die Tunguſen nicht im Stande, ſich die Netze ſelbſt zu machen; ſie erwerben dieſelben, wie auch andere Jagdgeräthſchaften, von den Jakuten. Die häusliche Arbeit ruht ganz auf den Schultern der Frau, welche auch das Zelt aufſchlagen muß. Der Mann geht auf die Jagd, beſorgt die Renthiere, beſchafft das Holz zu den Zelten.

Die Tunguſen ſind ſehr arm; ſie bemühen ſich in der Nähe von Tſchuktſchen-Niederlaſſungen zu leben, weil ſie bei den an Renthierherden reicheren Tſchuktſchen als Hirten Verwendung finden; ſie werden dann mit Renthieren bezahlt. Daneben ſind ſie eifrige Jäger und ſtellen namentlich den Füchſen nach, deren Felle, je nach den Jahreszeiten, von verſchiedener Qualität ſind und mit verſchiedenen Namen belegt werden. Die Tunguſen ſind friedlich, pünktlich und gefügig. Streit giebt es ſehr ſelten unter ihnen, nur gelegentlich im Rauſch gerathen ſie in Wuth, ſo daß da einer den andern erſchlägt; dann unterwerfen ſie ſich gutwillig der Strafe. Die Tunguſen ſind jetzt getauft (griechiſch-katholiſch), aber äußerſt abergläubiſch und im Geheimen dem Schamanismus ergeben. Unter den Frauen giebt es viele, welche die Rolle von Wahrſagerinnen oder Schamanen ſpielen; ſie ſind auch bei den Tſchuktſchen ſehr beliebt in dieſer Eigenſchaft. Ihre Todten werden in kleine Boote („Wetka“) gelegt; jeder Tunguſe führt ſchon bei Lebzeiten ein ſolches Boot mit ſich; daſſelbe iſt aus drei etwa 1 Saſhen (2,1 m) langen und ½ Arſchin (35 cm) breiten dünnen Brettchen genäht. Der im Boot liegende Todte wird nur mit einer Renthierhaut bedeckt.

6. Lamuten leben nur in zwei Bezirken des Gebietes von Jakutsk, nämlich in Werchojansk und im Kolyma-Bezirk; es ſind etwa 2000 an der Zahl. Sie ſind ausgezeichnet durch ihren Ordnungsſinn, Ehrlichkeit, Gewandtheit und eine außerordentliche Beweglichkeit. Sie ſind den Ruſſen ganz vorzüglich zugethan und haſſen die Tſchuktſchen. Die Lamuten ſind ausgezeichnete Schützen, und vor allem der Jagd ergeben, auf welcher ſie nur die Flinte brauchen, nur dem Bären gegenüber benutzen ſie den Jagdſpieß. Nur ein kleiner Theil der Lamuten beſchäftigt ſich mit dem Fiſchfang. Es ſind vollkommene Nomaden; ſie ziehen beſtändig hin und her. Bemerkenswerth iſt, daß ſie bei dieſen Zügen

[1]) In den baltiſchen Provinzen Rußlands werden von den Frauen ähnliche den Hals ſchützende Binden getragen und „Boa“ genannt.

nicht, wie die übrigen Eingeborenen, Narten (Schlitten) benutzen, ſondern ſtets auf Renthieren reiten. Sie beſitzen keine eigentliche Renthierherde, wohl aber hat jeder Lamute eine Anzahl zum Reiten geeignete Renthiere. Ganz beſonders auffallend iſt, daß unter den Lamuten anſteckende und epidemiſche Krankheiten gar nicht vorkommen; die Syphilis, welche unter den Eingeborenen Sibiriens ſo außerordentlich verbreitet iſt, exiſtirt bei ihnen gar nicht [1]).

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Lamuten aus der Mandſchurei nach Norden eingewandert ſeien, doch iſt dieſe Annahme unbegründet: ihre Geſichtszüge haben durchaus nichts Mongoliſches. Die Phyſiognomie der Lamuten hat einen ganz beſondern Charakter: die Stirn gerade, die Lippen dünn, Mund und Naſe von mittlerer Größe, das Kinn rund, die Haupthaare glatt meiſt von dunkelbrauner Farbe. Die Lamuten ſind von kleinem Wuchs und hager, jedoch äußerſt gelenkig und beweglich. Trotz ihrer ſcheinbaren Körperſchwäche ſind ſie kräftig und aus dem Einzelkampf mit dem Bären gehen ſie ſtets als Sieger hervor. Sie wohnen in großen koniſchen Zelten (Uruſſa), welche aus ſechs langen Stangen zuſammengeſetzt ſind und im Sommer mit gegerbten Schaffellen, im Winter mit unbearbeiteten Renthierfellen bedeckt ſind. Die Einrichtung des Rauchfangs und der Thüren iſt wie bei den Tungusen. In einem Zelt leben mitunter zwei Familien, aber eine tadelloſe Reinlichkeit und Ordnung herrſchen darin. Ueberhaupt ſind die Lamuten unter allen Eingeborenen am reinlichſten und am ordentlichſten; höflich, umgänglich und gaſtfreundlich. Auch die Speiſen werden möglichſt reinlich zubereitet; ihre Hauptnahrung beſteht in Renthierfleiſch; doch eſſen ſie auch Fiſche und Eichhörnchen. Ruſſiſcher Zwieback und ausgelaſſene Butter gelten als Leckereien, welche von den Ruſſen und Jakuten gelegentlich oder zur Zeit der Tſchuktſchenmeſſe in der Feſtung Anjeci erworben werden.

Männer wie Frauen tragen enganſchießende Gewänder von gleichem Schnitt; dieſelben werden aus Renthierfellen genäht und mit Glasperlen und buntfarbigem Schafleder verziert. Selbſtverſtändlich ſind die Gewänder der Frauen reichlicher, oft in koſtbarer Weiſe geſchmückt. Die Tracht zeigt mancherlei Uebereinſtimmung mit der oben angeführten Kleidung der Tungusen.

Die Lamuten ſind griechiſch-katholiſche Chriſten und ſehr fromm. Doch haben ſich Spuren des frühern Götzendienſtes unter ihnen erhalten; ſo z. B. die Verehrung des Feuers und der Sonne; ferner mancherlei Vorurtheile und Aberglauben. Sie laſſen ſich weiſſagen und prophezeien aus dem Kniſtern des brennenden Holzes die Zukunft. Die Hochzeitsgebräuche ſind im Weſentlichen folgende: Nachdem die einleitenden Verhandlungen abgeſchloſſen und beide Theile einig ſind, wird die Braut von ihren Verwandten und ihren Eltern zum Zelt der Eltern des Bräutigams geführt; dreimal wird das Zelt umkreiſt, dann wird die Braut direkt dem Bräutigam übergeben; die Eltern ſpielen dabei nur die Rolle von Zuſchauern. Dieſer Gebrauch heißt „Halbehe“; aber die Braut bleibt beim Bräutigam als ſein wirkliches Weib und die danach geborenen Kinder gelten als legitim. Erſt ſpäter, oft erſt nach 1 bis 3 Jahren, begiebt das Paar ſich zum Geiſtlichen, um ſich kirchlich einſegnen zu laſſen. Die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten ſind von ſehr beſcheidenen Gelagen begleitet; nur mitunter werden beſondere Tänze aufgeführt. Die Kinder der Lamuten werden getauft, ſobald der Geiſtliche ſie beſucht. Die Todten werden im Walde nahe dem augenblicklichen Standplatz der Zelte begraben. Die Todten werden gewöhnlich in Särge gelegt und etwa 1 Arſchin (0,7 m) tief eingegraben. Da der Erdboden immer gefroren iſt und nur Sommers etwa ½ Arſchin (0,32 m) aufthaut, ſo kommt es oft vor, daß nach Jahrzehnten die zufällig ausgegrabenen Leichen keine Spuren einer Verweſung zeigen.

[1]) Wir erinnern daran, daß Dr. Auguſtinowitſch Arzt iſt; ſeine Mittheilungen ſind deshalb von um ſo größerer Bedeutung.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## X.

### Cuba. Peru. Braſilien.

In Cuba begann die Einfuhr von „Aſiaticos“, faſt ausſchließlich nur Chineſen, 1847 und hörte zwangsweiſe 1873 auf, in welchem Jahre die chineſiſche Regierung zuerſt gegen den Menſchenhandel einſchritt, deſſen Form die chineſiſche „Auswanderung“ nach Cuba angenommen hatte. In dieſer Zeit wurden 116 267 Kulis auf Cuba gelandet, welche indeſſen mit ſo verſchwindenden Ausnahmen Männer waren, daß an eine Vermehrung dieſer Bevölkerung auf natürlichem Wege nicht gedacht werden konnte. 1861 wurde die „aſiatiſche“ Bevölkerung amtlich auf 34 828 angegeben, darunter — 57 Weiber. Doch erhoben ſich ſpätere Schätzungen höher; die letzte finden wir in einem Bericht des engliſchen Generalkonſuls vom 13. Mai 1878, welcher 50 000 annimmt. Von den auf der Ueberfahrt und auf der Inſel Geſtorbenen und den nach Ablauf ihres Vertrages Zurückgekehrten abgeſehen, waren viele entflohen und hatten ſich im übrigen Weſtindien, Mittelamerika, Mexiko oder den Golfſtaaten Nordamerikas niedergelaſſen, während eine nicht geringe Anzahl ſich den Inſurgentenbanden anſchloſſen, welche von 1868 an ununterbrochen faſt die ganze Oſthälfte der Inſel innehatten und gelegentlich ihre Brandſchatzungen und Brandlegungen bis in das Herz des zuckerbauenden Weſtens verſchoben. Jedenfalls war dieſe Einwanderung nicht im Stande, dem Grund- und Erdmangel des cubaniſchen Wirthſchaftsweſens, dem Arbeitermangel, dauernd abzuhelfen. Hatten ſich die Sklaven ſchon früher wegen der merkwürdigen und unerklärten Sterblichkeit in ihren Familien unfähig gezeigt, ſolches zu thun, ſo konnte das Geſetz Moreto von 1868, welches von dieſem Jahre an allen neugeborenen Sklaven und allen das ſechszigſte Jahr überſchreitenden Sklaven die Freiheit gab, den großen Mangel nur noch verſchärfen. In derſel-

ben Richtung war das Verbot der mexikanischen Regierung gegen die eine Zeitlang schwungvoll betriebene Kontrakt-Einwanderung yukatekischer Indianer wirksam. Als nun gar die Aufmerksamkeit chinesischer Staatsmänner auf die Rechtlosigkeit ihrer Landsleute auf Cuba und auf die krassen Beispiele grausamer Behandlung derselben gerichtet ward, und in Folge dessen keine chinesischen Kulis mehr nach Cuba gebracht werden konnten, stieg die Verlegenheit auf den Gipfel und es ist nur dem allgemeinen Rückgang der Wirthschafts-Verhältnisse in Folge des nun zwölfjährigen Aufstandes zuzuschreiben, wenn der Arbeitermangel nicht zu einer energischen Anstrengung sei es der Regierung oder der Pflanzer nach einer oder der andern Seite Anlaß gab. 1874 hatte eine chinesische Kommission, welche, unterstützt von den Vertretern einiger Großstaaten, die Lage der chinesischen Kulis auf Cuba studirte, einen Bericht erstattet, welcher auf 1176 Vernehmungen und 85 Bittschriften, die von 1660 Kulis unterzeichnet waren, sich gründete. Er entwarf ein geradezu niederdrückendes Bild der Behandlung derselben. Man hat versucht die Glaubwürdigkeit desselben vorzüglich mit dem Hinweis darauf zu bezweifeln, daß diese Kommission im Ganzen nur sechs Wochen auf Cuba verweilt habe. Indessen ist diese Zeit bei der Beschränktheit des Bezirkes, in dem die Kuliarbeit in großer Ausdehnung stattfindet, gerade genügend, um einen Einblick in die Lage derselben zu verschaffen. Die Thatsachen dieses Berichtes sind übrigens nie mit Erfolg entkräftet worden und es haben im Gegentheil unparteiische Beobachter die Gültigkeit derselben rückhaltslos anerkannt (s. Chines. Auswanderung S. 243) und vor allem jene gewichtigen Anklagen, welche gegen die Pflanzer selbst und gegen Beamte wegen willkürlicher Verlängerung der Arbeitsverträge gerichtet wurden. Ein Gesetz vom Jahre 1877 würde genügen, um diesen Anklagen auch ohne jede tiefere Begründung den größten Schein von Wahrheit zu verleihen, ein unglaubliches und sogar noch von der Regierung des Mutterlandes bestätigtes Gesetz, welches den Kulis nach Ablauf ihrer Dienstzeit nur die Wahl läßt zwischen dem Verlassen der Insel oder der Erneuerung ihres Vertrages. Es genügt also, einem solchen armen Teufel auf irgend eine Weise die Mittel zur Reise vorzuenthalten, um ihn zu neuerlichem Verbleiben für acht oder zehn Jahre zu zwingen, und so in infinitum. Das ist die unverhüllte Sklaverei. Man kann am Ende noch der mit so vielen Bedenken umgebenen Stellung des Kuli innerhalb seines Vertrages eine günstige Seite abgewinnen, wenn man daran dachte, daß demselben nach Umlauf seiner Arbeitszeit ein kleines Kapital eingehändigt wird, womit er nun ein eigenes Geschäftchen zu betreiben vermag. Aber ein Gesetz wie dieses nimmt jede Hoffnung auf einen so günstigen Ausgang des Kuli-Vertrages. Es ist wahr, daß dasselbe gerechtfertigt werden will mit dem Hinweis auf die große Zahl von freien, d. h. großentheils entlaufenen Chinesen in den Räuberbanden, welche die „Armee“ der cubanischen Insurgenten zusammensetzten, aber dieses ist ein sehr schwacher Grund. Die wahre Ursache liegt jedenfalls darin, daß die Regierung der Insel nicht durch chinesische Konkurrenz die letzte und festeste Säule der spanischen Herrschaft auf Cuba, nämlich den Mittelstand der Handwerker und Kleinhändler, schädigen lassen wollte. Diesen Grund begreift man, aber er rechtfertigt nie ein solches Gesetz.

Unter diesen Umständen kann es als ein Beweis von großem Entgegenkommen der chinesischen Regierung betrachtet werden, wenn dieselbe sich 1878, nachdem 1877 eine cubanische Gesellschaft den alten Kulihandel unter sehr schwachen gesetzlichen Formen vergebens wieder aufzunehmen gesucht hatte (ihre Statuten enthielten unter anderen die Festsetzung, daß wenn ein Kuli nicht alle Vorschriften seines Arbeitsvertrages erfüllt habe, er nach Ablauf desselben neue zwei Jahre zu dienen habe und dergleichen), neuerdings zu Vertragsverhandlungen mit Spanien herbeiließ, und einen Vertragsentwurf zu Stande bringen half, in dessen 16 Artikeln allerlei heilsame Maßregeln vorgesehen waren, in erster Linie die Bestallung von chinesischen Konsuln an verschiedenen Orten der Insel (unbegreiflicherweise aber nicht im Gebiet der Kuliarbeit, d. h. den Zuckerpflanzungen, sondern in den Seeplätzen), welche die Aufsicht über die chinesischen Unterthanen ausüben sollten (die chinesische Regierung hatte sich vorher der Mitwirkung der nordamerikanischen Konsularbeamten in dieser schwierigen Aufgabe versichert), dann Bestimmungen, welche die Natur der zum Transport verwendeten Schiffe und der zum ersten Aufenthalt bestimmten Räume am Land betreffen, und vor allem die Sicherheit der Kulis gegen jede widerrechtliche Verlängerung ihres Arbeitsvertrages. Zur Ausnutzung der durch diesen Vertrag gewährten Rechte bildete sich im Frühjahr 1878 in Havana eine Gesellschaft großer Grundbesitzer, an deren Spitze der Marquis von Avala stand, und welche einen Kommissär zur Anwerbung von Kulis nach China sandte.

Die so angebahnten Fortschritte in der Kuliwirthschaft vereitelten leider die Cubaner selbst wieder, indem sie trotz aller Klagen, welche gegen sie laut wurden, ihre altgewohnte Behandlung der Kulis fortsetzten. Der englische Generalkonsul Crawford fand im Frühling 1879 die Chinesen genau in derselben bedrückten Lage wie früher. Kulis, welche ihren Vertrag abgearbeitet hatten, wurden wieder gezwungen, entweder die Insel zu verlassen, wozu sie keine Mittel besaßen, oder neue Verträge für sechs bis acht Jahre abzuschließen. Auch auf den Pflanzungen blieb ihre Behandlung dieselbe sklavenhafte wie früher. Auf seinen Bericht hin übergab am 30. April eine Abordnung der Anti-Sklaverei-Gesellschaft dem chinesischen Gesandten in London, Marquis Tseng, eine Denkschrift, welche den traurigen Zustand der Kulis in Cuba schilderte, zum Bericht an seine heimische Regierung. Das Mißtrauen in die guten Absichten der spanischen Behörden in Cuba war schon vorher neuerdings wachgerufen worden durch eine Korrespondenz zwischen der englischen und spanischen Regierung, über welche erstere im December 1878 ein Blaubuch veröffentlicht hatte. Dieselbe bezog sich auf eine Bekanntmachung des Generalkapitäns, welche in den Zeitungen von Havana bereits im Januar 1877 erschienen war, und eine Belohnung von 102 beziehungsweise 34 Dollar Gold jedem versprach, der einen zu den Rebellen übergegangenen Sklaven oder Kuli einbrächte; wenn aber solche Gefangenen nicht von ihren Besitzern eingefordert würden, sollten sie Eigenthum des Fängers für sechs Jahre werden. Die spanische Regierung leugnete jede Kenntniß von diesem Erlaß und stellte denselben übrigens als eine bloße Maßregel der Einschüchterung dar. Indessen widersprachen dem entschieden die Berichte des britischen Generalkonsuls Cowper in Havana, der auch auf die weitere Ungerechtigkeit aufmerksam machte, daß die Kulis zwar für Gold ihren Vertrag machten, aber in Papier ausbezahlt würden. Und dieses Papier hatte 1879 einen Diskont von 125 Prozent!

Im Jahre 1879 war der chinesische Gesandte in Paris auch am Madrider Hof beglaubigt worden und unterhandelte dort im Laufe des Sommers mit den Spaniern über einige Aenderungen an dem in Peking entworfenen Vertrage, welcher endlich am 5. Juli 1879 in der Gazetta Official veröffentlicht wurde. Außer den vorhin

schon angeführten Bestimmungen war in demselben vorgesehen, daß die chinesische Regierung jeden Auswanderer mit einem Passe versehen werde, der ihm in den spanischen Kolonien dieselben Rechte sichern sollte, wie sie Angehörigen anderer Staaten zustehen, daß diejenigen Chinesen, welche vor Abschluß des Vertrages in irgend welcher Weise ungerecht behandelt würden, das Recht haben sollten, sich neuerdings mit ihren Beschwerden an die ordentlichen Gerichte zu wenden, endlich daß Spanien von den der Zeit in Cuba weilenden Chinesen alle diejenigen zurücksenden solle, welche sich in China gelehrten Studien gewidmet hatten, oder welche irgend einer „officiellen Kategorie" angehören, oder welche durch ihr Alter unfähig zur Arbeit sind, sowie die unverheiratheten Waisinnen, welche wieder zurückzukehren wünschen.

Zugleich suchte sich übrigens Spanien, nachdem vergebliche Versuche gemacht worden waren, sich Kulis aus Britisch-Westindien zu verschaffen, noch eine andere Quelle von Arbeitskräften zu erschließen, indem es im Herbst desselben Jahres einen Gesandten nach Saigon sandte, welcher den französischen Behörden den Entwurf eines Vertrages mit dem König von Annam vorlegte, und nach einigen kleinen Aenderungen, welche auf Wunsch jener vorgenommen wurden, sich mit demselben nach Hué begab, wo die Franzosen ihn in seinen Verhandlungen mit den annamitischen Mandarinen unterstützen sollten. Hauptgegenstände dieser Verhandlungen sollten die freie Ausfuhr von Kulis nach Cuba und von Reis nach Manila bilden. Dieser Gesandte (General Ordoñez) kehrte am 26. Februar 1880 nach Saigon zurück, nachdem er den Vertrag wenigstens in Betreff der Kuli-Ausfuhr nach Cuba glücklich fertig gebracht hatte.

* * *

Peru, welches seit 1847 Kulis aus China bezog und 1876 in seiner Bevölkerung 60000 Chinesen zählte, schloß 1874 einen Vertrag mit China, welcher die Ausfuhr von Kulis nach ersterm Lande gestattete und regelte. Er wurde Ende 1876 ratificirt. Sowohl die Ausdehnung, welche damals die Auswanderung beziehungsweise Ausfuhr in dieser Richtung angenommen hatte, als auch die Behandlung, welche die Kulis in Peru erfuhren, ließ die vertragsweise Regelung endlich als eine Nothwendigkeit erscheinen. In den fünf Jahren, welche mit 1874 abschließen, schifften sich 46190 Chinesen nach Callao ein, von denen aber nicht weniger als 3047 schon unterwegs starben. Im Jahr 1874 hatte diese Ausfuhr in Folge der Wachsamkeit, welche die chinesischen Behörden anwandten, und der vorhin erwähnten eisernen Strenge, mit welcher gegen die Menschenfänger (Kidnappers) vorgegangen ward, sich auf nicht ganz 4000 Köpfe vermindert und hatte diese Zahl auch 1875 und 1876 nicht oder nur wenig überschritten. Begreiflich daher, daß man in Peru, wo der Arbeitermangel als ein schweres Hinderniß der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes empfunden ward, alles aufwandte, um den Zufluß von Kulis neuerdings zu steigern. Stärker ward dieses Bedürfniß im Jahre 1877, wo bei erheblicher Preissteigerung des Zuckers und Natronsalpeters nur der Arbeitermangel einer energischen Ausbeutung dieser günstigen Gelegenheit entgegenstand. Ein englischer Konsularbericht von diesem Jahre sagte: „Der (finanzielle) Zustand des Landes hat sich gebessert, aber die Besserung wird nicht groß sein, so lange man nicht mehr Arbeitskräfte hat." So wurde denn 1876 und 1877 auf die Errichtung einer eigenen Dampferlinie zwischen Callao und Hongkong oder Macao hingearbeitet und von einigen Seiten auch die Kuliein fuhr über San Francisco empfohlen. Die peruanische Regierung schritt Anfang 1877 in der That zu einem Vertrage mit dem englischen Hause Oliphant in Callao, durch welchen dieses sich verpflichtete, eine eigene Dampferlinie, für Kuli-Transport eingerichtet, zwischen Callao und Hongkong ins Leben zu rufen und zu unterhalten, wofür ihm Rückfracht, bestehend in Guano, sowie eine Zahlung in Silber oder Salpeter von 160000 Soles Seitens der peruanischen Regierung gewährleistet werden sollte. Es wurden für fünf Jahre 28 Reisen in Aussicht genommen und jede sollte nicht unter 500 und nicht über 1000 Kulis ins Land bringen. Unter diesen Bedingungen trat die neue Dampferlinie ins Leben und ließ am 13. Januar ihr erstes Schiff „Perusia" von Hongkong über Honolulu nach Callao abgehen, jedoch ohne die gewünschte Fracht an Menschen, da der Governor von Kwangtung die Einschiffung der Kulis streng verboten hatte.

Es waren nämlich nach Abschluß des 1874er Vertrages Nachrichten über die Behandlung der Chinesen in Peru nach China gelangt, welche den bis dahin unzweifelhaft vorhandenen guten Willen der chinesischen Regierung auf ein Minimum herabstimmen mußten. 1876 hatte dieselbe einen Kommissär zur Untersuchung der Lage ihrer Unterthanen nach Peru gesandt. In einem Briefe, der damals in die Oeffentlichkeit kam (s. London and China Telegraph 1877, Nro. 697) entwarf derselbe eine Schilderung seiner Erfahrungen, aus der hier einige Bruchstücke wiederholt zu werden verdienen: „Die peruanische Regierung hat Anstrengungen gemacht, um diese Leute zu schützen, aber die Lage derselben ist noch immer weit davon entfernt, zufriedenstellend zu sein. Zunächst ist die Entlegenheit von manchen dieser Haciendas so, daß der Kuli vollständig der Gnade seines Herrn anheimgegeben ist. Der letztere oder sein Aufseher kann gewissenhaft und menschlich sein, er kann aber auch das Gegentheil sein. Im letztern Falle, wenn der Kuli entläuft, wird er entweder in den umgebenden Wüsten zu Grunde gehen oder er wird eingefangen und mit einer Strenge bestraft, von der er Niemanden Bericht geben kann, weil er sie vielleicht nicht einmal überlebt ... Das Loos der Chinesen, welche in den Guanolagern arbeiten, ist ein höchst unglückliches. Abgesehen davon, daß sie sich halb zu Tode arbeiten müssen, haben sie weder genügende Nahrung noch gesundes Wasser. Ihre Rationen sind 2 Pfund Reis und ½ Pfund Fleisch, und diese erhalten sie gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr den Morgens, wenn sie schon sechs Stunden an der Arbeit gewesen sind. Jeder Mann muß täglich 4 bis 5 Tonnen Guano fördern. Im letzten Vierteljahr von 1875 waren in Pabellon de Pica allein 355 Chinesen beschäftigt, von denen nicht weniger als 98 im Spital lagen. Die allgemeine Krankheit sind geschwollene Beine, und kommt dieselbe wahrscheinlich vom Trinken des warmen destillirten Wassers und vom Mangel pflanzlicher (frischer) Nahrung. Der Charakter dieser Krankheit erinnert an Skorbut. Man sagt oft, daß die Entwickelung Perus von der Einfuhr der Chinesen abhänge, weil diese allein im Stande seien, das Klima zu ertragen und dabei Feldarbeit zu verrichten. Ich glaube, daß dies ein Irrthum ist, welcher bald zerstreut würde, wenn die Einwohner gezwungen wären, für ihren eigenen Unterhalt zu arbeiten, statt mittelbar oder unmittelbar sich auf ihre reichen Guano- und Salpeterlager und auf die billige asiatische Arbeit zu verlassen ... Würde nicht die Einfuhr von Chinesen eine so entschiedene Unterstützung Seitens der Regierung gefunden haben, so würde die Frage der Kolonisation in Peru längst gelöst sein."

Die Versuche, welche 1878 in Japan gemacht wurden, japanische Kulis für deutsche Pflanzer in Peru zu miethen, wurden von der japanischen Regierung noch rechtzeitig vereitelt, ohne daß darüber der Konflikt zwischen Deutschland

und Japan ausbrach, welchen amerikaniſche Blätter ſchon ſicher verkündeten. 1880 bequemte ſich die japaniſche Regierung ſogar zur Zahlung von 7390 Yen Schadenerſatz für Auflöſung von Kontrakten einer Anzahl japaniſcher Zimmerleute, welche ſich nach Peru vermiethet hätten.

Die Arbeiternoth trieb 1879 die peruaniſche Regierung zu neuen Anſtrengungen. Man ſprach davon, Chineſen durch Vermittelung des peruaniſchen Generalkonſuls auf Regierungskoſten aus San Francisco kommen zu laſſen, aber die Regierung der Vereinigten Staaten ſcheint dieſen Plan ſchon frühzeitig abgewinkt zu haben. Der Ausbruch des Krieges zwiſchen Peru und Chile hat ſeitdem die Chineſenfrage, ſoweit ſie Peru betrifft, inſoweit ruhen laſſen, als die in Hongkong mit den Chineſen geführten Verhandlungen nur langſam fortſchritten. Die Verhinderung der Abfahrt des mit Kulis nach Peru beladenen deutſchen Dampfers „Hesperia“ im Sommer 1880 ſchien ſogar ihr ganzes Ergebniß in Frage zu ſtellen.

Dagegen ſucht ſich nun auch Braſilien für die Verluſte an zuverläſſigen Arbeitskräften, welche die Aufhebung der Sklaverei mit ſich bringt, durch Einfuhr chineſiſcher Kulis ſchadlos zu halten. In der braſilianiſchen Volksvertretung forderte der Miniſter des Auswärtigen im Auguſt 1879 120 000 Milreis zur Beſtreitung der Ausgaben einer braſilianiſchen Sondergeſandtſchaft nach China. Der zum zweiten Unterhändler beſtimmte Senhor Ed. Callado hatte ſich ſchon im Juni deſſelben Jahres nach London begeben, um mit dem dortigen chineſiſchen Geſandten die Grundlagen eines Vertrages zu vereinbaren. Er traf dann im September zu Liſſabon mit den zwei für dieſen Zweck beſtimmten Kriegsſchiffen „Vital de Oliveira“ und „Guanabara“ zuſammen, worauf die kleine Flottille unter Befehl des Geſchwaderchefs und erſten Bevollmächtigten Commodore Silveira do Motta ihren Weg durch den Suezkanal nach China einſchlug. Indeſſen verzögerte ſich die Ankunft der Geſandtſchaft, welche erſt im Juni in China erwartet wurde und von der es hieß, daß die chineſiſche Regierung ſie in irgend einem Hafen zurückhalten werde, um die Verhandlungen hinauszuziehen.

Unterdeſſen haben die gräßlichen Ausſchreitungen des peruaniſchen Pöbels, der bekanntlich in der Nacht vor dem Einmarſch der Chilenen in Lima die Gewölbe der chineſiſchen Kaufleute plünderte und zerſtörte und — nach einer amtlichen Mittheilung im engliſchen Unterhaus — 70 bis 80 Chineſen todtſchlug, die chineſiſche Regierung neuerdings bedenklich gegenüber der Auswanderung ihrer Unterthanen nach Südamerika überhaupt geſtimmt, und nicht bloß die peruaniſchen, ſondern auch die braſilianiſchen Unterhandlungen ſind in den letzten Monaten nicht weiter fortgeſchritten.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Die militäriſchen Behörden Italiens haben ſich wie wenig andere um die Kenntniß ihres Landes verdient gemacht, indem ſie deſſen Karte, ſoweit dieſelbe noch nicht aufgenommen war, herſtellten, die bereits früher von anderen Mächten (Oeſterreich, Frankreich, Sardinien) aufgenommenen Landestheile im Norden jetzt von Neuem und ſorgfältiger mappiren und indem ſie ſchließlich das ſo gewonnene topographiſche Material ohne weitern Aufſchub durch Photolithographie vervielfältigen und dem Publikum zugänglich machen. In der kurzen Zeit von 16 Jahren (1862 bis 1878) iſt das ganze ehemalige Königreich Neapel vermeſſen worden, und dieſe Karte im Maßſtabe 1 : 50 000 (d. h. doppelt ſo groß, als unſere deutſchen Generalſtabskarten) iſt bereits in 230 Halbblättern als „Carta della provincie meridionali“ proviſoriſch erſchienen. Nach und nach wird derſelben eine eleganter ausgeführte Karte in dem halben Maßſtabe (1 : 100 000) an die Seite geſetzt werden, von welcher ebenfalls ſchon 32 Blätter, die ganze Inſel Sicilien umfaſſend, veröffentlicht wurden. Die Umgebung Roms, das hiſtoriſch intereſſanteſte Gebiet Mittelitaliens, iſt ſodann im Maßſtabe unſerer Meßtiſchblätter (1 : 25 000) einmal in neun geſtochenen Blättern als „Carta dei dintorni di Roma“ erſchienen und ein zweites Mal in weiterer Begrenzung in 18 photolithographirten Sektionen. Dieſes geſammte weitſchichtige und für die meiſten ſchwer zugängliche Material und außerdem noch manches andere hat jetzt Prof. Heinrich Kiepert zu einer Geſammtkarte verarbeitet, welche das alte Sabiner- und Samnitergebiet, Latium und Campanium, im Zuſammenhang darſtellt (Neue Specialkarte von Mittelitalien mit Berückſichtigung des Alterthums. 4 Blätter, 1 : 250 000. Mit Karton: Umgebung von Rom. Maßſt. 1 : 50 000. Berlin D. Reimer, 1881), braun eingedrucktes Terrain in Tuſchmanier, von zahlreich eingeſchriebenen Höhenzahlen unterſtützt, gewährt ein anſchauliches Bild von der Konfiguration des Landes, welches von dem der bisherigen Karten nicht unweſentlich abweicht; durch rothen Druck ſind die erhaltenen Reſte des Alterthums, das in der Blüthezeit römiſcher Herrſchaft entſtandene Straßennetz, die antiken Namen unterſchieden: nach der phyſikaliſchen ſowohl wie nach der hiſtoriſchen Seite der Geographie bezeichnet mithin dieſe Karte einen weſentlichen Fortſchritt, und ſie wird am Studirtiſche ebenſo gute Dienſte leiſten, wie bei einer Reiſe in Italien.

— Die Liſſaboner Geographiſche Geſellſchaft hat in einer am 11. Juli dieſes Jahres abgehaltenen Sitzung beſchloſſen, eine Kommiſſion zur nähern Erforſchung der Serra da Eſtrella (öſtlich von Coimbra), eines Gebirges, über welches man bisher noch ſehr wenig weiß, demnächſt zu entſenden.

— Meteorologiſche Verhältniſſe von Kronſtadt im Jahre 1880 nach den Beobachtungen der dortigen meteorologiſchen Station. Die mittlere Lufttemperatur war + 3,9° C., die höchſte Temperatur und zwar am 30. Juli (11. Auguſt) Mittags 1 Uhr betrug + 27,8° C., die niedrigſte am 10. (22.) Januar Mittags 1 Uhr — 23,0° C. Der mittlere Barometerſtand war 755,9 mm (29,79″), der höchſte Stand war 780,4 mm (30,77″), der niedrigſte 719,5 mm (28,33″). Ganz helle Tage gab es nur 21, trübe 131, mit Regen und Schnee 159. Die größte Regenmenge (1,36″) fiel am 7. (19.) Juli, im Ganzen fielen an Schnee und Regen während des Jahres 12,86 Zoll. Der höchſte Waſſerſtand + 5'4″ über Null des Pegels trat ein am 7. (19.) November 1 Uhr Nachmittags, der niedrigſte, — 3'5″, unter Null am 9. (21.) Oktober 7 Uhr Abends. Das Eis erreichte die größte Dicke von 2 Fuß im Monat März. Der ſtärkſte Wind war am 3. (15.) November 7 Uhr Abends ein W.-S.-W. von — 9 nach Beaufort oder 25 Meter in der Sekunde.

— Nach der „Jekaterinoslawer Gouv. Ztg.“ ſind im Jahre 1880 im Kreiſe Bachmut auf 33 Steinkohlengruben

28,5 Mill. Pud Steinkohlen gewonnen, um 6,4 Mill. Pud mehr als 1879. Im Kreise Slawjanoserbsk waren 45 Gruben im Betrieb, 7 wurden geschlossen, 1 neu eröffnet. Die Ausbeute war etwa 2 Mill. Pud.

— Dem „Orenb. Listok" nach sind am 16. (28.) Mai in Orenburg Versuche mit der vom Oberst Schlitter in der Kirghizensteppe entdeckten Braunkohle gemacht worden; sie zeigte eine doppelt so große Heizkraft wie das beste trockene Fichtenholz. Der Gewinn dieses Heizmaterials wird für die Stadt und das ganze Gebiet von Orenburg von größter Bedeutung sein.

— Nach der kürzlich erschienenen Statistik der russ. Telegraphenverwaltung für 1879 zählte das Reich am 1. Januar 1879 an Linien 70 356 Werst mit 134 405 Werst Leitungen und 979 Stationen, am 1. Januar 1880 aber 75 064 Werst Linien mit 141 656 Werst Leitung und 1043 Stationen, so daß der Zuwachs 4707 Werst Linien mit 7217 Werst Leitung und 64 Stationen betrug. Von der Gesammtzahl umfaßte am 1. Januar 1880 der Polizei- und Militärtelegraph in Petersburg 221 Werst Leitung mit 56 Stationen und 135 Feuermeldepunkten; der Polizeitelegraph in Moskau 69 Werst Leitung und 26 Stationen und die Militärtelegraphenlinie in der Umgebung des Lagers von Krasnojeselo 69 Werst Leitung mit 16 Stationen.

## Afrika.

— Die französische Expedition, welche unter dem Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes gegen Ende vorigen Jahres nach dem Osten des Senegal-Beckens abging (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 352), um Studien für eine Eisenbahn zu machen und an günstigen Plätzen Befestigungen anzulegen, hat ihre Aufgabe erfüllt. Von Bafulabe an, wo sich seit August 1880 bereits ein französischer Posten befand, folgte sie dem Laufe des Bachoi durch eine fruchtbare, durch die Kriege Hadsch-Omar's indessen verwüstete Gegend und erreichte am 18. Februar 1881 Kita (oder Makan-Diambugu), welches nur noch 180 km vom Dhioli-Ba (Niger) entfernt ist. Dort ließ die Regierung des Senegal ein Fort errichten, dessen Bau Ende Februar bereits weit vorgeschritten war, und das den französischen Einfluß dort kräftig unterstützen wird. Die Einwohner von Gubanko, welche mit denen von Dio zusammen die Gallieni'sche Expedition (s. oben S. 47) angegriffen hatten und sich fortgesetzt feindlich zeigten, wurden dafür empfindlich gezüchtigt. Die topographische Abtheilung der Expedition hat bis zum Schlusse fleißig Aufnahmen gemacht, Erkundigungen eingezogen und die Thatsache festgestellt, daß einem Eisenbahnbau von Medina bis Kita keinerlei Terrainschwierigkeiten im Wege stehen. Man hat eine zweite Expedition unter derselben Leitung wahrscheinlich für das Ende dieses Jahres in Aussicht genommen, welche bis an den Niger selbst vorgehen soll.

## Nordamerika.

— Die „Mail" vom 8. Juni d. J. bringt unter der Ueberschrift: „Comparative mythology of the two Indies" die Wiedergabe eines interessanten Vortrages, den Colonel Garrick Mallery jüngst vor der amerikanischen anthropologischen Gesellschaft gehalten hat. Der Redner, der wohl nicht mit Unrecht für den gründlichsten jetzt lebenden Kenner der Sitten, Sprache und Mythologie der Indianer Nordamerikas gilt, stellte die Behauptung auf, daß Professor Max Müller, Sir George Cox und mehrere andere der hervorragendsten Forscher, die sich mit dem Studium der vergleichenden Mythologie beschäftigt haben, ihre leitenden Theorien wesentlich modificirt haben würden, wenn sie eine genauere Kenntniß der wirklich vorhandenen religiösen Vorstellungen der nordamerikanischen Indianer besessen hätten. Denn diese letzteren haben, wie er uns mittheilt, in ihren verschiedenen Stadien der Wildheit und Barbarei nicht nur die abstoßenden Einzelheiten des wirklichen Fetischismus, sondern auch das Uebergehen desselben in höhere Formen aufzuweisen; sie verehren nicht nur Thiere, sowie alle möglichen anderen Kräfte, in denen sie die Erklärung für Naturerscheinungen suchen, sondern scheinen sich in den weiter vorgeschrittenen Stadien ihrer Mythen zu jenen erhabeneren Regionen des Naturdienstes erhoben zu haben, von denen die Forscher arischer Litteraturen sowohl die klassischen Sagen der Griechen und Römer, als auch die finsteren Mythen Skandinaviens herleiten. Wenn es wahr ist, daß die Indianer aus den beiden aufeinanderfolgenden Entwickelungsstufen des Fetischismus und des Thierdienstes zu dem gelangt sind, was wir orientalische Naturmythen nennen, so mögen die obengenannten Autoren mit ihrer Annahme, daß die Anbetung der Sonne und des Mondes in ihrem täglichen und jahreszeitlichen Wechsel die ursprüngliche Religion gewesen sei, und daß Fetischismus, Zoolatrie und Anthropomorphismus erst mit der allmäligen Entartung des Denkens und der Sprache aufgetreten seien, sich gar wohl im Irrthum befinden. Nach Colonel Mallery läßt eine gründliche Prüfung der amerikanischen Mythen deutlich erkennen, daß sie alle die ursprünglichen Formen des Aberglaubens, d. h. Ahnenkultus, Seelenwanderung der Menschen und Thiere, Erscheinungen und Zauberei, Orakel und Krankheits-Besessenheit, enthalten haben; ferner aber, daß mehrere unter den Sprachenfamilien Amerikas jenen religiösen Entwickelungsstufen unserer eigenen weitentlegenen Vorväter nahe gekommen waren, deren Denkmäler uns durch die Uebersetzungen der Veden, des Zendaveſta und des Tripitaka erschlossen worden sind. Man hat eine große Anzahl der heute genau übersetzten Mythen und Traditionen der Algonkin, Irokesen, Cherokesen, Muskoken, Dakotahs, Isiunken und anderer Familien einer eingehenden Prüfung unterworfen und dabei das Resultat erhalten, daß sie oft selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die wesentlichen Charakteristika jener Mythen und Traditionen aufweisen, die man auf die ausgestorbenen Bewohner der Vorberge des Hindukusch zurückgeführt hat. Diese Uebereinstimmungen in Philosophie und Psychologie sind bei weitem zu zahlreich und zu augenfällig, als daß man sie dem Zufall allein zuschreiben könnte, auch ist ja in neuerer Zeit keine Theorie einer großen Wanderung oder Verpflanzung befürwortet worden, die etwa eine genügende Erklärung für diese Uebereinstimmungen abgeben könnte. Sie bieten demnach einen Beweis dar, daß die Philosophie, welche die Religion der Wilden und Barbaren in sich begreift, überall und zu allen Zeiten die gleiche ist, und daß man sie weder als die Trümmer einer uranfänglichen allgemeinen Offenbarung, noch als die Apotheose der Geschichte, sondern einfach als einen Versuch zur Erklärung der wahrgenommenen Naturerscheinungen zu betrachten hat. Natürlich ist dieser Versuch von Völkern, die sich unter den gleichen Bedingungen der Umgebung und der Entwickelung befanden, auch in der gleichen Weise gemacht worden. Die Sprachen- und die Naturdienst-Theorie der mythologischen Forschung sind wahrscheinlich auf falschem Wege, indem sie den Fetischismus und die Zoolatrie der Periode des Niederganges des Denkens und der Sprache zuschreiben, da dieselben doch vielmehr Anfangsstadien zu sein scheinen, von denen aus die alten Arier in demselben Maße weiter vorgeschritten waren als die amerikanischen Indianer, indem sie diesen auch an Civilisation überlegen gewesen sind. So zeigt denn, nach Mallery, ein umfassendes und eingehendes Studium der vergleichenden Mythologie nur wenig Beispiele von einem eigentlichen Niedergange, wohl aber eine weitverbreitete und systematische Entwickelung.

Inhalt: Das heutige Syrien. V. (Mit sechs Abbildungen.) — Ludwig Stroß: Zustände in Jemen. I. — Die Volksstämme des Koluma-Gebiets in Sibirien. I. — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. X. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 27. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 9.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Das heutige Syrien.

(Nach dem Franzöſiſchen des M. Lortet.)

VI.

Der Weg von Sidon ſüdwärts nach Tyrus führt zunächſt unter einer Allee von Acacia albida hin, eines Baumes mit herrlichen Blüthen, der in ganz Syrien nur hier ſich findet, aber auch hier nicht einheimiſch iſt. Er ſtammt aus Oberägypten, wo er ſeine Nordgrenze beim 27. Breitengrade unweit der Stadt Keneh hat. Wahrſcheinlich wurde er im Alterthume von dort eingeführt; auf Verbindungen zwiſchen Sidon und den Ufern des Nil weiſt ja auch der ägyptiſche Sarkophag Königs Eſchmunazar. Der Weg folgt ſtets dem Meeresſtrande, deſſen feuchter Sand den Hufen der Pferde die trefflichſte Unterlage gewährt: kein ſchöneres Reiten auf Erden, als auf der Küſte Phönikiens unter dem klaren, wolkenloſen Himmel und in jener weichen Luft, die den Lungen ſo wohl thut; auf der einen Seite das blaue Meer, das ſeine langen, ſchaumgekrönten Wogen oft bis zu den Füßen der Roſſe heranrollt, auf der andern die anmuthigen, ſchön geformten Hügel und Berge des Libanon! Gruppen von Landleuten, in rothen und blauen Jacken, kommen den Reiſenden entgegen; ſie bringen Milch zur Stadt. Zwiſchen dem Strande und den Bergen zieht ſich eine nicht breite, aber wohlbeſtellte Ebene hin, aus röthlich ſchwarzem Alluvium beſtehend, theils mit Getreide beſtellt, theils beweidet von zahlreichen Herden weißer und ſchwarzer Schafe mit dickem Schwanze, Ziegen mit Hängeohren und kleiner, ſchwarzer oder rother Ochſen mit ganz rudimentären Hörnern (Bos brachyceros). Vielfach ſtößt man auf Reſte der alten römiſchen Straße; aber die Aufſchüttung, womit ſie in alter Zeit ſorgfältig bedeckt war, iſt verſchwunden, und die großen ſechseckigen Steine der Unterpflaſterung, welche allein übrig geblieben ſind, bringen die Thiere häufig zum Ausgleiten.

Die Bäche Nahr el-Barghut, Nahr Sanik und Nahr ez-Zaharâni kreuzen den Weg; dann kommt man zum Chan und Ruinenhügel Tell el-Burâk mit großen Waſſerbehältern, die einſt eine ſchöne, nach Sarepta geleitete Quelle ſpeiſte. Die formloſen Trümmer letzterer Stadt liegen zwiſchen den heutigen Dörfern Sarafend und Sekſekije; nach den zahlreichen bunten Glasſcherben zu ſchließen, welche ſich in den Ruinenhügeln finden, müſſen die Phönikier hier zahlreiche Glasfabriken betrieben haben. In der Kreuzfahrerzeit war der Ort Biſchofsſitz, jetzt eine Einöde.

Um 11 Uhr erreichte Lortet eine kleine Ebene, welche gegen Oſten von einer nicht hohen, ſenkrecht abfallenden und nach allen Seiten von zahlreichen Grabkammern durchſetzten Felswand begrenzt war. Meiſt haben dieſelben eine viereckige, mehrere Meter breite und mehr oder weniger verzierte Oeffnung; in der Hinterwand, zur Rechten und zur Linken, führen ganz enge viereckige Löcher zu den längſt geleerten Grabſtätten ſelbſt. Gewöhnlich hängen mehrere ſolcher Säle durch niedrige Thüren, die man nur kriechend paſſiren kann, mit einander zuſammen. Dieſe Nekropole, jetzt Adlûn genannt, im Alterthume wahrſcheinlich Ad nonum, d. h. Beim neunten Meilenſteine, galt früher für ſehr alt, bis Renan's Ausgrabungen darthaten, daß ſie erſt nachchriſtlicher Zeit angehören. Mehrere Stunden lang durchwanderte der Reiſende die eigenthümliche Todtenſtadt, zwiſchen deren

**The Lowestoft Boat.** — Lowestoft is a fishing town on the east coast of England, and the boats are of a peculiar build, as shown in the picture. They are very broad in the beam, and have a large sail. The fishermen are very hardy, and are out in all weathers. Lowestoft is a favourite resort for visitors, and has a fine sandy beach.

**Rocket Brooch.** — Here is a pretty brooch for you to make. Take a piece of cardboard, and cut out a rocket like the one in the picture. Then cut out a piece of paper the same shape, and paste it on the cardboard. Next cut out a piece of gold paper, and paste it on the back of the cardboard. Then cut out a piece of red paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of blue paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of yellow paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of green paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of white paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of black paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of brown paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of orange paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of purple paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of pink paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of grey paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of silver paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of gold paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of red paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of blue paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of yellow paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of green paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of white paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of black paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of brown paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of orange paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of purple paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of pink paper, and paste it on the front of the cardboard. Next cut out a piece of grey paper, and paste it on the front of the cardboard. Then cut out a piece of silver paper, and paste it on the front of the cardboard.

einem Fetzen ihres Gewandes berührt, ſo müſſen ſie ſich mehrtägigen Reinigungen unterziehen. Eine Verwandtſchaft mit dem alten Judenthume iſt da nicht zu verkennen. Vorzugsweiſe bewohnt dieſer Stamm den Bezirk Beſchâra (öſt-

Hafen von Sûr (Tyrus). (Nach einer Photographie.)

Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus, der Grabſtätte Friedrich des Rothbarts. (Nach einer Photographie.)

lich von Sûr oder Tyrus), das Thal des Litani und die Ebene Beka'a; dort lebt er faſt unabhängig, erkennt die türkiſchen Paſchas kaum an und läßt ſich von Scheichs regieren, die aus den vornehmſten Familien gewählt werden. Ihre

## Fig. 6.3 Diagram of a Section of a Dicot Stem Showing Vascular Bundles

The vascular bundles are arranged in a ring. Each bundle has a patch of phloem on the outside and a patch of xylem on the inside. Between the phloem and xylem is a layer of cambium. The ring of vascular bundles separates the cortex from the pith.

## Fig. 6.4 Photomicrograph of a Section of a Dicot Stem

Compare this photomicrograph with the diagram in Fig. 6.3. Can you identify the phloem, xylem, cambium, cortex and pith?

**Fig. 6.5 Diagram of a Section of a Monocot Stem Showing Vascular Bundles**

The vascular bundles are scattered throughout the stem. Each bundle has a patch of phloem on the outside and a patch of xylem on the inside. There is no cambium between the phloem and xylem. The vascular bundles are surrounded by the cortex.

## Fig. 6.6 Photomicrograph of a Section of a Monocot Stem

Compare this photomicrograph with the diagram in Fig. 6.5. Can you identify the phloem, xylem, cortex and vascular bundles?

### Leaves

Leaves are the main photosynthetic organs of plants. They are usually broad and flat, with a large surface area for absorbing light. They are also thin, so that carbon dioxide can diffuse quickly to the photosynthetic cells in the middle of the leaf.

Fig. 6.7 shows a section through a typical dicot leaf. The upper and lower surfaces are covered by a single layer of epidermal cells. The epidermis is transparent, so that light can pass through it to the photosynthetic cells in the middle of the leaf. The epidermis is covered by a waxy cuticle, which helps to prevent water loss.

Copyrighted material

Verschiedene Liebe. Von Gussow.

Digitized by Google

wurde. Vielleicht nimmt ſie die Stelle jener ältern Kirche ein, welche der Biſchof Paulinus 323 mit venetianiſchem Gelde errichtet, und Biſchof Euſebius von Cäſarea geweiht hatte. Sie iſt 70 m lang und 22 m breit; aber die Wölbung iſt zuſammengebrochen, die Säulen umgeſtürzt und der Boden mehrere Meter hoch mit Schutt bedeckt. Im Innern liegen mehrere prachtvolle gekuppelte Säulen von roſenrothem, ägyptiſchem Syenit; dieſelben ſind von gewaltigen Dimenſionen und gehören nach Renan zu den größten Steinblöcken, welche im Alterthume bewegt worden ſind. Dſchezzar Paſcha wollte mit ihnen die Moſchee in Akka ſchmücken; aber glücklicherweiſe vermochten ſie ſeine türkiſchen Ingenieure nicht von der Stelle zu bewegen. Was der Ruine beſonderes Intereſſe verleiht, iſt, daß ſie Grabſtätte mehrerer berühmter Männer war. So fand Konrad von Montferrat, welcher die Stadt ruhmreich gegen Saladin's großes Heer vertheidigte und 1192 von zwei Aſſaſſinen ermordet wurde, dort ſein Grab; vor allem aber 1190 der Leib Friedrich's des Rothbarts, deſſen Gehirn und Eingeweide in Antiochien beigeſetzt waren. Die Nachgrabungen, welche 1874 die Profeſſoren Prutz und Sepp im Auftrage des Deutſchen Reiches ausführten, haben über die Lage des Grabes nichts Beſtimmtes ergeben, ſind wohl auch nicht umfaſſend genug geweſen, um in der durch Menſchenhand wie durch Erdbeben hart mitgenommenen Ruine gründlich Ordnung zu ſchaffen.

Wie in Sidon, ſo ſoll ſich auch in Tyrus die Bevölkerung, welche jetzt 5000 Seelen zählt, in den letzten Jahren

Waſſerträger in Tyrus. (Nach einer Photographie.)

bedeutend vermehrt haben, und ſie wüchſe noch mehr an, wenn an dem Hafen einige Verbeſſerungen ausgeführt und Verbindungswege angelegt würden. Die eine Hälfte der Einwohner beſteht aus Metualis, die andere aus griechiſchen Chriſten. Der Großvater des jetzigen Häuptlings der Metualis, Tamer Bei, war es, der vor noch nicht einem Jahrhundert Tyrus wiederherſtellte und in dieſe ſeine Hauptſtadt eine Anzahl Chriſten vom Hauran und von Raſcheja verpflanzte. Seit etwa fünf Jahren führt die Stadt eine ziemliche Menge von Baumwolle, Seide, Tabak und Mühlſteinen aus, welche letzteren auf Kameelen vom Hauran durch das Thal des Litani herbeigeſchafft werden. Die Franziskaner und St.-Joſephs-Schweſtern haben Klöſter in der Stadt und die engliſche Miſſion hat dort Schulen errichtet. Trotz allem, was moderne Reiſenden darüber ſagen, hat Tyrus ein weniger ärmliches Ausſehen, als man glauben möchte. Es ſind eine Anzahl neuer Häuſer gebaut und alte ausgebeſſert worden, die Umgegend iſt durchweg angebaut, und während Lortet's Aufenthalt lag etwa ein Dutzend großer für die Küſtenſchifffahrt beſtimmter Barken im Hafen vor Anker. Der Ort hat ſeit jenen Tagen, wo Volney ihn nur von einigen Familien bewohnt fand, entſchiedene Fortſchritte gemacht; die gegebenen Bedingungen ſind der Art, daß er unter einer verſtändigen und namentlich unbeſtechlichen Regierung wieder wohlhabend, ja reich werden könnte. Jetzt ſind die Straßen freilich eng und ſchlecht gehalten; die Häuſer, von würfelförmiger Geſtalt, haben Terraſſen von geſtampfter Erde. Schöne Palmengruppen erheben ſtellenweiſe ihre grünen Wedel über die weißen Häuſer.

Nahe bei dem Thore fließt die ſogenannte Hiramsquelle, ein Reſervoir von zwei bis drei Fuß Tiefe, in einem alten Thurme. Unterirdiſche Kanäle führen das Waſſer, deſſen Urſprung man nicht kennt, herzu; vielleicht

kommt es von Ras el-Ain, das circa 6 km ſüdlich der Stadt unweit des Meeres liegt. Stets findet man bei dieſem Brunnen reizende Gruppen von Frauen und jungen Mädchen, die Waſſer für ihre Haushaltungen holen.

Südlich der Kathedrale liegt nahe am Südhafen der ſogenannte algeriſche Thurm, ein Theil der von den Kreuzfahrern errichteten Mauern. Am Ufer dort findet man zahlreiche bunte Glasſtücke, welche das Meer zu Kieſeln abgeſchliffen hat, ſowie große Anhäufungen von zerbrochenen Purpurmuſcheln, die an der ganzen Küſte ſo überaus häufig ſind, daß man nur nicht begreift, wie manche ausgezeichnete Naturforſcher ſie nicht haben auffinden können. Die Buben von Sûr verſtehen es noch heutigen Tages ganz vortrefflich, Wollappen mit Purpurſtreifen zu verſehen und die Farbe mit etwas kohlenſaurem Natron und Citronenſaft zu fixiren; ſie machen ſich daraus Fahnen, wenn ſie Soldaten ſpielen wollen.

2½ km öſtlich von der Stadt ragt der Felshügel Tell el-Maſchuk aus der mit Gärten bedeckten Ebene heraus; die zu einer Platform umgeſtaltete Oberfläche trägt jetzt ein kleines Heiligengrab mit zwei Kuppeln, einſt einen Tempel, vielleicht der Aſtarte. Man bringt die Bedeutung von Maſchuk (d. i. Geliebte) mit der phöniziſchen Göttin, der Geliebten des tyriſchen Herkules (Melkarth), zuſammen, welcher er, von der Inſel über das Meer her kommend, das erſte purpurgefärbte Gewand überbringt. Noch heute ziehen die Kinder der Stadt zu gewiſſen Jahreszeiten in Proceſſion nach dem Hügel, wobei ſie kleine, mit dem Safte der Murex gefärbte Fähnchen tragen.

Auf dieſem Hügel trafen die Waſſerleitungen zuſammen, welche der Stadt das nöthige Naß von Ras el-Ain und von anderen Stellen zuführten. Rings um ihn finden ſich Sarkophage, Oelkeltern, Säulentrümmer; er war einſt der Mittelpunkt der auf dem Feſtlande liegenden Vorſtädte von Tyrus. Etwa eine Stunde ſüdlich davon entſpringen unweit der Meeresküſte die reichen klaren Quellen von Ras el-Ain, welche von den Alten mit dicken, 15 bis 20 Fuß hohen Mauern umgeben worden ſind, um das Waſſer auf die Höhe des Aquadukts zu heben, welcher es der Stadt zuzuführen hatte. Es giebt dort vier ſolcher Reſervoire, deren größtes nach Lortet's Meſſung 28 m Tiefe beſitzt. Von außen iſt Erde gegen die Umfaſſungsmauern geſchüttet, ſo daß man noch heute bis an den Rand des Beckens heranreiten kann. Die Leitung aber iſt verfallen, das Waſſer hat den gemauerten Rand unterſpült und ſtrömt jetzt unbenutzt dem nahen Meere zu, nur daß es die Räder einiger Mühlen treibt. Wie die Schichtung des Geſteins in den nahen Bergen lehrt, ſind dieſe Quellen natürliche arteſiſche Brunnen, die ihr Waſſer von den Höhen des Libanon erhalten, natürliche Oeffnungen, durch welche das Waſſer einer tiefern Schicht in Folge ſtarken Druckes mit großer Kraft zu Tage tritt. Die Quellen umgiebt, wie leicht erklärlich, ein wahrer Wald von Bäumen und Sträuchern, prächtige Feigenbäume, Sykomoren und Ricinus Palma Christi, welch letzterer faſt die Dimenſionen von Bäumen erreicht. Wo das Naß aus den verfallenen Leitungen herausſtrömt, haben ſich ſchöne Stalaktiten gebildet, auf denen üppiges Frauenhaar (Adianthum capillus Veneris) wuchert. Die Temperatur des Waſſers beträgt über 20 Grad; es leben darin viele kleine Schildkröten (Emys caspica) und Fiſche (Capoeta Damascena). Auf den Feldern um Ras el-Ain und Tyrus wird viel Tabak gebaut, der hier eine außerordentliche Größe erreicht und zum größten Theile nach Damiette exportirt wird.

---

# Zuſtände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dſcheddah.

## II.

Von Uelan brachen wir um 4 Uhr früh auf und erreichten nach drei Stunden einen ſehr hohen Berg, wo ſich ein Halteplatz befindet. Der Platz heißt Ras El Nagl (= der Anfang der Senkung, da man von dort bis Aden immer tiefer ſteigt). Vom Gipfel des Berges überſieht man ein prachtvolles viele Meilen weites Thal. Unterhalb des Berges liegt das Städtchen Hedſchran oder auch Hedſchre genannt, wie faſt alle Städte von Mauern umgeben. Zur Zeit, wo wir vorbeipaſſirten, wurde zwei Stunden von Hedſchran gerade gefochten, und ſagte man mir, daß der in Doran anſäſſige Stamm der Dſchohran gegen die Türken aufgeſtanden ſei. Drei Stunden Ritt brachten uns von Hedſchran bis Máber; Máber iſt eine ziemlich große Stadt und lagerte gerade zur Zeit unſerer Anweſenheit ein Bataillon türkiſcher Soldaten in Zelten vor der Stadt. In Máber führen viele Mädchen den poetiſchen Namen Lauſi. Wir brachen noch ſelben Tages von Máber auf und erreichten nach ſechs Stunden die Stadt Dammár[1]). Dammár iſt die zweitgrößte Stadt Jemens und ſchätze ich dieſelbe auf 10000 bis 12000 Einwohner, worunter ſehr viele Juden. Die Stadt machte mir einen ſehr unangenehmen Eindruck, was aber möglicherweiſe von dem Regen herkam, der das Ganze in ein Kothmeer verwandelt hatte. Bei Dammár gab es einige ſehr ſchöne Gemüſegärten und ſehr gut bebaute Felder. Zwiſchen Máber und Dammár paſſirten wir mehrmals gepflaſterte Stellen, welche wohl aus uralter Zeit ſtammen. Auch beim Paſſiren vieler Berge, wie z. B. des Berges von Menáha, findet man viele Beweiſe von früheren ſorgfältig angelegten Straßen, die aber unter der liederlichen arabiſchen und noch liederlichern türkiſchen Herrſchaft immer mehr zu Grunde gehen. Von den wirklich gräßlichen Straßenzuſtänden in Jemen will ich nicht reden. Man muß das ſelbſt geſehen haben, aber es zu beſchreiben iſt unmöglich.

Um 9 Uhr Morgens brachen wir von Dammár nach Jerim (Jarîm) auf, überſtiegen hinter Dammár einen hohen Berg und erreichten um 4 Uhr Nachmittags Jerim. Von der Gegend ſah ich nicht viel, da es unaufhörlich regnete. Jerim iſt eine Stadt von 4000 Einwohnern, und wie Dammár Sitz eines Kaimakams. Es exiſtirt dort ein kleiner ſchmaler Bazar, und in der Mitte der Stadt liegt auf einem großen Felsblock die Citadelle. In Jerim leben

[1]) Thamar auf dem Kärtchen „Globus“ XXXVIII, S. 184.

ziemlich viele Juden, werden aber ſehr ſchlecht behandelt. Die Juden kaufen ihre Frauen wie die Moslems und verſtoßen ſie, ebenſo wie dieſe. Preis eines Mädchens war in Jerim 12 bis 15 Maria-Thereſia-Thaler.

Morgens 6 Uhr ging es weiter. Man paſſirt den großen Berg Nebſchetrab und kommt durch ein herrliches gut bebautes Thal nach zwei Stunden zu dem wunderſchön gelegenen Dorfe Araſch. ½ Stunde ſüdwärts von Araſch, am Fuße des Berges Manglat, liegt das große Dorf Sedde (Sëtha der oben erwähnten Karte) und faſt unmittelbar dabei, ebenfalls ſüdlich, das große Dorf Gert oder Gerb. Man paſſirt ſpäter noch das Dorf Darſaïd und gelangt nach dem Bergſtädtchen Suk El Talút. Dort betrachtete man das türkiſche Geld ſchon mit Mißtrauen und verlangte lieber Paulós (= ¼ Rupien), das erſte Anzeichen, daß wir uns einer engliſchen Kolonie näherten. Am ganzen Wege waren die Leute, mit denen ich ſprach, fürchterlich gegen die Türken erbittert und ſagten, ſie wünſchten nichts, als daß die Engländer Beſitz vom Lande nähmen. Unmittelbar bei Suk El Talút war ein Berg, der voller Affen war, die uns mit großem Geheul empfingen. Auch ſahen wir eine Art Kolibris und eine ſehr eigenthümliche Eidechſe mit dunkelgrünem Körper und blutrothem Schweif.

Von Suk El Talút folgten wir dem Laufe eines Baches, den wir im Laufe des Tages neun Mal überſetzen mußten, und erreichten endlich Nádre (Nadra), den Sitz eines türkiſchen Mûdirs, der uns ein Quartier verſchaffte, indem er den Beſitzer einfach expropriirte. Uebrigens war das Quartier ſo voll von Flöhen und Ungeziefer, daß Niemand ſchlafen konnte, und unſer Maulthiertreiber die ganze Nacht mit Gaat-Eſſen verbrachte und folgenden Tages marſchunfähig war. Nádre beſteht aus zwei Theilen, die durch eine klaffende Erdſpalte getrennt ſind. Es giebt dort zahlreiche Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben und ungemein arm ſind. Die Mädchen in Nádre beſchmieren ſich die Wangen mit einer ockerrothen Farbe, was ſich, da ſie ohnehin blaubraun ſind, nicht ſehr ſchön ausnimmt. Die blaue Farbe im Geſichte der meiſten Jemenbewohner rührt daher, daß ſie als Kopfbedeckung ein im Lande ſelbſt mit Indigo gefärbtes Tuch benutzen, und dieſes abfärbt. In Nádre wollte man abſolut kein türkiſches Kupfergeld mehr annehmen.

Morgens 5 Uhr brachen wir auf, ritten zwei Stunden Oſt, dann Süd-Süd-Oſt, kreuzten drei Mal den Bach, den wir bereits Tags vorher geſehen hatten, verließen hierauf das Flußthal und erreichten, nachdem wir einen Berg überſchritten hatten, um 12 Uhr Mittags Azáb (Aſáb), ein elendes Bergdorf, wo man aber vorzüglichen Honig bekommt. Von dort an hört die Berggegend allmälig auf und man kommt in Hügelland. Die Gegend ſieht genau ſo aus wie zwiſchen Bâdſchel und Hadſchéla auf der andern Seite der Tehâma. Bäume mit ganz platter ſonnenſchirmförmiger Krone, deren ganze Stämme von Lianen dicht umrankt ſind, wechſeln mit niederen Hügeln, die von zahlloſen bis 10 Fuß hohen Cactus bedeckt ſind. Wir waren um 1 Uhr Nachmittags von Azáb aufgebrochen und erreichten um 6 Uhr Abends Kattabé, eine Stadt von circa 6000 Einwohnern, aber ſehr ungeſund gelegen. Es giebt dort viele Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben. Das Garn dazu erhalten ſie von Aden. Der Ort iſt gegenwärtig durch die Türken ganz ruinirt, und giebt es faſt gar keinen Handel oder Ackerbau. Die Dinge, die man dort von der türkiſchen Verwaltung erzählte, waren ſo unerhört, daß ich deren Glaubwürdigkeit bezweifelt hätte, wenn nicht Haſſan Fenni Bey, der Kaïmakam von Kattabé, mir ſie ſelbſt beſtätigt hätte. In Mahlaf eſch-Schâr unweit Kattabé hauſte ein gewiſſer Mehemed Aly Bey, ein türkiſcher Bimbáſcha (Major), mit ſeinem Bataillon. Die unglückliche Stadt hatte an die Regierung 15000 Maria-Thereſia-Thaler zu bezahlen, ſtatt deſſen hatte man bereits 80000 Thaler herausgepreßt, und noch immer fuhr der wackere Bey fort, Leuten Nägel durch die Schädel zu treiben oder die armen Teufel vor die Kanonen zu binden, mit der Drohung ſie zu tödten, wenn ſie etwaiges verborgenes Geld nicht angäben. Die armen Leute, die abſolut nichts mehr hatten, denen man Kuh und Kameel abgenommen hatte, kamen ſchaarenweiſe nach Kattabé.

Der dortige Bazar iſt ziemlich groß, die meiſten Buden waren aber zur Zeit meiner Anweſenheit geſperrt. Als Eigenthümlichkeit muß ich noch die Speicher erwähnen, deren man ſich in Süd-Jemen bedient. Die Araber legen nämlich das Getreide, noch in Halmen, zwiſchen die Zweige eines eigenthümlich geformten Baumes, der dort wächſt, und dort bleibt das Getreide den ganzen Sommer hindurch.

Da hinter Kattabé die türkiſche Herrſchaft aufhört, nahmen wir dort einen Beduinen vom Stamme der Soheb als Dachail um uns bis Aden zu bringen. Muhſin, unſer Dachail, war ein ſehr luſtiger und gemüthlicher Burſche, der nur den Fehler hatte, daß er auf jeder Station Vorwände ſuchte möglichſt lange zu verweilen, und daß er Niemanden eine Medâa (Waſſerpfeife) rauchen ſehen konnte, ohne ihn um einige Züge anzubetteln.

Von Kattabé ritten wir in Süd-Süd-Oſt-Richtung aus und paſſirten die Dörfer Chouber und Menadi, auf welche ſowohl die Türken als der Emir von Dâla Anſprüche erheben. Drei Stunden ſüdlich von Kattabé iſt die türkiſche Grenzſtation und Zollamt Dellile, wo der ſehr einflußreiche Schech Beſſiſſi wohnt. Die Gegend hinter Kattabé iſt wenig kultivirt und fängt bereits das Sandterrain an. Der Emir von Dâla, durch deſſen Land wir jetzt ritten, iſt von den Türken ganz unabhängig und ſteht unter dem Schutz der Engländer, die ihm auch einen Monatsgehalt von 40 Maria-Thereſia-Thaler bezahlen. Er wohnt in der Stadt Dâla, die wir aber nicht berührten, und beherrſcht noch ungefähr 30 Dörfer.

In einem kleinen Dorfe, deſſen Namen ich nicht notirte, entfloh der Schech bei unſerer Ankunft, in der Meinung, wir ſeien Türken und wollten ihn gefangen nehmen. Sieben Stunden nach unſerm Ausritt von Kattabé machten wir in freiem Felde Halt und kampirten unter einem großen Baume. Wir wurden von einer Anzahl Beduinen vom Stamme unſeres Dachail eingeholt, die dann neben uns lagerten. Die Leute kochten die ganze Nacht Giſchr (Kaffeehülſenabſud) und rauchten die Medâa. Sie waren durchweg ſehr freundlich und gemüthlich und auch nicht eine Spur von fanatiſch. Sie ſagten alle, daß ſie tabbâat Inghiriz, engliſche Unterthanen, ſeien, und haßten die Türken gründlich.

Morgens 3 Uhr ritten wir abermals aus und erreichten in 6½ Stunden Soheb oder Soheib. Es iſt ein Dorf von vielleicht 800 Einwohnern, und hat nebſt zwei anderen kleinen Dörfern, welche demſelben Stamme gehören, einen Schech, der ſich Döle nennt. Ueberhaupt läßt ſich jeder noch ſo kleine Schech in Süd-Jemen Döle nennen, ein Titel, der ſich bei den kleinen Gebieten ziemlich lächerlich ausnimmt. Der Döle von Soheb war ſammt ſeinem Sohne von den Türken, die ſein Land bereits in Beſitz genommen hatten, gefangen genommen und nach Täiz abgeführt worden. Es gelang ihm aber zu entfliehen und flüchtete er nach Aden, von wo aus ihm die Engländer ſein Land wieder verſchafften. Er bezieht einen Monatsgehalt von 30 Dollar. Die Beduinen ſagten mir, daß

drei Stunden von Sohéb ſich ein großer Berg voll Inſchriften befinde, die Niemand leſen könne. Meine Zeit ließ es nicht zu, die Sache zu unterſuchen, und ſo ging ich fort mit dem Entſchluſſe, bei meiner nächſten Reiſe die Steine in Augenſchein zu nehmen.

In Sohéb wohnte ich einer Fantaſia bei. Es war die Vorbereitung zu einer Hochzeitsfeier; 14 Tage vor der Hochzeit wird allabendlich im Hauſe der Braut eine Art Mehl aus Durrah gemahlen, welches dann am Hochzeitstage von den Gäſten verzehrt wird. Die Geſpielinnen der Braut mahlen das Mehl zwiſchen zwei runden Steinen und ſingen dazu; die jungen Leute rauchen die Medáa und verkehren in ganz unbefangener Weiſe mit den Mädchen. Von Zeit zu Zeit ruft irgend ein Burſche ein Mädchen, man bildet einen kleinen freien Raum, in welchen das Paar tritt, und bei den Klängen einer von einem Schehád (Paria, eigentlich Bettler) bearbeiteten Pauke wird getanzt, d. h. nach einem gewiſſen Rhythmus auf und ab gegangen, wobei ſich aber die beiden Tänzer nicht berühren. Mein Dachail, der neben mir ſaß, rieth mir aufzuſtehen, ein Geldſtück drei Mal um den Kopf der Tänzerin zu ſchwingen und dem Schehád zuzuwerfen, was ich auch that. Den Sinn der Ceremonie begriff ich nicht und konnte auch nichts darüber erfahren; wahrſcheinlich ſoll es ein Kompliment für die Dame ſein.

Trotz den Proteſten unſeres Beduinen, der uns mit einem Schaf traktirt hatte und noch einen Tag bei ſeinen zwei Frauen verbringen wollte, brachen wir folgenden Morgens um 7 Uhr auf und ritten bis 9 Uhr, wo wir bei einem Brunnen lagerten. Das Waſſer war braciſch und wurde gegen Aden zu immer ſchlechter.

Um 1½ Uhr Nachmittags brachen wir abermals auf und erreichten nach einer Stunde eine niedrige Hügelkette, welche das Grenzgebiet des Sultans Aly Manáa bildete. Aly Manáa erhält von den Türken 40 Dollar und den Engländern 64 Dollar pro Monat. Das Land, durch welches wir ritten, war ſandig und nur wenige kümmerliche Vegetation war zu ſehen. Um 8 Uhr Abends lagerten wir im Sande in der Nähe eines Brunnens, deſſen Waſſer aber fürchterlich nach Schwefelwaſſerſtoff roch und untrinkbar war. Man findet auf manchen Karten einen Platz „Ramle“ notirt, was aber ganz falſch iſt. Faſt der ganze Weg von Sohéb bis Lahéj wird Ramle genannt, d. h. Sand, aber es finden ſich keine menſchliche Wohnungen, da kein Waſſer vorhanden iſt.

Um 6 Uhr Morgens ritten wir abermals fort und erreichten nach zwei Stunden wieder die Anfänge bebauten Landes. Nach zweimaligem Kreuzen eines durch den ſtarken Regen ziemlich angeſchwollenen Baches erreichten wir um 9 Uhr die Hauta El Saïd, ein kleines Dorf mit einem ſehr ſchönen Gebäude, welches einem Saïd zur Sommerwohnung dient und von Gärten umgeben iſt. Die ganze Gegend dort hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem untern Nilthal. 10 Minuten entfernt von der Hauta El Saïd liegt Hauta Lahéj oder Lahéj, wie es gewöhnlich kurz genannt wird, eine große Stadt von vielleicht 12000 Einwohnern mit einem ziemlich bedeutenden Bazar. Das Schloß des „Sultans“ ſieht von der Ferne ſehr impoſant aus, verliert aber in der Nähe viel.

Gegen 3 Uhr Nachmittags ritten wir von Lahéj aus und mit wahrer Wonne die ſchöne Straße, die von Lahéj nach Aden führt, hinab. Der Weg iſt für Kutſchen vollkommen paſſirbar und begegneten wir mehreren.

Gegen 10½ Uhr Abends erreichten wir das Dorf Schech Othmán, welches vom Sultan von Lahéj vor Kurzem an die Engländer verkauft wurde, wofür man ihn vergiftet hat. In Schech Othmán übernachteten wir und langten am andern Morgen nach zweiſtündigem Ritt in Aden an.

---

# Die Volksſtämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien.

## II.

7. Die Tſchuktſchen. Die Benennung „Tſchuktſcha“ ſtammt offenbar vom Worte „tſchausch“, womit eine Wurfſchlinge (Laſſo), wie dieſelbe zum Fangen der Rentthiere dient, bezeichnet wird. Die Tſchuktſchen leben zerſtreut, die weiten Tundren (Ebenen) des nordöſtlichen Theils des Gebietes von Jakutsk mit ihren koloſſalen oft 10000 Stück faſſenden Rentthierherden durchſtreifend. Als Hauptſitz der Tſchuktſchen iſt aber die Halbinſel „Tſchukotski Noß“ anzuſehen. Von hier aus zog im Anfange dieſes Jahrhunderts ein großer Theil der Tſchuktſchen zum Tſchaun-Buſen, wo die unüberſehbaren weiten an Rentthiermoos überaus reichen Tundren ihren Herden reiche Weideplätze darboten. Wegen des ſtarken Zuſtrömens fing in den ſechsziger Jahren die Nahrung abzunehmen an und deshalb wurden die Tſchuktſchen genöthigt, andere mehr geeignete Plätze aufzuſuchen. In Folge deſſen theilten ſie ſich in drei Theile. Ein Theil wandte ſich zur Judijerka, und nomadiſirt gegenwärtig an den Ufern des Großen und Kleinen Anjui ſowie an der Kolyma in der ſogenannten Großen und Kleinen Tundra (die Große Tundra liegt auf dem linken Ufer der Kolyma, die Kleine Tundra auf dem rechten). Dieſe Tſchuktſchen werden gewöhnlich Rentthier-Tſchuktſchen genannt; ſie bezahlen der ruſſiſchen Regierung einen Jaſſak (Jahresabgabe). Ueberdies bringen ſie den Bewohnern des Bezirks von Kolymsk großen Nutzen, inſofern als ſie in ſchlechten Zeiten entweder umſonſt oder gegen ſehr geringen Preis (2 Rubel das Stück) Rentthiere liefern.

Die am Tſchukotski Noß anſäſſigen Tſchuktſchen werden Noß-Tſchuktſchen genannt oder auch häufig „Kawraliner“. (Das Wort Kawralin bedeutet in der Tſchuktſchen-Sprache einen Handelsmann.) Sowohl die (nomadiſirenden) Rentthier-Tſchuktſchen als auch die (ſeßhaften) Noß-Tſchuktſchen haben ihren eigenen Aelteſten (erema), dem ſie unbedingt gehorchen. Der Aelteſte der Noß-Tſchuktſchen iſt jetzt Jelissei Noad Kav; bei den Rentthier-Tſchuktſchen Andre Nikolgewitſch Alewraurmin. Der erſte iſt noch Heide und Götzendiener; der zweite iſt getauft und der ruſſiſchen Regierung treu ergeben. Der dritte Theil ſind die Tſchuktſchen, welche als die Schalagiſchen bezeichnet werden; ſie leben dort, wo früher der nun ausgeſtorbene Stamm „Schalagi“ exiſtirte; nämlich rechts vom großen „Baranow“-Stamm am Ufer des Eismeers bis zur öſtlichen Mündung des Kolymaſluſſes. Dieſe Tſchuktſchen haben keine Rentthiere, ſondern benutzen zum Fahren Hunde; ſie kommen alljähr-

lich im Februar oder März um des Tauſchhandels willen in das auf dem linken Ufer der Kolyma zwiſchen Sredne- und Niſhnekolymsk gelegene Dorf Keratown.

Ein vierter Stamm der Tſchuktſchen wird repräſentirt durch die Kargaulen, welche auf den Inſeln des Eismeeres leben. Die anderen am Eismeer lebenden Tſchuktſchen treiben mit den Kargaulen einen ſchwunghaften Handel, indem ſie ruſſiſchen Tabak gegen Biber-, Marder- und Robbenfelle eintauſchen. Beide Stämme begegnen einander mit dem größten Mißtrauen. Die Kargaulen kommen nie an das Feſtland, ſondern die anderen Tſchuktſchen fahren auf „Baidarſu“, kleinen aus Leder genäheten Booten, zu jenen auf die Inſeln. Beim Handeln hält jeder in der einen Hand das Tauſchobjekt, in der andern ein Meſſer, bereit, beim geringſten Anlaß den Handelsfreund niederzuſtoßen.

Im Allgemeinen gelten die Kargaulen für den wildeſten Stamm aller Tſchuktſchen.

Die Noß-Tſchuktſchen kommen einmal im Jahre Ende März oder Anfang April in die Feſtung Anjui, welche 240 Werſt (etwa 240 Kilometer) von Niſhnekolymsk am Anjui liegt, ſowohl des Handels wegen, als um den üblichen Jaſſak zu bezahlen. Aus Jakutsk kommen ruſſiſche Kaufleute mit Tabak, Ziegelthee, um damit Pelzwerk einzutauſchen. Das iſt die berühmte Tſchuktſchen-Meſſe, auf welcher auch der Chef des Bezirks von Kolymsk ſich einfindet, um von allen hier nomadiſirenden Eingeborenen (Lamuten, Tunguſen, Tſchuwanzen und Omoken) den Jaſſak einzutreiben. Der Jahrmarkt darf nicht eher beginnen, bevor nicht aller Jaſſak bezahlt iſt. Der Jaſſak, welchen die Stammesälteſten darbringen, beſteht größtentheils in den Fellen von Polar- oder gewöhnlichen Füchſen, außerdem in Fellen kleiner Seehunde (ruſſiſch hijsr). Jedem, welcher den Jaſſak erlegt, ſchenkt der Iſprawnik einen kleinen 2 bis 3 Pfund wiegenden eiſernen Keſſel oder einen breiten zugeſpitzten Speer; dann werden ſchließlich alle bewirthet mit Thee, Zwieback und tſcherkeſſiſchem Tabak, der dazu von der Verwaltung des Gebietes Jakutsk geliefert wird [1]).

Die Tſchuktſchen ſind von mehr als mittlerm Wuchs und kräftig gebaut. Der Geſichtsausdruck iſt etwas roh, das Geſicht breit mit etwas vortretenden Backenknochen; die Naſe von mittlerer Größe und regelmäßiger Form; die Stirn breit, vorgewölbt; die Augen nicht groß, bei einzelnen die Lidſpalte eng; das Haar ſchwarz, rauh. Die Männer tragen ihr Haar ſehr verſchieden: die einen flechten es in einen Zopf; die anderen ſchneiden es kurz und ſcheeren dabei auf dem Scheitel einen runden Fleck aus; wieder andere tragen ihr Haar nach ruſſiſcher Weiſe. Die Weiber ſind ebenfalls von mehr als mittlerer Körpergröße, meiſt ſehr ſtämmig und nicht hübſch. Statt der Ohrgehänge tragen ſie längliche auf eine Darmſaite gereihte Perlen. Die Kargaulen tragen kupferne Ringe in der Naſenſcheidewand. Zu ihrer Kleidung verwenden ſie größtentheils Renthierfelle. Die Männer tragen ein bis an die Knie reichendes Gewand (Kukaſchka) ohne Kragen und mit einem Einſchnitt vorn; den Gebrauch eines Hemdes kennen ſie nicht. Ihr Unterkleid, ebenfalls aus Renthierfellen, reicht von den Hüften bis zu den Knöcheln mit eng den Beinen anſchließenden Hoſen; an den Knöcheln werden die Hoſen mit Riemchen befeſtigt. An den Füßen tragen ſie kurze etwas über die Knöchel reichende aus Renthierfellen angefertigte Stiefel, zu deren Sohlen die allerhärteſten Hautſtücke der Renthierfelle mit langen Haaren genommen und welche Schetkary genannt werden. Nach oben werden die kurzen Schafte dieſer Stiefel dicht oberhalb der Knöchel an die Hoſenbeine des Unterkleides angeheftet. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Mütze mit Ohrlappen aus Renthierfell. Ihr Oberkleid iſt eine Kukljänka aus gelbroth gegerbtem Schafleder mit einer eng das Geſicht einhüllenden Kapuze. Dieſelbe wird durch rund an ihrem Rand befeſtigte Riemen zuſammengezogen. Bei ſtarkem Froſt, wenn die Tſchuktſchen unter freiem Himmel im Schnee übernachten müſſen, ziehen ſie auf die Beine ſogenannte „Butuli“, eine Art langer Strümpfe aus Renthierfell, welche bis zu den Armen hinaufreichen.

Die Kleidung der Frauen heißt „Chamby“; ſie beſteht aus einer Jacke und einem eng anſchließenden Unterkleid, beide werden aus einem einzigen Renthierfell angefertigt, deſſen behaarte Seite nach außen gekehrt iſt. Das Gewand (Chamby) wird durch einen im Vordertheil der Jacke befindlichen Einſchnitt angezogen, unmittelbar auf den nackten Körper; zuerſt werden die Beine in das Hoſentheil des Unterkleides, dann die Arme in die Aermel geſteckt. Dann wird der Schlitz vorn am Halſe mittelſt kleiner Riemen zugebunden. Da die Jacke keinen Kragen hat, ſo bleibt der Hals und der obere Theil des Bruſtkorbes ſtets, auch beim ſtrengſten Froſt, unbedeckt. Selten trägt eine (wohlhabende) Tſchuktſchin einen aus Eichhörnchenſchwänzen gefertigten Halswärmer (ſogenannte Boa), dies geſchieht aber dann auch aus Eitelkeit. Der Chamby iſt das gewöhnliche Hauskleid. Sobald aber die Frau unter fremde Leute ſich begiebt, ſo zieht ſie über den Chamby noch eine kurze bis zum Knie reichende „Kukljänka“. Einige Tſchuktſchinnen, welche mit den Ruſſen in Beziehung ſtehen, werfen ſtatt der Kukljänka ein großes lebhaft gefärbtes wollenes Tuch um die Schultern, wenn ſie, was mit einer gewiſſen Wichtigkeit geſchieht, die ganzen Feiertage über ihre Bekannten beſuchen.

Die Tſchuktſchen führen ein Nomadenleben. Sie ziehen von einem Ort zum andern, wobei ſie den frei weidenden Renthieren folgen; bisweilen dirigiren ſie ihre koloſſalen Herden in ſolche Gegenden, welche ſehr geeignete Weideplätze abgeben, und errichten daſelbſt zeitweilige Wohnungen, welche dann „Uruſſy“ genannt werden. Ein Tſchuktſchen-Zelt („Uruſſa“) wird aus einer Anzahl langer Stangen gebildet, welche oben zuſammengebunden werden; die unten auseinanderweichenden Stangen begrenzen dann einen großen flachen Kegel. Aeußerlich wird der Kegel mit zwei Schichten Renthierfellen überkleidet und nur eine Eingangsöffnung als Thür gemacht. Im Innern des großen Zeltes wird nahe beim Eingang ein kleines aus Renthierfellen zuſammengenähtes Zelt aufgeſtellt, in welchem die Tſchuktſchen mit der ganzen Familie wohnen. Dieſer kleine Zeltraum wird Tag und Nacht durch eine Lampe der einfachſten Konſtruktion erleuchtet. Man nimmt eine Pfanne, gießt ausgelaſſenes Renthierfett hinein, thut etwas Moos oder eine Kohle dazu und ſteckt dieſe an; eine ſolche Lampe heißt „Leika“. Der Fußboden wird mit zwei bis drei Schichten Renthierfellen bedeckt, welche zum Sitzen ſowie als Schlafſtätte dienen. Die Luft in dieſem kleinen Zelt iſt natürlich überaus beklemmend, ein unangenehmer Geruch von der Ausdünſtung der Lampe und der Menſchen; dabei iſt die Temperatur ſo hoch, daß am Tage alle entkleidet daſitzen und Nachts ſogar ohne jegliche Bedeckung ſchlafen. Weder innerhalb des großen noch innerhalb des kleinen Zeltes iſt irgend etwas von Hausgeräth ſichtbar, alles iſt ordentlich auf Narten (Schlitten) zum augenblicklichen Aufbruch verpackt. Die Nahrung der Tſchuktſchen beſteht ausſchließlich in Renthierfleiſch; daneben iſt neuerdings der Genuß des Ziegelthees unter ihnen üblich geworden. Die Vorgebirgs-Tſchuktſchen genießen niemals Thee. Sie kochen das Fleiſch in eiſernen

[1]) Die Schilderung des Jahrmarkts übergehen wir. Red.

Keſſeln auf einem Herd außerhalb des Zeltes unter freiem Himmel; ſie eſſen nur ein Mal in 24 Stunden und zwar Abends. Den Reſt der Mahlzeit heben ſie zur Nacht auf; wer dann in der Nacht aufwacht, ißt und ſchläft dann weiter. Die Männer beſchäftigen ſich innerhalb der Jurte durchaus mit keiner Arbeit; alles überlaſſen ſie den Weibern; ſie rüſten nur den Schlitten aus, hüten die Renthiere und ſchlachten die zur Nahrung dienenden. Wenn es derartige Arbeiten nicht giebt, ſo ſitzen ſie da, legen die Hände in den Schooß und rühren nichts an. Die reichen Tſchuktſchen haben drei, vier oder fünf Frauen, der ärmſte hat mindeſtens zwei.

Die Tſchuktſchen waſchen ſich faſt nie und ſind deshalb äußerſt unſauber. Sie haben einen aufbrauſenden und zugleich rauhen Charakter; eine Beleidigung verzeihen ſie niemals; ſie warten ruhig eine Gelegenheit ab, um ſich zu rächen; am liebſten erſchlagen ſie ihren Feind. Wenn das dem Tſchuktſchen bei Lebzeiten gelingt, ſo iſt der Sohn verpflichtet, den Vater zu rächen. Oft geht die Rache von einem Geſchlecht auf das andere über, bis endlich ſich die Gelegenheit darbietet, die Feindſchaft durch einen Todtſchlag zu beenden. Ein erbitterter Tſchuktſche, wenn er im Begriff ſteht, ſeinen Feind zu erſchlagen, zieht ein neues Gewand an, welches mit Lappen aus Wolfsfell behängt iſt, ſetzt eine Mütze aus Wolfsfell aufs Haupt und verſieht ſich mit drei Meſſern: ein großes (Maigin-waljäpin) ſteckt er hinten am Nacken unter das Oberkleid; zwei kleine (Kithak-waljäpin) ſteckt er in den Aermel ſeines Gewandes, wobei der Stiel der Hand zugekehrt ſein muß; den Wurfſpieß oder die Lanze nimmt er in die Hand. Die Tſchuktſchen verfahren in ihrer Häuslichkeit oft ſehr grauſam; im Zorn ſchneiden ſie ihren Frauen die Ohren ab oder hauen ihnen mit einem großen Meſſer die Arme an den Schultergelenken ab. Im Allgemeinen ſind die Tſchuktſchen ſo ſehr erregbar, daß ſelbſt die Gaſtfreundſchaft verletzt und der Gaſtfreund ſchwer beleidigt wird, wenn derſelbe nicht die ihm erwieſene Bewirthung zu ſchätzen verſtanden hat. Die Tſchuktſchen bieten einander aber alles dar, was ſie ihr eigen nennen; und auch die Frauen nennen ſie ihr Eigenthum. Geheime Liebſchaften werden mit dem Tode beſtraft. Vor ihrem Anführer (Erema) haben die Tſchuktſchen große Achtung, rächen ſich niemals an ihm und unterwerfen ſich unbedingt allen ſeinen Anordnungen und Strafen. Wenn der Erema Beſuche macht, ſo bietet man ihm zum Sitzen ein weißes oder buntes Renthierfell, bewirthet ihn mit Thee und Renthierfleiſch und ſchenkt ihm beim Abſchied als Ausdruck des Wohlwollens das beſte eingefahrene Renthier.

Der Erema hält Gericht nach mündlich ihm vorgetragener Klage und beſtraft ohne Widerrede zu erfahren den Schuldigen in Gegenwart ſeiner Angehörigen. Der zu Beſtrafende muß niederknien, die Hände werden ihm auf den Rücken gebunden und nun läßt der Erema ihn prügeln: man ſchlägt ihn mit einem Stock, an deſſen Ende ein kleines Stück aus Renthiergeweih befeſtigt iſt, auf den Kopf. Mitunter erträgt das arme Opfer dieſe qualvolle Strafe ohne Murren, bisweilen aber kann er die Qual nicht aushalten und bittet um Gnade und Verzeihung. Dann geſtattet ihm der Erema ſich mit einer Anzahl Renthiere loszukaufen, um den Kläger zu befriedigen. Bei ſehr ſchweren Vergehen verlangt der Erema die Todesſtrafe, wobei die allergrauſamſten Methoden angewandt werden; jene Schläge auf den Kopf werden als leichte Beſtrafung angeſehen.

Beſondere Hochzeitsgebräuche giebt es unter den Tſchuktſchen nicht. Der junge, oft erſt 15 Jahr alte Tſchuktſche, der ſich verheirathen will, begiebt ſich zu einer ihm bekannten Familie und erklärt direkt ſeinen Wunſch, ſich eine Frau aus der Familie zu wählen. Man ſetzt feſt, daß er drei oder fünf Jahr lang eine Herde Renthiere hüten muß; während dieſer Friſt lebt er mit ſeiner Braut wie mit ſeiner Frau. Hat der Bräutigam ſich während der ausbedungenen Friſt gut gehalten, ſo führen die Eltern der Braut die Tochter zu den Eltern des Bräutigams und beſtimmen eine Anzahl Renthiere als Mitgift. Dann findet in der Familie des Bräutigams das Hochzeitsmahl ſtatt, dabei wird Renthierfleiſch und eine Art Gebäck (Salamat oder Pentakitſchkin) gegeſſen. Letztere beſtehen aus gekochtem und zerhacktem Renthierfleiſch, welches man hat frieren laſſen und dann ſtark in Renthierfett geſchmort hat. Dieſe Fleiſchplatzen dienen anſtatt Brotes. Mit dieſem Mahl iſt die Hochzeitsfeier beendet. Wenn während jener Friſt der Bräutigam dem Vater der Braut nicht gefällt oder ſich irgendwie vergeht, ſo wird er einfach fortgejagt und die Braut bleibt bei den Eltern, bis ein neuer Bräutigam ſich zeigt. Bemerkenswerth ſind die ſonderbaren Geſchenke, welche der Bräutigam ſeiner Braut macht. Er ſchenkt ihr fette weiße „Würmer“, welche im Frühjahr an den Renthieren zu finden ſind, wie man bei uns Konfekt überreicht.

Die Tſchuktſchen verehren die Sonne; ſie beten niemals und erfüllen keinerlei Religionsgebräuche. Die Körper ihrer Todten verbrennen ſie oder ſie bringen ſie an irgend einen entfernten hügeligen Platz, damit ſie hier eine Beute der wilden Thiere, beſonders der Wölfe werden, vor welchen die Tſchuktſchen eine beſondere Achtung haben. Mitunter wird die Leiche verbrannt, wenn dies der Wunſch des Sterbenden geweſen war. Die Tſchuktſchen wünſchen nicht natürlichen Todes zu ſterben, weil ſie dieſen Tod für ſchimpflich halten. Greiſe, welche des Lebens überdrüſſig ſind und welche ihrer Familie keine Laſt ſein wollen; junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgeſetzt ſind, aber auch völlig geſunde, welche ihre vor ihnen geſtorbenen Verwandten ſehen wollen, laſſen ſich tödten und man tödtet ſie ohne Zögern! Das Tödten muß einer der nächſten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermangelung eines Anverwandten ein naher Freund oder Bekannter. Wenn ſich keiner dazu bereit findet, ſo ſucht ſich der Tſchuktſche irgend einen Fremden, welchem er eine beſtimmte Belohnung verſpricht. Jeder Tſchuktſche hat eine beſondere Kleidung, welche zeitig für den Fall eines freiwilligen Todes hergerichtet wird; die Kleidung unterſcheidet ſich von der Alltagskleidung nur dadurch, daß ſie aus den beſten Renthierfellen genäht iſt, und daß das Obergewand, welches „Niryn“ heißt, mit Wolfsfell eingefaßt iſt und auf daſſelbe Fetzen von Wolfsfell daraufgenäht ſind.

Vor dem Sterben iſt der Tſchuktſche in der beſten Gemüthsverfaſſung; er iſt fröhlich und drückt ſeine Freude jedem aus, der ſich bei ihm verabſchiedet. Die ihn Beſuchenden bitten, ihre Verwandten und Freunde, welche er in der beſſern Grabeswelt treffen ſoll, zu grüßen. Der zum Tode beſtimmte Tag iſt ein Feſttag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten, alle verweilen vom frühen Morgen in der Nähe des Zeltes, woſelbſt der Todeskandidat ſich aufhält. Er erwartet mit Ungeduld im Zelte denjenigen, welcher ihn tödten ſoll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters abwarten. Sobald der entſcheidende Moment eintritt, wird alles ſtill in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelt befindliche Tſchuktſche entledigt ſich ſeines Obergewandes und ſetzt ſich aufs Lager und drückt ſich mit ſeiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollſtrecker durchbohrt mittelſt einer Lanze die Wand und richtet die Spitze der Lanze auf das Opfer, welches dieſelbe ſo ſich anfügt, daß ſie die Rippen-

bogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpe-kalschelmagdle! (d. h. tödte ſchnell!) Der draußen ſtehende Mann ſchlägt mit voller Kraft der Hand auf das Ende des hölzernen Lanzenſtieles und die Lanze durchdringt quer die Bruſthöhle, um auf der andern Seite blutig hervorzukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei; der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tſchuktſche iſt in Folge des heftigen Stoßes mit dem Geſicht auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder ſehen ruhig und leidenſchaftslos auf den entſeelten Leichnam ihres vor Kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem ſie auf immer ihren einſtigen Beſchützer verloren haben.

Man trägt die Leiche aus dem Zelt, bringt ſie mit den Abzeichen der Jagd auf eine Narte und führt ſie einige Werſt weit auf einen hohen felſigen Berg. Zwei Renthiere werden an die Narte (Schlitten) geſpannt, zwei andere werden hinterher geführt; alle vier werden dann am Orte des Begräbniſſes getödtet. Die Leiche wird von allen begleitet, die bei dem Tod zugegen waren; hatte der Verſtorbene eine Renthierherde, ſo wird auch dieſe nachgetrieben. An Ort und Stelle wird aus nicht zu großen Steinen eine länglich viereckige, $^1/_2$ Arſchin tiefe Grube gemacht; man legt die Leiche in die Grube, deckt zuerſt ein Fell darauf, dann alle Jagdgeräthſchaften und zuletzt eine Narte. Darauf werden vier Renthiere getödtet und ſo niedergelegt, daß an allen vier Seiten des Grabes je ein Thier ſich befindet. Damit iſt die ganze Ceremonie beendigt, und ſowohl die Leiche des Menſchen als die der vier erſchlagenen Renthiere bleiben den wilden Thieren zur Speiſe. Alle bei der Beſtattung Anweſenden bleiben bis zum Abend am Grabe; hatte der Verſtorbene eine Renthierherde hinterlaſſen, ſo nehmen die Bekannten davon einige Thiere und richten ſofort ein Mahl an, welches mitunter bis Mitternacht dauert; an dem Mahl betheiligen ſich auch die nächſten Anverwandten des Verſtorbenen. Dann verlaſſen alle das Grab, nur die Renthierherde bleibt dort und wird während der drei folgenden Tage um das Grab geführt. Erſt nach Ablauf der drei Tage wird die Herde weitergetrieben. Verwandte und Bekannte beſuchen das Grab nicht weiter, zufällig vorüberziehende Tſchuktſchen werfen jedoch einige Blätter Tabak auf daſſelbe.

Nicht immer wird die Leiche ſo beſtattet; ſie wird auch bisweilen verbrannt. Dies geſchieht auf beſondern Wunſch des Verſtorbenen. Die Verbrennung der Leiche wird fern vom jeweiligen Standplatz auf irgend einem Berg oder Felſen vorgenommen. Man ſpannt zwei Renthiere vor eine Narte, legt den Todten darauf und überläßt die Renthiere ſich ſelbſt, dort wo ſie endlich ſtehen bleiben, findet die Verbrennung ſtatt. Man breitet ein Renthierfell auf den Erdboden, bettet den Todten darauf, ſtellt eine Anzahl Holzklötze herum und legt trockenes Holz oben darauf. Dann wird an den Füßen und an den Seiten das Feuer angemacht, welches ſchnell das Holz und die Leiche verzehrt. Die Aſche wird zuſammengekehrt und mit dem Reſte des nicht verbrannten Renthierfelles zugedeckt. Den Schlitten und die Jagdgeräthe läßt man neben dem Aſchenhügel ſtehen. Vorher werden die Zugthiere getödtet, aber nicht verbrannt, ſondern den wilden Thieren zum Fraß überlaſſen. Auch nach Beendigung der Verbrennung vereinigt ein Mahl die Bekannten und Verwandten, wozu einige Thiere der Herde geſchlachtet werden. Im Laufe der folgenden drei Jahre wird alljährlich einmal ein Gedenkmahl hergerichtet, zu welchem Freunde und Bekannte zuſammenkommen; ſie bringen das Geweih eines Renthierweibchens mit und legen daſſelbe auf das Grab nieder.

Die Tſchuktſchen ſind außerordentlich abergläubiſch. Sobald ſie von einem Standort zum andern ziehen wollen, ſo nehmen ſie zu Zaubereien und Prophezeiungen ihre Zuflucht. Das Prophezeien übernimmt entweder ein Glied der Familie oder bei Reichen ein Glied der Dienerſchaft: man beobachtet das Geräuſch des brennenden Holzes und die Richtung, in welcher die Funken fliegen. Auch beim Verbrennen der Leiche achtet man auf den Rauch, welcher vom Scheiterhaufen aufſteigt; ſteigt er ſenkrecht in die Höhe, ſo heißt es, die Seele des Todten zieht zur Sonne; ſenkt ſich der Rauch zur Erde nieder, wie es eben häufig der Fall iſt, ſo bleibt die Seele auf der Erde und wandelt in irgend ein Hausthier, Pferd, Renthier oder Hund. Es wird das als Strafe angeſehen dafür, daß der Verſtorbene bei Lebzeiten die Thiere quälte und beleidigte.

---

# Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

## XI.

Nordamerika. Polyneſien. Afrika. Rückblick.

**Nordamerika.** Auf das in Bd. XXXVII, S. 231 dieſer Zeitſchrift bereits in mehr betrachtender Art von anderer Seite behandelte politiſch-wirthſchaftliche Problem der chineſiſchen Einwanderung in Nordamerika und ſpeciell Kalifornien erlaube ich mir noch einmal zurückzukommen. Unſere Darſtellung, welche einen vollſtändigen Ueberblick dieſer Frage anſtrebt, würde unvollſtändig bleiben ohne die auch nur flüchtige und rein thatſächliche Ueberſicht der Erſcheinungen, die auf dieſem hochwichtigen Kulturgebiete in der Richtung der Chineſenfrage zu Tage getreten ſind. Man kann die ernſthafte Aufwerfung der Chineſenfrage in Kalifornien auf den Rückſchlag zurückführen, welchen die Kriſis der Jahre nach 1873 in Handel und Wandel des jungen etwas zu ſtürmiſch vorwärtsſtrebenden Staates hervorrief. Da unter ihr die Lohnarbeiter mit am meiſten litten, war es natürlich, daß man die um die Hälfte des dort üblichen Lohnes arbeitenden Chineſen, welche unglücklicherweiſe gerade in dieſen ſchlimmen Jahren maſſenhafter als je zuvor zuſtrömten, für die Erniedrigung der Löhne verantwortlich machte, unter welcher die verwöhnte weiße Arbeiterbevölkerung ſo empfindlich litt. Raſch entwickelte ſich eine ſtarke Abneigung gegen die „Mongolen“, welche wie überall an den nicht durchaus erfreulichen, für europäiſche Begriffe und Sinne ſogar oft unerträglichen

Eigenthümlichkeiten derselben Nahrung genug fand. Nachdem die weiße Bevölkerung und die Lokalbehörden in Kalifornien bereits mehrmals Gelegenheit genommen hatten, ihrem Widerwillen gegen den gelben Mann thätlichen Ausdruck zu geben und der Ruf nach Schutz gegen die „mongolische Ueberschwemmung“ zu einem beständig und energisch wiederkehrenden Artikel in allen politischen Kundgebungen der Kalifornier geworden war, sah sich die Bundesregierung 1876 genöthigt, eine Kommission niederzusetzen, die in San Francisco selbst die Frage studirte und im Jahre 1877 einen dicken Band über dieselbe veröffentlichte. Die praktische Folgerung aus den unzähligen Thatsachen und Meinungsäußerungen, welche hier zusammengestellt sind, geht darauf hinaus, daß der Handelsvertrag der Vereinigten Staaten mit China in einer Richtung geändert werden sollte, welche den ersteren freie Hand gebe, um die Einwanderung der Chinesen erschweren oder verbieten zu können. Die Möglichkeit einer raschern Entwickelung der Hilfsquellen der pacifischen Staaten durch die Mitarbeit der Chinesen wird zugegeben, aber diese Beschleunigung führe zu einer täuschenden Blüthe, da das gesunde Gedeihen der Gesellschaft auf hinreichenden Löhnen beruhe, welche Familienleben und Kindererziehung ermögliche. Die Chinesen in Kalifornien seien familienlos, daher sei der Reichthum, den ihre Arbeit erzeuge, ungesund und unsolid. Endlich wird die „China Town“ von San Francisco als eine öffentliche Schädlichkeit bezeichnet. Man durfte sich nach diesem Berichte eines regierungsseitigen Eingreifens in die Entwickelung dieser Frage versehen, und in der That wurden schon seit 1876 Besprechungen darüber zwischen den beiderseitigen Regierungen gepflogen. China verhielt sich ablehnend, als am 28. Juni 1876 der Gesandte der Vereinigten Staaten die Frage aufwarf, ob sich nicht die Einrichtung eines chinesischen Konsulates in San Francisco zur Ebenung der Schwierigkeiten empfehle, welche der starke Zufluß der Chinesen nach Kalifornien hervorrufe. Aber wenige Monate später waren jene in der Lage, sich über Mißhandlung zu beklagen, denen ihre Unterthanen bei der Landung in San Francisco ausgesetzt waren. Schon 1875 waren in Chico Mordthaten gegen Chinesen vorgefallen und 1877 entstanden in San Francisco, Chico, Rocklin und anderen Orten Unruhen gegen dieselben. Als im Sommer 1877 der bekannte Sklavenfreund Senator Morton nach Kalifornien kam, stellte ihm eine chinesische Deputation die Lage der Chinesen in diesem Staate als vollständig recht- und schutzlos vor, und in einer Beschwerdeschrift der „Sechs Gesellschaften“ vom 30. November 1877 wurde gesagt, daß unter 50 Fällen von Gewaltthätigkeit gegen die Chinesen nicht einer zur Ahndung komme. Im December 1877 entschied der Attorney-General der Vereinigten Staaten, daß die Bundesregierung die Chinesen in Kalifornien nicht eher schützen könne, als bis dieser Staat sie darum angehe. Als aber am 18. Januar 1878 ein bewaffneter organisirter Pöbelhaufe einen Angriff auf neuankommende Chinesen machte, erhielten diese den wirksamen Schutz der Bundes- wie der Staatsbehörden. Ein Jahr später kam die Sache an den Kongreß. Am 9. Januar 1879 wurde ein Gesetzentwurf in Kongreß und Senat eingebracht, welcher bei strenger Strafe verbot, mehr als 10 Chinesen auf einmal nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Am 28. desselben Monats ging der Entwurf durch den Kongreß, wurde am 22. Februar sammt den Zusätzen des Senats von beiden Häusern angenommen, aber bereits am 10. März vom Präsidenten in einer Vetobotschaft abgelehnt, welche hervorhob, daß einseitige Gesetzesänderungen nicht die klaren Bestimmungen der zwischen den Vereinigten Staaten und China bestehenden Verträge abändern könnten, daß aber wohl mit der Zeit solche Abänderungen getroffen werden könnten, welche geeignet wären, die Vereinigten Staaten vor einer allzu starken Zufuhr chinesischer Arbeiter zu schützen. Jedenfalls verdiene die Lage an der pacifischen Küste die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als des Kongresses in vollem Maße. Mit dieser klugen und vorsichtigen Haltung war aber den Demagogen von San Francisco nicht gedient, welche kurz nach dieser Vetobotschaft ihre revidirte Verfassung durchsetzten, welche unter Mißachtung der Staatsverträge allen Gesellschaften verbot, Chinesen zu beschäftigen, welche den Chinesen die Arbeit an öffentlichen Unternehmungen untersagte, die Gemeinden ermächtigte, Chinesen von ihren Gemarkungen fern zu halten oder über dieselben hinauszuschaffen, welche die chinesische Einwanderung einfach untersagte, alle Kuliverträge aufhob und den Chinesen für immer politisch unfähig erklärte. Als diese Verfassung mit dem Jahre 1880 ins Leben getreten war, votirte schon am 19. Februar die Gesetzgebung von Kalifornien mit 73 gegen 2 Stimmen ein Gesetz, welches den Körperschaften jeder Art die Anstellung chinesischer Arbeiter untersagte, und der Governor bestätigte dasselbe unverzüglich. Da „freiwillige Arbeiter-Kommittees“ die Arbeitgeber zu Entlassung ihrer Chinesen zu drängen suchten und Unruhen befürchtet wurden, bildeten die Bürger von San Francisco ein „Protective Committee“, und der Hauptagitator Kearney wurde (März 1880) wegen des Gebrauches von „incendiary language“ vor Gericht gestellt. Kurz darauf verwarf der Oberste Gerichtshof in einem Klagefall jenes Gesetz als verfassungswidrig. Auch der geplanten „Ausräucherung“ der Chinatown von San Francisco konnte vorgebeugt werden. Die Bundesregierung ihrerseits trug das Beste zur Beschwichtigung der Aufregung bei, als sie am 31. März 1880 zugleich mit der Ernennung eines neuen Gesandten für China diejenige zweier Kommissäre veröffentlichte, die mit China über einen neuen Handelsvertrag verhandeln sollten. Am 9. April wurde dem Kongreß ein Bericht des Staatssekretärs Evart vorgelegt, welcher mittheilte, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten in China angewiesen sei, sich mit der dortigen Regierung über Maßregeln zur Beschränkung der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu benehmen, und daß seine diesbezüglichen Eröffnungen in Peking entgegenkommend aufgenommen worden seien. Im August kamen die Kommissäre in Tahife an und am 17. November unterzeichneten sie mit den chinesischen Behörden in Peking einen neuen Handels- und Auswanderungsvertrag, welcher den Vereinigten Staaten Vollmacht gegen das Ueberhandnehmen der Einwanderung chinesischer Arbeiter einräumt. Der Kommissär Trescott kehrte Anfangs 1881 mit den neuen Verträgen nach Amerika zurück, welche am 10. Januar dem Senat vorgelegt wurden. Folgendes ist der wesentliche Inhalt derselben: Ein Auswanderungsvertrag giebt den Vereinigten Staaten das Recht, die chinesische Zuwanderung, wenn nöthig, zu beschränken, aber nicht sie zu verbieten. Auch soll dieses nur auf Arbeiter, nicht auf anderen Ständen angehörige Chinesen sich beziehen. Im Uebrigen sollen Chinesen in den Vereinigten Staaten gleich den Angehörigen meistbegünstigter Nationen behandelt und auf sie bezügliche Gesetze und dergleichen der chinesischen Regierung mitgetheilt werden. Der Handelsvertrag verbietet die Opiumeinfuhr und den Opiumhandel in China und den Vereinigten Staaten, setzt fest, daß Schiffe und Waaren der letzteren in chinesischen Häfen nicht mit höheren Gebühren, Zöllen u. s. f. zu belasten seien als die einhei-

mischen. Streitigkeiten zwischen Angehörigen der beiden Mächte in China sollen jeweils von einem der Nationalität des Beklagten angehörigen Richter abgeurtheilt werden. Trotz eines Protestes des Staatssenators von Kalifornien wurde schon bald nach ihrer Vorlage ein günstiger Bericht über die neuen Verträge vom Foreign Committee des Senates der Vereinigten Staaten erstattet, und es ist nicht mehr zweifelhaft, daß sie noch vor Ablauf der für ihre Ratifikation festgesetzten Jahresfrist Gesetzeskraft erlangt haben werden. Einstweilen hat nach einem starken Rückgang, den die chinesische Einwanderung 1879 gezeigt hatte (in den 14 Monaten, welche mit December 1879 enden, waren nur 5699 Chinesen in San Francisco angelangt, während 10 947 diesen Hafen verlassen hatten), wieder ein stärkerer Zustrom eingesetzt und wurden allein im letztverflossenen Mai circa 1500 chinesische Einwanderer gezählt. Indessen ist ihre Zahl, Kalifornien und Oregon ausgenommen, doch noch immer gering. Der Census von 1880 giebt den Chinesen in den Vereinigten Staaten eine viel kleinere Zahl, als man nach den übertreibenden Schätzungen dieser letzten Jahre erwarten konnte. Er giebt als Gesammtzahl 105 717 (0,27 Proc.) der Gesammtbevölkerung, wovon die weitaus größte Zahl mit 75 122 auf Kalifornien, 9515 auf Oregon, 5423 auf Nevada, 3378 auf Idaho, 3237 auf Washington Territorium entfallen. In den Oststaaten sind die Zahlen so gering, daß sie im Vergleich zu den übrigen fremden Elementen der Bevölkerung geradezu verschwinden. New York weist 942, Massachusetts 256, Illinois 214 auf. Das stärkste Wachsthum in den letzten 10 Jahren zeigt Oregon mit 186 und Nevada mit 72 Proc. Aber außer Kalifornien zeigen alle die chinesenreichsten Staaten beziehungsweise Territorien noch immer so geringe Zahlen, daß die Anti-Chinesen-Bewegung in ihnen ganz außer Verhältniß zu dem angeblich unerträglichen Mißverhältniß der „gelben Ueberfluthung“ steht.

Hier noch einige Daten zur Illustration der Anti-Chinesen-Bewegung in Nordamerika. Bis zu welcher Höhe der Chinesenhaß bis zum Abschluß des Einwanderungsvertrages endlich gediehen war, zeigt nichts besser als jene skandalöse Verleumdung, welche sich ein dunkeler Winkelschreiber in höherm Parteiauftrag gegen den Präsidentschaftskandidaten Garfield erlauben konnte, indem er einen angeblich von diesem ausgehenden Brief veröffentlichte, welcher sich für die Einführung der Chinesenarbeit auch in die östlichen Fabrikdistrikte mindestens für so lange aussprach, als die Arbeitgeber in Gefahr ständen, von den Arbeiter-Vereinigungen beherrscht zu werden. Bald genug wurde dieses Machwerk als gefälscht nachgewiesen, und sein Verfertiger, natürlich nicht seine geistigen Urheber, gerichtlich bestraft. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß seiner Wirkung auf die Wähler hauptsächlich der Verlust Kaliforniens, Nevadas und vielleicht selbst New Jerseys für den republikanischen Kandidaten zuzuschreiben war. Ein anderes Zeugniß dieses Hasses legen die Unruhen des Sommers 1880 in Denver (Colorado) ab, bei welchen alle chinesischen Kaufläden und Wohnungen ausgeraubt, zum Theil zerstört und mehrere Chinesen schwer verwundet wurden, und bei welchen sich der racenstolze weiße Pöbel in seiner ganzen mehr als mongolischen Rohheit prostituirte.

Während im Westen die Anti-Chinesen-Aufregung unter den allerheftigsten Symptomen um sich griff, fuhr die chinesische Arbeit fort, im Osten und im Innern ihren Weg zu machen, ohne darum zu einer beträchtlichen Einwanderung zu führen. Vorzüglich in Massachusetts und den übrigen neuengländischen Industriestaaten gewann sich die chinesische Arbeit immer mehr Anerkennung. In New York zählte man 1879 300 chinesische Waschanstalten, 50 Spezerei- und 20 Tabakläden, in Brooklyn 50 Waschanstalten und 6 Tabakläden, in Jersey City 3 Fabriken mit chinesischer Arbeit. In Hartford, Conn., werden 100 bis 150 chinesische Knaben von chinesischen und amerikanischen Lehrern auf Kosten der chinesischen Regierung unterrichtet. In New York ist eine eigene Missionsanstalt für Chinesen gegründet worden, an deren Spitze ein christlicher Chinese steht. Im Innern ist Chicago ein Mittelpunkt der Chinesen. Bei dem Strike der Schuhmacher 1879 hatte man hier die Einwanderung von 1500 chinesischen Schuharbeitern in Aussicht genommen, doch kam dieser Plan nur stückweise zur Ausführung. Selbst im Süden, wo der Ueberfluß an Negern selbst nach dem Exodus von 1879/80 noch immer beträchtlich ist, wurde oft die Frage erörtert, ob nicht für die Arbeit in den Reis- und Baumwollenfeldern die Gelben den Schwarzen vorzuziehen seien. Man hielt eigene Versammlungen in Georgia und Alabama, wo diese Frage besprochen wurde, aber dieselbe ist bei der Ueberzahl der auf Lohnarbeit hingewiesenen, wenn auch nicht gern arbeitenden Neger, und der leider noch immer nicht geringen Zahl armer Weißer hier ebensowenig von praktischer Bedeutung wie in dem volkreichen Indien, wo dieselbe in den letzten Jahren wegen der Ungenügendheit der einheimischen Arbeitskräfte hinsichtlich der Körperkraft und Geschicklichkeit mehrfach in der anglo-indischen Presse aufgeworfen ward.

Von den Vereinigten Staaten aus griff die Anti-Chinesen-Bewegung auch auf Britisch-Nordamerika über. Die Gesetzgebung von Columbia machte 1878 ein Gesetz, welches eine Kopfsteuer von 40 Dollars auf die chinesischen Einwanderer legt. Der Oberste Gerichtshof der Kolonie stieß schon nach einigen Monaten dieses Gesetz als verfassungswidrig um, aber es blieb ein starkes antichinesisches Gefühl, welches 1880 zu einem neuen Versuche der Chinesenbesteuerung führte; diesem widersetzten sich aber diesesmal die Chinesen selbst, welche im Mai d. J. sich um 500 neueingeführte Eisenbahnarbeiter verstärkt hatten, und erregten einen kleinen Auflauf, in welchem die Steuerbeamten übel wegkamen. Auch in diesem Falle scheinen die Gerichte zu Gunsten der Chinesen entschieden zu haben. Die Zuwanderung nach dieser ohnehin so menschenarmen Kolonie soll stark ab-, die Auswanderung zugenommen haben. Selbst aus Ottawa, wo kaum 100 Chinesen zu finden, wurde 1879 von einem „Antichinese Feeling“ berichtet.

* * *

Polynesien. In Polynesien sind bis jetzt nur die Hawaiischen Inseln in größerm Maßstabe Zielpunkt der chinesischen Auswanderung geworden. Durch ihre Lage an den größten pacifischen Verkehrswegen und durch die Schwäche und den Rückgang ihrer Eingeborenen schienen sie einer günstigen Entwickelung derselben die beste Aussicht zu bieten und haben denn in der That solche Mengen derselben angezogen, daß seit einigen Jahren schärfer als irgendwo die Frage hier sich stellte, ob sie nicht als öffentliche Schädlichkeit zu betrachten und gänzlich auszuschließen seien. Die ersten Chinesen hatten sich hier um 1840 niedergelassen und waren 1879 auf über 7000 angewachsen. In dieser Zeit hatten sie eine weit über das Wirthschaftliche hinausreichende Bedeutung gewonnen und vorahnend sagte ein englischer Reisender damals: „Die Chinesen scheinen eine besondere Mission bei den zum Aussterben bestimmten Racen zu haben.“ Es ist hierunter die Mission des Todtengräbers und des Erben zu verstehen. In der That hatten sie durch Vermischung mit den Insulanerinnen bereits eine starke Mischrace erzeugt und schienen sich durch die innige Verbindung mit der Inselbevölkerung gewissermaßen zum Ersatz

dieser im Archipel auszubreiten. Uebrigens haben sie hier verhältnißmäßig mehr Frauen bei sich als in irgend einem andern von ihren Kolonialgebieten. Man zählte 1879 etwa 300 verheirathete Chinesinnen. Um so gefährlicher erschienen sie einem Theile der Eingeborenen und vor allem den hier ansässigen Europäern, und die Chinesenfrage zögerte auch hier nicht brennend zu werden. Aus Hawaii gelangten schon 1878 Berichte über Mißhandlung chinesischer Einwanderer an die Kolonialregierung von Hongkong, scheinen sich indessen nicht als genügend begründet erwiesen zu haben, um eine weitere Verfolgung der Sache zu rechtfertigen. Aber im Laufe des Jahres 1880 spitzte sich die Frage der chinesischen Einwanderung auch hier zu einer Schärfe zu, welche bedenkliche Konflikte hervorrief. Es handelte sich um die Unterstützung einer besondern Dampferlinie zwischen Honolulu und einigen chinesischen Häfen, deren Hauptaufgabe es natürlich gewesen sein würde, chinesische Auswanderer von diesen nach jenen zu bringen. Dieser Plan traf zusammen mit der Ankunft des ersten chinesischen Dampfers, des Ho Tschung in Honolulu, welcher 450 Auswanderer landete und dann noch nach San Francisco ging. Eine aufgeregte Stimmung unter den Gliedern der „Anti-Chinesen-Partei“ wurde dadurch hervorgerufen. Ein Spanier Moreno, der nach Honolulu gekommen war, um für nicht näher bekannte Interessen diesen Plan zu fördern, wußte sich das Vertrauen des Königs Kalakaua zu erwerben, trat an die Spitze einer Prochinesenpartei und bewog den König zwei Ministerien aufzulösen, welche die antichinesische Stimmung der allerdings großentheils europäischen beziehungsweise amerikanischen Gesetzgebung vertraten. Moreno bildete darauf ein Ministerium seiner Farbe, das aber nach nur fünftägigem Bestande vor der entschiedenen Feindseligkeit der Weißen und eines Theiles der Eingeborenen die Segel streichen mußte. Dieser Exminister kam im December 1880 nach Washington, um über die Parteinahme des nordamerikanischen Konsuls gegen ihn und den König (!) Beschwerde zu führen, wurde aber nicht gehört und ist seitdem von der Bildfläche verschwunden. In Honolulu aber hat die Einwanderung fortgedauert und hatte die Zahl der Chinesen auf diesen Inseln Anfangs dieses Jahres auf mehr als 10 000 gebracht. Nur wenige zerstreuten sich von hier nach anderen Theilen Polynesiens. Auf den Gesellschaftsinseln, wohin man sie früher gezogen hatte, waren sie 1879 auf 109 Köpfe herabgesunken. Vereinzelt kommen sie auf den Tonga- und Samoa-Inseln, den Marshall-Inseln und Kanlinen, ja mehr oder weniger wohl auf allen vor, die irgend welchen Handel und Verkehr haben. Der Versuch des Gouverneurs von Neukaledonien, sie in größerer Zahl einzuführen, stieß auf heftigen Widerstand Seitens der Weißen und scheint aufgegeben.

* * *

In Afrika erhoben sich wiederholt Stimmen, um die Einfuhr von Chinesen zunächst nach dem Kapland und Natal zu empfehlen, welche beide an chronischem Arbeitermangel leiden, aber praktisch ist man der Sache nicht näher getreten. Die „Times of Natal“ schrieb z. B. im Juli 1879. „Ihre Ankunft in Natal könnte nur wohlthätig wirken, und wenn sie unter die richtige Leitung kämen, ist es kaum zweifelhaft, daß sie in den Pflanzungen des Küstenlandes mindestens ebenso werthvoll sein würden, wie die unter so großen Kosten hier eingeführten indischen Kulis. Es giebt alles zusammengenommen keinen schwerwiegenden Grund, warum sie nicht bei uns beschäftigt werden sollten.“ Aehnliche Stimmen hat man schon früher gehört. Aber einstweilen ist der Bezug indischer Kulis für diesen Erdtheil das Leichtere und Billigere. Vereinzelte Chinesen hat es im Kapland übrigens jederzeit gegeben. Wir fanden z. B. neulich sogar in Thunberg's Reise (?) eine dahinzielende Angabe. Mit ihrer oft getadelten, aber immer weiter um sich greifenden Verwendung als Dienstboten auf den großen Oceandampfern werden sie auch öfters hier, wie schon früher in Calcutta, Bombay, Aden u. s. w. hängen bleiben. Unter den indischen Kulis auf Réunion und Mauritius finden sich auch Chinesen.

* * *

Blicken wir nun zurück auf die Entwickelung, welche diese merkwürdige Wanderung eines massenhaften, zähen, kulturkräftigen Volks in diesen letzten fünf oder sechs Jahren genommen hat, so treten zwei Thatsachengruppen bedeutsam hervor: Die Chinesen, theils nur als Auswanderer, theils als Eroberer und Kolonisten — beide Eigenschaften sind durch Natur und Geschichte innigst in ihnen vereinigt —, haben sich überall noch fester gesetzt oder weiter ausgebreitet, wo sie auf ihrem festländischen Verbreitungsgebiete oder in nächster Nähe desselben Vorstöße gemacht haben. Sie haben sich in der Mandschurei und Mongolei weiter geschoben, haben ihren alten centralasiatischen Besitz fast ganz wiedergewonnen, in Ostturkestan mit den Waffen, in Kuldscha durch Zähigkeit im diplomatischen Krieg. In Tibet sitzen sie so fest wie je, in Jünnan haben sie die letzten Spuren des Panthay-Reiches ausgetilgt, in Formosa haben sie nach Abwerfung der japanischen Ansprüche ihre Herrschaft ausgedehnt und die Liukiu-Frage, welche zu Japans Gunsten entschieden zu sein schien, ist in den letzten Monaten wieder aufgenommen worden; es ist noch sehr zweifelhaft, wer am letzten Ende hier den Erfolg haben wird. Jedenfalls war es ein Triumph der chinesischen Kolonialpolitik, daß diese Inseln fast gänzlich chinesisirt waren, als die Japanesen sie ihrem Reiche so kurzer Hand vor zwei Jahren anfügten. Auch in Polynesien haben sich die Chinesen eine feste Stellung auf den hawaiischen Inseln gewonnen, wo heute über 10 000 ihres Volkes, ungezählt die Mischlinge, 44 000 Eingeborenen und 3000 Weißen gegenüberstehen. Endlich hat ihre vereinzelte oder gruppenweise Zerstreuung über Südasien, den ganzen Stillen Ocean von Neuseeland bis Wladiwostok und Britisch-Columbia, ganz Nordamerika und einen wichtigen Theil Süd- und Mittelamerikas nur zugenommen und ihre Vorposten sind bereits in Afrika und Europa erschienen. Auf der anderen Seite aber sind sie überall zurückgedrängt worden, wo sie sich in Massen in die Kolonialgebiete der Weißen eingeschoben hatten, so vor allem in Kalifornien, Britisch-Amerika, Australien und Neuseeland. Hier haben sie zwar meistens an Zahl zugenommen, aber an Festigkeit der Fußfassung verloren. Das bedeutsamste Ereigniß auf diesem Gebiete ist das vertragsmäßig durch die Vereinigten Staaten von China erworbene Recht, die Zuwanderung der Chinesen nach ihrem Gebiete willkürlich zu beschränken. Fast sicher ist es, daß England im Interesse Australiens, Neuseelands und Britisch-Nordamerikas in nicht ferner Zeit sich gezwungen sehen wird, diesem Beispiele zu folgen, und wir werden dann die Ausschließung einer Race vom Wohngebiet einer andern als völkerrechtlich anerkannte Befugniß der sich für besser haltenden von beiden Seitens der in solchen Fragen maßgebendsten Kulturmächten der Erde anerkannt sehen. Diese Aussicht trägt nicht wenig dazu bei, der Entwickelung der chinesischen Auswanderung in den nächsten Jahren ein erhöhtes Interesse zu verleihen. Aber wir vermögen ihr trotz ihrer vertragsmäßigen Verklausulirung noch nicht die Bedeutung eines ethnographisch bedeutsamen Präcedenzfalles contra Völkergemeinschaft und Racenmischung zuzuerkennen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Manche Landſtriche auf Java ſind wegen fehlender Straßen, manche wegen allzu großer Höhe oder Waſſermangels noch nicht erſchloſſen; daneben aber giebt es auch ſolche, die ihr Brachliegen dem Einfluſſe der Thierwelt verdanken. Der Eingeborene fängt Jahr aus Jahr ein alles Gethier bis zum winzigſten Fiſch herab mit ſo ausdauernder Geduld, daß dieſe Fangmethode bei dem Mangel aller Jagdgeſetze thatſächlich der Ausrottung gleichkommt. Bloß diejenigen Thiere, wie z. B. Ratten und wilde Schweine, vor denen der Javane trotz ſeines ziemlich oberflächlichen Mohammedanismus den vorgeſchriebenen Abſcheu hegt, vermehren ſich in unangenehmer Weiſe. Ein Plantagenbeſitzer ſah ſich genöthigt, 4000 Gulden für die Vertilgung der Ratten auszulegen; ſchließlich aber mußte ein ſonſt ganz gutes Stück Land völlig aufgegeben werden, trotzdem die mit dem Fange jener Thiere betrauten Chineſen alltäglich viele Hunderte von Rattenſchwänzen einlieferten. Noch läſtiger fallen die wilden Schweine, und gegen ſie giebt es nach alter Erfahrung bloß ein Mittel — die Miſſionäre. Gelingt es den letzteren einige hundert Eingeborene zum Chriſtenthum zu bekehren, ſo verſchwinden mit dem religiöſen Verbot des Schweine-Eſſens auch die unbequemen Gäſte, da die Malaien ſich jetzt ebenſo eifrig auf den Schweinefang verlegen, wie ſie den Thieren früher aus dem Wege gingen.

(H. Zöller, Rund um die Erde, II.)

— De Uſfalvy ſchreibt an die Pariſer Anthropologiſche Geſellſchaft: In Omsk giebt es eine für Kirgiſen errichtete mediciniſche Schule. Die dort ausgebildeten jungen Leute werden als Aerzte unter die einzelnen Stämme ihres Volkes vertheilt. Das kirgiſiſche Element gewinnt überhaupt ſeit Kurzem in Sibirien eine große Bedeutung. Viele bisher ganz von Koſaken bewohnte Dörfer ſind jetzt ausſchließlich von Kirgiſen eingenommen, und es giebt genug Poſtſtationen, deren Vorſteher Kirgiſen ſind. Die Ruſſen, die in ſolchen Kirgiſenorten leben, geben ihre Mutterſprache auf und ſprechen unter ſich Kirgiſiſch.

— Nach zweijähriger Dauer iſt im laufenden Sommer die Reiſe zum Abſchluſſe gekommen, welche der Dr. Montano im Auftrage des franzöſiſchen Unterrichtsminiſteriums auf der oſtaſiatiſchen Inſelwelt unternommen hatte, und auf welcher er anfänglich von Dr. Rey begleitet war. Am 19. Juni 1879 langten die beiden Reiſenden in Singapur an und beſuchten zunächſt die Halbinſel Malakka, wo ſie die dem Ausſterben nahen Stämme der Mantliras, Jakuns, Udais und Kenabuis kennen lernten. Am 16. Juli trafen ſie in Manila ein und ſtudirten die wilden Negritos in den Bergen von Mariveles, Orion und Samar, dann die Aëtas und Bicols der Provinz Albay, fleißig meſſend, photographirend, Schädel ſammelnd und mit dem Schleppnetze arbeitend. Am 16. November landeten ſie auf Sulu und beſuchten trotz den von den fanatiſchen Eingeborenen drohenden Gefahren den dortigen Sultan in ſeiner neuen Reſidenz Maibun, begaben ſich dann nach der Bai von Sandakan im nördlichen Borneo, wo ſie in Elopura, der Station der Britiſh North Borneo Company, freundliche Aufnahme fanden, und den bisher unbekannten Stamm der Buli-Dupis, welcher ſich in Körper und Sprache von Malaien wie Sulus weſentlich unterſcheidet, unterſuchten. Der franzöſiſche Kreuzer „Le Kerguelen“ führte ſie von dort wieder nach Sulu zu einem einmonatlichen Aufenthalte zurück, und am 11. April 1880 langten ſie in Davao im Südoſten der Inſel Mindanao an, wo ſich ihrem Forſchungseifer nicht weniger als elf nach Charakter, Sitten und Sprache verſchiedene Stämme zum Studium darboten, und ihnen von den ſpaniſchen Behörden, wie ſchon früher, jede mögliche Unterſtützung zu Theil wurde. Nach zweimonatlichem Verweilen dort mußte Dr. Rey in perſönlichen Angelegenheiten nach Frankreich zurückkehren, wo er zu Anfang September eintraf. Dr. Montano ſetzte nun ſeine Reiſen allein fort, beſtieg den Vulkan Apo unweit Davao, deſſen Höhe er zu 3030 m beſtimmte, durchwanderte die Oſthälfte Mindanaos in ihrer ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, von Davao bis Butuan, und beſuchte den See Mainit am Nordende der Inſel, wobei er wichtige Daten für eine Karte derſelben zuſammenbrachte und aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen ausführte. Ein Verſuch, zur See längs der Oſtküſte nach Davao zurückzukehren, ſcheiterte; zu Fuß unternahm er ſchließlich noch von Surigao an der Nordſpitze der Inſel eine längere Wanderung in das Innere.

— Das „Athenäum“, welchem wir vor zwei Jahren („Globus“ XXXVI, S. 77) die Nachricht von der gänzlichen Einſtellung der Vermeſſungsarbeiten auf Cypern entnahmen, bringt in Nro. 2805 vom 30. Juli d. J. folgende erfreuliche Mittheilung: „Lieutenant Kitchener von den Ingenieuren, Direktor der Aufnahme von Cypern, hat ein vollendetes Blatt der neuen Ein-Zoll-Karte der Inſel mit heim gebracht. Die Arbeit wurde zu Kataſterzwecken im Maßſtabe von 4 Zoll auf die Mile ausgeführt und in Cypern ſelbſt behufs der Veröffentlichung auf ein Viertel reducirt. Man hofft, daß zu Beginn des nächſten Jahres ein Theil der Karte zur Ausgabe fertig, und daß in der Mitte des Jahres das Ganze vollendet ſein wird. Die Koſten der Aufnahme haben ſich noch geringer herausgeſtellt, als bei der von Galiläa, welche von demſelben Offizier im Jahre 1877 für den Palestine Exploration Fund ausgeführt wurde und die geringe Summe von 1 Pf. St. für die (engliſche) Quadratmeile in Anſpruch nahm.“

## Afrika.

— Aus Rom, 31. Juli, wird telegraphiſch gemeldet, daß der Afrikareiſende Matteucci und der Schiffslieutenant Maſſari in Madeira eingetroffen ſind, nachdem ſie ganz Afrika von Aegypten bis zum Meerbuſen von Guinea durchzogen haben. Matteucci's letzter Brief war datirt „in Sicht von Abeſchr, der Hauptſtadt von Wadai, 25. Oktober 1880“; damals hoffte er über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Vergl. über dieſe erfolgreiche Expedition „Globus“ XXXVII, S. 223; XXXVIII, S. 94, 192, 319; XXXIX, S. 16, 287.)

**Inhalt:** Das heutige Syrien. VI. (Mit ſechs Abbildungen.) — Ludwig Stroß: Zuſtände in Jemen. II. (Schluß.) — Die Volksſtämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien. II. (Schluß.) — F. Ratzel: Die chineſiſche Auswanderung ſeit 1875. XI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 4. Auguſt 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 10.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Das heutige Syrien.

(Nach dem Franzöſiſchen des M. Lortet.)

## VII.

Lortet hatte beſchloſſen, ehe er Tyrus verließ, die in archäologiſcher und anthropologiſcher Hinſicht ſo intereſſante Umgegend gründlich kennen zu lernen, und verlegte deshalb ſeine Zelte in die Berge unweit des Dorfes Hanawe, welches etwa 10 km ſüdöſtlich der Stadt unweit des nach Tibnin führenden Weges 245 m hoch liegt und 400 Einwohner zählt. Auf der andern Seite des Weges (öſtlich davon) liegt ein Hügel mit Mauerreſten, welche Renan für die einer phöniſiſchen Feſtung hält; dort wurden zwiſchen Feigen- und Oelbäumen die Zelte aufgeſchlagen. Man genoß von dort eine umfaſſende Ausſicht und athmete mit vollen Lungen die kühlere reinere Luft der Höhen. Die Einwohner des Dorfes, lauter Metualis, die für wild galten, zeigten ſich ganz zahm und der Sohn des Scheich bot ſogar für die zu unternehmenden Ausgrabungen ſeine Dienſte an. Nach wenigen Tagen waren ſie die beſten Freunde, zumal Lortet's ärztlicher Beruf ſie zu häufigen Konſultationen veranlaßte. Doch waren ſie nur nach langem Widerſtreben dahin zu bringen, ſich den Puls fühlen zu laſſen, ſcheuten ſich davor, die dargebotenen Arzneien als etwas Unreines direkt zu berühren, und ließen ſie ſich lieber in einen Zipfel des Gewandes ſchütten. Vorherrſchende Krankheiten ſind intermittirendes Fieber und Augenleiden, eine Folge der elenden und dumpfigen Hütten, in denen die Leute leben. Da der Sohn des Scheichs, ein ſchöner ſtattlicher Menſch mit ſehr ſanften blauen Augen, den Reiſenden zu ſeiner an tuberkuloſer Meningitis erkrankten Tochter holte, hatte dieſer Gelegenheit, das Innere einer Wohnung zu ſehen; alle Räume ſind gewölbt, mit Kalk geweißt und ſehr reinlich, erhalten aber Licht und Luft nur durch die Thür. Der Fußboden beſteht aus geſtampfter Erde; in einer Ecke des Hauptzimmers ſteht ein ſehr einfacher Herd aus Thon, auf welchem die Speiſen mit Holzkohlen gekocht werden. An der einen Wand befindet ſich ein nur wenige Zoll hoher, mit Matten bedeckter Diwan, der Ehrenſitz für den Hausherrn und ausgezeichnete Gäſte; auf demſelben lag die kleine Kranke, bei welcher Menſchenhilfe leider vergeblich war. Am folgenden Morgen war das Kind todt. Als Lortet hinzukam, fand er die Mutter, ein junges und ſehr ſchönes Weib, ohne Schleier. Ihre ganze Kleidung war blau; Stirn, Lippen, Handrücken und Vorderarm waren mit Indigo zierlich tatuirt, Nägel und flache Hand mit Henna gelb gefärbt. Unbeweglich und ohne Thränen ſaß die Arme neben der Wiege.

Einige Tage ſpäter beſuchte Lortet den Scheich, einen prächtigen Greis mit langem, weißem Barte, der ganz in Weiß gekleidet war und auf dem Kopfe eine reiche goldgelb ſeidene Keffije trug. Er empfing den Fremden in einem weiten Saale, längs deſſen Wänden an dreißig junge Leute von 15 bis 16 Jahren ſaßen, welche er in den Lehren ſeiner Religion unterrichtete. Sie hatten auf den Knien große Korane liegen, darunter einige Manuſkripte von großer Schönheit. Der Greis ließ den Fremden neben ſich auf dem Teppich Platz nehmen, entſchuldigte ſich aber, daß er ihm keinen Kaffee anbot, weil ihm ſein Glauben verbiete, mit Fremden zuſammen Nahrung zu ſich zu nehmen. Lortet benutzte dieſe Gelegenheit, über die Metualis Nachrichten

Fig. 1. Thomas Waterman Wood, *A Visitation from Home*, 1866. Private collection.

spindle, and the left hand draws out the wool from the distaff. The spindle is twirled by the right hand, which is then moved up to the left hand, and the thread is twisted between the fingers. The spindle is then allowed to hang down, and the thread is wound round it. The spinner then begins again, drawing out the wool from the distaff with the left hand, twirling the spindle with the right, and twisting the thread

ſind. Dieſelben ſind 0,8 bis 1 m hoch und haben ausgeſprochen archaiſtiſchen Charakter; nach unten laufen ſie oft in einen viereckigen Pilaſter aus oder in ein weites, links geſchloſſenes, aſſyriſches Gewand. Die Augen ſind en face, die Geſichter meiſt im Profil dargeſtellt; an vorſpringenden Felsecken ſieht man mehrere Köpfe, die einen gewiſſen Charakter zeigen. Unterhalb dieſer ſonderbaren Skulpturen ließ Lortet nachgraben, ohne indeß irgend etwas zu finden, was ihre Beſtimmung oder die Zeit ihrer Herſtellung hätte aufklären können. Dagegen machte er nur wenige Meter davon entfernt eine andere Entdeckung. Am Fuße einer ſenkrecht abgeſchnittenen, etwa 4 m hohen Kalkwand lagen rieſige Blöcke, mehr als 3 m den Erdboden überragend, 6 m breit, 5 m lang, welche eine röthliche äußerſt harte Maſſe bildeten, welche den Hämmern faſt unüberwindlichen Widerſtand darboten. Es war ein Konglomerat oder richtiger eine Breccie, welche Tauſende von geſpaltenen Feuerſteinen und zahlreiche Reſte von Knochen und Zähnen umſchloß, und ebenſo war der Boden rings umher mit zahlreichen bearbeiteten Feuerſteinſplittern bedeckt. Die Breccie ſcheint tief in den Boden hinein zu reichen und tritt einige Meter weiter abwärts wieder an die Oberfläche. Die Feuerſteine ſind von ſchwarzer und gelber Farbe und ſehr ſchönem Korn; mitunter ſind ſie durch Atmoſphärilien ganz freigelegt, aber es iſt ganz unmöglich, ſie aus dem ſie einhüllenden Kitte herauszulöſen, da ſie eher zerbrechen. Mit Mühe konnte Lortet einige Zahnſplitter herausholen, welche möglicherweiſe den Arten Cervus, Capra oder Ibex, Equus und Bos angehören. Die Knochenreſte dagegen waren völlig unbeſtimmbar. Dieſe menſchliche Niederlaſſung ſcheint aus uralten Zeiten herzurühren; die Feuerſteine zeigen eine ſehr alterthümliche Form, die ſich von den am Nahr-el-Kelb gefundenen bedeutend unterſcheidet, und nur eine ſehr lange Folge von Jahrhunderten hat dieſen Küchenabfällen die Härte des kompakteſten Porphyrs verleihen können. Lortet glaubt, daß ſich jene Breccie in einer Höhle gebildet hatte, deren Dach und Wände erſt von den Phönikiern, den Verfertigern jener rohen Steinfiguren, weggeräumt ſind, während die Breccie ſelbſt ihnen zu feſt war und verſchont wurde. Nur ſo läßt es ſich erklären, daß ſie ſich in dieſen mächtigen Blöcken an den ſteilen Flanken eines 50 m tiefen Thales findet.

Ausgrabungen am Fuße der Skulpturen ergaben nichts

Theil eines bleiernen Sarkophages aus der Nekropole von Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

über ihre Entſtehung; doch werden ſie ſchwerlich von Menſchen des Steinzeitalters herrühren. Immerhin laſſen ſich hier Spuren von drei verſchiedenen Geſchlechtern nachweiſen: erſtlich die, von welchen jene Küchenabfälle herrühren, dann die älteſten Phönikier (Proto-Phönikier nennt ſie Lortet. Vergl. dagegen Prof. Sayce im Athenäum 12. März 1881, S. 365), die Verfertiger der Skulpturen, und ſchließlich die Phönikier der hiſtoriſchen Zeit, welche in allen umliegenden Felſen die Grabkammern und Oelpreſſen aushöhlten.

Bemerkenswerth ſind auch die gefundenen Sarkophage aus Blei; alle haben Ornamente in Relief, die mit vielem Geſchmack entworfen ſind. Manche zeigen den reinſten griechiſchen Styl, während die Verzierungen anderer beinahe aus der Zeit der Renaiſſance und ſelbſt Ludwig's XV. herzurühren ſcheinen. Dieſe Funde bieten deshalb in archäologiſcher und künſtleriſcher Beziehung ein wahres Problem dar. Die meiſten tragen auf den Seiten- und Endflächen ſehr zierliche Bänder in Windungen und Rauten, durchflochten von Guirlanden aus Weinblättern und -Trauben; ein anderes Mal ſind es lange Flechten aus Lorbeerzweigen mit Blättern und Früchten. In der Mitte der Raute ſtehen meiſt Gruppen von Amoretten und in den Ecken ſchön gezeichnete Löwen, Stierköpfe oder weibliche Sphinxe vom reinſten ägyptiſchen Typus, welche Amphoren in den Tatzen halten, während die Mitte der ganzen Fläche oft Meduſenköpfe mit ſchmerzlich bewegtem Ausdrucke einnehmen. Dieſe Funde zeigen, wie bedeutend ſich die griechiſche Kunſt in Syrien entwickelte, da ſelbſt einfache Bleiarbeiter in ſolch undankbarem Material ſo treffliche Stücke zu entwerfen und auszuführen verſtanden.

Meiſt umſchließt ein Steinſarkophag dieſe Bleiſärge; mitunter aber ſtehen ſie unmittelbar in dem Felſengrabe; daneben finden ſich gewöhnlich prachtvolle Glasſachen von zierlichſter Form und mit jener iriſirenden Färbung, welche man heute vergeblich nachzuahmen verſucht: Amphoren mit Reliefverzierungen, charakteriſtiſche Thränenfläſchchen mit ſehr langem Halſe, große leichte Teller, Urnen mit geflochtenen Henkeln, mit Glasfädchen und Perlen ausgeſchmückt, wie die altvenetianiſchen Glasſachen. In einem ältern Grabe fanden ſich irdene Lampen von ſehr alterthümlicher Form; der Bauch derſelben beſteht aus einem plattgedrückten Kopfe mit großem Barte, der weit geöffnete Mund dient zum Eingießen des Oeles und der Docht geht durch ein unter dem Kinn angebrachtes Loch. Daneben lag eine kleine Aſtarte mit einem umgekehrten Korbe auf dem Kopfe und ein roh gearbeiteter Herkules, der die Schlange

Digitized by Google

Ufer. In dieser Gruppe sind die Figuren, wie in der ganzen Komposition, mit einer Sicherheit und Kraft hingeworfen, die nur einem Meister ersten Ranges eigen ist. Die Gruppe ist ein Meisterwerk, das sich würdig den Werken der Alten anreiht. Ein Meisterwerk ist auch der Kopf des Mädchens, das sich über den Leichnam beugt, ein Kopf, der in seiner Schönheit und Ausdrucksfähigkeit an die Köpfe der Madonnen Raffaels erinnert. Ein Meisterwerk ist auch der Kopf des Jünglings, der sich über den Leichnam beugt, ein Kopf, der in seiner Schönheit und Ausdrucksfähigkeit an die Köpfe der Madonnen Raffaels erinnert. Ein Meisterwerk ist auch der Kopf des Jünglings, der sich über den Leichnam beugt, ein Kopf, der in seiner Schönheit und Ausdrucksfähigkeit an die Köpfe der Madonnen Raffaels erinnert.

Fig. 1. Ferdinand Hodler: Der Tod der Valentine Godé-Darel. Gemälde im Kunstmuseum zu Bern.

Fig. 2. Ferdinand Hodler: Der Tod der Valentine Godé-Darel. Gemälde im Kunstmuseum zu Bern.

inmitten eines weiten Kreiſes kahler Gipfel ſich die impoſante Feſtung von Tibnin (640 m), das „Toron“ der Kreuzfahrer, zeigte. Vor derſelben liegt auf einem Hügel ein viereckiges kleines Fort mit vier runden Eckthürmen, und zwiſchen dieſem und dem Hauptwerke zieht ſich ein Thal hin, welches den Ort Tibnin und einen großen Pfuhl, der als Viehtränke dient, enthält. Das ziemlich elende Dorf wird von Chriſten bewohnt, die ſich bitter über die Unterdrückungen der Mohammedaner beklagen. Auf großen Steinplatten, welche eine gewaltige, für Reiter paſſirbare Treppe bilden, gelangt man an ein ſchönes Thor, über welchem zwei Löwen, anſcheinend von arabiſcher Arbeit, thronen. Thorflügel und Fallgatter ſind längſt verſchwunden; aber drinnen finden ſich, wie in allen gleichzeitigen Burgen, dunkle Reduits, Wendeltreppen, Kaſematten u. ſ. w. Der weſtliche Theil des Donjon war mit arabiſchen Bauten gekrönt und mit einem Garten voll großer Cypreſſen umgeben worden; es war die Wohnung des Ali el-Sughir, des Hauptes einer reichen adligen Metualiſamilie, geweſen. Noch jetzt finden ſich einige ſchöne Zimmer darin, das ſchönſte mit einem großen, hoch oben an der Mauer angebrachten, überhängenden Balkon, der eine entzückende Ausſicht gewährt. Der wilde Dſchezzar Paſcha hat aus Furcht vor dem Einfluſſe der mächtigen Familie der Sughir ihr Herrenſchloß verwüſtet. Gebaut wurde es urſprünglich von Hugo von St. Omer, dem Herrn von Tiberias, der von dort aus Einfälle in das Gebiet von Tyrus unternahm. Nach der Schlacht von Hattin eroberten es die Sarazenen, worauf ſich die Sache umkehrte: nun beunruhigten ſie von dort aus die Chriſten in Tyrus. In den Jahren 1197 bis 1198 belagerten es die Franken, vermochten es aber, unter einander uneinig, nicht einzunehmen und mußten ſchimpflich abziehen. Später wurde Tibnin vom Sultan el-Muazzam geſchleift, und zu Anfang dieſes Jahrhunderts von Dſchezzar Paſcha, wie erwähnt, gänzlich zerſtört.

Mädchen aus dem Wadi Dſchiſch. (Nach einer Photographie.)

Weiter ging die Reiſe über Bint Dſchebêl, deſſen Bewohner viel Wein bauen, nach Jarun, einem kleinen Dorfe von 400 mohammedaniſchen und ebenſo viel chriſtlichen Einwohnern, welches auf einem vulkaniſchen Hügel von 689 m Höhe liegt, der hier den Kalk durchbrochen hat. Der Ort wird als Jereon ſchon im Buche Joſua erwähnt. An der Thür der dortigen alten Moſchee befindet ſich eine ſchöne griechiſche Inſchrift, die mit einem zwei Fruchttrauben tragenden Palmzweige geſchmückt, aber leider zerbrochen und nur zur Hälfte lesbar iſt. Beim Dorfe liegt ein Teich und um denſelben herum Säulentrümmer und Kapitelle, und nahe dabei auf einem Hügel finden ſich die Trümmer eines Kloſters, das urſprünglich eine Synagoge geweſen iſt. Viel Reſte von Moſaiken ſind dort zerſtreut, und am Fuße des Hügels liegen Werkſtücke und Sarkophage umher.

Weiterhin ſenkt ſich der Pfad in das Wadi Dſchiſch hinab, welches ein friſcher Bach durchſtrömt; mehrere Meter breit murmelt er zwiſchen blühenden Kreſſen und Münze dahin, ein ungewohnter, herzerfreuender Anblick in dem ſonſt ſo trocknen Lande. An Bäumen fehlt es in dem Thale ſonſt faſt ganz; nur einige babyloniſche Weiden ſtehen am Ufer des Baches. Die Hänge des Thales aber ſind mit Getreidefeldern und, wo deren Anlage nicht möglich iſt, mit Weiden für Kameele, Ziegen und kleinen Rindern (Bos brachyceros des Schweizer Paläontologen Rütimeyer) bedeckt. Während Lortet hier angenehme Raſt hielt, kam aus dem nahen Dorfe etwa ein Dutzend junger Mädchen, ihn und ſeine Frau zu beſuchen. Manche darunter waren hübſch; ihre Augen waren ſchön, Geſicht und Hände aber blau tatuirt. Sie waren luſtig und zum Lachen aufgelegt und ſangen eine ſchleppende Melodie, deren Worte zu Ehren des Dragoman Melhem ſie improviſirten. Dann faßten ſie ſich an den Händen und fingen an, langſam um denſelben herum zu tanzen. Aber plötzlich ließ ſich von der Spitze eines Hügels eine ſcheltende Stimme vernehmen, worauf ſie insgeſammt ſchäkernd nach dem Dorfe Kefr Birim davonliefen, das den Reiſenden durch einen Bergrücken bisher verborgen geblieben war. Die Mädchen waren Chriſtinnen und ließen ſich willig photographiren.

Um 3 Uhr brach Lortet wieder auf, überkletterte mehrere Höhenzüge, paſſirte das Dorf el-Dſchiſch und erreichte eine ganz vulkaniſche Hochebene, in deren Mitte eine tiefe Depreſſion ſich befindet, der Krater eines ehemaligen Vulkans, der heute von einem kleinen See milchigen Waſſers, dem Birket el-Dſchiſch, eingenommen wird. Ringsum iſt der Boden mit großen Lava- und Baſaltblöcken bedeckt, deren Ecken vollſtändig abgerundet ſind, wie wenn ſie gerollt worden wären. Von den Höhen dahinter erblickt man zum erſten Male durch einen tiefen Thaleinſchnitt den blauen Spiegel des Sees Genezareth. Dann führt ein letzter ſehr rauher Anſtieg hinauf auf den Berglegel von Safed, über welches wir ſpäter ſprechen werden. Da die Anweſenheit Lortet's bei Tyrus erforderlich war, um die Fortſchritte der dort veranſtalteten Ausgrabungen zu prüfen, kehrten ſie auf demſelben Wege, den ſie gekommen, nach ihrem Lager bei Hanawe zurück.

# Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Ruſſiſchen von **Shukow.**

## I.

Herr Shukow war der Expedition als Dolmetſcher beigegeben, hatte daneben das Tagebuch derſelben zu führen und Erkundigungen über die Völkerſchaften der beſuchten Gebiete, und über die unter dieſen heimiſchen Sagen einzuziehen. Die Mittheilungen beginnen mit dem Orte Ljakman, einer jetzt in Trümmer liegenden alten Befeſtigung am Ufer des Wachſch, dem von Norden her aus der Transalai-Kette kommenden Quellfluſſe des Amudarja. Bei Ljakman (Lak-man) begann die Expedition ihre Bootfahrt auf dem Fluſſe abwärts. Eines der beiden dazu benutzten Boote wurde auf Befehl des Beg von Kobadian aus dem Material der dortigen Fährſtelle geſtellt.

Der Wachſch iſt urſprünglich ein unbedeutendes Gebirgswaſſer unter dem Namen Kyzyl-ſu. Innerhalb der Grenzen des Gebietes von Karategin nimmt er den Tadſchik-Namen Surch-ab an, welcher ebenſo wie Kyzyl-ſu „das rothe Waſſer“ bedeutet. In den Grenzen des Chanet Buchara trägt der Fluß den Namen Wachſch und iſt hier ſchon ein tiefer reißender Strom ohne Furten. Da wo der Fluß in die Ebene von Kurgan-tübe tritt, beſpült er die Hänge der Berge, welche dieſe Ebene im Weſten umſäumen. Die Ueberfahrt über den Wachſch erfolgt in Kähnen und auf ledernen Schläuchen an verſchiedenen Stellen. Die beſte Ueberfahrt iſt bei Ljakman und 16 Werſt oberhalb Kurgan-tübe. Weiter oberhalb im Gebirge giebt es keine Ueberfahrt, denn der Wachſch fließt hier in einer engen Gebirgsſpalte und in einem mit Steingeröll angefüllten Bette. Die Hauptüberfahrtſtelle iſt bei der alten Feſtung Ljakman; ſie verbindet Kobadian mit Kurgan-tübe. An dieſer Stelle hat, wie man ſagt, früher eine von den Chineſen erbaute Brücke geſtanden, und die noch vorhandenen künſtlichen Steinaufwürfe auf beiden Ufern des Fluſſes machen dieſe Angabe ziemlich wahrſcheinlich. Einer andern Sage nach iſt der Bau der Brücke nur begonnen, aber nicht vollendet worden.

Der muſulmaniſchen Legende nach iſt die alte Feſtung Ljakman von einem Sohne des Kaiſers von China erbaut worden. Dieſer chineſiſche Kaiſerſohn litt an einer ſchwer heilbaren Krankheit. Die Aerzte riethen dem Kaiſer, ſeinen Sohn an einen großen Fluß zu ſchicken und dort ſo lange leben zu laſſen, bis die Geſundheit des Kranken wieder hergeſtellt ſei. Dieſem Rathe folgend verſammelte der Kaiſer eine Million (Lak) Krieger, und ſandte mit dieſen ſeinen Sohn ab. Als der Kaiſerſohn ins Feld auszog, erſchien vor ihm ein alter Mann und ſagte: „Ich kenne einen großen Fluß, der Dir gefallen wird, erlaube mir Dein Führer zu ſein.“ Nach langen Märſchen führte der Alte das chineſiſche Heer an die Ufer des Wachſch. Der breite, ſchnell fließende Strom gefiel dem Kaiſerſohn dermaßen, daß er unter Thränen ſeinem Führer um den Hals fiel und ſagte: „Du haſt mir das Leben wiedergegeben, ich fühle mich jetzt ſchon völlig geſund.“ An der Stelle aber, wo das Heer anhielt, ließ der Prinz eine Feſtung erbauen und nannte ſie Lak-man, d. h. „wir ſind eine Million.“

Dieſe Legende iſt freilich wohl nur ein Produkt der Phantaſie des Volkes und erſcheint mehr als ein Verſuch, den nicht verſtandenen Namen des Ortes zu erklären, denn ſolcher Ljakman (Legman oder Lachman) giebt es in Centralaſien viele, namentlich am Amudarja. Das Vorhandenſein der Legende aber, welche die Benennung des alten Ortes zu erklären ſucht, beweiſt nur, daß dieſe Benennung nicht von den jetzigen Bewohnern des Gebietes gegeben iſt, ſondern von einem fremden, ſchon untergegangenen Volke. Die Mauern aus gebranntem Ziegelſtein, welche die Feſtung umgeben, haben ſich, wenn auch in Trümmern, bis jetzt erhalten. Die Expedition hat dieſe Trümmer ziemlich eingehend unterſucht. Zwiſchen den Feldſteinen und Ziegelſtücken fand man auch viel glaſirte Scherben, Bruchſtücke von Thon- und Glasgefäßen, ja man fand auch ein Stück von einem Spiegel in beinernem Rahmen, der aber auch ſchon ſo morſch geworden war, daß er bei der Berührung in Stücke zerfiel. An der Ueberfahrtſtelle zeigte man uns zwei künſtlich aufgeſchüttete Hügel, auf denen die Brücke geruht hatte, und außerdem eine Waſſerleitung, die einſtmals die Felder von Ljakman bewäſſerte. Jetzt iſt die nächſte Anſiedelung vier Werſt von der Fährſtelle entfernt; dieſelbe führt aber auch noch den Namen Ljakman.

Die ganze Gegend rings um die alte Feſtung trägt noch die deutlichen Spuren der früher hier herrſchenden Kultur. Alle die Hügel und Erdhaufen, welche die Umgegend bedecken, bergen unzweifelhaft Spuren des Alterthums in ſich, und bei Nachgrabungen dürfte ſich eine reiche archäologiſche Ausbeute ergeben. Nahe bei der Feſtung ſieht man die Trümmer eines Thurmes, von dem aus ſich der Sage nach der chineſiſche Kaiſerſohn an der Ausſicht ergötzte. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß man es hier einfach mit einem Außenwerk der Feſtung oder einem Wachtthurm zu thun hat. Der Thurm hat am Boden einen Umfang von nicht weniger als 15 Saſhen (32 Meter), was darauf ſchließen läßt, daß er beträchtlich hoch war.

Nach Beſichtigung der Feſtung ſetzte die Expedition auf das rechte Ufer des Wachſch über, und machte ſich zunächſt am Fluſſe entlang zu Pferde auf den Weg, während die Boote langſam flußabwärts fuhren. Das Beſteigen der Boote unterblieb noch auf den Rath des die Expedition begleitenden buchariſchen Beamten. Binnen zwei Stunden war die Expedition ſchon 12 Werſt von den Ruinen von Ljakman entfernt. Der ganze Weg bis zu dem Winterlager Agaili führt am Fuße der Berge entlang, durch dichten Wald von Pappeln, Piſtazien und Pattabäumen. Nachdem man die gefährlichen Stellen im Wachſch bei Agaili paſſirt hatte, beſtieg man die Kähne und fuhr auf dem Fluſſe abwärts, aber es war ſchwer die plumpen einheimiſchen Fahrzeuge auf dem ſchnell fließenden launenhaften Fluſſe zu regieren. Dieſe Kähne haben weder Ruder noch Steuer, man ſollte ſie mit Stangen ſtatt der Ruder regieren. Sie wandten ſich unaufhörlich mit ihrem Hintertheil nach vorn und man trieb ans Ufer. Man mußte jede Minute gegen Gefahr in Bereitſchaft ſein; die Bootsleute mit ihren Stängen in den Händen verfolgten den Gang des Bootes und ſtanden bereit von dem Ufer

abzuſtoßen, gegen welches die Strömung die Kähne hinführte. Alles dieſes ermüdete und regte in hohem Grade auf. Wenige Stunden Fahrt genügten, um durch den Augenſchein zu beweiſen, wie wenig der Wachſch ſchiffbar iſt, ſchon auf ſeinem untern Laufe; über den obern gebirgigen Theil deſſelben iſt gar nichts zu ſagen. Nach einigen Stunden ermüdender Fahrt erreichte die Expedition das Winterlager Dſchili-kul (Warmer See); dort wurde noch ein etwas kleinerer Kahn hinzugenommen und dann die Reiſe auf dem Wachſch abwärts bis zu ſeinem Zuſammenfluſſe mit dem Pandſh fortgeſetzt. Die ganze Strecke iſt auf dem Ufer gemeſſen etwa 115 Werſt lang, auf dem Waſſer mindeſtens das Doppelte.

Am dritten Tage unſerer Fahrt zeigte man uns zuerſt die Berge Saman-tau, dann den Kyz-imtſchak-tau, der den Lauf des Wachſch auf dem rechten Ufer begleitet, wie der Saman-tau auf dem linken. Später ſahen wir den Tyſchik-taſch-tau und endlich auf dem Ufer des Pandſh die Berge Buri-tau. Während der ganzen Fahrt auf dem Wachſch traf man viele Goldſucher auf den kleinen Sandbänken und Inſelchen. Hier arbeiten gewöhnlich drei Mann zuſammen, die ſich gemeinſchaftlich eine Hütte bauen. Der Bau der letztern iſt ſehr einfach; es werden Stangen in die Erde geſteckt und ihre oberen Enden zuſammengebunden, oder man gräbt vier Pfähle in die Erde, verbindet ſie durch Querhölzer und bedeckt ſie mit Stroh oder mit Gras, wenn, was häufig vorkommt, Stroh ſchwer zu haben iſt. Iſt der Ertrag an Gold ſchlecht, ſo verſuchen die Goldſucher ihr Glück an einer andern Stelle; als Fortbewegungsmittel auf dem Fluſſe dienen ihnen Hupferen (lederne Säcke). In dieſelben thun die Leute all' ihre Habſeligkeiten, blaſen dann den Hupfer auf und binden ihn feſt zu. Sie ſetzen ſich auf dieſen Sack und laſſen ſich flußabwärts treiben. Selbſtverſtändlich iſt zu dieſer Art Reiſe eine beſondere Kunſtfertigkeit erforderlich, ſonſt kann es leicht vorkommen, daß man ſich unter dem Sacke befindet, und, wenn nicht gleich ertrinkt, doch alle ſeine Habe verliert. Die Goldſucher, welche auf dem Wachſch arbeiten, bezahlen dem Emir von Buchara jährlich 20 Tenega für jede Partie (drei Mann), in ruſſiſchem Gelde etwa 4 Rubel 80 Kopeken. Solcher Goldſucher ſind am Fluſſe Wachſch ſehr viele, und ſie verſichern, daß wenn das Waſſer fällt, ſie leicht eine Tillja, d. i. einen Dukaten, täglich gewinnen können. Das ausgewaſchene Gold wird meiſt an Inder verkauft, die aus Badachſchan und anderen Orten jenſeits des Amudarja dahin kommen; faſt nie verkaufen die Goldſucher ihr Gold an Bucharen, weil die Inder theurer und immer baar bezahlen.

Das Verfahren bei dem Auswaſchen des Goldes iſt ſehr einfach: dicht am Ufer des Fluſſes wird eine Anſchüttung aus kleinen Kieſeln gemacht, die ihre Abdachung dem Fluſſe zuwendet. Auf dieſer Anſchüttung breitet man ein Kalbfell aus, das nicht mehr ganz, ſondern in mehrere Stücke zerſchnitten iſt, und deſſen Haare abgeſchoren ſind. Damit das Fell feſter auf der Anſchüttung liegt, wälzt man zwei ſchwere Steine von 1½ Pud Gewicht darauf. Ueber dieſe Steine wird ein Geflecht von Weidenruthen ausgebreitet und oben auf der Anſchüttung einige Waſſerbehälter angebracht, in denen an der Seite Oeffnungen gemacht ſind, ſo daß das Waſſer aus ihnen in einem dünnen gleichmäßigen nicht zu ſtarken Strahle herauskommt. Die Erde und den Sand von den Sandbänken tragen die Leute in einer kleinen hölzernen Rinne nach Art der Waſſerleitungsrinnen; jedes einzelne Mal nehmen ſie etwa 30 Pfund Sand und Erde, nicht mehr, und breiten ſie auf dem Weidengeflecht aus, auf welches aus den Waſſerbehältern das Waſſer rieſelt. Das Auswaſchen dauert etwas über eine Stunde; dann nehmen ſie das Geflecht fort und gießen das Waſſer nun direkt über das Fell. Bei dieſem Vorgange werden die erdigen Theile vom Waſſer fortgeſchwemmt und die Goldkörnchen bleiben in Folge ihres größern Gewichtes in der haarigen Haut zurück. Das weitere Auswaſchen geſchieht in beſonderen Gruben, wohin man die Felle nun bringt. Dort wird ein jedes einige Male ſorgfältig durchgeſchwemmt über einer großen faſt ganz flachen hölzernen Schüſſel, dabei wird dieſe Schüſſel beſtändig gedreht, damit durch die Kreisbewegung das Waſſer allmälig herausfließt und die Goldtheilchen ſich an einer Stelle in der Mitte des Bodens ſammeln. Iſt das Waſſer einige Male erneuert, ſo werden ſchon die Goldflitterchen ſichtbar. Nach den Angaben der Goldwäſcher erhalten ſie manchmal, freilich ſehr ſelten, einen halben Zolotnik (1/96 ruſſ. Pfd.) auf einmal. Der Chef der Expedition kaufte von einem der Leute etwas Gold, welches eben ausgewaſchen war, und bezahlte daſſelbe für den Zolotnik mit 4 Rubel in buchariſchem Gelde.

Der Tag neigte ſeinem Ende zu und die Expedition hatte noch 4 Werſt bis zu ihrem Nachtlager zurückzulegen. Man näherte ſich der Mündung des Wachſch. Eine halbe Werſt von dem Vereinigungspunkte deſſelben mit dem Pandſh entfernt bekam man dieſen letztern zu Geſicht. Beide vereinigt tragen von hier an den Namen Amudarja. Am Punkte des Zuſammenfluſſes ſelbſt liegen die Ruinen von Tachta-Kuwat. Die Eingeborenen, welche wir dort trafen, erzählten uns, daß man früher in den Ruinen verſchiedene antike Sachen gefunden habe, unter anderm auf dem Boden eines Schutthaufens einen aus Gold gebildeten Tiger und andere Goldſachen. Alle dieſe Dinge waren um theuren Preis an Inder nach Badachſchan verkauft worden. Mit den Ausgrabungen in Tachta-Kuwat beſchäftigen ſich vorzugsweiſe die am Wachſch lebenden Turkmenen.

Während die Expedition die Kähne erwartete, welche ſie auf dem Amudarja weiter abwärts tragen ſollten, ließ der Chef durch angenommene Arbeiter an einigen Stellen aufs Gerathewohl einige Ausgrabungen vornehmen, aber der archäologiſche Erfolg war nur ſchlecht. Nach einem ganzen Tage Arbeit hatte man nur eine Kupfermünze griechiſchen Gepräges und außerdem ein irdenes Gefäß gefunden, in dem ſich etwas wie Aſche befand. Am Abend dieſes Tages kamen die Kähne an, und am folgenden Tage wurde die Reiſe fortgeſetzt.

Die muſulmaniſchen Sagen über Tachta-Kuwat ſind ſehr fabelhaft. Nach den Ausſagen der Eingeborenen herrſchte dort ſeiner Zeit ein gewiſſer Kaiki-Kuwat. Sein Reich war ziemlich unbedeutend, ihm gehörten nur zwei Städte, Tachta-Kuwat und Tyſchik-Taſch, ſo daß der arme Herrſcher keine großen Schätze ſammeln konnte. Um dieſe Zeit erſchien am Amu der berühmte Held Ruſtam-Zjul. Ruſtam war ein Ungläubiger und kam aus Turkeſtan. Kaiki-Kuwat ging ihm entgegen, was dem Helden ſehr ſchmeichelte. Als beide in den Palaſt gekommen waren, fragte Ruſtam den Herrſcher, ob er nicht ein anderes und reicheres Land zu beſitzen wünſche. Kaiki-Kuwat bejahte natürlich; da nahm Ruſtam ihn auf ſeine Schultern, brachte ihn auf das andere Ufer des Amudarja und ging direkt nach Herat. Dort herrſchte damals der berühmte Afroſiab. Als er die Ankunft des Rieſen Ruſtam erfahren, behandelte Afroſiab ihn verächtlich und wollte ihm auch nicht als ſeinem Gaſt entgegengehen. Der erboſte Rieſe ging direkt in den Palaſt des Afroſiab, nahm ihm, ohne ein Wort zu ſagen, die Krone und ſetzte ſie Kaiki-Kuwat auf. Die Sage berichtet ferner, daß der erſchreckte Afroſiab mit Zuſtimmung

des Ruſtam-Ziul einige tauſend Soldaten mit ſich nahm und Herat verließ, um ſein Glück in dem Gebiet am Amu zu verſuchen. Er zog über Chiwa nach Buchara und ſandte von dort ſeinen Liebling, Namens Samari, um eine Stadt am Zerawſchan, ſeinem Lieblingsfluſſe, zu erbauen. Nach dem Namen des Erbauers wurde auch die Stadt Samari genannt. Später, als die Araber ſie beherrſchten, änderten ſie den Namen in Samar-kend, zur Zeit des Tamerlan bekam ſie ihren heutigen Namen Samarkand.

So lautet die Legende, die offenbar erſt in ſpäterer Zeit von einem müſſigen Gelehrten erfunden worden iſt, aber ſie zeigt recht deutlich den Gedankengang der muſulmaniſchen Phantaſie. Aehnlichen Werth haben auch die Sagen von anderen Orten des Amu, z. B. von Termez. In Tachta-Kuwat befindet ſich eine Ueberfahrtsſtelle deſſelben Namens, die aber ziemlich unbedeutend iſt. Es ſind dort nur zwei kleine Kähne, auf denen man 10 bis 15 Schafe oder ebenſo viel Batman Getreide überſetzen kann; mehr tragen die Kähne nicht, Pferde überzuſetzen iſt unmöglich.

Das Ufer des Amu von Tachta-Kuwat abwärts erſchreckt durch ſeine Lebloſigkeit und durch ſeinen traurigen, öden Anblick. Nirgend ein Zeichen von Anſiedelung; an den Ufern wechſeln ſumpfige Wieſen, die mit Schilf und niedrigem Wermuthgebüſch bedeckt ſind, mit Sandhügeln, die bis nahe an den Fluß heranreichen. Nur hier und da ſieht man ein grünes Buſchwerk von Patta. Erſt 24 Werſt von Tachta-Kuwat trifft man auf dem rechten Ufer die Ruinen der alten Feſtung Mullah-Chuſchtor und auf dem linken Ufer Guyſch-tübe; hier befindet ſich ein afghaniſcher Wachtpoſten von 10 bis 15 Mann. Dieſe beiden Hügel Guyſch-tübe und Mullah-Chuſchtor bildeten dereinſt offenbar eine Gebirgskette, die durch den Lauf des Amudarja ausgeſpült worden iſt; die Trümmer derſelben ſind noch in einer ganzen Reihe unter dem Waſſer liegender Felſen vorhanden, die hier gefährliche Stromſchnellen bilden. Der Fluß ſtürzt ſich mit Brauſen und Getöſe über die ihn aufhaltende Steinſchwelle, ſo daß die Schifffahrt für die landesüblichen Kähne ſehr gefährlich iſt. Unſere Boote gelangten glücklich hinüber, Dank dem Umſtande, daß der Chef der Expedition ſchon in Kobadian ordentliche Ruder und Steuer hatte anbringen laſſen. Auch waren die Boote zum Schutze gegen die Sonnenſtrahlen mit Zelten überſpannt, ſo daß die Flußfahrt verhältnißmäßig bequem war.

In dem Orte Aiwadſh, am Einfluſſe des Kaſirnihan in den Amudarja, eine halbe Werſt vom Amu entfernt, fand eine Begegnung mit dem Beg von Kobadian ſtatt. Der Ort iſt von Arabern bewohnt, welche ſeine ſeßhafte Bevölkerung bilden; außerdem halten ſich im Orte ſelbſt und in der Umgegend nomadiſirende Turkmenen und Uzbeken vom Stamme Kungrad auf; Aiwadſh zählt nur 60 Häuſer, deren Bewohner Ackerbau treiben. Beim Orte ſelbſt iſt eine Ueberfahrt und hier führt die Hauptſtraße von Kobadian nach Chazret-Imam und Mazari-Scherif. An dieſer Ueberfahrtsſtelle iſt ein großer und ein kleiner Kahn, und ebenſo viele auf dem afghaniſchen Ufer. Weiter abwärts bis zu dem Winterlager Chat-rawat ſind die Ufer des Amudarja wieder wüſt und einſam. Der Fluß fließt zwiſchen abſchüſſigen meiſt ſandigen Uferrändern, die faſt jedes Pflanzenwuchſes entbehren, bis auf die gewöhnlichen Wermuthſträucher und hier und da etwas Schilf. Halbwegs auf der Inſel Schach-Zaryp trafen wir wieder Goldſucher; es arbeiteten dort etwa 60 Mann. Die Goldſucher zahlen dem Emir von Buchara auf das Jahr 10 Tenegen (2 Rubel) Steuer auf jede Partie von gewöhnlich drei Mann. Die Steuer für das Goldſuchen am Amudarja iſt geringer als am Wachſch, weil das Waſſer im Amu ſpäter fällt, hier alſo weniger erarbeitet werden kann. Beim Fallen des Waſſers ſammeln ſich auf Schach-Zaryp, nach Ausſage der Leute, an 300 bis 400 Goldſucher. Der Angabe der Eingeborenen zufolge können je drei Mann auf den Tag 4 Rubel und darüber gewinnen; vermuthlich iſt die Ausbeute noch weit beträchtlicher, wenn die an Lüge und Verheimlichung gewöhnten Aſiaten ſchon eine Tilla (4 Rubel) zugeben, denn die Wahrheit von den Aſiaten zu erfahren, iſt faſt unmöglich. Nahe bei Chat-rawat theilt ſich der Amudarja in zwei Arme, zwiſchen denen eine kleine Inſel liegt, die bei Hochwaſſer ganz unter Waſſer ſteht.

Zwölf Werſt von Chat-rawat, wo der breiter gewordene Fluß in einer faſt unüberſehbaren Waſſerfläche ſich ausdehnt, liegt auf dem abſchüſſigen ſandigen Ufer ein einzelner ſehr bemerkenswerther Felſen. Der ſtille, ruhige Lauf des Fluſſes, deſſen Breite hier etwa zwei Werſt beträgt, der Steppencharakter der Ufer, auf denen als einſamer Wächter der hohe Felſen ſich erhebt, alles dieſes giebt der Gegend einen melancholiſchen, friedlichen Reiz. Die Eingeborenen nennen dieſen Felſen Chodſha-Gul-Suar. Auf der Höhe deſſelben liegen einige Grabſtätten, darunter das Grabmal des heiligen Chodſha-Gul-Suar, der hier beerdigt iſt. Hier wird der Amudarja ganz ſeicht, die Ufer ſind flacher, mit Schilf und verſchiedenen Bäumen bewachſen. So bleiben ſie bis zu den beiden alten Forts Air-Taſch, deren eins auf dem bucharischen, das andere auf dem afghaniſchen Ufer liegt. Nach Angabe der Einwohner war dort in alten Zeiten die Hauptüberfahrtsſtelle aus dem Chanat Buchara nach dem afghaniſchen Ufer. Die Expedition gelangte nun zu dem Dorfe Patta-kiſar unweit der Ruinen der alten berühmten Stadt Termez oder Gul-gul.

---

# Geographiſches aus der Achal-Teke-Oaſe.

Von Dr. O. Heyfelder.

Der Kopet-Dag erſtreckt ſich von Nord-Weſt nach Süd-Oſt von Bami bis gegen Askabad (ſüdöſtlich von Göktepe), ein ſchwach mit Gras beſtandenes Steingebirge (Kalkſtein), auf deſſen Höhen der kaukaſiſche Wachholderbaum (Juniperus Caucasicus) keine Wälder, aber ſchwach beſtandene Haine bildet. Um den Urſprung der Quellen und Bäche, wie auf dem Erdreich, welches von den Felſen gewaſchen einen ſanft abfallenden Uebergang zur Ebene bildet, gedeiht üppigeres Gras und eine Gebirgsflora, die beſonders reich an Tulipaceen und Liliaceen iſt. Zahlreiche Karawanenwege führen durch das Gebirge entweder durch natürliche Gebirgseinſchnitte oder über mäßige Bergpäſſe, manchmal durch Thäler den Flüßchen entlang, doch alle nur für Saumthiere paſſirbar, und zwar ſind es Mäuler, Eſel und Pferde, welche die Laſten über die Berge tragen. Nur bei Tſchuli (ſüdſüdöſtlich von Göl-tepe) und Askabad gehen

auch Kameelskarawanen nach Perſien und von da nach der Oaſe.

Den Flüſſen und den aus ihnen geführten Waſſerleitungen und Berieſelungen entlang ziehen ſich die bebauten Felder, die Feſtungen und die Wohnungen. Jenſeits dieſer fruchtbaren Zone beginnen erſt einzelne Sandſtrecken und Sandhügel, endlich die Sandwüſte. In ihr hören auch die kleinen Waſſeradern gänzlich auf. Doch muß ich geſtehen, daß ich kein einziges ſolches Ende ſelbſt geſehen habe, ſondern glaube, daß auch die letzte Waſſerrinne noch auf die Felder gelaſſen wird und ſo ihr Daſein endet. Die Flüſſe haben eigentlich keinen ſtabilen Verlauf, indem die Tekes ſie bald an ihrem Ende, bald in der Mitte, bald, wo ſie aus dem Gebirge austreten, nach Bedürfniß rechts und links ableiten.

Hätten die Tekes einen europäiſchen Berather gehabt, ſo hätten ſie überhaupt im Krieg an etwas anderes, denn an ihre perſönliche Tapferkeit und ihre Feſtungswälle gedacht; ſie hätten das ruſſiſche Lager, die ruſſiſchen Trancheen unter Waſſer ſetzen, ſie hätten die Ebene um ihre Feſtung Dengli-Tepe herum in einen See verwandeln können, durch den weder Reiterei noch Fußvolk, am wenigſten Artillerie, hindurch gekonnt. Denn der lehmreiche Boden wird unter dem Waſſer ſogleich in eine glatte Schmiere verwandelt, auf welcher die Pferde ausgleiten. Wir erfuhren das zu unſerm Schaden mehr als einmal bei Spazierritten im Februar nach hergeſtelltem Frieden. Wir trafen plötzlich auf ihre terraſſenförmig übereinander liegenden, ſtark bewäſſerten Felder oder auf ganz unter Waſſer geſetzte Wegſtrecken. Nicht ſelten glitten unſere Pferde aus und Roß und Reiter ſah man rein nicht wieder aufſtehen.

Die Dünen ſind ab und zu recht bedeutend, eigentliche Berge und mögen als die Fortſetzung oder Parallele jener Sandberge anzuſprechen ſein, welche bei der Michael-Bucht beginnend bis Molla-Kari und Aidin ſich hinziehen, anfangs das ganze Meerufer bilden, dann aber mehr und mehr zurücktreten und kleiner werden, indem ſie rückwärts in die Wüſte übergehen.

Auf der Nordoſtſeite des Gebirges habe ich keinen eigentlichen Wald geſehen, mit Ausnahme auf dem Bendeſener Paß nach Bami zu. Dagegen giebt es Seitenthäler namentlich weiter nach Süden, wo im Bereich der Flüſſe mannigfaltige Laubhölzer in kleinen dichten Wäldern beiſammen ſtehen, namentlich Ulmen, Platanen, Nußbäume, untermiſcht mit Geſträuchen, namentlich Dornſträuchern verſchiedener Art.

Die Bauten der Teke-Turkmenen ſind entweder Feſtungen, Moſcheen oder Erdhöhlen; etwas anderes habe ich nicht beobachtet. Die Feſtungen bilden meiſt ein Mauerviereck, häufig flankirt von vier Eckthürmen und umgeben von detachirten Forts. Die ältere Konſtruktion war ein Unterbau von Steinen, welche unregelmäßig in Lehmmaſſen eingefügt ſind und worauf getrocknete, doch nicht gebrannte, viereckige Lehmſteine weiter geſchichtet ſind. Die neueren Mauern ſind Erdwälle, von außen mit genetztem Lehme glattgeſtrichen und gehärtet, reich an Schießſcharten, Ausfallthoren, kleinen Fuchslöchern, meiſt von Gräben oder Flußarmen umgeben. Ihre Anſiedelungen beſtehen aus einer oder mehreren ſolcher Feſtungen, einer Moſchee, einer Anzahl mit Mauern umzäunter Gärten und einem Syſtem von Gräben, die ſowohl zur Bewäſſerung als zum Schutz dienen. Dieſem Bild entſpricht Kelata, Askabad, Angli-Kala. Letzteres iſt die weniger befeſtigte, gartenreiche Hälfte von Gök-Tepe, welche wir am 20. December alten Styls beſetzten. Alt-Bami, etwa zwei Werſt von unſerm Lager zu Bami, tiefer und nördlicher gelegen, beſteht aus einem großen Viereck mit vielen Thürmen und vielen inneren Feſtungen nebſt einer Moſchee im Innern. Die Moſcheen und hier und da ein Mauſoleum ſind runde, bienenkorbartige oder türkenbundähnliche Gebäude ebenfalls aus Lehm und durch nichts ausgezeichnet.

Das Flüßchen, welches zu Gök-Tepe aus dem Gebirge fließt, habe ich am genaueſten explorirt, 1) um es von den darin befindlichen Thier- und Menſchenleichen reinigen zu laſſen, 2) um einen neuen Lagerplatz für unſere Truppen etwas entfernt von dem Leichenfelde um Dengli-Tepe aufzuſuchen, und 3) von der Eigenartigkeit des Terrains angezogen. Doch erſtrecken ſich dieſe Explorationen nicht weiter als 10 bis 12 Werſt von Dengli-Tepe aufwärts ins Gebirge. Die vier Waſſeradern, welche Angli-Kala und Dengli-Tepe bewäſſern, ſchützen, einige Mühlen treiben und ſpäter die Felder bis Alt-Gök-Tepe bewäſſern, vereinigen ſich oberhalb des Ortes zu zwei Hauptbächen, die friſch, rein, reichlich zwiſchen tief eingeſchnittenen Ufern dahin fließen. Einige Werſt (5 bis 6) höher vereinigen ſich dieſe beiden zu einem einzigen Flüßchen, welches von Nordweſten mit einer Biegung aus dem Felſen ſelbſt hervorbringt, gleich nach dem Durchbruch ein ſchilfreiches Wieſenland bildend. Der Durchtritt durch die Felſen iſt ſo eng und ſo tief, daß er vollkommen einem Tyroler Klamm entſpricht. Wir konnten für unſere Pferde keinen Saumpfad zur Seite des Waſſers finden. Die Felſen ſind in der vierten und fünften Etage überhängend, reich an kleinen und größeren Aushöhlungen und Löchern, in welchen Vögel ihre Neſter bauen. Die Karawanenſtraße führt etwas ſüdlicher über die Berge, hält ſich aber ſonſt zur Seite des Flüßchens. Dieſe Bäche mögen bei ſtarkem Regen einigermaßen reißend werden und zuweilen Terrain zerſtören, doch weit geringer als die Gebirgswaſſer des Kaukaſus. Freilich ſind dieſe Berge weit weniger hoch (ich ſchätze ſie 4000 bis 5000 Fuß hoch) und der Schnee liegt höchſtens tagelang wie leicht geſtreuter Zucker. Die höheren Berge aber, wo der Schnee während der Wintermonate aushält, liegen weiter ab. Ich habe keinen ſolchen beſtiegen, noch auch beobachtet. Wir hörten nur von denſelben durch die Eingeborenen und die Perſer.

Tſchuli iſt ein liebliches Stück Erde. Etwa auf der Mitte der Straße von Askabad nach Gök-Tepe zweigt ſich ein Weg längs einem Flüßchen in die Berge ab. Anfangs ſteigt er nur wenig, geht durch Wieſengrund und haushohes Schilf und Röhricht, an Fels und Hügel vorüber. Am 27. Februar blühten daſelbſt gelbe Tulpen und ein roſa Dornbuſch, wie Schlehdorn, nur hellroſa. Die Steinhühner gackerten auf allen Felsvorſprüngen oder liefen unbekümmert über den Weg. Wir ritten mehrmals durch den Fluß, bis wir an einem von den Koſaken beſetzten Plateau ankamen, welches drei Thäler beherrſcht und von dem Flüßchen maleriſch umkreiſt wird. Gegenüber am Berg zogen ſich ſteil die Kibitken des Samurſchen Bataillons hinauf. Unten war Schmiede und Bäckerei ſchon im Gange, Kühe, Eſel und Kameele weideten auf den Matten, im Gehölz tönte die Axt und um die Filzhütten krähte der Hahn und gackerten die Hühner. Nannten die Griechen den Hahn Meder, wir haben hier allen Grund ihn Perſer zu nennen; denn aus Perſien brachte man uns eine kurzbeinige Art guter Berghähne und kräftiger Krähhähne. Dieſes holzreiche Gebiet war ſtets ein Zankapfel zwiſchen Perſien und den Teke; bald beſetzten es die Einen, bald die Anderen, doch wohnte Niemand darauf. Wir hatten es Anfangs Februar ebenfalls beſetzt, doch iſt es mir nicht bekannt, zu welchem Dominium es bei der endgültigen Grenzregulirung geſchlagen werden wird. Von einem etwaigen Mineralreichthum der Berge iſt uns nichts bekannt gewor-

den. Daß an einzelnen Stellen ausgezeichnete Lehmgruben beſtehen, ſchließe ich aus einigen uralten Moſcheenreſten bei Angli-Kala und bei Tugli-Olum, die aus vortrefflichen gelben, rothen, grünen, ſehr harten Ziegeln beſtehen. Einige blaugrüne Ornamente, glatt und glänzend wie Porcellan, auch Vaſen von derſelben Maſſe ſchmücken noch einen Rundbogen der Moſcheeruine bei Angli-Kala inmitten eines Kirchhofs, deſſen mit Steinplatten gedeckte viereckige Gräber gut erhalten ſind.

Was das Klima in der Oaſe betrifft, ſo iſt es trocken, windig und heiß, daher für das Nervenſyſtem der Europäer beſchwerlich. Eines ſo regneriſchen Frühjahrs, wie des von 1881, wo März und der halbe April beſtändig durch Regenſchauer, Gewitter oder Landregen feucht waren, erinnern ſich die älteſten Leute nicht. Gewöhnlich iſt in der Hälfte April das Grün dürr gebrannt, die Hitze ſtark und beſtändig bis Auguſt. Was ich ſelbſt erlebte, iſt Folgendes: 23. Auguſt Sturm und Regen, nachher Trockenheit, nachher wieder Hitze und Trockenheit, namentlich im Oktober. Mitte November drei Regentage, Nächte kalt, häufige Winde. December am Tage ſchön, in der Mittagszeit warm bis zu 12°, Nachts 1° bis 2° Kälte. So bis 11. Januar, Staub und Wind unerträglich. In der Nacht auf den 12. Januar Regen, trübe, kühle Tage. Am 1. Februar Gewitter, Schwüle, etwa 20° Wärme bei bedecktem Himmel. In den höchſten Bergen jetzt, wie um Neujahr, leichter Schneefall. Februar frühlingsmäßig, bedeckter Himmel, ſelten Regen, kein Nachtfroſt. Vom März an wirkt die Sonne kräftig. Am 7. März 45° Hitze, Nachts Gewitter. Von da an häufige Regengüſſe, heitere Morgen, bewölkte Tage, kühle Nächte, ſo konſtant bis Anfangs Mai. Doch war Aſkabad wärmer, ſonniger und um 14 Tage gegen Gök-Tepe voran. Bami iſt furchtbar von Winden heimgeſucht, dreimal ward das ganze Zeltlazareth umgeriſſen. Namentlich dauerte der Sturmwind vom 4. bis 7. April faſt ununterbrochen fort und wechſelte mit etwas Regen ab, um ſogleich wieder einzuſetzen.

Außerdem daß dieſe Stürme das Nervenſyſtem angreifen, bringt die große Hitze bei den daran nicht Gewöhnten Darmaffektionen, der Spätſommer an manchen Stellen Wechſelfieber. Die Teke eſſen und trinken ſehr wenig, daher ſie die Hitze vortrefflich ertragen; nur ſind ſie alle mager und trocken. Männer und Weiber altern früh.

So viel mir von anderen aſiatiſchen Ländern bekannt iſt, unterſcheidet ſich die Achal-Teke-Oaſe nicht weſentlich von anderen. Die Menſchen aber gehören offenbar einer kaukaſiſchen Race (Arier) an und zeichnen ſich vor anderen Mohammedanern durch eine gewiſſe Ritterlichkeit aus; ſie haben nichts Schlaffes, Weichliches oder Ueppiges, wie Perſer oder Türken. Alles, was ich von Vambery über ſie geleſen habe, ſcheint mir außerordentlich gut beobachtet und richtig erklärt.

---

# Steinbock und Gemſe im klaſſiſchen Alterthum.

Von Prof. O. Keller.

Bei den Höhlenbewohnern und Pfahlbauern finden ſich die Reſte des Steinbocks wie der Gemſe auffallend ſelten. Nur in der Höhle von Veyrier aus der Renthierzeit iſt der Steinbock namhaft vertreten: es wurden da 31 Stück Steinhühner, 18 Renthiere, 6 Steinböcke, 5 Pferde, 4 Hirſche, 4 Alpenhaſen, 4 Murmelthiere, 1 Gemſe, 1 Wolf, 1 Bär, 1 Rind, 1 Fuchs und ein Storch angetroffen (Lubbock, Vorgeſchichtliche Zeit II, 36). Jedenfalls läßt ſich daraus ſchließen, daß der Steinbock auch in der Urzeit europäiſcher Kultur nicht viel weiter verbreitet war als gegenwärtig.

Daß das Thier jemals in Italien oder Griechenland gewohnt habe, läßt ſich nicht erweiſen. Der Römer nennt es ibex mit einem aus dem Indogermaniſchen nicht zu erklärenden, alſo wohl von einem Alpenvolke entlehnten Worte; und das von Plinius erzählte Märchen, er ſtürze ſich auf ſeine Hörner und ſchleudere ſich dann durch Elaſticität weiter, zeigt nur, daß die Römer ſeine Natur nicht gekannt haben, obgleich die Kaiſer wiederholt das Thier zu ihren „Venationen“ im Amphitheater verwendeten.

Der Grieche aber konfundirt den Steinbock beharrlich mit der Gemſe und verwilderten Ziege und nennt unter Umſtänden alle drei *αἴγαγρος* oder *αἰξ ἄγριος*, d. h. Wildziege, wilde Ziege. Daraus geht hervor, daß in einzelnen Gegenden mit helleniſcher Bevölkerung und Sprache der Steinbock, beziehungsweiſe der Paſeng, in anderen die Gemſe oder auch die verwilderte Ziege ſo ziemlich die gleiche Rolle als vornehmſtes Bergwild ſpielten. Gegen ein Vorkommen des Steinbocks im eigentlichen Hellas und im Peloponnes in der geſchichtlichen Zeit ſpricht das Schweigen der Schriftſteller nicht minder als der Umſtand, daß die auch der Conception nach in dieſen Ländern entſtandenen Kunſt- und Kunſtinduſtrieprodukte den Steinbock nicht zu berückſichtigen pflegen.

Dagegen treffen wir, wenn auch nicht auf dem Feſtlande, doch auf einigen griechiſchen Inſeln den Paſeng oder die Bezoarziege, eine Mittelgattung zwiſchen Ziege und Steinbock, von letzterm beſonders durch das unregelmäßig gezackte, in eine ſchneidige Form zuſammengedrückte Gehörn verſchieden, während der richtige Steinbock ein ziemlich breites, mit regelmäßigen Wülſten wie mit kleinen ſchmalen Treppenſtufen beſetztes Gehörn hat, deſſen Oberſeite durchaus nicht als ſcharf ſchneidige Kante erſcheint; das Horn des wahren Steinbocks iſt ſchöner und regelmäßiger, meiſt auch viel länger und ſchwerer als das des Paſeng, welchen man gemeiniglich für den Stammvater unſerer Hausziege hält. Man trifft den Paſeng [1]) auf dem Elburs, dem ſüdlichen Kaukaſus, dem Ararat, dem kiliſiſchen Taurus und anderen Gebirgen Perſiens und Kleinaſiens, außerdem hat man ihn auf einer ziemlichen Zahl griechiſcher Inſeln gefunden, zu Antimelos, dem alten *Πολύαιγος* („ziegenreich“), auf dem

[1]) Ich habe den lebenden Paſeng neulich im zoologiſchen Garten zu London, den Steinbock in Schönbrunn geſehen, ausgeſtopfte Exemplare im britiſchen Muſeum, in der zoologiſchen Sammlung zu Athen und ſonſt: es waren Paſenge aus Kreta, dem kiliſiſchen Taurus, dem Ararat. Außerdem liegt uns die Abbildung eines zwiſchen Erzerum und Trebiſond erlegten Paſengpärchen vor und die Photographie eines kürzlich im Elburs geſchoſſenen Paſengs, letzteres ein Geſchenk meines verehrten Freundes, des Chargé d'Affaires der öſterreichiſch-ungariſchen Geſandtſchaft zu Teheran, Herrn Baron Emil von Goedel-Lannoy.

Inſelchen Giura im Norden von Euboea, auf Samothrake [1]) und auf den Schneebergen Kretas. Auf den Münzen der kretiſchen Städte, z. B. Elyris, Thliſſus, Praeſſus, iſt der Paſeng der gewöhnlichſte Typus, und Ariſtoteles gedenkt der „kretiſchen Ziege“ als einer Beſonderheit. Derſelbe Gelehrte berichtet einen Aberglauben der kretiſchen Jäger, der ſich merkwürdiger Weiſe bis heute auf der Inſel erhalten hat: daß nämlich die verwundeten Thiere ſich durch das Freſſen der Pflanze Dictamnus zu heilen pflegen; dieſe bewirke das ſofortige Ausfallen der ins Fleiſch gedrungenen Pfeile. Noch heutzutage herrſcht, wie geſagt, der gleiche Aberglaube in Kreta, nur mit dem Unterſchiede, daß die angeblich heilende Pflanze nicht Origanum dictamnus L., ſondern Potentilla speciosa W. iſt: letztere führt den Namen Wildziegenkraut, *ἀγριμόχορτον* [2]).

Wie die Verwerthung als Münztypus ahnen läßt, wurde das Thier auch in Beziehung zur Religion geſetzt. Neben dem Adler des Gebirges gehört es dem Höhengotte Zeus als treffendſtes Symbol. Ein Weibchen des kretiſchen Steinbocks war es, deſſen Milch das Zeuskindlein in der Felſenhöhle des kretiſchen Ida trank: ſie iſt reicher und ſüßer als die Milch der Hausziegen (Brehm, Thierleben 2, III, 317); der erwachſene Zeus aber wird gedacht als Ideal des Kreters, als ſiegreicher Steinbockjäger, angethan mit dem Fell des erlegten Thieres, der Aegis, der ſtolzeſten Trophäe der weltberühmten kretiſchen Schützenkunſt. Wie die Griechen Ziegenfell und Steinbocksfell konfundiren, ſieht man am Worte *ἐξαλῆ*, Steinbocksfell, was Heſychios als *αἰγὸς δορά*, Ziegenhaut, erklärt. Auch der Beinamen *αἰγοβόλος* des Dionyſos gehört hierher. Dieſer Ziegenſchütze, als Kind gleichfalls von einer Ziege geſäugt (nach Porphyrius), erklärt ſich vielleicht am einfachſten, wenn wir an die Etymologie des Dionyſos als des Zeus der kretiſchen Stadt Nyſa und an die kretiſchen Ziegen denken. In Kleinaſien iſt der Paſeng bezeugt für Troas oder überhaupt doch für die lydiſch-phrygiſch-myſiſchen Gebirge durch die Ilias, wo es vom Trojaner Pandaros heißt (IV, 105 ff.):

„Sofort holte er aus dem Behälter den ſchöngeglätteten Bogen vom Gehörne des wilden Steinbocks, den er einſt ſelber, als er aus dem Felſen hervorkam, vom Anſtande aus unter das Herz in die Bruſt getroffen hatte, daß er rücklings auf den Felſen fiel; ſechszehn Hand breit wölbten ſich die Hörner über dem Kopfe: dieſe bearbeitete ein hornglättender Handwerker und fügte ſie zuſammen, und nachdem er alles ſchön polirt hatte, ſetzte er eine goldene Spitze daran“ (zum Befeſtigen der Sehne) [3]).

Daß dieſe Schilderung wie ſo ſehr viele bei Homer auf richtiger Beobachtung und wirklicher Erfahrung beruht, geht wohl aus dem Umſtande hervor, daß der Dichter von einem Herzſchuſſe ſpricht. Denn „in das Herz will der Bergſteinbock getroffen ſein, ſonſt iſt er, in den meiſten Fällen wenigſtens, für den Jäger verloren“ (Brehm, Thierleben 2, III, 313). Der Erklärer, den ich bei der Homerſtelle zufällig vor mir habe, meint, Pandaros habe jenen Steinbock mit dem Speere erſchoſſen, aber die gewöhnliche Jagd geſchah, wie wir oben ſahen, mittelſt Pfeil und Bogen, und Pandaros, der berühmteſte Bogenſchütze der Trojaner, wird auch vor jenem Abenteuer ſchon im Bogenſchießen bewundert geweſen ſein. Die Wildziegen auf den Gebirgen von Troas und ihre mit Hunden betriebene Jagd erwähnt auch der joniſche Dichter Nikander aus der Zeit des Attalus; heute findet ſich der Paſeng dort nicht mehr. Dagegen ſpricht eine rohe Darſtellung des Thieres auf einem Thonwirtel aus Hiſſarlik für ſeine Exiſtenz in Troas: wir erkennen da einen Hirſch, eine Hirſchkuh, einen Steinbock und einen Menſchen; alle vier ſind mit unglaublicher Rohheit gezeichnet. Auch die großentheils dem mittlern weſtlichen Kleinaſien entſtammenden äſopiſchen Fabeln kennen das Thier vortrefflich. In einer Fabel des Babrius treibt der Hirt, vom Schneeſturm überfallen, ſeine Ziegen in eine Höhle in wüſter, unbewohnter Gegend. Hier findet er großhörnige Wildziegen bei einander, viel mehr als ſeine eigene Herde iſt, und größere und ſtärkere. Da füttert er nur dieſe und läßt ſeine eigene Herde verhungern. Als es ſich aber aufhellt, bleiben die wilden Ziegen nicht bei ihm, ſondern machen ſich fort in ein unerſteigliches Gehölz im Gebirge, wo weit und breit kein Vieh der Menſchen mehr weidete. Ein andermal hauſen Wildziegen oder Steinböcke in einer Felſenhöhle; ein Stier, vor einem Löwen fliehend, ſucht dort Schutz: ſie ſtoßen ihn aber mit den Hörnern zurück. In einer dritten Fabel ſehen wir den *αἴγαγρος* zuſammengeſtellt mit ſeinem Todfeinde, dem Panther, ein Streit, den auch die archaiſchen Vaſenmaler oft genug uns vor Augen führen oder durch Nebeneinanderſtellen beider Thiere andeuten. Aus einer vierten Fabel, wo Löwe und Eſel mit einander Wildziegen jagen, ſcheint hervorzugehen, daß man die Thiere häufig in ihren Lagerplätzen in den Höhlen mit Hunden aufſcheuchte und ſie am Eingang erlegte, wenn ſie heraus wollten.

Was Südkleinaſien betrifft, wo der Paſeng noch ſehr häufig vorkommt (ſ. beſonders Th. Kotſchy, Reiſe in den kiliciſchen Taurus), ſo ſcheint er mir für die urälteſte Zeit Lykiens bereits durch den Mythus von der Chimaera bezeugt. Denn dieſes Wort bedeutet eine Wildziegenart, hier alſo ohne Zweifel die den Taurus bewohnende Bezoarziege. Der Schrecken der lykiſch-kiliciſchen Tauerngebirge ward unter dem Bilde einer Art Steinbock vorgeſtellt, gerade wie in den verſchiedenſten Ländern ganz gewöhnlich der Steinbock als dämoniſches Thier, als eine Inkorporation des Teufels betrachtet wird: iſt doch der Bocksfuß faſt unentbehrlich, um den Teufel oder Halbteufel durch Schluchten, Klippen und Abgründe klettern und den Jäger ins Verderben locken zu laſſen. Selbſt den Titanen hatte einſt der Steinbock, wie die Mythologen fabelten (Hygin.), paniſchen Schrecken eingejagt. Um aber das verderbliche Weſen des Gebirgsdämons deutlicher auszudrücken, hat dann die morgenländiſche Phantaſterei die urſprüngliche Wildziege zu einem unerhörten Monſtrum ausgeſtaltet, das aus Löwe, Drache und Paſeng zuſammengeſetzt war, wie Lucretius ſagt:

Prima leo, postrema draco, media ipsa chimaera (V. 675).

Die bildende Kunſt hat die Chimaera ſehr verſchieden dargeſtellt, meiſt mit mehreren Köpfen, doch auch mit einfachem Kopfe als eine nur etwas veränderte Ziege: ſo z. B. auf einem geſtreiften Agat des Gemmenkabinets im britiſchen Muſeum. Für Halikarnaß am Weſtende des Taurus iſt aus der Römerzeit eine Paſengjagd mit Hunden durch ein Moſaik bezeugt: das Thier hat große Hörner und ein graues Fell; ſo wird auch der Elburspaſeng beſchrieben [1]). Auch

[1]) Wildziegen ſind ſicher auf Samothrake, wie ſchon zu Varro's Zeit; aber ob es Steinböcke oder Gemſen ſind, habe ich nicht ermitteln können.

[2]) Die fragliche Pflanze iſt ohne Zweifel gemeint mit dem Strauche, auf welchen der Paſeng auf der Münze von Elyris den einen Fuß geſtellt hat (Gräffe, Ant. numism. Tafel XLIII).

[3]) Paſenghörner zur Bogenfabrikation zu verwenden, war ſo gewöhnlich, daß ein Sprichwort daraus entſtand; Arſenius S. 431.

[1]) Der kretiſche weibliche Paſeng, den ich im Londoner zoologiſchen Garten ſah, war graubraun mit weißem Bauche und weißem innern Theil der Füße, ſchwarzem Kreuz, ſchwarzem Schwanz, unten ſchwarzem und oben braunem Geſicht. Alle dieſe ſchwarzen und weißen Partien glaubt man auch auf der perſiſchen Photographie zu ſehen. Statt der langen Stein-

in Rhodus und Cypern treffen wir Darſtellungen des Steinbocks oder Paſengs, und es iſt ja an ſich wahrſcheinlich, daß auch auf dieſen Inſeln das Thier einſt heimiſch war. Weiter öſtlich begegnet uns der Steinbock oder Paſeng auf Münzen Commagene's und der ſyriſchen Dekapolis; ſyriſche Königsmünzen des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zeigen als ſymboliſche Helmzierde — als Sinnbild der Stärke — ein dickes, gleichſam aus der Stirn herauswachſendes Steinbockshorn, und die Iſraeliten verarbeiteten die großen, ſchweren Hörner des Steinbocks zu Jobelhörnern, um mit ihnen das Jubeljahr anzublaſen (nach dem Talmud). Hiermit kommen wir aber ohne Zweifel bereits in das Gebiet des echten aſiatiſchen Steinbocks und zwar zunächſt des Bedenbocks, Capra sinaitica, welcher ohne alle Frage auf den ägyptiſchen Denkmälern erſcheint (R. Hartmann): der Paſeng geht nicht ſo weit ſüdlich herunter. Sehr häufig iſt der Paſeng dagegen noch heute in den perſiſchen Hochgebirgen; auf dem Elburs iſt die Jagd dem Schah reſervirt, wie ich einem Briefe Baron Goedel's entnehme; wir haben alſo eine Analogie zu der für den König von Italien reſervirten Steinbockjagd in den Alpen von Cogne.

Auf den antiken Kunſtdenkmälern bringt es die gewohnte Stiliſirung aller Naturgegenſtände mit ſich, daß man den echten Steinbock mit ſeinem regelmäßiger gebauten Gehörn weit öfter als den Paſeng zu erkennen meint. Aber wer will bei Gemmen, Vaſenbildern, kleinen Münztypchen, auf welche wir faſt ausſchließlich beſchränkt ſind, eine ſichere Entſcheidung treffen? Man giebt gegenwärtig folgende Arten des eigentlichen Steinbocks an: 1. Alpensteinbock in den Graiſchen Alpen, Capra ibex, 2. Pyrenäensteinbock, Capra pyrenaica, 3. Kaukaſusbock, Capra caucasica, 4. ſibiriſcher Steinbock, Capra sibirica, 5. Bedenbock, im ſteinigen Arabien, Capra beden oder sinaitica, 6. abeſſyniſcher Steinbock, Capra walie, 7. indiſcher Steinbock, auf dem Himalaya, Capra Skyn. Die Pyrenäen- und Kaukaſusböcke haben keine einfach bogen- oder halbmondförmig gekrümmten Hörner, jene haben ein leierförmiges, dieſe ein ſchafartiges Gehörn: ſolche Thiere ſind auf den antiken Bildwerken nicht dargeſtellt, um ſo öfter dagegen ohne Frage die vorderaſiatiſchen Steinböcke einſchließlich die Bezoarziege und einen vermuthungsweiſe aufzuſtellenden, heute verſchwundenen, Libanonſteinbock, der an Geſtalt und Gehörn zwiſchen dem ſibiriſchen und dem ſinaitiſchen Steinbock geſtanden haben dürfte. Dieſe vorderaſiatiſchen Steinböcke ſehen wir nun auf den beſagten Kunſtobjekten in allen möglichen Situationen, wie ſie von Menſchen oder geflügelten und ungeflügelten Göttern gehegt und auf den Armen getragen oder auch, nach einem bekannten vorderaſiatiſchen Motiv, von den ausgeſtreckten Armen des gottmenſchlichen Weſens paarweiſe bald an den Beinen, bald an den Hörnern feſtgehalten werden, wie ferner die Thiere bald mit, bald ohne Hunde, mit Pfeil und Speer zu Fuß und zu Pferd gejagt und getödtet werden, wie ſie verwundet auf den Hinterfüßen ſitzen oder ins Knie geſunken ſind, wie man ſie als Beute fortträgt, dann wieder in der Aufregung der Brunſt, wie Männchen gegen Männchen kämpft, wie es ſich nachher mit dem ſchwer erkämpften Weibchen einläßt; am allerödeſten aber iſt die einfachſte Situation des graſenden Steinbocks zu ſehen, wohl aus einem höchſt einfachen äußerlichen Motiv, damit bei tiefgeſenktem Kopfe der lange Bogen des Hornes beſſer in den engen Rahmen des Bildes hineinpaſſe. Auch den Kampf des Steinbocks mit ſeinen Erzfeinden, dem Panther und dem Löwen, ſehen wir theils angedeutet, theils ausgeführt. Hübſch ſind namentlich die Jagdbilder, die wir z. B. auf aſſyriſchen Cylindern und auf jenem ungefähr lebensgroßen römiſchen Moſaik aus Halikarnaß vor uns haben. Am häufigſten, hundert- und tauſendmal, finden wir den vorderaſiatiſchen Steinbock auf den Vaſengemälden des älteſten Stils, mit braunen Figuren auf gelblichem Grunde, wie ſie ohne Zweifel hauptſächlich aus phöniziſchen Fabriken einſt weit in den Occident getragen wurden: ſo z. B. auf den Vaſen des alten etruriſchen Grabgewölbes Campana zu Veji ſehen wir mehrfach den Steinbock mit großem Horn und langem Bart. Aus Bernſtein geſchnitzt begegnet er uns auf einem Stücke aus Armento. Bei den Schriftſtellern wird er faſt nie erwähnt.

Der ſibiriſche Steinbock hat ohne Zweifel als natürliches Modell gedient bei einem ſehr deutlichen Steinbock auf einem ſkythiſchen goldenen Diadem, das zu Novo-Tſcherkask am Don gefunden wurde: ſtatt der Zacken ſind allerlei Figuren, mehrere Elenthiere, ein Steinbock, Bäume u. ſ. w. angebracht (F. de Lasteyrie, Histoire de l'orfévrerie p. 68). Gehen wir nun noch zur Gemſe über.

Der heutige Verbreitungskreis der Gemſe befaßt die Alpen, Abruzzen, Pyrenäen, die Gebirge der kantabriſchen Küſte, Dalmatiens, Griechenlands, die Karpathen, ſiebenbürgiſchen Alpen, den Kaukaſus, Taurien und Georgien. Auch im Alterthum gab es in Griechenland und in Italien Gemſen und auch verwilderte Ziegen auf den höchſten Gebirgen. Sie hießen αἴξ ἄγριος, αἰγαγρος, αἰγαγρίων, χίμαιρα, ἄξα, ἴυρξ, rupicapra, damma, capra und capreа. Auf dem ganzen lacedämoniſchen Gebirge Taygetus waren ſie zahlreich, beſonders bei Euoras (Pauſan. III, 20, 5). Vor Beginn jedes Treffens pflegte der ſpartaniſche König auf dem Schlachtfelde im Angeſicht des Feindes eine Wildziege (χίμαιρα) zu opfern (Plutarch, Lycurg. 22; Xenoph., De rep. Laced. 13, 8; Hellen. IV, 2, 20). In Böotien zeigt die Münze des Fleckens Ismene den Kopf eines Wildziegenbockes (Eckhel, Doctr. numm. I, 2, 199). Auf dem Parnaſſus und anderen nordgriechiſchen Bergen ſind ſie heute noch zu finden. Auch die euböiſchen Felſenberge waren einer Tradition aus trojaniſcher Zeit zufolge damals von dieſen Thieren beſetzt (Pauſan. II, 23, 1). Die Achillesinſel Leuke im Schwarzen Meere wurde bloß von Ziegen, alſo gewiß verwilderten Exemplaren, bewohnt. Baſilius der Große erwähnt die Gemſen (oder den Paſeng?) am Iris im nördlichen Kleinaſien. Auf dem Olymp in Theſſalien iſt die Gemſe noch ziemlich gemein; halbwilde Ziegen birgt die Inſel Giura, das alte Gyaros. Dem entſpricht der Münztypus von Agyrium auf Sicilien: der Wolf, der eine Gemſe frißt (Eckhel, Doctr. numm. I, 1, 195). Ueberhaupt ſcheint zur Homeriſchen Zeit, wie manche andere Inſel, ſo auch Sicilien viele Gemſen oder Wildziegen (oder Paſenge?) [1]) beherbergt zu haben; denn für Ithaka nimmt es der Dichter an und ebenſo für die Inſel der Kyklopen, unter welcher doch am eheſten Sicilien zu verſtehen iſt.

In Italien war der aus Horaz bekannte ſchneereiche Soracte einer ihrer Lieblingsberge, ebenſo der Fiscellus, ein Gebirgsſtock der Appenninen an der umbriſch-piceniſchen Grenze; dazu kamen noch die verſchiedenen Ziegeninſeln: Capraria, jetzt Capraja, bei Elba, und Capraria, griechiſch Αἰγουσα, jetzt vielleicht Favignana bei Sicilien; vielleicht iſt auch die Iſola Caprara unſern Teanum und dem Frento zu erwähnen und der Monte Caprara im Frentaniſchen, ein Ausläufer der Appenninen. Die Schweizer Gemſe

bockshörner hatte das Londoner Thier nur ſo zu ſagen gewöhnliche große Ziegenhörner.

[1]) Die Jagd geſchieht mit Hunden und Wurfſpießen; das große, dichthaarige Fell der zottigen Wildziege wird von Eumaios als Sitzſtatt ausgebreitet.

kommt bei Plinius vor unter dem Namen rupicapra, Felsenziege. Die ſpaniſche iſt wohl unter dem Namen capreа gemeint in einer metriſchen Inſchrift aus der Kaiſerzeit, wo von den Jagden eines römiſchen Generals auf flüchtige capreae, Hirſche, Eber und wilde Pferde bei Legio, jetzt Leon, in Galläcien die Rede iſt (C. J. L. II, 2660 b). Auf dem Denkmal bei Gerhard, Etrusk. Spiegel I, Taf. II, ſcheint eine Gemsjagd dargeſtellt. Dagegen ſind die auf den aſſyriſchen Reliefs von Kuyundſchik mit Pfeilen gejagten Thiere mit leyerförmigen Hörnern, großen Ohren und nicht ſehr kurzem Schwanz und ohne Bart ſicher Antilopen. Da die Weibchen ohne Hörner ſind, können weder eigentliche Gazellen noch Wildziegen gemeint ſein. Beide Thiere, Antilope und Gemſe, ſcheint der gewöhnliche Römer unter dem Namen damma zuſammengeworfen zu haben. Dammae, Oryxgazellen und ähnliche Thiere wurden zu Columella's Zeit (alſo zu Beginn der Kaiſerzeit) in den römiſchen Parken gehalten. Graz, Februar 1881.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Am See von Wan in Türkiſch-Armenien hat am 30. Mai d. J. ein Erdbeben ſtattgefunden, über welches Mr. Emilius Clayton an die „Nature“ (Nro. 609 und 611) berichtet. In Wan ſelbſt war der Stoß nur leicht, in Bitlis im Südoſten des Sees heftiger, während ſeine größte Stärke anſcheinend in dem armeniſchen Dorfe Teghurt ſich zeigte, welches am Fuße des vulkaniſchen Nimrud-Dagh (am Weſtufer des Sees) dem Augenmaße nach nicht mehr als 4 engl. Meilen vom Rande des Kraters liegt und faſt gänzlich zerſtört wurde, wobei 93 Menſchen das Leben verloren. In Achlat, welches 5 bis 6 Miles weiter ab vom Nimrud-Dagh liegt, wurden gleichzeitig an 200 Häuſer zerſtört oder mehr oder weniger beſchädigt. Am 9. Juni Abends fand ein zweiter Stoß ſtatt, welcher das zwiſchen Teghurt und Achlat gelegene Dorf Sivratzor beſchädigte. Nur in dieſen drei Dörfern wurden wirklich Häuſer umgeworfen, während in anderen höchſtens Riſſe in Mauern und dergleichen entſtanden, und da jene drei Orte auf der direkten Verbindungslinie der beiden großen erloſchenen Vulkane Nimrud Dagh und Sipan Dagh (letzterer am Norduſer des Sees) liegen, ſo exiſtirt wahrſcheinlich eine Linie geringſten Widerſtandes zwiſchen denſelben. Alle drei Dörfer liegen indeſſen dem Nimrud näher, und da der heftigſte Stoß in Teghurt, welches dieſem am nächſten liegt, gefühlt wurde, ſo mag in Nimrud das Erdbebencentrum geſucht werden; doch mag ſich die Thatſache auch ſo erklären, daß das Dorf unmittelbar auf dem harten Fels eines alten Lavaſtroms erbaut ward. In einem Dorfe genau öſtlich vom Nimrud wurde Clayton die Mittheilung, daß die Erdbebenwelle von Süden gekommen ſei, ſo daß man das Centrum in den Bergen Kurdiſtans anſtatt im Nimrud zu ſuchen hätte; indeſſen genügt eine ſolche einzelne zweifelhafte Beobachtung noch nicht, um dieſe Frage zu entſcheiden. Clayton hat dann den Nimrud Dagh beſucht. Derſelbe ſteigt ſo allmälig an, daß man bis oben hinauf und in den Krater hinein reiten kann. Der Rand deſſelben war dort, wo ihn Clayton überſchritt, dem Aneroid zufolge 2810 Fuß = 856 m über dem See von Wan und etwa 6 engl. Meilen von demſelben entfernt; doch ſteigen einzelne Theile des Kraterwalles noch circa 500 Fuß höher an, und ſeine höchſten Stellen liegen im Norden und Süden. Der Krater iſt eine weite, faſt vollkommen kreisrunde Höhlung, von einem Durchmeſſer von 4 bis 5 Miles und ſein Boden iſt eine unregelmäßige flache domförmige Wölbung, die zum Theil mit Gras, zum Theil mit Zwergbirken und -Buchen und einer kriechenden Eibe bedeckt iſt. Zwiſchen den Hebungen dieſes Domes und beſonders in der ringförmigen Einſenkung zwiſchen dem Dom und den Kraterwänden liegen ſechs oder ſieben Teiche. Einer derſelben, an deſſen Rande Clayton lagerte, wurde von heißen Quellen geſpeiſt, welche in großer Anzahl rings an ſeinem Rande hervorſprudeln. Ihre Temperatur konnte er in Ermangelung eines Thermometers nicht feſtſtellen: eine derſelben war ſo heiß, daß er noch gerade ſeine Hand hineinhalten konnte. Dieſer Teich liegt 880 Fuß = 268 m unter der Stelle, wo er den Kraterrand überſchritt, und iſt der niedrigſte Punkt in dem ganzen Umkreiſe. Von Dampfausſtrömungen war nichts zu bemerken, obwohl der Berg der Tradition nach noch vor 400 Jahren thätig geweſen iſt; indeſſen konnte Clayton aus Mangel an Zeit nicht den ganzen großen Innenraum des Kraters durchforſchen.

## Afrika.

— J. M. Schuver, ein holländiſcher Reiſender, welcher in London einen Kurſus im wiſſenſchaftlichen Beobachten durchgemacht hat, verließ zu Anfang dieſes Jahres Kairo mit der Abſicht, ganz Afrika von Norden nach Süden zu durchwandern. Er hat jetzt Famaka an der Südgrenze von Fazogl erreicht und ſchickt ſich an, von da in die Länder der Galla einzudringen.

— Nachrichten vom Weißen Fluſſe ergeben, daß es dem Oeſterreicher E. Marno-Bey gelungen iſt, die Grasbarre (Sett) des Bachr el Ghazal, welche dem Dampfer „Sofia“ mit Geſſi-Paſcha ſo verhängnißvoll war, zu beſeitigen und dadurch die Schiffbarkeit des Fluſſes wiederherzuſtellen. Marno-Bey war dort, mit zwei Dampf- und drei Schleppſchiffen, mit 150 Matroſen und 100 ägyptiſchen Soldaten vom 1. April bis 15. Juni beſchäftigt.

— Ueber den ſchon früher kurz erwähnten Aufenthalt Prof. G. Schweinfurth's auf der oſtafrikaniſchen Inſel Socotra entnehmen wir einem Briefe des Reiſenden, der in der „Rigaſchen Zeitung“ veröffentlicht wurde und von Kairo, 1. Juli 1881, datirt iſt, das Folgende:

„So ſegelten wir und kreuzten endlos auf endloſem Meere, auf bewegter See und unter fabelhafter Schaukelbewegung einer Segelbarke, 28 Tage lang, um von Aden aus das geheimnißvolle Feen-Eiland zu erreichen. Nun waren wir da, und ein neuer Kampf begann: der Kampf mit der Zeit. Es blieben nur noch wenige Wochen bis zum Beginn des Südweſt-Monſun, der nicht nur allen Verkehr mit Socotra, ſondern auch alle Segelſchifffahrt in dieſem Meerestheile für viele Monate unmöglich macht. Ich hatte mit den Reſultaten meines Vorgängers, des Profeſſor Balfour aus Glasgow, der im Vorjahre ſechs Wochen gleichfalls zur botaniſchen Ausbeute auf Socotra geweſen war, zu wetteifern, wollte nicht hinter ihm zurückbleiben. Da mußte ich alles aufbieten, um die Zeit auszunutzen, und in der That gelang es mir, eine ſchöne und reiche Sammlung zu Stande zu bringen. Es war aber doch nur ein blindes Hineingreifen in dieſes unergründliche Füllhorn der Natur. Denke Dir eine Inſel mit reichem Pflanzenwuchs, wo ein Drittel oder ein Viertel ſämmtlicher Gewächſe daraus eigenartig und neu waren, und Du wirſt den Eifer begreifen, der mich beſeelen mußte. Mein Vorgänger hatte mir die Priorität weggeſchnappt von allen

diesen schönen neuen und neu zu benennenden Dingen, mir blieb nur die Nachlese. Aber selbst diese ist reich ausgefallen, und ebenso bleibt noch viel, unendlich viel übrig für diejenigen, die später hinkommen werden. Meine Erlebnisse werde ich demnächst in einem längern Berichte Dir zum Besten geben. Was ich hier mittheile, betrifft nur das Allgemeine und das zufällig Herausgegriffene.

Unser Aufenthalt in Socotra hätte bei größerer Muße und einsamer Ungestörtheit eine Idylle sein können, im Sinne von Robinson oder Paul und Virginie — so verschieden die beiden auch sein mögen, ich hätte von jedem mein Theil gehabt. Aber in diesem Tageskampfe, Schritt um Schritt in dichtem Buschwalde erkämpfend, Blüthe um Blüthe, Frucht um Frucht, da schwanden sie hin in rauher Wirklichkeit die Träume von Stillglück in der Beschränkung.

Wir hatten längere Zeit ein reizendes Lager inne in einsamem Gebirgsthale, auf unzugänglichen Wegen waren wir hingelangt und befanden uns dort inmitten einer jungfräulich unberührten Natur. Zwischen riesigen Felsblöcken waren die Zelte gespannt, umgeben vom herrlichsten Grün des dichten Gebüsches, dabei waren große natürliche Höhlen in Granitfels ausgewaschen von ehemaligen Bächen, und ein rauschender Wildbach strömte vorbei mit herrlichen, zum Bade einladenden Felsbecken voll des klarsten, frischesten Gebirgswassers. Die Temperatur war köstlich, selten erreichte sie um die Mittagszeit jene Höhe, die an den 12. Grad nördlicher Breite erinnerte, man war da wie auf den Höhen des Aetna oder des Vesuvs.

Meine Exkursionen, die ich bis auf die höchsten Spitzen, über 4500 Fuß, ausdehnte, bildeten mich in kurzer Zeit zum richtigen Buschmann aus. Das war ein beständiges Klettern zwischen haushohen Blöcken und durch unentwirrbares Astwerk, Schlingkraut und dichte Laubfülle. Die Pomeranze wächst wild und in riesigen uralten Stämmen auf der Insel, die Goldorange, von den Eingeborenen verschmäht, schimmert durch das dunkele Laub dieser urwüchsigen Hesperidengärten. Wilde Granatäpfel eigener Socotriner Art, Buxusgebüsche von Mannshöhe desgleichen, alles erinnert, so recht im Gegensatze zu den benachbarten dürren Küsten Arabiens und des Somallandes, an das glückliche Italien, wie es gewesen sein mag in Homerischer Urzeit. Diese Laubfülle aber übersteigt alles am Mittelmeer gewohnte Maß. Ferner sind die tonangebenden Gewächse auf Socotra von so fremdartigem, so bizarrem Habitus, daß sich der allgemeine Landschaftscharakter mit keiner andern Gegend vergleichen läßt. Wie überlebende Zeugen vergangener Weltepochen starren hier diese vegetabilischen Monstra zum Himmel, die Bäume mit angeschwollenen Tonnenleibern, wie Deine Stückfässer im Rathhauskeller, so groß, glattrindig und ohne ausgehauene Stufen gar nicht erklimmbar, um Zweige und Blüthen abschneiden zu können. Dann die prachtvollen Aloe mit der farbigen Blüthe, die Drachenbäume, die den historischen Ruhm der Insel ausmachen und deren Produkte bereits den ältesten Völkern bekannt waren, das alles stempelt Socotras Natur zu einer unvergleichlich fremdartigen.

Die Menschen auf Socotra waren ebenso eigenartig, als seine Thiere und Gewächse, ein Völklein von räthselhafter Herkunft, himmelweit verschieden von allem Menschlichen, was in asiatischer oder afrikanischer Nachbarschaft wächst, weder Araber noch Somali, weder Neger noch Indier. Die arabischen Geographen wollen wissen, daß sie die Nachkommen einer griechischen Kolonie seien, allein die alten Schriftsteller des klassischen Zeitalters wissen nichts davon. Meinetwegen mögen sie immerhin alte Griechen sein, die die Sonne braun gefärbt, die aber ihr bekanntes Profil in vielen Fällen erhalten haben und schlichtes Haar und schmale Lippen haben, wie wir. Waffen sind unbekannt bei ihnen, es seien denn bloße Messer, denn wilde Thiere, Raubzeug giebt es nicht auf der Insel, die nur von wilden Eseln, Civetten und einigen Steinböcken abgeweidet wird. Der Mensch ist hier das harmloseste Geschöpf der Schöpfung, da nichts durch Widerstand in ihm den Dämon des Besitzes wachruft, zum Raube und zur Gewalt auffordert; wehrlos, wie die Pflanzen, die ihren Herden das Dasein schenken, ist der Socotriner ein schüchterner Hirt, dessen Behausung die natürlichen Höhlen bilden, von welchen die Insel wimmelt. Wir hatten die größte Schwierigkeit, uns mit ihnen zu verständigen. Unsere Sachen lagen unbewacht im Lager herum, und oft ließen wir dasselbe Tage lang im Stiche. Nicht das Geringste kam uns abhanden."

## Australien.

— Nachdem die internationale Industrieausstellung in Melbourne am 30. April dieses Jahres geschlossen worden, ist ein beträchtlicher Theil der eingelieferten Gegenstände von Neuem in Adelaide ausgestellt worden. Diese Ausstellung wurde am 1. Juli eröffnet und soll bis zum 21. August dauern. Zahlreich und gut vertreten sind England, die Kolonie Viktoria und Japan, leidlich Italien, Oesterreich und Amerika, dagegen Deutschland und Frankreich nur sehr spärlich.

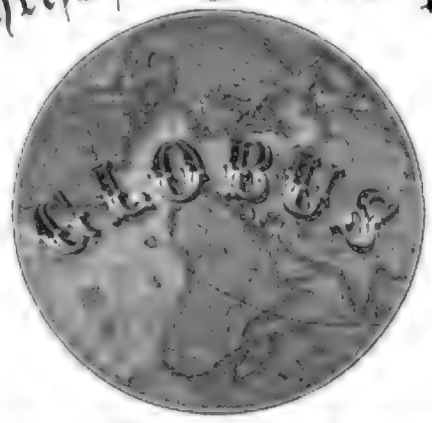
— Eine anziehende, herzerfreuende Gabe sind „Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen", welche soeben im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft von Dr. G. Neumayer und Otto Leichhardt, einem Neffen des berühmten Australien-Reisenden, herausgegeben wurden (Hamburg, L. Friederichsen u. Comp., 1881. Mit Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien). Es gewährt einen hohen Genuß, in diesen sicherlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen, deren ersten der Göttinger Student, deren letzten der berühmte Reisende am Beginn seiner letzten todbringenden Wanderung geschrieben hat, zu verfolgen, wie er in festem, unentwegtem Vorwärtsstreben alle Hindernisse besiegte und seinem Ziele nachging, das zu erreichen nur der Tod ihn hinderte. Die Briefe aus Paris und London, aus Südfrankreich und Italien, die bis zum September 1841 reichen, gewähren tiefe Einblicke in den unvergleichlichen Ernst, mit welchem Leichhardt sich zum Naturforscher und Entdeckungsreisenden vorbereitete; bis in sein 28. Lebensjahr hinein hat er unermüdlich in Museen, Vorlesungen und auf Wanderungen sich geistig und leiblich dazu geschult und erzogen. Dr. G. Neumayer, der sich um die Aufhellung von Leichhardt's Schicksal so vielfach und leider so vergeblich bemüht hat, fügte den Briefen einen Anhang: „Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender", hinzu, in welchem er denselben mit vollstem Rechte nachrühmt „Frische der Auffassung, strenge Wahrheitsliebe und das Bedürfniß, sich seinen eigenen Eindrücken hinzugeben und denselben volle Rechnung zu tragen", und der Umstand, meint er, daß Leichhardt ein bedeutender, selbständig denkender Geist und Forscher war, giebt diesen seinen Auslassungen eine erhöhte Bedeutung, und zwar darum, weil hier einmal eine Gelegenheit geboten wird, wie wohl selten, die schrittweise Entwickelung des Keims zu edlem Streben von Anfang an zu belauschen und in seiner Entwickelung zur Blüthe und zur vollen Thatkraft zu verfolgen. Wir empfehlen das Buch nachdrücklichst der Aufmerksamkeit unserer freundlichen Leser als ein hochinteressantes Stück Autobiographie und einen Beitrag zur Geschichte der Geographie.

**Inhalt:** Das heutige Syrien. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Shukow: Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition. I. — Dr. O. Heyfelder: Geographisches über die Achal-Teke-Oase. — Prof. O. Keller: Steinbock und Gemse im klassischen Alterthum. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — (Schluß der Redaction 12. August 1881.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XL. № 11.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Das heutige Syrien.

(Nach dem Franzöſiſchen des M. Lortet.)

## VIII.

Am 9. April verließ Lortet Tyrus, und ritt an der Küſte entlang nach Akka. Dieſe Strecke des Meeresufers iſt flach, nur in der Mitte, zwiſchen dem ſchon erwähnten Ras el-Abiad und dem ſüdwärts davon gelegenen Ras en-Nakura, tritt das Gebirge bis unmittelbar an das Meer heran und bildet einen ſtrategiſch wichtigen Paß, welcher im Alterthume wie im Mittelalter ſtark befeſtigt geweſen iſt. Da liegt auf den Höhen das früher geſchilderte Kala'at eſch-Schema, dann Tell ed-Daba und Tell Irmid, näher dem Meeresgeſtade Iskanderuna, wo eine von Alexander dem Großen an der Stelle ſeines Zeltes gegründete Stadt, Alexandroskene, geſtanden haben ſoll, die Balduin I. 1116 als Feſtung unter dem Namen Scandarium wieder aufbaute. Heute ſteht dort ein zumeiſt aus antikem Material erbauter Chan neben einer klaren, tiefen, leider aber faſt lauwarmen Quelle. Etwa ¾ Stunden weiterhin ſtößt man an einem Bachbette auf die Ruinen Um el-Awamid (Mutter der Säulen), die Renan 1861 unterſucht hat. Er fand dort Sphinxe und rohe Figuren von Löwen, auch phöniziſche Inſchriften und eine ſehr intereſſante Sonnenuhr. Die joniſchen Kapitelle der dortigen Säulen ſtammen aus guter griechiſcher Zeit; die Stadt ſoll damals den Namen Laodicea geführt haben. Ihre Trümmer heißen heute Medinet el-Taharan oder Medinet el-Turan, auch Tuhran eſch-Scham. Nach Socin-Bädeker (2. Ausgabe, S. 323) lautete der ältere Name des Ortes Turân. Die Umgegend des Ortes iſt heutigen Tages wüſt und öde; man ſieht dort weder Haus noch Dorf. Nur zahlreiche Schakale treiben ſich in den Ruinen herum, und zur Nachtzeit läßt ſich das ſcheußliche Gekläff der Hyänen vernehmen. Nun ſteigt man zum Ras en-Nakura hinauf, der alten „Tyriſchen Treppe“ (Scala Tyriorum), in deren feſtem Geſtein viele verſteinerte Seeigel ſich finden. Oben, 75 m über dem Spiegel des Meeres, dehnt ſich ein felſiges Plateau aus, das mit Geſtrüpp von ſtacheligem Ginſter, Karuben und Poterium spinosum bedeckt iſt. Alsbald aber öffnet ſich die prachtvolle Ausſicht nach Süden, über die weite Ebene und den Meerbuſen von Akka, den im Hintergrunde der Karmel abſchließt, und im Oſten die Berge von Galiläa. Ein ſteiler, ſteiniger, aber dabei — eine Seltenheit in türkiſchen Landen — kürzlich ausgebeſſerter Weg führt in die Ebene hinunter und über den Ain Meſcherfe, einen kleinen Bach, der einſt die Grenze zwiſchen Phönicien und Kanaan bildete.

Zwiſchen dem Geſtrüppe bemerkte der Reiſende einige Zelte von Tſcherkeſſen. Dieſe Unglücklichen wandern ſeit der Unterwerfung des Kaukaſus durch die Ruſſen im weiten türkiſchen Reiche als Vagabunden umher und haben keine Heimſtätte, trotzdem die Regierung ihnen fruchtbare Ländereien angewieſen hat; früher anſäſſig, ſind ſie zu Nomaden geworden, treiben keine Arbeit, ja ziehen nicht einmal Vieh auf und leben nur von Diebſtahl und Raub. Für die friedlichen Bewohner Syriens ſind ſie eine wahre Geißel, und dieſe werden mitunter zu entſetzlichen Repreſſalien veranlaßt. So haben vor einiger Zeit Araber aus der Ebene von Akka, um einen von Tſcherkeſſen verübten

Plate 3 (facing) The Relief of Lucknow, 25 September 1857. Sir James Outram (1803–63) and Sir Henry Havelock (1795–1857) meeting Sir Colin Campbell (1792–1863) at the Alambagh. Outram and Havelock had fought their way from Cawnpore to Lucknow, but were unable to relieve the garrison. Campbell's force succeeded in doing so. Lithograph by Day & Haghe after a drawing by Lieutenant Crealock.

fall of Delhi. Nicholson was mortally wounded in the assault on the city and died on 23 September. Delhi was retaken by the British on 20 September

Ein neues Gebiet betritt Hans Thoma mit seinem Bilde „Im Paradies“ (Abb. 3). Es ist ein Stück Natur, das er uns hier vorführt, ein Stück Natur, wie es sich dem Auge des Künstlers darbietet, ohne Zutaten, ohne Beschönigungen. Ein Stück Natur, wie es sich dem Auge des Künstlers darbietet, ohne Zutaten, ohne Beschönigungen. Ein Stück Natur, wie es sich dem Auge des Künstlers darbietet, ohne Zutaten, ohne Beschönigungen. Ein Stück Natur, wie es sich dem Auge des Künstlers darbietet, ohne Zutaten, ohne Beschönigungen.

Abb. 3. Hans Thoma, „Im Paradies“. (Aus der Ausstellung der Münchener Secession.)

Digitized by Google

Mesopotamischer Tänzer und Musikantinnen in Akka. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

A. Bennett Hamilton sends a photograph of the Rhyl Lifeboat, which was launched on the 19th ult. to the assistance of the schooner *Ellen*, of Whitehaven, which was in distress off the Rhyl Flats. The vessel was found to be in a sinking condition, and the crew were taken off by the lifeboat. The *Ellen* was towed into Rhyl, but sank at her moorings before she could be beached.

The Rhyl Lifeboat going to the assistance of the "Ellen."

**Rhyl** (Welsh, *Y Rhyl*) is a rising watering-place in the parish of Cwm, hundred of Rhuddlan, Flintshire, 30 miles from Chester, 210 from London, and 4 from Abergele Road Station, on the London and North Western Railway. It is situated on the estuary of the River Clwyd, and has a fine sandy beach, which is a favourite resort for bathers. The town is well built, and has a handsome church, a Roman Catholic church, a Wesleyan chapel, a Baptist chapel, a Congregational chapel, a Presbyterian chapel, a Unitarian chapel, a Calvinistic Methodist chapel, a Primitive Methodist chapel, a Free Methodist chapel, a Salvation Army barracks, a Mission room, a Jewish synagogue, a Literary Institution, a Public Hall, a Public Library, a Reading Room, a Gymnasium, a Cricket Ground, a Bowling Green, a Golf Links, a Lawn Tennis Ground, a Bathing Establishment, a Pier, a Promenade, a Lifeboat Station, a Coastguard Station, a Volunteer Drill Hall, a Police Station, a Workhouse, a Cottage Hospital, a Dispensary, a Post Office, a Telegraph Office, a Savings Bank, a Market House, a Market Hall, a Fish Market, a Cattle Market, a Corn Exchange, a Gas Company, a Water Company, a Local Board, a Board of Guardians, a Petty Sessional Court, a County Court, a Weekly Newspaper, and a Monthly Magazine. The population in 1881 was 3,000.

Mary, the Blessed Virgin, Christ's Mother, and Joseph, her husband, and the Child Jesus, Christ's Son, and Christ's Father, God the Father, and God the Holy Ghost, and Christ's Mother, and

Einwohner), welche von einer verfallenen Mauer aus sarazenischer Zeit umgeben ist, aber keinerlei Alterthümer oder Sehenswürdigkeiten enthält, dehnt sich wiederum eine kleine Ebene aus, welche im Alterthume die Stadt Sycaminum trug, und an deren Südostende die deutsche Ackerbau-Kolonie der württembergischen „Templer“ liegt, welche sich hier 1869 niedergelassen haben und jetzt etwa 300 Seelen zählen. Es ist erfreulich, daß Lortet, ebenso wie noch vor Kurzem der viel berufene Midhat-Pascha, dem Fleiße, der Reinlichkeit und Ordnungsliebe dieser Kolonisten, ihren Weinbergen, Straßenbauten, Blumengärten und Feldern vollste Anerkennung zu Theil werden läßt, und nur wünscht, daß Frankreich, um sich seinen schwindenden Einfluß in Syrien zu bewahren, gleichfalls fleißige, ackerbauende Familienväter hinaussenden möge, anstatt, wie jetzt, Franciskaner und sonstige vaterlandslose Mönche, zumeist von spanischer und italienischer Abkunft, die sich von Frankreich füttern lassen und dabei demselben eher schaden als nützen.

Von Haifa aus führt der Weg nach dem Karmel-Kloster (149 m über dem Meere) nordwestlich, läßt die Templer-Kolonie zur Rechten, beginnt nach etwa 25 Minuten steil und treppenartig anzusteigen und erreicht nach weiteren 12 Minuten die Höhe und das Kloster mit seinen dicken festungsartigen Mauern und Terrassen, die eine prächtige Aussicht auf die Ebene von Akka und das weite Meer gewähren. Letzteres umgiebt das Vorgebirge von drei Seiten; man bedarf keiner großen Einbildungskraft, um sich auf das Vordertheil eines mächtigen Schiffes versetzt zu glauben. Dieser nordwestliche Ausläufer des Karmel-Gebirges besteht ausschließlich aus einem jurassischen, kreideartigen Kalkstein, welcher zahlreiche kieselige Konkretionen, „Katzenköpfe“ der Geologen, einschließt; diese nahmen die mittelalterlichen Pilger als kostbare Andenken mit heim und nannten sie „Elias-Melonen“ oder „Lapides Judaici“. An anderen Stellen des Berges finden sich merkwürdige fossile Seeigel. Der Karmel ist fast überall mit reicher baumartiger Vegetation bedeckt, namentlich zahlreichen Eichen; auf den Waldblößen blühen im Frühjahre die schönsten Blumen, eine Folge seines Reichthums an Wasser und Quellen, welcher den Berg selbst im Sommer, ein Unicum in Syrien, grün erhält. Er war deshalb seit den ältesten Zeiten ein heiliger Berg und galt den Umwohnern als „Berg Gottes“. Der Prophet Elias richtete den Altar von Neuem auf, welchen Jehovah dort schon früher gehabt hatte. Seine Schönheit wird z. B. von Jesaias und im Hohen Liede gerühmt; dabei scheint er aber im Alterthume nicht stark bewohnt gewesen zu sein, so daß Flüchtlinge dort ein Asyl fanden. Auf seiner Westseite finden sich viele Höhlen, die schon früh von Einsiedlern bewohnt waren; schon Pythagoras soll, von Aegypten kommend, sich einige Zeit lang dort aufgehalten haben. Zu Tacitus' Zeit stand oben auf dem Karmel ein Altar des gleichnamigen Gottes ohne Tempel oder Bildsäule, dessen Orakel Vespasian befragte. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten sammelten sich Einsiedler in jenen Höhlen, wo ihre Anwesenheit durch griechische Inschriften bezeugt ist. Im 12. Jahrhundert thaten sich dieselben allmälig zu einem Mönchsorden zusammen, welcher im Jahre 1207 durch Papst Honorius III. bestätigt wurde; diese „Karmeliter“ siedelten 1238 auch nach Europa über. 1552 besuchte Ludwig der Heilige das Kloster. Später ging es den Mönchen wiederholt schlecht: 1291 und 1635 wurden viele derselben getödtet und bei letzterer Gelegenheit das Kloster in eine Moschee verwandelt; doch gelang es den Mönchen, dasselbe wieder in ihren Besitz zu bringen. Als Napoleon 1799 Akka belagerte, diente es den Franzosen als Lazareth; aber bei ihrem Rückzuge wurden sämmtliche Verwundete von den Türken niedergemetzelt; ihre Ruhestätte bezeichnet eine kleine Pyramide vor der Pforte des Klosters. Im Jahre 1821 ließ Abdallah Pascha von Akka bei Gelegenheit des griechischen Aufstandes unter dem Vorgeben, das Kloster könnte die Feinde des türkischen Reiches begünstigen, dasselbe gänzlich zerstören. Allein schon sieben Jahre später erstand es wieder aus seinen Trümmern und zwar durch den Eifer des Bruders Giovanni Battista von Frascati, welcher mehrere Jahre lang Europa durchzog und die nöthigen Mittel sammelte. Heute steht das Gebäude stolz und prächtig wieder da, und an 20 italienische und spanische Karmeliter üben, wie mehrfach in Syrien, liberale Gastfreundschaft aus. Die Kirche mit ihrer weithin sichtbaren Kuppel ist im modernen italienischen Stile erbaut; unter dem Hauptaltar liegt eine Grotte, zu welcher fünf Stufen hinabführen: an diesem auch den Mohammedanern heiligen Platze soll Elias gewohnt haben.

---

# Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow.**

## II.

Termez (Termiz, Tarmizy) war schon im grauen Alterthum bekannt als eine der bedeutendsten Städte am Ufer des Amu. Die jetzigen Einwohner wissen nicht, wer die Stadt gegründet hat; ihnen ist nur bekannt, daß sie erst in verhältnißmäßig später Zeit den Namen Termez erhielt, und daß ihr alter Name (in der Tadshik-Sprache) Gul-gul, d. h. „die geräuschvolle Stadt“, war. Die Sage berichtet, der Lärm ihrer Bazare sei bis nach Balch gehört worden, d. h. auf mehr als 80 Werst Entfernung. Dieses ist natürlich übertrieben, aber es beweist, daß Gul-gul in der That eine große, volkreiche Stadt war. Daß hier der Mittelpunkt einer bedeutenden Kulturoase lag, das zeigen auch die gewaltigen Bewässerungsanlagen, welche die Bewohner zur Berieselung ihrer Felder gemacht hatten. Das ganze Feld und Ackerland um Gul-gul konnte nicht vom Amudarja aus bewässert werden, weil die Ländereien von Termez sich auf viele Werst vom Ufer des Amu in das Innere des Landes erstrecken; es mußte deshalb ein großer Zuleitungskanal von unterhalb Denau aus dem Bergflüßchen Kizyl-su hergeleitet werden. Nach anderen Angaben lag der Anfang dieses Kanals noch weit nördlicher, und er kam aus dem Saug-gardak-darja und nahm als Zuflüsse alle die zahlreichen Bergwasser auf, die jetzt in den Surchan sich ergießen. Die Spuren dieses Kanales, der die Gefilde von Gul-gul bewässerte, sind noch heute sichtbar in Gestalt eines tiefen Grabens, der hier und da

ſchon mit Erde angefüllt iſt, der aber die ganze Thalebene des Surchan auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes durchzieht. Ein ſolcher Kanal konnte in der That eine ungeheure Fläche Landes bewäſſern. Als das Leben auf den einſt ſo reich bewohnten Ufern des Amudarja erſtarb, verfiel freilich auch er als nutzlos. Die jetzigen Bewohner der Ufer des Amu, hauptſächlich Turkmenen aus verſchiedenen Stämmen, begnügen ſich für ihre Felder mit kleinen Zuleitungsgräben, die auf kurze Strecken direkt aus dem Amu hergeleitet ſind; ſo iſt es auch bei Kelif, Danadſha und anderen turkmeniſchen Ortſchaften am Amu.

Die Sage berichtet, daß in der Stadt Gul-gul einſt einer der Nachkommen von Mohammed, Chodſha Ali-ul-hakim, lebte. Er war der Sohn ſehr armer Eltern; ſein Vater ſtarb, als er erſt drei Jahre alt war, und als der Knabe heranwuchs, fing er an ſeiner Mutter in der Wirthſchaft zu helfen, und ging häufig für ſie nach Holz und Waſſer. Eines Tages begegnete er einigen ſeiner Altersgenoſſen, die in die Schule gingen und ihn aufforderten, mit ihnen zu kommen. Chodſha Ali-ul-hakim erwiderte, daß er gern mit ihnen gehen möchte, daß er aber erſt von ſeiner Mutter Erlaubniß haben müßte. Auf die Bitte des Knaben, ihn in die Schule gehen zu laſſen, erwiderte die Mutter: „Wer ſoll mir denn aber Holz und Waſſer holen? Du weißt, daß ich Keinen außer Dir zur Hülfe habe.“ Der betrübte Knabe wagte nicht der Mutter ungehorſam zu ſein, und ging Holz einſammeln. Kaum war er aus der Stadt herausgekommen, als ſich ein alter Mann zu ihm geſellte, und ihn fragte, warum er ſo betrübt wäre. Der Knabe klagte ihm aufrichtig ſein Leid, da umarmte ihn der Alte, und drückte ihn an ſeine Bruſt, und als er ihn losließ, da wußte der vierzehnjährige Ali-ul-hakim den ganzen Koran und kannte alle Wiſſenſchaften. Der erſtaunte Knabe wollte dem Greiſe danken, aber dieſer verſchwand plötzlich. Da begriff Ali-ul-hakim, daß der Alte, der ihm erſchienen, ſein Urahn Mohammed ſelber ſei. Zugleich fühlte er in ſich den Beruf zum Predigeramt, nahm ſein Holz auf und kehrte eilig nach Hauſe zurück. Als die Mutter von der Erſcheinung erfuhr, ſandte ſie ohne Widerſpruch ihren Sohn in die große Moſchee, die dicht am Ufer des Amudarja ſtand. Als er in die Moſchee eintrat, befand ſich viel Volks in derſelben und darunter der berühmte Gelehrte Imam Scharija. Zu allgemeinem Erſtaunen ſtellte ſich der vierzehnjährige Knabe vor den Altar der Moſchee und begann zu predigen, und belehrte das Volk, wie es leben ſollte, nach dem Willen Gottes. Die Kunde von dem ungewohnten Prediger verbreitete ſich ſchnell in der ganzen Stadt Gul-gul, und das Volk kam täglich in Schaaren zu der Moſchee, wo Ali-ul-hakim predigte. Der Imam Scharija ſelbſt erkannte deſſen Vorrecht über ihn an, und ſagte: „Gott ſelbſt ſandte uns ſeinen Schüler, damit wir ihn hören ſollen.“

Chodſha Ali-ul-hakim lebte und predigte die ganze Zeit in ſeiner Geburtsſtadt Gul-gul; die Zahl ſeiner Schüler wuchs ſchnell an. Aber je mehr ſein Ruhm ſich vermehrte, um ſo mehr Neider bekam er auch. Eines Tages begab er ſich allein, ohne Schüler, in die Moſchee, um zu beten; es waren keine Menſchen in derſelben, da ſchlich ſich der Arbeiter, dem er ſein Pferd zu halten gegeben, heimlich in die Moſchee und ſchlug dem Betenden mit einem Schlage den Kopf ab. Nachdem er die Miſſethat begangen, verbarg er ſich ſogleich. Bald verſammelten ſich die Schüler des Erſchlagenen in der Moſchee, und ſahen ihren Lehrer enthauptet daliegen. Die Trauer war allgemein. Man beſtattete den berühmten Prediger mit allen Ehren, und viel Volks verſammelte ſich täglich an ſeinem Grabe. Eines Tages als Leute aus dem Volke und Schüler des Heiligen an ſeinem Grabe weinten, da hörte man eine Stimme: „Tryk-biz“, d. h. ich lebe. Von der Zeit an nannten alle den Verſtorbenen Tryk-biz und danach wurde die Stadt ſelbſt umbenannt in: Schaari-Ali-ul-hakim-Tryk-biz. Im Laufe der Zeit wurde dieſes letzte Wort unrichtig Termez ausgeſprochen, und die Stadt ſelbſt bekam danach den Namen Termez. Dieſes iſt die Legende von dem Heiligen, deſſen Grabmal noch heute als Gegenſtand der Verehrung dient. Der Legende nach ſtarb er noch jung, im 30. Jahre und lehrte im Ganzen 16 Jahre (vom vierzehnten bis dreißigſten). Ueber dem Grabe des Termez, d. h. des Ali-ul-hakim, iſt jetzt eine hübſche Moſchee aus gebranntem Ziegel erbaut, die von den Herrſchern von Buchara erhalten wird. Die Ortseinwohner ſagen, daß bis zur Zeit von Timurleng die Moſchee ſich in Verfall befand. Timur erneuerte ſie und baute ſie aus. Seine Nachfolger errichteten über dem Grabe des Heiligen ein prächtiges Denkmal aus weißem Marmor mit arabiſchen Inſchriften (Sprüchen aus dem Koran). Hier ſammeln ſich zum Gebet Pilger aus allen Theilen Mittelaſiens, nicht nur aus Buchara und Samarkand, ſondern auch aus Taſchkent, Kokand und Chiwa. Das Grab verwalten, wie überall in der muſulmaniſchen Welt, die Nachkommen des hier begrabenen Heiligen, welche auch die Opfer der Pilger in Empfang nehmen. Dieſe Opfer erreichen mitunter recht ſtattliche Ziffern. Viele opfern Geld, Pferde, Kameele, Hammel. Die Turkmenen opfern dem Grabe des Heiligen, oder vielmehr ſeinen glücklichen Nachkommen, häufig bis 10 und 15 Hammel. Die einfachen von der Kultur Mittelaſiens noch nicht berührten Nomaden ſind eben aufrichtig in Allem, was ſie thun, und verſtehen es noch nicht, wie die Chineſen mit papiernen Bildniſſen, ſtatt der Opfer, ſich abzufinden. Im Gegenſatz dazu geben die Nachkommen des Heiligen, bei der Unmöglichkeit, ſelbſt alle Opfer einzuſammeln, gar oft die Grabſtätte des Termez in Pacht. Alle Ueberlieferungen der Muſulmanen beſtätigen, daß Termez eine ſehr große Stadt war und der Mittelpunkt der Kulturoaſe am nördlichen Ufer des Amudarja. Es ſoll ſich bis auf 12 Werſt in das Innere des Landes und am Ufer entlang 24 Werſt weit ausgedehnt haben, bis zu der Stadt Mija, von der ſich auch noch deutliche Spuren erhalten haben; dieſelbe war eine Art Vorſtadt von Termez.

Zur Zeit ſind die einzigen Bewohner am nördlichen Ufer des Amu Turkmenen verſchiedener Stämme, welche die bittere Noth und der Hunger auf das bucharifche Ufer getrieben haben. Sie werden deshalb auch „nan-talag“, d. h. Brodſucher, genannt. In Lumpen gehüllt, ſchlechter und ſchmutziger, als man ſich vorſtellen kann, treiben dieſe Turkmenen alle Beſchäftigungen, die ihnen geboten werden; ſie dienen als Ruderer bei den Fähren, treiben Hammelherden aus der Gegend von Balch nach Karſchi und Buchara oder dienen als Laſtträger bei den Karawanen. Die Mehrzahl derſelben lebt in „kibo“, d. h. Zelten, am Ufer des Amudarja zerſtreut, nur wenige in armſeligen Ortſchaften zuſammen.

Doch kehren wir noch einmal nach Termez und ſeiner unmittelbaren Verlängerung, der Stadt Mija, zurück. Eine Deutung des letztern Namens, über welchen in der Gegend einige Legenden exiſtiren, iſt ſchwer zu geben. Unter den Trümmern von Mija hat ſich beſonders ein Thurm gut erhalten von 42 Arſchin Höhe und faſt ebenſo viel Umfang an der Grundfläche. Auf der Höhe des Thurmes iſt eine kufiſche Inſchrift angebracht, die leider keiner der ſchriftkundigen Muſulmanen entziffern konnte; auch eine Abſchrift, wie der Chef der Expedition ſie wünſchte, brachte keiner

zu Stande. Außer dem Thurm ſind in Mija noch Trümmer einer Moſchee und Reſte von Backſteinmauern zu ſehen. Von der Citadelle von Termez haben ſich bis heute noch die Ueberbleibſel des Walles und des Grabens erhalten, welche die äußere Umfaſſung deſſelben bildeten. An den Ecken dieſer Umfaſſung ſtanden Thürme, wie bei allen aſiatiſchen Feſtungen; auch von dieſen blieb einer erhalten, der dicht am Ufer des Amudarja ſteht und mehr und mehr in den Haufen von Schutt und Ziegeln verſinkt; die anſtoßende Mauer aber längs des Amu hat ſich noch ziemlich gut erhalten. Das Hauptthor der Stadt lag ebenfalls auf der Seite des Amu, und noch jetzt kann man in der Mitte der Mauer den Bogen erkennen, welcher das Thor überwölbte. Das Innere der Citadelle iſt angefüllt mit Haufen von Schutt, Backſteinreſten und bunten Kacheln. Unter dieſem Bauſchutt finden ſich auch Glasſcherben und Münzen, die aber ſo mit Roſt bedeckt ſind, daß es unmöglich iſt Inſchriften darauf zu entziffern. Man erzählte, daß noch unlängſt vier fremde Leute dort Ausgrabungen vorgenommen, und unter anderen auch ſechs ſilberne Barren, jeden etwa fauſtgroß, aufgefunden hätten. Auf das Gerücht dieſes Fundes hin habe der Beg von Schir-abad dem Emir berichtet, und letzterer alle Ausgrabungen in Termez und allen anderen alten Städten bei Todesſtrafe verboten.

Am Ufer des Amu vor dem ehemaligen Hauptthore der Stadt lag eine Plateforme, aus gebranntem Ziegelſtein errichtet, die ſich ebenfalls noch erhalten hat. Ferner ſteht $1\frac{1}{2}$ Werſt von Termez noch eine alte Windmühle; freilich iſt jetzt ſchwer zu ſagen, ob es wirklich, wie die Einwohner behaupten, eine Mühle oder etwas Anderes war, denn von dem ganzen Bau ſteht nur noch ein Pfeiler von 8 Saſhen (18 m) Höhe, erbaut aus Ziegelſteinen von je 1 Arſchin Länge und $\frac{1}{2}$ Arſchin Breite. Die Einheimiſchen, welche alle Uebertreibungen lieben, führen den Urſprung der Plateforme auf die Zeit Alexander's des Großen von Makedonien zurück, als in Termez ein gewiſſer Kaſchta-ſab herrſchte. Die Legende ſagt, daß Iskander Zjul-karnau (der zweihörnige Alexander) vom afghaniſchen Ufer her ſich Termez näherte; die Belagerung dauerte lange und, als endlich der Ort ſich ergab, befahl Iskander den Herrſcher Kaſchta-ſab zu tödten, die Einwohner aber mußten ſofort zum Bau einer Brücke über den Amu ſchreiten. Als die Brücke fertig war, führte Iskander ſein ganzes großes Heer über dieſelbe. Als vorübergehendes Bauwerk nur für Kriegszwecke verfiel die Brücke ſchnell wieder, und nur die eben erwähnte Plateforme hat ſich erhalten. Iskander ließ in Termez nur eine kleine Garniſon, er ſelbſt zog nach Samarkand. Nach ſeinem Tode erklärte der Chef der Garniſon ſich unabhängig und beherrſchte eine Zeit lang Termez und das umliegende Gebiet.

Vier Werſt von Termez liegt eine Inſel, Aral-paigambar, die auch durch eine muſulmaniſche Legende bezeichnet iſt: Vor tauſend Jahren, ſo erzählen die Einwohner, lebte im Charezm (Chiwa) ein Fremder, der ſich ſchnell als berühmten Prediger und Heiligen in der ganzen Stadt bekannt machte. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit und Heiligkeit verbreitete ſich in der ganzen muſulmaniſchen Welt und aus Kokand, Taſchkend und Buchara kamen viele Menſchen, um Zjul-Kafil (ſo hieß der Prophet) predigen zu hören. Vor ſeinem Tode gebot dieſer ſeinen Schülern ihn nicht auf muſulmaniſche Art zu begraben, ſondern einen hölzernen Sarg machen zu laſſen, und mit demſelben ſeinen Körper dem Amudarja zu übergeben. Dieſer Befehl des Paigambar, d. h. des Predigers, wurde pünktlich erfüllt. Zum allgemeinen Erſtaunen ſeiner Schüler und aller Einwohner von Chiwa, die dem Begräbniß beiwohnten, verſank aber der Sarg nicht, ſondern ſchwamm ſlußaufwärts fort. Die Schüler folgten ihm am Ufer und gelangten ſo bis hundert Taſchen (800 Werſt) von Chiwa. Als der Sarg ſich Termez näherte, blieb er plötzlich ſtehen, und die Schüler hörten die Stimme des Zjul-Kafil: „Hier iſt der nächſte Nachkomme unſeres Propheten Mohammed begraben, ich halte mich für unwürdig, mich weiter ſeinem Grabe zu nähern.“ Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo theilte ſich der Amu in zwei Arme, und an der Stelle, wo der Sarg ſich befand, erſtand eine Inſel. Die Schüler begruben ihren Lehrer auf dieſer Inſel, welche ſeitdem Aral-Paigambar-Zjul-Kafil heißt. Der nächſte Nachkomme Mohammed's, von dem die Rede iſt, war der oben erwähnte Chodſha-Ali-ul-halim. Ueber dem Grabe auf der Inſel ward ſpäter von dem berühmten Abdullah Chan ein Mauſoleum in Geſtalt einer Moſchee mit verſchiedenen Kuppeln gebaut. Hierher kommen noch häufig Pilger aus allen Theilen Mittelaſiens. Gewöhnlich ſind die Nachkommen eines verſtorbenen Heiligen die Wächter ſeines Grabes und Empfänger der dort gebrachten Opfer. Zjul-Kafil war aber aus der Fremde eingewandert und hatte keine Nachkommen, deshalb ernennt der Beg von Schir-abad eine Perſon zur Beaufſichtigung des Grabes. Von den geſammelten Opfergaben beſtimmt der Emir von Buchara einen Theil zur Inſtandhaltung des Grabes, das Uebrige wird an die Grabſtätte von Boguet-din (8 Werſt von Buchara) abgegeben; dort befindet ſich nämlich das einzige Armenhaus in dem ganzen Chanat, in dem viele Arme und Bettler verpflegt werden.

Von Termez abwärts nehmen die Ufer des Amudarja wieder ihren flachen lebloſen Charakter an. Das Gelände zunächſt des Fluſſes ſteht häufig unter Waſſer; es iſt ein Strich von angeſchwemmtem Thonboden, bewachſen mit niedrigen Wermuthbüſchen und Pattaſträuchern. Letztere bilden an etwas höher gelegenen Stellen manchmal ſchwer durchdringliche Haine. An den tiefer gelegenen Stellen, wo das Waſſer faſt den ganzen Sommer ſtehen bleibt, und wo der Boden ſumpfig und moraſtig iſt, breiten ſich Schilfpflanzungen aus, welche vielfach die einförmigen Uferlandſchaften der mittelaſiatiſchen Flüſſe bedecken. Aber dieſe Schilfgebiete ſind auch die Brutſtätten der gefährlichſten Fieber und deshalb von Eingeborenen wie von Durchreiſenden gefürchtet.

Von Termez bis Kelif trifft man vier Ueberfahrtsſtellen über den Amu: bei Patta-kiſar, Schur-ob, Tſchuſchka-huzar und Kara-kamar. Von allen dieſen Stellen aus führen große vielbeſuchte Wege nach Schir-abad und von da weiter nach Karſchi, Schachriſäbz und Buchara; dieſe Straße iſt von den Ruſſen ſeit 1875 viel benutzt worden.

Nach dem Verfalle des reichen und dicht bevölkerten Termez blieb Schir-abad neben Kobadian der einzige größere bewohnte Ort im Thale des Amu. Auch dieſes iſt eine alte Stadt; aber eine Sage über das Emporblühen des jetzigen neuen Schir-abad iſt nicht vorhanden, wenigſtens reichen die Ueberlieferungen nicht über die Thaten des Ali, des eifrigen Apoſtel des Islam, hinaus. Zu der Zeit als die Araber mit Feuer und Schwert die Religion Mohammed's in Mittelaſien ausbreiteten, war Schir-abad eine große ſtarke befeſtigte Stadt und hieß nach dem Namen ihres Gründers Schaari-Chaiber. Die Araber konnten lange die Stadt nicht nehmen. Als der Vertheidiger derſelben ſah, daß Ali die Belagerung nicht aufheben würde, wollte er ihn tödten laſſen und ſandte dazu einen ſeiner Helden (Rieſen) bei Nacht in das Lager der Araber. Aus Verſehen tödtete dieſer aber nicht Ali, ſondern ſchlug einem ſeiner Gefährten, Mir-Achtam, den Kopf ab. Der erzürnte Führer der Araber gelobte

Schaari-Chaiber zu nehmen und dort keinen Stein auf dem andern zu laſſen. Nach gelungenem Sturme hielt er Wort, und alle Einwohner wurden getödtet. Das Haupt von Mir-Achtam wurde in der Nähe der Stadt feierlich beigeſetzt, und an der Stelle, wo Ali bei dem letzten Angriffe geſtanden, wurde ein ungeheurer Tug (Roßſchweiffahne) aufgeſtellt. Als ſich an der Stelle des zerſtörten Ortes eine neue muſulmaniſche Anſiedelung entwickelte, nannten die Einwohner ſie Schir-abad, d. h. die Anſiedelung des Löwen, denn Ali hieß „der Löwe Gottes“. Ueber Schir-abad und die ſchon genannten Ueberfahrtsſtellen Tſchuſchka-huzar, Schurob und Patta-kiſar führt die große Straße aus dem Chanat Buchara nach Afghaniſtan und zwar nach den Städten Balch und Mazari-ſcherif. In letzterer Stadt befindet ſich das Grab des Ali, welches alljährlich viele Pilger beſuchen. Der Statthalter des nördlichen Afghaniſtan oder des ſogenannten afghaniſchen Turkeſtan wohnt ebenfalls in Mazari-ſcherif und nicht mehr in dem ungeſunden faſt ſchon verödeten Balch. Von Tſchuſchka-huzar aus ſieht man ſchon die Berge Kulan-aſchkan, einen Zweig der Gebirge von Schir-abad, die bis zum Amu heranreichen und die Ebene von Schir-abad im Weſten begrenzen. Jenſeit dieſer Berge liegt Kelif mit ſeiner kleinen Kultur-Oaſe und einer wichtigen Ueberfahrtsſtelle über den Fluß.

Von Kelif, wo der Amu aus den ſüdlichen Ausläufern der Gebirgskette von Hiſſar heraustritt, beginnen die alten jetzt trockenen Flußläufe des Amu. Bemerkenswerth iſt, daß alle dieſe trockenen Flußbetten auf der ſüdlichen Seite des Fluſſes liegen; es iſt, als ob eine ſtetig fortwirkende Kraft denſelben nach Norden hin ablenke. Dieſelbe Erſcheinung findet ſich auch bei dem zweiten großen Fluſſe Mittelaſiens, dem Syr-darja. Auch dort liegt in der Steppe Kizyl-kum das alte Bett des Syr, der Jany-darja, welcher ſeine Richtung nach dem ſüdlichen Ende des Aral-Sees nahm, und nicht wie jetzt der Syr nach dem nördlichen Ende. Auch bei den Nebenflüſſen iſt dieſe allmälige Ablenkung der Gewäſſer nach Norden hin zu bemerken, und der größere Waſſerreichthum in den nördlichen Zuflüſſen. Der Karauzjak z. B. iſt waſſerreicher wie der Dſchaman-darja und nur deswegen nicht ſchiffbar, weil er dicht mit Schilf bewachſen iſt. Ueber die Ablenkung des Amu in ſein neues Bett berichtet folgende Sage von religiöſem Charakter. Ganz Mittelaſien iſt voll von Legenden über die Züge des muſulmaniſchen Apoſtels Ali; kein Wunder alſo, daß man auch eine ſo bedeutende Thatſache wie die Ablenkung eines großen Flußlaufes mit ſeinem Namen verbindet. Die Legende ſagt: Eines Tages als Chazret-Ali in einer der Moſcheen von Mekka war um zu beten, trat plötzlich ein ärmlich gekleideter Greis mit Namen Babarawſchan dort ein. Nachdem er ſein Gebet beendet, wandte der Alte ſich an die Anweſenden und klagte, er ſchulde einem Hebräer tauſend Dukaten und habe nichts ihm dieſe Schuld zu bezahlen. „Der Hebräer drängt mich, und verlangt, daß ich ihm ſofort die Schuld bezahle oder ihm meine Tochter zur Gattin gebe. Helft mir, Ihr Rechtgläubigen, wenn nicht mit der That, ſo doch mit gutem Rathe.“ Keiner der Anweſenden konnte dem Greiſe einen guten Rath geben, und Niemand auch wollte die große Schuld für ihn bezahlen. Da trat Chazret-Ali zu dem Babarawſchan und ſagte: „Komm mit mir, ich werde Dir helfen die Schuld zu bezahlen.“ Alle, die dieſes hörten, ſtaunten, denn ſie wußten ſehr gut, daß Ali gar nichts, geſchweige denn tauſend Dukaten beſaß. Inzwiſchen gingen die Beiden vor die Thore der Stadt und dort auf einen hohen Berg; hier ſagte Ali zu dem Greiſe: „Setze Dich auf mich und fürchte Dich nicht, was auch geſchehen mag.“ Der Alte ſchloß die Augen und Ali ſprach ein Gebet. Nach den letzten Worten deſſelben ſah Babarawſchan um ſich und gewahrte mit Erſtaunen, daß ſie weit von Mekka entfernt waren. Ali erklärte ihm, daß ſie ſich im Lande der Kafiren, in Badachſchan, befänden, und daß die Stadt, welche ſie in der Ferne liegen ſahen, Schaaribardar heiße. Ali befahl ihm nun, er ſolle ihm die Hände binden, ihn dort auf den Sklavenmarkt bringen, und ihn ſo theuer wie möglich verkaufen. Babarawſchan that, wie ihm Ali befohlen, und als die Käufer nach dem Preiſe fragten, forderte er ſo viel, wie tauſend Sklaven werth waren, weil, ſo ſagte er, dieſer eine mit ſeiner unglaublichen Kraft tauſend Arbeiter erſetzen könne. Auf dem Bazar freilich fand ſich kein Käufer, der einen ſo theuern Sklaven erwerben wollte; aber der Herrſcher der Stadt, mit Namen Tamaz Schah, kaufte ihn. Der Greis übergab den Ali dem Herrſcher, und auf die Frage, wie er hieße, ſagte er, er werde Kaſchamſchan genannt.

Der Herrſcher wollte vor allem die Kraft ſeines neuen Sklaven erproben und befahl daher einen Wettkampf zwiſchen ihm und dem ſtärkſten Rieſen der Stadt zu veranſtalten. Die Sage über dieſen Kampf des Ali mit dem Rieſen erinnert ſehr an die bibliſche Legende vom Kampfe zwiſchen David und Goliath. Wie in der Bibel begann der Rieſe zu lachen, als er ſeinen Gegner ſah, und war von ſeinem Siege völlig überzeugt; er rühmte ſich, daß er mit einem Griffe der Hand ihn über das Dach des Palaſtes ſchleudern werde. Der Kampf begann, Ali riß zuerſt dem Rieſen die Hand ab, dann auch den Kopf und warf ihn über das Dach des Palaſtes. Der erſtaunte Herrſcher überzeugte ſich ſo von der ungewöhnlichen Kraft ſeines Sklaven und gab ihm drei Aufträge mit dem Verſprechen, ihm die Freiheit zu ſchenken, wenn er ſie gut und pünktlich ausführe. Ali ſollte erſtens den Amudarja ablenken und ſeinen Lauf ſo führen, daß er nicht mehr Chiwa bewäſſere; zweitens ſollte er die große Schlange Aiſhdarch tödten, welche die Gebiete des Herrſchers verwüſtete, und drittens ſollte er den Rieſen Ali aus Mekka gefangen nehmen und nach Schaari-bardar bringen, weil von ihm verkündet war, er werde viele Kafiren vernichten, und einen neuen Glauben (den Islam) ausbreiten. Kaſchamſchan verſprach alles pünktlich auszuführen. An der Ablenkung des Amu arbeiteten zu jener Zeit bereits tauſend Menſchen, denn Tamaz Schah hegte einen unüberwindlichen Groll gegen den Herrſcher von Chiwa, weil dieſer ihm als einem Ungläubigen die Hand ſeiner Tochter abgeſchlagen hatte. Chazret-Ali kam an die Arbeitsſtelle und befahl allen Arbeitern ſich zu entfernen. Die Arbeiter thaten dieſes; einer derſelben aber verbarg ſich hinter einem großen Steine und ſah ſo alles, was Ali that. Dieſer betete und rief ſeinen Kampfgenoſſen, das Streitroß Dul-dul, herbei. Am Sattel war das berühmte Schwert des Ali, Zjul-fakar, befeſtigt. Ali ſprach „Allah-atbar“ und ſchlug mit ſeinem Schwerte den Felſen in Stücke. Der Fels zerſprang und Ali ſchleuderte die Trümmer weit hin in die Wüſte. Das Waſſer drang in die Spalte hinein und grub ſich ein neues Bett; der alte Flußlauf aber vertrocknete.

Nun machte ſich Ali an die zweite Aufgabe, die Bekämpfung der großen Schlange, welche die ahnungsloſen Wanderer überfiel, die ſich verirrt hatten oder im Gebirge arbeiteten. Wieder rief er ſein Pferd und gürtete ſich mit ſeinem Schwerte. Schnell erreichte er die Lagerſtätte der Schlange. Das Ungethüm ſtürzte ſich auf Ali, dieſer aber ſpaltete es mitten entzwei und brachte die obere Hälfte mit dem Kopfe als Siegesbeute dem Tamaz Schah. Nun machte er ſich an die dritte Aufgabe, nach Mekka zu gehen, um Ali zu bekämpfen, den der Herrſcher ſo ſehr fürchtete. Kaſchamſchan nahm ſich zu dieſem Zuge 40 ſtarke Helden mit

und belud 40 Kameele mit Fesseln, um den Ali damit zu binden. Als er mit seinen 40 Mann außerhalb der Stadt war, fragte er, was sie wohl thun würden, wenn sie jetzt dem Ali begegneten. Diese antworteten, daß sie mit ihm in den Kampf gehen und jenen besiegen und fesseln würden. Kaschamschan lachte und erklärte ihnen, er selber sei der Ali, gegen den sie ausgezogen. Die erschreckten Kämpfer begannen zu fliehen, Ali aber hielt sie fest und befahl, sie sollten ihn fesseln. In dieser Verfassung wurde er wieder in die Stadt geführt. Der Herrscher erkannte in dem Gefangenen seinen Sklaven und befahl ihn in das Gefängniß zu setzen. Der Tag der Hinrichtung wurde festgesetzt und eine Menge Volk versammelte sich an der Richtstätte, um Ali, den Vernichter der Kafiren, zu sehen. Als man den Gefangenen auf den Richtplatz führte, zerriß er seine Fesseln wie dünne Fäden, rief sein Roß Dul-dul herbei und umgürtete sich mit seinem furchtbaren Schwerte. Dann forderte er von dem Herrscher, er solle sich sofort mit seinem ganzen Volke zum Islam bekehren. Tamaz Schah weigerte sich und Ali streckte ihn mit seinem Schwerte zu Boden. Auch das Volk beantwortete die Aufforderung sich zum Islam zu bekehren mit Schmähungen. Erzürnt warf Ali sich in die Menge und begann niederzuschlagen, wer ihm in den Weg kam. Die Legende sagt, daß an jenem Tage 40 000 Menschen von Ali's Hand fielen und das Blutbad dauerte noch sieben Tage; dann nahmen die Ueberlebenden den Islam an.

Wenn wir die Vorgänge bei Bekehrung der Kafiren, welche die Sage dem Ali zuschreibt, auf die ganze Horde übertragen, welche aus Arabien nach Mittelasien und an die Ufer des Amu gezogen kam, so erhalten wir ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild der Schrecknisse, mit denen der Sieg des Islam in Mittelasien verknüpft war. Ali war einer seiner kriegerischsten und schrecklichsten Apostel; noch jetzt liegt Schagriston (nahe bei Uratjube) in Trümmern, dessen Einwohner fielen, aber den Islam nicht annehmen wollten. Die Legende sagt, daß Chazret-Ali bis zu seinem Tode in Mittelasien lebte, wo Dank seiner Energie der Islam tiefe Wurzel schlug. Eines Abends spät kehrte Ali von irgend wo her in die Stadt zurück, die Sonne ging unter, und es war Zeit das Abendgebet zu verrichten. Ali näherte sich einem Greise, der nahe am Wege saß und Gerste durchsiebte. Ali bat ihn davon seinem Pferde zu geben. Der Alte stimmte äußerlich zu, als aber Ali wegging und zu beten anfing, schüttete er dem Pferde statt der Gerste Steine in den Futtersack. Nach beendigtem Gebete trat Ali zu seinem Pferde und sah in dessen Augen Blut statt Thränen, er sah in den Futterbeutel und sah die Steine statt des Kornes; der Alte spottete über den betrogenen Ali, dieser aber sagte mit Strenge zu ihm: „Werde selber zu Stein, Du und all' das Deine, Korn und Stroh, Allah akbar!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, so wurde der Greis zu Stein, und die Halme des Getreides verwandelten sich in Felsen. Diese Felspartie erhebt sich noch heute dicht am Ufer des Amu und trägt die Bezeichnung „Tschatsch-baba“; dieses ist der äußerste, westliche Punkt von Afghanistan, weiterhin tritt das Gebiet von Buchara auch auf das südliche Ufer des Amu über.

Die Ablenkung des Amu hatte den Starrsinn des Chan von Chiwa gebrochen, er sandte eine Botschaft nach Schaaribarbar und erklärte sich bereit, dem Herrscher Tamaz Schah seine Tochter zu geben. Ali erklärte der Gesandtschaft, es herrschten jetzt keine Kafiren mehr in Badachschan, die Einwohner hätten den Islam angenommen, und auf die Bitten der Einwohner von Chiwa leitete Ali den Amu wieder in sein altes Bett.

Nach den Ueberlieferungen der muselmanischen Bevölkerung starb Ali in Balch und ist nahe bei dieser Stadt begraben in dem Orte Mazari-Scherif (das heilige Grab). Diese Grabstätte dient als Wallfahrtsort für alle Muselmanen Mittelasiens.

Unterhalb Kelif tritt der Amu bald in das Steppengebiet, wird beträchtlich breiter und theilt sich häufig in zwei Arme, welche mit Schilf bewachsene Inseln umfassen. Die Ufer sind abwechselnd steil oder von sumpfigen Wiesen begleitet, oder auch mit Flugsandhügeln besetzt, aber sie tragen nicht mehr den frühern leblosen Charakter, wenigstens nicht in dem Gebiete von Buchara, wo die reichen Oasen von Kerki, Burdalyk, Naruzym und Tschardschui auf einander folgen.

Auf der Strecke vom Zusammenflusse des Wachsch mit dem Pandsh bis zur Grenze des Gebietes von Chiwa bei dem Orte Utsch-Uitschak, auf 950 Werst, zählt man auf dem rechten Ufer 87 bewohnte Orte mit 31 Ueberfahrtsstellen, auf dem linken Ufer 73 Orte mit 28 Ueberfahrtsstellen. Die Fähren werden auf gemeinschaftliche Kosten von den Bucharen und Afghanen unterhalten, und sind auf afghanischer Seite mit einer Wache von 10 bis 15 Mann besetzt.

---

# Die fünf europäischen Menschenracen.

Professor J. Kollmann hat es unternommen, zum ersten Male die Resultate der neuen kraniologischen Untersuchungen zusammenzufassen und aus denselben praktische Schlüsse zu ziehen. Bisher lagen die Ergebnisse zerstreut umher, eine sichtende Hand wagte sich nicht an dieselben, bis jetzt der genannte bayerische Forscher im „Archiv für Anthropologie“ und in den „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ sie zu einer Arbeit verwerthet, die als die bedeutendste angesehen werden muß, welche seit lange auf anthropologischem Gebiete geliefert wurde.

Kollmann stellt sich rein auf den anthropologischen Standpunkt. Er läßt völlig unbeachtet, was Geschichte, Ethnologie, Linguistik über die Menschen Europas sagen, und sucht bloß nach den Schädelmerkmalen die verschiedenen Abarten des Homo sapiens in Europa zu unterscheiden. Seit langer Zeit schon führen unsere Kraniologen drei verschiedene Stufen des Hirnschädels nach dem Längendurchmesser an: Langköpfe, Kurzköpfe und die dazwischen stehenden Mittelköpfe. Man hat aber nicht bloß den Hirnschädel untersucht, sondern auch seine Aufmerksamkeit dem Gesichtsschädel zugewendet, der noch bessere Unterscheidungsmerkmale darbietet. „Bei dem Antlitz bedarf es keiner besonders geschärften Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß lange oder besser schmale Gesichter mit schmaler Nase, hohem Nasenrücken, hohem Ober- und Unterkiefer und enganliegendem Jochbogen vorkommen und andere, welche den direktesten Gegensatz aufweisen, bei denen die Ausdehnung in der Breite vorherrscht.“



Digitized by Google

Eine Raceneintheilung, welche den Anforderungen wiſſenſchaftlicher Genauigkeit genügt, muß ſämmtliche Merkmale des Geſichts- und Hirnſchädels zuſammenfaſſen und, indem Kollmann dieſes thut, findet er, daß auf europäiſchem Boden zwei verſchiedene Formen von Dolichocephalie und zwei verſchiedene Formen von Brachycephalie exiſtiren. Denn ſowohl mit dem langen als mit dem kurzen Hirnſchädel verbinden ſich je zwei völlig verſchiedene Geſichtsſchädel, die Kollmann als leptoprosop (ſchmalgeſichtig) und chamaeprosop (niedergeſichtig) bezeichnet. Danach gliedert er die europäiſche Bevölkerung in

1. Leptoprosope Dolichocephalen (Langſchädel mit ſchmalem Geſichte).
2. Chamaeprosope Dolichocephalen (Langſchädel mit breitem Geſichte).
3. Leptoprosope Brachycephalen (Kurzſchädel mit ſchmalem Geſichte).
4. Chamaeprosope Brachycephalen (Kurzſchädel mit breitem Geſichte).
5. Chamaeprosope Mesocephalen (Mittelſchädel mit breitem Geſichte).

Die erſte Race, die leptoproſopen Dolichocephalen, iſt ſeit Langem gut bekannt. Synonym für dieſelben ſind „Reihengräberſchädel“, „Hohbergtypus“, „kymriſche Race“, „germaniſcher Typus“, „Angelſachſen“. Dieſe verſchiedenen Bezeichnungen geben gleichzeitig ein beredtes Zeugniß für die anthropologiſche Deutung. Germanen, Kymrier, Angelſachſen, jedes dieſer Länder ſieht in ihnen einen Theil ſeiner alten Beſiedler, welcher an der Zuſammenſetzung der Bevölkerung ſich betheiligt. Während dann Engländer, Deutſche und Skandinavier auf dieſe Dolichocephalen mit beſonderer Vorliebe als ihre Ahnen hingewieſen haben, glaubte man in der Schweiz Römer darin erblicken zu dürfen. Kurz, während über das kraniologiſche Weſen dieſer Race nahezu Uebereinſtimmung herrſcht, iſt die ethnologiſche Deutung noch nicht entſchieden. Dieſer letztern Schwierigkeit will nun Kollmann durch die obigen Bezeichnungen nach den Hauptcharakteren des Geſichts und des Hirnſchädels ausweichen. Als Kraniologe berückſichtigt er in erſter Linie nur die anatomiſchen Merkmale der Racen; die ethniſche Bedeutung derſelben zu beſtimmen überläßt er anderen.

Was die zweite Race, die chamaeproſopen Dolichocephalen, betrifft, ſo ſtimmt ſie überein mit der „Hügelgräberform“ in Deutſchland, mit dem „Sion-Typus“ in der Schweiz, mit dem meſorhinen Dolichocephalen Broca's in Frankreich, endlich mit einem Theil jener Formen, welche Davis und Turnham der altbritiſchen Periode zuweiſen. Alſo auch wieder die verſchiedenſte ethniſche Deutung.

Am verbreitetſten erſcheint in Europa die dritte Race, die leptoproſopen Brachycephalen. Sie zeichnet ſich durch Ubiquität aus und iſt in der Schweiz (durch His und Rütimeyer) als Diſentistypus bezeichnet worden. Sie wird auch durch zahlreiche Büſten aus römiſcher Zeit uns vorgeführt, und die klaſſiſchen Formen der Antike geben die Merkmale dieſes Geſichtes wieder.

Im ausgeſprochenen Gegenſatz zu dem vorigen Typus ſtehen die chamaeproſopen Brachycephalen, welche übereinſtimmen mit dem Type mongoloide Pruner-Bey's und der „ſlaviſchen Brachycephalie“ Virchow's.

Die fünfte, die chamaeproſope meſocephale Race erſcheint auch unter den verſchiedenſten Benennungen wie „Batavertypus“, „Schädel vom Neanderthaltypus“, „turaniſch-germaniſche Miſchform“, „Cro-Magnon-Typus“ in Frankreich. Solchen geographiſchen oder ethnographiſchen Bezeichnungen gegenüber ſind die anatomiſchen, von der Form der Kranien hergenommenen Benennungen Kollmann's jedenfalls vorzuziehen; ſie greifen nirgends vor.

„Was — führt Kollmann weiter aus — ſo lange die volle Anerkennung mehrerer Racen innerhalb Europas verhindert hat, iſt zum großen Theil die falſche Vorausſetzung, daß ethniſche Einheiten: Völker, Nationen, Stämme oder, wie man die politiſchen und ſprachlichen Gliederungen nennen will, aus Abkömmlingen einer einzigen Race hervorgegangen ſeien. Weder vor tauſend Jahren noch vor zweitauſend Jahren war dies jemals auf europäiſchem Boden der Fall. So weit wir die Beſiedelung irgend eines europäiſchen Gebietes an der Hand von kraniologiſchem Material zurückverfolgen können, und in Frankreich iſt dies bis ins Diluvium möglich, war dies niemals der Fall. Stets zeigt ſich die Bevölkerung zuſammengeſetzt aus Repräſentanten verſchiedener Racen.“

An der bayeriſchen und Schweizer Bevölkerung zeigt ſich dieſes (wie die Arbeiten von Ranke, His und Anderen ergeben) ganz entſchieden. Bis in die fernſten Dörfer iſt die Bevölkerung nach den kraniologiſchen Merkmalen eine gemiſchte, in derſelben Familie, unter Eltern und Kindern, treten Repräſentanten der verſchiedenen Racen auf. Und es wäre merkwürdig, wenn dies nicht der Fall wäre.

„Die Thatſache von der ſtarken Kreuzung der vorhandenen Racen unter einander bis in die letzten Thäler der Gebirge droht auf den erſten Augenblick jede Möglichkeit auszuſchließen, kraniologiſche Studien mit irgend einer Ausſicht auf Erfolg noch fürder zu betreiben. Aber bei genauer Ueberlegung wird dieſelbe Erſcheinung gerade zum ſtärkſten Beweis für die Unzerſtörbarkeit der Racen, für die Dauerbarkeit ihrer charakteriſtiſchen Merkmale. Denn wäre dieſe auffallende Widerſtandsfähigkeit nicht vorhanden, ſo müßte längſt eine betrübende Gleichförmigkeit der ganzen europäiſchen Menſchheit eingetreten ſein. Eine ſolche exiſtirt aber bekanntlich keineswegs. Im Gegentheil, ſowohl die großen Völker als die kleineren Stämme heben ſich gegen einander durch beſondere körperliche Eigenſchaften ſcharf und beſtimmt ab. Der Grund liegt darin, daß die Individuenzahl einer und derſelben Race nicht ſtets die gleiche iſt in den verſchiedenen ethniſchen Gebieten, ſondern bedeutenden Schwankungen unterliegt. Der Modus der Zuſammenſetzung in jeder nationalen Gruppe iſt ein anderer. Diejenige Race, welche am zahlreichſten vertreten iſt, giebt dem ethniſchen Gebiet ſein beſtimmtes anthropologiſches Gepräge und drückt ihm einen durch die Berechnung definirbaren Racencharakter auf.“

Um dieſes Reſultat zu erhalten hat die zahlenmäßige Feſtſtellung der die Phyſiognomie eines Volkes beſtimmenden Race und der übrigen in der Minderzahl vorhandenen Racenelemente nunmehr zu geſchehen. Für Bayern hat Johannes Ranke damit den Anfang gemacht. Durch Meſſungen von mehr als 2000 Kranien aus ſogenannten ungemiſchten ländlichen Bezirken der bayeriſch-öſterreichiſchen Lande hat er gezeigt, daß dolicho-, meſo-, brachy- und hypſibrachycephale Racenelemente an dem Aufbau dieſer ethniſchen Gruppe, dieſes deutſchen Volksſtammes ſich betheiligt haben.

Die Schlußbetrachtung der bedeutſamen Arbeit Kollmann's lautet: „Stämme, Völker, Nationen, mögen die ethniſchen Gruppen groß oder klein ſein, ſie beſtehen alle aus den Nachkommen mehrerer Racen. Die ethniſchen Gruppen ſind vergänglich. Ungezählte Völker verſanken im gähnenden Schoße der Zeit. Die Racen, aus denen ſie aufgebaut waren, blieben erhalten, ſie dauern aus mit allen ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften. Weder Klima noch andere Einflüſſe haben ſeit dem Diluvium, ſeit der Ankunft

der erſten Racen auf dem europäiſchen Boden, ihre ſomatiſchen Eigenſchaften, ſoweit ſie als Ausdruck der Race zu betrachten ſind, irgendwie geändert. Der Menſch macht von dem ſonſt anerkannten Geſetz einer beſtändigen Umformung eine entſchiedene Ausnahme. Er nimmt auch in dieſer Hinſicht, wie bezüglich ſeiner geiſtigen Eigenſchaften, eine Ausnahmeſtellung in der Natur ein. Der Grund ſeiner Unabhängigkeit von der Natur liegt darin, daß er ſich überall ein künſtliches Klima ſchafft, durch ſeine Wohnung und Kleidung und daß er durch die große Auswahl und Mannigfaltigkeit in der Nahrung von den Einflüſſen des Bodens ſich befreit. Wenn wir gleichwohl beobachten, daß ſich die charakteriſtiſchen Gegenſätze der Racen in den verſchiedenen ethniſchen Gebieten allmälig abſchwächen, ſo rührt dies von den Wirkungen der unausgeſetzten Kreuzungen her, welche ſeit Jahrtauſenden ſtattfinden. Immerhin ſind ſie noch nicht ſo weit gediehen, daß die typiſchen Formen der Race verſchwunden wären."

# Otto Schütt's Reiſen im ſüdweſtlichen Congobecken[1]).

R. A. Die Reſultate des Reiſenden O. Schütt, welcher im Auftrage der Deutſchen Afrikaniſchen Geſellſchaft 1878 und 1879 weit im ſüdweſtlichen Congobecken vordrang, ſind im Allgemeinen bekannt. Von der vielgenannten portugieſiſchen Station Malange in Angola ausgehend durchwanderte er die Länder der Bangala, Songo, Minungo und Quioco bis in Gebiete, die dem Muatajamwo tributpflichtig ſind. Eine ganze Reihe der großen von Süd nach Nord ſtrömenden Zuflüſſe des Congo: der Quango, Cuilu, Loangue, Luchico, Lovua, Quicapa und Luaximo wurden ein- oder mehreremal von ihm überſchritten und ſchließlich die Reſidenz des Mai am letztgenannten Fluſſe (circa 7° nördl. und 22° öſtl. v. Gr.) als äußerſter nördlicher Punkt, der bisher von Weißen nicht betreten war, erreicht.

Schütt reiſte vorzugsweiſe als Topograph und das wichtigſte Reſultat ſeiner Reiſe iſt die Karte. Vergleicht man das ungemein reiche und ſorgfältig eingetragene Detail derſelben mit Karten anderer Reiſenden, ſo bekommt man vor der Mühe und dem Fleiße, die Schütt unter den ungünſtigſten und jammervollſten Verhältniſſen auf die Aufnahmen verwandte, den größten Reſpekt. Für die Länder zwiſchen 7° und 10° ſüdl. Br. und 16° bis 22° öſtl. L. iſt ſie der wichtigſte Beitrag. Durch die ſorgfältige Redaktion hat ſich Dr. Richard Kiepert, dem die Kartographie Afrikas neuerdings ſoviel verdankt, ein neues Verdienſt erworben. Das Terrain iſt in brauner Kreide eingedruckt, Schrift und Situation ſind in ſauberer Autographie ausgeführt, die politiſchen Grenzen ſind Handkolorit, Sümpfe und Wälder erſcheinen grün eingedruckt. Trotz des großen Maßſtabes von 1 : 1 000 000 erſcheint die Schrift oft gehäuft und konnte nur im kleinſten, faſt die Loupe erfordernden Grade Aufnahme finden. Wir erwähnen dieſes nicht als Tadel, ſondern zur Kennzeichnung der reichhaltigen Arbeit Schütt's. Dieſer große Maßſtab von 1 : 1 Million geſtattet uns aber noch zu einer andern Erwägung zu kommen. Karten von Afrika in kleinerem Maßſtabe, welche alle neueſten Forſchungsreſultate enthalten, z. B. die Dreiblattkarte in 1 : 12 500 000 im Stieler'ſchen Atlas, erwecken faſt die Vorſtellung, als ſei nur noch ſehr wenig in Afrika zu thun. Ueberblickt man aber die Schütt'ſche Karte, ſo ſieht man, wie weit die Routen der Reiſenden auseinander liegen und wie durch die terra incognita ſich nur ein dünner bekannter Faden durchzieht. Ueberall ringsum weite, weiße gähnende Flächen, die des Ausbaues harren.

Die Reiſebeſchreibung iſt in Tagebuchform gehalten. Nur ein allgemeines Kapitel macht uns zuſammenfaſſend mit dem ganzen durchreiſten Gebiete, ſeiner Vegetation, ſeinem Klima, mit Fauna, Flora und Bevölkerung bekannt. Oeſtlich von Angola liegt das von Schütt durchreiſte Gebiet. Es iſt ein Hochplateau, welches langſam gegen Nord abfällt, durchzogen von breiten und tiefen Thälern. Weſtafrika beſitzt nur dies eine Plateau, und was als Talla-Mungongo-Gebirge auf unſeren Karten erſchien, iſt nur der öſtliche Abfall jenes Plateaus ins Quangothal. Durch zahlreiche große, oben zum Theil aufgeführte Flüſſe, die dem Congo zueilen, iſt das Plateau in der Richtung von Süd nach Nord in viele gleich breite und beinahe parallele Rücken zerſchnitten.

Trotz der vielen Flüſſe iſt die Vegetation der ganzen Hochebene eine ſpärliche, nirgends eine tropiſch-üppige. Die flachen Rücken zwiſchen den Flüſſen haben oft gar keine Vegetation, ſelbſt das Steppengras wird nur wenige Zoll hoch. Solche unbewohnte Strecken heißen bei den Eingeborenen Quiana. Dagegen ſind die Thalgründe von undurchdringlichem, mannshohem Graſe, dem Capim der Portugieſen, bedeckt, zwiſchen dem ſpärliches Buſchwerk vorkommt. Dichte Gehölze, Muchitos, finden ſich im Norden an den Flußläufen. Durch Rohr, Stechpalmen und Lianen ſind ſie verfilzt, der Boden beſteht aus vermodertem Laube. Dieſe Gehölze dehnen ſich aber ſelten mehr als 50 Fuß zu jeder Seite des Fluſſes aus.

Wie im Tieflande zeigt auch die Hochebene zwei Jahreszeiten: die trockene, kalte, und heiße, regneriſche. Die Regen fallen im Innern mit einer ſolchen Regelmäßigkeit, daß dadurch dem Reiſenden kein Hinderniß erwächſt. „Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, ſo weiß man, daß es Morgens um 4 oder 5 Uhr aufhören wird und daß man am nächſten Tage beſtimmt marſchiren kann. Wenn aber früh um 6 Uhr, ſelbſt bei faſt klarem Himmel, der Donner grollt, dann iſt kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann iſt es ſicher, daß vor 7 Uhr der Regen beginnt und erſt nach Mittag endet." Für den Zoologen geben die durchreiſten Gebiete geringe Ausbeute; beſonders charakteriſtiſche Formen werden nicht erwähnt. Keine Andeutung von Anthropoiden kommt im Buche vor. Die Bevölkerungszahl iſt überall eine ſehr geringe, Caſſangeland und Songoland ausgenommen. Während das, was Schütt über das Regierungsſyſtem, die verſchiedenen Kategorien von Zauberern und Wahrſagern, über den Fetiſchdienſt, die Ordalien, Proceſſe ſagt, anderweitig Bekanntes beſtätigt oder leicht variirt, erſcheint uns der Mulongo-Brauch neu.

„Mulongo, auch Quituch und Cabale genannt, iſt bei

[1]) Beiträge zur Entdeckungsgeſchichte Afrikas. Viertes Heft. Reiſen im ſüdweſtlichen Becken des Congo von Otto H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reiſenden bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit drei Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin 1881. Verlag von Dietrich Reimer.

den Negern ein eigenthümlicher Brauch, der ihren angeborenen Diebessinn und ihre Gier zum Uebervortheilen mit dem Anschein des Rechtes in helles Licht stellt. Stößt z. B. Einer den Andern aus Versehen oder speit aus und ein Stäubchen trifft hierbei einen Andern, oder es gießt Jemand ein Gefäß mit Wasser aus und dasselbe netzt die Füße eines Vorübergehenden, so macht der Betreffende Quituch und verlangt von dem Andern den zehnfachen, ja hundertfachen Werth der geschädigten Sachen unter den sonderbarsten Vorwänden, so z. B. beim Wasser: „Das Wasser hattest Du dazu bestimmt, daß es in die Erde gegossen würde; Du hast aber, indem Du mich betropft, mich mit ihm in die Erde gewünscht.“ Von derselben sonderbaren Logik zeugt ein ähnlicher Fall; wenn ein Neger zu einem Zweiten sagt: Du siehst einer Person ähnlich, die ich früher gekannt, so antwortet der Angeredete: Wo ist der Mann, der wie ich aussieht? Er ist nicht hier, sagst Du? Bringe ihn! Unmöglich, sagst Du? Also ist er todt und Du wünschest, daß ich sterbe! Dafür mußt Du mir so und so viel zahlen.“

Dieses Mulongo zieht sich wie ein rother Faden durch das Buch und bereitete Schütt viel Ungemach. Sein Urtheil über die Neger ist ein ungemein hartes, und fast vergebens sieht man sich nach der Schilderung irgend einer Lichtseite um. Nur häßliche Züge begegnen uns — daß diese allein aber das richtige Bild geben sollten, vermögen wir nicht zu glauben. Gewiß würden bei längerm, stationärem Aufenthalte sich gegenüber dem vielen Schatten auch hellere Töne dem Reisenden aufgedrängt haben. Fehlen diese doch nirgends in der Menschheit.

Es ist wahr, Schütt hat entsetzlich kämpfen müssen. Ueberall Hindernisse — nicht von der Natur, nicht von den Krankheiten, sondern von den Menschen. Sie beginnen mit dem Betreten des Gebietes der berüchtigten Bangala, welchen alle Reisenden im weiten Bogen sonst ausweichen. „Nicht durchlassen“ ist die Losung jedes elenden kleinen Häuptlings, und das Plündern wird systematisch betrieben. Dabei ist das Schlimmste, daß Schütt sich auf seine feige Trägerbande nicht verlassen kann; jeden Augenblick ist sie bereit ihn zu verlassen und zu bestehlen. Bereits am Quango auf der nördlichen Route durch das Bangalaland angelangt wird er mit dem Tode bedroht, ausgeplündert und muß umdrehen. „Was ist der Tod in der Schlacht gegen eine solche hinterlistige Ermordung, in einem fremden Lande, nicht unter Menschen, sondern unter Bestien!“ ruft er erbittert aus. Auch auf der südlichen Route, durch das Land der Songo und Minungo, wo es ihm schließlich gelingt den Quango zu überschreiten und nach Norden vorzudringen, geht es ihm kaum besser. Dazu gesellt sich schließlich Hunger am Luarimo. „In Folge der Entbehrungen, die uns wiederholt nöthigten, eine größere Käferart und Heuschrecken zu essen, waren schon ein älterer Träger sowie eine Sklavin und ihr Kind gestorben. Der Marsch war entsetzlich, immer durch Dick und Dünn, ohne jeglichen Pfad, ohne tüchtigen Führer.“ So kommt Schütt zum Mai, seinem nördlichsten Punkt, wo er das Rauschen des großen Wasserfalls, des Kassai, hört, der noch eine Tagereise weit entfernt ist und wohl ein Nebenstück des Niagara sein mag. Aber es ist ihm nicht beschieden ihn zu erreichen oder gar bis zum Congo vorzudringen. Der Mai war ein Räuber wie die anderen alle und ein dort anwesender Sohn des Muatajamwo verbietet das Weiterreisen. Am 25. Januar 1879 muß Schütt umkehren.

Von längerm Aufenthalte ist wenig die Rede im Buche. Das Topographiren und die Sorge um das Leben und Fortkommen, die ewigen keinen Quälereien nehmen den Reisenden ganz in Anspruch, und so ist es denn zu verwundern, daß das Buch überhaupt noch so manche werthvolle ethnographische Nachrichten bringt. Anthropologisches findet man kaum darin. Als Kuriosum erwähnen wir, daß Schütt einen Quioco mit 4 (!) Meter langen Zöpfen aus eigenem Haare und fußlangem Barte traf.

Interessant sind die Streiflichter, welche auf die Portugiesen fallen. Ihre Unfähigkeit in der Verwaltung des weit ausgedehnten Gebietes, auch anderweitig bestätigt, tritt klar zu Tage. Sie haben die östlichen Striche (Feira-Cassange ꝛc.) wieder verloren. Der Portugiese sinkt theilweise auf den Standpunkt der Neger herab statt diese zu heben, wie denn Kinder und Enkel der Weißen dem Mbambu-Glauben (Ordalien) huldigen. Ueberall verlorene portugiesische Posten im Innern. Von einer Festung mit Kanonen bei Seculo Cungue im Songolande „sieht man nichts mehr, alles ist vernichtet, alles fort“. In Quimbindo wohnte noch ein Portugiese, der Handel verfällt dort ganz. Buchner's Briefe bestätigen dieses und Pogge schreibt im April 1881: „Wenn Malange im Rückschritt so fortfährt, dürfte es in wenigen Jahren nicht mehr als Ansiedlung von Weißen existiren.“ Es scheint, als ob die Portugiesen mit der Zeit bloß auf die Küste beschränkt sein werden.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Alpines. Seiner vor neun Jahren erschienenen „Orographie der Allgäuer Alpen“ (Augsburg, Lampart u. Comp.) hat der als Alpenforscher rühmlichst bekannte Obergeometer A. Waltenberger in zweiter Auflage (ebenda 1881) in einzelnen Kapiteln eine vollständige Umarbeitung und vielfache Ergänzungen zu Theil werden lassen. Auch die Karten, eine hypsometrische Karte der Allgäuer Alpen und eine vergleichende Darstellung ihrer Höhenverhältnisse nebst Profilansichten, wurden an vielen Stellen ergänzt und verbessert. Das Kapitel über die hydrographischen Verhältnisse wurde durch Angaben über Wasserfälle und die interessanten Thalengen Allgäus, seine Hochseen und die vorhandenen permanenten Schneebedeckungen erweitert. Die sorgfältige Arbeit wird den schönen Allgäuer Alpen gewiß neue Freunde und Besucher gewinnen!

Von der „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen“, welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist jetzt die dritte Abtheilung erschienen: Anleitung an der Hand klassischer Beispiele zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiet der deutschen und österreichischen Alpen. Von Dr. Johannes Ranke (München 1881, J. Lindauer, 2 M.). Mit einer Karte (die Ostalpen zur Römerzeit) und 56 Abbildungen im Text. Die früheren Abtheilungen enthielten Orographie und Topographie, Hydrographie und Gletscherwesen von E. von Sonklar; Anleitung zu geologischen Beobachtungen von C. W. Gümbel (2 M.) und

Meteorologie von J. Hann (1 M.). Weitere Abtheilungen des nützlichen Werkes befinden sich in Vorbereitung.

Von dem „Jahrbuch" des Oesterreichischen Touristen-Clubs in Wien, welcher seit 1. Juli 1881 eine monatlich zweimal erscheinende „Oesterreichische Touristen-Zeitung" herausgiebt, ist der zwölfte Jahrgang erschienen (Wien, A. Hölder 1881). Derselbe enthält mehrere Aufsätze von wissenschaftlichem Werthe, unter denen wir anführen: Franz Toula, Die „Wiener Bucht", mit besonderer Berücksichtigung von Baden und seinen Thermen; Josef Rabl, Orographische Eintheilung des österreichischen Alpengebietes; Prof. Frischauf, Die Triglav-Seen (mit zwei hübschen Abbildungen); Prof. Hoernes, Veränderungen der Gebirge und ihre Beobachtung. Außerdem bietet der Band ein kleineres Panorama vom Monte Maggiore in Istrien und ein großes in vier Blättern vom leichter zu erreichenden Gaisberge bei Salzburg.

— Das Bankhaus Erlanger in Paris hat die Konzession zur Legung eines neuen unterseeischen Kabels zwischen Triest und der Insel Corfu, sowie das ausschließliche Eigenthumsrecht der Linie für 20 Jahre erhalten. Das neue Kabel, dessen Kosten auf etwa 1 Million Gulden veranschlagt sind, ist besonders zur Erleichterung der direkten Uebermittelung telegraphischer Depeschen zwischen Oesterreich und Aegypten bestimmt.

— In der „Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde in Berlin" (Bd. 16, Heft 3) behandelt Prof. Dr Breßlau auf Grund von neuerdings veröffentlichten historischen Materialien und eigener Anschauung „die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa und im Ossolathale". Dieselben liegen auf italienischem Gebiete im Thale der Lys, des Toce, der Anza (Anzasca-Thal) und den Quellthälern der Sesia. Breßlau kommt zu dem Schlusse, „daß die Ansiedelungen im Lysthal bereits vor dem Anfange des 13. Jahrhunderts, die übrigen zumeist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begründet sind; sie erklären sich durch dynastische Verbindungen, welche zwischen dem Oberwallis und den von dort aus bevölkerten Gebieten bestanden. Die Orte, wohin die Kolonisten verpflanzt wurden, behielten den romanischen Namen, den sie geführt hatten, unverändert oder mit leichter Umgestaltung bei; nur den einzelnen Weilern, hier und da auch Bergen und Flüssen legten die Ansiedler Benennungen bei, die ihnen in der Heimath vertraut gewesen waren." Es sind im Ganzen neun Gemeinden, deren Bevölkerung Ende 1878 sich auf 7444 Seelen belief: im Lysthal Gressoney la Trinité, Gressoney St. Jean und Issime mit zusammen 2479 Einwohnern; im Sesiathale Allagna, Rima S. Giuseppe und Rimella mit 1973 Einwohnern; im Anzathal Macugnaga mit 720 Einwohnern und im Ossolathale Formazza und Ornavasso mit 2272 Einwohnern. Wie überall in den Alpen, so ist auch hier die deutsche Sprache unzweifelhaft im Rückgange begriffen; die Kirche, durch die Bischöfe von Novara und Aosta vertreten, arbeitet seit lange aufs Kräftigste an ihrer Unterdrückung. In Ornavasso und noch viel mehr im nahen Miggiandone, wofür im Jahre 1550 deutsche Bewohner bezeugt sind, ist das Deutsche jetzt völlig verschwunden, ebenso in Pestarena, dem untersten Weiler von Macugnaga. In Macugnaga selbst, wo es noch 1839 den Eltern frei stand, zwischen deutscher und italienischer Schule zu wählen, ist jetzt die erstere aufgehoben und die Kinder genießen nur noch wälschen Unterricht. In Rimella (an einem Zuflusse der Sesia) wird noch Deutsch gepredigt, aber die Schule ist seit 1829 in Folge der Bemühungen des Bischofs italienisch geworden. Allagna (an der Sesia) ist jetzt ein Hauptquartier von Sommerfrische suchenden Italienern geworden, und der Einfluß dieser Touristen, von denen der Ort zum großen Theile lebt, wird die Unterdrückung des Deutschthums zu beschleunigen nicht verfehlen. Nur in Gressoney (im Lysthal) und in Formazza oder Pommat (im obersten Ossolathale, dem Thale des Toce) hat sich das deutsche Element widerstandsfähiger gezeigt; an ersterm Orte wegen seines lebhaften Handelsverkehrs mit Deutschland — es finden sich Gressoneyer Handelshäuser von St. Gallen bis Augsburg und Konstanz —, an letzterem in Folge seiner abgelegenen Lage, die fast eine leichtere Verbindung über den Griesgletscher ins Oberwallis, als durch das Tocethal in die italienische Ebene bietet. In Formazza wird freilich die neue Landstraße im Tocethale, die im Bau begriffen ist, wenn sie bis dorthin fortgeführt wird, die Verkehrsbeziehungen ändern; immerhin ist zu erwarten, daß hier und in Gressoney die deutsche Sprache sich noch behaupten wird, wenn sie aus den übrigen Orten längst verschwunden ist. Ein freudiges Bewußtsein ihrer deutschen Nationalität haben nach allen Schilderungen nur noch die Leute von Gressoney; an den meisten übrigen Orten sucht man dieselbe eher zu verbergen und redet lieber Italienisch als Deutsch mit dem fremden Besucher.

— Unter dem Titel „Karten von Attika" ist die erste Lieferung des durch Offiziere des preußischen Generalstabs aufgenommenen resp. noch aufzunehmenden Kartenwerkes erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Dieselbe enthält vier Tafeln, sämmtlich im Maßstabe 1:12500: 1. Athen und Umgebung von Kaupert. 2. Alt-Athen mit seinen nachweislichen Denkmälern, Plätzen und Verkehrsstraßen, Rekonstruktion von E. Curtius und J. A. Kaupert. 3. Die Halbinsel Peiraieus. Aufgenommen von G. v. Alten. 4. Die Halbinsel Peiraieus, nach der Erbauung der hippodamischen Stadtanlage und der Befestigungsmauern. Rekonstruktion von A. Milchhöfer und J. A. Kaupert. Tafel 1 und 3 zeigen das heutige Terrain- und Situationsbild in wirklich mustergiltiger Ausführung, Tafel 2 und 4 enthalten dasselbe in blassem Unterdrucke und darüber in rothen und gelben Farben die antike Topographie. Die Aufnahmen in Attika schreiten dabei rüstig weiter; Hymettos und Aigaleos (östlich und westlich von Athen) sind bereits aufgenommen, und im Winter 1880/1881 hat Premierlieut. Gäde das trigonometrische Netz über die attische Ostküste ausgedehnt. Die Karten sind von einem Texte begleitet, der hauptsächlich die Befestigungen des Peiraieus (von G. v. Alten) und dessen Topographie, Geschichte und Monumentenkunde (von A. Milchhöfer) behandelt. Von Interesse ist, was letzterer über das Aufblühen der Hafenstadt von Athen sagt (S. 31 f.): „Der moderne Peiraieus hatte 36 Jahre nach seiner Begründung (1871) bereits über elf Tausend Einwohner und zählt heute bei stetig wachsender Progression wohl das Doppelte. Gymnasien, Marineschule und zahlreiche andere Erziehungsinstitute, Börse und Arsenaldepots, Hospitäler und durchgehender Neubau der Kirchen, sowie die zahlreichen Fabriken sichern der Stadt in öffentlicher Beziehung den zweiten Rang nach Athen. Insbesondere hat die rapide, immer noch wachsende Bauthätigkeit den vorgezeichneten Raum beinahe ausgefüllt. Seit Anlegung eines Fahrwegs um den Kreis des Munichia- und Zeahafens (der nun allmälig, zum Theil auf den restaurirten Ufermauern gegründet, um die ganze Akte-Halbinsel geführt wird) beginnt sich auch jene östliche Gegend rasch zu bevölkern, die Stadt mit dem „Neu-Phaleron" zu verwachsen. Gegenwärtig versorgt eine vor Kurzem angelegte aus großartigen Reservoirs geführte Leitung (vom sogenannten Windmühlenberge her) die Stadt mit Wasser. Die nördliche sumpfige Ausbuchtung des Peiraieushafens erhält einen durch Molen verengerten Eingang. Bereits sind von einer französischen Gesellschaft Bohrungen zum Zweck der Nutzbarmachung dieses Theiles vorgenommen worden."

## Asien.

— Unlängst stellte die Pforte an diejenigen Mächte, welche eigene Postämter im türkischen Reiche unterhalten, das Ansuchen, dieselben einzuziehen, da ihre eigenen Posteinrichtungen jetzt im Stande seien, allen Anforderungen zu entsprechen. Wie es aber mit Post und Telegraphen dort bestellt ist, zei-

gen nachfolgende Thatſachen, welche wir dem eben erſchienenen Reiſewerke des Rev. Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, London 1881) entnehmen. Der Paſcha in Amaſia hatte dem Reiſenden verſichert, daß wöchentlich zweimal eine Poſtverbindung zwiſchen Amaſia und Samſun beſtehe. Von Hrn. Krug, dem dortigen deutſchen Konſul, erfuhr er indeſſen, daß trotz der Wichtigkeit dieſer Kommunikationslinie gar keine regelmäßige Poſt exiſtirt, ſondern daß die Beamten häufig ihre Briefe einem gewöhnlichen Boten, der zufällig nach der gewünſchten Richtung abreiſt, mit dem Auftrage übergeben, ſie bis zur nächſten Station, z. B. Ladik, mitzunehmen; von da werden ſie dann mittels einer ähnlichen „Gelegenheit“ weiter befördert. Sie erreichen indeſſen ſchließlich faſt immer ihren Beſtimmungsort. Wie Tozer ſpäter fand, herrſcht dieſes ſonderbare Syſtem in einem großen Theile des Reiches (a. a. O. S. 43). — Was ferner die Telegraphen betrifft, ſo langen die Depeſchen entweder in einer arg verſtümmelten, oft ganz unverſtändlichen Form oder viel zu ſpät an, wovon Tozer auf S. 345 f. einige treffende Beiſpiele anführt, welche Depeſchen von engliſchen und ruſſiſchen Konſulatsbeamten zugeſtoßen ſind. Beim Durchreiſen des Landes war Tozer oft erſtaunt über die Vollſtändigkeit des türkiſchen Telegraphenſyſtems, da ſich die Drähte oft durch abgelegene und faſt unbewohnte Gegenden hinziehen, und fühlte ſich veranlaßt, die Regierung in ſeinem Herzen deswegen zu beloben — aber der Betrieb nimmt ſich wie eine Satire auf dieſe erſte Anlage aus. Wie die meiſten Unternehmungen in der Türkei war das Telegraphenſyſtem in der Idee vorzüglich, in der Ausführung koſtſpielig, in Bezug auf praktiſche Reſultate aber faſt nutzlos.

— Kaiſarieh in Kleinaſien hat gegenwärtig nach Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, p. 107) 60000 Einwohner, wovon 16000 Armenier, 4000 Griechen, der Reſt Türken ſind. Die Armenier in der Stadt ſprechen ſelbſt in der Familie Türkiſch, auf den umliegenden Dörfern aber Armeniſch. Der dortige armeniſche proteſtantiſche Paſtor, Kerope Jakobian, predigt deshalb in der Stadt Türkiſch, auf dem Lande Armeniſch. Auch die Griechen ſprachen noch vor Kurzem Türkiſch; jetzt aber kehren manche in Folge der Ausbreitung ihres Volksbewußtſeins zum Gebrauch der griechiſchen Sprache zurück. Der Lehrer, bei welchem Rev. Tozer in London Türkiſch lernte, und welcher aus dieſer Gegend ſtammte, gab als Grund für den Verluſt ihrer Mutterſprache an, daß die Türken einſt allen Griechenkindern, um ihre Sprache auszurotten, die Zungen abgeſchnitten hätten. In Ewerek, einem Dorfe am Südabhange des Argäus, verſicherte ein Grieche dem Reiſenden, daß in manchen Orten dieſes Gebietes ſtets und ohne Unterbrechung Griechiſch geſprochen worden ſei, was Tozer indeſſen ohne weitere Beweiſe nicht glauben möchte, wenn er bedenkt, wie vollſtändig dieſe Sprache ſonſt überall in Kleinaſien mit Ausnahme der Küſtenlandſchaften verſchwunden iſt. Was man im Innern Griechen nennt, ſagt er (S. 117 f.), ſind in Wahrheit Nachkommen der früheren Landesbewohner, denen ſich vielleicht ein wenig griechiſches Blut zugemiſcht hat durch griechiſche Händler, welche ſich in den Städten niederließen, oder griechiſche Kolonien, die unter Alexander dem Großen und ſeinen Nachkommen angeſiedelt wurden. Ihre Vorfahren wurden zu Griechen, weil ſie Unterthanen des byzantiniſchen Reiches und Mitglieder der orientaliſchen Kirche waren, und letzteres Verhältniß iſt noch der wahre Grund ihrer Nationalität. Wir dürfen deshalb bei ihnen jene helleniſchen Charakterzüge nicht erwarten, welche bei den Bewohnern des Königreiches Hellas noch ſo ſcharf hervortreten. Tozer wurde beſonders von dieſem Kontraſt betroffen, als er ſich Trapezunt näherte, wo das Volk alle Charaktereigenſchaften echter Hellenen aufweiſt. Ueberhaupt ſind das, was wir heute in Kleinaſien „Türken“ nennen, nicht durchweg osmaniſche Türken, ſondern, worauf genaue Kenner des Landes, wie Karl Humann oder Strecker-Paſcha, ſchon öfters aufmerkſam gemacht haben, turkiſirte Nachkommen der alten urſprünglichen Landeseinwohner. Ob aber die Anthropologie dereinſt noch im Stande ſein wird, beſtimmte Typen hier nachzuweiſen, erſcheint uns keineswegs ganz ſicher. Jetzt ſind noch ſelbſt für den flüchtigen Beobachter äußerliche Unterſchiede wahrnehmbar. Von Intereſſe iſt, was Tozer (a. a. O. S. 48) von den Bewohnern des Dorfes Kojundſchak (ſüdweſtlich von Amaſia) ſagt: „Der Geſichtstypus war beſtimmt verſchieden von demjenigen der Konſtantinopolitaner Türken, und doch waren ihre Züge prominenter, als man von gewöhnlichen türkiſchen Bauern erwarten konnte. Nur unter den Kindern bemerkte ich runde Geſichter und platte Naſen, und die Augen derſelben, obwohl meiſt dunkel, waren zuweilen blau.“

## Afrika.

— Allſeitiges Bedauern hat die Trauerbotſchaft vom Tode Dr. Matteucci's erregt, welcher am 8. Auguſt dieſes Jahres zu London erfolgt iſt. Ein Fieber, welches ihn ſowohl in Afrika als auf der Heimreiſe wiederholt befallen hatte, aber ſtets bald vorüber gegangen war, raffte ihn nach nur eintägigem Krankenlager dahin; die Kunſt der wegen des mediciniſchen Kongreſſes zahlreich in London verſammelten beſten italieniſchen Aerzte vermochte nichts gegen dieſe heimtückiſche Geißel der Afrikareiſenden. Wie wenig ſich Matteucci, der im Anfange der dreißiger Jahre ſtand, durch die Anſtrengungen der weiten Reiſe durch Afrika entmuthigt oder entkräftet fühlte oder gar ſein Lebensende nahe glaubte, geht daraus hervor, daß er noch von Madeira aus dem Generalſekretär der Geographiſchen Geſellſchaft in Rom über den Plan zu einer neuen Reiſe ſchrieb, welche die Befreiung eines in Bornu feſtgehaltenen Italieners, Valpreda, zum Zwecke haben ſollte. Ein Troſt bei dieſem ſchweren Verluſte iſt, daß Matteucci's Begleiter, Schiffslieutenant Maſſari, noch am Leben iſt, um die Reſultate der Expedition zu verarbeiten, welche, wie wir jetzt erfahren, von Wadai aus über Bornu, Kano und Nupe an den Niger und dieſen ſtromabwärts zur Küſte des Atlantiſchen Oceans führte.

— In einem ſeiner Briefe aus Abeſſinien (abgedruckt in den Mitth. der Afrik. Geſ. in Deutſchland II, S. 240) ſpricht ſich Rohlfs dahin aus, daß ſüdlich von Adua die Bevölkerung nur ſpärlich iſt, und daß ſich die Angabe von 5 Millionen Einwohnern für Abeſſinien (Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, II, S. 55, nehmen übrigens nur 3 Millionen an) kaum aufrecht erhalten läßt. Er ſelbſt glaubt, daß das Land nicht mehr als die Hälfte davon beſitzt.

**Inhalt:** Das heutige Syrien. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — Shukow: Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition. II. (Schluß.) — Die fünf europäiſchen Menſchenracen. — Otto Schütt's Reiſen im ſüdweſtlichen Congobecken. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 20. Auguſt 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

## IX.

Westlich vom Karmel, etwa eine Tagereise von Haifa, mündet unweit nördlich von den Ruinen des antiken Cäsarea der kleine Nahr Zerka in das Mittelländische Meer. Zwischen der See und dem Gebirge bildet er weite Sümpfe, die mit Schilf und hoch aufgeschossenen Cyperaceen bedeckt sind und von Krokodilen bewohnt werden (vgl. „Globus“ XXXII, S. 191). Es ist das außer dem Kischon ihr einziges Vorkommen in Palästina, von dem schon Plinius spricht. Auch der kleinasiatische Geograph Strabon erwähnt in dieser Gegend eine Stadt Krokodilon. Lortet hat die Thiere nicht selbst beobachtet, sondern nur in Haifa ein getrocknetes Exemplar zu Gesicht bekommen und an demselben festgestellt, daß das syrische Krokodil eine andere Species ist, als das ägyptische. Die Ansicht also, daß durch Aegypter das Krokodil hierher an den Fuß des Karmel verpflanzt worden ist, läßt sich nicht halten. Die Sümpfe, welche das merkwürdige Thier bewohnt, sind indessen nicht größer als 5 bis 6 Hektaren, und deshalb kann ihre Anzahl schwerlich eine sehr beträchtliche sein.

Der Weg von Haifa nach Nazareth führt zwischen den nordöstlichen Abfällen des Karmel und dem vielgewundenen, im sumpfigen Thale dahinströmenden Kischon entlang. Stellenweise sind seine Ufer hoch und mehrere Meter tief in den schwarzen Erdboden eingeschnitten; dann wieder theilt sich sein Bett und bildet große Sümpfe, in denen zahlreiche prächtig gefärbte Wasservögel und Schildkröten (Emys caspica und Emys sigris) hausen, nicht minder auch Krokodile. Dies Faktum hat der Engländer J. Mac Gregor festgestellt, der 1868 und 1869 die Hauptwasserläufe Syriens in einem kleinen Boote befahren und dabei auf dem Kischon (heute Nahr el-Mukatta) ziemlich große Exemplare dieser Saurier gesehen hat; sie kamen so nahe an seinen Seelenverkäufer heran, daß er sie mit seinen Rudern zurückstoßen mußte.

Der Weg nach Nazareth berührt zunächst das zwischen Oelbäumen und Dattelpalmen versteckte Dorf Beled-e'-Schech, wo man einen ganzen Flug der in Syrien häufigen kleinen Eule (Athene Persica) aufjagte, deren interessantes Gesicht und zierliches goldiges Gefieder sie zu einem reizenden Stubenvogel machen könnte. Weiter trifft man auf einem Schutthügel die elenden Hütten von Dschadschur, umgeben von einer riesigen und undurchdringlichen Opuntienhecke und bewohnt von armen, hungrigen Fellachen. Dann gelangten die Reisenden in das niedrige Hügelland, welches die Strandebene von Akka und die Ebene Esdrelon von einander scheidet. Durch Sumpflöcher und Schluchten war der Weg hier fast unpassirbar gemacht, und es kostete einmal die größten Anstrengungen, den in ein solches Loch gerathenen Dragoman nebst seinem Pferde herauszuziehen. Ebenso war es höchst schwierig, über den 4 bis 5 Fuß tiefen, steiluferigen Kischon zu passiren. Prächtig aber war der Blumenflor auf den weithin überschwemmten Feldern; namentlich zeichneten sich die goldgelben Blüthen des in unseren Gärten schon lange heimischen Asphodelus luteus aus. Ferner erschien hier zum ersten Male in den Lichtungen des Eichenwaldes der schöne rothblühende Lein

Fig. 1.—Lemur catta.

Fig. 2.—Lemur macaco.

Fig. 3.—Lemur mongoz.

Fig. 4.—Lemur albifrons.

Fig. 5.—Lemur varius.

Fig. 6.—Lemur ruber.

Fig. 7.—Lemur collaris.

Fig. 8.—Lemur nigrifrons.

Fig. 9.—Lemur leucomystax.

Fig. 10.—Lemur griseus.

Fig. 11.—Lemur rufifrons.

Fig. 12.—Lemur rufus.

Fig. 13.—Lemur albocinereus.

Fig. 14.—Lemur nigrescens.

Fig. 15.—Lemur macaco.

Fig. 16.—Lemur albifrons.

Fig. 17.—Lemur varius.

Fig. 18.—Lemur ruber.

Fig. 19.—Lemur collaris.

Fig. 20.—Lemur nigrifrons.

Fig. 21.—Lemur leucomystax.

Fig. 22.—Lemur griseus.

Fig. 23.—Lemur rufifrons.

Fig. 24.—Lemur rufus.

Fig. 25.—Lemur albocinereus.

Fig. 26.—Lemur nigrescens.

Fig. 27.—Lemur macaco.

Fig. 28.—Lemur albifrons.

Fig. 29.—Lemur varius.

Fig. 30.—Lemur ruber.

Fig. 31.—Lemur collaris.

Fig. 32.—Lemur nigrifrons.

Fig. 33.—Lemur leucomystax.

Fig. 34.—Lemur griseus.

Fig. 35.—Lemur rufifrons.

Fig. 36.—Lemur rufus.

Fig. 37.—Lemur albocinereus.

Fig. 38.—Lemur nigrescens.

Fig. 39.—Lemur macaco.

Fig. 40.—Lemur albifrons.

Fig. 41.—Lemur varius.

Fig. 42.—Lemur ruber.

Fig. 43.—Lemur collaris.

Fig. 44.—Lemur nigrifrons.

Fig. 45.—Lemur leucomystax.

Fig. 46.—Lemur griseus.

Fig. 47.—Lemur rufifrons.

Fig. 48.—Lemur rufus.

Fig. 49.—Lemur albocinereus.

Fig. 50.—Lemur nigrescens.

Fig. 51.—Lemur macaco.

Fig. 52.—Lemur albifrons.

Fig. 53.—Lemur varius.

Fig. 54.—Lemur ruber.

Fig. 55.—Lemur collaris.

Fig. 56.—Lemur nigrifrons.

Fig. 57.—Lemur leucomystax.

Fig. 58.—Lemur griseus.

Fig. 59.—Lemur rufifrons.

Fig. 60.—Lemur rufus.

Fig. 61.—Lemur albocinereus.

Fig. 62.—Lemur nigrescens.

Fig. 63.—Lemur macaco.

Fig. 64.—Lemur albifrons.

Fig. 65.—Lemur varius.

Fig. 66.—Lemur ruber.

Fig. 67.—Lemur collaris.

Fig. 68.—Lemur nigrifrons.

Fig. 69.—Lemur leucomystax.

Fig. 70.—Lemur griseus.

Fig. 71.—Lemur rufifrons.

Fig. 72.—Lemur rufus.

Fig. 73.—Lemur albocinereus.

Fig. 74.—Lemur nigrescens.

Fig. 75.—Lemur macaco.

Fig. 76.—Lemur albifrons.

Fig. 77.—Lemur varius.

Fig. 78.—Lemur ruber.

Fig. 79.—Lemur collaris.

Fig. 80.—Lemur nigrifrons.

Fig. 81.—Lemur leucomystax.

Fig. 82.—Lemur griseus.

Fig. 83.—Lemur rufifrons.

Fig. 84.—Lemur rufus.

Fig. 85.—Lemur albocinereus.

Fig. 86.—Lemur nigrescens.

Fig. 87.—Lemur macaco.

Fig. 88.—Lemur albifrons.

Fig. 89.—Lemur varius.

Fig. 90.—Lemur ruber.

Fig. 91.—Lemur collaris.

Fig. 92.—Lemur nigrifrons.

Fig. 93.—Lemur leucomystax.

Fig. 94.—Lemur griseus.

Fig. 95.—Lemur rufifrons.

Fig. 96.—Lemur rufus.

Fig. 97.—Lemur albocinereus.

Fig. 98.—Lemur nigrescens.

Fig. 99.—Lemur macaco.

Fig. 100.—Lemur albifrons.

Fig. 101.—Lemur varius.

Fig. 102.—Lemur ruber.

Fig. 103.—Lemur collaris.

Fig. 104.—Lemur nigrifrons.

Fig. 105.—Lemur leucomystax.

Fig. 106.—Lemur griseus.

Fig. 107.—Lemur rufifrons.

Fig. 108.—Lemur rufus.

Fig. 109.—Lemur albocinereus.

Fig. 110.—Lemur nigrescens.

Fig. 111.—Lemur macaco.

Fig. 112.—Lemur albifrons.

Fig. 113.—Lemur varius.

Fig. 114.—Lemur ruber.

Fig. 115.—Lemur collaris.

Fig. 116.—Lemur nigrifrons.

Fig. 117.—Lemur leucomystax.

Fig. 118.—Lemur griseus.

Fig. 119.—Lemur rufifrons.

Fig. 120.—Lemur rufus.

Fig. 121.—Lemur albocinereus.

Fig. 122.—Lemur nigrescens.

Fig. 123.—Lemur macaco.

Fig. 124.—Lemur albifrons.

Fig. 125.—Lemur varius.

Fig. 126.—Lemur ruber.

Fig. 127.—Lemur collaris.

Fig. 128.—Lemur nigrifrons.

Fig. 129.—Lemur leucomystax.

Fig. 130.—Lemur griseus.

Fig. 131.—Lemur rufifrons.

Fig. 132.—Lemur rufus.

Fig. 133.—Lemur albocinereus.

Fig. 134.—Lemur nigrescens.

Fig. 135.—Lemur macaco.

Fig. 136.—Lemur albifrons.

Fig. 137.—Lemur varius.

Fig. 138.—Lemur ruber.

Fig. 139.—Lemur collaris.

Fig. 140.—Lemur nigrifrons.

Fig. 141.—Lemur leucomystax.

Fig. 142.—Lemur griseus.

Fig. 143.—Lemur rufifrons.

Fig. 144.—Lemur rufus.

Fig. 145.—Lemur albocinereus.

Fig. 146.—Lemur nigrescens.

Fig. 147.—Lemur macaco.

Fig. 148.—Lemur albifrons.

Fig. 149.—Lemur varius.

Fig. 150.—Lemur ruber.

Fig. 151.—Lemur collaris.

Fig. 152.—Lemur nigrifrons.

Fig. 153.—Lemur leucomystax.

Fig. 154.—Lemur griseus.

Fig. 155.—Lemur rufifrons.

Fig. 156.—Lemur rufus.

Fig. 157.—Lemur albocinereus.

Fig. 158.—Lemur nigrescens.

Fig. 159.—Lemur macaco.

Fig. 160.—Lemur albifrons.

Fig. 161.—Lemur varius.

Fig. 162.—Lemur ruber.

Fig. 163.—Lemur collaris.

Fig. 164.—Lemur nigrifrons.

Fig. 165.—Lemur leucomystax.

Fig. 166.—Lemur griseus.

Fig. 167.—Lemur rufifrons.

Fig. 168.—Lemur rufus.

Fig. 169.—Lemur albocinereus.

Fig. 170.—Lemur nigrescens.

Fig. 171.—Lemur macaco.

Fig. 172.—Lemur albifrons.

Fig. 173.—Lemur varius.

Fig. 174.—Lemur ruber.

Fig. 175.—Lemur collaris.

Fig. 176.—Lemur nigrifrons.

Fig. 177.—Lemur leucomystax.

Fig. 178.—Lemur griseus.

Fig. 179.—Lemur rufifrons.

Fig. 180.—Lemur rufus.

Fig. 181.—Lemur albocinereus.

Fig. 182.—Lemur nigrescens.

Fig. 183.—Lemur macaco.

Fig. 184.—Lemur albifrons.

Fig. 185.—Lemur varius.

Fig. 186.—Lemur ruber.

Fig. 187.—Lemur collaris.

Fig. 188.—Lemur nigrifrons.

Fig. 189.—Lemur leucomystax.

Fig. 190.—Lemur griseus.

Fig. 191.—Lemur rufifrons.

Fig. 192.—Lemur rufus.

Fig. 193.—Lemur albocinereus.

Fig. 194.—Lemur nigrescens.

Fig. 195.—Lemur macaco.

Fig. 196.—Lemur albifrons.

Fig. 197.—Lemur varius.

Fig. 198.—Lemur ruber.

Fig. 199.—Lemur collaris.

Fig. 200.—Lemur nigrifrons.

Fig. 201.—Lemur leucomystax.

Fig. 202.—Lemur griseus.

Fig. 203.—Lemur rufifrons.

Fig. 204.—Lemur rufus.

Fig. 205.—Lemur albocinereus.

Fig. 206.—Lemur nigrescens.

Fig. 207.—Lemur macaco.

Fig. 208.—Lemur albifrons.

Fig. 209.—Lemur varius.

Fig. 210.—Lemur ruber.

Fig. 211.—Lemur collaris.

Fig. 212.—Lemur nigrifrons.

Fig. 213.—Lemur leucomystax.

Fig. 214.—Lemur griseus.

Fig. 215.—Lemur rufifrons.

Fig. 216.—Lemur rufus.

Fig. 217.—Lemur albocinereus.

Fig. 218.—Lemur nigrescens.

Fig. 219.—Lemur macaco.

Fig. 220.—Lemur albifrons.

Fig. 221.—Lemur varius.

Fig. 222.—Lemur ruber.

Fig. 223.—Lemur collaris.

Fig. 224.—Lemur nigrifrons.

Fig. 225.—Lemur leucomystax.

Fig. 226.—Lemur griseus.

Fig. 227.—Lemur rufifrons.

Fig. 228.—Lemur rufus.

Fig. 229.—Lemur albocinereus.

Fig. 230.—Lemur nigrescens.

Fig. 231.—Lemur macaco.

Fig. 232.—Lemur albifrons.

Fig. 233.—Lemur varius.

Fig. 234.—Lemur ruber.

Fig. 235.—Lemur collaris.

Fig. 236.—Lemur nigrifrons.

Fig. 237.—Lemur leucomystax.

Fig. 238.—Lemur griseus.

Fig. 239.—Lemur rufifrons.

Fig. 240.—Lemur rufus.

Fig. 241.—Lemur albocinereus.

Fig. 242.—Lemur nigrescens.

Fig. 243.—Lemur macaco.

Fig. 244.—Lemur albifrons.

Fig. 245.—Lemur varius.

Fig. 246.—Lemur ruber.

Fig. 247.—Lemur collaris.

Fig. 248.—Lemur nigrifrons.

Fig. 249.—Lemur leucomystax.

Fig. 250.—Lemur griseus.

Fig. 251.—Lemur rufifrons.

Fig. 252.—Lemur rufus.

Fig. 253.—Lemur albocinereus.

Fig. 254.—Lemur nigrescens.

Fig. 255.—Lemur macaco.

Fig. 256.—Lemur albifrons.

Fig. 257.—Lemur varius.

Fig. 258.—Lemur ruber.

Fig. 259.—Lemur collaris.

Fig. 260.—Lemur nigrifrons.

Fig. 261.—Lemur leucomystax.

Fig. 262.—Lemur griseus.

Fig. 263.—Lemur rufifrons.

Fig. 264.—Lemur rufus.

Fig. 265.—Lemur albocinereus.

Fig. 266.—Lemur nigrescens.

Fig. 267.—Lemur macaco.

Fig. 268.—Lemur albifrons.

Fig. 269.—Lemur varius.

Fig. 270.—Lemur ruber.

Fig. 271.—Lemur collaris.

Fig. 272.—Lemur nigrifrons.

Fig. 273.—Lemur leucomystax.

Fig. 274.—Lemur griseus.

Fig. 275.—Lemur rufifrons.

Fig. 276.—Lemur rufus.

Fig. 277.—Lemur albocinereus.

Fig. 278.—Lemur nigrescens.

Fig. 279.—Lemur macaco.

Fig. 280.—Lemur albifrons.

Fig. 281.—Lemur varius.

Fig. 282.—Lemur ruber.

Fig. 283.—Lemur collaris.

Fig. 284.—Lemur nigrifrons.

Fig. 285.—Lemur leucomystax.

Fig. 286.—Lemur griseus.

Fig. 287.—Lemur rufifrons.

Fig. 288.—Lemur rufus.

Fig. 289.—Lemur albocinereus.

Fig. 290.—Lemur nigrescens.

Fig. 291.—Lemur macaco.

Fig. 292.—Lemur albifrons.

Fig. 293.—Lemur varius.

Fig. 294.—Lemur ruber.

Fig. 295.—Lemur collaris.

Fig. 296.—Lemur nigrifrons.

Fig. 297.—Lemur leucomystax.

Fig. 298.—Lemur griseus.

Fig. 299.—Lemur rufifrons.

Fig. 300.—Lemur rufus.

Fig. 301.—Lemur albocinereus.

Fig. 302.—Lemur nigrescens.

Fig. 303.—Lemur macaco.

Fig. 304.—Lemur albifrons.

Fig. 305.—Lemur varius.

Fig. 306.—Lemur ruber.

Fig. 307.—Lemur collaris.

Fig. 308.—Lemur nigrifrons.

Fig. 309.—Lemur leucomystax.

Fig. 310.—Lemur griseus.

Fig. 311.—Lemur rufifrons.

Fig. 312.—Lemur rufus.

Fig. 313.—Lemur albocinereus.

Fig. 314.—Lemur nigrescens.

Fig. 315.—Lemur macaco.

Fig. 316.—Lemur albifrons.

Fig. 317.—Lemur varius.

Fig. 318.—Lemur ruber.

Fig. 319.—Lemur collaris.

Fig. 320.—Lemur nigrifrons.

Fig. 321.—Lemur leucomystax.

Fig. 322.—Lemur griseus.

Fig. 323.—Lemur rufifrons.

Fig. 324.—Lemur rufus.

Fig. 325.—Lemur albocinereus.

Fig. 326.—Lemur nigrescens.

Fig. 327.—Lemur macaco.

Fig. 328.—Lemur albifrons.

Fig. 329.—Lemur varius.

Fig. 330.—Lemur ruber.

Fig. 331.—Lemur collaris.

Fig. 332.—Lemur nigrifrons.

Fig. 333.—Lemur leucomystax.

Fig. 334.—Lemur griseus.

Fig. 335.—Lemur rufifrons.

Fig. 336.—Lemur rufus.

Fig. 337.—Lemur albocinereus.

Fig. 338.—Lemur nigrescens.

Fig. 339.—Lemur macaco.

Fig. 340.—Lemur albifrons.

Fig. 341.—Lemur varius.

Fig. 342.—Lemur ruber.

Fig. 343.—Lemur collaris.

Fig. 344.—Lemur nigrifrons.

Fig. 345.—Lemur leucomystax.

Fig. 346.—Lemur griseus.

Fig. 347.—Lemur rufifrons.

Fig. 348.—Lemur rufus.

Fig. 349.—Lemur albocinereus.

Fig. 350.—Lemur nigrescens.

Fig. 351.—Lemur macaco.

Fig. 352.—Lemur albifrons.

Fig. 353.—Lemur varius.

Fig. 354.—Lemur ruber.

Fig. 355.—Lemur collaris.

Fig. 356.—Lemur nigrifrons.

Fig. 357.—Lemur leucomystax.

Fig. 358.—Lemur griseus.

Fig. 359.—Lemur rufifrons.

Fig. 360.—Lemur rufus.

Fig. 361.—Lemur albocinereus.

Fig. 362.—Lemur nigrescens.

Fig. 363.—Lemur macaco.

Fig. 364.—Lemur albifrons.

Fig. 365.—Lemur varius.

Fig. 366.—Lemur ruber.

Fig. 367.—Lemur collaris.

Fig. 368.—Lemur nigrifrons.

Fig. 369.—Lemur leucomystax.

Fig. 370.—Lemur griseus.

Fig. 371.—Lemur rufifrons.

Fig. 372.—Lemur rufus.

Fig. 373.—Lemur albocinereus.

Fig. 374.—Lemur nigrescens.

Fig. 375.—Lemur macaco.

Fig. 376.—Lemur albifrons.

Fig. 377.—Lemur varius.

Fig. 378.—Lemur ruber.

Fig. 379.—Lemur collaris.

Fig. 380.—Lemur nigrifrons.

Fig. 381.—Lemur leucomystax.

Fig. 382.—Lemur griseus.

Fig. 383.—Lemur rufifrons.

Fig. 384.—Lemur rufus.

Fig. 385.—Lemur albocinereus.

Fig. 386.—Lemur nigrescens.

Fig. 387.—Lemur macaco.

Fig. 388.—Lemur albifrons.

Fig. 389.—Lemur varius.

Fig. 390.—Lemur ruber.

Fig. 391.—Lemur collaris.

Fig. 392.—Lemur nigrifrons.

Fig. 393.—Lemur leucomystax.

Fig. 394.—Lemur griseus.

Fig. 395.—Lemur rufifrons.

Fig. 396.—Lemur rufus.

Fig. 397.—Lemur albocinereus.

Fig. 398.—Lemur nigrescens.

Fig. 399.—Lemur macaco.

Fig. 400.—Lemur albifrons.

Fig. 401.—Lemur varius.

Fig. 402.—Lemur ruber.

Fig. 403.—Lemur collaris.

Fig. 404.—Lemur nigrifrons.

Fig. 405.—Lemur leucomystax.

Fig. 406.—Lemur griseus.

Fig. 407.—Lemur rufifrons.

Fig. 408.—Lemur rufus.

Fig. 409.—Lemur albocinereus.

Fig. 410.—Lemur nigrescens.

Fig. 411.—Lemur macaco.

Fig. 412.—Lemur albifrons.

Fig. 413.—Lemur varius.

Fig. 414.—Lemur ruber.

Fig. 415.—Lemur collaris.

Fig. 416.—Lemur nigrifrons.

Fig. 417.—Lemur leucomystax.

Fig. 418.—Lemur griseus.

Fig. 419.—Lemur rufifrons.

Fig. 420.—Lemur rufus.

Fig. 421.—Lemur albocinereus.

Fig. 422.—Lemur nigrescens.

Fig. 423.—Lemur macaco.

Fig. 424.—Lemur albifrons.

Fig. 425.—Lemur varius.

Fig. 426.—Lemur ruber.

Fig. 427.—Lemur collaris.

Fig. 428.—Lemur nigrifrons.

Fig. 429.—Lemur leucomystax.

Fig. 430.—Lemur griseus.

Fig. 431.—Lemur rufifrons.

Fig. 432.—Lemur rufus.

Fig. 433.—Lemur albocinereus.

Fig. 434.—Lemur nigrescens.

Fig. 435.—Lemur macaco.

Fig. 436.—Lemur albifrons.

Fig. 437.—Lemur varius.

Fig. 438.—Lemur ruber.

Fig. 439.—Lemur collaris.

Fig. 440.—Lemur nigrifrons.

Fig. 441.—Lemur leucomystax.

Fig. 442.—Lemur griseus.

Fig. 443.—Lemur rufifrons.

Fig. 444.—Lemur rufus.

Fig. 445.—Lemur albocinereus.

Fig. 446.—Lemur nigrescens.

Fig. 447.—Lemur macaco.

Fig. 448.—Lemur albifrons.

Fig. 449.—Lemur varius.

Fig. 450.—Lemur ruber.

Fig. 451.—Lemur collaris.

Fig. 452.—Lemur nigrifrons.

Fig. 453.—Lemur leucomystax.

Fig. 454.—Lemur griseus.

Fig. 455.—Lemur rufifrons.

Fig. 456.—Lemur rufus.

Fig. 457.—Lemur albocinereus.

Fig. 458.—Lemur nigrescens.

Fig. 459.—Lemur macaco.

Fig. 460.—Lemur albifrons.

Fig. 461.—Lemur varius.

Fig. 462.—Lemur ruber.

Fig. 463.—Lemur collaris.

Fig. 464.—Lemur nigrifrons.

Fig. 465.—Lemur leucomystax.

Fig. 466.—Lemur griseus.

Fig. 467.—Lemur rufifrons.

Fig. 468.—Lemur rufus.

Fig. 469.—Lemur albocinereus.

Fig. 470.—Lemur nigrescens.

Fig. 471.—Lemur macaco.

Fig. 472.—Lemur albifrons.

Fig. 473.—Lemur varius.

Fig. 474.—Lemur ruber.

Fig. 475.—Lemur collaris.

Fig. 476.—Lemur nigrifrons.

Fig. 477.—Lemur leucomystax.

Fig. 478.—Lemur griseus.

Fig. 479.—Lemur rufifrons.

Fig. 480.—Lemur rufus.

Fig. 481.—Lemur albocinereus.

Fig. 482.—Lemur nigrescens.

Fig. 483.—Lemur macaco.

Fig. 484.—Lemur albifrons.

Fig. 485.—Lemur varius.

Fig. 486.—Lemur ruber.

Fig. 487.—Lemur collaris.

Fig. 488.—Lemur nigrifrons.

Fig. 489.—Lemur leucomystax.

Fig. 490.—Lemur griseus.

Fig. 491.—Lemur rufifrons.

Fig. 492.—Lemur rufus.

Fig. 493.—Lemur albocinereus.

Fig. 494.—Lemur nigrescens.

Fig. 495.—Lemur macaco.

Fig. 496.—Lemur albifrons.

Fig. 497.—Lemur varius.

Fig. 498.—Lemur ruber.

Fig. 499.—Lemur collaris.

Fig. 500.—Lemur nigrifrons.

Fig. 501.—Lemur leucomystax.

Fig. 502.—Lemur griseus.

Fig. 503.—Lemur rufifrons.

Fig. 504.—Lemur rufus.

Fig. 505.—Lemur albocinereus.

Fig. 506.—Lemur nigrescens.

Fig. 507.—Lemur macaco.

Fig. 508.—Lemur albifrons.

Fig. 509.—Lemur varius.

Fig. 510.—Lemur ruber.

Fig. 511.—Lemur collaris.

Fig. 512.—Lemur nigrifrons.

Fig. 513.—Lemur leucomystax.

Fig. 514.—Lemur griseus.

Fig. 515.—Lemur rufifrons.

Fig. 516.—Lemur rufus.

Fig. 517.—Lemur albocinereus.

Fig. 518.—Lemur nigrescens.

Fig. 519.—Lemur macaco.

Fig. 520.—Lemur albifrons.

Fig. 521.—Lemur varius.

Fig. 522.—Lemur ruber.

Fig. 523.—Lemur collaris.

Fig. 524.—Lemur nigrifrons.

Fig. 525.—Lemur leucomystax.

Fig. 526.—Lemur griseus.

Fig. 527.—Lemur rufifrons.

Fig. 528.—Lemur rufus.

Fig. 529.—Lemur albocinereus.

Fig. 530.—Lemur nigrescens.

Fig. 531.—Lemur macaco.

Fig. 532.—Lemur albifrons.

Fig. 533.—Lemur varius.

Fig. 534.—Lemur ruber.

Fig. 535.—Lemur collaris.

Fig. 536.—Lemur nigrifrons.

Fig. 537.—Lemur leucomystax.

Fig. 538.—Lemur griseus.

Fig. 539.—Lemur rufifrons.

Fig. 540.—Lemur rufus.

Fig. 541.—Lemur albocinereus.

Fig. 542.—Lemur nigrescens.

Fig. 543.—Lemur macaco.

Fig. 544.—Lemur albifrons.

Fig. 545.—Lemur varius.

Fig. 546.—Lemur ruber.

Fig. 547.—Lemur collaris.

Fig. 548.—Lemur nigrifrons.

Fig. 549.—Lemur leucomystax.

Fig. 550.—Lemur griseus.

Fig. 551.—Lemur rufifrons.

Fig. 552.—Lemur rufus.

Fig. 553.—Lemur albocinereus.

Fig. 554.—Lemur nigrescens.

Fig. 555.—Lemur macaco.

Fig. 556.—Lemur albifrons.

Fig. 557.—Lemur varius.

Fig. 558.—Lemur ruber.

Fig. 559.—Lemur collaris.

Fig. 560.—Lemur nigrifrons.

Fig. 561.—Lemur leucomystax.

Fig. 562.—Lemur griseus.

Fig. 563.—Lemur rufifrons.

Fig. 564.—Lemur rufus.

Fig. 565.—Lemur albocinereus.

Fig. 566.—Lemur nigrescens.

Fig. 567.—Lemur macaco.

Fig. 568.—Lemur albifrons.

Fig. 569.—Lemur varius.

Fig. 570.—Lemur ruber.

Fig. 571.—Lemur collaris.

Fig. 572.—Lemur nigrifrons.

Fig. 573.—Lemur leucomystax.

Fig. 574.—Lemur griseus.

Fig. 575.—Lemur rufifrons.

Fig. 576.—Lemur rufus.

Fig. 577.—Lemur albocinereus.

Fig. 578.—Lemur nigrescens.

Fig. 579.—Lemur macaco.

Fig. 580.—Lemur albifrons.

Fig. 581.—Lemur varius.

Fig. 582.—Lemur ruber.

Fig. 583.—Lemur collaris.

Fig. 584.—Lemur nigrifrons.

Fig. 585.—Lemur leucomystax.

Fig. 586.—Lemur griseus.

Fig. 587.—Lemur rufifrons.

Fig. 588.—Lemur rufus.

Fig. 589.—Lemur albocinereus.

Fig. 590.—Lemur nigrescens.

Fig. 591.—Lemur macaco.

Fig. 592.—Lemur albifrons.

Fig. 593.—Lemur varius.

Fig. 594.—Lemur ruber.

Fig. 595.—Lemur collaris.

Fig. 596.—Lemur nigrifrons.

Fig. 597.—Lemur leucomystax.

Fig. 598.—Lemur griseus.

Fig. 599.—Lemur rufifrons.

Fig. 600.—Lemur rufus.

Fig. 601.—Lemur albocinereus.

Fig. 602.—Lemur nigrescens.

Fig. 603.—Lemur macaco.

Fig. 604.—Lemur albifrons.

Fig. 605.—Lemur varius.

Fig. 606.—Lemur ruber.

Fig. 607.—Lemur collaris.

Fig. 608.—Lemur nigrifrons.

Fig. 609.—Lemur leucomystax.

Fig. 610.—Lemur griseus.

Fig. 611.—Lemur rufifrons.

Fig. 612.—Lemur rufus.

Fig. 613.—Lemur albocinereus.

Fig. 614.—Lemur nigrescens.

Fig. 615.—Lemur macaco.

Fig. 616.—Lemur albifrons.

Fig. 617.—Lemur varius.

Fig. 618.—Lemur ruber.

Fig. 619.—Lemur collaris.

Fig. 620.—Lemur nigrifrons.

Fig. 621.—Lemur leucomystax.

Fig. 622.—Lemur griseus.

Fig. 623.—Lemur rufifrons.

Fig. 624.—Lemur rufus.

Fig. 625.—Lemur albocinereus.

Fig. 626.—Lemur nigrescens.

Fig. 627.—Lemur macaco.

Fig. 628.—Lemur albifrons.

Fig. 629.—Lemur varius.

Fig. 630.—Lemur ruber.

Fig. 631.—Lemur collaris.

Fig. 632.—Lemur nigrifrons.

Fig. 633.—Lemur leucomystax.

Fig. 634.—Lemur griseus.

Fig. 635.—Lemur rufifrons.

Fig. 636.—Lemur rufus.

Fig. 637.—Lemur albocinereus.

Fig. 638.—Lemur nigrescens.

Fig. 639.—Lemur macaco.

Fig. 640.—Lemur albifrons.

Fig. 641.—Lemur varius.

Fig. 642.—Lemur ruber.

Fig. 643.—Lemur collaris.

Fig. 644.—Lemur nigrifrons.

Fig. 645.—Lemur leucomystax.

Fig. 646.—Lemur griseus.

Fig. 647.—Lemur rufifrons.

Fig. 648.—Lemur rufus.

Fig. 649.—Lemur albocinereus.

Fig. 650.—Lemur nigrescens.

Fig. 651.—Lemur macaco.

Fig. 652.—Lemur albifrons.

Fig. 653.—Lemur varius.

Fig. 654.—Lemur ruber.

Fig. 655.—Lemur collaris.

Fig. 656.—Lemur nigrifrons.

Fig. 657.—Lemur leucomystax.

Fig. 658.—Lemur griseus.

Fig. 659.—Lemur rufifrons.

Fig. 660.—Lemur rufus.

Fig. 661.—Lemur albocinereus.

Fig. 662.—Lemur nigrescens.

Fig. 663.—Lemur macaco.

Fig. 664.—Lemur albifrons.

Fig. 665.—Lemur varius.

Fig. 666.—Lemur ruber.

Fig. 667.—Lemur collaris.

Fig. 668.—Lemur nigrifrons.

Fig. 669.—Lemur leucomystax.

Fig. 670.—Lemur griseus.

Fig. 671.—Lemur rufifrons.

Fig. 672.—Lemur rufus.

Fig. 673.—Lemur albocinereus.

Fig. 674.—Lemur nigrescens.

Fig. 675.—Lemur macaco.

Fig. 676.—Lemur albifrons.

Fig. 677.—Lemur varius.

Fig. 678.—Lemur ruber.

Fig. 679.—Lemur collaris.

Fig. 680.—Lemur nigrifrons.

Fig. 681.—Lemur leucomystax.

Fig. 682.—Lemur griseus.

Fig. 683.—Lemur rufifrons.

Fig. 684.—Lemur rufus.

Fig. 685.—Lemur albocinereus.

Fig. 686.—Lemur nigrescens.

Fig. 687.—Lemur macaco.

Fig. 688.—Lemur albifrons.

Fig. 689.—Lemur varius.

Fig. 690.—Lemur ruber.

Fig. 691.—Lemur collaris.

Fig. 692.—Lemur nigrifrons.

Fig. 693.—Lemur leucomystax.

Fig. 694.—Lemur griseus.

Fig. 695.—Lemur rufifrons.

Fig. 696.—Lemur rufus.

Fig. 697.—Lemur albocinereus.

Fig. 698.—Lemur nigrescens.

Fig. 699.—Lemur macaco.

Fig. 700.—Lemur albifrons.

Fig. 701.—Lemur varius.

Fig. 702.—Lemur ruber.

Fig. 703.—Lemur collaris.

Fig. 704.—Lemur nigrifrons.

Fig. 705.—Lemur leucomystax.

Fig. 706.—Lemur griseus.

Fig. 707.—Lemur rufifrons.

Fig. 708.—Lemur rufus.

Fig. 709.—Lemur albocinereus.

Fig. 710.—Lemur nigrescens.

Fig. 711.—Lemur macaco.

Fig. 712.—Lemur albifrons.

Fig. 713.—Lemur varius.

Fig. 714.—Lemur ruber.

Fig. 715.—Lemur collaris.

Fig. 716.—Lemur nigrifrons.

Fig. 717.—Lemur leucomystax.

Fig. 718.—Lemur griseus.

Fig. 719.—Lemur rufifrons.

Fig. 720.—Lemur rufus.

Fig. 721.—Lemur albocinereus.

Fig. 722.—Lemur nigrescens.

Fig. 723.—Lemur macaco.

Fig. 724.—Lemur albifrons.

Fig. 725.—Lemur varius.

Fig. 726.—Lemur ruber.

Fig. 727.—Lemur collaris.

Fig. 728.—Lemur nigrifrons.

Fig. 729.—Lemur leucomystax.

Fig. 730.—Lemur griseus.

Fig. 731.—Lemur rufifrons.

Fig. 732.—Lemur rufus.

Fig. 733.—Lemur albocinereus.

Fig. 734.—Lemur nigrescens.

Fig. 735.—Lemur macaco.

Fig. 736.—Lemur albifrons.

Fig. 737.—Lemur varius.

Fig. 738.—Lemur ruber.

Fig. 739.—Lemur collaris.

Fig. 740.—Lemur nigrifrons.

Fig. 741.—Lemur leucomystax.

Fig. 742.—Lemur griseus.

Fig. 743.—Lemur rufifrons.

Fig. 744.—Lemur rufus.

Fig. 745.—Lemur albocinereus.

Fig. 746.—Lemur nigrescens.

Fig. 747.—Lemur macaco.

Fig. 748.—Lemur albifrons.

Fig. 749.—Lemur varius.

Fig. 750.—Lemur ruber.

Fig. 751.—Lemur collaris.

Fig. 752.—Lemur nigrifrons.

Fig. 753.—Lemur leucomystax.

Fig. 754.—Lemur griseus.

Fig. 755.—Lemur rufifrons.

Fig. 756.—Lemur rufus.

Fig. 757.—Lemur albocinereus.

Fig. 758.—Lemur nigrescens.

Fig. 759.—Lemur macaco.

Fig. 760.—Lemur albifrons.

Fig. 761.—Lemur varius.

Fig. 762.—Lemur ruber.

Fig. 763.—Lemur collaris.

Fig. 764.—Lemur nigrifrons.

Fig. 765.—Lemur leucomystax.

Fig. 766.—Lemur griseus.

Fig. 767.—Lemur rufifrons.

Fig. 768.—Lemur rufus.

Fig. 769.—Lemur albocinereus.

Fig. 770.—Lemur nigrescens.

Fig. 771.—Lemur macaco.

Fig. 772.—Lemur albifrons.

Fig. 773.—Lemur varius.

Fig. 774.—Lemur ruber.

Fig. 775.—Lemur collaris.

Fig. 776.—Lemur nigrifrons.

Fig. 777.—Lemur leucomystax.

Fig. 778.—Lemur griseus.

Fig. 779.—Lemur rufifrons.

Fig. 780.—Lemur rufus.

Fig. 781.—Lemur albocinereus.

Fig. 782.—Lemur nigrescens.

Fig. 783.—Lemur macaco.

Fig. 784.—Lemur albifrons.

Fig. 785.—Lemur varius.

Fig. 786.—Lemur ruber.

Fig. 787.—Lemur collaris.

Fig. 788.—Lemur nigrifrons.

Fig. 789.—Lemur leucomystax.

Fig. 790.—Lemur griseus.

Fig. 791.—Lemur rufifrons.

Fig. 792.—Lemur rufus.

Fig. 793.—Lemur albocinereus.

Fig. 794.—Lemur nigrescens.

Fig. 795.—Lemur macaco.

Fig. 796.—Lemur albifrons.

Fig. 797.—Lemur varius.

Fig. 798.—Lemur ruber.

Fig. 799.—Lemur collaris.

Fig. 800.—Lemur nigrifrons.

Fig. 801.—Lemur leucomystax.

Fig. 802.—Lemur griseus.

Fig. 803.—Lemur rufifrons.

Fig. 804.—Lemur rufus.

Fig. 805.—Lemur albocinereus.

Fig. 806.—Lemur nigrescens.

Fig. 807.—Lemur macaco.

Fig. 808.—Lemur albifrons.

Fig. 809.—Lemur varius.

Fig. 810.—Lemur ruber.

Fig. 811.—Lemur collaris.

Fig. 812.—Lemur nigrifrons.

Fig. 813.—Lemur leucomystax.

Fig. 814.—Lemur griseus.

Fig. 815.—Lemur rufifrons.

Fig. 816.—Lemur rufus.

Fig. 817.—Lemur albocinereus.

Fig. 818.—Lemur nigrescens.

Fig. 819.—Lemur macaco.

Fig. 820.—Lemur albifrons.

Fig. 821.—Lemur varius.

Fig. 822.—Lemur ruber.

Fig. 823.—Lemur collaris.

Fig. 824.—Lemur nigrifrons.

Fig. 825.—Lemur leucomystax.

Fig. 826.—Lemur griseus.

Fig. 827.—Lemur rufifrons.

Fig. 828.—Lemur rufus.

Fig. 829.—Lemur albocinereus.

Fig. 830.—Lemur nigrescens.

Fig. 831.—Lemur macaco.

Fig. 832.—Lemur albifrons.

Fig. 833.—Lemur varius.

Fig. 834.—Lemur ruber.

Fig. 835.—Lemur collaris.

Fig. 836.—Lemur nigrifrons.

Fig. 837.—Lemur leucomystax.

Fig. 838.—Lemur griseus.

Fig. 839.—Lemur rufifrons.

Fig. 840.—Lemur rufus.

Fig. 841.—Lemur albocinereus.

Fig. 842.—Lemur nigrescens.

Fig. 843.—Lemur macaco.

Fig. 844.—Lemur albifrons.

Fig. 845.—Lemur varius.

Fig. 846.—Lemur ruber.

Fig. 847.—Lemur collaris.

Fig. 848.—Lemur nigrifrons.

Fig. 849.—Lemur leucomystax.

Fig. 850.—Lemur griseus.

Fig. 851.—Lemur rufifrons.

Fig. 852.—Lemur rufus.

Fig. 853.—Lemur albocinereus.

Fig. 854.—Lemur nigrescens.

Fig. 855.—Lemur macaco.

Fig. 856.—Lemur albifrons.

Fig. 857.—Lemur varius.

Fig. 858.—Lemur ruber.

Fig. 859.—Lemur collaris.

Fig. 860.—Lemur nigrifrons.

Fig. 861.—Lemur leucomystax.

Fig. 862.—Lemur griseus.

Fig. 863.—Lemur rufifrons.

Fig. 864.—Lemur rufus.

Fig. 865.—Lemur albocinereus.

Fig. 866.—Lemur nigrescens.

Fig. 867.—Lemur macaco.

Fig. 868.—Lemur albifrons.

Fig. 869.—Lemur varius.

Fig. 870.—Lemur ruber.

Fig. 871.—Lemur collaris.

Fig. 872.—Lemur nigrifrons.

Fig. 873.—Lemur leucomystax.

Fig. 874.—Lemur griseus.

Fig. 875.—Lemur rufifrons.

Fig. 876.—Lemur rufus.

Fig. 877.—Lemur albocinereus.

Fig. 878.—Lemur nigrescens.

Fig. 879.—Lemur macaco.

Fig. 880.—Lemur albifrons.

Fig. 881.—Lemur varius.

Fig. 882.—Lemur ruber.

Fig. 883.—Lemur collaris.

Fig. 884.—Lemur nigrifrons.

Fig. 885.—Lemur leucomystax.

Fig. 886.—Lemur griseus.

Fig. 887.—Lemur rufifrons.

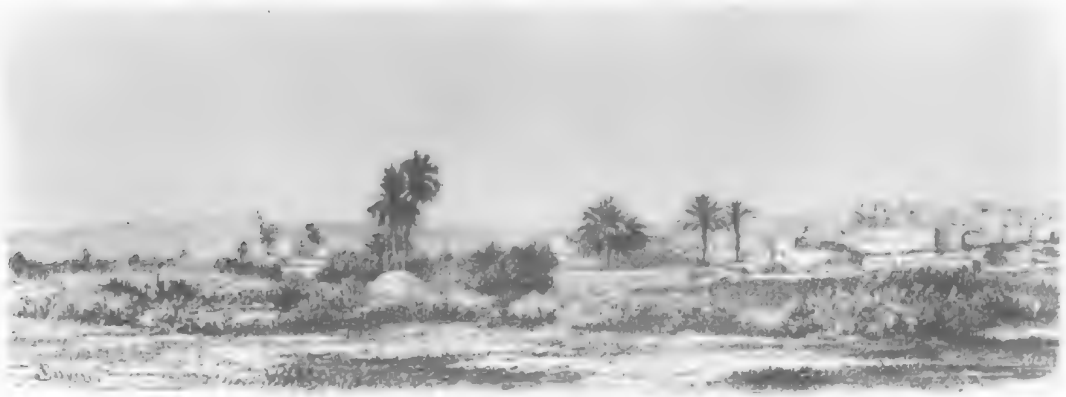
Fig. 888.—Lemur rufus.

Fig. 889.—Lemur albocinereus

ſich herrliche Geſtalten und namentlich unter den letzteren ſchöne Geſichter. Ihre Tracht iſt ihnen eigenthümlich und von großer Zierlichkeit: unten mit bunter Seide geſtickte Pumphoſen, ein gefälteltes feines Baumwollhemde, das den Buſen zum Theil freiläßt, und eine Tunika, welche um den Leib durch einen geſtreiften Gürtel zuſammengehalten wird. Den Kopf, der ſtets klein iſt und auf einem zierlichen Halſe ſitzt, bedeckt eine ſeidene, mit Gold durchwirkte Keffije; ein langer, hinten herabfallender Schleier iſt nach Art eines Turbans darum gewunden. Stirn und Bruſt ſind mit zahlreichen Münzen geziert, deren Menge den Schmuck oft ziemlich koſtbar macht.

Nazareth zerfällt in drei Quartiere, welche von den Lateinern, Griechen und Mohammedanern bewohnt werden; dieſelben leben für gewöhnlich friedlich neben einander und ſtimmen alle darin überein, daß ſie die türkiſche Herrſchaft verwünſchen und ſich nach der der Aegypter zurückſehnen, da ſie unter Ibrahim Paſcha ſich eines Anſcheines von Sicherheit erfreuten.

Zahlreich ſind die religiöſen Anſtalten, welche, wie begreiflich, heutigen Tages Nazareth ſchmücken. Die Griechen haben dort einen Metropoliten und eine dem Engel Gabriel geweihte Kirche; die Lateiner ein Franziskanerkloſter und eines der Zionsſchweſtern; die proteſtantiſche Miſſion eine Schule und eine Kirche und neuerdings hat die „Female Education Society“ in London ein Mädchenwaiſenhaus auf dem ſüdöſtlichen Bergabhange gebaut, das von drei proteſtantiſchen Lehrerinnen geleitet wird. Das Franziskanerkloſter umſchließt die im Jahre 1730 vollendete Kirche der Verkündigung, einen dreiſchiffigen Bau, hinter deren Hochaltar eine Krypta mit allerlei durch die Tradition geheiligten Stätten liegt, namentlich die jetzt durch eine Mauer in zwei Theile geſchiedene Verkündigungskapelle, wo einſt das Haus der Jungfrau geſtanden haben ſoll, das der Ueberlieferung zufolge am 10. Mai 1291 auf Gottes Weiſung erſt nach Terzato bei Fiume, ſpäter nach Loreto in Italien gebracht wurde, um es den Händen der Mohammedaner zu entziehen. Noch heute aber zeigt man in Nazareth die Stellen, wo Maria betete, wo ihr Bett, wo ſie ſelbſt bei der Verkündigung geſtanden hat u. ſ. w. Letzterer Punkt wird durch ein Säulenſtück bezeichnet, welches von ſchweren, jedermann ſichtbaren Eiſenklammern an der Decke feſtgehal-



Dſchennin und das Gilboa-Gebirge. (Nach einer Photographie.)

ten wird, was freilich die frommen Pilger nicht gehindert hat, zu behaupten, daß es frei in der Luft ſchwebt und übernatürliche Kräfte beſitzt.

Einige Minuten nordöſtlich der Stadt befindet ſich eine halb verfallene Bogenwölbung über einem antiken Behälter, in welches die einzige Quelle Nazareth's ihr Waſſer ergießt. Abends und Morgens ſieht man dort lange Reihen von Frauen und Mädchen ihre großen, antik geformten Waſſerkrüge füllen; ſie heben ihre Röcke in die Höhe, ſtreifen ihre Schuhe ab und treten barfuß hinzu, um aus der Mitte des Beckens ja recht klares und friſches Waſſer zu ſchöpfen; eine ihrer Genoſſinnen hilft ihnen dann, den ſchweren Krug auf den Kopf zu heben, wo er, leicht nach der einen Seite geneigt, in ſicherm Gleichgewichte thront. Oft halten ſie den einen Henkel mit der Rechten feſt und ſtützen die Linke in die Seite. Selbſt kleine Mädchen von 5 bis 6 Jahren kommen oft von weit her, um ihre kleinen Gefäße mit dem koſtbaren Naß zu füllen. Stundenlang kann man ſich in der Nähe aufhalten, die herrlichen Geſtalten bewundern und ſich daran erinnern, daß auch Maria einſt in gleicher Weiſe und wahrſcheinlich in einem eben ſolchen ſchwarzirdenen Gefäße hier das Waſſer für ihren dürftigen Haushalt geholt hat.

An dieſer Quelle bringen die jungen Männer der Stadt ihren Verlobten ihre Huldigungen dar: es iſt der einzige Ort in ganz Syrien, wo der Verkehr beider Geſchlechter in der Oeffentlichkeit geduldet wird. So ſehr aber auch ſtrenge Mohammedaner dieſe gegenſeitige Annäherung tadeln mögen, ſo ſteht doch gerade hier die Sittlichkeit weit höher, als in den Dörfern ringsum, wo die Frauen in ſtrenger Abgeſchloſſenheit gehalten werden. Die Mohammedaner von Nazareth haben, wie faſt überall in Syrien, in gewiſſer Hinſicht den äußerlichen Anſchein von Tugend und Ehrbarkeit ſich bewahrt. Aber der äußere Anſchein darf Niemanden täuſchen. Forſcht man näher nach, was innerhalb der ſtreng abgeſchloſſenen Familien vorgeht, ſo findet man dort häufig genug die gröbſte Unſittlichkeit herrſchen und zwar bei beiden Geſchlechtern. Trotz des Verbotes des Koran betrinken ſich viele Männer allabendlich in Raki, und Delirium tremens und Gehirnerweichung kommen keineswegs ſelten vor. Doch gilt dies, wohlverſtanden, nur von den Städtebewohnern; die Fellachen dagegen ſind äußerſt nüchtern und werden ſchon durch die Gluth der Sonne, welcher ſie ſich auf den Feldern ausſetzen müſſen, von ſolchen Ausſchweifungen zurückgehalten.

Was ſonſt in Nazareth an Sehenswürdigkeiten und heiligen Stätten gezeigt wird, übergehen wir hier; meiſt verdankt es ſeinen Ruf erſt ziemlich ſpäter Tradition, wie die „Zimmerwerkſtätte Joſeph's“ und der „Tiſch Chriſti“ dem

Burning Glass, Diocletian's. A colossal glass, which anciently stood in the Forum of Diocletian at Rome, and was used for the purpose of kindling fire by the rays of the sun. It was found in the ruins of the Thermæ of Diocletian, in the sixteenth century, and was placed in the Capitol, where it remained for a long time, but was finally broken to pieces by the fall of a statue. Its diameter was about four feet, and its focal distance about twelve feet.

Burning Glass, Sir Ralph Abercrombie's.

Burning Glass, Sir Ralph Abercrombie's. This glass was presented to the British Museum by the widow of Sir Ralph Abercrombie, who received it from the Grand Vizier, after the battle of Alexandria, in 1801. It is a plano-convex lens, of about twelve inches diameter, and was found in the tent of the Grand Vizier, after the battle. It is supposed to have been made in Paris, and to have been presented to the Grand Vizier by the French Government. It is now in the British Museum, and is one of the most interesting objects in that collection.

Digitized by Google

lich die Hügel am Südende der Ebene und das an dieſelben ſich anlehnende Städtchen Dſchenin erreicht, und es wurden die Zelte unweit der Stadt auf einer ſchönen Wieſe aufgeſchlagen. Der Ort liegt am Ausgange eines Thales, das nach der Ebene hin mündet, zwiſchen Oel- und Feigenbäumen und fruchtbaren Gärten. Die Häuſer umgiebt eine Opuntienhecke, deren Aeſte ſo groß und deren Blätter ſo verſchlungen ſind, daß ein Durchkommen unmöglich wäre, wenn man nicht wahre Thore in dieſe lebende Mauer geſchnitten hätte. Schon von weitem zeigen ſich einige zierliche hohe Palmen, welche um die kleine Moſchee herum ſtehen und zur Belebung der Landſchaft viel beitragen. Die Einwohner, 4000 an der Zahl, ſind bis auf wenige Chriſten lauter Mohammedaner. Das Bemerkenswertheſte iſt eine ſehr ſtarke Quelle, die oberhalb des Ortes entſpringt und, in tauſend kleine Bäche zertheilt, überall Friſche und Fruchtbarkeit verbreitet. Ueber Lortet's Lager erhob ſich auf dem Gipfel des Hügels ein kleines, weiß angeſtrichenes Weli, das Grabmal eines mohammedaniſchen Heiligen, und ringsum Gräber von Gläubigen, die etwas darauf hielten, möglichſt nahe bei jenem begraben zu werden. Unkraut und die den Todten geweihte Iris bedeckte auch hier den Leichenacker, und Lumpen und Kleiderfetzen von jeglicher Art und Farbe hingen als Opfergaben an den das Weli umgebenden Dornſträuchern.

Am nächſten Morgen brach man nach Nabulus auf, ſchlug aber nicht den direkten Weg über Sanur ein, weil die dortige Ebene im Frühjahr oft überſchwemmt iſt, ſondern einen weſtlichern und ungleich maleriſchern über Arrâbe, in deſſen Nähe Tell Dôthân liegt, das alte Dothain, in deſſen Nähe die Geſchichte vom Verkaufe Joſeph's durch ſeine Brüder ſpielt. In der weiten Hochebene ringsum

Säulenreihe in Sebaſtije. (Nach einer Photographie.)

wird viel Getreide gebaut und die Wachteln ſind dort ſo zahlreich, daß ſie zu 10 und 15 Stück zugleich vor den Füßen der Pferde auffliegen, und ſo wenig ſcheu, daß Lortet ſie mit der Reitpeitſche treffen konnte.

Ueber Dſcheba'a und Burka, durch Thäler und über Hügel führte der ſtellenweiſe von hundertjährigen Oelbäumen beſchattete Weg, welcher von den Höhen vor dem letztgenannten Orte einen prächtigen Ausblick auf das Meer geſtattete. Hinter Burka, wo man in ein kleines Thal hinabſteigt, erblickt man zuerſt jenſeits deſſelben die Ruinen des antiken Samaria, welche auf einem vereinzelt im Thal ſtehenden, über 100 m hohen, runden und terraſſirten Hügel zwiſchen den Häuſern und Gärten des heutigen Sebaſtije zerſtreut ſind. Ueberall finden ſich Reſte von Säulen, Kapitelle und Sarkophage zerſtreut und auch die modernen Gebäude ſelbſt ſind zu einem großen Theile aus antikem Material errichtet. Die Einwohner gelten für fanatiſch und haben keinen guten Ruf, ſtörten aber unſern Reiſenden beim Beſuchen und Photographiren der Ruinen in keiner Weiſe.

Das intereſſanteſte Baudenkmal iſt die aus der Kreuzfahrerzeit (der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts) ſtammende, jetzt in eine Moſchee verwandelte, aber halb zerſtörte Johanneskirche, angeblich über dem Grabe Johannes des Täufers errichtet. Ihre Länge beträgt 50 m, die Breite 23 m; ſie zeigt drei Schiffe, deren mittelſtes das höchſte war, und erinnert in ihrem Style ſehr an die gleichzeitigen Kirchen von Abu Ghoſch und St. Anna in Jeruſalem. Die hier und da mit Johanniterkreuzen verſehenen Mauern ſind ſonſt ohne Schmuck, aber aus ſehr ſorgfältig behauenen Steinen aufgeführt und umſchließen einen offenen Hofraum, in welchem ſich die Krypta mit dem Grabe des Heiligen befindet. Eine moderne Kuppel wölbt ſich über demſelben und 21 Stufen führen hinab zu einer kleinen Felskammer mit dem Heiligthume, das unter der Obhut eines mohammedaniſchen Wächters ſteht. Oberhalb des

Dorfes liegt eine große künſtlich geglättete Terraſſe, die heute als Dreſchtenne dient, und dabei ſtehen über ein Dutzend Säulen ohne Kapitelle, welche wahrſcheinlich zu dem Tempel gehörten, den Herodes der Große zu Ehren des Auguſtus in Samaria — das er nach ſeinem kaiſerlichen Gönner Sebaſte (noch heute Sebaſtije) benannte — aufführen ließ. Von dort iſt es nicht weit auf die Spitze des Berges, die 488 m über dem Meeresſpiegel liegt und eine weite Ausſicht auch über das Meer gewährt. Um denſelben ziehen ſich an mehreren Punkten Terraſſen herum; auf derjenigen im Süden erhebt ſich in der Höhe des Dorfes eine Kolonnade, welche gleichfalls Herodes errichtete. Ihre Länge betrug an 1700 m, die Breite 15 und die Säulen, die insgeſammt ihre Kapitelle eingebüßt haben, und nur mit Unterbrechungen aufrecht ſtehen geblieben ſind, ſind 5 m hoch und beſtehen zum Theile aus einem einzigen Stücke. Im Nordoſten, am Fuße des Hügels, finden ſich Reſte einer zweiten, 442 m langen Säulenſtraße, welche ſchräg auf die erſte zulief. Aus der älteſten Zeit der Stadt, die um 925 v. Chr. durch Omri, den König von Iſrael, unter dem Namen Schomron (d. i. Wachthügel), gegründet wurde, hat ſich nichts erhalten. Sie war lange Zeit Hauptſtadt des nördlichen Reiches und Hauptſitz des Götzendienſtes, gegen welchen die Propheten ſo viel und heftig eiferten, bis Sargon ſie im Jahre 720 nach dreißigjähriger Belagerung eroberte und dem Reiche Iſrael ein Ende machte. Zur Zeit der Makkabäer war aber Samaria wieder eine anſehnliche, feſte Stadt und erlebte dann unter Herodes eine zweite Blüthe; ſpäter mußte ſie zwar gegen das nahe Neapolis (Sichem) zurücktreten, ward aber im 3. oder 4. Jahrhundert zum Biſchofsſitz erhoben, den die Kreuzfahrer erneuerten.

Noch am ſelben Tage ritten die Reiſenden nach dem nur 10 km entfernten Nâbulus hinüber und ließen auf einer mit alten Oelbäumen beſtandenen Terraſſe über dem weſtlichen Eingange der Stadt, fern von den böſen Dünſten der Pfützen im Thale unten, ihre Zelte aufſchlagen. Es war gerade ein Feſttag, und zahlreiches Volk beluſtigte ſich ringsum; Frauen, Mädchen und Kinder hatten Stricke in den Bäumen befeſtigt und gaben ſich in ausgelaſſener Freude dem in ganz Syrien beliebten Vergnügen des Schaukelns hin, und groß war das Entzücken, als Lortet einem herumziehenden Krämer ſeinen Vorrath an „geweihtem Zucker“ für ein Geringes abkaufte und an die Kleinen vertheilte. Die als fanatiſch verrufenen Einwohner bereiteten übrigens auch hier dem franzöſiſchen Reiſenden keinerlei Unannehmlichkeiten, und es war eine bloße Förmlichkeit, daß der Kommandant der Stadt ihm zwei arme Teufel von Soldaten als Wache zuſchickte. Räuber und Diebe ließen ſein Lager durchaus in Frieden; Schakale und Hunde dagegen ſtreiften heulend um daſſelbe herum. Um Ruhe zu finden, that Lortet das, was er ſeit ſeiner Abreiſe von Beirut faſt allabendlich gethan hatte: er ſchoß ein paar von den Störenfrieden todt, worauf dieſelben ſofort von ihren Genoſſen verſchlungen wurden, und Stille eintrat.

---

# Edward Whymper's Reiſeergebniſſe in den Anden von Ecuador.

## I.

In der Sitzung der Royal Geographical Society vom 9. Mai dieſes Jahres berichtete Edward Whymper über den Verlauf und die Ergebniſſe ſeiner Reiſe nach Ecuador. Dem intereſſanten geiſtvollen Vortrage des berühmten Gebirgsreiſenden (Proceed. R. Geogr. Soc. of London, August) entnehmen wir die nachſtehenden Einzelheiten.

Es war nicht allein der Wunſch, die bisher noch verhältnißmäßig wenig bekannten Gebirge von Ecuador zu erforſchen, den Chimborazo und einige andere der dortigen Bergrieſen zu erſteigen, was Mr. Whymper gegen Ende des Jahres 1878 veranlaßte, ſeine Reiſe nach Südamerika zu unternehmen: er verfolgte bei derſelben in erſter Linie den Zweck, gewiſſe, für Bergreiſen insbeſondere, aber auch für die geographiſche Forſchung im Allgemeinen wichtige theoretiſche Fragen auf empiriſchem Wege zum Austrag zu bringen. Was die erſte derſelben anbetrifft, die oft ventilirte Frage, *bis zu welcher Höhe über dem Meeresſpiegel der Menſch noch zu leben vermöge*, ſo hat Whymper durch wiederholte längere Aufenthalte in 16 000 und 18 000 Fuß Höhe über dem Meere ſowie durch ein 26ſtündiges Verweilen auf dem Gipfel des Cotopaxi (19 500 Fuß), ohne daß dabei er ſelber oder einer ſeiner Begleiter beſondere Beſchwerden infolge des geringen Luftdruckes empfunden hätte, die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie alle „erforderlichenfalls auch wohl im Stande geweſen ſein würden, noch einige tauſend Fuß höher, etwa bis zu 24 000 oder 25 000 Fuß, über dem Meere emporzuſteigen“. Dieſe ihrerzeit ſchon bekanntgewordene Annahme Whymper's hat nicht verfehlt, unter den engliſchen Enthuſiaſten des „Bergſports“ große Hoffnungen zu erregen auf eine nun doch ausführbare Erſteigung der höchſten uns bekannten Berge, eine mißverſtandene Auffaſſung ſeiner Meinung, gegen die Whymper ſich auf das Nachdrücklichſte verwahrt: „Unſere Erfahrungen beweiſen *nicht*, daß man ſich *längere Zeit* in einer Höhe von etwa 24 000 Fuß aufhalten kann; und wenn dieſes nicht geſchehen kann, ſo iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, in der That gar keine Möglichkeit, vorhanden, daß man jemals zu Fuß die Gipfel der höchſten bekannten Berge erreichen wird. Es handelt ſich hierbei nicht nur um ein Ueberwinden phyſiſcher Schwierigkeiten, es iſt eine Frage des Luftdruckes; und es muß noch bewieſen werden, ob der menſchliche Körper ſich einem Drucke anbequemen kann, welcher nur ein Drittel von dem beträgt, der am Meeresſpiegel auf ihm ruht.“

Die zweite Frage, die Whymper zu löſen bemüht war und die er in der That auch in der glücklichſten Weiſe gelöſt hat, betraf die *verſchiedenen Arten der Höhenmeſſung*, und zwar kam es ihm dabei vor allen Dingen auf eine längere Zeit fortzuſetzende Vergleichung des Aneroïd- mit dem Queckſilberbarometer, in Bezug auf ihre Tauglichkeit als Höhenmeſſer, an. Ueber dieſes letztere im höchſten Grade dankenswerthe Unternehmen und die intereſſanten Erfahrungen, die er dabei gemacht, ſpricht ſich Whymper folgendermaßen aus.

„Obgleich es eine wohlbekannte Thatſache iſt, daß ein einziges Aneroïd zur Erlangung abſoluter Höhenbeſtimmun-

gen vollkommen nutzlos iſt, wenden viele Leute dieſes Inſtrument doch noch immer unter der entgegengeſetzten Vorausſetzung an. Es kann nicht zu nachdrücklich ausgeſprochen, nicht zu allgemein verbreitet werden, daß die Aneroidbarometer neben der Eigenſchaft, faſt immer nach und nach beträchtliche Fehler anzunehmen, auch die beſitzen, daß dieſe Fehler infolge der verſchiedenſten Urſachen ganz plötzlichen Zunahmen unterworfen ſind. Beſitzt ein Reiſender mehrere Aneroide, ſo kann er dadurch, daß er die verſchiedenen Inſtrumente mit einander vergleicht, ſolche plötzlichen Zunahmen der Fehler wohl entdecken; beſitzt er nur eines, ſo iſt dies nicht möglich, und infolgedeſſen kann er leicht, nein, wird er ſogar höchſt wahrſcheinlich, vollkommen irrige Reſultate erzielen.

„Es ſchien mir nun, daß, wenn man eine Anzahl von Aneroiden bei ſich führte, es wohl möglich ſein müßte, der Wahrheit ziemlich nahekommende Angaben dadurch zu erhalten, daß man das Mittel von denjenigen Inſtrumenten nähme, die in annähernder Uebereinſtimmung blieben, während man die gar zu weit abweichenden ganz ausſonderte. Um mir Gewißheit über dieſen Punkt zu verſchaffen, nahm ich nun acht Aneroide der beſten Konſtruktion mit auf die Reiſe. Dieſelben waren faſt zwölf Monate lang unter genauer Beobachtung geweſen und als die beſten aus einer größern Anzahl von beſonders für die Reiſe angefertigten ausgewählt worden. Ich werde jetzt über das Verhalten dieſer acht Aneroide berichten. Als ich England verließ, ſtimmten ſie gut überein, und betrug der größte Unterſchied zwiſchen ihnen ungefähr ¼, oder, genauer, 0,13 (engl.) Zoll. Dieſer Unterſchied entſpricht am Meeresſpiegel einer Höhe von etwa 100 Fuß, und wenn man das Mittel von allen genommen hätte, ſo würde zwiſchen demſelben und der Angabe eines Normal-Queckſilber-Barometers nur eine unendlich kleine Differenz geweſen ſein. Als ich aber in Guayaquil ankam, hatte der Unterſchied ſich ſchon bis auf 0,35 vergrößert; bei der Ankunft in Guaranda (8900 Fuß) war er bis auf 0,74 geſtiegen; an unſerm erſten Lagerplatze auf dem Chimborazo (14 300 Fuß) betrug er 0,88, an unſerm dritten Lagerplatze (17 200 Fuß) aber ſchon 1,2 Zoll. Dies waren die Unterſchiede zwiſchen denen, die noch am nächſten zuſammengeblieben waren; die, welche völlig toll geworden waren, wurden gar nicht mehr berückſichtigt. Bei der Abreiſe waren ihre Angaben im Ganzen um eine Höhe von etwa 100 Fuß unterſchieden geweſen, und als wir uns 17 000 Fuß über dem Meere befanden, hatte dieſer Unterſchied ſich bis auf das Aequivalent von zweitauſend Fuß vergrößert. Bedenkt man nun, daß dies nicht etwa beliebig gewählte Aneroide waren, ſondern die Ausleſe aus einer größern Anzahl von ſpeciell für die Reiſe angefertigten, ſo wird man, glaube ich, wohl einſehen, daß dieſes Experiment in entſcheidender Weiſe dargethan hat, wie durchaus nutzlos das Beſtreben iſt, mit irgend einer Anzahl von Aneroiden abſolute Höhenbeſtimmungen gewinnen zu wollen. So koſtſpielig dieſer Verſuch auch geweſen iſt, betrachte ich ihn doch nicht als zu theuer bezahlt, da er die Sache, ſoweit ich ſie zu verfolgen wünſche, ein- für allemal entſchieden hat."

Was nun die Höhenmeſſungen anbetrifft, die man durch Beſtimmung des mit dem Luftdruck fallenden Siedepunktes des Waſſers vornimmt, ſo hat Whymper auch in Bezug auf die Zuverläſſigkeit dieſer Methode vielfache Verſuche angeſtellt. Von einer Vergleichung ihrer Reſultate mit denen genauer trigonometriſcher Meſſungen, der unſtreitig rationellſten Art der Kontrole, konnte begreiflicherweiſe hier keine Rede ſein; man mußte ſich begnügen, auch hierbei Vergleiche mit den Angaben des Queckſilberbarometers vorzunehmen. Dabei ergab ſich denn, daß die Siedepunkt-Experimente immer geringere Höhen ergaben, als die Barometerbeobachtungen; ſo war z. B. der Gipfel des Cotopaxi nach der Angabe des Barometers 19 650 Fuß, nach der Siedepunktmeſſung nur 19 090 Fuß hoch; der Antiſana nach dem Barometer 19 335, nach der Siedepunktmeſſung 18 714 Fuß, und der Cayambe nach dem Barometer 19 200, nach der Siedepunktmeſſung 18 600 Fuß hoch.

Da es um dieſer Experimente willen ſehr wünſchenswerth war, gleichzeitige Barometerbeobachtungen von einem auf Meereshöhe belegenen, möglichſt nahen Platze zu beſitzen, ſo wurden auf Whymper's Veranlaſſung vom December 1879 bis Juli 1880 in Guayaquil täglich zweimalige Ableſungen eines dort zurückgelaſſenen Normal-Queckſilber-Barometers vorgenommen, eine Arbeit, der ſich der engliſche Konſul, Mr. Chambers, bereitwilligſt unterzog, und der wir nun, neben der Förderung des erwähnten Zweckes, auch ein an und für ſich intereſſantes Verzeichniß der Barometerſtände von Guayaquil verdanken.

Wenden wir uns jetzt von Whymper's hypſometriſchen Unterſuchungen, durch die er der Erdkunde mittelbar die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat, zu ſeinen eigentlichen geographiſchen Forſchungen, ſo ſehen wir, daß ſeine Andenreiſe auch auf dieſem Gebiete reich geweſen iſt an intereſſanten Ergebniſſen. Seine Route war in Kurzem folgende: In den erſten Tagen des November von London abgereiſt, begab er ſich über Colon und Panama nach Guayaquil, und ging dann, nach kurzem Aufenthalte hier, mit ſeinen beiden Begleitern, den Italienern Carrell, nach Guaranda, wo er vier Wochen lang in der Umgebung des Chimborazo arbeitete. Durch Erkrankung des einen Gehülfen wurde die Thätigkeit hier unterbrochen, und nun begab ſich Whymper nach Machachi, wo er mit einem Begleiter allein arbeiten konnte. Mit ihm erſtieg er den Berg Corazon (15 871 Fuß), der ſich weſtlich von der Stadt erhebt, und machte dann noch einen vergeblichen Verſuch, den Illiniza von Süden her zu erſteigen. Nach der Geneſung ſeines zweiten Gefährten wurde die Erſteigung des Cotopaxi, auf deſſen Gipfel ſie 26 Stunden verweilten, dann noch die des etwa 10 engl. Meilen nördlicher gelegenen Sincholagua (16 365 Fuß) ausgeführt. Nun ging es nach Quito und von hier aus bald in ſüdöſtlicher Richtung nach dem Antiſana (19 260 Fuß), deſſen Erſteigung nach einem fehlgeſchlagenen Verſuche ſchließlich glückte. Von Quito aus, wohin die Geſellſchaft zu mehrtägigem Aufenthalte zurückkehrte, wurde zunächſt eine kleinere Excurſion nach dem nordweſtlich gelegenen Pichincha (15 918 Fuß) und eine Erſteigung zweier ſeiner Pits unternommen, dann aber eine Tour nach Norden angetreten. An eine Erſteigung des 19 200 Fuß hohen Cayambe ſowie des bisher faſt unbekannten Saraurcu (15 500 Fuß) ſchloß ſich eine gründliche Erforſchung dieſes ganzen Gebietes, und ſchließlich die Beſteigung des Cotocachi (16 289 Fuß). Nach einem Beſuche der Städte Ibarra und Charanqui in der nördlichen Provinz Imbabura kehrte Whymper nach Quito zurück, wo er durch Krankheit zu unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen wurde; ſeine Begleiter benutzten dieſe Zwiſchenzeit zu einer Wiederholung des einmal mißglückten Verſuches, den Illiniza zu erſteigen: dieſes Mal mit vollſtändigem Erfolge. Als Whymper nach mehrwöchentlicher Krankheit ſich wieder ſo weit erholt hatte, um das anſtrengende Leben des Bergſteigers von Neuem aufnehmen zu können, begab er ſich über Riobamba nach dem Altar. Leider war während des mehrtägigen Aufenthaltes hier der Gipfel des Berges ſtets von dichten Wolken umhüllt und mußte man, nachdem man einmal ſchon bis zu 14 000 Fuß Höhe hinaufgelangt war, ſich zur Umkehr entſchließen. Am 29. Juni wurde dann noch der Carihuairazo

(16 480 Fuß), am 3. Juli der Chimborazo (20 517 Fuß) zum zweiten Male, und zwar dieſes Mal von der nordweſtlichen Seite aus, erſtiegen. Dieſes letzte erfolgreiche Unternehmen bildete zugleich den Abſchluß der Andenreiſe: von Riobamba kehrte Whymper durch Guamote und über den Chimbopaß nach Guayaquil zurück.

Sehr abweichend von den Angaben unſerer Karten und den Vorſtellungen unſerer Geographen iſt das Bild, das Whymper uns nach eigener Anſchauung von dem Andengebiete von Ecuador entwirft:

„Im Weſten vom Ocean begrenzt, ſoll das Land im Norden von Columbia, im Süden von Peru, im Oſten von Braſilien begrenzt werden. In den nördlichen und ſüdlichen Provinzen haben die Einwohner auch eine dunkele Vorſtellung von den Grenzen ihres Staates; fragt man aber die großen Grundbeſitzer in den öſtlichen Provinzen, bis wie weit ſich ihre Ländereien erſtrecken, ſo antworten ſie gewöhnlich: „Wir werden Euch ſehr dankbar ſein, wenn Ihr uns unſere Grenze angeben wollt," oder: „So weit man nach Oſten gehen kann," oder auch: „Wir haben keine Grenzen."

„Die einzige einigermaßen große Karte von Ecuador, die exiſtirt, iſt die von Villavicencio. Die Phantaſie iſt bei ihrer Herſtellung ſehr thätig geweſen, und ſo weiſt ſie Flüſſe auf, die in den reizendſten ſymmetriſchen Kurven fließen, und wunderbare Bergketten, wie ſie ein menſchliches Auge nie erblickt hat. Im Lande ſelber wird ſie ziemlich allgemein verſpottet, und iſt es wohlbekannt, daß ſie kaum etwas anderes iſt, als eine ſchlechte Kopie der alten Karte von Maldonado mit verſchiedenen Aenderungen, die in den meiſten Fällen keine Verbeſſerungen ſind. In meinen Bemerkungen über Ecuador werde ich weder den Angaben dieſer Karte noch denen eines frühern Reiſenden folgen, ſondern allein nach eigener Beobachtung ſprechen.

„Vom geographiſchen Geſichtspunkte aus betrachtet erſcheint das Land in drei geſonderte Gebiete getheilt: 1. das Land weſtlich von den Anden bis zum Meere, 2. das hohe, gebirgige Land im Innern, und 3. das weniger hohe Land öſtlich von der zweiten Abtheilung, in dem ſich die Quellen mehrerer Nebenflüſſe des Amazonenſtromes befinden.

„Das Land auf der weſtlichen Seite der Anden iſt in der Nähe von Guayaquil und auch noch auf eine bedeutende Strecke nach Süden und Norden hin ungemein flach; zahlreiche Flüſſe und natürliche Kanäle, die ein ſo dichtes Netz bilden, daß es ſchwer hält, den Lauf eines beſtimmten unter ihnen zu verfolgen, geben ihm den Charakter eines Deltalandes. Dabei iſt es ſo niedrig, daß es während der Regenzeit zum großen Theil unter Waſſer ſteht; dann fährt man zu Boot bis nach Savaneta und wohl auch noch weiter über daſſelbe Terrain, auf dem während der trockenen Jahreszeit die Straße nach Quito entlang führt.

„Steil und ohne Uebergang ſteigen die Hänge der Anden aus dieſem flachen Küſtenlande empor; in der That iſt dieſes plötzliche unvermittelte Anſteigen aus dem Tieflande der weſtlichen Region nicht weniger merkwürdig und beachtenswerth, als die außerordentliche Steilheit der dem Ocean zugekehrten Hänge des Gebirges. Es giebt wohl unter den regelmäßig begangenen Straßen in den Alpen keine einzige, auf der man in einer ſo kurzen ſeitlichen Diſtanz zu einer ſo bedeutenden Höhe emporſteigt, wie man es hier auf dem Wege von dem Dorfe Mundpamba (1300 Fuß) zu dem Gipfel des Paſſes in der äußern Bergkette thut. Eine dichte und undurchdringliche oder wenigſtens noch undurchdrungene Vegetation bedeckt die dem Meere zugekehrten Abhänge bis zum höchſten Grat des Kammes. Rieſenbäume von mehreren hundert Fuß Höhe, die, wie gewaltige Maſten gerade emporſtrebend, durch ein dichtes Netzwerk von Schmarotzer- und Schlingpflanzen mit einander verbunden und am Boden von einer wildverworrenen Maſſe von Unterholz umgeben ſind, verwehren dem Lichte den Zugang, hüllen den Pfad in tiefe Dämmerung und beſchränken die Ausſicht nach den Seiten hin auf wenige Fuß breit. In der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die ſich ihm hier bei jedem Schritte darbieten, findet der Naturforſcher wohl eine Entſchädigung für den Mangel an Luft und Licht; aber der andauernd engbegrenzte Umblick, die ſtagnirende Luft, das Fehlen der Sonne bringen doch zuletzt eine wahre Sehnſucht hervor nach einem weniger beſchränkten Horizont; ſo konnte ich das Gefühl wohl verſtehen, das meine Leute, als ſie endlich das Plätſchern der Gebirgsbäche auf den Steinen hörten, zu dem Ausrufe veranlaßte: O, jetzt fangen wir wieder an, zu athmen!"

Die äußere Bergkette, deren Whymper oben Erwähnung thut, iſt ein etwas über 40 Miles langer Gebirgsrücken, der ſich zwiſchen dem erſten und dem zweiten Breitengrade in der Richtung von Norden nach Süden hinzieht. Dem Hauptgebirge, das hier im Chimborazo gipfelt, wallartig vorgelagert und durch das Thal des Chimbofluſſes von demſelben geſchieden, erhebt ſich dieſe äußere Kette in ihren höchſten Punkten bis zu 15 000 Fuß über dem Meere. Und trotz dieſer bedeutenden Höhe findet ſie ſich bis heute noch auf keiner unſerer Karten angegeben: eine Ungenauigkeit, die an und für ſich ſchon überraſchen könnte, die aber eben nur ein Zug iſt in dem aus lauter irrigen Vorausſetzungen konſtruirten Bilde der Gebirge von Ecuador, das ſich in unſeren geographiſchen Lehrbüchern und unſeren Karten eingebürgert hat. Die franzöſiſchen Gelehrten, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Vornahme von Gradmeſſungen nach Südamerika geſandt wurden, haben zuerſt die Behauptung aufgeſtellt, daß die Anden von Ecuador ſich in zwei ungefähr in der Richtung von Norden nach Süden laufende, mächtige Parallelketten theilen. Dieſe Angabe, die begreiflicherweiſe damals weder Widerſpruch fand noch finden konnte, wurde im Anfang unſeres Jahrhunderts durch Alexander von Humboldt als durchaus richtig beſtätigt, und ſeitdem gilt die Exiſtenz der öſtlichen und der weſtlichen Cordillere von Ecuador mit ihren in faſt gerader Linie von Norden nach Süden liegenden hohen Gipfelpunkten für eine unbeſtreitbare Thatſache, die in allen Schulen gelehrt, auf allen Karten dargeſtellt wird und die, wie Whymper ſagt, allmälig zu einem „geographiſchen Glaubensartikel" geworden iſt.

Dieſe beiden Parallelketten nun, die ſich bekanntlich von dem Knoten von Los Paſtos bis zu dem von Loja erſtrecken ſollen, ſind, wie Whymper jetzt an der Hand von unumſtößlichen Beweiſen darlegt, nicht vorhanden. Es würde nicht möglich ſein, nur eine in annähernd nordſüdlicher Richtung laufende, zuſammenhängende Kette nachzuweiſen, geſchweige denn ihrer zwei. Freilich liegen ja auch auf einer Strecke von 35 Miles die vier Gipfel Illiniza, Corazon, Atacazo und Pichincha in einer ziemlich genau von Süden nach Norden gehenden Linie nacheinander, und dieſe Strecke könnte demnach wohl für einen Theil der weſtlichen Cordillere gelten. Und etwa 20 Miles weiter nach Oſten finden wir zwei Gipfel von mäßiger Höhe, den Ruminahui und den Paſocha, die auf einer mit der ebenerwähnten ziemlich parallelen Linie liegen — aber das iſt auch alles, was ſich mit gutem Gewiſſen von den beiden Parallelketten nachweiſen läßt. Denn die zahlreichen bei weitem bedeutenderen Gipfel dieſer Breiten, der Chimborazo, Carihuairazo, Cotopaxi, Sincholagua, Altar, Antiſana, Sara-urcu, Cayambe, Mojanda, Imbabura, Cotocachi und viele andere von minderer Bedeutung, weichen in ihrer Lage zu einander ſo weit von

der Richtung der imaginären Ketten ab, daß man sie selbst bei dem besten Willen in keine derselben einordnen könnte. Immer wieder steht man vor der Schwierigkeit, nicht zu wissen, ob man diese durch mehr oder minder tiefe seitliche Depressionen von einander geschiedenen Haupterhebungen des Gebirges zu der östlichen, der westlichen oder überhaupt auch nur zu einer der beiden Ketten rechnen müßte?

Es würde hier zu weit führen, wollten wir uns auf eine Wiedergabe von Whymper's eingehender Darstellung der Lage und Anordnung der bedeutendsten Andenhöhen von Ecuador einlassen, die er mit folgenden Worten schließt: „Demnach behaupte ich nun mit aller Bestimmtheit, daß in keinem Theile des ganzen Landes zwei Cordillerenreihen vorhanden sind, die auch nur annähernd mit einander parallel laufen, oder wirklich so bedeutend sind, wie man dies in unserm Jahrhundert angenommen hat." Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr gar fern, wo wir diese Angabe auf einer Karte veranschaulicht sehen, und wo die altgewohnte Vorstellung von den beiden Parallelcordilleren von Quito allgemein zu den überwundenen Standpunkten gezählt wird.

Was nun die dritte Abtheilung des Landes betrifft, das Gebiet im Osten der Großen Anden, so war es Whymper leider nicht mehr möglich, seine Reise bis in dasselbe auszudehnen. Er empfiehlt das ausgedehnte Gebirgsterrain, das die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonas enthält, als ein „lohnendes Feld für die Thätigkeit unternehmungslustiger junger Reisender"; denn bis auf die nächste Umgebung der drei nach Osten führenden Straßen, von denen nur die eine, die nördlich vom Antisana über Papallacta geht, viel benutzt wird, ist das ganze weite Gebiet heute noch den Geographen vollständig unbekannt. Whymper's Hoffnung, von den östlichen Gipfeln der Großen Anden einen Einblick in diese terra incognita zu gewinnen, wurde auf dem Altar, dem Cotopaxi und dem Antisana durch dichte, jede Aussicht hindernde Bewölkung vereitelt; nur von dem weit nach Osten gelegenen, wenig bekannten Sara-urcu erblickte man bei vollkommen klarer Luft im Süden und Südosten Bergketten von über 14000 Fuß Höhe, die in östlicher Richtung liefen und sich wohl nördlich von dem Thale des Napo hinzogen.

Sehr interessant sind die Schilderungen, die Whymper von den Bergen giebt, die er erstiegen und erforscht hat: mit der einzigen Ausnahme des Sara-urcu sind es alles mächtige vulkanische Kegel, die sich auf einer Basis von Sandstein erheben. Die große Mehrzahl dieser Vulkane sind als vollkommen erloschen zu betrachten; zwei von ihnen, der Tunguragua und der Pichincha, gelten im Lande für noch nicht ganz erloschen; jedoch sah Whymper während längern Aufenthalts in ihrer Nähe nie auch nur eine Spur von Rauch oder Dampf über ihren Gipfeln. Zwei andere dagegen, der Sangai und der Cotopaxi, sind noch heute thätig und selten vollständig in Ruhe. Den Sangai, der nicht nur von europäischen Reisenden, sondern auch von den Einwohnern des Landes selber höchst selten gesehen worden ist, erblickte Whymper auch nur am frühen Morgen von seinem über 17000 Fuß hoch gelegenen Lagerplatze an der Seite des Chimborazo. Gehört freilich hatte er ihn schon oft vorher, während er sich in dem 40 Miles entfernten Guaranda aufgehalten hatte; die scharfen und deutlichen Detonationen, die selbst in dieser Entfernung oft noch laut genug waren, um ein plötzliches Erschrecken zu verursachen, waren fast ausschließlich in den Morgenstunden zu vernehmen. Ohne Zweifel fanden sie während des ganzen Tages statt, aber die dichten Wolken, welche sich regelmäßig schon am Vormittag über dem ganzen zwischenliegenden Lande lagerten und den Berg vollständig verhüllten, hinderten die Fortpflanzung des Schalles. Vom Chimborazo aus gesehen zeigt sich der Sangai als ein stattlicher Kegel, wenn auch nicht von so imposantem Umfange und so regelmäßiger Form wie der Cotopaxi. Große Schneefelder ziehen sich rings um seinen Gipfel, die oberste Spitze desselben ist jedoch schwarz und besteht augenscheinlich aus feiner vulkanischer Asche. Von beständig aufsteigendem Rauche war auch hier nichts zu sehen, aber in Zwischenräumen von je 20 und 30 Minuten schossen gewaltige Dampfstrahlen bis zur Höhe von 5000 Fuß aus dem Krater empor; oben in der Luft breitete sich der Dampf zu einer großen schirmförmigen Wolke aus, die allmälig vom Winde fortgetrieben wurde.

Der Cotopaxi entsendet aus seinem Gipfel eine beständige mit Dampf gemischte Rauchsäule. Ruhig und gleichmäßig steigt sie empor und läßt den Vulkan viel weniger gefährlich erscheinen als den Sangai, und doch gehören seine Eruptionen zu den größten Schrecknissen in Ecuador. Whymper selber war Zeuge einer derselben, die zu den unbedeutenderen gerechnet wurde. Die Asche, die bei dieser Gelegenheit 20000 Fuß hoch emporgeschleudert wurde, fiel noch in 65 Miles Entfernung als ein so dichter Regen zu Boden, daß die ganze Luft verfinstert wurde und tiefe Dämmerung herrschte. Was die Umwohner des Berges aber am meisten fürchten, das sind die Wasserfluthen, die während seiner größten Eruptionen von ihm herabströmen. Entgegen der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dieses Wasser aus dem Innern des Berges komme, glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß es das Schmelzwasser der großen Gletscher sei, die von dem durch die Eruption erhitzten Gipfel des Kegels abthauen. Die Gletscher sind vollständig mit Asche bedeckt und geschwärzt und deshalb aus der Entfernung nicht wahrzunehmen; diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ihr Vorhandensein so häufig bestritten wird. Die Lavamassen, die Whymper an der Nord- und Westseite des Cotopaxi fand, konnten nach dem dichten Wachsthum von Moosen und Flechten, das sie bedeckte, von keiner neuern Eruption herrühren; in der That ließen auch die verschiedenartigen und sehr zahlreich bis hoch hinauf vorkommenden Käfer auf ein hohes Alter der Lava schließen.

Von den Gletschern Ecuadors ist bis jetzt in den Schilderungen der Reisenden, die diese Gegenden besucht haben, selten, eigentlich nie die Rede gewesen. In einem kürzlich in England erschienenen Artikel über Ecuador findet Whymper die Behauptung aufgestellt, daß der Krater des Altar „als das Bett des einzigen in Ecuador vorhandenen Gletschers bemerkenswerth" sei. Nun enthält dieser Krater, der auf drei Vierteln seines Umkreises von einem Kranze imposanter Gipfel eingefaßt ist, wohl wirklich einen Gletscher; derselbe ist indessen viel kleiner und unbedeutender als die, welche sich außen am Berge befinden. Als vergletscherte Berge aber, die er aus eigner Anschauung kennt, nennt Whymper noch den Carihuairazo, Illiniza, Cotocachi, Sincholagua, Quillindana, Cotopaxi, Cayambe, Sara-urcu, Antisana und Chimborazo. Die vier letztgenannten weisen die ausgedehntesten Gletscher auf.

Im Allgemeinen unterscheidet sich der Charakter der Gletscher von Ecuador nur wenig von dem unserer europäischen. Das vergletscherte Areal auf mehreren der oben genannten Berge hat mindestens die Größe unserer Mont-Blanc-Gletscher; doch erstrecken sich diese äquatorialen Gletscher nicht so tief hinab, wie man es nach den großen Reservoirs, denen sie entfließen, wohl erwarten dürfte. Nirgends hat Whymper hier einen Gletscher gefunden, der bis zu 12000 Fuß hinabgereicht hätte; gewöhnlich endi-

gen ſie zwiſchen 14 000 und 15 000 Fuß Höhe. Da ſich nur wenige Felſen über ihnen erheben, ſind Moränen ſehr ſelten und mit dieſen fehlen auch die Beweiſe für eine früher vielleicht größer geweſene Ausdehnung der Gletſcher. Auch von roches moutonnées iſt hier nichts zu finden, wahrſcheinlich wohl, weil das Geſtein ſich zu leicht zerſetzt und verwittert. Nur einmal, und zwar an der Südſeite des Chimborazo, in einem Thale, wo ſich jetzt gar kein Gletſcher befindet, traf Whymper auf deutlich erkennbare roches moutonnées; aber dieſes einzige Beiſpiel genügte, um zu beweiſen, daß die Gletſcher früher an dieſem Berge viel weiter hinabgereicht hatten, als ſie es heute thun.

Aus dem Umſtande, daß die Spalten in den tieferen Theilen der Gletſcher von Ecuador kleiner und weniger zahlreich ſind, als in den entſprechenden Lagen der Alpen, ſchließt Whymper, daß die Bewegung in den tiefer gelegenen Partien der erſteren weniger ſchnell iſt, als in den Alpengletſchern. In den höheren Regionen ſind die Spalten aber ungemein häufig und von ungeheurer Größe; auf dem Antiſana kam Whymper an mehrere Spalten, die ¼ bis ⅓ Mile lang, 300 Fuß tief und 50 bis 60 Fuß breit waren.

Was die Lage der Gletſcher anbetrifft, ſo glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß dieſelben an den weſtlichen Seiten der genannten Berge am kleinſten und unbedeutendſten ſein müſſen. Eine beſtimmtere Angabe über dieſen Punkt zu machen iſt ihm nicht möglich, da er eben nur einen Berg von allen Seiten geſehen hat. Es wäre aber dieſe Erſcheinung nur naturgemäß in einem Lande, wo feuchte öſtliche Winde ſo vorherrſchen wie hier. Faſt unaufhörlich beſtreichen ja die mit den feuchten Dünſten des Amazonasbeckens beladenen Winde die nach Oſten gerichteten Hänge der Anden, an denen ſie ihren Waſſergehalt in Form von ſeinem Schnee oder Hagel abſetzen; und faſt regelmäßig mußte Whymper ſeine Beſteigungen der Andengipfel von Weſten aus unternehmen, weil die anderen Seiten des Berges von dichtem, undurchdringlichem Nebel und Wolken eingehüllt waren.

---

# Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

III [1]).

Am 24. Auguſt hatte Pinto Lialui erreicht, die am obern Zambeſi gelegene Hauptſtadt des Königreiches Baröze, Lui oder Ungenge. Seit der Zeit, wo Livingſtone dieſes große Reich in ſeiner vollen Blüthe und Macht unter der Herrſchaft der ſiegreichen Makololo's kennen lernte, hat es viel von ſeiner Bedeutung verloren. Von den eigentlichen Makololo's, den kriegeriſchen Schaaren, mit denen der Baſutohäuptling Chibitano, der bedeutendſte Heerführer Centralafrikas, die Länder des obern Zambeſigebietes eroberte und zu einem mächtigen Reiche vereinte, ſind heute nur noch ſchwache Ueberreſte erhalten. Fieber, anſteckende Krankheiten, Trunkſucht und der unmäßige Gebrauch von „Bangue“ (Cannabis indica) haben das kräftige Geſchlecht der Eroberer decimirt, Revolutionen und unaufhörliche Kämpfe um die Herrſchaft den Verfall der von Chibitano begründeten Ordnung der Dinge herbeigeführt. Die Bevölkerung beſteht heute aus einem mehr oder minder in einander übergegangenen Gemiſch von Calabaren, Luinas, Ganguellas und Macalacas, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß die Luinas ſich verhältnißmäßig am wenigſten mit den anderen vermiſcht haben und heute entſchieden das ſtärkſte und intelligenteſte Element im Volke bilden.

Das Königreich Lui oder Baröze, wie es eigentlich genannt werden muß, d. h. das nördlich von der erſten Region der Katarakte liegende Land, wird von einer ungeheuren Ebene gebildet, welche ſich, vom Zambeſi durchſtrömt, bei einer Breite von 30 bis 35 engl. Meilen, 180 bis 200 Meilen von Norden nach Süden erſtreckt, ſich etwa 3300 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt und im Oſten noch mehr anſteigt, wo auf dem offenen Terrain zahlreiche Dörfer mit blühenden Anpflanzungen liegen. Der von dem Ninda durchſtrömte Nhengo-Diſtrikt gehört zu Baröze; er wird von dem Bett des Zambeſi durch einen etwa 60 Fuß ſich erhebenden Höhenzug getrennt, der mit dem Fluſſe parallel läuft und mit einer Menge von Dörfern beſetzt iſt, die hier außer dem Bereiche ſelbſt der höchſten Ueberſchwemmungen liegen. Während der Regenzeit wird die Zambeſi-Ebene nämlich überfluthet, und erreicht das Waſſer dabei, wie Pinto an den an Bäumen angebrachten Waſſerſtandsmarken wahrnehmen konnte, manchmal eine Höhe von neun bis zehn Fuß.

Die Luinas flüchten ſich während der Ueberſchwemmungen auf die Höhen, um mit dem Eintritt der trockenen Jahreszeit wieder in ihre Dörfer im Thale zurückzukehren, wo ſie zum Theil als Ackerbauer, der großen Mehrzahl nach aber als Viehzüchter leben. Ihre Herden bilden ihren Hauptreichthum und beſtehen aus Rindern prächtigſter Race; auch Geflügel und Hunde ſind von weit beſſerer Art, als Pinto ſie bisher auf ſeiner Reiſe von Benguella geſehen hatte. Da in den höher gelegenen Regionen öſtlich und ſüdlich von dem Thale die Tſetſefliege überall häufig iſt, können die Herden eben nur in der Ebene ſelber gehalten werden; ſie finden hier freilich zu keiner Jahreszeit ein beſonders üppiges Futter; denn die Wieſen beſtehen größtentheils aus Binſen und Rohr, unter denen Calamagrostis arenaria am meiſten vertreten iſt. Das Land wird mehr am rechten als am linken Ufer des Zambeſi bebaut, immer aber nur in der Nähe des höhern Terrains. Als Rückſtände der Ueberſchwemmungen finden ſich zahlreiche kleine, mit Waſſerpflanzen bedeckte Seen in der Ebene vor, denen die Entſtehung von Miasmen und Sumpffiebern zugeſchrieben werden muß, von denen ſelbſt die Eingeborenen zu gewiſſen Zeiten des Jahres heimgeſucht werden. Die Hauptnahrung der Luina beſteht in Kuhmilch in friſchem und geronnenem Zuſtande, ſowie in ſüßen Kartoffeln. Mais und Moorhirſe, die ziemlich viel angebaut werden, benutzt der Luina ausſchließlich zur Bereitung von Capata, einer Art Bier, zu dem das Waſſer der kleinen Seen genommen wird. Auch Tabak wird vielfach gebaut, jedoch nur zum Schnupfen gebraucht, da das Banguerauchen allgemein verbreitet iſt.

Die Luinas ſind meiſt geſchickte Arbeiter, die ſich ihre

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIX, Seite 323 und 343.

Waffen ſowie die meiſten ihrer Holz- und Thongeräthe ſelbſt anfertigen. Bewundernswerth ſind ihre Holzſchnitzereien, zu denen ſie ſich nur zweier, wenig handlicher Inſtrumente bedienen: des Beiles zu gröberen, des Aſſegai oder Wurfſpeeres zu feineren Arbeiten. Beſondern Werth legen ſie auf zierlich geſchnitzte Holzlöffel, die ja auch bei der großen Rolle, welche die Milch in der Ernährung des Volkes ſpielt, vorzugsweiſe zur Geltung kommen. Die einheimiſchen Waffen ſind Keulen, Beile und Aſſegais, von welchen letzteren jeder Luina fünf oder ſechs bei ſich führt. Die eiſernen Spitzen dieſer furchtbaren Wurfgeſchoſſe ſind zwar nicht vergiftet, aber mit ſo verſchiedenartigen, grauſamen Widerhaken verſehen, daß das Ausziehen des Speeres aus der Wunde faſt immer den Tod herbeiführt. Große Schilde von Ochſenhaut auf hölzernem Rahmenwerk vervollſtändigten neben den ebengenannten Waffen die Kriegsausrüſtung der alten Luinas; heute gehört in den meiſten Fällen ſchon das Feuergewehr dazu, und zwar ſind bei ihnen, wie Pinto glaubt, Perkuſſionsgewehre beſonders beliebt. Als abweichend von den Gewohnheiten der Stämme, die er bis jetzt geſehen, erſchien dem Reiſenden auch die bei den Luinas durchweg wahrnehmbare Neigung, ſich zu bekleiden: ſelten nur ſieht man unter ihnen eine erwachſene männliche oder weibliche Perſon, die den Oberkörper nicht mit einem kurzen Mantel vollſtändig bekleidet hätte. Meiſt werden Felle dazu verwendet, wie denn auch die Männer an einem Gürtel befeſtigte Felle tragen, die vorn und hinten bis zu den Knien herabreichen; auch die Unterröcke der Frauen ſind vorzugsweiſe aus Fellen, nur im Falle der Noth aus europäiſchen Stoffen angefertigt. Wahrſcheinlich ſtammt dieſe Art ſich zu kleiden noch von den Makololos; denn die Nachbarvölker der Luinas gehen heute ſämmtlich noch faſt ganz unbekleidet. Pinto hält, und vielleicht nicht mit Unrecht, dieſe Neigung der Luinas für wohl beachtenswerth, da ſie ſowohl in kaufmänniſcher als auch in civiliſatoriſcher Beziehung erſprießlich ausgenutzt werden könnte.

Die Frauen der oberen Klaſſen und insbeſondere die der Reichen reiben ſich den Leib mit Ochſenfett ein, das mit pulveriſirtem Lack vermiſcht wird; die Haut erhält dadurch einen hochrothen Glanz, zugleich aber auch einen äußerſt widerwärtigen Geruch. Als Schmuck ſind Arm- und Beinſpangen, Perlenketten und beſonders reich mit Muſcheln verzierte Gürtel allgemein.

Obgleich das Syſtem der Polygamie unter den Luinas ſo entwickelt iſt wie vielleicht in keinem andern Lande Afrikas (der Beſitz von 60 bis 70 Frauen iſt keine zu große Seltenheit), ſo ſtehen die Frauen doch in verhältnißmäßig hoher Achtung; die vornehmen liegen den ganzen Tag auf der Matte, trinken Capata und ſchnupfen. Sie haben viele Sklaven, größtentheils Macalacas, zu ihrer Verfügung, die ſie bedienen und für ihre Bedürfniſſe ſorgen müſſen.

Dies ſind in Kurzem die Notizen, die Pinto über das Land giebt, in dem er wider Willen und unter den widrigſten Verhältniſſen einen Monat (24. Auguſt bis 24. September) zubringen mußte, der heute noch den ſchwärzeſten Punkt in ſeinen Reiſeerinnerungen bildet. Der Empfang, der ihm bei ſeiner Ankunft in Lialui wurde, berechtigte freilich zu anderen Erwartungen. Als Geſandter des Mueneputo, d. i. des Königs von Portugal, wurde er von dem jungen, kaum zwanzigjährigen König Lobóſſi mit allen möglichen Ehrenbezeigungen und mit der Entfaltung des landesüblichen militäriſchen Pomps begrüßt. Große Mengen ſüßer und ſaurer Milch, Mais und Hirſe und ganze Herden von Ochſen wurden in das Lager gebracht, das Pinto mit Genehmigung des Königs dicht bei der Stadt aufſchlagen ließ. In feierlicher Audienz, von ſeinen vornehmſten Rathgebern, den drei Miniſtern des Reiches und etwa tauſend Perſonen aus dem Volke umgeben, die je nach ihrem Range in größerer oder geringerer Entfernung vom König ſitzend, einen großen Halbkreis bildeten, nahm Lobóſſi die geringen Geſchenke (einen goldbordirten Livreerock und einen Hut), die der Reiſende ihm nur noch zu bieten vermochte, ſcheinbar befriedigt entgegen, ließ ſich genauen Bericht erſtatten über das Woher und Wohin der Reiſe, als deren Hauptzweck Pinto die Herſtellung beſſerer Handelsverbindungen zwiſchen dem Barózelande und dem Reiche des Mueneputo angab, und verſprach ſchließlich, das Unternehmen in gewünſchter Weiſe fördern, d. h. eine genügende Anzahl ſeiner Leute als Träger mitgeben zu wollen. Pinto's Abſicht, mit der der König ſich vollkommen einverſtanden erklärte, war, von Lialui aus nach Oſten durch das Chuculumbeland bis nach der Stadt Caiuco am Loengue (Cafucué) zu gehen, dann den Loengue bis zu ſeiner Mündung in den Zambeſi zu verfolgen, und dann wieder den Zambeſi bis zur Küſte hinabzugehen. Leider ſollte dieſes Vorhaben, deſſen einen Theil, die Erforſchung des Loengue oder Cafucué, Pinto mit Recht für eine der wichtigſten Aufgaben im ſüdlichen Centralafrika hält, noch in der zwölften Stunde an der Hinterliſt und den Intriguen einiger Neger ſcheitern. Pinto hatte noch nicht viele Zuſammenkünfte mit dem Könige gehabt, als es ihm ſchon klar war, daß derſelbe vollſtändig unter dem Einfluſſe ſeiner jeweiligen Umgebung ſtand, und daß eine ſehr wichtige Perſönlichkeit dieſer Umgebung, der alte „Miniſter des Auswärtigen“, Gambella, aus irgend einem Grunde den in das Land gekommenen Weißen entſchieden feindlich geſinnt war. Lobóſſi war erſt wenige Wochen vor Pinto's Ankunft in Baróze zur Herrſchaft gelangt und dies zwar in Folge einer Revolution, durch welche der bisherige König, der einer andern Dynaſtie angehört hatte, vertrieben worden war. Jetzt kamen beunruhigende Nachrichten aus der Chuculumbeprovinz, wo der vertriebene König, der einen Anhang um ſich geſammelt und ſich mit einer Geſellſchaft weißer Elephantenjäger verbündet hatte, erfolgreich gegen Lobóſſi's Krieger kämpfte; dazu verbreiteten ſich drohende Gerüchte von einem bevorſtehenden Einfall der Matebeles unter ihrem gefürchteten Häuptling Lo Bengula. Dieſe beängſtigenden Ereigniſſe brachten einen vollkommenen Umſchlag in der Stimmung des Königs hervor und machten ihn den Rathſchlägen der den Europäern feindlichen Partei ſeiner Rathgeber zugänglich. Zunächſt zeigte ſich die Sinnesänderung nur in unerwünſchter Verminderung der bisher reichlich zugeſandten Nahrungsmittel: in der wildarmen Gegend und bei dem faſt vollſtändigen Mangel an Tauſchartikeln, in dem Pinto ſich befand, Veranlaſſung zu unaufhörlicher Sorge. Bald gelang es Pinto's Feinden, die, wie er nur zu wohl merkte, auch unter ſeinen eigenen Leuten Verrath anzettelten, die Habgier des Königs zu reizen, und nun ſah er ſich täglich von den unverſchämteſten Forderungen des Königs beſtürmt; Dinge, die er wohl beſaß, aber unmöglich entbehren konnte, und von deren Exiſtenz der König eben nur durch Leute aus Pinto's Gefolge erfahren haben konnte, wurden in ebenſo ungeſtümer Weiſe verlangt, wie andere, die er weder beſaß noch auch hier ſich verſchaffen konnte. So ſandte der König beiſpielsweiſe mehrere Tage hinter einander Boten in das Lager, um von Pinto, der, wie er ſehr wohl wußte, zu Fuß gekommen war, ſechs Pferde fordern zu laſſen. Was der Reiſende an Waffen und Munition irgend entbehren konnte, gab er hin, und doch kam ſchließlich noch die Forderung, er ſolle alles, was er davon bei ſich führe, ohne Ausnahme abliefern, da er ja

weder jetzt im Lande des Königs noch später auf der Reise unter dem Schutze seiner Leute Waffen nöthig haben werde. Pinto's Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Durch die Nachrichten von den Kämpfen in der östlichen Provinz beunruhigt und durch Gambella aufgehetzt, erklärten die Bihénoträger plötzlich, daß sie unter keiner Bedingung ihn noch weiter begleiten, sondern unverzüglich in ihre Heimath zurückkehren würden. Zureden und Drohungen blieben gleich fruchtlos, und so sah Pinto die Zahl seiner Begleiter auf nur 58 reducirt, ohne ernstliche Aussicht, auch nur einigen Ersatz vom Könige zu erhalten. Es würde zu weit führen, hier alle die Plagen und Chikanen, denen sich der vom ärgsten Fieber heimgesuchte Reisende täglich ausgesetzt sah, schildern zu wollen. Kaum im Stande, sich auf den Füßen zu halten und in Folge dieses elenden Zustandes von einer krankhaften Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit ergriffen, die ihn zeitweise an allem verzweifeln ließ, schleppte sich Pinto wieder und immer wieder zu den Versammlungen des „Großen Rathes", in denen der König den Vorsitz führte, um diesen an sein Versprechen in Betreff der Träger zu erinnern. Von Lobossi mit leeren Worten und Betheuerungen abgespeist, von Gambella und seinem Anhange mit unverhohlener Feindseligkeit behandelt, fand er zum Glück in einem der anderen Rathgeber des Königs einen treuen und ergebenen Freund, der, ein alter Rival Gambella's, stets bemüht war, dessen Absichten zu durchkreuzen und ihn aus dem Vertrauen des Königs zu verdrängen. Aber nicht dieses allein war es, was ihn dem Europäer zugethan machte: in seiner Jugend hatte er Livingstone auf der Reise vom Zambesi nach Loanda begleitet, und die Erinnerung an die gute Behandlung, die ihm der „Munari" hatte zu Theil werden lassen, lebte noch in ihm. Seinem immer wiederholten thätigen Eingreifen sollte Pinto noch die Errettung aus Lebensgefahr zu danken haben. Als alle die kleinen täglichen Quälereien, als selbst das Aushungerungssystem den Reisenden nicht zu dem wohl gewünschten Rückzuge zu bewegen vermochte, griff man zu anderen Mitteln. Unter dem Vorwande, daß die Unruhen im Chuculumbelande dasselbe unpassirbar machten, erklärte der König eines Tages, daß er die Reise nach Osten nicht gestatten könne; Tags darauf dehnte er, ohne einen Grund anzugeben, dieses Verbot auch auf die Richtung nach Norden und nach Süden aus, schließlich sandte er Gambella mit dem Befehl, Pinto möge sobald als möglich auf demselben Wege, den er gekommen sei, also über Bihé, das Land verlassen. Der Reisende erklärte sehr entschieden, daß er dies nicht thun, sondern allein auf der Straße, die ihm gut scheinen würde, das Land verlassen werde; zugleich drohte er mit der Rache des Königs von Portugal. Die Antwort war ein scheinbares Nachgeben und neue Versprechungen des Königs und — ein nächtlicher Mordanfall, der zum Glück fehlschlug, und von dem der König wieder jede Kenntniß ableugnete. In der nächstfolgenden Nacht wurde Pinto's Lager von mehreren hundert Negern überfallen und in Brand gesteckt. Einem günstigen Zufall nur, einer durch ein Versehen in den Haufen der Angreifer abgefeuerten mit Nitroglycerin gefüllten Kugel, war es zu verdanken, daß die so bedeutend in der Minderzahl befindlichen Angegriffenen nicht sämmtlich den mörderischen Assegais erlagen. Die verheerende Wirkung des kleinen Explosivgeschosses erschien den Negern wie Zauberei; von einem panischen Schrecken ergriffen entflohen sie alle unter Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten. Nach einer stürmischen Unterredung mit dem Könige, in welcher dieser wieder seine Unschuld an dem Vorgefallenen zu betheuern versuchte, sich aber, eingeschüchtert durch die Erzählung von dem mörderischen Zaubergeschoß, zu neuen Verhandlungen wegen der Träger bereit erklärte, verlegte Pinto sein Lager aus der gefahrvollen Nähe der Stadt an die Abhänge der Catongoberge, etwa 15 engl. Meilen von Lialui entfernt. Hier, wo die umliegenden fischreichen Seen sowie die Nähe des großen Dorfes Catongo die Verproviantirung leichter machten und ihn so wenigstens einer bedrückenden Sorge enthoben, sollte ihn der härteste Schlag treffen. Noch ehe seine Verhandlungen mit dem Könige zum Abschlusse gelangt waren, desertirten ihm in der Nacht vom 10. zum 11. September seine sämmtlichen Leute, bis auf acht, indem sie zugleich alle noch vorhandenen Vorräthe, Waffen und Munition mitnahmen. Man muß sich die Lage des Reisenden vorstellen, der todtkrank mitten im Herzen von Afrika, unter einem feindlichgesinnten Volke sich plötzlich verlassen und des Nothwendigsten beraubt findet, um den unbeugsamen Muth Pinto's zu bewundern, der, sobald der erste lähmende Schreck glücklich überwunden ist, den Entschluß faßt, seine Reisen auch unter diesen so ganz veränderten Verhältnissen fortzusetzen. Der kleine Rest der Getreuen, die bei ihm geblieben waren, bestand aus drei Männern, zwei Weibern und drei Knaben; für ihren Unterhalt mußte er von jetzt an mit seiner Büchse sorgen. Einen ganzen Tag lang beschäftigte er sich mit dem Gießen von Kugeln, zu denen ihm die Bleigewichte seines großen Fischnetzes das Material liefern mußten, sowie mit dem Anfertigen von Patronen für die Büchse, welche ihm der König von Portugal bei seiner Abreise geschenkt hatte. Diese, sein letzter Schatz, war den Händen der Räuber glücklich entgangen, da sie ebenso wie seine Koffer mit den Instrumenten und Papieren stets dicht neben seinem Lager stand; sie sollte jetzt ihm und den Seinigen den Weg durch die Wildniß bahnen.

Inzwischen waren in Lialui einige Gesandte des Häuptlings von Ouisseque, Carimuque, eingetroffen, um von dem Könige die Erlaubniß nachzusuchen, daß ein englischer Missionar, der sich in Patamatenga befand und das Königreich Lui zu besuchen wünschte, das Land betreten dürfte. Eine heiße und langewährende Diskussion im „Großen Rathe" hatte endlich zu der Entscheidung geführt, daß diese Erlaubniß dem Missionar verweigert werden müsse. Da Pinto's Aussichten, von dem Könige Träger zu erhalten, jetzt auch gleich null waren — im „Großen Rathe" war bei einer der letzten Verhandlungen über den Gegenstand schon an die Begleiter Livingstone's erinnert worden, von denen kein einziger von der gefahrvollen Reise nach Osten zurückgekehrt sei —, änderte er jetzt seinen Plan um und beschloß, anstatt nach Osten, lieber nach Süden, den Zambesi hinab zu gehen und den Missionar in Patamatenga aufzusuchen. Nach seiner freilich sehr unvollkommenen Karte betrug die Entfernung bis dorthin 375 engl. Meilen, die er in 60 Tagen zurücklegen konnte. Alles in allem besaß er jetzt 300 Patronen, so daß ihm für jeden Tag fünf Schüsse zur Verfügung standen. Jetzt kam es nur noch darauf an, Lobossi zur Hergabe einiger Kanoes und zum Stellen von Ruderern zu bewegen, aber jetzt machten sich auch die Folgen der Aufregungen der letzten Tage geltend: ein heftiger Fieberanfall, der mehrere Tage anhielt, suchte Pinto heim.

Endlich, nach einem schier endlosen Hin und Her von Berathungen, nach Einblicken in ein verworrenes Gewebe von Lüge und Hinterlist, nach unzähligen lügenhaften Betheuerungen der Unschuld an allem Vorgefallenen, die zu viel für einen Gesunden, fast unerträglich aber für einen Kranken waren, erhielt Pinto, was er wünschte: drei Kanoes und die entsprechende Mannschaft. Die Fahrt sollte nur bis zu gewissen Dörfern am Zambesi gehen, deren Häuptling neue Boote und Sklaven zu besorgen haben würde, wozu er schon

Befehl von Lobossi erhalten hatte. Dieser selbst brachte Pinto zum Abschiede noch ein Stück Elfenbein und einen Ochsen, erklärte nochmals, daß er keine Verantwortung für sein Wohlergehen auf sich nehmen könne und schied in voller Freundschaft von dem Gaste, dem er wochenlang nach dem Leben getrachtet hatte.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Im vergangenen Frühjahre hat eine österreichische Expedition unter Leitung des Prof. Benndorf zu archäologischen Zwecken Karien und Lycien im südöstlichen Kleinasien bereist. Zu ihren Resultaten gehört eine sorgfältige, wenn auch nicht sehr ausgedehnte Routenaufnahme und an 150 prachtvolle Photographien, auf deren Bekanntwerden man um so mehr gespannt sein darf, als jene Gebiete zu den landschaftlich schönsten aller Mittelmeerländer gehören.

— Am Freitag 19. August ist in St. Petersburg der neue politische und Handelsvertrag zwischen Rußland und China unterzeichnet, durch welchen ersteres zwar fast ganz Kuldscha wieder an China abtritt, dafür aber 9 Mill. Rubel ausgezahlt bekommt und, was weit wichtiger ist, namhafte kommerzielle Vortheile für seinen chinesischen Handel erhält. Rußland erwirbt durch Art. 10 des Vertrages das Recht, außer wie bisher in Ili, Tarbagatai, Kaschgar und Urga nun auch in Kia-jü-kwan, am westlichsten Thore der großen Mauer, und in Turfan Konsuln zu ernennen. Ein Gleiches soll in Kobdo, Chami u. s. w. stattfinden, wenn sich die Nothwendigkeit dafür herausstellen sollte. Art. 12 bestimmt, daß die Russen zollfrei in der Mongolei Handel treiben dürfen, ebenso bis auf Weiteres in Kuldscha, Tarbagatai, Kaschgar und anderen Städten nördlich und südlich vom Tienschan. Nach Artikel 13 können in allen Orten, wo russische Konsuln existiren, russische Kaufleute Häuser bauen und Land zu Handelszwecken erwerben. Russische Waaren können laut Art. 14 von jetzt an außer in Kalgan auch in Kia-jü-kwan die Grenze des eigentlichen China passiren, nicht aber auch russische Karawanen. Vielmehr sollen die Waaren an diesen beiden Orten wie in Seehäfen abgeladen werden. Dagegen sollen sich russische Kaufleute unter denselben Bedingungen wie im Vertragshafen Tien-tsin auch in Kia-jü-kwan niederlassen und Handel treiben dürfen. Die übrigen Artikel betreffen unwichtigere Dinge. Unverkennbar hat mit diesem Vertrage Rußland in seinen Handelsbeziehungen zu China einen guten Schritt nach vorwärts gethan, und Reisen eines Lomonosow, Unterberger, Sosnowski, Potanin, Pewtsow und Anderer haben entschieden neben ihren geographischen Ergebnissen auch schon materielle Erfolge gehabt.

— Die spanische Kolonialregierung schickte im Anfange dieses Jahres Truppenkorps in die Berglandschaften, welche von der Grenze der Provinzen Luzons, Isabela und Cagayan, durchschnitten werden, um die dort ansässigen wilden Stämme zur Unterwerfung zu bringen. Die Expedition gelang, gegen 20000 Heiden unterwarfen sich, von denen die Hälfte bereits gezwungen wurde, größere Gemeinden zu bilden; denn die Bergmalaien Luzons lieben es, nur in kleinen Dörfern oder Einzelgehöften zu wohnen, während die spanische Regierung überall große Dörfer anlegen läßt, um ihre farbigen Unterthanen besser überwachen und im Zaume halten zu können.

(Boletines der Soc. Geogr. de Madrid.)

## Afrika.

— Die Todesfälle unter den Afrikareisenden folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: noch sind wir über J. M. Hildebrandt's Ableben auf Madagaskar nicht näher unterrichtet, noch ist des unglücklichen Matteucci Leiche kaum in seiner Heimath angelangt, und schon wieder kommt aus Zanzibar eine Trauernachricht: Hauptmann Popelin, der Führer einer der belgischen Expeditionen in Inner-Afrika, ist in einem Alter von 31 Jahren am Fieber gestorben. Er war seit zwei Jahren auf seinem gefahrvollen Posten und gedachte im nächsten Frühjahr heimzukehren.

— Lissaboner Zeitungen melden die Ankunft des Herrn Paiva d'Andrade (vergl. „Globus" XXXVI, S. 78, 143) in Quilimane an der ostafrikanischen Küste. Derselbe ist Vorsitzender eines Ausschusses, welchen die „Société des fondateurs de la Compagnie générale de la Zambézie" mit Studien in jenen Gebieten beauftragt hat, und er wird von einer Anzahl von französischen Bergleuten, Ingenieuren, Chemikern ꝛc. begleitet, welchen die Untersuchung der etwa dort vorhandenen Erz- und Kohlenlager obliegt. Von ihren Berichten hängen die weiteren Schritte und Unternehmungen jener Gesellschaft ab.

— Vom untern Congo erhielten wir einige direkte Nachrichten, welche weitere Kreise interessiren dürften, da sie einen deutschen Reisenden betreffen, welcher früher schon der deutschen Loango-Expedition vortreffliche Dienste leistete. Otto Lindner wurde nach seiner Rückkehr von der Loangoküste von der Rotterdamer Handelsgesellschaft in Dienst genommen und ging alsbald auf weitere drei Jahre nach dem Congo, wo ihn Stanley kennen lernte und seine Brauchbarkeit erkannte. Als er im Sommer 1880 nach Europa zurückkehrte, besuchte er Brüssel und wurde dort von der internationalen (belgischen) Afrikanischen Gesellschaft unter günstigen Bedingungen engagirt, sich an der Erforschung Inner-Afrikas zu betheiligen. Man dachte zuerst daran, Kulis aus der Südsee bei der geplanten Expedition zu verwenden, entschied sich aber zuletzt dafür, Leute von Zanzibar zu verwenden. Ende 1880 reiste Lindner in Gesellschaft von Alexander Hertwig, der mit ihm zusammen in Loango gelebt hatte und gleichfalls von Brüssel aus gewonnen war, über Suez nach Zanzibar, warb dort Leute an, fuhr mit diesen Anfang Februar 1881 nach der Kapstadt, wo er Anfang März eintraf, und weiter in einem gecharterten Schiffe nach dem Congo. Dort langte er schon gegen Ende März an, fuhr im April mit seinen Leuten stromauf, gesellte sich zu Stanley und brach Anfang Mai zu einem Vorstoße nach dem Innern auf. Unsere besten Wünsche geleiten den wackern Mann, dem hoffentlich beschieden ist, dort noch Tüchtiges zu leisten.

— Wie man in Schoa die Diebe aufsucht. Zu den königlichen Beamten in Schoa gehören auch Lieba Schai, d. h. Diebssucher: es sind dies heute zwei leibliche Brüder, geehrte und gefürchtete Leute, welche ein bedeutendes Einkommen besitzen. Wird jemandem etwas gestohlen, so zeigt er es dem betreffenden Ortsbeamten an und verlangt von ihm, daß er den Lieba Schai kommen lasse; es kann das auch erst nach längerer Zeit geschehen, weil derselbe stets mit dem Könige zu gehen hat und deshalb meistens abwesend ist. Kommt er nun endlich, so läßt er einen kleinen Knaben eine Medicin trinken und eine mit Tabak vermischte an dem Ort, wo der Diebstahl geschah, rauchen. Der Knabe wird um die Lenden gebunden und gehalten; sobald er einige Züge ge-

raucht hat, wird er betäubt, schäumt aus dem Mund und sieht entstellt aus; er steht nun auf und macht alle Bewegungen, welche der Dieb machte, nach, wie er es nahm, wie er horchte, wie er sich bückte und bei etwaigem Geräusch versteckte; er geht nun seinen Weg, wie der Dieb, krumm und gerad, zum Schein die betreffende Last tragend, bis er in ein Haus geht, dort die Last ablegt und sich niederlegt, wo der Dieb sich gelegt hatte. Trifft er den Dieb, so packt er ihn und giebt ihm mit dem Ellenbogen Stöße. Wo der Knabe sich legt, ist es gerichtlich gültig, und der betreffende Hauseigenthümer muß bezahlen, ob er gestohlen hat oder nicht. Der Lieba Schai erhält 5 Thaler, der Bestohlene den Werth, welchen er angiebt, muß jedoch schwören, daß ihm so viel gestohlen worden sei. Kam der Dieb an ein Wasser und trank, so macht es der Knabe nach, trinkt und die Wirkung der Medicin ist aus; trank er nicht, so wird der Knabe hinübergetragen und verfolgt seinen Weg. Trinkt er, so wird die Untersuchung den andern Tag durch einen ebenso behandelten Knaben fortgesetzt, welcher am andern Ufer dieselbe Medicin bekommt. Wo ein solcher Diebssucher geht, geräth alles in Schrecken, denn man kann nie wissen, ob nicht irgend ein Dieb je als Fremder im Haus gewesen sei, wo dann eben der Eigenthümer bezahlen muß und zu seinem Unglück noch die Schande hat. Aus diesem Grunde ist es für fremde Leute sehr schwer, ein Nachtquartier zu finden. Die Knaben, welche diese Medicin nehmen müssen, sind gekaufte Sklaven, verkümmeln, kränkeln und sterben bald ab. Die Medicin ist und bleibt ein Geheimniß, welches, nur in dieser Familie bekannt, sich fortvererbt. Es soll meistens der Thäter aufgefunden werden; allein es trifft auch manchmal Unschuldige, ist mithin kein reelles Gerichtsverfahren, sondern eher ein Abschreckungsmittel; es wird auch wirklich sehr gefürchtet. (Die Warte des Tempels 1881, Nro. 19.)

— Am 29. Mai dieses Jahres ist der treffliche J. M. Hildebrandt in Antananarivo, der Hauptstadt des Howa-Reiches auf Madagaskar, seinen Leiden erlegen, ein herber Verlust, namentlich für die beschreibenden Naturwissenschaften, denen er auf seinen vielen ostafrikanischen Wanderungen reiche Schätze zugeführt hat. Wohl seine letzte Arbeit bringt das eben erschienene dritte Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (S. 191 ff.), eine „Skizze zu einem Bilde central-madagassischen Naturlebens im Frühling". Wir theilen hier den farbenreichen Anfang derselben mit, gleichsam als Abschied von dem verdienten Forscher, der auch dem „Globus" ein gelegentlicher Mitarbeiter war.

„Großartige Gewitter künden gegen Mitte November an, daß der Monsun wechselt. Der kalte Südost, welcher während des (südlichen) Winters, vom April bis jetzt, wehte, schlug an den dichtbewaldeten Ost-Gehängen Madagaskars seine Feuchtigkeit nieder. Dürr und frostig fegte er über das an 1300 m erhobene Central-Plateau, kaum daß er auf den grangelben Hügelrücken schließlich noch einen verdorrten Halm zu zerzausen vorfand. Auf der Savanne, welche die Hirten in Brand gesetzt, jagte er die Flammen vor sich hin und spielte hernach mit dem schwarzen Aschengewölk. Sein Reich ist nun zu Ende, der Nordwest-Monsun kommt zur Regierung. Er bringt den Regen und somit die Fruchtbarkeit. Schweres Gewölk schüttet jede Nacht seinen Segen auf das durstige Land. — Der Ackerbauer (Reis ist die vornehmste Nährpflanze Madagaskars) begiebt sich mit Weib und Kind in die Felder. Sie waren in der kalten Zeit sorgsam präparirt. Generation nach Generation hat mit unsäglichen Mühen und erstaunlichem Geschick ein Kanalsystem den Berggehängen entlang gezogen, wo sich das Regenwasser auffängt und zu den aufs Genaueste terrassirten Niederungen und Thalsohlen geleitet wird. Hier sind kleine, von Erdwällen umgebene Felder planirt, die je nach Bedarf bewässert werden können. An den niedrigsten Stellen, wo das Wasser auch während der trockenen Zeit verbleibt, wurde vor Eintritt der Regen im dichtesten Wurf Reis zum spätern Auspflanzen gesäet. Solche Felderchen leuchten in ihrem grellen Gelbgrün weithin aus der sonst so eintönig grauen verdorrten Landschaft. In den zu bepflanzenden Feldern wurde im Winter die harte Erde mit schweren, schmalen Spaten schollenweise aufgebrochen — „gestürzt". An manchen Stellen gehört die vereinte Kraft zweier Männer dazu, solche Schollen zu wenden. Sie verbleiben der Luft allseitig ausgesetzt bis kurz vor Eintritt der Regenzeit. Dann werden sie an trocken gelegenen Orten mit großen hölzernen Hämmern zerklopft, und so wird der Boden geebnet. Da aber, wo Wasser auch dann schon zur Hand ist, wie an Bachrändern, leitet man es in das Feld, damit die Schollen aufweichen. Nachdem dann die Fläche mit dem Spaten planirt ist, treibt man das Vieh in dem Schlammbrei hin und her, rechts und links. Fast nackt, nur mit leichter Gerte in der Hand, springt die Dorfjugend schreiend und pfeifend um und zwischen die gejagten Herde, hoch auf spritzt der Schlamm und übertüncht die ganze Schar. Stundenlang dauert diese wilde Jagd. Nach nochmaligem Ebenen ist der Boden zur Aufnahme der Reispflanze vorbereitet. Von den erwähnten dicht besäeten Feldchen werden die nun bereits spannenhoch gewachsenen Halme büschelweise ausgerupft, in Bündeln zur Stelle gebracht, und, zu je drei bis sechs beisammen, mit der Hand in den zähen Boden gepflanzt, eine Arbeit, zu der sich die ganze Familie versammelt. In den Landstrecken, die entfernt von permanenten Wasseransammlungen liegen, muß auf Eintreten der Regen gewartet werden. Dann entfaltet sich auch hier das gleiche lebhafte Treiben. Wenige Tage später erblickt man, z. B. von der Höhe der Hauptstadt aus, ein viele Meilen weites und breites hellgrünes Halmenmeer. Ein höchst anmuthiges und erfrischendes Bild."

## Polargebiete.

— Der wohlbekannte englische Nordpolfahrer Leigh Smith hat in der dritten Woche des Juni von Peterhead aus seine fünfte arktische Reise angetreten. Er beabsichtigt, im Eira Harbour auf Franz-Josefs-Land ein Zufluchtshaus, für welches er die Materialien mit sich führt, zu erbauen und will dann versuchen, so weit wie möglich nach Norden vorzudringen. Er hat 25 Matrosen und Gehilfen bei sich und Proviant für 15 Monate an Bord.

— Am 22. Juni hat der Dampfer „Louise" des Baron v. Knoop von Bremerhaven aus eine Fahrt nach dem Jenisei angetreten. Obwohl der Hauptzweck ein kommercieller ist, so wird die Fahrt doch voraussichtlich auch der Wissenschaft einigen Nutzen bringen, da auf die Einladung des Baron von Knoop der Graf Waldburg-Zeil an ihr Theil nimmt, der zu naturwissenschaftlichen Zwecken 1870 mit v. Heuglin in Spitzbergen, 1876 mit Brehm und Finsch in Westsibirien war.

**Inhalt:** Das heutige Syrien. IX. (Mit sechs Abbildungen.) — Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador. I. — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. III. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 28. August 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 13.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Das heutige Syrien.

(Nach dem Franzöſiſchen des M. Lortet.)

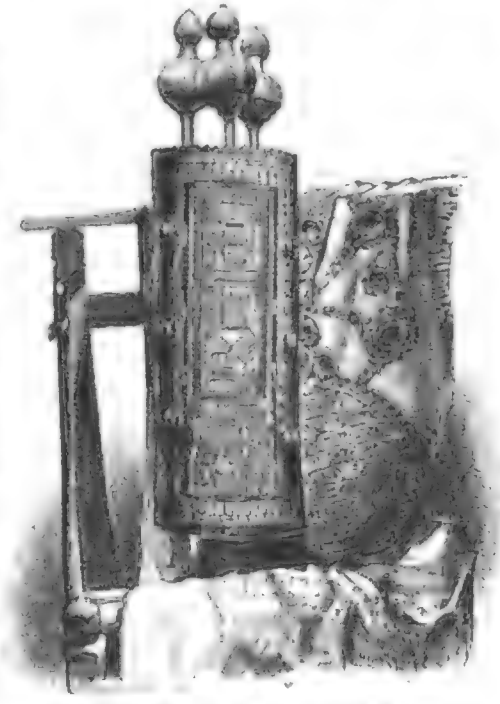
## X.

Der Name Nâbulus iſt die arabiſche Verdrehung des antiken Neapolis; ſo, oder vollſtändiger Flavia Neapolis, war das alt-ſemitiſche Sichem (d. i. Nacken, Bergrücken) zum Andenken daran, daß Titus Flavius Vespaſianus es hatte herſtellen laſſen, von den Römern genannt worden. Selten genug iſt dieſer Fall in Syrien, daß die alte einheimiſche Bezeichnung der jüngern lateiniſchen hat weichen müſſen. In weſtöſtlicher Richtung zieht ſich die Stadt langgedehnt zwiſchen den Bergen Ebal im Norden und Garizim im Süden hin und beſitzt nur eine Breite von 400 m. Die Häuſer ſind aus Hauſteinen mit großer Sorgfalt erbaut; manche tragen Terraſſen, andere ſind mit dicken Gewölben überdeckt. Die Umgegend iſt ſehr fruchtbar und wohl bewäſſert, und an prächtigen Fruchtbäumen iſt kein Mangel. Ueberall ſprudeln Quellen hervor und in allen Hauptſtraßen finden ſich Brunnen und fließendes Waſſer. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf etwa 15 000, darunter nur noch gegen 200 (nach Socin nur 130) Samaritaner, die ſich zuſehends zu vermindern und auszuſterben ſchienen, ſeit einigen Jahren indeſſen, Dank dem Schutze des engliſchen und franzöſiſchen Konſuls, wieder etwas zugenommen haben. Außerdem giebt es einige Juden und etwa 700 Chriſten, theils Griechen, theils Katholiken und Proteſtanten. In den Straßen herrſcht viel Lärmen und Leben und der Handel iſt nicht unbeträchtlich. Karawanen bringen aus dem Jordanthale und vom Hauran Getreide, Baumwolle und Wolle, die nach Haifa oder Jaffa weiter gehen. Ferner finden ſich in Nâbulus 22 Fabriken, welche aus Olivenöl Seife bereiten; ihr Produkt, runde Stücke mit Verzierungen in Relief, erfreut ſich im Lande großer Beliebtheit. Der Bazar wird von Fellachen und zu gewiſſen Jahreszeiten von den Beduinen, die, wie zu den Zeiten Jakob's, in der nahen Ebene Machna ihre Heerden weiden, viel beſucht. Man ſieht dort ſchöne Sattlerarbeiten aus rothem Maroquin, zierliches Schuhwerk und geſchmackvolle Schmuckſachen aus Silber. Die ſehr zahlreichen Eßwaarenhändler verkaufen faſt alle ſauere Milch (laben), die ſie in großen, mit Inſchriften und künſtleriſchen Verzierungen bedeckten Bronzegefäßen zu Markte bringen.

Zwei große Straßen durchziehen die Stadt ihrer Länge nach, und nach rechts und links zweigt ſich von denſelben eine große Menge enger Gäßchen und höchſt maleriſcher überwölbter Gänge ab. Hier und da ſtößt man in denſelben auf antike Kapitelle, Säulentrommeln und andere Reſte, dann auch auf mehrſtöckige ſchöne Häuſer von durchaus mittelalterlichem Ausſehen mit gothiſchen Bogen, Wappenſchildern und dergleichen, die noch aus der Kreuzfahrerzeit herrühren. Im Oſten liegt die große Moſchee (Dſchâmi el-Kebîr), einſt Eigenthum der Templer und dem heiligen Johannes geweiht, mit intereſſantem Portale, welches demjenigen der Grabeskirche in Jeruſalem gleicht. Es beſteht aus drei hintereinander zurücktretenden Spitzbogen, welche von zierlichen kleinen Säulen aus weißlichgelbem Marmor getragen werden. Der äußerſte Bogen iſt mit romaniſchen Skulpturen verziert, und im Hofe befindet ſich ein Waſſerbaſſin, das von antiken Säulen umgeben iſt.

Ebenſo liegt im Südweſten der Stadt eine alte Kreuz-

fahrerkirche, die jetzige Moſchee el-Chadra, angeblich an der Stelle erbaut, wo Jakob die Nachricht vom Tode Joſeph's empfing. Sie iſt dermaßen verfallen, daß ihr Einſturz droht. Dabei erhebt ſich ein viereckiger Glockenthurm mit romaniſchen Fenſtern, an welchem eine Steinplatte mit ſamaritaniſcher Inſchrift befeſtigt iſt; angeblich beſaßen die Samaritaner dort früher eine Synagoge. Ihre jetzige, Keniſet es-Sâmire genannt, liegt gleichfalls in dieſer Gegend der Stadt. Es iſt ein einfacher, gewölbter, mit Kalk geweißter Raum, zu welchem eine kleine, verfallene Treppe führt. Der Oberprieſter Amran, Enkel des Schalmah ben-Tabiah, mit welchem im Anfange dieſes Jahrhunderts Sylveſtre de Sacy, der berühmte franzöſiſche Orientaliſt, im Briefwechſel ſtand, empfing den Reiſenden mit großer Zuvorkommenheit. Er trug einen großen weißen Turban und ein Gewand aus grünem, mit ſcharlachrother Seide gefüttertem Tuche; die anderen Samaritaner, deren Phyſiognomie übrigens einen ehrwürdigen jüdiſchen Typus ſich bewahrt hat, zeichnen ſich durch rothe Turbane aus. Eine ziemlich hohe Stufe trennt den Hintergrund des Raumes von dem Vorplatze; jener darf von keinem Ungläubigen betreten werden und iſt durch einen aus lauter kleinen bunten Lappen zuſammengeſetzten Vorhang, ein Werk etwa des 16. Jahrhunderts, abgeſchloſſen. Hinter demſelben ruht in einer Niſche die Silberkapſel, welche ſich in drei Theile öffnet und die Rollen enthält, auf denen das berühmte und von den Samaritanern hochgeehrte Pentateuch-Manuſkript aufgewickelt iſt. Es iſt ein Pergament von circa 40 cm Höhe und großer Länge, mit ſehr ſchönen, ſorgfältig ausgeführten althebräiſchen (ſogenannten ſamaritaniſchen) Charakteren beſchrieben. Leider ſind die Riſſe, welche Zeit und Menſchenhand ihm beigebracht haben, in roher Weiſe mit Papier zugeklebt worden. „Der Kodex iſt ſehr alt, aber daß er von dem Enkel oder Urenkel Aaron's geſchrieben, iſt eine Fabel, da er ſicher nicht aus vorchriſtlicher Zeit ſtammt.“



Die altſamaritaniſche Handſchrift des Pentateuch.
(Nach einer Photographie.)

Da die Samaritaner ſich nicht mit Fremden vermiſchen, ſo begegnen ſie bei ihrer jetzt ſo beſchränkten Zahl den größten Schwierigkeiten bei ihren Ehen, welche nur allein mit Zuſtimmung des Oberprieſters abgeſchloſſen werden dürfen. Sie führen ein nüchternes, regelmäßiges Leben; Einfachheit und Reinlichkeit gehören zu ihren hervorſtechenden Charaktereigenſchaften, und man findet deshalb unter ihnen eine Anzahl hochbetagter Perſonen. Jährlich dreimal begiebt ſich die ganze Gemeinde nach dem heiligen Felſen auf dem Gipfel des Berges Garizim, den die Araber heute Dſchebel et-Tôr nennen; es iſt das der Feſttag der ungeſäuerten Brote, das Wochen- und Laubhüttenfeſt. Vor einigen Jahren haben ſie ihren männlichen Repräſentanten der Familie Aaron's, ihren Hohen Prieſter, der allein die feierlichen Opfer verrichten kann, verloren und ſind nun auf ſolche Ceremonien beſchränkt, welche Amran, ein einfacher Nachkomme Levi's, geſetzmäßiger Weiſe verrichten darf. Die Samaritaner feiern übrigens ſämmtliche moſaiſchen Feſte, bringen aber nur am Paſſah Opfer dar. Doppelehen ſind ihnen im Falle der Kinderloſigkeit erlaubt; die Leviratsehe kommt bei ihnen in der Form vor, daß nicht der Bruder, ſondern der nächſte Freund eines Verſtorbenen verpflichtet iſt, die Wittwe zu heirathen. Was ihren Glauben anlangt, ſo läßt ſich derſelbe in folgende Hauptpunkte zuſammenfaſſen: Es giebt nur einen Gott; Moſes iſt ſein Prophet; der Pentateuch iſt das Geſetzbuch; Garizim iſt die Kiblah und auf ihm wird die Auferſtehung ſtattfinden. Sie ſind ſtrenge Monotheiſten, haſſen alle Bilder und alle Ausdrücke für Gott, welche demſelben menſchliche Eigenſchaften beilegen; ſie glauben an gute und böſe Geiſter, an Auferſtehung und ein jüngſtes Gericht. Den Meſſias erwarten ſie 6000 Jahre nach Erſchaffung der Welt, halten ihn aber nicht für größer als Moſes.

Gegen Abend, vor Sonnenuntergang, machte ſich Lortet an die Beſteigung des heiligen Berges, welcher ganz aus mächtigen Schichten von Nummulitenkalk beſteht. Der Weg geht von dem weſtlichen Ende der Stadt Nâbulus ſüdwärts in einem Thale hinauf, bei der ſtarken Quelle Ras el-Ain vorbei, zwiſchen terraſſenförmigen Gärten hin, wendet ſich dann nach Südoſten und führt in etwa einer Stunde zum Gipfel des Garizim (885 m über dem Meere), der einen ſchönen Blick über die Stadt, das Thal, die Ebene Machna und die Gebirge Samariens gewährt. Gegen Norden wird die Fernſicht durch den um 39 m höhern Ebal (924 m) verdeckt. (Lortet giebt für beide Berge abweichende Meſſungen: Garizim 949 m, Ebal 1025 m, Differenz 76 m.) Den Gipfel des Garizim bildet ein von Norden nach Süden ſich hinziehendes Plateau, deſſen nördliches Ende noch die Reſte einer wahrſcheinlich von Juſtinian (533) erbauten Befeſtigung trägt. Dieſelbe war viereckig und an den Ecken mit dicken Thürmen verſehen; an ihrer Nordſeite liegt ein großes Waſſerreſervoir. Von der 474 erbauten achteckigen Kirche ſind nur die Grundmauern erhalten. Unweit davon zeigt man mehrere große Steine, die Joſua aufgerichtet haben ſoll; vielleicht hat man es aber hier mit einem prähiſtoriſchen Menhir zu thun, an deren Fuße Ausgrabungen zu intereſſanten Entdeckungen führen könnten. Auf der Mitte des Plateaus zeigen die Samaritaner einen flachen Felſen, wo angeblich einſt der Altar ihres großen im Jahre 129 v. Chr. zerſtörten Tempels geſtanden hatte. Auch ſonſt finden ſich dort oben viele aber unbedeutende Reſte alter Baulichkeiten, welche beweiſen, daß der Gipfel des Berges einſt dicht bewohnt geweſen iſt.

Schwieriger, als die Beſteigung des Garizim, iſt diejenige des Ebal, welche Lortet am folgenden Morgen unternahm. Der Berg iſt kahl, waſſerlos, unfruchtbar und von der

Jobs' Comforters. Job 2:11. Now when Job's three friends heard of all this evil that was come upon him, they came every one from his own place; Eliphaz the Temanite, and Bildad the Shuhite, and Zophar the Naamathite: for they had made an appointment together to come to mourn with him and to comfort him. Job 2:12. And when they lifted up their eyes afar off, and knew him not, they lifted up their voice, and wept; and they rent every one his mantle, and sprinkled dust upon their heads toward heaven. Job 2:13. So they sat down with him upon the ground seven days and seven nights, and none spake a word unto him: for they saw that his grief was very great.

Jobs Comforters. Job 2:11. Now when Job's three friends heard of all this evil that was come upon him, they came every one from his own place; Eliphaz the Temanite, and Bildad the Shuhite, and Zophar the Naamathite: for they had made an appointment together to come to mourn with him and to comfort him. Job 2:12. And when they lifted up their eyes afar off, and knew him not, they lifted up their voice, and wept; and they rent every one his mantle, and sprinkled dust upon their heads toward heaven. Job 2:13. So they sat down with him upon the ground seven days and seven nights, and none spake a word unto him: for they saw that his grief was very great.

Digitized by Google

THE CHINESE EMBASSY.—THE MANDARINS AND THEIR SUITE.

THE CHINESE EMBASSY.—THE MANDARINS AND THEIR SUITE.—Our Artist has sketched the Mandarins and their suite as they appeared on the deck of the steamer which conveyed them from Gravesend to the Tower. The Mandarins are seated in the centre of the group, and the gentleman in the foreground is Mr. Wade, the Secretary of Legation.

THE CHINESE EMBASSY.—THE MANDARINS LANDING AT THE TOWER.

THE CHINESE EMBASSY.—THE MANDARINS LANDING AT THE TOWER.—Our Artist has sketched the Mandarins as they appeared on landing at the Tower. The Mandarin in the centre of the group is Tan Kwang-Tsin, the Governor of Canton, and the gentleman on his right is Mr. Wade, the Secretary of Legation.

Mr. Bidwell, who had been elected to Congress, was a delegate to the Philadelphia Convention of 1866, and was a member of the Republican National Committee in 1868. He died in San Francisco, September 4, 1900.

THE CHAMPION OF THE GOLDEN WEST.

The Bear, the Grizzly, the Cinnamon, and Black. Specimens from the Museum of the California Academy of Sciences, San Francisco.

THE CHAMPION OF THE GOLDEN WEST.

The Bear, the Grizzly, the Cinnamon, and Black. Specimens from the Museum of the California Academy of Sciences, San Francisco.

Säulen, in deren Höhlungen die Juden Opferspenden verbrennen. Nur 600 Meter südwestlich von da befindet sich der Jakobsbrunnen, wo Christus (Joh. 4, 5) sein Gespräch mit der Samaritanerin hatte. Der offenbar aus dem hohen Alterthume stammende Brunnen liegt während eines Theiles des Jahres, wo er von den Abhängen des Garizim kein Wasser empfängt, trocken. Als Lortet ihn besuchte, fand er eine Wasserhöhe von circa 3 m, während der Brunnen selbst 26 m (nach Socin 23 m) tief ist. Wahrscheinlich war er früher tiefer und ist allmälig durch große Mengen hineingefallenen Schuttes und Steine, welche die Reisenden unaufhörlich hineinwerfen, bedeutend aufgehöht worden. Die innere Ausmauerung hat einen entschieden antiken Anstrich. Die Brunnenöffnung befindet sich unter einem kleinen, halb eingestürzten Gewölbe, das, unter Trümmern verborgen, vielleicht zu einer im vierten Jahrhundert erbauten Kirche gehörte. Ringsum liegen Mauertrümmer und Säulenreste, die Ueberbleibsel eines großen Gebäudes, dessen ursprüngliche Gestalt sich freilich nicht mehr erkennen läßt. Im Orient sind Brunnen und Wege sehr sichere Ausgangspunkte für historische und geographische Untersuchungen; Quellen ändern ihre Stelle nicht, und nach ihnen bestimmt sich in heißen, trockenen Ländern, wo Wasser stets selten ist, die Richtung der Wege. Deshalb ist es an sich durchaus wahrscheinlich, daß wir hier genau den Brunnen vor uns haben, welchen Christi Worte auf ewig zu einem geweihten Platze machten.

Von nun an wendet sich der Weg nach Süden, zieht unter dem Garizim am Westrande der Ebene Machna hin, tritt dann in die Berge und erreicht den großen verfallenen Chan el-Lubban, bei welchem eine schöne Quelle sprudelt. Darum rasten hier gewöhnlich die Karawanen, welche von Nâbulus nach Jerusalem reisen, einige Stunden lang. Ein wohl angebauter Thalkessel breitet sich an dieser Stelle aus, welcher durch den Wadi Lubban westwärts zum Nahr el-Audscheh, der bei Jaffa mündet, entwässert wird. Zahlreiche Fellachen waren auf den Getreidefeldern beschäftigt, mit einer langgestielten Hacke das Unkraut auszujäten. Vom Chane aus ritt man etwa eine Stunde lang einen trockenen

Frau aus Bêtin. (Nach einer Photographie.)

Wadi nach Osten aufwärts zur Ruinenstätte Seilûn, welche dem biblischen Silo entspricht. Dort stellte einst Josua die Bundeslade auf und versammelte das Volk, um den sieben Stämmen, die noch kein Land erhalten hatten, ihr Loos zuzutheilen. Während der Richterzeit blieb die Lade dort; alljährlich feierte man dem Jehovah ein Fest, wobei die Mädchen des Ortes tanzten. Eli, der Hohepriester, lebte hier, und der junge Samuel. Als dann aber die Philister die Lade erobert hatten, wurde sie nicht wieder nach Silo zurückgebracht und der Ort verlor seine Bedeutung. Zu Hieronymus' Zeit lag er schon ganz in Trümmern.

Nach diesem Abstecher lenkte Lortet wieder in die große Straße nach Jerusalem ein, welche von zahlreichen Osterpilgern belebt war. Die Gegend aber wird nun sehr einförmig, eine Hochebene, aus Kreide bestehend, von wasserlosen Thälern durchschnitten und von kleinen felsigen Hügeln überragt, die ganz ausgedörrt, aber dennoch mit großer Sorgfalt angebaut sind. Weiter zog sich der Pfad — denn nur ein solcher ist diese Hauptstraße — im Wadi e'-Dschib aufwärts, das sehr steinig und so eng ist, daß es oft sehr schwer ist, einem begegnenden Lastthiere auszuweichen. Zur Rechten und Linken aber ziehen sich bebaute Felder die Thalwände hinauf, und der Boden muß hier Elemente enthalten, welche dem Wachsthum sehr förderlich sind, da Oel-, Feigen- und Granatenbäume trotz der allgemeinen Trockenheit prächtig gedeihen. In der Mitte des einsamen Thales trifft man auf die „Räuberquelle" (Ain el-Haramije), die am Fuße einer grottenartig ausgehöhlten Felswand hervorsickert, aber trotz ihres unheimlichen Namens jetzt von Karawanen öfters zum Rastplatze ausersehen wird. Einige dort in den Felsen ausgehöhlte Grabkammern sind von Farnkräutern und Frauenhaar fast zur Hälfte verdeckt. Dann gelangt man auf ein höchst einförmiges Hochland, auf welchem zwischen dem überall zu Tage tretenden Kalkstein ein röthlicher eisenhaltiger Erdboden mit Getreide, Baumwolle und Wein bebaut ist. Sorgfältig aufgeschichtete Steinterrassen halten die Erde fest, daß sie nicht von den sintfluthartigen Winterregen fortgespült wird. Bäume fehlen fast ganz; nur hier und da haben die Hirten eine alte Eiche (Quercus ilex oder Quercus aegylops) oder mächtige Karube mit ihrem Feuer verschont. In solcher traurigen Umgebung liegt heutigen Tages Bêtin, das Bethel (d. i. Haus Gottes) der

Bibel, in deſſen Hütten etwa 400 Einwohner leben. Abraham hatte dort ſeine Zelte aufgeſchlagen — was jetzt am beſten noch am Boden einer alten Ciſterne, die zu Füßen des Dorfes liegt, geſchieht — und errichtete auf dem höchſten der Hügel, die er von ſeinen Herden abweiden ließ, dem Jehovah einen Altar. Hier ſah Jakob im Traume die Himmelsleiter, hier richtete Samuel im Jahre einmal und betete Jerobeam das goldene Kalb an. Später wird der Ort nur gelegentlich erwähnt. Die Umgebung des heiligen Platzes, der eine Zeit lang die Stiftshütte beherbergte, iſt überaus ſteinig und traurig, wenn ihr auch eine gewiſſe Großartigkeit nicht fehlt; von den nahen Hügeln aus ſieht man die Berge jenſeit des Jordan und bei klarem Wetter ſowohl das Todte Meer und die Jordanſpalte im Oſten, als auch das Mittelländiſche Meer im Weſten.

In el-Bire (d. i. Ciſterne), dem alten Beeroth, einem Dorfe drei Stunden vor Jeruſalem, hielt Lortet ſeine letzte Nachtruhe; zeitig am nächſten Morgen erblickte er von der Höhe des Mons Scopus, wo einſt des Titus Legionen lagerten, die Zinnenmauern und zahlloſen großen und kleinen Kuppeldächer der heiligen Stadt.

# Edward Whymper's Reiſeergebniſſe in den Anden von Ecuador.

## II.

Nur zweimal bei ſeinen Beſteigungen der Andengipfel hatte Whymper Gelegenheit, die Gewalt der berüchtigten Bergſtürme jener Region zu erproben: das eine Mal auf dem Gipfel des Cotopaxi, das andere an ſeinem zweiten Lagerplatze auf dem Chimborazo in 16500 Fuß Höhe. An beiden Orten brachte der heftige Wind das aufgeſchlagene Zelt in Gefahr, zerriſſen oder fortgeweht zu werden, und Whymper und ſeine Begleiter hatten nicht geringe Mühe, es davor zu bewahren; von dem plötzlichen Umſpringen des Windes aber und den tollen Wirbeln, die nach den Schilderungen früherer phantaſievoller Reiſender den auf den Gebirgspfaden vom Sturm überraſchten Reiter im Fluge aus dem Sattel heben ſollen, war nichts zu merken. Nicht furchtbar und großartig genug aber kann man ſich, wie auch Whymper zugiebt, die Heftigkeit der Gewitter in den Anden vorſtellen. Kein einziges Mal hat er ſich in irgend einer beträchtlichen Höhe befunden, ohne von einem mehr oder minder ſtarken Gewitter überfallen zu werden, „bei dem die ganze Luft mit Elektricität geſättigt zu ſein ſchien, und die Entladungen entweder faſt ohne Unterbrechung auf einander folgten, ſo daß der ganze Himmel wie mit feurigen Strahlen beſäet war und der Donner unaufhörlich rollte und krachte; oder, was meiſt noch erſchreckender wirkte und noch mehr zu ernſthaften Gedanken ſtimmte, in ſeltenen vereinzelten Blitzen dicht vor den Augen der Bergſteiger an einer Felskante entlangzuckten, von einem kurzen, dröhnenden Donner begleitet.“ Das ſtärkſte von allen Gewittern überraſchte Whymper und ſeine Gefährten, als ſie dicht unterhalb der Spitze des Sincholagua auf einem ſteilen, mit hartgefrorenem Schnee bedeckten Grat emporſtiegen. Die Kante, in die ſie ſich mit dem Beile Stufen einhauen mußten, war ſo ſchmal, daß die kleinſte Unaufmerkſamkeit, das leiſeſte Ausgleiten des Fußes ein Hinabſtürzen in die zu beiden Seiten gähnende Tiefe zur Folge haben mußte. Ohne jeden Vorboten von Wind oder Sturm brach hier das Gewitter plötzlich mit raſender Gewalt los, wüthete in wenigen Sekunden zu Füßen, zu Häupten, auf allen Seiten der Emporſteigenden. Ein greller Strahl nach dem andern zuckte über den Grat hin, auf dem ſie ſtanden, fuhr an den ſchroffen Felszinken hinab, die aus der Tiefe unter ihnen emporragten; dazu rollte der Donner ohne Unterbrechung. Einige Augenblicke ſtanden die Kletternden betäubt und zitternd; die Beile, aus deren Eiſen ziſchende Funken fuhren, rathlos in den Händen haltend; nicht wiſſend, ob ſie vor- oder rückwärts gehen ſollten: bis ſie, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihren Weg weiter aufwärts nahmen, einige Felsſtückchen von der obern Gipfelſpitze losbrachen, um dann mit dieſen glücklich eroberten Siegeszeichen halb beſinnungslos und ohne ſich nach rechs oder links umzuſehen den Rückweg nach ihrem Lager unten am Berge anzutreten, das ſie endlich wohlbehalten, wenn auch, wie Whymper hinzufügt, „ganz erſtaunt, ſich noch am Leben zu finden“, erreichten.

Sehr intereſſant ſind die Ergebniſſe von Whymper's Temperaturbeobachtungen. Den niedrigſten Thermometerſtand während der Dauer der ganzen Reiſe beobachtete er in der Nacht vom 18. zum 19. Februar auf dem Gipfel des Cotopaxi, wo er 19° F. unter dem Gefrierpunkt konſtatirte; den höchſten, 75,5° F., aber am 27. März um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags am Grunde der großen Quebrada von Guallabamba, jener ungeheuern, durch vulkaniſche Gewalt entſtandenen Schlucht oder Erdſpalte, die ſich 3000 Fuß tief und mehrere Miles lang mitten durch die weite Ebene im Oſten von Quito hinzieht. Der Unterſchied zwiſchen dem während der Reiſe im Innern des Landes beobachteten Maximum und Minimum betrug ſomit nur 62° F., eine in Anbetracht der verſchiedenen Beobachtungspunkte verhältnißmäßig geringe Differenz. Sehr merkwürdig aber, weil allen unſeren bisherigen Vorſtellungen von den Temperaturverhältniſſen auf dem Gipel eines über 19000 Fuß hohen Schneeberges durchaus widerſprechend, ſind die innerhalb kurzer Zeit ſtattfindenden beträchtlichen Veränderungen des Thermometerſtandes, die Whymper zu verſchiedenen Malen während ſeines Verweilens auf den höchſten Punkten der Anden konſtatirt hat. Auf dem Gipfel des Chimborazo z. B. ſtieg das Thermometer innerhalb dreier Stunden von 15 auf 20° F.; die bemerkenswertheſte Veränderung aber konnte Whymper am 10. März auf dem Gipfel des Antiſana (19260 Fuß über dem Meere) beobachten, wo das Thermometer im Schatten und bei vollkommen ruhiger Luft im Laufe von zwei Stunden von 44 auf 60° F. ſtieg, und hiermit eine Temperatur anzeigte, die um 11° wärmer war, als man ſie während des dreitägigen Aufenthaltes in der um 6000 Fuß tiefer gelegenen Hacienda von Antiſana gehabt hatte.

Dieſe außerordentlichen Temperaturwechſel durften natürlich bei der Berechnung der gleichzeitig gemachten Barometerbeobachtungen nicht unberückſichtigt bleiben; ſo übergab Whymper bei ſeiner Rückkehr nach England ſein ganzes während der Reiſe geſammeltes Material von Barometer-

und Thermometerbeobachtungen einem Fachgelehrten, Mr. Ellis von der Sternwarte zu Greenwich, zu nochmaliger Berechnung. Die Höhenbeſtimmungen, die derſelbe daraus gewonnen hat, differiren verhältnißmäßig nur wenig von den Ergebniſſen der entſprechenden Meſſungen der Herren Dr. Reiß und Stübel, die nach einer andern Methode vorgenommen worden ſind[1]). Die Höhe des Chimborazo z. B., die nach Whymper und Ellis 20 517 Fuß beträgt, wird von Dr. Reiß und Stübel auf 20 703 Fuß angegeben. Zwanzig Jahre vor ihnen (im Jahre 1858) gab Villavicencio 21 067 Fuß dafür an, und wieder vierzig Jahre vor ihm ſollte ſie nach Alexander von Humboldt 21 424 Fuß betragen. Die Spanier endlich, die gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts hier im Verein mit der franzöſiſchen Gradmeſſungsexpedition gearbeitet hatten, erklärten in ihrem im Jahre 1748 zu Madrid veröffentlichten Berichte, daß der Chimborazo eine Höhe von 21 611 Fuß habe. Unbefangene Gemüther könnten nach dieſer Reihenfolge von Angaben leicht zu dem Schluſſe kommen, daß der Berg in kontinuirlichem Sinken begriffen ſein müſſe; denn je weiter wir zurückgehen, deſto höher ſoll er geweſen ſein. Wir beſitzen aber auch noch eine frühe Angabe, derzufolge ſeine Höhe nur 20 581 Fuß betragen ſoll (alſo 64 Fuß weniger, als Whymper angiebt): es iſt dies das Reſultat der Meſſungen der franzöſiſchen Akademiker ſelber, an deren Arbeiten ſich die oben erwähnten Spanier betheiligt hatten. Die beträchtliche Differenz (1030 Fuß) zwiſchen den Ergebniſſen ihrer gleichzeitigen Meſſungen muß uns natürlich gegen beide gleich mißtrauiſch machen, doch iſt die nahe Uebereinſtimmung der Angabe der Franzoſen mit dem jetzt von Whymper gewonnenen Reſultate immerhin bemerkenswerth.

In Bezug auf die in der Umgegend von Quito ausgeführten Vermeſſungsarbeiten jener franzöſiſchen Gelehrten theilt Whymper verſchiedene Einzelheiten von allgemeinem Intereſſe mit. Bekanntlich veranlaßten die im Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach vorkommenden Erörterungen über die Geſtalt der Erde die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften, zwei Expeditionen zur Vornahme von Gradmeſſungen nach weit von einander entlegenen Punkten der Erde auszuſenden. Die eine dieſer Expeditionen ging nach dem Bottniſchen Meerbuſen, die andere aber, die aus den Akademikern Bouguer, Gadin und dem berühmten La Condamine zuſammengeſetzt war, nach dem heutigen Ecuador. Sie begannen ihr Werk auf einer Ebene im Nordoſten von Quito, wo ſie zunächſt eine Baſis von ungefähr 40 000 Fuß Länge maßen. Von den beiden Endpunkten derſelben wurden dann verſchiedene Winkelmeſſungen vorgenommen und ſchließlich eine Dreieckskette über eine Strecke von mehr als drei Breitengraden gelegt, ſo daß ſich die Triangulation nach Norden bis Ibarra, nach Süden bis Cuenca erſtreckte. Als man vor dem Abſchluß des großen Werkes die Probe auf ſeine Richtigkeit machte und zu dieſem Zwecke in der Nähe von Cuenca eine Verifikationsbaſis von ebenfalls 40 000 Fuß maß, ergab die direkte Meſſung, daß die Länge derſelben um noch nicht voll zwei Fuß von der berechneten abwich.

Die Toiſe, deren die franzöſiſchen Gelehrten ſich als Maßeinheit bedienten, war ein Eiſenſtab, der ſeitdem unter dem Namen der „toise du Pérou“ bekannt geblieben iſt. In einer Abhandlung über die verſchiedenen am meiſten angewendeten Längenmaße erwähnt Guyot dieſes Eiſenſtabes als des faſt einzigen allgemeinen Normalmaßes, nach dem alle anderen verglichen und beſtimmt würden, und ſagt unter anderm, daß das geſetzliche Meter nur ein legaliſirter Theil der Toiſe von Peru ſei und daß dieſe ſelber das urſprüngliche Normalmaß bleibe.

Da die Meſſung der erſten Baſis, von der ja das ganze übrige Werk abhing, mit größter Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt werden mußte und auch ausgeführt wurde, ſo war es nur natürlich, daß die Akademiker den Wunſch hegten, dieſe Grundlage des Ganzen erhalten, d. h. die beiden Endpunkte der Linie durch dauernde Monumente fixirt zu ſehen. Schon vor dem Abgange der Expedition war dieſe Angelegenheit auf das Eingehendſte in der Akademie erörtert worden und hatte La Condamine es übernommen, für die Errichtung von zwei Pyramiden an den beiden Endpunkten der zu meſſenden Baſis Sorge zu tragen.

In einer heute ſehr ſelten gewordenen Broſchüre, die, wenn ſie auch nicht ſeinen Namen trägt, doch augenſcheinlich von ihm verfaßt iſt, ſchildert La Condamine die unzähligen Schwierigkeiten, auf die er bei der Ausführung dieſes Auftrages ſtieß, welche Mühe es koſtete, die Centren der Pyramiden genau über den äußerſten Punkten der Grundlinie anzubringen; wie er ſich gezwungen ſah, ſeine eigenen Backſteine für das Mauerwerk anfertigen zu laſſen, damit die Leute aus der Umgegend ſie nicht etwa als ein paſſendes Material zu ihren Bauten betrachten und nicht um ihretwillen die Pyramiden zerſtören möchten; wie er einen Kanal von drei franzöſiſchen Meilen Länge graben laſſen mußte, um nur das nothwendige Waſſer zur Bereitung des Mörtels zur Stelle zu ſchaffen, und wie die großen Steine zur Bekleidung der Pyramiden erſt mühſam geſucht und dann auf dem Rücken von Maulthieren meilenweit herangebracht werden mußten, was, da ein einziger Stein oft eine ganze Maulthierlaſt ausmachte, eine Zeit von mehreren Monaten in Anſpruch nahm. An der Stelle, wo die nördliche Pyramide errichtet werden mußte, fand man keinen feſten Baugrund vor, und es blieb nichts übrig, als hier Pfähle einzurammen, zu denen man erſt wieder lange nach dem geeigneten Holze zu ſuchen hatte. Dann fehlte es an Leuten, die mit dem Zurichten und Einrammen der Stämme Beſcheid wußten, und als es La Condamine nach vieler Mühe endlich gelungen war, ſich eine Anzahl brauchbarer Arbeiter aus Quito zu verſchaffen, entliefen ihm dieſelben ſchon nach wenigen Tagen wieder, ehe das Werk auch nur halb vollendet war.

Die größten Schwierigkeiten aber bereitete den franzöſiſchen Gelehrten das Auffinden, die Bearbeitung und endlich der Transport der großen Steinplatten, auf denen ſie der ſtaunenden Nachwelt durch entſprechende Inſchriften ihr glücklich vollbrachtes Vermeſſungswerk verkünden und erklären wollten. Die Steine mußten in einer mehrere hundert Fuß tiefen Schlucht losgebrochen und an Stricken emporgezogen werden, die La Condamine eigens zu dieſem Zwecke anfertigen laſſen mußte. Im letzten Augenblick riſſen dieſelben, die eine der Platten fiel in die Tiefe, zerbrach in tauſend Stücke, und die ganze Arbeit mußte von Neuem begonnen werden. Und hiermit nicht genug: als die Platten endlich fertig und glücklich zur Stelle geſchafft waren, erhoben die ſpaniſchen Marineoffiziere, die ſich im Auftrage ihrer Regierung an dem auf ſpaniſchem Grund und Boden ausgeführten Werke betheiligt hatten, Einſpruch gegen die von La Condamine entworfene Faſſung der Inſchriften. Sie behaupteten, daß die Gnade ihres Herrſchers und ihre eigene Mitwirkung darin nicht genugſam

[1]) In Bezug auf Quito, wo ſowohl Whymper als auch die Herren Dr. Reiß und Stübel fortlaufende Beobachtungen vorgenommen haben, ſtimmen ihre Reſultate ſogar faſt vollſtändig überein: nach dem erſtern liegt die Stadt 9353, nach den letzteren 9350 Fuß über dem Meere.

anerkannt und verherrlicht ſei, und es entſpann ſich nun ein für beide Theile charakteriſtiſcher, ernſthafter und lange dauernder Streit über dieſe „wichtige“ Aeußerlichkeit. Endlich war aber auch er zu beiderſeitiger Befriedigung beigelegt, die Inſchriftstafeln wurden aufgeſtellt, und La Condamine kehrte nach zehnjähriger Abweſenheit in ſeine Heimath zurück, ohne Zweifel von dem Bewußtſein gehoben, ſein großes Werk durch dauernde Monumente verewigt zu haben.

Schon nach zwei Jahren jedoch (im Jahre 1747) ging ihm durch Zufall die Kunde zu, daß die ſpaniſche Regierung Befehl gegeben habe, ſeine koſtbaren Pyramiden zu zerſtören; noch ehe er dagegen Proteſt einlegen konnte, war die Sache ſchon geſchehen. In der erwähnten Broſchüre beklagt er nun das Schickſal der Monumente und rekapitulirt alle Einzelheiten ihrer Erbauung mit einer ernſthaften Ausführlichkeit, die uns ein Lächeln ablockt. So wenig aber haben ſich die Dinge und die Menſchen ſeitdem geändert, daß ſeine Schilderung ſich noch jetzt wie ein franzöſiſcher Rechenſchaftsbericht über heute vorgenommene wiſſenſchaftliche Operationen lieſt, bei denen ja ſelbſt mit den anerkennenswertheſten Leiſtungen meiſt das charakteriſtiſche kindliche Streben nach irgend einer Art von Schauſtellung Hand in Hand geht. Sein lebhafteſtes Bedauern gilt den beiden Steinen mit den „inscriptions“ — am Schluſſe ſeiner Klagen aber rafft er ſich doch zu der reſignirten Erklärung auf, daß alle dieſe Verluſte im Grunde genommen nur nebenſächlich ſeien im Vergleiche zu dem einen großen Verluſte des Maßes der Baſis: „die Länge, für deren Erhaltung ich mich ſo ſehr bemüht habe, iſt nun auf ewig verloren.“

Später erfuhr La Condamine noch, daß die widerſpruchsvolle ſpaniſche Regierung die Wiederaufrichtung der Pyramiden angeordnet habe; nähere Details darüber ſcheinen ihm jedoch nicht mehr zu Ohren gekommen zu ſein. Whymper, der, als ihm der Zufall die erwähnte kleine Schrift La Condamine's in die Hände geführt, den Bericht des bedeutenden Gelehrten über ſeine „verlorene Liebesmüh“ mit Intereſſe geleſen hatte, benutzte nun ſeinen Aufenthalt in Quito dazu, Näheres über die Wegräumung jener erſten und die Aufſtellung der zweiten Pyramiden in Erfahrung zu bringen. Längere Zeit blieben ſeine Nachforſchungen und Erkundigungen fruchtlos, endlich aber erfuhr er durch einen der größeren Grundbeſitzer jener Gegend, daß ſich auf einer bei der Stadt Piſo im N. O. von Quito belegenen Farm ein Stein befinde, der, wie er glaube, wohl von der franzöſiſchen Pyramide von Oyamburu herrühren könne. Gleich folgenden Tages begab ſich Whymper dorthin und fand wirklich auf der einen Seite des weiten Hofes der Farm eine etwa 6 Zoll ſtarke und 4 Fuß lange Steinplatte, die augenſcheinlich ſeit vielen Jahren ſchon hier als Trittſtein für die ihre Pferde oder Maulthiere beſteigenden Reiter lag. An den Seiten waren deutliche Spuren einer eingehauenen Inſchrift erhalten, in der Mitte hatte der Gebrauch, dem der Stein diente, dieſelbe ganz verwiſcht. Eine gründliche Reinigung des Steines und ein Vergleich der noch vorhandenen Buchſtaben mit der in La Condamine's Schrift Zeile für Zeile wiedergegebenen „inscription“ ließen ſchließlich die Platte zweifellos als die mit ſo unendlicher Mühe hergeſtellte Gedenktafel erkennen, deren Verluſt ihr Autor ſo pathetiſch beklagt hat.

Etwa 1000 Fuß von dieſer Farm entfernt erhebt ſich inmitten eines großen Maisfeldes die Pyramide, die heute den ſüdlichen Endpunkt der Baſis bezeichnen ſoll. Sie iſt weder die urſprüngliche, noch auch die ſpäter von den Spaniern erſetzte, ſondern ſoll erſt vor einigen dreißig Jahren von einem Präſidenten von Ecuador, Don Vicente Rocafuerte, errichtet worden ſein. Die Stelle, wo der Tradition zufolge die erſte Pyramide geſtanden haben ſoll, wo aber auch keine Spur von derſelben zu finden iſt, wurde Whymper ebenfalls gezeigt, und ihm dabei erzählt, daß der Präſident ſo wenig gewußt habe, um was es ſich handelte, daß er das neue Bauwerk abſichtlich einige hundert Fuß von dem alten Platze habe errichten laſſen, damit es von der Stadt aus „beſſer zu ſehen ſein möge“. Dieſer Erzählung widerſpricht nun freilich die von anderer Seite angeführte Thatſache, daß Don Vicente Rocafuerte ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann geweſen ſei, der ſich ſogar mit Geodäſie beſchäftigt habe und der, was auch die Ausführung ſeiner Befehle geweſen ſein möge, jedenfalls in Betreff der Aufſtellung des Monumentes nur das Richtige angeordnet haben könne. Die nördliche Pyramide, die von hier aus als ein heller Flecken in der Landſchaft deutlich ſichtbar iſt, ſteht, wie La Condamine es auch von der ſeinigen angiebt, dicht am Rande der Quebrada von Guallabamba — ob aber an der urſprünglichen Stelle, darüber vermochte Whymper keine Auskunft zu erhalten.

In keinem Falle aber hätten die franzöſiſchen Gelehrten ein günſtigeres Terrain für ihre Arbeiten finden können, als es dieſe ausgedehnte Ebene im Oſten von Quito iſt, in der ſich meilenweit kaum eine Bodenerhebung zeigt. Die große Quebrada von Guallabamba durchſchneidet ſie in der Mitte, weiter nach Norden hin aber, wo Whymper ſie bei ſeiner Reiſe nach dem Sara-urcu zu paſſiren hatte, iſt der ganze Boden von einem wahren Netz unzähliger kleinerer Spalten und Schluchten vulkaniſchen Urſprunges zerriſſen, die das Vorwärtskommen nicht wenig erſchweren.

Der Sara-urcu, deſſen Erſteigung Whymper in der erſten Hälfte des April unternahm, iſt, außer von Villavicencio, wohl kaum von einem andern Reiſenden erwähnt, geſchweige denn geſehen worden. Auch Villavicencio's Angaben über ſeine Lage und Höhe ſcheinen lediglich auf Hörenſagen zu beruhen — und wie unzuverläſſig dieſes gerade in Bezug auf den Sara-urcu geweſen ſein muß, das erfuhr Whymper bei ſeinen Nachfragen. Weder in einer der nördlicheren Städte, noch auch in Quito konnte er eine andere Auskunft erhalten, als daß der Berg irgendwo im öſtlichen Theile des Landes, dicht am Aequator liegen müſſe. Erſt bei ſeiner Erſteigung des Cayambe theilte ihm der Beſitzer deſſelben, Señor Eſpinoſa, mit, daß der Sara-urcu nicht gar weit vom Cayambe entfernt ſei und „ebenſo wie hier das ganze Land nach Oſten hin“ ihm gehöre. Er erbot ſich auch, dem Reiſenden die Lage des Berges anzugeben, und begleitete ihn zu dieſem Zwecke bei ſeiner Erſteigung des Cayambe bis in etwa 14 000 Fuß Höhe, von wo aus er ihm in der Richtung nach S. O. hin ein neblig-undeutliches Etwas in den Wolken zeigte, das der Sara-urcu ſein ſollte. Eine richtige Anſicht des Berges aber gewann Whymper erſt einige Tage ſpäter, freilich auch nur für wenige Sekunden; doch aber genügte dieſer kurze Blick ſchon, um ihn die Lage erkennen zu laſſen und ihm zu zeigen, daß eine Erſteigung wohl ausführbar ſein müſſe, wenn man erſt glücklich bis an den Fuß gelangt ſein werde. So ſandte nun Whymper von ſeinem Lager am Cayambe zwei ſeiner Leute in der Richtung nach Südoſten voran, um das Terrain zu rekognoſciren. Sie kamen mit der überraſchenden Kunde zurück, daß ſie den vorzüglichſten Lagerplatz gefunden hätten, „einen richtigen Palaſt, der rings mit Gebüſch umpflanzt ſei“. Unverzüglich ließ nun Whymper ſein Lager abbrechen und machte ſich mit ſeiner ganzen Geſellſchaft, ſowie mit ſämmtlichen Pferden

und Maulthieren auf den Weg nach dem gerühmten Orte, der leider, aus der Nähe und ohne die Phantasie der beiden Pfadsucher betrachtet, nichts war, als eine mitten im Urwalde belegene alte Indianerhütte. Ein heftiger Fieberanfall zwang Whymper, drei Tage in dieser elenden Behausung auf dem Krankenlager zuzubringen; während dieser Zeit sandte er täglich mehrere seiner Leute zum Recognosciren aus. Mit sehr wenig ermuthigenden Nachrichten kamen sie alle zurück; von einem Vormarsch mit den Thieren könne keine Rede sein, da nirgends ein Pfad oder Weg durch das dichte Gestrüpp führe; irgend etwas Eßbares sei auch nicht aufzufinden und man werde deshalb neben den anderen zu tragenden Lasten auch sämmtliche Lebensmittel mit sich nehmen müssen; einen zum Lager geeigneten Platz hätten sie nicht gefunden, denn das ganze Land sei ein großer Sumpf; der unaufhörlich herabströmende Regen verhindere jede Aussicht, und so könnten sie auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie schon am Fuße des Sara-urcu gewesen seien. Trotz dieser wenig tröstlichen Aussichten brach Whymper doch am vierten Tage aus der Waldhütte auf, bei der er die Thiere unter der Aufsicht von zwei Leuten zurückließ. Die Schilderungen der Gegend waren nicht übertrieben gewesen; je weiter man nach Südosten vorschritt, desto sumpfiger wurde der Boden des Waldes. Die Nacht brach ein, und man mußte sich wohl oder übel entschließen, sie an einer Stelle zuzubringen, wo man bei längerm Stehen bis zu den Knien in den mit Rohr und Binsen bewachsenen Boden einsank. Aus mehreren übereinandergelegten Schichten von gekreuzten Rohrbündeln machten Whymper's Leute ihm ein Lager zurecht, auf dem er sich ausstrecken konnte; für sich selber stellten sie kleinere derartige schwimmende Sitze her, auf denen sie die Nacht in kauernder Stellung verbrachten, in dem vergeblichen Bemühen, ein Feuer zu unterhalten. Man befand sich hier schon 13000 Fuß über dem Meere; während der ganzen, elf Stunden dauernden Nacht regnete und hagelte es fast ohne Unterbrechung. Am folgenden Tage ging es vorwärts durch ein etwas hügeliges, allmälig ansteigendes, aber unverändert sumpfiges Terrain; selbst an den Abhängen sank man tief in den weichen Boden ein. Von dem Bahnen eines Weges mit den Machetas konnte hier die Rede nicht sein; man mußte sich damit begnügen, das über mannshohe, dichte Rohr mit den Händen aus einander zu biegen, um durch das Dickicht zu schreiten; wie eine feste Wand schlug es hinter dem Vorschreitenden wieder zusammen und schied ihn von dem dicht hinter ihm folgenden Gefährten. Dabei waren die Blätter scharf wie Messer, und so währte es denn auch nicht lange, bis die Hände der mühsam Vorwärtsdringenden aus unzähligen Schnitten bluteten; denn immer wieder mußten sie, um sich vor dem Einsinken in den tiefen Schlamm zu bewahren, sich an den Rohrpflanzen festhalten. In dieser Gegend überschritten sie die Wasserscheide zwischen den westlichen und östlichen Flüssen; alle kleineren und größeren Bäche, an die sie hier noch kamen, gehörten schon zu dem Gebiete des Atlantischen Meeres. Mit dem Einbruch der Nacht wurde an einem Bergabhange unter einem überhangenden Felsstück das Lager aufgeschlagen; wie Whymper später erfuhr, ist diese Stelle als der einzig sichere Lagerort in dem ganzen weiten, von Pumas, Bären und anderen wilden Thieren belebten Sumpfgebiete bekannt und führt bei dem Volke den Namen Corredor Machai, d. i. des Jägers Zuflucht. Augenscheinlich ist die Gegend auch bei den Eingeborenen verrufen und deshalb so wenig bekannt. Whymper's Indianer erzählten ihm Schreckensgeschichten von weißen Leuten, welche sich hierher gewagt hätten, um nach Chinarinde zu suchen, und von denen nur wenige zurückgekehrt seien: so unlängst nur vier von einer Gesellschaft, die zwanzig Mann stark ausgezogen sei. Wohl um das warnende Beispiel noch eindringlicher zu machen, brachte einer der Indianer auch einen Schädel an, den er neben dem Lager gefunden hatte, und den er Whymper mit dem Bemerken zeigte, daß er ihn deutlich als den eines jener zuletzt hier umgekommenen Weißen erkenne.

Die Wanderung des folgenden Tages führte durch ein tiefes Thal, das man an der einen Seite hinab-, an der andern wieder hinaufsteigen mußte; hier begegnete man zum ersten Male einem großen schwarzen Bären, der unbekümmert um das Rufen und Schreien von Whymper's Leuten in geringer Entfernung von ihnen seinen Weg durch das Gebüsch ruhig fortsetzte. Die zahlreichen niedergetretenen Bahnen wilder Thiere, die hier das Dickicht durchkreuzten, erleichterten das Vorwärtskommen bedeutend; leider aber stellte sich jetzt der Regen wieder ein, um mehrere Tage lang anzuhalten. In einer Höhe von 13700 Fuß ließ Whymper an einem Felsen das Lager aufschlagen, ohne recht zu wissen, wo er sich eigentlich befand; denn wenn er auch glauben durfte, am Sara-urcu angelangt zu sein, so hinderte doch der dichte feine Regen jeden Umblick. Mehrere kleine Rekognoscirungstouren, die man in den folgenden Tagen von diesem Lagerplatze aus unternahm, blieben erfolglos: nur so viel konnte man feststellen, daß sich nördlich vom Lagerplatze ein großer Gletscher befand, der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Sara-urcu hinabkam. Mit dem andauernden Regen und scharfen Ostwind wurde die Stimmung von Whymper's Leuten immer schlechter und schlechter; bis auf die beiden Carrels verlangten sie alle mehr oder weniger stürmisch, daß der Rückweg angetreten würde. Es war auch in der That ein trostloser Aufenthalt; und außer einer Begegnung, die der ältere Carrell am Rande des Gletschers mit zwei Büffeln gehabt haben wollte, die „wie Gemsen an den Felsen umhergeklettert und gesprungen seien", trug sich nichts zu, um das Einerlei des unaufhörlichen Regens in der unwirthlichen Wildniß zu unterbrechen. Endlich brachte der zehnte Tag eine kleine Aufheiterung des Wetters; der Gipfel des Sara-urcu wurde sichtbar, Whymper konnte seine Lage mit dem Theodolit bestimmen und eine Skizze entwerfen, und nun stand der Ersteigung nichts mehr im Wege. Am folgenden Morgen um 5 Uhr brach er mit den beiden Carrels und zwei Indianern auf; nach angestrengtem Marsche, bei dem sie sich nur nach dem Compaß richteten, weil Nebel und Regen ihnen die Spitze des Berges verhüllte, bis sie dicht an ihr waren, erreichten sie den Gipfel um 1½ Uhr Nachmittags. Hier zeigte es sich denn, daß der Berg nicht, wie man im Lande allgemein annimmt, ein Vulkan ist; seine höchsten Partien bestehen aus Gneiß, tiefer unten am Berge hatte man Glimmerschiefer vorgefunden, und so befindet man sich hier augenscheinlich schon außerhalb der rein vulkanischen Region. Die Höhe des Sara-urcu, die Villavicencio auf 17400 Fuß angegeben hat, beträgt nach Whymper's Messung nur 15500; trotz dieser verhältnißmäßig geringen Höhe aber trägt der Berg einige der größten Gletscher, die auch, wie Whymper glaubt, ungeachtet ihrer Lage dicht am Aequator, bis zu einer bedeutend tiefern Region hinabreichen, als die Gletscher irgend eines andern Andengipfels von Ecuador.

Glücklich nach dem Lagerplatze von Corredor Machai zurückgekehrt, wo seine Leute ihn erwarteten, verbrachte Whymper noch eine Nacht hier, die folgende dann in der Waldhütte. Am 14. Tage nach ihrem Aufbruch traf die ganze Karawane wieder in dem Dorfe Cayambe ein, wo

ſie von den Einwohnern um ſo freundlicher empfangen wurde, als ihr langes Verweilen in dem unbekannten und verrufenen Gebiete ſchon Anlaß zu ernſthaften Befürchtungen gegeben hatte.

---

# Mounds und Moundbuilders in Nordamerika.

Seit im Jahre 1820 der erſte Band der Archaeologia Americana, herausgegeben von der Amerikaniſchen Antiquariſchen Geſellſchaft zu Worceſter in Maſſachuſetts, erſchien, iſt in ungemein rühriger Weiſe auf dem Gebiete der amerikaniſchen Urgeſchichte weiter gearbeitet worden. Freilich hat dieſe Diſciplin auch nirgends ſo böſe Blaſen, wie drüben getrieben; gefälſcht, gelogen und betrogen wurde in einer oft geradezu ſchamloſen Weiſe, ſo daß ein allgemeines Mißtrauen wach wurde und die Kritik einen harten Standpunkt hatte. Das Material ſchwoll dabei in einer ganz wunderbaren Weiſe an und war zerſtreut in einer großen Anzahl von Einzelwerken und Geſellſchaftspublikationen.

Nachdem die Methode unter dem Einfluſſe der prähiſtoriſchen Forſchung in Europa gereift war, konnten jedoch auch amerikaniſche Forſcher daran denken, zuſammenfaſſende und abgeklärte Arbeiten zu publiciren, und eine ſolche, aus der wir nach und nach unſeren Leſern einige Auszüge geben wollen, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Sie führt den Titel The North Americans of Antiquity by John T. Short. (New York, Harper and Brothers, 1880.) Es iſt ein reichhaltiges, vortreffliches, durchaus kritiſches Werk, das von dem Urſprunge, den Wanderungen und der Kultur der alten Nordamerikaner handelt.

Für heute ſprechen wir, daſſelbe als Leitfaden wählend, über die Gegenſtücke unſerer europäiſchen Tumuli, die Mounds. Die Traditionen, welche die Indianer über ihre Vorfahren auf amerikaniſchem Boden haben, ſind in Bezug auf die Mounds werthlos, und ſo ſind wir denn, um eine Erklärung zu erhalten, auf dieſe ſelbſt angewieſen. Squier, Davis, Lapham und Andere waren es, die zuerſt auf dieſe großartigen Erdwerke hinwieſen. An der Küſte des Atlantiſchen Oceans fehlen ſie. Im Miſſiſſippi- und Ohiothale finden wir dagegen den Mittelpunkt ihrer Verbreitung; nördlich reichen ſie bis Wisconſin und an die weſtlichen Geſtade des Michigan-Sees, und hier iſt es, wo ſie in den phantaſtiſchen Formen von Thieren, Vögeln, Menſchen errichtet ſind, gegenüber dem gewöhnlichen Typus, der die Pyramiden-, Hügel- oder Kreisform zeigt. Die Grabbeigaben, welche viele Mounds enthalten, ſind von ſehr verſchiedener Art und oft kunſtvoll geſtaltet. Steinpfeifen von ausgezeichneter Arbeit, Töpferwaaren, kupferne Perlen, bearbeitete Seemuſcheln, Glimmerplatten mit Gravirungen, Feuerſteingeräthe, Pfeilſpitzen u. ſ. w. ſind darin gefunden worden. Wie außergewöhnlich groß die Zahl dieſer Tumuli iſt und welche Bedeutung ſie für die Uramerikaner gehabt haben müſſen, erkennt man daraus, daß in Ohio allein 10 000 gezählt wurden, abgeſehen von 1000 oder mehr Wällen. Einzelne dieſer Werke ſind mathematiſch genau konſtruirt, ſo eine Umwallung von Liberty in Ohio, die einen abſolut genauen Kreis mit einem völlig richtigen Viereck darin vorſtellt.

Neben den Erdwerken treten auch ſolche von Stein auf, den Steinkreiſen Europas analog. Ein beſonders gutes Beiſpiel hierfür iſt das „Steinfort“ von Manchester in Tenneſſee mit 4 bis 10 Fuß hohem Steinwall ohne Mörtel und einem Graben davor. Dieſes „Steinfort“ deutet den einfachen Erdwerken gegenüber offenbar einen Fortſchritt an, worauf auch die Art und Weiſe der Begräbniſſe innerhalb derſelben hinweiſt. Die alten Tenneſſeer begruben nämlich ihre Todten in rohen Steinkiſten, die aus flachen Sandſtein- oder Kalkſteinplatten konſtruirt waren. Ein Mound bei Brentwood in der Nähe von Naſhville, nur 12 Fuß hoch und von 45 Fuß Durchmeſſer, enthielt gegen 100 Gerippe in ſolchen Steinkiſten. In einem andern benachbarten, am öſtlichen Ufer des Cumberland River lagen die Sarkophage um einen „Altar“ radiusartig arrangirt; die Skelete waren mit Ornamenten aus Meermuſcheln verſehen.

Bereits iſt eine Klaſſificirung der verſchiedenen Mounds verſucht worden, und die nachſtehende, urſprünglich von Squier und Davis herrührende, iſt die jetzt allgemein übliche. 1. Einfriedigungen zu Vertheidigungs-, heiligen- und verſchiedenartigen Zwecken. 2. Tumuli (Mounds) für Opferzwecke, zu Tempelanlagen, zu Begräbniſſen, zu Beobachtungsſtationen.

Nach den verſchiedenen in den Mounds aufgefundenen Gegenſtänden waren die alten Erbauer derſelben in den Künſten des täglichen Lebens bereits leidlich vorgeſchritten. Töpfergeſchirr in guter Ausführung und mit ſchönen Muſtern verſehen iſt ſehr häufig. Rohe Zeugſtoffe aus vegetabiliſchen Faſern, auch ſolche aus Haaren ſind an verſchiedenen Orten gefunden worden. Perlen aus Kupfer und Muſcheln kommen überall vor. Kupferne Aexte von ſehr guter Arbeit laſſen auf Entwickelung des Schmiedehandwerks ſchließen; auch kupferne (und knöcherne) Nadeln mit eingebohrtem Oehr kommen vor. Die aus Stein geſchnitzten oder aus Thon geformten Pfeifen zeigen oft phantaſtiſche Formen, aber auch ſehr gut modellirte Thiergeſtalten und Menſchengeſichter, letztere mit echt amerikaniſchem Typus. Die Pfeifen in Froſch-, Biber-, Reiherform können jetzt nicht beſſer von unſeren Meerſchaumſchnitzern dargeſtellt werden.

Ihr Kupfer bezogen die Moundbuilder von den alten Kupferbergwerken am Obern See, die 1848 von einem deutſchen Bergingenieur, O. Knapp, entdeckt wurden. Er fand zunächſt einen 30 Fuß tiefen Schacht, der faſt ganz mit verrotteter vegetabiliſcher Materie angefüllt war; 18 Fuß unter der Oberfläche traf er auf ein 18 Fuß langes, 3 Fuß breites und 2 Fuß dickes Stück gediegenes Kupfer, welches nicht weniger als 120 Centner wog. Es lag auf einem Pfahlgerüſt, das zum Heben der Maſſe gedient hatte; Steinkeulen und Aexte, die Inſtrumente der alten Bergleute, fanden ſich maſſenhaft. Seitdem ſind die alten Kupferbergwerke fachmänniſch unterſucht worden und es hat ſich gezeigt, daß ſie in großer Ausdehnung und mit Verſtändniß bearbeitet worden waren.

Die alten Moundbuilder hatten ſich einſt über einen großen Theil des Innern von Nordamerika ausgebreitet und ſie müſſen auch, wie die zahlreichen Ueberreſte beweiſen, ein großes Volk geweſen ſein. Daß ſie Sinn für Architektur beſaßen, geht aus der Großartigkeit mancher Mounds hervor, die an Umfang den ägyptiſchen Pyramiden ſich nähern. Ohne eine geſellſchaftliche Organiſation, ohne gemeinſame Arbeit konnten ſolche Werke nicht gebaut werden. Daß die Moundbuilder auch Ackerbauer waren, geht aus

den noch vorhandenen „Gartenbeeten“ hervor, die wohl eingetheilt (unſeren Hochäckern ähnlich) in Wiskonſin und Miſſouri gefunden wurden. Auf ihren Kunſtſinn wurde bereits hingewieſen. Für die Entwickelung der häuslichen Induſtrie zeugen die erhaltenen Webſtoffe, die Töpferwaaren, die Mörſer und Stößel. In einem Mound am Little Miami River hat man Glimmerplatten von mehreren Fuß Durchmeſſer gefunden, die vielleicht als Spiegel dienten. Auch die Salzwerke wurden von ihnen bearbeitet und der Feuerſtein zu Geräthen geformt. Die genaue Orientirung mancher Mounds nach den Himmelsgegenden deutet auf aſtronomiſche Kenntniſſe. Karl Rau hat in einer beſondern Abhandlung gezeigt, daß der Handel der Moundbuilder ſich vom Obern See bis Mexiko erſtreckte. Ihre Vertheidigungswerke waren nach ſtrategiſchen Geſichtspunkten angelegt.

Wer waren nun dieſe Moundbuilder? Die Vorfahren der heutigen Rothhäute innerhalb der Union oder ein etwa nach Süden ausgewandertes Volk? Letzteres nimmt Short an, wiewohl er ſchreibt: their history is a sealed book. Indeſſen einige Andeutungen über ſie können wir doch finden, wenn wir uns mit der Frage nach dem Alter des amerikaniſchen Menſchen beſchäftigen. Traditionen von irgend welchem Werthe, welche auf die Moundbuilder ſich beziehen, ſind unter den gegenwärtig lebenden Indianern nicht vorhanden; in dieſer Beziehung haben die Rothhäute überhaupt ein kurzes Gedächtniß gezeigt, wie denn z. B. die Beſuche der erſten Jeſuitenväter in der Seenregion ſchon bei der zweiten und dritten Generation vergeſſen waren. Fernando de Soto, welcher zuerſt in das Miſſiſſippithal mit Pferden und Schießgewehr kam und der gewiß von den dortigen Indianern damals wie ein Gott angeſtaunt wurde, war auch ſchon nach ein paar Generationen völlig vergeſſen.

Das Alter der Mounds hat man auch nach den Bäumen, die auf ihnen wachſen, annähernd beſtimmen wollen. Das trügt jedoch in vieler Beziehung, wie die Berechnung des Alters eines vergrabenen Gegenſtandes nach den darüber lagernden Alluvialſchichten, etwa im Delta eines Fluſſes. Auf einzelnen nördlichen Mounds ſtehen Bäume, denen man ein Alter von 500 bis 600 Jahren giebt. Die Schädel und Skelete, die man in den Mounds fand, deuten wohl auf ein ſehr hohes Alter, aber es läßt ſich danach nicht einmal eine relative Zahl anführen. Wenn bei Short angeführt iſt, daß die Moundbuilders 2000 Jahre im Lande nördlich vom Golfe von Mexiko ſaßen und daß ihr „Abzug“ vor 1000 Jahren ſchon aus den Ohiothale erfolgte, ſo ſind dies ganz willkürliche Zahlen. Und wie will man ihre Wanderung nach Süden überhaupt beweiſen? Uns will es ſcheinen, daß die Moundbuilder noch ruhig in ihren alten Sitzen waren, als die mexikaniſche Kultur bereits auf ihrer Höhe ſtand. Denn die „Cincinnati Tafel“, ein ornamentirter Stein in einem Mound Cincinnatis gefunden, zeigt echt mexikaniſchen Styl und gelangte wohl auf dem Handelswege nach ihrem Fundorte, auf dem heute Moundſtreet jener Stadt ſich erhebt.

---

# Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

## IV.

Während der erſten fünf Tagereiſen ging die Fahrt den Zambeſi abwärts in vorzugsweiſe ſüdſüdöſtlicher, wenn auch häufig durch große Biegungen unterbrochener Richtung. Der ſtellenweiſe ſehr tiefe und bis 220 Yards breite Strom bot der Schifffahrt auf dieſer ganzen Strecke aber keine anderen Hinderniſſe, als etwa die ungemein zahlreich vertretenen Nilpferde, die, zum Luftſchnappen aus dem Waſſer emportauchend, die kleinen, ranken Canoes mehr als einmal in die Gefahr des Kenterns brachten und die Ruderer zu unausgeſetzter Vorſicht zwangen. Hinter den flachen, mit weißem Sande bedeckten Ufern des Fluſſes breitete ſich zu beiden Seiten eine einförmige, öde Ebene aus. Mehrere große Dörfer, die man paſſirte, und in denen es Pinto nach vieler Mühe gelang, gegen die Felle und auch wohl gegen das Fleiſch der von ihm erlegten Antilopen etwas Mais und Maſſalamba (Mohrhirſe) einzutauſchen, boten nichts Bemerkenswerthes dar; daß aber die Fahrt nicht zu eintönig wurde, dafür ſorgten leider wieder die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Die Bootsleute, die Loboſſi ihm mitgegeben hatte, waren eine faule, widerſpänſtige Bande und nur mit Hülfe des Stockes zu regieren; die Canoes befanden ſich im elendeſten Zuſtande: immer wieder mußte man Halt machen, um ſie auszuſchöpfen oder die lecken Nähte mit Thon und Gras zu kalfatern. Das Fieber, das den Reiſenden noch kaum verlaſſen hatte, packte ihn jetzt mit erneuter Gewalt, und auch ſein brauchbarſter Diener wurde davon ergriffen. Die Nachtlager unter freiem Himmel am Flußufer, wo die Schläfer trotz der Bedeckung mit Fellen ſtets vom Nachtthau völlig durchnäßt wurden, verſtärkten die Krankheit noch; und doch konnte Pinto nach mehrmaligen Verſuchen ſich nicht dazu entſchließen, in den Häuſern der Eingeborenen zu übernachten. Ekelhaftes Ungeziefer aller Art, beſonders aber große ſchwarze Spinnen, Wanzen und Zecken, der vielen Skorpione noch gar nicht einmal zu gedenken, machten den Aufenthalt in dieſen Hütten zu einer Tortur für den Europäer. Am 29. in Itufa angelangt, einem großen Dorfe am linken Ufer des hier eine engliſche Meile breiten Stromes, mußte Pinto zwei Tage an dieſem Orte verweilen. Die von Lialui mitgenommenen Ruderer ſollten von hier aus mit ihren Canoes die Heimfahrt antreten, und trotz der hierher geſandten Befehle des Königs ſchien es ganz unmöglich, einen ausreichenden Erſatz für ſie zu erlangen. Der Häuptling ſtellte wohl ein Boot zur Verfügung, leugnete aber jede Kenntniß von dem Vorhandenſein eines zweiten in ſeinem Dorfe oder in der Umgegend; nach vielen vergeblichen Verhandlungen glückte es indeſſen Pinto's Leuten, eines der nach Landesſitte geſchickt verſteckten Fahrzeuge zu entdecken, und nun fanden ſich auch ohne weitere Schwierigkeiten Ruderer für daſſelbe. Dieſes neue Canoe, das aus dem Stamme eines ungeheuren Mucuſſebaumes ausgehöhlt war, hatte eine Länge von 33 Fuß, mittſchiffs eine Breite von 17 Zoll und eine Tiefe von 16 Zoll, und wie alle Boote auf dem obern Zambeſi die Geſtalt eines großen Schlittſchuhs, auf dem die aufrechtſtehenden, paddelnden und nicht rudernden Bootsleute die Balancirkunſt des Schlittſchuhläufers auf dem Eiſe anwenden müſſen, um eine feſte Stellung zu behalten.

Am Morgen des 1. Oktober ſetzte Pinto ſeine Reiſe fort; eine ſteife Oſtbriſe erregte die Wellen des Stromes, die jeden Augenblick die gebrechlichen Fahrzeuge zu füllen drohten. So wurde ſchon nach kurzer Fahrt am linken Ufer des Stromes neben der Mündung eines kleines Baches ein neuer Halt gemacht, wo Pinto in dem Uferdickicht zwar kein Wild, wohl aber auf einem nahen See eine große Schar wilder Enten vorfand, die eine erwünſchte Vermehrung des knappen Proviants abgaben. Dieſer Halteplatz lag am äußerſten Südende der ungeheueren Ebene von Lui, wo die beiden Bergketten, die auf dem 15. Breitengrade etwa 30 engl. Meilen von einander entfernt ſind, zuſammentreffen und nur eben genügenden Raum für das fünf Viertelmeilen breite Bett des Zambeſi laſſen. Auf die einförmige, öde Ebene folgt hier hügeliges, mit der reichſten Vegetation bedecktes Land. Ein noch größerer Kontraſt zeigt ſich in Bezug auf den Boden; denn auf den ſehr feinen weißen Sand der Ufer folgt in ganz plötzlichem Uebergange vulkaniſcher Boden, deſſen gewaltige Baſaltblöcke die Ufer des Stromes bilden. Es waren die erſten Felſen, die ſich ſeit Bihé dem Auge des Reiſenden zeigten, und mit Freuden begrüßte er deshalb die größere Mannigfaltigkeit der Landſchaft. Am nächſten Tage ging es in fortdauernd ſüdſüdöſtlicher Richtung weiter, bis man nach vierſtündiger Fahrt an eine gewaltige Baſaltſchicht kam, die von Oſt nach Weſt quer über den Strom hinüber verläuft. Der Felsdamm, der mehr wie ein künſtliches Mauerwerk als wie abgekühlte Lava ausſah, reichte an einigen Stellen ſo dicht bis an die Oberfläche des Waſſers, daß die Führung der Canoes bedeutend erſchwert wurde und die größte Vorſicht vonnöthen war, um eine Kolliſion zu vermeiden. Man befand ſich jetzt in der erſten Region der Katarakte und Stromſchnellen, die bis abwärts an den großen Katarakt von Gonha ein ernſtliches Hinderniß für die Schifffahrt auf dem Zambeſi bilden. Zahlreiche, mit üppiger Vegetation bedeckte kleine Inſeln zeigen ſich hier allenthalben im Strome; die hügelige Landſchaft zu beiden Seiten des Fluſſes weiſt dichtes Gebüſch und ſtellenweiſe prachtvollen Wald auf, das ergiebigſte Jagdgebiet, auf dem Pinto nicht nur durch Erlegung von Antilopen (Hippotragus equinus und Strepsiceros kudu) und Zebras für die Verproviantirung ſeiner Leute ſorgen konnte, ſondern auch erfolgreiche Jagd auf Löwen, Büffel und Elephanten machte; überraſchend groß und zahlreicher, als er ſie bisher in Afrika angetroffen hatte, waren auch die Scharen von Birkhühnern, Wachteln und Rebhühnern, die er hier bei dem Durchwandern der Uferwaldungen aufſcheuchte. Leider wird dieſe ganze gebirgige Gegend von der Tſetſefliege heimgeſucht, deren für den Menſchen ungefährlicher, wenn auch äußerſt ſchmerzhafter Stich dem Rindvieh unbedingt verderblich iſt; ſo iſt an eine Ausnutzung der hier vorhandenen ausgedehnten Weidegründe nicht zu denken.

Allmälig wurden jetzt die Baſaltſchichten immer häufiger, die, natürliche Wälle bildend, ſich in weſt-öſtlicher Richtung hinzogen; war die Strömung weiter oberhalb nur unbedeutend geweſen, ſo wurde ſie hier plötzlich reißend, und die Canoefahrt deshalb äußerſt gefährlich. Am Abend des 4. Oktober ſchlug Pinto ſein Lager in der Nähe der Weiler von Sioma unter einer rieſenhaften Sycomore auf; der Donner des noch mehrere Meilen entfernten Waſſerfalles von Gonha, den man ſchon während der Fahrt des ganzen Tages gehört hatte, war hier ſo laut vernehmbar, daß er den Reiſenden im Schlafe ſtörte. Der Fluß, der hier einen großen Bogen nach Weſten macht, theilt ſich in mehrere Arme, die drei große, üppig bewachſene Inſeln umſchließen. An der Stelle, wo der Fluß ſich nach Weſten dreht, hat das Bett ein Gefälle von 3 zu 120, wodurch die Situmba-Stromſchnellen gebildet werden. Die Waſſerfälle von Gonha ſelber ſind nach Pinto's Beſchreibung ein wahres Wunder von großartigſter Schönheit. Ueber eine Querſchicht von Baſalt, die den Strom in nordnordweſt-ſüdſüdöſtlicher Richtung durchzieht, ſtürzt ſich die ungeheure Waſſermaſſe in drei breiten Fällen 43 Fuß tief hinab; zwiſchen den hochemporragenden Felsblöcken, welche dieſe drei Fälle von einander trennen, ſprudeln unzählige Kaskaden und glitzernde Waſſerſtrahlen. In fünf prächtigen Katarakten ergießt ſich ein Arm des Fluſſes, der ſich etwas oberhalb der großen Fälle von dem Hauptſtrome abgezweigt hat, unterhalb derſelben wieder in dieſen zurück. Die Vegetation des umgebenden Waldes, die Felſen und die Gewäſſer wirken ſo paſſend, ſo harmoniſch zuſammen, daß das Ganze ein Landſchaftsbild von unvergleichlicher Schönheit, und trotz aller Großartigkeit von bezaubernder Anmuth bildet. Es wurde Pinto faſt ſchwer, ſich nach eintägigem Aufenthalte von dem herrlichen Orte loszureißen, und die mühevolle und gefährliche Fahrt fortzuſetzen. Der Strom, der unterhalb der Fälle zwiſchen hohen felſigen Ufern zu einer Breite von nur 40 bis 50 Yards eingeengt dahinfließt, hatte hier eine Strömung von 165 Yards in der Minute mit rollenden Wellen, in denen kein Canoe ſtott geblieben wäre. Dieſe lange enge Strecke heißt Nanguari; ſie endigt mit einem gleichnamigen Waſſerfall. Der Punkt, wo der Strom wieder ſchiffbar wird, führt den Namen Mamungo; das Flußbett verbreitert ſich hier bis auf 220 Yards, bleibt aber immer noch von felſigen Wänden eingeſchloſſen, an denen die verſchiedenen Hochwaſſermarken durch ſchmutzfarbene Linien bezeichnet werden, die der vom Strome mitgeführte Schlamm hinterlaſſen hat. Die höchſte erkennbare Linie befand ſich etwa 33 Fuß über dem augenblicklichen Niveau. Der unvermeidliche Landtransport der Canoes bis Mamungo war ebenſo mühevoll wie beſchwerlich. Drei Meilen weit mußten die langen Canoes, deren jedes von 16 bis 24 Mann an Stangen getragen wurde, durch einen mit Unterholz dicht verwachſenen Wald geſchleppt werden. Die Einwohner der Weiler von Sioma, die vom Könige deshalb Befehl erhalten hatten, leiſteten dieſesmal thätigen Beiſtand; ſo oft aber in den nächſten Tagen Stromſchnellen oder Fälle zu umgehen waren, und dies geſchah ſehr oft, mußte der Transport von den wenigen Ruderern und Pinto's paar Dienern allein bewerkſtelligt werden, und koſtete deshalb die kleinſte Strecke jedesmal mehrere Stunden der ſchwerſten Arbeit.

Nach kurzer Fahrt langte man an der Mündung des dem Zambeſi von Norden her zufließenden Lumbe an, der kurz oberhalb ſeiner Einmündung eine Breite von 63, eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß hat, und ſein Waſſer über mehrere nicht unbedeutende Fälle in den Hauptſtrom entleert. Am folgenden Tage, dem 7. Oktober, mußte der große Katarakt von Cälle, bei dem der Strom eine Breite von faſt 1000 Yards hat, umgangen werden; mehrere nicht unbedeutende Stromſchnellen aber, über die eigentlich nur Boote von geringſtem Tiefgange gleiten konnten, wurden durch die Geſchicklichkeit der Ruderer glücklich paſſirt. Auch wo keine eigentlichen Stromſchnellen waren, bot die Fahrt faſt unaufhörlich Gefahren; denn der Fluß iſt in dieſer ganzen Region mit zerriſſenen Felsklippen, an denen ſich die heftige Strömung in unzähligen Wirbeln bricht, wie beſäet. Bei einem heftigen Gewitter, das in der Nacht vom 8. zum 9. losbrach, fiel der erſte Regen der neuen Saiſon; Pinto's Zuſtand, der ſich infolge der beſtändigen Aufregung, der feuchten Nachtlager und des fortdauernden Mangels an pflanzlicher Koſt bedenklich verſchlimmert hatte, wurde durch das nächtliche Regenbad noch ſchlechter. Die Körperſchwäche und die heftigen Schmerzen nahmen von Stunde zu Stunde

zu; trotzdem verlor er den Muth nicht, versorgte seine Leute mit Wild für mehrere Tage und setzte die Fahrt fort. An den großen Bambue-Fällen vorbei, dann wider Willen, aber glücklicherweise ohne zu kentern, über eine Stromschnelle geführt, gelangte man gegen Abend an die Mündung des Flusses Joco, nachdem die Reise den ganzen Tag über zwischen Inseln von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit hindurchgegangen war. Hier wurde ein Rasttag gemacht; denn eine heftige Entzündung der Leber, die sich bei Pinto einstellte, und gegen die er Zugpflaster von pulverisirtem Chinin in Anwendung brachte, erheischte gebieterisch ein wenn auch nur kurzes Ausruhen. In dem den Fällen benachbarten Walde finden sich der Cuchibe, Mapole, Opumbule und Lorcha, sämmtlich Fruchtbäume, die in größerer oder geringerer Anzahl auch auf dem Tafellande vorkommen; außerdem aber noch zwei andere, dieser Gegend augenscheinlich eigenthümliche: der Mocha-mocha und der Muchenche; letzterer trägt eine stark zuckerhaltige Frucht, aus der sich Pinto einen äußerst erfrischenden Trank zur Linderung seiner Fieberhitze bereitete.

Am Morgen des 11. Oktober fühlte sich der Reisende nothdürftig soweit hergestellt, wenn auch noch ungemein schwach und von Schmerzen geplagt, daß er Befehl zum Aufbruch geben konnte. Unter den fast zahllosen größeren und kleineren Stromschnellen und Kataraкten, die im Laufe der nächsten vier Tage oft mit äußerster Lebensgefahr passirt werden mußten, waren die bedeutendsten die großen Stromschnellen von Lusso, von Manicungu und von Lucanda und die Fälle von Manbue und von Catima-Moriro; dieser der letzte Katarakt in der obern Region des Zambesi. Das Bild des auf dieser ganzen Strecke sehr breiten Stromes mit den vielen, reichbewachsenen malerischen Inseln unterschied sich in keiner Weise von dem in den vorhergehenden Tagen wahrgenommenen. Erst unterhalb von Catima-Moriro nahm der Fluß und die umgebende Landschaft wieder ein ähnliches Aussehen wie in Baröze an. Ungeheure Ebenen mit sandigem, fels- und steinfreiem Boden breiteten sich zu beiden Seiten aus. Die Ufer wurden von Erdschichten gebildet, auf denen eine starke Schicht grünlichen Thones lag. Etwas unterhalb des großen Dorfes Catango, wo der Zambesi seine östliche Richtung annimmt, zeigen sich wieder zahllose kleine Inseln; dieselben unterscheiden sich jedoch durch ihr einförmiges Aussehen von denen der obern Region: sie sind ausnahmslos mit niedrigem Rohrdickicht bewachsen. Hier sah Pinto zum ersten Male die großen Fischadler des Zambesi, die von den Eingeborenen Uanhi genannt werden. Diese Vögel, die in Gestalt und Färbung die größte Aehnlichkeit mit der amerikanischen weißköpfigen Weihe haben, und nur etwas kleiner sind als diese, werden, sobald sie mit einem gefangenen Fisch sich in die Luft erheben, von den Eingeborenen mit lautem Geschrei verfolgt, wobei sie dann häufig die mit Mühe erlangte Beute zu Boden fallen lassen. Auch Pinto's Leute verschafften sich auf diese Weise eine reichliche Mahlzeit von Fischen.

In dem großen Dorfe Quisseque oder Chicheque, bei dessen Häuptling der Reisende gute Aufnahme und einige Unterstützung durch Lebensmittel fand, versuchten die Bootsleute, die sich seit einigen Tagen schon besonders unzufrieden gezeigt hatten, einen förmlichen Strike in Scene zu setzen. Nur mit unendlicher Mühe und durch die Vermittelung des Häuptlings gelang es Pinto, sie zu überzeugen, daß von der geforderten augenblicklichen Bezahlung aus dem einfachen Grunde nicht die Rede sein könne, weil er außer dem ihm von dem Könige von Baröze geschenkten Stück Elfenbein keine Hülfsmittel besitze; daß es deshalb in ihrem eigenen Interesse liege, ihn in möglichst kurzer Zeit nach Luchuma zu begleiten, wo er von dem dort anwesenden Europäer die nothwendigen Waaren erhalten werde. Scheinbar beruhigt entschlossen sie sich zur Weiterfahrt. An der Mündung des von Norden kommenden Machila vorbei, der durch eine weite, von Tausenden von Büffeln, Zebras und Antilopen bevölkerte Ebene dem Zambesi zufließt, ging es bis zu einer großen Stromschnelle, der ersten in der Reihe der mittleren Fälle, die mit dem gewaltigen Katarakt von Mosi-oa-tunia (den „Victoriafällen" Eduard Mohr's) abschließt. Mit den Basaltfelsen zugleich erschienen hier auch die prächtigen Waldungen wieder, in denen Pinto zum ersten Male seit dem Verlassen von Quillengues wieder riesige Affenbrotbäume antraf. Von hier aus mußte der Landmarsch nach Luchuma angetreten werden. Nach beschwerlicher Wanderung erreichte man um Mitternacht das Dorf Embarira am linken Ufer des Cuando oder Linianti, dessen Quellen Pinto schon vor drei Monaten entdeckt und geographisch festgestellt hatte. Vom heftigsten Fieber gepeinigt und vollständig erschöpft, fand er eine Unterkunft aber keine Nachtruhe in einem dem Häuptling des Dorfes gehörigen Hause. Die zahllosen Wanzen und Muskitos, denen er sich bald durch die Flucht ins Freie zu entziehen suchte, hinderten ihn ebenso am Schlafen wie die Befürchtungen, die das erneute drohende Auftreten seiner Bootsmannschaften in ihm hervorrief. Sie hatten sich mit ihren Beschwerden an den Häuptling gewandt, und dieser, der wohl Nutzen daraus zu ziehen hoffte, erklärte dem Reisenden in der Frühe des nächsten Morgens, daß er ihn so lange als seinen Gefangenen betrachten werde, bis die Forderungen der Leute befriedigt sein würden. Das erfreulichste Zusammentreffen mit zwei englischen Zoologen, Dr. B. F. Bradshaw und Dr. A. Walsh, die, auf einer Jagdtour begriffen, ihr Lager auf dem andern Ufer des Cuando aufgeschlagen hatten, vermochte im Augenblicke nicht, Pinto aus der kritischen Lage zu befreien. Im Gegentheil; selber aller Hülfsmittel entblößt und nicht mehr im Besitze von Waaren, wurden die beiden Engländer eben so sehr zum Gegenstande der feindseligen Absichten des Häuptlings, wie Pinto selber. Als die nach Luchuma vorausgesandten Leute mit der lügenhaften Angabe zurückkehrten, sie hätten auch dort keine Möglichkeit vorgefunden, ihre Forderung befriedigt zu erhalten, ließ der Häuptling zwei von den Hütten der Engländer, in denen Pinto seine Instrumentenkoffer untergebracht hatte, plündern; die dritte, in der sich die drei Weißen und ein Diener Pinto's befanden, aber belagern. Ein Angriff wurde vorbereitet; da brachte das eben rechtzeitige Eintreffen des Missionärs von Luchuma Erlösung aus der einigermaßen verzweifelten Lage. Durch 20jährigen Aufenthalt in Südafrika mit der richtigen Art und Weise des Verkehrs mit den Eingeborenen vertraut, gelang es ihm, durch wenige Worte den Häuptling zu beschwichtigen und ihn zur Herausgabe des fremden Eigenthums zu veranlassen. Etwas weniger leicht, aber schließlich doch erfolgreich, war sein Bemühen den unverschämten Forderungen von Pinto's Leuten gegenüber, die er alle befriedigt entließ. Nicht mit Unrecht nennt Pinto diesen edelmüthigen Franzosen, den protestantischen Missionär François Coillard, seinen Lebensretter. Glücklich in Coillard's Lager bei Luchuma angelangt, und von dessen Gattin in der wohlwollendsten Weise aufgenommen, wurde der Reisende von der solange nur durch Aufbietung der größten Energie unterdrückten Krankheit auf das Heftigste ergriffen — zehn Tage lang lag er in vollkommen bewußtlosem Zustande da, von seinen Wirthen mit höchster Aufopferung gepflegt.

Als endlich mit der wiederkehrenden Gesundheit auch die Pläne zur Fortsetzung seiner Zambesi-Reise wieder in ihm erwachten, da zeigte es sich leider, daß Coillard's Vorräthe

nicht genügen würden, um Pinto die Mittel zur Weiterreise nach Zumbo zu schaffen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, zusammen nach Bamangwato zu reisen, wo Pinto ohne Frage die Mittel zum Weitermarsche erhalten konnte. Der Bescheid des Königs von Barôze, der dem Missionär das Betreten seines Landes nördlich von Quisseque untersagt hatte, sowie das ungesunde Klima der Gegend um Luchuma, wo er schon zwei seiner treuesten Diener durch das Fieber verloren hatte, ließen Coillard ein baldiges Aufbrechen erwünscht sein.

So wurde denn am 12. November die Reise gemeinsam angetreten. Ein südafrikanischer Reisewagen, wie ihn die Familie des Missionärs besaß, ist ein schwerfälliges Beförderungsmittel, das, 19 bis 22 Fuß lang und $3^1/_2$ bis 6 Fuß breit, auf vier starken Rädern ruht und von 24 bis 30 Ochsen gezogen wird, die in starken Jochen gehen und mittelst eines langen, starken Taues an die Wagendeichsel geschirrt sind. Die Fahrt ging in südlicher Richtung zuerst durch den Wald, dann über eine sandige, feuchte Ebene, in welcher die Räder des Wagens tief einsanken. Am Abend des zweiten Tages erreichte man Guejuma's Kraal, einen von englischen Händlern als Rastpunkt und Lagerplatz für die Herden angelegten Ort. Von hier aus unternahm Pinto in Begleitung seiner Diener einen Abstecher nach Norden, zum Zambesi zurück, um das imposanteste Wunder Südafrikas, den Katarakt Mosi-oa-tunia, kennen zu lernen. Die Familie Coillard ging unterdessen nach Daca voraus, wo Pinto wieder mit ihr zusammentreffen sollte. Das vulkanische Gebiet der großen Wasserfälle sowie diese selber und die umgebende großartigste Fels- und Waldlandschaft sind von früheren Reisenden (unter anderen von Ed. Mohr in seinem: „Nach den Victoriafällen des Zambesi") schon eingehend beschrieben worden. Wir übergehen hier deshalb Pinto's Schilderung dieses gewaltigen Wunders. Auf dem Hinmarsche durch die wildeste Gebirgsgegend von heftigen Gewitterstürmen überfallen, auf dem Rückwege über das nach Süden hin sich ausdehnende steinige, unebene Terrain vom Wassermangel heimgesucht, dabei wieder ausschließlich auf seine Jagdbeute als Nahrung angewiesen, erreichte er in den letzten Tagen des November Daca, wo er von seinen Reisegefährten schon erwartet wurde. Trotzdem es hier während der ganzen vierzehn Tage nicht geregnet hatte und eine Reise durch die dann meist ganz wasserlose Wüste sehr riskant ist, beschloß man doch, möglichst bald aufzubrechen. Die Karawane bestand aus funfzehn Personen, die Proviantvorräthe waren sehr knapp, in Daca selbst aber von Lebensmitteln nichts mehr zu erhalten. Man mußte also so schnell wie möglich Schoschong, die Stadt des Königs Khama, zu erreichen suchen. Der 30. November und der 1. December brachten etwas Regen: am 2. wurde demnach die dreißigtägige Fahrt durch die große südafrikanische Wüste angetreten.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Australien.

— Die Bevölkerung der Kolonie Süd-Australien belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 279615 (148701 männlich und 130914 weiblich), gegen 185626 (95408 männlich und 90218 weiblich) im Jahre 1871. Es ergiebt dies einen Zuwachs von 93989 oder reichlich 50 Procent in den letzten zehn Jahren. Die Bevölkerung der City of Adelaide ist von 27208 im Jahre 1871 auf 37892 gestiegen. Die nächst größten Städte der Kolonie sind Norwood und Kensington mit 10105, Hindmarsh mit 6692, Unley mit 5190, Port Adelaide mit 3013, Glenelg mit 2742, Mount Gambier mit 2103. Das zur Kolonie Süd-Australien gehörige, sogenannte Northern Territory zählte 4554 Seelen (4453 männlich und 101 weiblich.) Davon waren 670 Europäer, 31 Malaien und 3853 Chinesen.

Nach vorläufiger Zusammenstellung ergiebt der Census vom 3. April dieses Jahres für Neu-Süd-Wales 750800 Seelen, gegen 503981 im Jahre 1871, also einen Zuwachs von 48,81 Procent. Die City of Sydney mit Vorstädten zählt jetzt 222133. Die Bevölkerung der Kolonie Tasmanien ist von 99300 im Jahre 1871 auf 115600 (um 16 Procent) gestiegen, die City of Hobart zählt 21118. Der größte Zuwachs fällt auf Neu-Seeland, dessen Seelenzahl sich von 266986 im Jahre 1871 auf 489561 (um 90 Procent) gesteigert hat. Die Zahlen für Victoria, welche wir oben auf S. 95 mittheilten, haben durch Mr. Hayter, den Regierungsstatistiker, nachträglich eine Berichtigung erfahren: Victoria zählt 858582 Einwohner (450286 männliche und 408296 weibliche) und Melbourne hat deren 280836.

— Unter den australischen Kolonien war Süd-Australien von jeher vorzugsweise eine ackerbautreibende, wenngleich der dortige Boden an Fruchtbarkeit dem der angrenzenden Kolonie Victoria bei weitem nachsteht. In letzterer waren es die einst so reichen Goldfelder, welche den Ackerbau nicht aufkommen ließen. Nachdem diese aber in ihrer frühern Ergiebigkeit erheblich nachgelassen und namentlich die sogenannten poor man's diggings, auf denen der arme Mann durch flaches Graben eine gute Ausbeute machen konnte, aufgehört haben, ist der Ackerbau auch in Victoria ein umfänglicher Erwerbszweig geworden. Der Ackerbau beschränkt sich in den australischen Kolonien meistens auf Weizen. Hafer und Gerste werden nur in beschränkter Weise angebaut, aber in dem nördlichen Queensland, wo das Klima die Weizenkultur nicht mehr recht zuläßt, wird außer Zuckerrohr viel Weizen producirt. Es befanden sich am 31. März 1881 in der Kolonie Victoria 928089 Acres (375504 Hektar), gegen 707188 (286128 Hektar) im Vorjahre und 284167 (114974 Hektar) im Jahre 1871, unter Weizen, und es wurde darauf eine Ernte von 9133930 Bushels (ein Bushel = 60 Pfund) oder 9,81 vom Acre erzielt, gegen resp. 9398838 (13,29) und 2870409 (10,1 vom Acre). Süd-Australien, Victoria, Tasmanien und Neu-Seeland produciren über ihren Bedarf hinaus. Von ihrem Ueberschuß wird, nachdem die übrigen australischen Kolonien versorgt sind, ein nicht unbeträchtlicher Theil nach Mauritius, Neu-Kaledonien und England verschifft. Die Arbeitslöhne, an sich niedrig genug (6 Sh. pro Tag, ohne Kost und Logis), sind doch im Verhältniß zu dem niedrigen Preise, welcher für Weizen gewonnen wird (zur Zeit kaum 4 Sh. pro Bushel), noch immer zu hoch, so daß sich die Farmer Australiens im Allgemeinen in keineswegs glücklicher Lage befinden. Und das um so mehr, als Dürren, der rothe Rost und Heuschrecken oft genug ihre Ernten schmälern oder vernichten.

— Wir haben schon berichtet, daß eine Sendung von Fleisch und Butter in gefrorenem Zustande von Melbourne nach London mit dem Dampfer Protos vollständig geglückt ist. Die Frozen Meat Company erzielte an jedem Schafe

einen Reingewinn von ziemlich 5 Mark oder an jedem Pfund Fleisch 8½ Pfennig, während an jedem Pfund Butter 6¼ Pfennig profitirt wurden. Die ganze Sendung ergab einen Nettoüberschuß von 19300 Mark. Die Kompagnie ist mit diesem Resultate sehr zufrieden und beabsichtigt, diesen Fleischtransport nach England hinfort in großem Umfange zu betreiben. Sie hat Maschinen in England bestellt, welche es ermöglichen werden, alljährlich das Fleisch von 500000 Schafen und 50000 Ochsen nach England zu versenden.

## Südamerika.

— In der Argentinischen Republik geht man damit um, das reiche Territorium der Missiones (im äußersten Nordosten der Republik zwischen den Flüssen Parana und Uruguay gelegen) zu einer neuen Provinz zu machen. Dasselbe umfaßt an 2500 Q.-Leguas, ist sehr fruchtbar und besonders für Pflanzungen von Zuckerrohr geeignet, wie deren mehrere dort von englischen Firmen bereits angelegt worden sind.

— Aus Buenos Aires kommt die Nachricht, daß durch Vermittelung der Repräsentanten der Vereinigten Staaten in Chile und der Argentinischen Republik die zwischen diesen seit langer Zeit schwebenden Grenzstreitigkeiten in befriedigender Weise erledigt worden sind. Die Anden sollen in Zukunft die Grenze bilden, welche, die Magelhaens-Straße schneidend, in den Bergen Sarmiento und Darwin ihre Fortsetzung findet. Die argentinische Grenze am Atlantischen Ocean soll Virgin Cape am Eingange jener Straße sein, und die Südgrenze der Republik bildet eine Linie, welche von dort nach einem Punkte in den Anden unter 52° südl. Br. und 72° westl. Länge v. Gr. geht, so daß die Gebiete des Rio Gallegos, Santa Cruz u. s. w. endgiltig bei Argentinien bleiben. Die Küste der Magelhaens-Straße fällt an Chile, während Feuerland und die benachbarten Inseln durch den Andenkamm zwischen beiden Republiken getheilt werden. Die Straße selbst soll frei für die Schiffe aller Nationen erklärt werden, und beide Kontrahenten verpflichten sich, weder an ihren Eingängen noch an ihren Gestaden irgend welche Befestigungen zu errichten.

— Ein Händler mit Yerba (südamerikan. Thee) in Paraguay verschiffte im letzten Sommer, wie „The South American Journal" (1. Sept. 1881) meldet, zwei Partien Yerba nach Italien, wo dieselbe so gefiel, daß er weitere und größere Sendungen hat folgen lassen.

## Polargebiete.

— Der V.-St.-Dampfer „Alliance", dessen bereits auf S. 108 dieses Bandes Erwähnung geschah, kam auf seiner (uns etwas verfehlt erscheinenden) Suche nach dem Nordpolfahrer „Jeannette" am 9. Juni d. J. nach Reykjavik auf Island. Das dort tagende isländische Parlament, welches den amerikanischen Offizieren einen öffentlichen Empfang bereitete, hat eine Beschreibung der „Jeannette" nach allen Theilen der Insel gesandt, und Kommandeur Wadleigh hat für glaubwürdige Nachrichten über das Schiff eine Belohnung ausgesetzt. Von Reykjavik ging die „Alliance" nach Hammerfest, wo sie am 25. Juli eintraf. Uebrigens ist sie nicht das einzige amerikanische Schiff, welches im Nördlichen Atlantischen Ocean nach der „Jeannette" sucht: der Walfischfahrer „Lizzie P. Simmonds" wird zu gleichem Zwecke an der grönländischen Ostküste und bis Spitzbergen und die Schiffe „Roswell King" und „Era" von New Bedford in der Hudson-Straße und deren Umgebung kreuzen. Daß sie Erfolg haben werden, d. h. daß die „Jeannette" wirklich eine nordöstliche Durchfahrt zu Stande gebracht haben sollte, scheint uns, wenn auch nicht unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich.

## Vermischtes.

— Unseres verdienten Mitarbeiters Richard Andree „Zur Volkskunde der Juden" (Bielefeld und Leipzig 1881) ist ein Buch, das alle Vorzüge desselben, die erfaunliche Belesenheit, die klare lichtvolle Darstellung, die Zuspitzung auf die Hauptsachen hin recht hervortreten und überall den geschulten Ethnologen erkennen läßt. Dabei liegt ihm nichts ferner, als Tendenz, weder für noch gegen; Licht und Schatten ist mit Gerechtigkeit vertheilt, und in ruhiger wissenschaftlicher Weise wird erörtert, welchen vortrefflichen nachahmungswürdigen Eigenschaften es dieser semitische Stamm zu danken hat, daß er nicht Jahrhunderte, nein Jahrtausende schlimmster Verfolgung siegreich überdauert hat, aber auch welche schlimmen Eigenthümlichkeiten ihm Haß und Verfolgung anderer Völker bis auf den heutigen Tag zugezogen haben. Wenn etwas besonderen Rühmens werth ist, so ist es das Geschick des Verfassers, aus der fast unübersehbaren und doch wiederum für manche Partien überaus dürftigen Literatur das Wesentliche herauszufinden und zu einer Gesammtübersicht zusammenzuarbeiten. Für manche Länder und Zeiten standen die ausführlichsten Werke zu Gebote, für andere waren versprengte Notizen, gelegentliche Erwähnungen aus umfangreichen Reisebeschreibungen herauszulesen. Es mag sich deshalb ein oder der andere Kritiker bewogen fühlen, kraft seiner bessern Kenntniß dieses oder jenes Punktes einen Tadel auszusprechen; faßt man aber das Buch als Ganzes ins Auge, so wird man ihm Lob und Zustimmung nicht versagen können. Eine kurze Inhaltsangabe wird seine Vielseitigkeit am besten darthun: Die Semiten; Physischer Habitus; Mischung der Juden mit anderen Völkern; Biotische Verhältnisse der Juden (ein besonders interessanter Abschnitt!); Pseudo-Juden (Falascha, die schwarzen Juden der Malabarküste, Karaiten); Die Juden und die Sprache; Jüdische Namen; Sitten und Gebräuche; Verbreitung der Juden; Statistische Uebersicht. Was die beigegebene Karte anbelangt, welche die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa darstellt, so möchten wir dahingestellt lassen, ob nicht hier und da zu große Länderkomplexe als Einheit behandelt wurden, ob nicht stellenweise ein anderes Bild entstände, wenn z. B. Wien und Amsterdam aus Unter-Oesterreich und den Niederlanden ebenso ausgeschieden würden, wie Berlin und Hamburg aus den betreffenden Gebieten, ob es nicht möglich wäre, in Ungarn-Siebenbürgen kleinere Gebiete nach ihrem Procentsatze abzugrenzen und so ein genaueres Bild zu erzielen. Auch erscheint uns die Farbenwahl als keine glückliche; Weiß, Braun, Blau, Roth und Violett bilden keine von hell zu dunkel fortschreitende Skala, welche die größten Juden-Anhäufungen sofort erkennen ließe, und Triest (dunkelblau, d. h. 3 bis 4 Proc. Juden) tritt schärfer hervor, als Berlin und Hamburg (hellroth, d. h. 4 bis 9 Proc. Juden). Doch sind das nur geringe Ausstellungen, welche mit dem Werke selbst wenig zu thun haben. Seinen Lesern versprechen wir mannigfache Belehrung, und ihrem Verständnisse wird Vieles, was heute unser Vaterland bewegt, dadurch näher gerückt werden.

**Inhalt:** Das heutige Syrien. X. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador. II. (Schluß.) — Mounds und Moundbuilders in Nordamerika. — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. IV. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 6. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Wenige Gegenden Europas, selbst die Schweiz eingeschlossen, besitzen Landschaften von so wilder Größe, wie die Tatra auf der Grenze von Galizien und Ungarn. Einer der ersten Reisenden, welche dieselbe besuchten, der schwedische Botaniker Wahlenberg, schrieb 1813, daß nirgends in Europa, Lappland vielleicht ausgenommen, die Natur einen so schrecklichen und so großartigen Anblick darbietet. Die malerischsten Partien der Schweiz weisen in der That kein solches Chaos aufgehäufter Felsen, Giesbäche und Wasserfälle auf, wie man es hier bei jedem Schritte antrifft, solche Seen mit stets verlassenen Ufern hoch oben in der Region der Wolken, solche dunkeln Thäler mit dichten Wäldern, deren Ruhe selten ein Mensch stört. Noch vor wenigen Jahren gehörte dieses Gebirge zu den wenigst bekannten Theilen Europas; Kokistka, welcher es im 12. Ergänzungshefte von Petermann's Mittheilungen behandelt, vermochte kaum für ein volles Jahrhundert ein halbes Dutzend Schriftsteller, welche zu seiner Kenntniß in wissenschaftlicher Hinsicht beigetragen hatten, aufzuführen, und erst ganz neuerdings ist Seitens des österreichischen Generalstabes die genaue Karte des Gebirges veröffentlicht worden. Seitdem ist Mancherlei über die Tatra in Specialschriften und Journalen, wie dem Jahrbuche des Ungarischen Karpathen-Vereins, publicirt worden (vergl. das Quellenverzeichniß in dem Karpathenführer von A. F. Helsch), was sich indessen meist auf Specialitäten, wie Höhen- und Tiefenmessungen, die Heilquellen und andere physikalische Dinge, bezog. Für Anthropologie bietet nach Le Bon die vorhandene Literatur nur sehr wenig, und was wir im Folgenden mittheilen, hat er zumeist selbst an Ort und Stelle gesammelt.

Der Hauptort am Nordfuße der Tatra, Zakopane, ist seit einigen Jahren die Sommerfrische einiger Polen von Distinction, die sich dort nicht von Russen oder Deutschen beengt fühlen, sich eines oder das andere Landhäuschen erbaut haben und alle höheren Lebensbedürfnisse in die noch wenig civilisirte Gegend mit sich führen. Le Bon, der 1879 dort war, klagt sehr über den vollständigen Mangel an Unterkunft: für 1881 aber führt Helsch doch schon einen Gasthof und zwei Restaurationen in Zakopane an, ein Fortschritt, den die zahlreicher herzukommenden Fremden veranlaßt haben, den aber Le Bon schon im Voraus bedauerte. Es ist in der That, meint er, kein gewöhnliches Schauspiel, welches diese Bevölkerung darbietet: nie ißt sie Fleisch oder Brod, sondern stets nur Milch und Hafer, kennt die Errungenschaften unserer Civilisation nicht oder verachtet sie und besitzt dabei doch eine sehr entwickelte Intelligenz, ist ganz gut unterrichtet und hat ästhetisches Gefühl.

Le Bon's Zweck beim Besuche der Tatra war, wie gesagt, ein anthropologischer; er wollte gewissen anthropologischen Gesetzen nachspüren, die er früher schon formulirt hatte, und unter günstigen Bedingungen die Wirkung gewisser „milieux" kennen lernen. Prof. Kopernicki in Krakau versah ihn mit Empfehlungsschreiben und guten Rathschlägen, tröstete ihn mit der Versicherung, daß der angeblich

**Jack v. Tiller** the latter with the [illegible] [illegible] [illegible]

ſpäter noch zu ſprechen haben werden; Le Bon benutzte die Gelegenheit, die Leute zu photographiren.

Bei der Rückkehr nach Zakopane beſuchte er die zwei Jahre zuvor errichtete Zeichnen- und Schnitzſchule, wo die Knaben, wie in der Schweiz und Tirol, in Zeichnen und Holzſchnitzerei unterrichtet werden. Sie ſollen ſehr ſchnell auffaſſen und raſche Fortſchritte machen, raſchere vielleicht, als die Zöglinge ſo mancher Kunſtſchulen in großen Städten.

Zakopane, das noch vor etwa dreißig Jahren von halbwilden Gebirgsleuten bewohnt war, hat ſich namentlich durch die Bemühungen zweier Männer, des Kuraten Stolarczyk und des Dr. Chalubinski, entwickelt. Letzterer beſonders übt einen großen Einfluß aus, dem es Le Bon auch zu danken hat, daß er anthropologiſche Meſſungen, vor welchen ihn Kopernicki ſo ſehr gewarnt hatte, hat ausführen können. Chalubinski verlebt nur die Ferien in Zakopane; da er aber erſt in einigen Tagen ankommen ſollte, unternahm Le Bon zunächſt mit Dr. Wrzesowiowski einige Ausflüge, zuerſt nach dem berühmten Thale von Koscielisko, wobei er eine der gefährlichen, mächtig großen Bipern, die dort vorkommen, fing. Eine eingehende Beſchreibung der einzelnen Touren liefert Le Bon nicht, weil er der, gewiß ſehr richtigen, Anſicht iſt, daß man nur durch Photographien oder danach ausgeführte Zeichnungen einem andern eine richtige Idee von dem Ausſehen einer Landſchaft vermitteln kann, nicht aber durch lange Beſchreibungen. Was Landſchaften, Bauwerke,

Bergſchäfer.

Anthropologie oder Naturgeſchichte anlangt, ſo erſetzt eine Photographie ganze Seiten voll beſchreibender Worte, und es iſt gewiß lebhaft zu bedauern, daß die Kunſt des Photographirens unter den Reiſenden ſo wenig Anhänger zählt. Bei einiger allerdings nicht billig zu erwerbenden Uebung kann man manches Unnütze daheim laſſen und einen ziemlich vollſtändigen Apparat in kleinem Raum mit ſich führen. Le Bon's photographiſche Ausrüſtung hatte in einem kleinen Handkoffer von 20.32.55 cm Platz, begleitete ihn auf einer Reiſe von 2000 Stunden durch Böhmen, Rußland und die Tatra, und zum Schluſſe waren von hundert Glasplatten nur zwei zerbrochen. Bei dem Mangel ſpecieller Werke über Photographie auf Reiſen muß ſich der Reiſende ſelbſt durch vorbereitende Ausflüge von ſeinem Wohnorte aus die nöthige Erfahrung erwerben. Unterricht in einem Atelier für Portraits iſt dagegen mehr ſchädlich als nützlich. Nichts von den dort gebräuchlichen Apparaten und Methoden läßt ſich unterwegs mit Nutzen verwenden, und was die im Handel künſtlichen „portativen“ Apparate angeht, ſo rühren dieſelben meiſt von Induſtriellen her, welche ſie nie anderswo als höchſtens in ihren Fabrikräumen praktiſch erprobt haben.

Da Le Bon während ſeines Aufenthaltes in der Tatra nicht immer vom Wetter begünſtigt war, konnte er nicht alle intereſſanten Punkte, die er beſuchte, auch photographiren. Doch vermochte er dieſe Lücken durch Photographien zu ergänzen, welche der „Galiziſche Tatra-Verein“ [1]) durch

[1]) Derſelbe unterhält auch während des Sommers eine Filialkanzlei und ein Auskunftsbureau in Zakopane, ebenſo wie

Die Mineralbäder Texas' sind theils in natürlichen Quellen, theils in künstlich gegrabenen Brunnen gefasst. Die Temperatur der Quellen ist sehr verschieden, sie wechselt zwischen 20 und 100° R. Die Wasser sind theils kalt, theils warm, theils heiss, theils alkalisch, theils sauer, theils salzig, theils bitter, theils schwefelig, theils eisenhaltig, theils kohlensäurehaltig, theils ohne Gehalt an Mineralien. Die Bäder sind theils Wannenbäder, theils Douchebäder, theils Dampfbäder, theils Schwimmbäder. Die Wannenbäder sind theils in Häusern, theils im Freien, theils in Zelten, theils in Grotten, theils in Felsenbecken, theils in Holzbehältern, theils in Steinbehältern, theils in Eisenbehältern, theils in Thonbehältern, theils in Glasbehältern, theils in Porzellanbehältern, theils in Marmorbehältern, theils in Granitbehältern, theils in Sandsteinbehältern, theils in Kalkbehältern, theils in Gypsbehältern, theils in Lehmbehältern, theils in Sandbehältern, theils in Kiesbehältern, theils in Erdbehältern, theils in Wasserbehältern, theils in Luftbehältern, theils in Feuer

Bild 1. Abfahrt der Pferde von Bremerhaven. Bild 2. Ankunft der Pferde in Bremerhaven. Bild 3. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 4. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 5. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 6. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 7. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 8. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 9. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 10. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 11. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 12. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 13. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 14. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 15. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 16. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 17. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 18. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 19. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 20. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 21. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 22. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 23. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 24. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 25. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 26. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 27. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 28. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 29. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 30. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 31. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 32. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 33. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 34. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 35. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 36. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 37. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 38. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 39. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 40. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 41. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 42. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 43. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 44. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 45. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 46. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 47. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 48. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 49. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 50. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 51. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 52. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 53. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 54. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 55. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 56. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 57. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 58. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 59. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 60. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 61. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 62. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 63. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 64. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 65. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 66. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 67. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 68. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 69. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 70. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 71. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 72. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 73. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 74. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 75. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 76. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 77. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 78. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 79. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 80. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 81. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 82. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 83. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 84. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 85. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 86. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 87. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 88. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 89. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 90. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 91. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 92. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 93. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 94. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 95. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 96. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 97. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 98. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 99. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen. Bild 100. Die Pferde werden in Bremerhaven verladen.

# Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

## V.

Während der erſten acht Tage nach dem Aufbruch von Daca ging die Reiſe über die ausgedehnte, zum größten Theil bewaldete Ebene, die ſich vom Zambeſi ſüdwärts bis zur eigentlichen Kalahari hinzieht. Pinto legt dieſer Ebene auf ſeiner Karte den Namen „Baines-Wüſte“ bei, zum Andenken an den unglücklichen Reiſenden, der zuerſt bis in dieſe ungaſtlichen Regionen gedrungen iſt. Die 4 bis 20 Zoll ſtarke Sandſchicht, die den Boden der ungeheuern Fläche bildet, ruht auf einem Untergrunde eines merkwürdig plaſtiſchen Thones von dunkelbrauner Farbe. Der Baumwuchs des im nördlichen Theil mehr buſchartigen, weiter nach Süden aber impoſanten Waldes beſteht vorwiegend aus Hülſenpflanzen, unter denen nach Pinto die Akazien in außerordentlicher Menge vertreten ſind; ſehr viel kommt im nördlichern Theile auch der Weißdorn vor. „Blüthen in den verſchiedenſten prächtigen und den reizendſten zarten Farben erfreuten hier das Auge und erfüllten die Luft mit ihren köſtlichen Düften. Der Anblick war meiſt bezaubernd, der Marſch dagegen ſo beſchwerlich wie möglich.“ Zu Zeiten mußte Fuß für Fuß mit dem Beile ein Pfad durch das Dickicht gebahnt werden; dann beſtand der Boden wieder auf einer Strecke von zehn und mehr engliſchen Meilen aus tiefſtem, todtem Sande, in den die Wagenräder buchſtäblich bis zu den Achſen einſanken. In den erſten Tagen kam man, die Richtung nach S.-O. ziemlich genau einhaltend, an mehreren kleinen Seen vorbei, von denen die meiſten jetzt nur durch den kürzlich gefallenen Regen etwas gefüllt waren, von denen zwei aber beſtändig Waſſer enthalten. Dieſe beiden werden von den Eingeborenen Tamazetze und Tamaſupa genannt. Das etwas hügelige Terrain, das den letztern See umgiebt, iſt mit üppigem weichen Graswuchſe bedeckt und würde den ſchönſten Raſtort abgeben, wenn ſich zwiſchen dem köſtlichen Graſe nicht leider eine krautartige Pflanze vorfände, die von den Ochſen außerordentlich gern gefreſſen wird, dabei aber ein tödtliches Gift für ſie ſein ſoll. Weiter nach Süden hin fand man auf viele Meilen weit auch keine Spur von Waſſer; bis auf eine Reihe kleiner, jetzt auch vollkommen ausgetrockneter Seen, die im Maſſaruadialekte „Moltamagjanhane“, d. i. „viele Dinge, die auf einander folgen,“ genannt werden, läuft hier ſelbſt in der Regenzeit nur wenig Waſſer in den Vertiefungen des Bodens zuſammen. Und oft genug findet man anſtatt der ſeltenen eifrig geſuchten Quelle eine lauwarme, dicke Schlammmaſſe vor. Solch ein großer, warmer Schlammteich befand ſich auch an der Stelle, wo Pinto und ſeine Begleiter am Rande der Baines-Wüſte aus dem Dickicht des herrlichſten Waldes traten. Vor ihnen breitete ſich unabſehbar die öde, trockene und traurige Kalahari aus, die zum erſten Male, aber zwei Grad weſtlich von Pinto's Route, von Livingſtone, noch einen Grad weſtlicher von Baines, einen Grad öſtlicher von Baldwin, Chapman, Eduard Mohr und Anderen durchzogen worden iſt.

Mehrere Tage ging es nun weiter in ſüdſüdöſtlicher Richtung durch gleichmäßig tiefen Sand, aus dem nur hin und wieder ganz verkrüppeltes Dornengebüſch emporragte. Oede und Todtenſtille herrſcht hier während des Tages; mit dem Eintritt der Nacht aber begann das hölliſche Konzert der Hyänen und Schakale, die ſich bis ganz dicht an die Lagerfeuer heranwagten. Trotzdem ein leichter Gewitterregen erſt am Morgen des 10. gefallen war, machte ſich am folgenden Tage ſchon ein bedenklicher Waſſermangel fühlbar; denn wenn man auch mehrfach kleine, vom Regen gefüllte Tümpel antraf, ſo war das Waſſer derſelben doch ſo brackig, daß es nicht als Trinkwaſſer zu nehmen war. Die durſtigen Ochſen waren jedoch weniger eigen und tranken die kleinen Lachen ſämmtlich leer. Am 13. gelangte man nach beſchwerlichem Marſche durch die ſandige Einöde an das ausgetrocknete Bett eines Fluſſes, an dem man mehrere Stunden entlang ging, um ihn dann an einer Stelle, wo er ſich nach Südweſten wendete, trotz ſeiner zehn Fuß hohen, ſteilen ſandigen Ufer mit dem Wagen zu überſchreiten. Zahlreiche Vertiefungen in dem ſandigen Bette enthielten ein kryſtallhelles, leider aber vollkommen ſalziges Waſſer; doch fand man zum Glück in einiger Entfernung von dieſen trügeriſchen Lachen mehrere große Löcher von bedeutender Tiefe, die, augenſcheinlich von den Maſſaruas gegraben, ein ziemlich trinkbares Waſſer enthielten. Eine 48ſtündige Raſt am Ufer dieſes Fluſſes, des Chua oder Nata, gab Pinto Gelegenheit, die nomadiſirenden Bewohner der Wüſte, die von den Engländern im Allgemeinen als Buſchmänner bezeichneten Maſſaruas, kennen zu lernen. Einige derſelben wagten ſich in die Nähe der Karawane, bettelten um Tabak und Pulver und brachten Fiſche, die ſie in den benachbarten Seen gefangen hatten. Pinto faßt die Bemerkungen, die er bei dem Beſuche eines Maſſarua-Lagers in der Nähe des Chua machte, kurz zuſammen, wie folgt: „Die Maſſaruas ſind Wilde, jedoch nicht in ſo hohem Grade wie die Mucaſſequeres, welche ich an der Mündung des Cuando auf 15° ſüdl. und 19° öſtl. (v. Gr.) angetroffen hatte; ſie ſind tief ſchwarz, haben ſtark vorſtehende Backenknochen, kleine glänzende Augen und nur wenig Haar. Bei dem Beſuche ihres Lagers bemerkte ich, daß ſie Näpfe zum Kochen ihrer Nahrung und einige andere Gegenſtände beſaßen, welche auf einen Beginn der Civiliſirung ſchließen ließen. Ganz überraſcht war ich von der großen Menge Landſchildkröten, die ſie ſehr gern zu eſſen ſcheinen. Die Frauen bekleiden ſich mit dürftigen Fellen und ſchmücken ſich und die Kinder mit Glasperlen. Ihre Waffen beſtehen aus Aſſegais und kleinen ovalen Schilden; auf der Bruſt tragen ſie zahlreiche Amulette, an den Arm- und Beingelenken lederne Zierrathen. Der Kopf wird von den Ohren an raſirt, ſo daß ein mit Haar bedeckter runder Fleck nachbleibt, der wie eine Mütze ausſieht. Sie ſprechen eine abſcheulich klingende Sprache, indem ſie die einzelnen Worte mit einer gewiſſen Bewegung der Zunge von einander trennen. Von dem Augenblicke an, wo wir das Ufer des Nata erreicht hatten, wurden wir jedesmal, wenn wir Raſt hielten, von den Maſſaruas angebettelt, doch entflohen dieſelben ſchnell, wenn wir ärgerlich wurden. Es fehlt dieſen Eingeborenen keineswegs an Muth; denn ſie jagen Elephanten und Löwen; nur dem Menſchen und beſonders dem Europäer gegenüber ſind ſie äußerſt furchtſam.“

Was den Nata oder Chua anbetrifft — denn beide Namen bezeichnen nach Pinto nur verſchiedene Stellen eines

und deſſelben Fluſſes —, ſo fließt derſelbe nach Südweſt, Südoſt, Südſüdoſt und Süd und mündet in den Großen Macaricari. An den Ufern des Nata wurde der Boden viel feſter: der loſe, wirbelnde Sand hörte auf und der Grund beſtand nun aus einer ſtarken, äußerſt weichen Thonſchicht, die bei anhaltendem Regen einen unpaſſirbaren Moraſt bilden mußte. Jetzt war ſie zum großen Theil mit kurzem, borſtigem Graſe bedeckt; nur in weiten Zwiſchenräumen zeigte ſich hin und wieder ein vereinzelter Baum, die Ufer des Fluſſes wieſen jedoch eine ſpärliche Vegetation von Strauchwerk auf. Mehrmals freilich kam man auch hier an große Strecken, wo gar nichts wuchs und der Boden mit einer ſtarken, durch Verdunſtung des Waſſers entſtandenen Salzſchicht bedeckt war.

Am 17. führte der Marſch etwa neun Meilen weit durch einen anſehnlichen Wald, den Ausläufer, wie es ſchien, eines ſehr dichten Holzes, das einen wenige Meilen öſtlich von Pinto's Route von Norden nach Süden laufenden Höhenzug bedeckte. Dann langte man wieder am Ufer eines Fluſſes an, d. h. einer Reihe kleiner, kaum 3 Yards breiter Lachen. Es war der Simoane, der zur Regenzeit nach Weſten fließt und ſich in den Großen Macaricari entleert. In dieſer ganzen Gegend und namentlich in dem vom Simoane durchſtrömten Walde waren Anzeichen vorhanden, daß es in letzter Zeit ſtark geregnet haben mußte; dadurch erklärte es ſich auch, daß die unzähligen Tümpel in dem Flußbette ein ziemlich trinkbares Waſſer enthielten. Die wenigen tieferen Löcher, die in der Sommerzeit nicht ganz austrocknen, enthielten aber ein für Menſchen und Thiere ungenießbares, weil ſtark mit Salz geſättigtes Waſſer.

Am 19. December langte die Karawane, nachdem ſie mehrere Stunden am Fuße eines in ſüdſüdöſtlicher Richtung laufenden Höhenzuges entlanggegangen war, wieder an dem trockenen Bette eines zur Regenzeit nach Weſten ſtrömenden Fluſſes an, deſſen Ufer eine üppige Vegetation aufwieſen. Die Maſſaruas, die ſich hier wie gewöhnlich am Raſtorte der Reiſenden einfanden, nannten den Fluß Lilutela und erklärten, es ſei derſelbe, der bei anderen Stämmen den Namen „Chuani", d. i. „kleiner Chua", führe. Im Allgemeinen waren die Maſſaruas immer ſchwer zu bewegen, den Weißen den nächſtgelegenen Trinkwaſſerort anzugeben, hier aber fand ſich einer unter ihnen, der die Reiſenden nach einem etwa drei Viertelmeilen entfernten Teiche führte, wo ſie ihre Thiere genügend tränken und ihre Vorräthe für den folgenden Tag ergänzen konnten. Der Lilutela oder Chuani hat ſich ſelbſt ſein Bett durch den Wald gewählt, der hier wohl aus gewaltigen Stämmen beſteht, aber kein Unterholz beſitzt. Die Ufer des Fluſſes waren hoch mit Guano bedeckt: ein Zeichen, daß der kleine Waſſerlauf zur Regenzeit von ungeheuern Vogelſcharen aufgeſucht werden muß. Durch prächtige Waldpartien ging es am nächſten Morgen weiter bis zu dem ausgetrockneten Bette des Cualila, der ebenfalls zur Regenzeit nach Weſten in den Großen Macaricari fließt. Ueberall im Walde traf man hier auf tiefe ſteinige Löcher, die augenſcheinlich von der Gewalt des Waſſers geriſſen waren und jetzt zahlloſen großen Schnecken der verſchiedenſten Arten zum Aufenthalte dienten.

Noch an dem nämlichen Tage langte die Karawane an dem Großen Macaricari an, dem größten jener merkwürdigen, in dieſem Theil der Kalahari häufigen Wüſtenſeen, denen die Maſſaruas den bezeichnenden Namen der „Salzpfannen" oder Macaricaris gegeben haben. Es ſind flache Becken von faſt elliptiſcher Form, bei denen allen die Längsachſe gerade Oſt und Weſt liegt. Der Boden der Macaricaris, die auch nur in der Regenzeit Waſſer enthalten, beſteht aus grobem Sande und iſt von einer Schicht kryſtalliſirten Salzes von einem halben bis zu einem ganzen Zoll Dicke bedeckt. Dieſer nach der Verdampfung des Regenwaſſers übrigbleibende Rückſtand der auflösbaren Bodenbeſtandtheile wird, nach Pinto's Anſicht, durchaus nicht allein aus reinem Chlornatrium gebildet, ſondern enthält eine ſtarke Kalkbeimiſchung. Leider iſt Pinto's Sammlung von Stücken der innern Ausfütterung der Macaricaris auf der Heimreiſe nebſt noch verſchiedenen anderen werthvollen Sammelſtücken durch einen Unfall verloren gegangen. Die Macaricaris ſind von ſehr verſchiedener Größe; während bei einigen die Längsachſe des Beckens kaum 2 bis 3 engliſche Meilen beträgt, hat der Große Macaricari, die Salzpfanne par excellence, bei einer Tiefe von zwiſchen 9 und 16 Fuß eine Längenausdehnung von 120 bis 150 Meilen, eine Breite von 60 bis 80 Meilen. Dieſes große Baſſin nimmt in der Regenzeit ein ungeheures Volumen Waſſer aus ſeinen Zuflüſſen Nata, Simoane, Cualiba und anderen auf, d. h. die ganze Regenmaſſe, die hier weſtlich von 28° 30′ öſtl. L. (Greenw.) fällt; das Land im Oſten des Sees ſteigt nämlich bis zu dieſer Linie, der ungefähren Waſſerſcheide, allmälig an. Alle dieſe Gewäſſer fließen dann mit reißender Schnelligkeit und füllen den See in unglaublich kurzer Zeit. Der Große Macaricari ſteht durch den auf ſeiner Weſtſeite einmündenden Botletle oder Zouga mit dem Ngamiſee in Zuſammenhang, mit dem er auch die gleiche abſolute Höhe hat. Gewöhnlich entleert der Ngami, der ja von einem beſtändig waſſerführenden großen Strome geſpeiſt wird, ſeine Gewäſſer durch den Botletle in den Macaricari; nicht ſelten aber auch laſſen die im Oſten fallenden heftigen Regengüſſe den Macaricari ſchon überfließen, wenn die dem Ngami zuſtrömenden Flüſſe noch nicht gewachſen ſind, und die Folge hiervon iſt dann, daß der Botletle von Oſten nach Weſten, vom Macaricari zum Ngami fließt. Die große der Löſung wartende Frage iſt nun: „Was wird aus allem Waſſer, welches ſich in das große Salzbecken ergießt? Verſchwindet es nur in Folge von Verdunſtung oder entweicht es wirklich durch geheimnißvolle, unterirdiſche Oeffnungen, aus denen vielleicht jene auf der untern Ebene entſpringenden und in entgegengeſetzten Richtungen dem Meere zuſtrömenden Flüßchen entſtehen? Und was wird aus den Gewäſſern des Cubango, eines großen und beſtändig fließenden Stromes, der ſich in der undurchdringlichen Wüſte verliert?" Nach Pinto's Anſicht erreicht auch das Waſſer dieſes letztern den Großen Macaricari, um in ihm zu verſchwinden; denn er glaubt beſtimmt annehmen zu dürfen, daß der Botletle derſelbe Fluß ſei wie der Cubango, der ſich in ſeinem Laufe zu dem unter dem Namen Ngami bekannten See erweitert. Die ſchon einmal aufgeſtellte Hypotheſe, daß der Große Macaricari durch den Schua und den Nata Abfluß nach der Oſtküſte habe, vermag Pinto durchaus nicht als richtig oder auch nur als möglich anzuerkennen: „Schon nach wenigen Meilen weiſen die Flüſſe Schua und Nata einen Unterſchied von 99 Fuß im Gefälle auf; würde das Waſſer im Macaricari nur bis zur Hälfte dieſer Höhe ſteigen, ſo würde das genügen, um die ganze Wüſte zu überſchwemmen. Ferner ſtellte ich feſt, daß das Land ſich öſtlich vom Macaricari beträchtlich hebt, und daß alle in den See einmündenden Flüſſe ein großes Gefälle haben."

Am 21. December verließen Pinto und ſeine Begleiter den Großen Macaricari; am Abende vorher war ſtarker Regen gefallen, ſo fanden ſie auf der erſten Strecke des Weges ausreichendes Trinkwaſſer. Das Land war hier noch mit Wald bedeckt, deſſen dorniges Unterholz das Vorwärtskommen ſchon ſehr erſchwerte; bald aber wurde es durch einen furchtbaren Sturm, der einen heftigen Gewitterregen

mit ſich brachte, zur Unmöglichkeit. Der ganze Erdboden wurde in einen Sumpf verwandelt, in dem die Räder des Wagens nicht von der Stelle kamen. Man mußte wohl oder übel das Lager aufſchlagen, und hatte in dieſer Nacht mehr noch als ſonſt ſchon, ſeit dem man den Nata überſchritten, von der unangenehmen Bettgenoſſenſchaft großer Kröten, Skorpione, Tauſendfüße u. ſ. w. zu leiden. Auch eine äußerſt giftige Schlange fand ihren Weg in das Lager, wurde aber, ehe ſie Schaden gethan hatte, getödtet. Langſam, unter andauerndem, aber ſchwächerm Regen zogen die Reiſenden am folgenden Tage weiter, fanden den von den Maſſaruas gegrabenen, ſehnſüchtig erwarteten Brunnen Tlalamabeli in ein ſchmutziges Schlammloch verwandelt, und ſchlugen ſchließlich nach weiterm anſtrengendſten Marſche ihr Lager an dem Ufer eines kleinen Sees auf, in der wenig erfreulichen Vorausſicht, daß dies für die drei nächſten Tage das letzte trinkbare Waſſer ſein werde. Der angeſtrengte Marſch des 26. December führte dann über eine nach Süden leicht anſteigende Ebene, die mit Gras bedeckt war und hin und wieder eine Baumgruppe aufwies. Man befand ſich ſeit einigen Tagen ſchon auf dem Gebiete der Bamangwatos, und bald ſollten die Reiſenden auch die Vortheile der Reiſe in einem wenn auch noch ſo jungciviliſirten Lande erfahren: König Khama ſandte dem ihm befreundeten Miſſionär einen neuen Zug Ochſen entgegen, und mit den friſchen Thieren konnte man, trotz des auch hier herrſchenden Waſſermangels, Schoſchong, die Hauptſtadt des Bamangwatolandes, in raſcheren Tagemärſchen erreichen. Nach einem Nachtlager am Eingange eines maleriſchen, engen Thales, das ſich zwiſchen zerklüfteten Hügeln hinzog und von den Eingeborenen Sedequane genannt wurde, mußte noch das theilweiſe ausgetrocknete Bett des Luale paſſirt werden, ehe man in das ſchmale, gewundene Thal des gleichfalls trockenen Lellotze kam, des Fluſſes, an dem Schoſchong liegt. Das ſteinige, von hohen Ufern eingefaßte Bett deſſelben wurde nicht weniger als ſieben Mal mit den Wagen gekreuzt. Endlich, gegen Mittag des 31. December, hielten Pinto und ſeine Begleiter ihren Einzug in Schoſchong, wo ſie vom König ſowohl als auch von den in ziemlich bedeutender Zahl hier anſäſſigen Europäern auf das Freundlichſte empfangen wurden. Zwölf Monate waren gerade verfloſſen, ſeitdem Pinto in Quillengues von den letzten Vorpoſten der Civiliſation Abſchied genommen hatte — hier traten ihm die erſten wieder entgegen.

Mangwato, das Reich König Khama's, gehört heute unſtreitig zu denjenigen Gegenden Afrikas, wo Europäer am ſicherſten wohnen können. Die Zeit wird lehren, ob man ſich in Bezug auf dies Land allzu ſanguiniſchen Hoffnungen hingiebt, wenn man, wie in England faſt allgemein, an die Dauer und immer weitere Entwickelung der heute herrſchenden civiliſirten Zuſtände glaubt, oder ob Pinto und neben ihm noch mancher Andere Recht behalten wird mit ſeiner Meinung, daß die heutige Civiliſation der Bamangwatos der Hauptſache nach nur mit der Perſon des jetzt regierenden Königs verknüpft ſei, daß dieſes ganze Kulturgebäude unfehlbar zuſammenſtürzen müſſe, ſobald der Zufall einen vielleicht wieder der Polygamie zugethanen Herrſcher auf den Thron bringen werde. So viel iſt ſicher, daß der von den Engländern erzogene und freiwillig zum Chriſtenthum übergetretene König Khama nicht nur die Manieren des vollendeten Gentleman, ſondern auch verſchiedene Intereſſen des gebildeten Menſchen ſich angeeignet und, was mehr ſagen will, ſich dabei ein lebhaftes Intereſſe für das Wohl und Wehe ſeiner ſchwarzen Unterthanen bewahrt hat, zu deren Nutzen er den größten Theil ſeiner nicht unbedeutenden Reichthümer verwendet. Die Bamangwatos beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit Ackerbau und Viehzucht; das Ackergeräth, deſſen ſie ſich bedienen, iſt europäiſch und wird aus England importirt. Daneben ſind ſie alle leidenſchaftliche und kühne Jäger. Ein großer Theil des Volkes bekennt ſich zum Chriſtenthum; europäiſche Kleidung iſt in Schoſchong und ſeiner nähern Umgebung allgemein angenommen. Die Hauptſtadt Schoſchong, die Pinto, wie oben erwähnt, um 60 engl. Meilen weiter gegen Oſten verlegt, als bisher angenommen wurde, hat heute nur noch 15 000 Einwohner; unter dem Vater des jetzigen Königs aber hatte ſie 30 000. In dem von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale des Lellotze gelegen, ſich gleichſam an das Gebirge im Norden anlehnend, beſteht die Stadt der Eingeborenen aus Rohrhäuſern von cylindriſcher Form mit koniſchen, ſtrohgedeckten Dächern. Ein Labyrinth ſchmaler, krummer Gaſſen bildet die einzelnen Straßenviertel. Das Miſſionsviertel mit der Kirche liegt in dem engſten, ſchluchtartigen Theile des Thals an feuchter, ungeſunder Stelle. Die Nähe einiger im Sommer ausdauernder Brunnen hat wahrſcheinlich dieſe ſeltſame Wahl der Niederlaſſung beſtimmt. Jenſeits der Stadt in der Ebene liegt das maſſivgebaute europäiſche, d. h. faſt ausſchließlich engliſche Viertel, das ſeinen eigenen Brunnen beſitzt.

Am 14. Januar brach Pinto, der gleich nach ſeiner Ankunft von einem neuen ſchweren Fieberanfall heimgeſucht worden war, von Schoſchong auf, um ſich nach Pretoria zu begeben. Von einem hier anſäſſigen engliſchen Kaufmann in zuvorkommendſter Weiſe mit dem Nöthigſten zur Weiterreiſe verſehen, hatte er ſich, da die Familie Coillard hier zurückblieb, ein eigenes Ochſenfuhrwerk gemiethet, das deſſen Beſitzer ſelbſt führen ſollte. Er ſelber verdankte der Güte des erwähnten Engländers ein vortreffliches Reitpferd; ſeine acht „Getreuen" begleiteten ihn auch jetzt wieder. Nach mancherlei Fährlichkeiten, die theils durch die ſchwierigen Terrainverhältniſſe, theils durch die Ungunſt der Witterung — es regnete faſt ununterbrochen und der ſchwere thonige Boden wurde ſtellenweiſe zu einem ausgedehnten Sumpfe —, zum großen Theil aber auch durch die Ungeſchicklichkeit und Trägheit des gemietheten Wagenführers veranlaßt wurden, langte Pinto am 18. Januar am Ufer des Limpopo an, der hier Krokodilfluß heißt. Einige wolkenbruchartige Regengüſſe hatten gleich in den erſten Tagen die Mehrzahl der aus Schoſchong mitgenommenen Lebensmittel aufgeweicht und verdorben; ſo ſah ſich Pinto hier wie bei ſeiner Zambeſireiſe wieder genöthigt, ſeine Karawane mit den Erträgniſſen der Jagd zu erhalten: in dieſer ungemein wildreichen Gegend, und da er nicht mehr zu ängſtlichſtem Sparen der Munition gezwungen war, eine ebenſo leichte wie dankbare Aufgabe für den leidenſchaftlichen Jäger. So machte er hier nicht nur erfolgreiche Jagd auf Antilopen der verſchiedenſten Arten, auch Löwen und Leoparden erlegte er zu mehreren Malen. Dank der Schnelligkeit ſeines Pferdes gelang es ihm auch, ſeiner Jagdbeute zwei Strauße hinzuzufügen; die Verfolgung der häufig und in großen Herden angetroffenen Giraffen blieb jedoch ſtets erfolglos. Am Ufer des Marico angelangt, der ebenſo wie der früher ſchon paſſirte Ntuani infolge der Regengüſſe ſtark angeſchwollen war, traf Pinto hier mit einer Geſellſchaft nomadiſirender Boern zuſammen. Sie gehörten zu den Ueberreſten einer Schar von 600 Familien, die unmittelbar nach der Annektirung des Transvaallandes ihre Heimath verlaſſen und in vollſtändiger Unkenntniß der Gefahren, die in der Kalahari ihrer warteten, vor dem fremden Joche nach Norden geflohen waren. Die Vorhut hatte den Ngami glücklich erreicht, allein ihre Rinder hatten ſämmtliche am Wege liegende Waſſertümpel ausgetrunken; ſo waren nicht nur die Herden

der Nachfolgenden, ſondern auch dieſe zum großen Theil ſelber dem Waſſermangel erlegen. Die Familien, welche Pinto hier antraf, hatten zu denen gehört, die noch eben rechtzeitig umgekehrt waren; der Wildreichthum an den Ufern des Limpopo hatte ſie dann zum Hierbleiben beſtimmt, und ſie führten nun ein halbes Nomadenleben, deſſen Hauptbeſchäftigung die Jagd bildete. Ihre Niederlaſſung beſtand aus einer größern Anzahl Wagen, die parallel zu einander aufgeſtellt oder „gelagert“ waren, ſowie aus eigenen Rohrhütten mit Strohdächern; zwiſchen den Wagen lagen Haufen von auf der Jagd erbeuteten Thieren und ſtand eine Art Thorweg, unter welchem eine Drechſelbank aufgeſtellt war. Ein eingehegtes Stück Graslaud, auf welchem Ochſen und Pferde weideten, vervollſtändigte das Lager dieſer civiliſirten Nomaden. Pinto's Erſcheinen rief unter den Inſaſſen, einer Anzahl Frauen in der charakteriſtiſchen und unſchönen Tracht der großgeblümten weiten Baumwollröcke und großen weißen Mützen und einer Schar ſchmutziger und zerlumpter Kinder, große Aufregung hervor. Eine Verſtändigung mit ihnen war nicht möglich; als aber die auf der Jagd abweſenden Männer zurückkehrten und begriffen hatten, daß der Fremde kein Engländer war, hießen ſie ihn herzlich bei ſich willkommen und erboten ſich, ihm aus der kritiſchen Lage zu helfen, in die ihn die plötzliche Aufkündigung der Dienſte ſeines widerwilligen Wagenführers verſetzt hatte. Ein von zwei jungen Boern geführter Ochſenwagen ſtand bald zu ſeiner Verfügung; zwar wußte keiner der beiden etwas über einen Weg nach Pretoria und hatten ſie überhaupt nur eine dunkele Vorſtellung von der Exiſtenz dieſer Stadt. Dennoch erreichte Pinto trotz des Fiebers, das unterwegs nicht nur ihn, ſondern auch alle ſeine Leute wieder ergriff und ſogar noch ein letztes Opfer unter ihnen forderte, trotz mancher durch das ſchwierige Terrain veranlaßten Aufenthalte und Umwege, am 12. Februar ſchon Pretoria, die Hauptſtadt von Transvaal.

Wir ſtehen jetzt vor dem letzten Abſchnitte des Pinto'ſchen Werkes: auf einen kurzen Abriß der Geſchichte des Transvaallandes folgt die Schilderung von Pinto's Aufenthalt in Pretoria und Pietermaritzburg, ſeinem Beſuche des engliſchen Kriegsſchauplatzes, endlich ſeiner Heimreiſe. In ſchriftſtelleriſcher Beziehung darf dieſer letzte Abſchnitt unſtreitig für den weitaus am beſten gelungenen Theil des ganzen Buches gelten. Denn, während Pinto's eigentlichem Reiſeberichte bei aller Treue und Naturwahrheit eine gewiſſe Schwere der Darſtellung anhaftet, etwas wie ein Nachklang der unſäglichen Mühen und Beſchwerden, gegen welche der einſame Europäer monatelang mit Aufbietung ſeiner letzten Kräfte ankämpfen mußte: klingt es uns aus der humoriſtiſchen Beſchreibung ſeines wie träumenden Wiedereintrittes in alle Verfeinerungen des civiliſirten Lebens und Menſchenverkehrs in Pretoria, aus ſeinen friſchen, anſchaulichen Schilderungen des engliſch-afrikaniſchen Lager- und Garniſonlebens wie ein Wiederhall jener gehobenen Stimmung entgegen, mit der er damals auf das glücklich vollbrachte Werk zurückblickte. Es iſt hier nicht der Ort für eine Wiedergabe der liebenswürdigen Skizzen, doch würden wir auch, ſelbſt wenn ſie hier am Platze wären, wahrſcheinlich darauf verzichten, ſie unſerm kurzen Auszuge noch hinzuzufügen: wohl wiſſend, daß ſie, bruchſtückweiſe und außer dem Zuſammenhange wiedergegeben, ihren Hauptreiz verlieren würden. Wir können unſeren Leſern eben nur rathen, das vortreffliche Buch, deſſen wichtigſten Theil wir ihnen hier im Umriſſe mitgetheilt haben, ſelber zur Hand zu nehmen.

---

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

## I.

Ehe ich zu unſerm eigentlichen Gegenſtande herantrete, mögen einige einleitende Bemerkungen Platz finden. Die Wotjäken bilden einen Zweig der großen finniſch-ugriſchen Völkerfamilie. Sie wohnen gegenwärtig im Nordoſten des europäiſchen Rußland in der Anzahl von nahezu 300 000 Köpfen, zum größten Theil im Oſten des Gouvernements Wjätka, wo ſie in einigen Kreiſen bis 25 Proc. der Bevölkerung ausmachen. Hier nun, in der Gewehrfabrik Iſhewsk im Kreiſe Sarapul an der Kama, wohnte ich drei Jahre als Arzt und habe Gelegenheit genommen, die Wotjäken zu ſtudiren. Ein Kapitel aus dieſen Studien nun möchte ich im Folgenden mittheilen[1]).

In Bezug auf die Schreibweiſe der wotjäkiſchen Wörter iſt zu bemerken, daß ich im Weſentlichen der Schreibweiſe Wiedemann's gefolgt bin:

s wird immer hart geſprochen,
z entſpricht dem franzöſiſchen z,
š entſpricht dem deutſchen ſch,
ž „ dem franzöſiſchen j,
y iſt ein dumpfes gutturales ü,
l wird, wie im Ruſſiſchen, guttural geſprochen.

Das Zeichen ' nach einem Konſonanten bedeutet die Mouillirung deſſelben.

Die wotjäkiſchen Wörter haben den Hauptton immer auf der letzten Silbe; nur in den wenigen Worten, wo das nicht der Fall iſt, habe ich einen Gravis (`) auf die betonte Silbe geſetzt.

### 1. Opferplätze.

Die wichtigſte Stelle in dieſer Beziehung nimmt die Kochhütte (Kuala) ein, die auf jedem Wotjäkenhofe ſich findet. Sie entſpricht dem finniſchen Kota oder ehſtniſchen Koda. Das Kuala iſt eine ziemlich hohe, ſolid von Balken aufgebaute Hütte mit durchlöchertem Bretterdach. Sie wird direkt auf die Erde geſetzt ohne Eckſteine und Diele und enthält etwa 15 bis 20 qm Bodenfläche. In der Mitte derſelben befindet ſich auf der bloßen Erde die Feuerſtelle, welche einen fürchterlichen Rauch verbreitet, der ſich durch die Thür und die Löcher und Spalten des Daches den Ausweg ſucht. In der linken hintern Ecke, gegen-

[1]) Eine eingehende Schilderung der Wotjäken nach allen Richtungen hin wird zu Anfang nächſten Jahres erſcheinen, wahrſcheinlich in den „Acta societatis litterarum fennicae“. Sie wird zu ſämmtlichen Gebeten die wotjäkiſchen Texte enthalten ſowie auch viele Lieder, Räthſel, Märchen ꝛc. mit wotjäkiſchem Text.

über der Thür, iſt ein kurzes Brett etwa 2 m über dem Boden in Art eines Regales angebracht. Es führt den Namen džadžy. Früher war dies nach Rytſchkow's Bericht ein heiliger Ort, den Niemand berühren durfte. Darauf ſteht jetzt häufig ein altes kaum erkennbares Heiligenbild, das ich mehrmals ohne Scheu herabgenommen und beſehen habe. Auf dem džadžy ſteht ſtatt des Heiligenbildes in manchen Gegenden ein Holzſchränkchen (mudor oder voršud) mit nach vorn ſich öffnender Doppelthür, das zur Aufnahme des Opfers (vyle muds'on oder vyle myts'kon) dient. In anderen Gegenden iſt das mudor ein kubiſches Käſtchen aus Birkenrinde, worin gewöhnlich eine kleine Kupfermünze, ein Stückchen Kuchen, ein Stückchen Eichhornfell und ein Bündel Birken- oder Fichtenzweige liegen ſoll (Gawrilow). Wieder in anderen Gegenden ſteht auf dem džadžy bloß ein Glas (vyle muts'on s'umok), zur Aufnahme des flüſſigen Theiles vom Opfer, und ein Teller oder eine Schale (vyle muts'on tus'ty) für die feſten Beſtandtheile deſſelben. Außerdem aber giebt es noch in jedem Dorfe ein gurt kuala (gurt = Dorf), das ſich übrigens in nichts von einem gewöhnlichen kuala unterſcheidet. Dieſe Dorfhütte dient nur gottesdienſtlichen Zwecken und vertritt alſo einen Tempel. Mehreren Dörfern gemeinſam iſt das badzym kuala (badzym, badzim oder budzin = groß), in welchem aber nicht jedes Jahr oder höchſtens nur einmal jährlich von den Angehörigen der betreffenden Dörfer Opfer verrichtet werden. Aminoff meint, daß das badzym kuala immer im Mutterdorfe ſteht, und die Tochterdörfer es erhalten helfen.

Weiter iſt von großer Bedeutung der heilige Hain (lud). Derſelbe wird von ruſſiſchen Schriftſtellern keremet genannt, und die Wotjäken ſelbſt nennen ihn im Geſpräch mit Ruſſen ſo; auf meine bezüglichen Fragen aber erklärten ſie mir, keremet ſei kein wotjäkiſches Wort, ſondern ein ruſſiſches. Nach Bechterew würde es vielleicht aus dem tatariſchen güremet ſtammen, was „eine heilige oder unantaſtbare Stelle“ bedeuten ſoll.

Wenn ein lud gegründet werden ſoll, erzählte mir ein wotjäkiſcher Greis, dann beſteigt der usto tuno, der Zauberer, ein noch nie gerittenes junges Pferd ohne Zügel und Zaum und läßt ſich in den Wald tragen. Wo das Thier ſtehen bleibt, da wird das lud angelegt; größtentheils iſt das aber in ziemlicher Nähe des Dorfes. Meiſt jedoch wiſſen die Bauern nicht, weshalb der tuno gerade den einen oder andern Platz auswählt. Früher mag das lud wohl immer in dichtem Walde gelegen haben, jetzt aber, wo in der Nähe der Dörfer die Wälder in Aecker und Wieſen verwandelt ſind, findet ſich bei jedem Dorfe meiſt nur ein kleiner Hain.

Ein ſolches lud im Dorfe Gondyr gurt, nahe der oben erwähnten Fabrik, habe ich beſucht. Die Bewohner dieſes Dorfes hatten die Hainopfer überhaupt ſchon verlaſſen, und die Ruſſen der nahen Fabrik hatten viele Stämme abgehauen, ſo daß der Hain voller Aeſte lag und man kaum durchkam. Wehmüthig beſah der Greis, welcher mich begleitete, die wüſte Unordnung. „In meiner Jugend,“ ſagte er, „war der Hain wie ein Garten, kein Zweiglein lag auf der Erde!“ Der Hain beſtand aus lauter Weiß- oder Rothtannen verſchiedener Größe. In der Mitte deſſelben aber fanden wir den eigentlichen heiligen Baum, eine rieſige, kerzengerade aufſteigende Rothtanne. Ihre unteren vertrockneten Aeſte waren an den Enden etwas gekappt, ſo daß man ziemlich bequem an ſie herankommen konnte. Ringsherum war ein freier Platz. Auf der ſüdlichen Seite, dem Dorfe zu, ſah ich eine alte Feuerſtelle; doch meinte der Alte, dieſe könnte eben ſo gut auch auf einer andern Seite angelegt worden ſein. Beim Beten aber müßte das Geſicht immer nach Oſten gewandt ſein.

„Einmal“, erzählte der Alte, „hieb ein Ruſſe ſolch einen heiligen Baum nieder und machte ſechs Pfoſten daraus. Noch am ſelbigen Tage erkrankte er, am nächſten Tage ſtarb er, und bald nach ihm ſein ganzes Haus.“ Genau ſolch eine Geſchichte erzählte mir ein Ruſſe aus dem malmyſhſchen Kreiſe. Es ſei überhaupt, ſagte er, für einen Ruſſen ſehr gefährlich, ein lud zu betreten, nicht etwa, weil man von den Wotjäken etwas zu erleiden hätte, ſondern weil man leicht tödtlich erkranken könne und ſich anderes Unglück zuziehe.

Der Hain iſt ſtets mit dichtem Flechtwerk eingezäunt und mit drei Pforten verſehen. Auch ich fand rings um das lud, das ich beſuchte, Reſte des Zaunes. Dieſen Platz darf nie ein Weib betreten. Bechterew erzählt, daß nicht nur der große Hauptbaum heilig ſei, ſondern jeder Bauer wähle ſich außerdem ſeinen Privatbaum aus, an welchem er vor dem allgemeinen Opfer für ſich betet. Dieſes ſcheint auf Mißverſtändniß zu beruhen. Außer dieſen Dorfhainen kommen noch ſolche vor, welche mehreren Dörfern gemeinſam ſind, badzym lud. Solch ein weithin berühmtes Heiligthum findet ſich beim Dorfe Ny'rja im mamadyſchſchen Kreiſe des kazanſchen Gouvernements. Hierher ſtrömen alle drei Jahre Hunderte von Wotjäken aus allen Gegenden zum Gottesdienſt zuſammen. In der Mitte dieſes Heiligthums, berichtet Aminoff, ſteht eine uralte Eiche, umgeben von einem kreisförmigen Platz, welcher wieder von Eichen umgeben iſt. Der ganze Hain iſt von einem wohlerhaltenen Zaun eingefaßt mit einer Pforte, welche nur zum großen Feſte geöffnet wird. Oſtrowski erzählt, daß er in dem einen umzäunten Haine nichts fand, was ſeine Neugierde erregt hätte; in geringer Entfernung von dieſem aber traf er einen zweiten mit mächtigen Jahrhunderte alten Eichen und Linden. Bei zweien derſelben fand er denn auch Feuerſtellen mit verbrannten Knochen, und man berichtete ihm, daß im erſtern die Opferthiere geſchlachtet würden, im zweiten aber geopfert; dieſer ſei daher beſonders heilig, ſo daß ſogar etwas angetrunkene Leute nicht hereingelaſſen würden.

Im gurt lud wird in der Regel nur einmal jährlich, am Eliastage (vil'nunal) am 20. Juli, nach Aminoff und Pallas im Herbſt, eine allgemeine Opferung abgehalten. Bei allgemeinem Unglück, wie Mißwachs, Seuchen ꝛc., ſollen wohl auch außerordentliche Opferungen vorgenommen werden. Hier wird das Opfer in einigen Gegenden, wie es ſcheint, nur ins Feuer geworfen, in anderen dagegen fand ſich auch hier die doppelte Form des Opfers. Auf einem großen Holztiſch, der beſtändig im lud, im gurt lud ſowohl wie im badzym lud, verbleibt, werden vor dem Beginn der Opferung Birkenzweige (kyts'-pu-knar) hingelegt, und auf dieſe Zweige wird ein Theil des Opfers gethan, welches gleichfalls den Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon führt. Im lud ſollen nach Bechterew übrigens auch bisweilen nach vorheriger Berathung mit dem tuno private Opferungen von einzelnen Perſonen dargebracht werden, namentlich bei häuslichem Unglück, Krankheit ꝛc.

Außer an dieſen beiden hauptſächlichſten Opferplätzen werden gelegentlich aber auch auf offenem Felde allgemeine oder private Opferungen vorgenommen. In einigen Gegenden iſt inmitten der Ackerfelder eine Stelle reſervirt, auf welcher alljährlich die großen Feldopfer dargebracht werden. Bei gewiſſen Gelegenheiten dient der Hof des Hauſes als privater und die Hauptſtraße des Dorfes als gemeinſamer Opferplatz.

An einem Bächlein im Walde opfert der Jäger dem

Waldgotte ꝛc. Die Todtenopfer werden ſowohl auf der Hauptſtraße des Dorfes vom ganzen Dorfe dargebracht, wie von jeder Familie in der Wohnſtube oder auf dem Grabe. Jede durch irgend etwas ſich auszeichnende Stelle, ein uralter Baum, ein Hügel, ein Bach, kann gelegentlich Opferſtätte werden, meiſt nach Beſtimmung des tuno (Aminoff). Beſonderer Erwähnung verdient die heilige Familienbirke. Sobald jemand geheirathet hat und ſich alſo einen eigenen Hausſtand gründet, ſo geht er auf ſein Feld und wählt ſich eine dort ſtehende Birke aus, was kytś-pu-kutko, Birkenwählen, heißt. Er pflückt ſich einige Blätter des Baumes ab, hält ſie in der Hand und betet zu Gott Inmar: „Die Birke wähle ich, Inmar, gewähre glückliches Leben und Daſein und leichtes Fortkommen.“

Wie es der Opferſtätten viele geben kann, ſo iſt auch die

### 2. Geiſtliche Hierarchie

eine ziemlich komplicirte. Den erſten Rang nimmt der tuno ein, der Zauberer, auch asto tuno, der weiſe oder wiſſende Zauberer genannt. Er iſt zwar in der Regel ein verſchlagener Trunkenbold und ſtets ein heruntergekommener Bauer und wird deshalb verachtet; wenn man ihn aber braucht, ſo macht man ihn durch Geſchenke gewogen; man bedarf ſeiner leider aber recht häufig. Er führt zwar ſelbſt keine Opferungen aus, leitet keine Gebete; da er aber in direktem Verkehr mit den Göttern ſteht, ſo übt er einen großen Einfluß auf alle gottesdienſtlichen Handlungen. Er ernennt den Bewahrer des gurt kuala, den gurt-kuala-ut'is, auf unbeſtimmte, in anderen Gegenden auf Lebenszeit, ebenſo auch den Hainprieſter, den lud-ut'is wie den badzim-lud-ut'is; er beſtimmt nach Bechterew bei den Hainopferungen die Farbe und Qualität des Thieres, das dem Gotte dargebracht werden ſoll, namentlich, wenn das Opfer wegen Seuchen oder andern allgemeinen Unglücks dargebracht wird, und meiſtens ſoll es ſich dann treffen, daß der Gott gerade die Farbe und Zeichnung wünſcht, von welcher der tuno ein Thier im Stalle hat, wo ihm das Dorf dann einen beliebigen hohen Preis zahlt. Er beſtimmt auch bei häuslichem Unglück die Qualität des Opfers, wie den Gott, der es erhält, und den Platz, an welchem es dargebracht wird.

Wenn ein Pferd oder eine Kuh verloren gegangen iſt, ſo legt er das Silberſtück, das man ihm ſchenkt, in einen Löffel mit Waſſer oder Kumyſchka, ſieht darauf und nennt dann den Aufenthaltsort des Thieres. Krankheiten heilt er durch Beſprechen, oder er läßt gewiſſe Opfer verrichten.

Der tuno erbt gelegentlich ſeine Würde von ſeinem Vater, doch kommt es auch vor, daß ein heruntergekommener Bauer ſich ſelbſt als tuno aufthut, behauptet Verkehr mit den Göttern zu haben ꝛc. Wenn der alte tuno abgängig iſt, kann er dann auch die Würde deſſelben ſich aneignen.

Von geringerer Bedeutung iſt der pel'l'äs'kis. Dies kann ſowohl ein Mann als auch gelegentlich eine Frau, junge oder alte, ſein. Der pel'l'äs'kis heilt ebenfalls durch Beſprechen, entdeckt verlorene Thiere ꝛc., doch ſteht er nicht mit den Göttern in Verkehr. Alles das, was der pel'l'äs'kis macht, vermag auch der tuno, nicht aber umgekehrt. Aminoff hat einige der Zauberformeln (kyl=Wort oder pel'l'äs'kon=das Blaſen) des tuno und pel'l'äs'kis erhalten können. Der Beſchwörende rechnet eine Menge unmöglicher Dinge auf und fügt dann hinzu: erſt wenn alle dieſe Dinge eintreffen, könne der böſe Geiſt dem Kranken irgend einen Schaden zufügen. Das Ausſprechen der Zauberformel begleitet der pel'l'äs'kis mit Blaſen, daher ſein Name.

Der ſchlimmſte Geſelle iſt der vedin must oder ubir oder vodn'äs', ein mächtiger und ausſchließlich böswilliger Zauberer. Er hat die Macht allerlei Krankheiten dem Menſchen zuzuſchicken, ja er kann auch Menſchen in Thiere verwandeln. Er kann aber auch ſich ſelbſt verwandeln, fliegt in der Luft umher und greift gelegentlich ſogar die Sonne an, es gelingt ihm dann ſie theilweiſe zu verdunkeln (Sonnenfinſterniß), doch geht ſie bekanntlich immer als Siegerin hervor. Dieſe Sage war ſchon Georgi in ähnlicher Form bekannt; ſie hat aber beſondere Bedeutung inſofern, als nach Rytſchkow die Mutter Sonne Göttin der Geſundheit und Feindin der Krankengeiſter war.

Es iſt aber in der Gegenwart nicht all zu ſchwer, ſich vor den Verfolgungen des vedin murt zu ſchützen; man braucht nur einen Tropfen Blut von deſſen Körper ſich auf die Zunge zu legen und iſt dann ſicher vor ihm. Man kann ſich alſo vorſtellen, daß des vedin murt Leben nicht gar zu angenehm ſein mag. Er trachtet daher auch immer darnach, ſeine böſen Eigenſchaften zu verheimlichen. Wenn er aber einmal erkannt wird, dann iſt er gemieden und geächtet; er findet für ſeine Tochter keinen Mann, für ſeinen Sohn kein Weib aus einer ehrlichen Familie, und die Familien dieſer Unglücklichen können ſich nur unter einander verbinden. Das Unglück des vedin murt iſt ſomit auch erblich, und es iſt wohl nicht zu verwundern, wenn er die Verachtung der Leute mit Haß und Tücke vergilt.

Die Opferungen im lud werden vom lud-ut'is, Hainhüter, geleitet. Dieſer wird vom tuno ernannt, ebenſo wie die 4 bis 6 badzim-lud-ut'is, der gurt-kuala-ut'is und die 3 bis 4 badzim-kuala-ut'is. Jeder dieſer Würdenträger hat die Obliegenheit das ihm anvertraute Heiligthum in Stand zu halten und die Opferungen in demſelben zu leiten. Außerdem giebt es aber die erbliche Würde des vorśud ut'is, Hüter des vorśud, auch kuris'kis' oder vös'äs'kis, Beter oder Opferer genannt, welcher in großem Anſehen ſteht. Nach Aminoff ſoll er im Kazanſchen mudorts'i oder mudor ut'is, mudor-Hüter, heißen. Seine Obliegenheit iſt in der Gegenwart einerſeits die allgemeinen Opferungen zu leiten, die nicht im kuala oder lud abgehalten werden, außerdem aber bricht er vor dem kvar-sur-Feſte (29. Juni) für jedes kuala des Dorfes von dem heiligen Baume jeder Familie Zweige ab und legt ſie auf das džadžy. Früher aber ſcheint er noch manche andere Funktionen ausgeübt zu haben, ſo z. B. das Namengeben.

---

# Ueber das Alter des Menſchen in Amerika.

α. Die Frage nach dem erſten Auftreten des Menſchen auf der weſtlichen Erdhälfte hat ſeit den Tagen des Columbus die gelehrte und ungelehrte Welt vielfach beſchäftigt. Erſtaunt über das Vorhandenſein von Weſen in dem neu entdeckten Erdtheil, der außerhalb des geographiſchen Bereichs der bibliſchen Anſchauung lag, hat man anfangs ſogar daran zweifeln wollen, daß die Entdecker wirkliche Menſchen geſehen hätten. Gewohnt im engen Rahmen der bis

zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gültigen Weltanſchauung zu denken, mußte das Vorhandenſein von Menſchen in dem geographiſch völlig von der alten Welt getrennten Amerika zu den ſonderbarſten Muthmaßungen führen und der Hypotheſen war kein Ende. Ragt doch der Streit über den Urſprung des amerikaniſchen Menſchen herein bis in unſere Tage, wo er in der mehr wiſſenſchaftlichen Form der Polygeniſten und Monogeniſten noch heftig genug geführt wurde.

Das erſte Wort in der Entſcheidung über die Frage nach dem Alter des Menſchen in Amerika haben die Geologen zu ſprechen. Sind dort echte foſſile Ueberreſte des Homo sapiens gefunden worden? Wer die Anſtrengungen und Enttäuſchungen kennen lernen will, welche auf dieſem Gebiete gemacht wurden, dem empfehlen wir ſich darüber in Short's „The Americans of Antiquity“ (New York 1880), p. 112 — 130 Rath zu erholen. Da ſind pompöſe Funde von menſchlichen Gerippen bis in die Tertiärzeit zurück angekündigt, aber nicht einmal die Funde aus der Glacialzeit halten Stich vor der wiſſenſchaftlichen Prüfung und das Reſultat lautet: We have seen, that as yet no truly scientific proof of man's great antiquity in America exists. Sir John Lubbock giebt dem Daſein des Menſchen in Amerika nicht mehr als 3000 Jahre. Er wäre danach alſo erſt dort aufgetreten, als in Aegypten die berühmte 18. Dynaſtie blühte und im Nilthale ſich ſchon eine hoch entwickelte Kultur ausgebreitet hatte.

Muſtern wir die verſchiedenen Theorien und Hypotheſen, welche über den Urſprung der alten Amerikaner aufgeſtellt wurden, ſo treffen wir gleichfalls auf viel wild und üppig wucherndes Unkraut, zumal da, wo ſtrenge Bibelgläubigkeit Unfug anrichtet. Da ſind es zunächſt die bekannten verlorenen zehn Stämme der Iſraeliten, die nicht zur Ruhe kommen können und in der neuen Welt ihre Wiederauferſtehung feiern, freilich zu Rothhäuten transformirt. Mr. George Jones ſchrieb ein dickleibiges Buch über die Identity of the Aborigines of America with the people of Tyrus and Israel, und der berühmte, durch ſein neunbändiges Werk über die mexikaniſchen Alterthümer hochverdiente Lord Kingsborough fehlte auch in ſeinen Endſchlüſſen, indem er die jüdiſche Koloniſation Amerikas beweiſen wollte. Nichts iſt gefährlicher auf dem Gebiete der Ethnologie als mißverſtandene Analogien und daraus abgeleitete Schlüſſe. Mit deren Hilfe will ich die Abkunft jedes Volkes von jedem beliebigen andern nachweiſen. Franz von Löher's Vandalen auf den Canariſchen Inſeln gehören in dieſe Kategorie. Garcia (Origin de los Indios. Valencia 1607, p. 323) weiſt nach, daß Peru Ophir war, und in Yucatan findet er den bibliſchen Joktan (1 Moſ. 10, 25). Auch der berüchtigte — wiewohl nicht unverdiente — Abbé Domenech findet Ophir in Peru wieder. Hanno iſt nicht an der Küſte Afrikas hingeſchifft, ſondern hinüber nach Amerika. Phöniziſche Beſiedlung iſt ſo ziemlich alle dreißig bis vierzig Jahre von einem neuen Autor aufs Tapet gebracht worden und gefälſchte phöniziſche Inſchriften wurden wiederholt in Amerika entdeckt. Wer die ganze derartige Literatur zuſammengeſtellt haben will, der findet ſie reichlich excerpirt in Bancroft's Native Races of the Pacific States V, 9 seq. Genug damit!

Mehr Anſpruch auf Wahrſcheinlichkeit hat eine Erreichung Amerikas durch chineſiſche Menſchen, wiewohl damit noch nicht eine Abſtammung der Amerikaner von den Chineſen, wie mancher Enthuſiaſt will, bewieſen wäre. Wir zielen hier auf die bekannte und ad nauseam wiederholte Fuſang-Geſchichte, die zuletzt mit viel Gelehrſamkeit von Charles Leland: Fusang, or the Chinese Discovery of America (New York 1875), behandelt wurde. Wer aber die ganze Grundloſigkeit einſehen will, daß unter Fuſang der Chineſen Amerika zu verſtehen ſei, der möge Bretſchneider's Aufſatz darüber in den Mittheilungen der Deutſchen Oſtaſiatiſchen Geſellſchaft nachleſen. Nahe verwandt mit dieſer chineſiſchen Theorie iſt die von Ranking (Historical researches p. 171 seq.) vertretene Anſicht, daß der Mongolenkaiſer Kublai Chan eine große Flotte im 13. Jahrhundert gegen Japan ausſandte, die verſchlagen wurde und an die Geſtade Perus gelangte. Von deren Beſatzung ſtammen die Incas, was ſehr plauſibel auf dem Wege der Analogie bewieſen wird. Schade um die viele gelehrte Arbeit. Der hiſtoriſche Beweis der Beſiedlung Alt-Amerikas von der alten Welt aus ſoll noch erbracht werden. Ueber die Fahrten der Nordmänner nach dem Nordoſten reicht er bisher nicht zurück.

Wenn auch die konkreten Fälle, die ſich auf „Fuſang“ und Kublai Chan beziehen, von der Kritik zurückgewieſen werden müſſen, ſo iſt doch damit nicht die Möglichkeit ausgeſchloſſen, daß Oſtaſiaten auf dem Wege der Schifffahrt in vorcolumbiſcher Zeit nach den weſtlichen Geſtaden Amerikas gelangten. Im Gegentheil, es iſt dieſes ſehr wahrſcheinlich und der Beweis hierfür liegt im Verſchlagen japaniſcher Dſchonken nach Californien. Im Overland Monthly (San Francisco 1873) finden wir die Angabe, daß allein in den letzten neunzig Jahren fünfzehn beglaubigte Fälle dieſer Art vorliegen. Der Kuro Siwo, der Schwarze Strom, iſt es, welcher jene Fahrzeuge nach Oſten treibt. Bei der Aleuten-Inſel Attu ſcheiterte im September 1862 eine japaniſche Dſchonke mit zwölf Mann Beſatzung, welche drei Monate vorher Japan verlaſſen hatte. Im Juli 1871 wurden auf derſelben Inſel von einem amerikaniſchen Zolldampfer vier ſchiffbrüchige Japaneſen aufgenommen. Am 16. December 1871 brachte der Schuner „Hutchinſon“ drei Japaner nach San Francisco, die er auf der Inſel Atka aufgenommen hatte; ſie waren die einzigen Ueberlebenden von der Bemannung der Dſchonke „Jinko Maru“ aus Matſaſka. Kapitän Cop aus Neu-London rettete 1815 etwa 15 bis 20 japaniſche Seeleute von einer entmaſteten Dſchonke in 40° nördl. und 170° weſtl. und ſetzte ſie auf Lahaina (Sandwich-Inſeln) ans Land. Im Jahre 1855 fand Kapitän Brooks vom Schiffe „Leverett“ eine verlaſſene Dſchonke in 42° nördl. und 170° weſtl. Im Jahre 1805 ſcheiterte eine Dſchonke in der Nähe von Sitka. Kapitän Jennings von der engliſchen Brigg „Forreſter“ traf im Jahre 1813 bei den Königin-Charlotte-Inſeln eine große japaniſche Dſchonke, welche lange umhergetrieben war und auf welcher nur noch drei Mann von der Beſatzung lebten. Am Kap Flattery (Waſhington) ſtrandeten 1833 Japaner, die von den Indianern theils ermordet, theils zu Sklaven gemacht wurden. Bald darauf ſtrandete eine mit Wachs beladene Dſchonke an der Mündung des Columbia. Aber auch weiter ſüdlich ſind geſtrandete aſiatiſche Schiffe nachweisbar. Im Jahre 1853 wurde das Wrack einer Dſchonke bei den San-Benito-Inſeln an der Küſte von Untercalifornien gefunden. Alle dieſe Fälle beweiſen, wie der Menſch auch wider ſeinen Willen von Oſtaſien nach Amerika gelangt.

Selbſt von jenen, die auf der Originalität des amerikaniſchen Menſchen beſtehen, kann nicht geleugnet werden, daß an der engen Paſſage der Beringſtraße ein Verkehr zu allen Zeiten zwiſchen den hüben und drüben wohnenden Völkern ſtattgefunden hat. Bei klarem Wetter vermag man von der Mitte derſelben gleichzeitig beide Kontinente zu erblicken. Die Beringſtraße iſt keine Völkerſcheide, ſie iſt eher eine Brücke.

Die Volksſtämme hüben und drüben gehören zu einer

Race, was der alte Steller (Kamtſchatka 251) bereits bemerkte: „Die Amerikaner, welche wir bei Schumachin's Inſel auf Amerika geſehen, ſind den hieſigen Völkern (Kamtſchadalen) ſo gleich als ein Ei dem andern.“ v. Kittlitz, Erman (Zeitſchrift f. Ethnologie Bd. II), Baſtian (in Zeitſchrift f. Erdkunde), alle ſtimmen in dieſer Beziehung überein. Nicht zufällige Analogien finden ſich hüben und drüben, wie z. B. die wichtige Bildung der Verwandtennamen bei Kamtſchadalen und Korjäken einer- und manchen Amerikanern andererſeits übereinſtimmt (Radloff, Ueber die Sprache der Tſchuktſchen, St. Petersburg 1861, 8.). Steinkocher ſind die Völker hüben und drüben, ſie haben dieſelben Schwitzbäder, die gleiche Bauweiſe, die Bärenverehrung, dieſelbe Art der Zweikämpfe, ihr Knochenſchnitzwerk zeigt den gleichen Stil u. ſ. w. Daß das rauhe Klima ein Hinderniß geweſen ſein ſolle, daß auf tiefer Stufe ſtehende Völker via Beringſtraße nach Amerika gekommen ſeien, vermögen wir nicht anzuerkennen. Wer bei Holmberg (Völker des Ruſſ. Amerika, Helſingfors 1855, I, 19, 38) lieſt, wie die Thlinkithen im Winter barfuß gehen und ihre Kinder ſelbſt im Winter täglich im Meere baden, der wird auf ſolchen Einwand nicht achten.

Anzunehmen und nicht auszuſchließen iſt alſo eine Beſiedlung Amerikas via Beringſtraße in uralter Zeit. Die heute auf der amerikaniſchen Seite derſelben ſitzenden Völker ſind allerdings die letzten ſpäten Ankömmlinge, was unter anderm daraus hervorzugehen ſcheint, daß die Konjagen den Tabak erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Ruſſen kennen lernten (Holmberg a. a. O. 132). Alle übrigen Amerikaner rauchten ſchon lange.

Bleiben noch die Anſichten zu erörtern, welche den amerikaniſchen Menſchen als autochthon hinſtellen. Sie kamen auf, als das viele ungereimte Zeug über Abkunft von den Phöniziern, Juden u. ſ. w. ſich breit machte, und wurden vertreten von einer vorzüglich geſchulten Anzahl amerikaniſcher Gelehrter. Mit ihnen vereinigten ſich ſolche, welche den Schöpfer ein rothhäutiges Paar Adam und Eva ſpeciell für Amerika in ein amerikaniſches Paradies ſetzen ließen. Wiſſenſchaftlich vertrat der berühmte Anthropologe Dr. Samuel Morton die Unabhängigkeit des amerikaniſchen Menſchen von der alten Welt. In ſeinem großen Werke Crania Americana ſchildert er und zeichnet er die Schädel der Moundbuilder, Mexikaner, Peruaner und vieler Jägervölker. Er fand für alle einen einheitlichen Typus vom Polarkreis bis Patagonien und vertrat die Anſicht, daß die Amerikaner eine ganz ſelbſtändige, autochthone Race bildeten. Nur den Unterſchied zwiſchen barbariſchen und toltekiſchen (civiliſirten) Völkern machte er. „Es iſt merkwürdig zu beobachten,“ ſagt Morton, „daß die barbariſchen Völker ein um $5^1/_2$ Kubikzoll größeres Gehirn als die Tolteken haben; letztere beſitzen dafür eine größere Entwickelung des Vorderſchädels wie jene im Verhältniß von 42,3 zu 41,8. Der Geſichtswinkel beider iſt gleich und beträgt 75 Grad.“ Selbſt mit den Mongolen will Morton den Amerikanern keine Aehnlichkeit zugeſtehen. Was in Künſten, Inſtitutionen, Religion, Sitten und Gebräuchen übereinſtimme, ſei „auf gelegentliche oder koloniale Mittheilung mit aſiatiſchen Völkern“ zurückzuführen oder ſelbſtändig unter gleichem Bedürfniß und ähnlichen klimatiſchen und Lebensbedürfniſſen entſtanden.

Agaſſiz ſchloß ſich Morton an. „Wir glauben,“ ſagt der berühmte Naturforſcher, „daß, wie alle organiſchen Weſen, die Menſchheit nicht in einzelnen Individuen entſtanden ſein kann, ſondern in jener numeriſchen Harmonie geſchaffen worden ſein muß, welche das Charakteriſtikum jeder Art iſt. Der Menſch muß in Nationen entſtanden ſein, wie die Bienen in Schwärmen entſtanden, und wie die verſchiedenen geſellſchaftlichen Pflanzen die weiten Strecken bedeckten, über die ſie ſich naturgemäß verbreiteten.“ Nott und Gliddon führten ſolche Anſichten weiter aus in ihrem großen Werke Types of Mankind, in dem alles geſagt iſt, was ſich für ein Autochthonenthum der Amerikaner vorbringen läßt.

Die neuere ethnologiſche und anthropologiſche Forſchung ſteht nicht mehr auf dieſem Standpunkt. Sie nimmt den Zuſammenhang der Amerikaner mit den Menſchen der alten Welt, ſpeciell mit den Mongolen an und läßt vor undenklichen Zeiten einen Zweig derſelben nach Amerika einwandern, dort aber ſich ſelbſtändig und unabhängig von der öſtlichen Kultur entwickeln.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— In den „Mitheilungen der k. k. Geogr. Geſellſchaft in Wien“ 1881 (Heft 6 bis 9, S. 378 ff. nebſt Karte) handelt Dr. V. Goehlert über Anthropometrie und ſpeciell über die Körperlänge nach der ethnographiſchen Verſchiedenheit der Völker Oeſterreich-Ungarns. Das Intereſſanteſte iſt die Karte, welche die ungefähren ethnographiſchen Grenzen und daneben die durchſchnittliche Körperlänge der in den 80 Militär-Ergänzungsbezirken des Reiches in den Jahren 1870 bis 1873 gemeſſenen 1 520 000 Rekruten zeigt. Die Körpergröße fällt zwar keineswegs immer mit der Nationalität zuſammen; doch läßt ſich im Großen und Ganzen folgende Reihenfolge aufſtellen: zu oberſt in der Körperlänge ſtehen die Dalmatiner, ihnen zunächſt die Serben (Serbokroaten) und Slovenen; etwas kleiner als dieſe ſind die Deutſchen. Mit dieſen gleich groß zeigen ſich die Czechen, denen ſich die Ruthenen und Rumänen anreihen. Zu dem kleinſten Menſchenſchlage gehören die Magyaren und die Polen, insbeſondere die Mazuren. Nach Goehlert's Anſicht läßt ſich ein Rückgang in der Körperlänge gegen frühere Zeiten nicht leugnen, wenigſtens nicht für jene Gegenden, in welchen während einer längern Reihe von Jahren durch unausgeſetzte Entziehung aller größeren, kräftigen und zur Fortpflanzung geeigneten Perſonen, d. i. durch Rekrutirungen, gewaltſam in die Bevölkerungsverhältniſſe eingegriffen wurde. So läßt ſich für Böhmen, welches in dieſem Jahrhundert über 600 000 Mann zum öſterreichiſchen Heere geliefert hat, auf Grund amtlicher Daten eine Abnahme der Körpergröße um 39,5 mm ſeit 100 Jahren nachweiſen. Frankreich fand ſich ſeit einem Jahrhundert bereits dreimal gezwungen, in dem für Rekruten beſtimmten Minimalmaße herabzugehen; auch Oeſterreich hat ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts das Minimalmaß für Rekruten von 63 auf 59 Wiener Zoll heruntergeſetzt, und trotzdem beträgt die Zahl der Untermäßigen gegenwärtig noch immer 13 bis 14 Procent oder den ſiebenten Theil der unterſuchten Wehrpflichtigen. Zum Schluſſe macht der Verfaſſer darauf aufmerkſam, daß bei der nachgewieſenen Verſchiedenheit der

Körperlänge der verschiedenen Völker Oesterreich-Ungarns das für alle Länder der Monarchie gleichmäßig festgesetzte Minimalmaß für Rekruten eine Ungerechtigkeit in sich schließt, indem dasselbe Gegenden mit kleinerm Menschenschlage ungleich mehr belastet, als solche mit größerm, und daß es von der Gesetzgebung gerechter wäre, das Minimal-Körpermaß nicht gleichmäßig für alle Länder der Monarchie festzustellen.

— Die Hundred-of-Hoo-Eisenbahn, welche von Higham, unweit Gravesend, nach der Insel Grain (an der Themse-Mündung) in Verbindung mit der Südostbahn gebaut wird, nähert sich rasch ihrer Vollendung. Ihre Eröffnung wird weit mehr als lokale Bedeutung besitzen, da dieselbe dazu bestimmt ist, die Insel Grain zum Mittelpunkte eines großen festländischen Verkehrs mit Belgien, Holland und Deutschland zu machen. Grain ist am linken Ufer des Medway gegenüber der Arsenalstadt Sheerneß gelegen, deren Rhede ausnahmsweise große Bequemlichkeiten als Ankerplatz für Schiffe bietet. Ein 400 Fuß langer Pier wird in Grain in Verbindung mit der Eisenbahn hergestellt, und da selbst bei Ebbe eine Wassertiefe von 20 Fuß vorhanden ist, werden die größten Schiffe im Stande sein, zu irgend einer Zeit beizulegen und ihre Ladungen zu löschen. (Allg. Zeit.)

— Daß Frankreich, dessen Weinberge bereits zu einem Viertheile von der Reblaus vernichtet worden sind, bedeutende Mengen italienischen, besonders sicilianischen Rothweins bezieht, erwähnten wir früher (s. Globus" XXXVI, S. 120). Aber auch Spanien muß vor den Riß treten: einer amtlichen Angabe des spanischen Regierungsanzeigers zufolge wurden in den ersten sechs Monaten 1881 allein nach Frankreich 3 140 547 Hektoliter spanischen Weines im Werthe von 131 902 947 Francs importirt. Die größten Quantitäten bezogen hiervon Paris, Bordeaux, Cette und Port Vendres.

— Leuchtthürme Spaniens. 175 Leuchtthürme stehen auf den Küsten Spaniens; von diesen entfallen 71 auf die Mittelmeerküste, 25 auf die Balearen, 3 auf Gibraltar, 1 auf die Insel Alboran, 1 auf Ceuta und 75 auf die atlantischen Küstenstrecken Spaniens.

(Boletines der Soc. geogr. de Madrid.)

— Das durch seine landschaftlichen Schönheiten ausgezeichnete Gebiet der kleinen Pyrenäenrepublik Andorra umfaßt drei Gebirgsthäler; der einzige Fluß des Landes heißt Rio Valira. Die Bevölkerung zählt etwas über 15 000 Seelen, welche in zwanzig Gemeinden vertheilt sind. Die Hauptstadt Andorra la Vieja zählt 2000 Einwohner, größer und bedeutender ist San Julian mit über 3000 Einwohnern; beachtenswerth sind noch die Pfarrdörfer Encamp, Canillo, La Masana und Ordino. Außer der katholischen wird keine andere Konfession geduldet. An der Spitze der Exekutivgewalt stehen ein Spanier und ein Franzose, um die Interessen des Bischofs von Urgel und Frankreichs, welche zusammen ein Protektorat über das Land ausüben, zu vertreten. Ihr Amtstitel ist der der Vigueres. Als legislative, berathende und überwachende Behörde fungirt das Consejo, eine aus 24 vom Lande gewählten Deputirten bestehende Körperschaft. In der Gegenwart hat man die Vigueres abgesetzt und das Consejo hat die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen. Die Kriegsmacht besteht aus zwanzig Gendarmen, welche Truppe im Nothfall bis auf hundert Mann ergänzt werden kann. Die Ausrüstung, Uniformirung und Bewaffnung ist dieselbe, wie jene der carlistischen Infanterie, indem die Republik den Banden des Dorregaray bei ihrem Rückzuge nach Frankreich die gesammte Ausrüstung abkaufte. Der gegenwärtige Kommandant dieses Gendarmencorps ist ein ehemaliger Maulthierhändler, Namens Canillo, welcher in dem letzten spanischen Bürgerkriege in den Reihen der Carlisten mitgefochten hatte.

(Nach Manuel Diaz y Rodriguez in der Correspondencia Militar von Madrid.)

— Dr. M. Busch's Reisehandbuch „Die Türkei" ist kürzlich in 3. Ausgabe (Wien, M. Perles) erschienen. Für Konstantinopel und Umgebung ist es ziemlich ausführlich und zuverlässig; die Touren in den Provinzen sind dagegen etwas kurz behandelt. Ein Index, ein Stadtplan von Stambul und eine bessere Uebersichtskarte würden den Werth des Buches nicht unbedeutend erhöhen.

— Die Vorarbeiten zur Durchstechung des Isthmus von Korinth — wird der „Allg. Zeit." aus Athen, 14. August, geschrieben — haben begonnen und schreiten, an zwei Stellen zu gleicher Zeit in Angriff genommen, rüstig vorwärts, da die Sprengung der Felsmassen keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. Zugleich sind zwei Kartographen beschäftigt, eine genaue Karte des Isthmus aufzunehmen, welche dem geographischen Kongresse in Venedig vorgelegt werden soll. Weiter meldet dieselbe Zeitung vom 16. September, daß die Versuchsstollen schon bis 50 m tief eingetrieben wurden. Als beste Linie ist die antike aus Nero's Zeit erkannt worden, und soll deshalb beibehalten werden. Die eigentlichen Arbeiten sollen im December beginnen. Bei den Grabungen wurde eine gewaltige künstliche Höhle entdeckt, ein wahres Wunderwerk und unversehrt erhalten, welche offenbar zur Zeit Nero's vollendet wurde und den Arbeitern als Aufenthalt diente.

— Aus Vostitza im Peloponnes, dem alten Aegion, kommt die Nachricht, daß beim Dorfe Mamussia im Demos Aegion auf hohem Bergrücken, von welchem die ganze Strandebene am korinthischen Golfe und die Gebirge bis nach Korinth hin zu überschauen sind, ein altes Theater entdeckt wurde, welches mit verhältnißmäßig geringen Kosten bloßgelegt und wiederhergestellt werden kann. Dasselbe gehört unzweifelhaft der alten Stadt Keryneia an, welche, ursprünglich nur eine Bergveste der Helikeer, schon früh solche Bedeutung gewann, daß sie an Stelle des von seinen Bewohnern verlassenen Aegae als selbständiges Mitglied in den achäischen Bund aufgenommen wurde.

(Nach der Allg. Zeit.)

## Asien.

— Aus Beiram, dem antiken Assos an der Südküste der troischen Landschaft, kommt uns die Nachricht, daß Mr. Joseph J. Clarke, welcher dort im Auftrage der Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft Untersuchungen vornimmt, zugleich mit einer Aufnahme der Troas im Maßstabe von 1:100 000 beschäftigt ist. Dieselbe soll alles Land ostwärts bis zu einer Linie, welche Tschanak Kalessi mit Edremid (Adramyttion) verbindet, sowie die Nordspitze der Insel Mytilene umfassen und namentlich die geologischen Verhältnisse berücksichtigen. Der südliche Theil dieser Karte, die Küste zwischen Edremid und Baba Kalessi und den Lauf des Flusses Satnioeis umfassend, wird noch im Spätherbst dieses Jahres vollendet werden.

— Trotz aller Finanznoth wagt es die türkische Regierung in Palästina an Straßenbau und sogar an Reparaturen zu denken. Wie der „Warte des Tempels" aus Jerusalem (9. August 1881) geschrieben wird, ist kürzlich von Konstantinopel dorthin der Befehl gekommen, daß eine Fahrstraße nach Hebron hergestellt werde. In Folge dessen wurde ein griechischer Ingenieur damit beauftragt, der seine Arbeit leider damit begann, eine möglichst ungeeignete Linie abzustecken, nämlich anstatt sie oben auf der Höhe längs des gewöhnlichen Weges nach Bethlehem hinzuführen, steigt er gleich beim Jaffathore hinunter ins Gihonthal bis an den untern Gihonteich, am untern Ende desselben vorbei und sodann hinauf über einen felsigen Bergrücken, um jenseits der Anhöhe den Weg nach Bethlehem zu erreichen. Da der gerade ste und ebenste Weg bei der Kolonie der Templer vorbeiführen mußte, haben letztere beim Pascha gegen jenes Projekt Einsprache erhoben — mit welchem Erfolge, wird sich zeigen, wenn überhaupt aus der ganzen Sache etwas wird. — Kein besseres Prognostikon kann man dem zweiten Projekte stellen, welches vom Scheich-ül-Islam ausgeht. In seinem Auftrage

erschien ein türkischer Architekt in Jerusalem, um die Gebäulichkeiten und archäologischen Ueberreste des Tempelplatzes (Haram esch-Scherif) zu renoviren; derselbe fand, daß dazu eine Summe von 18000 türkischen Pfunden erforderlich sei, und steht nun mit den Bauverständigen der heiligen Stadt wegen Uebernahme der Arbeiten in Verbindung. Fraglich ist dabei nur, woher die Pforte jene Summe nehmen wird. Eine wirkliche Verbesserung hat dagegen die Straße zwischen Jerusalem und Jaffa erfahren, welche Eigenthum der Jerusalemer Stadtbehörde ist. Dieselbe hat seit drei Vierteljahren durch den Weingärtner Gohl von Haifa mit Hilfe von 20 bis 50 Arabern den Weg erst im Gebirge, dann in der Ebene ausbessern lassen, so daß man jetzt mit Wagen ordentlich darauf fortkommen kann. In Folge dessen hat sich die Frequenz so gehoben, daß jetzt 30 bis 40 Wagen darauf hin und her gehen und die Pacht des Straßenzolles von 550 türkischen Liren auf 1200 gestiegen ist. Dieser Wagenverkehr ist durch die Templer ins Leben gerufen worden, hat aber bald auch Juden und Araber zur Nacheiferung veranlaßt, so daß man jetzt in Folge der Konkurrenz nur 5 bis 6 Francs Fuhrlohn von Jerusalem bis Jaffa zahlt, während noch vor etwa zehn Jahren ein Wagen ebenso viele Napoleonsd'or kostete. Dies zeigt, wie die deutschen Kolonisten ohne Worte und bloß durch ihr Beispiel einen wenn auch kleinen Beitrag zur Hebung des Landes liefern.

## Polar-Gebiete.

— Am 3. September ist Marinelieutenant Bove von Genua nach Buenos Ayres abgefahren, um dort den Befehl über die von der argentinischen Regierung beabsichtigte antarktische Expedition zu übernehmen (vergl. oben S. 48 und 112). Eine wissenschaftliche Kommission soll daran theilnehmen und sich am 5. Oktober gleichfalls in Genua einschiffen: die zoologischen Arbeiten werden von Dr. Vicinguerra, die botanischen wahrscheinlich von Dr. Lorenz in Buenos Ayres, die mineralogischen und geologischen von dem Professor der Universität zu Sassari, Lovisati, und die photographischen Aufnahmen von Lieutenant Roncagli ausgeführt werden.

— Wie wir auf S. 16 (vergl. auch S. 109) dieses Bandes berichteten, verließ der reichlich verproviantirte Zolldampfkutter „Corwin" unter Kapitän Hooper am 3. Mai d. J. San Francisco, theils um im Beringsmeere den Schnapshandel, welchen einige Schiffe aus San Francisco und Honolulu dort widerrechtlich mit den Eingeborenen betreiben, zu unterdrücken, theils um nach der „Jeannette" und zwei verschollenen Schiffen von Walfischfängern zu suchen. Durch den Walfänger „Thomas Pope", welcher schon Ende Juli mit reichlichem Fange nach San Francisco zurückkehrte, kam die erste Nachricht (vom 14. Juni) von jenem Zollkutter, mit welchem der „Thomas Pope" in der Plover-Bai (am Südufer der Tschuktschen-Halbinsel) zusammengetroffen war. Danach hatte der „Corwin" die Bering-Straße passirt und war an der sibirischen Nordküste westlich bis zum Kap Wankarem (176° 52' westl. L. Gr. und 67° 54' nördl. Br.) vorgedrungen, wo sein Steuerruder stark beschädigt wurde. An der Koliutschin-Bai landete er zu Anfang Juni eine Erforschungspartie, bestehend aus den Lieutenants Herring und Reynolds, einem Matrosen und zwei Eingeborenen nebst 25 Hunden, vier Schlitten, einem Boote ꝛc., damit dieselbe bei den Küsten-Tschuktschen wegen der beiden vermißten Walfischfänger und der „Jeannette" Erkundigungen einzöge; denn Kapitän Hooper glaubte, daß, wenn letzterm Schiffe ein Unglück zugestoßen wäre, ihre Mannschaft versucht hätte, das asiatische Festland zu gewinnen. Der „Corwin" lief nun die Plover-Bai und später St. Michaels an, von welch' letzterm Punkte sein zweiter Bericht (vom 9. Juli) datirt ist, und nahm dazwischen am 29. Juni jene Land-Expedition wieder auf. Die Forschungen derselben hatten ergeben, daß zwei verlassen im Eise treibende Schiffe, welche im November 1880 von Küsten-Tschuktschen besucht wurden, und von denen man verschiedentlich schon gehört hatte, in der That die vermißten Walfänger „Mount Wollaston" und „Vigilant" waren. An Bord des letztern wurden vier Leichen gefunden, die dem Anscheine nach schon lange gelegen hatten, so daß man annehmen muß, daß beide Schiffe schon im Spätherbste oder Winter 1879 verlassen wurden. Die Tschuktschen haben bei ihrem Besuch am Bord beider später fortgetriebenen Schiffe verschiedene Gegenstände mitgenommen, die nach San Francisco geschickt und als theils zu dem einen, theils zu dem andern Schiffe gehörig erkannt worden sind. Man hofft nun, daß ihre Bemannung sich nach Wrangels-Land geflüchtet und dort vielleicht von der „Jeannette" aufgenommen worden sein möge; von letzterm Schiffe hatte Niemand an jenen Küsten etwas gesehen. Kapitän Hooper wollte von St. Michaels aus noch den Kotzebue-Sund besuchen, dann an der arktischen Küste Amerikas bis Point Barrow fahren und von da um den 10. August direkt nach der Herald-Insel und Wrangels-Land gehen; er hofft beides zu erreichen, da, wie er wiederholt betont, die Eisverhältnisse sich als sehr günstig erweisen, und der diesjährige Sommer dort eine „offene Saison" ist.

— Während in diesem Jahre die Eisverhältniße im Bering-Meere sowohl als auch nördlich vom Smith-Sunde sich als sehr günstig für die Schifffahrt herausgestellt haben, ist die vierte niederländische Nordpolar-Expedition (vergl. oben S. 64) auf dem „Willem Barents" im Spitzbergischen Meere nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Wegen einer ununterbrochenen Eisbarriere, die sich fast bis nach Norwegen erstreckte, konnte sie weder Spitzbergen, noch selbst die Bäreninsel erreichen; nach einem nochmaligen Versuche, ihren Weg nach Norden zu erzwingen, wird sie, wie aus Kopenhagen an die „Times" berichtet wird, heimkehren, da der Kapitän überzeugt ist, daß Nowaja Zemlja in diesem Jahre vollständig von einem Eiswalle umschlossen wird.

## Vermischtes.

— Riesig ist der Papierverbrauch auf der Erde. Die Vereinigten Staaten produciren von diesem Artikel jährlich 207000 Tonnen, England 180000, Deutschland 203000, Frankreich 132000, Oesterreich 97200, Italien 50600, Rußland 32400 und Spanien 30600. In den Vereinigten Staaten werden jährlich pro Kopf der Gesammtbevölkerung etwa 11 Pfund Papier verbraucht und in England etwa eben so viel, in Deutschland etwa 10 Pfund und in Frankreich 7½ Pfund. Dabei nimmt, wie fast allgemein anerkannt wird, die Produktion von Büchern überall ab, und der zunehmende Papierverbrauch rührt lediglich von der Entwickelung der Zeitungen und Zeitschriften her.

Inhalt: Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. V. (Schluß.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. I. — Ueber das Alter der Menschen in Amerika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 13. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 15.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Ein anthropologiſcher Ausflug in die Tatra.

Nach dem Franzöſiſchen des Dr. Guſtave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Nach Korziſka dehnt ſich die Tatra von Kralovan am Zuſammenfluſſe der Arva und Waag im Weſten bis Muszyna am Poprad, von Nowy-Targ (Neumarkt) im Norden bis zum Hochwaldplateau zwiſchen Bazſec und Czorba im Süden aus. Doch das iſt eine hydrographiſche Begrenzung, welche die Ebene am Fuße des Gebirges in ſich begreift, während die geologiſche Grenze des Gebirgsſtockes, der eigentlichen Tatra, viel enger gezogen iſt: ſie beginnt im Weſten mit dem Berge Oſobita und reicht öſtlich bis zur Käsmarker Spitze, geht von etwas über Zakopane im Norden bis zum Bade Schmecks im Süden. Nur der Nordabhang der Tatra gehört zu Galizien. Das Gebiet, welches ſich an ihrem Fuße bis nach Nowy-Targ hin ausdehnt, Podhale genannt, wird ausſchließlich von den Gebirgsleuten bewohnt; in geographiſcher wie ethnographiſcher Hinſicht unterſcheidet es ſich ſcharf von den benachbarten Landſchaften. In geographiſcher Beziehung ſind die Grenzen der Podhale im Süden die Tatra, im Norden der Donajec, im Weſten der Czarny-Donajec und im Oſten die Bialka. Da dieſe Flüſſe faſt ringsum von ſteilen, unbewohnten Bergen umgeben ſind, ſo darf man ſagen, daß die Bewohner des Podhale-Gebietes von ihren Nachbaren ebenſo getrennt leben, als ſäßen ſie auf einer Inſel. Auf jeder Karte fällt das längliche Viereck, welches, rings von Bergen umſchloſſen, von Galizien aus auf ungeriſches Gebiet weit übergreift, ſofort in die Augen; daſſelbe entſpricht genau der Podhale.

Die ethnographiſchen Grenzen fallen ſo ziemlich mit den geographiſchen zuſammen: rings um die Podhaler wohnen mancherlei von ihnen ganz verſchiedene Völker. Im Norden, von Nowy-Targ an und ſelbſt noch in einigen Dörfern auf dem rechten Ufer des Donajec, ſitzen Galizier vom Beskidengebirge. Obwohl ſie ebenſo wie die Podhaler polniſchen Urſprungs ſind, erkennt man doch letztere auf den erſten Blick heraus. Auch ſind ihre Lebensweiſe, ihre Sitten, ihre Beſchäftigungen andere, ihr Benehmen ein viel plumperes. Weſtlich und ſüdlich wohnen Slovaken, welche die Bevölkerung der ungeriſchen Komitate Arva und Liptau ausmachen; die eigentlichen Magyaren ſind dort nur durch Großgrundbeſitzer und Beamte vertreten. Im Oſten finden ſich Slovaken und um Käsmark, Poprad und Leutſchau im Zipſer Komitate, welches öſtlich an das Liptauer grenzt, Deutſche in kompakter Maſſe. Im Nordoſten, von Szlachtowa bei Szczawnica (an der Ruska, einem kleinen rechtsſeitigen Zufluſſe des Donajec) an beginnen die Ruthenen, welche nach Oſten längs der Karpathen bis über das linke Dnjepr-Ufer hinaus ſich ausbreiten. Dazu kommen dann noch die in Galizien ſo zahlreichen Juden, ſo daß man hier auf engbegrenztem Raume ſechs verſchiedene Völker mit mindeſtens fünf Sprachen findet, eine in Europa vielleicht einzig daſtehende Thatſache.

Nach Obigem ſind es vorzüglich die Slovaken, von denen die Podhaler umgeben ſind; obwohl erſtere an Zahl die letzteren unendlich überwiegen, da ihre Anzahl im nördlichen

Ungern auf mehr als 2 Millionen Seelen geſchätzt wird, ſo zeigen ſie doch kein Beſtreben, über ihre Grenzen hinauszugehen; vielmehr ſind es die Podhaler, welche Uebergriffe gemacht haben, indem ſie mehrere Dörfer auf dem ungeriſchen Abfalle der Tatra beſitzen (entgegen der Czoernig'ſchen ethnographiſchen Karte von 1856), während kein Dorf der galiziſchen Seite von Slovaken bewohnt wird, überhaupt kein Slovake in der Podhale ſich niedergelaſſen hat.

Slovaken und Podhaler unterſcheiden ſich, wie geſagt, bedeutend von einander. Die Slovaken haben hohen Wuchs, ſind kräftig, dabei aber ſchwerfällig und indolent. Die Podhaler dagegen ſind gewöhnlich von mittlerer Größe, etwas mager, aber ſehr lebhaft und beweglich. Ebenſo unterſcheiden ſie ſich in der Ernährung: der Slovake nährt ſich meiſt von Fleiſch, trinkt viel Alkohol, aber keine Milch; der Podhaler aber lebt faſt nur von Hafer, Milch und Waſſer. Zwiſchen beiden Stämmen finden Zwiſchenheirathen nur äußerſt ſelten ſtatt; Prof. Kopernicki hat mit Rückſicht darauf die Civilſtandsregiſter mehrerer Grenzpfarren durchgeſehen, hat aber keine Ehe zwiſchen einem polniſchen Gebirgsbewohner und einer Slovakin gefunden. Zudem leben beide Völker keineswegs in Eintracht, und zwar ſchon ſeit langer Zeit, wie eine merkwürdige Sage darthut.

Die Slovaken in der Umgebung der Tatra und im nordweſtlichen Ungern ſind, wie es Le Bon ſcheint, die Repräſentanten der Urrace, welche vor den großen aus Oſten kommenden Invaſionen das Land bewohnte. Meiſt haben ſie zehn bis zwölf Kinder, während der Familienvater im übrigen Ungern ſich ſonſt mit zweien bis dreien begnügt; in Folge deſſen vermehren ſich erſtere viel raſcher als letztere. Die Sprache der Slovaken unterſcheidet ſich vom Polniſchen nicht ſehr; Bewohner der beiden Tatra-Abhänge verſtehen ſich einander ſehr bald. Das Slovakiſche iſt vom Mähriſchen und Tſchechiſchen wenig verſchieden und den

Der Czarny Staw am Fuße des Koscielec.

meiſten Dialekten Rußlands verwandt; wenn, wie man behauptet und nach Le Bon's Anſicht ſehr mit Unrecht behauptet, eine Race alle Menſchen mit derſelben Sprache umfaßt, ſo hätte die ſlaviſche Race in Europa eine erſchreckend große Verbreitung.

Das einzige fremde Volk, welches einigermaßen zahlreich in der Podhale ſich findet, ſind die Juden; allein ſie üben in anthropologiſcher Hinſicht keinen Einfluß aus, denn jeder Galizier hielte ſich für entehrt durch eine Heirath mit einem Nachkommen Iſraels. Die Landleute ſehen die Juden für Weſen einer untergeordneten, böſen Race an, die auszurotten ein verdienſtliches Werk wäre, wenn nicht die Geſetze eine bedauerliche Toleranz vorſchrieben und verlangten.

Alle erwähnten Völker, Polen, Slovaken, Ruthenen ꝛc., mit Ausnahme der Magyaren und der Juden[1]), gehören zu den Slaven; dabei iſt aber nicht zu vergeſſen, daß unter dem Geſammtnamen Slaven ganz verſchiedene Racen begriffen werden. Ein Ruthene oder Slovake unterſcheidet ſich von einem Ruſſen jenſeits des Dnjepr ebenſo, wie von einem Böhmen, Serben, Polen u. ſ. w. Ebenſo wenig, wie mit Juden und Slovaken, vermiſchen ſich übrigens die Bewohner der Podhale mit den übrigen Völkern, von denen ſie umgeben ſind. Die ſchon etwas entfernter wohnenden Ruthenen unterſcheiden ſich von ihnen ſchon durch Sprache und Religion und haben auch wenig Beziehungen zu ihnen. Das Gleiche gilt von den Deutſchen des Zipſer Komitates, und von den wenigen Magyaren trennt ſie die geſellſchaftliche Stellung. Einzig und allein mit den Polen an der Nordgrenze der Podhale finden Vermiſchungen ſtatt,

[1]) Le Bon ſagt „mit Ausnahme der Magyaren und vielleicht der Juden", weil die Arbeiten der modernen Anthropologie dargethan zu haben ſcheinen, daß die Juden, welche ſo lange für eine reine Race gegolten haben, in Europa aus zwei ſehr getrennten Racen beſtehen: 1) Juden ſlaviſchen Urſprungs, denen ſich die meiſten der „deutſchen" Juden anſchließen, und

[2]) ſpaniſchen und portugieſiſchen Juden, Abkömmlingen der echten paläſtinenſiſchen Iſraeliten. Die ſogenannten deutſchen Juden wären Abkömmlinge von Slaven und Tataren, namentlich Tataren vom Schwarzen Meere, die im 8. und 9. Jahrhunderte den Moſaismus angenommen hätten. Alle galiziſchen Juden ſtammten anſcheinend aus Deutſchland; ihr erſtes Auftreten fiele in das 12. Jahrhundert. Einen Beweis dafür giebt übrigens Le Bon nicht; derſelbe ſcheint uns auch ſchwer zu erbringen.

by the Lord Jesus, and Stephen, the deacon, was the first martyr. Saul, who afterwards became the great apostle of the Gentiles, was present at the stoning of Stephen, and consented unto his death. Saul was a Pharisee, and a zealous persecutor of the Christians. He went from house to house, and dragged men and women to prison. Many of the Christians were scattered abroad, and went to Damascus, and other places. Saul went to the high priest, and asked for letters to the synagogues at Damascus, that he might bring any of the Christians whom he found there, bound to Jerusalem. As he was journeying to Damascus, a light from heaven shone round about him, and he fell to the earth. He heard a voice saying unto him, "Saul, Saul, why persecutest thou me?" He asked, "Who art thou, Lord?" The voice answered, "I am Jesus whom thou persecutest." Saul was struck blind by the light, and was led by his companions into Damascus. He was there three days without sight, and neither did eat nor drink. Ananias, a disciple, was told in a vision to go to Saul, and lay his hands on him that he might receive his sight. Ananias went, and did as he was commanded, and Saul received his sight, and was baptized. He preached in the synagogues that Jesus was the Son of God. The Jews plotted to kill him, but he escaped from Damascus by night, and went to Jerusalem. He was not believed by the disciples there, but Barnabas took him to the apostles, and declared to them how he had seen the Lord in the way, and how he had preached boldly at Damascus in the name of Jesus. Saul was with the apostles at Jerusalem, and preached boldly in the name of the Lord Jesus. He disputed against the Grecians, but they went about to slay him. When the brethren knew this, they brought him down to Cæsarea, and sent him forth to Tarsus.

THE CONVERSION OF SAUL.

Peter went throughout all parts of the country, and came down to the saints which dwelt at Lydda. There he found a man named Æneas, who had kept his bed eight years, and was sick of the palsy. Peter said unto him, "Æneas, Jesus Christ maketh thee whole: arise, and make thy bed." And he arose immediately. All that dwelt at Lydda and Saron saw him, and turned to the Lord. At Joppa there was a disciple named Tabitha, which is by interpretation Dorcas. She was full of good works and almsdeeds which she did. She was sick, and died, and they washed her body, and laid her in a chamber. Peter was at Lydda, which is near to Joppa, and they sent two men unto him, desiring him that he would not delay to come to them. Peter arose and went with them. When he came, they showed him the coats and garments which Dorcas had made while she was with them. Peter put them all forth, and kneeled down and prayed, and turning to the body said, "Tabitha, arise." She opened her eyes, and when she saw Peter she sat up. He gave her his hand, and lifted her up, and when he had called the saints and widows, he presented her alive. Many believed in the Lord. Peter tarried many days in Joppa with one Simon a tanner.

There was a certain man in Cæsarea named Cornelius, a centurion of the band called the Italian band. He was a devout man, and feared God with all his house, and gave much alms to the people, and prayed to God always. He saw in a vision an angel of God coming in to him, and saying unto him, "Cornelius." He looked on the angel, and was afraid, and said, "What is it, Lord?" The angel said unto him, "Thy prayers and thine alms are come up for a memorial before God. Send men to Joppa, and call for one Simon, whose surname is Peter. He lodgeth with one Simon a tanner, whose house is by the sea side." When the angel which spake unto him was gone, Cornelius called two of his household servants, and a devout soldier of them that waited on him continually, and sent them to Joppa. On the next day, as they went on their journey, and drew nigh unto the city, Peter went up upon the house top to pray about the sixth hour. He became very hungry, and would have eaten, but while they made ready he fell into a trance, and saw heaven opened, and a great sheet let down to the earth by four corners, wherein were all manner of four-footed beasts of the earth, and wild beasts, and creeping things, and fowls of the air. There came a voice to him, saying, "Rise, Peter; kill and eat." But Peter said, "Not so, Lord; for I have never eaten anything that is common or unclean." The voice spake unto him again the second time, "What God hath cleansed, that call not thou common." This was done thrice, and the vessel was received up again into heaven. Peter doubted within himself what this vision which he had seen should mean. While he thought on the vision, the spirit said unto him, "Behold, three men seek thee. Arise, get thee down, and go with them, doubting nothing: for I have sent them." Peter went down to the men which were sent unto him from Cornelius, and said, "Behold, I am he whom ye seek: what is the cause wherefore ye are come?" They told him how Cornelius was directed by an angel to send for him, and Peter invited them in to lodge. On the next day Peter went with them, and certain brethren from Joppa accompanied him. They entered into Cæsarea, and Cornelius was waiting for them, and had called together his kinsmen and near friends. As Peter was coming in, Cornelius met him, and fell down at his feet, and worshipped him. Peter took him up, saying, "Stand up; I myself also am a man." He went in, and found many that were come together. He said unto them, "Ye know how that it is an unlawful thing for a man that is a Jew to keep company, or come unto one of another nation; but God hath shown me that I should not call any man common or unclean." Cornelius told Peter how he had been directed by an angel to send for him, and Peter began to speak unto them, and preached Jesus Christ unto them. While he was speaking, the Holy Ghost fell on all them which heard the word. They of the circumcision which believed were astonished, because that on the Gentiles also was poured out the gift of the Holy Ghost. Peter commanded them to be baptized in the name of the Lord. Then they desired him to tarry certain days.

The apostles and brethren in Judea heard that the Gentiles had received the word of God. When Peter came up to Jerusalem, they that were of the circumcision contended with him, saying, "Thou went in to men uncircumcised, and didst eat with them." Peter rehearsed the matter from the beginning, and expounded it by order unto them, saying, "I was in the city of Joppa praying: and in a trance I saw a vision, A certain vessel descend, as it had been a great sheet, let down from heaven by four corners; and it came even to me: upon the which when I had fastened mine eyes, I considered, and saw four-footed beasts of the earth, and wild beasts, and creeping things, and fowls of the air. And I heard a voice saying unto me, Arise, Peter; slay and eat. But I said, Not so, Lord: for nothing common or unclean hath at any time entered into my mouth. But the voice answered me again from heaven, What God hath cleansed, that call not thou common. And this was done three times: and all were drawn up again into heaven. And, behold, immediately there were three men already come unto the house where I was, sent from Cæsarea unto me. And the spirit bade me go with them, nothing doubting. Moreover these six brethren accompanied me, and we entered into the man's house: and he showed us how he had seen an angel in his house, which stood and said unto him, Send men to Joppa, and call for Simon, whose surname is Peter; who shall tell thee words, whereby thou and all thy house shall be saved. And as I began to speak, the Holy Ghost fell on them, as on us at the beginning. Then remembered I the word of the Lord, how that he said, John indeed baptized with water; but ye shall be baptized with the Holy Ghost. Forasmuch then as God gave them the like gift as he did unto us who believed on the Lord Jesus Christ, what was I, that I could withstand God?" When they heard these things they held their peace, and glorified God, saying, "Then hath God also to the Gentiles granted repentance unto life."

Herod the king stretched forth his hands to vex certain of the church. He killed James the brother of John with the sword, and because he saw it pleased the Jews, he proceeded further to take Peter also. He put him in prison, and delivered him to four quaternions of soldiers to keep him, intending after Easter to bring him forth to the people. Peter was sleeping between two soldiers, bound with two chains, and the keepers before the door kept the prison. An angel of the Lord came upon him, and a light shined in the prison, and he smote Peter on the side, and raised him up, saying, "Arise up quickly." His chains fell off from his hands. The angel said unto him, "Gird thyself, and bind on thy sandals." He did so, and the angel said unto him, "Cast thy garment about thee, and follow me." He went out, and followed him, and knew not that it was true which was done by the angel, but thought he saw a vision. When they were past the first and second ward, they came to the iron gate that leadeth unto the city, which opened to them of its own accord, and they went out, and passed on through one street, and the angel departed from him. When Peter was come to himself, he said, "Now I know of a surety, that the Lord hath sent his angel, and hath delivered me out of the hand of Herod, and from all the expectation of the people of the Jews." He went to the house of Mary, the mother of John, whose surname was Mark, where many were gathered together praying. He knocked at the door of the gate, and a damsel came to hearken, named Rhoda. When she knew Peter's voice, she opened not the gate for gladness, but ran in, and told how Peter stood before the gate. They said unto her, "Thou art mad." But she constantly affirmed that it was even so. Then said they, "It is his angel." But Peter continued knocking, and when they had opened the door, and saw him, they were astonished. He declared unto them how the Lord had brought him out of prison, and bade them show these things unto James, and to the brethren. He departed, and went into another place.

Herod was angry with the people of Tyre and Sidon, but they came with one accord to him, and made Blastus their friend, and desired peace. Upon a set day Herod arrayed himself in royal apparel, and sat upon his throne, and made an oration unto them. The people gave a shout, saying, "It is the voice of a god, and not of a man." Immediately the angel of the Lord smote him, because he gave not God the glory, and he was eaten of worms, and died. But the word of God grew and multiplied.

Barnabas and Saul returned from Jerusalem to Antioch, and took with them John, whose surname was Mark. There were certain prophets and teachers in the church at Antioch, as Barnabas, Simeon that was called Niger, Lucius of Cyrene, Manaen, which had been brought up with Herod the tetrarch, and Saul. As they ministered to the Lord, and fasted, the Holy Ghost said, "Separate me Barnabas and Saul for the work whereunto I have called them." They fasted and prayed, and laid their hands on them, and sent them away. They departed unto Seleucia, and from there they sailed to Cyprus. They went through the island unto Paphos, and found there a certain sorcerer, a false prophet, named Bar-jesus, which was with the deputy of the country, Sergius Paulus, a prudent man, who called for Barnabas and Saul, and desired to hear the word of God. Elymas the sorcerer withstood them, seeking to turn away the deputy from the faith. Then Saul, who also is called Paul, filled with the Holy Ghost, set his eyes on him, and said, "O full of all subtilty and all mischief, thou child of the devil, thou enemy of all righteousness, wilt thou not cease to pervert the right ways of the Lord? And now, behold, the hand of the Lord is upon thee, and thou shalt be blind, not seeing the sun for a season." Immediately there fell on him a mist and a darkness, and he went about seeking some to lead him by the hand. Then the deputy, when he saw what was done, believed, being astonished at the doctrine of the Lord.

Paul and his company came to Perga in Pamphylia, and John departed from them, and returned to Jerusalem. They went through Perga, and came to Antioch in Pisidia, and went into the synagogue on the sabbath day, and sat down. After the reading of the law and the prophets, the rulers of the synagogue sent unto them, saying, "Men and brethren, if ye have any word of exhortation for the people, say on." Then Paul stood up, and beckoning with his hand, said, "Men of Israel, and ye that fear God, give audience." He preached Jesus as the Saviour of Israel, and declared how he was put to death by them that dwelt at Jerusalem, and how God raised him from the dead. He said, "Through this man is preached unto you the forgiveness of sins: and by him all that believe are justified from all things, from which ye could not be justified by the law of Moses." When the Jews were gone out of the synagogue, the Gentiles besought that these words might be preached to them the next sabbath. Many of the Jews and religious proselytes followed Paul and Barnabas, who spake to them, and persuaded them to continue in the grace of God. The next sabbath day came almost the whole city together to hear the word of God. When the Jews saw the multitudes, they were filled with envy, and spake against the things which were spoken by Paul, contradicting and blaspheming. Then Paul and Barnabas waxed bold, and said, "It was necessary that the word of God should first have been spoken to you: but seeing ye put it from you, and judge yourselves unworthy of everlasting life, lo, we turn to the Gentiles." When the Gentiles heard this, they were glad, and glorified the word of the Lord: and as many as were ordained to eternal life believed. The word of the Lord was published throughout all the region. But the Jews stirred up the devout and honourable women, and the chief men of the city, and raised persecution against Paul and Barnabas, and expelled them out of their coasts. They came into Iconium, and the disciples were filled with joy, and with the Holy Ghost.

Paul and Barnabas went into the synagogue of the Jews at Iconium, and so spake that a great multitude both of the Jews and also of the Greeks believed. But the unbelieving Jews stirred up the Gentiles, and made their minds evil affected against the brethren. They abode there a long time, speaking boldly in the Lord, which gave testimony unto the word of his grace, and granted signs and wonders to be done by their hands. But the multitude of the city was divided: part held with the Jews, and part with the apostles. When there was an assault made both of the Gentiles, and also of the Jews with their rulers, to use them despitefully, and to stone them, they were aware of it, and fled unto Lystra and Derbe, cities of Lycaonia, and unto the region that lieth round about. They preached the gospel there.

There was a man at Lystra, impotent in his feet, who never had walked. He heard Paul speak, who, perceiving that he had faith to be healed, said with a loud voice, "Stand upright on thy feet." He leaped and walked. When the people saw what Paul had done, they lifted up their voices, saying in the speech of Lycaonia, "The gods are come down to us in the likeness of men." They called Barnabas, Jupiter, and Paul, Mercurius, because he was the chief speaker. The priest of Jupiter, which was before their city, brought oxen and garlands unto the gates, and would have done sacrifice with the people. When the apostles heard of it, they rent their clothes, and ran in among the people, crying out, and saying, "Sirs, why do ye these things? We also are men of like passions with you, and preach unto you that ye should turn from these vanities unto the living God, which made heaven, and earth, and the sea, and all things that are therein: who in times past suffered all nations to walk in their own ways. Nevertheless he left not himself without witness, in that he did good, and gave us rain from heaven, and fruitful seasons, filling our hearts with food and gladness." With these sayings they scarcely restrained the people from doing sacrifice unto them. There came thither certain Jews from Antioch and Iconium, who persuaded the people, and having stoned Paul, drew him out of the city, supposing he had been dead. But as the disciples stood round about him, he rose up, and came into the city. On the next day he departed with Barnabas to Derbe, and preached the gospel there, and taught many. They returned again to Lystra, Iconium, and Antioch, confirming the souls of the disciples, and exhorting them to continue in the faith, and that we must through much tribulation enter into the kingdom of God. They ordained elders in every church, and prayed with fasting, and commended them to the Lord, on whom they believed. They passed throughout Pisidia, and came into Pamphylia, and preached the word in Perga, and went down into Attalia. From there they sailed to Antioch, where they had been recommended to the grace of God for the work which they fulfilled. When they came, they gathered the church together, and rehearsed all that God had done with them, and how he had opened the door of faith unto the Gentiles. They abode long time with the disciples.

Certain men which came down from Judea taught the brethren, saying, "Except ye be circumcised after the manner of Moses, ye cannot be saved." When Paul and Barnabas had no small dissension and disputation with them, they determined that they should go up to Jerusalem, to the apostles and elders about this question. They were brought on their way by the church, and passed through Phenice and Samaria, declaring the conversion of the Gentiles, and they caused great joy unto all the brethren. When they were come to Jerusalem, they were received of the church, and of the apostles and elders, and declared all things that God had done with them. But there rose up certain of the sect of the Pharisees which believed, saying, "That it was needful to circumcise them, and to command them to keep the law of Moses." The apostles and elders came together for to consider of this matter. When there had been much disputing, Peter rose up, and said unto them, "Men and brethren, ye know how that a good while ago God made choice among us, that the Gentiles by my mouth should hear the word of the gospel, and believe. And God, which knoweth the hearts, bare them witness, giving them the Holy Ghost, even as he did unto us; and put no difference between us and them, purifying their hearts by faith. Now therefore why tempt ye God, to put a yoke upon the neck of the disciples, which neither our fathers nor we were able to bear? But we believe that through the grace of the Lord Jesus Christ we shall be saved, even as they." Then all the multitude kept silence, and gave audience to Barnabas and Paul, declaring what miracles and wonders God had wrought among the Gentiles by them. After they had held their peace, James answered, saying, "Men and brethren, hearken unto me: Simeon hath declared how God at the first did visit the Gentiles, to take out of them a people for his name. And to this agree the words of the prophets; as it is written, After this I will return, and will build again the tabernacle of David, which is fallen down; and I will build again the ruins thereof, and I will set it up: that the residue of men might seek after the Lord, and all the Gentiles, upon whom my name is called, saith the Lord, who doeth all these things. Known unto God are all his works from the beginning of the world. Wherefore my sentence is, that we trouble not them, which from among the Gentiles are turned to God: but that we write unto them, that they abstain from pollutions of idols, and from fornication, and from things strangled, and from blood. For Moses of old time hath in every city them that preach him, being read in the synagogues every sabbath day." Then pleased it the apostles and elders, with the whole church, to send chosen men of their own company to Antioch with Paul and Barnabas, namely, Judas surnamed Barsabas, and Silas, chief men among the brethren. They wrote letters by them after this manner: "The apostles and elders and brethren send greeting unto the brethren which are of the Gentiles in Antioch and Syria and Cilicia: Forasmuch as we have heard, that certain which went out from us have troubled you with words, subverting your souls, saying, Ye must be circumcised, and keep the law: to whom we gave no such commandment: it seemed good unto us, being assembled with one accord, to send chosen men unto you with our beloved Barnabas and Paul, men that have hazarded their lives for the name of our Lord Jesus Christ. We have sent therefore Judas and Silas, who also shall tell you the same things by mouth. For it seemed good to the Holy Ghost, and to us, to lay upon you no greater burden than these necessary things; that ye abstain from meats offered to idols, and from blood, and from things strangled, and from fornication: from which if ye keep yourselves, ye shall do well. Fare ye well." So when they were dismissed, they came to Antioch: and when they had gathered the multitude together, they delivered the epistle. When they had read it, they rejoiced for the consolation. Judas and Silas, being prophets also themselves, exhorted the brethren with many words, and confirmed them. After they had tarried there a space, they were let go in peace from the brethren unto the apostles. Notwithstanding it pleased Silas to abide there still. Paul and Barnabas continued in Antioch, teaching and preaching the word of the Lord, with many others also.

Paul said unto Barnabas, "Let us go again and visit our brethren in every city where we have preached the word of the Lord, and see how they do." Barnabas determined to take with them John, called Mark. But Paul thought not good to take him with them, who departed from them from Pamphylia, and went not with them to the work. The contention was so sharp between them, that they departed asunder one from the other: and so Barnabas took Mark, and sailed unto Cyprus. Paul chose Silas, and departed, being recommended by the brethren unto the grace of God. He went through Syria and Cilicia, confirming the churches. He came to Derbe and Lystra, and behold, a certain disciple was there, named Timotheus, the son of a woman which was a Jewess, and believed; but his father was a Greek. Timotheus was well reported of by the brethren that were at Lystra and Iconium. Paul would have him go forth with him, and took and circumcised him because of the Jews which were in those quarters. They went through the cities, and delivered them the decrees for to keep, that were ordained of the apostles and elders which were at Jerusalem. So were the churches established in the faith, and increased in number daily.

They went throughout Phrygia and the region of Galatia, and were forbidden of the Holy Ghost to preach the word in Asia. After they were come to Mysia, they assayed to go into Bithynia, but the spirit suffered them not. They passed by Mysia, and came down to Troas. A vision appeared to Paul in the night. There stood a man of Macedonia, and prayed him, saying, "Come over into Macedonia, and help us." After he had seen the vision, immediately they endeavoured to go into Macedonia, assuredly gathering that the Lord had called them for to preach the gospel unto them. They came to Samothracia, and to Neapolis, and from there to Philippi, which is the chief city of that part of Macedonia, and a colony. They were in that city certain days. On the sabbath they went out of the city by a river side, where prayer was wont to be made, and they sat down, and spake unto the women which resorted thither. A certain woman named Lydia, a seller of purple, of the city of Thyatira, which worshipped God, heard them: whose heart the Lord opened, that she attended unto the things which were spoken of Paul. When she was baptized, and her household, she besought them, saying, "If ye have judged me to be faithful to the Lord, come into my house, and abide there." And she constrained them.

As they went to prayer, a certain damsel possessed with a spirit of divination met them, which brought her masters much gain by soothsaying. She followed Paul and us, and cried, saying, "These men are the servants of the most high God, which show unto us the way of salvation." This did she many days. But Paul, being grieved, turned and said to the spirit, "I command thee in the name of Jesus Christ to come out of her." And he came out the same hour. When her masters saw that the hope of their gains was gone, they caught Paul and Silas, and drew them into the marketplace unto the rulers, and brought them to the magistrates, saying, "These men, being Jews, do exceedingly trouble our city, and teach customs, which are not lawful for us to receive, neither to observe, being Romans." The multitude rose up against them: and the magistrates rent off their clothes, and commanded to beat them. When they had laid many stripes upon them, they cast them into prison, charging the jailer to keep them safely. Who, having received such a charge, thrust them into the inner prison, and made their feet fast in the stocks. At midnight Paul and Silas prayed, and sang praises unto God: and the prisoners heard them. Suddenly there was a great earthquake, so that the foundations of the prison were shaken: and immediately all the doors were opened, and every one's bands were loosed. The keeper of the prison awoke out of his sleep, and seeing the prison doors open, he drew out his sword, and would have killed himself, supposing that the prisoners had been fled. But Paul called with a loud voice, saying, "Do thyself no harm: for we are all here." Then he called for a light, and sprang in, and came trembling, and fell down before Paul and Silas, and brought them out, and said, "Sirs, what must I do to be saved?" They said, "Believe on the Lord Jesus Christ, and thou shalt be saved, and thy house." They spake unto him the word of the Lord, and to all that were in his house. He took them the same hour of the night, and washed their stripes; and was baptized, he and all his, straightway. He brought them into his house, and set meat before them, and rejoiced, believing in God with all his house. When it was day, the magistrates sent the serjeants, saying, "Let those men go." The keeper of the prison told this saying to Paul, "The magistrates have sent to let you go: now therefore depart, and go in peace." But Paul said unto them, "They have beaten us openly uncondemned, being Romans, and have cast us into prison; and now do they thrust us out privily? nay verily; but let them come themselves and fetch us out." The serjeants told these words unto the magistrates, and they feared, when they heard that they were Romans. They came and besought them, and brought them out, and desired them to depart out of the city. They went out of the prison, and entered into the house of Lydia: and when they had seen the brethren, they comforted them, and departed.

When they had passed through Amphipolis and Apollonia, they came to Thessalonica, where was a synagogue of the Jews. Paul, as his manner was, went in unto them, and three sabbath days reasoned with them out of the scriptures, opening and alleging that Christ must needs have suffered, and risen again from the dead, and that this Jesus, whom he preached unto them, is Christ. And some of them believed, and consorted with Paul and Silas; and of the chief women not a few. But the Jews which believed not, set all the city in an uproar, and assaulted the house of Jason, and sought to bring them out to the people. When they found them not, they drew Jason and certain brethren unto the rulers of the city, crying, "These that have turned the world upside down are come hither also; whom Jason hath received: and these all do contrary to the decrees of Cæsar, saying that there is another king, one Jesus." And they troubled the people and the rulers of the city, when they heard these things. And when they had taken security of Jason, and of the other, they let them go. The brethren immediately sent away Paul and Silas by night unto Berea: who coming there went into the synagogue of the Jews. These were more noble than those in Thessalonica, in that they received the word with all readiness of mind, and searched the scriptures daily, whether those things were so. Therefore many of them believed; also of honourable women which were Greeks, and of men, not a few. But when the Jews of Thessalonica had knowledge that the word of God was preached of Paul at Berea, they came there also, and stirred up the people. And then immediately the brethren sent away Paul to go as it were to the sea: but Silas and Timotheus abode there still. They that conducted Paul brought him unto Athens: and receiving a commandment unto Silas and Timotheus for to come to him with all speed, they departed.

While Paul waited for them at Athens, his spirit was stirred in him, when he saw the city wholly given to idolatry. He disputed in the synagogue with the Jews, and with the devout persons, and in the marketplace daily with them that met with him. Certain philosophers of the Epicureans, and of the Stoics, encountered him. Some said, "What will this babbler say?" Others said, "He seemeth to be a setter forth of strange gods: because he preached unto them Jesus, and the resurrection." They took him, and brought him unto Areopagus, saying, "May we know what this new doctrine, whereof thou speakest, is? For thou bringest certain strange things to our ears: we would know therefore what these things mean." For all the Athenians and strangers which were there spent their time in nothing else, but either to tell, or to hear some new thing. Then Paul stood in the midst of Mars' hill, and said, "Ye men of Athens, I perceive that in all things ye are too superstitious. For as I passed by, and beheld your devotions, I found an altar with this inscription, To the unknown God. Whom therefore ye ignorantly worship, him declare I unto you. God that made the world and all things therein, seeing that he is Lord of heaven and earth, dwelleth not in temples made with hands; neither is worshipped with men's hands, as though he needed any thing, seeing he giveth to all life, and breath, and all things; and hath made of one blood all nations of men for to dwell on all the face of the earth, and hath determined the times before appointed, and the bounds of their habitation; that they should seek the Lord, if haply they might feel after him, and find him, though he be not far from every one of us: for in him we live, and move, and have our being; as certain also of your own poets have said, For we are also his offspring. Forasmuch then as we are the offspring of God, we ought not to think that the Godhead is like unto gold, or silver, or stone, graven by art and man's device. And the times of this ignorance God winked at; but now commandeth all men every where to repent: because he hath appointed a day, in the which he will judge the world in righteousness by that man whom he hath ordained; whereof he hath given assurance unto all men, in that he hath raised him from the dead." When they heard of the resurrection of the dead, some mocked: and others said, "We will hear thee again of this matter." So Paul departed from among them. Howbeit certain men clave unto him, and believed: among the which was Dionysius the Areopagite, and a woman named Damaris, and others with them.

After these things Paul departed from Athens, and came to Corinth, and found a certain Jew named Aquila, born in Pontus, lately come from Italy, with his wife Priscilla, because that Claudius had commanded all Jews to depart from Rome: and he joined himself unto them. He reasoned in the synagogue every sabbath, and persuaded the Jews and the Greeks. When Silas and Timotheus were come from Macedonia, Paul was pressed in the spirit, and testified to the Jews that Jesus was Christ. When they opposed themselves, and blasphemed, he shook his raiment, and said unto them, "Your blood be upon your own heads; I am clean: from henceforth I will go unto the Gentiles." He departed, and entered into a certain man's house named Justus, one that worshipped God, whose house joined hard to the synagogue. Crispus, the chief ruler of the synagogue, believed on the Lord with all his house: and many of the Corinthians hearing believed, and were baptized. Then spake the Lord to Paul in the night by a vision, "Be not afraid, but speak, and hold not thy peace: for I am with thee, and no man shall set on thee to hurt thee: for I have much people in this city." He continued there a year and six months, teaching the word of God among them. When Gallio was the deputy of Achaia, the Jews made insurrection with one accord against Paul, and brought him to the judgment seat, saying, "This fellow persuadeth men to worship God contrary to the law." When Paul was about to open his mouth, Gallio said unto the Jews, "If it were a matter of wrong or wicked lewdness, O ye Jews, reason would that I should bear with you: but if it be a question of words and names, and of your law, look ye to it; for I will be no judge of such matters." And he drave them from the judgment seat. Then all the Greeks took Sosthenes, the chief ruler of the synagogue, and beat him before the judgment seat. And Gallio cared for none of those things.

Paul tarried there yet a good while, and then took his leave of the brethren, and sailed thence into Syria, and with him Priscilla and Aquila; having shorn his head in Cenchrea: for he had a vow. He came to Ephesus, and left them there: but he himself entered into the synagogue, and reasoned with the Jews. When they desired him to tarry longer time with them, he consented not, but bade them farewell, saying, "I must by all means keep this feast that cometh in Jerusalem: but I will return again unto you, if God will." He sailed from Ephesus, and when he had landed at Cæsarea, and gone up, and saluted the church, he went down to Antioch, and after he had spent some time there, he departed, and went over all the country of Galatia and Phrygia in order, strengthening all the disciples.

A certain Jew named Apollos, born at Alexandria, an eloquent man, and mighty in the scriptures, came to Ephesus. This man was instructed in the way of the Lord; and being fervent in the spirit, he spake and taught diligently the things of the Lord, knowing only the baptism of John. He began to speak boldly in the synagogue: whom when Aquila and Priscilla had heard, they took unto them, and expounded unto him the way of God more perfectly. When he was disposed to pass into Achaia, the brethren wrote, exhorting the disciples to receive him: who, when he was come, helped them much which had believed through grace: for he mightily convinced the Jews, and that publickly, showing by the scriptures that Jesus was Christ.

Paul, having passed through the upper coasts, came to Ephesus: and finding certain disciples, he said unto them, "Have ye received the Holy Ghost since ye believed?" They said unto him, "We have not so much as heard whether there be any Holy Ghost." And he said unto them, "Unto what then were ye baptized?" They said, "Unto John's baptism." Then said Paul, "John verily baptized with the baptism of repentance, saying unto the people, that they should believe on him which should come after him, that is, on Christ Jesus." When they heard this, they were baptized in the name of the Lord Jesus. And when Paul had laid his hands upon them, the Holy Ghost came on them; and they spake with tongues, and prophesied. And all the men were about twelve. He went into the synagogue, and spake boldly for the space of three months, disputing and persuading the things concerning the kingdom of God. But when divers were hardened, and believed not, but spake evil of that way before the multitude, he departed from them, and separated the disciples, disputing daily in the school of one Tyrannus. This continued by the space of two years; so that all they which dwelt in Asia heard the word of the Lord Jesus, both Jews and Greeks. And God wrought special miracles by the hands of Paul: so that from his body were brought unto the sick handkerchiefs or aprons, and the diseases departed from them, and the evil spirits went out of them.

Then certain of the vagabond Jews, exorcists, took upon them to call over them which had evil spirits the name of the Lord Jesus, saying, "We adjure you by Jesus whom Paul preacheth." There were seven sons of one Sceva, a Jew, and chief of the priests, which did so. And the evil spirit answered and said, "Jesus I know, and Paul I know; but who are ye?" And the man in whom the evil spirit was leaped on them, and overcame them, and prevailed against them, so that they fled out of that house naked and wounded. This was known to all the Jews and Greeks also dwelling at Ephesus; and fear fell on them all, and the name of the Lord Jesus was magnified. Many that believed came, and confessed, and showed their deeds. Many of them also which used curious arts brought their books together, and burned them before all men: and they counted the price of them, and found it fifty thousand pieces of silver. So mightily grew the word of God and prevailed.

After these things were ended, Paul purposed in the spirit, when he had passed through Macedonia and Achaia, to go to Jerusalem, saying, "After I have been there, I must also see Rome." So he sent into Macedonia two of them that ministered unto him, Timotheus and Erastus; but he himself stayed in Asia for a season. And the same time there arose no small stir about that way. For a certain man named Demetrius, a silversmith, which made silver shrines for Diana, brought no small gain unto the craftsmen; whom he called together with the workmen of like occupation, and said, "Sirs, ye know that by this craft we have our wealth. Moreover ye see and hear, that not alone at Ephesus, but almost throughout all Asia, this Paul hath persuaded and turned away much people, saying that they be no gods, which are made with hands: so that not only this our craft is in danger to be set at nought; but also that the temple of the great goddess Diana should be despised, and her magnificence should be destroyed, whom all Asia and the world worshippeth." When they heard these sayings, they were full of wrath, and cried out, saying, "Great is Diana of the Ephesians." And the whole city was filled with confusion: and having caught Gaius and Aristarchus, men of Macedonia, Paul's companions in travel, they rushed with one accord into the theatre. And when Paul would have entered in unto the people, the disciples suffered him not. And certain of the chief of Asia, which were his friends, sent unto him, desiring that he would not adventure himself into the theatre. Some therefore cried one thing, and some another: for the assembly was confused; and the more part knew not wherefore they had come together. And they drew Alexander out of the multitude, the Jews putting him forward. And Alexander beckoned with the hand, and would have made his defence unto the people. But when they knew that he was a Jew, all with one voice about the space of two hours cried out, "Great is Diana of the Ephesians." And when the townclerk had appeased the people, he said, "Ye men of Ephesus, what man is there that knoweth not how that the city of the Ephesians is a worshipper of the great goddess Diana, and of the image which fell down from Jupiter? Seeing then that these things cannot be spoken against, ye ought to be quiet, and to do nothing rashly. For ye have brought hither these men, which are neither robbers of churches, nor yet blasphemers of your goddess. Wherefore if Demetrius, and the craftsmen which are with him, have a matter against any man, the law is open, and there are deputies: let them implead one another. But if ye inquire any thing concerning other matters, it shall be determined in a lawful assembly. For we are in danger to be called in question for this day's uproar, there being no cause whereby we may give an account of this concourse." And when he had thus spoken, he dismissed the assembly.

After the uproar was ceased, Paul called unto him the disciples, and embraced them, and departed for to go into Macedonia. And when he had gone over those parts, and had given them much exhortation, he came into Greece, and there abode three months. And when the Jews laid wait for him, as he was about to sail into Syria, he purposed to return through Macedonia. And there accompanied him into Asia Sopater of Berea, and of the Thessalonians Aristarchus and Secundus, and Gaius of Derbe, and Timotheus; and of Asia, Tychicus and Trophimus. These going before tarried for us at Troas. And we sailed away from Philippi after the days of unleavened bread, and came unto them to Troas in five days; where we abode seven days. And upon the first day of the week, when the disciples came together to break bread, Paul preached unto them, ready to depart on the morrow; and continued his speech until midnight. There were many lights in the upper chamber, where they were gathered together. And there sat in a window a certain young man named Eutychus, being fallen into a deep sleep: and as Paul was long preaching, he sunk down with sleep, and fell down from the third loft, and was taken up dead. Paul went down, and fell on him, and embracing him said, "Trouble not yourselves; for his life is in him." When he therefore was come up again, and had broken bread, and eaten, and talked a long while, even till break of day, so he departed. And they brought the young man alive, and were not a little comforted.

We went before to ship, and sailed unto Assos, there intending to take in Paul: for so had he appointed, minding himself to go afoot. When he met with us at Assos, we took him in, and came to Mitylene. We sailed thence, and came the next day over against Chios; and the next day we arrived at Samos, and tarried at Trogyllium; and the next day we came to Miletus. For Paul had determined to sail by Ephesus, because he would not spend the time in Asia: for he hasted, if it were possible for him, to be at Jerusalem the day of Pentecost. And from Miletus he sent to Ephesus, and called the elders of the church. And when they were come to him, he said unto them, "Ye know, from the first day that I came into Asia, after what manner I have been with you at all seasons, serving the Lord with all humility of mind, and with many tears, and temptations, which befell me by the lying in wait of the Jews: and how I kept back nothing that was profitable unto you, but have showed you, and have taught you publickly, and from house to house, testifying both to the Jews, and also to the Greeks, repentance toward God, and faith toward our Lord Jesus Christ. And now, behold, I go bound in the spirit unto Jerusalem, not knowing the things that shall befall me there: save that the Holy Ghost witnesseth in every city, saying that bonds and afflictions abide me. But none of these things move me, neither count I my life dear unto myself, so that I might finish my course with joy, and the ministry, which I have received of the Lord Jesus, to testify the gospel of the grace of God. And now, behold, I know that ye all, among whom I have gone preaching the kingdom of God, shall see my face no more. Wherefore I take you to record this day, that I am pure from the blood of all men. For I have not shunned to declare unto you all the counsel of God. Take heed therefore unto yourselves, and to all the flock, over the which the Holy Ghost hath made you overseers, to feed the church of God, which he hath purchased with his own blood. For I know this, that after my departing shall grievous wolves enter in among you, not sparing the flock. Also of your own selves shall men arise, speaking perverse things, to draw away disciples after them. Therefore watch, and remember, that by the space of three years I ceased not to warn every one night and day with tears. And now, brethren, I commend you to God, and to the word of his grace, which is able to build you up, and to give you an inheritance among all them which are sanctified. I have coveted no man's silver, or gold, or apparel. Yea, ye yourselves know, that these hands have ministered unto my necessities, and to them that were with me. I have showed you all things, how that so labouring ye ought to support the weak, and to remember the words of the Lord Jesus, how he said, It is more blessed to give than to receive." And when he had thus spoken, he kneeled down, and prayed with them all. And they all wept sore, and fell on Paul's neck, and kissed him, sorrowing most of all for the words which he spake, that they should see his face no more. And they accompanied him unto the ship.

And it came to pass, that after we were gotten from them, and had launched, we came with a straight course unto Coos, and the day following unto Rhodes, and from there unto Patara: and finding a ship sailing over unto Phenicia, we went aboard, and set forth. When we had discovered Cyprus, we left it on the left hand, and sailed into Syria, and landed at Tyre: for there the ship was to unlade her burden. And finding disciples, we tarried there seven days: who said to Paul through the Spirit, that he should not go up to Jerusalem. And when we had accomplished those days, we departed and went our way; and they all brought us on our way, with wives and children, till we were out of the city: and we kneeled down on the shore, and prayed. And when we had taken our leave one of another, we took ship; and they returned home again. And when we had finished our course from Tyre, we came to Ptolemais, and saluted the brethren, and abode with them one day. And the next day we that were of Paul's company departed, and came unto Cæsarea: and we entered into the house of Philip the evangelist, which was one of the seven, and abode with him. And the same man had four daughters, virgins, which did prophesy. And as we tarried there many days, there came down from Judea a certain prophet, named Agabus. When he was come unto us, he took Paul's girdle, and bound his own hands and feet, and said, "Thus saith the Holy Ghost, So shall the Jews at Jerusalem bind the man that owneth this girdle, and shall deliver him into the hands of the Gentiles." When we heard these things, both we, and they of that place, besought him not to go up to Jerusalem. Then Paul answered, "What mean ye to weep and to break mine heart? for I am ready not to be bound only, but also to die at Jerusalem for the name of the Lord Jesus." And when he would not be persuaded, we ceased, saying, "The will of the Lord be done." And after those days we took up our carriages, and went up to Jerusalem. There went with us also certain of the disciples of Cæsarea, and brought with them one Mnason of Cyprus, an old disciple, with whom we should lodge. And when we were come to Jerusalem, the brethren received us gladly. And the day following Paul went in with us unto James; and all the elders were present. When he had saluted them, he declared particularly what things God had wrought among the Gentiles by his ministry. And when they heard it, they glorified the Lord, and said unto him, "Thou seest, brother, how many thousands of Jews there are which believe; and they are all zealous of the law: and they are informed of thee, that thou teachest all the Jews which are among the Gentiles to forsake Moses, saying that they ought not to circumcise their children, neither to walk after the customs. What is it therefore? the multitude must needs come together: for they will hear that thou art come. Do therefore this that we say to thee: We have four men which have a vow on them; them take, and purify thyself with them, and be at charges with them, that they may shave their heads: and all may know that those things, whereof they were informed concerning thee, are nothing; but that thou thyself also walkest orderly, and keepest the law. As touching the Gentiles which believe, we have written and concluded that they observe no such th

Lacerta vivipara.

überlegen. Ihr gewöhnliches Getränk iſt Waſſer. Bier und ſtarke Spirituoſen, welche leider von den Juden in immer zunehmender Menge eingeführt werden, werden von den Podhalern nicht verſchmäht, können aber nur als Luxusgegenſtände angeſehen werden. Es iſt für die Zukunft des Landes bedauerlich, daß man ihren Verbrauch nicht ſchlechthin verbieten kann. Es wäre dies vielleicht nur durch Austreibung oder Vernichtung aller Juden zu erreichen, eine Maßregel, welche die Eingeborenen freilich mit Enthuſiasmus begrüßen würden, die aber doch etwas zu radikal wäre.

Die Thäler der Podhale ſind durchſchnittlich ſehr breit und gewähren Luft und Licht reichlichen Zutritt. Das Waſſer, welches nur über Granit läuft, iſt von ausgezeichneter Güte. Beide Umſtände wirken nach Dr. Chalubinski zuſammen, um keine Kröpfe aufkommen zu laſſen, welche in den benachbarten Gebirgen, namentlich den Beskiden, ganz intenſiv auftreten.

Das Eigenthum hat in der Podhale, wie in ganz Galizien, längſt die Formen der primitiven Kommune, wie ſie noch vielfach in Rußland beſteht, hinter ſich und iſt jetzt ganz individuell. Das Land gehörte im Mittelalter dem Könige von Polen und dem Ciſtercienſerkloſter, welches der Woiwode von Krakau Theodor Gryf 1234 in Ludzimierz bei Nowy-Targ gegründet hatte, und das 11 Jahre ſpäter nach Szczyrzyc verlegt wurde. Auf den königlichen Domänen, welche den größten Theil der Podhale und beſonders des Gebiets von Zakopane umfaſſen, war das Land den Bauern gegen geringen Zins überlaſſen. Als Oeſterreich Galizien erwarb, wurden dieſe Domänen verkauft. Nach dem Kataſter von 1850 war ein Drittel der Podhale mit Wald bedeckt und ein Drittel gehörte damals Großgrundbeſitzern. Seitdem hat der kleine Landbeſitz bedeutend zugenommen, wie auch in Frankreich während des letzten Jahrhunderts.

Die Wohnungen der Podhaler ſind ſehr einfache, aber

Schäferhütte im Tatra-Gebirge.

ſolid und regelmäßig gebaute Hütten aus Weißtannenſtämmen. Fußboden und Dach beſtehen aus Brettern; der Herd liegt in der Vorrathskammer und der Rauch entweicht durch die Ritzen. Meiſt enthält ein Haus zwei Räume, je einen rechts und links vom Eingange. Eine an der Wand hinlaufende Bank und ein Tiſch bilden die Ausſtattung. Alles aber iſt ſehr ſauber gehalten, und Diele, Decke und Wände werden ein Mal wöchentlich geſcheuert. Neben dem Hauſe liegen gewöhnlich die Ställe, die Scheune und die Miſtgrube, und einige Eſchen überſchatten das Ganze.

Trotz der Mäßigkeit der Bewohner genügen die Bodenprodukte, welche obendrein zumeiſt zum Unterhalte des Viehs dienen, nicht für ihre Ernährung, ſo daß ſie auf andere Auskunft ſinnen müſſen. Und ſolche haben ſie bei ihrer Intelligenz, Ausdauer, Thätigkeit und Geſchicklichkeit mehrfach gefunden. Der Podhaler iſt zu gleicher Zeit Tiſchler, Schmied, Schloſſer, Zimmermann, Stellmacher, Weber, Schneider, Landbauer, Muſiker und Dichter. Sein wichtigſter Exportartikel iſt Leinewand, die er ſehr gut herſtellt und auf den Märkten von Nowy-Targ und Czarny-Donajec verkauft. Die Gebirgsbewohner bringen wöchentlich oft bis zu 600 Stück, jedes 34 m lang, zu Markte.

Die Feldarbeiten werden mit Pferden verrichtet, die oft wegen Futtermangels zum Herbſte verkauft und erſt im Frühjahre wieder angeſchafft werden. Dieſelben ſehen nicht ſonderlich gut aus, ſind aber ſicher auf den Füßen und werden von ihren Herren mit einer gewiſſen Zärtlichkeit behandelt. Auch das Rindvieh, deſſen Zahl etwa 30 000 Stück beträgt, wird zum Theil nur über den Sommer gehalten, weil ſeine Durchwinterung zu theuer wäre; es gehört zur Race Bos brachyceros Rütimeyer's (Bos longifrons Owen) und wird aus verſchiedenen Gegenden Ungerns und der Beskiden nach Nowy-Targ auf den Markt getrieben. Der Hauptverdienſt der Podhaler während des Sommers erwächſt aus dem Fettmachen von Rindvieh auf den Bergweiden und der Bereitung von Schafkäſe. Die Hirten, welche dieſes Geſchäft betreiben, haben eine beſondere Organiſation. Jede Herde ſteht unter der Leitung eines Oberſchäfers (baca), welchen die bäuerlichen Eigenthümer der Schafe (gazdas) wählen; dieſer ſucht ſich ſeine Unterſchäfer (juhas) aus und iſt für ſie verantwortlich, überwacht ſie und die Käſebereitung, führt aber nie ſelbſt die Thiere zur Weide. Zu Anfang Mai werden dieſelben in die Berge getrieben; wer keine eigene Weide beſitzt, pachtet dieſelbe,

Digitized by Google

wobei er circa 40 Pf. für ein Schaf während des Sommers bezahlt. Auf dem erwählten Platze beginnen die Schäfer damit, eine Hütte aus Weißtannenholz zu errichten, die im höchſten Grade primitiv iſt und weder Fußboden noch Schornſtein beſitzt. Der Rauch entweicht durch die Ritzen.

Die Schafe, von rieſigen biſſigen weißen Hunden bewacht, bringen Tag und Nacht im Freien zu. Ihrer 200 bis 600 bilden eine Herde und über je 50 iſt ein Hirte geſetzt, deſſen Lohn in einem Antheil an dem gewonnenen Käſe beſteht. Durchſchnittlich erhält er täglich ein halbes Kilogramm im Werthe von 50 bis 60 Pfennigen. Andererſeits muß er aber dem Eigenthümer für jedes von den Bären zerriſſene Schaf etwa 10 Mark zahlen, eine Summe, die auf die Hälfte ermäßigt wird, wenn er den Kopf des Thieres zur Stelle bringen kann. Die Schafe werden täglich mehrere Mal gemolken, die Milch in einen großen Bottich gegoſſen und daraus durch Zuſatz von Lab Käſe bereitet. Die zurückbleibende Molke (zentica), welche noch viel Kaſein und Fettſtoffe enthält — Schafmilch enthält doppelt ſo viel Butter und 25 Proc. mehr Kaſein, als Kuhmilch —, bildet die ausſchließliche Nahrung der Hirten und ihrer Hunde während ihres Aufenthaltes in den Bergen. Der Mann trinkt davon täglich etwa 4 Liter, wird dabei fett und ſtark und erfreut ſich einer ausgezeichneten Geſundheit. Es iſt das eine Beobachtung, aus welcher die Medicin vielleicht Nutzen ziehen könnte. Dies Beiſpiel einer ausſchließlichen Ernährung durch Molke, Schafmolke wohlverſtanden, ſteht in Europa vielleicht einzig da; denn die von Tſchudi in ſeinem „Thierleben der Alpenwelt“ ſo gut geſchilderten Alpenſchäfer trinken zwar auch viel Milch, verzehren daneben aber auch mehlhaltige Speiſen, wie Hirſe, was die ganze Diät völlig verändert.

Die Kuhhirten der Tatra führen ein ganz anderes Leben; jeder von ihnen wirthſchaftet auf ſeine eigne Fauſt; ſtatt von Molken leben ſie von Hafer, Kartoffeln und Milch. Den größten Theil der erzielten Milch verarbeiten ſie zu Butter und Käſe.

Im Winter leben die Hirten, wie die übrigen Bergbewohner, meiſt von Hafer, wozu etwas Käſe und Sauerkraut kommt. Die tägliche Ernährung eines Menſchen kommt dort auf etwa 50 Pf. zu ſtehen, während er als Arbeiter höchſtens das Doppelte davon verdienen kann. Ein Dienſtmädchen erhält jährlich 24 Mark Lohn, 2 Mark an Geſchenken, 18 m Leinewand und Leder zu zwei Paar Schuhen, ein Knecht 40 Mark und einige Kleidungsſtücke. Ein Bauer giebt das ganze Jahr hindurch ſelten mehr als 400 Mark aus, die Löhne für die Dienſtboten inbegriffen.

In der Kleidung macht der Podhaler keine größeren Anſprüche, als bei der Nahrung. Die vollſtändigſte Tracht beſteht aus einer enganliegenden Hoſe von weißer Leinewand, einem ſehr kurzen, vorn mit einer Meſſingſpange geſchmückten Hemde, aus einer ledernen, ärmelloſen, innen mit Schaffell gefütterten Weſte (serdak), einem kurzen Mantel von weißer Leinewand (cuba), Sandalen und einem mit Muſcheln verzierten Filzhute. Beim Gehen haben ſie ſtets einen oben mit einer Axt verſehenen Stock (ciupaga) in der Hand. Die Frauen tragen häufig die ärmelloſe Männerweſte; aber die ſchlechten von den Juden importirten Baumwollſtoffe, die ſie gern wählen, nehmen ihrer Tracht alles Maleriſche. Abweichend von anderen Gegenden Polens ſind ſie ſelten hübſch und haben oft runde platte Geſichter mit vorſpringenden Backenknochen, wie man ſie bei den Slaven häufig findet. Die Männer raſiren ſich ſtets, und nur gediente Soldaten tragen einen Schnurrbart. Einem Vollbart begegnet man nie; derſelbe gilt für das Abzeichen eines Bettlers.

Trotz des ſehr beſcheidenen Einkommens, welches die Podhaler aus ihren Feldern, Herden, Wäldern und verſchiedenen Induſtrien beziehen, beſitzen ſie meiſt ein kleines Vermögen, haben eine Hütte, ein Feld, Pferd und Wagen. Ihr Loos ſcheint ihnen keineswegs beklagenswerth; ſie wiſſen ſehr wohl, daß ſie ihre Erfolge nur ihrer Thätigkeit zu verdanken haben, und halten ſich deshalb für etwas Beſſeres, als die anderen Galizier, deren Exiſtenz trotz ihrer fruchtbareren Felder eine viel elendere iſt.

---

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

II.

### 3. Die Götterlehre.

Der wichtigſte Theil der wotjäkiſchen Mythologie, die eigentliche Götterlehre, iſt leider bislang noch am wenigſten erforſcht. Was wir darüber wiſſen, iſt recht dürftig, und namentlich über das Verhältniß der einzelnen Götter zu einander iſt wenig bekannt. Der vornehmſte Gott der Wotjäken iſt inmar (ilmor, Rytſchkow), der Gott des Himmels. Das dürfte überhaupt immer die Regel ſein, daß der Gott des Himmels als der vornehmſte verehrt wird, denn der Himmel umfaßt die ganze Welt, er ſcheint unendlich. Er mit ſeinen unendlich verſchiedenen ſchönen und ſchrecklichen Erſcheinungen hat gewiß ſtets den Menſchengeiſt am mächtigſten zur Ehrfurcht gezwungen. Unter dem Einfluſſe der monotheiſtiſchen Religionsbekenntniſſe der umgebenden chriſtlichen und mohammedaniſchen Völker hat inmar noch an Macht gewonnen, er iſt in manchen Gegenden ſchon der Gott par excellence, und er iſt prädeſtinirt alle ſeine Kollegen zu überleben und den chriſtlichen Gott zu repräſentiren. Es iſt daher bei Jahrhunderte langem Einfluß des Chriſtenthums ſehr ſchwer, ja vielleicht unmöglich, den urſprünglichen Kern aus dem chriſtlichen Beiwerk heraus zu ſchälen.

Caſtrèn kommt in ſeinen Vorleſungen über finniſche Mythologie immer darauf zurück, daß die finniſch-ugriſchen Völker anfangs immer unmittelbar die ſinnliche Natur angebetet haben und dann erſt zur Vorſtellung eines lebenden geiſtigen Weſens gelangt ſind, welches ſich in der Natur verbirgt, und ſo zu unterſcheiden lernten zwiſchen dem Himmel und dem Gott des Himmels, dem Waſſer und dem Gott des Waſſers. Auf ſolchen Urſprung weiſen vielleicht auch unſere deutſchen Redensarten: der Himmel weiß, der Himmel behüte, ꝛc. hin. Dieſe Anſicht Caſtrèns nun wird

nach Aminoff durchaus beſtätigt durch die Betrachtung der wotjäkiſchen Gebete. Die gegenwärtige Bezeichnung für Gott (den Gott des Himmels) iſt inmar, aber er werde nur in den Opfern angerufen, welche mit dem Ackerbau in Zuſammenhang ſtehen und alſo neuern Urſprungs ſind. In den häuslichen Familien- und kuala-Gebeten, welche ohne Zweifel die älteſten ſeien, trete die alte urſprüngliche Naturverehrung offen zu Tage. Da würde nicht inmar angerufen, ſondern invu oder vu. Das Wort in entſpricht dem finniſchen ilm und heißt Himmel, vu heißt Waſſer.

Die Wotjäken hätten alſo urſprünglich den Himmel, in, als Gott verehrt und dann erſt unter der Bezeichnung invu das befruchtende, himmliſche Regenwaſſer vergöttert. Die gegenwärtige neuere Bezeichnung inmar ſcheint zuſammengeſetzt aus in, Himmel, und mar, welcher, und würde des Wortes eigentliche Bedeutung ſein: der im Himmel, der Himmliſche. Dieſe Bezeichnung ſei gewiß zu einer Zeit entſtanden, wo man ſich die Götter ſchon als perſönliche Weſen vorſtellte. Ich ſelbſt darf mich nun in philologiſchen Dingen in eine Polemik nicht einlaſſen, doch ſcheint mir dieſe Deutung etwas künſtlich. Da in mit dem finniſchen ilm identiſch iſt, ſo ſcheint es mir naheliegend, daß der wotjäkiſche inmar und der finniſche ilmarinen gleichfalls identiſch ſind.

Nach Bechterew wird dem inmar bisweilen das Beiwort vylys' (hoch, in der Höhe, der höchſte) beigelegt und „kolysin, der wahrhafte“ (?). In einigen meiner Gebete wird ihm das Attribut kylts'in beigelegt, von kyldis', Schöpfer, und in, Himmel, was alſo „ſchaffender Himmel“ heißen würde oder überhaupt Schöpfer, da in in dieſer und ähnlichen Zuſammenſetzungen als die ſchon erwähnte älteſte Gottesbezeichnung anzuſehen iſt. Dies würde mit der von Bechterew berichteten Sage ſtimmen, daß inmar die Menſchen, Thiere und Pflanzen geſchaffen habe und auch noch beſtändig weiter ſchaffe. Ich habe aber ſtarken Grund anzunehmen, daß inmar und kylts'in zwei verſchiedene Perſonen ſind. In einem meiner Hochzeitsgebete lautet die Anrede: Gott inmar, Gott kylts'in, was kaum anders aufgefaßt werden kann, als daß inmar und kylts'in zwei verſchiedene Götter ſind, und ich hörte denn auch von malmyſhſchen Wotjäken die Erklärung, inmar ſei Gott Vater, inmar kylts'in dagegen Jeſus Chriſtus, woraus geſchloſſen werden muß, daß im Bewußtſein des Volkes beide Bezeichnungen als zwei verſchiedenen Perſonen angehörig gelten. Nach Gawrilow folgt kylts'in oder kyltšin dem Menſchen überall hin zu ſeinem Schutze, zur Rechten gehend, während šaitan, der Satan, Böſes ſinnend ihn zur Linken überall begleite. Die Legende iſt zwar, wenigſtens den šaitan betreffend, chriſtlich-hebräiſchen Urſprungs, beweiſt aber gleichfalls die Selbſtändigkeit kylts'ins. Das Zeitwort kyldyny nun, wovon kyldis' abgeleitet iſt, heißt nicht nur ſchaffen, gründen, ſondern auch, und dies iſt die verbreitetere Bedeutung, ſchwanger werden. Es liegt alſo nahe, kylts'in mit der Fruchtbarkeit des Weibes in Zuſammenhang zu bringen. In der That wurde nun die Hochzeit, der ich beiwohnte, mit einem Liede eingeleitet, in welchem inmar und kylts'in um Glück angefleht werden, und Gawrilow führt an, daß das Opfergebet bei der Verlobung mit den Worten ſchließt: „Auch du, kyldis'in, verlaſſe ſie nicht.“ Ich dürfte demnach kaum fehlgreifen, wenn ich annehme, daß ebenſo wie Gott mukylts'in (mu = Erde), den wir noch kennen lernen werden, die Fruchtbarkeit der Felder beſtimmt, ebenſo kylts'in wegen der Fruchtbarkeit der Weiber angerufen wird. Die von Rytſchkow genannte kaldyni mumas (mumi = Mutter) dürfte mit kylts'in zuſammenfallen, und von dieſer berichtet er direkt, ſie ſei ilmer's (inmar's) Mutter und werde von den wotjäkiſchen Weibern ihrer Fruchtbarkeit und glücklichen Entbindung wegen angerufen und von den Mädchen um glückliche Heirath. Ihr werden bei einem öffentlichen Feſte von den Weibern weiße Schafe geopfert, doch auch von einzelnen Weibern.

In der Gegenwart ſcheint allerdings das Wort kylts'in meiſt bloß als Attribut für inmar gebraucht zu werden.

Als weitere Gottheit des Himmels nennt Aminoff die guduri mumy, die finniſche jurinä mummo, die Göttin des Gewitters. Ihr opfern die Wotjäken bei den Feldopferfeſten (busy vos') ein Schaf und bitten ſie dabei, daß ſie die Saat vor Sturzregen, Gewitter und Orkanen bewahre. Rytſchkow nennt als Göttin des Himmels noch šundu mumy, Mutter der Sonne (Mutter Sonne?), und berichtet, daß ſie bei Krankheiten angerufen werde. Ihr werden am Oſtertage Brod und Grütze geopfert. Alle, ſowohl Männer wie Weiber, erzählt er, gehen bei Anbruch des Tages auf einen freien Platz im Walde oder aufs Feld und ſchreien alle zugleich, auf den Knieen liegend, gegen die aufgehende Sonne gewandt: „Mutter der Sonne, errette unſere Kinder von der Krankheit.“ Darauf fallen ſie mit dem Angeſicht zur Erde, ſtehen auf und eſſen alle zuſammen die Opferſpeiſe.

In den Gebeten zu den Gottheiten der Erde kommen die Bezeichnungen mukylts'in und mumai vor. Das erſtere heißt wörtlich: Erd-Schöpfer-Himmel, das würde bedeuten: der die Erde befruchtende Himmel, welchen man ſich als männliche Gottheit im Gegenſatz zur Mutter Erde vorgeſtellt zu haben ſcheint (Aminoff). Die urſprüngliche Bedeutung habe ſich aber im Bewußtſein des Volkes vollkommen verloren, und man verſtehe gegenwärtig darunter eine männliche, in der Erde wohnende Gottheit.

Caſtrén vertritt die Anſicht, daß auch die alten Finnen die Erde als eine weibliche Gottheit aufgefaßt haben. In den Gebeten der uſaſchen Wotjäken nun und in einem der wjätkaſchen werde mukylts'in mumi genannt, d. h. Mutter, aber in den übrigen finde man ſtatt deſſen mumai, welches die wotjäkiſchen Prieſter, welche Aminoff über ſeine Bedeutung befragte, gleichfalls als Mutter Erde deuteten.

Georgi erwähnt noch den saltan djes, den „guten saltan“, als Schutzgeiſt des lud. Saltan iſt inſofern intereſſant, als er auch in der mordwiniſchen Götterlehre als Gott der Erde vorkommt (Melnikow); gleichwohl erſcheint mir der wotjäkiſche saltan problematiſch. Einmal iſt der Gott, welcher im lud verehrt wird, in der Regel ein ſchlimmer Geiſt, wie man aus den Gebeten urtheilen kann. Es wird dort zum invu oder kozma oder lud peri, dem böſen Geiſt des Hains, gebetet. Das Gebet beginnt aber in der Regel mit den Worten: salton dz'ets' kyts'puo, d. h. tritt wohlwollend auf die Birkenzweige; es wird eben, wie ſchon erwähnt, das Opfer auf Birkenzweige gelegt. Ob nicht dieſe Worte salton dz'ets' Anlaß zu einem Irrthum gegeben haben? Djes iſt jedenfalls identiſch mit dz'ets', wie die Bedeutung beweiſt. Die Wotjäken, welche ich befragte, wiſſen weder vom saltan djes etwas, noch vom sompan dis, den Bechterew als „Geiſt Erhalter, Bewahrer“ nennt.

Ein Attribut, das den Göttern ſehr häufig beigelegt wird, iſt osto oder osto, deſſen eigentliche Bedeutung den Wotjäken ſelbſt verloren zu ſein ſcheint; ſie überſetzen es ſtets mit dem ruſſiſchen pomilui, d. h. erbarme dich, ja ſelbſt einen Nieſenden hörte ich nach jedem Pruſten osto oder osto inmar ausrufen. Nach Aminoff wird dieſes Attribut nur den männlichen Gottheiten wie in, invu, inmar, mukylts'in beigelegt, und er iſt der Meinung, daß

das Wort möglicher Weiſe mit dem ungariſchen iste, Gott, dem finniſchen isä, Vater, zuſammenhänge.

Auch die Bezeichnung ebyr wird manchmal den Götternamen beigelegt, deren eigentliche Bedeutung ebenfalls unklar iſt. Das Wort mit Engel zu überſetzen, wie Wiedemann es that, hat nur Werth für einen Bibelüberſetzer.

Als eigene Schutzgottheit des Hauſes wird der voršud angebetet, und andererſeits wird dieſe Bezeichnung jetzt häufig dem inmar als Attribut beigelegt. Die Ableitung des Wortes dürfte wohl ſein: vordyny, erzeugen, erhalten, und šud, Glück; die Bedeutung des Wortes wäre alſo etwa Glückerhalter.

Der voršud ſpielt eine ziemlich bedeutende Rolle. Er wurde früher, wie ich weiter noch ausführlich nachweiſen werde, in Form eines kleinen Götzenbildes verehrt, das im kuala auf dem džadžy ſeinen Platz hatte, gewöhnlich auf einem Bündel von Birken- oder Tannenzweigen, die mudor hießen. Bisweilen wurde er auch in dem ſchon beſchriebenen auf dem džadžy ſtehenden Käſtchen verwahrt. Vielleicht wäre es richtiger ſich ſo auszudrücken, daß das Götzenbild, das im kuala verehrt wurde, als Glückserzeuger oder Glückserhalter angeſehen wurde und daher den Namen voršud erhielt. Die aus Kupfer gegoſſenen Figuren aus der Eiſenzeit, die man im wjätkaſchen und permſchen Gouvernement vielfach gefunden hat, weiſt Prof. Aspelin mit großer Wahrſcheinlichkeit als dort entſtanden nach. Mit Vorliebe ſind Thierfiguren mit Menſchengeſichtern abgebildet, beſonders häufig Vögel mit einem Menſchengeſicht auf der Bruſt, ferner häufig Bärenfiguren. Prof. Aspelin, welcher in ſeinem Werke mehrere derſelben abbildet, deutet ſie mit dem allergrößten Recht als Idole, und ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie die alte Form des voršud darſtellen, um ſo mehr, als aus den von neueren Schriftſtellern (Bechterew, Oſtrowsky) gemachten Andeutungen hervorgeht, daß der voršud noch jetzt ein roh aus Holz geſchnitztes Thier, meiſt einen Vogel, darſtelle.

Nach Gawrilow ſind Synonyma des voršud: sud vordyś, Glückserhalter, und vož šud, junges Glück; er führt an, daß derſelbe einerſeits Glück (hauptſächlich materielles) geben, andererſeits aber auch deſſelben berauben könne, und zwar ſoll es in einzelnen Gegenden verſchiedene Namen für die voršud'e geben. Als ſolche führt er an: bigra, dz'umja, kak'sä, džikja, kušja, menja, purga, selta, tuklä, ulü, pebja, tšola, tšäb'jä, tšuija, ebga, tšipja. Er iſt der Meinung, daß dieſe voršud'e nach den Namen glücklicher Weiber ſo genannt wurden, und meint, dieſe Weiber könnten vielleicht auch früher angebetet worden ſein. Eine Begründung dieſer Anſicht giebt er nicht; an einer andern Stelle macht er die Mittheilung, einem neugeborenen Mädchen gebe die Großmutter gleich nach der Geburt den Namen des voršud, zu welchem des Kindes Vater gehörte; doch werde ſie als Mädchen nie bei dieſem Namen genannt, nach der Verheirathung aber führe ſie faſt nur denſelben bis zum Tode. Gerade dieſe Mittheilung aber möchte ich mit Vorſicht aufnehmen, denn einerſeits iſt gar nicht geſagt, welchen Namen das Mädchen bis zur Verheirathung führt, und andererſeits war es in der Nähe der erwähnten Fabrik üblich, daß die Frau nach der Verheirathung den Namen des Dorfes annahm, aus welchem ſie ſtammte. Einige der von Gawrilow angeführten voršud-Namen, wie purga und tukl'ä, ſind mir bekannte Dorfnamen. Mir ſcheint die Sache ſich ſo zu verhalten, daß jede Familie ihren voršud hat, den ſie im häuslichen kuala verehrt, jedes Dorf den ſeinen, dem im gurt kuala geopfert wird, und von dem das Dorf vielleicht ſeinen Namen hat, und daß eine Gemeinſchaft von mehreren Dörfern hinwiederum ihrem gemeinſamen Glückserhalter im badzym kuala dient. Bei der Verlobung bittet der Aelteſte der Familie des Mädchens oder ihr Vater den inmar und die voršud'e um Glück für die ſich Verlobenden und nennt den Namen des voršud, welchen ſie ſich zueignen wollen. Auffallend iſt noch, daß die von Gawrilow angeführten voršud-Namen alle auf a oder ä endigen.

Ehe ich zu den weiteren niederen Gottheiten übergehe, möchte ich zunächſt noch die anderen Völkern entlehnten Gottheiten betrachten. Da iſt zunächſt das mächtige böſe Princip zu erwähnen: peri, böſer Geiſt, šaitan, Satan, keremet. Alle drei Bezeichnungen ſind entlehnt und werden alle demſelben böſen Weſen beigelegt. Die Bezeichnung keremet ſcheint im Norden vollſtändig unbekannt und im Süden von den Tſcheremiſſen entlehnt zu ſein, die ſie ihrerſeits wahrſcheinlich von den Tataren haben. Bechterew und Oſtrowsky erzählen einige Sagen über ihn, die zum Theil der jüdiſchen Satanasſage nachgebildet ſind. Von der Erſchaffung der Welt wiſſen die Wotjäken nichts, aber die Menſchen, Thiere und Pflanzen haben ihre Exiſtenz inmar zu verdanken. Den erſten Menſchen machte dieſer aus rothem Thon und ſetzte ihn ins Paradies, von deſſen Früchten jener ſich nährte. Mit dem Schöpfungswerke fertig geworden, ſchickte er ſeinen jüngern Bruder keremet auf die Erde. Dieſer fand alles gut, nur der Menſch war bekümmert. Er meldete dies inmar, und dieſer lehrte den Menſchen kumyška [1]) brauen. Bei einer zweiten Beſichtigung nun fand keremet den Menſchen gleichwohl bekümmert, obgleich er im Uebermaß von dem Geſchenke des inmar Gebrauch machte. Er berichtete dies inmar, dieſer aber erzürnte heftig und nannte ſeinen Bruder einen Lügner. Der ärgerte ſich ſeinerſeits, ſpie ihm ins Geſicht und verbarg ſich. Seitdem ſtammt die Feindſchaft beider, und alle wohlwollenden Pläne des inmar verſucht keremet zu durchkreuzen. Der erſtere überzeugte ſich nun durch eigenen Augenſchein, daß der Menſch in der That niedergeſchlagen war und befragte ihn um die Urſache. Ich brauche ein Weib! beeilte ſich dieſer zu antworten. Sein Wunſch wurde erfüllt, jedoch mit der Bedingung, ein ganzes Jahr lang kein kumyška zu trinken, da daſſelbe von keremet verunreinigt war. Da aber dieſer faſt ebenſo mächtig war wie inmar, ſo that er das Seine bei Erſchaffung des Weibes und gab ihr die Eigenſchaften der Neugier und des Ahnens der Zukunft, woher es denn auch ſtammen mag, daß der Rath der Frau bei den Wotjäken einen großen Einfluß hat und ſie überhaupt eine ſehr angeſehene Stellung einnimmt. Für dieſe That verfluchte inmar den keremet, wodurch die Möglichkeit der Verſöhnung ausgeſchloſſen wurde. Einmal nun ſah das Weib eine verdeckte Schale mit kumyška ſtehen, und da ſie ja neugierig war, trank ſie etwas davon und gab auch ihrem Manne zu trinken. In dieſes kumyška hatte aber keremet den Tod und die Sünde geſetzt. Die Menſchen wurden ſterblich und ſündig. Nachdem übrigens die erſte Menſchſchöpfung mißlungen war, ſchuf inmar noch einige Paare an anderen Stellen und gab ihnen zum Schutze vor keremet einen großen ſchwarzen Hund.

Die Sünden der Menſchen ſoll aber inmar nicht dieſen ſelbſt, ſondern nur dem keremet zur Laſt legen, ſo daß der Menſch ſelbſt alſo eigentlich nicht ſündigt. Wir ſehen, die ganze Sage iſt offenbar der jüdiſch-chriſtlich-mohammedaniſchen entlehnt, erſcheint jedoch etwas logiſcher als dieſe.

Der Hund ſoll aber ſeitdem eine ſehr geehrte Stellung bei den Wotjäken einnehmen. Er ſoll vor allen Thieren dem inmar am nächſten ſtehen und die Gabe haben, die böſen Geiſter zu ſehen. Wenn ein Hund daher ohne ſichtbare Urſache

[1]) Dies iſt ein leichter hausgebrannter Kornbranntwein.

bellt, ſo verſucht er einen von ihm geſehenen šaitan zu verſcheuchen. Auf jedem Wotjäkenhofe finden ſich mehrere Hunde.

Den rothen Lehm aber, aus welchem inmar den Menſchen ſchuf, verſteckte er tief unter die Erde, damit keremet damit keinen Mißbrauch treiben ſollte. Hiermit ſoll es zuſammenhängen, daß die Wotjäken ihre Leichen ſtets nur in rothem Lehm begraben.

Obgleich übrigens der keremet ein mächtiger Geiſt iſt, ſo ſcheint er doch auch bei den Wotjäken der dumme Teufel zu ſein; wenigſtens berichten Oſtrowsky und Bechterew, daß die Tſcheremiſſen wie auch die Wotjäken ihn leicht betrügen zu können meinen. Charakteriſtiſch iſt noch folgender von Oſtrowsky erzählter Vorfall aus den vierziger Jahren: Die Wotjäken im Malmyſhſchen Kreiſe waren wiederholt von Mißernten heimgeſucht worden. Die Bauern wußten nicht, wie der Noth abzuhelfen, und kamen endlich auf den Gedanken, der keremet ärgere ſich, weil er unverheirathet ſei. Es fuhren daher mehrere Greiſe nach Tšura und verſtändigten ſich mit den dortigen Wotjäken. Darauf kehrten ſie nach Hauſe zurück, verſorgten ſich reichlich mit Branntwein und fuhren nun mit geſchmückten Wagen und Pferden unter Glockengeklingel im Aufzuge, wie er beim Abholen der Braut üblich iſt, nach Tšura direkt auf den Opferhain, tranken und aßen dort fröhlich die ganze Nacht, und am Morgen ſchnitten ſie etwa eine Quadratarſchin Raſen aus dem Boden des Haines und kehrten damit nach Hauſe zurück. Dieſe ſonderbare Hochzeit hatte aber für die Tšuraſchen Bauern, welche an derſelben Theil genommen, üble Folgen. Zum Unglück gerieth das Brot im Malmyſhſchen Kreiſe zwar gut, in Tšura aber ſchlecht, und jene Bauern wurden daher von den Mitgliedern ihres Dorfes übel behandelt. Was ſie ſich bei dieſer Hochzeit dachten, iſt nicht leicht ſich vorzuſtellen. Vielleicht wollten ſie, wie Bechterew meint, keremet mit der wohlwollenden und fruchtbaren mukylts'in, der Frau Erde, vermählen, damit ſie ihn günſtig beeinfluſſe.

Mit der Bezeichnung šaitan wird übrigens bei den Wotjäken nicht nur der jüdiſche Satanas belegt, von dem ſie ſehr wenig wiſſen, ſondern ſie benennen ſo hauptſächlich ihre eigenen böſen Geiſter, namentlich im Geſpräch mit Ruſſen, gleichſam als Ueberſetzung. Wenn ich z. B. fragte: wer iſt kozma? (ein Waldgeiſt), ſo war die Antwort: das iſt ein šaitan; ebenſo wurde mir ein böſer Feldgeiſt (urbetš), ein Krankheitsgeiſt (kyl'dei) und der Waſſermann (vu murt) mit dem Worte šaitan überſetzt. Offenbar wollen ſie damit dem Frager mit einem ihm verſtändlichen Ausdrucke ſolche unüberſetzbaren Begriffe in ſeine Sprache übertragen, zugleich hoffend, damit weiteren Erörterungen zu entgehen. Ein eigenes weſenhaftes Gebilde, ein Gott mit Namen šaitan, exiſtirt bei ihnen nicht. In manchen mehr ruſſificirten Gegenden aber wird jetzt in der That in den Gebeten oder Beſchwörungsformeln, in welchen ſonſt kyl'dei oder urbetš genannt wird, šaitan erwähnt. Daſſelbe dürfte in Bezug auf keremet und pori gelten. Außer den böſen Geiſtern haben die Wotjäken den Chriſten aber auch gute Götter entlehnt, vor allen den ruſſiſchen Heiligen Nikolaus den Wunderthäter, der übrigens auch bei den Ruſſen des größten Anſehens genießt. Namentlich ſehen nach Bechterew die Wotjäken im jelabugaſchen Kreiſe ſeine drei jüngeren Brüder, welche ſie bul'd nennen ſollen, als ihre eigenen Schutzgötter an und bringen ihnen alle drei Jahre große gemeinſame Opfer dar, wobei viel Volk zuſammenſtrömt. Dem heiligen Nikolaus wird nach dem Zeugniß der Schriftſteller auch von heidniſchen Wotjäken geopfert. Namentlich gern ſoll er ſich wie ſeine Brüder auf einigen Hügeln aufhalten, wo ihm auch geopfert wird. Uebrigens ſollen ihm auch in der Kirche nicht ſelten Wachslichte dargebracht werden. Der ungetaufte Wotjäke kniet dann andachtsvoll vor dem Bilde und verbeugt ſich beſtändig bis zur Erde, ohne aber ſich zu bekreuzigen, wie die getauften es thun, bis das Licht ausgebrannt iſt.

Ob der Gott kozma, der in einigen meiner Gebete und Beſchwörungsformeln vorkommt, dem griechiſchen Heiligen gleichen Namens entſpricht oder aber eine einheimiſche Gottheit iſt, weiß ich nicht zu entſcheiden, doch ſcheint mir das letztere wahrſcheinlicher. Er ſcheint als Feld- oder Waldgott üblen Schlages zu gelten, doch von nicht unbedeutender Macht, denn er kehrt nicht ſelten in den Gebeten und Beſchwörungsformeln wieder und ihm wird auch das Attribut osto gegeben wie den großen Gottheiten inmar, invu ꝛc. Er wird in einem Gebet mit dem Attribut ebyr, Gott oder Herr, angeredet, das ſonſt auch inmar zukommen ſoll (Wiedemann), und gebeten, das Vieh nicht in Schluchten zu ſtürzen, das Korn nicht von Ungeziefer vernichten zu laſſen. In einem andern Gebet wird er tel' kuz'o, Herr des Waldes, genannt und um gute Jagdbeute angefleht[1]).

Als ſchlimmer Waldgeiſt niedern Schlages, der den Menſchen gern ſchadet, wird auch urbets oder urves' angeſehen. Aminoff nennt den Waldgeiſt einfach n'ules kuzo', was identiſch iſt mit tel' kuzo'. Bechterew nennt ihn n'ules n'un'ä oder tšatšes n'un'ä, was beides die gleiche Bedeutung, Waldheim, hat. Mit dieſem Namen wird aber gewöhnlich der Bär angeredet, weshalb ich glaube, daß ſeine Angabe auf Mißverſtändniß beruht. Der Bär genießt ja allerdings bei verſchiedenen finniſchen Völkern eine halb göttliche Verehrung, wie bei den Lappen und alten Finnen. Die letzteren überredeten (Kalewala) den getödteten Bären, daß er nicht erſchlagen worden ſei, ſondern ſelbſt vom Baume gefallen ꝛc. Die Lappen wie Finnen reden ihn nicht mit ſeinem eigenen Namen an, ſondern mit allerhand Schmeichelnamen; in derſelben Weiſe wird er auch von den Wotjäken in halb ſcherzhafter, halb ehrfürchtiger Weiſe tel' n'anä', Waldheim, genannt (tel' wie n'ules wie tšatša haben die Bedeutung Wald). Auch mit dem Worte moko redet man ihn ſcherzhafter Weiſe an. Man traut einem verwundeten Bären zu, daß er einen Feind fortan kenne und verfolge; eine Anſchauung, die ſchon vor 100 Jahren bekannt war (Georgi) und noch jetzt fortbeſteht.

Als Waldgeiſter werden von Gawrilow noch der lud murt, Hainmenſch, und von Bechterew alida genannt. Dieſer habe ein einziges großes Auge, und eines ſeiner Beine ſei nach hinten verkehrt. Er erwürge verirrte Wanderer im Walde.

Im Waſſer herrſcht der vu kuz'o, Waſſerherr, oder vu murt, Waſſermenſch. Die kazanſchen Wotjäken opfern, erzählt Aminoff, im Herbſt dem Waſſer eine Ente und bäten dabei, daß der Beſitz an Enten und Gänſen immer reich ſein möge. Im Wjätkaſchen opfere man bei der Geburt eines Kindes dem Waſſerherrn eine Ente. Dieſes iſt aber nicht Regel. Nach Georgi wurde das „vu v'äs'ä", „das erzürnte Waſſer", auch als Urſache von Krankheiten angeſehen und ihm geopfert. Ehe man ein Boot beſteigt,

[1]) Herr Aminoff theilt mir brieflich mit, daß kozma kein Gott ſei, ſondern der Imperativ des Verbums kozmale, ſegnen. Hierauf kann ich nur ſagen, daß die Wotjäken, welche ich befragte, mir antworteten: „das iſt ein gewiſſer šaitan (ruſſiſch: kakoi-to šaitan). Im malm. Kreiſe wird in der Regel osto kozma geſagt; osto oder osto kommt aber, ſoviel mir bekannt, nie allein vor, ſondern nur als Attribut eines Gottes. Gawrilow, ein guter Kenner der Wotjäken und ihrer Sprache, ſagt: „Die wirkliche Bedeutung dieſes Wortes kennt kein Wotjäke." Mit der Ueberſetzung „ſegne" ſind die Wotjäken immer raſch zur Hand. Mir wurde das Wort osto auch immer mit „ſegne" überſetzt.

wirft man ein Bündel Gras ins Waſſer mit den Worten: en kuty mono, halte mich nicht! Bisweilen zieht der va kuz'o Badende hinab in die Tiefe und zerſchlägt das Eis unter dem darauf Wandelnden, ſo daß er hinabſinken muß in die Fluthen, ein Opfer dem Herrn des Waſſers. Dieſer hat die Geſtalt eines gewöhnlichen Fiſches. Die Fiſcher ſehen ihn bisweilen des Nachts beim Fiſcheſtechen mit Fackeln und erkennen ihn daran, daß er mit dem Kopf ſtromabwärts gerichtet ſchläft, während die wirklichen Fiſche in der Nacht den Kopf ſtets ſtromaufwärts gerichtet haben.

Während dieſe Geiſter bösartiger Natur ſind, vor denen man beſtändig auf der Hut ſein muß, die man beſtändig durch Opfer beſänftigen oder durch die Macht der großen Götter, namentlich inmar's, ſich fern zu halten ſuchen muß, ſo giebt es aber auch einen freundlichen Geiſt, der im Verein mit ſeiner Familie dem Menſchen nützlich iſt, dies iſt der korka kuz'o, Zimmerherr oder Zimmerwirth, nach Aminoff auch vyž-ul-kuz'o genannt, d. h. der Herr unter der Diele. Wie ſchon dieſe letztere Bezeichnung andeutet, ſtellt man ſich vor, daß er unter der Diele des Zimmers wohnt. Er iſt ein freundlicher Beſchützer des Hauſes und entſpricht etwa dem deutſchen Heinzelmännchen. Wenn ein Haus fertig gebaut iſt, wird ihm ein ſchwarzer Widder auf dem Hofe des Hauſes geopfert mit den Worten: „Zimmerherr, wohl erhalte und bewahre uns, laß es warm und weich ſein in der Hütte."

Wenn ein Sohn ſich einen eigenen Haushalt anlegt, erzählt Aminoff, ſo geht er unter die Diele des Vaterhauſes, nimmt dort Erde und darauf Feuer vom Herde der Vaterhütte und bittet des Hausgriſtes jüngſten Sohn ihm in ſein neues Heim zu folgen.

Wenn der korka kuz'o mit irgend etwas nicht zufrieden iſt, ſo pfeift er und ſauſt und ſchüttelt das Haus, daß es bebt, oder aber er piepſt in kläglichem Ton unter der Diele, worauf man ſich dann beeilt ihm ein Opfer darzubringen, ja nach Aminoff ſoll ihm jeden Herbſt ein Huhn geopfert werden; doch iſt das nicht überall die Regel.

Wie der korka kuz'o im Hauſe waltet, ſo der kuz'ir-ey in Hof und Stall. Er führt den Beinamen gid ut'is, des Hofes Bewahrer, und wohnt in der Badſtube oder ſonſt in unbewohnten Räumen. In der Badſtube hat man ihn bisweilen geſehen. Er ſieht aus wie ein gewöhnlicher Menſch, nur hat er ein einziges großes Auge in der Mitte der Stirn. Er iſt zwar im Allgemeinen auch ein freundlicher Geſelle, doch hat er auch ſeine Tücken. Unter dem Vieh und den Pferden hat er ſeine Lieblinge, die er des Nachts reichlich füttert. Solche Thiere ſind immer fett und wohlgenährt, ob man ihnen Futter giebt oder nicht; leider thut er das aber auf Koſten der anderen, welche deshalb ohne erſichtlichen Grund immer mager bleiben, man mag ſie füttern ſo viel man wolle. Solchen armen Kühen melkt er des Nachts auch die Milch ab. Die Pferde benutzt er in nächtlicher Weile zum Reiten; man findet ſie dann am Morgen abgemattet mit Schaum bedeckt. Solch ein Pferd muß dann verkauft werden. Seine Lieblingspferde dagegen mißbraucht er nie in dieſer Weiſe.

Nach Bechterew ſchlägt bisweilen ein ſchlimmer, übrigens aber untergeordneter Geiſt, Namens albast, ſeinen Wohnſitz in unbewohnten Räumen auf. Man könne ihn nicht anders los werden, als indem man das betreffende Gebäude verbrennt. Allerdings ein radikales Mittel.

In unmittelbar ſinnlicher Weiſe wird nach Aminoff zum Feuer (tyl) und zum Winde (töl) gebetet. Letzterem opfert man während der Feldopfer eine Ente, gießt ihr Blut auf die Erde und betet, daß der Wind nicht zu heftig über die Ackerfelder fahre, ſondern warme Winde und warme Regen kommen.

Die erwähnten Geiſter ſind nur ein kleiner Theil von denen, welche die ganze Natur bevölkern. Jeder Baum, jeder Hügel hat ſeinen Schutzgeiſt und den hervorragendſten unter dieſen werden gelegentlich auch Opfer dargebracht. Namentlich ſehr alte Bäume betrachtet man mit Ehrfurcht. Auch die Krankheiten werden als perſönliche böſe Geiſter angeſehen, welche in den menſchlichen Körper fahren oder einen Theil deſſelben ſchlagen oder berühren (Aminoff). Die in einem meiner Gebete genannten kyl' dei ſcheinen ſolche Krankheitsgeiſter zu ſein. So ſind wohl die Angaben Bechterew's zu erklären, daß man bei Krankheiten Speiſen außerhalb der Hütte ans Fenſter ſtellt, offenbar damit die Geiſter ſich daran ſatt eſſen und den Menſchen in Frieden laſſen ſollen. Man lege auch unter das Kopfende des Bettes oder an die Thürſchwelle ein Meſſer, oder Beil, oder Sichel. Bei Epidemieen werden rings um das Dorf Stangen geſtellt, deren obere Enden in drei Theile geſpalten ſind. Darauf befeſtige man Lappen mit allerhand Eßwaaren. Ob aber die Krankheiten immer als contagium animatum angeſehen werden, oder nur gelegentlich, oder nur gewiſſe Krankheiten, iſt mir nicht klar geworden; jedenfalls können verſchiedene andere Götter Krankheiten veranlaſſen, z. B. inmu, vor allen Dingen aber die Manen der Verſtorbenen. Dieſe werden in einigen meiner Gebete angefleht, keine Krankheiten oder Epidemieen auf die Menſchen zu werfen. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß die Krankheiten zwar als Geißel in der Hand der feindlichen Weſen dienen, nicht aber in dieſen Fällen etwas Selbſtändiges repräſentiren, denn ſonſt würden die Manen gebeten werden, nicht die Krankheitsgeiſter zu ſenden.

Bei den kazanſchen Wotjäken ſcheint bei Krankheiten keremet eine große Rolle zu ſpielen. Wenn ein Familienglied erkrankt, erzählt Bechterew, ſo macht man zunächſt dem Gotte Gelübde. Man legt in ein Läppchen einige Kupferſtücke und ſagt: „Für dieſes Geld, keremet, kaufe ich dir ein Pferd, du aber ſchenke meinem Kranken das Leben." Darauf legt man Silbermünzen mit den Worten: „Mit dem Silber ſchmücke ich deines Pferdes Mähne." Dann ſchüttet man Mehl darauf und ſagt: „Brot wollen wir dir backen; nur gieb meinem Kranken Geſundheit." Das Läppchen wird zuſammengewickelt und an der Decke oder unter dem Dache aufgehängt. Bisweilen ſollen ſich eine große Zahl ſolcher Pfänder (posul) in einem Hauſe anſammeln. Wenn ſich die Leiden des Kranken nicht vermindern, ſo wird der usto tuno gerufen und gefragt, welches Opfer man dem keremet darbringen muß. Jetzt nimmt man die Pfänder des keremet fort. Die Frau backt ungeſäuertes Brot, verſchiedene Sprüche murmelnd, der Mann nimmt daſſelbe nebſt Salz und Eiern und bringt zuſammen mit dem tuno das beſtimmte Opferthier mit den anderen Vorräthen im lud dem keremet zum Opfer. Es ſoll bemerkt worden ſein, daß die armen Leute viel häufiger vom Gotte heimgeſucht werden, als die reicheren, denn ſie opfern weniger und betrügen ihn häufig, was er, obgleich er dumm iſt, doch bisweilen merkt.

In der Nähe der Fabrik ſtellt der tuno für eine Krankheit auf folgende Weiſe ſeine Prognoſe. Er legt eine Kohle, einen Stein und ein Stück Brot derart auf den Tiſch, daß ſie ein Dreieck bilden, ſpießt ein Stück Brotrinde auf eine Nadel, fädelt dieſe ein, und ſie am Faden haltend läßt er ſie über der Mitte des Dreiecks hängen. Den Kopf ſtützt er dabei in dieſelbe Hand, welche den Faden hält. Bald nun geräth die Nadel in Schwingungen. Wenn ſie zum Brot hinpendelt, dann wird der Kranke auf jeden Fall

geneſen, wenn zur Kohle, ſo muß er ſterben, wenn zum Stein, ſo hängt das Schickſal des Kranken davon ab, welchen Erfolg das anzuſtellende Opfer haben wird. Der tuno beſtimmt, von welcher Qualität und welchem Geiſte und an welchem Orte ein Opfer dargebracht werden ſoll. Dies wird dann immer mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Zunächſt verſucht übrigens ſtets der tuno durch Beſprechen zu heilen, in leichteren Fällen kann dies auch der, beziehungsweiſe die pel'l'äs'kis beſorgen.

---

# Ethnologiſche Betrachtungen.

Von Dr. **Ths. Achelis.**

## I.

Unfraglich hat von allen Disciplinen der Naturwiſſenſchaft die Ethnologie den größten Einfluß auf die Umgeſtaltung unſerer Weltanſchauung ausgeübt; nicht nur in dem Sinne, daß das zur Kritik herangezogene Material durch ſie bis ins Unabſehbare faſt gewachſen iſt, ſondern vor Allem in der Verwendung des Stoffes nach der rein theoretiſchen, völkerpſychologiſchen und philoſophiſchen Seite hin. Es wäre unnütz hier der Verdienſte zu gedenken, die Männer wie Tylor, Peſchel, Baſtian, Fr. Müller u. A. ſich um die Fundamentirung und Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft erworben haben; allein es will uns ſcheinen, als ob einmal auch unſere ſogenannten „Gebildeten“ dieſem Zweige menſchlichen Wiſſens ſo wie ſo nicht die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenken, und andererſeits manche Perſpektive, die ſich bei derartigen Studien eröffnet, nicht beachtet oder genügend gewürdigt iſt.

Freilich iſt eine ſolche vorſichtig abwartende Haltung wohl begreiflich, wenn man den fundamentalen Unterſchied in der Methode bedenkt, der die Ethnologie beiſpielsweiſe von den hiſtoriſchen Disciplinen trennt. Während in dieſen auf den chronologiſchen Zuſammenhang, auf die Sicherheit monumentaler oder ſchriftlicher Ueberlieferung Alles ankommt, bedeutet dieſe Beziehung für jene Wiſſenſchaft wenig oder nichts; gewohnt alſo in der Aufeinanderfolge der Ereigniſſe ſelbſt den leitenden Faden, ja den eigentlichen kauſalen Motor zu erblicken, muß es uns überraſchen, hier die Thatſachen nicht in ihrer zeitlichen Anordnung, ſondern nach ihrer ſachlichen Bedeutſamkeit gruppirt zu ſehen, einerlei welchem Zeitalter, ja welcher Race ſie entlehnt ſind. Iſt eine beſtimmte Inſtitution oder eine Sitte das nothwendige Produkt einer gewiſſen Entwickelungsſtufe, und findet ſie ſich thatſächlich auf allen dieſen Abſchnitten des Völkerlebens bei allen Racen in derſelben Weiſe wieder, ſo iſt damit erſichtlich das Princip der hiſtoriſchen Forſchung, das ſich an einzelne, ſcharf geſchiedene Gruppen hält, durchbrochen und durch ein höheres, allgemeineres, erſetzt. Wir werden dadurch genöthigt, den bisherigen Leitfaden unſerer Unterſuchung, d. h. den ethnographiſchen und chronologiſchen, mit einem andern zu vertauſchen, dem dieſe Momente fremd ſind; das iſt der Fall bei allen denjenigen Erſcheinungen, welche vom rein hiſtoriſchen Standpunkte aus nicht gelöſt werden können, ſondern als unverſtändliche Rudimente früherer Kulturperioden belächelt werden, wie z. B. bei der Couvade. Die Sicherheit einer Nachricht, d. h. ihre wiſſenſchaftliche Glaubwürdigkeit, hängt in erſter Linie von ihr ſelbſt ab, nicht von der Perſon des Erzählenden; durch die rieſige Menge des Stoffes laſſen ſich beſtimmte Umriſſe des Völkerlebens in ſeinen erſten Anfängen feſtſtellen, die ein für alle Mal jedem Zweifel entrückt ſind. Mit dieſem objektiven Maßſtabe werden alſo alle Mittheilungen gemeſſen, paſſen ſie in dieſen Rahmen, ſo werden ſie acceptirt, wo nicht verworfen (natürlich wird bei dieſer kritiſchen Sichtung die Thätigkeit des Subjekts in gewiſſer Weiſe immer ſich bemerkbar machen). Daß für Einzelheiten, die einen kleinern Umfang des Völkerlebens betreffen, immerhin Schwankungen vorkommen können, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt noch in dem jüngſten Werk von Hellwald (Naturgeſchichte des Menſchen, Stuttgart 1881) in Betreff der verſchiedenen Beurtheilung zu erſehen, welche die Intelligenz der Auſtralier erfahren hat. Aber die großen Grundzüge für die Entwickelung der menſchlichen Race ſtehen feſt und mit der fortſchreitenden Ausarbeitung dieſes Gemäldes werden alle Fehler der Beobachtung thunlichſt ausgeſchieden.

Iſt dieſe Methode der Ethnologie, auf möglichſt breiter Baſis durch Vergleichung die verſchiedenen Thatſachen nach ihrer innern Bedeutſamkeit in den richtigen Zuſammenhang zu bringen, nothgedrungen anerkannt, ſo beginnt der Zweifel bei einem andern Punkt ſich feſtzuſetzen, nämlich bei der fraglichen Wichtigkeit des ganzen Beginnens. Kaum kann es ſtärkere Gegenſätze geben zwiſchen der Betrachtung der Natur am Ende vorigen Jahrhunderts, und der üblichen Geringſchätzung, mit welcher unſere Bildung auf das Leben der Naturvölker herab zu ſehen pflegt. Treffend ſchildert Hellwald die Stimmungen, welche der idealiſtiſchen Entſtellung des 18. Säculum zu Grunde lagen: „Eine Art von Civiliſationsekel, ein inneres Mißbehagen, ein Trübſinn, von dem man ſich nicht Rechenſchaft geben konnte, hatte ſich der beſten Köpfe in Deutſchland, England und Frankreich bemächtigt und trieb ſie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungeſunder Ideale. Dieſe eigenthümliche Gemüthskrankheit ſpiegelt ſich ab in den Schriften J. J. Rouſſeau's, ſie kam theilweiſe zum Vorſchein in manchen politiſchen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Nordamerikas, ſie wirkte fort in den blutigen Schwärmereien der franzöſiſchen Revolution, ſie hat Friedrich Schiller's Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch ſeine Leiden des jungen Werther's dieſen Sentimentalitätsſchwindel abzuſtreifen und den Krankheitsſtoff auszuſcheiden verſucht. Niemand aber war mehr von dieſer Gemüthsſtörung angeſteckt als unſer edler Georg Forſter, wie überhaupt mehr oder weniger der große Cook ſelbſt und alle ſeine Begleiter. Sie alle ſchworen darauf, daß die Wilden beſſer ſeien als die Europäer. Die Verfeinerungen der alten Welt erſchienen ihnen nur als Entartungen, überall gewahrten ſie Verſündigungen gegen die Natur, ein Gemiſch von Lügen und Laſter, daher denn auch die Kinder dieſer alten Welt in ihren Augen als abgelebt und körperlich zerrüttet galten. Dies waren nicht etwa die Anſichten einiger Querköpfe, ſondern der Männer, welche die Anſichten ihrer Zeit beherrſchten und dieſer nämlichen Zeit zugleich als die höch-

ſten Zierden dienten. Sie glaubten in den noch nicht von der Civiliſation angeſteckten Bewohnern der Südſee die Typen eines idealen, goldenen Menſchenalters zu erkennen. Sie hielten ſie für offen, genügſam, unverderbt, für Kinder ohne Unterſcheidung des Guten und Böſen, für unendlich glücklich, wenn nicht gar für beneidenswerth." (Hellwald S. 72.) Dieſe Sucht — pathologiſch vielleicht intereſſant, aber wiſſenſchaftlich unbrauchbar — der eigenen Zerfahrenheit durch ein neues Stimulans aufzuhelfen, dieſer Wahn, der Kultur durch ein leeres und täuſchendes Spiegelbild einer angeblich jungfräulichen Natur wieder Inhalt und Werth zu verleihen, iſt verflogen und hat einer ernſthaften Forſchung Platz gemacht; aber gerade jetzt werden häufig die ungläubigen Fragen laut, wozu all' jener Aufwand an Fleiß und Energie, wenn es nur der Kenntniß roher und längſt überwundener Perioden in der Völkergeſchichte gilt? Freilich mag es ein wohlthuendes Gefühl ſein, ſich in dem Bewußtſein einer hohen Civiliſation glücklich zu ſchätzen, zu empfinden, „wie herrlich weit wir es gebracht haben," aber nicht geringer darf doch eigentlich das Intereſſe ſein an den früheren Entwickelungsſtufen, die erſt in allmäliger Succeſſion ſchließlich jenen Endzuſtand begründeten. Die Geſchichte der Menſchheit nach allen Richtungen, ſei es in Religion, Recht, Kunſt, Sprache u. ſ. f., iſt nicht verſtändlich, wenn wir uns auf die mehr oder weniger kurze Blüthezeit beſchränken, welche den Kulminationspunkt in dieſer Entwickelung ausmacht. Dieſe Wunderſchöpfung, die wie früher die griechiſche Kultur als autochthones Erzeugniß ausgegeben und entſprechend geprieſen wurde, iſt ihres mythiſchen, transcendentalen Urſprungs entkleidet und in ihren einzelnen Bedingungen bloßgelegt. Die Sitten und Inſtitutionen der ſogenannten Naturvölker liefern uns den Kommentar, ohne welchen wir unſer eigenes ſociales Leben nicht verſtehen würden; die Exiſtenz jener zu verachten, wäre gerade ſo weiſe, als wenn die Kindheit, da ſie an intellektueller Reife den ſpäteren Perioden nicht gleichkommt, gänzlich aus dem Daſein geſtrichen werden ſollte. Es ſei nämlich nebenbei bemerkt, daß es ein Naturvolk im ſcharfen Sinne überhaupt nicht giebt; überall, ſelbſt in den roheſten und dürftigſten Zuſtänden, haben wir Anſätze zu einer ſocialen Organiſation gefunden, und damit Verſuche, die über die rein thieriſche Exiſtenz hinausführen. Von einem Naturmenſchen in eigentlicher Bedeutung zu ſprechen, wäre uns erlaubt, wenn man ihn in völlig iſolirtem Zuſtande, dem jegliche Aſſociation fehlte, beobachtet hätte; da aber in dieſem Falle überhaupt gar keine Entwickelung ſtattgefunden hätte, nicht einmal eine ſprachliche oder gar eine weitere ſociale, ſo brauchen wir dieſen Verluſt des ethnologiſchen Materials nicht all zu ſehr zu bedauern. (Von den künſtlichen Iſolirungen, wie die von Kaſpar Hauſer, iſt hier natürlich nicht die Rede.) Hingegen verdient die Thatſache volle Beachtung, auf die Baſtian in ſeiner neueſten Schrift „Die heilige Sage der Polyneſier" aufmerkſam macht: „Ich fürchte, es wird ſich einſt eine ſchwere und bittere Anklage gegen uns erheben, weil wir in der heutigen Epoche des Kontaktes mit den Naturvölkern noch vieles hätten ſammeln und retten können, was durch Unbedacht und Sorgloſigkeit vor unſeren Augen zu Grunde gegangen iſt, was noch jetzt in jedem Jahre, an jedem Tage, möchte ich ſagen, und jeder Stunde, während wir unthätig zuſchauen, dahinſchwindet. Jede ſolcher Lücken aber wird auf das Schmerzlichſte empfunden werden, wenn es gilt, in kommenden Tagen für die Induktionsformeln einen ſtatiſtiſchen Ueberblick zu gewinnen von der ganzen Mannigfaltigkeit der Variationen, unter denen das Menſchengeſchlecht auf der Erde in die Erſcheinung getreten iſt." (Vorrede S. VII.) Zum Beweiſe für dieſe Thatſache führt der berühmte Forſcher ſeine Erlebniſſe in Oregon an, wo er an einen alten Pionier als beſten Kenner der Indianer verwieſen wurde. „Derſelbe hatte in ſeiner Jugend ein halbes Menſchenalter mit den Indianern verlebt, indem er als Händler mit ihnen umhergezogen war oder in ihren Anſiedlungen bei ihnen gewohnt hatte. Auch konnte er mir in der That (ſo weit das Gedächtniß treu blieb) mancherlei intereſſante Einzelheiten über das tägliche Leben und Treiben geben, ſobald ich aber mit meinen Fragen das religiöſe Gebiet berührte, war ſein Wiſſen zu Ende." (S. 9.) Hier kann nur verdoppelte Energie trotz des raſtlos ſich vollziehenden Dahinſchwindens der Wilden die werthvollen Kenntniſſe retten, die uns zu dem ins Detail gehenden Verſtändniß irgend eines Volksſtammes fehlen. Daß aber dieſe Wirkung bei einem jeden Zuſammentreffen der Europäer oder überhaupt höher kultivirter Racen mit niederen unausbleiblich iſt, zeigt eine Vergleichung von Nordaſien, Südafrika, Nordamerika und den Südſeeinſeln. Traditionell wird dieſer Umſtand lediglich der Härte und Vertilgungswuth des erobernden Stammes zugeſchrieben, und ebenſo ſtereotyp werden die Spanier als wahre Teufel verſchrien. „Die Grauſamkeiten der Spanier in der neuen Welt ſind von jeher ein beliebter Stoff für moralhiſtoriſche Stilübungen geweſen. Bonwich (The last of the Tasmanians, London 1870) iſt ehrlich genug zu bemerken, daß die Briten dringende Veranlaſſung hätten, den Mund zu halten. In der That darf man Grauen empfinden vor allen europäiſchen Kulturvölkern, ſo wie ſie mit anders gefärbten Menſchen in Berührung kommen. Die Holländer in den Kaplanden und ihre Abkömmlinge, die Boeren, liefern ebenfalls den Beweis, daß auch die germaniſchen Völkerſchaften zu den blutgierigen Geſchöpfen ihres Geſchlechts zählen. Nur von den Franzoſen, obgleich auch ſie nicht gänzlich rein ſind, kann man rühmen, daß ſie durchſchnittlich menſchlicher und chriſtlicher mit den farbigen Naturkindern umgegangen ſeien." (Peſchel, Ausland 1870, S. 148.) Dieſe Worte Peſchel's ſind ohne Zweifel völlig zutreffend, obwohl ſie noch nicht den Grund für die Vernichtung der Naturvölker erſchöpfen; auch nicht der Branntwein, die Luſtſeuche und Pocken allein ſcheinen uns für eine Erklärung hinzureichen. Einmal iſt es klar, daß in dieſem erbarmungsloſen Kampf ums Daſein, in dem außerdem zwei gänzlich unverträgliche Entwickelungsſtufen ſich begegnen, nur die intelligentere Race den Sieg davontragen kann (von den kümmerlichen Verſuchen der chriſtlichen Miſſionäre, eine Aſſimilation beider heterogenen Elemente herbeizuführen, darf hier füglich Abſtand genommen werden); ſodann aber ſcheint auch der Körper des höher veranlagten Gegners widerſtandsfähiger zu ſein gegen die Angriffe der Krankheiten, denen der Organismus der Wilden ſchneller unterliegt. Die Laſter der Kultur mit ihren phyſiſchen Begleitern haben jenen ſchon ſo weit inficirt, daß er leidlich gefeſtigt iſt, während der Anſteckungsſtoff für ein gänzlich unberührtes Gewebe die verhängnißvollſten Folgen hat. Daher ſiechen überall die Naturvölker dahin und ebenſo konſequent akkommodirt ſich das modulationsfähige Naturell des Europäers unter allen Himmelsſtrichen, natürlich unter mehr oder weniger ſchweren Opfern. Generaliſiren wir nun dieſe Thatſache, ſo ergiebt ſich ein höchſt merkwürdiges Bild für die Zukunft; der ganze Erdball wird raſtlos von einem Ende zum andern der Civiliſation unterthan gemacht, die inferioren Racen mögen ſich in die entlegenſten Striche zurückziehen und Wüſten und undurchdringliche Urwälder zum Schutz ihrer Exiſtenz wählen: ſchließlich — mit mathematiſcher Sicherheit läßt ſich aus dem bisherigen Laufe der Geſchichte dieſer Schluß ziehen — werden ſie abſorbirt reſp. vernichtet werden. Und daſſelbe,

was ſich innerhalb dieſer Extreme ereignet, zwiſchen den Höhen der Kultur und der Barbarei der Natur, wird ſich für unendlich viele Mittelſtufen dieſer Entwickelung wiederholen; daher iſt es äußerſt intereſſant, dem Zuſammenſtoß zweier gänzlich heterogener und bislang ohne jeden Kontakt gebliebener Kulturen zu folgen, wie z. B. der chineſiſchen und europäiſchen in St. Franziſko. Ohne uns gerade als Anwalt der Mongolen aufzuwerfen, können wir nicht ſagen, daß unſere Mitbrüder ſich eben ſehr glänzend bei dieſer Konkurrenz benommen hätten. Die indiſche Civiliſationsſphäre, obwohl in einzelnen Zweigen üppig treibend, ſcheint doch im Ganzen zu lethargiſch zu ſein, zu ſehr einer kräftigen Aktivität zu entbehren, um bislang wenigſtens der europäiſchen gewachſen zu ſein.

# General Türr über den Iſthmus von Korinth.

Wir haben unlängſt (S. 223 dieſes Bandes) Nachrichten über den Beginn der Vorarbeiten zu dem Kanale, welcher die Landenge von Korinth durchſchneiden ſoll, gegeben. Da dieſes großartige Unternehmen ſchneller, als man gedacht hat, ſich zu verwirklichen ſcheint — die eigentlichen Arbeiten ſollen ſchon im kommenden December ihren Anfang nehmen —, ſo iſt dasjenige von beſonderm Intereſſe, was General Türr, der Konzeſſionsinhaber des Durchſtiches, am 17. September dieſes Jahres auf dem dritten internationalen geographiſchen Kongreſſe zu Venedig über den Iſthmus und den zu erbauenden Kanal mittheilte (reproducirt in „The Mail“ vom 21. September).

Der Iſthmus iſt eine tiefe Depreſſion von nur geringem Relief zwiſchen den Geraniſchen Bergen (bis 1057 m anſteigend) im Norden und dem Oneiongebirge (582 m) im Süden. Die Waſſerſcheide läuft quer über dieſelbe hinweg von Nordoſten, vom Golfe von Aegina an, nach Nordweſten auf Akrokorinth zu. Der Iſthmus bildet ein Plateau von geringer Breite, das an ſeiner höchſten Stelle bis 78 m anſteigt; die feſte Geſteinsmaſſe, welche der zukünftige Kanal zu durchſchneiden hat, iſt nur $3\frac{1}{2}$ km lang; im Uebrigen geht er durch Alluvium, Sand und Kies. Südweſtlich von dem heutigen Hafen Kalamaki zieht ſich ein circa 30 m breites Thal in ſchräger Richtung von Nordoſten nach Südweſten durch die centrale Geſteinsmaſſe; an der andern Seite derſelben liegt ein zweites Thal, welches zuerſt eine kurze Strecke der Waſſerſcheide folgt, dann eine Biegung am Fuße der alten den Iſthmus ſperrenden Mauer macht und in den korinthiſchen Meerbuſen mündet. In dem erſtern Thale befindet ſich eine perennirende Quelle, welche ſchon im Alterthum benutzt wurde; in dem zweiten liefern verſchiedene Quellen reichliches Waſſer. Das Plateau in der Mitte iſt mit Dickichten von Pinus maritima bedeckt, und wird ſtets von den bald von dieſer, bald von jener Seite her wehenden Briſen gekühlt.

Auf dieſer engſten Stelle des Iſthmus finden ſich auf einer vollkommen geraden Linie an beiden Abhängen des Plateau Spuren der Arbeiten, welche Nero in der zweiten Hälfte des erſten nachchriſtlichen Jahrhunderts aufführen ließ. Nach dem Aeginetiſchen Meerbuſen hin ſieht man eine am Grunde etwa 40 m breite Vertiefung, welche ſich etwa 1500 m weit von der Küſte landeinwärts zieht. Die ausgehobene Erde iſt an beiden Seiten aufgehäuft worden und bildet deutlich ſichtbare Wälle; der Graben oder die Vertiefung weiſt mehrere Stellen auf, wo der bis 59 m hoch anſteigende Fels in Angriff genommen wurde, aber überall iſt man nur wenige Meter tief eingedrungen. Auf dem gegenüberliegenden Abhange ſind Spuren des Grabens bis 2 km vom Meeresſtrande hin ſichtbar; aber auch hier waren die Arbeiten nur von geringer Bedeutung. Zwiſchen den letzten Spuren auf beiden Abhängen zieht ſich eine geradlinige Reihe viereckiger Schachte hin, die zwiſchen 3 und 16 m tief ſind, und deren ſenkrechte Wände ſich volle 18 Jahrhunderte hindurch faſt intakt erhalten haben. In der Nähe der Schachte liegen oben auf dem Plateau zwei große vollſtändig erhaltene Ciſternen, welche bei den bevorſtehenden Arbeiten wieder benutzt werden können.

Nachdem General Türr die Konzeſſion für den Durchſtich erhalten hatte, ſchickte er den Oberingenieur des Canal Français, Gerſter, der ſchon auf dem Iſthmus von Darien die Aufnahmen für den Panama-Kanal geleitet hatte, an Ort und Stelle, um das Terrain im Einzelnen aufzunehmen und die beſte Linie für den Durchſtich zu ermitteln. Derſelbe hat mit Hilfe ſeiner Aſſiſtenten und Untergebenen den ganzen Iſthmus zwiſchen den anfangs erwähnten beiden Bergketten aufgenommen und Bohrungen ausgeführt. Es wurden im Speciellen drei Tracen ſtudirt und nivellirt. Die erſte fällt mit der „Neroniſchen Linie“ zuſammen, iſt 6342 m lang und ſteigt bis 78 m über den Meeresſpiegel an; die zweite folgt den oben beſchriebenen zwei Thälern, iſt 6740 m lang und bis 73 m hoch; die dritte, weiter ſüdlich gelegene, beginnt bei Kechriäs am Aeginetiſchen Golfe, benutzt ein Thal, das demjenigen der zweiten Trace faſt parallel läuft, ſchneidet mehrfach Schluchten, ſteigt jenſeits im Thale des Leoka-Fluſſes ein Stück hinab und erreicht die See ſüdlich von Neu-Korinth. Dieſelbe iſt etwa 11 km lang. Die Aufnahmen haben ergeben, daß bei Nro. 1 9430000 cbm Boden, bei Nro. 2 9186000, bei Nro. 3 12424000 zu bewegen ſind. Die beiden letzten haben zahlreiche Kurven von mindeſtens 2000 Meter Radius, während die ſogenannte „Neroniſche Trace“ den unſchätzbaren Vortheil einer geraden Linie darbietet. Sodann hat letztere noch zwei weitere Vorzüge: erſtens die Beſchaffenheit der zu durchſchneidenden Felsmaſſe, welche hier aus zerreiblichem Sandſtein und Kalkfelſen beſteht, die verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten ſind und dabei ſtarke dauerhafte Seitenwände bilden, während die Tracen Nro. 2 und 3 viel härtern Sandſtein durchſchneiden, der im Alterthume, wie zahlreiche Steinbrüche beweiſen, zu Bauzwecken diente. Zweitens iſt die „Neroniſche“ Linie gegen die Waſſerfluthen der Schluchten geſchützt, während Nro. 2 und 3 dieſelben aufnehmen müßten; ſie bildet ferner eine gerade, ſchnelle Verbindung und trifft an beiden Endpunkten in kurzer Entfernung vom Strande auf tiefes, ruhiges Waſſer. Aus allen dieſen Gründen iſt dieſe Trace zur Ausführung beſtimmt worden. In ſeinen Dimenſionen ſoll der neue Durchſtich dem Suez-Kanal ähnlich werden, nämlich circa 8 m tief und 22 m breit.

Die Schifffahrt iſt gegenwärtig ſowohl im Korinthiſchen wie im Aeginetiſchen Meerbuſen ſehr lebhaft, trotz der Unzuträglichkeiten, welche gerade der Iſthmus verurſacht, indem er Waaren und Paſſagiere zum Ueberland-

wege zwingt. Nach den statistischen Daten der letzten Jahre laufen jährlich im Durchschnitte 446 Dampfer und zahllose Segelschiffe in den beiden Häfen des Isthmus ein. Da nun nach Aussage der kompetentesten Personen die Küstenverhältnisse und die herrschenden Winde im Meerbusen von Korinth besonders günstige sind, so glaubt Türr annehmen zu dürfen, daß die meisten Schiffe, welche jetzt gezwungen sind, Kap Matapan zu umsegeln, gern den neuen Weg durch den Kanal von Korinth nehmen werden. Denn sie müssen diese Route als die kürzeste und schnellste benutzen, da sie die Entfernung vom Adriatischen Meere nach dem Piräus um volle 185 Seemeilen und diejenige vom Mittelländischen Meere nach dem Piräus um 95 Seemeilen verkürzt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Messina und der Piräus unter demselben Breitengrade, dem 38., liegen, während Kap Matapan und die Insel Cerigo sich unter dem 36. befinden. Dampfer, welche die Straße von Messina passiren, sind deshalb jetzt genöthigt, vom 38. zum 36. Breitengrade hinunter- und dann nach Dublirung des Kap Matapan wieder zum 38. Grade nordwärts hinaufzufahren; können sie aber erst den neuen Korinth-Kanal benutzen, so bleiben sie stets in derselben Breite und vermeiden den Umweg um das Kap, welches sich schon so vielen Schiffern verhängnißvoll erwiesen hat.

Jetzt passiren jährlich 4 645 700 Tonnen Waaren den Isthmus von Korinth. Die erstaunliche Entwickelung, welche Industrie und Handel in jüngster Zeit in Griechenland erfahren haben, zeigt sich besonders in dem Anwachsen der Schifffahrt. Das Land, welches 1830 nur 1050 Fahrzeuge zusammen von circa 30 000 Tonnen besaß, hatte 1871 schon 6135 mit einer Tragfähigkeit von 415 355 Tonnen, und seitdem hat seine Flotte noch in gleichen Verhältnissen zugenommen. Die Verkürzung des Seeweges sichert nun den Schifffahrtsgesellschaften einen namhaften Vortheil, an welchem Waaren wie Passagiere in gleicher Weise theilnehmen. Die Abgabe per Tonne und per Person für Schiffe aus dem Adriatischen Meere wird 1 Franc betragen und für solche aus dem Mittelländischen ½ Franc. Die großen Schifffahrtsgesellschaften des Adriatischen Meeres haben sich auf Befragen bereit erklärt, diesen Tarif, den sie für sehr entsprechend halten, anzunehmen; andererseits haben die kompetentesten Finanzmänner nach Prüfung der statistischen Tabellen und nach Berechnung des wahrscheinlichen Nutzens gefunden, daß selbst bei einer geringen Abgabe der Ertrag eine gute Verzinsung des hineingesteckten Kapitals gestatten wird. Griechenland, welches die Wichtigkeit des neuen Kanals sowohl für den Handel der anderen Völker, als für seinen eigenen Wohlstand begriffen hat, hat dem General Türr versprochen, mit der äußersten Anstrengung den Erfolg des bald endgiltig in Angriff zu nehmenden großen Werkes zu fördern.

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Ein Telegramm vom 13. September aus Krasnowodsk an den „Russischen Invaliden" meldet, daß die Legung der Schienen auf der Transkaspischen Militär-Eisenbahn (s. „Globus" XXXIX, S. 286) jetzt bis zu dem Endpunkte derselben, Kyzyl-Arvat, durchgeführt ist.

— Der Generalgouverneur des Libanon, Rustem Pascha, hat jetzt strenge Vorschriften erlassen, um den ehrwürdigen Rest der Libanoncedern, deren Zahl auf 350 bis 400 Stämme zusammengeschmolzen ist, gegen weitere Beschädigungen durch Thiere und Menschen, Einheimische wie Reisende, zu schützen. Es wird eine Einfriedigung hergestellt und ein Wächter eingesetzt werden; kein weidendes Thier soll ferner die jungen Schößlinge abfressen, kein Reisender unter den Bäumen lagern, Feuer anmachen, Zweige abbrechen u. s. f. Der lange ersehnten Maßregel ist der beste Erfolg zu wünschen.

— Die „Mail" vom 5. September d. J. enthält ein Telegramm aus Calcutta vom vorhergehenden Tage, nach welchem die Resultate der im Februar ausgeführten Volkszählung von Indien folgende sind: Bengalen 68 829 920; Assam 4 815 157; Madras 30 839 181; Bombay 20 920 119; Scinde 2 404 934; Nordwest-Provinzen 33 445 111; Oude 11 407 625; Pendschab 22 647 542; Centr.-Provinzen 11 505 149; Berar 2 670 982; Birma 3 707 646; Mysore 4 186 399; Coorg 178 283; Adschmir 453 075; Baroda 2 154 469; Travancor 2 401 158 und Kotschin 600 278. Insgesammt hat Indien 252 541 210 Bewohner, wovon ungefähr 123 211 317 männliche und 118 166 371 weibliche; letztere beiden Zahlen sind indessen nicht absolut zuverlässig, da für Radschputana, einen Theil von Haiderabad und das unabhängige Sikkim die Ziffern der Geschlechter fehlen. Der Zuwachs seit dem letzten Census von 1871 beträgt 12 788 565; den größten zeigen Birma (35 Proc.), die Central-Provinzen (25 Proc.), Berar (20 Proc.) und Assam (19 Proc.). Eine Abnahme zeigen nur Maisur (Mysore; um 17 Proc.) und Madras (um 2 Proc.). Mr. Plowden, der Census Kommissioner, beansprucht für diese Zählung den Ruhm des größten derartigen, je auf Erden unternommenen Werkes. Zu diesem Telegramme bemerkt „The Mail", daß Bombay, trotzdem daß es durch die Hungersnoth stark gelitten hat, unter den Provinzen mit der größten Zunahme fehlt, da es von 16 349 206 Einwohnern in dem letzten Decennium auf 20 920 119 gewachsen ist. Jene Gesammtzunahme bezieht sich auf die britischen wie einheimischen Länder, von denen erstere mehr als ⅚ der ganzen Bevölkerung umschließen. Dieses Verhältniß verschiebt sich aber zu Gunsten der direkt britischen Besitzungen, weil in diesen der Zuwachs am bedeutendsten war, was entschieden für die englische Verwaltung ein gutes Zeugniß ablegt. Dazu kommt, daß die Vermehrung der Bevölkerung von einer solchen des Wohlstandes und des Handels begleitet ist. Neue Industrien sind eingeführt, wichtige öffentliche Werke in Angriff genommen, die Hilfsquellen des Landes entwickelt worden, was alles ohne Zuthun der Engländer schwerlich geschehen wäre, vom moralischen Fortschritte ganz zu schweigen.

## Afrika.

— In der Sitzung der Marseiller Geographischen Gesellschaft vom 12. August d. J. gab der eben aus dem Somal-Lande zurückgekehrte Georges Révoil einen vorläufigen Bericht über seinen dritten zehnmonatlichen Aufenthalt daselbst. Es ist ihm dieses Mal gelungen bis zu den Karkar-Bergen vorzudringen, an deren Nordfuße der Darror sich entlang windet, gleichwie am Südfuße der Fluß Nogal. Dort aber fand er solchen Widerstand, daß er umkehrte und nach dem Besuche einiger Küstenpunkte nach Aden ging. Bei Hais durch schlechtes Wetter aufgehalten, landete er, fand am Ufer zahlreiche Tumuli, wie sie überall im Lande vor-

kommen, und öffnete einen derselben, wobei er ein Grab und Reste einer sehr entwickelten Kultur fand, darunter einige prächtige Emaillen, Scherben von Gefäßen aus Samos und eine Maske, was auf eine griechische Kolonie deutete. Révoil schließt aus diesem und den Nachrichten, welche er über die Existenz eines weißen Galla-Stammes an den Ufern des Webi erhielt, daß sich unter den heutigen Somali Spuren der ehemaligen Existenz einer weißen Kolonie, wahrscheinlich von Makedoniern, erhalten haben, für deren Nachkommen er jenen Galla-Stamm hält. Er sucht seine (uns wenig annuthende) Ansicht durch weitere Argumente hinsichtlich der Sprache, Bewaffnung und Kleidung und durch eine wichtige Reihe von Profil-Photographien zu unterstützen. Seine Reiseergebnisse scheinen danach sehr interessante zu sein; seine ethnographischen Schlüsse dürften einstweilen aber vielfachen Zweifeln begegnen.

— Zu Ende des Jahres 1877 setzte die portugiesische Regierung die Zölle auf Waaren, welche nach Mozambique eingeführt wurden, um 30 Proc., in manchen Fällen sogar um 60 Proc. herunter, eine Maßregel, welche einen entschieden günstigen Einfluß auf den Handel ausgeübt hat, wie der Bericht des englischen Konsuls O'Neil hervorhebt. Jetzt hat sich dieselbe Regierung leider entschlossen, die Zölle für Importe um 3 Proc. ad valorem und für Exporte um 1 Proc. zu erhöhen, angeblich um dadurch Gelder für die öffentlichen Bauten der Kolonie aufzubringen.

— Der erste zehnjährige Census des Orange-Freistaates in Südafrika hat eine Bevölkerung von 133 518 Personen, davon 61 022 Weiße, ergeben. Das in Besitz genommene Land umfaßt 11 799 205 Morgen, wovon aber nur 57 458 angebaut sind. An Pferden sind 131 594 vorhanden, an Schafen und Angoraziegen 5 482 836, welche 48 665 Ballen Wolle produciren. Es giebt ferner 2253 Strauße, welche 1057 Pf. St. an Federn abwerfen. An Kohlen werden nur 81 Sack producirt, woraus hervorgeht, daß dieser Industriezweig, welcher in Zukunft von großer Wichtigkeit zu werden verspricht, jetzt noch in den allerersten Anfängen sich befindet.

— R. E. Flegel, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland das Gebiet des Niger bereist, sein Augenmerk aber hauptsächlich auf Adamaua gerichtet hat (s. „Globus" XXXIX, S. 61), hat den Erfolg gehabt, Sokoto, die Hauptstadt des gleichnamigen Fellata-Reiches, erreicht und von dem dortigen Herrscher die Erlaubniß zur Bereisung von Adamaua erhalten zu haben. Er fuhr im Winter 1880/81 den Niger von Rabba (9° 15' nördl. Br.) aufwärts bis Gomba (circa 11½° nördl. Br.), konnte aber dort seine Bootsmannschaft um keinen Preis bewegen ihn noch weiter bis Say (13° nördl. Br.), wo Heinrich Barth 1853 den Niger überschritten hatte, zu schaffen, weil die ganze Gegend von den räuberischen Kelfris unsicher gemacht wird. Statt dessen brachten sie ihn auf dem Gulbi-n-Gindi, einem bedeutenden linksseitigen Nebenflusse des Niger, bis Kalgo (12° 21' nördl. Br.), von wo er zu Lande nach Sokoto (5° 5' östl. L. Gr., 13° 7' nördl. Br.) ging. Auch den Rückweg nach Rabba machte er zu Lande, wobei er namentlich zuletzt ziemlich weit östlich des Niger entlang zog und die Landschaften Jauri und Nupe kennen lernte. Während dieser ganzen Reise, welche die Zeit vom 18. Oktober 1880 bis 16. April 1881 in Anspruch nahm, hat Flegel ein sehr genaues Itinerar aufgenommen, dessen vier Blätter (1 : 300 000) dem Herausgeber dieser Zeitschrift zur baldigen Veröffentlichung übergeben wurden, und das wegen der augenscheinlich darauf verwendeten Sorgfalt ein sehr werthvoller Beitrag zur Karte Afrikas genannt werden darf. Ueber seine ferneren Aussichten schrieb der wackere Reisende von Rabba am 14. April an Dr. Behm: „Sokoto habe ich erreicht und ebenso den Hauptzweck dieser Reise: gute Empfehlungsschreiben des Sultans und des Gandu-Königs für deren ausgedehnte Territorien. Somit darf ich hoffen, daß auch meine Reise nach Adamaua, die ich nach Eintreffen der nöthigen Mittel sofort in Angriff nehmen werde, von Erfolg begleitet sein wird. Ohne Empfehlungsschreiben des Sultans wäre es für mich nicht rathsam gewesen, nach Adamaua zu gehen, da wir (die Missions-Expedition auf dem „Henry Venn" s. Globus" XXXVII, S. 111) 1879 in kein freundschaftliches Verhältniß zum Gouverneur jenes Gebietes getreten sind und man mich sicherlich dort sofort als Begleiter der Dampfschiff-Expedition wiedererkannt hätte. Auch werden die Elfenbeinhändler gewiß meinen Forschungen hindernd in den Weg zu treten suchen, da sie irrthümlicherweise befürchten, ich könnte ihre Kreise stören. Ausgerüstet mit des Sultans Brief, dessen Bedeutung jedes Kind an dem Stempel kennt, werden die eventuellen Intriguen hoffentlich wirkungslos abprallen."

— Herr Karl Berghoff, Inspektor der ägyptischen Regierung in Faschoda, schrieb uns am 11. August dieses Jahres: „Nach einer Nachricht aus Ladó sind bei dem die Militärstation an der Grenze zwischen Monbuttu und Makraka befehligenden Jüsbaschi Hanaschi Effendi mehrere Neger erschienen, welche angaben, sie seien von Dr. Junker gesandt, um den Mudir der Aequatorialprovinzen, Dr. Emin-Bey, zu benachrichtigen, daß ihn, Junker, Sultan Durma seines ganzen Gepäckes beraubt habe und gegen seinen Willen im Lande zurückhalte. Er habe darüber — doch nach der Abreise Gessi Paschas — an die Mudirie Bacher-el-Ghasal, welcher das Gebiet des Sultans Durma tributpflichtig ist, berichtet, aber von dort keine Antwort erhalten, und bitte nun Dr. Emin-Bey um Hilfe. Kapitän Casati ist nach Monbuttu abgegangen." Doch schon am 15. August konnte Herr Berghoff seine Meldung berichtigen, indem er schreibt: „Gestern kam hier der Dampfer Bordên vom Bacher-el-Ghasal an, der uns folgende erfreulichere Kunde bringt. Der Afrikareisende Dr. Junker und sein Begleiter Bohndorf sollen sich, laut einer Nachricht von Meschra-el-Rek vom 1. Juli, in bester Gesundheit und auf dem Rückwege befinden. Allerdings soll er von dem Sultan Durma oder N'durma eines Theils seines Gepäckes beraubt sein, doch sind von Seiten der Mudirie Bacher-el-Ghasal die nöthigen Schritte bereits gethan, genannten Häuptling zur Rückerstattung dieser Gepäckstücke (Sammlungen rc.) zu zwingen. Man erwartete die Ankunft des Dr. Junker in Meschra-el-Rek nach ein bis zwei Monaten."

## Polargebiet.

— Der Dampfer „Protens" ist am 11. September 1881 in St. Johns auf Neufundland angelangt, nachdem er die eine amerikanische arktische Expedition (oder Beobachtungkorps, vergl. oben S. 112) am 11. August glücklich in Lady Franklin Bay gelandet hat. Er bringt die englische arktische Post mit, welche im Jahre 1876 auf der Littleton-Insel niedergelegt worden war. Der letzte Winter war, wie auch von der Berings-Straße gemeldet wurde, sehr mild, und das Schiff hätte viel weiter nach Norden vordringen können, da, so weit das Auge reichte, offenes Wasser vorhanden war.

Inhalt: Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. II. — Dr. Ths. Achelis: Ethnologische Betrachtungen. I. — General Türr über den Isthmus von Korinth. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiet. — (Schluß der Redaction 19. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Das, was oben über die schwierigen Existenzbedingungen und die verschiedenen Industrien, welche die Podhaler betreiben müssen, gesagt wurde, beweist die Vielseitigkeit ihrer Hilfsmittel und damit zugleich ihre Intelligenz, welche noch durch die weit verbreitete Lust zum Lernen entwickelt worden ist. Die meisten der Bergbewohner können lesen und schreiben, was sonst in Galizien selten der Fall ist, und lieben die Lektüre. Ihre geistige Ueberlegenheit wird übrigens auch im Lande anerkannt.

Ihr Charakter bietet einige Eigenthümlichkeiten dar, deren hervorstechendste eine fast weibliche Reizbarkeit ist, welche allein schon genügt, sie von den meist sehr schwerfälligen galizischen Bauern zu unterscheiden. Ihre sehr große Empfindlichkeit und ihr ziemlich rachsüchtiges Naturell nöthigen jeden, der mit ihnen zu thun hat, zu großer Vorsicht. Mit Geld setzt man bei ihnen nichts durch, umsomehr aber mit freundlich dargebotenen Cigarren — ein Verfahren, nebenbei bemerkt, das auch den Italienern niedrigen Standes gegenüber mit Erfolg anzuwenden ist, wenn Anerbietungen von Geld nicht mehr verfangen. Für solche kleine Geschenke ergreifen und küssen sie die Hand des Gebers, und davon schließen sich auch Frauen nicht aus. Ihr Unabhängigkeitsgefühl geht sehr weit; vor dem Militärdienst haben sie Abscheu, und als derselbe noch von sehr langer Dauer war, wurden sie lieber Räuber, als daß sie sich zu demselben bequemten. Von Jugend auf an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, besitzen sie Entschlossenheit und Tapferkeit. Sie sind thätig und arbeitsam, gegen Freunde und Fremde wohlwollend, aber bei der geringsten Beleidigung sehr empfindlich. Das Familienleben ist sehr entwickelt, die Achtung für die Eltern sehr groß; die Frauen nehmen an allen Arbeiten der Männer Theil und sind sehr gute und, wie erwähnt, auch fruchtbare Mütter. Wie häufig unter den Slaven wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern durch keine sehr strenge Moral geregelt. Mädchen, die schon Kinder haben, finden leicht einen Mann, und werden keineswegs verachtet. Hoch entwickelt ist ihr religiöses Gefühl, wie das auch bei den Slaven Rußlands der Fall ist, von denen sie sich sonst in vielfacher Hinsicht unterscheiden. Nie geht ein Bewohner der Tatra bei einem der zahlreichen steinernen Kruzifixe vorbei, ohne es zu grüßen, und jeder des Weges kommende wird mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ angesprochen und muß antworten „In Ewigkeit. Amen!“ Jeden Sonntag gehen sämmtliche Einwohner zum Gottesdienst, bei welchem die Männer die linke Seite der Kirche einnehmen, die Frauen die rechte; wer nicht mehr Platz findet, kniet draußen nieder. Die Weiber liegen, mit einem weißen Schleier bedeckt, während der ganzen Messe mit dem Gesichte auf der Erde. Natürlich stehen auch die Priester bei ihnen in großem Ansehen, und es ist noch nicht lange her, daß der Pfaffe und der Räuber in der Podhale die gewichtigsten Persönlichkeiten waren.

Trotz vielen Anstrengungen vermochte Le Bon keine genauen Nachrichten über den Aberglauben dieser Leute, nament-

lich was Feen und Nixen betrifft, einzuziehen. Derſelbe muß demjenigen im übrigen Galizien analog ſein, wo wie in der Ukraine der volksthümliche Katholicismus ſtark mit Reſten des Heidenthums und ſelbſt noch tiefer ſtehenden Elementen gemiſcht iſt. Der Glauben an Werwölfe, Feen, Zauberer iſt allgemein verbreitet, wie Dr. Kopernicki's Forſchungen beweiſen. Krankheiten werden durch Zauber veranlaßt und Heilmittel dienen lediglich dazu, ſolchen Zauber zu zerſtören oder die böſen Weſen, Peſt-, Fieber- u. ſ. w. Geiſter, welche in den Körper eingedrungen ſind, zu vertreiben. Gewiſſe Pflanzen gelten für mit magiſcher Kraft begabt; z. B. glaubt man in der Umgebung Krakaus, daß Glockenblumen die Eigenſchaft haben, Wöchnerinnen und Neugeborene gegen die Nachſtellungen der Nixen zu beſchützen. Die Blüthe des Farnkrauts, welche am Johannistage um Mitternacht ſich entfaltet, verleiht ihrem Beſitzer die Kraft, in der Erde verborgene Schätze zu ſehen und die Geheimniſſe der Zukunft zu ergründen. Reißt man die Alraunwurzel, die auf den Gräbern Hingerichteter wächſt, aus der Erde, ſo läßt ſie einen ſo ſchrecklichen Klagelaut hören, daß der Thäter vor Grauen verrückt wird. In manchen Dörfern gilt es für ſehr gefährlich, Weidenzweige abzuſchneiden, weil der Teufel oft in den Wurzeln des Baumes ſitzt. Le Bon hat, wie geſagt, nicht feſtſtellen können, ob ſolcher in Galizien und der Ukraine weit verbreiteter Aberglauben ſich auch in der Tatra findet, weil die Einwohner ſich nicht gern darüber ausſprechen. Da dieſelben viel unterrichteter ſind, als die übrigen Galizier, ſo möchte man annehmen, daß ſie auch weniger abergläubiſch ſind; doch iſt ihre Liebe zum Wunderbaren zu groß, als daß ſie auf jeglichen Aberglauben verzichtet haben ſollten.

Sehr entwickelt iſt das äſthetiſche Gefühl der Tatrabewohner: die meiſten dichten und muſiciren und beſitzen ein bemerkenswerthes Talent zum Improviſiren. Nach

Der Czerki Staw oder Böhmiſche See.

einem langen Tagemarſche durch die Berge ſah Le Bon, daß ſie ſich lieber dem Vergnügen des Tanzens und Singens hingaben, als daß ſie ſchliefen. Dazu ſpielt einer von ihnen die Violine, ohne daß er zuvor Unterricht darin genoſſen hätte. Ihre Muſik iſt ganz eigenthümlich, wird aber von hervorragenden Kennern ſehr geſchätzt. Ihr Tanz beſteht aus einer Art raſchen Trippelns mit den Füßen, während die Arme unbeweglich bleiben. Jeder tanzt der Reihe nach, indem er ſich in dem engen Kreiſe, welchen ſeine Kameraden bilden, unaufhörlich dreht; iſt er müde, ſo tritt er in den Kreis zurück, und ein anderer nimmt ſeine Stelle ein. Derjenige, welcher gerade vortanzt, begleitet ſich mit Geſang, den er meiſt improviſirt. Gewöhnlich beſchränkt er ſich auf ein oder zwei Verſe, kleine einfache Gedichtchen, zum Theil nicht ohne Anmuth und zuweilen etwas ironiſch. Le Bon giebt einige Proben in franzöſiſcher Proſa, welche natürlich durch die zweimalige Uebertragung verlieren; eine Ueberſetzung in Verſen wäre jedoch noch ungenauer. Ein unglücklicher Liebhaber z. B. klagt folgendermaßen:

Mädchen, haſt du mit dem Teufel einen Pakt geſchloſſen?
Um den Janik dermaßen zu bezaubern?
Wäre es Satan, der dein Antlitz gemalt
Mit Karmin und Roſa, das er der Blume genommen?
Liebe, o meine Liebe! Hundert Mal verfluchte Liebe!
In deinen eiſernen Ketten ſeufzt mein armes Herz.

Ein anderer fragt, was es Elenderes giebt auf Gottes weiter Welt, als einen Podhalen, der zu arm iſt, ſeinem Pferde Futter geben zu können. Hier die Antwort:

Der arme Janik iſt wohl zu beklagen:
Nichts zu freſſen für ſein Pferd.
Aber mehr noch zu beklagen iſt das alte Mädchen,
Die ſich nicht verheirathen kann.

Häufig hört man folgende Strophe, die ſich an die Herren des Landes richtet:

Herren, mächtige Herren, ihr werdet uns beherrſchen;
Aber wißt es, über uns werdet ihr keine Macht haben.

Wie alle primitiven Völker lieben die Podhaler kriegeriſche Thaten, gewaltige Abenteuer und tönende Beiwörter. Ihr bilderreicher Styl zeigt ſich auch in den Namen, welche ſie ihren Bergen, Thälern und Seen gegeben haben; dieſelben bezeichnen meiſt Eigenſchaften des betreffenden Gegenſtandes oder Analogien.

Das Räuberthum der Tatra gehört einer vergangenen Zeit an. Unabhängigkeitsſinn, Abſcheu vor dem Militär-

The Mountains of Cut Throat

Ein schweizerischer Bahnhof in der Nähe.

Nach einer Photographie.

Ein Bahnhof in der Nähe, das ist ein Bahnhof, der nicht in einer Stadt liegt, sondern in einer Gegend, wo es nur wenige Häuser gibt, wo man nicht viele Menschen sieht, wo man nicht viel Lärm hört. Ein solcher Bahnhof ist der auf unserm Bilde. Er liegt in einem Gebirgstale, das von hohen Bergen eingeschlossen ist. Die Bergspitzen ragen in die Wolken, und ihre Abhänge sind mit Wald bedeckt. Nur wenige Häuser sind zu sehen, und diese stehen weit auseinander. Sie sind nicht groß, und sie sehen nicht schön aus. Sie sind aus Holz gebaut, und ihre Dächer sind mit Steinen gedeckt. Vor einem Hause sitzen Leute, und vor einem andern Hause steht ein Mann. Sie sehen alle nicht aus, als ob sie sehr reich wären. Sie sind arme Bauern, die in dem Tale wohnen. Sie haben nicht viel Geld, und sie können sich nicht viel kaufen. Sie müssen sehr fleißig arbeiten, um sich ihr Brot zu verdienen. Sie müssen auf ihren Feldern arbeiten, und sie müssen ihre Tiere füttern. Sie müssen auch ihre Häuser in Ordnung halten, und sie müssen ihre Kleider waschen. Sie haben nicht viel Zeit, um sich auszuruhen, und sie haben nicht viel Zeit, um sich zu vergnügen. Sie müssen immer arbeiten, und sie müssen immer sparen. Sie müssen immer an die Zukunft denken, und sie müssen immer an ihre Kinder denken. Sie müssen immer an ihre Eltern denken, und sie müssen immer an ihre Großeltern denken. Sie müssen immer an ihre Verwandten denken, und sie müssen immer an ihre Freunde denken. Sie müssen immer an ihre Nachbarn denken, und sie müssen immer an ihre Feinde denken. Sie müssen immer an ihre Tiere denken, und sie müssen immer an ihre Pflanzen denken. Sie müssen immer an ihre Häuser denken, und sie müssen immer an ihre Kleider denken. Sie müssen immer an ihre Arbeit denken, und sie müssen immer an ihre Ruhe denken. Sie müssen immer an ihre Gesundheit denken, und sie müssen immer an ihre Krankheit denken. Sie müssen immer an ihre Freude denken, und sie müssen immer an ihre Trauer denken. Sie müssen immer an ihre Hoffnung denken, und sie müssen immer an ihre Verzweiflung denken. Sie müssen immer an ihre Liebe denken, und sie müssen immer an ihren Haß denken. Sie müssen immer an ihre Tugend denken, und sie müssen immer an ihre Laster denken. Sie müssen immer an ihre Seele denken, und sie müssen immer an ihren Körper denken. Sie müssen immer an ihren Geist denken, und sie müssen immer an ihre Materie denken. Sie müssen immer an ihre Vernunft denken, und sie müssen immer an ihre Unvernunft denken. Sie müssen immer an ihre Weisheit denken, und sie müssen immer an ihre Torheit denken. Sie müssen immer an ihre Wahrheit denken, und sie müssen immer an ihre Lüge denken. Sie müssen immer an ihre Gerechtigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Ungerechtigkeit denken. Sie müssen immer an ihre Barmherzigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Grausamkeit denken. Sie müssen immer an ihre Demut denken, und sie müssen immer an ihren Hochmut denken. Sie müssen immer an ihre Geduld denken, und sie müssen immer an ihre Ungeduld denken. Sie müssen immer an ihre Sanftmut denken, und sie müssen immer an ihren Zorn denken. Sie müssen immer an ihre Keuschheit denken, und sie müssen immer an ihre Unkeuschheit denken. Sie müssen immer an ihre Mäßigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Völlerei denken. Sie müssen immer an ihre Freigebigkeit denken, und sie müssen immer an ihren Geiz denken. Sie müssen immer an ihre Dankbarkeit denken, und sie müssen immer an ihren Undank denken. Sie müssen immer an ihre Treue denken, und sie müssen immer an ihren Verrat denken. Sie müssen immer an ihre Ehrlichkeit denken, und sie müssen immer an ihren Betrug denken. Sie müssen immer an ihre Aufrichtigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Heuchelei denken. Sie müssen immer an ihre Bescheidenheit denken, und sie müssen immer an ihre Eitelkeit denken. Sie müssen immer an ihre Selbstlosigkeit denken, und sie müssen immer an ihren Egoismus denken. Sie müssen immer an ihre Nächstenliebe denken, und sie müssen immer an ihren Haß denken. Sie müssen immer an ihre Feindesliebe denken, und sie müssen immer an ihre Rachsucht denken. Sie müssen immer an ihre Vergebung denken, und sie müssen immer an ihre Unversöhnlichkeit denken. Sie müssen immer an ihre Barmherzigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Grausamkeit denken. Sie müssen immer an ihre Demut denken, und sie müssen immer an ihren Hochmut denken. Sie müssen immer an ihre Geduld denken, und sie müssen immer an ihre Ungeduld denken. Sie müssen immer an ihre Sanftmut denken, und sie müssen immer an ihren Zorn denken. Sie müssen immer an ihre Keuschheit denken, und sie müssen immer an ihre Unkeuschheit denken. Sie müssen immer an ihre Mäßigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Völlerei denken. Sie müssen immer an ihre Freigebigkeit denken, und sie müssen immer an ihren Geiz denken. Sie müssen immer an ihre Dankbarkeit denken, und sie müssen immer an ihren Undank denken. Sie müssen immer an ihre Treue denken, und sie müssen immer an ihren Verrat denken. Sie müssen immer an ihre Ehrlichkeit denken, und sie müssen immer an ihren Betrug denken. Sie müssen immer an ihre Aufrichtigkeit denken, und sie müssen immer an ihre Heuchelei denken. Sie müssen immer an ihre Bescheidenheit denken, und sie müssen immer an ihre Eitelkeit denken. Sie müssen immer an ihre Selbstlosigkeit denken, und sie müssen immer an ihren Egoismus denken. Sie müssen immer an ihre Nächstenliebe denken, und sie müssen immer an ihren Haß denken. Sie müssen immer an ihre Feindesliebe denken, und sie müssen immer an ihre Rachsucht denken. Sie müssen immer an ihre Vergebung denken, und sie müssen immer an ihre Unversöhnlichkeit denken.

Digitized by Google

und eine oft ſtumpfe Naſe. Der zweite Typus, von dem Le Bon glaubt, daß er der Podhale eigenthümlich ſei, weil er ſich unter den benachbarten Völkern nur ſehr ſelten findet, wird charakteriſirt durch ein meiſt längliches Geſicht, eine gerade oder oftmals eine Adlernaſe, welche letztere bei Polen und Ruthenen ſehr ſelten iſt, meiſt helle Augen, Haare, die von hellblond bis tiefſchwarz wechſeln. Letztere Farbe iſt bei Repräſentanten des erſten Typus unendlich ſelten, während ſie ſich etwa bei einem Drittel der Vertreter des zweiten findet.

Zwiſchen beiden Typen finden unmerkliche Uebergänge ſtatt, welche indeſſen noch nicht in der Mehrheit ſind. Erſt wenn die beiden beſchriebenen Typen verſchwunden ſein und einem Zwiſchentypus, der ſich wahrſcheinlich viel mehr dem zweiten als dem erſten nähern wird, Platz gemacht haben werden, wird die Race eine Homogeneität erreichen, welche ſie heute noch nicht beſitzt. So verſchieden aber auch jene Typen ſind, ſo haben doch ihre Vertreter mehrere gemeinſame Eigenſchaften, welche erlauben, daß man ſie als eine einheitliche Race betrachtet und ſie zugleich ſcharf von den Nachbarſtämmen ſcheidet. Darunter ſei hier nur eine allgemeine ſehr ſtarke Brachykephalie und eine anſehnliche Entwickelung des Schädels erwähnt. In ſeiner vom Inſtitut und der Société d'anthropologie preisgekrönten Schrift „Recherches anatomiques et mathématiques sur les lois des variations du volume du crâne“ hat Le Bon die engen Beziehungen nachgewieſen, welche zwiſchen dem Schädelvolumen und der Intelligenz beſtehen, wenn man,

Haupttypen der Podhaler Gebirgsbewohner.

individuelle Ausnahmen bei Seite laſſend, nur mit großen Serien operirt. So hat er zum Beiſpiel nur mit Ziffern bewieſen, daß man hinſichtlich der Schädelgröße in Frankreich folgende Klaſſifikation durchführen könnte: Gelehrte und Studirte, Pariſer Bürger, Adlige aus alten Familien, Bediente, Bauern. Seine Schädelmeſſungen an den Podhalern im Vergleiche mit denen Kopernicki's an den Nachbarſtämmen ſtellen erſtere in Hinſicht auf Schädelvolumen nicht nur über Ruthenen und Juden, ſondern noch über die polniſchen Gebirgsbewohner an den Grenzen der Podhale.

Außer den erwähnten fundamentalen Verſchiedenheiten zwiſchen den Podhalern und allen Nachbarſtämmen giebt es noch andere in der Phyſiognomie, welche beim Meſſen nicht wahrnehmbar ſind, deren Ganzes aber einem geübten Beobachter, wie Kopernicki behauptet, nie entgeht und ihn ſofort den Ruthenen, den Beskiden-Polen, den Slovaken, Juden oder Podhaler erkennen läßt. Dies zugegeben, entſteht die Frage, welchen Einflüſſen von Zuwanderung oder Kreuzung dieſe Differenzen zuzuſchreiben ſind. In mittelbarer oder unmittelbarer Weiſe hat das „milieu“ ſicher einen ſehr großen Einfluß ausgeübt. Worin ſich dasjenige, in welchem die Podhaler leben, von dem ihrer Nachbaren unterſcheidet, haben wir oben geſehen. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zwingt ſie, alle ihre Hilfsmittel an Arbeitſamkeit und Intelligenz aufzuwenden, um ihren Unterhalt zu erwerben, während doch das rauhe Klima und die ſchwierigen Lebensbedingungen die meiſten Kinder dem Tode weihen und nur die kräftigſten darunter aufwachſen. Eine ſolche Auswahl, die mehrere Menſchenalter hindurch unter Kindern und Erwachſenen getroffen wird, mußte ſchließlich durch lang-

Digitized by Google

ſame erbliche Anhäufung der von jeder Generation erworbenen Eigenſchaften eine dergeſtalt kräftige und intelligente Race hervorbringen. Durch derartige Folgerungen hauptſächlich, meint Le Bon, kann man ſich die Entſtehung des heutigen Angloamerikaners erklären. In dem Kampfe gegen die Natur, welchen die erſten amerikaniſchen Pioniere unternahmen, mußte man ſiegen oder untergehen, und nur die fähigſten konnten triumphiren und ihren Nachkommen ihre tüchtigen Eigenſchaften vererben.

Aber die erwähnten Einflüſſe des „milieu“ können nur unter gewiſſen ſpeciellen, aber nur allzu häufig verkannten Bedingungen wirken. Iſt das „milieu“ ein wichtiger Faktor, ſo iſt es in noch viel höherm Grade die Vererbung, d. h. die während eines unermeßlich langen Zeitraumes aufgeſammelten Fähigkeiten. Zahlreiche hiſtoriſche Beiſpiele zeigen, daß, wenn die Vererbung ſeit langer Zeit gewiſſe Eigenſchaften in einer Race herausgebildet hat — und das geſchieht raſch, wenn eine Race iſolirt iſt —, das „milieu“ nicht mehr umformend wirken kann. So bewahren die Juden unter allen Breiten ihren unveränderlichen Typus; ſo iſt der heiße ägyptiſche Himmel ohne Einfluß geweſen auf die gealterten Völker, welche in das Land kamen, aber alle zu Grunde gingen, anſtatt ſich umzuformen. Die Vererbung iſt ein ſo mächtiger Faktor, daß nur wieder Vererbung gegen ſie ankämpfen kann. Nur wenn verſchiedene Racen, welche entgegengeſetzte erbliche Fähigkeiten, die deshalb einander aufzuheben im Stande ſind, ſich vereinigen, vermag das „milieu“, welches nun nicht mehr gegen eine Vergangenheit von erdrückender Wucht zu kämpfen hat, ſeine mächtige Wirkung auszuüben. Will man deshalb annehmen, daß das „milieu“ auf die Podhaler den vermutheten Einfluß gehabt hat, ſo muß man auch ebenſo annehmen, daß dieſer Einfluß auf eine Volksmenge gewirkt hat, welche durch Vermiſchung ſehr verſchiedener Individuen entſtanden iſt und welche folglich erbliche Fähigkeiten beſaß, die einander aufzuheben im Stande waren. Nun iſt die Tatra von ſehr verſchiedenen Völkern, Magyaren, Ruthenen, Slovaken, Deutſchen u. ſ. w. umgeben. Verſetzen wir uns nun in die Zeiten, wo ſo wenig zugängliche Dörfer, wie Zakopane, bevölkert wurden, und wo während des größten Theiles des Jahres ſo ſchwierige Exiſtenzbedingungen herrſchen, ſo können wir einerſeits annehmen, daß dieſe Orte von Leuten ſehr verſchiedener Abſtammung, die aus irgend welcher Urſache ihre Heimath verlaſſen mußten, gegründet wurden, und andererſeits, daß dieſe Individuen, anfangs gering an Zahl, ſich lange Zeit unter einander gekreuzt haben. Aus der Miſchung dieſer verſchiedenen Elemente, durch den Einfluß des „milieu“, der Zuchtwahl und der Exiſtenzbedingungen ſind die heutigen Bewohner der Tatra entſtanden. Ihr Ausſehen und die anthropologiſchen Meſſungen zeigen, daß ſie auf dem Wege ſind, eine homogene Race zu bilden, heute aber noch keine ſolche darſtellen. Der eine der beiden Typen, derjenige mit dem langen Geſichte und der Adlernaſe, kann nicht durch Kreuzung mit einer der heutigen Bevölkerungen in der Umgebung der Tatra entſtanden ſein; denn keine derſelben beſitzt jene unterſcheidenden Eigenſchaften. Seinen Urſprung aufzudecken wäre heute unmöglich, da dieſer Theil Europas ſeit der Ankunft der erſten Arier und ſeit Attila's Zügen von zu verſchiedenen Racen überſchwemmt worden iſt. Was den andern Typus mit rundem Geſicht, oft vorſtehenden Backenknochen, häufiger Stumpfnaſe und faſt immer hellen Haaren anlangt, ſo wäre Le Bon geneigt, ihn einer in ſehr früher Zeit geſchehenen Kreuzung mit Slovaken zuzuſchreiben. Findet eine ſolche auch heutigen Tages nicht mehr ſtatt, ſo kann ſie doch in einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit ſehr wohl ſtattgehabt haben. Den Beweis dafür findet er in dem Vorkommen von einzelnen hochgewachſenen Individuen der Podhale, welche einen ſcharfen Gegenſatz zu ihren kleinen Landsleuten bilden; daſſelbe läßt ſich nur durch den ataviſtiſchen Einfluß einſtiger Vorfahren erklären (Prof. Kopernicki beſtätigt dieſe Annahme durch linguiſtiſche Gründe). Um noch einmal die Ergebniſſe unſerer Ausführungen zuſammenzufaſſen, ſo war die Einwohnerſchaft der Podhale in einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeit eine einfache Anhäufung ſehr verſchiedener Individuen. Indem ſich dieſelbe nach und nach iſolirte, nur in ſich ſelbſt vermiſchte und ſtets der Wirkung derſelben „milieux“ und derſelben Zuchtwahl ausgeſetzt war, wurde ſie mehr und mehr homogen und entwickelte ſich zu einer Race mit gemeinſamen Eigenſchaften, welche ſie ſcharf von allen Nachbarvölkern unterſcheiden. Dieſe ſelten beobachteten Thatſachen haben in Hinſicht auf die Lehren, welche in den letzten Jahren die Naturwiſſenſchaften ſo ſehr umgeſtaltet haben, eine hohe Bedeutung, und Le Bon wird an anderer Stelle ausführlich auf ſie zurückkommen.

Nachdem er ſeine Körpermeſſungen und photographiſchen Aufnahmen bei Zakopane beendet und von ſeinen dortigen polniſchen Freunden bewegten Abſchied genommen hatte, fuhr er in einem primitiven Karren nach Szczawnica, welches 14 Stunden von Zakopane entfernt, ſchon jenſeit des Oſtendes der Tatra gelegen iſt. Oeſtlich von Neumark durchbricht der Dunajec in einer engen und tiefen Schlucht das bis 982 m anſteigende Kalkgebirge der Pieniny; zwiſchen dem Rothen Kloſter (1319 von Karthäuſern gegründet, 1433 ſchon durch die Huſſiten zerſtört) und dem Badeorte Szczawnica, wo der Dunajec die Grenze zwiſchen Galizien und Ungern bildet, beſtehen ſeine Ufer aus hohen, meiſt ſenkrecht abfallenden, maleriſchen Felſen. Eine Fahrt auf den Kähnen, welche die eingeborenen „Goralen“ mit großer Geſchicklichkeit zu lenken verſtehen, bietet hohen Genuß, wenn auch die Berge nicht mehr die wilde Größe der Tatra bieten. Die Bevölkerung von Szczawnica machte auf den Reiſenden lange nicht den günſtigen Eindruck, wie die Podhaler: ſie gilt für ſchwerfällig, unwiſſend und dumm; der weit verbreitete Kropf zeigt, daß ſie auch körperlich tiefer ſteht.

In Stary-Sacz erreichte Le Bon die Eiſenbahn, welche über die Karpathen hinweg Ungern mit Galizien verbindet.

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

## III.

### 4. Die Schatten der Verſtorbenen.

Wir haben eine ganze Reihe ſchlimmer Weſen kennen gelernt, vor denen ſich der Wotjäke beſtändig hüten und in Acht nehmen muß; doch gelingt es immerhin zur Noth, ſie in Schach zu halten, ſelbſt die Krankheitsgeiſter ſind nur Werkzeuge in der Hand Mächtigerer, denen man nur ſelten zu opfern braucht um ſie zu beſänftigen; nicht ſo mit einer andern Art von Geiſtern, deren Maſſe überwältigend groß iſt, ſo daß ihnen faſt täglich Opfer dargebracht werden, deren man beſtändig gedenken muß; das ſind die Schatten oder Manen (ts'yke) der Verſtorbenen. Hierin zeigt ſich ſo recht das Schanderhafte des Schamanismus. Während nach dem Glauben der Chriſten eine hingeſchiedene Mutter als ſegnender Engel ihres Kindes Schickſal glücklich zu geſtalten beſtrebt iſt und ihm auf allen ſeinen Wegen mit liebevollem Blicke folgt, ſo iſt ſie nach der Wotjäken düſterm Glauben von der Todesſtunde an die Feindin ihres Kindes. Jeder Verſtorbene iſt der Feind ſeiner Anverwandten und deren Nachkommen und ſucht ſie mit Elend, Krankheit und Seuchen von Menſch und Vieh heim, wenn man ihn nicht beſtändig immer und immer wieder durch Opfer milde ſtimmt. Nach Caſtrén hatten die alten Finnen eine zweifache Anſchauung vom Schattenleben; nach der einen ſollten die Schatten nur in den Gräbern ihre Wohnung haben, nach der andern ſollten ſie ſich in einem gemeinſamen Todtenheim verſammeln. Die erſtere iſt offenbar die ältere. Nach meinen Erfahrungen nun findet ſich bei den Wotjäken nur dieſe ältere, rohere Anſchauung vertreten, von der zweiten höhern nur kaum leiſe Andeutungen. Die von Georgi erwähnten Todtenwohnungen: dunja jugit, helle Welt, und kuratsin inty, Ort der Drangſal, in welchem letztern die Sünder in Theerkeſſeln ſchmoren, ſind natürlich chriſtlichen Urſprungs.

In den Evangelien, ſagt Aminoff, wird der Begriff Hölle mit šaipydes überſetzt, was aber nur Boden des Grabes heißt, das Wort entſpricht alſo gleichfalls der Anſchauung, nach welcher die Todten im Grabe ihr Schattendaſein fortleben. Dies geht auch aus verſchiedenen Gebräuchen hervor. Man giebt einem Verſtorbenen alle ſeine Inſtrumente, die er im Leben brauchte, in den Sarg mit; ſeinen Hakenpfriemen zum Flechten der Baſtſchuhe, Meſſer, Löffel, ferner Speiſe, Tabak und ein Beutelchen mit Geld, den Kindern ihre Spielſachen. Gewiß aus demſelben Grunde wurden auch bei den Deutſchen noch im Mittelalter den Kindern Spielſachen mit ins Grab gegeben, was jetzt von den Zeitungspoeten als „ſinniger Brauch" bezeichnet wird. Ueber dem Grabe, erzählt Aminoff, wird eine Nachbildung des wotjäkiſchen Wohnhauſes aufgeſchlagen, beſtehend aus vier niederen Pfählen, die mit Querſtangen verbunden und mit Lindenborke bedeckt werden, damit der Regen nicht aufs Grab fällt. Die Leichen wurden früher ohne Sarg oder mit offenem Sarge beerdigt, denn ſie verbleiben nicht im Grabe, ſondern ſtreifen umher und haben auch Beziehungen zu einander. Wenn ein Kind ſtirbt, werden verſtorbene Verwandte deſſelben gebeten, für ſein Fortkommen zu ſorgen. Wenn ein Erwachſener unvermählt ſtirbt, wird er aufgefordert ſich zu verheirathen und nicht allein zu leben, offenbar, weil die Einſamkeit den Menſchen übel ſtimmt.

Bisweilen kommen die Schatten auch in ihre alte Behauſung und erſcheinen ihren Angehörigen im Traume. Dann giebt es großes Entſetzen im Hauſe, und es wird ſogleich ein Opfer für ſie angeſtellt, ſonſt tritt als Strafe Krankheit und Elend ein. Dieſe Opfer werden kis'ton genannt (von kis'tyny, gießen, ſtreuen, ſchütten). Ehe ich zur Beſchreibung dieſer übergehe, möchte ich die intereſſante und eingehende Beſchreibung, welche Gawrilow über die Behandlung der Leiche bis zur Beerdigung giebt, hier wiederholen. Sofort nach Erlöſchen des Lebens wendet man die Leiche mit dem Kopfe zum Heiligenbilde und bedeckt ſie vollſtändig von Kopf bis zu den Füßen. Dabei werden auch die Augen zugedrückt und die Glieder ausgeſtreckt. Sobald warmes Waſſer bereit iſt, wäſcht man den Todten unter dem Tragbalken (s'ury kor, momy kor) der Stube mit Seife und Waſſer ſorgfältig ab und bekleidet ihn dann mit ſeinen beſten Gewändern. Darauf ladet man die nächſten Verwandten und Nachbarn ein, beim Verfertigen des Sarges (koros) behilflich zu ſein, einer aber von ihnen wird zu Pferde zum Küſter geſchickt um ſofort ein Grab zu beſtellen. Sobald der Sarg fertig iſt, hebt man die Thür des Zimmers aus und ſtellt ſie bei der andern Thürſchlänge an die Wand und Alle verlaſſen den Raum und laſſen den Todten allein. Hinter dem Sarge gehen dann alle wieder hinein. Auf dem Boden des Sarges werden in zwei Theile zerhackte noch unbenutzte Badequäſte[1]) ausgebreitet und mit Flachs bedeckt. Als Kopfkiſſen dient ein mit Flachs gefülltes Säckchen von weißem Lein. Nachdem die Leiche hineingelegt iſt, wird der Sarg in der Mitte des Zimmers auf Stühle geſtellt, mit dem Kopfende zu den Heiligenbildern gewandt und an dieſem Ende klebt man an den Rand des Sarges hausbereitete brennende Wachslichter, ebenſo am andern Ende des Zimmers auf eine zum Aufhängen von Kleidern dienende Stange in der Nähe des Ofens und bittet die früher verſtorbenen Verwandten, auch dieſen Todten als Gefährten aufzunehmen. Dabei wird von einem aus gedörrtem Hafermehl und Waſſer gekochten dicken Brei ein Löffel voll mit etwas Butter in eine am Kopfende des Sarges ſtehende unbrauchbare Schale gethan. Dies heißt tyrem. Dieſe Schale wird dann mit ihrem Inhalte den Hunden vorgeworfen. Jetzt werden dem Todten noch die in jenem Leben nothwendigſten Gegenſtände, wie Geld, Meſſer ꝛc. mitgegeben und der Sarg geſchloſſen und hinausgetragen, worauf die Thür wieder eingehängt wird. Auf dem Hofe ſtellt man den Sarg auf einen Balkenklotz und wendet ihn mit dem Kopfe drei Mal gegen die Sonne, damit er unaufgefordert den Weg ins Haus

[1]) Beſenartig zuſammengebundene und getrocknete Bündel von Birkenzweigen mit Blättern.

nicht finden möge. Aus demſelben Grunde werden alle Ueberbleibſel des Sarges, Spähne, Bretterenden und dergleichen, ſorgfältig geſammelt und entweder ſofort verbrannt oder in einen Korb gelegt, welcher mit dem Todten zugleich fortgeführt und in den Wald oder in eine Schlucht geworfen wird. Sobald das Pferd angeſpannt iſt, beeilt man ſich den Todten hinauszuführen, denn wenn das Pferd vor der Leiche auf dem Hofe miſtet, ſo geht noch im ſelben Jahre ein weiterer Leichnam aus dieſem Hauſe. Beim Einſegnen der Leiche in der Kirche reicht eine Mutter ihrem verſtorbenen Kinde zum letzten Male die Bruſt, d. h., ſie drückt ihm aus der Bruſt drei Mal Milch in den Mund. Nach der Beerdigung waſchen ſich Alle ſorgfältig in der Badſtube und ziehen ſich neue Wäſche an. So weit Gawrilow.

Regelmäßige Todtenopfer werden bei folgenden Gelegenheiten gebracht: zunächſt am dritten Tage nach dem Tode eines Menſchen, kuin ui, von kuin, drei, und ui, Nacht, denn dieſe Libationen werden in der Regel gegen Mitternacht vorgenommen — wie es ſcheint, ſtreichen auch die wotjäkiſchen Geſpenſter am liebſten um Mitternacht umher —, ferner am ſiebenten Tage, siz'ym ui, am vierzigſten Tage, nyl'don ui, und am Jahrestage des Todes, ares kis'ton. Jährlich werden allen Manen, den ts'yko pōresjos, d. h. den längſt verſtorbenen ts'yko, Opfer vollbracht. Im Frühling in der Woche vor Palmſonntag opfert jede Familie zu Hauſe gegen Mitternacht auf folgende Weiſe: Der Tiſch wird mit Eßvorräthen, Fleiſch, Brot oder Kuchen, kumyška und Bier beſetzt. Neben dem Tiſch auf der Diele ſteht ein Trog (ts'umon) aus Birken- oder Lindenrinde, auf deſſen Rand eine brennende Wachskerze gellebt iſt. Der Hausherr bedeckt ſich das Haupt mit dem Hute, nimmt ein Stück Fleiſch in die Hand und ſpricht: „Ihr Geiſter der Längſtverſchiedenen, wohl hütet und erhaltet; macht keine Krüppel (aus uns), werft keine Seuchen (auf uns); das Korn, den Wein, die Speiſe laßt wohl gelingen!“

Aminoff führt ſtatt deſſen folgendes ähnliche Gebet an: Ihr Längſtverſchiedenen, möge das Opfer vor euch niederfallen, ob ihr nun anweſend ſeid oder nicht. Zürnet nicht und ſaget nicht, wir hätten euch keine Opfer gebracht. Erhaltet eure überlebenden (Verwandten) bei Geſundheit, ſucht ſie nicht mit Kriebelkrankheit heim, erzeugt keine Krähen und Elſtern, macht das Vieh und die Pferde fett, gebt den Kindern Geſundheit!

Nachdem er ſolche Worte geſprochen, wirft der Betende, unter ehrfürchtigem Lüften des Hutes ſich verbeugend, einen Theil des Fleiſches in den Trog und ißt ſchweigend den Reſt ſelbſt. Daſſelbe wiederholt er dann der Reihe nach mit den übrigen Vorräthen. Ihm machen es die übrigen Familienglieder nach. Nach Beendigung des Opfers wird in einigen Gegenden der Inhalt des Troges den Hunden vorgeworfen. Beißen ſie ſich darum, ſo gilt das als gutes Zeichen. Dies mag vielleicht mit dem Glauben der Tſcheremiſſen zuſammenhängen, daß die Wohnungen der Geiſter von Hunden bewacht werden.

Wenn man zu den Geiſtern derjenigen Verſtorbenen betet, welche der Opfernde gekannt hat, werden in dem Gebete ſtatt der Anrede ts'yko pōresjos die Namen der Verſtorbenen, welche dieſelben während des Lebens führten, genannt.

Bei den heidniſchen Wotjäken ſoll es nach der entſchieden unrichtigen Schilderung Bechterew's bei den Opfern folgendermaßen zugehen: Alle Anweſenden ſchenken ſich ein Glas kumyška ein und wenden ſich gegen Norden. Darauf betet der Aelteſte der Familie zum inmar, er möge die Qualen des Verſtorbenen erleichtern und ihm eine lichte Wohnung geben. Nach Beendigung des Gebetes nimmt er den oberſten Kuchen, taucht ihn in kumyška und wirft ihn dem Hunde hin. Frißt dieſer ihn auf, ſo iſt das ein Zeichen, daß es dem Verſtorbenen gut geht, und alle fangen fröhlich an zu ſchmauſen; läßt er ihn aber liegen, ſo gehen alle bekümmert auseinander, denn dann geht es dem Hingeſchiedenen übel. Wenn ſchon die chriſtlichen Wotjäken ſich wenig darum kümmern, wie es den Geiſtern geht, ſo werden es, wie ich meine, die heidniſchen noch weniger thun, oder höchſtens nur darum, weil die Geiſter, wenn es ihnen gut geht, wahrſcheinlich die Ueberlebenden in Frieden laſſen. Wie an dieſer Stelle ſo läßt Bechterew auch an anderen ſeiner Phantaſie gern die Zügel ſchießen. Der äußerliche Hergang mag übrigens richtig ſein.

Im September, nach Beendigung aller Feldarbeiten, wird an einem durch die Volksverſammlung beſtimmten Tage das gemeinſame Todtenopfer des ganzen Dorfes gefeiert (gurto kalyken kis'ton). In allen Hütten wird an dieſem Tage der Tiſch feſtlich gedeckt und mit Eßvorräthen reichlich verſehen. Am Nachmittage verſammeln ſich alle Bewohner des Dorfes mit Ausſchluß der verheiratheten Weiber und gehen aus einem Hauſe ins andere, kein einziges auslaſſend, und in jedem Hauſe wirft jeder Beſucher etwas von den Eßvorräthen in den beſchriebenen Trog, dabei die Worte ſprechend: „Ihr Geiſter der Längſtverſchiedenen, möge die Libation, die wir ſpenden, vor euch niederfallen.“

Nach Aminoff wird die Frühlingslibation tylys kis'ton, das Herbſtopfer siz'yl kis'ton genannt (von tylys, Frühling, und syz'il, Herbſt). Das Opfer beſteht aus Brot, Pfannkuchen, Fleiſch, Suppe, kumyška, was in ein kleines Loch auf dem Grabe gegoſſen, beziehungsweiſe gelegt werde. Dieſe Sitte ſcheint in einigen Gegenden bereits verlaſſen. In der Fabrik wallfahrteten allerdings Männer und Weiber, namentlich aber die letzteren, im feſtlichen Schmucke zu vielen Tauſenden auf den Kirchhof. Leider bin ich ihnen dorthin nicht gefolgt, doch hörte ich ſpäter, daß ſie dort allerhand Eßvorräthe, namentlich Eier, auf die Gräber legen, und dabei ſagen: Iß, Peter (oder Ivan, oder wie derjenige gerade heißt, auf deſſen Grab man die Spende niederlegt). Mit dieſem Gebrauch hängt vielleicht die Sitte der Eſthen zuſammen, zu Pfingſten zu Tauſenden auf die Kirchhöfe zu wallfahrten. Doch wird auch dieſer Brauch nicht in allen wotjäkiſchen Gegenden geübt.

Außer den genannten feierlichen Libationen wird bei jedem Thier, das man ſchlachtet, der Verſtorbenen gedacht mit den Worten: „Ihr Geiſter, verunſtaltet uns nicht, (dafür) gebe ich euch das Blut. Die Speiſe, den Wein laßt beim Kochen nicht verſiegen.“ Die Knochen werden nach den Mahlzeiten ſorgfältig geſammelt und auf eine Wieſe oder in eine Schlucht hinausgeworfen mit den Worten: „Ihr Geiſter der Längſtverſchiedenen, mögen die Knochen, die wir euch hinwerfen, vor euch niederfallen.“

Dieſer Ort, an welchem die Speiſereſte des ganzen Dorfes hingeworfen werden, heißt ly kujan, Knochenwurf, oder ly kujan inty, Knochenwurfſtelle. Hierher werden auch alle Kleider, alle Dinge, mit welchen ein Menſch während des Sterbens in Berührung war, hinausgetragen, die Wiege, auf welcher das Kind geruht, das Stroh, auf welchem der Kranke entſchlafen. Wohl aus dieſem Grunde ſollen häufig einem Sterbenden alle Kleidungsſtücke von Werth abgenommen werden, ſo daß er auf bloßem Stroh liegt (Bechterew).

Wo die Jagd ein wichtiges Erwerbsmittel iſt, wie im

wjätkaſchen Gouvernement, wird nach Aminoff vor dem Beginn der Herbſtjagd den Hingeſchiedenen zugleich mit den Waldgöttern geopfert. Derſelbe Autor berichtet, daß im wjätkaſchen wie im kazanſchen Gouvernement einem hingeſchiedenen Hausherrn oder Hausfrau ein eigenthümliches Opfer gebracht wird. Dieſes Feſt werde gewöhnlich einige Jahre nach dem Tode der Perſonen gefeiert und habe einen freudigen Charakter; es ſoll genau mit denſelben Ceremonieen begangen werden, wie eine Hochzeit und heiße auch kulem murt s'uan, d. h. Todtenhochzeit, oder jyr pyd s'oton = Haupt-Fuß-Opfer. Im Kazanſchen werde ſowohl der Hausfrau wie dem Hausherrn eine ſchwarze Kuh geopfert, im Wjätkaſchen dem Manne ein ſchwarzes Pferd, der Frau eine ſchwarze Kuh; „damit Vater und Mutter in der andern Welt nicht Pferd und Kuh vermiſſen ſollen," wie ein Wotjäke Aminoff ſagte. Nach dem Schluß des Feſtes werden die Knochen des Opferthieres mit großer Feſtlichkeit auf das ly kujan inty, die Knochenwurfſtelle, gebracht.

Aus dem großen Raum, den der Kultus der Manen im religiöſen Leben der Wotjäken einnimmt, kann man ſchließen, wie ſehr ſie jene fürchten. Mit dieſer Angſt hängt ſicherlich auch eine ſonderbare Rache zuſammen, deren Vorkommen mir vielfach, namentlich auch von den Kriminaluntersuchungsrichtern der Gegend, verbürgt wurde, und die ich dann auch bei Bechterew erwähnt finde. Wenn Jemand ſich möglichſt grauſam an ſeinem Feinde rächen will, dann hängt er ſich in deſſen Hofe auf oder ſchneidet ſich den Leib auf. Dieſe anſpruchsloſe Art ſich zu rächen heißt nach Bechterew: „das dürre Elend bringen." In der That, wenn die Geiſter der Verſtorbenen ſchon ihren früheren liebſten Freunden und Anverwandten übel genug mitſpielen, da kann man ſich denken, daß ſie mit ihrem bitterſten Feinde nicht gerade ſchonend verfahren werden. Hiermit finden wir ſicher auch eine Erklärung für die große Friedensliebe der Wotjäken, und es ſcheint ſich alſo die Moral der Furcht bisweilen vollkommener zu erweiſen, als die der Liebe.

---

# Ethnologiſche Betrachtungen.

Von Dr. **Ths. Achelis.**

II.

Haben wir bisher nur den Begriff der Ethnologie uns klar zu machen geſucht, ihre Methode und ihren Umfang, ſo handelt es ſich jetzt für uns, im Einzelnen die Wirkſamkeit der Vorſtellungen kennen zu lernen, welche ſich aus ihrem Studium für unſere geſammte Weltanſchauung ergeben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur eine Skizze dieſes weitreichenden Einfluſſes gegeben werden kann, in welcher der eine Faktor mehr, der andere weniger hervortritt. Um aber andererſeits nicht ein völlig zuſammenhangloſes Durcheinander zu ſchaffen, ſo werden wir am beſten jene Impulſe auf demjenigen Gebiete verfolgen können, welches die Principien der verſchiedenen Wiſſenſchaften ſelbſt wiederum zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchung macht und im letzten Grunde erſt eine einheitliche Welterklärung ermöglicht, die Philoſophie. Natürlich können auch hier nur die ſcharf hervorgehobenen Gegenſätze uns den Fortſchritt veranſchaulichen, den wir vermittelſt jener Disciplin in vielen Fächern gemacht haben; in das Detail einzugehen, verbietet die Menge des Stoffes von ſelbſt: erſt die abſchließende Perſpektive geſtattet die fundamentale Umwälzung ganz zu würdigen, welche unſere heutige Denkart erfahren hat.

War es früher üblich (und man findet noch immer in einigen Handbüchern der Religionsphiloſophie dieſe Tendenz) von einem angeborenen Gottesbewußtſein zu ſprechen, das, verſchleiert in der Bruſt eines jeden Menſchen liegend, ſich allmälig unter günſtigen Bedingungen (meiſt war damit die chriſtliche Konvertirung gemeint) zu voller Blüthe entfalte, ſo iſt dieſe Vorſtellung jetzt für jeden leidlich ethnologiſch Gebildeten vernichtet. Die empiriſche Beobachtung hat erwieſen, daß es ein derartiges Minimum einer Gottesidee, als integrirenden Beſtandtheil der menſchlichen Natur, abſolut nicht giebt, ſondern daß höchſtens eine gewiſſe Dispoſition angenommen werden kann, vermöge deren die lebhafte Phantaſie des Wilden die ganze ſinnliche Welt mit Göttern, d. h. potenzirten Weſenheiten ſeiner ſelbſt erfüllt. Erſt im Laufe der Jahrhunderte, mit geſteigerter Intelligenz wird dieſer bunte Himmel evakuirt und an die Stelle unzähliger, mit beſchränkter Macht ausgerüſteter, ja häufig der Laune der Menſchen unterworfener Gottheiten ein abſolutes Weſen geſetzt. Freilich iſt es gerade ſo einſeitig, wenn man in religiöſer Hinſicht wie in jeder andern annehmen wollte, die menſchliche Seele ſei eine tabula rasa geweſen, in die hinein die Erfahrung ihre Eindrücke gemacht habe, um ihr ſo erſt einen Inhalt zu verleihen. Falls hier nicht, wie bei allen derartigen Vorgängen, die Außenwelt nur als Reizmittel aufgefaßt wird, um den ſchon vorhandenen Keim zur Entwickelung zu bringen, bleibt es ganz unverſtändlich, wie es denn zugeht, daß bei völliger Paſſivität, d. h. Gleichgültigkeit, ein völlig neuer Inhalt in einem Element geſchaffen wird. Dieſe philoſophiſche Ueberlegung wird durch die Empirie beſtätigt; mit Recht ſagt Roskoff (Religionsweſen der roheſten Naturvölker, Leipzig 1880), daß wir Wilde ohne jegliche Religion überhaupt nicht finden; freilich muß man keinen idealen Maßſtab anlegen wollen, ſondern die dürftigſte und erbärmlichſte Form des Fetiſchismus als Religion anzuerkennen ſich entſchließen. Finden wir doch ſchon hier einen Verſuch Geiſtiges und Körperliches zu trennen; nicht der Klotz als ſolcher, den der Wilde verehrt, iſt der Fetiſch, ſondern die in ihm wohnende göttliche Kraft, die allerdings der Naturmenſch ſich unterthan glaubt, ſobald er die ſinnliche Hülle in ſeinen Beſitz gebracht hat. Wir können es nicht für ein Zeichen beſonders tief ſtehender Religioſität halten, daß hier „die Abſtraktion noch nicht ſo weit gediehen iſt, daß ſie den Geiſt auch nur frei von der ſinnlichen Erſcheinung ſich denken kann" (Wundt, Vorleſungen über Menſchen- und Thierſeele 2, 276); denn bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung der landläufigen religiöſen Vorſtellungen werden wir bald finden, wie wenig dieſe Trennung thatſächlich bei uns vollzogen iſt und wie ſehr immerfort ſelbſt inmitten rein metaphyſiſcher Ueberlegungen durch die Hilfe der Phantaſie dem Gedachten die Hülle eines plaſtiſchen Scheins umgeworfen wird, ja wie geradezu unausrott-

bar dieſer Dualismus mit der menſchlichen Natur verwoben iſt. Alle jene religiöſen Momente des primitiven Glaubens an die Geiſter und Geſpenſter, die Inſtitution der Schamanen und Prieſter überhaupt, die ekſtatiſchen Hallucinationen, die Mantik u. ſ. f. noch als reinen, baaren Betrug anzuſehen, wie der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, oder als Krankheitsſymptome widerlicher Art geſtattet die ethnologiſche Forſchung nicht mehr, vielmehr nöthigt ſie dazu, in ihnen die nothwendigen Reſultate einer Entwickelung zu erblicken, die lediglich den unmittelbaren Eindrücken der durch keinen Verſtand kontrolirten Gemüthswelt gehorchte. Daß vielfach abſichtlicher Betrug namentlich in ſpäterer Zeit mit unterlief, iſt erſichtlich, nur erklärt man mit einem derartigen Machtwort nicht ein großes Kapitel in der Weltgeſchichte.

Ebenſowenig wie von einem angeborenen Gottesbewußtſein geſprochen werden kann, ebenſowenig kann ſich eine aprioriſche Moral behaupten; gäbe es eine derartige wirklich, ſo wäre gänzlich unverſtändlich, daß der Inhalt dieſer Moral, alſo die gebotene Pflicht, in dem einen Sittenkodex dies, in dem andern das gerade Entgegengeſetzte fordert. Es iſt daher eine ethnologiſch längſt feſtſtehende Thatſache, daß ein kategoriſcher Imperativ, ein angeborenes Sittengeſetz und ſo fort gar nicht exiſtirt, d. h. in rerum natura, ſondern nur in der ſpekulativen Philoſophie, welche dieſes Moment zur bequemern Erklärung des Weltverlaufs erfunden hat. Vielmehr iſt jede Sitte und ſociale Inſtitution der adäquate Ausdruck der betreffenden Organiſationsform, auf welcher ſich irgend ein Volk befindet; hier findet ein genaues Wechſelverhältniß ſtatt, ſo daß allemal (d. h. bei normalen Erſcheinungen) das geſetzlich fixirt wird, was dem gemeinſamen Wohle am zuträglichſten iſt, mit anderen Worten deckt ſich hier das Utilitätsprincip mit dem Moralprincip. Nicht alſo ein angeborener Rechts- und Sittlichkeitsfaktor entwickelt das ſociale Leben des Menſchen, das ſich nach dieſem Ideal zu richten hätte, ſondern umgekehrt die jeweilige Aſſociationsſtufe liefert als konkreten Niederſchlag für das individuelle Handeln eine beſtimmte Norm, nach welcher Gut und Böſe, Sittlich und Unſittlich erſt gemeſſen wird. Die Blutrache in geſchlechtsgenoſſenſchaftlicher Zeit eine unentbehrliche Grundlage des ganzen geſelligen Organismus, und damit ein ſittliches Gebot für jeden Angehörigen, wird ein Vergehen in der ſtaatlichen Periode, in welcher der Staat die Aufgabe übernimmt, die Exiſtenz ſeiner Bürger vor Angriffen zu beſchützen. Es wandelt ſich alſo das moraliſche Bewußtſein nach der Aenderung der Organiſation, und dieſe wieder vollzieht ſich als Produkt einer Entwickelung, die einerſeits beſtimmt wird durch die Art der jenem ſocialen Verbande angehörigen Individuen und andererſeits durch die natürlichen Exiſtenzbedingungen, wie Klima, Boden, Nahrung u. ſ. f. Der Menſch in dem frühern Sinne eines völlig freien Weſens, der aus der unerſchöpflichen Laune ſeines Innern bald dieſen, bald jenen Entſchluß faſſen könnte, motivlos alſo ſich ſo, oder gerade anders geriren dürfte, dieſe Vorſtellung eines liberum arbitrium iſt auch für den Menſchen endgültig beſeitigt und er iſt mit aufgenommen in die Reihe der Erſcheinungen, welche dem Kauſalgeſetz unterliegen. Mag er vielleicht in einem andern Daſein oder an und für ſich betrachtet völlig frei ſein, dieſe theologiſch-myſtiſchen Schwärmereien, wie ſie ſelbſt Schopenhauer bekanntlich pflegt, exiſtiren für die nüchterne Wiſſenſchaft nicht, die es verſucht mit Hilfe des ausnahmslos gültigen Kauſalgeſetzes einen Kosmos zu konſtruiren. Aber gerade ſo einſeitig wie jene idealiſtiſche Ueberſpannung nimmt ſich eine andere, mehr auf naturwiſſenſchaftlichem Boden erwachſene Vorſtellung aus, daß das Individuum lediglich der Abdruck ſeiner Umgebung ſein ſoll ohne jegliche Eigenart, die ihm vielmehr nachher im weitern Verlauf von ſelbſt zufalle. Wiederum dieſelbe unklare Anſicht, der wir ſchon früher begegneten; als ob Etwas irgend eine Zeit lang lediglich als Reſervoir für allerlei geiſtige Qualitäten exiſtiren könnte, ohne ſie ſchon zugleich zu beſitzen, und als ob überhaupt jemals eine Eigenſchaft gedacht zu werden vermöchte, abgeſehen von Jemanden, deſſen Eigenſchaft ſie eben iſt! Eine Eigenſchaft aber, rein für ſich genommen, für mehr als ein zuläſſiges Spiel des abſtrahirenden Verſtandes zu halten, dieſem Salto mortale der Logik zu folgen hindert uns unſere Schwerfälligkeit. Mithin kommen wir am letzten Ende auf die irgendwie qualificirte, im Laufe der Jahrhunderte vielleicht aus den mannigfachſten Metamorphoſen entſtandene Eigenart des Individuums einerſeits und die ihm gegenüber ſtehende Außenwelt andererſeits zurück; dies ſind die letzten Faktoren, in welche wir jegliches Geſchehen in der Welt auflöſen können, die aber nicht ihrerſeits auf einander reducirbar ſind. Wie verderblich die gewaltſamen Verſuche ausfielen, beide gänzlich heterogenen Elemente zu verſchmelzen oder vielmehr eines auf Koſten des andern zu heben, bedarf nur kurzer Erinnerung; war doch die idealiſtiſche Geſchichtsſchreibung nichts weiter als der ohnmächtige Anlauf, den geſammten Inhalt des Wirklichen lediglich auf der Baſis pſychologiſcher Momente zu konſtruiren, ohne die Beihilfe der empiriſchen Bedingungen. Und in derſelben Weiſe wie dieſe gegenüber ſpäteren exakten Beſtrebungen das Feld räumen mußte, ſehen wir die ſogenannte induktive Methode über ihr Ziel hinwegſchießen, indem ſie aus einer unvollſtändigen Summe von Prämiſſen voreilige Schlüſſe ſich zu ziehen geſtattet. Das leuchtendſte, weil auf großartige Forſchungen angelegte, Beiſpiel dieſer Art bleibt immer Buckle's bekanntes Werk „Geſchichte der Civiliſation in England“; obgleich ſich dieſer eminente Schriftſteller bemüht, den geſchichtlichen Verlauf weſentlich auf die Faktoren äußerer Art, alſo Klima, Nahrung, Bodenbeſchaffenheit u. ſ. f., zurückzuführen, kann er doch nicht umhin, für den unverſtändlichen Reſt ein ganz entgegengeſetztes Motiv zu Hilfe zu nehmen, die pſychiſche Veranlagung der Völker. So ſchreibt er den Bewohnern der Tropen mehr eine ungezügelte Macht der Phantaſie, den Europäern das beſonnene Walten einer prüfenden Verſtandesthätigkeit zu; doch dies Zugeſtändniß kommt zu ſpät, um noch eine einheitliche Erklärung zu ermöglichen. Wie ſehr aber dieſe pſychiſche Perſpektive von Nöthen iſt, zeigt eine einfache Vergleichung zwiſchen dem ſittlich feinfühlenden Grönländer und dem ſexuell grob ausſchweifenden Aleuten, zwei Völkern, von denen die Gunſt der Exiſtenzbedingungen doch den letztern hätte auszeichnen müſſen. Oder wie helfen wir uns bei dem diametralen Gegenſatz, in dem die Buſchmänner und Papuas zu den Ureinwohnern von Mexiko und Peru ſtehen, während beide ſo ziemlich auf denſelben Breitengraden wohnen? Metaphyſiſch und empiriſch läßt ſich mithin über dieſe unaustilgbare Eigenart nicht hinwegkommen, die jedem Individuum ſowohl als jedem Stamm ganz unabhängig von ſeinen ſonſtigen phyſiſchen Verhältniſſen einwohnt. Betrachteten wir vorher die Sitte als das Produkt der Entwickelungsſtufe, welche irgend ein Organismus gerade durchläuft, ſo ließe ſich offenbar dieſe Begründung rückwärts verlängern, und wir müßten für die ſpecielle Form der ſocialen Organiſation wiederum eine ausreichende Erklärung aufſuchen. Hier ſetzt nun das Princip ein, das wir nach beiden Seiten, d. h. nach einer rein mechaniſchen und rein pſychiſchen, andeuteten. Was unter jener erſtern zu verſtehen iſt, die phyſiſchen Verhältniſſe, welche für alle Funktionen des animaliſchen Lebens die unentbehrlichſte Grundlage liefern, das begreift ſich von ſelbſt; es fragt ſich mithin für uns nur um

eine ſcharfe Erörterung des Begriffs Individuum. Zunächſt iſt dieſes als Komplex einer beſtimmten Menge von Eigenſchaften zu faſſen, in deren Beſitz es anderen gleichartig organiſirten mehr oder minder ähnlich iſt. In dieſer Weiſe behandelt die Statiſtik den Menſchen als gegebene Größe und ſpecifiſche Qualität, die unter dem Drucke gleicher Bedingungen vorausſichtlich ſtets dieſelben Erſcheinungen aufweiſt. Dieſe rein mechaniſche Anſchauung — der im Uebrigen für kleinere Sphären manche werthvolle Reſultate entſprungen ſind — erſchöpft aber bei weitem den Begriff des Individuums nicht, da ſie lediglich die äußere Bethätigung derſelben in einzelnen Handlungen betrachtet, hingegen die pſychiſche Kehrſeite dieſes Vorganges, d. h. die Empfindung, gänzlich unberückſichtigt läßt. Es iſt bekannt, wie die letzte und ſchärfſte Zerlegung des menſchlichen Daſeins uns an die beiden ewig aneinander gebundenen und doch nicht in einander aufzulöſenden Endpunkte führt, Bewegung und Empfindung; jene, die auf Veranlaſſung dieſer die ganze mechaniſche Welt in Sprache, Sitte, Organiſation u. ſ. f. erzeugt, dieſe, welche zu allen dieſen Produkten das pſychiſche Korrelat liefert in Bedeutung, Moral ꝛc. Jene baut die Sinnenwelt in und vor uns auf, dieſe unſer Seelenleben in allen ſeinen verſchiedenen Abſtufungen: Beides ſind Strahlenbrechungen des umfaſſenden kosmiſchen Lebens, in das unſer Ich hineintaucht und das wir im letzten Grunde in uns als eine unbewußte Schlußthätigkeit verſpüren, welche dieſes Doppelbild in uns zur Erſcheinung bringt. Daß dies der Fall iſt, empfindet Jeder, der konſequent dieſen Proceß zu Ende denkt, weshalb aber dieſe Differenzirung erfolgt, gehört zu den Welträthſeln und wahrhaften Wundern, die wir ſchwerlich begreifen werden. Dieſe ganze Beziehung iſt ſehr einleuchtend auseinandergeſetzt von Poſt in ſeinem Werk: „Bauſteine für eine allgemeine Rechtsgeſchichte auf vergleichend-ethnologiſcher Baſis.“ Oldenburg 1880 (vergl. beſonders S. 22 ff.), weshalb wir nicht umhin können, einige einſchlägige Sätze an dieſer Stelle zu citiren. „Beide (das Pſychiſche und Mechaniſche) ſind zwei Strahlen, in welchen das Kosmiſche durch die in uns wirkende Intelligenz gebrochen wird. Erſt in ihrer Ergänzung durcheinander machen ſie die Wirklichkeit aus, und keines kann ohne das andere beſtehen. Die mechaniſche Welt regelt unſer Empfindungsleben zu einem Ich, unſer Ich regelt das kosmiſche Bewegungsleben zu einer Welt. Ohne unſere Sinnenwelt würde unſere Seele ein pſychiſches Chaos, ohne unſer Ich unſere Sinnenwelt ein mechaniſches Chaos ſein. Der einzelne Menſch, wenn er zum bewußten Weſen heranwächſt, baut ſich daher auch in ſtetiger Korreſpondenz und in gleichmäßigem Fortſchreiten ein Ich und eine ſinnliche Welt. Aus der gegebenen Scheidung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeiten erwachſen hier Vorſtellungen, dort Eigenſchaften, hier Begriffe, dort Dinge. Nur für ein menſchliches Bewußtſein exiſtiren Farbe, Schall, Wärme, Druck, nur für ein menſchliches Bewußtſein Geſtirne, Pflanzen, Thiere, Menſchen. Das kosmiſche Bewegungsleben iſt ohne das menſchliche Bewußtſein etwas durchaus Anderes. Andererſeits werden nur durch das kosmiſche Bewegungsleben Vorſtellungen und Begriffe in der menſchlichen Seele erzeugt: ohne den Einfluß der Welt, der Bewegungen würde ſie unreine ſchlummernde Potenz der Empfindung ſein. So trägt alles Pſychiſche den Gegenſatz des Mechaniſchen, alles Mechaniſche den Gegenſatz des Pſychiſchen ſchon in ſich; keins kann ohne das andere ſein, und beide ſind durch einander bedingt.“ (S. 24.) Wie nun das Individuum in dreifacher Geſtalt auftritt, zunächſt als kosmiſches, das als ſolches die Natur aller vom Stoffatom bis zum Geſtirn theilt, dann als kosmiſch-organiſches, welches in beſtimmten Beziehungsverrichtungen gleich anderen Weſen derſelben Art ſich manifeſtirt, und endlich als menſchliches mit relativ hoher Ausbildung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit, dies im Einzelnen auszuführen, würde hier unſtatthaft ſein; wir verzeichnen nur den Gewinn für unſere Argumentation, daß wir an dem menſchlichen Individuum die letzte Quelle für die Erklärung des Weltverlaufes gewonnen haben. Je nach der Höhe der intellektuellen Bildung ſchuf ſich dieſes ſelbſt eine entſprechende Welt, und im Lauf der Jahrhunderte, vermittelſt der pſychiſchen Vererbung, rang ſich aus den trüben, chaotiſchen Maſſen eine Sinnenwelt los, der umgekehrt eine ſeeliſche Welt entſprach. Wie empiriſch an der Entſtehung des Farbenſinnes die ſtufenweiſe Vervollkommnung dieſer Funktion bei den verſchiedenen Völkern erwieſen iſt, ſo läßt ſich dieſe beſchränkte (übrigens auch ſonſt vielfach unterſtützte) Erfahrung verallgemeinern zu einem Univerſalbilde; auch die Schallwellen mußten erſt zu Tönen umgewandelt werden, wie die Oſcillationen des Aethers zu Farben wurden, Druck und Stoß die geſammte Welt der Gefühle hervorzauberten. Dieſer letzte inkommenſurable Reſt in der menſchlichen Natur, bald perſönlicher Faktor, bald Charakter, bald Wille genannt, iſt der Widerſchein des urſprünglichen Schöpferaktes, mit welchem das Unbewußte ſich in jene früher erwähnte Strahlenbrechung ſeines Weſens in die beiden entgegengeſetzten Pole ausließ. Daher wird man auch erſt von dieſem erhabenen Punkte aus nach beiden Seiten hin die Beſchränktheit des enragirt mechaniſchen und pſychiſchen Verfahrens begreifen; noch thörichter iſt freilich die in letzter Zeit ſo gefeierte, vorzeitige Vermählung dieſer divergenten Principien, die der ſogenannte Monismus ſo beredt zu verherrlichen weiß. Anſtatt dieſe Differenzirung als integrirenden Beſtandtheil der menſchlichen Natur aufzufaſſen, die eben weil ſie aus Phyſis und Pſyche beſteht, unweigerlich alles Geſchehen nach jenen beiden verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten muß, wird vielmehr durch irgend eine weder empiriſch noch philoſophiſch erwieſene Manipulation die Bewegung und Empfindung in eins konfundirt und direkt aus einander abgeleitet, während die gemeinſame Wurzel beider, wie wir ſahen, weit über das Gebiet des Individuellen hinaus, in der Sphäre des Kosmiſchen liegt. Ebenſo hinfällig wäre der Einwand, daß hierüber, als der Erfahrung entzogen, wiſſenſchaftlich nichts zu beſtimmen ſei; gewiß nicht, und nichts liegt uns ferner als dies. Aber es handelt ſich hier auch nur um einen Grenzbegriff, bis zu dem das menſchliche Erkennen vordringen kann, ohne im Uebrigen in dieſer terra incognita große Entdeckungen machen zu wollen.

Welcherlei Art nun im Einzelnen dieſe Eigenart des Individuums ſei, läßt ſich natürlich nur im Allgemeinen andeuten; einmal wird ſie aus den in ihm wirkſamen Trieben beſtehen, welche ihm das Doppelbild einer mechaniſchen und pſychiſchen Welt erzeugen und ihn ſo erſt zu einem Gliede einer gleichartigen Umgebung ſchaffen; andererſeits richtet ſie ſich nach den Exiſtenzbedingungen, die im Kampfe ums Daſein fördernd und hemmend auf ſeine Entwickelung einwirken. Dies iſt der Endpunkt für die ethnologiſche Forſchung, wenn ſie dem Entſtehen des organiſch menſchlichen Lebens auf unſerm Planeten nachgeht; vorwärts aber ergiebt ſich hier mit einem Blick die ganze Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Race. Denn jene Eigenart des Individuums, durch Vererbung einem andern übermittelt, und für dieſes damit ein Kriſtalliſationspunkt für neue Eigenſchaften, differenzirt ſich im Laufe der Zeit zu immer anderen Variationen und bringt ſomit die ganze Fülle des Geſchehens hervor. Bleiben wir bei der gewöhnlichen Anſicht von dem Verlauf dieſes Proceſſes ſtehen, ſo würden wir die Stammmütter

der primitiven Geſchlechtsgenoſſenſchaften als die Centren faſſen, in welchen ſich jene Verſchiedenheiten annulliren und die wiederum ihrer ſocialen Aſſociation das charakteriſtiſche Gepräge verleihen; aus dieſem Urtypus dann würden alle Beſonderheiten des Völkerlebens vermöge unendlicher Durchkreuzungen ſich ergeben.

Am Schluß ſei uns geſtattet, noch einmal die Aufmerkſamkeit auf das ſchon früher erwähnte Buch von Poſt zu lenken, in dem alle jene hier nur flüchtig angedeuteten Beziehungen erſchöpfend dargeſtellt ſind. Wer irgend ſich über den fundamentalen Unterſchied orientiren will, der die frühere Weltanſchauung von der auf ethnologiſch-vergleichender Baſis erwachſenen trennt, dem kann jenes Werk nicht dringend genug empfohlen werden. Auch uns war es in dieſen Zeilen darum zu thun, jenen weitreichenden Einfluß der Ethnologie im Allgemeinen zu ſkizziren und eine Anregung zu bieten, um den gewöhnlichen Schlendrian des hiſtoriſch beſchränkten Denkens zu verlaſſen.

---

# Zur Ethnographie Oeſterreich-Ungarns.

## I.

F. H. Gerade ſo recht mitten in die Zeit des Nationalitätenkampfes in Oeſterreich fällt das Erſcheinen eines Werkes[1]), deſſen Aufgabe es iſt, die hiſtoriſche und geiſtige Entwickelung der verſchiedenen Völker dieſes polyglotten Staates in objektiver, wiſſenſchaftlicher Weiſe zu beleuchten, und das von Jedem, der ſich für die Entwickelung des öſterreichiſchen Volksthums intereſſirt, mit Freuden begrüßt werden wird. Seit dem Erſcheinen des großen Czoernig'ſchen Werkes über die Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie zu Ende der funfziger Jahre, der freilich ſeinen Stoff in einer ganz andern, mehr ſtatiſtiſchen Weiſe bearbeitete, bietet uns die Literatur über die Völker der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie zumeiſt nur kleinere Schriften und Aufſätze, welche bei verſchiedenen Gelegenheiten entſtanden und mehr oder weniger von lokalem Intereſſe ſind. Ein großes, alle Völker Oeſterreich-Ungarns umfaſſendes ethnographiſches Werk, welches beſonders die Herkunft, Entwickelung und Ausbreitung der einzelnen Völker, deren Sitten und Gebräuche berückſichtigt, exiſtirte bisher nicht. Bei dem Aufſchwung, den die Ethnologie in den beiden letzten Jahrzehnten genommen hat, und welcher enge mit dem Aufſchwunge des Studiums der Naturwiſſenſchaften zuſammenhängt, haben ſich die Forſcher mit Vorliebe den Naturvölkern zugewendet; die europäiſchen Völker wurden mehr oder weniger bei Seite gelaſſen. Und doch giebt es auch in Europa auf ethnologiſchem Gebiete (vom anthropologiſchen gar nicht zu reden) noch manches intereſſante Problem zu löſen: ebenſo ſchnell wie die Naturvölker ausſterben oder der Civiliſation zugeführt werden, ebenſo raſch verſchwinden alte Sitten und Gebräuche unter jenen europäiſchen Völkern, welche dieſelben noch bis zum heutigen Tage zu bewahren gewußt haben. Hier wäre es Aufgabe der einzelnen Staaten, durch Kreirung von Lehrſtühlen an den Univerſitäten gleichſam geiſtige Centren für das Studium der Ethnographie der die betreffenden Länder bewohnenden Völker zu ſchaffen.

Das angeführte Werk ſoll im Ganzen 12 Bände umfaſſen, von denen bis jetzt der fünfte (die Magyaren) und der ſechste Band (die Rumänen) erſchienen ſind[2]). Der Inhalt dieſer 12 Bände gliedert ſich folgendermaßen:

Band 1 bis 4. Die Deutſchen und zwar:
- Bd. 1. Die Deutſchen im Erzherzogthume Nieder- und Oberöſterreich mit Salzburg, dann in den Alpenländern: Steiermark, Kärnthen und Krain.
- Bd. 2. Die Deutſchen in Böhmen, Mähren und Schleſien.
- Bd. 3. Die Deutſchen in Ungarn und Siebenbürgen.
- Bd. 4. Die Tiroler.

Band 5. Die Magyaren.

Band 6. Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.

Band 7. Die Semiten.

Band 8 bis 11. Die Slaven und zwar:
- Bd. 8. Die Czecho-Slaven.
- Bd. 9. Die Polen und Ruthenen.
- Bd. 10. Die Slovenen. Die Croaten.
- Bd. 11. Die Südſlaven in Dalmatien und dem ſüdlichen Ungarn, in Bosnien und in der Herzegowina.

Band 12. Die Zigeuner in Ungarn.

Jeder Band hat ſeinen eigenen Verfaſſer und wir ſehen hier Namen vertreten, die zu den beſten Kennern der Völker gehören, über welche ſie ſchreiben.

Die innere Eintheilung des Stoffes iſt die folgende: 1. Geographiſches Gepräge des Wohngebietes, inſoweit das Land auf den Charakter ſeiner Bewohner, auf ihre leibliche und geiſtige Entwickelung Einfluß übt. — 2. Einwanderung und Anſiedelung, Kulturzuſtand zur Zeit derſelben. Ausbildung des ſtaatlichen Gemeinweſens. — 3. Religion und geiſtiges Leben. — 4. Sociale Entwickelung. — 5. Volkswirthſchaftliche Entwickelung. — 6. Die neue Zeit und die Stellung des Volksſtammes im Staate. Die neue Erhebung des nationalen Geiſtes. — 7. Gegenwärtiger Stand: Statiſtiſches. Territoriale Vertheilung. Sitten und Gebräuche. Sage und Volkslied. Geiſtige Entwickelung. — 8. Stellung inmitten der anderen Völker und Verhältniß zu denſelben.

Das ganze Werk iſt beſtimmt, zu Mitte des nächſten Jahres zum Abſchluſſe gebracht zu werden. Wir haben dann ein Werk vor uns, das nach Umfang wie Inhalt kaum ſeines Gleichen in der neuern ethnographiſchen Literatur der europäiſchen Staaten haben dürfte. Es wäre nur ſehr zu wünſchen, daß die „von dem Geiſte der Verſöhnung getragene“ Tendenz deſſelben ihren Zweck erfüllte und dazu beiträgt, wenigſtens einen Theil der Gegenſätze ausgleichen zu helfen, welche heute mehr denn je zwiſchen den Nationalitäten Oeſterreich-Ungarns herrſchen.

---

[1]) Die Völker Oeſterreich-Ungarns. Ethnographiſche und kulturhiſtoriſche Schilderungen. Wien und Teſchen. Karl Prochaska. 1881.

[2]) Auch der erſte iſt ſoeben ausgegeben worden. Red.

## Die Ungern oder Magyaren.

### Von Paul Hunfalvy.

(Die Völker Oeſterreich-Ungarns. V. Band.)

Paul Hunfalvy, einer der beſten Kenner ſeines Volkes, hat die Aufgabe übernommen, die hiſtoriſche Entwickelung des ungariſchen Volksthums in dem oben genannten Werke zu ſchildern; dieſelbe hätte gewiß nicht in beſſere Hände gelegt werden können. Vernehmen wir zuerſt, was er ſelbſt in der kurzen Einleitung zu demſelben, über die Art und Weiſe, wie dieſe Aufgabe aufzufaſſen iſt, ſagt: „Die Stellung der Ungern oder Magyaren zu dem Königreiche, das ſeinen Namen von ihnen erhalten hat, iſt eine ganz andere, als die Stellung aller anderen öſterreichiſchen Völker zu den betreffenden Ländern. Während die Deutſchen, die Slaven, die Romanen u. ſ. w. in dieſen Ländern nur als größere oder kleinere Ableger betrachtet werden können, deren nationaler Kern außerhalb des Kaiſerſtaates liegt: ſind die Ungern als Nation ſo ſehr mit ihrem Lande verwachſen, daß nicht einmal die Blicke politiſcher Träumer über die Grenzen deſſelben hinausſchweifen. Die ethnographiſche Behandlung des ungeriſchen Volkes muß demnach auch eine andere ſein, als die der anderen Völker innerhalb der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie. Die Entſtehung und Bildung des Deutſchthumes, des Slaventhumes, des Romanenthumes ꝛc. iſt nicht ausſchließliche Aufgabe unſerer Ethnographie; ſie kann eben ſo gut in anderen ſpeciellen Ethnographien behandelt werden, und dürfte wohl am beſten einer allgemeinen Ethnographie Europas überlaſſen bleiben. Ganz anders ſteht es mit derſelben Aufgabe des ungeriſchen Volkes. Die Entſtehung und Bildung des Ungerthumes muß hier vorgetragen werden, und eine allgemeine Ethnographie Europas wird ihren Stoff hier entnehmen müſſen, weil ſie ihn gar nirgend anderswo finden könnte.“

In einer Reihe von Kapiteln, deren wichtigſte wir im Folgenden hervorheben wollen, behandelt Hunfalvy ſeinen Stoff hauptſächlich auf hiſtoriſch-linguiſtiſcher Baſis. Die Frage über die anthropologiſche Stellung der Magyaren finden wir im letzten Kapitel erörtert, auf das wir auch noch ausführlicher zurückkommen werden.

Werfen wir zuerſt einen Blick auf die vorungriſche Zeit in Pannonien und Dacien. Während die Einwanderung der meiſten die übrigen Theile von Europa gegenwärtig bewohnenden Völker in das Dunkel der vorhiſtoriſchen Zeit fällt, zogen die Magyaren in ihre jetzigen Wohnſitze erſt ein, nachdem ſich dort ſchon früher hiſtoriſch beglaubigte Thatſachen abgeſpielt haben. Wir wollen dieſelben hier kurz ſkizziren. Auf die Römerherrſchaft in Dacien und Pannonien, welche in dem letztgenannten Lande mehr als vier Jahrhunderte währte, folgte in Ungarn und Siebenbürgen zuerſt das germaniſch-hunniſche und hierauf das avariſche Zeitalter. Die Avaren herrſchten hier bis zum Ende des achten Jahrhunderts; nach ihrer Beſiegung folgte dann in Pannonien und in den nördlich davon gelegenen Gegenden die fränkiſch-deutſche Herrſchaft. In ziemliches Dunkel iſt das Erſcheinen zahlreicher ſlaviſcher Scharen gehüllt, welche neben den Avaren auftreten und letztere nach und nach ganz in ſich aufnehmen. Pannonien iſt alſo im neunten Jahrhundert bewohnt von wenigen, immer mehr verſchwindenden Avaren und zahlreichen Slaven; dazu ſind noch die einwandernden Deutſchen zu rechnen. Hierauf dringen die Magyaren ins Land, zerſtören das große mähriſche Reich, vernichten das vereinigte bayeriſche Heer und okkupiren das alte Avarenland bis zum Ennsfluß.

Hier iſt noch der Bulgaren Erwähnung zu thun, welche zur Zeit ihres Eintrittes in die Geſchichte in zwei von einander ziemlich entfernten Gegenden wohnten. Ihre urſprünglichen Sitze waren im Donlande; außerdem waren ſie noch in Pannonien zahlreich. Sie werden hier ſpäter durch die Avaren theils vertrieben, theils gehen ſie in denſelben auf. Ziemlich dunkel iſt auch das Auftreten der Rumänen in Dacien und jenſeits der Theis; wir werden auf dieſe Frage noch ausführlich bei der Beſprechung des nächſten Bandes zurückkommen.

Um auf die älteſten Nachrichten über die ehemaligen Wohnſitze der Magyaren zu gelangen, müſſen wir die ethnographiſchen Verhältniſſe des heutigen Rußland im 9. und 10. Jahrhundert näher ins Auge faſſen. Wir erfahren durch arabiſche Schriftſteller, daß damals längs der Wolga die Chazaren und Bulgaren wohnten. Letztere wurden aus ihrer Urheimath am Don durch erſtere in die Gegend des heutigen Kaſan gedrängt. Arabiſche und byzantiniſche Schriftſteller geben uns Kunde von einem großen wolgaiſchen Bulgarenreiche, deſſen Bewohner meiſtens Mohammedaner waren und Ackerbau trieben. Die Slaven reichten in Rußland nur öſtlich bis zur Oka; der größte Theil des Landes war von finniſch-ugriſchen und türkiſch-tatariſchen Völkern bewohnt. Zu Ende des 9. Jahrhunderts beginnen die Raubzüge der ſkandinaviſchen Roſſen, welche um das Jahr 900 in der Gegend von Kiew einen Staat bilden.

Nach dem arabiſchen Schriftſteller Ibn Daſtah (Anfang des 10. Jahrhunderts) wohnten die Magyaren am Dniepr und Dnieſtr bis an das Schwarze Meer; er zählt dieſelben zum Türkenſtamme und bezeichnet ſie als Nomaden und Viehzüchter. Sie hatten dort zu ihren öſtlichen Nachbarn die Bulgaren und Chazaren, zu ihren nördlichen die Petſchenegen. Konſtantinos läßt ſie, gedrängt von den Petſchenegen (welche ſich den Magyaren immer feindlich gezeigt haben), in das Gebiet des Seret und Prut ziehen; Leo der Weiſe (886 bis 911) ſoll ſie dann gegen die Bulgaren in ihr heutiges Land gerufen haben.

Ueber die Herkunft der Ungern und ihre Verwandtſchaft mit anderen Völkern erhalten wir durch die vergleichende Sprachforſchung ziemlich genauen Aufſchluß. Die magyariſche Sprache gehört zu dem großen turaniſchen oder uralaltaiſchen Sprachſtamm, deſſen beſondere Eigenthümlichkeit die Agglutination oder Anleimung iſt. Sie ſteht am nächſten der voguliſchen und dann der finniſchen Sprache; mit der türkiſchen ſtimmt ſie nur im Bau überein. Speciell gehört ſie alſo zu dem finniſch-ugriſchen Völker- und Sprachſtamm. Die Völker deſſelben hatten früher das Siebener-Zahlenſyſtem; erſt nach ihrer Trennung haben ſie das Zehnerſyſtem angenommen. Aus der Uebereinſtimmung der Worte ſehen wir, daß es Jagd- und Fiſchervölker geweſen ſein müſſen. Vom Rind findet ſich bei ihnen keine Spur; ſie lernten die Zähmung deſſelben erſt von den ſkandinaviſchen Roſſen; dagegen ſind ihre Hausthiere das Pferd und der Hund. Hunfalvy ſchließt aus dunkeln Erinnerungen, welche ſich in alten magyariſchen Chroniken vorfinden, daß die Urheimath der Magyaren, zwiſchen Wolga und Ob, entfernt vom Meere gelegen war.

Nach der Trennung der finniſchen von den ugriſchen Völkern kamen erſtere mit den Germanen (Gothen) und Letten, letztere mit den Türken in Berührung, wovon ſich auch viele Merkmale in der Sprache erhalten haben. Die Ungern haben die türkiſchen Worte von den Kabaren (einem Chazaren-Geſchlechte) angenommen, mit denen ſie längere Zeit in näherm, freundſchaftlichem Verkehre ſtanden. Von

den Türken lernten ſie auch den Ackerbau. Die heutigen Tſchuwaſchen ſind wahrſcheinlich die Ueberreſte der einſt mächtigen Chazaren.

Auf die Magyaren haben auch die Slaven einen ziemlichen Einfluß ausgeübt. Schon in ihren alten Wohnſitzen verkehrten erſtere mit Slaven; in ihrem neuen Lande, wo die Slaven bei deren Einwanderung in der Mehrzahl waren, unterjochten ſie die letzteren, lebten aber immer mit denſelben in gutem Einverſtändniß.

Einen bedeutenden Aufſchwung nahmen die Verhältniſſe der Magyaren in ihrer neuen Heimath unter ihrem Herzoge Voik, der unter dem Namen: „Stephan der Heilige“ als ihr erſter König bekannt iſt. Das Chriſtenthum fand unter ihm und ſeinen Nachfolgern ziemlich ungeſtörten Eingang im Lande.

Von den Einwanderern, die im Magyarenthume aufgegangen ſind, erwähnt Hunfalvy zuerſt die Ismaeliten, welche Mohammedaner waren und ſpäter als ſelbſtändiger Volksſtamm ganz verſchwinden. Von größerer Bedeutung waren die Petſchenegen (Biſſenen), um 950 das mächtigſte Volk Skythiens, welche zu beiden Seiten des Dnieſtr wohnten. Sie wurden 1065 von den Kumanen unterjocht, mit denen ſie eine ähnliche Sprache hatten, die wieder der türkiſchen verwandt war, und verſchmelzen dann mit denſelben. Seit Stephan dem Heiligen begann eine ſtarke Einwanderung der Petſchenegen in Ungern, welche ſich auch noch ziemlich lange, namentlich im Weſten, erhalten haben. Weiter ſind zu erwähnen die Kumanen (Uzen, Polovcen). Dieſelben ſaßen urſprünglich an der Wolga und kamen in zwei Abtheilungen nach Ungern, die Bergkumanen vom Norden über Polen und jene der Ebene im Süden, welche direkt vom Oſten einwanderten. Dies war die letzte, aber auch zahlreichſte Einwanderung; ſie gewöhnten ſich erſt nach und nach an feſte Wohnſitze.

Von geringerer Bedeutung, aber doch erwähnenswerth, ſind auch die Tataren, welche von dem großen Mongoleneinfalle (1241) zurückgeblieben ſind, und die Türken, welche, freilich erſt in viel ſpäterer Zeit, anderthalb Jahrhundert hindurch Herren im Lande waren.

Von großem Einfluſſe waren ſchon in der älteſten Zeit die Deutſchen. Das anfängliche Ritterthum beſtand faſt aus lauter Deutſchen; dieſelben hatten bedeutenden Einfluß am Hofe Stephan des Heiligen. Die Mehrzahl des heutigen ungeriſchen Adels iſt fremden, zumeiſt deutſchen Urſprungs.

Was die heute noch ſich einer gewiſſen Selbſtändigkeit erfreuenden Szekler anbelangt, ſo werden dieſelben in den älteren ungeriſchen Chroniken fälſchlich als Nachkommen der Hunnen bezeichnet. Thatſächlich ſind aber die Szekler den Ungern ſehr nahe verwandt; ihre Sprache hat ſich von der ungeriſchen erſt abgetrennt, nachdem dieſelbe ſchon vollſtändig ausgebildet war.

Die Kapitel über die politiſche, ſociale und geiſtige Entwickelung der Magyaren können wir hier füglich übergehen; ſie gehören mehr in das geſchichtliche und kulturgeſchichtliche Gebiet. Dagegen iſt das ſchon erwähnte letzte Kapitel über die anthropologiſche Stellung der Magyaren für uns von beſonderm Intereſſe.

Nachdem Hunfalvy im erſten Theile deſſelben die ſchon hinlänglich bekannte Finnenfrage erörtert hat, kommt er zu der Frage: „Welches iſt nun die anthropologiſche Stellung der Magyaren?“ Er läßt darauf unſern gelehrten Linguiſten und Ethnologen Friedrich Müller antworten, welcher in ſeiner Ethnographie ſagt: „Einer Vermiſchung des zur mongoliſchen Race gehörenden Stammes der Ungarn mit Slaven und Germanen verdankt das kräftige und ritterliche Volk der Magyaren ſeinen Urſprung,“ und bemerkt dazu weiter: „Wir müſſen zu dieſer Miſchung auch noch ein ſtarkes türkiſches Element hinzufügen, wenngleich dies ſelbſt zur mongoliſchen Race zu zählen wäre. Aber ſchon durch die Slaven und Germanen wird der anthropologiſche Begriff der Race für das Magyarenvolk ſehr abgeſchwächt. Ja wenn wir uns vor Augen halten, daß auch der Adel Ungarns zum größten Theil nicht echt ugriſcher Abſtammung iſt: ſo wird es wohl kaum leicht zu entſcheiden ſein, ob die mittelländiſche Race oder die mongoliſche einen größern Antheil an dem Urſprung der Magyaren habe.“

Nach der Beſprechung einiger kraniologiſcher Fragen kommt Hunfalvy zu dem Ausſpruche, daß die phyſiſche Beſchaffenheit des Menſchen mit der Nationalität deſſelben in keinem Zuſammenhange ſtehe, der in dieſem Falle wohl eine gewiſſe Berechtigung hat. Wir ſetzen hier die ſich ihm daran knüpfende Betrachtung her, ohne dieſelbe jedoch unterſchreiben zu wollen: „Da die Anthropologie und ſpeciell die Kraniologie es vorzüglich mit der phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen zu thun haben, ſo kann auch zwiſchen ihnen als zoologiſchen Wiſſenſchaften und der Ethnologie und Ethnographie kein ſolcher Zuſammenhang ſtattfinden, daß jene dieſe und umgekehrt dieſe jene bedingen würde. Nach unſerer Auffaſſung wäre die Aufgabe der Ethnologie die Entſtehung der Völker zu erklären, was unvermeidlich auch die Erklärung, wie die einzelnen Sprachſtämme entſtanden ſeien, in ſich faſſen müßte. Die Ethnographie hingegen hat es nur mit der Beſchreibung und der Geſchichte der gegebenen Völker zu thun, die mit einer fertigen Sprache in der Geſchichte auftreten, und ſich weiter entwickeln, d. h. bilden oder auch verbilden. Jedes Volk entſteht mit ſeiner Sprache und ſeiner urſprünglichen Religion, und beſteht, ſo lange ſeine Sprache fortlebt, wenn auch die urſprüngliche Religion durch andere Religionen vertauſcht wird. Und jedes Volk als ſolches verſchwindet, wenn ſeine urſprüngliche Sprache ausſtirbt; es verſchwindet aber nicht phyſiſch, ſondern ethniſch, d. h. es geht in ein anderes Volksthum über. Wir haben verſucht eine Ethnographie der Magyaren, d. h. eine Beſchreibung zu geben, wie das magyariſche Volksthum in der Geſchichte aufgetreten iſt, wie es ſich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, und was es in der Gegenwart bedeutet. In dieſer Beſchreibung konnten wir keine Antwort auf die Frage finden: welche anthropologiſche Stelle die Magyaren einnehmen.“

Bis heute beſitzen wir noch keine auf direkten Beobachtungen beruhende, eingehende Arbeit über die anthropologiſchen Verhältniſſe des magyariſchen Volkes. Der Aufſchwung, den die anthropologiſchen Studien in Europa in den letzten Jahrzehnten genommen haben, läßt jedoch hoffen, daß eine ſolche nicht all zu lange mehr auf ſich warten laſſen wird.

# Aus allen Erdtheilen.

## Afrika.

— Gegen Ende 1880 langte eine Boeren-Karawane nach einer sehr beschwerlichen Reise durch die Wüste Kalahari, auf welcher sie die Hälfte ihrer Mitglieder verlor, im Süden der westafrikanischen portugiesischen Kolonie an und bat die dortige Regierung um die Erlaubniß zur Niederlassung. Das ist ihnen von den Behörden in Mossamedes gestattet worden, und zwar erhält jede Familie 200 ha Landes bei Huilla, einem Fort 160 km östlich von Mossamedes; die Boeren unterwerfen sich den portugiesischen Gesetzen, erhalten freie Religionsübung und Steuerfreiheit auf zehn Jahre, dürfen die Eingeborenen nicht von ihren Aeckern verjagen, können sich im Falle des Angriffs gegen sie vertheidigen, müssen aber die Regierung möglichst rasch davon benachrichtigen. Die neue Kolonie hat nach dem damaligen Kolonialminister den Namen San Januario erhalten. Die Behörden haben versprochen, das Fort Huilla besser zu armiren und über das Chella-Gebirge, welches sich zwischen der Kolonie und der Meeresküste hinzieht, eine Straße zu bauen; sie wollen ferner einen Arzt und einen Apotheker senden und das portugiesische Gesetzbuch zum Besten der unter portugiesischer Oberaufsicht sich selbst verwaltenden Boeren ins Holländische übersetzen lassen. Die letzteren haben schon, um ihre Ländereien genügend bewässern zu können, in 25tägiger angestrengter Arbeit einen 5 bis 6 km langen, 1½ m breiten und 1 m tiefen Kanal gegraben, der ihnen aus den Flüssen Newe und Canhanda hinreichendes Wasser zuführt. Es ist dieses Abkommen ein wahres Glück für das Land, dessen Hülfsquellen zu entwickeln die dort wohnenden Portugiesen, worunter viel Deportirte, und die einheimische Negerbevölkerung absolut nicht im Stande zu sein scheinen.

— Der Handelsartikel, welcher den Canarischen Inseln bisher Haupteinnahmequelle gewesen ist, die Cochenille, hat durch die steigende Konkurrenz der Mineralfarben in den letzten Jahren eine derartige Entwerthung erfahren, daß mit Rücksicht auf die Gefahr einer bevorstehenden Krisis die Haupt-Plantagenbesitzer der Inseln im September 1880 sich vereinigt haben, um Mittel zu finden, derselben vorzubeugen. Die „Sociedad Economica“ hat sich dahin ausgesprochen, daß jene Konkurrenz nicht zu vermeiden sei, daß man daher die Kultur der Cochenille nur auf die Küsten beschränken, im Uebrigen aber durch rationelle Tabakskultur den materiellen Ausfall nicht nur decken, sondern auf die Höhe der Einnahmen zur Blüthezeit der Cochenille-Kultur gelangen könne.

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

## Nordamerika.

— Die Höhe des etwa 60 Miles östlich vom Puget-Sund in der Cascade Range liegenden Schneeberges und ehemaligen Vulkans Mount Rainier (auch Mount Tacoma genannt), welche früher auf 12000 und einige hundert Fuß geschätzt wurde, beträgt nach den neuesten von Kapitän Lawton, Mitglied des „United States Coast Survey“, ausgeführten Messungen 14444 Fuß über dem Meeresspiegel; also vier Fuß mehr als die des Mount Shasta im nördlichen Kalifornien. Es wurden von Kapitän Lawton drei trigonometrische Messungen gemacht und darauf noch eine barometrische auf dem Gipfel, und obige Höhenangabe ist das Resultat. Lawton bestätigt die Angabe eines alten Kraters auf dem Gipfel des Berges.

Am Abend des 5. August dieses Jahres bemerkte ich während einer Dampferfahrt von Tacoma nach Seattle, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, bald hellere, bald dunklere Wolken, die vom Gipfel des Mount Rainier in den sonst ganz klaren Himmel emporstiegen und dort allmälig verschwanden. Eine ähnliche Erscheinung ist öfters bemerkt worden, die genau so aussieht, als ob Rauch einem Krater entstiege. Seltsamer Weise gewahrt man diese Erscheinung stets nur vor Sonnenuntergang, so daß dieselbe vielleicht eine andere Ursache als die einer vulkanischen Thätigkeit haben kann. Th. Kirchhoff.

— E. von Hesse-Wartegg's neues Buch „Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879 bis 1880) (Leipzig, C. Reißner, 1881) ist angenehm zu lesen und hinterläßt hauptsächlich deswegen einen befriedigenden Eindruck, weil es der Verfasser versteht, seinen belletristischen Schilderungen des Lebens am und auf dem Strome die Behandlung wichtiger socialer, handelspolitischer und ähnlicher Fragen einzuflechten. Er hat innerhalb vier Jahren zwei Reisen durch die Mississippiländer unternommen, um solche Erscheinungen, wie die Einwanderung von Deutschen nach Arkansas, Louisiana und Alabama, den Neger-Exodus von dort nach den Prärieстaaten, die socialen Errungenschaften der früheren Sklaven, die Stellung der Baumwollenkönige und des Kreolenthums, die Gelbfieber-Epidemien ꝛc. näher zu studiren. Von hohem Interesse z. B. ist die Schilderung des Kampfes, den New-Orleans mit den Millionären von New-York und Boston führt, um den Handel und Verkehr, namentlich in Getreide, von den nördlichen Eisenbahnen abzulenken und dem billigern Wasserwege des Mississippi zuzuführen. Damit zusammen hängt dann die geographisch interessante Frage über die Regulirung jenes Stromes und die Offenhaltung seiner Mündungen, welche Kapitän James B. Eads durch die künstliche Verlängerung des Stromufers ins Meer hinaus vermittels „Jetties“ (Dämme) glücklich gelöst zu haben scheint. Die „Mississippi-Fahrten“ sind ein interessantes Buch, dessen Inhalt der Wahrheit entspricht, so weit wir wenigstens nach der Lektüre amerikanischer Zeitungen darüber zu urtheilen vermögen; als das „erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschließlich behandelt“, seien sie unseren Lesern empfohlen.

**Inhalt:** Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. III. — Dr. Ths. Achelis: Ethnologische Betrachtungen. II. (Schluß.) — Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns. I. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 29. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 17.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VIII [1]).

Gegen die Mittagsſtunde des 8. November langte man an einer Stelle an, wo der von zahlreichen Inſeln und emporragenden Felſen durchſetzte Fluß mit ſeinen Schnellen und kleinen Katarakten an den obern Oyapok erinnerte. Ein leichter Rauchgeruch, den Crevaux' indianiſche Begleiter wahrnahmen, und bald auch Laute menſchlicher Stimmen erſchreckten einen Theil der Reiſegeſellſchaft nicht wenig; man fürchtete, hier ſchon auf die berüchtigten Trios-Indianer zu ſtoßen — und wer weiß, ob es Crevaux gelungen wäre, die zaghaften Gefährten zur Weiterfahrt ſtromaufwärts zu bewegen, wenn nicht einer unter ihnen noch gerade rechtzeitig an mehreren der vernommenen Worte erkannt hätte, daß die Gruppe von etwa zwölf Männern und Weibern, die man jetzt auf einer der kleinen Inſeln um ein Feuer geſchart ſah, zu den Wayanas und nicht zu den Trios gehörte. So ließ Crevaux ohne Bedenken die Pirogen an der Inſel anlegen, wo er von den Leuten, die ihrer Angabe nach ſoeben von einem Zuge in das Gebiet der Trios zurückkehrten, manchen werthvollen Aufſchluß über die Eingeborenen der oberen Paru-Gegenden erhielt. Danach ſollten unter anderen die Trios-Indianer, die an Zahl von den Roucouyennes bedeutend übertroffen würden, nur an dem obern Drittel des Tapanahoni-Laufes und an den Quellen des Paru wohnen. Von den Trios-Dörfern, die ſie vor wenigen Tagen beſucht, erzählten ſie, daß dieſelben jetzt vollſtändig verödet ſeien; eine ſchreckliche Krankheit habe die Mehrzahl der Bewohner hinweggerafft, die wenigen Ueberlebenden ſeien in die Wälder gegangen. Auf das Eindringlichſte riethen ſie Crevaux davon ab, ſeine Reiſe bis in jene Gegenden fortzuſetzen, wo Hungersnoth und vielleicht auch Krieg bevorſtände. Nicht minder, wenn auch in anderer Weiſe, ſchrecklich waren die Schilderungen, die ſie den Reiſenden auf ſeine Fragen in Betreff des weiter nach Weſten folgenden Nebenfluſſes des Amazonas entwarfen: wenn man vier Tagereiſen in der Richtung nach Sonnenuntergang vorſchritt, ſollte man zu ſehr grauſamen und feindlichgeſinnten Indianern kommen, die man nie überraſchen könne, weil ſie die Nächte ſtets in einem ebenfalls Paru genannten Fluſſe zubrächten. Dieſe phantaſtiſche Erzählung, die augenſcheinlich nur von der Abſicht eingegeben wurde, den Europäer von weiterem Vordringen in das Gebiet der Indianer abzuſchrecken, war übrigens Crevaux nicht unbekannt; ein ziemlich ähnlicher Bericht von einem Indianerſtamme, der Nachts in großen umzäunten Teichen ſchlafen ſollte, war dem engliſchen Reiſenden Brown am obern Eſſequibo von den Taruma-Indianern mitgetheilt worden.

Trotz aller Warnungen ſetzte Crevaux nach mehrſtündigem Aufenthalt auf der kleinen Inſel, wo er und ſeine Begleiter noch an dem Mahle der Indianer, einem großen, ſtark mit Piment gewürzten Stücke von dem Fleiſche eines Kaiman, theilnehmen mußten, die Fahrt ſtromaufwärts fort. Oberhalb des letzten Falles wurde die Strömung ungemein ſchwach, die Ufer ſo niedrig, daß man erſt nach langem vergeblichen Suchen eine zum Lagerplatze für die Nacht einiger-

[1]) Vergl. oben S. 97.

Der Kampf.

**Der Kampf.** Diese Gruppe ist ein Theil des Gemäldes, welches wir auf Seite 1 dieses Bandes in Holzschnitt mittheilen. Es ist ein Werk des Malers Ludwig Knaus, der in Berlin lebt und dessen Bilder sich durch Feinheit der Auffassung und Ausführung auszeichnen. Wir haben bereits auf Seite 1 dieses Bandes gesagt, daß das Gemälde, dem diese Gruppe entnommen ist, „Das Kleine und das Feine“ heißt. Wir haben auch gesagt, daß es zwei Kinder darstellt, die sich um ein Spielzeug streiten. Wir haben aber nicht gesagt, daß es ein Bild ist, das uns Deutschen ganz besonders lieb sein muß, weil es uns Deutsche darstellt. Wir sind ein Volk, das sich gern um Kleinigkeiten streitet, und wir sind ein Volk, das sich gern um Kleinigkeiten vertragen hat. Wir sind ein Volk, das sich gern um Kleinigkeiten streitet, weil wir ein Volk sind, das sich gern um Kleinigkeiten vertragen hat. Wir sind ein Volk, das sich gern um Kleinigkeiten streitet, weil wir ein Volk sind, das sich gern um Kleinigkeiten vertragen hat. Wir sind ein Volk, das sich gern um Kleinigkeiten streitet, weil wir ein Volk sind, das sich gern um Kleinigkeiten vertragen hat.

und primitiver, als die der Oyampys und der Uayanas; nicht nur, daß keines von ihnen zwei Stockwerke aufzuweisen hatte; einige besaßen sogar auch nur auf einer Seite eine Wand und waren somit kaum etwas anderes als einfache Ajupas, wie die Indianer sie sich auf Reisen im Walde zu errichten pflegen.

In der Nacht zum 11. November fiel ein heftiger Platzregen; auch am Morgen war der Himmel noch bewölkt und die Temperatur so gefallen (auf 22° C.), daß Crevaux ebenso wie alle seine Begleiter vor Frost zitterte, und sich mit Behagen an dem Feuer wärmte, auf dem seine Leute die Morgenmahlzeit, einen im Flusse gefangenen kleinen Kaiman, kochten. Das Fleisch des großen Kaiman, der im Amazonas und in den Mündungen der Flüsse von Guyana viel vorkommt, ist wegen seines starken Moschusgeruches nicht eßbar; die kleine Art dagegen gilt bei den Roucouyennes für den höchsten Leckerbissen und ist, wenn mit viel Piment gewürzt, sogar auch für einen europäischen Gaumen erträglich. Leider war Crevaux' Vorrath an dieser vorzüglichen Würze jetzt erschöpft; ein Mangel, der ihm und seinen Leuten viel empfindlicher war, als der Mangel des Salzes, das man schon seit länger als einen Monat entbehrte. Einem seltsamen Aberglauben, den er übrigens schon von den Guyana-Negern her kannte, begegnete Crevaux an diesem Tage unter seinen Indianern: er hörte, wie der eine derselben den Befehl gab, den Kochtopf ja nicht auszuwaschen, weil sonst der Regen unfehlbar wieder anfangen würde.

Ueberall, wo Crevaux am Flußufer mit Beobachtungen beschäftigt war, gingen seine Leute der Jagd nach, zu der sie sich die verschiedensten Arten von großen und kleinen, mit Federn, oft auch mit Widerhaken versehenen Pfeilen herstellten. Nur Apatu, der von seinem Herrn gewissermaßen zum Sammeln ausgebildet worden war, ging auf Entdeckungen aus und brachte mehr als einmal höchst interessante botanische Objekte zurück; so an diesem Tage eine Liane, deren Stengel einen Durchmesser von fast einem Fuß hatte, das sogenannte Salisali der Roucouyennes (Robinia nicou Aublet.). Der schwarze Stengel der Pflanze, die mit ihrer ungeheueren

Anfertigung der tairu-Halsketten.

Wucht die größten Bäume allmälig erdrückt, liefert beim ersten Anschnitt einen wasserhellen kühlen Saft, den die Indianer bei ihren Wanderungen durch den Wald erfrischender finden, als das kühlste Quellwasser. Die milchige Flüssigkeit aber, die hiernach dem Stengel entfließt, ist sehr giftig; deshalb werden die Stengel eifrig von den Indianern gesammelt und in großen Vorräthen für den Fischfang aufbewahrt; denn selbst noch im getrockneten Zustande auf das Wasser geworfen, haben die Salisalistengel, wie Crevaux in der Folge selber sah, die Eigenschaft, die Fische so zu betäuben, daß sie leicht mit den Händen gegriffen werden können.

Am 14. November kam man in Talimapo (Dorf des Taliman) an, dessen Häuptling in hohem Ansehen unter den Indianern der ganzen Gegend zu stehen schien; einer von Crevaux' Leuten gab dem kleinen Herrscher das höchste Lob nach dortigen Begriffen, indem er sagte: „Siehst Du denn nicht, Herr, wie wohlbeleibt alle seine Krieger sind?" Da in allen diesen Indianerdörfern die Anordnungen des Tamuschi für den Betrieb der Jagd, des Fischfanges und der Maniokkultur allein maßgebend sind, so ist die größere oder geringere Intelligenz des Häuptlings in der That eine wichtigere Lebensfrage für das Gedeihen einer Indianergemeinde, als seine kriegerischen Tugenden. Nicht selten kommt es deshalb auch vor, daß die Häuptlinge vor ihrem Tode irgend einen andern Nachfolger ernennen, wenn sie den eigenen Söhnen nicht die für die Tamuschiwürde nothwendigen geistigen Fähigkeiten zutrauen. So war auch Taliman nicht der Sohn eines Tamuschi, hatte von seinem Vorgänger aber, der ihm seine Tochter zum Weibe gegeben, schon das Zeichen der Häuptlingsschaft, das Diadem aus Kaimanschuppen, erhalten. Der älteste Sohn eines Tamuschi, gleichviel ob er zur Herrschaft gelangt oder nicht, genießt stets gewisse Vorrechte vor den anderen Kindern; bei den Mahlzeiten darf er, wie der Häuptling selber, auf einem Kololo sitzen, während alle übrigen auf den Hacken kauern müssen. In jedem fremden Dorfe, durch das er kommt, werden ihm besondere Ehren erwiesen. Unter Crevaux' Gefolge befand sich ein solcher Tamuschi-Erbe, der in jedem Dorfe von der Frau des Häuptlings vom Kopf bis zu den Füßen festlich mit Urukú, dem orangegelben Farbstoff aus den Früchten von Bixa orellana, bemalt wurde. Da man weiter unten am

Fluſſe faſt täglich ein Dorf paſſirte, ſo wurde ihm dieſe Schmückung oft genug zu Theil.

Was die Tatuirung anbetrifft, ſo beſteht dieſelbe bei den Trios meiſtens in einigen ſchwarzen Zeichen, die an der innern Seite des Oberarmes angebracht werden; die Roucouyennes tatuiren ſich im Allgemeinen gar nicht, unterlaſſen aber nie, bevor ſie eine Ruderfahrt antreten, ſich einige Einſchnitte in die Haut des Oberarmes zu machen, vor einer Fußwanderung aber die Waden in einer beſtimmten Weiſe aufzuritzen, um ihre Glieder dadurch ausdauernder und kräftiger zu machen. Allgemein herrſcht auch die Sitte unter ihnen, bevor ſie auf die Jagd gehen, eine Blutentziehung am Arme vorzunehmen, um die Hand gegen ein etwaiges Zittern beim Abſchießen des Bogens zu ſichern. In Bezug auf die Haartracht unterſcheiden ſich die Trios ebenfalls weſentlich von den anderen Stämmen; bei ihnen tragen die Weiber das Haar lang und frei herabhängend, die Männer dagegen drehen es zu einer großen Locke zuſammen, die in eine aus Lianen geflochtene ſpitze Düte geſteckt wird und in dieſer lang auf den Rücken hinabhängt.

Die Schilderungen der amerikaniſchen Reiſenden über die gedrückte Stellung der Frauen unter den Indianern von Guyana ſind nach allem, was Crevaux davon geſehen hat, im höchſten Maße übertrieben. Weit entfernt, ſich nur mit der Jagd und dem Fiſchfange und den Vorbereitungen für dieſelben zu beſchäftigen, den Frauen aber die ganze

Schleifen des Halsſchmuckes scheri-scheri.

Schnurdrehen.

Laſt aller andern Arbeit aufzubürden, ſind die Männer gerade bei der Maniok- und Bananenkultur ungemein thätig; die Pflege der Bäume, das Ernten ihrer Früchte iſt ausſchließlich ihre Sache. Die Frauen tragen die eingeſammelten Baum- und Bodenfrüchte nach dem Dorfe, müſſen auch, wenn die Männer von der Jagd kommen, ihnen bis zum Saume des Waldes entgegengehen und das erlegte Wild von dort aus bis in das Dorf bringen. Die Bereitung des Kaſſave, des Kaſchiri, die ganze Beſorgung des inneren Haushalts, das Weben der Hängematten iſt Sache der Frauen. Bei weiten Wanderungen tragen ſie ebenſo wie die Männer den Katuri oder Traglorb auf dem Rücken; doch wird er für ſie gewöhnlich nur leicht beladen und enthält nichts als den Kochtopf und die Hängematte. Höchſt ſelten nur, und wenn gerade männliche Kräfte fehlen, ſieht man die Weiber beim Rudern der Boote helfen, nie aber bei dem Bau der Hütten. Die Theilung der Arbeit iſt eine ſehr ſtrenge und ganz genau feſtgeſetzt; dem Reiſenden, der in Unkenntniß davon eine Frauenarbeit von einem Manne oder die Arbeit eines Mannes von einer Frau verlangt, wird es nur zu oft widerfahren, daß ſeine Wünſche nicht erfüllt werden, ohne daß ihm der Grund dieſer Verweigerung mitgetheilt würde.

Die Fahrt des 12. und 13. November bot nichts Bemerkenswerthes dar; der Fluß war gleichmäßig und glatt, der Wald zu beiden Seiten zeigte den ſtets gleichen Anblick reichſter Ueppigkeit. Ueberall waren hier die Wipfel der Bäume von ganzen Schwärmen rother Aras belebt; Crevaux' Leute erlegten täglich fünf oder ſechs dieſer prächtigen Vögel, was gerade für die Ernährung der ganzen Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft ausreichte; ängſtlich aber ſchnitten ſie ihnen die Schnäbel ab und warfen ſie in den Fluß, weil dieſelben, wie ſie behaupteten, giftig ſeien und von den Hunden nicht gefreſſen werden dürften. Am Morgen des 14. paſſirte man die Mündung eines kleinen linken Nebenfluſſes des Paru, den die Uayanas nie hinaufzufahren wagen, weil an ſeiner Quelle ein unheimliches und furchtbares Volk wohnen ſoll: Indianer mit langen, hellgelben Haaren, die während des Tages immer ſchlafen und nur bei Nacht umhergehen.

Nach einem Nachtlager auf einer entzückenden kleinen Inſel langte man am 16. November an dem Wohnſitze des Takale an, wo Crevaux die ganze Sammlung indianiſcher Kunſterzeugniſſe vorfand, über deren Lieferung er ſchon früher mit dem Häuptling verhandelt hatte: eine kleine Hängematte, Thiere aus Wachs, ein aus Thon geformter Tapir, ein Halsband aus kleinen auf eine Schnur gereihten Kürbiſſen, in welche die Frauen allerhand Figuren von Menſchen und Thieren gezeichnet hatten. Zum erſten Male ſah Crevaux hier auch die Verfertigung der von den Roucouyennes `tairu`, von den Kreolen von Guyana aber `nabo` genannten Halsketten, die hier allgemein getragen werden. Dieſelben werden aus der harten Schale des Steines einer Lianenfrucht (Omphalea diandra) hergeſtellt. Der Kern ſelber, der ſehr ſchmackhaft iſt, liefert ein aromatiſches Oel, das die Bonis zur Bereitung ihrer Speiſen und zum Salben ihrer Haare gern verwenden. Nachdem der Indianer den Stein mit den Zähnen aufgebrochen hat, nimmt er die eine Hälfte der Schale in die linke Hand und durchbohrt ſie vermittels eines am obern Ende eines Stäbchens befeſtigten Fiſchzahnes, indem er das Stäbchen zu dieſem Zwecke mit der Rechten auf dem Oberſchenkel ſchnell hin- und herdreht. Die durchbohrten Schalenſtücke werden dann ſorgfältig mit einem aus pulveriſirten Topfſcherben und Waſſer gemiſchten Brei polirt und auf Schnüre gereiht. Die bei den Roucouyennes ebenfalls ſehr beliebte uayari- oder scherischeri-Halskette beſteht aus kleinen koniſchen Gliedern, die mit ihrer Baſis gegen einander aufgereiht ſind. Es ſind dies auch Stücke eines harten, eiförmigen Kernes, die auf einen zugeſpitzten Stab geſteckt und durch Reiben auf einer Steinplatte durchlocht werden; der untere Rand wird in derſelben Weiſe abgeſchliffen. Während die Baumwollfäden, aus denen die Frauen die Hängematten weben, von ihnen mit einer einfachen, aus einem harten Holzſtabe und einem runden Knochenſtück hergeſtellten Spindel geſponnen werden, liegt die Verfertigung der Schnüre für die Halsketten, ſowie aller ſonſt nöthigen Fäden und Schnüre den Männern ob. Die Fäden werden in der einfachſten Weiſe aus langen, ſtarkadrigen Blättern herausgerieben, die Herſtellung der Schnur aus denſelben erfordert aber eine bewundernswerthe Gewandtheit und Geſchicklichkeit. Der Arbeiter nimmt hierzu drei Fäden von gleicher Länge, legt ſie auf das linke Knie und rollt ſie mit der feſt aufgedrückten flachen Hand einmal den Schenkel hinauf, dann wieder zum Knie hinab; mit einer einzigen dieſer Bewegungen bringt er ein 12 cm langes Stück feſter Schnur zu Stande, durch Fortſetzung dieſer Manipulation aber verſchaffen ſie ſich Schnüre von über 30 m Länge, die, zu großen Knäueln aufgerollt, ein werthvoller Beſitz in dem Indianerhaushalte ſind.

Spinnende Frau.

Am 17. November in Caneapo, dem Dorfe des Tamuſchi Canea, angelangt, ſtieß Crevaux, der hier ſein Gefolge von Indianern neu rekrutiren wollte, auf viele Schwierigkeiten. Es fand ſich Niemand, der ihn den Fluß hinab begleiten wollte; dafür bemühten ſich alle, ihn durch Erzählungen von unpaſſirbaren Waſſerfällen, von ſchrecklichen Ungeheuern, die er dort antreffen würde, von der Weiterreiſe abzuhalten.

Ungeachtet deſſen aber ſetzte der Reiſende mit ſeiner bedeutend verminderten Mannſchaft am folgenden Tage die Fahrt fort; am 19. kam man an einen großen Waſſerfall, wo die Kanoes und das Gepäck an das Ufer gezogen und zu Lande vorbeigebracht werden mußten. Bald danach paſſirte man einen vom Fluſſe in öſtlicher Richtung abgehenden breiten Fußpfad, der nach dem Yari führte. In 2½ Tagen ſoll man auf ihm zu dem Dorfe Akiepi gelangen, von dem aus man zu Boot auf einem kleinen, in den Yary mündenden Waſſerlauf, dem Araqua, das am Yary gelegene Dorf Makuipi erreichen kann. Ganz zu Fuß zurückgelegt, dauert der Weg von Fluß zu Fluß 4½ Tag. Am 20. November kam man durch eine mehrere Kilometer lange Savanne, eine vereinzelte Lücke in dem ungeheuren Waldgebiete, das vier Fünftel des ſüdamerikaniſchen Kontinents bedeckt. Die Strömung des hier etwa 200 m breiten und 1 bis 1½ m tiefen Fluſſes war ungemein ſchwach, die zehnſtündige Fahrt durch die mit hohem, ausgedörrtem Graſe bedeckte Ebene im höchſten Grade monoton. Man vertrieb ſich die Zeit, ſo gut es gehen wollte, mit der Jagd auf kleine Schildkröten, die hier in großer Menge vorhanden waren, während ſie doch in dem Yary ganz gefehlt hatten. Auf den aus dem Waſſer ragenden Sandbänken gruben Crevaux' Leute nach Iguanen-Eiern, deren Vorhandenſein durch zahlloſe kleine Sandhaufen von der Größe unſerer Maulwurfshaufen angezeigt wurde. Der eigenthümliche Geſchmack der Indianer läßt ſie die ſchon angebrüteten Eier, in denen ſich ein noch nicht vollſtändig ausgebildetes Thier

**Mural.** (1) An artist's drawing or painting executed on the wall of a building, as distinguished from a picture painted on canvas and afterward attached to the wall. (2) Pertaining to the wall; as, a mural monument.

Mural monuments are those which are attached to the wall of a church, as distinguished from those which are placed on the floor.

**Mural Crown.** In Roman antiquity, a crown given to the soldier who first mounted the wall of a besieged city. It was made of gold, and was ornamented with battlements.

Mural Crown

**Mural Decoration.** Decoration executed on the wall of a building, as distinguished from decoration executed on canvas and afterward attached to the wall. Mural decoration is usually executed in fresco, but sometimes in oil, tempera, encaustic, or mosaic. Mural decoration is usually executed on the plaster of the wall, but sometimes on slabs of stone or marble, or on tiles. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the ceiling or on the floor. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a tent or of a ship. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a cave or of a rock. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a tomb or of a temple. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a palace or of a house. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a church or of a monastery. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a school or of a university. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a theatre or of a concert hall. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a museum or of a library. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a hospital or of a prison. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a factory or of a warehouse. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a railway station or of a bridge. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a fortress or of a castle. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a city or of a town. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a village or of a farm. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a garden or of a park. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a cemetery or of a monument. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a bridge or of a viaduct. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a tunnel or of a canal. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a dock or of a harbor. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a lighthouse or of a beacon. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a signal tower or of a watch tower. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a windmill or of a water mill. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a forge or of a smithy. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a brewery or of a distillery. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a tannery or of a dyeworks. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a paper mill or of a printing office. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a glass factory or of a pottery. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a brick kiln or of a lime kiln. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a coal mine or of a quarry. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a gold mine or of a silver mine. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a diamond mine or of a ruby mine. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a sapphire mine or of an emerald mine. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a pearl fishery or of a coral reef. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a whaling ship or of a fishing boat. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a merchant ship or of a man-of-war. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a steamship or of a sailing ship. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a balloon or of an airship. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a submarine or of a diving bell. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a life boat or of a life raft. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a fire engine or of a hose cart. Mural decoration is usually executed on the wall of a building, but sometimes on the wall of a hearse or of a funeral car

Lachen über ihre vergeblichen Versuche, bis es endlich den Geschicktesten gelang, sich in den Besitz der gewünschten Herrlichkeiten zu setzen. Ein längeres Kaschirigelage bildete den Abschluß der ganzen geräuschvollen Festlichkeit.

# Der Hohneck.

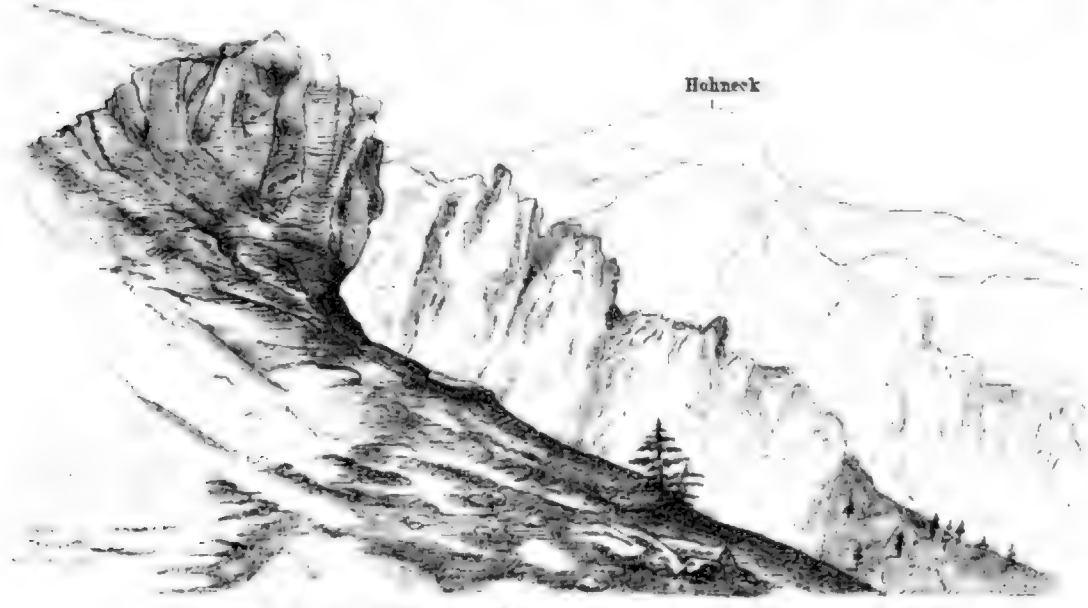
Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

## I.

### Ansicht und Aufstieg.

Wenn man die Vogesen südlich vom Weilerthal, die Granitvogesen, übersichtlich auf einer Karte oder dem schönen Relief von Bürgi betrachtet, so erhält man den Eindruck, als ob sie aus vier Hauptzügen beständen, welche von einem westlich gelegenen Hauptmassiv ausstrahlen. Nach Norden zu sind es die beiden Parallelzüge, welche zunächst die obere Meurthe, dann die Bechine, endlich die Leber umschließen, nach Süden die Gebirgsketten, deren eine mit dem Ballon d'Alsace endet, deren andere den Sulzer Belchen trägt. Diese vier Hauptlinien des Gebirges scheinen verknüpft in einem der merkwürdigsten Berge der Vogesen, dem gewaltigen Massiv des Hohneck (1366 m), dessen orographische Wichtigkeit schon aus dieser seiner eigenthümlichen Stellung hervorgeht und den genauer kennen zu lernen in jeder Weise von Interesse ist.

Zunächst freilich ist schwer von dem Berge, obwohl er

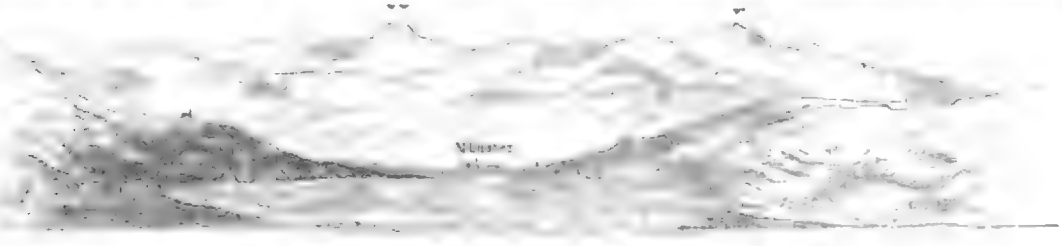



Hohneck von Südosten. (Nach einer Zeichnung von H. Hogard.)

der zweithöchste Gipfel des Gebirges ist, eine Gesammtansicht zu gewinnen; er tritt nirgend recht sichtbar hervor, eben weil er, in der Hauptkette selber gelegen, den Kamm derselben nicht allzuhoch überragt und rings von den anderen Gebirgstheilen umlagert ist. Nur nach Westen zu hebt er sich deutlicher ab; man sieht ihn als eine gewaltige Kuppel den Hochrücken überragen und, nach einer kurzen Einsenkung, nordwärts scheinbar fortgesetzt werden in dem mächtigen ungetheilten Zuge der Hautes Chaumes. Von der rheinischen Ebene sieht man ihn nirgend in bedeutenden Formen, auch vom gegenüberliegenden Schwarzwald gesehen tritt er nicht markirt hervor; am besten sieht man ihn von einzelnen Punkten der Vogesenkette selber.

Man kann zum Hohneck nur auf sehr interessanten Wegen gelangen, von Norden und Süden her über Gebirgspfade, von Westen und Osten auf bequemer Straße. Von Norden her über den kahlen, langen, breitgewölbten Rücken der Hautes Chaumes, der, orographisch und geognostisch die Fortsetzung des Hohnecksmassives, dennoch von demselben mannigfach abweicht, wie er auch räumlich von demselben durch eine mehrfach gegliederte, bewaldete Einsenkung getrennt ist. Ganz ähnlich ist der Weg von Süden her, etwa von Wildenstein aus über den Rheinkopf und den Kamm des Gebirges, nur daß hier die Aussicht freier, Wald fast gar nicht vorhanden ist und man die Kuppel des Hohneck länger und gewaltiger vor sich sieht. Von Westen her führt die Straße von den lothringischen Seen zur Schlucht, jener Senke zwischen dem Hohneck und der Hautes Chaumes, herauf und über dieselbe hin bis nach Münster. Besser gesagt, an demselben vorbei, denn „die Schlucht" ist eigentlich der jähe Einschnitt zwischen dem Massiv des Hohneck und dem der Hautes Chaumes, doch nennt man auch den Paß nach

Gerardmer hin, ſowie das Gaſthaus, welches dicht unter der Paßhöhe liegt, ebenſo. Dieſe Straße bildet auch den Oſtanſtieg. Sie iſt landſchaftlich ebenſo ſchön, als orographiſch intereſſant, und die allzugroßen Umwege, welche ſie macht, ſind durch bequeme Fußwege leicht abzuſchneiden. Steigen wir nun von Oſten her auf ihr zum Hohneck empor, ſo durchwandern wir zunächſt das wohlbebaute, hübſche Thal von Stoßweier, an deſſen Eingang rechts Hohrod, an und auf einem ziemlich hohen (850 m) Berge gelegen, einen auffallenden Anblick gewährt. Dieſer Berg gehört zu den Ausläufern der Hautes Chaumes, und auf ihnen, wie ſie ſich zum Hauptmaſſiv hin erheben, ſteigt auch die Straße in mächtigen Serpentinen zum Kamm des Hochgebirges auf. Sehr ſchön wird ſie in ihrem obern Theil. Hier führt ſie heran zu einer der merkwürdigſten und beachtenswertheſten Bildungen des Vogeſenkammes, zu den jähen Abſtürzen nämlich, welche derſelbe nach Oſten hin — nie aber nach Weſten, nach welcher Richtung er vielmehr breit, wie gewölbt, erſcheint — an verſchiedenen Stellen zeigt, und die als ſchroffe Felswände ſich z. B. am Weißen See, als ſehr jähe, aber doch grasbewachſene Gehänge ſich am Darenſee zeigen. Unſer Weg führt uns zu dem größten dieſer Felsabſtürze, zu dem ſogenannten Kruppen- oder Krappen- (d. h. Raben-) Fels, welcher 1255 m Höhe hat, während die Straße 338 m tiefer gelegen iſt. Hundert Meter hoch ragt etwa die Felſenmauer ſenkrecht aus den ſie umgebenden Wäldern auf, die über einer ſanft aufſteigenden Böſchung (Trümmerabfall, Verwitterungsbildung) ſich bis zu dem Felſen hinziehen. Von ihm aus wendet ſich die Straße um den Oſt- und Südabhang des Theiles der Hautes Chaumes, welcher den Krappenfels trägt, und der hier den Namen Altenberg führt, herum und ſteigt nun in gerader Linie rein weſtlich zum Schluchthôtel empor. Gewaltige Felsbildungen, mächtige Granitpfeiler, ſchroffe ſcharfe Granitgrate treten dicht an ſie heran, ja über ſie hin, denn durch einen dieſer Felsgrate, der jenſeits tief in den Abgrund der Schlucht hinabſpringt, iſt die Straße in einen Tunnel hindurch gelegt. Dieſer letzte Theil des Aufſtieges am Altenberg führt nun direkt an oder über der Schlucht ſelber hin und bietet eine der großartigſten Ausſichten, welche ein ſubalpines Gebirge überhaupt zeigen kann. Wir ſehen in einen jähen Abgrund unmittelbar vom Rand der Straße hinab, mit ſo ſteilen Böſchungen, daß ein direktes Hinabſteigen zwar möglich, aber keineswegs bequem oder ungefährlich wäre, über graues verwittertes, meiſt kahles, doch hier und da durch emporklimmende Fichtengruppen unterbrochenes Felſengeröll hin, zwiſchen dem einzelne jener Granitgrate in grotesker Bildung hinabragen bis zu dem aus den Fichten des Grundes hervorſchimmernden Fechtbette. Dieſe Fecht — ſie iſt nicht die Hauptquelle des gleichnamigen Fluſſes, vielmehr ent-



Rothenbacher Kopf. Hohneck.

Hohneck und Rothenbacher Kopf von der Flixburg (Oſtende des Münſterthales) geſehen. (Nach einer Zeichnung v. Hogard.)

ſpringt dieſe am Südfuße des Hohneckmaſſives, nur durch den Abfallrücken des Rothenbacher Kopfes von der Thur getrennt —, das Bett dieſer Fecht hat eine Höhe von 647 m; die Höhe des Altenbergs dicht über der Straße beträgt 1086 m, der Abſturz, in den wir hinabſehen, beträgt alſo 350 m, mehr als tauſend Fuß! Die gegenüberliegende Seite derſelben, welche minder ſteil aufſteigt, iſt reich bewaldet, meiſt ebenfalls mit herrlichen, dunkeln Weißtannen; und im Hintergrunde vor uns bildet die ſchroff aufſteigende Kammhöhe mit ihren hellgrünen Laubholzbäumen den Abſchluß, während deſſen etwas links über dieſe Buchenwälder der gelblich kahle Hohneckgipfel mächtig aufragt. Der Anblick iſt von unbeſchreiblicher Großheit. Vom Balkon des Gaſthauſes, welches wir im fortwährenden Genuß dieſer Ausſicht bald erreichen, überblickt man die Schlucht in ihrer Längenausdehnung; die kahlen ſteinigen Stellen, die dunkeln Tannen der Tiefe, die vorſpringenden und in einander eingreifenden Ausläufer der beiden Gebirgsmaſſen, zwiſchen denen die Fecht ſich hindurchwindet, ſind meiſt, wenigſtens in ihren tieferen Partien, in einen leichten blauen Duft gehüllt, während über dieſen ernſten Vordergrund ſich die hellerbeleuchteten Waldrücken des Münſterthales, die ſonnige Ebene, der blaue Zug des Schwarzwaldes auf das Herrlichſte darſtellen. Die Ausſicht iſt eine der ſchönſten, welche man in den Vogeſen haben kann — wenn nicht die großartigſte von allen.

Gleich vom Hofe des Hôtels aus kann man in den Wald emporſteigen, durch welchen der Pfad zum Gipfel des Hohneck führt. Einzelne köſtliche Ausſichtspunkte hat man auch hier, wenn man aus den Bäumen an den ſchroffen Rand vortritt, mit welchem auch hier die Kammhöhe oft ziemlich tief abſtürzt. Ueber dem Wald zu unſeren Füßen blühen mächtige Blüthenſtauden gleichſam frei in der Luft, die in den Spalten der ſenkrechten Felſen unten nur wurzeln; die großen Bergſchmetterlinge lieben dieſe ſonnigen ſchönen Stellen ganz beſonders. Der Wald ſelber iſt durch breite Sumpfſtrecken unterbrochen, nirgends ſehr hochſtämmig oder feſt geſchloſſen und nimmt nach oben zu immer mehr und mehr an Höhe ab, bis die letzten ſchon ganz niedrig-ſtrauchigen Buchen ziemlich weit unter dem Gipfel völlig aufhören. Das Hohneckmaſſiv zeigt in ſeiner ganzen Ausdehnung, bis zum Rheinkopf hin, die jähen Oſtabfälle, die zwar nicht als breite Felswände ſich abſenken, aus deren ſteilen Raſengehängen aber wiederum eine Reihe hochaufragender Granitgrate, die mit ihren einzelnen Zinken treppenartig abgeſtuft ſind, ins Thal abfallen. Ein ſolcher jäher Abſturz iſt z. B. gleich das Frankenthal, deſſen faſt kreisrunden Ausſchnitt wir umwandern müſſen, um den Hohneckgipfel ſelbſt zu erreichen.

Dieſer Gipfel gehört der Ballonbildung an, welche wir hier zuerſt kennen lernen und die ſich von allen den Bergen, die wir früher betrachteten, ſehr auffallend unterſcheidet. Wir haben eine gewaltige runde ganz gleichmäßig anſteigende Kuppe vor uns — nur nach Oſten zu iſt die Gleichmäßigkeit durch ſteilern Abfall unterbrochen —, die etwa 100 m

ſich über die nächſt liegenden Gipfel erhebt. Steigen wir bis zum höchſten Punkt, bis zur Triangulationspyramide hinan, ſo ſehen wir, wie allſeitig rund das mächtige Gewölbe abfällt, ohne eine Spur von tieferm Einſchnitt oder gar von Felſen- und Blockbildung; alles ringsher iſt gleichmäßig gewölbt und mit kurzem trockenen Gras, hier und da mit einigen kleinen Sumpfſtellen überdeckt. Ganz ähnlich, nur nicht kuppel-, ſondern rückenartig, iſt die Bildung der Hautes Chaumes, und ebenſo die des breiten Verbindungszuges, der vom Hohneck ſich bis zu dem gleich geſtalteten Rothenbach der franzöſiſchen, dem Rheinkopf der deutſchen Generalſtabskarte erſtreckt [1]). Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieſer Ballons iſt es ferner, daß ihre Gipfelhöhe im Verhältniß zur Kammhöhe des Gebirges eine nur geringe iſt; der Hohneck z. B. ragt über den Rücken der Hautes Chaumes nur etwa 60 m hoch empor.

Die Ausſicht, welcher dieſer höchſte Gipfel des Kammes bietet, iſt nun ſehr inſtruktiv. Nach Weſten ſieht man in die lebhaft bewegte, ſcheinbar unregelmäßige lothringiſche Gebirgswelt hinein, welche durch das dunkelblaue Longemer herrlich geſchmückt iſt; die Ausſicht auf Gerardmer iſt durch einen Höhenzug verdeckt, welcher vom Hohneck ſelbſt ausſtrahlt und eine Höhe von 1053 m erreicht. Nach Nordweſten iſt der Blick freier; er kann bis nach Deutſch-Lothringen ſchweifen. Im Südweſten ſchließen die Berge jenſeits Saulxures (über 900 m) und die Hochgipfel der Vogeſen ſelbſt die Ausſicht; es iſt lehrreich, wie ſich die Hauptkette des Gebirges durch die einzelnen Gipfel, Rheinkopf, Ventron, Felleringerkopf, Drumont [2]) u. a., bis zum Ballon d'Alſace hin deutlich markirt. Durch dieſe Höhen iſt zugleich die Ausſicht nach Süden zu geſchloſſen; ſie blicken theilweiſe über den mächtigen Bergzug herüber, den man von dem tief hineingelegten Thal der ſüdlichen Fechtquelle nach Oſten ziehen ſieht, und welcher den höchſten Gipfel der Vogeſen, den Sulzer Belchen, trägt. Dieſer letztere ragt neben dem kahlen Waſen (dem kleinen Belchen) nach Südoſten zu mächtig auf; an ihm vorbei ſchließen der Jurazug, oft auch die Alpen die Fernſicht ab.

Ganz beſonders intereſſant iſt der Blick nach Norden. Hier ſehen wir zunächſt über den Rücken der Hautes Chaumes hin (der in der Verkürzung ſelber wie ein mächtiger Ballon ausſieht), alſo völlig in der Achſe des Gebirges, die Dononhörner in blauer Ferne, wie ſie Elie de Beaumont von hier aus zeichnete; hinter ihnen, in Blau verſchwimmend, die Nordvogeſen. Nach Nordoſten zu ragt der Brezouard auf, liegen die übrigen Vogeſenberge; den Gebirgstheil nordwärts vom Münſterthal ſieht man natürlich beſonders klar. Hier iſt nun von größtem Intereſſe die Deutlichkeit, mit welcher ſich die Sandſteinmaſſen einiger Berge ſchon durch ihre Form als etwas dem übrigen Geſtein Fremdartiges, zugleich aber als etwas deckenartig Aufgelagertes abſcheiden und kenntlich machen. So der lange Rücken des Kühberges; der kürzere, aber ebenfalls flache Hohnack; ſo in größerer Ferne der ſcheinbar abgeplattete Thännichel. Auch einzelne jener ſpitzigen Sandſtein-Mamelons läßt die Ausſicht entdecken, ſie ſind aber zu unbedeutend, um beſonders charakteriſtiſch hervorzutreten. Dagegen zeigen ſich im Süden die Ballons in ſehr origineller Geſtalt mit ihren runden kahlen Köpfen, ihrer geringen Schartung, ihrer gewaltigen Höhe. So kann man wohl ſagen, daß der Blick vom Hohneck die orographiſchen Eigenthümlichkeiten der Vogeſen alle auf einmal zeigt.

Nach Oſten zu ſchließt, über die röthliche Ebene hin, der Schwarzwald die Ausſicht; die grünbewaldeten Vogeſenberge, welche wir in dieſer Richtung gerade vor uns erblicken, ſind die einzigen Ausläufer, welche der Hohneck nach Oſten zu, aber nicht ſehr weit, erſtreckt; ſie tragen zunächſt das kahle Haupt eines gewaltigen Berges von 1263 m auf, welcher aus dem Schäferthal unmittelbar vor dem Hohneck anſteigt und von den Sennen der Nachbarthäler der „nächſte Bühl“ genannt wird, dann den 995 m hohen Rücken, welcher den Hof Gaſchnei trägt und ziemlich raſch zum Sattelberg (782 m) abfällt, deſſen Abhänge ſchon vor Münſter enden. Außerordentlich ſchön aber iſt nach dieſer Himmelsgegend der Blick auf den Hohneck ſelber. Hier ſehen wir in die ſchroffen Thäler der Oſtſeite hinab, deren keines einen herrlichern Anblick als das Wormſpel- oder Wormſathal gewährt. Denn daſſelbe iſt abgeſchloſſen durch einen jener kühnen Granitgrate, welcher hier eine Menge einzelner ſchroffer Felſengipfel bildet, die, anfangs kahl und dicht aufeinander folgend, in größerer Tiefe aus herrlichem Laubwald vereinzelt über einander aufragen, die ſogenannten Spitzköpfe, die durch ihren Pflanzenreichthum beſonders berühmt ſind. Jenſeits derſelben folgen noch mehrere ſolcher engen Thäler, die ſich ebenfalls zwiſchen ſchroffen Felſengraten hinabſenken und den unmittelbaren Ausblick nach Südoſten ganz beſonders ſchön und intereſſant machen.

[1]) In der Description géol. et minéralog. du départ. du Haut-Rhin par J. Delbos et J. Koechlin-Schlumberger, Mulh. 1866, heißt es 1, 170: La cime qui, dans la pays, est connue sur le nom de Rheinkopf, est sur le faite même de la grande chaine et sur la limite du départment; elle porte sur la carte le nom de Rothenbach . . . Le Rothaback comprend deux cimes, sur l'une desquelles a été établi un signal (1319 m); celle-ci porte à tort le nom de Rheinkopf; c'est le Vordere Rothaback. La 2me est plus rapprochée de Herrenberg (1260 m), c'est le Hintere Rothaback. Der Fehler ſcheint auf die franzöſiſche Generalſtabskarte (von ihr wieder auf verſchiedene andere) übergegangen zu ſein von der nie genug zu bewundernden Caſſini'ſchen Karte, auf deren 144. Blatt der Name Rothabak für den Berg zuerſt von allen mir bekannten Karten des Elſaß erſcheint, aber fälſchlich an der Stelle des Rheinkopfs. Die deutſche Generalſtabskarte hat zwar dieſen Fehler vermieden, ganz genügend iſt ſie aber für dieſe ſo wichtige Gegend auch nicht. G. de l'Isle's Karte 1745 hat nur den Hof Rothenbach, den Berg bezeichnet er gar nicht.

[2]) Auch hier ſei beiläufig auf einen Fehler faſt aller Karten, deutſcher wie franzöſiſcher, aufmerkſam gemacht. Sie geben im Hauptkamm der Vogeſen den Krazen, le Gresſon an. Allein derſelbe gehört nicht dem Hauptrücken an, er iſt vielmehr die Erhebung der kleinen öſtlich verlaufenden Seitenkette zwiſchen dem Thal des Neuweiherſees und dem des Sonnenſees. Die franzöſiſche Generalſtabskarte (Blatt 100, Luxe) ſetzt den Namen le Gresſon irrig nördlich vom Sternenſee, an den Anfang des Seitenzuges, der den Reinbacher Kopf und weiter öſtlich den Roßberg trägt; doch hat ſie ihn auch als Gresſon le moyen an der richtigen Stelle. Delbos und Köchlin-Schlumberger (a. a. O. 1, 65) nennen den Seitenzug nördlich vom Neuweiherſee Gresſon, während der Name dem Zuge ſüdlich von dieſem See zukommt. H. Kiepert giebt den Namen Gresſon, irregeführt durch die franzöſiſche Generalſtabskarte, als Synonym des Rothen Waſen, der im Hauptkamm etwas nördlich von der Abweigungsſtelle des Roßbergzuges liegt. Die deutſche Generalſtabskarte hat allein das Richtige, diejenige Vertheilung der Namen, welche bei ſämmtlichen Bewohnern der Oſtſeite des Gebirges, die alle Deutſche ſind, die allein bekannte iſt, wonach der Name Krazen jenem erwähnten Seitenzuge zukommt. Der 1294 m hohe Gipfel ſüdlich vom Rothen Waſen, über dem Sternenſee, den manche deutſche Karten (Kiepert, Algermiſſen, auch die franzöſiſche Generalſtabskarte) als Gresſon bezeichnen, heißt das obere Bars. Auch dieſe Verwirrung geht aus von einem genialen Irrthum der Caſſini'ſchen Karte. Sie ſetzt die Erhebung vom Ballon d'Alſace bis zum Roßberg als ſelbſtändiges Gebirgsglied, den Zug bis zum Drumontſtock, alſo bis zum Col de Buſſang, als Auslaufskette dieſes Gebirgsgliedes und giebt der ganzen Erhebung deſſelben von da an, wo ſich der wirkliche Krazen oder Gresſon abzweigt, den Namen le Gresſon.

# Völkerverhältniſſe in Kleinaſien und Armenien.

Der Rev. Henry Fanſhawe Tozer, ein in der klaſſiſchen und orientaliſchen Geographie wohl bewanderter und viel gereiſter Mann, unternahm im Sommer 1879 eine Reiſe durch das öſtliche Kleinaſien und Türkiſch-Armenien, deren Hauptſtationen Samſun, Amaſia, Juzgat, Kaiſarieh, Siwas, Charput, Palu, Bitlis, Wan, Erzerum, Baiburt und Trapezunt waren. Die Beſteigung des Argäus, welche er dabei ausführte, haben wir früher bereits (ſ. „Globus“ 36, S. 222) erwähnt. Sein unlängſt erſchienenes Reiſewerk „Turkish Armenia and Eastern Asia Minor“ (London 1881) läßt erkennen, daß der Autor in Geſchichte und Archäologie wohl bewandert iſt und die einſchlagende Literatur kennt, wenn er auch nicht gerade viel Neues vorzubringen hat. Von großem Intereſſe jedoch ſind ſeine gelegentlichen Schilderungen der Zuſtände des Landes, das unter Krieg und Hungersnoth letzthin ſo ſchwer gelitten hat, und der Verhältniſſe, wie ſie zwiſchen den verſchiedenen Religionsgenoſſenſchaften und Nationalitäten beſtehen und ſich mehr und mehr verſchärfen. Da es nun jetzt ſelbſt ſolchen, die der Sache ferner ſtehen, immer klarer wird, daß jene Länder bald wieder eine vielleicht nur paſſive, vielleicht aber auch theilweiſe eine aktive Rolle in der Geſchichte ſpielen werden, ſo wird es nicht unerſprießlich ſein, das Hauptſächlichſte von Tozer's betreffenden Mittheilungen auszugsweiſe hier wiederzugeben, zumal der Engländer ein verſtändiger, guter Beobachter iſt, an Beobachtern überhaupt aber in der Aſiatiſchen Türkei in letzter Zeit nicht gerade Ueberfluß war — wenigſtens an ſolchen, die von ihren Beobachtungen auch etwas veröffentlichten.

In Amaſia hatte Tozer Gelegenheit, vom dortigen deutſchen Konſul Krug und deſſen Bruder Erkundigungen über die zwiſchen Samſun und Amaſia wohnende Bevölkerung einzuziehen, in welcher er Chriſten und Mohammedaner nicht hatte unterſcheiden können. Er erfuhr nun, daß beide ſich völlig gleich kleideten und den Turban trugen, nur daß gewiſſe bedeutungsvolle Farben wie Grün und Weiß den Chriſten verboten ſind. Die Türken haben außerdem im Allgemeinen vollere, rundere Geſichter, die Chriſten magerere. Letztere ſind Griechen, d. h. Mitglieder der griechiſchen Kirche, obwohl ſie Türkiſch ſprechen. Armenier giebt es in dieſem Gebiete nur wenig. Die Griechen tragen ebenſo wie die Türken Waffen und ſind wenn möglich die ſtolzeren. Auf Tozer's Bemerkung, daß er in den Dörfern keine Kirchen geſehen habe, antwortete Konſul Krug, daß ſolche wohl vorhanden, aber ſehr unanſehnliche Gebäude wären, da noch vor fünf Jahren der Bau einer ſtattlichen Kirche ſofort Verfolgungen hervorgerufen hätte; jetzt freilich lägen die Dinge ganz anders. Daß der Boden fruchtbar und die Ernten gut ſind, beſtätigte der Konſul; zur Zeit der großen Hungersnoth (1874) hatte das Volk, namentlich in der Gegend von Jüzgat, ſchwer zu leiden, aber die Folgen derſelben ſind nun vorüber. Gerechtigkeitspflege iſt hier natürlich auch käuflich, aber da der, welcher am meiſten bietet, gewinnt und die Chriſten auch die reicheren ſind, ſo ſtehen ihre Chancen in dieſer Hinſicht beſſer; denn die Türken gehen überall zurück und dadurch wird hier die Gleichſtellung der Racen mehr und mehr zur Wahrheit. Von der Regierung ſprach Tozer's Gewährsmann in Ausdrücken ſtrenger Verurtheilung. Die Steuern ſind drückend, die Paſchas gewöhnlich beſtechlich; obendrein wechſeln ſie beſtändig, zuweilen dreimal in einem Jahre, da ſie ihre Stellen vom Großvezier erkaufen. Einmal kam ein Menſch als Paſcha nach Amaſia, einem der wichtigſten Sandſchaks im Reiche, der weder ſchreiben noch leſen konnte und ſeine Stelle nur höfiſcher Gunſt verdankte. Die geſammte Bevölkerung war damals der Regierung ſo überdrüſſig, daß alle, die Türken nicht ausgenommen, jede europäiſche Macht, welche einſchreiten wollte, mit Freuden begrüßen würden. Beſonders für Rußland hegte man Neigung, hauptſächlich wegen der guten Behandlung, welche die türkiſchen Gefangenen während des letzten Krieges dort erfahren haben. „Einen Theil dieſer Mittheilungen — ſagt Tozer — hatten wir ſpäter in gewiſſem Grade zu berichtigen, und die Lage des Volks war beſtimmt in zu günſtigen Farben gemalt; andererſeits aber hatten wir ſelbſt Gelegenheit, manche der überraſchendſten Behauptungen beſtätigt zu finden.“

In einem Dorfe unweit Juzgat ſah Tozer (S. 89 ff.) die erſten Spuren der großen Hungersnoth: von 110 bewohnten Häuſern waren 30 ausgeſtorben und verfallen. Das Elend begann mit einer ſchlechten Ernte im Jahre 1873 in Folge von Trockenheit. Im November und December folgte ſintflutartiger Regen und im Januar und Februar ein ganz gewaltiger Schneefall, von welchem Tozer nachmals öfters zu hören bekam. Die Städte litten damals ſchwer, am ſchwerſten aber die Dörfer, deren Einwohner durch den Schnee von einander und von den Städten abgeſchnitten waren und nach Verbrauch des Saatkorns einfach verhungern mußten. Selbſt als Thauwetter eintrat, änderte ſich dieſer Zuſtand nicht, da die angeſchwollenen Ströme und der Mangel an Brücken jeden Verkehr im Innern des Landes und mit der Küſte unterbrachen. Erſt im Monat April fing man in Konſtantinopel an, die Lage der Dinge in Kleinaſien zu ahnen, und ſann auf Hilfe, zuerſt in privaten Kreiſen, dann auch Seitens der Regierung. Man ſchätzt den Verluſt an Menſchenleben während des Winters auf 150000; dazu kamen an 100000 Stück Großvieh um und die Zahl der Schafe und Ziegen verringerte ſich um 60 Procent. Die folgende Ernte war zwar gut; aber da es an Saatgetreide und Vieh mangelte und die Menſchen entkräftet waren, ſo dauerten Noth und Krankheit auch noch den nächſten Winter hindurch: im Ganzen mag eine Viertel Million Menſchen in dieſer Zeit zu Grunde gegangen ſein.

Unter den Gründen dieſer Erſcheinung, daß ein früher ſo leiſtungsfähiges Land durch eine einzige ſchlechte Ernte und einen böſen Winter in ſolche Noth verſetzt wurde, ſteht obenan die Art der Verwaltung, durch welche ſeit den letzten ſechszig Jahren das Land mehr und mehr verarmt iſt. Die lokalen, halb unabhängigen Dere-beis der frühern Zeit waren zwar oft unbotmäßige Vaſallen und räuberiſche Herren, hatten aber doch ein Intereſſe am Gedeihen ihrer Unterthanen, und mancher Induſtriezweig blühte unter ihrer Herrſchaft. Als dann Sultan Mahmud ſeine Reformen durchführte, die Staatsgewalt centraliſirte und jene Häuptlinge beſeitigte, kehrte man ſich nicht mehr an jene lokalen Intereſſen und ſchädigte ſie ſchwer durch unregelmäßige Beſteuerung. In Folge der Handelsverträge mit fremden Ländern wurden dann von dort ſchlechtere, aber billigere Waaren

eingeführt und die heimiſchen Induſtrien faſt vernichtet. Ebenſo wurde der Ackerbau geſchädigt, indem die ohnehin hohen Steuern durch die Art ihrer Eintreibung doppelt ſchwer ſich fühlbar machten, und die Laſten, welche früher die Induſtrie getragen hatte, nun gleichfalls auf die Landwirthſchaft gelegt wurden. Die Bauern waren zuletzt gezwungen, von Wucherern zu borgen, und begnügen ſich jetzt damit, nur das für ihren eigenen Bedarf Nothwendige zu erzeugen. Ein zweiter Grund war der, daß die türkiſche Regierung anfänglich für alle Nothſchreie und Warnungen nur taube Ohren hatte, und daß ſie es ihren Beamten gegenüber nicht hat durchſetzen können, daß die von der Noth betroffenen Gegenden von der Steuerleiſtung ganz oder auch nur theilweiſe befreit blieben. Ein Beiſpiel davon für viele: im mohammedaniſchen Dorfe Hamma (zwiſchen Kaiſarieh und Siwas) klagten dem Reiſenden (S. 171) zwei ältere Frauen mit Thränen in den Augen, daß 60 Männer aus dem Orte in den ruſſiſchen Krieg gezogen, aber kein einziger zurückgekehrt ſei, und trotzdem würden die Steuern von denſelben verlangt! Im Dorfe Nurſchin nördlich von Bitlis genoß Tozer (S. 290 f.) die Gaſtfreundſchaft eines alten, braven Türken, Hamed Aga, der voller Loyalität gegen den Sultan war, aber die Beſtechlichkeit und Nichtswürdigkeit der Lokalbeamten ſchwer empfand. Zwei ſeiner Söhne waren im Kriege gefallen und zwei andere noch nicht zurückgekehrt; aber weder darüber noch über die ſchweren Steuern beklagte er ſich, wohl aber darüber, daß dieſelben in den Taſchen der Kaimakams und anderer Beamten hängen blieben. Ebenſo empörte ihn die ſchlechte Handhabung der Juſtiz; unlängſt hatte er die Gefangenſetzung mehrerer Räuber erwirkt, allein gegen Zahlung von 1 Medſchidie (= 3,50 M.) pro Kopf hatte der Mudir dieſelben wieder laufen laſſen, und Hamed Aga's Beſchwerde darüber beim Paſcha von Muſch war gar nicht berückſichtigt worden. Eine andere Beſchwerde richtete ſich gegen die Handhabung des Tabakmonopols. In der Umgegend von Nurſchin und Muſch hat der Anbau des Krautes in der letzten Zeit bedeutend abgenommen, in Folge höherer Beſteuerung und auch weil die altgewohnte Pfeife mehr und mehr durch die Cigarette verdrängt wird. Dadurch nahm der Verbrauch ab, und weil es verboten iſt, den Tabak an Ort und Stelle zu verarbeiten und zu verkaufen, fand man es nicht mehr der Mühe für werth, ihn fern von den großen Centren zu bauen. In Wahrheit hat dabei der Konſument mehr zu leiden gehabt, als der Producent; denn da der fertige Tabak nur in beſtimmten Städten verkauft werden darf und nur in kleinen Packeten in den Verkehr gelangt, ſo iſt er gewöhnlich trocken und pulverig und weit verſchieden von dem, was man früher zu rauchen gewohnt war. Die Unzufriedenheit darüber macht ſich in allen aſiatiſchen Provinzen durchweg fühlbar.

Nun zu einem andern Thema, den Armeniern, zunächſt in ihrem Verhältniſſe zu den Türken. Tozer glaubt (S. 97), daß ihm nie ein ſo neugieriges Volk begegnet iſt, wie dieſes, und er iſt faſt geneigt, Neugier für ihre hervorſtechendſte Charaktereigenſchaft zu halten. Das hat ſeine zwei Seiten. Dem Reiſenden iſt das neugierige Fragen natürlich läſtig, und die Sache wird dadurch nicht ganz erklärt, wenn ſie ſelbſt ſagen, es zeuge von Mißachtung gegen einen von weit her gereiſten Fremden, wenn man für ihn und ſeine Angelegenheiten kein Intereſſe zur Schau trüge. Indeſſen enthält, als eine Seite des Nationalcharakters betrachtet, die Neugier ein hoffnungsvolles Element; denn das Intereſſe an Dingen und der Wunſch nach Erkenntniß ſind Eigenſchaften, welche einem fortſchreitenden Volke zukommen. Beſonders tritt das hervor gegenüber der höflichen Gleichgiltigkeit der Türken, die ebenfalls ihre zwei Seiten hat. An ſich iſt dieſelbe angenehm und bildet ein bedeutendes Element der orientaliſchen Höflichkeit, zugleich aber hängt ſie enge mit dem Gefühle des Stolzes und der Ueberlegenheit zuſammen, welches man allgemein unter mohammedaniſchen Völkern findet. Auch iſt ſie eine Folge der geiſtigen Apathie, die es ablehnt, irgend etwas Neues ſich zu aſſimiliren. Dieſen Gegenſatz kann man vielleicht als ſymptomatiſch für die gegenwärtige Lage beider Völker betrachten: das eine iſt unentwickelt, ſchreitet aber fort, während das andere Spuren einer überlieferten Kultur beſitzt, in Ideen aber auf demſelben Flecke ſtehen bleibt und an Wohlſtand abnimmt. Natürlich gilt das nur im Allgemeinen und erleidet im Beſondern Ausnahmen.

In Siwas nahm Tozer Gelegenheit, im Geſpräche mit den dort anſäſſigen amerikaniſchen Miſſionären Perry und Hubbard, die Land und Leute vortrefflich kennen, weitere Nachrichten über die Beziehungen zwiſchen Chriſten und Mohammedanern einzuziehen. Tozer glaubte nämlich dort, im obern Thale des Kyzyl Irmak, bemerkt zu haben, daß die Anhänger der beiden Religionen in den Dörfern ziemlich gleichgeſtellt waren und in freundlicher Weiſe mit einander verkehrten, was Mr. Perry jedoch verneinte. Im gegenſeitigen Verkehr zeigen beide Theile viel äußerliche Höflichkeit; trotzdem aber beſteht zwiſchen ihnen eine tief wurzelnde Entfremdung. Die Mohammedaner betrachten ſich als herrſchende Klaſſe und laſſen das die Chriſten fühlen; und das gilt gleichermaßen für das Land wie für die Städte. Ueberall gilt es als ausgemacht, daß eine Bitte Seitens eines Mitgliedes der herrſchenden Race einem Befehle gleichkommt. Auf Tozer's Frage, ob nicht die Chriſten in denjenigen Gebieten, wo ſie Waffen tragen, genügend Sicherheit hätten, erfolgte eine verneinende Antwort; denn ſie wagen von ihren Waffen gegen Mohammedaner keinen Gebrauch zu machen, weil, wenn ein ſolcher getödtet wird, die Gerichte ſicherlich gegen den Chriſten entſcheiden, und im entgegengeſetzten Falle die Mohammedaner ſtets freigeſprochen werden. Dies wurde dem Reiſenden ſpäter in Erzerum beſtätigt; man hatte dort in einem chriſtlichen Dorfe einen Mohammedaner todt gefunden und deswegen auf bloßen Verdacht die vierzehn angeſehenſten Männer feſtgenommen, was nie geſchehen wäre, wenn es ſich um einen todten Chriſten gehandelt hätte. Die Zeit des Krieges war für die Chriſten eine Periode großer Drangſal, weil die ausgehobenen Soldaten Streifzüge gegen ihre Dörfer zu unternehmen pflegten, Geld erpreßten und die Mädchen für ſich verlangten. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte ein armeniſcher Proteſtant, ein Mitglied von Mr. Perry's Kongregation, in der Verzweiflung über die Inſulten, welche ein weibliches Mitglied ſeiner Familie auszuſtehen hatte, ſein Meſſer gezogen und einen Soldaten erſtochen. Dafür war er zu 15 Jahren Gefängniß verurtheilt worden und ſtarb nun im Kerker dahin, indem die türkiſchen Beamten allen Verſuchen der Miſſionäre, ihn zu erlöſen, Ausflüchte und Verzögerungen, in denen ſie ja Meiſter ſind, entgegenſetzten.

Kleinaſien iſt zweifellos ein Land, das einer großen Entwickelung fähig iſt. Noch heutigen Tages producirt es viel Getreide, und dabei ließe ſich das Ackerland an Ausdehnung leicht vervierfachen. Da nun die gegenwärtige Bevölkerung gering iſt im Verhältniß zum Areal, ſo laſſen ſich ihre Bedürfniſſe an Nahrung verhältnißmäßig leicht befriedigen. Ebenſo ſind die Schafherden und die Angoraziegen ſehr werthvoll und könnten eine Quelle des Wohlſtandes werden. Der Mineralreichthum des Landes iſt gewiß nicht klein, wird aber jetzt faſt nirgends gehörig ausgebeutet. Auch die Bevölkerung iſt kein Hinderniß für den Fortſchritt;

denn Chriſten ſowohl wie Mohammedaner ſind von kräftiger Race, und den Armeniern fehlt es an Geſchicklichkeit gewiß nicht. Trotzdem iſt die jetzige Lage des Landes eine bedauernswerthe. Zunächſt iſt daran die Hungersnoth ſchuld; doch hätte ſich in den ſeither verſtrichenen fünf Jahren das Land davon erholen können, wenn es nicht unter den ungünſtigſten Bedingungen zu laboriren hätte. Vorräthe waren, wie geſagt, nicht vorhanden und die Steuern drückten doppelt ſchwer, beſonders der in natura erhobene Zehnte vom Getreide und die Steuer auf Ziegen und Schafe ($2^1/_2$ Piaſter pro Stück). Bei Chriſten kommt zwar noch die Kopfſteuer dazu; aber trotzdem befinden ſich dieſelben noch in beſſerer Lage, als die Mohammedaner, weil die männliche Bevölkerung der letzteren durch den Krieg decimirt wurde. In Folge deſſen herrſcht allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung in Stambul; denn das Volk fühlt, daß die Regierenden ihm nur Geld und Rekruten fortnehmen, ohne ſich um lokale Verbeſſerungen zu kümmern. Marodeure ziehen plündernd im Lande herum und der Staatsbankerott lähmt den Handel.

Solche Maßregel wie die Abſchaffung der Kupfermünze, welche, trotzdem die Stücke wunderbar gut waren, an einem Tage und ohne vorherige Ankündigung in den Provinzen aufhörte, geſetzliches Zahlungsmittel zu ſein, war ein derartiger Betrug der geſammten Bevölkerung, daß man daraus ſich jedwede Höhe des Mißtrauens und Unwillens erklären kann. Nichts aber wird ſchwerer empfunden, als die Käuflichkeit der Juſtiz. Dieſe Klage war auf Aller Lippen; das Gefühl, daß kein Fall, und wäre er auch noch ſo geringfügig, ohne Beſtechung entſchieden werden kann, und daß die Regierungsbeamten dabei ſich mäſten, brannte auf Aller Herzen. In der einen Anſicht, daß das gegenwärtige Regime unerträglich iſt, waren ſie alle, Mohammedaner und Chriſten, Eingeborene und fremde Reſidenten, einig. Jeder ſuchte nach einer Macht, welche die Pforte erſetzen könnte. Aber ſchon die bloße Frage, welche das ſein ſoll, zeigt, wie nahezu hoffnungslos die Lage iſt. Fremde Konſuln können bei aller Energie und Geſchicklichkeit das Uebel nur wenig beſſern, wenn ſie nur das Recht haben zu proteſtiren und bei der Centralſtelle Vorſtellungen zu machen. Eine einheimiſche Regierung iſt unmöglich, da der Gegenſatz der Religionen zu ſtark iſt, als daß das Volk von ſelbſt einmüthig zuſammen wirkt; die Eiferſucht der anderen Nationen hält jeden europäiſchen Staat vom Eingreifen zurück, und ſelbſt der Gedanke, durch Einverſtändniß aller Großmächte einen unabhängigen Staat unter einem kräftigen Herrſcher ins Leben zu rufen, ſcheint außerhalb der Sphäre praktiſcher Politik zu liegen. Zudem macht es das große numeriſche Uebergewicht der Mohammedaner wahrſcheinlich, daß, ſo lange ein osmaniſches Reich beſteht, Kleinaſien demſelben direkt unterthan ſein wird. Doch iſt es wahrſcheinlich, wenn nicht die Verkleinerung des Staatsgebietes die Pforte zu einer vollſtändigen Umwälzung in ihrer Regierungsweiſe zwingt, daß die Lage des Landes ſich immer mehr verſchlechtert. Im Leben eines Volkes giebt es keine jämmerlichere Periode — wie die letzten Jahrhunderte der byzantiniſchen Geſchichte zur Genüge beweiſen — als die eines ſich hinſchleppenden Todeskampfes eines ſinkenden Reiches. Das Beſte, was noch zu hoffen iſt, beſteht in einer theilweiſen Entwickelung lokaler Selbſtverwaltung, welche dafür ſorgt, daß ein Theil der Steuererträge für das Land ſelbſt verwendet wird. Auf eine Reform in ausgedehnterem Maßſtabe iſt jedoch ſchwerlich noch irgend welche Ausſicht vorhanden.

Wir kommen ſchließlich zu dem Verhältniſſe zwiſchen Armeniern und Kurden, dem ſchlechteſten von allen. In Charput z. B., wie vielfach in jenen Grenzgebieten zwiſchen Armenien und Kurdiſtan, bebauen die Chriſten die Ebenen und tieferliegenden Strecken, während die Kurden in den Bergen hauſen. Letztere haben lange Zeit eine Art Oberherrſchaft über die benachbarten Armenier ausgeübt, indem die kurdiſchen Häuptlinge von ihnen Tribut erhoben, jeder von einer beſtimmten Anzahl Dörfer; natürlich bezahlten die Armenier außerdem an die türkiſche Regierung den Charadſch und die ſonſtigen Steuern. Neuerdings aber hat ſich dies Verhältniß noch verſchlechtert; denn während früher nur die Häuptlinge ſolche Forderungen erhoben, thun ihre Söhne und Verwandten ein Gleiches, ſeitdem in Folge des Krieges ſolche Verwirrung im Lande eingeriſſen iſt. Und dieſes Fordern nimmt zuweilen die Form einer Plünderung an, wie z. B. die Kurden in dem einen Dorfe alle männlichen Bewohner feſſelten und ihre Teppiche und ſonſtiges Eigenthum wegſchleppten. Die Frauen jedoch werden meiſt nicht mißhandelt; in dieſer Hinſicht benehmen ſich die Kurden beſſer als die Türken. Wiederholt wurde übrigens Tozer von Armeniern gebeten, ſeinen Landsleuten mitzutheilen, daß ihre ganze Hoffnung jetzt auf England beruhe.

Ihren Höhepunkt erreicht in Armenien die Mißwirthſchaft und Unterdrückung im Bezirke von Muſch, wo zur Zeit von Tozer's Reiſe (1879) und kurz vorher die Kurden von den Bergen herabzukommen, die Ernten zu verbrennen und die Einwohner der Ebene auszurauben und zu morden pflegten. Alles, was die Regierung dagegen thut, iſt, daß ſie ab und zu einen Mann gefangen nehmen und auf ein Jahr in Erzerum einſperren läßt. Zudem fürchten die Armenier ſich vor den türkiſchen Soldaten faſt mehr als vor den Kurden, da erſtere ſich an den Weibern vergreifen. Was aber ſchlimmer iſt, als das, iſt, daß ſich die nomadiſchen Kurden zur Winterszeit in den armeniſchen Dörfern der Ebene einquartieren und ſich und ihr Vieh von den Chriſten füttern laſſen, ohne dafür das Geringſte zu bezahlen. Tozer wußte, daß dieſe Unſitte früher beſtanden hatte, war aber überraſcht, dieſelbe noch in Uebung zu finden. Dadurch erklärte ſich auch, was ihm bei ſeinem Ritt durch die Ebene als eine Anomalie aufgefallen war: daß die Dörfer reichlich mit Heu, Korn und Tezek (Miſt zum Brennen) verſehen waren und trotzdem ihre Inſaſſen ärmlich und die Kinder halbnackt erſchienen. Denn weder der Reichthum des Bodens noch der Fleiß des Volkes kann die Noth fernhalten, wenn ihm ſolche Paraſiten während der einen ganzen Hälfte des Jahres zu Halſe liegen.

Im Sommer 1879 wurde ein engliſches Blaubuch (Turkey Nro. 10) veröffentlicht unter dem Titel „Korreſpondenz betreffend die Lage der Bevölkerung in Kleinaſien und Syrien“, welches hauptſächlich Konſularberichte über dieſe Länder enthielt. Dort ſchreibt Major Trotter an Lord Salisbury (S. 15): „Es iſt nutzlos, in Einzelheiten der 1001 Arten einzugehen, auf welche die Beis die Chriſten ihrer Dörfer bedrücken können und es auch wirklich thun: Frohnarbeiten und ſchwere, ungeſetzliche Erpreſſungen mancherlei Art, in Geld und Produkten, verächtliche und beleidigende Sprache, oft in Begleitung von Schlägen gegen die Männer und all zu oft unter Schändung der Frauenehre (letzteres iſt wohl übertrieben; ſiehe oben). Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, wo es keine Geſetze giebt, wo die Feudalherren faſt abſolute Gewalt über ein Volk haben, das ſie gleichzeitig haſſen und verachten, der Zuſtand der untergebenen Race ein wahrhaft elender iſt.“ Ueber denſelben Punkt richtete Sir A. H. Layard eine „Note Verbale“ an die Pforte, worin er ſagt (S. 106 f.): „Der Botſchafter J. Maj. wünſcht der Hohen Pforte einen Bericht über die Unterdrückungen und Schandthaten zu unterbreiten, denen die Armenier des Dorfes Ognoa im

Diſtrikte Gönig in Kurdiſtan Seitens der kurdiſchen Häuptlinge ausgeſetzt ſind ... Der Zuſtand der Dinge, wie er in dieſem Dorfe herrſcht, ſcheint leider in einem großen Theil des öſtlichen Anatolien, welcher unter dem Namen Kurdiſtan begriffen wird, verbreitet zu ſein.“ Mit Bezug auf die Zaptiehs (Gendarmen) ſchreibt Major Trotter (S. 28 f.): „Ew. Excellenz iſt wohl bekannt, daß der monatliche Sold eines Zaptieh neben ſeiner Brodration in 70 Piaſter beſteht, welche, wenn überhaupt, in Kaime bezahlt werden, d. h. nach dem jetzigen Kourſe circa 3 Mark monatlich. Geſetzt ſelbſt, daß dieſelben regelmäßig bezahlt werden, was nicht der Fall iſt, wie kann ein Mann mit ſolcher elenden Kleinigkeit leben und ſeine Familie erhalten? ... Allgemein wird geglaubt, daß ſie, um nur leben zu können, faſt von jedem Raube, der vorkommt, ihren Theil erhalten, wenn ſie nicht vielfach ſelbſt die eigentlichen Verbrecher ſind.“

Ueber die Tſcherkeſſen in Kleinaſien ſchreibt Oberſt Wilſon (S. 126): „Als die Tſcherkeſſen in das Land kamen, beſaßen ſie nichts als ihre Waffen; heute hat jeder von ihnen ein Pferd, manche auch zwei oder drei. Sie bekommen einen Unterhalt, welcher durch eine Steuer von der Gemeinde, in welcher ſie leben, aufgebracht wird; aber damit nicht zufrieden, nehmen ſie dem Volke weg, was ihnen gefällt. Sie betreiben kein Gewerbe als Straßenraub und Stehlen, und da ſie gut mit Flinten, Revolvern und Schwertern bewaffnet ſind, während die Zaptiehs oft nur ein Steinſchloßgewehr haben, ſo bieten ſie den Lokalbehörden Trotz; dem leidenden Volke wird nicht geholfen.“ Ueber die Gerichtshöfe ſchreibt derſelbe (S. 127): „Der Zuſtand der Gerichte läßt viel zu wünſchen übrig; die Gerichtshöfe werden nur in der Theorie vom Volke erwählt, in der Wirklichkeit aber von der Lokalregierung ernannt oder die Stellen werden verkauft. Beſtechung und Käuflichkeit ſind die Regel, nicht die Ausnahme. Ob Jemand im Gefängniß ſitzen muß oder daraus entfliehen darf, hängt oft von der Beſtechung ab. Allgemein wird geklagt, daß ſelten nur für einen Chriſten oder gegen einen Mohammedaner Gerechtigkeit geübt wird, und obwohl chriſtliches Zeugniß angeblich entgegengenommen wird, ſo legen die Gerichte demſelben doch wenig oder gar kein Gewicht bei. Die Gerichtskoſten ſind ſo hoch, daß die geplünderten Bauern oft davon abſtehen, die Sache bei den Behörden anzuzeigen; die Ungewißheit, ein Urtheil zu erlangen, der Zeitverluſt bei der gezwungenen Anweſenheit in der Hauptſtadt des Kaimakamlik und die Koſten des Verfahrens ſind genügende Gründe dafür.“

Es mag vielleicht nicht unpaſſend ſein, kurz zu betrachten, welche Remedur in Bezug auf Armenien für dieſen Zuſtand ausfindig gemacht werden kann. Kaum nöthig iſt es zu überlegen, ob dies Land zu einem ſelbſtändigen Staate gemacht werden kann. Dagegen ſpricht zwar der Umſtand, daß die Armenier nicht die abſolute Majorität der Bevölkerung bilden; doch wäre dem kein großes Gewicht beizumeſſen, weil ſie die urſprünglichen Bewohner ſind und faſt die geſammte Intelligenz und die Fähigkeit zum Fortſchreiten im Lande darſtellen; es iſt eine ſchlechte Regierung, die ſie zur Auswanderung veranlaßt und ihre Zahl ſo vermindert hat. Außerdem kann man bei Löſung dieſer Frage das Element der nomadiſchen Kurden wohl ſchwerlich in Betracht ziehen. Die im Lande anſäſſigen Fremden ſind zwar einer armeniſchen Regierung nicht gerade günſtig; doch ließe ſich in Ermangelung anderer Auswege die Sache immerhin verſuchen, und manche Leute, die zu einem Urtheil berechtigt ſind, glauben auch an ein Gelingen. Aber drei Reformen könnte man wenigſtens verlangen, durch deren Bewilligung die Lage des Volkes ſich bald beſſern würde, nämlich die Ernennung eines chriſtlichen Gouverneurs mit großen Vollmachten, die Erlaubniß zur Bildung einer einheimiſchen Miliz und das Recht, den größern Theil der Steuern zu lokalen Zwecken zu verwenden. Die erſte Reform ſicherte das Land gegen die Ausſaugung und Mißwirthſchaft der türkiſchen Beamten; die zweite würde bald Ordnung ſchaffen, denn daß die Kurden keine ſchrecklichen Gegner ſind, wenn ihnen ernſtlicher Widerſtand geleiſtet wird, hat der letzte Krieg zur Genüge gezeigt; und die dritte könnte die Hilfsquellen des Landes und die Induſtrie des Volkes raſch entwickeln. Tozer meint, daß die Einführung dieſer Reformen und die Unterſtützung der armeniſchen Sache überhaupt ſehr in Englands Intereſſe liege, dem es viel darauf ankommen müſſe, ein Volk, welches ein ſo lebhaftes Gefühl für nationales Leben beſitzt und nicht geneigt ſei, ſich durch ein anderes Reich verſchlingen zu laſſen, zwiſchen die ruſſiſchen Beſitzungen in Kleinaſien einzuſchieben. Aber eines ſei gewiß: daß die Pforte nämlich jene Zugeſtändniſſe nur auf hartes Drängen und vielleicht allein nach einem heftigen Kampfe machen werde.

---

# Zur Ethnographie Oeſterreich-Ungarns.

## II.

### Die Rumänen
### in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.

Von Joan Slavici.

(Die Völker Oeſterreich-Ungarns. Band VI.)

Während wir in den Magyaren ein Volk geſehen haben, das eine faſt tauſendjährige, ruhmvolle Geſchichte aufzuweiſen hat, welche ſich ziemlich innig an die Geſchichte der mitteleuropäiſchen Kulturvölker anſchließt, haben die Rumänen, wenigſtens im Gebiete der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, nie eine auch nur halbwegs hervorragende politiſche Stellung eingenommen. Langſam aber ſtetig haben ſie ſich aus ziemlich dunklen Anfängen entwickelt, und ſind nach und nach zu einem Faktor angewachſen, mit dem früher oder ſpäter gerechnet werden muß. Heute bilden ſie ſüdöſtlich von unſerer Monarchie einen ſelbſtändigen Staat; ein großer Theil bewohnt die öſtlichen Länder Oeſterreich-Ungarns, während eine dritte Partie in den öſtlich von den letzteren gelegenen Gebieten Rußlands anſäſſig iſt. Sie bilden alſo nicht ſchon wie die Magyaren eine kompakte nationale und politiſche Einheit, und haben auch nie eine

solche gebildet; sie sind Bürger dreier verschiedener Staaten. Im Folgenden soll nur von den Rumänen die Rede sein, welche im südöstlichen Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnen.

Man hat bisher die Frage, wann sich die Rumänen in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen haben, noch nicht befriedigend beantworten können. So viel steht fest, daß die Thäler der siebenbürgischen Karpathen schon im Anfange des 13. Jahrhunderts eine ansässige rumänische Bevölkerung besessen haben. Seit etwa vier Jahrhunderten bildet die östliche Gruppe der Karpathen und das flache Land um diese herum die Heimath der Rumänen. Dort haben sie sich auch zu dem entwickelt, was sie heute sind, und darum ist es vor allem wichtig, die Bodenverhältnisse dieser Theile von Oesterreich-Ungarn in Betracht zu ziehen, da diese die dort lebenden Völker in mehr als einer Richtung beeinflußt haben.

Die Rumänen waren immer als Gebirgsvolk bekannt; sie erscheinen in der Geschichte zuerst als unruhige Hirten, die ihre Herden thalabwärts treiben, oder sich in die Thäler wagen, um Beute zu machen. Im 13. Jahrhundert treten jedoch zwei abgesonderte Gruppen auf, die schon feste Wohnsitze haben und wahrscheinlich auch Ackerbau treiben; die eine auf den südlichsten, die andere auf den nördlichsten Abhängen der siebenbürgischen Karpathen. Robert Rösler sagt in seinen „Rumänischen Studien" über diesen Punkt, daß „wenn es sich auch nicht bestreiten läßt, daß es schon vor dem zwölften Jahrhundert walachische Hirten in den Hochthälern der transsylvanischen Alpen wie auf dem Terrassen- und Tiefland der Walachei gegeben haben mag, doch die Hauptmasse der Nation sich hier noch nicht kann befunden haben, daß die Rumänen also ihr politisches Dasein erst seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts datiren dürfen, denn erst damals sind größere zusammenhängende Räume dichter von ihnen erfüllt worden". Das Flachland westlich von diesen Bergen war vor sechs Jahrhunderten noch ziemlich unbewohnt; man berief auswärtige Kolonisten dahin, und die erste Kunde über die Rumänen stammt eben aus der Zeit, in welcher diese Kolonisten mit denselben in Berührung kamen. Die Rumänen waren damals wahrscheinlich noch nicht sehr zahlreich; sie bieten erst zwei Jahrhunderte später Grund zu Schwierigkeiten, indem sie, sich rasch vermehrend, fortwährend thalabwärts drängen.

Slavici sagt über die ursprüngliche Heimath der Rumänen (so weit sie Oesterreich-Ungarn bewohnen): „Wenn wir nun Alles, sowohl das geschichtlich Bekannte als auch das gegenwärtig Bestehende, zusammenhalten, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die ursprüngliche Heimath der heutigen rumänischen Bevölkerung des Reichs auf den nördlichen, den westlichen und den südlichen Höhen der siebenbürgischen Karpathen zu suchen ist, und daß sie nur von da aus koncentrisch gegen die östliche Linie und excentrisch gegen das Gebiet um die Karpathen sich ausbreiten konnte." Ihre Ausbreitung erfolgte also von Siebenbürgen aus gegen Süden, namentlich aber gegen Westen, was durch die Richtung der größeren Flußläufe leicht erklärlich ist, während die Begrenzung gegen Osten durch den unwegsamen östlichen Zweig der Karpathen gegeben war. Zu weit nach Westen, in das Flachland der Theiß und der Temes, durften sie sich jedoch nicht wagen, da sie sonst die Fühlung mit ihren in den Bergen zurückbleibenden Brüdern verloren hätten. Trotzdem finden wir eine kleine Gruppe von einigen tausend Rumänen ganz isolirt in Istrien, welche durch irgend einen Zufall dorthin verschlagen wurden.

Wie schon erwähnt, waren die Rumänen früher — und sind es auch heute noch — vorzüglich ein Hirtenvolk. Die Rücken der Karpathenketten bieten ihnen ausgezeichnete Weidegründe; dieselben sind so flach und steigen so langsam an, daß sie fast eben erscheinen und daher von den Rumänen auch „poiană" (heißt im Slavischen Flachland) genannt werden. Den Hauptreichthum des Rumänen bilden hier unermeßliche Schafherden. Nur die in den Thälern ansässigen Rumänen sowie diejenigen, welche seiner Zeit aus den Bergen in die Ebene herabstiegen, sind Ackerbauer; ihre Hauptnahrung bildet der Mais.

Heute leben gegen drei Millionen Rumänen in Oesterreich-Ungarn, davon die meisten in Siebenbürgen und den westlich daranstoßenden Gebieten von Ungarn. Was ihre Abstammung betrifft, so glaubte man früher allgemein, daß dieselben aus der Zeit der römischen Herrschaft in Dacien zurückgeblieben sind. Manche hielten sie sogar für Slaven und verlegten ihre Heimath aus den Karpathen in die Balkanländer. Heute ist man einig darüber, daß die Rumänen zur Gruppe der romanischen Völker zu zählen sind. Rösler nimmt an, daß nach dem Aufhören der Römerherrschaft in diesen Ländern das römische Element aus den Karpathen nach Mösien übersiedelte und erst später, gegen Ende des Mittelalters, wieder dorthin zurückkehrte. Nun ist es wohl wahr, daß die Rumänen zusammen mit den Bulgaren ein Reich im Balkan bildeten; von einer Rückwanderung erzählt uns aber die Geschichte nichts. Ebensowenig hat man historische Nachrichten darüber, ob nicht schon während dieser Zeit die Rumänen in den Karpathen wohnten. Daß dies wahrscheinlich ist, beweist uns die Meinung der Schriftsteller aus dem dreizehnten Jahrhundert, daß die Rumänen die Urbevölkerung der Karpathenländer seien, da man nicht wußte, wann sie sich dort niedergelassen haben. Rösler will die Rumänen als verkommene Römer hinstellen; dem widerspricht aber Slavici entschieden, indem er sagt: „Die Rumänen sind jedoch ein neues und von den Römern ganz verschieden angelegtes Volk, welches sich nur unter gewissen Bedingungen zu dem ausbilden konnte, was es heute ist."

Die Rumänen sind das in der ökonomischen Entwickelung am meisten zurückgebliebene Volk des Reiches. Daran sind nicht nur die rechtlichen und persönlichen Verhältnisse, sondern auch der Umstand schuld, daß die natürlichen Bedingungen ihrer ökonomischen Entwickelung ungünstig waren. Nach den Ernährungsverhältnissen sondern sich die Rumänen in vier verschiedene Abtheilungen. Die erste sind die Munteni, das sind die Bewohner der Höhen, welche vorzüglich Viehzucht treiben und ihren Lebensverhältnissen nach am meisten ihren ehemaligen Vorfahren gleichen. Die zweiten heißen Pădureni (Waldmänner), die Bewohner der äußeren, dicht bewaldeten Abhänge der Karpathen; sie sind die ärmsten von allen, vermehren sich aber am stärksten, und besitzen einen großen Hang zum Müssiggang. Die dritten sind die Campieni in Ungern und dem fruchtbaren Theile des mittlern Marosgebietes; dieselben sind Ackerbauer. Endlich die Podgoreni, die Bewohner der Weingegenden, welche in ökonomischer Beziehung der vorgeschrittenste Theil der Rumänen sind. Im Allgemeinen vermehren sich die Rumänen stärker als ihre Nachbaren; aber es fehlt ihnen an Arbeitsamkeit und Rührigkeit, durch welche sie allein mit den benachbarten Völkern in erfolgreiche Konkurrenz treten könnten.

Werfen wir einen Blick auf die älteste Geschichte jener Länder. Das römische Element wurde schon vor der Eroberung durch die Römer nach Dacien verpflanzt. Nach der Eroberung (106 n. Chr.) zogen zahlreiche römische Kolonisten in das Land. Dieselben blieben auch noch nach dem Verfalle der römischen Herrschaft im Lande zurück, und bil-

deten wahrſcheinlich den urſprünglichen Grundſtock des rumäniſchen Volkes. Sie kamen dann in intenſive Berührung mit den Slaven, denn ſolche waren es wahrſcheinlich, welche hier nach der römiſchen Herrſchaft die erſte Grundlage zu dauernden Anſiedelungen gelegt haben. Denn ſie fanden das Land bei ihrer Ankunft leer und verwüſtet; die frühere Bevölkerung der Ebene hatte ſich wahrſcheinlich in die Berge zurückgezogen. Dieſe Slaven waren Ackerbauer. In der Zeit, in welcher zum erſten Male die Rumänen in der Geſchichte genannt werden (dreizehntes Jahrhundert), finden wir keine Erwähnung mehr von dieſen Slaven. Es iſt nun wahrſcheinlich, daß dieſelben allmälig durch das rumäniſche Element erſetzt wurden. Die Rumänen ſind alſo in anthropologiſcher Beziehung gewiß kein rein romaniſches Volk, ſondern durch Kreuzung romaniſcher mit ſlaviſchen Elementen entſtanden.

Slavici äußert ſich folgendermaßen über die Entſtehung und Stellung der Rumänen: „Dasjenige Volk, deſſen entwickelte Fortſetzung die heutigen Rumänen ſind, beſtand vor dieſer Verſchmelzung nicht: es hat darin ſeinen Urſprung. Die ethnographiſche Bedeutung der Rumänen liegt nicht darin, daß ſie Nachkömmlinge der Römer ſeien, auch nicht darin, daß ſie das längſt verſchwundene Volk der Dacier romaniſirt haben, ſondern einzig und allein darin, daß ſie die Verbindung zwiſchen ſcharf getrennten Theilen der europäiſchen Völkerfamilie herſtellen und ſo ein vermittelndes Glied in der Völkerkette ausmachen.“

„Und wäre das flache Land auch in den Karpathen, ſo wie es in dem Balkan und in Iſtrien war, anhaltend von Slaven bewohnt geweſen, ſo hätte dieſes Glied nicht entſtehen können: diejenigen Slaven, die ſich mit den romaniſchen Elementen verſchmolzen hatten, mußten Jahrhunderte lang iſolirt leben, in anhaltender Berührung mit den Reſten der ehemaligen römiſchen Welt. Dieſes geſchah in den Karpathen, wo das Land ringsherum Jahrhunderte lang öde war und öde bleiben mußte, nicht aber auf der Balkanhalbinſel, wo während der Zeit ſlaviſche Reiche gegründet wurden. Nach dieſer Verſchmelzung romaniſcher Elemente mit ſlaviſchen fängt die Geſchichte des rumäniſchen Volkes an.“

Sehr eingehend behandelt Slavici die religiöſen Verhältniſſe der Rumänen, namentlich die Entwickelung der unirten und nichtunirten Kirche. Er wirft ferner einen Blick auf die Bukowiner und behandelt dann in dem Kapitel über nationale Eigenthümlichkeiten die ſo intereſſanten ethniſchen Momente des rumäniſchen Volkes. Es iſt leicht begreiflich, daß ſich bei einem Volke, das, wie die Rumänen, in beſtändiger Abgeſchloſſenheit lebte, ſehr viele Sitten und Gebräuche aus älteſter Zeit erhalten haben. Wir ſchließen mit den Worten Slavici's, welche er über die gegenwärtigen Zuſtände zu Ende des letzten Kapitels ſetzt: „Hört man das Lied des Rumänen, ſieht man ſeine kleidſame Tracht und die feine Verzierung aller Gegenſtände, die durch ſeine Hand gleiten, beobachtet man ſeine Geſchicklichkeit bei der Arbeit und die Standhaftigkeit, mit welcher er ſeine Zwecke verfolgt, ſo muß man ſich unwillkürlich ſagen: dies iſt ein Volk von begabten Menſchen, welches die Keime einer hohen induſtriellen und geiſtigen Entwickelung in ſich trägt. Wo aber die Fähigkeiten noch ſchlummern, dort muß mit der Zeit auch das unwiderſtehliche Streben nach Entfaltung kommen. Dieſes Streben iſt bei den Rumänen ſchon entſtanden, und die Zukunft wird zeigen, ob es der Mühe werth war, über tauſend Jahre lang auszuhalten.“

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Mit großer Raſchheit haben Orell Füßli u. Comp. in Zürich eine zuſammenfaſſende Beſchreibung und Abbildung der fürchterlichen Kataſtrophe vom 11. September dieſes Jahres veröffentlicht: J. Hardmeyer-Jenny ſchrieb die Broſchüre „Der Bergſturz von Elm“ (1 Mark); J. Weber zeichnete dazu vier große, höchſt intereſſante Bilder: Elm vor dem Bergſturz; Der Bergſturz nach der Schilderung von Augenzeugen; Elm nach dem Bergſturz; Detailbild aus dem Sturz. Eine Situationsſkizze in 1 : 50 000, auf welcher der ganze Umfang des in Mitleidenſchaft gezogenen Gebietes angegeben iſt, vervollſtändigt das Bild, welches ſich der Leſer nun von der Kataſtrophe mit großer Klarheit verſchaffen kann. Ueber den Bergſturz ſelbſt ſchreibt der Verfaſſer S. 19: „Die Kirche von Elm liegt 980 m über dem Meeresſpiegel. Der obere Rand des Abbruchs der Bergwand zieht ungefähr 620 m über dem Thalgrunde reſp. dem Kirchhofsplatz durch Wald und Weidegrund, vorzugsweiſe durch Wald. Etwas mehr als die Hälfte der Schuttmaſſe iſt oben in einer Höhe von ungefähr 350 bis 400 m in der Breite von 350 m ausgebrochen und über eine 200 bis 250 m hohe, ebenfalls ausgewichene Schutthalde hinuntergeſtürzt; ſie iſt am gegenüberliegenden Düneberg abgeprallt und theils thalauswärts gefahren, theils am Berge hinaufgeſtiegen. Die Entfernung von Bergfuß zu Bergfuß beträgt circa 300 m, von der Mitte des Abbruchs bis zur jenſeitigen Bergwand 750 m. Die Höhe, bis zu welcher das Material am Düneberg emporſtieg, beläuft ſich auf 112 m. Die Meſſung eines der größten Schieferblöcke des Schuttes ergab 12 . 15 . 7,7 m = 1386, rund 1400 Kubikmeter. Das Gewicht eines ſolchen Blockes beträgt an die 60 000 Centner. Blöcke von ähnlicher Größe liegen viele im Thal und an der Berghalde.“ Im Thale ſind circa 50 bis 60, am Bergabhang 40 ha Landes verwüſtet; die Maſſe des Schuttes beläuft ſich auf 10 Millionen Kubikmeter. Dazu droht noch eine große Felsmaſſe hoch oben, Rißkopf, auch Großhorn genannt, den Einſturz und läßt die Ueberlebenden in peinlicher Ungewißheit ſchweben, ſo daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele derſelben ſich nach Nordamerika wendeten, wo ihrer ſchon in Neu-Elm im Staate Wisconſin eine freundliche Aufnahme wartet. Der Schieferbruch, welcher oben an der eingeſtürzten Wand betrieben wurde und im Jahre 1880 einen Baarverdienſt von 70 000 Fr. ergab, iſt übrigens nicht die direkte Urſache des Bergſturzes geweſen; allein er mag dazu mitgeholfen haben.

— Die „Great Northern Telegraph Company“ trifft Anſtalten, um Island durch ein Kabel mit Europa in Verbindung zu ſetzen, und zwar ſoll daſſelbe von Island über die Färöer nach Thurſo in Schottland gehen. Seine Koſten werden auf 250 000 Pf. St. geſchätzt.

— Im Frühjahre 1881 waren im Auftrage der italieniſchen Regierung die Profeſſoren Holm und Cavallari, Vater und Sohn, in Syrakus beſchäftigt, um einen ſehr genauen Plan der Ruinen dieſer größten Stadt des helleniſchen Alterthums aufzunehmen, welcher dem Curtius-Kaupert'ſchen Plane von Athen nacheifern ſoll.

## Asien.

— In China hat die Regierung ein großes Unternehmen begonnen, welches das Wohlbefinden einer bedeutenden Bevölkerungsmasse nahe berührt: die Vertiefung und Reinigung der Wasserstraßen in der Provinz Tschili. Dieselbe ist bekanntlich zum großen Theil eine riesige Alluvialebene, welche sich 100 bis 200 engl. Meilen von der Küste landeinwärts erstreckt und von einem wahren Netze von Flüssen durchschnitten wird, welche zu gleicher Zeit drei Zwecke erfüllen: den Ueberfluß an Wasser zum Meere abzuführen, in trockenen Zeiten das nöthige Naß zu Bewässerungszwecken herzugeben und schließlich für Handel und Verkehr als Straßen zu dienen. Die Strömung in allen diesen Gewässern ist aber so schwach, daß dieselben stets zur Verschlammung neigen. Viele Jahre lang sind sie nun wegen der vielfachen Verlegenheiten der chinesischen Regierung vollständig vernachlässigt worden, in Folge wovon es an periodisch wiederkehrenden, weit ausgedehnten und verheerenden Ueberschwemmungen nicht gefehlt hat. Da faßte der bekannte General Tso-tsungtang den Gedanken, seine alten Soldaten, welche schon ähnliche Arbeiten in Kansu ausgeführt hatten, zu diesem Meliorationswerke zu verwenden. Er mag zwar bei diesem Vorschlage vielleicht auch selbstsüchtige oder politische Motive gehabt und nach Popularität gestrebt haben; genug, die Sache war dringend und wurde von der Regierung genehmigt. Freilich erfordert das Unternehmen auch bedeutende Geldsummen; man sprach sogar von 10 Millionen Tael, wovon die stets in Verlegenheit befindliche Regierung natürlich nur einen Bruchtheil wird aufbringen können. Sehr bedauerlich wäre es auch, wenn man die Sache in Angriff nähme, ohne sich von europäischen Ingenieuren einen Gesammtplan ausarbeiten zu lassen, der auf genaue Aufnahmen basirt werden müßte. Was das Wasser aber nur im letzten Jahrzehnte an Eigenthum, von Menschenleben ganz zu schweigen, vernichtet hat, ist mehr als die ganzen Kosten betragen könnten.

— Der Times-Korrespondent in Schanghai berichtet (Mail, 23. September 1881) Folgendes über die Stellung der Aerzte in China. Als die westliche Kaiserin Tse-hi kürzlich schwer erkrankt war, erhielten einige der obersten Provinzial-Statthalter den Befehl, aus ihren Gebieten die geschicktesten Aerzte nach Peking zu senden, damit sie dort mit dem Medicinalkollegium über die beste Behandlungsweise berathschlagten. Etwa ein halbes Dutzend wurden hingeschickt, und da ihre Kurmethode, wie ein Dekret in der Pekinger Zeitung meldet, von Erfolg begleitet gewesen ist, so erhalten sie jetzt alle einträgliche Beamtenposten. Der eine soll bei der ersten Vakanz Taotai (Bezirks-Intendant) werden, ein zweiter Präfekt, ein dritter Distriktsbeamter u. s. w. Man stelle sich vor, daß nach der kürzlichen Genesung der deutschen Kaiserin die Bonner Professoren zu Amtsrichtern, Landräthen oder dergleichen ernannt worden wären, und man hat eine Analogie zu dem chinesischen Verfahren.

## Afrika.

— Die zunächst militärischen Zwecken dienende Bahn, welche von Arzeu in Algerien südwärts über Saida in den Mittelpunkt des an Halfa-Gras reichsten Plateau-Gebietes führt, ist jetzt bis el-Kheider am Nordrande des großen Sumpfes Schatt esch-Schergi fahrbar. Es ist das bei weitem der südlichste Punkt Algeriens, welcher mit der Eisenbahn erreichbar ist.

— Jetzt, wo die Augen Europas auf den Nordwesten Afrikas, und den Kampf zwischen Franzosen und Mohammedanern gerichtet sind, wird das Buch von Pfarrer Dr. B. Schwarz „Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft“ (Leipzig, P. Frohberg 1881; mit Illustrationen und einer Karte) um so aufmerksamere Leser finden. Die erste größere Hälfte enthält die frisch und anziehend geschriebene Schilderung einer Reise, welche freilich unbetretene Gebiete nicht berührte; die zweite kleinere eine wissenschaftliche, gehaltreiche Geographie des Landes. Horizontale und vertikale Gliederung, Klima, Flora und Fauna, Bevölkerung, Verwaltung, Handel u. s. w. werden in eingehender Weise auf Grund umfassender Studien abgehandelt, so daß das Werk in der That eine Lücke in der deutschen geographischen Literatur ausfüllt. Wenn Dr. Schwarz auf S. 8 (Anmerk.) schreibt: „Die deutsche Literatur besitzt eine wirklich gediegene und umfassende kartographische Darstellung von Algerien gar nicht,“ so ist diesem Mangel inzwischen schon abgeholfen durch Prof. Heinrich Kiepert's Karte „Algerien und Tunesien“ (Maßstab 1:2 000 000; Berlin D. Reimer), welche nach allem vorhandenen, namentlich auch officiellem Materiale gearbeitet wurde, besonders nach der vierblätterigen, einstweilen freilich noch des Terrains entbehrenden Carte de l'Algérie dressée au dépôt de la guerre d'après les travaux de MM. Titre, Derrien, Parisot (1:800 000). Ihr reiches Detail gestattet das leichte Verfolgen der kriegerischen Ereignisse; durch Farben und Signaturen sind unterschieden: Tell oder angebautes Land unter Civil- und unter Militärverwaltung, Sahara oder Steppenland, Salzsümpfe und Depressionen unter dem Meeresspiegel.

Eine unterhaltende Gelegenheitsschrift ist E. von Hesse-Wartegg's „Tunis, Land und Leute“ (Wien, A. Hartleben), welche hauptsächlich die Hauptstadt des Landes behandelt. Der Verfasser hat den Norden von Tunesien im Jahre 1880 kennen gelernt und soll dort auch größere kartographische Aufnahmen gemacht haben, von denen er indessen diesmal noch nichts veröffentlicht. Maltzan's bekanntes dreibändiges Werk wird natürlich durch Hesse-Wartegg's „Tunis“ nicht überflüssig gemacht, aber in manchen Stücken ergänzt und berichtigt.

— In der Gegend von Kaneh, am untern Weißen Nil, hat ein gewisser Mohammed Achmed, ein im Rufe der Heiligkeit stehender Schech einer religiösen Genossenschaft, die Fahne des Aufruhrs entfaltet. Er predigt, ihm habe Gott und der Prophet Mohammed geoffenbaret, er sei der Mahdi, d. i. der Messias, der nach der mohammedanischen Tradition (el Hadith) vor dem jüngsten Tag erscheint und die Herrschaft der Welt antritt. Tausende von Menschen haben sich ihm angeschlossen, zumeist Fuqara (Plural von Faqi, d. i. Leute, die von Betteln, Amulettschreiben und religiösen Gaukeleien leben), Dongolaner und Baqqara-Araber. Briefe, die der angebliche Messias an alle religiöse Häupter des Sudans schrieb und in denen er zur bewaffneten Heeresfolge auffordert, geriethen in die Hände des Generalgouverneurs und veranlaßten denselben, einen Beamten zu dem Schech zu senden, um ihn auf gütlichem Wege nach Chartum zu bekommen. Der Schech Mohammed Achmed weigerte sich nicht nur, dem Gesandten zu folgen, sondern drohte demselben sogar mit einem Schwerte, das er direkt vom Propheten Mohammed empfangen habe, um sich die Welt zu unterwerfen.

Zweihundert Soldaten, die man darauf von Chartum zu seiner Einbringung ausschickte, wurden am 11. August mit einem Verluste von 130 Mann und sämmtlichen Offizieren zurückgeschlagen. Jetzt rücken von Chartum, Sennar, Kordofan und Faschoda zugleich circa 3300 Mann gegen die Fanatiker aus. (B.)

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien. — Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 5. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 18.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

## IX.

Nachdem Crevaux am Morgen des 23. November die Mündung des Citare paſſirt hatte, eines bedeutenden linken Nebenfluſſes des Paru, bot während mehrerer Tage die eigentliche Fahrt nichts beſonders Bemerkenswerthes dar. Ruhig und gleichmäßig floß der breite Strom zwiſchen den bewaldeten, meiſt flachen Ufern dahin, keinerlei Hinderniß ſtellte ſich dem Vorwärtskommen der Canoes oder Crevaux' Aufnahme des Flußlaufes entgegen. Und doch war dieſer Theil der Fahrt durchaus nicht eintönig; denn gewährte einerſeits die Jagd eine ſtets willkommene Unterbrechung, ſo fand ſich andererſeits in den verhältnißmäßig zahlreichen Niederlaſſungen dieſer Gegend mannigfache Gelegenheit zu intereſſanten Beobachtungen über Leben und Sitten der Eingeborenen. Als man am Nachmittage des 23. an einem von den Einwohnern verlaſſenen Dorfe vorbeikam, in dem, wie der Führer des Canoes dem Reiſenden zuflüſterte, ein mächtiger Piay oder Zauberer begraben lag, geriethen Crevaux' indianiſche Begleiter ſämmtlich in die größte Angſt. Keiner von ihnen wagte ein Wort zu ſprechen, langſam und geräuſchlos wurden die Ruder durch das Waſſer bewegt, und erſt als man den gefürchteten Ort ſeit Stunden im Rücken hatte, konnte Crevaux von den geängſteten Leuten eine laute und verſtändliche Auskunft über die ſchreckliche Gefahr erhalten, in der ſie ſich gewähnt hatten. Hätte man unvorſichtigerweiſe die Ruhe des todten Zauberers geſtört oder gar bei dem Dorfe landen wollen, ſo würde man es mit dem furchtbaren Caicui- oder Tiger-Piay (denn es giebt unter den Thieren ebenſo wie unter den Menſchen mächtige Zauberer) zu thun bekommen haben, der ſeinen verſtorbenen Bruder hier bewachte. Nach dem Glauben dieſer Indianer ſteigen die Seelen der gewöhnlichen Menſchen auf dem Rauche des Feuers, das ihre Leichen verbrennt, zum Himmel, dem ſogenannten katun, empor; die der Guten gelangen hoch hinauf, bis über die Wolken, wo ſie ſchöne Weiber, reiche Jagdgründe und fortwährende Kaſchiri-Gelage vorfinden, nicht zu arbeiten brauchen und die ganzen Nächte in fröhlichen Tänzen verbringen. Die Seelen der Böſen bleiben unter den Wolken, wo ſie unaufhörlich ſuchend umherirren müſſen, ohne doch jemals in die glückſelige Höhe gelangen zu können. Bei den Piays aber, deren Körper nicht verbrannt, ſondern ſtets begraben werden, bleibt die Seele mit dem Leichnam verbunden; Körper und Geiſt ruhen zuſammen im Grabe und werden hier von den lebenden Zauberern, ſowie von den Menſchen und Thieren beſucht, die Rath und Hülfe von ihnen wünſchen.

Die Nacht zum 24. wurde in dem Dorfe des Häuptlings Puimro, der letzten Niederlaſſung der Roucouyennes, zugebracht; weiter abwärts am Fluſſe folgten jetzt die Dörfer des Stammes der Apalaï. Von einem augenblicklich in dem Dorfe anweſenden Piay, der in dem Rufe ſtand, ſehr weit gereiſt zu ſein, verſuchte Crevaux nähere Auskunft über Richtung und Dauer der ihm noch bevorſtehenden Fahrt zu erhalten. Die Antwort, die ihm auf ſeine Fragen wurde, war mehr charakteriſtiſch als gerade genau. Indem er mit der erhobenen rechten Hand einen Halbkreis von Oſten nach Weſten beſchrieb und dabei mit der linken

**Jean Leon Gérôme** (French, 1824–1904) was a painter and sculptor who studied with Paul Delaroche and became a leading figure in academic art. He traveled widely in the Middle East and North Africa, and his paintings of Egyptian and Arabian subjects helped shape Western ideas of those regions. He was also a successful teacher, and many of his students went on to careers in illustration.

Jean Leon Gérôme, *The Duel After the Masquerade*, 1857–59. Oil on canvas, 33 × 47 in. Collection of Phineas Q. Hardwick.

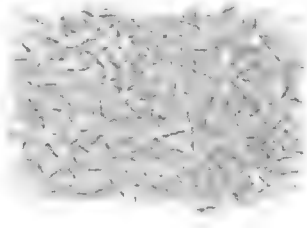
**Gustave Doré** (French, 1832–1883) was an extraordinarily productive illustrator who worked in wood engraving and lithography. He illustrated editions of Dante, Milton, Cervantes, Rabelais, and the Bible, as well as Tennyson's *Idylls of the King* and Coleridge's *Rime of the Ancient Mariner*. His dramatic, crowded compositions made him famous across Europe and America.

kein Pakiri-, kein Hoccosfleiſch, keine großen Fiſche eſſen, kein Kaſchiri trinken u. ſ. w. Für alle dieſe Bemühungen erhält der Piay nur im Geneſungsfalle des Patienten eine Bezahlung, die gewöhnlich in einer Hängematte beſteht.

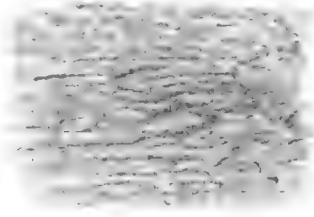
Der zweite Kranke, der dem Zauberer vorgeführt wurde, befand ſich ſchon in vollkommen hoffnungsloſem Zuſtande. Dieſelben Beſchwörungen und Anrufungen wie bei dem erſten wurden vorgenommen; der Schluß des Schauſpiels war aber in dieſem Falle ein anderer. Mit einem kleinen Bogen und Pfeil bewaffnet zog ſich der Piay in ſeine Hütte zurück und zeigte, als er nach einigen Minuten wieder zum Vorſchein kam, mit triumphirender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor, indem er erklärte, daß er den feindlichen Zauberer, der den unabwendbaren Tod des Kranken veranlaßt, beſtraft und zum Tode getroffen habe.

Am 26. November kam man bei dem erſten Dorfe der Apalaï an, die ſich weder im Aeußern noch in der Sprache weſentlich von den Roucouyennes unterſcheiden; dafür fand man bei ihnen manch ſeltſamen Brauch herrſchend, den man bisher noch nirgends angetroffen hatte. Beſonders merkwürdig war die Art, in welcher die Einwohner des erſten Dorfes die Ankunft des weißen Mannes in ihrer Mitte verherrlichten. Ein aus Palmenblättern geflochtenes, netzartiges Gitter, auf dem vermittels kleiner Schlingen eine Menge der großen, empfindlich ſtechenden ſchwarzen Ameiſen befeſtigt war, wurde dem Reiſenden überreicht, um den ſich alsbald die ganze Einwohnerſchaft jeden Alters und Geſchlechts ſchaarte. Crevaux mochte wollen oder nicht, er mußte dem Drängen der Leute nachgeben und ihnen die Ameiſen anſetzen; wollte er bei dem einen oder andern glimpflich verfahren, ſo kamen ſie immer wieder, um die nackten Gliedmaßen zu neuen Stichen hinzuhalten. Die meiſten ruhten nicht eher, als bis ihr ganzer Körper mit kleinen ſchmerzhaften Beulen wie beſäet erſchien. Ob dieſer ſeltſamen Sitte irgend eine ſymboliſche Bedeutung zu

Löffel aus dem Schädelknochen eines Affen.



Kniehaut eines 13jährigen Kindes.



Kniehaut eines 20jährigen Roucouyenne.

Grunde liegt, konnte Crevaux nicht erfahren. Der hieran erinnernde, auch bei den Roucouyennes herrſchende Brauch des Marake, demzufolge die jungen Männer nicht heirathen dürfen, ehe ſie nicht gewiſſe Proben ihrer Kraft im Ertragen von Ameiſen- und Weſpenſtichen abgelegt haben, beſteht auch bei den Apalaï, und zwar in verſchärftem Maße. Wer das Marake glücklich beſtanden hat, muß hier noch ſeine Geſchicklichkeit im Werfen beweiſen; gelingt es ihm nicht, eine hinter ſeinem Rücken aufgeſtellte Scheibe drei Mal hinter einander mit kleinen, über die Schulter geſchleuderten Kaſſavekugeln zu treffen, ſo muß er ſich der Qual des Marake von Neuem unterziehen. Wenig angenehm für den Reiſenden war die Bewillkommnung, die ihm in allen anderen Apalaï-Dörfern zu Theil wurde, wo die größte Ehre, die man dem Gaſte erweiſen kann, darin beſteht, daß man ihn einige Züge aus der angerauchten Cigarre, einem in ein Tanariblatt eingewickelten Tabaksblatte, thun läßt: in einer großen Verſammlung nicht übermäßig reinlicher Indianer ein immerhin zweifelhaftes Vergnügen. In den Dörfern, die man jetzt faſt täglich paſſirte, fand Crevaux auch Gelegenheit, ſeine ethnographiſche Sammlung durch Erwerbung von allerhand indianiſchen Gegenſtänden zu bereichern; neben Malereien auf Holz, wie er ſie ſchon auf ſeiner erſten Reiſe bei einigen Stämmen vorgefunden hatte, waren es hier beſonders die eigenthümlichen Löffel, deren ſich die Eingeborenen bedienten, die er ſich zu verſchaffen ſuchte. Dieſelben beſtanden einfach aus einem an einen hölzernen Stiel gebundenen Hinterhauptsknochen eines kleinen Affen, waren im Gebrauch aber ebenſo bequem wie zweckentſprechend.

Nach den Angaben der Eingeborenen befand man ſich jetzt nur noch wenige Tagereiſen von den großen Fällen des Parú entfernt; am 29. November zeigte die Uferlandſchaft plötzlich einen andern Charakter: rundliche, mit reichſter Vegetation bedeckte Hügel zogen ſich auf beiden Seiten des Fluſſes hin, der an einer Stelle auch ſchon einen kleinen, über Schieferfelſen herabſtürzenden Fall bildete. Nachdem man am 1. December die breite buchtartige Einmündung eines Baches paſſirt hatte, die, auf beiden Seiten von kleinen Bergen flankirt, bei den Eingeborenen Tapu-Kuru, d. i. Felſenfluß, heißt, ſah ſich Crevaux zu einem zweitägigen Aufenthalte in Malaripo gezwungen, einem etwas abſeits vom Fluſſe im Walde gelegenen großen Dorfe, wo er ſeinen ſtark verminderten Vorrath an Kaſſava ergänzen mußte. Er benutzte dieſe Tage der Muße dazu, ſich von den Leuten allerhand Zeichnungen und Malereien anfertigen zu laſſen; während er den einfachen Künſtlern dabei zuſchaute, fiel ihm auf, oder kam es ihm wenigſtens zum Bewußtſein, daß die Haut dieſer Indianer ſich nicht nur durch ihre Farbe, ſondern auch durch ihre Struktur von der der Kaukaſier und Neger unterſcheidet. Die Falten und Fältchen, die ſie bildet, ſind bedeutend tiefer, als bei einer der genannten Racen. Die Haut der Erwachſenen ſowohl als auch die der ganz jungen Kinder gleicht an

einigen Stellen des Körpers, beſonders auf den Knien, der tiefnarbigen Schale einer Orange. Nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen, dieſes charakteriſtiſche Detail der Körperbildung naturgetreu darzuſtellen, kam Crevaux auf den praktiſchen Gedanken, mehrere von den Leuten vom Kopf bis zur Sohle dick mit Uruku zu beſtreichen und dann mit einem dünnen weichen Papier einen Abklatſch ihrer Hautſtruktur zu nehmen. Das einfache Druckverfahren gelang über alles Erwarten gut, und ſo konnte er eine ganze Sammlung von durchaus naturwahren Hautbildern von hier mitnehmen, welche wie die durch ein ſtarkes Vergrößerungsglas betrachtete Haut eines Europäers ausſehen.

Am 5. December kam man wieder zwiſchen hügeliges Terrain auf beiden Seiten des Fluſſes; die Roucouyennes, von denen ſich noch ein verlaſſenes Dorf in dieſer Gegend befindet, ſollen früher einen ziemlich lebhaften Handel mit den offizinellen Wurzeln der auf dieſen Hügeln maſſenhaft wachſenden Smilax oder Saſſaparilla getrieben haben. Die Apalaï, welche damals die von den Weißen vielbegehrte Waare flußabwärts bis zu den Kalayuas brachten, führen heute beſonders ein anderes Produkt dieſes Waldes dem Handel zu, das ſogenannte Arua nämlich, das wohlriechende Harz der Icica guianensis, das neben dem der Boswelliaarten heute vielfach als Weihrauch verwendet wird. Crevaux' Leute fanden unter einem unweit des Fluſſes ſtehenden Baume einen Klumpen dieſer koſtbaren Subſtanz von ſolcher Größe, daß zwei Männer ihn nur mit äußerſter Anſtrengung in das Boot zu tragen vermochten.

Popula, die Tochter und Gattin des Häuptlings Azauri.

Bei glühender Hitze gelangte man am Nachmittage deſſelben Tages in das Dorf des Häuptlings Azauri, eines alten Indianers von faſt rieſenhafter Größe und Korpulenz. Derſelbe empfing Crevaux auf das Freundlichſte und ließ es ſich ſogar nicht nehmen, ihn am folgenden Tage mit der jüngſten und hübſcheſten ſeiner vier Frauen eine gute Strecke weit flußabwärts zu begleiten. Die ſchöne Popula (d. i. Sonne) wurde von ihrem Gatten mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit überwacht: ein Umſtand, der ſich durch die Thatſache erklärte, daß ſie nicht nur ſeine Gattin, ſondern auch ſeine Tochter war. Derartige Ehen zwiſchen Verwandten erſten Grades gehören unter den Indianern von Guayana nicht zu den Seltenheiten.

Zahlreiche kleine Inſeln, zwiſchen denen man am 6. und 7. oft nur mit Mühe eine Durchfahrt für die Boote fand, ſowie hoch emporragende Felſen in dem hier 3 km breiten Fluſſe kündigten jetzt die Nähe der großen Fälle an; ſo mußte Crevaux nun vor Allem darauf bedacht ſein, ſich einige der in dieſer Gegend wohnhaften Indianer als Begleiter und Führer für die gefährliche Paſſage zu engagiren. Es war dies keine leichte Sache; denn einmal fürchteten ſich die Apalaï ſelber vor dem gewagten Unternehmen, dann aber beſaß der Reiſende faſt nichts mehr von den Artikeln, die hier von den Indianern am liebſten als Bezahlung genommen werden. Gehörte doch ſogar der Ueberrock, den er jetzt noch trug, eigentlich nicht mehr ihm, ſondern einem jungen indianiſchen Burſchen, den er vor einigen Tagen angenommen, und der nur gegen das Verſprechen dieſer Bezahlung eingewilligt hatte, ihn bis zum Amazonas zu begleiten; die Knöpfe des gewünſchten Kleidungsſtückes hatte er als Handgeld und Anzahlung ſich jetzt ſchon geben laſſen.

Endlich, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, gelang es Crevaux, den Häuptling eines unweit der Fälle belegenen Dorfes zum Mitkommen zu bewegen; eine Flinte und mehrere kleine Goldſtücke, an deren Stelle er freilich lieber eine Halskette von Glasperlen geſehen hätte, vermochten denſelben, ſeine Begleitung mit mehreren Leuten und zwei Canoes zuzuſagen. So wurde denn am Morgen des 8. der beſchwerlichſte Theil der ganzen Fahrt angetreten, die bis zum Ende des Monats faſt ununterbrochen von Gefahr zu Gefahr führen ſollte. Nachdem man während des erſten Tages ſich mühſam einen Weg zwiſchen den Inſeln geſucht, die Canoes ſtellenweiſe an Stricken über die ſchäumenden Schnellen und kleinen Kaskaden geführt und nur ſo vor dem Zerſchellen an den Felſen bewahrt hatte, gelangte man am 9. ſchon an einen 10 m hohen, in mehreren Stufen abſetzenden Fall, den die Eingeborenen Tule nannten. Die Boote mußten entladen und zu Lande vorbeigebracht werden, was mehrere Stunden in Anſpruch nahm und nicht ohne verſchiedene Unfälle, Zerbrechen eines Chronometers und vieler der geſammelten Thongeräthe, Verwundungen einiger Leute durch Hinſtürzen auf den ſchroffen, zackigen Uferfelſen u. ſ. w. vor ſich ging. Am Fuße des Falles wurden die Canoes wieder beſtiegen und nun ging es ſtundenlang auf dem zwiſchen glänzend ſchwarzen Hämatitfelſen dahinbrauſenden Waſſer vorwärts. Am 10. gab es keinen Augenblick der Ruhe; wie die Pfeile ſchoſſen die Canoes in den engen Kanälen zwiſchen hochragenden Schiefer- und Granitfelſen dahin; immer wieder kamen kleine Fälle von ½ und 1 m Höhe, die beſonders das von Apatu geführte Boot, in dem Crevaux ſich befand, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit „nahm“, wie ein gutes Rennpferd ſeine Hinderniſſe.

**Kampf der Gewässer mit der Küste** (Abb. 1, 2). — Es ist eine der ältesten Beobachtungen, daß die Gewässer, welche die Küsten bespülen, diese zerstören. Die Wellen, welche gegen die Küste anrollen, werfen sich mit großer Gewalt gegen die Felsen, und wenn diese nicht sehr widerstandsfähig sind, so werden sie allmählich zerstört. Die Wellen, welche gegen die Küste anrollen, werfen sich mit großer Gewalt gegen die Felsen, und wenn diese nicht sehr widerstandsfähig sind, so werden sie allmählich zerstört.

Abb. 1. Felsen an der Küste.

**Die Küstenlinie.** Eine Küstenlinie ist eine Linie, die entlang der Küste verläuft. Sie kann gerade oder gekrümmt sein. Eine gerade Küstenlinie ist eine Linie, die entlang der Küste verläuft, ohne sich zu krümmen. Eine gekrümmte Küstenlinie ist eine Linie, die entlang der Küste verläuft, sich aber krümmt. Eine gekrümmte Küstenlinie ist eine Linie, die entlang der Küste verläuft, sich aber krümmt. Eine gekrümmte Küstenlinie ist eine Linie, die entlang der Küste verläuft, sich aber krümmt.

ſein ganzer Inhalt, der Hauptheil von Crevaux' Gepäck, war untergegangen; die nothdürftige Ausbeſſerung des ſtark beſchädigten Fahrzeuges hatte den Aufenthalt verurſacht. Die Fahrt des 17. ging auf einer vollkommen ruhigen Strecke des Fluſſes dahin, der nächſte Tag aber brachte ſchon wieder zahlloſe kleine Fälle und deshalb ein langſames Vorwärtskommen. Am Morgen des 20. paſſirte man einen mächtigen, ſteil anſteigenden Berg, den Marakanaï; derſelbe erinnerte in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt an die Berge, die Crevaux in ungefähr der gleichen Höhe am Yary geſehen hatte; wie dieſe beſtand er auch aus weißem Sandſtein. Von der wüthenden Strömung ſchnell an ihm vorbeigeführt, kamen die Boote ſchon nach kürzeſter Zeit zu einem vollſtändigen Stillſtand; eine gewaltige Barre von ſeltſam geſtalteten und zerklüfteten Schieferfelſen zog ſich über den Fluß, deſſen Waſſer vollſtändig unter ihr verſchwand. Eine ſofort vorgenommene Rekognoſcirung ergab, daß die Barre eine Breite von 1500 Metern hatte, daß alſo nichts übrig blieb, als durch den hier bis dicht an das Ufer reichenden Wald einen Weg für den Transport der Canoes zu bahnen. Am Mittag des 21. war dieſe Arbeit glücklich beendet, man brachte die Boote in das Waſſer, ſchiffte ſich ein, um — ſchon nach einer halben Stunde an einem hohen Fall anzulangen, wo ein neuer Transport über Land nothwendig war und unter einem ſintfluthartigen Regen ausgeführt wurde. Zwiſchen hohen, auf der linken Seite zu bizarren Formen ausgewaſchenen Sandſteinufern ging es dann weiter mit einer Strömung von 8 km in der Stunde. Am 23. paſſirte man wieder zwei hohe Berge, den Moraïka und den Takaipu. Der Fluß, der hier Quarzitfelſen von derſelben Art durchbricht, wie ſie die Pancada des Yary bilden, ſchäumt und brauſt wüthend zwiſchen den ſteilen Wänden dahin. Es war keine Möglichkeit, die Boote auf das Ufer zu bringen, man mußte ſich begnügen, ſie an ſtarken Lianentauen von oben über das Waſſer zu leiten; leider riß dabei ein Tau und man büßte eines der Boote ein; und da ein Unglück

Einfahrt in den Yary.

ſelten allein kommt, ſo wurde noch während einer der nächſten Nächte ein zweites Fahrzeug, das nicht hinreichend befeſtigt war, losgeriſſen und auf Nimmerwiederfinden von den Wellen entführt. Da auch der alte Häuptling, der tollen Fahrt müde, die ſeinem Canoe manchen Schaden zugefügt, ſich vor einigen Tagen auf den Heimweg begeben hatte, ſo verfügte Crevaux jetzt nur noch über zwei Fahrzeuge, von denen das eine, größte, ſtark havarirt war; ein Aufenthalt von einem Tage genügte indeſſen ſeinen Indianern, aus der Rinde eines Baumes, den ſie Kurbaril nannten, zwei brauchbare Piroguen herzuſtellen, mit denen die Fahrt am 24. fortgeſetzt wurde. Eine gute Strecke weit war der hier 700 bis 800 m breite Fluß mit größeren und kleineren Steinblöcken wie beſäet, dabei ſo ſeicht, daß man die Boote vor ſich her ſchieben und ſtellenweiſe die im Wege liegenden Blöcke bei Seite räumen mußte. Gegen Abend kam man an einem 20 m hohen in einer einzigen Stufe hinabſtürzenden Fall an, der als der letzte des Paru freudig begrüßt wurde. Der Name Panama, mit dem ihn die Eingeborenen bezeichneten, bedeutet in der Sprache der Roucouyenne und Apalaï einen Schmetterling. Noch eine Nacht wurde im Walde und zwar unter heftigem Wind und Regenſchauern zugebracht; am Morgen des Weihnachtstages erreichte man die erſte Niederlaſſung am untern Fluſſe, die, freilich nur von einigen Negern und halbciviliſirten Indianern bewohnt, dem Reiſenden nach den 140 Tagen der Waldfahrt wie ein Ruhehafen erſchien. Die Leute ſprachen etwas Portugieſiſch, wußten ihm aber auf ſeine Fragen nach den Ereigniſſen der letzten Monate keinerlei Beſcheid zu geben. Endlich kam einer von ihnen auf den klugen Gedanken, dem wißbegierigen Fremden ein altes Zeitungsblatt zu geben, in dem ſie vor wenigen Tagen ihren kleinen Vorrath an Salz erhalten hatten. Mit einer Art von Rührung ergriff Crevaux das zerknitterte Papier und durchlas es wieder und immer wieder: war es doch der erſte Gruß, den die civiliſirte Welt ihm entgegenſandte.

Nach kurzem Aufenthalte bei den gaſtfreundlichen Leuten wurde die Fahrt fortgeſetzt, die, ein Jagdunglück abgerechnet, das einen der Indianer betraf, auch glücklich zu Ende geführt ward. Die Ufer des untern Paru ſind ungemein niedrig und ſumpfige Inſeln durch den ganzen Fluß zerſtreut. Am 28. December, um 2 Uhr Nachmittags, langte man an der Mündung des Fluſſes an: in unabſehbarer Breite lag die glänzende Fläche des Amazonas zum zwei-

ten Male vor den Blicken des Reiſenden. Einundvierzig Tage hatte die Fahrt auf dem Paru in Anſpruch genommen, dafür war das Reſultat dieſer langen Arbeit auch ein vollkommenes Gelingen. Keine Lücke fand ſich in Crevaux' Aufnahme dieſes den Geographen bislang ſo gut wie unbekannten Fluſſes. Aber gerade das glückliche Reſultat dieſes letzten Unternehmens ließ Crevaux mit Bedauern an ſeine unvollendetgebliebene Aufnahme des Yary denken. An heftigem Fieber erkrankt, hatte er ſeine erſte Reiſe im Jahre 1877 übereilt beenden müſſen; die untere, von Dampfern befahrene Strecke des Yary fehlte auf ſeiner Karte. Ein ſchneller Entſchluß, das damals Verſäumte jetzt nachzuholen, fand ſchnelle Ausführung. Die Mündung des Yary zu Lande zu erreichen, war unmöglich, da die Ufer des untern Amazonas ſumpfig und von unzähligen Waſſerläufen durchſchnitten ſind, das einzige Boot freilich, das dem Reiſenden zu der unvermeidlichen Fahrt auf dem großen Strome übrig blieb, nachdem er die Indianer ausgelohnt und entlaſſen hatte, war durch die Parufahrt ſtark beſchädigt und leck. Apatu, der ſeltſamerweiſe vor der Reiſe auf dem breiten glatten Strome eine Furcht empfand, die ihm bei der Ueberſchiffung der Waſſerſtürze und Schnellen fremd geweſen war, verſuchte Einwendungen zu machen, indem er auf den ſchlechten Zuſtand des Schiffes hinwies. Er wurde energiſch zum Schweigen verwieſen und ihm nur aufgegeben, das Schiff, ſo gut es anginge, bis zum Abend für die Abfahrt fertig zu ſtellen, da man zum 1. Januar, dem Abgangstage der kleinen Dampfer, an der Yary-Mündung ſein müſſe. Und was gehen ſollte, ging auch: am Abend deſſelben Tages ſchiffte ſich Crevaux von Neuem ein, am Mittag des 31. erreichte er die Mündung des Yary, in die er einfuhr, um in einer der am Ufer gelegenen Niederlaſſungen, in der er bei ſeiner erſten Reiſe ſchon freundlichſte Aufnahme gefunden hatte, die Ankunft des Dampfers abzuwarten. Nachdem er am 2. Januar ſich auf dieſem eingeſchifft und während der kurzen Fahrt ſtromaufwärts, bei der an unzähligen Niederlaſſungen Halt gemacht wurde, ſeine Arbeit glücklich zu Ende geführt hatte, begab ſich Crevaux nach Para, wo er am 9. Januar eintraf.

# Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

## II.

### Ausdehnung und geologiſche Beſchaffenheit.

Daß der Hohneck nun für den ganzen Aufbau der Vogeſen große Bedeutung hat, das ſahen wir ſchon. Henri Hogard, dem wir die erſte wiſſenſchaftliche und für ihre Zeit vortreffliche Geſammtbeſchreibung der Vogeſen verdanken, ſagt, indem er darauf aufmerkſam macht, daß der Gipfel des Hohneck etwas nach Oſten vorgeſchoben ſei: „cette montagne, la plus ample du toute la chaine, devient le centre des Hautes-Vosges," und Elie de Beaumont ſtimmt dieſen Worten, indem er ſie wiederholt, völlig bei. Dennoch ſcheint dieſe Behauptung auf den erſten Blick recht befremdlich. Denn von den Erhebungen des Kammes können wir unmöglich mehr zum Hohneckmaſſiv hinzurechnen, als die Gipfel, welche zwiſchen der Paßhöhe der Schlucht und dem Rheinkopf gelegen ſind, alſo zunächſt den bewaldeten Kopf von 1257 m Höhe, an welchem das Schlucht-Hôtel gelegen iſt, Lundenbühl genannt, der nach Oſten ſteil abgebrochen, nach Weſten durch den Collet mit den Höhen, welche Retournemer umgeben, verbunden iſt und hier die Quellen der Meurthe und der Bologne trägt. An ihn ſchließt ſich in breiter, aber weit nach Weſten zurückweichender Verbindung — denn die ſteilen Oſtabfälle treten hier weit in die Kammlinie ſelbſt hinein, indem ſie das mächtige Frankenthal bilden — der baumloſe, aber pflanzenreiche Falimont (Haut de Falimont) an, welcher das Frankenthal überragt und nun direkt zum Hohneckgipfel ſelber hinleitet. Durch das tiefe Eindringen des Frankenthales, deſſen äußerſt ſteile Abhänge ebenfalls mit dem herrlichſten Pflanzen- und Blüthenſchmuck überkleidet ſind, gewinnt es den Anſchein, als ob der Hohneck, wie dies ja Hogard ausſprach, aus der eigentlichen Kammlinie etwas nach Oſten vorgerückt ſei. Allein dies iſt nicht der Fall. Der Lundenbühl iſt ebenſo weit nach Oſten vorgewölbt, und nicht anders die ſüdlich dem Hohneck unmittelbar folgenden Gipfel, auch der Rheinkopf ſelber; nur daß gerade hier bis zum Rheinkopf und auch nördlich in den zunächſt anliegenden Partien der Hautes-Chaumes die jähen Abſtürze oder Einſtürze tief in den Kamm vorgedrungen ſind. Nur den Lundenbühl, den Hohneck und die ihm folgenden Höhen ſowie den Rheinkopf haben ſie nicht zurückdrängen können, wenn ſie freilich ſich auch an allen dieſen Bergen bemerklich genug machen. Dieſer Gegenſatz der eindringenden ſteilen Hochthäler, die bis zum Kamm breit hinaufführen, und der mächtig vortretenden Gipfel iſt eine ganz beſondere Eigenthümlichkeit des Hohneckmaſſives. Zu letzterm gehört natürlich auch noch der Rheinkopf ſelber, er wird abgegrenzt durch beide Fechtarme. Auch ſeine öſtlichen Vorberge ſind hier nochmals zu nennen, welche, wie wir ſchon ſahen, ſich nur bis Münſter erſtrecken, in der Form eines breiten Dreiecks, deſſen Grundlinie der Kamm der Vogeſen, deſſen Höhe der Gebirgszug, der vom Hohneck über den „nächſten Bühl" und Sattelberg hinzieht, deſſen äußerſte Spitze Münſter bildet. Dies Dreieck umfaßt etwa 50 qkm; es iſt höchſt unbedeutend, wenn man es mit den übrigen öſtlichen Auslaufketten der Vogeſen vergleicht.

Aber das Syſtem der Vogeſen erſtreckt ſich überhaupt viel weiter nach Weſten als nach Oſten. Elie de Beaumont zieht als Grenze deſſelben eine Linie zwiſchen Plombières und Remiremont, Epinal und Bruyères, Baccarat und Raon l'Etape u. ſ. w. und gerade die Weſtgegend iſt es, nach welcher ſich, wie Hogard zuerſt ausſprach, auch das Hohneckmaſſiv erſt in ſeiner ganzen und wahren Mächtigkeit ausdehnt. So zeigt uns daſſelbe gleich eine merkwürdige Erſcheinung: von ihm und von ſeiner weſtlichen unmittelbaren Fortſetzung, welche bis nach Gerardmer ſich erſtreckt, fließen ſtrahlenartig eine auffallend große Menge von verhältnißmäßig bedeutenden Flüſſen aus. So nach

The
Southern Region
of
Hindostan
or
India
Scale of Miles

Oſten die Fecht in mehreren Armen; die Thurquelle (vom Rothenbach) nach Süden, im Weſten die Moſelotte, die Bologne, die zur Moſelotte geht, der Fluß des Val du Chajoux, dann der Vouchot nebſt parallelem Nebenfluß, endlich der Cleury nach Nordweſten und Norden, die Bologne mit ihren verſchiedenen Quellen, der Neuné und die Meurthe, letztere ebenfalls mit mehreren Quellarmen, alles Flüſſe, die zur Moſel gehören. Jede gute Karte lenkt das Auge durch dieſe ſternartig angeordneten Waſſerläufe ſchon ganz unwillkürlich zum Hohneck hin. Etwas Aehnliches haben wir am Donon, den wir ſchon kennen, ſowie an der merkwürdigen Bodenſchwelle, welche den Climont trägt und welcher nach Norden die Breuſch, die Fave nach Weſten und nach Oſten der Altbach (Gießen) entſtrömt. Aber um wie viel bedeutender iſt dieſe Erſcheinung am Hohneck!

Und wie die Flüſſe, ſo zeigen auch die lothringiſchen Berge, welche uns vorhin bei raſchem, landſchaftlichem Ueberblick als ein faſt regelloſes Gewirr erſchienen, eine ſehr regelmäßige Anordnung: ſie liegen alle ebenfalls ſtrahlenförmig angeordnet um die beiden lothringiſchen Seen, um Longemer und Gerardmer, oder beſſer, ſie ſtrahlen alle hin zu jener weſtlichen Verlängerung des Hohneckmaſſives, welche wir ſchon bis zum Gerardmer verfolgten, und zwar bilden ſie, im Ganzen betrachtet, eine ſchildförmige Fläche, welche ſich von allen Seiten zum Hohneck emporhebt, zu dem ſie unmittelbar gehört, der nur ihr höchſter Gipfel iſt. Zunächſt zeigt ſich dies Emporgehobenſein an der Höhe der verſchiedenen Thalſohlen. Da haben wir (franzöſiſche Generalſtabskarte) das Oſtende des Longemers 746 m hoch, die Mündungen der Thäler nördlich von ihm haben 810, ja 826 m, das Oſtufer des Gerardmers 666 m, das Weſtufer 698 m, das Städtchen Le Tholy, weſtlich von Gerardmer, hat 586 m, Le Baltin im Meurthethal 751 m Höhe. Dagegen Saulxures an der Moſelotte nur 416 m, St. Amé (am Ausgange des Thales des Cleury) 405 m, Remiremont an der Moſel 390 m, Granges am Nordabfall der Erhebung 483 m, Gerbépal am Neuné 622 m, dagegen Fraize nur 490 m, obwohl es ſo nahe an den Vogeſen ſelber liegt. Südlich von der Moſelotte und Moſel hat das Flachland noch geringere Höhe (Lure 294 m, St. Loup 245 m), ebenſo im Norden unſeres Gebietes. Aber auch die Berge ragen hoch auf, und zwar haben ſie ihre größten Höhen im Centrum ihrer Convergenz; ſie ſind zugleich deſto höher, je näher ſie dem Hohneck liegen. Um Gerardmer haben ſie 982, 929, 984 m, öſtlich von demſelben zum Gebirge hin 1090, 1059, 1013, 1093 m, noch näher zur Vogeſenkette hin 1127, 1186, 1203 m, Höhen, wie wir ſie ſonſt nicht in Lothringen haben; die Montes Faucilles erreichen nur etwa 770 m! Man kann dieſes Terrain abſchließen durch die Moſelotte im Süden, die Moſel und Bologne im Weſten, oder noch enger durch eine Linie von St. Amé nach Granges und von Granges über Anould nach Fraize. Im Oſten lehnt es ſich unmittelbar an den Hohneck, wölbt es ſich, kann man ſagen, zum Hohneck auf. Eine ſolche Bildung findet ſich am Weſtabhang der Vogeſen nicht wieder, weder die Gegend um den Donon, noch die um den Elſäſſer Belchen läßt ſich mit ihr vergleichen.

Auch die geologiſchen Verhältniſſe[1]) ſind merkwürdig genug; auch ſie heben das eben geſchilderte Gebiet einheitlich hervor, bei welchem die geologiſchen mit den eben gezogenen orographiſchen Grenzen nordwärts ganz, weſtwärts faſt vollſtändig zuſammenfallen. Das ganze Gebiet beſteht nämlich aus demſelben Granit, aus welchem der Kamm der granitiſchen Vogeſen beſteht, aus Biotitgranit oder Granitit. Das Geſtein zeigt verſchiedene Modifikationen, welche durch allmälige Uebergänge ſo mit einander verbunden ſind, daß eine wirkliche Scheidung, bis jetzt wenigſtens, nicht möglich iſt: es iſt überall daſſelbe, nur variirt, bald hell-, bald dunkelfarbig, bald von porphyrartigem Anſehen, bald feinkörnig, oft ohne, doch oft auch mit Hornblende-Beimiſchungen u. ſ. w. Ohne Zweifel ſetzt ſich dieſer Granitit auch nach Nord und Weſt ziemlich oberflächlich fort, wie dies z. B. nach Weſt hin zahlreiche Entblößungen in den Flußthälern darthun: meiſt aber iſt er (und im Norden faſt ganz ausnahmslos) überdeckt von anderen Geſteinen, zunächſt von dem Hauptbuntſandſtein (Grès des Vosges) und dem obern Buntſandſtein (Grès bigarré) der Vogeſen, nach Norden zu auch in breiter Ausdehnung vom Rothliegenden, welches ſonſt nur noch in einer kleinen Scholle ſüdlich von Remiremont auftritt. Dagegen iſt das von uns ausgeſchiedene Granitgebiet ganz frei von ſolchen Ueberlagerungen mit Ausnahme einiger kleinen Hauptbuntſandſteinreſte, welche merkwürdig genug gelegen ſind: nach dem Hohneck zu fehlen ſie ganz, auf den weſtlicheren Strahlen unſeres Gebietes finden wir ſie an einigen nach dem Centrum zu gelegenen Punkten. So bildet der Hauptbuntſandſtein nordwärts von Gerardmer auf dem Maſſiv zwiſchen Neuné und Bologne den Nayemont, 960 m; dann in dem Abſchnitt zwiſchen Bologne und Cleury die Spitze la Moulure, 892 m, in dem zwiſchen Cleury und Vouchot die tête de la neuve roche, 970 m; noch einige andere, aber ganz unbedeutende Punkte nenne ich nicht. Beachtenswerth iſt, daß alle dieſe Sandſteinhöhen um das Ende jenes Weſtausläufers des Hohneck, der ſich bis Gerardmer erſtreckt, in einem faſt regelmäßigen Kreis herliegen, daß ſie alle über ihre nächſte Umgebung hoch aufragen, ja daß einige von ihnen die höchſten Spitzen ihrer jedesmaligen Abſchnitte ſind; daß endlich der Hohnack (980 m) und der Kühberg (966 m), die dem Hohneck öſtlich nächſten Sandſteinberge, eine faſt gleiche Höhe haben. Und ferner iſt zu beachten, daß, wie das Maſſiv des Hohnack, ſo auch dieſe weſtlichen Sandſteinreſte unmittelbar auf dem Granit auflagern, ohne die ſonſt ſo gewöhnliche Unterlage des Rothliegenden, obwohl dies letztere nordwärts, bei Anould und Bruyères, ſofort maſſenhaft eintritt. Nur die Neuve Roche macht hier eine merkwürdige Ausnahme: ſie trägt, aber nur nach Südoſten zu, eine kleine Unterlage von Rothliegendem (Billy); genau in ſüdöſtlicher Richtung folgt ſogleich die Buntſandſteinſcholle von Dommartin, welche nach Südoſten zu ebenfalls auf einer Unterlage von Rothliegendem ruht; und hierauf das ausgedehnte Stück Rothliegendes zwiſchen Plombières und der Moſel, welches wir ſchon erwähnten. Auch oſtwärts vom Hohneck finden wir das Rothliegende weder unter dem Hohnack noch unter dem Thännichel, während es wieder an einigen Punkten des ferneren Oſtens auftritt. Dieſer ganze Theil der heutigen Vogeſen, von jenen Weſtgegenden, die ſich bis zur Moſel erſtrecken, bis zum Oſtrande des Gebirges muß alſo zur Zeit des Meeres, aus welchem ſich das Rothliegende bildete, eine gehobene Inſel geweſen ſein, welche auch ſüdwärts von dieſem Meere umgeben war (einen Reſt ſeiner Niederſchläge haben wir bei Plombières bis zur Neuve Roche); zur Zeit des Sandſteinmeeres war ſie untergeſunken und erhob ſich erſt ſpäter wieder und auch dann wieder höher als das umliegende Terrain. Ob aber auch ihre Centralgegend, das Hohneckmaſſiv, mit untergeſunken, iſt keineswegs ſicher. Die höchſte

[1]) E. de Billy, Esquisse de la Géologie du Départ. des Vosges. Annales de la Société d'émulation des Vosges, t. VII, cahier II, 1850. Carte géolog. du Dép. des Vosges par E. de Billy, 1848, 4 Bl.

Schicht des Buntſandſteins am Hohnack erreicht 980 m, bleibt alſo immer noch 386 m unter der heutigen Hohneckſpitze. Es iſt alſo möglich, daß die höchſte Höhe des Granitmaſſives der Vogeſen ſeit den älteſten Zeiten gehoben war und trotz verſchiedener Schwankungen in den Höhenverhältniſſen bis heute nicht wieder untergetaucht iſt. Hierfür ſcheint unter anderen auch das kreisförmige Auftreten der Buntſandſteinreſte auf dem Granitmaſſiv weſtlich vom Hohneck zu ſprechen, ſowie der Umſtand, daß ſie alle (einſchließlich der öſtlichen Reſte, z. B. des Hohnack) in faſt ganz gleicher Höhe nach oben abſchließen. Auch die Höhe der Granitunterlage, auf welcher ſie ruhen, iſt nahezu die gleiche. War aber der ganze Hohneck untergetaucht, ſo würden ſich doch wohl auch in größerer Höhe ſolche Sandſteinreſte auf ſeinem wieder emporgeſtiegenen Maſſiv gehalten haben, da ſie durch die feſte Konglomeratdecke, welche den Hauptbuntſandſtein nach oben abſchließt, geſchützt waren und ſich das gleiche Material z. B. auf dem Donon, einem ebenfalls hohen und ſehr exponirten Punkt, ſehr mächtig gehalten hat. Jedenfalls hat der Granit dieſer Gegenden nur da, wo er mit dem älteſten Geſtein, mit den Schiefern und Grauwacken, in Berührung ſtand, durch den Kontakt Umwandlungen hervorgerufen, nicht da, wo er mit dem Sandſtein unmittelbar zuſammentrifft. Jene Umwandlungen ſcheinen die Folgen der erſten Hebung jener Granitinſel zu ſein; ſie ſind durch Granitmaſſen hervorgerufen, welche in ſtark erhitztem Zuſtande den Schiefer durchbrochen haben, gewaltſam in ihn eingedrungen ſind. Das Rothliegende dagegen und der Sandſtein der Trias haben ſich ganz allmälig auf dem Granit abgelagert, als derſelbe den Boden der Meere bildete, welches jene Geſteine niederſchlug. Senkungen und ſpätere Hebungen erfolgten nach Art der ſäkularen Bodenſchwankungen ſehr langſam und ohne Einfluß auf die Geſteine, welche den Granit berührten.

---

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

## IV.

### 5. Feiertage und religiöſe Feierlichkeiten. (Erſte Hälfte.)

Während, wie wir ſchon gelegentlich ſahen, die chriſtlichen Sonntage größtentheils nur geringer Beachtung ſich erfreuen, werden die eigenen heidniſchen Feiertage um ſo mehr geheiligt. Kein Menſch rührt irgend eine Arbeit an, möge es auch die allerdringendſte Arbeitszeit ſein. Um gleich in medias res zu kommen, füge ich hier, ehe ich zur Schilderung der einzelnen Feſte übergehe, zunächſt die Beſchreibung zweier Opferungen ein, denen ich beiwohnte, und zwar in der Form, wie ich ſie in meinem Tagebuche notirte, um zugleich eine Vorſtellung davon zu geben, wie die Leute ſich geben und benehmen.

Der letzte September 1879 war ein prachtvoller Herbſttag, und wir benutzten ihn, um dem Schulmeiſter Filimonow in Juſſli, einem wotjäkiſchen Kirchdorfe, 22 Werſt von der Fabrik, einen Beſuch zu machen. Er empfing uns äußerſt liebenswürdig, und berichtete, daß am folgenden Tage Pokrow[1]) ſei, ein großer Feiertag der Wotjäken, und daß daher, wie am Vorabende jedes größern wotjäkiſchen Feiertages, heute Nacht Opferungen vorgenommen würden. Ich entſchloß mich daher ſogleich, die Nacht dort zu verbringen.

Wir gingen darauf zuſammen zu dem wohlhabendſten Bauern des Dorfes, einem prächtigen Greiſe von etwa 60 Jahren, dem Haupte einer großen Familie, und fragten ihn, ob wir wohl heute Abend der Opferung in ſeinem Hauſe beiwohnen könnten. „Gewiß," ſagte er, „nur weiß ich nicht, wann ſie ſtattfinden kann, wahrſcheinlich erſt ſpät in der Nacht, denn meine ganze Familie iſt beim Waldbrande beſchäftigt und wird wohl erſt ſpät nach Hauſe kommen." (In der Entfernung einiger Werſt vom Dorfe brannte ein großer Kronswald.) „Wenn wir anfangen zu beten, werden wir es Euch ſchon melden." Wir waren damit zufrieden, fragten aber zur Sicherheit noch an einigen Stellen an, ob wir den Gebeten beiwohnen könnten. Alle verſprachen ſehr bereitwillig uns rufen zu laſſen. Wir gingen nach Hauſe und warteten. Als immer noch keine Einladung kam, ließen wir anfragen, ob es bald ſo weit ſei; wir bekamen immer verneinende Antworten und um 9 Uhr gingen wir ſelbſt zum Alten. Dort war alles bereits dunkel. Wir klopften ihn heraus und fragten, weshalb er uns betrogen. „Die Kinder kamen ſo ſpät nach Hauſe," entſchuldigte er ſich; „auch habe ich unſern Prieſter nicht bekommen können; wir unterließen es daher ganz." Da war natürlich nichts zu machen; zudem log der Alte ſehr treuherzig, denn der Hausherr opfert gewöhnlich ſelbſt, und keiner läßt das Opfer ſo leicht aus. „Wo wird heute noch geopfert werden?" fragte Filimonow. „Im allgemeinen kuala bei Waſſili Fedorow werdet Ihr es noch gewiß ſehen können," ſagte er, und ſchloß ſein Fenſterlein. Wir tappten uns alſo in ſtockfinſterer Nacht weiter bis zum bezeichneten Hofe und ins Zimmer hinein. Dort ſahen wir von einem rauchenden Holzſpahn düſter beleuchtet in einem gewöhnlichen Wohnzimmer etwa 6 bis 7 Männer um einen gedeckten mit Brei, Fleiſch, Brot und kumyška beſetzten Tiſch ſitzen; in der andern Ecke des Zimmers ſaßen und ſtanden mehrere Weiber, einige darunter im höchſten Sonntagsſtaate. Wir fragten, ob ſie ſchon gebetet hätten, und ob wir dem Gebete anwohnen könnten. „Warum nicht?" meinte ein ſchwarzhaariger Wotjäke, der zunächſt ſaß, der Herr des Hofes, „doch wird es noch ſehr lange dauern, wohl noch vier bis fünf Stunden, vielleicht auch mehr." Filimonow wollte nach Hauſe gehen und zur Opferung wiederkommen; ich traute aber dem Frieden nicht, zog den Ueberzieher aus und ſetzte mich auf die Bank. Ein Weib brachte uns gleich ein Glas recht ſchlechten kumyškas. „Weshalb wollt Ihr überhaupt dem Gebete beiwohnen?" meinte ein anderer Wotjäke; „wir beten ja alle zu demſelben Gott, nur die Form

[1]) Name eines ruſſiſchen kirchlichen Feiertages.

des Gebetes iſt etwas anders als bei den Ruſſen, doch iſt der Unterſchied auch nicht groß, denn die Ruſſen opfern dem Gotte Lichte, wir opfern Fleiſch, Brot und kumyška.“ — „Weshalb opfert Ihr denn überhaupt?“ fragte ich. „Nun, damit der Rauch zu Gott emporſteigt und er merkt, daß wir beten,“ war die Antwort. Ich erzählte ihnen nun, daß meine Heimath über 2000 Werſt nach Weſten gelegen iſt, und daß dort ein den Wotjäken verwandter Volksſtamm wohne, den ich ſehr gut kenne, und ich wolle vergleichen, ob ſie viel anders beteten als jene. Das ſchien ihnen einzuleuchten und ſie waren jetzt viel geneigter, mich ihrem Gebete beiwohnen zu laſſen. Wir redeten jetzt von verſchiedenen Dingen und ich freute mich über das gute Urtheil der Leute, über ihr freies ſelbſtbewußtes, dabei aber doch höfliches Benehmen. Ab und zu trat ein neuer Gaſt in die Hütte, gab dem Wirthe eine Flaſche kumyška und ſetzte ſich auf die Bank. Der Rauch vom Holzſpahn ſtach mir unangenehm in die Augen, und wieder wurde mir verſtändlich, warum die Leute ſo viel an Lidkrankheiten leiden. „Warum brennt Ihr keine Lampen?“ fragte ich. „Man zerbricht die Gläſer ſo leicht,“ meinte der eine; „doch würde man es mit einiger Uebung wohl auch vermeiden können,“ fügte er hinzu. „Heller würde es gewiß ſein,“ ſagte ein anderer, „und dabei viel vortheilhafter, denn ehe man geeignetes Holz findet, es ſpaltet und die Spähne abſpaltet, vergeht viel Zeit, die man anderweit viel vortheilhafter anwenden könnte.“

Plötzlich wurde ich abgerufen, der Pope hatte einen Blutſturz bekommen. Als wir aufbrachen, es war bald 11 Uhr, ſagte mir der Hauswirth: „Beeile Dich nur, denn viele werden wohl nicht mehr kommen, und wir werden bald anfangen.“ Ich mußte einige Zeit verweilen, und als wir nach etwa einer halben Stunde wiederkehrten, waren alle ſchon im kuala verſammelt und die Ceremonie hatte bereits begonnen. „Etwas könnt Ihr immer noch ſehen,“ ſagte einer, „ſetzt Euch nur hin.“ Ich ſetzte mich alſo und beſah mir das Lokal. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer auf der Erde an der der Thür gegenüber gelegenen Wand; in der linken Ecke war ein Brett ziemlich hoch in der Art eines Regales befeſtigt, drunter ſchwälte ein Holzſpahn. An der Wand links von der Thür lief eine Bank, auf welcher wir ſaßen, davor in der Nähe der Ecke ein Tiſch, beſetzt mit kumyška und Bierflaſchen, Fleiſch, Brot und Grützbrei. Uns gegenüber am Tiſch ſaß der Hausherr und kaute ſtillſchweigend an einem Stück Fleiſch. In der Ecke rechts von der Thür kauerte oder ſtand eine Anzahl Weiber. Die Männer ſaßen alle mit bedecktem Haupte und unterhielten ſich ohne beſondere Scheu oder Ehrfurcht. Ein einziger Bauer war etwas betrunken. Er beſah anfangs begehrlich meine glimmende Cigarre und bat ſich dann einen Zug aus derſelben aus. Ich ſchenkte ſie ihm, und nun kam einer nach dem andern und nahm einen kräftigen Zug aus derſelben, worauf er ſie mir wieder zurückerſtatten wollte. Jetzt goß der Hausherr aus mehreren Flaſchen kumyška in eine Schale, ſtellte ſich mit derſelben vor das Regal, hob irgend etwas, was ich nicht ſah, wohl ein Glas mit kumyška, auf daſſelbe und begann dann, immer zum Regal hinaufſchauend, mit kläglicher Stimme zu murmeln. Am Ende des Satzes verſtand ich immer die mit etwas lauterer Stimme geſprochenen Silben „osto“, und auf das osto folgte immer ein Räuſpern, ehem. Das wiederholte ſich mehrere Male und jedesmal, wenn er „osto, ehem“ geſagt, verneigte er ſich, das Haupt entblößend und gleich wieder bedeckend, was auch alle Uebrigen, ich mit eingeſchloſſen, ehrfurchtsvoll mitthaten. Darauf trat er, immer murmelnd, ans Feuer, und nach dem „osto, ehem“ goß er einige Tropfen ins Feuer. Jetzt machte er daſſelbe noch einmal, wieder mit kumyška, genau in derſelben Weiſe, mit demſelben Räuſpern nach dem Worte „osto“ und ließ dann die Schale herumgehen; jeder, auch ich, nahm einen Schluck. Daſſelbe wiederholte ſich dann mit dem Bier, Brei, ſchwarzen und weißen Brot; mit jedem betete er in genau derſelben Weiſe vor dem Regale und ſchüttete dann etwas ins Feuer. Als alles zu Ende war und einzelne Leute aufbrachen, gingen auch wir fort.

Filimonow hatte einmal bei einem andern Bauern einem Opfer von Anfang an beigewohnt und berichtete mir folgendermaßen. Zunächſt ſchnitt der Opfernde unter Murmeln dem Opferthiere, einem Lamme, einige Haare ab und warf ſie ins Feuer, ſchlachtete dann das Thier, fing das Blut auf, miſchte etwas davon mit Salz und opferte dann dieſes Gemiſch; dann folgte das Uebrige in derſelben Reihenfolge, wie ich es geſehen. Auch ihm war das Räuſpern nach jedem „osto“ aufgefallen.

Am Abend vor dem ruſſiſchen Eliastage, dem 20. Juli, fuhr ich nach Gondyr gurt, einem Wotjäkendorf, 5 Werſt von der Fabrik entfernt, um mir dort das Opfer anzuſehen. Der mir von früher her bekannte Wotjäke, bei dem ich abzuſteigen pflegte, ſagte mir, wie ich ſchon früher wußte, daß er die heidniſchen Gebräuche verlaſſen habe und nicht mehr opfere. Wir gingen daher zum Nachbarn und fragten ihn, ob er heute opfern werde. „Ja,“ ſagte er etwas zögernd. „Wann wirſt Du denn beten?“ — „In der Nacht.“ — „Nun, wir wollen warten.“ — „Ich glaube,“ meinte er darauf nach einiger Zeit, „ich werde heute nicht beten.“ Ich redete ihm zu ſich weiter nicht zu fürchten; ſein Bruder legte, wie es ſchien, ein Wort für mich ein, und die Branntweinflaſche in meiner Hand ſprach auch kräftig zu meinen Gunſten, ſo daß er endlich ſagte: „Wartet nur, bald könnt Ihr es ſehen, wenn es Euch gefällt.“ Ich fragte ihn, ob er ein Schaf ſchlachten würde. „Nein,“ ſagte er, „das iſt ſchon geſchlachtet;“ und in der That beſtätigten die Blutstropfen an ſeinen Stiefeln ſeine Behauptung.

Nachdem die beiden Brüder innerhalb etwa einer Stunde die Flaſche geleert hatten, breitete die Frau ein weißes Tiſchtuch auf den Raſen des Hofes, ſetzte Teller mit Honig, Brot, Butter und kumyška darauf; einen zerbrochenen Topf mit glühenden Kohlen daneben, der Wirth aber, der bisher am lauen Sommerabend baarhäuptig geweſen, ſetzte ſeinen Hut auf und ſtellte ſich mit dem Geſicht gen Oſten vor das Tuch. Er ſchnitt ein Stückchen Brot ab, murmelte: „osto inmaro!“, verbeugte ſich, das Haupt entblößend, bedeckte ſich wieder und legte das Stück dann ins Kohlenbecken. Ebenſo machte er es mit der Butter, dem Honig, dem kumyška. Dann wurde alles wieder abgeräumt. Ein Burſche von 16 bis 17 Jahren nahm das Kohlenbecken, drehte ſich einmal um ſich ſelbſt und trug es fort. Die ganze Feierlichkeit dauerte kaum fünf Minuten. Während der Zeit ſchwatzte der Bruder des Hausherrn beſtändig. „Wir wiſſen ſelbſt nicht, wozu wir in dieſer Art beten und zu wem,“ meinte er unter anderm. „Wir haben es von unſeren Eltern überkommen und vererben es unſeren Kindern.“

Wir heben, um Wiederholungen zu vermeiden, noch einige allgemeine Geſichtspunkte hervor. Bei allen Opferungen werden gewiſſe Regeln und Feierlichkeiten eingehalten, welche ſich immer wiederholen. Der Opfernde bedeckt ſich ſtets das Haupt vor der Ceremonie und verhält ſich im Uebrigen, wie oben geſchildert. Das Opfer iſt bei den verſchiedenen Gelegenheiten nicht immer das gleiche; ſo wird bei gewiſſen Gelegenheiten Geld oder Honig oder Eier geopfert, was bei den betreffenden Feiern beſonders wird hervor-

gehoben werden. Immer wird Brot, Grützbrei und kumyska geopfert, Fleiſch faſt immer, doch giebt es Ausnahmen.

Aehnlich wie bei den Tſchuwaſchen dem Irich, ſo wird bei den Wotjäken dem voršud ein Theil des Opfers in natura dargebracht und unter dem Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon, das hochgehobene Opfer, auf das džadžy gehoben. Wenn ſich der ſchon beſchriebene mudor genannte Kaſten darauf findet, ſo wird das Opfer in denſelben hineingethan. Ein anderer Theil des Opfers wird ins Feuer geworfen unter dem Namen tylas'kon, Feueropfer. Dieſe Reihenfolge wird immer eingehalten; nur an wenigen Tagen des Jahres wird, wie wir ſehen werden, das tylas'kon fortgelaſſen, und das vyle muts'on allein dargebracht. Nach den Feiertagen wird dieſes wieder herabgenommen und theils ins Feuer geworfen, theils verzehrt, theils bleibt es wohl auch auf dem džadžy liegen bis zum nächſten Feiertage. Der Opfertiſch oder derjenige Tiſch, auf welchem die zu opfernden Speiſen ſtehen, iſt ſtets mit einem weißen reinen Tiſchtuch bedeckt. Von jedem Opfergegenſtande wird, nachdem zunächſt die Götter das Ihrige bekommen, der Reſt von den Betenden verzehrt, und zwar bildet das Opfereſſen einen unumgänglichen Theil der Ceremonie.

Die kuala-Opfer finden immer in der Nacht, am ſpäten Abend ſtatt, am Vorabende eines Feiertages, und zwar opfert zunächſt etwa um 9 Uhr jeder Hausherr in ſeinem eigenen kuala und dann verſammelt ſich die Gemeinde, gewöhnlich aber nur eine kleine Anzahl, im gurt kuala, und jeder Theilnehmer händigt dem kuala ut'is eine Flaſche kumyška, als ſeinen Antheil am Opfer, ein. Die Opferung findet dann gegen Mitternacht ſtatt; nur in ſeltenen Fällen, die ſpäter hervorgehoben werden ſollen, wird das kuala-Opfer am Tage, Vormittags oder Nachmittags, abgehalten. Am Vormittage des Feiertages, der meiſt mit einem chriſtlichen ruſſiſchen Feſte zuſammenfällt, wird die griechiſche Kirche beſucht, und darauf giebt man ſich den Freuden des Daſeins hin.

Die Hainopferungen ſind von den im kuala geübten kaum verſchieden; nur werden ſie ſtets am Vormittage ausgeführt, und ſtatt des džadžy dient der Opfertiſch (vyle mut'son džök).

Wir beginnen nun mit der Beſchreibung des tol juon, des Winterfeſtes. Am Vorabende des Weihnachtstages bringt jeder Hausvater in ſeinem knala mit ſeiner Familie dem inmar oder anderwärts dem inmar und kylts'in ein Opfer, beſtehend aus Brot, Brei, Bier und kumyška und betet dabei:

„O, Gott inmar, kylts'in, wohl hütet und erhaltet, gewährt wohl zu leben und gedeihen, und glücklichen Fortgang. Dafür bringen wir euch Opfer dar und gedenken euer. Das gute Vieh erhaltet und vermehrt, gebt es nicht den wilden Thieren preis."

Gegen 11 Uhr Abends verſammelt ſich die Gemeinde beim kuala ut'is und gegen Mitternacht findet unter ſeiner Leitung die Opferung im gurt kuala ſtatt. Am Weihnachtstage gehen alle, namentlich aber die Weiber, in die Kirche, und dann beginnt das Geſchmauſe, das eine ganze Woche lang fortdauert. Dabei werden unglaubliche Quantitäten kumyška vertilgt. Am ſiebenten Tage wird die Austreibung des šaitan vorgenommen, eine Feierlichkeit, welche mit geringen Modifikationen ſich überall in gleicher Weiſe wiederholt. In Gondyr gurt wurde das auf folgende Weiſe gemacht: Alle jungen Mädchen des Dorfes verſammeln ſich, bewaffnet mit Stöcken, die am vordern Ende neunfach geſpalten ſind, und ſchlagen in alle Ecken des Hauſes und Hofes mit dem Rufe: „Den šaitan treiben wir aus dem Dorfe!" Nach der Austreibung werden die Knüttel unterhalb des Dorfes in den Fluß geworfen, da mag der šaitan zum nächſten Dorfe hinſchwimmen und dort ebenſo ausgetrieben werden [1]).

An anderen Stellen geſchieht dieſe Austreibung auf folgende Art. Die unverheiratheten Männer erhalten von allen Häuſern des Dorfes Grütze, Fleiſch und kumyška, gehen damit aufs Feld, nicht aufs lud, und machen dort unter einer Tanne ein Feuer an, kochen die Grütze, und eſſen dann von den mitgebrachten Vorräthen nach Ausſprechen der Worte: „Geh fort in die Wüſte jagen, komme nicht ins Haus." Darauf begeben ſie ſich ins Dorf zurück, gehen in alle Häuſer, wo ſich junge Weiber (vil' kenak) finden und werfen dieſe in den Schnee mit den Worten: „Mögen die Krankheitsgeiſter dich verlaſſen." Der Reſt der Grütze und übrigen Vorräthe wird dann in alle Häuſer vertheilt, nach Maßgabe deſſen, wie viel jedes beigeſteuert hat, und alle Familien verzehren dann ihre Antheile. Ein Wotjäke des malmyžſchen Kreiſes ſchilderte mir den Vorgang ganz ähnlich. Die Burſche ſammeln von allen Häuſern kumyška und Grütze und kochen letztere auf dem Felde. Während dieſes noch geſchieht, geht ein Theil der Burſchen ins Dorf, dringt in die Häuſer ein und wirft, wen ſie finden, in den Schnee, was dann „šaitan austreiben" heißt. Wenn die Grütze fertig iſt, wird von dem Brei und kumyška etwas ins Feuer geſchüttet mit den Worten: „Gott Inmar, wirf keine Krankheiten und Seuchen (auf uns), gieb uns nicht den urbets' (Waldgeiſtern) preis."

Am wildeſten ſcheint es nach Bechterew's Schilderung bei den kazanſchen Wotjäken herzugehen: Zunächſt wird dem Keremet (?) um Mittagszeit im lud geopfert; dann verſammeln ſich alle Männer beritten in der Mitte des Dorfes und berathen, mit welchem Hauſe man beginnen ſoll, wobei manchmal heftig geſtritten wird. Darauf binden ſie ihre Pferde an den Zaun, bewaffnen ſich mit Peitſchen, Lindenknütteln, Bündeln angezündeter Pergel, welche šaitan am meiſten fürchten ſoll, und fangen nun an mit fürchterlichem Geſchrei in alle Winkel des Hauſes und Hofes zu ſchlagen, ſchließen darauf die Thür und ſpeien aus auf den vertriebenen šaitan. So geht es aus einem Hauſe ins andere, bis der arme Teufel aus allen Hütten vertrieben iſt. Darauf ſetzen ſie ſich auf die Pferde und reiten unter fürchterlichem Gebrüll, die Knüttel nach allen Seiten ſchwingend, zum Dorfe hinaus und werfen ihre Waffen außerhalb des Dorfes hin, dem šaitan noch einmal nachſpeiend.

Das nächſte Feſt iſt die ruſſiſche Butterwoche, die achte Woche vor Oſtern (vöi dyr, Butterzeit). Dieſelbe wird eingeleitet durch die übliche Opferung im kuala. Der Hausherr opfert nur Grütze, Brot, kumyška und Bier, kein Fleiſch, und betet dabei zum voršud: „Gott inmar, voršud. Für die Butterwoche beten wir, reichlich Fleiſch und Brot, gutes Glück, zu leben und gedeihen gewähret; gutes Getreide, gutes Vieh gewähret."

Die ganze Woche hindurch wird gejubelt und gezecht, denn wohl in jedem Dorfe findet ſich ein Brautpaar, das den erſten Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten (borys vetlys) begeht.

Bald folgt jetzt das Oſterfeſt (badsim nunal juon, eigentlich: Feſt des großen Tages).

In der Woche vor Palmſonntag werden in ſtiller Weiſe in jeder Familie die bei anderer Gelegenheit beſchriebenen Todtenopfer dargebracht, werden Vorbereitungen zum großen

[1]) Was von der Bezeichnung šaitan zu halten iſt, haben wir oben bereits erörtert.

Feſte getroffen, und dies wird dann mit dem Waſchen des kuala eingeleitet. Alle kuala, ſowohl die privaten wie die allgemeinen, werden am Sonnabend vor Palmſonntag einer ſorgfältigen Reinigung unterzogen (kuala mynts'o). In manchen Gegenden wird die ganze Nacht im gurt kuala wie im badzim kuala ein Feuer unterhalten und gewacht. Am Vormittage des Palmſonntag findet dann zunächſt im privaten und dann im Dorf-kuala eine Opferung für den inva ſtatt. Im letztern wird folgendes Gebet geſprochen: „O Gott inva, des großen Tages wegen beugen wir alle Dorfesbewohner uns. Reichlich Fleiſch und Brot, glückliches Leben und Sein gewähre. Wohl hüte und erhalte des Dorfes Bewohner. Das Korn gieb nicht Würmern und Ungeziefer preis. Das Vieh hüte und vermehre wohl, gieb es nicht wilden Thieren preis!"

In einigen Gegenden wird am Montage der Oſterwoche das gyž-dor gefeiert, das mir ein malmyžſcher Wotjäke folgendermaßen ſchilderte.

Schon früh am Morgen verſammeln ſich die Burſche zu Pferde, ſprengen im Dorfe herum, veranſtalten Wettrennen und ziehen dann aufs Feld, machen dort ein Feuer an, kochen Fleiſch und Eier und opfern daſſelbe nebſt Brot und kumyška dem mukylts'in.

Nach Aminoff findet das guždor šyd pös'ton, Gebet für reichlichen Graswuchs, überhaupt nach dem Schmelzen des Schnees ſtatt; es werde dabei Brot, Grütze, Suppe ꝛc. dem Inmar dargebracht. Etwas ſpäter, wenn ſchon der Schnee fortgethaut iſt und das Säen des Sommerkorns beginnt, wird mukylts'in, ebenfalls auf dem Felde, geopfert. Bechterew nennt das Feſt okojaški oder geryny katškon und beſchreibt es wie folgt: Der Tag, an welchem es ſtattfinden ſoll, wird zunächſt von den Aelteſten des Dorfes eine Woche vorher beſtimmt. Am Vorabend gehen alle in die Badſtube und erſcheinen dann am Morgen des Feiertages in ihren beſten Kleidern. Die Männer reiten um Mittagszeit auf die Felder, ein jeder pflügt ein Stückchen auf und beſäet es. Darauf werden Eier, Brei und mit Salz beſtreute Brotſtücke in die Erde gegraben, wobei man betet: „Nun, Mutter Erde, du haſt uns bis jetzt ernährt, ernähre uns auch dieſes Mal." Die Burſche ſprengen darauf zu Pferde herum, die Kinder kollern Eier, die Alten machen ſich ans Sauſen. Die Weiber aber gehen mit Eimern aufs Feld, begießen die friſche Saat, kehren darauf zurück und gießen den Reſt des Waſſers den Männern über den Kopf.

Aminoff beſchreibt unter demſelben Namen „gyrny poton" eine ähnliche Feier, die gleichfalls beim Beginn des Pflügens veranſtaltet wird, doch nur von jeder Familie einzeln auf ihrem Acker. Der Hausherr gräbt eine Grube und legt dort Eier, Pfannkuchen, Butter nieder als Opfer für mukylts'in; zugleich betet er, daß das Korn ſo groß werden möge wie Hühnereier; daß mukylts'in ſeine warmen Erdblutadern den Pflanzen zukommen laſſe, die Felder vor Hagel und Froſt bewahre, daß er warmen Regen und warme Winde für des Dorfes Marken ſende und die Bauern in den Stand ſetze, auch den Göttern Opfer mitzutheilen.

Bei Rittich finde ich folgendes Gebet für dieſe Gelegenheit: „Gott ſegne und kräftige die Wurzel, ſo daß aus einem Korn 77 Aehren wachſen und dieſe ſich in ſieben Glieder theilen; daß das Stroh dick werde wie Schilfrohr. Gieb, Gott, daß die Körner groß würden wie Hühnereier."

Im Malmyžſchen findet dieſes Opfergebet in der Regel am erſten Mai ſtatt und alle opfern zu gleicher Zeit, doch jeder auf ſeinem Streifen. Die Feier führt dort den Namen goryšyd, während ſie in der Umgegend der Fabrik kurek-puz ul'län, wörtlich Hühnerei-Treiben, genannt wurde, ſtets beim Beginn des Haferſäens begangen wird und nicht von Allen zu gleicher Zeit, ſondern wie jeder Wirth gerade Zeit und Luſt hat. Das geſchieht ſo: Der Hausherr miſcht im Säeſchaff mehrere gekochte Eier mit dem Hafer und begiebt ſich mit der ganzen Familie aufs Feld. Hier wird ein Loch von etwa einem Kubikfuß gegraben, davor ein weißes Tiſchtuch ausgebreitet und darauf Brot, Grütze, kumyška geſtellt. Jetzt hängt ſich der Hausherr das Schaff um den Hals und ſäet aus, was ihm gerade in die Hände fällt, bald reinen Hafer, bald ſolchen mit einem Ei. Das erſte Ei, das auf die Erde fällt, wird aufgehoben und auf das Tiſchtuch gelegt, die übrigen werden gleichfalls von den Kindern geſammelt und bei Seite gelegt. Wenn das Schaff geleert iſt, tritt der Vater zur Grube, legt das Ei vom Tiſchtuch in dieſelbe hinein, legt Grütze dazu, ſchneidet ein Stück Brot ab und thut es dazu, gießt kumyška darauf, und betet: „O, Gott inmar, gutes Korn gieb, guten Regen gewähre und, um mit Segen und in reicher Fülle die Ernte einzubringen, gutes Wetter." Hierauf werden von den übrigen Eiern drei zerſchnitten, unter die Anweſenden vertheilt und verzehrt, ebenſo geſchieht es mit dem Brot, worauf die Grube zugeſchüttet wird. Die übrigen Eier werden dann gewöhnlich den Kindern geſchenkt. Mein Kutſcher, ein Ruſſe, der in einem Wotjäkendorfe, übrigens eines andern Kreiſes, aufgewachſen war, beſtätigte dieſe Schilderung und erzählte, daß er als Knabe zuſammen mit anderen Kindern häufig in den dem Opfer folgenden Tagen nach dem Ei in der Grube geſucht, aber nie eins gefunden habe. Ob ſie nun ſchlecht geſucht oder aber Jemand, vielleicht der tuno, es weggenommen habe, wage ich nicht zu entſcheiden; doch iſt das letztere wohl wahrſcheinlicher. Mein Kutſcher wie die Wotjäken aber waren der feſten Ueberzeugung, daß inmar es ſich geholt.

Uebrigens ſcheinen die Eier mit der Abſicht geſäet zu werden, daß aus denſelben wirklich Korn von der Größe eines Eies hervorwachſen möge, oder daß vielleicht das Korn am Ei ein Beiſpiel nehme. Aehnliche Folgerungen kann man machen, wenn man die Art und Weiſe, wie die Eier zugleich mit dem Hafer geſäet werden, und die von Aminoff wie von Rittich angeführten Gebete vergleicht. Ein malmyžſcher Wotjäke erzählte mir, daß dieſes Feſt an einem von der Volksverſammlung feſtgeſetzten Tage um den 1. Mai herum begangen wird, derart, daß alle Familien zu gleicher Zeit opfern, jedoch jede auf ihrem Acker. Das Feſt heißt dort goryšyd und wird auch dort Hafer zum Säen benutzt, und zwar ſoll dies das erſte zur Saat gelangende Sommerkorn ſein. Am Tage darauf findet ein gemeinſames Opfer auf dem Felde ſtatt, wo ein Stier, ein Kalb und eine weiße Gans dargebracht wird. Die beiden erſteren Thiere können ſich zwar in der Farbe von einander unterſcheiden, dürfen aber nicht bunt ſein, ſondern einfarbig, weiß, roth oder ſchwarz. Nach Aminoff wird dieſes letztere Opfer im Kazanſchen du kurbon, Saatopfer, im Wjätkaſchen busy vös, Feldopfer, genannt, doch giebt er nicht genau die Zeit für daſſelbe an. Dabei würden im Wjätkaſchen verſchiedenen Göttern Opfer gebracht. Mukylts'in das eine Jahr ein ſchwarzes Schaf, das andere ein ſchwarzer Ochſe; inmar das eine Jahr ein Ochſe (kein ſchwarzer), das andere Jahr ein weißes Schaf; der Göttin des Donners, guduri mumy, ein Schaf, dem Winde eine Ente und für die Geiſter der Abgeſchiedenen gleichfalls eine Ente. Durch das Loos, pus kujan, werden dabei ſechs Opferprieſter (vös' jas'kis') ausgewählt, zwei für jeden der drei Götter, ebenſo viele Schlachter (part's'as') und zwei Geldeinſammler.

Im Nylginschen [1]) heißt das Fest „Gebet für das Korn". Dabei versammelt sich das ganze Dorf, Alt und Jung, Männer und Weiber auf einem eigens zu diesem Zwecke stets unbesäet gelassenen Platze auf dem Felde bereits am Nachmittage und verbleibt dort 24 Stunden. Die Opferungen geschehen unter Oberleitung des kuris'kis oder vorsud at'is. Am ersten Nachmittage wird zuerst zu gleicher Zeit dem inmar und mukylts'in an zwei neben einander angemachten Feuern geopfert und darauf der guduri mumy. Dasselbe wiederholt sich am nächsten Mittage, wobei ein besonderes Gebet für Regen abgehalten wird, worauf alle Erwachsenen nach Hause gehen und dem vorsud im kuala opfern, während die Kinder auf dem Felde bleiben und dem Winde (tyl oder töl) eine Ente opfern.

[1]) Ein Kirchspiel 30 Werst von der Fabrik.

# Aus allen Erdtheilen.

## Asien.

— Ein aus Jeniseisk in Bremen eingetroffenes Telegramm meldet: Die beiden Schiffe des Herrn Alexander Sibiriakow, der Dampfer „Oskar Dickson" und der Schoner „Norrland", welche bekanntlich (s. „Globus" XXXIX, S. 176) in der Gyda-Bai vom Eise eingeschlossen wurden, sind als verloren zu betrachten; der Kapitän Nielsen mit vier Mann erreichte die Mündung des Jenisei, der Rest der Mannschaft reiste zu Lande nach Obdorsk. Der Verlust des „Dickson" ist um so mehr zu beklagen, als an Bord desselben sich zwei kleine Dampfer befanden, welche im Anschluß an die Dampferverbindung mit dem Jenisei und auf diesem Strome selbst den Verkehr mit und auf dem wichtigen Nebenflusse des Jenisei, der Angara, vermitteln sollten.

— Nach einem Telegramm aus Wladiwostok traf das russische Kriegsschiff „Strelok", welches aus der Bering-See zurückkehrte, wo es bis zum 67. Grade nördlicher Breite gekreuzt hatte, die Bremer Expedition der Gebrüder Dr. Krause (auf der Tschuktschen-Halbinsel, s. „Globus" XXXX, S. 255) in bestem Wohlsein und war derselben behülflich.

— Die Aufnahme des Ostjordanlandes durch die englischen Lieutenants Conder und Mantell ist mit Glück begonnen worden. Nach Ankunft der Instrumente, welche sich etwas verzögerte, schloß Conder mit dem bekannten Scheich der Aduan-Beduinen, Goblan, einen Vertrag ab und überschritt den Jordan. Bei großer Hitze wurde eine Basis von 3,8 engl. Meilen Länge gemessen, und jetzt sind bereits einige Hundert englischer Quadratmeilen um Hesbon herum aufgenommen worden. Die merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, welche Conder bis jetzt gefunden hat, sind die Cromlechs, deren einige schon von früheren Reisenden erwähnt worden sind. Innerhalb dreier Tage konnte er deren 50 skizziren oder photographiren.

— Wo Oberlieutenant G. Kreitner, Graf Szechenyi's geographischer Begleiter auf dessen großen chinesischen Reise, von der Wüste Gobi (Kopi) oder Schamo spricht („Im fernen Osten" S. 567 — wir kommen auf dieses eben vollendete und durch schöne, hoch interessante Abbildungen hervorragende Werk noch zurück), bemerkt er, daß dieses „oder" im vorliegenden Falle ganz falsch angewendet wird, wenngleich selbst v. Richthofen „Gobi" und „Schamo" für gleichbedeutend hält. „Nach vielfachen Erkundigungen während unserer Reisen in der Wüste scheidet der Chinese die zwei Benennungen vollkommen von einander, so zwar, daß Kopi die Steinwüste und Schamo die Sandwüste bezeichnet. Während Ta-kopi ausgedehnte, mit kleinem Gerölle (größtentheils Porphyre und Quarze) bedeckte Theile der Wüste bedeutet, ist Kopi nur als eine lokale Bezeichnung für kleinere von Sandflächen und Dünen umschlossene Steininseln aufzufassen. Ich glaube diese Auslegung als richtig verbürgen zu können."

— Die in Hongkong erscheinende „China Mail" hat kürzlich einen Brief von einem ihrer Korrespondenten erhalten, welchem es gelungen ist, Chami am östlichen Ende des Tienschan zu erreichen, wohin in letzter Zeit nur die beiden russischen Reisenden Sosnowski und Prschewalski vorgedrungen sind. Das Merkwürdigste an jenem Korrespondenten, der sich nur als „Pioneer" unterzeichnet, ist, daß er seine Reise ohne besondere Geldmittel oder Ausrüstung unternommen und keine große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat. Wohin er seine Schritte weiter lenken will, giebt er nicht an; vielleicht ist Kuldscha sein Ziel.

## Afrika.

— Ueber die mit Unterstützung der Frankfurter Rüppel Stiftung unternommene Reise des Dr. W. Kobelt in Nordafrika und Spanien theilt die „A. Z." (8. Oktober 1881) einige interessante Daten mit. Der Zweck dieser vom 7. März bis zum 10. August d. J. dauernden Reise war die Untersuchung der Molluskenfauna zu beiden Seiten des westlichsten Mittelmeeres, um Gewißheit zu gewinnen über die Ausdehnung der ehemaligen Landverbindung zwischen Spanien und Afrika. Dr. Kobelt sammelte und beobachtete nach einander bei Oran, Maskara, Saida und Tlemsen im Westen Algeriens, dann bei Gibraltar und Algeciras, endlich bei Tanger und Tetuan. Das nördliche Marokko fand er so sicher, daß er überall ohne Bedeckung herumreiste. Die Berge um Tetuan mit ihrer interessanten Fauna fesselten ihn 18 Tage lang; er fand dort eine Anzahl von Mollusken-Arten, welche ausnahmsweise sicilischen Formen ungemein nahe stehen. Durch Spanien, wo er noch einige Zeit auf die Erforschung des Baskenlandes verwenden konnte, kehrte er nach Deutschland zurück. Als allgemein interessantes Resultat seiner Forschungen kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der ehemalige Landzusammenhang zwischen Spanien und Marokko sich nicht auf die Säulen des Herkules beschränkt, sondern östlich mindestens bis zum Meridian von Oran und Cartagena gereicht hat.

— Der Vorstand der British Association hat bei seiner letzten Sitzung in York auf Antrieb mehrerer Sektionen sich für eine wissenschaftliche Erforschung der ostafrikanischen Schneeberge Kenia und Kilimandscharo ausgesprochen, 100 Pf. St. für diesen Zweck ausgesetzt und beschlossen, deswegen sich mit dem Vorstande der Kgl. Geographischen Gesellschaft in Verbindung zu setzen.

— Briefe von Rev. T. J. Comber und anderen Baptisten-Missionären am Congo melden, daß dieselben bereits Stationen in Isangila und Mbu unweit der Ngombi-Fälle errichtet haben und nur Verstärkung abwarten, um auch Ibiu am Stanley Pool zu besetzen.

— Auf Betreiben der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat sich die portugiesische Regierung entschlossen, eine Anzahl „civilisatorischer Stationen" in ihren afrikanischen Besitzungen zu errichten. Die Besatzung einer jeden soll aus einem Befehlshaber, einem Arzte, einem Priester und 12 Handwerkern bestehen. Kolonisten sollen durch Landschenkung

und Unterſtützung während einer beſtimmten Zeit zur Anſiedlung veranlaßt werden.

### Auſtralien.

— Nach dem Cenſus vom 3. April 1881 zählten die Eingeborenen der auſtraliſchen Kolonie Südauſtralien im engern Sinne (d. i. von der ſüdlichen Meeresküſte bis 26° ſüdl. Br.) 5628, von denen 3198 dem männlichen und 2430 dem weiblichen Geſchlechte angehörten. Es ſtanden 244 Männer bei Europäern in Dienſten. Die Kinder beliefen ſich auf 883, d. i. 478 männlich und 405 weiblich. Wenn der im Jahre 1876 ſtattgefundene Cenſus die Eingeborenen von Südauſtralien nur mit 3953 regiſtrirt, ſo weiſt das keineswegs auf einen natürlichen Zuwachs hin, denn die Todesfälle in dieſem Zeitraum ſtellten ſich um 110 höher als die Geburten. Die Zunahme reſultirt vielmehr allein aus einer beträchtlichen Einwanderung von Eingeborenen aus dem Innern des Kontinents nach dem Süden. Die Eingeborenen in dem zur Kolonie Süd-Auſtralien gehörigen, ſogenannten Northern Territory zählten auf dem Gebiete von Port Darwin an der Nordküſte bis zum ſüdlichen Breitengrade von Barrow's Creek, 166 deutſche Meilen ſüdlich von Port Darwin, 718, und zwar 280 männlich und 438 weiblich, darunter 136 Kinder (59 männlichen und 77 weiblichen Geſchlechts). Nur 29 Männer ſtanden bei Europäern in Arbeit. Auffällig iſt, daß, während bei den Eingeborenen in Süd-Auſtralien das männliche Geſchlecht das bei weitem zahlreichere iſt, im Northern Territory dagegen das weibliche vorherrſcht. Die Zahl der Eingeborenen in Central-Süd-Auſtralien iſt unbekannt. Einige Reiſende wollen dort viel Eingeborene angetroffen, andere wieder gar keine geſehen haben.

— Auf den waſſer- und baumloſen, aber ziemlich begraſten weiten Ebenen, welche ſich von Port Eucla an der Großen Auſtraliſchen Bucht nordwärts erſtrecken, hat man endlich in der Tiefe von 291 Fuß gutes Waſſer in reichlicher Menge angebohrt.

— Eine wohlausgerüſtete Expedition unter Generalmajor Feilding, der von Mr. John Robinſon begleitet wird, iſt am 4. Auguſt dieſes Jahres von Brisbane nach dem Golfe von Carpentaria aufgebrochen, um eine gute Route für die geplante transkontinentale Eiſenbahn ausfindig zu machen.

— Die Regierung der Kolonie Queensland hat beſchloſſen, daß hinfort alljährlich nicht 2000 Perſonen, wie bisher, ſondern 4000 aus Europa auf Koſten der Kolonie frei nach Queensland befördert werden ſollen. In Auſtralien iſt zur Zeit durchaus kein Mangel an Arbeitern, und Queensland iſt gerade die Kolonie, welche ſich ihres tropiſchen Klimas wegen Auswanderern am wenigſten empfiehlt. Aber man braucht dort recht billige Arbeitskräfte für die Plantagen im Norden.

### Inſeln des Stillen Oceans.

— Man erinnert ſich der Jahre langen blutigen Kriege, welche auf der Nordinſel von Neu-Seeland die Koloniſten mit den Maoris zu führen hatten. Ein eigentlicher Friede war bisher nicht geſchloſſen. Die Maoris behaupteten ſich als abſolute Herren des ſogenannten Waikato-Gebietes, im Innern der Nordinſel, nachdem ihnen die Koloniſten einen beträchtlichen Theil ihres Gebietes entriſſen und annektirt hatten. Aber die Beſiedelung deſſelben führte immer wieder zu neuen Streitigkeiten und Fehden, und die ausgeſchickten Feldmeſſer wurden oft genug davon gejagt, ja getödtet. Im Waikato-Gebiete herrſchte Tawhiao, der König der Maoris, der ſchmollend ſich gegen alle Europäer ſtreng abſchloß und alle Verſuche, einen freundlichen Verkehr mit ihm einzuleiten, abwies. Endlich nun ſcheint der König andern Sinnes geworden zu ſein. Die letzte auſtraliſche Poſt meldet, daß er am 11. Juli dieſes Jahres mit den vornehmſten Häuptlingen in der nördlichen Grenzſtadt Alexandra (am Waipa-Fluſſe und 22½ Meilen ſüdlich von Auckland) eingetroffen ſei, um dem Major Mair, dem Repräſentanten der Kolonialregierung von Neu-Seeland, ſiebenzig Schießgewehre zu Füßen zu legen, zum Zeichen, daß er hinfort Frieden und friedlichen Verkehr wolle. Für die Koloniſten iſt dieſer endliche Ausgang von nicht zu unterſchätzender Wichtigkeit. Es wird ihnen nunmehr ſicher das ſchöne und fruchtbare Waikato-Gebiet für Verkehr und Handel erſchloſſen werden, und auch die Schwierigkeiten, welche der Vollendung des Baues der großen Centraleiſenbahn, welche von Auckland im Norden mitten durch die Inſel nach Wellington im Süden an der Cookſtraße laufen ſoll, bisher im Wege ſtanden, werden wegfallen.

— Auch auf Neu-Seeland ſind, ähnlich wie auf dem Kontinent Auſtralien, die Sperlinge zur Landplage geworden, und man bereut jetzt die Thorheit, ſie vor einem Decennium aus Europa importirt zu haben. Um vor ihrer Gefräßigkeit die Saaten zu retten, ſahen ſich in dieſem Jahre die Farmer der Provinz Canterbury gezwungen, auf den Feldern Weizen, der mit Strychnin vergiftet war, auszuſtreuen, und es wurde dadurch eine ſolche Menge Sperlinge getödtet, daß man ſie ſcheffelweiſe zuſammenleſen konnte.

— In dieſen Tagen — ſo wird der „Allg. Ztg." von der Oſtſeeküſte, 20. Auguſt, geſchrieben — kehrt das Kanonenboot 1. Klaſſe „Nautilus" nach Kiel zurück, nachdem es ſeit dem Frühling 1874 unabläſſig die auſtraliſchen Gewäſſer durchkreuzt hat. Die neue kürzlich vom Stapel gelaufene Glattdeckskorvette „Carola" ſegelt in den nächſten Tagen von Kiel nach Auſtralien, und die Volldeckskorvette „Eliſabeth" Anfangs Oktober nach Japan. In den auſtraliſchen und oſtaſiatiſchen Gewäſſern kreuzen ſtets 4 bis 5 Korvetten und große Kanonenboote. „Dieſe große Zahl der deutſchen Kriegsſchiffe in den fernen Meeren hängt mit dem jetzt in Berlin verfolgten Plan zuſammen, in der Südſee deutſche Strafkolonien (?) und vielleicht auch ausgedehnte Handelsniederlaſſungen zu errichten und zu dieſem Zweck paſſende Küſtenſtriche oder Inſelgruppen zu erwerben. Die Offiziere aller dort befindlichen Kriegsſchiffe müſſen die ausgedehnteſten Beobachtungen in klimatiſcher, geographiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht über alle Länder, die ſich hierfür eignen dürften, anſtellen und darüber genaue Berichte nach Berlin einſenden."

— König Kalakaua von Hawaii hoffte bei ſeiner Anweſenheit in Liſſabon eine Uebereinkunft mit der portugieſiſchen Regierung betreffs Auswanderung einer großen Anzahl — wenn möglich, mehrerer Tauſender — von Eingeborenen von Madeira und den Azoren nach den Sandwich-Inſeln abzuſchließen. Mehrere hundert Einwohner von Madeira ſind bereits dorthin ausgewandert und ſollen ſich als Arbeiter in den Zuckerrohrfeldern bewährt haben, da ſie an ein ähnliches Klima gewöhnt und an Kraft und Ausdauer den Sandwich-Inſulanern ſowohl, wie den chineſiſchen Kulis weit überlegen ſind.

### Nordamerika.

— Am 2. Juli d. J. hat der Kaiſer von Oeſterreich in einer Streitſache zwiſchen England und der Republik Nicaragua dahin entſchieden, daß die Souveränität Nicaraguas über das Mosquito-Gebiet (welche dieſer Republik von England durch den am 28. Januar 1860 zu Managua geſchloſſenen Vertrag abgetreten wurde) nicht eine volle und unbeſchränkte, ſondern eine durch die den Mosquito-Indianern zugeſtandene Autonomie eingeſchränkte ſei. Auch ſoll die Republik nicht berechtigt ſein, von Waaren, welche in das Gebiet des Freihafens Greytown eingeführt oder aus demſelben ausgeführt werden, Ein- oder Ausfuhrzölle zu erheben.

### Polar-Gebiete.

— Wie den „Times" aus S. Francisco, 27. September, telegraphirt wird, berichtete der Kapitän eines dort eingetroffe-

nen Walfischfängers, daß er den Zollkutter „Corwin“ (s. o. S. 224) gesprochen habe, welcher im Namen der Vereinigten Staaten von Wrangelland förmlich Besitz ergriffen habe. Von dem Polarfahrer „Jeannette“ sei keine Spur entdeckt worden.

— Einem in London aus Hammerfest eingetroffenen Telegramme zufolge langte der Dampfer „Louise“ (s. oben S. 192) dort am 19. September an, nachdem er die Reise nach dem Jenisei glücklich vollendet hatte. Am 22. Juni war er von Bremerhafen abgegangen.

— Aus St. Johns auf Neufundland wird gemeldet, daß Mr. Clan, welcher im vergangenen Jahre an Kapitän Howgate's mißglückter Polarexpedition theilnahm und den Winter mit Dr. Pavy zusammen in Disko zugebracht hat, im „Proteus“ (s. oben S. 240) heimgekehrt ist. Pavy dagegen hat sich dem Greeley'schen Beobachtungskorps angeschlossen. Durch Mr. Clan hat er einige Abhandlungen über Naturgeschichte und über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen in der Umgebung von Disko heimgeschickt.

— Dem New York Herald ist von Prof. Nordenskiöld aus Stockholm, 13. Oktober, folgendes Telegramm zugegangen: „Kapitän Johannesen, Kommandant der „Lena“ bei Prof. Nordenskiöld's Expedition, ist eben von Jakutsk zurückgekehrt. Er meldet, daß ein Jakute von einem Bulun-Dorfe berichtet, er habe am 13. September (n. St.) 1879 an der Lena-Mündung einen Dampfer gesehen. Vermuthlich ist derselbe die „Jeannette“ gewesen. Der Dampfer Louise, welcher am 19. September vom Jenisei nach Tromsö zurückkehrte, berichtet, daß einige Samojeden von der Mündung des Jenisei im letzten Winter zwei Leichname von Europäern und eine Flasche Whisky gefunden haben. Dies ist bemerkenswerth, da man von keiner europäischen Schiffsbemannung weiß, welche dort im letzten Jahre verloren gegangen wäre.“

## Vermischtes.

— Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten schreibt Dr. Otto Kunze (Um die Erde S. 23 f.): „Palmenbäume haben wir auf Portorico sieben Arten gefunden. Von Palmen sind zum größten Theil die Negerhütten gebaut; diese sind pfahlbauartig, also nicht direkt dem Boden aufsitzend, was auch für Holzbauten sehr unzweckmäßig wäre, weil es am Boden faulen würde, weil sich die Bewohner des Ungeziefers und lausender Thiere kaum erwehren könnten und weil es viel mehr fiebererzeugend wäre; bei Pfahlbauten werden die dem Boden entsteigenden Miasmen durch den Wind leichter verweht. Es ist daher ein Irrthum der meisten Anthropologen, daß sie bei Pfahlbauten immer Sümpfe und Gewässer vermuthen. Die Pfahlbauten findet man fast überall in den Tropen bei Naturvölkern und relativ wenige davon sind vom Wasserleben bedingt. Wenn wir alte Pfahlbauten meist nur aus Gewässern und Sümpfen ausgraben, so ist dies ja leicht dadurch erklärlich, daß sie nur dort von Schlamm eingebettet und dadurch uns sosiil erhalten wurden, während die Pfahlbauten in den Wäldern unserer ältesten Vorfahren spurlos verschwinden mußten.

— Lexikon der Handelsgeographie von Emil Jung. (564 S. und eine Karte. Leipzig 1882. Bibliographisches Institut.) Eines von 38 Nachschlagebüchern, deren jedes ein besonderes Fach umfaßt und von einem Fachmanne mit richtigem Verständnisse der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist. Vorliegendes Lexikon beschränkt sich nur auf das, was Handel und Verkehr, Produktion und Industrie, Bank- und Vereinswesen, Usancen, Zölle, Münzen, Maße und Gewichte ꝛc., ferner auf Konsum und alle den Ex- und Import bestimmenden Verhältnisse Bezug hat, und unterstützt diese Angaben durch sorgfältig geordnetes, aus den neuesten und zuverlässigsten Quellen geschöpftes, statistisches Material, fast ausnahmslos den Resultaten eigner Berechnungen des Verfassers. Für die Aufnahme der einzelnen Orte ist lediglich die industrielle oder kommerzielle Bedeutung, namentlich soweit sie uns Deutsche angeht, maßgebend gewesen, so daß hier Plätze gefunden werden, welchen ihre Bevölkerungsziffer kaum eine Stelle unter den Städten anweist, während größere, für den Handel aber bedeutungslose Orte keine Erwähnung fanden. So sind alle wichtigen Seeplätze zugelassen, ohne Rücksicht auf ihre Größe, namentlich sind die Sitze aller deutschen Konsulatsbehörden aufgenommen.

— Dr. A. H. Post in Bremen hat seine verdienstvollen, von uns früher gewürdigten juristischen Forschungen auf völkerkundiger Grundlage fortgesetzt und bei Schulze in Oldenburg jetzt den zweiten Band seiner „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft“ veröffentlicht. Die am ersten Bande hervorgehobenen Vorzüge lassen sich auch diesem zweiten nachrühmen; derselbe behandelt die Friedensgenossenschaft, die Bildung von Ständen und Kasten, die Entstehung von Standesunterschieden, des Häuptlings- und Königthums, Versammlungen und Räthe, den Feudalisationsproceß, das Vermögensrecht und die Steuern. Ein gutes Register fehlt nicht und am Schlusse findet sich eine systematische Zusammenstellung der in den verschiedenen juristisch-ethnologischen Schriften des Verfassers behandelten Materien. Völkerkundige haben den Werth der Post'schen Arbeiten lange eingesehen — mögen sie mehr, als bisher geschehen, Beachtung bei den Rechtskundigen finden!

— « Dr. G. E. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek in zweiter Auflage gänzlich umgearbeitet von Dr. R. Grundemann, deren Erscheinen im Jahre 1876 (bei Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) begann, liegt nun in vier stattlichen Bänden, deren jeder drei Abtheilungen umfaßt, vollendet vor. Ein ausführliches Register ist beigegeben. Daß Dr. Grundemann die geeignete Person ist, ein derartiges Werk abzufassen, hat derselbe bereits durch seinen „Missionsatlas“ bewiesen, und die jetzt vollendete „Bibliothek“ zeigt gleichfalls wieder, in wie hohem Maße er den Stoff bemeistert. Auf geographischer und ethnographischer Grundlage entwickelt er an der Hand der Quellen die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Missionen in Amerika, Asien, Afrika und der Südsee. Bei der Wichtigkeit, welche das Missionswesen auch für den Geographen und Ethnographen hat, empfehlen wir das vorliegende Werk denselben als ein durchaus zuverlässiges; es braucht nicht hervorgehoben zu werden, welche Verdienste Missionäre sich um Geographie, Völkerkunde und Linguistik erworben haben. Nach allen diesen Richtungen werden unsere Fachgenossen manche neue Thatsache und Anregung in dem vorliegenden, zu einem großen Theil auf Missionsschriften basirten Werke finden.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. IX. (Mit sieben Abbildungen.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. II. (Mit einer Karte.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotiäken. IV. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 12. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 18. — 2. Literarischer Anzeiger aus dem Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 19.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reiſe im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

X.

Seine Begleiter ſandte Crevaux von Para aus bis auf Apatu nach Surinam zurück und entſchloß ſich, da er nicht im vollen Winter nach Europa zurückkehren wollte, zu einer Reiſe nach dem obern Amazonenſtrome. Unterwegs erſt (!) brachte er in Erfahrung, daß mehrere der größten Nebenflüſſe deſſelben noch völlig unbekannt ſind, und da man damals gerade viel vom Iça oder Putumayo ſprach, welcher faſt bis zu den Anden ſchiffbar iſt und eben flüchtig von dem colombianiſchen Kaufmanne Raſael Reyes befahren worden war, entſchloß er ſich raſch dieſen Strom kennen zu lernen. In Manaos kaufte er Lebensmittel und Tauſchgegenſtände und nahm Paſſage nach Tonantins unweit der Mündung des Iça. Als er aber gerade im Begriffe ſtand, die Fahrt anzutreten, wurde Apatu krank und die Eingeborenen weigerten ſich, den Reiſenden zu begleiten, weil der Iça ſehr ungeſund und reich an Inſekten ſei, welche die Menſchen Tag und Nacht quälten; zudem ſei die Jahreszeit nicht günſtig, die Ufer überſchwemmt, die Strömung reißend und man brauche fünf Monate, um die Quelle des Fluſſes zu erreichen. So fuhr denn Crevaux weiter ſtromaufwärts bis zur Grenze von Braſilien und Peru, nach Tabatinga, wo er der Abfahrt von Kautſchukſammlern beiwohnte. Dann machte er Ausflüge nach dem Javary, wo er die Pflanze in Blüthe fand, welche am obern Amazonenſtrome zur Bereitung des Curare dient. In Peru iſt das Pfeilgift nicht daſſelbe wie in Guayana; die Grundlage bildet dort Strychnos Castelneana, ſo benannt nach dem franzöſiſchen Reiſenden, welcher die Pflanze zuerſt auffand.

Nach Para zurückgekehrt, traf Crevaux Verabredungen mit dem Eigenthümer eines Dampfers, der den Iça ſo weit als möglich hinauffahren ſollte, um eine Ladung Chinin aufzunehmen. Am 29. März 1879 ſchiffte er ſich auf dem „Canuman“ ein.

Der Iça oder Putumayo, einer der Hauptzuflüſſe des Amazonenſtromes, hat nicht weniger als 1600 km Länge und entſpringt unweit Paſto auf dem Oſtabhange der Anden, iſt aber keineswegs ganz unbekannt. Schon die ſpaniſchen Eroberer kannten ſeine Hauptquellen; an ſeinem Nebenfluſſe San Miguel findet man Stellen, wo einſt nach Gold geſucht wurde, und von Paſto aus haben Jeſuiten bei den ſpärlich vorhandenen Indianern Bekehrungsverſuche angeſtellt. Wie die Einheimiſchen erzählen, iſt ferner vor etwa 30 Jahren ein aufſtändiſcher General, Orando mit Namen, vor den Truppen der neugrenadiſchen Regierung zum Iça geflohen und iſt denſelben auf einem Floße bis zum Amazonenſtrome hinabgefahren. Sodann ſuchten gegen Ende des Jahres 1871 drei Franzoſen, welche an dem Kommuneaufſtande ſich betheiligt hatten, ihr Glück in den Anden zu machen, gingen aber in Folge eines Streites nach drei verſchiedenen Richtungen aus einander. Der erſte, Jacques, im Lande unter dem Namen Santiago bekannt, ſtarb am Rio Yapura in Folge eines Schlangenbiſſes; der zweite, Chriſtophe, wurde am Putumayo von den Orejones-Indianern gefreſſen, und der dritte iſt am Rio Napo verſchollen. Von ihnen erhielt man natürlich ebenſo wenig, wie von den braſilianiſchen Sklaven, welche ſich gelegentlich nach den Quellen des Putumayo flüchteten, irgend

Fig. 1. Der Mensch als Ich-Natur.

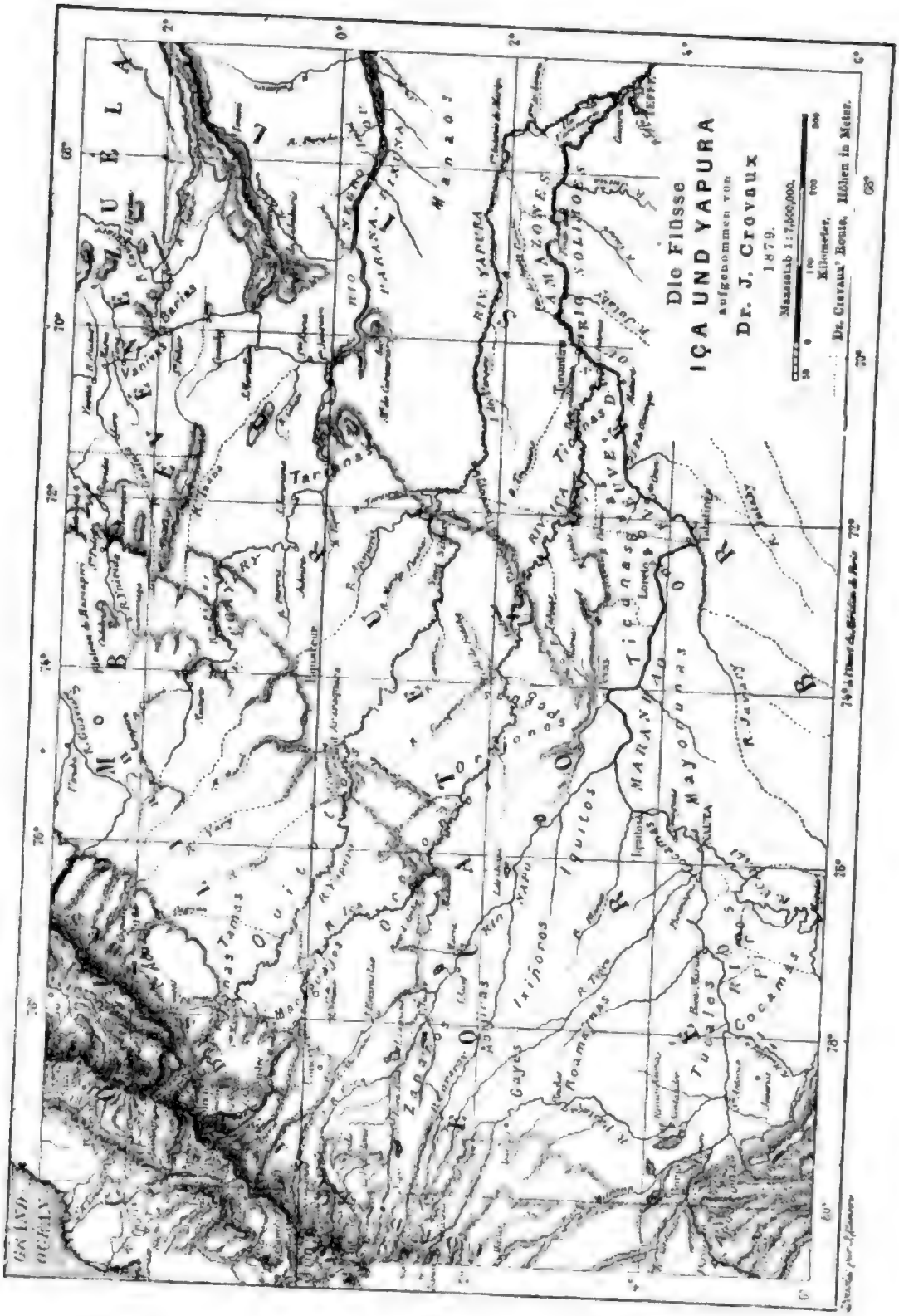
gelb-rosenfarbigen Blüthen über das ganze Haus zu bedecken. Ein Theil der Blüthen ist gefüllt, ein anderer einfach. Die Blüthen sind sehr zahlreich und erscheinen in Dolden. Die Blätter sind dunkelgrün, glänzend, lederartig, eiförmig, zugespitzt, gesägt, 3 bis 5 Zoll lang und 2 bis 3 Zoll breit. Die Blüthenstiele sind 1 bis 2 Zoll lang. Die Blüthen sind 2 bis 3 Zoll im Durchmesser. Die Kelchblätter sind eiförmig, zugespitzt, gesägt, 1 Zoll lang und ½ Zoll breit. Die Blumenblätter sind verkehrt-eiförmig, ausgerandet, 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit. Die Staubfäden sind 1 Zoll lang. Die Staubbeutel sind gelb. Die Blüthezeit ist der Monat Juni.

Fig. 1. Rosa Banksiae fl. pl. Rosa Banksiae mit gefüllten Blüthen.

Fig. 2. Rosa Banksiae fl. simp. Rosa Banksiae mit einfachen Blüthen.

Fig. 2. Rosa Banksiae fl. simp. Rosa Banksiae mit einfachen Blüthen.

**Rosa Banksiae fl. simp.** Rosa Banksiae mit einfachen Blüthen. Diese Varietät unterscheidet sich von der vorigen durch die einfachen Blüthen. Sie ist ebenso reichblühend und ebenso schön wie die vorige.


Die Flüsse
IÇA UND YAPURA
aufgenommen von
Dr. J. Crevaux
1879.
Maassstab 1:7,000,000.
Kilometer.
Dr. Crevaux' Route. Höhen in Meter.
COLOMBIA
ECUADOR
PERU
BRASILIEN
OCEAN
Tarapaca
Iquitos
Mayorunas
Loreto
Tabatinga
Ixiamas
Cocamas
Tunguragua
Zamora
Gayas
Roamainas
Ixiamas
Tumbes
Barcellos
Manaos
Tabatinga
Loreto
Iquitos
Mayorun

Feinde danach riechen, das Pekariſchwein, deſſen Herden er nicht gewachſen iſt, die Schlangen, der Kaiman.

Weiter um 5 Uhr 50 Minuten. Der Strom wird breiter und umſchließt große Inſeln. Am rechten Ufer mündet der kleine See Carananca mit ſchwarzem Waſſer, an welchem einige Ticunas-Indianer vom Fange der Schildkröten und Pirarucu-Fiſche leben. Um Mittag fährt der Dampfer zwiſchen den beiden großen Piranas-Inſeln hindurch und paſſirt bald darauf die Spitze Tauari, ſo genannt nach einer Leguminoſe, deren Baſt von den Anwohnern des Iça wie von den Roucouyennes wie Cigarrettenpapier verwendet wird. Um fünf Uhr bemerkte man am rechten Ufer, etwas unterhalb des Krik Kereju, mitten in der weit überſchwemmten Niederung einen circa 1 m hohen Uferrand, einen der wenigen Punkte, welcher unglücklichen Bootreiſenden zum Lagerplatze dienen kann. Bei Anbruch der Nacht fuhr man in den nur 30 m breiten Arm Ke'ue ein, der ſo tief war, daß der Lootſe die Fahrt ſelbſt in der Dunkelheit unbekümmert fortſetzte. Um 6 Uhr des folgenden Tages bemerkte man am rechten Ufer eine kleine Maniokpflanzung, die ein Braſilianer mit Hilfe einiger halb civiliſirter Ticunas-Indianer bebaut, und $3^1/_2$ Stunden ſpäter den Krik Mrari, welcher die Grenze zwiſchen dem braſilianiſchen Kaiſerreiche und den früheren ſpaniſchen Beſitzungen bildet. Dort ſtand ſonſt der braſilianiſche Grenzpoſten, der wegen der Ungeſundheit des Ortes verlaſſen werden mußte; es wird aber ſchwer halten, für denſelben eine beſſere Lage am Unterlaufe des Fluſſes ausfindig zu machen, denn abgeſehen vom Fieber, welches in dieſen kaum über den Waſſerſpiegel hervorragenden Gebieten überaus heftig auftritt, hat man Tag und Nacht von Tauſenden von Inſekten zu leiden, bei Tage von der kleinen ſchwarzen Pion-Fliege, welche beſonders am Rücken der Hände und Füße Blut ſaugt, bei Nacht von Moskitos.

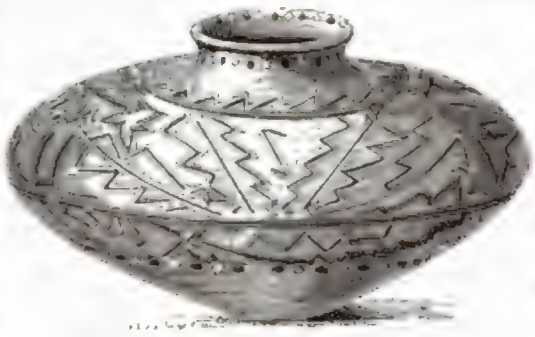
Um 2 Uhr 50 Minuten wurde gehalten, um für die jungen Stiere, welche ſich als Proviant an Bord befanden, Gras zu ſchneiden. Dabei wurden einige Lothungen vorgenommen, um einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen.

Hütte der Orejones-Indianer am Iça. (Nach einer Photographie.)

In der Mitte des Fluſſes maß man 7 m und am Ufer, welches aus friſch angeſpültem Lande beſteht, 4 m. Gewöhnlich iſt er am konvexen Ufer weniger tief und reißend, und dort fahren auch die Boote ſtromauf, während die Dampfer, um nicht aufzufahren, den großen Krümmungen, alſo dem konkaven Ufer folgen müſſen. Letzteres fällt ſteil ab und wird unmerklich vom Fluſſe weggeſpült, welches die großen Bäume unterwäſcht, ſo daß ſie bei Hochwaſſer umſtürzen. Der Erdboden aber wird an das gegenüberliegende Ufer geführt, wo er ſich hinter einer vorſpringenden Spitze feſtſetzt und ſich bald mit zartem Graſe (capin) bedeckt. Raſch wird daſſelbe von großem Schilfrohre verdrängt, aus welchem ſich die Indianer ihre Pfeile ſchneiden; einige Monate ſpäter ſchießen Bäume mit hohen Zweigen (Clibadium) auf, und in ihrem Schatten entwickeln ſich wieder mächtigere Waldbäume, deren Samen in dem ſchlammigen Alluvium ſchon enthalten waren. Um 5 Uhr zeigte ſich am linken Ufer die Inſel Curuarta; ſo nennen die Roucouyennes die Bogenſehne und auch eine Art Aloë, deren Faſern ſie verweben. Eine Stunde ſpäter ſah man eine kleine verlaſſene Hütte mit grasbewachſenem Strohdache, welche auf Biſſau's Karte in großen Lettern als „San Chriſtoval“ prangt; ſie war indeſſen nur das Obdach des oben erwähnten Kommuneflüchtlings Chriſtophe. Um 10 Uhr Abends ankerte der Dampfer vor dem Rio Yahuas, dem erſten großen Zufluſſe des Iça; dort kam am nächſten Mittag ein Peruaner an Bord, welcher ausſchließlich mit Saſſaparilla und Curare handelt, und brachte zehn Schüſſeln Fiſche und vergiftete Pfeile. Von ihm erfuhr Crevaux mancherlei über jenes Pfeilgift, deſſen Hauptbeſtandtheil der Rinde von Strychnos Castelneana entnommen wird. Crevaux ſammelte Theile dieſer Pflanze am Amazonenſtrome unterhalb Tabatinga und am Javary. Er brachte ferner in Erfahrung, daß die Quellen des Yahuas unweit von denen des Pebas liegen; in $2^1/_2$ Tagemärſchen kann man von dem einen Fluſſe zum andern gelangen, wie es der Franzoſe Paul Marcoy gethan hat. Die Mündung des Yahuas iſt 12 Stunden Dampfſchifffahrt oder 60 Seemeilen von der braſilianiſchen Grenze am Rio Mrari entfernt, von der Mündung des Iça 240 Seemeilen.

26. April. Um 2 Uhr wird der Fluß, der eine kleine Hügelkette durchbricht, plötzlich ſchmal und fließt mit einer Ge-

ſchwindigkeit von mehr als 4 Seemeilen die Stunde. Dieſe merkwürdige Enge erinnert an den Obligado im Rio Paraná in der Argentiniſchen Republik; daß Crevaux ſie aber auf ſeiner Karte „Paſſage des Thermopyles“ getauft hat, halten wir für mindeſtens geſchmacklos. Oberhalb der Enge wird der Fluß wieder ſo breit, daß der Kapitän aus Furcht vor dem Auflaufen Lothungen vornehmen ließ; die geringſte Tiefe aber fand man zu 3 m, die Breite zu etwa 1000 m. Dieſe ſtille Waſſerfläche nennen die Colombianer „Remanſo“. Um 6 Uhr befand man ſich an einer Stelle, wo das thonige Ufer 8 bis 10 m hoch anſteigt; die Colombianer hatten dort früher einen Grenzpoſten gehabt. Am Abend erreichte man den Remanſo Andreas, 82 Seemeilen vom Yahuas entfernt.



Irdenes Geſchirr der Orejones-Indianer.

Als der Dampfer am 2. Mai anhielt, benutzte Crevaux die Zeit, Orejones-Indianer, welche circa 8 km vom rechten Ufer entfernt wohnten, aufzuſuchen. Dieſelben haben noch ſteinerne Aexte in Gebrauch und als Kleidung ein aus Weiden geflochtenes Band; nicht nur ihre Ohren und Ohrläppchen, ſondern auch die Naſenflügel und Lippen ſind durchbohrt. 30 Perſonen leben in einer großen, mit Palmblättern bedeckten Hütte (maloca); den Reiſenden empfingen ſie mit dem Geſchrei „osu, osu!“, von dem er annimmt, daß es „Freund“ bedeute. In der umgebenden Lichtung fand er auf Pfählen fünf menſchliche Schädel, die ſich jetzt im Pariſer Muſeum befinden; es hat ſich aus dem Studium derſelben ergeben, daß ſich die Indianer vom Iça nicht von denen Guayanas unterſcheiden.

Zehn Tage hinter einander ging die Fahrt unabläſſig weiter, abgeſehen von den kurzen Aufenthalten, welche beim Einnehmen von Holz entſtanden. Von den Repiniuna-Inſeln an, welche am Morgen des dritten Mai paſſirt wurden, fuhr der Dampfer nur noch bei Tage, und von da an zeigt Crevaux' Fluß-Aufnahme auch keine Lücke mehr. Am ſelben Morgen zeigte ſich auch die erſte Gefahr, eine Sandbank, welche Apihy getauft wurde, nach dem Namen eines Dampfers, welcher beim Hinabfahren mit einer Ladung von Chinarinde dort auffuhr.

Der Dampfer „Canuman“ in Cuemby.

5. Mai. Der Dampfer brach kurz vor Sonnenaufgang auf, gerieth aber bald in einen dichten Nebel, der bis 7 Uhr anhielt, ſo daß er nur ganz langſam fahren konnte und von 6 Uhr 20 Minuten an eine Stunde lang ankern mußte. 7. Mai (14. Tag). Während der Nacht war der Fluß um 1 Fuß gefallen, was um ſo beunruhigender war, als man ſich ſchwierigen Stellen näherte. Beſondere Vorſicht erfordert die Paſſage der Stelle Coſacunti (gerade unter dem Aequator gelegen), wo der Fluß ſehr breit, aber nur 2 bis 3 m tief iſt, ſo daß man das Fahrwaſſer mit dem Lothe in der Hand ſuchen muß. Beim Umfahren der Inſel Patana gerieth der Dampfer mehrmals auf Grund und mußte ſchließlich umkehren; dicht am rechten Ufer fand er dann beſſeres Fahrwaſſer. Weiter oberhalb bietet eine große Sandbank Hinderniſſe dar und ebenſo die Nähe der Cantaro-Inſeln, ſo benannt, weil man dort einen alten indianiſchen Kochtopf gefunden hat. In den folgenden Tagen lief der Dampfer wiederholt auf, und zweimal ſo ſtark, daß ihn nur ein leichtes Anwachſen des Stromes, welches ſich glücklicherweiſe über Nacht einſtellte, aus ſeiner mißlichen Lage befreite. Am 8. Mai fuhr er deshalb nicht, ohne daß beſtändig gelothet wurde, und ſo langſam, daß ein Fußgänger bequem mit ihm hätte Schritt halten können. Am 9. Mittags erreichte man den Weiler Concepcion (circa 78° weſtl. L.

Paris und etwas nördlich vom Aequator), welcher von etwa 20 halbciviliſirten Indianern bewohnt wird. Dieſelben reiſen mitunter nach dem Yapura, indem ſie einen kleinen, 2 km weiter oberhalb einmündenden Nebenfluß des Iça hinauffahren, dann drei Tage über Land gehen und hierauf den Mecaya, einen Zufluß des Yapura, hinauffahren. Die Nacht überraſchte unſern Dampfer unweit des großen, von rechts kommenden Zufluſſes San Miguel, an welchem kräftige Indianer von ſehr mildem Charakter wohnen; durch Waſchen gewinnen ſie aus dem Flußſande etwas Gold, das ſie an colombianiſche Händler verkaufen. Um 2 Uhr paſſirte man das Indianerdorf Montepa, deſſen Bewohner ſich mit Rocou (Orlean) und Genipa ähnliche Muſter, wie die Oyampys am Oyapok, auf den Leib malen. Ihre Weiber verfertigen ſehr niedliches Geſchirr und verzieren es mit Muſtern; Crevaux hat Proben davon mit heimgebracht. Um 5 Uhr 10 Minuten bemerkte der Reiſende, welcher ſich gerade vorn auf dem Schiffe befand, zuerſt im Nordnordweſten einen hohen Berg, und „Los Andes“ riefen ſeine Gefährten in Begeiſterung. Gleich darauf gerieth das Schiff auf den Grund und mußte an dieſer Stelle die Nacht zubringen. Ein leichtes Anwachſen des Fluſſes machte es am folgenden Tage (11. Mai) wieder flott. Am 12. Mai war die Schifffahrt, trotzdem die Waſſermenge abnahm, leichter, als an den vorhergehenden Tagen, da der Fluß in dieſem höher liegenden Gebiete nur halb ſo breit, dafür aber doppelt ſo tief iſt, und Inſeln nicht vorhanden ſind. Um 8 Uhr fuhr man bei dem Bache Yuminia vorbei; in der Nähe deſſelben lagen zwei Hütten, von braſilianiſchen Negerinnen bewohnt, welche dieſe mindeſtens vier Monate dauernde Reiſe nicht geſcheut hatten, um der Sklaverei zu entfliehen.

Um $^3/_4$9 Uhr befahl der Kapitän die Anker auszuwerfen. Der „Canuman“ hatte ſein Ziel erreicht und befand ſich vor Cuemby, einer Anſiedelung von drei Hütten, wo die Compagnie Reyes eine Ladung Chinarinde hatte niederlegen laſſen. Das Barometer ſtand auf 733,5 mm, was einer Höhe von ungefähr 265 m über dem Meeresſpiegel entſpricht. Die Temperatur iſt dort ſehr gut zu ertragen: um 7 Uhr Morgens zeigte das Thermometer $21^1/_2{}^0$, um 10 Uhr 25° und um Mittag 26° C. an.

---

# Zuñi und ſeine Bewohner.

Im Sommer des Jahres 1879 ſandte das Ethnologiſche Büreau der Vereinigten Staaten eine Expedition von mehreren Gelehrten nach den Territorien Neumexiko und Arizona, um Sitten, Gebräuche und Lebensweiſe der Pueblos-Indianer zu ſtudiren und zugleich Sammlungen von Steinwerkzeugen und Thongeräthen alter und neuer Zeit für das Waſhingtoner Nationalmuſeum vorzunehmen. Eine Frucht jener Expedition liegt heute in Geſtalt einer kleinen, „Zuñi and the Zuñians“ betitelten Schrift vor uns, in welcher der Verfaſſer, T. E. Stevenſon, ſeine während des längern Aufenthaltes in Zuñi gemachten Beobachtungen zuſammengeſtellt hat.

Die Bewohner der zahlreichen am Rio Grande gelegenen Pueblos haben ſich ſeit vielen Generationen ſchon alle mehr oder minder mit den Mexikanern vermiſcht und dadurch viel von ihrer urſprünglichen Eigenart eingebüßt. In den iſolirteren Pueblos jedoch, in Moqui, Zuñi und einigen anderen, iſt dies nicht der Fall geweſen, und wie ſich hier die alten Sitten und Bräuche des Volkes, die Bauart der Häuſer, die Anfertigung von Werkzeug und Geräth ſchon ſeit Jahrhunderten faſt ganz unverändert erhalten haben, ſo lebt auch unter dem heutigen Geſchlechte noch friſch und deutlich die von altersher überlieferte Sage und Geſchichte ſeiner Vorfahren: freilich vielfach phantaſtiſch ausgeſchmückt, aber doch unverkennbar hinweiſend auf das alte Kulturvolk dieſer Gegend, das in prähiſtoriſcher Zeit, ehe es ſich in den merkwürdigen Felſenwohnungen der Cañonwände von Neumexiko und Arizona niederließ und ſeine ſtarken Thurmbauten auf den hohen Tafelländern errichtete, in den Thälern der Flußläufe gelebt haben muß, wo noch heute ungeheure, an Trümmern intereſſanter Alterthümer reiche Steinhaufen von den Laren und Penaten einer uralten Civiliſation erzählen.

In mehr als einer Hinſicht darf das im weſtlichen Neumexiko (unter 35° 1′ nördl. Br. und 91° 2′ weſtl. L.) gelegene Zuñi für das intereſſanteſte aller heute noch vorhandenen Pueblos gelten. Seine Bewohner haben ſich ihre Sprache, die nach Profeſſor Powell einen der vier Hauptſtämme bildet, auf die alle Pueblo-Dialekte zurückzuführen ſind, vollkommen rein erhalten; in Bezug auf die politiſche und ſociale Organiſation ihrer Gemeinde aber ſowie auf den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht nehmen ſie die höchſte Stufe unter allen Stadtindianern des Südweſtens ein.

Durch ihre eigenthümliche Bauart gleicht die Stadt Zuñi, die ſich am rechten Ufer des gleichnamigen Fluſſes auf einem 40 Fuß hohen Hügel ausbreitet, einem ungeheuern Bienenkorbe. In einer Folge von vier oder fünf Terraſſen ſind die ſteinernen, meiſt zweiſtöckigen Häuſer mehr auf- als übereinander gebaut; das Dach des untern bildet immer den Vorflur oder den Hof des darauf folgenden. Wie ſtarke Feſtungsbauten liegen dieſe ſeltſamen Stufenthürme rings um die beiden großen Plätze und zu beiden Seiten der geraden Straßen, aus denen das Pueblo beſteht. Die oberen Häuſer ſind nur durch hohe Leitern zu erreichen, die von außen angelegt ſind und die früher bei feindlichen Angriffen von den Bewohnern emporgezogen oder ihrer Sproſſen beraubt wurden. Die Häuſer der unterſten Reihe jedoch, die in den anderen Pueblos, als die am meiſten exponirten, ganz ohne Thüren gebaut wurden und nur durch eine ebenfalls mit einer Leiter zu erreichende Oeffnung im Dache betreten werden konnten, ſind in Zuñi ſämmtlich mit Thüren verſehen und ſollen dies nach der Angabe der Bewohner auch ſchon von altersher geweſen ſein. Für den Fall der Noth, wo die Eingänge in einer beſonderen Weiſe feſt verſchloſſen und verrammelt wurden, beſitzt jedoch auch hier noch jedes Haus einen Zugang durch eine Luke im Dache. Die kleinen Fenſter in dieſen merkwürdigen Gebäuden wurden vor nicht gar langer Zeit noch ausſchließlich mit Glimmerplatten verſchloſſen, heute ſind Glasſcheiben bei den Bewohnern von Zuñi ſchon ſehr beliebt und bezahlen ſie gern jeden Preis für dieſelben. Die inneren Räume in einem gewöhnlichen Hauſe, vier oder fünf an der Zahl, ſind in den älteren Gebäuden ungemein niedrig, die Thüren nur gebückt zu paſſiren; in neuerer Zeit aber baut man auch in Zuñi ſchon in etwas größeren Dimenſionen,

wenn auch unverändert nach dem alten Plane. Der Hauptraum iſt manchmal mit Flieſen gepflaſtert, meiſtens aber werden die Fußböden ebenſo wie die Wände mit röthlichem oder weißem Thon getüncht, eine Arbeit, die in ganz eigenthümlicher Weiſe und allein von den Frauen ausgeführt wird.

Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt, und zwar leben heute gemeinhin die ärmeren Einwohner von Zuñi in den oberen Häuſerreihen, die Reichen in den unteren. Es iſt dies faſt der einzige ſociale Unterſchied, der in dem Pueblo exiſtirt, wo der primitive Zuſchnitt des Lebens die ganze Bevölkerung gewiſſermaßen zu einer großen Familie macht. Nur der Alkalde, der indianiſche Stellvertreter des Gouverneurs, macht eine Ausnahme von jener Regel: er bewohnt das höchſtgelegene Haus des Pueblo, von wo aus er allmorgendlich dem Volke die Anordnungen des Gouverneurs verkündet und andere etwa nothwendige Proklamationen erläßt. Von den inneren Räumen des Hauſes wird nur einer, und zwar nicht einmal immer der größte, als eigentlicher Wohnraum benutzt. In dieſem einen Gemach arbeitet, ißt und ſchläft die ganze Familie; an einem unter dem Dache angebrachten Balken hängt hier der größte Theil ihres Beſitzes an Kleidungsſtücken: nur die werthvollſten Gewänder, die bei den religiöſen Tänzen getragen werden, ſind in einem der anderen Räume ſorgfältig aufbewahrt. Auf einem an der Längswand des Gemaches angebrachten Herde bereitet hier auch die Squaw die Speiſen, backt das beliebte Waiawi, ein dünnes, oblatenartiges Weizenbrot, und braut das Lieblingsgetränk der Bewohner von Zuñi, ein ſüßes, nicht berauſchendes Bier aus gekeimtem Weizen. Eine zweite Feuerſtätte im Hauſe und der große, im Freien befindliche Backofen neben demſelben, der während des größten Theils des Jahres den Hunden zum Aufenthalte dient, werden nur in einigen Herbſt- und Wintermonaten zur Zeit der religiöſen Feſte und Tänze benutzt, wo die Weiber von Zuñi faſt ausſchließlich mit der Bereitung von allerhand ſeltſamem, eigenthümlich geformtem Feſtgebäck beſchäftigt ſind.

Sehr merkwürdig, weil von altersher in der gleichen Weiſe und mit dem gleichen Geräth betrieben, iſt die Mehlbereitung der Zuñi-Indianer. In jedem Hauſe befindet ſich ein im Fußboden befeſtigter offener Kaſten, der aus Sandſteinplatten hergeſtellt und von rechteckiger Form, 5 bis 10 Fuß lang und etwa 20 Zoll breit und tief iſt. Durch ſteinerne Zwiſchenwände in mehrere Abtheilungen getheilt, enthält er als Boden in jeder derſelben einen im Winkel von 45 Grad geneigten flachen Mahlſtein von verſchiedener Glätte. Auf dieſe ſchrägen Steinböden der einzelnen Abtheilungen wird das Korn geſchüttet und von den Weibern, die in gebückter Haltung vor dem Kaſten knien, mit einem flachen Stück vulkaniſcher Lava, das ſie möglichſt feſt aufdrücken, unermüdlich auf- und abgerieben. Die gleichmäßige, anſtrengende Bewegung wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, um das Korn wieder zwiſchen die Steine zu ſchieben, oder um das Zermahlene von einem gröbern auf einen feinern, d. h. in eine andere Abtheilung des Kaſtens zu bringen, bis es ſämmtliche paſſirt und dadurch den gewünſchten Grad der Feinheit erlangt hat.

Sind die Indianer von Zuñi in dem eben beſchriebenen primitiven Verfahren, wie in noch ſo manchem andern, auf dem Standpunkte ihrer Voreltern ſtehen geblieben, ſo haben ſie auf anderm Gebiete ſogar entſchiedene Rückſchritte gemacht. Die alten Thonwaaren, die in dem Cañon de Chelly und San Juan aufgefunden worden ſind, übertreffen an Feinheit des Materials, an Schönheit und Gleichmäßigkeit der Glaſur und an Symmetrie der Formen bei Weitem die Produkte der heutigen Keramik in Zuñi ſowohl wie in den anderen Pueblos. Und doch ſind auch dieſe heutigen Thonwaaren, die in Zuñi ausſchließlich von den Weibern angefertigt werden, ſehr beachtenswerthe Leiſtungen, auch wenn man nicht einmal die primitiven Hilfsmittel, deren ſie ſich zu der Herſtellung bedienen (von der Anwendung eines Rades iſt nicht die Rede), in Betracht zieht. Die vor dem Brennen der Gefäße mit einem Pinſel aufgetragene dekorative Malerei zeigt nicht nur in den Schnörkeln und Muſtern, ſondern gerade in den häufig angebrachten Thier- und „Teufel"-Geſtalten eine überraſchende Leichtigkeit und Freiheit der Zeichnung.

Bemerkenswerthe Produkte der häuslichen Induſtrie von Zuñi ſind auch die kunſtvollen Stickereien und Gewebe der Weiber. Die in einem hellern Tone von Blau gehaltenen geſtickten Borten an ihren dunkelblauen Gewändern ſind ſehr effektvoll und erinnern in der Ausführung an chineſiſche Arbeit. Wahre Kunſtwerke der Weberei aber ſind die breiten Gürtel von feinſtem Gewebe, die auf rothem Grunde ein eingewebtes geſchmackvolles Muſter in grüner und weißer Farbe zeigen. Der einzige Färbeſtoff, den die Indianer beſitzen, iſt Indigo; alle anderen Farben verſchaffen ſie ſich erſt durch den Handel mit den Weißen.

Was nun die äußere Erſcheinung der Indianer von Zuñi anbetrifft, ſo ſind die Männer der Mehrzahl nach unter der Durchſchnittsgröße der Amerikaner, die Frauen durchweg klein und zierlich, ſehr regelmäßig gebaut und mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Bis auf ſieben oder acht Individuen haben ſämmtliche Bewohner des Pueblos dunkles Haar; dieſe ſieben oder acht Ausnahmen aber (drei Männer, zwei oder drei Weiber, ein achtjähriges Mädchen und ein ganz junges Kind) ſind Albinos, und es iſt ein ſehr intereſſantes phyſiologiſches Faktum, daß nicht zwei von ihnen einer und derſelben Familie angehören. Sie haben helles, goldblondes Haar und eine ungemein zarte Hautfarbe, aber ſämmtlich ſo ſchwache Augen, daß ſie dieſelben auch gegen das gewöhnliche Tageslicht ſchützen müſſen. Stevenſon fand die Angaben früherer Beſucher der Pueblos, denen zufolge die Albinos in dieſen Indianerſtädten von der Stammesgemeinſchaft ausgeſchloſſen würden und von dem übrigen Volke getrennt leben müßten, in Zuñi wenigſtens nicht beſtätigt. Sie lebten hier in ganz verſchiedenen Familien, die älteren unter ihnen waren ſämmtlich verheirathet und hatten geſunde Kinder; von irgend einer Ausſchließung von ſocialen, politiſchen oder religiöſen Rechten war nicht die Rede.

Eines ſonderbaren in Zuñi herrſchenden Gebrauchs mag hier zugleich Erwähnung gethan werden: unmittelbar nach der Geburt wird den Kindern männlichen Geſchlechts ein feſter, aus Aſche und Waſſer gekneteter Teig auf das Geſicht gelegt, und wird dieſes Verfahren, das das Wachſen eines Bartes verhindern ſoll, während der erſten Kinderjahre fleißig fortgeſetzt.

Von den mannigfachen Beſchäftigungen der Weiber von Zuñi iſt oben ſchon die Rede geweſen; die Männer treiben verſchiedene Handwerke, beſchäftigen ſich aber der Mehrzahl nach hauptſächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Ihre Herden beſtehen nur zum kleinſten Theile aus Rindern; vorzugsweiſe ziehen ſie Schafe, Ziegen, Pferde und „Burros", eine eigenthümliche Art kleiner Eſel, die ihnen als Laſtthiere dienen, während ſie die Pferde ausſchließlich zum Reiten benutzen. Einige Schweine, Hühner und zahlloſe Hunde gehören außerdem noch faſt zu jedem Hausſtande in Zuñi.

Ziemlich mannigfaltig ſind auch die Produkte ihrer Bodenkultur: Weizen, Roggen, Bohnen, Gurken, Melonen

und Kürbiſſe, Pfirſiche und verſchiedene Arten von Gewürzen werden mit gutem Erfolge angebaut. Den Tabak, den die Männer von Zuñi in kleinen Strohcigarretten zu rauchen pflegen, kultiviren ſie nicht ſelber, ſondern erhalten ihn durch den Handel mit den Weißen. Sehr bemerkenswerth iſt die alte unter ihnen herrſchende Sitte, ſtets den ganzen Ertrag der Getreideernte eines Jahres im Vorrathshauſe der Stadt aufbewahrt zu halten, um für einen etwa eintretenden Mißwachs oder andern Nothfall ausgerüſtet zu ſein. Einige der zu dem Pueblo gehörenden Farmen und Obſtgärten liegen 10 bis 20 engliſche Meilen von demſelben entfernt; doch befindet ſich auch dicht am Fuße des Hügels von Zuñi eine Anzahl ſeltſamer kleiner Gärten, in denen hauptſächlich Melonen und Gewürzpflanzen gezogen werden. Während in vielen anderen Pueblos das Syſtem der acequias allgemein gebräuchlich iſt, wenden die Bewohner von Zuñi keinerlei künſtliche Bewäſſerung für ihre Felder und Gärten an. In den natürlich bewäſſerten Thälern bauen ſie ihr Getreide, die Obſtgärten aber legen ſie vorzugsweiſe auf der Höhe der „Meſas“ an, den kleinen getrennten Plateaus von Neumexiko, wo die größere atmoſphäriſche Feuchtigkeit dem Gedeihen der Pflanzungen günſtig iſt. Der Hauptſache nach verlaſſen ſie ſich eben gänzlich auf den Regen, und der Häuptling, der denſelben herbeizurufen hat, verſteht ſeine Sache ſo gut, daß er nie einen Bitt-Tanz um Regen anordnet, wenn er nicht mit Sicherheit annehmen kann, daß innerhalb der nächſten zwei Tage ein Gewitter kommen wird.

Das Regierungsſyſtem von Zuñi entſpricht in ſeinem patriarchaliſchen Zuſchnitt freilich nur einer verhältnißmäßig tiefen Stufe der Civiliſation, iſt jedoch in ſeiner Art vollkommen und genügt den Bedürfniſſen des Volkes in jeder Hinſicht. Der Gouverneur iſt ex officio der oberſte Richter, vor dem alle Angeklagten verhört werden, und ſein Urtheil iſt entſcheidend, doch ſteht ihm ein aus den Civilbeamten des Pueblo zuſammengeſetzter Rath in der Ausübung dieſes Amtes zur Seite.

Alles was Stevenſon über Sage und Geſchichte des Volkes von Zuñi in Erfahrung gebracht hat, wurde ihm durch Pedro Pino mitgetheilt, einen der älteſten und intelligenteſten Einwohner des Pueblo und zugleich den einzigen unter der ganzen Bevölkerung, der eine hinreichende Kenntniß der ſpaniſchen Sprache beſitzt, um mit der Außenwelt verkehren zu können. Nach ſeinen Angaben ſollen die Vorfahren der heutigen Bewohner von Zuñi vor grauen Jahren einmal im Cañon de Chelly in Arizona gelebt haben, wohin ſie vor den Navajos und Apaches, ihren alten Feinden, geflohen waren. Nachdem ſie dieſe Wohnſitze aufgegeben, hätten ſie ſich dann für eine Zeit lang im Lande zerſtreut, aber bald infolge der fortgeſetzten Beunruhigungen durch jene Feinde den Entſchluß gefaßt, ſich wieder zu gegenſeitigem Schutze zu vereinigen. Damals ſollen ſie auf der Stelle des heutigen Zuñi ihre erſte Stadt erbaut haben. Das Unglück verfolgte ſie aber auch hier: ſie mußten vor einer gewaltigen Ueberſchwemmung abermals flüchten und ſiedelten ſich nun auf der etwa zwei engliſche Meilen von der Stadt entfernten Meſa an. Der Sage nach ſoll das Waſſer bis dicht an den Rand des 1000 Fuß über dem Thale ſich erhebenden Plateaus geſtiegen und ſchließlich nur durch Darbringung von zwei Menſchenopfern zum Fallen gebracht worden ſein. Ein hoch von der Meſa emporragender Felſen, an deſſen zackigem Gipfel man etwas wie zwei koloſſale menſchliche Geſichter erkennen kann, gilt noch heute bei dem Volke von Zuñi für das auf wunderbare Weiſe in Stein verwandelte Bild der beiden damals in die Fluthen geworfenen Opfer.

Schon mehr auf hiſtoriſchem Boden fußt eine andere Sage, die von einem Konflikte zwiſchen jenen Bewohnern der Meſa und den Spaniern erzählt. Die letzteren unternahmen einen Angriff auf das Volk von Zuñi, um die vermeintliche Ermordung eines Prieſters zu rächen, der vor vielen Jahren als Miſſionär hierhergegangen und nicht wieder zurückgekehrt war. Derſelbe hatte aber nicht etwa ſeinen Tod hier gefunden, ſondern ſich, was in Wahrheit ja oft genug vorgekommen iſt, unter dem Volke niedergelaſſen, deſſen Lebensweiſe ihm zuſagte, und da er ſich von den Seinigen vergeſſen glaubte, ſich ſchließlich ganz mit den Indianern identificirt. Erſt nachdem die Spanier mehrere Tage lang gegen die Niederlaſſung auf der Meſa angeſtürmt und von oben mit gewaltigen herabgeſchleuderten Steinen empfangen worden waren, wurde den Angegriffenen der Grund dieſer Feindſeligkeiten bekannt, und beſchloſſen ſie, den Irrthum wegen der Ermordung des Prieſters aufzuklären. Dieſer mußte eine Botſchaft an die Spanier verfaſſen und dieſelbe, da kein Papier vorhanden war, auf ein glattgeſchabtes Schaffell ſchreiben, das dann um einen Stein gewickelt und zu den Angreifenden hinabgeworfen wurde. Hierauf über das Schickſal des Vermißten beruhigt, ſollen die Spanier ſogleich abgezogen ſein.

Sehr auffallend iſt bei dieſer Sage ihre faſt vollkommene Uebereinſtimmung mit einer Epiſode, die ſich nach den Angaben anderer Schriftſteller bei Coronado's Angriff auf Cibola zugetragen haben ſoll: die Annahme, daß Cibola, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem ſpaniſchen Mönche entdeckte ſeltſame „Land der ſieben Gemeinden“, eins geweſen ſein müſſe mit dem heutigen Zuñi gewinnt dadurch immer mehr an Wahrſcheinlichkeit.

Die heute noch vorhandene Ruinenſtätte auf der Meſa iſt ſehr ausgedehnt und läßt auf eine bedeutende Größe der alten Anſiedlung ſchließen. Die Häuſer waren gänzlich aus Steinen erbaut, die ſo ſorgfältig ausgeſucht und ſo gut aufeinandergepaßt ſind, daß ſie wie behauen erſcheinen; viele von den Mauern ſtehen heute noch in einer Höhe von acht oder zehn Fuß. Nach dem tief ausgetretenen Fußpfade zu urtheilen, der vom Thale zur Meſa hinaufführt, muß die Anſiedlung von vielen Generationen bewohnt worden ſein. Zwiſchen der Meſa aber und dem heutigen Zuñi befinden ſich noch zwei Trümmerſtätten, nach Pedro Pino's Erzählung die Ueberreſte der Wohnſitze, die das Volk nach ſeinem endlichen Verlaſſen der auf der Höhe gelegenen Niederlaſſungen gründete. Aber auch hier wurde es von ſeinen Erbfeinden heimgeſucht, und es zeigte ſich bald, daß man entweder beſondere Maßregeln zur Vertheidigung und zum Schutze treffen oder aber nach den unbequemen und von den Feldern im Thale ſo weit abgelegenen Bergfeſten zurückkehren mußte. Damals ſoll nun eine große Verſammlung aller Pueblos dieſer ganzen Gegend abgehalten und in derſelben nach langen Berathungen der Entſchluß gefaßt worden ſein, ruhig in den tiefer gelegenen Theilen des Landes zu bleiben, ihre Städte in Zukunft aber als Feſtungen, d. h. die Häuſer ſo über einander zu bauen, daß die oberſte Reihe eine gute Warte abgeben mußte, während die Konſolidirung der ganzen Gebäude für den Fall eines Angriffs eine ſtarke und ſichere Verſchanzung gewähren mußte. So kehrte denn das Volk von Zuñi wieder nach dem kleinen Hügel am Fluſſe zurück, wo ihre Vorfahren einſt ſchon gewohnt hatten, und erbauten auf ihm ihre heutige Stadt.

Ungenau und lückenhaft, wie dieſe Tradition ohne Zweifel in den Einzelheiten iſt, zeigt ſie doch deutlich, daß es lediglich das Bedürfniß einer ausreichenden Vertheidigung der ganzen Gemeinde gegen die Angriffe ihrer Feinde geweſen iſt, was die Veranlaſſung zu der ſeltſamen und wohl einzig

daſtehenden Bauart der Häuſer in Zuñi und mehreren anderen Pueblos gegeben hat.

In Bezug auf die Mythen und abergläubiſchen Vorſtellungen des intereſſanten Volkes iſt bis jetzt nur wenig mitzutheilen; denn ohne eine richtige Kenntniß der Sprache kann man ja nur unbeſtimmte Schlüſſe ziehen aus dem Anblick der ſonderbaren Zaubertänze, die eine ſo hervorragende Rolle in ihrem Kultus und ihren religiöſen Ceremonien ſpielen. Das religiöſe Oberhaupt von Zuñi iſt der Kazike; er iſt in den Augen des Volkes unfehlbar und ſein Wille Geſetz für Alle. Seine täglichen Wanderungen nach der Meſa, um den Aufgang der Sonne von dort zu beobachten, haben die Veranlaſſung zu der irrigen Annahme gegeben, daß in Zuñi etwas wie ein Sonnenkultus beſtehe; doch hat dieſer Brauch keinerlei religiöſe Bedeutung, ſondern nur den rein praktiſchen Zweck der Zeitbeſtimmung. Schon von altersher hat ſich nämlich unter den Indianern von Zuñi eine gewiſſe Kenntniß des Sonnenjahres vererbt und wiſſen ſie, daß ihr neues Jahr fünf Tage nach dem Zeitpunkte beginnt, wo der Schatten in einem beſtimmten Winkel gegen die Meſa fällt. Für den Gottesdienſt und die verſchiedenen Gebräuche bei demſelben ſcheint ein ſtrenges und feſtes Ritual zu beſtehen. In der Ausübung ſeines Amtes bei den religiöſen Ceremonien wird der Kazike von ſechs Gehülfen unterſtützt, deren Aemter erblich ſind; auch ein „weiblicher Kazike“ gehört zu dem geiſtlichen Perſonal, eine Frau nämlich, deren einzige Obliegenheit iſt, den großen Mann zu bedienen. Alljährlich beſtimmt dieſer zehn Männer des Pueblos, die ein Jahr lang das komiſche Element in den heiligen Tänzen repräſentiren müſſen und die daneben einen großen Einfluß in allen geiſtlichen Angelegenheiten ausüben. Viele von den Tänzen werden bei Tage auf den offenen Plazas ausgeführt, auf deren einer noch die alte ſpaniſche Kirche ſteht; die feierlichſten Ceremonien aber finden bei Nacht in den Häuſern und immer vor einem Altar ſtatt. Von dem Kaziken aufgefordert, dürfen Fremde dieſen ſeltſamen Feiern beiwohnen, und anſtatt der unſittlichen, mitternächtigen Orgien, von denen die alten ſpaniſchen Prieſter und auch noch manche heutige Berichterſtatter erzählen, gewahren ſie dann wohl mit Erſtaunen, wie hier eine ganze Folge von feierlichen Handlungen, die augenſcheinlich eine tiefere Bedeutung haben, mit größtem Ernſt und vollkommener Würde ausgeführt werden. Einen ſeltſamen Schmuck der Theilnehmer an den heiligen Tänzen bildet eine am rechten Bein befeſtigte Klapper, die aus Schildkrötenſchale und mehreren daran gehängten kleinen Fußknochen einer Ziege beſteht. Es hielt ſehr ſchwer, eine ſolche Klapper, die das Eigenthum der „Kirche von Zuñi“ iſt, für die ethnographiſche Sammlung zu erhalten, faſt ebenſo ſchwer, wie einen von den geweihten, zierlichen Thonkörben, die zur Aufnahme des heiligen Mehles dienen, das vor den Tänzern, auf den Altären und über verſchiedene andere zum Gottesdienſte gehörige Gegenſtände ausgeſtreut wird.

Die estufas oder Tanzhäuſer, die in einigen Pueblos rund ſind und von den übrigen Häuſern ganz abgeſondert ſtehen, ſind in Zuñi von rechteckiger Form und ſtehen mit den Wohngebäuden in einer Reihe. Von den großen Feuern, die in dieſen Häuſern immer brennend erhalten werden ſollen, gewahrte Stevenſon in Zuñi nichts, doch iſt es trotzdem nicht nur möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich, daß ein gewiſſer Kultus des Feuers ſich auch unter den Einwohnern dieſes Pueblo vorfindet. Sie haben einen heiligen Ruf nach Feuer, der bei den meiſten ihrer religiöſen Ceremonien erſchallt; die Aufführung einiger ihrer Tänze wird ſtets dadurch verherrlicht, daß in den Straßen des Pueblo gewaltige Feuer angezündet werden, und nach altem Brauche nimmt in Zuñi keine Familie das tägliche gemeinſame Mahl ein, bevor nicht etwas von den Speiſen ins Feuer geworfen und daſſelbe mit einer beſtimmten Formel aufgefordert worden iſt, das Opfer zu verzehren.

Eine eigenthümliche Erſcheinung in Zuñi ſind die zahlreichen, von den Eingeborenen in großen Käfigen gehaltenen und ſorgſam gepflegten Adler. Dieſelben ſind indeſſen nicht, wie dies von früheren Reiſenden mit aller Beſtimmtheit behauptet worden iſt, heilige und als göttlich verehrte Vögel: nur um ihrer Federn willen, die bei allen religiöſen Ceremonien zur Ausſchmückung der Altäre und als Hauptſchmuck für die Feſttheilnehmer dienen, werden ſie von den Indianern gefangen und in den Käfigen verpflegt.

Eines ſeltſamen und bei dem friedlichen Volke von Ackerbauern überraſchenden Zuges erwähnt Stevenſon noch: wie die nomadiſirenden Wilden des Weſtens ſkalpiren dieſe Stadtindianer ihre gefallenen Feinde und während ſie ſtolz darauf ſind, daß ſie noch nie einen weißen Mann getödtet haben, rühmen ſie ſich gern mit der größten Oſtentation des Beſitzes zahlreicher Skalpe von den Navajos, den Erbfeinden ihres Volkes. Charakteriſtiſch iſt auch ihr tiefeingewurzelter Haß gegen das mexikaniſche Volk. Nur in ſeltenen Ausnahmefällen darf ein Mexikaner die Stadt betreten; nie aber werden ſie ihm erlauben, ihren feierlichen Tänzen beizuwohnen, da ſie feſt überzeugt ſind, daß ſeine unheilvolle Gegenwart das erwünſchte Gute, das ſie durch ihren Tanz zu erreichen gedenken, in das Gegentheil verwandeln müſſe.

Dies ſind in Kürze die hauptſächlichſten Mittheilungen Stevenſon's über das intereſſante Volk von Zuñi. Wie es ja kaum anders ſein kann, laſſen uns die vereinzelten Aufzeichnungen des der Sprache unkundigen Reiſenden einſtweilen noch manche Angaben vermiſſen, die zu einem klaren Bilde von dem Leben und Treiben in dem Pueblo unentbehrlich ſind: ſie genügen indeſſen, um uns erkennen zu laſſen, welch ein reiches Feld für die wiſſenſchaftliche Forſchung ſich in dieſen wenig bekannten kleinen Indianergebieten noch vorfindet. Hoffentlich wird die amerikaniſche Regierung bald — ſo lange es noch Zeit iſt! — die geeigneten Schritte thun, um die archäologiſchen und ethnographiſchen Schätze der Pueblosgebiete zu heben.

# Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

## III.

### 3. Die Thalbildung des Weſtplateaus.

Vom Hohneckmaſſiv ſtrahlen vier Höhenrücken aus, zwei nach Norden und zwei nach Süden. Die ſüdliche Zweitheilung iſt leicht verſtändlich: denn da wir den öſtlichen Zug derſelben, welcher nördlich das Thurthal begrenzt, weder in der Hauptaxe des Gebirges finden, noch derſelbe als Waſſerſcheide irgend einen andern als nur lokalen, ganz in das Gebiet der Vogeſen fallenden Einfluß hat, ſo kann er trotz ſeiner bedeutenden Höhe, Breite und Länge nur als Seitenarm betrachtet werden, der vom Hauptkamm des Gebirges ausgeht. Die Waſſerſcheide zwiſchen Oberrhein und Moſel bildet der zweite ſüdliche Zug, der nach Südweſten gerichtet in etwas unregelmäßigem Verlauf die Hauptaxe des Gebirges fortſetzt und am Rheinkopf ſüdlich zunächſt die Ronde tête, dann den Grand Ventron (1209 m), den Wildkatzen- (oder Haſen-) Kopf, die Felzacher Höhe, die Ronde feigne, die Drumontgipfel (1226, 1208 m; der höhere iſt der Felleringerkopf), den Steinkopf (1192 m), den deutſchen Kopf (1004 m), die tête de neuf bois (1234 m), die Gipfel des rothen Vaſen, oberſten Vers, Steinbergs u. ſ. w. (1124 m, 1249 m, 1100 m) trägt und im Elſäſſer Belchen (1290 m) endet. Faſt alle dieſe Gipfel ſind von Ballongeſtalt. Sie ſelber ſind meiſt nicht hoch über die Geſammtrücken erhaben, und daher erklärt ſich das mauergleiche Anſehen, welches das Maſſiv z. B. der Ventrongipfel von Weſten her zeigt. Aber der ganze Rücken zerfällt in eine Menge von einzelnen Gebirgsſtücken, wie das lange Maſſiv der Ventrons, das kürzere der Drumonts, dann wieder das des Greſſon, des Ballon d'Alſace, eine Bildung, welche nach Norden nicht wiederkehrt; zuerſt iſt dieſelbe, freilich in etwas übertriebener aber intereſſanter, ſtreng, ja übernaturaliſtiſcher Weiſe auf der Caſſiniſchen Karte wiedergegeben.

Der eine mächtigere der beiden Nordzüge, die Hautes Chaumes, zeigt nun gar keine Gipfelbildung mehr, bis auf ſeiner Linie nach der Senke von le Bonhomme der mächtige Brezouard aufſteigt. Faſt ganz parallel mit dieſem Zuge geht vom Hohneckmaſſiv, durch den Querrücken le Collet mit ihm zuſammenhängend, ein ſchmaler zweiter Nordzug aus, welcher genau in der Verlängerung der Axe des Gebirges liegt, wie dieſelbe vom Ballon d'Alſace bis zum Ventron ſich zeigt; verlängert man die Axe weiter nach Norden, ſo trifft ſie genau mit der Bodenſchwelle, welche den Climont trägt, und mit der Axe des Hochfeldes zuſammen, während der Zug der Hautes Chaumes ſich immer weiter öſtlich wendet. Dabei aber bleibt jene weſtliche Kette immer durchaus ſchmal und unverändert in der Breitenausdehnung. Etwas nördlich von der Schlucht beträgt die Breite ihres Fußes, der hier etwa 800 m hoch gelegen iſt, 1,5 km, der eben ſo hoch angeſetzte Fuß der Hautes Chaumes an der gleichen Stelle mehr als 3 km; bei Xeroſſe, wo die Meurthe ſich nach Weſten wendet, hat der Fuß des Weſtzuges (bei 660 m Höhe) abermals nur 1,5 km Breite, die Hautes Chaumes dagegen bis Pairis (dieſelbe Höhe, 660 m) 6 km! Bisher iſt der weſtliche Zug ſchon einmal unterbrochen bei le Valtin; nach der zweiten Unterbrechung bei Xeroſſe aber wird er immer breiter und höher und verläuft ohne weitern Einſchnitt bis zum Climont, wo er rechtwinklig umbiegt um mit dem Altenberg zu enden. Seine Höhen ſind: der Roßberg weſtlich von le Bonhomme 1130 m, Brehaingoutte 995 m, Chateau de Faite 894 m, Haut des Heraux 998 m (der Name iſt der franzöſiſchen Karte entnommen, in der Gegend iſt er unbekannt) und Altenberg 880 m; vor dieſem letztern ſinkt er bis zu 675 m herab. Ganz anders der Weſtzug: Hautes Chaumes bis 1309 m, Tête des Faux, mit dem ſie enden, 1222 m; nach der Senke von le Bonhomme, die freilich nur 400 m hat, folgt der Brezouard mit 1231 m, der Thännichel (970, 800 m u. ſ. w.). An Höhe, Breite, Geſchloſſenheit iſt er dem erſtgenannten Zuge bei weitem überlegen, welcher dagegen andere wichtige Eigenſchaften zeigt: zunächſt, daß er die Axe des Gebirges fortſetzt, dann, daß er — mit Ausnahme der Meurthe bei Xeroſſe — durchaus die Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Moſel bildet, während der andere Zug, den bei le Bonhomme die Bechine durchbricht, ebenſo wie jener öſtliche Südzug, der den Ballon von Sulz trägt, als Waſſerſcheide nur lokal, nur für die Vogeſen von Bedeutung iſt. Vom Climont an bildet die fortgeſetzte Gebirgsaxe die Waſſerſcheide. Eine ſo ſtarke und namentlich ſo tiefe Einſenkung, wie der Oſtzug beim Bonhomme, erleidet der Weſtzug nicht, deſſen Geſteinmaterial auch durchgängig (von Modificirungen des Granitits abgeſehen) das gleiche iſt, während der Brezouard ein weſentlich anderes Material zeigt: hier unterbricht den Granitit, der weiter öſtlich wieder auftritt, echter Granit in einem ausgedehnten Maſſiv.

Dieſe beiden Züge ſchließen das bedeutendſte Längsthal des Gebirges ein, deſſen Bildung merkwürdig genug iſt. Wie läßt ſie ſich erklären? Wie erklärt ſich ferner jene ſo auffallende Thalbildung, die wir von der Weſtverlängerung des Hohneck allſeitig ausſtrahlen ſahen? Beide Fragen müſſen wir zuſammenfaſſen.

Die franzöſiſchen Geologen erklären jene ſtrahlige Thalbildung durch eine Zertrümmerung des Bodens, welche in Folge eines mächtigen von unten wirkenden Stoßes eintrat. Elie de Beaumont ſagt (Explication de la carte géologique de la France 1, 430 seq.): „Der Waſſerfall le Saut-des-Cuves, zwiſchen den Seen von Longemer und Gerardmer, hat eine im höchſten Grade bemerkenswerthe Lage wegen der faſt ganz regelmäßigen Konvergenz mehrerer tief eingeſchnittener und oft weithin geradliniger Thäler. Dies ſind 1) das Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Evelines, etwas unterhalb Granges; 2) das Thal der Source-Neuve (Neuné) von Neymont bis Gerbépal; 3) das obere Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Longemer und vielleicht, jedoch in gebrochener Linie, bis zum See von Retournemer; 4) das Thal der Jamagne, vom Saut des Cuves bis Gerardmer und vielleicht, in gebrochener und verzweig-

ter Linie, bis Tholey und Vagney. Ein fünftes Thal, das von Plainfaing und Sachemont, würde verlängert ganz nahe dem Ausgangspunkt der übrigen verlaufen. Diese Anordnung . . . giebt ganz natürlich die Idee einer sternförmigen Zertrümmerung des Bodens durch eine von unten hebende Kraft. Welche Eruptivgesteine haben die Hebung veranlaßt? Vielleicht die Quarzporphyre, welche gangartig in den Graniten beim Saut des Cuves auftreten? Oder die Serpentine, welche sich in der Nähe finden, bei Reymont (Raymont) und bei Kettes-de-Gérardmer? Ist der Basalt hier gleichzeitig emporgedrungen wie bei Essey in Lothringen und Reichenweiher im Elsaß? Es fehlt mir an Material um zu entscheiden." Aehnlich haben sich E. de Billy (1850) und Henri Hogard ausgesprochen.

Aber jene Basalte, Serpentine, Quarzporphyre sind viel zu unmächtig, sie treten ferner (man vergleiche Billy's Beschreibung) in einer Art auf, welche jeden Gedanken an einen so mächtig zertrümmernden Stoß unmöglich macht. Auch stimmt die ganze Gestalt der Gegend nicht zu jener Idee. Erstlich sehen wir eine ganze Reihe ähnlicher Thäler ebenfalls strahlenförmig, aber keineswegs von dem Mittelpunkt jenes Wasserfalles (Saut des Cuves), vielmehr alle von der Westverlängerung des Hohneck selber ausgehen, theils ostwärts vom Saut de Cuves, wie das Meurthethal, welches seiner Lage nach durchaus zu diesen Thälern gehört, wie die Thäler der Moselotte, theils weit im Westen, wie z. B. das Thal des Barba, der bei Docelles in die Bologne geht. Das Emportreten aber des ganzen Hohneckmassives als Veranlassung des zertrümmernden Stoßes zu denken, ist ein Ungedanke, auch würde dann die Gegend in viel wilderer, keineswegs so regelmäßiger Weise zerstört sein; und endlich ist ja das ganze Terrain nach dem Vogesenkamm und um jenen Westrücken des Hohneck gehoben, mit dem es einheitlich zusammenhängt, so daß also unmöglich irgend ein einzelner Stoß die Thallinien hervorgebracht haben kann, welche überhaupt doch nur eine sehr entfernte Analogie, keineswegs eine zwingende Gleichheit mit den mechanischen Wirkungen eines (von unten kommenden) Stoßes haben.

Wir haben es hier also nicht mit einer Wirkung von unten herauf, vielmehr mit einer solchen von oben herunter, nicht mit einer mehr weniger plötzlichen Stoßwirkung, vielmehr mit der sehr allmäligen Wirkung des Wassers, der Erosion, zu thun. Der Erosion verdankt das ganze Gebiet seine Gestalt, ihr gehören alle die vom Hohneckmassiv ausstrahlenden Thäler an; und diese Erosion, die sie bewirkende Wassermenge war wesentlich mit bedingt durch die bedeutende Hebung des Hohneckmassives.

Um diesen Satz zu beweisen, müssen wir weit ausholen und zunächst auf die meteorologischen Verhältnisse des letztern kurz eingehen. Eine ausführliche Behandlung verbietet leider die Art des vorhandenen Materials. Westwärts von den Vogesen sind Südwestwinde die bei weitem vorherrschenden, auch Nordweste sind zahlreich, seltener reine Weste; Ostwinde werden durch die Vogesen selber abgehalten, während in das Thur- und Münsterthal Südoste und Oste nicht selten eindringen und bis zum Kamm des Gebirges ansteigen. Wie sehr aber z. B. am Hohneck die westlichen den östlichen Winden an Stärke und Häufigkeit überlegen sind, das zeigen schon die Bäume, deren Zweige ja beim Hinansteigen zum Schluchthôtel alle östlich, nordöstlich, gerichtet sind. Und dieselbe äußerst wichtige Erscheinung zeigen die Bäume und Sträucher auf der Kammhöhe überall, nicht bloß am Hohneck, sondern über den ganzen Kamm, bis zum Ballon d'Alsace hin und weiter über den südlichsten Querzug der Vogesen bis zum Bärenkopf. Auch der Umstand, daß das Hohneckmassiv nach Westen zu weit tiefer hinab entwaldet ist, als nach Osten hin, spricht für das Vorherrschen und die Heftigkeit der Westwinde. Diese alle, namentlich aber die von Südwest kommenden, sind ganz besonders reich an Dampfgehalt; im Winter entladen sie, oft beinahe plötzlich, kolossale Schneemassen, und die dichten, oft gleichfalls plötzlich eintretenden Nebel, welche sie bringen, sind bekannt und gefürchtet genug. In der Nähe des Gebirges werden die Niederschläge immer reichlicher: so beträgt zu Mirecourt (280 m Höhe) aus den vier Jahren 1868 bis 1871 das Mittel des Niederschlages nach Ad. Bronsvick[1]) 736,6 mm, zu Epinal (Höhe des Regenmessers 333 m) in ebenfalls vier Jahren (1872 bis 1876) nach Demangeon[2]) 895,6 mm, und im Thal von Cleurie (Höhe des Beobachtungsplatzes 620 m) in den Jahren 1862 bis 1867 nach Xavier Thiriat[3]) 1358 mm; dehnt man aber die Zahl der Jahre aus, so wächst die Ziffer des Niederschlages; das Mittel von 1862 bis 1869[4]) beträgt für das Thal des Cleury 1374 mm und von 1852 bis 1868[5]) sogar 1470 mm, mit welcher letztern Angabe die wahre Mittelzahl erreicht sein mag. In Weßerling[6]) (437 m Höhe, Thurthal) beträgt das Mittel von 1849 bis 1868 1157,4 mm; dagegen war auf der Station[6]) Rothlach (Hochfeld, 1000 m) aus den Jahren 1850 bis 1869 das Mittel 1540 mm. Vom Hohneckmassiv ist leider kein Beobachtungsmaterial vorhanden; die Höhe der Niederschläge ist aber hier unzweifelhaft noch um ein Bedeutendes größer, als auf der Rothlach, weil der Hohneck den Südwestwinden viel früher und bei seiner größern Höhe mehr ausgesetzt ist, als die Station des Hochfeldes. In längst vergangenen Jahrhunderten mußte ferner, bei viel stärkerer Bewaldung der Gegend, die Niederschlagmenge noch größer sein; zur Zeit aber, als der Hohneck und die nächstliegenden Gebirgstheile mit Gletschern bedeckt waren, mußte sich der Dampfgehalt der warmen Südwestwinde, deren Bahn ja auch damals frei war, noch viel massenhafter auf den damals viel kälteren Bergen niederschlagen. Jedenfalls haben wir uns die Wirkung dieser Niederschläge durch außerordentlich lange Zeiträume in Thätigkeit zu denken, gewiß schon seit der Zeit, als die heutigen Vogesen sich erhoben; und war der Hohneck nicht in das Buntsandsteinmeer untergetaucht, so umwehten sie ihn schon in triassischer Zeit, wie jetzt, da sie auf der großen allgemeinen Luftcirkulation beruhen, welche eintrat, sobald die Tropenzone irgend wärmer war, als die Zonen höherer Breiten. Dies aber mußte durch die Insolation schon sehr früh eintreten.

Die Wirkung dieser so unermeßlich lange anhaltenden Niederschläge war nun zunächst die, daß der Hohneck selber, sowie natürlich auch seine Nachbargipfel, bedeutend erniedrigt wurden. Und ob ihnen nicht auch Ballongestalt des Hohneck zuzuschreiben ist, die er in so ganz besonderer Vollendung weit mehr als die übrigen Ballons, z. B. auch der von Gebweiler, zeigt? Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit völliger Abrundung durch so lange andauernde gleichmäßige Niederschläge, welche der heftige Wind über den ganzen

[1]) Annales de la société d'émulation du départ. des Vosges, tome 14, premier cahier, 1871, 368.

[2]) Ebendaselbst tome 14, cah. 2 und 3, tome 15, cah. 1 und 2.

[3]) Xavier Thiriat, La vallée de Cleurie, statistique, topographie etc. Mirecourt et Remiremont 1869, p. 11, p. 29.

[4]) Ch. Grad, Bulletin de la soc. d'histoire natur. de Colmar 1870, p. 32.

[5]) Xavier Thiriat a. a. O. S. 31.

[6]) Ch. Grad a. a. O. S. 120; S. 174.

Gipfel gleichmäßig vertheilt, liegt auf der Hand; sie erscheint für unſere Gegenden befriedigender, als die Erklärung durch den Wind allein, welcher überhaupt hier wohl nie ohne gleichzeitige ſtarke Niederſchläge wehte. Die geringe Schartung des Gebirgskammes iſt eine Folge der verhältnißmäßig ſpäten erneuten Hebung der Geſammtvogeſen, durch welche ſie ihre heutigen Höhenverhältniſſe erlangten.

Zweitens iſt die nothwendige Folge der abfließenden Feuchtigkeitsmaſſen, daß ſich zahlreiche Waſſeradern entwickeln, und zwar zumeiſt nach der Seite hin, woher die Hauptniederſchläge kamen, alſo nach Weſten hin. So fanden wir es am Donon; ſo fließen von der Erhebung, welche den Climont trägt, Breuſch und Fave nach Weſten, die Bäche, welche den Gießen bilden helfen, nach Oſten; ſo ſtrömt vom Elſäſſer Belchen öſtlich die Doller, weſtlich eine Reihe Nebenflüſſe der Moſelle; ſo finden wir es am reichlichſten ausgeprägt am höchſten Maſſiv des Kammes, am Hohneck, wo wir nach Oſten die verſchiedenen Fecht- und Thurquellen, nach Norden die verſchiedenen Meurthen nebſt zahlreichen Quell- und Nebenflüßchen, nach Nordweſten die Vologne nebſt ihren Seitenbächen, nach Weſten und Süden das Syſtem der Moſelotte haben, die wir ſchon oben einzeln kennen lernten. Da alle dieſe Flüſſe, ſoweit ſie am Hohneck nicht direkt entſpringen, von jener Weſtverlängerung deſſelben ausſtrahlen, dieſe aber heutzutage keineswegs über die anderen rings herliegenden Gebirgstheile beſonders erhöht iſt, ja einige ihr gleichkommen oder gar ſie übertreffen, ſo folgt daraus, daß beim erſten Entſtehen dieſer hydrologiſchen Verhältniſſe auch dieſe Weſtabtheilung des Hohneckmaſſives bedeutend höher aufgeragt haben muß als die übrigen Nachbarberge, als heute. Auch läßt z. B. das nach Norden gerichtete Thal von Gerbépal, in welchem heute der Neuné fließt, auf eine frühere reichere Bewäſſerung ſchließen.

Natürlich mußten nun dieſe reichlichen Niederſchläge auch die Oberfläche des ganzen Terrains angreifen. Sie war aller Wahrſcheinlichkeit nach bis dicht an das eigentliche Hohneckmaſſiv ſelbſt mit einer Buntſandſteinſchicht überdeckt, aus welcher ſchon ſehr früh die alte Granitinſel aufragte. Das Material dieſer Decke wird durch die Wirkungen des Waſſers leicht fortgeführt, und ſo ſchwand dieſe immer mehr und mehr im nächſten Umkreis des Hohnecks ſelber; das abfließende Waſſer legte gleich in älteſter Zeit beſtimmte Thallinien an, welche es ſpäter immer mehr erweiterte und vertiefte. Dann aber wurde die ganze Gegend gehoben, ſehr langſam, aber nicht unbedeutend; bei dieſer mächtigen Ausdehnung riß die Buntſandſteindecke, und zwar da, wo ſie am dünnſten, alſo wenigſten widerſtandsfähig war, nämlich in den ſchon eingefurchten Flußrinnen, wenn dieſelben nicht ſchon längſt bis auf den Granit durchgedrungen waren. Jedenfalls bot ſie dem fortwährend weiter arbeitenden atmoſphäriſchen Waſſer immer mehr Angriffspunkte, und ſo wurde ſie nach und nach ganz weggeſchwemmt, mit Ausnahme jener kreisförmig um den Hohneck liegenden Reſte, deren eigenthümliche Lage ſie wieder in nächſte Beziehung zum Hohneck ſetzt. Da, wo die Erhebung der Granitfläche, welche wir zum Hohneck mit hinzurechneten, aufhört — wir haben vorhin die Grenzlinien gezogen —, beginnt ſofort die Decke der Sedimentärgeſteine, zunächſt des Hauptbuntſandſteines, dann des obern Buntſandſteines; weiterhin folgt Muſchelkalk, Keuper und Lias. Nach Norden zu liegen die Grenzen dieſer Bedeckungen dem Centrum des Gebietes viel näher, wie nach Süden und Weſten, denn dort wirkten die Niederſchläge, die ja hauptſächlich mit den Südweſtwinden kommen, nicht ſo unmittelbar, ſo mächtig wie hier. Daher iſt denn auch die Südweſtgegend weithin entblößt und ebenſo fehlen die Sandſteine öſtlich nach dem Hochrücken der Hautes-Chaumes hin — wenn ſie hier überhaupt jemals vorhanden waren.

Und nun kommen wir auf die Frage nach den Thälern zurück, von welcher wir oben ausgingen. Sind die Thäler nun wirklich von den zuſammenrinnenden atmoſphäriſchen Gewäſſern entſtanden, ſo müſſen wir ſie da, wo die meiſten Niederſchläge ſind, am ſtärkſten entwickelt ſehen. Das iſt der Fall: nach Weſten fanden wir ſie am zahlreichſten, und vom Hohneck und ſeiner Weſtverlängerung, alſo von den höchſten, am meiſten den Niederſchlägen ausgeſetzten Punkten, ſtrömen ſie aus, vom Hohneck ſelber die Meurthe, Vologne, Moſelotte, Fecht und Thur. Ferner muß die Geſtaltung der Thäler, wie wir ſie heute ſehen, aus der Thätigkeit des Waſſers ſich erklären laſſen; und auch das iſt der Fall. Wirkliche Schwierigkeiten ſetzt der Erklärung nur das enge Thal der Vologne, der Schlund (la gorge) oder la gauche de Vologne[1]) genannt, jenes ſchnurgerade ganz enge Felſenthal, durch welches die Vologne abfließt und zugleich auch die Jamagne, der Abfluß des Gerardmers, in die Vologne einfließt. Früher war unzweifelhaft, wie dies Henri Hogard dargethan und wie es aus der Beſchaffenheit der Gegend auf das Klarſte erhellt, der Abfluß der Vologne durch den See von Gerardmer und durch das Thal des Cleury. Jetzt iſt das Hauptthal weſtwärts von Gerardmer durch mehrere Hügel geſchloſſen und erhöht und ihnen verdankt die Jamagne die Richtung ihres Laufes. Wie aber bildete ſich der Vologneſchlund, der ſie aufnahm? Er kann erſt lange nach der Bildung des Hauptthales angelegt ſein, wofür ſeine Schmalheit und ſeine Geradheit ſpricht. War er ſchon vorher da, ſo iſt die Bildung des Thales und des Sees von Gerardmer völlig unbegreiflich, da ja die Vologne dann gewiß gleich damals ihren jetzigen Lauf nahm. Folgendermaßen erklärt ſich die Entſtehung des eigenthümlichen Thales:

Mächtige Gletſcher fließen zur Eiszeit in alle bedeutenderen Thäler vom Hohneck hinab. Daß die Thallinie, in welcher die drei Seen gelegen ſind, und welche ſich hernach bei le Tholy zur Moſelotte wendet, die aber vielleicht in ſehr früher Zeit an le Tholy weſtwärts vorbei durch das Thal des Barba bei Docelles in die Vologne ging, wofür vieles ſpricht, z. B. auch die Höhenverhältniſſe beider Thäler — daß dieſe Thalbildung eine ſehr alte iſt, geht ſchon aus jenen Hügeln weſtwärts von Gerardmer deutlich hervor: es ſind alte Moränen und wir finden eben ſolche bei le Tholy und ſonſt. Die Gletſcher haben die Thäler natürlich nicht gebildet, was ja bei der völlig plaſtiſchen Natur des Eiſes unmöglich iſt — ſie haben ſie vorgefunden, ſie haben ſie etwas erweitert, geglättet, etwas ausgeſchürft, ſonſt aber vor tieferer Eroſion bewahrt. Denn was will dieſe Gletſcherarbeit heißen im Vergleich zu der erodirenden Kraft des fließenden Waſſers! Die mächtigſte Eismaſſe hing natürlich in das mächtigſte Thal hinab, in das der Seen, und der Verſchluß dieſes Thales vollzog ſich bei dem Zurückgehen des Gletſchers durch die verſchiedenen Stirnmoränen, welche er an jeder Station ſeines Schwynens zurückließ. Zur Zeit der beginnenden Gletſcher war der Vologneſchlund noch geſchloſſen, die beiden Granitmaſſive, welche jetzt ſeine Ufer bilden, waren noch eins. Natürlich hat dieſe nicht ſpäter erſt die Jamagne durchſchnitten; auch eine ſpätere ſeeartige Stauung des Waſſers von beträchtlicher Höhe iſt undenkbar, denn eine ſolche würden die Moränen weſtlich von Gerardmer weggeſchwemmt haben. Führte doch

[1]) So die franzöſiſche Generalſtabskarte. Iſt la gauche nur mundartliche Ummandlung für la gorge, mit einer Art von Volksetymologie?

der eine allerdings furchtbare Wolkenbruch vom 27. Juli 1770, als le déluge de St. Anne, noch lange im Gedächtniß des Volkes lebend, einen großen Theil eines dieſer Moränenberge fort. Die Gletſcher der Oſtſeite der Vogeſen hatten nun etwa eine Höhe von 300 m, nach Ed. Collomb; dieſelbe Höhe darf man mindeſtens für die waſſerreichen Weſten anſetzen. Der Boden mag zur Gletſcherzeit ohne die Gletſcherdepoſiten etwa eine Höhe von 600 m gehabt haben: die höchſten Höhen zu Seiten des Bologneſchlundes ragen 916, 932 m auf, der Gletſcher füllte alſo das Thal völlig aus, und ſandte Zweige in alle tiefer gelegenen Nebenthäler. Eine Thalanlage muß aller Wahrſcheinlichkeit nach auch auf dem Stück des Granitmaſſives, welches heute der Bologneſchlund durchſchneidet, ſchon ſehr frühe geweſen ſein, da auch hier die Sandſteindecke bis auf die Reſte des Nayemont u. ſ. w. weggewaſchen iſt, da nach der ganzen Lage des Terrains ſich auch hier eine Waſſerader bilden mußte, da wir ferner die Stücke des Granitmaſſivs zu beiden Seiten der Gorge ſich zu nicht unbeträchtlichen Gipfeln emporwölben ſehen, deren einer, 932 m hoch, ziemlich nahe öſtlich an dem Schlunde liegt. In dieſes Thal drang nun ein kurzer Arm des Hauptgletſchers herüber und entſandte ſeinen Gletſcherbach, der gewiß reichlich ſtrömte und zugleich eine bedeutende Fallkraft hatte. Beim Zurückgehen des Hauptgletſchers wurde dies Waſſer immer ſtärker, ſchnitt alſo immer tiefer und tiefer ein und zerlegte ſo das Maſſiv in jene zwei Theile. Den Schlund der Vologne ſchildert Elie de Beaumont folgendermaßen (explicat. de la carte géol. de France I, 281): „Dieſer Schlund, welcher beinahe in der Ebene mündet, zeigt ganz die Rauheit der Hochgebirgsthäler. Seine granitiſchen Flanken laſſen nur Raum für den Fluß und ſchmale Wieſenſäume, über welche die Straße führt. Sie bilden bald ſteile, nackte Granitwände, bald geradlinige Trümmerfelder mit Böſchung von 20 bis 40 Grad, aus wild über einander gehäuften Blöcken beſtehend, zwiſchen welchen die Tannen nicht wachſen konnten; bald endlich ſind die Geſteinstrümmer minder groß und Tannen bedecken die Wände bis zum Flußufer ſelbſt.“ Die Tiefe des Thals beträgt ungefähr in der Mitte, unter der höchſten Erhebung des Nordmaſſivs (932 m), etwa 332 m; es iſt alſo minder tief, als z. B. das Thal des Cleury, deſſen Tiefe bei la Forge 348 m, oder das der Moſelotte, deſſen Tiefe bei la Bresſe 415 m beträgt. Dazu kommt aber noch der Unterſchied der Breite, welche den Bologneſchlund gegen alle übrigen, nördlichen wie ſüdlichen, Thäler unſeres Granitgebietes zeigt. Da ſie alle in völlig gleichem Material angelegt ſind, ſo haben wir hier wieder einen Beweis, daß ſie nicht durch unterirdiſchen Stoß gleichzeitig entſtanden ſein können. Vielmehr hat der Gletſcherbach, welcher bei dem Vorrücken des Gletſchers ziemlich plötzlich ſich entwickeln mußte und ſehr lange in Thätigkeit war, bei reichlicher Waſſermenge und ſtarker Fallkraft, alſo bei beträchtlicher Arbeitskraft des Waſſers (auch die geringe Temperatur deſſelben, welche ſeine Arbeitskraft etwas vermehrt, indem ſie es kompakter zuſammendrängt, mag erwähnt werden), — dieſer Gletſcherbach hat die Gorge der Vologne in den Granit hineingeſchnitten. Wir haben hier dieſelbe Erſcheinung im Kleinen vor uns, welche wir z. B. in den Cañons des Colorado und ſeiner Nebenflüſſe im Großen ſehen. Alle Flüſſe, bei denen die Arbeitskraft der Stromſohle bedeutend größer iſt, als der ſummirte Einfluß der Atmoſphärilien, zeichnen ſich durch tief eingeſchnittene, ſchmale, ſteilwandige Betten aus, gleichviel, ob die Atmoſphärilien überhaupt nicht mitwirken, wie am Colorado, wo die atmoſphäriſchen Waſſer ſo gut wie ganz fehlen, oder ob, wie im Hochgebirge, die Fallkraft und Menge des fließenden Waſſers größere Kraft beſitzt, als ihre Wirkung, oder ob die ganze Bildung noch zu jung iſt, um die langſame Thätigkeit der Atmoſphärilien der raſcher wirkenden des fließenden Waſſers gleichzuſtellen. Dies letztere iſt bei der Vologne der Fall. Auch viele Theile der Colorado-Cañons zeigen in dem obern Theil ihrer ſonſt ſenkrechten Wände eine ſanftere Böſchung, welche durch Verwitterung, Wind, atmoſphäriſche Waſſer u. ſ. w. gebildet iſt. Der Bologneſchlund iſt in ſeiner ganzen Tiefe längſt von den Atmoſphärilien in Angriff genommen und daß ihre Thätigkeit mächtig weiter geht, das Thal immer weiter öffnet und verflacht, beweiſen die zum Theil noch ſcharfkantigen abgewitterten Blöcke, welche die Wände und den Grund des Thales vielfach bedecken, die Schuttfelder ſeiner Gehänge. So wird daſſelbe immer mehr den übrigen Thälern angeglichen, deren Breite durchaus für ihr höheres Alter beweiſt. Die Geradlinigkeit des Bologneſchlundes finden wir z. B. beim Meurthethal, bei der Colline de Chajoux (Zufluß zur Moſelotte), beim Thal des Flüßchens, welches bei Sapois in den Bouchot mündet, und im untern Bouchotthal wieder. Wird aber ein Thal von oben herab bis zum Grunde durch die Niederſchläge, welche auf ſeine Seitenwände fallen, allmälig breiter, ſo iſt die Folge, daß der Fluß in demſelben nicht mehr ſo tief einſchneidet wie früher. Denn auch ſein Bett wird breiter; die an der Stromſohle concentrirte Arbeitskraft wird alſo zerſtreut und dadurch geſchwächt. Ferner ſetzen die abgeſchrägten Uferwände ſeiner Arbeit geringern Widerſtand entgegen, er höhlt ſie aus, ſchwemmt ſie fort und bekommt immer größern Spielraum. Jetzt kann er leichter jedem Hinderniß ausweichen; Felsſtücke, welche vielleicht durch ſeine eigene Unterwaſchung in ihn hineinfielen, auch bloß umgefallene Bäume und dergleichen wird er umgehen, und ſo ebnet und verbreitert er ſeinen Thalboden immer mehr. Jede ſtarke Ueberſchwemmung vermag ſeinem natürlichen Lauf eine andere Richtung zu geben. Daher, je breiter das Thal, deſto ſtärker die Krümmungen ſeines — natürlich von Menſchen noch unabhängigen — Fluſſes; es giebt keinen ſolchen, der in einem breiten Thale ohne bedeutende Krümmungen flöſſe, deren Radien natürlich im Verhältniß ſtehen zu ſeiner Waſſer- und Fallkraft. So wird mit der Zeit die Tieferlegung der Thalſohle durch das Waſſer allmälig geringer, die Verbreiterung des Thales immer größer und ein breites (Eroſions-) Thal iſt immer auch ein ſehr altes Thal. Es ergiebt ſich daher, daß der Bologneſchlund eine verhältnißmäßig junge Bildung iſt. Den Reſt der älteſten voreiszeitlichen Waſſerader, welche über demſelben die Sandſteindecke fortführen half, haben wir vielleicht noch in dem kleinen zweiquelligen Bach, welcher in einem auffallend breiten Thal (demſelben, in welchem nur wenig nordwärts der Neuné entſpringt) von Norden her in die Vologne einfließt. Den Gebirgsſtock la Behouille umfließt er weſtlich; und dieſer Gebirgsſtock iſt auffallend hoch, 1007 m. Dieſer uralte Fluß mag die erſte Anlage des Schlundes gebildet haben, welchen dann jener Gletſcherbach rückwärts, von Evelines aus, wie ja auch der Niagara rückwärts ſchreitet und wie ſich die Colorado-Cañons bildeten, immer tiefer eingeſägt hat. Der Waſſerfall der Vologne, le Saut des Cuves, iſt die heutige letzte Spur des Einſägens. Natürlich muß übrigens die Vologne ihren jetzigen Weg ſchon vor dem letzten Schwynen des Gletſchers, welcher das Hauptthal der Seen ausfüllte, völlig fertig offen gehabt haben, denn ſonſt hätte die Jamagne ja, wie Hogard richtig bemerkt (coup d'oeil sur le terrain erratique des Vosges, 1848, p. 93), ſich nach Weſten den alten Ausweg wieder eröffnet.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Der Verlauf des oſtpreußiſchen Bernſtein-Geſchäftes war im Jahre 1880 gegen 1879 befriedigender und ein Aufſchwung in den Handelsbeziehungen nicht zu verkennen. Der Druck, welcher 1879 auf dem Geſchäfte gelaſtet hatte, wurde beſonders durch die Imitationen hervorgerufen, gegen welche nur dadurch anzukämpfen war, daß die Producenten durch ſehr bedeutende Preisherabſetzung ihnen eine wirkſame Konkurrenz boten. Die Wirkung dieſer Preisreduktion zeigte ſich im Jahre 1880 darin, daß ein großer Theil der Fabrikanten von Bernſtein-Imitationen ihre Arbeiten einſtellte, und es bleibt die Hoffnung, daß nach Jahr und Tag der Artikel langſam wieder auf einen beſſern Preis zu bringen ſein werde. Ausgeführt wurden im Jahre 1880 von Königsberg an Bernſtein 43,3 T. à 20 Ctr. im Werthe von 338 606 Mark. Das Produkt geht nach allen Welttheilen. Mit der Türkei mußte Mitte des Jahres der Verkehr ganz abgebrochen und die in Konſtantinopel lagernde Waare zurückgezogen werden, weil die dortigen Zuſtände derart unhaltbar geworden waren, daß eine weitere Verbindung nicht aufrecht zu erhalten war. Bei der Gewinnung des Bernſteins im Jahre 1880 waren beſchäftigt: a) in der Dampfbaggerei Schwarzort circa 158 Aufſichtsbeamte und Handwerker und circa 800 Arbeiter; b) im Bergwerk in Palmnicken circa 500 Bergleute, Handwerker und Arbeiter. Die erforderliche mechaniſche Betriebskraft wurde von 28 Keſſeln mit zuſammen 1050 Pferdekräften erzeugt. Die Totalausbeute des Jahres 1880 iſt auf circa 3130 Ctr. zu veranſchlagen.

— Die Zahl der polniſchen Einwohner der Stadt Poſen hat während der letzten fünf Jahre zugenommen. Während früher die nichtkatholiſche Bevölkerung die katholiſche überwog, ergab die Volkszählung vom 1. December 1880, daß ſich unter 64 547 Einwohnern 31 899 Katholiken, 22 580 Evangeliſche und 7043 Juden, zuſammen 29 623 Nichtkatholiken befanden, ſo daß die Zahl der Katholiken die der Nichtkatholiken um 5276 überſtieg. Unter den Katholiken befanden ſich höchſtens 3000 Deutſche, während die übrigen (alſo etwa 32 000) polniſcher Nationalität ſind. Dieſe Erſcheinung beruht theils darauf, daß der Zuzug der polniſchen Bevölkerung aus der Provinz nach der Stadt Poſen andauernd ſehr ſtark iſt, theils darauf, daß in den niederen polniſchen Volksſchichten viele Ehen geradezu leichtſinnig geſchloſſen werden. (Poſ. Ztg.)

— Von den „Europäiſchen Wanderbildern“ (ſ. oben S. 62) im Verlage von Orell Füßli u. Co. (Zürich) wurden neuerdings veröffentlicht Nro. 18 Schaffhauſen und der Rheinfall und Nro. 20/21 Mailand. Der Text macht auf ſo manche verſteckte Schönheit aufmerkſam und die zahlreichen Abbildungen ſind zum Theil Muſter von landſchaftlicher Darſtellung; wir möchten es jedoch wiederholen, daß es uns im Intereſſe ſowohl des Publikums wie der Verleger zu liegen ſcheint, daß den Karten und Plänen in Zukunft dieſelbe Sorgfalt zugewendet wird, deren ſich jetzt nur Text und Abbildungen erfreuen.

— Ein amüſantes Stück Schweizer Volksglaubens wird dem „Athenäum“ (10. Sept. 1881) mitgetheilt. Wenn Jemand bei einer Tenne, wo die Dreſcher bei der Arbeit ſind, vorbeigeht, ſo kann er deren Anzahl ermitteln, wenn er ſcharf auf den Rhythmus der Dreſchflegel achtet. Sind es ihrer zwei, ſo klingt es, als ſagten die Flegel „Barthol, Barthol!“; bei dreien hört man „Bartholo, Bartholo!“ heraus, bei vieren „Bartholomä, Bartholomä!“ und bei fünfen „Bartholomäus, Bartholomäus!“ Es ſoll das der Grund ſein, weshalb die Dreſcher dieſen Apoſtel als ihren Schutzheiligen verehren.

— Zu Anfang 1880 befanden ſich in der engliſchen Armee unter je 1000 Mann 691 Engländer, 81 Schotten, 216 Iren, 10 in Indien und den Kolonien Geborene und zwei Ausländer. Von je 1000 Mann gehörten 643 der engliſchen Kirche an, 237 dem Katholicismus, 79 waren Presbyterianer, 41 ſonſtige Proteſtanten. Außerdem waren in der ganzen Armee vorhanden 151 Mohammedaner, Hindus, Juden u. ſ. w. Zur ſelben Zeit gab es 7859 Mann (d. h. 42 pro Mille), welche weder leſen noch ſchreiben konnten.

— Durch einen Erlaß vom Auguſt 1881 hat der portugieſiſche Handelsminiſter die Cabotage zwiſchen den ſieben überſeeiſchen portugieſiſchen Provinzen (Macao und Timor, Goa, Mozambique, Angola, St. Thomas, Guinea und den Capverdiſchen Inſeln) den Flaggen aller Nationen freigegeben, und in einem Zuſatze zu dieſem Erlaſſe erklärt, daß in nicht zu ferner Zeit auch das für die portugieſiſche Flagge beſtehende Privileg des Schiffahrtsverkehrs zwiſchen Liſſabon und allen portugieſiſchen Kolonien aufgehoben werden wird. (A. Z.)

— Für die überwiegende Mehrzahl der italieniſchen Auswanderer waren im Jahre 1879 europäiſche Länder das Reiſeziel, und unter dieſen insbeſondere Frankreich, demnächſt Oeſterreich-Ungarn, die Schweiz und Deutſchland, wohin ſich 39 713, beziehungsweiſe 18 617, 10 401 und 6700 Perſonen begaben. Unter den außereuropäiſchen Ländern dagegen übten die La-Plata-Staaten (Argentina, Uruguay und Paraguay), die im Jahre 1879 von 14 166 Italienern, und Braſilien, das von 7999 aufgeſucht wurde, die größte Anziehungskraft. Insgeſammt wanderten aus:

| | Nach europäiſchen Ländern | Nach außereurop. Ländern | überhaupt | Davon dauernd | Davon zeitweiſe |
|---|---|---|---|---|---|
| 1876 . . . | 86 379 | 22 392 | 108 771 | 19 756 | 89 015 |
| 1877 . . . | 76 515 | 22 698 | 99 213 | 21 087 | 78 126 |
| 1878 . . . | 72 467 | 23 901 | 96 269 | 18 535 | 77 733 |
| 1879 . . . | 80 004 | 39 827 | 119 831 | 40 824 | 79 007 |

(Regiſtrande des Gr. Generalſtabes XI.)

— Im Wilajet Jannina wurde, wie die „Polit. Corresp.“ berichtet, eine allgemeine Volkszählung angeordnet, und zu dieſem Behufe eine aus drei Chriſten, drei Mohammedanern und zwei Iſraeliten beſtehende Kommiſſion eingeſetzt. Die Volkszählung dürfte, wie man in Jannina vermuthet, für das ganze Reich angeordnet ſein. Es verdient bemerkt zu werden, daß eine ſolche allgemeine Zählung der Unterthanen des Padiſchah bisher noch niemals ſtattgefunden hat.

— Die Kronländereien Griechenlands erſtrecken ſich nach engliſchen Konſulatsberichten über einen Flächeninhalt von 5 400 000 Acres, d. h. nahezu die Hälfte des Königreiches. Die officiellen Ausweiſe ergeben, daß ⅔ allen ackerbaren Landes unbeſtellt ſind. In Kultur befinden ſich nämlich 1 920 000 Acres; an fruchtbarem Boden, aber unbeſtellt ſind vorhanden 3 032 000 Acres, und an Waldungen, Gebirgen ꝛc. 6 838 000 Acres, ſo daß die Geſammtbodenfläche Griechenlands ſich auf 11 790 000 Acres beziffert. Dabei iſt es nicht nur das Brigantenweſen, ſondern auch das Syſtem der Kronländereien und der Mangel an Wegen, was die landwirthſchaftliche Entwickelung Griechenlands ſo verzögert.

Obgleich bei Marathon z. B. ausgezeichneter Weizen gebaut wird, und obgleich dieser Ort nur circa 4 geogr. Meilen (30 km) von Athen entfernt liegt, so müssen die Bewohner dieser letztern Stadt sich doch von Odessa aus versorgen, da die Fracht von Marathon nach Athen sich auf 6 Pf. St. per Tonne stellt. (Registrande des Gr. Generalstabes.)

## Asien.

— Gustav Kreitner's Beschreibung der ostasiatischen Reisen des Grafen Bela Széchenyi („Im fernen Osten", Wien, A. Hölder, 1880 bis 1881; in 32 Lieferungen mit 200 Illustrationen und 3 Karten) ist vor Kurzem vollständig erschienen. Es ist unstreitig eines der hervorragendsten Reisewerke der letzten Zeit, ungleich bedeutender als das von Holub, wenn nicht auch als das von Serpa Pinto. Und dabei ist zu bedenken, daß Oberlieut. Kreitner nur einen kleinen Theil seiner wissenschaftlichen Beobachtungen dieser mehr populären Schilderung seiner Erlebnisse einverleibt hat, und daß seine Höhenmessungen, astronomischen Bestimmungen und Detail-Aufnahmen noch der Veröffentlichung harren. Dennoch findet auch der Fachmann mehr als sonst in ähnlichen Werken Erörterungen über die Topographie und die Bevölkerung der durchreisten Gebiete. Unter den 200 meist vorzüglichen Illustrationen sind eine ganze Anzahl sehr dankenswerther Landschafts- und Städtebilder enthalten, welche uns Gebiete vor Augen führen, über deren Aussehen wir uns noch unlängst keine rechte Vorstellung machen konnten, namentlich was das nordwestliche Kansu und das westliche Sze-tschwan und Jünnan anlangt. Nur aus letzterm besaßen wir Francis Garnier's schönen Bilderatlas. Die Kreitner'schen Bilder sind zum Theil wohl nach Photographien, zum Theil nach seinen und den Skizzen der Herren von Loczy und Niederleithinger gemacht. Von den drei Karten verdienen die von Jezo und die von China besondere Hervorhebung, da sie Neues bieten. Namentlich die Aufnahmen im nordwestlichen Kansu sind in Anbetracht dessen, daß die bisherigen Angaben dort unter einander in unlöslichem Widerspruche standen, höchst dankenswerth. Das Buch liest sich angenehm und unterhaltend; das Urtheil Kreitner's ist unserm Ermessen nach stets gesund und verständig, obwohl es für uns Europäer ein so schweres Ding ist, die Chinesen richtig zu beurtheilen, daß Leute, welche schon Jahre lang unter und mit ihnen leben, mitunter wieder daran verzweifeln, ihren Charakter jemals ganz verstehen zu lernen.

— Wenn irgend ein Volk völlig indifferent in religiöser Beziehung ist, so sind es die Abchasen. Woran sie eigentlich glauben, das festzustellen, dürfte sehr schwer sein. Die großartigen kirchlichen Denkmäler, deren Reste noch heute in Abchasien sichtbar sind, beweisen, daß in alter Zeit hier das Christenthum herrschte. Später gelang es dem Islam wohl, das Christenthum aus Abchasien zu verdrängen; aber er gewann sich unter den Abchasen keineswegs so fanatische Anhänger als anderswo. Es gab in Abchasien keine einzige Moschee und die Mullahs genossen hier durchaus kein so blindes Vertrauen beim Volk wie bei den anderen Mohammedanern des Kaukasus. In jüngster Zeit dehnte die Gesellschaft zur „Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit" ihre Thätigkeit auch auf Abchasien aus. Die Abchasen zeigten sich den Bestrebungen der Gesellschaft gegenüber ungewöhnlich entgegenkommend und schlau. Sobald sie bemerkten, daß ihre Bekehrung zum Christenthum von der Regierung gern gesehen werde, daß jeder Getaufte ein Kreuz und einen Silberrubel erhielt, ließen sie sich möglichst oft taufen. Ein Abchase, den sein Landsmann einen Nichtchristen nannte, antwortete stolz, daß er fünf Mal getauft sei. Als man aufhörte, den Getauften einen Rubel zu geben, so ließen sich die Abchasen aus anderen Gründen taufen, wenn z. B. die Polizei-Verwaltung ihnen irgend einen Nachlaß in Betreff der Abgaben gewährte u. s. w. Nach Mittheilung der grusinischen Zeitung „Droëba" ist neuerdings im abchasischen Dorfe Beslachuba ein Geistlicher angestellt — aber ein Russe, der weder Grusinisch noch Abchasisch kann. Der Gottesdienst findet in russischer Sprache statt, von der die Abchasen natürlich gar nichts verstehen; die Beichte nimmt der Priester mittels eines Dolmetschers entgegen! Es ist unbekannt, wer auf diesen originellen Ausweg verfallen ist; aber eins ist sicher, daß dies Alles nur dazu beiträgt, den religiösen Indifferentismus der Abchasen zu verstärken und zu vermehren. („Golos" 1881, Nro. 47.)

— Im Verlaufe seiner Reise vom Irawadi zum Jangtse-kiang hatte Mr. Henry Soltau (vgl. „Globus" XXXIX, S. 383) gute Gelegenheit, Beobachtungen über die gegenwärtige Lage der unlängst durch Kriege und Aufstände so hart mitgenommenen Provinz Jünnan anzustellen. Die Bevölkerung fand er ruhig, wohlgesittet, herzlich und gegen Fremde respektvoll, das Klima, von einzelnen Thälern abgesehen, gesund, namentlich in der trockenen Jahreszeit. Doch finden sich in den Gebirgsgegenden viel Kröpfe und Augenleiden sind außerordentlich häufig. Der Handel blüht überall rasch wieder auf, und es findet fortgesetzt eine starke Einwanderung aus der volkreichen Provinz Sze-tschwan statt. Viele Bezirke, welche nach Colborne Baber's Bericht noch unbebaut und unbewohnt waren, werden jetzt beackert; überall werden Häuser gebaut und Tempel wiederhergestellt, ein sicheres Anzeichen zurückkehrenden Wohlstandes. Freilich wird alles nun unter den Pflug genommene Land fast ausschließlich mit Mohn besäet. Schafe werden ihrer Wolle wegen in großer Menge gehalten und jährlich drei Mal geschoren, aber niemals gegessen. Der Handel innerhalb der Provinz und nach und von Birma ist sehr ansehnlich, dagegen derjenige mit Sze-tschwan sehr von der Natur erschwert. Die Waaren aus dieser Provinz werden zuerst auf Booten durch die gefährlichen Stromschnellen des Jang-tse-kiang bis Sui-fu geschafft und dabei wahrscheinlich zwei bis drei Mal umgeladen, dann entweder auf anderen Booten den Höng-Fluß hinaufgefahren oder von Männern bis Tschao-tung getragen, wo sie Lastthieren aufgepackt werden. Diese Träger vermögen riesige Lasten, die hoch über ihre Köpfe emporragen, fortzuschaffen; sie gehen abwechselnd ein kurzes Stück und rasten dann, wobei sie ihre Lasten auf T-förmige Stöcke, die an ihrem Rücken befestigt sind, stützen. Die Reihen dieser schwer bepackten Männer, zum Theil nach dieser, zum Theil nach jener Richtung wandernd, zum Theil auch stillstehend, bilden einen ganz einzigen Zug in dem schönen Landschaftsbilde. Dann giebt es auch einige Karawanen von Ponies, starken kleinen Thieren, welche Pu-erh-Thee, Kupfer und Opium nach Tze-tschuan und leichte Ladungen Salz und Stückgut von dort zurückbringen. Weit besser ist der Weg nach Birma, so daß sich der Handel zum großen Theile dorthin ziehen würde, wären nicht die Gebiete der Katschin-Stämme dort so schwer zu passiren.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. X. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Zuñi und seine Bewohner. — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. III. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaction 17. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 19. — 2. Programm einer organischen Stimmkultur von G. Gottfried Weiß.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche fünf Abbildungen nach Photographien.)

## XI.

Die Bemannung des Dampfers „Canuman" hätte sich in Cuemby, wo sie nicht mehr von Fliegen und Moskitos zu leiden hatte, rasch von ihren Anstrengungen während der Bergfahrt erholt, wenn dort nur nicht die Produkte von Ackerbau und Jagd zu spärlich gewesen wären. Die Lebensmittel beschränkten sich aber auf altes Maniokmehl, bacallao (Stockfisch) und getrocknete Pirarucu-Fische. Die wenigen Indianer, welche an den Ufern des Iça wohnen, bauen etwas Maniok, Bananen und Reis; von ersterem haben sie zwei Arten, eine mit giftigem Safte, aus welcher conac (Mehl in Klümpchen) gemacht wird, und eine zweite, yuca genannt, welche geschnitten und mit Fleisch zusammen wie Kartoffel gekocht wird. Letztere nennen die Kreolen Guayanas cramanioc. Die Vegetation ist hier eine andere, als am Unterlaufe des Flusses; auch Strychnos Castelneana, welche das Pfeilgift liefert, kommt hier nicht vor, so daß die Indianer, welche das Curare unbedingt für die Jagd brauchen, hundert Stunden weit stromabwärts fahren müssen, um es sich zu verschaffen. Am obern Iça ist dasselbe so gesucht, daß Crevaux Dinge, für welche man Geld zurückwies, sich damit eintauschen konnte; ein kleiner Topf voll Curare, wofür er am Yahuas einen Piaster bezahlt hatte, galt in Cuemby fünf.

An den Ufern des Iça wohnt nur eine sehr spärliche Bevölkerung; in den Hütten, welche der Reisende hier und da antraf, hatte er nicht über 200 Personen gezählt. Denn der Indianer vom obern Amazonenstrom wie in Guayana, flüchtet sich an die kleinen Zuflüsse, wo ihm die Weißen wenig anhaben können, und Jagd und Fischfang leichter sind. Nur ab und zu treten sie mit einem Sassaparilla- oder Kakao-Sucher in Verbindung, welche aber nie von langer Dauer ist. Denn sobald ein Indianer seine Steinaxt gegen ein Messer oder einen Säbel vertauscht hat, findet er die Gesellschaft des Weißen unerträglich und verschwindet wieder im Walde. Die große Schwierigkeit, welche sich der Civilisirung der südamerikanischen Eingeborenen entgegenstellt, ist der Mangel jeglichen Strebens bei denselben: ein Indianer, welcher einmal ein Messer besitzt, gäbe nichts in der Welt für ein zweites.

Da der „Canuman" am 29. März Para verlassen hatte, so hatte er bis nahe an den Fuß der Anden 45 Tage gebraucht. Nur hier in Südamerika kann ein Dampfer verhältnißmäßig so weit in den Kontinent eindringen, nämlich 2336 Seemeilen oder ungefähr 4326 km. Noch 400 km mehr, und man befindet sich an der Küste des Stillen Oceans. Merkwürdig ist, daß man auf der ganzen Strecke vom Atlantischen Ocean an bis zu den ersten Vorbergen der Anden keinen Stein findet; überall sind die Ufer lehmig und der Boden besteht aus Schlamm oder feinem Sande.

Sich in Cuemby etwas ausruhen zu können, behagte dem Reisenden sehr, da ihn die Aufnahme des Iça wie selten Etwas angestrengt hatte. Um 5½ Uhr schon mußte er aus seiner Hängematte springen und dann täglich 12 Stunden lang auf der Brücke des Dampfers in der glühen-

den Sonne ausharren, um beſtändig Winkel zu meſſen und zu zeichnen. Dabei beſtand ſeine Nahrung meiſt nur aus Reis und geſalzenem Piraracu; denn da von den mitgenommenen Ochſen mehrere geſtorben waren und der Kapitän einige für die Rückfahrt aufſparen wollte, ſo gab es nur ſelten friſches Fleiſch. Glücklicherweiſe hatte er aber ein paar Kiſten mit Bordeauxweinen aus Para mitgenommen, die ihn vorzüglich ſtärkten. Er hält dieſelben für das beſte Mittel gegen intertropikale Kachexie, empfiehlt deren Mitnahme allen Reiſenden, welche in der Lage ſind, überhaupt größeres Gepäck mitnehmen zu können, und will ihnen einen ewigen Kultus weihen, weil ſie ihn zweimal auf die Beine gebracht haben.

Um auf einem andern Wege, als dem, welchen er gekommen war, zurückzukehren, griff Crevaux zu dem verzweifelten Mittel, einen übel berüchtigten Waldläufer, Santa Cruz mit Namen, welcher in Begleitung zweier kräftiger Indianer vom Rio San Miguel, Antonio und Gonzalo, in Cuemby eintraf, in ſeine Dienſte zu nehmen. Trotz der Warnungen vor dieſem „Andes-Piraten“, welche man ihm ertheilte, blieb er bei ſeinem Entſchluſſe und trat am 16. Mai um 8 Uhr Morgens in einem Boote die Weiterreiſe ſtromaufwärts an. Der Fluß war zunächſt ſchmal und in Folge deſſen reißend, ſo daß man kräftig rudern mußte, um die Strömung zu überwinden. Gegen Mittag paſſirte man den Cuemby, einen kleinen rechtsſeitigen Zufluß, und landete gleich darauf an einer Stelle, die den Namen Kuri führte. „Was bedeutet Kuri,“ fragte Crevaux den Gonzalo, und dieſer nahm, ohne zu reden, eine Ruderſchaufel voll Sand, goß mit der Hand Waſſer darauf, bis die Kieſel und der Sand nach und nach weggeſpült waren und einige gelbe glitzernde Blättchen liegen blieben. „Kuri,“ ſagte er, „ich ſehe Gold!“ Crevaux erfuhr ferner, daß der Rio San Miguel reich iſt an Alluvialgold; Santa Cruz hat Spuren altſpaniſcher Arbeiten gefunden, und noch heute ſammeln die Indianer einiges Gold und vertauſchen es gegen die nothwendigſten Bedürfniſſe an dieſen Glücksritter.

Die erſten Nachtlager (am 17. und 18. Mai) auf dieſer

Wohnungen von civiliſirten Eingeborenen in Cuemby am Rio Iça.

Reiſe waren ziemlich ungemüthlich, da jedesmal der Regen in Strömen vom Himmel herabgoß; in der erſten Nacht ſtieg der Fluß um $1^1/_2$ Meter, fiel aber am nächſten Morgen ebenſo raſch wieder. Am 19. fand man die Strömung weniger reißend, als die Tage zuvor, und ſtieß auf große, mit Kieſeln (Quarz, Granit, Schiefer) bedeckte Uferſtrecken, wo man ſtets an das Land ſtieg, ſowohl um ſich die Beine zu vertreten, als um vielleicht einige Enten oder Reiher zum Schuſſe zu bekommen. Wild aber war ſo ſelten, daß ſie für die Küche nicht darauf zählen konnten. Der Fluß wurde allmälig immer ſchmaler, und es zeigte ſich bereits ein aus Baumſtämmen beſtehendes Hinderniß, über welches das Waſſer ſchneller dahinfloß. In dieſer Nacht lagerte man an einem Platze, deſſen Name Cantinelo mit großen Buchſtaben auf den Karten eingetragen war. Indeſſen iſt es nur der Name eines Indianers, welcher an einer gegenüberliegenden Barranca eine Strohhütte beſeſſen hatte, in welcher das Haus Reyes ein Jahr lang ſeine Rindenvorräthe gelagert hatte. Einer ſeiner Dampfer, der „Tundama“, war bis hierher vorgedrungen und an einem großen Baume vertaut worden. In einer Nacht aber, während die Bemannung am Lande ſchlief, war der Fluß gefallen, das Schiff war vorn auf Grund gerathen, hinten untergetaucht und ſo untergegangen. Cantinelo's Hütte lag früher ein Stück vom Ufer entfernt; damals (1879) lag ſie an demſelben, und ein Jahr darauf iſt ſie möglicher Weiſe vom Strome ſchon fortgeriſſen worden, der faſt augenfällig das Ufer dort benagt. Ein Kreuz, welches das Grab des Maſchiniſten vom „Tundama“ bezeichnet, war bereits beim letzten Hochwaſſer verſchwunden und weggeſpült worden. Cantinelo lag einſt auf einer großen Inſel, welche damals durch Verſtopfung des einen Flußarmes ſchon zu einer Halbinſel geworden war. Ebenſo ſind die zahlreichen Lagunen, welche man längs des Iça wie des Amazonenſtromes findet, nichts als Reſte früherer Stromarme, welche das eigenſinnige Gewäſſer verlaſſen hat.

Jetzt fahren die Schiffe nicht mehr über Cuemby hinaus, weil ſie von da an nur noch bei Hochwaſſer verkehren können.

Weiterhin wurde ein ſchöner Zufluß von links, der Guames (Guamoes), paſſirt, der in dem „See“ (Cocha) unweit Paſto entſpringt (vergl. „Globus“ XXXVII, S. 226 ff.), und deſſen Erforſchung Edouard André für ſehr wichtig hält,

weil er vielleicht einen Verbindungsweg zwiſchen Paſto und dem Atlantiſchen Ocean abgeben könnte. André ſelbſt aber erzählt (a. a. O.), daß eine von Rodriguez ausgeſandte Expedition, im November 1875, neun Tagereiſen weit ſtromabwärts vordrang, dort jedoch den Fluß ſo voller Felſen und Schnellen fand, daß ſie umkehrte und jede Verbindung für unmöglich erklärte. Andererſeits hat Santa Cruz, der Andes-Pirat, wiederholt den Guames drei Tagereiſen aufwärts befahren und erklärt die weitere Schifffahrt gleichfalls aus denſelben Gründen für ſehr ſchwierig.

Am 20. Mai erreichte Crevaux einen aus drei Häuſern beſtehenden Weiler, wo die Firma Reyes Chinarinde zu lagern hat. Der Verwalter des Dépôts war Don Fernando, ein Neffe der Brüder Reyes, der den Reiſenden zwar freundlich empfing, bald aber ſeine wahre Natur herauskehrte. Crevaux war vor dieſem kleinen Tyrannen, der den obern Putumayo unumſchränkt beherrſchte, bereits gewarnt worden. Als er am nächſten Morgen abfahren wollte, fehlten Indianer zu ſeiner Begleitung und ſämmtliche leichte Pirogen waren angeblich für dieſen Tag ſchon anderweitig benutzt. Am nächſten Tage neue Hinderniſſe, bis Crevaux kurz entſchloſſen nur mit Santa Cruz und Apatu ſeine eigene ſchwere Piroge beſtieg und zum Erſtaunen Don Fernando's davonfuhr. Schon zwei Stunden ſpäter erreichten ſie ein kleines Dorf, wohin Fernando ſeine Pirogen, die er dem Reiſenden verweigerte, hatte ſchaffen laſſen. Dem Wächter deſſelben wurde von Santa Cruz geſagt: „Nimm zwei Pirogen und komm mit uns auf Befehl des Don Fernando“ — ein Verfahren, das zwar nicht ganz ehrenwerth war, aber doch entſchuldbar mit dem Kriegszuſtande, in welchen ſie wieder ihren Willen verſetzt worden waren.

Civiliſirte Indianer von Cuembu.

Am nächſten Morgen (22. Mai) ließen ſie ihre große Piroge zurück und fuhren mit Sonnenaufgang ab, häufig ſich umſchauend, nicht ſo ſehr aus Furcht vor einem möglichen Angriffe, ſondern aus Angſt, daß ſie ein Boot überholen und andere Agenten des Hauſes Reyes weiter ſtromauf benachrichtigen könnte. Sie fuhren alſo den ganzen Tag und machten Abends auf einer großen, mit Geröll bedeckten Uferfläche am Einfluſſe des Rio San Juan Halt; man genoß von dort aus einen prächtigen Blick auf die ſteilen Abhänge der Anden. Auch Apatu, welcher nie etwas anderes als die nur 100 m hohen Tumuc Humac-Berge in Guayana geſehen hatte, war über dieſe Rieſen erſtaunt und that die intelligente Frage, wohin denn das Waſſer gehe, welches auf der andern Seite dieſes Gebirges falle, und ob dort noch ein zweites Meer ſei. Er war begeiſtert, als er erfuhr, daß ihn höchſtens nur noch 20 Tagemärſche vom Stillen Ocean trennten; zu ſehen ſollte er ihn freilich nicht bekommen.

Am 23. Mai theilte ſich der Fluß in zwei Arme; man fuhr den Guineo aufwärts, deſſen geringe Tiefe das Fortkommen ſehr erſchwerte; mit einem auf Kiel gebauten Boote wäre daſſelbe völlig unmöglich geweſen. Denn jeden Augenblick ſtieß man auf eine Sandbank oder einen Felſen. Während der folgenden Nacht fror man ſchon; denn obwohl man ſich nur etwa 300 m über dem Meeresſpiegel und noch dazu unter dem Aequator befand, ſo war die Luft doch ſchon durch die Nähe der ſchneebedeckten Gebirge ſtark abgekühlt. Am Vormittage des 25. langten ſie in dem Weiler Guineo an, der wiederum nur eine Niederlage für die Chinarinde bildete, fanden dort eine gute Aufnahme, traten aber ſchon am nächſten Morgen den Landmarſch zum Rio Yapura an, welcher im Großen und Ganzen nordöſtlich vom Iça demſelben parallel fließt. Um 7½ Uhr ſtiegen ſie in die Barranca hinab und durchwateten den Rio Guineo, deſſen kaltes Waſſer ihnen nur bis an die Waden reichte; eine Fahrt in Booten iſt weiter aufwärts unmöglich. Der kaum ſichtbare Pfad war ſumpfig, und man war gezwungen raſch zuzuſchreiten um nicht einzuſinken. Mehrere kleine Bäche wurden gekreuzt, darunter der Rio Picudo, ein linker Zufluß des Iça, der für ganz kleine Fahrzeuge ſchiffbar ſein ſoll. Crevaux hatte auf dieſem Wege Berge zu finden erwartet; aber das Land war ſtets flach und wurde zuſehends ſumpfiger und ſchlammiger, daß man nur mühſam die Sparto-Schuhe (mit Sohlen aus geflochtener Schnur), welche man in Guineo geſchenkt erhalten hatte, aus dem Kothe herausziehen konnte. Niemals griff der Reiſende ſo aus; er rannte, er flog förmlich durch den hochaufſpritzenden Schlamm und überholte ſchließlich die Träger, welche zwei Stunden früher aufgebrochen waren. Nachdem man ſo etwa 20 000 Schritt zurückgelegt hatte, ſenkte ſich das Terrain plötzlich und man erblickte unten im Grunde einen Bach, den erſten Zufluß des Yapura. Hier wurde Halt gemacht, um die Nachzügler zu erwarten und etwas Kaffee zu trinken; ſonſt aber befolgte Crevaux die Sitte der Indianer, unterwegs nichts zu eſſen, als höchſtens ein Stück in Quellwaſſer getauchten Brotes. Um drei Uhr wurde Limon erreicht, das auf vielen Karten von Südamerika als große Stadt bezeichnet iſt, in Wahrheit aber aus einer von Stroh erbauten Kirche und drei Schuppen zur Aufbewahrung von China-

Ansicht von Ober-Ammergau mit dem Kofel.

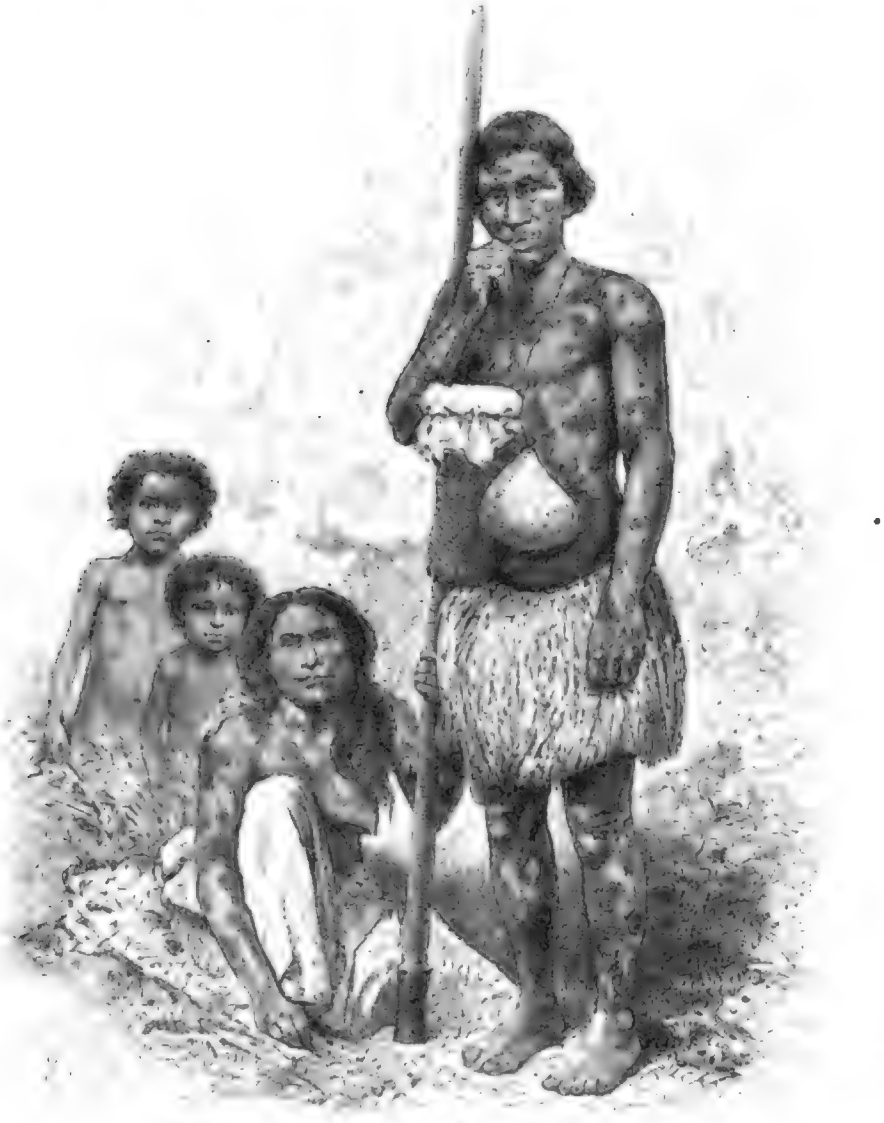
Ober-Ammergau. Ammergau, ein Thal, das sich von Oberau bis Linderhof erstreckt, wird durch den Kofel in zwei Theile getheilt, in Ober- und Unter-Ammergau. Ersteres ist der Hauptort des Thales und hat 1800 Einwohner, die sich fast ausschließlich mit Holzschnitzerei beschäftigen. Ober-Ammergau ist weltberühmt durch seine Passionsspiele, die alle zehn Jahre aufgeführt werden und Tausende von Fremden anlocken. Die Spiele werden in einem großen Theater aufgeführt, das 5000 Personen fassen kann. Die Darsteller sind Bauern, die sich seit Jahrhunderten auf diese Aufführungen vorbereiten. Die Spiele dauern von Mai bis September und werden an Sonntagen und Donnerstagen aufgeführt. Die Eintrittspreise sind hoch, aber die Plätze sind immer ausverkauft. Die Spiele sind ein religiöses Ereignis für die Bauern und ein großes Geschäft für die Stadt.

Ansicht von Unter-Ammergau.

Unter-Ammergau. Unter-Ammergau ist kleiner als Ober-Ammergau und hat nur 1200 Einwohner. Es liegt am Fuße des Kofels und ist ein ruhiger Ort. Die Bauern hier beschäftigen sich mit Landwirtschaft und Holzschnitzerei. Unter-Ammergau ist bekannt für seine schönen Bauernhäuser mit bemalten Fassaden. Die Kirche des Ortes ist ein Barockbau aus dem 18. Jahrhundert. Unter-Ammergau ist ein guter Ausgangspunkt für Wanderungen in die Berge.

Digitized by Google

denn zwei ſolche Tagereiſen mußten ihn ſo weit von den Quellen des Caqueta entfernen, daß ſeine Begleiter nicht mehr daran denken konnten, ihn im Stiche zu laſſen und umzukehren, und daß er ſeine Unternehmung bald für geſichert halten durfte. Vor dem Remolino (Stromſchnelle) Uaſſi-panga wollte gegen 3 Uhr der Führer des zweiten Bootes für dieſen Tag Halt machen, da der Fluß zu hoch und reißend ſei; aber ohne darauf zu hören, ſetzte Apatu das Rudern fort und durchflog das gefürchtete Hinderniß, wobei freilich beide Fahrzeuge in Folge ungeſchickter Bewegungen der Ruderer ſich halb mit Waſſer füllten. Als die Nacht herannahte, wurde an einer Stelle des Ufers, welche ſich etwa 1 Fuß über das Waſſer erhob, gelagert. Gegen Abend indeſſen begann es zu regnen und der Fluß ſtieg ſo raſch, daß ſich die Reiſenden gegen 10 Uhr nur noch 5 cm über dem Waſſer befanden. Sie mußten alſo raſch die



Der Meſtize Fortunato in Yura-Yaco mit ſeiner Familie.

Boote wieder beladen und ſich zur Beſteigung derſelben fertig halten. Erſt kurz vor Morgen fielen ſie nach einer wegen Regen und der Muskitos ſchlaflos verbrachten Nacht in tiefen Schlaf. Beim Erwachen aber fanden ſie das eine Boot voll Waſſer; das raſche Fallen des Fluſſes hatte dieſes ſchwere Unglück veranlaßt, wodurch die drei Chronometer des Reiſenden unbrauchbar gemacht wurden.

Noch vor Mittag erreichte man die Niederlaſſung Yura-Yaco, ſo genannt nach einem dort mündenden ſchönen Zufluſſe von links, deſſen Quellen im colombianiſchen Staate Tolima liegen, und der acht Tagereiſen weit ſtromaufwärts ſchiffbar ſein ſoll. Der Herr dieſes Hauſes war ein unglücklicher Meſtize, der wie zum Hohne Fortunato hieß und ſcheußlich anzuſehen war: Geſicht, Hände und Füße waren mit ſchwarzen und weißen Flecken bedeckt, daß er wie ein Schecke ausſah. Dort war überall das Pigment verſchwunden und die empfindungsloſe Haut weißlich wie eine alte Narbe; dicht daneben hatte ſie einen bläulich ſchwarzen Ton. Die

Frau Fortunato's, um drei Jahrzehnte jünger als ihr Mann, iſt eine reinblütige Weiße, die reizend wäre, wenn ſie nicht an demſelben Hautübel, dem caraté, oder, wie Crevaux meint, der Schwindſlechte (vitiligo) litte. Ihre ſonſt ſehr niedlichen Kinder zeigen die verſchiedenſten Hautfarben: zwei kleine Mädchen ſind vollſtändig weiß, ein Knabe hatte Wollhaare wie ein Mulatte. Crevaux hat das Caraté (vergl. die Artikel „Scheckige Menſchen“ „Globus“ XXXIV, S. 27 und Dr. Pechuel-Löſche's „Abnorm gefärbte Menſchen“ ebenda S. 122) außer am Caqueta auch bei den Ticunas am Rio Javary, bei einigen Indianern am Iça und bei einem unglücklichen Weißen geſehen, der nach viermonatlicher Reiſe an dieſem Fluſſe davon ergriffen wurde und ſich aus Scham nicht mehr nach Columbien zurückzukehren traute. Crevaux meint, daß das Leiden mit durch die ewigen Stiche der Pion-Fliege verurſacht wird. Seine eigenen Handrücken ſahen in Folge derſelben von Weitem ſo aus, als wenn er Handſchuhe trüge; dies kommt daher, daß die mikroſkopiſch kleinen Blutströpfchen, welche bei jedem Stiche an der Oberfläche hervortreten, ſo dicht neben einander ſitzen, daß ſie einen großen Flecken zu bilden ſcheinen.

Fortunato's Frau erwies ſich als vorzügliche Köchin und bereitete dem Reiſenden ein Gericht mit Pekari-Fett gebratener Bananen, das demſelben herrlich mundete; Fortunato ſelbſt willigte ein, nach einem Ruhe- und Vorbereitungstage Crevaux bis zum Falle Araraquara zu begleiten. In zwei Booten wurde die Fahrt fortgeſetzt; im kleineren nahmen Crevaux, Apatu, zwei Carijonas-Indianer und Fortunato Platz. Da letzterer wegen des elenden Zuſtandes ſeiner Hände nicht zu rudern vermochte, ſo mußte er ſich auf die kleine Bank vor Crevaux ſetzen, Waſſer ausſchöpfen und die Namen der Inſeln und Zuflüſſe nennen; es koſtete jedoch dem Reiſenden nicht geringe Ueberwindung, ehe er ſich an das gräßlich entſtellte Geſicht ſeines Gegenüber einigermaßen gewöhnt hatte.

Bald wird der Fluß breiter und beſchreibt große Bogen, deren Sehne gewöhnlich ein ſchmaler Kanal bildet; letztern nennen die Anwohner des Amazonenſtromes parana, die Spanier brazuelo. Die flachen Ufer boten keine paſſenden Lagerſtellen dar; da aber die Nacht hereinzubrechen drohte, mußten ſie wohl oder übel auf der Spitze eines Inſelchens landen, das wie aller Sumpfboden mit indiſchem Blumenrohre bedeckt war. Die großen Blätter deſſelben wurden abgehauen und darauf die Decken ausgebreitet. Es wäre geſunder geweſen, im Boote zu ſchlafen; allein daſſelbe war zu klein, um ſich darin ausſtrecken zu können, und außerdem wollte Crevaux vor ſeinen Begleitern nichts voraushaben und dadurch etwa ihre Unzufriedenheit erregen.

---

# Die Eigenthumszeichen der Naturvölker.

Von **Richard Andree.**

Die alten Hausmarken und Eigenthumszeichen, welche in Deutſchland wie Skandinavien die Aufmerkſamkeit der Forſcher angezogen haben, und in denen man ein bedeutſames germaniſches Rechtsinſtitut verborgen fand, laſſen ſich weit über den engen Kreis dieſer Länder hinaus über die ganze Erde in verwandtem oder gleichem Sinne verfolgen und haben in vielen Gegenden ihre Analoga.

Dieſe Marken, die ſich an Thüren, Balken, auf Geräthſchaften, Kirchenſtühlen und ſelbſt Urkunden vorfinden, wo ſie Namensunterſchrift vertreten, wurden in früheren Zeiten konſtant als feſtes Zeichen des Eigenthums gebraucht. Es ſind einfache meiſt geradlinige Figuren, leicht eingeſchnitten oder gravirt, die, wie Michelſen nachweiſt [1]), urſprünglich einem analphabetiſchen Geſchlechte angehören, eine Anſchauung, die ihre Stütze nicht nur, wie wir ſehen werden, in dem analogen Gebrauche derſelben heute bei den Naturvölkern findet, ſondern ſich auch hiſtoriſch nachweiſen läßt. Wie der genannte Forſcher anführt, heißt es im däniſchen Geſetzbuche Chriſtian's V., daß Analphabeten ihre Verſchreibungen durch ihr Siegel oder ihre Bomaerke (Baumarke, Hauszeichen) bekräftigen ſollen. Auch das preußiſche Landrecht beſtimmt in dieſer Hinſicht Bekräftigung durch Handzeichen oder Kreuz. So vertritt die Marke als Perſonenzeichen den Namen in der Unterſchrift. Aber ſie hatte noch weitere Wirkſamkeit; indem ſie von der Gemeinde anerkannt und auf Geräthen, Waffen, Hausthieren ꝛc. eingezeichnet wurde, ſtellte ſie das Mein und Dein greifbar vor aller Augen feſt, ſtellte das Eigenthum ſicher und erſchwerte das Entwenden.

Verwandt mit der Hausmarke ſind manche andere Zeichen, die Handels- und Signirzeichen der Kaufleute, die Waarenzeichen und Schutzmarken, die Steinmetzzeichen, alſo das Handzeichen des Steinhauers, welches er auf das von ihm gefertigte Werkſtück ſetzt.

In Deutſchland ſind dieſe Marken bereits uralt und Michelſen will ſie bereits in den notis quibusdam finden, womit, nach Tacitus, die alten Germanen die Stäbchen bei der Loſung zeichneten. In der Offenbarung Johannis (13, 17) iſt das „Malzeichen des Thieres“, wie Luther χάραγμα τοῦ θηρίου überſetzt, erwähnt, was auf die Eigenthumsmarke gedeutet wird. Desgleichen bei Griechen und Römern kommt das Zeichnen von Thieren vor, worüber bei Michelſen S. 17 die Belege nachgeſehen werden können.

Auch das berühmte indiſche Hakenkreuz, Svaſtika,
iſt urſprünglich nichts anderes als ein Zeichen, welches man dem Vieh ins Ohr machte, wie uns Max Müller belehrt [1]). „Sehr wenig von indiſcher Kunſt iſt vor dem dritten Jahrhundert vor Chriſtus, der Zeit, da die buddhiſtiſchen Fürſten ihre Bauten begannen, bekannt. Den Namen Svaſtika kann man indeſſen etwas weiter zurück verfolgen. Er begegnet uns als der Ausdruck für ein beſonderes Zeichen ungefähr ein Jahrhundert früher in der alten Grammatik des Panini. Dort ſind gewiſſe Kompoſita erwähnt, in denen das letzte Wort „Karna“, Ohr, iſt. Wie es ſcheint, machte man dem Vieh Zeichen auf die Ohren, an denen man den Beſitzer erkannte. Dieſer Brauch herrſchte ſogar in den Vedazeiten, denn im Rigveda finden wir ashtakarni auf Kühe angewendet, die mit der Marke 8 gezeichnet waren, wie dieſe Marke damals auch ausgeſehen haben mag, wahrſcheinlich waren es nur acht Linien oder zwei Kreuze. Eine

[1]) A. L. J. Michelſen, Die Hausmarke. Jena 1853, S. 11.

[1]) In Schliemann's „Ilios“ 390.

Am rechten Hinterschenkel

Am linken Hinterschenkel

*Fig. 1.* **Tscherkessen.**

*Fig. 2.*



*Fig. 3.*

*Fig. 4.* *Fig. 5.*

**Arabisches Wesm.**

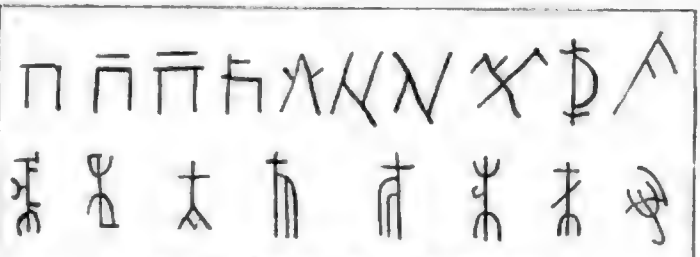


*Fig. 6.* **Schwedisch Lappland.**

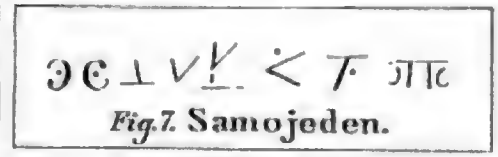


*Fig. 7.* **Samojeden.**

*Fig. 8.* **Eskimopfeilspitze.**

*Fig. 9.* **Russisch Lappland.**

*Fig. 10.* **Tscheremissen u. Tschuwaschen.**

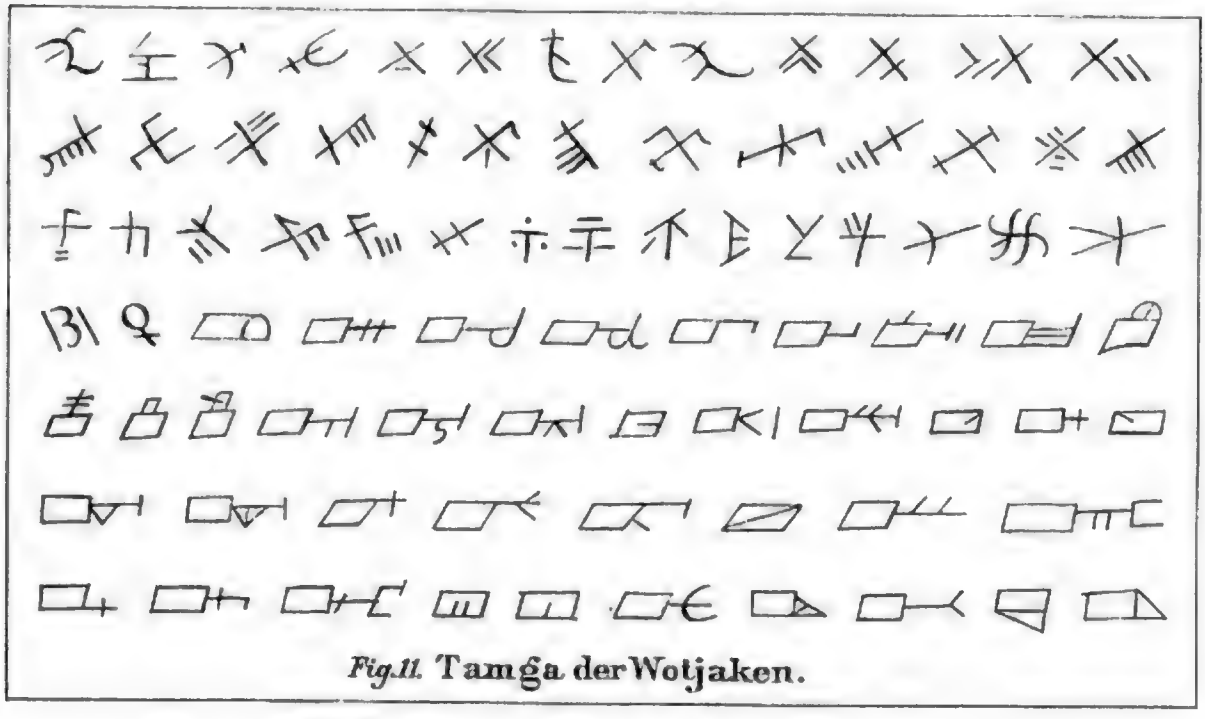


*Fig. 11.* **Tamga der Wotjaken.**

Eigenthumszeichen verschiedener Völker.

Anſpielung auf dieſen Brauch das Vieh zu zeichnen findet ſich im Atharva-veda und in den Sankhayana-grihya-sutras ꝛc. eingehender beſchrieben. Hier wird ein Kupferinſtrument (audum baro-asih) zum Zeichnen des Viehs empfohlen. Eins dieſer Zeichen zum Markiren des Viehs war das Svaſtika.“ Bleiben wir einmal beim Zeichnen des Viehs.

Auf Madagaskar wird beim Vieh das Zeichen des Beſitzers durch Einſchnitte in die Ohren angebracht. Die Ohren des geſchlachteten Viehs hängt man öffentlich auf, damit Jedermann ſehen kann, es ſei nicht geſtohlen geweſen. Enten und Gänſe zeichnet man an den Schwimmhäuten [1]). Das letztere Verfahren kenne ich aus böhmiſchen Dörfern zwiſchen Prag und Pilſen. Auch auf Island wurden Vögel an den Schwimmfüßen mit Eigenthumsmarken gezeichnet und nur an dieſer Stelle war das Anbringen der geſetzmäßigen Marke zuläſſig [2]).

Jeder Somalſtamm (Oſtafrika) hat für die von ihm gezüchteten Kameele ein beſonderes in einer Brandmarke beſtehendes Markzeichen [3]). Alle Pferde der Tſcherkeſſen tragen Zeichen wie Fig. 1; wer dieſe Zeichen fälſcht, verfällt der Blutrache [4]). Das Familienoberhaupt der Guaycurus in Paraguay zeichnet den Weibern auf die Bruſt, den Pferden auf der Croupe, ja ſogar den Hunden die Marke ſeines Beſitzthums auf [5]).

Bei den Lappen der Halbinſel Kola fand Aubel, daß jeder ein beſtimmtes Zeichen (Snak oder Kleimo) beſaß, welches er auf alle ſeine Habſeligkeiten, Kähne, Ruder und Schlitten, einſchneidet und ſtatt der drei Kreuzchen unter die Steuerzettel ſetzt. Damit ſich der Sohn in dieſer Unterſchrift auch vom Vater unterſcheiden könne, hängt er dieſer noch einen kleinen Haken oder Schnörkel an, wodurch die komplicirteſten Signaturen entſtehen [6]). Auch die Renthiere der Lappen ſind mit dem Familienzeichen markirt und dieſes iſt von Wichtigkeit um die Thiere aus den gemeinſamen Herden auf der Weide, wo oft 10 000 Stück ſich beiſammen befinden, ſondern zu können. Bei der Geburt eines Lappenkindes wird dieſem ein Renthier geſchenkt und dem letztern neben dem Familienzeichen auch noch das Zeichen des Kindes ins Ohr gerizt, welches Zeichen aber nur der Eingeweihte zu bemerken im Stande iſt [7]).

Lappiſche Vomärken aus Schwediſch Lappmarken hat von Düben abgebildet [8]). Vergleiche Fig. 6. Damit ſtimmen überein die als Unterſchrift benutzten Zeichen der Lappen in Ruſſiſch Lappland und an der Eismeerküſte, Fig. 9 [9]).

Bei den nomadiſirenden Arabern Syriens heißt das Eigenthumszeichen Weſm und hat Wetzſtein darüber ausführlich berichtet [10]). Man findet dieſe Weſm ſehr häufig an den Thoren und Mauern der alten verlaſſenen Städte, auf den Säulen und ſteinernen Waſſertrögen der Ruinenorte, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und Ciſternen mit großer Sorgfalt tief in den Stein eingegraben, um anzuzeigen, daß das Recht bei dieſen Oertlichkeiten zu weiden und die Herden zu tränken oder Anſiedlern daſelbſt den Feldbau zu geſtatten, ausſchließlich denjenigen Stämmen oder Stammzweigen zuſtehe, welche die dort eingegrabenen Eigenthumszeichen führen. Selbſtverſtändlich trägt auch ſämmtliches Vieh eines Stammes, Ziegen, Schafe und Kameele, Stück für Stück das Weſm. Es wird ihm an denjenigen Theilen des Körpers eingebrannt, an welchen es immer ſichtbar iſt, d. h. durch Haare und Wolle nicht verdeckt wird, alſo bei den Schafen am Geſicht, an den Ohren und Unterſchenkeln. Ohne das Weſm würde eine verirrte oder geraubte Herde nicht als fremdes Gut erkannt und zurückgegeben reſp. zurückgefordert werden können, oder würde ſich das auf den Weideplätzen und an den Tränkſtätten oder auf einer Flucht zuſammengetriebene Vieh der verſchiedenen Stämme nicht leicht und ſicher wieder ſondern laſſen.

Häufig findet man an der Mauer einer Ruine mehrere ſolcher Stammesſymbole zum Zeichen der Gleichberechtigung nebeneinander geſtellt, in welchem Falle ein europäiſcher Reiſender, der ſie zum erſten Male ſieht, gewöhnlich eine Inſchrift vor ſich zu haben glaubt. Als Wetzſtein im Frühlinge 1862 einen 14 Stunden öſtlich von Damaskus gelegenen Vulkan, die Dekwa, beſtieg, fand er auf der Spitze des Berges an einer geglätteten Felswand tief eingegraben die Zeichen Fig. 2, von denen die beiden äußeren das Weſm zweier Stammeszweige der Ghaijât und die beiden mittleren dasjenige zweier Stammeszweige der Mezâwida ſind; beide zu den Trachoniten gehörige Völkerzweige exiſtiren noch. In der Ortſchaft Merw in Nordgilead ſtehen auf dem Bruchſtücke einer Säule die Zeichen Fig 3, von denen das erſte linker Hand den Churſchân, das folgende den Tuwaka, das dritte den Beni Zuheir, das vierte den Atimma gehört. Dieſen vier Stämmen, welche Zweige der Völkerſchaft Sachr ſind, iſt jenes Dorf tributpflichtig. In der Stadt Bosrâ (dem alten Boſtra) ſtehen an dem ſogenannten Windthore die Zeichen Fig. 4, von denen die zwei letzten linker Hand gewaltſam zerſtört, wenn auch noch kenntlich ſind. Ihre Zerſtörung zeigt an, daß ihre Inhaber kein Anrecht mehr auf die Stadt haben. Das erſte rechter Hand heißt der Neumond (hilâl) der Beni Schaalân und iſt das Weſm der Ruwala, eines großen Stammes der Aneza; das folgende ſind die Stäbe (matârik) der Beni Râſchid, eines Zweiges der Sirhân; das mittlere iſt der Krückſtock (mähegâna) der Beni Kâſim, gleichfalls eines Zweiges der Sirhân; das vierte ſind die zwei Neumonde (hilâlein) der Serdia, eines jetzt decimirten, aber noch vor 150 Jahren mächtigen Stammes im Süden Hauràns; das fünfte endlich iſt die Keule (debbusa) der Fuheilia, eines jetzt ebenfalls ſehr geſchwächten Stammes, deſſen Fürſt früher (noch Anfangs dieſes Jahrhunderts) bei ſeiner Inveſtitur vertragsmäßig eine ſtählerne, mit eingelegten goldenen Arabesken gezierte Schlachtkeule von der osmaniſchen Regierung erhielt. Er führte den Titel „Fürſt der ſyriſchen Nomaden“ (Emir Arab es-Schâm), und die Keule, das Symbol der Herrſchaft, wurde zum Weſm der Völkerſchaft.

Auf dem Berge Munſâr bei dem Dorfe El-higâna, ſechs Stunden öſtlich von Damask, ſteht auf einem Grabhügel ein Stein mit dem Doppelzeichen Fig. 5. Dasjenige rechter Hand iſt das Weſm der Gemâila, das andere der No'eim. Beide Stämme gehören zu den Trachoniten. Zwei befreundete Jünglinge, welche, der eine dieſer, der andere jener Völkerſchaft angehörend, in einer Stammfehde dort gegen einander kämpfen mußten und auf den Tod verwundet wurden, verlangten in einem Grabe beerdigt zu werden. Das Jägervolk Suleib, welches ſich unter den ſyriſchen Nomaden am längſten zum Chriſtenthume bekannte, hat noch heute als Stammesabzeichen das Kreuz. Die Adwân, welche im Oſten von Jericho nomadiſiren, haben als Weſm den Kaffeebrenner (mähemûsa), ein großer eiſerner Löffel,

---

[1]) J. M. Hildebrandt in Zeitſchr. der Geſ. f. Erdkunde zu Berlin XV, 265, 280.
[2]) Michelſen S. 22.
[3]) Burton's Reiſe nach Medina und Mekka. Leipzig 1861, 279.
[4]) Kolenati, Bereiſung Circaſſiens. Dresden 1859, 16.
[5]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas, 230.
[6]) Aubel, Ein Polarſommer. Leipzig 1874, 87.
[7]) J. A. Frijs im „Globus“ XXII, 6.
[8]) Om Lappland och Lapparne p. 317.
[9]) v. Middendorff in v. Baer's und Helmerſen's Beiträgen zur Kenntniß des Ruſſiſchen Reichs XI, 181.
[10]) Verhandl. Berl. Anthropol. Geſ. 1877 (14).

das Symbol der Gaſtfreundſchaft; hier geſtattet die Art des Wesm einen Schluß auf das Alter der Völkerſchaft, denn da der Kaffee erſt ſeit 200 Jahren in Syrien eingeführt iſt, ſo müſſen die Adwân ein junger Stamm ſein. Auch die Turkmanen-Stämme in Gölân und bei Haleb haben das Wesm, nur heißt es bei ihnen Tâgh, ein Name, den wir bereits aus den Reiſewerken über Turkiſtan und die nördlicheren Länder turaniſcher Zunge kennen, denn auch die dortigen Nomadenvölker haben allgemein das Eigenthumszeichen, ohne Zweifel aus den älteſten Zeiten her. Soweit Wetzſtein.

Auf der frieſiſchen Inſel Föhr ſollen, wie Michelſen anführt [1]), die Hauszeichen noch immer als feſte Marken des Viehs im Gebrauche geblieben ſein. Beſonders ausgebildet war die Eigenthumsmarke in Island. In Halderſon's isländiſchem Lexikon iſt die Bumark erklärt als Hauszeichen, womit man die Effekten zeichnet, zunächſt als Eigenthumszeichen, welches man Hausthieren ins Ohr ſchneide. Incisio in auribus pecudum qua dignoscatur possessor; ferner aber auch benutzt als Namensunterſchrift bei Analphabeten. Nur die Zeichen an den Ohren galten als geſetzmäßige Marke, wie denn überhaupt ſehr genaue Vorſchriften über das Kennzeichen des Viehs, Pferde ausgenommen, im altisländiſchen Rechte vorhanden waren. „Man ſoll ein und dieſelbe Marke an allem ſeinem Vieh haben, widrigenfalls man bruchfällig wird, und hat man eine angeerbte Marke, ſo ſoll man ſich dieſer bedienen.“

Dieſes Vererben der Marke läßt ſich bei Naturvölkern nachweiſen. Bei den Oſtjaken vererben gewiſſe in Holz geſchnittene Kerbzeichen in den einzelnen Familien als Namenschiffern. „Man hat oft dergleichen alte Schnitte in dem Holzwerke einer Jurte nachgewieſen und nur dadurch das ganze Gebäude für einen längſt vergeſſenen Schuldner in Anſpruch genommen und erhalten“ [2]).

Bei den Wotjaken, die keine Schrift beſitzen, führt jeder Hausvater eine Chiffer oder Tamga als Familienzeichen, welche nach ſeinem Tode auf die Söhne übergeht und zwar ganz, wenn nur ein Sohn da iſt, in Theile zerlegt, wenn deren mehrere ſind. Erdmann giebt Abbildungen dieſer Tamga [3]). Wir reproduciren Fig. 11 einige. Auch Tſchuwaſchen und Tſcheremiſſen an der Wolga kennen dieſe Zeichen, welche ſie zur Bekräftigung der durch Kerbhölzer geführten Rechnungen auf jene einſchneiden, wo ſie ſtatt der Unterſchrift gelten. Einige dieſer Zeichen, welche völlig den Charakter der Hausmarken tragen, ſind Fig. 10 abgebildet [4]).

Es gehören hierher auch die Thierzeichen der Thlinkithen Nordweſtamerikas, welche wiederum mit dem Totemismus in Zuſammenhang ſtehen. Dieſes Volk zerfällt nämlich in einen Rabenſtamm und einen Wolfsſtamm. Die verſchiedenen Geſchlechter des erſtern führen ihren Namen nach dem Raben, Froſche, Seelöwen, der Gans, der Eule, einem Lachſe; die des Wolfsſtammes wiederum vom Wolfe, Bären, Adler, Delphin, Haifiſch, der Alke. Jedes Geſchlecht trägt ein Schildwappen, d. h. ſchmückt ſich mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, deſſen Namen es führt. Boote, Geräthe, Decken, Schilde, Helme, ja ſogar ihre Hütten und Jurten laſſen dieſe Wappenzeichen wahrnehmen [5]).

Speere, Bumerangs und andere Waffen und Geräthe der Auſtralier von Neu-Süd-Wales tragen die Marke ihres Herſtellers. Sie beſtehen aus gebogenen Linien, Zigzags und Rauten [1]).

Auf dem Tſchugor, dem Lagerplatz der Samojeden, wo deren Zelte ſtanden, laſſen ſie ein Kennzeichen zurück, indem ſie einige Stöcke in den Schnee ſtecken und zwar in der Richtung geneigt, wohin ſie ihren Weg genommen haben, und mit auf den Stöcken eingekerbten Zeichen, Piddine genannt, desjenigen Samojeden, deſſen Tſchugor dort geſtanden hatte. Dieſe Markzeichen ſind verſchiedener Art, z. B. wie Fig. 7, aber doch kennt größtentheils jeder Samojedenwirth die Zeichen der anderen. Mit denſelben Zeichen ſind die Renthiere jedes einzelnen Beſitzers am rechten Vorderſchenkel, oft aber auch an beiden gebrandmalt, ſo daß, wenn ein Ren ſich verlaufen hat und auf die Herde eines andern ſtößt, ſie ſogleich mit mehr oder weniger Sicherheit beſtimmen können, wem es angehört [2]).

Die nordamerikaniſchen Indianer brachten auf ihren Streitkolben das Merkzeichen an, welches den Stamm kenntlich machte, zu dem der Träger dieſer Waffe gehörte [3]), und Lubbock [4]) bildet Eigenthumszeichen auf einer Eskimopfeilſpitze ab (Fig. 8). Mit ſolchen poſitiven Daten vor Augen wird es wohl auch hinfällig ſein, wenn E. Beſſels [5]) das Vorhandenſein von Eigenthumsmarken an den Speerſpitzen der Eskimos bezweifelt. „Ein primitives Volk bedarf nicht beſonderer Abzeichen, um ſein Eigenthum kenntlich zu machen, denn wo ein jeder ſeine eigene Waffe verfertigt, wird dieſer ein gewiſſes individuelles Gepräge verliehen, welches ähnliche unverkennbare Charaktere beſitzt, wie die Handſchrift einer Perſon.“ Und dennoch iſt gerade bei Jäger- und Fiſchervölkern die Eigenthumsmarke im Gebrauche. Die knöchernen Pfeile der Konjagen, alſo eines eskimoartig lebenden Stammes, ſind mit der Marke des Beſitzers gezeichnet. Da die Seeotter nie von einem Pfeile getödtet wird, ſondern oft vier, fünf oder noch mehr erhält, die von verſchiedenen Jägern herrühren, ſo gilt als Regel, daß derjenige die Beute erhält, deſſen Pfeil dem Kopfe zunächſt ſteckt [6]). Hier alſo, bei einem gleichfalls primitiven Volke, iſt die Marke auf den Pfeilen für nöthig befunden. Und ſo bei den Woitos am Tanaſee in Abeſſinien, welche das Nilpferd mit Harpunen erlegen, deren eiſerne Spitze ein beſtimmtes Familienzeichen trägt, welches den übrigen Stammesgenoſſen bekannt iſt. Demjenigen wird das Eigenthumsrecht zuerkannt, welcher den erſten Wurf auf das Nilpferd gethan hat, ſelbſt wenn das verendete Thier an einer fernen Stelle ſtrandet [7]). So handelten auch die alten Isländer. Fand Jemand einen treibenden Wal und darin eine Harpune, ſo gehörte die Hälfte der Beute dem Harpunier. Die Harpunen pflegten deshalb mit einer Marke bezeichnet und dieſe Marken am Ding bekannt gegeben zu werden. Wer ein thingborit skot im Wale fand, hatte deſſen rechtmäßigem Eigenthümer davon Nachricht zu geben [8]). Die Bewohner der Aleuten jagen den Wal mit Harpunen ohne Leine; erſt wenn das rieſige Thier mehrere Geſchoſſe empfangen hat, ſtirbt es und wird an irgend einer der Inſeln ausgeworfen. Die Gemeinde, die den Wal fin-

---

1) A. a. O. S. 5.
2) A. Erman, Reiſe um die Erde, I, 622.
3) Joh. Friedr. Erdmann, Reiſen im Innern Rußlands, Leipzig 1826, II, 25, und Tafel 3.
4) Nach G. F. Müller, Sammlung Ruſſiſcher Geſchichte. St. Petersburg 1758, III, 364.
5) Holmberg, Völker des ruſſiſchen Amerika. Helſingfors 1855, I, 13.

1) Journ. Anthropol. Institute VII, 253.
2) V. v. Strube im „Ausland“ 1880, 775.
3) Heckewelder, Nachricht von der Geſchichte der indianiſchen Volksſtämme. Göttingen 1821, 39.
4) Die vorgeſchichtliche Zeit. Jena 1874, I, Figur 2, Seite 9.
5) Die Amerikaniſche Nordpolexpedition. Leipzig 1879, 361.
6) Holmberg, Völker des Ruſſ. Amerika, 115.
7) v. Heuglin, Abeſſinien, 290.
8) R. Maurer, Island. München 1874, 416.

det, unterſucht zunächſt die Wunde, „wo ſich immer noch der mit dem Zeichen der Gemeinde des Jägers verſehene Wurfſpieß vorfinden muß. Dieſe Gemeinde wird nun ſofort benachrichtigt und hat ſich mit der, in welcher die Beute gefunden wurde, in ſelbige zu theilen“ [1]). Alſo wie in Island.

[1]) v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reiſe nach dem Ruſſiſchen Amerika, I, 268.

---

# Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

## IV.

### Der Doppelkamm der Südvogeſen und ſeine Entſtehung.

Wir haben jetzt geſehen, daß jenes große weſtliche Granitplateau, welches den breiten Weſtfuß des Hohnecks bildet, ſeine Anlage, Form und heutige Beſchaffenheit nur der allmäligen Hebung des granitiſchen Vogeſenmaſſivs und den dadurch immer maſſenhafteren Niederſchlägen verdankt, daß wir alſo an ihm die oroplaſtiſche Thätigkeit des Hohnecks ſelber ſehen. Ein Thal aber, das merkwürdige Thal der Meurthe, haben wir noch nicht betrachtet; und ſo kehren wir jetzt zum Hohneck, von welchem es ausgeht, zurück.

Die Höhe deſſelben und die ſtarken von Südweſten kommenden Niederſchläge erklären noch einige andere wichtige orographiſche Erſcheinungen des Gebirges. Zunächſt die unruhige Gliederung des Hohneckmaſſives ſelber, welches von der Schlucht bis zum Rheinkopf in lauter einzelne Köpfe zerlegt iſt und zwar mit tieferer Schartung, als man ſie weiter nach Norden auf dem höchſten Rücken der Granitvogeſen vorfindet. Und zweitens: dem Hohneckmaſſiv liegt weſtlich vorgelagert eine Reihe von Höhen an, oder vielmehr das Hohneckmaſſiv fällt weſtlich ab in eine Reihe aus ihm hervor wachſender Höhen, welche viel niedriger ſind als die nächſte Parallelkette jenſeits der Colline de la Bologne, und ſehr viel niedriger als der Hohneck ſelber, welche die Höhe von 900 m kaum überſchreiten werden: ſo les feignes sous Vologne, la tête du Ortimont, ronde tête und andere, die natürlich alle durch kleine Flußläufe von einander geſchieden ſind. Ihre geringe Höhe ſo unmittelbar neben den Hochgipfeln iſt auffallend; und doch iſt ſie nur die Folge der mächtigen Niederſchläge der Südweſtſeite, welche natürlich hier das Maſſiv zumeiſt wegwaſchen mußten. Aber auch die ſo auffallende Bildung der Hautes Chaumes iſt wohl nur durch die Nachbarſchaft des Hohneck hervorgerufen. Während wir den Südkamm des Gebirges vom Ballon d'Alſace bis zum Rheinkopf mit einer Reihe einzelner rund oder länglich gewölbter, verhältnißmäßig tief geſcharteter Gipfel beſetzt, und zugleich in einzelne Gebirgsſtöcke abgetheilt finden, ſo zieht ſich nordöſtlich vom Hohneck der Rücken ohne die mindeſte Unterbrechung und Gliederung bis zum Thale von le Bonhomme hin. Wir ſahen nun aber, daß der Hohneck in früheren Epochen ſehr viel höher war, als jetzt. Er hat alſo die Hauptmaſſe der Südweſtniederſchläge feſtgehalten und verſchaffte dadurch dem Nordrücken größere Ruhe. Der Südrücken, den Niederſchlägen ſtark exponirt, zeigt daher die eingeſchnittenen ziemlich breiten Päſſe, welche das Gebirge zerlegen, und auf den einzelnen Gebirgstheilen wieder die verſchiedenen Gipfel. Die Hautes Chaumes empfingen gelindere, gleichmäßigere Niederſchläge, daher ihre gleichmäßig gewölbte Geſtalt, für die jedoch auch ihr hohes Alter mit zu berückſichtigen iſt.

Dabei iſt freilich noch ein Drittes zu beachten; die Bergkette nämlich, welche zwar ſchmal aber in nicht unbedeutender Höhe ihnen weſtwärts parallel läuft, das Thal der Meurthe abſchließend. Wir kommen hier auf dieſelbe zurück. Daß ſie den Niederſchlägen ſtärker ausgeſetzt iſt, als die Hautes Chaumes, folgt aus ihrer Lage; ſo zeigt ſie auch viel ſtärkere Verwitterungsformen (z. B. das gewaltige Trümmermeer an den Granitwänden bei le Valtin) und ſehr viel ſteilere Böſchung als dieſe letzteren. Sie bildet den Nordweſtrand des weſtlichen breiten, von allen Seiten, alſo auch von Norden, anſteigenden Granitmaſſivs, des Hohneckſockels; ſie ſtrahlt vom Hohneck ſelber aus. Die Meurthe, welche ſie von den Hautes Chaumes trennt, gehört zu jenen radialen Flüſſen; ſie verdankt ihre Entſtehung den Niederſchlägen der Weſtſeite des Hohneck und aus der auch nördlichen Abdachung des ganzen Terrains folgt, daß ſich hier auch ein nordwärts fließender Strom bilden mußte. Die mächtige Höhe und Breite der Hautes Chaumes hielt denſelben, der ziemlich weit weſtlich entſprang, auch weſtlich feſt, und ſo grub ſich der Fluß erſt ſein Bett und hernach ſein ſchmales Thal mit ſteiler Weſt- und ſanftgeneigter Oſtſeite tief ein, in beinahe völlig gerader Linie. Ja die Hautes Chaumes drängten ihn immer weiter nach Weſten: auch die Oeffnung bei Xefoſſe iſt wohl eine Wirkung derſelben, denn gerade ihr gegenüber liegt nicht nur die höchſte Kammerhebung, ſondern auch ein weſtlich vorſpringender Seitenzweig des Hauptrückens von 1236 m Höhe, wobei zu beachten, daß die kleinen Rinnſale, welche den Hautes Chaumes entfließen, genau dieſelbe nordweſtliche Richtung haben, wie der Durchbruch bei Xefoſſe. Weiterhin fließt die Meurthe, der allgemeinen Abdachung des Gebietes folgend, nordweſtlich fort. So iſt alſo der ſcheinbar doppelte Vogeſenkamm erklärt: er iſt nur einer, nur daß durch den eigenthümlichen vom Hohneck ausgehenden Flußlauf ein Parallelſtreifen, der früher mit dem Hauptrücken eins war, abgeſägt worden iſt; aus der Zeit der erſten Anlage des Thales ſtammt auch die erſte Anlage des Thores bei Xefoſſe. Dieſer ſchmale Parallelzug war natürlich durch Waſſer leichter zerſtörbar als der noch dazu hier minder niederſchlagreiche Hauptrücken; und ſo erklärt ſich ſeine reichere Gliederung, ſo iſt auch ſeine erſte unbedeutendere Durchbrechung bei le Valtin, das Thal le grand Valtin, nur durch Eroſion entſtanden. Daſſelbe verdankt ſeine Anlage ebenfalls einem mächtig vorſpringenden Glied der Hautes Chaumes; die ſtärkeren Niederſchläge, welche ſich dieſem gerade gegenüber hier bildeten, ſchnitten immer weiter nach Weſten ein. So entſtand das Thal, deſſen Sohle ſehr hoch gelegen iſt (le grand Valtin 854 bis 900 m). Aber auch die weitere Fortbildung des doppelten Kammes der Südvogeſen beruht auf Eroſion. Nördlich von dem Meurtheabfluß hebt ſich die Thalſohle wieder; es fehlte hier das ſtarke Waſſer der Meurthe, um ſie tiefer ein-

zuſenken. Die Niederſchläge ſind überhaupt hier geringer, Südweſtwinde aber auch hier immer vorherrſchend. Daher bildete ſich jene Bodenerhöhung von 976 m, über welche hin die heutige Reichs- und frühere Departementsgrenze verläuft. Nach Süden geht der unbedeutende Luſchbach (Louchpach) in die Meurthe, nach Norden ſetzt die Bechine ein; beide ſind unmittelbare Folgen der Bildung des Meurthethals und der hier ſchon etwas weniger feuchten Südweſte. Daß die Bechine ſich nach Oſten zur Weiß wendet, hat wohl ſeinen Grund in den geologiſchen Verhältniſſen der Gegend, da gerade hier das Granitmaſſiv des Brezouard in den Granitit, der den Kamm und die Hauptmaſſe des Gebirges bildet, eingelagert iſt. Auch in der Senke von Le Bonhomme fließt die Bechine eine Zeit lang auf die Grenzſcheide beider Geſteine, nachdem ſie allerdings vorher den Brezouardgranit ſelber durchfurcht hat. Auf einer ähnlichen Grenzſcheide fließt auch die obere Leber, deren Thal im Uebrigen ein Eroſionsthal iſt und ſeine Hauptrichtung den auch hier prädominirenden Südweſtwinden verdankt, ſowie dem Umſtand, der auch für die übrigen zwiſchen dem Doppelkamm fließenden Flüſſe entſcheidend iſt, daß nämlich die höchſte Höhenlinie des Gebirgsmaſſivs erſt nach ſehr breitem Weſtanſtieg im Oſten ſich erhebt, die Niederſchläge alſo zum größten Theil ſchon auf jenen Weſtanſtieg des öſtlichen breitern Rückens niederfallen und auf ihm natürlich ihre erodirende Arbeit beginnen. Dieſe Südweſtwinde haben es auch bewirkt, daß die Kammlinie des Vogeſenzuges nördlich von Markirch ſo ſchmal und ſo weit nach Norden vorgerückt iſt, indem ſie das Gebirgsdreieck zwiſchen Markirch und Deutſch Rumbach, welches ihrer Bahn gerade entgegen ſteht, reichlich bewäſſerten. Die ſo entſtandenen ſtark fallenden Bäche ſind natürlich von großer Arbeitskraft und haben daher mächtig erodirt. Die weſtliche Kette zeigt übrigens hier im Verhältniß zur mächtigern Oſtkette (Tête des Faux, Brezouard u. ſ. w.) ganz die gleiche Erſcheinung wie den Hautes Chaumes gegenüber; ſie iſt ſtark eingeſchnitten, was jene durchaus nicht iſt, natürlich wieder, weil ſie ſtärker den Südweſtwinden und ihrer Feuchtigkeit ausgeſetzt iſt.

Das Thurthal iſt ganz ähnlich gebildet wie das Thal der Leber. In ſeinen oberſten Theilen iſt es nur Eroſionsbildung, dann aber folgt der Lauf der Thur eine Zeit lang der Grenzlinie des Granites und der (aufgelagerten und mit gehobenen) Grauwacke. Später fließt ſie durchaus im Gebiete der Grauwacke und hier iſt das Thal wieder ganz Eroſionsthal. Seine Richtung verdankt es zunächſt der Lage des Rheinkopfes, dann der ſüdöſtlichen Senkung des ganzen Gebietes (Saulxures 416 m, Thann 342 m, Sennheim 276 m). Die Breite des Thales, zu welcher die alten Gletſcher nur wenig beigetragen haben können, iſt Folge und Wirkung der Höhe ſeines nördlichen Grenzgebirges, des Kammes, welcher den Sulzer Belchen (1426 m) trägt. In Folge dieſer Höhe iſt der Fluß des Thales, die Thur, ebenſo nach dem ſüdöſtlichen niedern Kamm hingedrängt, wie wir die Meurthe nach Weſten gedrängt ſahen. Denn ein Fluß, der zwiſchen zwei verſchieden hohen Gebirgszügen hinfließt, verlegt ſein Bett ſtets an den minder hohen dieſer Züge, deſſen ihm zugekehrte Seite dann die ſteilere der beiden Thalwände zu ſein pflegt. So die Meurthe, die obere Moſel, die Moſelotte, der Bouchot und andere Vogeſenflüſſe. Daſſelbe Geſetz drängt aber auch den Rhein von den Alpen zum Schwarzwald, den Po zu den Apenninen, den Ganges zum Bergland von Dekhan, ja auch den Miſſiſſippi zu den Alleghanis hin.

So können wir jetzt über die Bildung des Vogeſenkammes urtheilen. Wir haben bis zum Hohneck nur einen Kamm; von da an iſt er durch die Eroſion in zwei Theile zerlegt, in einen ſchmalern, niedrigern, reichlicher gegliederten weſtlichen, in einen breiten, höhern, ungegliederten öſtlichen. Daß an dieſer ganzen Geſtaltung die Südweſtwinde den eigentlich grundlegenden Antheil haben, erhellt aus einer Geſammtbetrachtung des Gebirges beſonders deutlich. Je unmittelbarer der Hauptkamm deſſelben dieſen Winden ausgeſetzt iſt, um ſo lebhafter iſt er gegliedert; daher die reiche Gipfelbildung ſüdlich vom Rheinkopf und der weſtlichen Pſeudokette. Der Hohneck zeigt ſich hier als Endpunkt der einen und Anfangspunkt der andern Bildung. Seine gewaltige Höhe gab ihm dieſe Ausnahmeſtellung. Die weſtlich mit ihm unmittelbar verwachſene Höhenkette, les Feignes ſous Bologne, Ortimont u. ſ. w. ſind die direkte Fortſetzung des weſtlich von le Valtin gelegenen Höhenzuges; die größere Breite, welche der Nordzug beſitzt, kommt daher, daß ſeine Höhe mehr öſtlich, alſo mehr im Windſchutz, gelegen iſt, während überhaupt der ganze Süden des Gebirges viel ſtärker den Winden, der Waſſerthätigkeit ausgeſetzt iſt. Man vergleiche die Flußmengen, welche von den ſüdlichen Vogeſen, einſchließlich des Hohneck, ausgehen, mit den wenigen, welche dem ganzen Doppelzug nördlich vom Hohneck entſpringen. Die Waſſermaſſe, welche das Gebirge nach Weſten abgiebt, iſt weit größer, als die, welche öſtlich abfließt.

Es iſt ferner gewiß beachtenswerth, daß der Hohneck das höchſte Maſſiv, früher auch der höchſte Gipfel der kryſtalliniſchen Vogeſen, faſt genau in der Mitte der Geſammtausdehnung derſelben gelegen iſt.

Die Breite der öſtlichen Thäler könnte auffallen, da das Gebirge von Oſten wenig Feuchtigkeit erhält. Auch dieſe Breite iſt Folge der Südweſtwinde und der hohen Maſſive, welche allſeits dieſe Thäler umgeben, alſo eine beſonders große Menge von Niederſchlägen für dieſelben feſthalten. Dann iſt auch der jähe Oſtabſturz der Vogeſen wohl zu beachten, welcher dem Waſſer beſonders ſtarken Fall, und alſo Arbeitskraft giebt. Durchaus nicht als Eroſionsthäler ſind aber eine ganze Reihe Thäler aufzufaſſen, welche im höchſten Kamme des Gebirges einſetzen und ſelbſt die runde Kuppel des Hohneck nach Oſten gleichſam angeſchnitten haben, welche ferner daran Schuld ſind, daß der Hohneck ſcheinbar nach Oſten vorgerückt iſt: es ſind dies Einſturzthäler, welche wir an der ganzen Oſtſeite der Hautes Chaumes verfolgen können, zu denen auch die eigenthümlichen Circusthäler des Darenſees, des Schwarzen und Weißen Sees gehören. Sie ſind verhältnißmäßig jung, denn die Eroſion hat ihre Form nur eben erſt gemildert, keineswegs verwiſcht. Wenn ſie keine Spuren alter Gletſcherarbeit zeigen, ſo beweiſt das nichts für die Zeit ihrer Entſtehung, da nach Oſten hin die Vogeſen, ſehr charakteriſtiſch wieder für ihre klimatiſche Lage, keine Gletſcherbildungen zeigen, natürlich mit Ausnahme des Amariner Thales ſowie ferner der äußerſten Südweſtpartien des Münſterthales, die nach dem Rheinkopf und dem Rücken hinziehen, der den Rothenbacher Kopf und weiter öſtlich den Sulzer Belchen trägt. (Dollfus-Ausset, Matériaux pour l'étude des glaciers 3, 212.) Jene Einſturzthäler ſcheinen mit dem Einſinken der rheiniſchen Tiefebene in Zuſammenhang zu ſtehen. Sie liegen hauptſächlich in dem Gebirgstheil, der auch an ſeinem Oſtrand die größten geologiſchen Störungen durch Verwerfungen, beſſer Umwerfungen des verſchiedenſten Gebirgsmaterials zeigt, gerade gegenüber der merkwürdigen Bucht von Freiburg und der ihr vorgelagerten vulkaniſchen Maſſen des Kaiſerſtuhles und Tuniberges.

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

V.

## 5. Feiertage und religiöſe Feierlichkeiten. (Zweite Hälfte.)

Wenn das Vieh im Frühlinge beginnt, auf die Weide zu gehen, berichtet Aminoff, werden Opfer für daſſelbe in der Hauptſtraße des Dorfes angeſtellt und wird dabei vom Opferprieſter des Dorfes oder von zwei gewählten Opferern ein Ochſe und ein weißes Schaf dem inmar geopfert. Dabei wird gebetet: „Inmar, damit das aufs Feld gelaſſene Vieh ſich reichlich vermehre, opfern wir dir einen goldhaarigen Stier.“ (Rittich.)

Um Regen zu erhalten wird an einigen Orten jährlich, an anderen nur bei großer Dürre ein Gebet um Regen abgehalten (zor kuris'kon). Dabei werden dem inmar im Kazanſchen ein Pferd und zwei weiße Schafe, im Wjätkaſchen ein weißer oder rother Stier und zwei Schafe geopfert.

Nach der Frühlingsſaat werden die ſchon erwähnten, mehreren Dörfern gemeinſamen Hainopfer (miron-vös', oder el'en-vös, oder badzim-vös') im badzim lud begangen. In einigen Gegenden findet dies erſt zu Pfingſten ſtatt, in anderen am Petersſtage, dem kvar-sur-Feſte, am 29. Juni.

Hier verſammeln ſich gewöhnlich die Angehörigen von 10 bis 15 Dörfern, um dem mukylts'in und inmar zu opfern, und zwar nicht nur Männer allein, ſondern alle, Männer, Weiber und Kinder. Der Opfertiſch (vylo mats'on džök) wird auch hier mit Birkenzweigen bedeckt, wie beim inru-Hainopfer, und auf die Zweige der eine Theil des Opfers gelegt, während der andere ins Feuer geſchüttet wird. Das Opfer beſteht hier aus Rindvieh, Schafen, Gänſen, bis an 15 Stück, und wird durch den vom tuno ernannten badzim lud ut'is dargebracht. Die Ceremonie unterſcheidet ſich ſonſt in nichts von dem ſpäter zu beſchreibenden Dorfhainopfer.

In dem großen weitberühmten badzim lud im Dorfe Nyrja, das wir ſchon früher erwähnt, findet natürlich die ganze Feier in weit größerm Maßſtabe ſtatt. Nach Oſtrowski werden zu dieſem Feſte ſchon lange vorher Vorbereitungen getroffen. Ungeheure Vorräthe an Bier und kumyška werden gebrannt. An großem Vieh allein werden bis 60 Stück geopfert. Unumgänglich nothwendig zu dieſer Feier ſei ein Schwan, den man bisweilen mit 25 bis 40 Rubel bezahle. Er wird gleichfalls rechtzeitig eingefangen und, wie Oſtrowski ſelbſt Gelegenheit hatte zu ſehen, in großen Ehren gehalten, mit den beſten Leckerbiſſen gefüttert. Nach dem Feſte werde er auf einem feſtlich geſchmückten Dreigeſpann im Triumph zum Wjätka-Fluſſe gebracht und dort mit Silbermünzen geſchmückt freigelaſſen. Seine Rolle iſt unbekannt. Zu dieſem Feſte, dem miron vös', ſtrömen die Gläubigen nicht nur aus dem ganzen kazanſchen Gouvernement zuſammen, ſondern auch die wjätkaſchen Dörfer ſchicken Abgeſandte. In alten Zeiten, meint Aminoff, ſind dieſe großen Opferfeſte gewiß von großer politiſcher Bedeutung geweſen; in der Gegenwart aber bilden ſie nur ein geiſtiges Band, welches die verſchiedenen Individuen des Wotjäkenvolkes vereinigt und deſſen Aſſimilirung an die umwohnenden durch Anzahl und Civiliſation mächtigen Völker hintanhält.

Im Anfang Juni, wenn ſchon am jungen Hafer ſich die erſten grünen Körnchen zeigen, giebt es ein kleines Kinderfeſt. Die Kinder gehen hinaus ins Feld, kochen einen Brei aus gewöhnlicher Gerſtengrütze, dem ſie aber die jungen noch ſaftigen Haferkörnchen beimiſchen. Von dieſem Brei opfern ſie dann etwas ins Feuer mit den Worten: „Grasbrei geben wir dir, Gott inmar.“

Das größte Feſt des ganzen Jahres beginnt am 29. Juni, dem ruſſiſchen Peter-Pauls-Tage, und dauert eine ganze Woche lang. In dieſen Tagen des Blätterfeſtes (kvar sur) wird faſt im ganzen Wotjäkenlande der zweite wichtigere Theil der Hochzeit, s'uan genannt, gefeiert, und die ganze Woche hindurch giebt ſich Alt und Jung den Freuden des Daſeins hin ohne ſich durch irgend welche Sorgen beirren zu laſſen. In einigen Gegenden wird an dieſem Tage das badzim vös' im badzim lud von mehreren Dörfern gemeinſam abgehalten.

Am Vorabende des Feſtes, das außer kvar sur auch gužem juon, Sommerfeſt, genannt wird, hält jeder Hausvater zunächſt in ſeinem kuala mit ſeiner Familie einen Gottesdienſt dem mukylts'in und voršud ab. An dieſem Tage, dem einzigen im Jahre, werden vom voršud ut'is auf das džadžy Birkenzweige gelegt, die der Familienbirke des Hauſes entnommen ſind. Daher hat das Feſt auch den Namen kvar sur, Blätterfeſt, wörtlich Blätterbier. Bier wird eben nur zu den Feſttagen gebraut.

Auf die Zweige legt der Betende das vylo mats'on, das hochgehobene Opfer, nachdem er folgende Worte geſprochen: „O Gott, mukylts'in, voršud, wohl bewahret und erhaltet uns. Des Blätterfeſtes wegen beten wir, reichlich Fleiſch und Brod, glückliches Leben und Daſein, guten Zuwachs gewähret.“ Fleiſch, Brot, Grützbrei, Kuchen, Bier und kumyška werden geopfert, und bei jeder Gabe, die dem voršud hinaufgehoben und dem Gott ins Feuer geſchüttet wird, werden dieſelben Worte wiederholt.

Nach den Feiertagen nimmt der voršud ut'is die Birkenzweige, welche den Namen mador führen, wieder fort.

Nachdem die kvar-sur-Woche vergangen, macht ſich Alles ans Heumachen, wozu vor dieſem Feſte und während deſſelben Niemand eine Hand rührt. Dafür arbeitet jetzt aber auch Alles mit, was nur Hand und Fuß regen kann.

Die Wotjäken ſind das frömmſte Volk, das ich kenne; bei jeder Gelegenheit beugen ſie ſich vor der Gottheit, und ſo beten ſie auch vor der Heuernte: „Gieb, Gott, daß das Gras, wenn ich drei Mal mit der Sichel ſchlage, ſich in Schichten legt; daß Schwaden an Schwaden und Schober an Schober ſich ſammeln“ (Rittich).

Zwei Wochen wird eifrig Heu gemacht und jede Familie ſtrebt, die Mahd zu beenden, denn der 20. Juli (vil' nunal, der neue Tag) leitet bereits den Roggenſchnitt ein. Auch dieſes Feſt iſt ein hochgeachtetes, doch dauert es

nur einen Tag. Am Vorabende deſſelben wurde früher namentlich der Bienen wegen gebetet, und noch jetzt bringt jeder Bienenvater dem inmar Honig dar; ich ſelbſt ſah, wie an dieſem Abend Honig geopfert wurde. Bemerkenswerth iſt, daß dies Opfer nicht im kuala vollbracht wurde, ſondern auf dem Hofe unter freiem Himmel. In der Regel findet das Opfer aber auch an dieſem Tage im kuala ſtatt. Pallas berichtet, daß an dieſem Abende immer Buntſpechte, die zu dieſem Zwecke eigens mit Schlingen gefangen wurden, dem Gott geopfert wurden.

Der 20. Juli iſt auch ein ruſſiſcher Feiertag, der Tag des Ilja (Propheten Elias). Bei den Wotjäken heißt der Tag vil' nunal, der neue Tag, woraus man vielleicht ſchließen könnte, daß ſie von dieſem früher ihr Jahr begannen.

Im Malmyžſchen opfert man am Vormittage des Feſtes ſelbſt, jeder zunächſt in ſeinem kuala, dem voršud und zwar kein Fleiſch, ſondern nur Honig, Brot, Brei, Bier und kumyška, und zwar wird nur das vyle muts'on aufs džadžy gelegt, das Feueropfer findet nicht ſtatt. Am frühen Nachmittage erfolgt dann das lud-Opfer für den lud peri. Anderwärts wird gleich am Vormittage des vil' nunal das einzige gurt-lud-Opfer des Jahres, das lude vos'äs'kis'kon, dem invu dargebracht. Nach Pallas und Aminoff findet es ſonſt den erſten Oktober ſtatt.

Am Morgen bedeckt der lud ut'is, der auch die Opferung leitet, den Opfertiſch mit Birkenzweigen von beliebigen Bäumen. Hierauf wurde früher, wie es ſcheint, ein Götze geſtellt. Am Nachmittage, etwa um 1 bis 2 Uhr, verſammeln ſich dann die Männer im Haine, Weiber haben keinen Zutritt. Es wird ein Rind oder ein ſchwarzes Schaf geopfert, nachdem es mit Waſſer gewaſchen iſt. Herz, Lungen, Leber werden in einem Keſſel gekocht, das Fleiſch in einem andern. Wenn es fertig iſt, ſpricht der das Opfer leitende lud ut'is folgendes Gebet: „Tritt wohlwollend auf das Birkenreis, o invu, gewähre gutes Glück; das gute Vieh behüte und erhalte wohl, gieb es keinen wilden Thieren preis."

Darauf ſchneidet er zunächſt vom Herz, Lungen und Leber Stücke ab und legt ſie auf die Birkenzweige, andere Stücke wirft er, daſſelbe Gebet murmelnd, ins Feuer, und den Reſt verzehrt er gemeinſchaftlich mit den übrigen Betern. Daſſelbe wiederholt ſich mit dem Fleiſche, dem Brote, kumyška, Bier ꝛc. Die Knochen werden ſpäter gleichfalls dem Feuer übergeben.

In gondyr gurt wurde nicht an invu, ſondern an kozma folgendes Gebet gerichtet: „Kozma, tritt wohlwollend auf (sc. die Birkenzweige), ſtets wohl erhalte und bewahre; gieb unſer Vieh keinen reißenden Thieren preis, wirf es nicht in Schluchten oder Flußbett. Das Getreide laß nicht von Würmern und Ungeziefer verzehren. Tritt wohlwollend auf, darum, o Geiſt, bitten wir; wohl erhalte und bewahre unſer Opfer in deinen Händen."

Wie der kozma als ein böſer Waldgeiſt aufgefaßt wird, ſo wird auch im Malmyžſchen dem lud peri, dem böſen Haingeiſt, ein ſchwarzer Hammel geopfert, und auch aus dem Gebet an invu geht hervor, daß dies ein böſer Geiſt iſt. Im Kazanſchen wird nach Bechterew dem keremet im lud geopfert.

Jetzt giebt es keinen Feiertag mehr bis zum Ende aller Feldarbeiten. Jede neue Arbeit wurde aber ſonſt mit neuem Gebet eingeleitet, ſo der Roggenſchnitt: „Gieb, Gott, daß Garben an Garben ſich häufen und Garbenſtänder an Garbenſtänder" (Rittich). Vor dem Häufen des Schobers (kaban) betet man: „Gieb, Gott, daß der Schober ſo hoch werde wie der Himmel" (Rittich).

In dem Maße übrigens, als das Chriſtenthum eindringt, ſcheint die Betfreudigkeit abzunehmen, und das iſt nicht wunderbar, denn beim ruſſiſchen Bauern iſt die Religion nur Formalismus, echte Frömmigkeit trifft man nur ſehr ſelten, und faſt nur bei einzelnen Gebildeten.

Wenn die ſchwere Zeit vorüber, die Feldarbeit vollendet iſt, dann kann man wieder Feſte feiern und die Sorgen fahren laſſen. Zunächſt wird das ju-n'än', pönna vos'äs'kis'kon, Getreideopfer, dargebracht, d. h. es wird von jedem Hauswirth, ſobald er mit ſeinen Feldern fertig iſt, auf ſeinem Acker in Gegenwart ſeiner Familie dem mukylts'in ein Opfer ins Feld gegraben, doch ohne Eier, und dabei gebetet: „Mukylts'in, ſchenke gutes Getreide, wirf keine Würmer und Ungeziefer darauf."

Bald nachdem alle dieſe übrigens wenig feierlichen Feldopfer beendet ſind, findet an einem durch den tuno oder die Volksverſammlung feſtgeſetzten Tage das gurto kalyken ki'ston, das gemeinſame Todtenopfer, ſtatt, wo, wie wir ſchon ſahen, des ganzen Dorfes Bewohner von Haus zu Haus gehend den Seelen der Verſtorbenen ihren Tribut bringen, denn jetzt kommt der Winter mit ſeinen Krankheiten, man muß ſich alſo der ts'y'ke Gunſt verſichern.

Am 1. Oktober, dem ruſſiſchen pokrow (Mariä Schutz), wird dann in vielen Gegenden das große Herbſtfeſt (tulys juon) gefeiert, auch tulys sur, Herbſtbier (Aminoff) genannt. Am Vorabende des Feſtes wird, wie gewöhnlich, in allen kuala dem invu geopfert. Dem Opfer dieſes Abends wohnte ich bei und verweiſe daher auf die früher gegebene Schilderung. Am Vormittage des Feſttages wird in vielen Gegenden das Hainopfer für invu abgehalten, in anderen aber gehen die Kinder am Vormittage mit Pfeil und Bogen auf die Eichhornjagd.

Jetzt beginnt bereits die Winterjagd, denn ſchon giebt es ſtarke Fröſte, und in der Mitte oder gegen Ende des Oktober fällt ſchon der Winterſchnee, der bis Ende März liegen bleibt. Da geht dann ein jeder Jäger einzeln in den Wald, macht an einem Bächlein oder einer Quelle, deren es in jener waſſerreichen Gegend viele giebt, ein Feuer an, und opfert ein Huhn, das er mitgebracht, dem Herrn des Waldes mit den Worten: „Wild ſchenke mir, kozma, Herr des Waldes, jedesmal, wenn ich gehe, für hundert Rubel!" oder „ſchenke, Herr des Waldes, Wild; laß das Haſelhuhn nicht fortfliegen, nicht weit ſich entfernen!" In einigen Gegenden ſcheinen auch allgemeine Jagdopfer ſtattzufinden, darauf weiſt folgendes Gebet bei Rittich: „Wann der Schnee fällt, gieb gutes Wetter, Gott. Hilf in den Wald gehen und wieder heim. Möge das Wild ſchön ſein an Geſtalt und Pelz; wenn wir aber auf den Fluß gehen, mögen Fiſche darin ſich finden. Möchten wir Biber erbeuten und Fiſchottern fangen. Wenn wir am Lager des Bären vorübergehen, ſo hilf uns ihn ſehen und daß beim erſten Flintenſchuß ſein Blut fließe, und daß ſein Pelz ſchön ſei. Wenn wir heimkehren, gieb, Gott, daß wir uns der Beute rühmen können. Auch Käufer laß uns finden und guten Handel. Hilf, Gott, dem großen Herrſcher die Abgabe bezahlen."

Im Herbſt wird nach Aminoff zugleich mit dem Herrn des Waldes auch der Verſtorbenen gedacht.

Das letzte Feſt des Jahres iſt dann ved'en'o am 24. November, dem ruſſiſchen Katharinentage. Am Vorabende dieſes Tages wird in gewöhnlicher Weiſe dem voršud geopfert, doch wird außer dem üblichen Fleiſche, Brote ꝛc. auch Geld auf das džadžy gelegt, während man betet: „O Gott voršud, wohl erhalte und bewahre, gewähre gutes Getreide!" oder „o Gott inmar voršud, gewähre gutes Glück zu leben und ſein, gewähre gutes Getreide." Am Vormittage des Feſttages ſelbſt wird im badzim kuala von vielen Dörfern gemeinſam dem invu geopfert.

# Die Insel Barbadoes.

Die „Mail“ vom 22. August dieses Jahres bringt in einer Korrespondenz aus Barbadoes verschiedene interessante Mittheilungen über die Verhältnisse der kleinen, seit dem Jahre 1825 in englischem Besitze befindlichen Insel. Diesen Angaben zufolge nimmt Barbadoes durchaus nicht nur in räumlicher Beziehung — durch seine weit nach Osten vorgeschobene Lage — eine Sonderstellung unter den übrigen britischen Inseln der Kleinen Antillen ein: auch hinsichtlich seiner wirthschaftlichen und socialen Zustände steht es außerhalb der Reihe der anderen westindischen Kolonien, die es sämmtlich durch seine verhältnißmäßig großen Leistungen übertrifft. Von dem nur 430 qkm betragenden Areal der Insel stehen heute nicht weniger als $^{15}/_{16}$ unter sorgfältigster Kultur, und dies zwar fast ausschließlich als Zuckerplantagen. Schon seit vor nunmehr 250 Jahren die ersten englischen Ansiedler sich auf Barbadoes niederließen, ist hier vorzugsweise Zucker gebaut worden; von Jahr zu Jahr hat seitdem die Produktion zugenommen, und noch heute befindet sie sich in fortwährendem Steigen. Der Export der Insel, der zu der Zahl ihrer Einwohner in genau demselben Verhältniß steht, wie der Großbritanniens zu seiner Bevölkerungsziffer (es kommen etwa 8 Pf. St. auf jeden Kopf der Bevölkerung), betrug im verflossenen Jahre 1 330 000 Pf. St.; davon wurden allein 1 110 000 Pf. durch Produkte der Zuckerplantagen repräsentirt. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß, trotzdem Barbadoes bei seiner Zuckerfabrikation noch bis jetzt fast ganz ohne die Hilfsmittel unserer vorgeschrittenen industriellen Technik arbeitet, es doch durch ein Zusammentreffen günstiger Bedingungen, vornehmlich durch die überreichlich vorhandenen und wohlfeilen Arbeitskräfte, immer noch im Stande ist, billigern Zucker auf den Markt zu bringen, als dies von irgend einem andern Orte der Welt aus geschehen kann. Es liegt auf der Hand, daß die Einführung mancher jener Hilfsmittel, und besonders die allgemeinere Anwendung der Dampfkraft, die Fabrikation bedeutend vereinfachen, die Herstellungskosten dementsprechend noch mehr verringern muß; und daß die Plantagenbesitzer von Barbadoes keinerlei principielle Abneigung gegen Neuerungen und Verbesserungen hegen, das haben sie mehrfach bewiesen: seit längerer Zeit schon wird auf den größeren Besitzungen die Ertragsfähigkeit des Bodens durch den Betrieb einer rationellen Wechselwirthschaft vermehrt; auf gar vielen auch sind die alten Windmühlen zum Zerquetschen des Rohres durch Dampfmaschinen ersetzt; von einer jetzt im Bau befindlichen Eisenbahn verspricht man sich den größten Nutzen.

Das, worin Barbadoes sich aber am meisten von allen westindischen Kolonien auszeichnet, ist seine ungemein dichte, ja, man kann wohl sagen, seine viel zu dichte Bevölkerung. Die kleine Insel zählt nicht weniger als 162 000 Einwohner, und es kommen somit auf den Quadratkilometer etwa 370 Seelen! In dieser Bevölkerungsmasse, von der $^7/_8$ sich zur englischen Kirche zählen, ist der Procentsatz der Europäer gegen die Neger ein viel größerer als auf einer der anderen Inseln. Der Preis von Grund und Boden ist auf Barbadoes verhältnißmäßig hoch; ein Acre ($^2/_3$ preuß. Morgen) guten Landes wird heute mit 100 Pf. St. bezahlt, und in allen Theilen der Insel sind die Neger gern bereit eine Pacht von 5 Pf. St. für den Acre zu geben. Daß die farbige Bevölkerung sich hier weder in gedrückter noch auch in ärmlicher Lage befindet, das beweist die große Anzahl kleinen Grundeigenthumes, das eben fast ausschließlich in ihren Händen sich befindet. Die ländliche Bevölkerung der Insel beziffert sich auf 120000 Seelen; die Eintheilung des Grundbesitzes ist aber ungefähr die folgende: an Grundstücken von noch nicht einem Acre Größe sind 20 000 vorhanden; über einen und unter 10 Acres 2100; über 10 und unter 50 Acres 300 und über 50 Acres ebenfalls 300. Von den 23 000 Acres aber, die durch diesen letzteren „großen Grundbesitz“ repräsentirt werden, sind nur etwa 5000 in erheblicher Weise mit Hypotheken belastet: ein immerhin günstiges Verhältniß im Vergleich zu den anderen Inseln, wo die unselige Verschuldung des Grundeigenthums jeden möglichen Aufschwung von vorn herein lahm legt. Wie sehr die Neger von Barbadoes übrigens die gedeihliche Lage zu schätzen wissen, in der sie sich hier befinden, geht aus ihrer tief eingewurzelten Abneigung hervor, die Insel zu verlassen; und hat sich eine Familie durch die Anerbietungen freier Ueberfahrt, reichlicher Arbeit zu hohem Lohne, durch Versprechungen von Geld- und Landprämien verleiten lassen, nach einer der anderen Inseln überzusiedeln, so ist es fast gewiß, daß sie bei der ersten Gelegenheit wieder zurückkehrt. Bei der heute schon bestehenden Uebervölkerung der Insel muß aber diese Anhänglichkeit der einzelnen Glieder mit der Zeit für das Gedeihen des Ganzen doch verhängnißvoll werden; denn, so sonderbar dieses Bedürfniß für eine westindische Kolonie auch erscheinen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß das, was Barbadoes heute am meisten noth thut, eine geregelte und gut geleitete Auswanderungspolitik ist. Die Bevölkerung des Landes ist in fortdauernder Zunahme begriffen, seine Erträge werden sich aber nie in entsprechendem Maße vermehren können; es ist kein unbenutzter Boden mehr vorhanden und auch nur wenig Aussicht für irgend eine neue, in größerm Maßstabe zu betreibende Industrie. So liegt hier das einfache Rechenexempel eines sich vergrößernden Divisors für einen gleichbleibenden Dividendus vor — das Resultat kann eben nur ein immer geringer werdender Gewinn für das Individuum sein. Die Einwohner von Barbadoes würden demnach nur in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie selber die Auswanderung aus ihrer Mitte nach Kräften fördern wollten. Sie würden reichliche Unterstützung von den anderen Inseln finden, auf denen Mangel an Arbeitskräften und daneben noch Ueberfluß an unkultivirtem Boden zu finden ist, und die deshalb im Stande sind, eine weit größere Bevölkerung zu ernähren und zu bereichern, als sie jetzt besitzen. Am leichtesten freilich würde die Auswanderung sich organisiren lassen, und am meisten Anklang würde sie unter der Bevölkerung selber finden, wenn man eine bestimmte Insel dafür ins Auge fassen und auf ihr eine große Kolonie gründen wollte, in der die Einwanderer neben freiem Raum für ihre Thätigkeit auch die Einrichtungen des Mutterlandes vorfinden würden.

Brennender noch, als diese Frage der Auswanderung, bei der es sich ja erst um die Abwendung einer zukünftigen Gefahr handelt, ist eine andere, die zur Zeit alle Gemüther in Barbadoes beschäftigt: die Frage nämlich, auf welche

Weiſe man die immer mehr überhandnehmende Landplage der Inſel, die Ratten, am gründlichſten vertilgen kann. Es ſcheint faſt unerklärlich, wie dieſes Ungeziefer auf der ſo dicht bewohnten und überall ſo ſorgfältig kultivirten Inſel zu einer ſo ungeheuern Verbreitung kommen konnte; auf jeden Fall hat es ſich jetzt aber vollkommen hier eingebürgert, und ſind die Ratten die gefährlichſten und gefürchtetſten Feinde der Zuckerplantagen, in denen ſie durch Abnagen der Rohrpflanzen dicht über dem Boden den größten Schaden anrichten. Vor einigen Jahren ſchon wurde ihnen ernſtlich der Krieg erklärt und eine Prämie von einem Penny auf jeden bei der Regierung eingelieferten Rattenſchwanz geſetzt — leider fanden ſich unter den Einwohnern der Inſel aber nicht nur ſpekulative Genies, die ſich nun auf die Rattenzucht legten und ſich dadurch eine mühelose und angenehme Einnahme zu ſchaffen verſuchten, es kurſirten auch bald allerhand Gerüchte von natürlichen und künſtlichen Rattenſchwänzen, die, in großer Menge importirt und geſchickt mit einer hinreichenden Anzahl echter und friſcher untermiſcht, ohne Weiteres mit einem Penny pro Stück prämiirt worden ſeien und ſomit einen erklecklichen Gewinn abgeworfen hätten. Durch dieſe Erfahrungen einigermaßen enttäuſcht, hat man jetzt einen andern Plan ins Auge gefaßt, der beſſern Erfolg verſpricht: man beabſichtigt nämlich, den oſtindiſchen Mungos (Herpestes griseus) auf Barbadoes einzuführen und zu akklimatiſiren. Freilich hat man nicht mit Unrecht gegen dieſes Auskunftsmittel den Einwand erhoben, daß man ſich in jener Schleichkatze einen gefährlichen Feind für alles Federvieh ins Land bringen werde, doch ſind die Pflanzer allmälig zu der richtigen Einſicht gekommen, daß es immer noch billiger iſt, ein Kapital von 10 Pf. St. oder auch etwas mehr auf die Anlage eines mit Draht vergitterten Hühnerhauſes zu verwenden, als jährlich das Fünf- und Zehnfache davon durch die Verwüſtungen der Ratten in den Zuckerplantagen zu verlieren.

# Aus allen Erdtheilen.

## Auſtralien.

— Nach officiellen Angaben waren nach dem Cenſus vom 3. April 1881 die bevölkertſten Städte in der Kolonie Süd-Auſtralien, welche eine Bevölkerung von 279 865 zählt, folgende. Die City of Adelaide ſteht oben an mit 38 479 Seelen. Dann folgen Kenſington and Norwood mit 10 087; Hindmarſh mit 6791; Unley mit 5493; Port Adelaide mit 3013; Glenelg mit 2724; Burra mit 2647; Mount Gambier mit 2403; Kapunda mit 2290; Wallaroo mit 1869; Gawler mit 1811; Kadina mit 1521; Moonta mit 1418; Port Auguſta mit 1318 und Clare mit 1131. Alle übrigen Orte der Kolonie Süd-Auſtralien zählten weniger als tauſend Einwohner.

— Wir hatten ſchon öfters Gelegenheit, uns über die zu Süd-Auſtralien gehörige Filialkolonie bei Port Darwin an der Nordküſte von Auſtralien (Northern Territory) zu verbreiten. Der dortige Government Reſident, Mr. E. W. Price, hat nun neuerdings wieder einen officiellen Bericht, der bis Ende Juni 1881 reicht, über dieſe Anſiedelung an die Regierung von Süd-Auſtralien eingeſchickt. Derſelbe lautet dies Mal günſtiger als ſonſt. Wir entnehmen daraus folgende Angaben.

Die Koloniſten ohne die Eingeborenen zählten am 30. Juni 1881 insgeſammt 4380 und hatten ſich damit in den letzten drei Monaten (nach dem Cenſus vom 3. April) um 174 (meiſtentheils Chineſen) vermindert. Dieſe geringe Bevölkerung vertheilte ſich auf 3690 Chineſen, 660 Europäer und 30 Malaien. Der allgemeine Geſundheitszuſtand ließ nichts zu wünſchen übrig. Das Betragen der Chineſen wird als ein muſterhaftes hingeſtellt. „Sie befolgen die Geſetze und ſind in jeder Beziehung gute Unterthanen," ſagt der Bericht [1]). Die Revenue des Finanzjahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, belief ſich auf 22 000 Pf. St. und floſſen davon 7400 aus Landeinnahmen. Die Revenue des neuen Finanzjahres wird auf 33 000 Pf. St. veranſchlagt. Der Export an Gold — und das iſt bis jetzt ſo ziemlich der einzige Export — belief ſich im Jahre 1880/81 auf 28 471½ Unzen. Es würde dies, die Unze Gold mit 4 Pf. St. berechnet, einen Werth von 113 886 Pf. St. ergeben. Das neu entdeckte Goldfeld am Bridge Creek war beſonders lohnend und beſchäftigte 100 Europäer und 1500 Chineſen. Auch die Quarzriffe am Margaret-Fluſſe lieferten gute Reſultate, denn man gewann aus einer Tonne Quarz Gold bis zum Betrage von 520 Unzen. Mit der Anlegung von Zuckerplantagen geht es raſch vorwärts und hofft man auf günſtige Erträge. Für Paſtoralzwecke (mehr für Rindvieh als für Schafe) waren bereits 224 244 engliſche (10 546 deutſche geographiſche) Quadratmeilen, gegen eine jährliche Rente von 6 Pence oder 50 Pfennig pro Quadratmeile, vom Northern Territory in Pacht genommen.

— Die Perlfiſcherei in der Torres-Straße zwiſchen der Nordküſte von Auſtralien und Neu-Guinea nimmt einen immer größern Umfang an und liefert lohnende Erträge. Im vergangenen Jahre wurden 449½ Tonnen Perlmuſcheln im Werthe von 1 200 000 bis 1 400 000 Mark gefiſcht. Der Preis für die Tonne ſchwankt zwiſchen 2400 und 5600 Mark. Zu Tauchern wurden meiſtens Kanakas, Maoris und Malaien, auch einige auſtraliſche Eingeborene verwendet, von Weißen nur ungefähr zwanzig. Die Taucher ſelbſt machen gute Geſchäfte dabei und ſtehen ſich auf 4000 bis 6800 Mark pro Jahr. Obgleich es ſehr viel Haifiſche in der Torres-Straße giebt, ſo geht doch bei der Fiſcherei ſelten ein Menſchenleben verloren, im Durchſchnitt nicht mehr als zwei im Jahre. Es iſt eine auffällige Thatſache, daß die Haifiſche ſich meiſtentheils davon machen, ſobald die Perlfiſcherei beginnt. In Auſtralien, namentlich in Sydney, beſteht eine Anzahl von Geſellſchaften, welche in jenen Gewäſſern derartige Fiſchereien auf ihre Koſten betreiben laſſen.

— Der Cenſus vom 3. April 1881 ergiebt für die Kolonie Queensland eine Bevölkerung von erſt 218 159, wobei das weibliche Geſchlecht um 37 000 an Zahl geringer iſt als das männliche. Da die Kolonie einen Flächenraum von 31 488 deutſchen geographiſchen Quadratmeilen umfaßt, ſo würden mithin nur 6,94 Perſonen auf die Quadratmeile entfallen. Nach dem Cenſus vom 1. Mai 1876 zählte die Kolonie 173 283 Seelen, 105 009 männlich und 68 274 weiblich.

[1]) Aehnlich wie in Queensland und Neu-Seeland (auch Victoria und Neu-Süd-Wales wollen folgen) hat das Parlament der Kolonie Süd-Auſtralien Mitte Auguſt dieſes Jahres eine Bill angenommen, nach welcher jeder ankommende Chineſe eine Kopfſteuer von 10 Pf. St. zu erlegen hat und jedes eintreffende Schiff auf je funfzig Tonnen ſeines Gehaltes nur einen Chineſen als Paſſagier führen darf. Doch ſoll dieſe Bill auf das Northern Territory vorläufig keinen Bezug haben.

## Nordamerika.

— Newark als Fabrikstadt. Newark in New Jersey liefert bekanntlich eine große Quantität der Produkte, welche auf dem Weltmarkte als New Yorker Fabrikate fungiren, und man fängt an, Schritte zu thun, um auch den Namen der Stadt, in welchem die Gewerkthätigkeit eine solch hohe Bedeutung errungen hat, zu Ehren zu bringen. Der Sekretär der Handelskammer, Herr P. T. Quinn, hat einen längern Bericht über das Wachsthum und die Ausdehnung der verschiedenen Fabrikzweige Newarks verfaßt, welcher des Interessanten viel enthält. Aus demselben geht hervor, daß die in Newark gefertigten Produkte nach fast allen Weltgegenden versandt werden und daß die Fabrikate der dortigen Lederindustrie z. B. erfolgreich mit den Erzeugnissen Englands, Frankreichs und Deutschlands konkurriren.

Newark ist allerdings gewissermaßen als eine Vorstadt New Yorks zu betrachten, welches für alle Fabrikate der neuen und alten Welt den besten Stapelplatz bietet. Die Verbindungen Newarks sind jedoch nach allen Seiten hin reichlich und nur wenige Städte erfreuen sich solcher Verkehrserleichterungen zu Wasser und zu Land, wie die freundliche Stadt am Passaic, welche sich außerdem durch eine tüchtige Municipalverwaltung schon lange einen beneidenswerthen Ruf erworben hat. Als Hauptindustriezweige, welche in Newark vertreten sind, nennt der Sekretär der Handelskammer Leder, Juwelier- und Hutfabriken; er giebt folgende interessante Zusammenstellung in Bezug auf einzelne Geschäfte:

| | Arbeiterzahl | Lohnbetrag Dollars | Produktionsw. Dollars |
|---|---|---|---|
| Ledergeschäft . . . . . | 2661 | 1 413 713 | 10 440 992 |
| Raffinerie für Edelmetalle . . . . . | 342 | 170 100 | 8 794 600 |
| Fabriken v. Schmucksachen . . . . . | 2535 | 1 094 016 | 4 632 827 |
| Hutgeschäft . . . . . | 2955 | 867 025 | 2 262 894 |
| Webereien . . . . . | 1861 | 565 940 | 2 212 250 |
| Kofferfabriken . . . . | 1567 | 570 522 | 2 138 923 |
| Kleiderfabriken . . . | 1438 | 1 472 947 (?) | 2 055 108 |
| Schuhmacher . . . . . | 1535 | 575 984 | 1 885 501 |
| Maschinenfabriken . | 1167 | 567 391 | 1 630 077 |
| Sattlerei . . . . . | 1216 | 410 636 | 1 496 008 |

— Eine Expedition ist jetzt damit beschäftigt, die Umgebung des Bären-Sees in Britisch-Columbia, welche bis dahin ganz unbekannt war, zu erforschen.

— Im Anschlusse an den kürzlich stattgehabten Census der Vereinigten Staaten ist ein Bericht über die Vertheilung des Regenfalls und über diejenige der Bevölkerung mit Rücksicht auf den Regenfall herausgegeben worden. Danach erreicht der höchste Regenfall während eines Jahres 150 Zoll, welcher einmal am Puget Sund beobachtet worden ist. Im Jahre 1880 betrug der durchschnittliche Regenfall der Vereinigten Staaten, mit Ausschluß von Alaska, 29 Zoll. Aus diesem Durchschnitte folgt die Existenz eines weiten Gebietes, welches für Pflanzenwuchs ungeeignet ist, da dieser, zumal bei der vorkommenden raschen Verdunstung, viel mehr Feuchtigkeit verlangt. Deshalb drängt sich die Bevölkerung besonders an solchen Stellen zusammen, welche zwischen 35 und 50 Zoll Regenfall haben. Aus einer von Mr. Gannet zusammengestellten Tabelle ergiebt sich, daß dieser Theil der Vereinigten Staaten 68,13 Procent der gesammten Bevölkerung umschließt, während die Gebiete zwischen 30 und 60 Zoll 92,3 Procent der Bevölkerung enthalten. Die dichteste Besiedelung haben die Strecken mit 45 bis 50 Zoll Regen, nämlich per Quadratmile 57,7 Einwohner, und dieselben enthalten auch die größte absolute Bevölkerung. Man hat berechnet, daß im Jahre 1880 in den Vereinigten Staaten — mit Ausnahme von Alaska — etwa doppelt so viel Wasser vom Himmel gefallen ist, als die beiden Seen Erie und Ontario zusammen enthalten; diese Masse betrug 1 796 532 642 000 000 Gallonen, die Verdunstungsoberfläche etwa 3 Millionen Quadratmiles.

## Polargebiet.

— Der Geographischen Gesellschaft in Bremen gingen aus San Francisco, 28. September, Nachrichten zu, welche den auf S. 288 dieses Bandes bezüglich der Besitzergreifung von Wrangels-Land durch den amerikanischen Dampfer „Corwin", Kapitän Hooper, gegebenen Bericht vervollständigen. Nachdem dieses Schiff Ende Juli durch das Eis bis zur Heraldinsel vorgedrungen war, wurde gelandet und die höchste Spitze des in schroffen Granitfelsen aufsteigenden Eilandes bestiegen. Die Heraldinsel ist der Aufenthaltsort von Myriaden Seevögeln. Die Vegetation ist kümmerlich und besteht aus einigen Moosen, Flechten, Saxifragen. Beim Abstieg wurde ein 200 Fuß hoch herabstürzender und unter einer Schneebank verschwindender Wildbach angetroffen. Von der Heraldinsel arbeitete sich der „Corwin" zur sibirischen Küste hinüber, längs welcher er bis zum Nordkap vordrang. Auf dem Wege dahin wurde eine Segelstange aus der See aufgefischt, die kaum über ein Jahr im Wasser gelegen haben konnte. An der Küste traf man Eingeborene, die den in großen Flügen erscheinenden Enten wie den auf dem Eise außerordentlich zahlreichen Eisbären mit Bogen, Pfeil und Speeren nachstellten. Auch einem wandernden Stamm Rennthierschuktschen begegnete man. Nach vielen Anstrengungen gelang es von der Südseite her am 12. August Morgens auf Wrangels-Land zu landen, welches vom Kapitän Hooper feierlich für die Vereinigten Staaten in Besitz genommen (der Vertrag mit Rußland, durch welchen die Vereinigten Staaten Alaska erwarben, macht es ihnen jedoch unmöglich, irgend welches Land westlich der Beringstraße zu beanspruchen) und Neu-Columbia getauft wurde. Die Küste des neuen Landes liegt 25 Miles nördlicher, als die bisherigen Karten annehmen. Spuren von Bären und Füchsen waren zahlreich, einige Vögel und ein Lemming wurden erbeutet. An der Landungsstelle mündete ein 300 Fuß breiter, 2½ Faden tiefer reißender Strom in das Meer, was auf eine größere Ausdehnung des Landes schließen läßt. Die Klippen bestanden hauptsächlich aus Schiefer, aus Sandstein und etwas Quarz. Der Boden ist lehmig mit untermischten dunkelen Kieseln. Am Strande fanden sich allerlei Gegenstände, die beweisen, daß die Küste nicht immer von Eis eingeschlossen ist: Walfischgerippe, Treibholz, ein altes Ruder, eine Bootsplanke, hölzernes Geschirr und Faßdauben. Dampfer „Corwin" hielt sich, nachdem er festgestellt hatte, daß in diesem Theile des Landes keine Spuren der „Jeannette" in Cairns oder dergleichen zu finden, nur kurze Zeit auf und dampfte nach der amerikanischen Seite hinüber, um dem Walfänger „Daniel Webster" zu Hilfe zu kommen und sich mit Kohlen zu versehen. Es ist anzunehmen, daß das später eintreffende eigentliche Aufsuchungsschiff „Rodgers" ebenfalls das neue Land erreicht haben wird. Vermuthlich wird dieses Schiff dort überwintern und die Aufsuchung der „Jeannette" gründlicher betreiben, als es der „Corwin" vermochte. Ueber die Erstreckung des neuen Landes nach Norden hin wird nichts berichtet, die See östlich von Wrangels-Land sah man von der Heraldinsel aus offen.

**Inhalt:** Von Cayenne nach den Anden. XI. (Mit fünf Abbildungen.) — Richard Andree: Die Eigenthumszeichen der Naturvölker. (Mit elf Abbildungen auf einer Tafel.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. IV. — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. V. — Die Insel Barbadoes. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 23. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 20. — 2. Prospect, betreffend „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega". Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

XII.

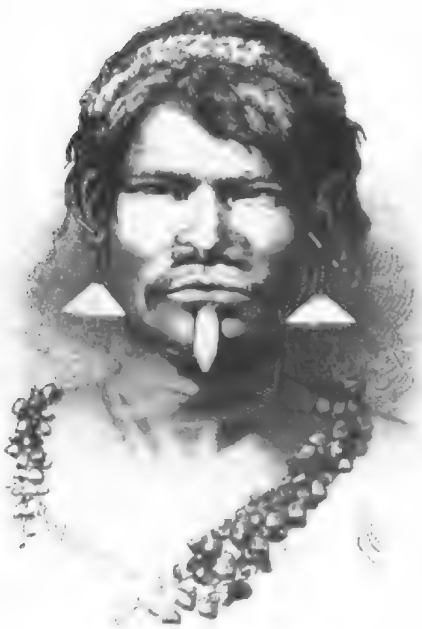
1. Juni. Da die Feuchtigkeit des Bodens das Feueranmachen verhinderte, so hatten sich die Reisenden am Abend zuvor nur mit etwas Cassava und Branntwein begnügen müssen. Santa Cruz, der eine merkwürdige Energie zeigte, stand aber schon um 4½ Uhr auf und suchte eine günstige Stelle, um einen am Abend geschossenen magern Stelzenläufer zu kochen. Gern hätte man den schlechten Platz noch vor Tagesanbruch verlassen; doch ging das wegen der Kompasaufnahme nicht, zu welcher Crevaux das Tageslicht brauchte, und die er ohne die geringste Lücke herstellen wollte. Als er dann gegen 6 Uhr nochmals die Lagerstelle musterte, um nicht irgend ein Gepäckstück zu vergessen, bemerkte er eine mächtige Boa, die zweifellos keine zehn Schritte von ihnen die Nacht zugebracht hatte. Apatu hatte auch gemeint, daß ein böses Thier in der Nähe sei, da er einen unangenehmen Moschusgeruch verspürt hatte.

Gegen 9 Uhr erreichte man die kleine Ansiedelung Kinoro, wo zu ihrem Erstaunen eine Kuh, zwei Hammel und zahlreiche Schweine sich tummelten. Der Besitzer derselben, Bernardo Cabreiro, war vor einer Revolution sich flüchtend mit Weib, Kindern und Vieh den Yapura-Yaco hinabgefahren und hatte sich dort niedergelassen. Er hatte auch einen Ochsen besessen, denselben aber wegen Mangels eines Weideplatzes schlachten müssen. Denn die Ufer des Yapura sowohl wie auch des Iça sind überall mit endlosem Walde bedeckt. Für 8 Francs erstand Crevaux ein kleines Schwein, für 3 Francs 6 Eier. In der Ansiedelung traf er zwei junge Indianerinnen vom Stamme der Tamas, die am Rio Caguan (etwa unter 1° nördl. Br. und 77° westl. L. Paris) wohnen. Dieselben sahen den Frauen in Guayana täuschend ähnlich, hatten auch Gewohnheiten, welche Crevaux bei den Galibis beobachtet hat. So tragen sie sowohl im Nasenflügel als auch in der Unterlippe einen großen schwarzen Dorn. Eine derselben zerquetschte Mais mit einem großen Steine, der vollständig die Form eines Halbmonds hatte. Dieses Geräth ist auch am Iça sehr gebräuchlich, und bei der Stadt Para, wo es von den früheren Eingeborenen angewendet wurde, fand Crevaux gleichfalls ein Exemplar desselben.

Ueber den Yapura machte Cabreiro folgende auch anderweitig bestätigte Angaben. Die Regen beginnen im März und dauern bis in den August; das Johannishochwasser (21. Juni) wird wegen seiner Heftigkeit gefürchtet. Im August und September wird die Kahnfahrt mitunter durch einen sehr starken Wind, der selbst Wellen aufwirft, gefährdet.

Gegen Mittag dieses Tages traf man auf drei Hütten von Carijonas-Indianern, welche unter einem Agenten (corregidor) der colombianischen Regierung leben. Derselbe hat officiell die Aufsicht über sämmtliche Eingeborenen am Yapura; da er in der That aber nur zwei kleine Indianerfamilien und einige zerstreute Mulatten zu besorgen hat, so beschäftigt er sich damit, Kautschuk, vegetabilisches Elfenbein und Kakao zu sammeln und dasselbe gegen kleine Messer und Kaliko auszutauschen. Nachdem ihm unser fran-

zöſiſcher Arzt eine Beingeſchwulſt ausgeſchnitten hatte, ertheilte er gern die Erlaubniß, daß zwei ſeiner Indianer denſelben bis zum Araraquara-Falle begleiteten. Apatu machte bald die Entdeckung, daß die Carijonas das Feuer tata und das Waſſer tuna nennen, Bezeichnungen, wie ſie ſich ebenſo im Innern Guayanas finden. Die Carijonas aber, welche den Roucouyennes ſehr ähnlich ſehen, waren nicht minder entzückt, daß die Fremden ihre Sprache redeten, und waren gegen ein Geſchenk von je einem Säbel, einer Axt, einem Meſſer und einigen Meter Kaliko gern bereit, dieſelben zu begleiten. Die Zierrathe, welche einer derſelben trug, waren genau dieſelben, welche Crevaux bei den Macuſis-Indianern in Britiſch-Guayana und bei den Roucouyennes geſehen hatte. Es waren das ſilberne Ohrgehänge von dreieckiger Geſtalt und ein eben ſolcher zungenförmiger Stift in der Unterlippe. Dieſe Schmuckſachen waren aus Geldſtücken hergeſtellt, während die Roucouyennes dazu Stücke von Weißblech verwenden. So wurden die Sardinenbüchſen, welche Crevaux an den obern Maroni gebracht hatte, zu ſolchen Ohrgehängen verwandelt und fanden bei den Eingeborenen von Guayana weite Verbreitung. Früher wurde erwähnt, daß die Roucouyennes ihr Ideal in einem hervorſtehenden Bauche erblicken und den Unterleib, um ihn größer erſcheinen zu laſſen, mit zahlreichen Gürteln bedecken. Die Carijonas tragen ſtatt derſelben hölzerne Reifen, die mit Lianen zuſammengebunden ſind und bis an das untere Ende der Bruſt hinaufreichen, und außerdem vorn eine kleine Schürze aus Rindenzeug. Dieſe unbequeme Tracht wird



Carijona-Indianer.

Coreguaje-Indianer.

weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt, bis ſie vollſtändig aufgebraucht iſt. Es hielt für den Reiſenden ſehr ſchwer, ſich ein ſolches Kleidungsſtück zu verſchaffen, da es faſt unmöglich iſt, daſſelbe abzulegen ohne es zu zerſchneiden. Endlich ſtellte ein junger Mann, durch einen ihm angebotenen rothen Gürtel gereizt, alles Mögliche auf, um aus dieſer wahren Schildkrötenſchale herauszukommen, und nach langwierigen Verdrehungen, welche an die einer Languſte, die aus ihrer Kalkſchale herausſchlüpfen will, erinnerten, gelang es ihm ſchließlich, ſeinen Panzer abzuſtreifen.

Am Abend röſteten die Frauen Kakaobohnen und zerquetſchten ſie mit jenem ſchon erwähnten halbmondförmigen Steine; durch Hinzufügung von etwas Zuckerrohrſaft gewann dann Crevaux eine Chokolade, die ihm angeblich beſſer ſchmeckte, als jedes ähnliche europäiſche Produkt.

2. Juni. Um 8 Uhr brach man auf, im Ganzen mit Santa Cruz und Fortunato 10 Mann ſtark und bewaffnet mit zwei Flinten, einem Revolver, Bogen zum Fiſcheſchießen und Blasrohren, um mittels vergifteter Pfeile Affen zu erlegen. Die beiden Carijonas ließ Crevaux in ſeinem Boote Platz nehmen, um mit ihnen plaudern und ihre Sprache mit derjenigen der Roucouyennes vergleichen zu können.

Bald ward man zweier Boote anſichtig, in welchen Carijonas-Indianer ſaßen, die wie die Eingeborenen in Guayana mit Genipa bemalt waren. Das eine ergriff ſofort die Flucht, während das andere Crevaux' Fahrzeug herankommen ließ. Unter den Inſaſſen befand ſich ein vollkommen nacktes Weib, welches in einer Hängematte ein Kind trug. Die indianiſchen Gefährten Crevaux' plauderten mit ihren Landsleuten und titulirten ſich mit ihnen „culina“; daſſelbe

Wort brauchen die Roucouyennes, um Individuen ihrer eigenen Race zu bezeichnen. Der Grund, um deſſen willen das andere Boot ſich geflüchtet hatte, war der, daß das Weib eben entbunden worden war, und das Neugeborene, welches in jenem Boote ſich befand, keinen Weißen zu Geſichte bekommen darf, da es ſonſt ſtürbe. Apatu beſtätigte das Vorhandenſein dieſes Aberglaubens bei allen Indianern Guayanas; jede Wöchnerin — wenn man dieſen Ausdruck hier anwenden darf — wird ſich hartnäckig weigern, ihr Kind einem Weißen oder Neger zu zeigen. Ein anderer Brauch der Carijonas wie der Roucouyennes verlangt, daß eine ſolche mehrere Tage lang völlig nackend umhergeht und ſich ſelbſt dem Regen ausſetzt. Wer wird ſich da wundern, wenn die ſüdamerikaniſchen Eingeborenen raſch verſchwinden? Wo giebt es ſonſt ſo grauſame Leute, daß ſie ein Weib eine Stunde nach der Entbindung nackt auf einem Boote fahren

Carijonas-Indianer.

laſſen? Und ſind nicht Säuglinge, welche man auf weite Reiſen mitſchleppt, einem ſichern Untergange geweiht?

Um Mittag wurde der große Zufluß Ote'uaſſa paſſirt, an deſſen Oberlaufe, acht Tagereiſen von der Mündung, Weiße ſitzen und Chinarinde ausbeuten. $1^1/_2$ Stunden ſpäter traf man auf die Inſel Couay; ſo heißt bei den Carijonas wie bei den Roucouyennes die Miritis-Palme. Bald darauf hielt man an den Coſacunti-Inſeln, welche eine verlaſſene Hütte der Carijonas tragen. Dort fand Crevaux noch eine kleine geſchnitzte Bank, wie ſie ebenſo bei den Roucouyennes vorkommen; die Schnitzerei ſollte einen Raubvogel, eine Art Urubu, vorſtellen, welcher hier wie dort atura heißt. Auch eine menſchliche Figur aus ſchwammigem Holze lag dort, ähnlich den Felsritzungen am Yary, welche der Reiſende anfangs für Fröſche gehalten hatte. Dieſe rohen Bildwerke haben den Zweck, böſe Geiſter fern zu halten.

Als die Boote ſich am folgenden Tage der Mündung des Baches Santa Maria näherten, an welchem eine Niederlaſſung von Coreguajes-Indianern ſich befindet, fuhr Santa

Cruz, der dieſelben um ſo beſſer kannte, als ſeine eigene Mutter dieſem Stamme angehörte, voran, um die Ankunft eines „großen Häuptlings“ zu melden. Etwa 20 Indianer, Männer und Weiber, fanden ſich denn auch am Landungsplatze ein und wurden von Apatu mit vier Schüſſen begrüßt. Am Abend wurden Tänze aufgeführt, wobei Apatu bald ein Lied wieder erkannte, das er ſchon am Yary und Paru gehört hatte. Je weiter man kam, deſto häufiger wurden die Aehnlichkeiten zwiſchen den Eingeborenen am Yapura und von Guayana; Crevaux neigte ſchon jetzt zu der Anſicht, daß ſie alle zu einer und derſelben Familie gehören.

Sehr bald nahm Crevaux weitere Aehnlichkeiten wahr. Einer ſeiner Leute, der krank geworden war, nahm die Hilfe des Häuptlings der Coreguajes in Anſpruch, welcher genau in derſelben Weiſe wie die Piays in Guayana an der kranken Stelle ſaugte und es durch Blaſen und Scho!-Scho!-

Coreguaje-Indianer.

Scho!-Rufen vertrieb. Beſonders fiel dem Reiſenden bei dieſer Ceremonie ein monotoner Geſang, beſſer Recitativ auf, das dem Evangelium am Palmſonntag ähnlich iſt, und das er oft von den Piays gehört hatte. Die Handzeichnungen ferner, mit welchen er von den Coreguajes und Carijonas ein Album füllen ließ, haben die größte Analogie mit denen aus Guayana. Wie die Roucouyennes, ſo treten auch die Carijonas nie eine Reiſe an, ohne ſich von ihren Weibern mit Ruku oder Genipa bemalen zu laſſen. Als Crevaux einen Indianer nach dem Grunde der Bemalung fragte, antwortete ihm dieſer, es geſchehe, um ſich warm zu halten.

Bei der Weiterfahrt ſtellten ſich bald Stromſchnellen und Fälle ein, deren Ueberſchreitung der an ſolche Hinderniſſe nicht gewöhnten Begleitmannſchaft viele Schwierigkeiten bereitete. Am 11. Juni wäre in einem kleinen Falle das eine Boot beinahe gekentert, und zwei Tage darauf kamen ſie an den Fall Cucmann, den die Eingeborenen für unpaſſirbar erklärten. Apatu, der ſich mit drei Gefährten dennoch hineinwagte, wäre faſt umgekommen; um ſich zu retten,

Digitized by Google

mußten ſie Gepäck und Kleider ans Ufer werfen, und Santa Cruz wurde in Folge des ausgeſtandenen Schreckens krank.

Am 14. Juni Mittags langte man bei dem großen Falle Araraquara („Arara-Neſt“) an, wo man die Boote verlaſſen und ſich einen Weg zu Lande ſuchen mußte. Der Yapura hat ſich dort durch ein großes Sandſtein-Plateau ſeinen Lauf gebahnt, den beiderſeits weiße, horizontal und vertikal ſich ſpaltende Felſen wie Rieſenmauern einfaſſen. Vorher hatte er eine Breite von 700 bis 800 m; man kann ſich vorſtellen, mit welcher Geſchwindigkeit ſeine Gewäſſer durch dieſen Kanal, der nur 50 bis 60 m breit iſt, dahinſchießen. Etwa 1 km weiter abwärts wird der Fluß plötzlich wieder ruhig, aber nur weil er ſich ſtaut und unmittelbar darauf ſich mit einem Satze in einen 30 m tiefen Abgrund ſtürzt. Der Marſch über das Plateau war wegen der zahlreichen Spalten im Geſteine mühſelig und ſelbſt gefährlich, und erſt nach ſechsſtündigem Wandern fanden ſie einen Pfad, der ſie noch vor Einbruch der Nacht an den Fuß jenes Falles brachte. Dort wurden am nächſten Morgen fünf Bäume gefällt und ein Floß davon gebaut. Kurze Zeit aber, nachdem man die Weiterfahrt angetreten hatte, traf man auf ein Boot mit drei Uitoto-Indianern, die ſich ſelbſt Makuſchi nennen (uitoto bedeutet in der Sprache der Carijonas und Roucouyennes „Feind“). Crevaux folgte ihrer Einladung, ihr Dorf zu beſuchen, welches am Nebenfluſſe Arara lag und in zwei Stunden erreicht wurde. Er fand die Bewohner deſſelben in großer Aufregung: die Männer machten die lebhafteſten Bewegungen, als ob ſie ſich zankten, die Weiber eilten umher und die Kinder flüchteten ſich in den Wald. Als er ein Haus betrat, ſah er über der Thür eine untere Kinnlade hängen, ſowie einige aus Menſchenknochen gemachte Flöten, und in einer Ecke lag auf einer Trommel eine mit Wachs überzogene getrocknete Hand. Die Männer hatten ſich Arme und Beine mit Genipa blauſchwarz, Lippen und Zähne dunkelſchwarz mit den Zweigen des Blumenrohr und den Rand der Augenlider mit Ruku lebhaft roth gefärbt, ſo daß manche wie wahre Teufel ausſahen, während die Frauen

Wie die Uitotos ſchnupfen.

den ganzen Leib mit Ausnahme des Halſes mit einer Art Kautſchuk ſchwarz bemalt und darauf weiße und gelbe Zeichnungen angebracht hatten.

Eine ſonderbare Art zu ſchnupfen haben die Männer. Ihre Doſe beſteht aus einer großen Vielfraßſchnecke, deren Baſis mit einem mittels balata (Gutta-percha) befeſtigten Fledermausflügel verſchloſſen iſt; ſie enthält ein wohlriechendes Pulver von unbekannter Zuſammenſetzung, das ſich aus der in einen hohlen Knochen endigenden Spitze der Muſchel herausſchütteln läßt. Um daſſelbe nun in die Naſenlöcher zu bringen, bedient ſich der Indianer eines Inſtrumentes aus zwei hohlen Vogelknochen, die mittels balata verbunden ſind; den einen ſteckt er in den Mund, den andern in ein Naſenloch und braucht dann nur zu blaſen, um den Staub den entfernteſten Theilen der Schleimhaut zuzuführen. Einer ſolchen Schnupfmaſchine bedient ſich aber nur der Egoiſt; verträgliche Leute haben ein Inſtrument, das aus zwei in Geſtalt eines X gekreuzten Knochen beſteht, und mittels deſſen ſich Freunde, wie unſere Abbildung zeigt, das Pulver wechſelſeitig einblaſen. Die Cigarren dieſer Indianer haben nicht weniger als 4 cm Durchmeſſer und enthalten etwas Tabak, um den viele Blätter vom bois-canon gewickelt ſind; jeder nimmt drei Züge und überreicht dann die Cigarre ſeinem Nachbar.

Als Crevaux die Lichtung neben jenem Hauſe betrat, ſah er in einem Topfe etwas kochen; es war ein Indianerkopf! Nun verlor er alle Luſt zum längern Verweilen; er gab ſeinen Wunſch zu erkennen, ein Boot kaufen zu wollen, und erſtand ein ſolches. Von der Strömung getragen, langte er raſch bei ſeinen Gefährten an. Erſt auf der Weiterreiſe entdeckte er zuſammengekauert zwiſchen dem Gepäcke einen Indianer und bat ihn, das Boot zu verlaſſen. Derſelbe folgte der Weiſung mit einem verzweifelnden Blicke, den Crevaux erſt verſtand, als es zu ſpät war; es war offenbar ein Kriegsgefangener geweſen, der ſeinen menſchenfreſſenden Feinden zu entkommen gehofft hatte.

Am 19. erreichte man ein kleines Dorf der Carijonas; in derſelben Nacht kam dort einer der Einwohner an, ganz verſtört durch die ausgeſtandenen Gefahren. Er hatte mit zwei Genoſſen eine Reiſe auf dem Arara unternommen, wurde aber dort von den Uitotos gefangen genommen, welche ſofort den einen mit Händen und Füßen an einen Baum banden, ihn trotz ſeiner Wehklagen mit einem vergifteten Pfeil tödteten, weil einer der ihrigen durch ſeine

Stammesgenoſſen gefreſſen worden war, die Leiche mit Händen und Füßen an einem Pfahle befeſtigten und wie ein erlegtes Pekari davontrugen. Der Häuptling hatte dann das Fleiſch vertheilt und auch benachbarten Stämmen Stücke davon zugeſandt. Der zweite war, wie geſagt, entkommen und der dritte war eben jener Indianer, den Crevaux zu ſeinem nachträglichen Bedauern ans Land hatte ſetzen laſſen.

Die weitere Reiſe war höchſt gefährlich und mühſelig. Die Füße des Reiſenden wurden bei Tage durch Fliegen zerſtochen, welche Anſchwellungen und Geſchwüre verurſachten, während die Nachtruhe bald durch Regen, bald durch Moskitos oder feindliche Indianer geſtört wurde. Mehrmals wurden ſie angegriffen, wobei Crevaux ſtets die größte Mühe hatte, ſeine Leute vom Schießen abzuhalten, ja ſeine eigenen Leidenſchaften zu beſiegen. So verlangte am 22. Juni ein Häuptling mit Gewalt das Gepäck des Reiſenden und konnte nur wieder durch Gewalt von ſeinem Vorhaben abgebracht werden. Dieſer Menſch, der an 200 Wegſtunden vom Amazonenſtrom entfernt wohnte, beſaß 10 Flinten, ebenſoviel Küraſſierpalaſche und vier Kiſten voller Dinge des civiliſirten Lebens, Reſultate eines Sklavenhandels, den er mit braſilianiſchen Händlern trieb. Ein Säugling iſt dort ein amerikaniſches Meſſer werth, ein ſechsjähriges Mädchen einen Säbel, oder zuweilen auch eine Axt, ein erwachſener Menſch eine Flinte. Gut mit ſolchen europäiſchen Waffen verſehen, unternehmen dieſe Indianer Raubzüge auf den benachbarten Strömen, greifen die dortigen nur mit Bogen bewaffneten Stämme an, tödten die, welche Widerſtand leiſten, nehmen die anderen gefangen und führen ſie jenen Seelenverkäufern zu. Dieſer Handel iſt nicht gefahrlos; denn oft genug wird der Händler ſchlecht empfangen, wenn er den lebenden Preis für ſeine Waare holen will, und wenn ſich die Indianer für die Stärkeren halten, wird er ausgeplündert und erſchlagen. Am 26. Juni überſchritten ſie einen vierten Fall, welcher eine Befahrung des Stromes mit Dampfſchiffen unmöglich macht, ſich durch Dynamit aber leicht beſeitigen ließe. Am folgenden Tage wurde die Mündung des Apapuri (Apaporis) paſſirt, welche nach Anſicht der Braſilianer die Grenze zwiſchen ihrem Lande und Colombia bildet. Es waren nun bereits 43 Tage verfloſſen, daß ſie die Nächte bei ſtrömendem Regen auf der Erde ſchliefen, nur durch ein kleines Blätterdach geſchützt. Was Wunder, daß nach und nach faſt alle vom Fieber ergriffen wurden? Zwei oder drei waren ſtets krank, und ein Glück war es noch zu nennen, daß nicht alle auf einmal dienſtunfähig wurden. Crevaux beeilte darum die Fahrt, ſo ſehr er konnte; denn einige Wochen Aufenthalt mehr auf dem abſcheulichen Fluſſe hätten allen den Tod gebracht. Stets war er der erſte auf den Beinen, ließ um 6½ Uhr Morgens aufbrechen und die Fahrt oft bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortſetzen, und hatte dann auch am 9. Juli Abends 5 Uhr die Freude, in den Amazonenſtrom einzulaufen. „Gott ſei Dank — rief Apatu aus — Uitotos nicht gefreſſen uns!“

Am 15. langten ſie in Manaos an, wo Crevaux ſeine Begleiter ablohnte und für ihre Heimkehr Sorge traf. Dann mußte auch er dem Klima ſeinen Tribut entrichten; auf der Fahrt den Amazonenſtrom abwärts packte ihn das Fieber am 22. Juli und verließ ihn erſt wieder am 30. Tags darauf ſchiffte er ſich auf dem engliſchen Dampfer „Ambroſe“ nach Saint-Nazaire ein.

---

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

## VI.

### 6. Allerhand Bräuche und Aberglauben.

Eide werden nach Rittich auf beſondere Art geleiſtet. Der zu Vereidigende liegt auf den Knien. Man ſchneidet Brotſtückchen ab, beſtreut ſie mit Salz, ſpießt ſie an ein Meſſer und giebt ſie ihm durch ein Körbchen aus Birkenrinde.

Die Ceremonie der Namengebung an neugeborene Kinder beſchreibt Bechterew folgendermaßen: Bald nach der Geburt eines Kindes nimmt der heidniſche Prieſter daſſelbe in die Arme und ſchaukelt es ziemlich unſanft, indem er dabei verſchiedene wotjäkiſche Namen nennt. Denjenigen nun erhält es, bei deſſen Nennung es zu ſchreien beginnt, oder aber der Prieſter fängt an Feuer zu ſchlagen, dabei verſchiedene Namen oder Gegenſtände nennend. Wobei der Zunder Feuer fängt, den Namen erhält das Kind. Dieſe Sitte hängt vielleicht mit folgender mordviniſchen Sage zuſammen: Ange (pät'ńi), die Mutter der Götter, wünſchte, nachdem ſie acht Kinder geboren, raſcher die Welt mit guten Geiſtern zu erfüllen, damit jeder Menſch, jedes Thier, jeder Baum die ſeinen hätte zum Schutze gegen šaitan. Sie wandte ſich daher an den oberſten Gott, ihren Vater Tšampas, der ihr ein Feuerzeug gab, während ihr Sohn Niškipas ihr Feuerſteine brachte. Sie ſchlug nun mit dem Stahl gegen den Stein, und aus jedem Funken entſtand ein Schutzgeiſt. Dies Geſchäft nun ſetzt ſie auch jetzt noch fort in dem Maße, als die Lebeweſen der Erde ſich vermehren (Mel'nikow).

Die Gebräuche während und nach der Geburt beſchreibt Gawrilow in folgender Weiſe: Bei ſchweren Geburten gelobt das helfende alte Weib im Namen der Eltern den Göttern Opfer darzubringen. Dieſe Gelübde heißen kurbon für den voršud, pužym ul, „unter der Tanne“, für den Herrn des Waldes, šyd tyron, „Lohn mit Speiſe“, für die Geiſter der Todten. Wenn das nicht hilft, ſo nimmt ſie den Mann der Gebärenden vor und fragt ihn aus, ob er nicht gelegentlich mit einer andern Frau oder einem Mädchen die eheliche Treue gebrochen, worauf er ehrlich beichten muß, wenn er ſich ſein Weib erhalten will. Nach der glücklich überſtandenen Geburt wäſcht die Helferin das Kind und gelobt dabei dem lud murt, dem Hainmenſchen (ſoll wohl heißen vu murt, Waſſermenſch), im Namen der Eltern eine Ente, was viro sidz'em, Blutgelübde, heißt. Darauf deckt in der Hütte die älteſte Frau des Hauſes den Tiſch mit einem weißen Tiſchtuche, ſtellt einen Topf mit Butter, ein Salzfaß und ein Brot darauf,

verkündet dann das Geſchlecht des Neugeborenen und fordert die Anweſenden auf, die kyldis'in und ihre Mutter um langes und glückliches Leben für ihn anzuflehen, und daß er dereinſt ſeine Eltern ernähren und tränken möge. Darauf tritt der älteſte des Geſchlechtes bedeckten Hauptes zum Tiſch, nimmt das Brot, ſchneidet das Ende davon ab, beſtreut es mit Salz, beſchmiert es mit Butter und giebt es der Wöchnerin, welche es aufißt mit einem Gebet zu inmar. Ein anderes Stück Brot ſchneidet er ſich ſelbſt ab, thut Salz und Butter darauf und ſpricht das geforderte Gebet zu kylt's'in und deren Mutter, worauf er das Stück Brot verzehrt. Seinem Beiſpiel folgen die Uebrigen und legen dabei kleine Münzen für den Neugeborenen auf den Tiſch.

Allerhand Aberglauben. Die Zeit vom 25. December bis 6. Januar wie vom 20. Juni bis 1. Juli heißt vožo dyr, grüne Zeit, und iſt beſonders geeignet zum Erkennen der Zukunft (Gawrilow). Da gehen die erwachſenen Mädchen auf die Tenne und horchen, ob nicht von irgend woher Glockenklang zu hören iſt, denn dann wird eine von ihnen im ſelben Jahre verheirathet. Die Burſche dagegen gehen zu leeren Hütten oder Vorrathskammern und horchen: Wenn ſie ein Geräuſch hören wie vom Fegen des Bodens, ſo ſchließen ſie, daß im nächſten Sommer die Ernte ſchlecht ſein wird; wenn ſie hingegen ein Geräuſch hören wie vom Ueberſchütten des Getreides aus einem Gefäß ins andere, ſo giebt es ein gutes Jahr. Zum ſelben Zweck ziehen ſie Halme aus dem Roggenſchober. Wenn auf dem erſten herausgezogenen Halm eine Aehre ſitzt, ſo giebt es ein gutes Kornjahr, während ein leerer Halm ein ſchlimmes Jahr bedeutet.

Georgi führt noch folgende abergläubiſche Anſchauungen an: Mittwoch und Freitag ſind für Geſchäfte gefährlich. Ein ſchwarzer Specht, der über den Weg fliegt, ein Rabe oder Kukuk auf dem Hausdache bedeuten, ebenſo wie ein gehender Igel, Tod oder ſchwere Krankheit. Durch Tödtung der Schwalben, Kibitze, Tauben und Bachſtelzen bringt man ſich um das Gedeihen des Viehes. Schwalben baut man ſogar Neſter. Trifft der Blitz einen Baum, ſo erſchlägt er einen Teufel, der in demſelben wohnte. Vom Blühen der Roſen bis zu Ende Auguſt iſt die Mittagsſtunde gefährlich. Die Wotjäken bringen keinen Wachs aus, weil die Bienen davon mißrathen. Mißwachs verurſachen die chriſtlichen Wotjäken, die den Göttern keine Opfer bringen, denn geben iſt ſicherer als alle Gebete.

Ich ſelbſt kann noch anführen, daß es ſchwer fällt, gebrauchte Kleider zu kaufen, da mit Hilfe ſolcher leicht verderbliche Hexerei getrieben werden könnte.

## 7. Götzenbilder.

Zum Schluß möchte ich noch einmal die Frage berühren, ob die Wotjäken Götzenbilder beſitzen oder beſeſſen haben.

Da nachweislich alle finniſchen Völker ſolche verehrten und zum Theil noch jetzt anbeten, ſo iſt es von vornherein wahrſcheinlich, daß ſich auch bei den Wotjäken Spuren davon finden müßten, und das ſcheint in der That ſo. Rytſchkow fand in der Kochhütte eines Wotjäkenhofes auf einem Brettchen an der Wand vertrocknete Zweige von der Pichta (ſibiriſche Edeltanne, Pinus pichta s. sibirica) liegen. Da er ſie in die Hand nehmen wollte, ſprangen der Wirth und die Wirthin entſetzt hinzu und hinderten ihn daran. Auf ſeine Fragen nach der Bedeutung dieſer Zweige erhielt er dann zur Antwort: „Es iſt dieſes eines von den vornehmſten Dingen, die bei uns göttlich verehrt werden, und zwar eben dasjenige, welches wir mudor oder den Schutzgeiſt unſeres Hauſes nennen. Wenn es nun die Hand nicht nur eines fremden Religionsverwandten, ſondern auch ſogar derer, die ihm göttliche Ehre erweiſen, berührt, ſo wird die Ruhe meiner Familie, ja meine ganze Wohlfahrt durch irgend einen unglücklichen Zufall unausbleiblich geſtört.“ Dieſe Zweige dürfe nur ein hochbetagter Greis berühren, und wenn der ſtürbe, ſein Sohn, oder in Ermangelung eines ſolchen ſein nächſter Leibesverwandter. Allemal nach Verlauf eines Jahres ſchlachten ſie vor den Zweigen, welche ihren Hausgott vorſtellen, ein junges Kalb, deſſen Ohren ſie auf daſſelbe Brett legen, worauf die Fichtenreiſer liegen. Wenn irgend ein wotjäkiſches Haus ein neues Reis brauche, ſo könne es daſſelbe nicht vor dem Tode des erwähnten Alten bekommen, wo dann ſein Erbe das Reis ſchaffe. Bei den Tſcheremiſſen ſollen ähnliche Zweige verehrt werden, die bei ihnen kudovodoš heißen, was Hausgott bedeute. Es ſei dies aber kein allgemeiner Gott, weder für die Tſcheremiſſen noch die Wotjäken; in einigen Gegenden werde er nicht verehrt. Aminoff dagegen iſt der Anſicht, daß dieſe Angaben anders gedeutet werden müßten. Das von uns ſchon beſchriebene, regalartige Brett, džadžy, in der der Thür gegenüberliegenden Ecke des kuala heiße vyle muts'on pul, d. h. erhobenes Brett. Darauf werde das Heiligenbild placirt, welches mit einer urſprünglich heidniſchen Bezeichnung mudor oder mydor genannt werde, was wörtlich bedeute: der Rand der Erde. Im kazanſchen Gouvernement aber kämen weder Heiligenbilder noch andere Bilder vor, ſondern werde dieſelbe Stelle auf dem erhöhten Brette mudor genannt. Da er nun auch ſonſt keine Spuren von Götzenbildern gefunden, ſo iſt er der Meinung, daß die Wotjäken überhaupt keine beſitzen, und nimmt an, daß die darauf bezüglichen Angaben ruſſiſcher Schriftſteller wie auch die Rytſchkow's auf Mißverſtändniß beruhen, hervorgerufen durch Unkenntniß der Sprache. Ich muß nun, ſo kühn es auch erſcheinen mag, behaupten, daß Rytſchkow's Deutung im Weſentlichen richtig iſt, Aminoff's Ueberſetzung des vyle muts'on pul dagegen irrthümlich; vyle muts'on heißt allerdings „das hoch erhobene“ und „pul“ Brett, gleichwohl iſt die Ueberſetzung „das hoch erhobene Brett“ irrthümlich, allerdings aber iſt der Irrthum ſehr verzeihlich.

In den kuala-Opferungen wird nämlich das Opfer, wie wir geſehen haben, immer auf das beſchriebene Brett gehoben, und dieſes Opfer heißt vyle muts'on und die Ueberſetzung für vyle muts'on pul iſt daher „Opferbrett“, eigentlich „Brett für das hoch erhobene Opfer“. In einigen Gegenden heißt dieſes Brett džadžy und wird gewöhnlich nicht mit vyle muts'on zuſammengeſetzt, ſo daß man gar nicht in Verlegenheit kommt, es unrichtig zu überſetzen, dagegen heißt in den Hainopfern der keineswegs hohe Tiſch, auf welchen der eine Theil des Opfers gelegt wird: vyle muts'on džök, Opfertiſch. An beiden Stellen, dem kuala wie dem lud, wird eben das in natura dem Gotte gegebene Opfer vyle muts'on genannt, das aufgehobene im Gegenſatz zu dem ins Feuer geworfenen, tylas'kon. Noch in der Gegenwart finden wir den von Rytſchkow beſchriebenen vollſtändig analoge Einrichtungen. Noch jetzt werden vom erblichen Opferprieſter, dem vorsud ut'is oder mudort'si, an gewiſſen Tagen, namentlich vor dem kvarsur-Feſte, Birkenzweige auf das džadžy und auf dieſe Zweige das Opfer gelegt. In einigen Gegenden bleiben dieſe Zweige auch das ganze Jahr dort liegen. Ebenſo werden in den Hainopfern auf den ſchon erwähnten Opfertiſch Birkenzweige gelegt und auf dieſe das Opfer.

Wir finden aber auch bei den Tschuwaschen eine Einrichtung, welche stark an die von Rytschkow erzählte erinnert. Kleine, kaum zollgroße, in einer Form gegossene Zinnfiguren, die einen Menschen darstellen und unter dem Namen Irich göttliche Verehrung genießen, werden in einem Winkel der Wohnung aufgestellt und an ein Büschel von Johannisbeer- oder Rosenstrauchzweigen gehängt. Man opfert ihnen eine Art Brei nebst Backwerk und nach Verlauf von zehn Jahren ein Schaf (Castrén nach Fuchs). Es könnte sehr leicht sein, daß unter den Pichtenzweigen Rytschkow's ein ähnliches Bild versteckt war, oder aber, daß die Verehrung, welche man früher dem Bilde gezollt, in späterer Zeit auf die Pichtenzweige übertragen wurde, und beide wurden schließlich, wenigstens in manchen Gegenden, durch das Heiligenbild verdrängt. Für diese Anschauung würde unter anderen der Umstand sprechen, daß in manchen Dörfern das Heiligenbild jetzt auf dieselbe Stelle placirt wird, auf welcher Rytschkow das heilige Reis liegen sah, während es bei den Russen nur in der Stube sich findet, und daß außerdem beide dieselbe Bezeichnung führen — denn modor und mudor dürfte wohl identisch sein —, das spricht schon dafür, daß das Heiligenbild den Götzen von seinem Platze verdrängt, was um so leichter geschehen konnte, als auch das Heiligenbild von den Russen vielfach in derselben grob materiellen Art angebetet wird, wie ein Götzenbild. Noch jetzt, wie vor hundert Jahren, wird stets das Opfer auf das Opferbrett gelegt, was gleichfalls einen triftigen Grund für die Annahme abgiebt, daß dort früher der Götze gestanden habe. Für diese Anschauung spricht aber auch manches andere. Mudor heißt nach Aminoff Rand der Erde; das kann kaum anders verstanden werden als etwa „Grenze des menschlichen und göttlichen Aufenthaltes"; jedenfalls ist es keine Bezeichnung für einen Gott, sondern höchstens für den Platz, auf welchem der Götze ruht, und dieser Platz waren die Zweige; der Gott aber, der darauf wohnte, heißt voršud, der also dem tschuwaschischen Irich entspricht.

Beim Durchsehen meiner Gebete fällt auf, was übrigens auch schon früher bekannt war, daß in den kuala-Opfern dem inmar gewöhnlich die Bezeichnung voršud beigelegt wird. Wenn nun, wie Aminoff mit allem Recht annimmt, der Begriff inmar erst später entstanden ist, die Form der kuala-Opfer aber auf ein hohes Alter hinweist, wo den Göttern noch die Gabe in natura gegeben wurde, und wenn dem entsprechend in den kuala-Opfern, wie Aminoff behauptet, inmar in der Regel nicht genannt wird, so ist klar, daß man erst später den Namen inmar dem ältern voršud beigefügt hat, und dies wird durch ein Gebet bestätigt, in welchem einfach voršud angerufen wird und kein anderer Göttername sich findet. Fragt man einen Wotjäken, wem das vylo muts'on džadžy bestimmt ist, so sagt er: dem voršud.

So ist es auch erklärlich, weshalb der erbliche Opferpriester, welcher jährlich jeder Familie das heilige Reis auf das džadžy legt, voršud at'is heißt, während diese Benennung völlig unerklärlich bliebe, wenn voršud nur ein Attribut für inmar oder invu oder einen andern hohen Gott wäre. Für meine Deduktionen habe ich später noch die thatsächliche Bestätigung in einer Angabe Bechterew's gefunden, welcher mit dürren Worten berichtet, daß auf dem Brett im kuala bei heidnischen Wotjäken ein grob geschnitztes Götzenbild sich befinde, das einen Ziegenkopf oder ein vertrocknetes Haselhuhn vorstelle, in einem bedeckten Korbe liege und voršud heiße. Auch Gawrilow's Angaben bestätigen vollkommen meine Vermuthungen. Was nun die Ableitung des Wortes anlangt, so haben wir ein Verbum vordyny, ernähren, erhalten, und ein Substantiv šud, Glück; man kann also voršud übersetzen mit Glückerhalter, was wieder vorzüglich mit Rytschkow's Bericht übereinstimmt.

Bei den Hainopfern auf dem lud scheinen ebenfalls Götzenbilder üblich gewesen zu sein. Ostrowski berichtet, daß er zwar in der Gegenwart nichts derartiges gefunden, ein Greis aber habe ihm erzählt, daß man in seiner Jugend ein Stück Baumrinde mit dem Fell desjenigen Thieres, das geopfert werden sollte, umhüllte und es dann auf die Erde stellte. Bechterew berichtet weiter, daß noch in der Gegenwart zur Zeit des Opfers im lud ein grob geschnitztes Götzenbild in Gestalt eines Pferdes oder andern Thieres aufgestellt werde, je nach dem was der Gott fordert. Daß in der That Götzenbilder bei den Haingebeten gebraucht wurden, geht mit großer Wahrscheinlichkeit aus meinen beiden lud-Gebeten hervor. Das eine beginnt nämlich: „Tritt wohlwollend auf die Birkenzweige, o invu!" nämlich auf die Birkenzweige auf dem Opfertische, auf welche das vylo muts'on gelegt wird. Mein zweites lud-Gebet beginnt ebenso: „Kozma, tritt wohlwollend auf" (sc. die Birkenzweige).

Daß nun ein Volk, das dem Gotte die Gabe grobsinnlich in natura darbringt, sich vorstellen könnte, daß er in unsichtbarer Gestalt unter sie treten könnte, um sie abzuholen, ist undenkbar; ja selbst wenn man es für die Gegenwart zulassen könnte, daß unter dem Einfluß des Christenthums solch eine Vorstellung möglich wäre, so ist das doch für die Vergangenheit unmöglich. Aus alle dem kann man mit Sicherheit annehmen, daß es früher Götzenbilder gegeben habe, die zum Empfang des Opfers mit Vorliebe auf Baumzweige aufgestellt wurden.

## 8. Charakter der wotjäkischen Religion.

Die von den russischen Schriftstellern aufgestellte Behauptung, die Religion der Wotjäken sei dualistisch, wird von Aminoff als grundfalsch bezeichnet und als lediglich hervorgegangen aus Unkenntniß der Sprache und unvollständiger Einsicht in die Götterlehre. Die Götter der Wotjäken besäßen menschliche Leidenschaften; sie zürnen dem, der sie vernachlässigt, und sind gnädig dem, der ihnen opfert. Ueberwiegend sei aber ihre wohlwollende menschenfreundliche Gesinnung. Es liege etwas naiv Patriarchalisches in der wotjäkischen Auffassung des Verhaltens der Götter zum Menschen. Sie reden ihre Götter in ihren Gebeten mit kindlicher Vertraulichkeit an und nennen sich Nachbarn der Götter. Einen Repräsentanten des Bösen finde man nicht unter den eigentlichen Göttern, im Gegentheil werde der Götter Beistand angerufen gegen die bösen Wesen von niederer Art, welche Krankheiten und andere Uebel verursachen. Wie die alten Finnen von den Nachbarvölkern die Bezeichnung des mächtigsten bösen Wesens entlehnt haben (piru, perkele), so hätten auch die Wotjäken ihren peri und šaitan den Nachbarn entlehnt.

Wenn nun auch diese letzte Bemerkung richtig ist, so kann ich doch im Allgemeinen Aminoff nicht beistimmen, sondern die Religion der Wotjäken trägt bis zum jetzigen Augenblick die deutlichsten Spuren des düstern Schamanismus, deutlichere als bei vielen anderen finnischen Völkern. Wohl ist unter dem Einfluß der benachbarten monotheistischen Religionsformen inmar dem christlichen Gott oder Allah recht ähnlich geworden; aus den Gebeten aber kann der freundliche und wohlwollende Charakter keines der Götter ersehen werden. Alle Götter werden gebeten, gewisse

unangenehme Dinge nicht zu thun; ſo wird mukylts'in gebeten, kein Ungeziefer auf die Kornfelder zu werfen, invu wird gebeten, das Vieh nicht den wilden Thieren zu geben, ja ſelbſt inmar wird gebeten, keine Krankheiten und Seuchen auf die Menſchen zu werfen, ſie nicht den Waldgeiſtern zu überliefern. Dieſer vorherrſchend negative Charakter der Gebete zeigt, daß man ſich von ſolchen Göttern nichts Gutes zu gewärtigen hat, und daß man opfert und betet lediglich, um das Uebel abzuwenden. So iſt auch meiſt der poſitive Theil der Gebete zu deuten: wohl erhalte und bewahre, d. h. laß die Natur ihren Gang gehen, erhalte Alles beim Alten und bewahre uns vor dem Außerordentlichen. Wenn die Götter wirklich vorherrſchend freundlich geſinnt ſind, warum wird nie ein Wort des Dankes in den Gebeten laut? Man ſagt inmar: „Gieb unſer Vieh nicht den reißenden Thieren, dafür geben wir dir Opfer"; alſo nur des ſchnöden Gewinnes wegen verhindert er das Unglück, wenn aber der Wolf kommt, dann hat der Gott ihn geſchickt. Wenn die Krankheit kommt, dann hat der Gott ſie geſchickt. Wohl ſandte auch Jehovah auf die Gläubigen Krankheit und Elend, aber nur, wenn ſie die zu ihrem eigenen Beſten erlaſſenen Geſetze übertraten und nur, um ſie durch weiſe Strafe auf dem rechten Wege zu erhalten. Wenn man aber auf dieſem Wege blieb, ſo war er ein freundlicher Gott und Dankopfer rauchten ihm zu Ehren, Freudenpſalmen ertönten ihm zum Preiſe. Die wotjäkiſchen Götter aber ſenden Unglück und Krankheit nur aus elendem Eigennutz, wenn ihnen kein Opfer geworden; man thut alſo nur das Nothwendige, wenn man ihnen opfert, ein Dank gebührt ihnen nicht.

Wenn nun auch der bösartige Charakter der wotjäkiſchen Hauptgottheiten nicht mehr ſo intenſiv iſt, ſo tritt dagegen der düſtere melancholiſche Charakter des Schamanismus recht zu Tage in der Lehre von den Geiſtern der Verſtorbenen. Nie iſt man ſicher vor ihrer Tücke, und beſtändig, faſt tagtäglich iſt man bemüht durch Opfer und Spenden ihre Bosheit abzuwenden. Es kann wohl nichts Schrecklicheres geben, als dieſe ununterbrochene Furcht vor dieſen Geiſtern. Krankheit und Hungersnoth halten ſie in ihren Händen, bereit ſie auf die Menſchen zu werfen. Außer ihnen giebt es aber in Moor und Wald noch eine ganze Schaar ſchlimmer Geſellen, welche nur der Gelegenheit harren, um den einſamen Wanderer zu überfallen. Selbſt auf die freundlichen Geiſter, den korka kuz'o wie den gid ut'is, kann man ſich ſehr wenig verlaſſen; ja wenn der letztere „Hofhüter" genannt wird, ſo iſt dieſe Bezeichnung mehr Schmeichelname, als daß ſie dem wirklichen Charakter ihres Trägers entſpricht. Der einzige wirklich Glück bringende Geiſt ſcheint der vorsud; in dem an ihn gerichteten Gebet findet ſich nicht jener negative Charakter, von dem wir ſprachen, ſondern er wird in poſitiver Weiſe um Glück, gutes Vieh ꝛc. gebeten.

In dem vedin wie im tuno erkennen wir den Schamanen, der mit den Göttern Zwiſchenſprache hält, die Krankheiten vertreibt, die Natur bezwingt, die ewige Sonne ſelbſt angreift; nur iſt hier die Macht an zwei Perſonen vertheilt, von denen der eine vorherrſchend das Böſe thut, der andere daſſelbe Böſe verhindert oder wenigſtens die Verhinderung zu vermitteln ſucht. Den naturbeherrſchenden Charakter des Schamanen aber kann man in dieſen beiden Perſonen nicht verkennen; ja der tuno der Wotjäken wie tietäjä der Finnen dürften auch etymologiſch nahe verwandt ſein, wie die finniſchen Verba tiotää, wiſſen, erkennen, und tuntun, kennen, erkennen.

# Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

## V.

### Die Pflanzendecke des Hohneck.

Auf der Carte de la topographie antique des départ. des Vosges, welche Maud'heux in den Annales de la Société d'émulation du dép. des Vosges XIV, 3, p. 352 (1874) veröffentlicht hat, tritt unſer Hohneckgebiet genau nach den Grenzen, mit welchen wir es nach Lothringen hin abſchloſſen, ganz eigenthümlich hervor: keine antike Straße oder Anſiedelung befindet ſich in ſeinem Umkreis. Folgt dies nun wohl ziemlich naturgemäß aus ſeiner ganzen Beſchaffenheit, ſo zeigt das Hohneckgebiet auch ſonſt noch eine ſo ganz eigenthümliche Stellung zur lebenden Welt, zur Welt zwar nicht der Menſchen, doch der Pflanzen und Thiere, daß wir uns mit den Organismen des merkwürdigen Berges noch etwas näher beſchäftigen müſſen.

Die Pflanzenwelt des Hohneck iſt in ganz Elſaß und Lothringen berühmt durch ihren Reichthum, ihre Schönheit, ihre Ueppigkeit. An Artenreichthum und namentlich an alpinen Formen übertrifft ſie nicht nur alle Berge der Vogeſen, ſelbſt den höhern Sulzer Belchen oder den Ballon d'Alſace, der doch den Alpen näher liegt, ſondern auch den Feldberg, den ganzen ſüdlichen Schwarzwald. Das iſt jedenfalls eine ſehr merkwürdige, nicht leicht zu erklärende Erſcheinung. Der höhere Ballon von Gebweiler hat nur eine Alpenpflanze, die auf dem Hohneck nicht vorkommt, die reizende Primulacee Androsace carnea, deren roſenfarbige Blüthenſträußchen im Frühling den Gipfel des Belchens ſchmücken. Der Hohneck aber hat eine ganze Reihe von Alpenpflanzen, die in den Nachbargebirgen nur ihm zukommen; eine ganze Reihe anderer, welche auf den umliegenden Höhen und Höhenzügen ebenfalls wachſen, ſind am Hohneck beſonders reich und üppig vertreten, und auch die Arten, welche ſich nur beſchränkt auf einzelnen dieſer Höhen finden, wie der kleine ſeidenglänzende Frauenmantel (Alchemilla alpina) auf dem Roßberg bei Thann, der zierliche Farn Allosurus crispus auf dem Sulzer Belchen und den Hautes Chaumes, das herrliche Mulgedium alpinum mit ſeinen hochragenden himmelblauen Blüthenfackeln und das ihm ganz ähnliche nur glatt- und grünſtengliche Mulgedium Plumieri auf dem Sulzer und Elſäſſer Belchen, auch alle dieſe und viele andere Formen von ähnlicher Verbreitung haben am Hohneck ebenfalls ihre Heimath, ja ſie ſind hier

über das ganze Massiv verbreitet und viel reicher verbreitet, viel häufiger als an jenen vereinzelten Standpunkten.

Auch der Wanderer, der kein specielles Interesse an Botanik hat, muß über die wunderbare Flora des Hohneckrückens erstaunen. Kommt er im Frühling, d. h. im Gebirgsfrühling, wenn in der Ebene schon die wilden Rosen blühen, so ist der Gipfel völlig weiß von den großen, außen oft bläulichen Blüthen der Alpenanemone, die hier und da auch in ihrer schwefelgelben Variation auftritt; dazwischen wächst die narcissenblüthige Anemone mit einem ganzen Büschel weißer Blumen auf einem Stiel, und die gelbe Narcisse mit ihrer doppelten Blumenkrone, das große Schneeglöckchen (Leucojum vernum) findet sich überall. In etwas geringerer Höhe sind alle Raine und Grasflecke von den leuchtenden Purpurähren der Orchis mascula förmlich bedeckt, die hier oft eine ganz erstaunliche Größe entwickeln, dazwischen andere Orchideen, in den Wäldern massenhaft die unscheinbare aber sonst seltene Listera cordata; auf den Wiesen und Felsen blüht die schöne dunkelblaue Bergkornblume, der goldgelbe, rosenähnliche Trollius europaeus, um nur einige Pflanzen zu nennen, die am meisten in die Augen fallen. Ganz anders aber sieht alles etwa 6 bis 8 Wochen später aus. Da hat der Hohneck sein weißes Frühlingsgewand mit dem bunteſten Sommerkleid vertauscht, da prangt er erst in seinem Reichthum. Zwar der höchste Gipfel ist dann ziemlich blüthenlos, fast ganz mit Nardus stricta und anderen niedrigen Gräsern bedeckt; aber die nur wenig tieferen Matten ringsher sind übersäet mit den großen safrangelben Sternen des Bergwohlverlei (Arnica montana), röthlichen und weißlichen Orchideen (Gymnadenia conopsea und albida), der herrlichen bald gelben, bald tiefvioletten Viola elegans; dazwischen ragen die schönen Stengel des Türkenbundes auf und besonders merkwürdig und auffallend sind die mächtigen hohen Büsche des gelben Enzians (Gentiana lutea), dessen goldene Blüthensterne in dichten Wirteln um den hohen, straff aus blaugrünen, gefälteten Blättern aufstrebenden Stengel stehen. Dazu zahlreiche weiße Dolden und eine Masse von den Wiesenblumen der Ebene. Da aber, wo die Felsenthäler beginnen, auf den Felsen selbst haben wir erst recht herrliche Formen: der Türkenbund wächst hier besonders üppig, daneben die Bergkornblume, die beiden Mulgedien, verschiedene Sorten Eisenhut (Aconitum) mit blauen und gelben Blüthen, der gelbe und rothe Fingerhut, prachtvolle, riesenhaft aufgeschossene Dolden (Laserpitium Latifolium, Angelica montana), dazwischen große Farnkräuter, lilablüthige Geranien und an feuchten Stellen hohe, mit weißen Blüthen übersäete Ranunkeln (Ranunculus aconitifolius). Aus den Felsenspalten erhebt sich Rosa alpina mit dunkelrothen Blüthen, daneben kleine weiße straußblüthige Saxifragen oder die zierliche Silene rupestris — kurz, wohin man blickt und sieht, ist das Leben überreich von den herrlichsten Formen und Farben.

Wir haben schon eine Reihe Pflanzen genannt, welche den Alpen vorzugsweise angehören, wie Rosa alpina und andere. Allein diese und ähnliche, wie die auf dem Hohneck heimische hellroth blühende Rosa rubrifolia, die Johannesbeerarten Ribes petraeum und alpinum gehören der Wald- und Kulturregion der Alpen an; die Flora aber der höchsten Gipfel, die alpine Flora im engern Sinne, „welche über der Zone des Waldwuchses ihr Maximum hat“ [1]), umfaßt erst die eigentlich merkwürdigen Hochgebirgspflanzen. Auch von diesen finden wir eine ganze Reihe auf dem Hohnecksmassiv und einige von ihnen müssen wir kennen lernen. Wir betrachten zugleich den weitern Verbreitungbezirk dieser Pflanzen nach Christ's Angaben. So haben wir von den schon genannten Mulgedium alpinum auf den Ost-, Central- und Westalpen, dem Schwarzwald, Jura, dem central-französischen Gebirge und den Pyrenäen; Mulg. Plumieri dagegen nur auf den Westalpen, den französischen Gebirgen, den Pyrenäen. Saxifraga Aizoon ist auf allen genannten Gebirgen verbreitet, ebenso Gymnadenia albida, Alchemilla alpina, Allosurus crispus (fehlt im Jura, ist im Schwarzwald sehr selten), Gentiana lutea, welche letztere ebenfalls im Schwarzwald auffallend selten ist. Ferner gehört hierher Potentilla alpestris, deren safranfarbige Blüthen dicht an der Erde liegen, und die in der ganzen Schweiz, dem Jura und den Pyrenäen zu Hause ist, die braunblüthige Umbellifere Bupleurum longifolium (fehlt nur in den Pyrenäen), das seltene Sedum repens (fehlt im Schwarzwald und Jura), während Rhodiola rosea außer in den Alpen und auf dem Hohneck sich nur noch in den Pyrenäen findet, und die niederliegende, gelbblühende Rosacee Sibbaldia procumbens in den Alpen, auf dem Hohneck, in Südfrankreich und den Pyrenäen zu Hause ist. Auf allen genannten Gebirgen, von den Ostalpen bis zu den Pyrenäen, wächst die purpurrothe Bartsia alpina, das herrliche Hieracium aurantiacum, dessen feuerrothe Blüthenköpfe aus dem hohen Grase ordentlich hervorleuchten, der seltene aber unscheinbare Streptopus amplexifolius, der Allermannsharnisch Allium Victorialis, welcher im deutschen Aberglauben dieselbe Rolle spielt, wie Homer's Moly im griechischen, die einem Allium ähnelnde ganz eigenartig gestaltete Orchis globosa, die schöne blaue Campanula Scheuchzeri, ebenso Campanula latifolia und viele andere. Dagegen findet sich das merkwürdige niedrig wachsende bleichgelb und großblühende Hieracium vogesiacum (decipiens, cerinthoides) außer auf dem Hohneck nur in den Ostalpen, im Jura, in Centralfrankreich und auf den Pyrenäen, das verwandte Hier. albidum zwar überall in den Alpen, aber sonst nur noch in den Pyrenäen, während Hier. alpinum gerade umgekehrt nur in Südfrankreich und den Pyrenäen fehlt. Die auffallende hellgelbe Pedicularis foliosa fehlt dem Schwarzwald, Rhinanthus alpinus den Westalpen, ebenso den Bergen Frankreichs und den Pyrenäen; Saxifraga caespitosa gehört den Ostalpen, dem Hohneck und den Pyrenäen an, die distelartige Carlina nebrodensis nur den Ostalpen, dem Hohneck und Centralfrankreich, Picris pyrenaica nur den Ost- und Westalpen, dem Hohneck, Frankreich, den Pyrenäen. Dagegen findet sich Angelica pyrenaica, eine kleine, grünlich-unscheinbare Doldenpflanze, welche in den Granitvogesen sehr verbreitet ist, nur in Frankreich und auf den Pyrenäen. Diese Beispiele der scheinbar regelloſesten, eigensinnigsten Verbreitung mögen genügen; keine dieser alpinen oder glacialen Pflanzen fehlt den Alpen ganz und ebenso sind auch die zahlreichen übrigen glacialen Pflanzen des Hohneck (im Ganzen 75 Arten nach Kirschleger und Christ) alle in den Alpen zu Haus, während in den Pyrenäen 4, in Centralfrankreich 16, im Schwarzwald 21 und im Jura noch mehr Arten fehlen.

Woher kamen nun diese Pflanzen zum Hohneck hin? Von der Angelica pyrenaica ist es sicher, daß sie vom Süden kam, da sie im Osten und im ganzen Alpengebiet fehlt. Die übrigen Arten aber weisen so vorzugsweise nach den Alpen hin, wo ja keine von ihnen fehlt, daß man alle, auch die nur im Osten derselben vorkommenden Formen lieber von den Alpen als aus dem Süden ableiten möchte.

[1]) Dr. H. Christ, Ueber die Verbreitung der Pflanzen der alpinen Region der europäischen Alpenkette. Neue Denkschrift der Allg. Schweizer. Gesellsch. für die gesammten Naturwissenschaften. 1867.

Und jeder Blick auf die Karte wird uns wieder für die Alpen ſtimmen.

Allein die Winde, welche die Vogeſen und namentlich die Südvogeſen, das Hohneckmaſſiv beherrſchten und beherrſchen, waren und ſind doch Südweſtwinde. Wie iſt bei ihnen die öſtliche Einwanderung zu erklären? Denn die Winde ſind ohne Zweifel die Hauptverbreiter vieler Pflanzenſamen, und namentlich dann müſſen ſie in erſter Linie in Betracht gezogen werden, wenn es ſich um Verbreitung von einem Hochgebirge zum andern handelt. Oeſtliche, ſüdöſtliche Winde fehlen ja auch heute auf der Oſtſeite der Vogeſen, in der Ebene durchaus nicht; ſie ſtreichen im Thurthale, im Münſterthal bis zum Gebirgskamm empor; ſie ſind nur in Lothringen ſo ſelten, weil ſie eben durch den Vogeſenrücken abgehalten werden. In früheren Zeiträumen aber mußten dieſelben viel häufiger und ſtärker ſein und wenn wir die Zuſammenſetzung einer heutigen Gebirgsflora verſtehen wollen, ſo müſſen wir möglichſt weit in der Entwickelungsgeſchichte dieſes Gebirges zurückgehen. Freilich kann ſich von den Land- und Strandpflanzen, welche einſt den Hohneck bedeckten, als er aus dem Buntſandſteinmeer aufragte, nichts in direkter Abſtammung erhalten haben, welches durch unzählige aber ununterbrochene Generationen hindurch ſich allmälig in die heutigen Arten umgewandelt hätte. Alles was auf den Höhen des Berges vorhanden war, muß während der Eiszeit zu Grunde gegangen ſein, wo wir uns den Hohneck zwar wohl gewiß nicht untergetaucht und begraben unter einem glacier monstre, qui couvrait toutes les roches et tous les pics, unter einer Calotte von Eis, welche gleichmäßig alle Vallons überzog, wie Dollfus-Auſſet [1]) will, wohl aber in der Art des heutigen Monte-Roſa-Gipfels zu denken haben, in einem Zuſtand, welcher eine eigentliche Vegetation nicht zuläßt. Die Glacialflora kann ſich überhaupt erſt am Ende der tertiären Zeit, erſt zur Zeit der Erhebung der Alpen gebildet haben. Daß ſie von Norden aus auf die Gipfel unſerer Breiten und ſüdlicher herabgewandert ſei, dafür liegt durchaus kein Beweis vor, wohl aber ſpricht Mehreres dagegen. Es ſcheint vielmehr, als ob ſie zunächſt ſich auf den Gebirgen, alſo vorzugsweiſe auf den Alpen bei dem allmäligen Uebergang des Klimas und dem allmäligen immer höhern Aufſteigen des Gebirges ſich entwickelt habe. Allein vor der Eiszeit, als die Alpen ſich hoben oder gehoben hatten und die oberrheiniſche Tiefebene noch nicht eingeſunken war, dehnte ſich Nord-Europa viel weiter nach Norden aus, als heutzutage, noch über die britiſchen Inſeln hin; auch die Alpen waren damals noch etwas höher als jetzt, und ſei es auch nur um den Betrag der Ablation durch die atmoſphäriſchen Waſſer. Selbſtverſtändlich mußte ſich die ganze Fläche der heutigen Alpenabdachung, das mitteldeutſche Bergland mit eingeſchloſſen, damals in anderen klimatiſchen Zuſtänden befinden, als heute: die Art und Beſchaffenheit der heutigen bayeriſchen Hochebene war es, welche ſich damals weithin ausbreitete, freilich in etwas ſtärkerer Ausprägung aller ihrer Eigenthümlichkeiten. Nicht eine eigentliche Steppengegend, wohl aber weite Moos- und Tundrenbildungen, denen es auch an Waldungen nicht gefehlt haben mag, dehnten ſich nordwärts um die Alpen aus. Ueber den ſo beſchaffenen Landſtrichen bildeten ſich im Winter ſehr gewöhnlich Luftdruckmaxima und von ihnen floß die Luft in kalten trockenen Strömen peripheriſch ab, namentlich nach Weſten und Südweſten hin, wo der Luftdruck in Folge der Einwirkung des Meeres eine weſentlich geringere war. Die Verhältniſſe waren alſo ähnlich, nur minder mächtig entwickelt, wie wir ſie heute im nordöſtlichen Centralaſien finden. Durch dieſe Luftſtröme mußten aber die Glacialpflanzen der Gegend, welche ſie mit dem Gebirge theilte, ebenfalls peripheriſch nach allen Seiten ausgebreitet werden. Die alpinen Pflanzen der Vogeſen ſind ſolche, deren Samen ſich für die Verbreitung durch trockene Winde beſonders eignen. So die ſämmtlichen Synantheren, die Anemonen, Valeriana tripteris, die ſo äußerſt feinſamigen Orchideen, die Sporen des Allosuras, die dünnen und flachen Samen der Gentiana lutea. Andere Pflanzen mögen ähnlich wie die Steppenläufer ganz fortgetragen ſein, wie Sileno rupestris, von wieder anderen, wie von den Roſaceen (Potentilla, Sibbaldia), von den Campanulaceen, den Craſſulaceen (Rhodiola, Sedum) nur die trockenen Fruchtköpfchen. Dabei iſt zu beachten, daß die Oſtwinde vorzugsweiſe im Herbſt, Winter, Frühjahr wehten und wehen, alſo gerade zu der Zeit, wenn die Samen fertig gereift zum Transport bereit ſind. Uebrigens gehen auch heute noch von den Alpen radiale Winde aus, welche, obwohl freilich meiſt lokal, doch für die weite Verbreitung vieler Alpenpflanzen, für die Erklärung der alpinen Beſtandtheile in den Pflanzendecken der europäiſchen Hochgipfel zu genügen ſcheinen. Die Donau hinab wehen Weſtwinde, in Central- und Südfrankreich herrſchen Norde und Nordoſte, auch Südoſte ſind nicht ſelten, der Einfluß der Alpen auf die franzöſiſchen Centralgebirge und die Pyrenäen iſt daher leicht begreiflich. Man vergleiche Supan's lehrreiche Zuſammenſtellungen in ſeiner Statiſtik der unteren Luftſtrömungen S. 61 bis 66, 76 bis 89 ꝛc. Die oberen Luftſtrömungen, welchen keine Hinderniſſe im Wege ſtehen, ſind beſonders heftig, deshalb beſonders weitreichend und transportfähig; ſo konnten die höchſten Gipfel, auch wenn ſie fern von den Alpen lagen, dennoch mit Pflanzen der Alpen bevölkert werden. In dieſen geographiſchen Verhältniſſen ſcheint der Grund für die Erſcheinung zu liegen, daß wir die Alpen als die Heimath vieler Gebirgspflanzen des weſtlichen wie des öſtlichen und nördlichen Europas, ja bis zu den Pyrenäen und Apenninen hin die Alpen als Centralpunkt einer weit verbreiteten Flora anſehen müſſen. Und ſo gelangte damals auch ein großer Theil der Arten durch den Wind an die Gletſcherränder der Vogeſen, um ſich hier länger zu halten, als die Gletſcher ſelbſt. Denn das organiſche Leben, durch die raſche Aufeinanderfolge der Generationen veränderlicher und dadurch ſchmiegſamer, erhält ſich über viele geologiſchen Veränderungen hin wie ein weites Gewand über einen lebhaft bewegten Körper.

Aber neben den Winden iſt es das Waſſer, welches zur Verbreitung der Pflanzen beiträgt. Der Rhein bringt jetzt noch eine Menge Alpenſämereien mit ins Tiefland, noch mehr die Flüſſe der bayeriſchen Hochebene. Dieſen aber glich der Rhein nach Art und Umgebung ganz und gar, als er noch auf dem gehobenen Terrain der heutigen oberrheiniſchen Tiefebene oder doch unter jenen eben geſchilderten klimatiſchen Verhältniſſen floß, er wird alſo eine Menge alpiner Samen und Keime über ſeine Ufer ausgeſtreut haben. Am ſicherſten aber breitet ſich eine Pflanze aus durch direkte Ausſamung, bei welcher ja das einzelne Samenkorn immer um einen mehr weniger großen Raum von der Mutterpflanze fortſchreitet. Auch auf dieſem Wege konnten bei den eben geſchilderten klimatiſchen und Terrainverhältniſſen alpine Pflanzen ganz direkt in die heutigen Vogeſen gelangen. Alles dies ſpricht für die öſtliche Heimath der meiſten Glacialpflanzen der Vogeſen. Auch die Weſtwinde, obwohl ſie durch ihren großen Feuchtigkeitsgehalt minder geeignet waren zum Transport der Samen, namentlich von ſolchen mit Federkronen, die ſo leicht Feuchtigkeit anziehen und dann ihre Flugkraft verlieren — auch die Weſtwinde blieben nicht ohne Depo-

[1]) Matériaux pour servir l'étude des glaciers 3, 272.

ſiten, wofür die Angelica pyrenaica ſicherſter Beweis iſt. Dieſe Pflanze zeigt aber noch einen beachtenswerthen Umſtand: wie die Südweſtwinde den ganzen Kamm der kryſtalliniſchen Vogeſen beherrſchen, ſo iſt auch ſie über den ganzen Kamm weithin verbreitet, und ganz natürlich ſollte man dieſe Art der Verbreitung bei allen Pflanzen erwarten, die mit den Weſtwinden kamen. Carlina nebrodensis, Hieracium vogesiacum, Picris pyrenaica, Mulgedium Plumieri, bei welchen Chriſt (S. 37) die Herkunft über Südfrankreich für wahrſcheinlich hält, ſollte man nicht auch ſie, wenn ſie wirklich mit den Südweſtwinden von dorther kamen, über den ganzen Kamm verbreitet finden, zumal ſie trotz oder wegen der Federkrone ihrer Samen ſo leicht vom Winde überall hingeführt werden konnten? Dennoch finden wir ſie nur im Süden der Vogeſen und hier weit nach Oſten ausgedehnt. Allerdings bricht die Federkrone bei Mulgedium wenigſtens leicht ab und kann auch hier der Feuchtigkeitsgehalt der Winde die Verbreitung hemmen. Aber wenn ſie, von Weſten kommend, ſo weit nach Oſten gelangen konnten, warum denn nicht auch mit dem herrſchenden Winde nach Norden. Und ferner, die Berge von bedeutender Höhe, welche im öſtlichſten Lothringen ſich unmittelbar an die Vogeſen anſchließen, ſie zeigen von jenen alpinen Seltenheiten des Hohneck nichts oder nur ganz wenig, wie denn z. B. der gelbe Enzian auch auf ihnen noch vorkommt; dagegen haben wir keine der von Chriſt aus dem Süden abgeleiteten Pflanzen auf ihnen, mit Ausnahme auch wieder der Angelica pyrenaica, welche, nach Godron [1]), deſſen Angaben ich folge für die Gegenden, die ich nicht aus eigenem Augenſchein kenne, bis Granges und Bruyères verbreitet iſt.

Ebenſowenig findet ſich Androsace carnea auf dieſen Bergen, welche Chriſt auch vom Südweſten eingewandert ſein läßt; gegen welche Anſicht ihr einziges öſtliches Vorkommen ſehr deutlich ſpricht. Auch noch andere Alpenpflanzen, welche indeß nicht zu den eigentlichen alpinen oder glacialen zu rechnen ſind, zeigt die Oſtſeite der Vogeſen, wie z. B. die ſchöne gelbe Frühlingsſynanthere Doronicum pardalianches oder die auch in den Thälern des Schwarzwaldes ſehr verbreitete Valeriana tripteris, welche beide wieder in Lothringen fehlen. Alles alſo ſpricht für öſtliche Einwanderung. Die alpinen Pflanzen um Retournemer und bis Gerardmer ſind direkt vom Hohneck herabgewandert.

Daß nun aber gerade auf dem Hohneckmaſſiv eine ſo vorwiegende Menge echt alpiner Pflanzen ſich angeſammelt, daß ſich dieſelben nicht maſſenhafter längs des Gebirges nach Norden verbreitet haben, das hat zunächſt ſeinen Grund in der Höhe dieſes gewaltigen Maſſivs, welche ja früher, wie wir aus den verſchiedenſten Gründen anzunehmen gezwungen waren, viel höher aufragte, als jetzt. Hier fand alſo der Lufttransport bei der nordſüdlich gerichteten Ausdehnung des Maſſivs den bedeutendſten Halt; hier ſchlugen auch ſolche obere Luftſtrömungen an, welche ungehindert über den Schwarzwald hinübergekommen waren. Ferner aber iſt auch die Natur gerade dieſes Berges am längſten glacial geblieben, da vom Hohneck aus die gewaltigen Gletſcher ſich in die Thäler herabſenkten und in ihren Reſten noch vorhanden waren, als ſchon in den tieferen Gegenden längſt die mildere Temperatur wieder herrſchte. Auch heute noch iſt der Hohneck der alpinſte Theil des Gebirges und temporäre Gletſcherbildungen kann man noch heute hier, aber auch nur hier in der ganzen Vogeſenkette, bisweilen beobachten. Zuerſt hat Ed. Collomb [1]) die Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt, dann auch Ch. Grad die gleichen Bildungen an der Frechtquelle geſehen und geſchildert [2]). An dem höhern Ballon von Sulz kommt Derartiges nicht vor, weil er minder feucht iſt und in Folge der breit aufgeſchloſſenen Thäler um ihn her die Temperatur auch ſeines Gipfels etwas höher iſt, als die des Hohneckmaſſivs. Vom Feldberg gilt das Gleiche. Daher finden auf dem Hohneck eine Menge Glacialpflanzen günſtige Lebensbedingungen, welche auf den übrigen Vogeſen nicht gedeihen können. Sie können herabwandern bis zum Retournemer, weil auch dieſe Gegend weit mehr ein alpines Klima beſitzt als die breit geöffnete, raſch abfallende Oſtſeite der Vogeſen. Daher finden wir die Glacialpflanzen ſo reichlich auf dem Hohneck und doch ſo eng auf ſein Maſſiv beſchränkt.

Aus dem gleichen Grunde finden wir auch Anemone alpina z. B. auf dem Schwarzwald nicht, weil ihr daſelbſt ein weſentlicher Zug des alpinen Klimas, den ſie bedarf, fehlen würde, der reichlichere Dampfgehalt der Luft, den ſie auf den Jurabergen wieder findet. Umgekehrt iſt es anderen Pflanzen, z. B. der Potentilla aurea des Schwarzwaldes, wohl zu feucht auf dem Hohneck; während wieder andere nur nicht weit genug öſtlich gewandert ſind, wie die ſumpfliebende Gentiana Swertia perennis, die wohl bei minderer Beweglichkeit und feſterm Verſchluß ihrer Samen früher Halt gemacht hat, als ſie die Vogeſen erreichte. Heutzutage aber ſetzen ihrer Weiterwanderung die Kulturverhältniſſe unüberſteigliche Schranken. Der reichliche Anbau der Ebene hat für Moorpflanzen keine Station. Ferner iſt die Korrektion der Flüſſe, die fortdauernd ſtrenge Beaufſichtigung und Einſchränkung ihres Laufes pflanzengeographiſch im höchſten Grade wichtig, da eine Menge der transportirten Samen und Keime an der Entwickelung gehindert werden. Wenn Vogeſen und Jura ſo viele Verſchiedenheiten zeigen, ſo hängt das erſtlich von der Richtung der Südoſtwinde ab, welche den Jura weniger treffen konnten, der vielmehr faſt ganz im Bereich der Südweſtwinde lag; bei manchen Pflanzen iſt aber ferner auch der Unterſchied des bergbildenden Geſteines zu beachten, indem Kalkpflanzen nicht auf Granit, granitliebende nicht auf Kalk ſich wohl befinden. Dieſer Umſtand iſt auch für den Ballon von Sulz ſowie manche andere Höhen der Vogeſen zu beachten, welche gleich dem Gipfel dieſes Ballons aus Grauwacke beſtehen.

So haben wir eine Reihe von Gründen für die eigenthümliche Vegetation des Hohneckmaſſivs. Finden wir dieſelbe hauptſächlich auf der Oſtſeite und hier namentlich an den Felſengraten und in den Steilthälern zuſammengedrängt, ſo iſt hierfür wohl nicht die öſtliche Einwanderung, nicht der Unterſchied der Beſonnung anzuführen. Vielmehr ſind auch hier wieder die Weſtwinde die maßgebenden Beherrſcher des Gebirges: die Pflanzen flüchten vor ihnen dahin, wo ſie am meiſten Schutz und ihre Samen den beſten Halt finden. Daher der größere Reichthum der Oſtſeite, der Granitwände, unter denen die mächtigſte und ſchönſte, die Spitzköpfe, auch botaniſch die reichſte iſt.

Schwieriger iſt es, über die Fauna des Hohneck ſich ein Urtheil zu bilden, da dieſelbe weit weniger leicht ſich dem Beobachter zeigt, die Thiere auch, bei größerer Selbſtändigkeit der Locomotion, nicht ſo abſolut den mechaniſchen Verbreitungsmitteln unterworfen ſind, als die Pflanzen. Auch fehlt es hier weit mehr an Vorarbeiten. So werthvoll Henri de Peyerimhoff's Schmetterlingsverzeichniſſe [3]) ſind, ſo be-

[1]) Godron, Flore de Lorraine (Meurthe, Moselle, Meuse, Vosges), 3 Bde. 1. Aufl. Nancy 1844. 2. Aufl. 2 Bde. 1864.

[1]) Ed. Collomb, Preuves de l'existence d'anciens glaciers dans les vallées des Vosges, 1847, p. 150 — 159.

[2]) Bull. Soc. d'hist. natur. de Colmar 1870, p. 142.

[3]) Bull. Société d'hist. natur. Colmar 1861, 1862; 1880.

ziehen ſie ſich doch nur auf eine Thierklaſſe. Betrachten wir nun auch bloß die Großſchmetterlinge, ſo finden wir ſofort eine Reihe auf den hohen Vogeſen und zum Theil ganz beſonders auf dem Hohneck, welche nach Boisduval in den Alpen ihre Heimath haben. So z. B. mehrere Erebien, düſtergefärbte, vielaugige Tagſchmetterlinge, wie Erobia Cassiope, Pyrrha, welche letztere zugleich auch auf den Pyrenäen vorkommt. Der Nachtfalter Hadena adusta, den de Peyerimhoff auf dem Hohneck fand, gehört ebenfalls den Alpen an; das Gleiche gilt von einer Reihe von Spannern, die ich nicht einzeln anführen will. Auch hier weiſt faſt alles auf die Alpen hin; doch ſcheinen Einwanderungen auch aus Frankreich gerade in die höchſten Vogeſenregionen ſtattgefunden zu haben, wie denn auch Einwanderungen aus nordiſchen Gegenden bei Pflanzen und Schmetterlingen nicht fehlen. Den Apollo, den bekannteſten aller Alpenſchmetterlinge, ſehen wir nicht bis zum Hohneck verbreitet, wohl aber lebt er im Dollerthal. Er iſt jedenfalls durch eigene Wanderung vorgedrungen, während jene anderen Arten, die recht eigentlich glacial zu ſein ſcheinen, wohl durch Winde verſchlagen ſind. Doch über die Thierwelt muß ſelbſtändig und eingehender, als dies hier möglich iſt, gehandelt werden.

---

# Die Frauen in Sibirien[1]).

Es handelt ſich hier nicht um die Frauen der Eingeborenen Sibiriens, ſondern um die ruſſiſchen Frauen, d. h. die Frauen der Bauern, der Kleinbürger und Kleinhändler und der Popen und um deren Stellung. Von den Frauen der zugereiſten Beamten, der reichen Kaufleute, von den Klaſſendamen und Gouvernanten u. ſ. w. ſprechen wir hier nicht — Viſiten, Magazine, Kartenſpiel und Tanz ſind ihnen allen nothwendige Beſchäftigungen, in dieſer Sphäre fühlen ſie ſich wohl, wie der Fiſch im Waſſer. Das ſind keine echten Frauen Sibiriens — wenngleich viele der heutigen Töchter Sibiriens dem Beiſpiel der „Angereiſten“ zu ſehr gefolgt ſind.

Wir reden hier von der eigentlichen ſibiriſchen Frau. Den Leſern werden einige Züge aus dem Leben der Frau unter den Eingeborenen Sibiriens[2]) noch in der Erinnerung ſein. Alle häuslichen und wirthſchaftlichen Arbeiten ruhen auf den Schultern der Frau; der Mann, Jäger oder Viehzüchter, treibt ſich im Walde oder auf der Steppe umher; ſelten ſitzt er zu Hauſe; was hier zu Hauſe zu thun iſt, macht die Frau. Sie ſtellt die Jurte auf, näht und wäſcht für die Familie (wenn überhaupt irgend etwas gewaſchen wird) und bereitet die Speiſen. Dabei iſt die Frau der Eingeborenen eine vollkommene Sklavin, und unter Umſtänden ſogar zeitweilig verkauft, und der Mann iſt ihr unbeſchränkter Herr und Gebieter.

Aber auch die ſibiriſche Frau iſt von einem harten und ſchweren Loos betroffen; nehmen wir zunächſt die Frau der ſibiriſchen Bauern: nicht heiter lacht ihr das Leben von der Geburt an. Der Vater iſt nicht erfreut, daß die Frau ihm eine Tochter geboren hat — damit wird ihr Eintritt in das Leben begrüßt. Die Tage der Kindheit ſind auch nicht freudvoll: die Mutter hat weder die Zeit, die Tochter zu liebkoſen noch auf ſie zu achten, wie es ſich gehört; gut iſt es, wenn eine Großmutter ſich der Enkelin annimmt. Mit ſieben Jahren muß das kleine Mädchen ſelbſt arbeiten: es wartet die jüngeren Brüder oder Schweſtern, es hütet das Vieh, es hilft bei der Gartenarbeit, es trägt Waſſer und anderes. Viele kleine Mädchen werden ſchon in dieſem zarten Alter als „Kinderwärterin“ zu fremden Leuten geſchickt: den ganzen lieben Tag muß die kindliche Wärterin das fremde Kind hüten; um ſeine eigene Pflege kümmert ſich Niemand. Es mag ſelbſt zuſehen, wo es Kleidung und Eſſen kriegt; ſchlafen muß es auf ebener Erde. Es iſt zu verwundern, daß aus dieſem bei Seite geſchobenen, ſchlechtgenährten Geſchöpf ſich doch eine Jungfrau und ſchließlich eine Frau herausbildet, welche an Verſtand einen in der Schule unterrichteten Mann übertrifft; eine Frau mit feſten Grundſätzen, mit einem Charakter, um den ſie nur zu beneiden iſt. Vom 14. oder 15. Lebensjahre muß das Bauernmädchen, abgeſehen von der ihr obliegenden häuslichen Arbeit, ſelbſt für ihre Kleider und Fußwerk ſorgen. Wird ſie verheirathet, ſo wird ſie keineswegs eine „Herrin“: im Gegentheil ihre Arbeit nimmt zu. Auf weſſen Schultern ruht die größte Arbeitslaſt? Auf denen des Mannes oder der Frau? Es ſcheint unzweifelhaft, daß die Frau mehr leiſten muß. Nicht zu ſelten muß die Bauerfrau in Sibirien pflügen und mähen — die Pflege des Gemüſegartens und die übrige Hausarbeit fällt ihr ſelbſtverſtändlich zu. Noch unmittelbar vor ihrer Niederkunft arbeitet ſie, trägt Waſſer und bereitet ſich ein Bad. Mitunter von der Geburt bei der Feldarbeit überraſcht, trägt ſie den Neugeborenen in der Schürze nach Hauſe, und am andern Tage, vielleicht am dritten geht ſie wieder an die Arbeit, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Und dabei einen Trunkenbold als Mann! Einen Haufen Kinder! Deſſen ungeachtet iſt die Frau ſtets bei der Hand, heiter, bereit zu einem Scherz oder zu einem Lied.

Mitunter hat ein oder das andere Mädchen ein Liebesverhältniß; darüber darf man ſich nicht wundern; ſelten tritt die Jungfrau vor dem zwanzigſten Jahre in die Ehe.

Ganz abgeſehen von der ſchweren Lage in der Familie, ungeachtet der ſchweren Arbeit und der rohen Behandlung von Seiten eines dem Trunke ergebenen Mannes, iſt die ſibiriſche Bäuerin keineswegs eine Sklavin. Im Gegentheil, wir ſprechen nicht von ſolchen Frauen, welche das ganze Hausweſen und den trunkenen Mann mit ſtarkem Scepter regieren, nicht von ſolchen Frauen, denen es gelingt, ihre fünf Kinder wirklich zu erziehen — das ſind beſondere Perſönlichkeits-Einzelfälle. Nein, unter ganz gewöhnlichen Umſtänden iſt die ſibiriſche Bäuerin eine ſelbſtändige Hausfrau. Sie vertritt mit Feſtigkeit ihre Rechte nicht allein vor Fremden, ſondern auch vor ihrem Mann. Sie ſchützt mit Selbſtverleugnung und Aufopferung ihr und ihrer Kinder Eigenthum, ihre Kinder; wie eine Wölfin iſt ſie bereit jeden zu zerreißen, der ſie oder ihre Kinder angreift. Wenn ihr Ehemann ein Dummkopf, oder ein Faullenzer, oder dem Trunke ergeben, ſo iſt die Frau die Vertreterin der Familie vor der Gemeinde, vor der Obrigkeit. Man kann ſagen, daß eigentlich die Frau das ganze Hausweſen und die Wirthſchaft beſorgt. Dem Manne liegt die ſchwere Arbeit ob: das Pflügen und Eggen, dann der Er-

[1]) Frei nach dem Ruſſiſchen Sibir 1881, Nr. 19, von o—b.
[2]) „Globus“ Bd. XXXVI, S. 300 und 316.

werb außer dem Hause, und die Schenke (kabak) — das iſt die Sphäre des Mannes.

Leider hat das Laſter des Trunkes und eine gewiſſe Leichtlebigkeit bereits auch die weibliche Bevölkerung der ſibiriſchen Dörfer berührt. Der zeitweilige Aufenthalt der Bauermädchen in den Städten, die Bekanntſchaften daſelbſt, mitunter auch drückende Armuth erſchüttern die alten guten Sitten; ein Gegengewicht giebt es nicht. Weder die Kirche noch die Schule verſtehen es gegen das Uebel der Gegenwart anzukämpfen, ſo daß die Sittlichkeit der weiblichen Bevölkerung entſchieden im Sinken begriffen iſt.

Das von der Bäuerin Geſagte gilt im Allgemeinen auch von den Frauen des Kleinbürgers (Meſchtſchanin)[1]) oder Kleinhändlers. Sie ſind gewandter, freier und zugänglicher als ihre Schweſtern vom Dorf. Aber ſie ſind ebenſo wirthſchaftlich und häuslich, ebenſo eng mit ihrem oft ſehr geringen Haushalt verwachſen; ſie hüten gleichfalls die Kinder und das geringe häusliche Vermögen vor allen inneren wie äußeren Feinden. Nicht ſelten iſt es, daß auch hier die Frau allein das Haus erhält, der Mann verdient wohl einige Groſchen, aber vertrinkt ſie; die Frau ſorgt für die Kinder, ernährt ſie, iſt bemüht ſie in die Schule zu ſchicken. Im Sommer beſorgt ſie den Gemüſegarten und die einzige Kuh; im Winter betreibt ſie auf dem Markte einen kleinen Handel — ſie iſt immerfort thätig. In dem Kreiſe dieſer Leute hört man nicht darüber klagen, daß der Frau der Weg zu Arbeit und zum Verdienen abgeſchnitten iſt; im Gegentheil, die Frau hat viel und ſchwer zu arbeiten. Unter der Laſt der Arbeit altert ſie früh und mit 35 bis 40 Jahren iſt ſie faſt ein altes Weib. Sie iſt ebenſo gottesfürchtig, ebenſo abergläubiſch wie die Bäuerin, doch ebenſo charakterfeſt, thätig und ſelbſtändig.

Ein anderes Ding iſt es, wenn der Mann, der ſogenannte Kleinbürger, anfängt, ſich für einen „Herrn“ zu halten, wenn er Schreiber oder Comptoirdiener oder ſogar „Commis“ wird, d. h. wenn er allmälig ſich zu den „Gebildeten“ rechnet. Wie ſchnell ändert ſich da die Frau! Mit Leichtigkeit wird aus der arbeitſamen Ameiſe ein leichtbeſchwingter ſorgloſer Schmetterling. Sie hat einen Burnus umgehängt, einen Hut aufgeſetzt, hat Pomade und Seife in Gebrauch genommen und ein anderes Weſen iſt daraus geworden. Wo iſt der Fleiß und die Arbeitsluſt geblieben, wo die Liebe zu den Kindern hingeſchwunden? Und nun iſt die Frau faul und anmaßend, zänkiſch, unbeſtändig und ſtets ohne Beſchäftigung. Sie hält ſich mehrere Mägde, hat einen Platz im Theater, kauft allen Tand ein oder macht Beſuche — ſo verdirbt das Wohlleben den Menſchen.

Von den Frauen der höhern Klaſſe ſchweigen wir. Ein ganzes Buch könnten wir mit ihrer Beſchreibung anfüllen, aber wir ſchweigen.

[1]) Mit dem Namen Meſchtſchanin, welchen wir hier mit „Kleinbürger“ wiedergeben, bezeichnet der Ruſſe eine gewiſſe Klaſſe von Leuten, welche meiſt Handel treiben, ohne eigentlich Kaufleute zu ſein. Der deutſche Ausdruck „Bürger“ im Sinne der Einwohner einer Stadt wird im Ruſſiſchen durch Graſhdanin wiedergegeben (Stadt = Gorod).

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Das Budget der Stadt Athen für das Jahr 1882 beläuft ſich in Einnahme auf 950804 und in Ausgaben auf 930285 Drachmen. Das Stadtverordneten-Kollegium hat letzthin beſchloſſen, franzöſiſche Ingenieure zur Herſtellung der Waſſerleitungen und der unterirdiſchen Kanäle der Stadt zu engagiren.

— In Folge kaiſerlicher Ordre vom 11. (23.) Juli dieſes Jahres iſt ſeit dem 1. (13.) September das Generalgouvernement Orenburg eingegangen. Die Beſtandtheile deſſelben, die Gouvernements Orenburg und Ufa ſowie die Oblaſts Turgai und Uralsk, ſind direkt den Miniſterien unterſtellt, in militäriſcher Beziehung aber dem Militärbezirk Kazan zugetheilt worden.

## Aſien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge hat im vergangenen Sommer unter der Leitung des Generals Komarow eine Rekognoſcirung der Päſſe ſtattgefunden, welche aus Abchaſien nach dem Kubangebiet führen, und zwar auf der Strecke vom Maruchpaſſe bis zum Elbrus, behufs Anlage einer Straße über den Kaukaſus nach Suchum. Bisher waren dort nur die Uebergänge von Klytſch, Kluchor und Nachor genau bekannt, und flüchtig war im Jahre 1879 die Richtung längs des Fluſſes Dombai-Ulgen beſichtigt worden.

— Die ruſſiſcherſeits im vergangenen Sommer an der Lena errichtete internationale Polarſtation ſteht unter Leitung des Herrn Jürgens, dem die Herren Eichner und Dr. Bunge als Gehülfen beigegeben ſind.

— Am 6. Oktober 1881 hat der High Commiſſioner Sir R. Biddulph in Limaſol auf Cypern das wichtigſte Bauwerk, welches unter engliſcher Herrſchaft auf der Inſel bis jetzt errichtet worden iſt, einen 600 Fuß langen eiſernen Hafenmolo, dem Verkehre übergeben. Es iſt das der einzige ſeiner Art, welcher ſich zwiſchen Alexandrien und Konſtantinopel findet, und er wird nicht wenig dazu beitragen, den Handel jener ohnehin ſich entwickelnden Stadt zu beleben. Bei dem der Eröffnung folgenden Frühſtücke theilte Sir R. Biddulph in ſeinem Toaſte auf das Gedeihen Limaſols folgende Ziffern über deſſen Handelsverkehr mit. 1878 betrug die geſammte dortige Ein- und Ausfuhr 85904 Pf. St., 1879 ſchon 140439 Pf. und 1880 143577 Pf. Davon entfiel auf den Wein-Export 1878 22875 Pf., 1879 25428 Pf. und 1880 43282 Pf. Frankreich, deſſen Bordeauxweine jetzt überall, in Spanien, Sicilien, Toskana, Cypern u. ſ. w., nur nicht um Bordeaux zu wachſen ſcheinen, bezog vor der Okkupation Cyperns durch die Engländer gar keinen Wein von dort, 1878 ſchon für 839 Pf., 1879 für 1680 und 1880 für 12337 Pf., d. h. eine Zunahme von 734 Procent. Die geſammte Tonnenzahl des Schiffsverkehres, welche ſich im erſten Halbjahre 1880 auf 36435 belief, hat ſich gleichfalls in derſelben Periode von 1881 verdoppelt. Eine bemerkenswerthe Thatſache iſt ferner der gute Geſundheitszuſtand der Truppen; ſeitdem dieſelben bei Limaſol liegen, iſt im Winterlager kein Todesfall, und im Sommerlager am Troodos-Gebirge nur ein einziger vorgekommen; Cypern nimmt für das Jahr 1880 in geſundheitlicher Hinſicht die erſte Stelle unter allen engliſchen Garniſonen ein. Vielleicht laſſen ſich dadurch Touriſten bewegen, Limaſol im Winter und den Troodos im Sommer aufzuſuchen, um der levantiniſchen Hitze zu entfliehen.

— Die Frage nach dem Vorhandenſein eines thätigen

Vulkane in Innerasien, speciell an der Grenze von Kuldscha, ist von Geologen und russischen Forschungsreisenden viel ventilirt worden, und der Gouverneur von Semiretschensk, General Kolpakowski, hat wiederholt (1878 und 1879), aber vergeblich Expeditionen zu ihrer Lösung ausgesendet. In diesem Jahre hat er es wiederum gethan und telegraphirt nun, wie der „Mail“ aus St. Petersburg gemeldet wird, daß er endlich das ewig brennende Feuer im Tiën-tschan gefunden hat. 12 Miles nordöstlich der Stadt Kuldscha ist der Berg Baischan entdeckt worden, in einem von den mächtigen Ailak-Bergen umgebenen Becken; aber das seit undenklichen Zeiten dort brennende Feuer ist nicht vulkanischer Natur, sondern rührt von einem brennenden Kohlenlager her. An den Seiten des Berges sind Höhlen, denen Rauch und schwefelige Gase entströmen. Sewertzow's Behauptung, daß die von chinesischen Autoren in jener Gegend erwähnten Feuerberge keine Vulkane, sondern brennende Kohlenflöze seien, hat sich also bestätigt, ebenso wie die Lehre der Geologie, daß das Vorkommen thätiger Stratovulkane an die Nähe großer Wasserflächen geknüpft ist. Wenn H. Credner in seinen „Elementen der Geologie“ (3. Auflage S. 137) als Ausnahmen die Binnenlandvulkane der nordwestlichen Mandschurei und auf dem Tiën-tschan anführt, so darf er mindestens letztere Lokalität jetzt getrost streichen.

— Es gehört zu den größten Seltenheiten — berichtet G. Kreitner in seiner Reisebeschreibung „Im fernen Osten“ (S. 862 f.) — von den viehzuchttreibenden Tibetanern, denen die Butter zum täglichen Brote geworden ist, genießbare Butter erstehen zu können. Dieselbe kommt nämlich niemals in kleinen Quantitäten zum Verkaufe, sondern immer in größeren Ziegeln — wie bei uns der Schweizerkäse — im Gewichte von 10 bis 20 Kilogramm. Da die wenigsten Tibetaner so große Yakherden besitzen, um auf einmal so viel Butter erzeugen zu können, auch die Yakkühe nicht jeden Tag gemolken werden, so bewahrt jeder Hauswirth die Butter so lange, bis er das gewünschte Gewicht erzielt hat. So gelangt die Butter gewöhnlich erst einige Monate nach ihrer Gewinnung in den Handel. Daß ihr Geschmack dann vieles zu wünschen übrig läßt, bedarf keiner Erörterung, abgesehen davon, daß der Europäer eine Zugabe von unzähligen Yakhaaren und anderen undefinirbaren Erinnerungen an die gemolkene Kuh wenig appetitlich finden wird. Die Tibetaner theilen in solchen Punkten durchaus nicht unsere Ansichten; sie schneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verschlingen mit gierigem Vergnügen alle nebensächlichen Theile der ranzigen Hauptsache. Unsere tibetanischen Maulthiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirthshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee. Bei den Tibetanern wird auch die Butter, sowie der Ziegelthee, als Zahlung angenommen.

— Im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums unternimmt der Schiffslieutenant Louis Delaporte eine neue Forschungsreise in Hinterindien. Bekannt ist der hervorragende Antheil, welchen derselbe an der berühmten Mekhong-Expedition unter de Lagrée und F. Garnier genommen hat. Später führte er eine archäologische Mission nach den Ruinen von Kambodja, welcher jenes prächtige Chmer-Museum zu danken ist, das die Theilnehmer am Pariser Geographischen Kongresse 1875 im Schlosse von Compiègne kennen lernten. Delaporte's Begleiter, welche sich bereits in Toulon nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft haben, sind Farant, Laderich, Ghilardi, ferner Zeichner, Ingenieure, Photographen, Former und andere Hilfsarbeiter. Die Arbeiten werden hauptsächlich sich auf das Studium noch unbekannter Chmer-Denkmäler richten, um die Pläne derselben aufzunehmen, Ausgrabungen zu veranstalten, das verwendete Material, die Bauart der Mauern und Gewölbe, die Ornamentirung zu erforschen, die Basreliefs und hervorragendsten Architekturstücke zu reproduciren, Inschriften abzuschreiben u. s. w.

Die Bevölkerung der Suluinseln nach A. Garin.

| | Insel | Krieger |
|---|---|---|
| Balanguingui-Gruppe | Bucutua | 70 |
| | Tongkuil | 140 |
| | Farol | ? |
| | Sipac | 50 |
| | Bangao | 25 |
| | Maningut | 50 |
| Sulu-Gruppe | Pata | 600 |
| | Capual | 25 |
| | Bitinan | 30 |
| | Bujangan | 10 |
| | Sulú, ohne die den Spaniern direct unterworfenen Landstriche | 13450 |
| | Patian | 100 |
| Tapul-Gruppe | Paguía | 50 |
| | Tapul | 500 |
| | Lugus | 70 |
| | Lamennga | 80 |
| | Nauca | 40 |
| | Paranang | 30 |
| | Tara | 30 |
| | Sisaffi | 330 |
| | Lapac | 100 |
| | Shebaud | 80 |
| Tawi-Tawi-Gruppe | Labawan | 60 |
| | Ubian | 120 |
| | Pomelean | 10 |
| | Tandubas | 75 |
| | Seeubun | 70 |
| | Latuan | 30 |
| | Mantabuan | 20 |
| | Banaran | 230 |
| | Bilatan | 200 |
| | Tawi-Tawi | 120[1] |
| | Bongao | 25 |
| | Simonor | 230 |
| | Sibutu | 230 |
| | Tumindao | 100 |
| Pangutarúng-Gruppe | Maro-ugas | 20 |
| | Pangasina | 20 |
| | Bubuan | 35 |
| | Palliagan | 30 |
| | Tubigan | 50 |
| | Pangutarúng | 50 |
| | Panducang | 50 |
| | Ubiang | 120 |
| | Usada | 20 |
| | Bas-Bas | 40 |

Daß diese Schätzung nicht in Allem zuverlässig ist, erweist insbesondere die Angabe von nur 120 Kriegern auf Tawi-tawi. Die Bevölkerung dieser Insel muß doch eine ziemlich starke sein, wie ich es mit folgenden Citaten aus Pazos „Jolo“ (Burgos 1879) belegen kann: Allein an der Südküste wurden 1865 von einer spanischen Expedition 300 Fahrzeuge zerstört, ein „otro gran número“ konnte wegen Untiefen und der Bäume halber nicht genommen werden, welche von den Piraten gefällt wurden, um die Kanäle den spanischen Schiffen unzugänglich zu machen (S. 213). Pazos erwähnt auch noch die Pueblos (Dörfer) Pomigán und Bu-

[1] 100 im Pueblo Balimbin, 20 im Pueblo Luchunan. Offenbar sind Garín nicht die übrigen Vasallen- oder Dattostaaten Tawi-tawis dieser so großen Insel bekannt.

gampuli (S. 168), ferner den im Innern an einem Flusse gelegenen Pueblo Paraitan, den er „grande y de mejor construction“ nennt (S. 215); weiter erwähnt derselbe Autor des Pueblos Tegem-Tegem, der mit einem Steinfort versehen „por número considerable de moros“ vertheidigt wurde (S. 217). Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bewohner von Tawi-tawi einst nach Sulu ausgewandert sein müssen, denn unser Gewährsmann sagt von den Pueblos Patan und Caucanga der Hauptinsel Sulu, daß sie „en su mayor parte de emigrados de Tawi tawi y Balanguingui“ bewohnt wären (S. 169). Die Insel Lupa (boan) ist jetzt nach Garin unbewohnt, in den sechsziger Jahren gab es dort drei Dörfer (S. 182), 1865 fanden die Spanier dort einen zahlreichen Viehstand von Rindvieh und Ziegen, ferner Hühner, Tauben, auf den Feldern wurde camote, Zuckerrohr, gebaut, ebenso gab es Bananen- und Kokos-Pflanzungen (S. 211).

In der Balanguingui-Gruppe gab es auf Tongkuil (früher allgemein Tonquil geschrieben) eine zahlreiche Bevölkerung; am 4. Jan. 1851 verbrannten dort die Spanier 1000 Hütten im Kampfe gegen die Piraten (S. 115). Die Bevölkerung von Bangao muß eine größere sein als sie Garin angiebt, Garin kennt nur einen Pueblo, Pazos erwähnt (S. 195) zwei (einer hiervon „gran pueblo“) und noch andere „grupos de casas“. Die Insel Balanguingui, welche jetzt nach Garin unbewohnt ist, war dies auch 1851, indem die Spanier alle Piraten von derselben verjagten, 1861 besaß aber die Insel wieder vier Pueblos: Bocotingöl, Paitan, Pandan-Pandan grande und Pandan-Pandan chico (S. 193).

Nach dem auf den Philippinen bei der Zählung nach Kopfsteuereinheiten erprobten System müßte man die Zahl der Krieger mit 5 multipliciren, um die Einwohnerzahl der Sulu-Inseln (ohne das geographisch dazu gehörige Basilan) zu erhalten. Hierzu wären dann noch die 1401 Bewohner des den Spaniern direkt unterworfenen Theiles der Hauptinsel Sulu beizuzählen. Erwähnung verdient, daß Garin der Guimbas gar nicht gedenkt, eines malaiischen Bergstammes, der auf den Gebirgen der Hauptinsel Sulu wohnt und seine Unabhängigkeit sowohl Spanien als den Sultanen und deren Baronen (Dattos) gegenüber zu behaupten gewußt hat. Prof. Ferd. Blumentritt.

## Südamerika.

— Die früher oft erwähnte Bahn um die Fälle des Madeira-Stromes herum, auf deren Erbauung man so große Hoffnungen für die Entwickelung des Amazonen-Gebietes und Boliviens setzt, wird nun vielleicht bald in Angriff genommen werden, und zwar durch die brasilianische Regierung selbst. Die früher dem Obersten Church ertheilte Concession ist bereits durch Dekret für erloschen erklärt worden.

— In der Argentinischen Republik macht man Anstalten, die Straußenzucht einzuführen. Eine 1880 an der von Buenos Ayres nach Westen führenden Bahn errichtete Straußenfarm eines Mr. Beaumont soll gedeihen und soeben sind wieder 200 Strauße vom Kap nach der Argentina gebracht worden, zu deren Erwerbung und Ausnutzung sich eine Gesellschaft bilden will.

— Wir haben früher die Walliser Kolonie am Rio Chuput in Patagonien gelegentlich erwähnt. Jetzt hat die argentinische Regierung ihren Landmessern Befehl ertheilt, 50 Leguas (260 km) weiter landeinwärts, wo der Boden noch fruchtbarer sein soll, eine neue Kolonie ebenfalls für Auswanderer aus Wales abzustecken.

## Vermischtes.

— Das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objekte, da bei genauester Wiedergabe der Form und plastischen Erscheinung durch den Holzschnitt in der Beschreibung der Farbennüancen, welche die Gattung oder Art charakterisiren, dem Texte eine Aufgabe zufällt, die er nur in höchst unvollkommener Weise ausführen kann. Von diesem Gedanken geleitet, hat das Bibliographische Institut eine „Kolorirte Ausgabe von Brehm's Thierleben“ unternommen, welche die 170 ganzseitigen Bilder der bisherigen Ausgabe in prachtvoll farbiger Ausführung (durch den Maler O. Winkler und unter Aufsicht der Zoologen Girtanner, Kunzinger, Taschenberg und O. Schmidt) bringt. Die ersten Lieferungen der Abtheilung „Vögel“ sind bereits erschienen und haben sich sofort den lebhaften Beifall der hervorragendsten deutschen Ornithologen erworben; derjenige des großen Publikums wird ihnen nicht vorenthalten bleiben.

— Von Hölzel's „Geographischen Charakterbildern für Schule und Haus“, welche wir auf S. 224 des vorigen Bandes anzeigten, ist im September dieses Jahres die zweite Lieferung, enthaltend Blatt 4 „Die Wüste“ (Stein- und Sandwüste in der Oase Dachel) und Blatt 5 u. 6 „Das Berner Oberland“, erschienen. Wir haben zum Lobe dieses bisher einzigen Unternehmens unserer frühern Empfehlung nichts hinzuzufügen, als daß durch das gleichzeitig ausgegebene erste Textheft, welches die wissenschaftlichen Erläuterungen zu den sechs ersten Bildern bringt, die Namen derjenigen Fachmänner bekannt gemacht werden, unter deren pädagogischer und wissenschaftlicher Leitung das Ganze steht. Es sind das besonders Dr. J. Chavanne, B. von Haardt, Landes-Schulinspektor B. Prausek, Professor Dr. F. Simony, Prof. Dr. F. Toula und Prof. Dr. K. Zehden. Für die folgenden Lieferungen sind nachstehende Bilder in der Ausführung begriffen: Der Pasterzengletscher. Der Vesuv mit dem Golf von Neapel. Der Rotomahana-Geyser auf Neu-Seeland. Ein Barrancabild mit dem Pic von Orizaba. Nil-Katarakt bei Assuan. Die Sierra Nevada in Nordamerika. Eine Mangroveküste. Die Llanos. Wir wünschen dem Unternehmen, welches den Lernenden für billigen Preis naturwahre und zugleich mit künstlerischem Geschmacke ausgeführte Bilder und damit eine vorzügliche Anschauung verschafft, nochmals besten Erfolg.

— Als Einleitung zu dem „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen“, welches, bei Spamer in Leipzig erscheinend, schon eine ganze Reihe guter Arbeiten im populären Gewande umfaßt (z. B. H. v. Barth's Ost-Afrika, Hellwald's Bücher über Asien, Oberländer's über Australien und Oceanien), hat J. Löwenberg eine „Geschichte der Geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum und Mittelalter bis zu Magellan's erster Erdumsegelung“ geschrieben, von welcher der 1. Band mit über 100 Abbildungen und Karten erschienen ist. Als Leser dachte sich der Verfasser „die erwachsene Jugend, Gebildete jedes Standes“ und vermeidet Citate, Quellennachweise u. s. w. Von besonderem Interesse für viele werden die Nachbildungen alter und mittelalterlicher Karten, Holzschnitte, Kupferstiche ꝛc. sein.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. XII. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. VI. — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. V. (Schluß.) — Die Frauen in Sibirien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Südamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 20. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

# V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

1.

Largeau hatte im Jahre 1874 den Plan gefaßt, die Sahara in kommerzieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen, und zu versuchen, ob sich nicht die Karawanen aus dem Sudan, welche seit der Eroberung Algeriens diese französische Kolonie sorgfältig vermieden und statt derselben nach Marokko und Tripolis gingen, wieder ihren früheren

Neu-Biskra.

Zielen in Algerien zuführen ließen. Er wollte greifbare Beweise für den Reichthum des Sudan liefern, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf denselben lenken und schließlich Mittel und Wege ausfindig machen, um Algerien mit dem Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden. Es war das ein kühnes Unternehmen, zumal man damals noch in den französischen Schulen lehrte, die Sahara sei eine Wüste von Flugsand, wasserlos und höchstens für wilde Thiere

bewohnbar. Aus Reiſebeſchreibungen und aus dem Munde nomadiſcher Eingeborenen hatte Largeau jedoch gelernt, daß ſowohl vom Südabfalle des Atlas wie von den Bergmaſſiven der großen Wüſte reichliche Waſſermengen herabſtrömen und, wenn auch nicht offen zu Tage treten, ſo doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche in den natürlichen Bodenſenkungen dahinfließen; ihnen verdanken die ſtellenweiſe zahlreichen Oaſen ihre Exiſtenz, und es muß möglich ſein, wenn man dieſen Thälern nachgeht, einen Weg und ſelbſt eine Eiſenbahn zwiſchen Algerien und dem Sudan herzuſtellen und längs derſelben eine Reihe wohl bewäſſerter Oaſen zu ſchaffen. Der Gedanke einer Eiſenbahn durch die Sahara, eines „Transſaharien", ſtammt übrigens nicht von Largeau, ſondern von einem ehemaligen höhern Offizier, M. Juillet-Saint-Lager in Algier, welcher denſelben zuerſt in der Vorrede zu der „Grammaire tamachek'" des Kommandanten Hanoteau

Weiber vom Stamme der Uled-Nail.

entwickelt und ſpäter wiederholt mit unſerm Reiſenden, mit Paul Soleillet und anderen Männern, denen die Sahara-Frage im Intereſſe Frankreichs am Herzen lag, beſprochen hat.

Largeau, welcher ſeine Pläne den leitenden Kreiſen von Paris vortrug, fand dort zwar freundliche Aufnahme, aber wenig materielle Unterſtützung; mit vieler Mühe brachte er 7400 Francs zuſammen, wovon jedoch der größte Theil von den vorbereitenden kleineren Reiſen, von der Anſchaffung von Inſtrumenten, Proviſionen, ſonſtiger Ausrüſtung u. ſ. w. verſchlungen wurde. Trotzdem trat er hoffnungsvoll ſeine Reiſe über Alger, Philippeville, Conſtantine und Batna (bis wohin heute die Eiſenbahn führt) an.

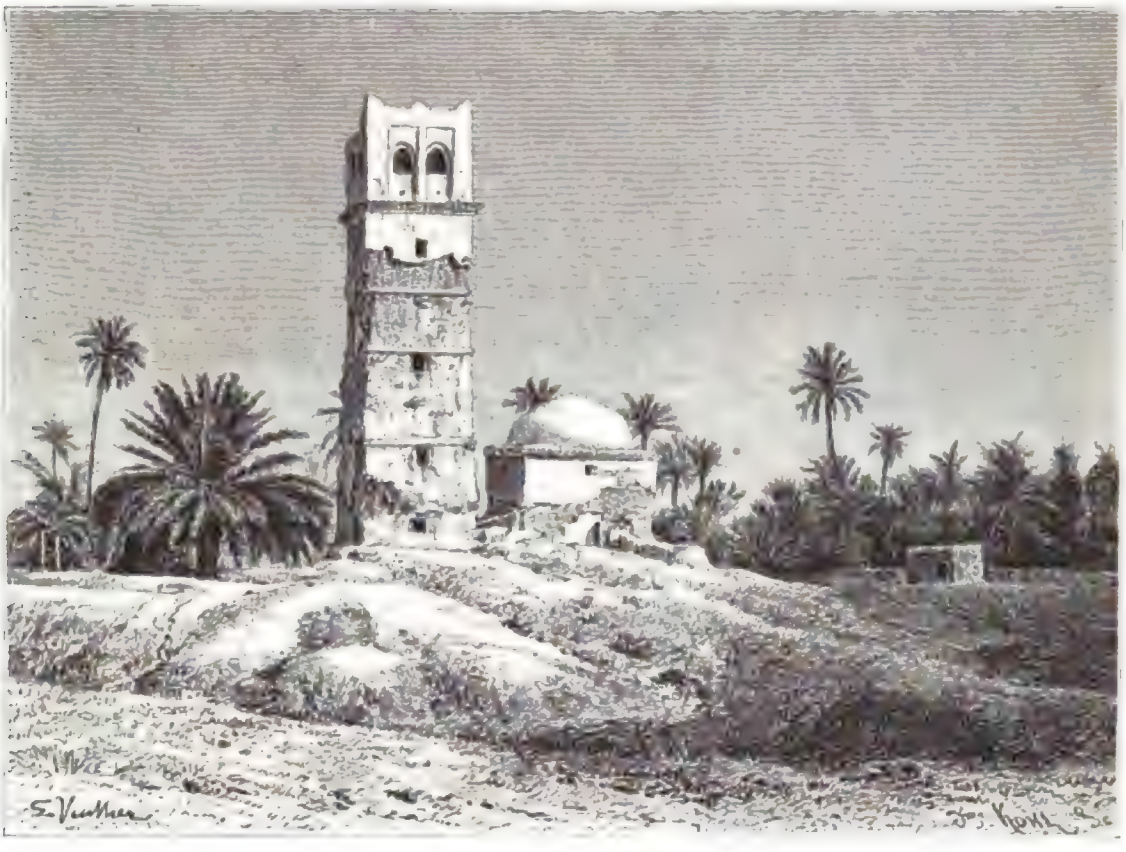
Einige Kilometer ſüdlich von Batna ſenkt ſich die Straße nach Biskra auf dem ſahariſchen Abfalle des Aures-Gebirges über El-Kſur, die elſäſſiſche Kolonie Ain-Tuta, les Tamarins, El-Kantara und El-Utaja hinab; dann paſſirt man den letzten Ausläufer des Aures in der Spalte, welche den kahlen Abhang des Dſchebel Bu-Ghezal, des „von den

Digitized by Google

Biskra: Dorf und Zelte unter Palmen.

Gazellen bewohnten oder bevorzugten Berges", durchſetzt und von den Arabern Sfa, d. h. Riß, Spalte, Schlucht, genannt wird. Der niedrige, aber langgeſtreckte Dſchebel Bu-Ghezal wird durch eine enge Schlucht, in welcher der magneſiahaltige Fluß von Biskra über mächtige Felsblöcke hinwegrauſcht, von der öſtlich gelegenen Bergmaſſe getrennt, die bei den Eingeborenen den poetiſchen Namen Dſchebel Ahmar-Chaddhu (Berg mit der Roſenwange) führt. Von der Höhe des Paſſes aus erblickt der erſtaunte Reiſende eine unermeßliche Ebene, welche ſich ſüdwärts bis zum Horizonte ausdehnt und dort mit dem Himmel in Eins zu verſchwimmen ſcheint. Sie iſt ein Abbild des Oceans und beſitzt wie dieſer waſſerreiche, fruchtbare Inſeln mit bevölkerten Städten, die ſich bald einzeln, bald in Gruppen zuſammenfinden, die Oaſen (arabiſch unhat oder ghieb, d. i. Wälder) Ruheplätze für die Karawanen oder Schlupfwinkel für Räuber. Wie der Ocean hat auch ſie ihre erſchlaffenden Windſtillen und ihre entſetzlichen Stürme, welche die Sandwellen bis zu den Wolken emporjagen.

Zunächſt zeigt ſich unweit des Fußes des Gebirges eine lange dunkelgrüne Linie, dann weiterhin ſchwarze Flecken, den Tüpfeln eines rieſigen Tigerfelles ähnlich. Die grüne Linie iſt die ſchöne Oaſe Biskra mit ihren beiden Städten, der franzöſiſchen oder Nouveau Biskra, einem reizenden Aufenthaltsorte in einem Meere von Grün mit herrlichen Gärten und prächtigen Plätzen, und dem Alten Biskra, deſ-



Moſchee Sidi Ben Ferdha.

ſen ſieben aus Luftziegeln erbauten Quartiere wie ebenſo viele einzelne Dörfer in dem Palmenwalde zerſtreut ſind. Die ſchwarzen Flecken aber, welche hier und da die Einförmigkeit der weiten Ebene unterbrechen, ſind die verſchiedenen Oaſen des Archipels der Ziban; von ihnen hat unter den Mohammedanern den größten Ruf Sidi-Okba, weil ſie das Grab des gleichnamigen arabiſchen Eroberers aus dem 7. Jahrhunderte umſchließt.

Vom Paſſe Sfa aus geſehen ſtellt ſich die Oaſe Biskra als lange ſchwarze Linie am Beginne der fahlen Ebene dar; je mehr man indeſſen von den Bergen hinabſteigt, deſto mehr entwickelt ſie ſich und dehnt ſich aus wie ein rieſiger Teppich, und man ſieht, wie ſie nach allen Richtungen hin Ausläufer von mehr als 5 km Länge in die wüſte Ebene entſendet. Bald aber lenken helleuchtende Punkte, welche ſich im Norden aus der wirren grünen Maſſe loslöſen, die Blicke auf ſich; es ſind die erſten, noch halb von Bäumen verſteckten Häuſer der franzöſiſchen Stadt. Dann beginnt man die Spitzen der Palmen zu unterſcheiden, zwiſchen denen die dunkelen hundertjährigen Cypreſſen emporſteigen. Ringsum breiten ſich Gerſtenfelder der Nomaden aus, deren reife Aehren die Sonne mit ſtrahlendem Goldglanze übergießt. Noch muß man die geneigte Ebene überſchreiten, welche ſich ſteinig, von Schluchten durchfurcht und glühend heiß zwiſchen dem Fuße des Gebirges und den erſten Palmgruppen der Oaſe hinzieht; dann erſt betritt man die ſchnurgerade Hauptſtraße von Neu-Biskra. Rechts faſſen ſie ſchöne, ſolide Häuſer ein, deren oberes Stockwerk auf zierlichen Bogenſtellungen ruht, unter denen die Spaziergänger Schutz vor den glühenden Sonnenſtrahlen finden. Zur

Linken aber liegen immergrüne Schmuckplätze und ſchattige Baumpflanzungen, unter denen in offenen Gräben Waſſer in reichlicher Menge dahinfließt. Wie ſchön läßt ſich unter dieſem duftenden grünen Gewölbe am Abend eines heißen Sommertages Luft ſchöpfen! Und doch war noch vor kaum neun Jahren derſelbe Platz öde und ſonnenverbrannt. Damals lag die Franzoſenſtadt nördlich außerhalb der Oaſe, welche die zerſtreuten Quartiere der Eingeborenen umſchloß, auf einer von breiten Spalten durchzogenen Lehmebene, auf welcher nur hier und da einige dürftige Palmen, vorgeſchobene Poſten des großen Waldes, mit traurig geſenktem Wipfel nach Feuchtigkeit zu verlangen ſchienen. Damals, nachdem der Süden des Landes pacificirt war, erkannte General de Lacroix-Vaubois, daß ſich aus Biskra, welches bis dahin nur als vorgeſchobener ſtrategiſcher Poſten betrachtet worden war, ein Handelscentrum erſten Ranges und ein beſuchter Badeort machen laſſen könne, und ſeine Gedanken wurden durch den Kommandanten Crouzet, der auf ſeine Fürſprache hin zum Oberbefehlshaber des Kreiſes ernannt wurde, in trefflicher Weiſe in Thaten umgeſetzt.

Zunächſt wurde ein feſter gemauerter Damm in dem Wed Biskra, welcher ſich aus Gießbächen des Aures bildet und weſtlich bei der Stadt vorbei dem Schott Melghir zufließt, erbaut. In zahlreichen Kanälen wurde das ſo geſammelte Waſſer über den Lehmboden vertheilt, und wie durch Zauberei wuchſen alsbald die köſtlichen, kräftigen Pflan-

Palmen in der Oaſe von Biskra.

zungen empor, welche heute die Einheimiſchen entzücken und die lebhafte Bewunderung der in jedem Winter zahlreicher hinzuſtrömenden Touriſten erwecken. Biskra iſt in der That ein Badeort and Ueberwinterungsplatz am Eingange der Sahara geworden. Seine Bevölkerung hat ſich in wenigen Jahren verdoppelt, ſein Handel mit dem Süden einen bedeutenden Aufſchwung genommen und der Ackerbau ſteht dort in Blüthe. Neu-Biskra iſt eine „commune de plein exercice“ geworden, d. h. iſt zu einem großen Theile von Franzoſen oder anderen Europäern bewohnt und wird ebenſo verwaltet, wie eine Kommune in Frankreich; es zählt etwa 7000 Einwohner, darunter 600 Europäer oder naturaliſirte Israeliten und einige Beni-Mzab. Es iſt nicht, wie die meiſten neu angelegten Städte des Tell, mit Mauern umgeben, ſondern wird von dem 1849 erbauten Fort Saint Germain beſchützt; daſſelbe liegt auf einem 15 m über die Ebene anſteigenden Kreidehügel, beſitzt rieſige Ciſternen und könnte in Fällen der Noth der geſammten europäiſchen Bevölkerung zum Zufluchtsorte dienen. Sonſtige Gebäude ſind das Offizierkaſino, das bequeme Hôtel du Sahara, das Gefängniß, die Gendarmeriekaſerne und ein überdeckter Marktplatz. Eine gewiſſe Berühmtheit genießt die Schule, deren Begründer und Leiter Colombo weit und breit im Lande, von den Ziban an bis zu den Nomaden von Wargla, bekannt und geehrt iſt. Faſt alle Söhne der eingeborenen Häuptlinge ſind ſeine Schüler geweſen und ſelbſt erwachſene Araber nehmen an ſeinem Unterrichte Theil. Colombo kam 1844 als Soldat in das Land, lernte Arabiſch und benutzte dann dieſe Kenntniß, den Eingeborenen das Franzöſiſche beizubringen, was ihm bis zu einem gewiſſen Grade auch

gelungen iſt. Seine gemiſchte Schule wird jetzt von etwa 90 Kindern beſucht, darunter 70 arabiſchen.

Die in Biskra anſäſſigen Europäer und Beni-Mzab beſchäftigen ſich beſonders mit Handel; ſie beziehen Getreide aus dem Tell und verkaufen es an Karawanen, die es auf die Märkte von Suf, Wed Righ und Wargla ſchaffen, verſenden die Datteln aus dem Süden nach Algerien und Frankreich, handeln mit Stoffen, Materialwaaren, Konſerven für das Militär, Wein und Liqueuren. Einige Franzoſen beſitzen auch anſehnliche Gärtnereien. Die einheimiſchen Händler ſind meiſt nur Kleinkrämer, die von der Hand in den Mund leben; manche verkaufen den Fremden Decken, Teppiche, Meſſer, Fächer und ſonſtige an Ort und Stelle gefertigte Dinge, wo übrigens die Induſtrie der Eingeborenen noch auf einer ſehr niedrigen Stufe ſteht.

Die von den Arabern ſo gehaßten und verachteten Juden ſind hier wie auch ſonſt in Afrika in Wahrheit haſſens- und verachtenswerth. Manche dürften nicht offen ſagen, was für Geſchäfte ſie betreiben; andere, und das ſind noch die beſten, handeln mit Spielwaaren und verleihen Geld zu Wucherzinſen, noch andere verkaufen den Soldaten und der Hefe der eingeborenen Bevölkerung zu niedrigen Preiſen abſcheulichen Schnaps, der namentlich in den heißeſten Monaten ſeine verderbliche Wirkung nur allzuhäufig ausübt. Es findet ſich nämlich in Biskra eine Anzahl von Ausgeſtoßenen, Faulenzern und Vagabunden aus allen benachbarten Ländern, mit welchen die Polizei oft genug ein Hühnchen zu pflücken hat. Dieſelben huldigen trotz den Vorſchriften des Korans dem Genuſſe ſtarker Getränke und beſonders des verderblichen Abſinth; ihre Trunkenheit ſteigern ſie noch durch unmäßiges Kif-Rauchen. Viele ſind auch dem Spiele leidenſchaftlich ergeben; es iſt vorgekommen, daß Jemand ſelbſt ſeine Kleider verſpielt und dann mehrere Tage lang im Kaffeehauſe in Matten eingewickelt, um ſeine Nacktheit zu verbergen, hat verweilen müſſen. Jedem Fremden iſt auch Mumi bekannt, der einmal ſeine als eine der Perlen der Stadt berühmte Frau einſetzte und verlor. Lächelnd und ergeben in Allah's Willen folgte ſie dem glücklichen Beſieger ihres unwürdigen Mannes in ſein Haus. Was hatte ſie dabei auch zu verlieren?

Auch die Liederlichkeit hat ihre Vertreterinnen in Biskra, die ſich aus wenigen Frauen der Stadt ſelbſt, einigen Berberweibern aus dem Aures, und namentlich aus Mädchen vom Stamme der Ulad-Naïl rekrutiren. Derſelbe wohnt in der Provinz Alger um Dſchelfa auf keineswegs unfruchtbarem Boden, wo zahlreiche Herden weiden und Halfa wächſt; wollte man die dortigen Berge wieder bewalden, Waſſermauern durch die Wadis ziehen und ein Bewäſſerungsſyſtem anlegen, ſo könnte der Stamm leicht zum ſeßhaften Leben des Ackerbauers übergehen. Seine Töchter aber opfern jetzt ihre Keuſchheit, um ſich eine Mitgift zu verdienen; es iſt das keine arabiſche, wohl aber eine bei den Berbern ſich öfter findende Sitte. In den größeren Ortſchaften der Sahara, beſonders aber in Biskra, finden ſie ſich ein, ſobald ſie halbwegs erwachſen ſind, und beugen dort manche einflußreiche Perſönlichkeit unter ihr Joch. Der Sohn eines großen Häuptlings hat einmal einer ſolchen Tänzerin und Dirne zu Liebe die Koffer ſeines Vaters geplündert und ſchließlich ſeinen Stammesgenoſſen eine außerordentliche Steuer von 6 Francs per Kopf auferlegt. In einer andern Stadt hat ein grober Chalifa arme Schlucker durchprügeln, ins Gefängniß werfen und mit Geld ſtrafen laſſen, bloß weil ſie einer ſolchen Naïlija nicht gefielen oder von ihrer Schönheit ſich nicht ganz geblendet ſtellten. Freilich nimmt mit der wachſenden Zahl der Franzoſen auch die Macht ſolcher großen und kleinen Tyrannen zuſehends ab.

Mühle unter Palmen in der Oaſe von Biskra.

Beſonders pflegen dieſe Mädchen den Tanz, natürlich den orientaliſchen, welcher mit dem unſerigen wenig gemein hat. Abend für Abend iſt ihr Quartier das Stelldichein aller Müſſiggänger in Stadt und Umgegend; Eingeborene und Anſiedler, Civiliſten wie Militärs, Touriſten, Weiße, Schwarze, Berber und Araber drängen ſich brüderlich zu dieſem Schauſpiele hinzu. Sobald die Nacht anbricht, erfüllt eine dichte, laute Menge die engen, ſtaubigen Straßen, die indeſſen ziemlich hell erleuchtet ſind, da jeder Hauseigenthümer an ſeiner Thür eine brennende Laterne anbringen muß. Bald füllen ſich die Kaffeehäuſer, in denen die Ulad-Naïl ihre choreographiſchen Künſte zum Beſten geben, mit Burnusträgern, für deren Menge die Bänke nicht genügen, welche ringsum in dem weiten Saale aufgeſtellt ſind. Im Hintergrunde erhebt ſich wie ein antiker Altar der Ofen des qahuadschi (Kaffeewirth). In der einen Ecke ſteht ein Tiſch, auf welchem das Orcheſter Platz nimmt, beſtehend aus einer kreiſchenden Art von Klarinette (ghaita), einer Schellentrommel (thar) oder einer derbuka, d. h. einem Topf ohne Boden mit darüber geſpanntem Fell, und drittens einem Kaſten (thebel), auf welchen der Spieler mit einem krummen Stücke Holz losſpaukt. Dieſe Inſtrumente vollführen als Ouvertüre ein ſolches Geräuſch, daß alle Hunde in der Nachbarſchaft jämmerlich zu heulen beginnen. Plötzlich tiefes Stillſchweigen und nun beginnt der Tanz. Die Mädchen erheben ſich, ſchreiten in die Mitte des Saa-

les und grüßen mit dem graziöſeſten Lächeln die Schaar ihrer Bewunderer. Mit ihren Armen, die mit glitzerndem Geſchmeide bedeckt ſind, und ihren golddurchwirkten ſeidenen Gürteln bilden ſie eine Art Heiligenſchein um ihren Kopf; ſich wiegend ſchreiten ſie vor- und rückwärts, nach rechts und links, blinzeln dazu mit den Augen und nehmen plaſtiſche Stellungen ein, die oft im höchſten Grade unſchicklich ſind. Zuletzt ſpringt ein begeiſterter Zuſchauer von ſeinem Sitze auf und legt ihnen als Zeichen ſeiner Bewunderung irgend ein Geſchenk, meiſt eine mehr oder weniger geſpickte Börſe, zu Füßen; doch kann auch für einen Sou, den Preis einer Taſſe Kaffee, ein Jeder dies luſtige Schauſpiel genießen.

Alt-Biskra beſteht aus ſieben Quartieren: El Mſid (die Schule), Bab Edhrob (Klopf an die Thür), Bab Erheleg (Mach die Thür zu), Gaddeſcha (Schüler?), Bab el Cha'ucha (Pfirſichsthor), Ras el Geria (das hochgelegene Waſſerbecken) und Zgag Sidi Barkat (Straße des Sidi Barkat). Dieſe Quartiere bilden heute einzelne von Gärten und Getreidefeldern umgebene Dörfer, welche in einer Oaſe von 140000 Palmenbäumen zerſtreut ſind; einſt waren es Vorſtädte eines großen jetzt verſchwundenen Ortes. Jedes Quartier hat ſeine Moſchee, unter welchen die des Sidi Ben Ferdha, eines berühmten Rechtsgelehrten, ſich beſonders auszeichnet. Die Häuſer, welche meiſt ein oberes Stockwerk beſitzen und aus thôb (an der Sonne getrocknete Ziegeln von Lehm mit Stroh gemiſcht) erbaut ſind, haben bei ihrer unregelmäßigen Form und ihrem verfallenen Zuſtande meiſt ein ſehr maleriſches Ausſehen. Solche in der ganzen Sahara viel gebrauchten Luftziegeln haben den Vortheil, der Hitze vortrefflich zu widerſtehen und ſelbſt während der Hundstage das Innere der Häuſer verhältnißmäßig kühl zu erhalten. Wenn ſolche Häuſer aber nicht dick mit Kalk beworfen ſind, können ſie längeren Regengüſſen nicht widerſtehen, und außerdem iſt die Sorgloſigkeit der Saharabewohner ſo groß, daß ſelbſt bei dem faſt ſtets heitern Himmel ihre Gebäude meiſt in ſehr ſchlechtem Zuſtande ſich befinden. Obendrein iſt in dieſem Klima ein Haus nicht unbedingt nöthig; Zelte genügen für den Herrn der Ebene, welcher für alle, die nach dem Luxus eines Hauſes ſtreben, für ſybaritiſche Städter, Beni-Mzab, Juden, ackerbauende Neger und andere ſolche „Hunde", die tiefſte Verachtung empfindet. Die Häuſer der Biskris dienen nur als Harems für Frauen und Töchter, welche zudem Nachts oben auf den Terraſſen ſchlafen, als Ställe für das Vieh und als Aufbewahrungsorte für Lebensmittel und werthvolle Gegenſtände. Die Männer dagegen verbringen neun Zehntel ihrer Zeit im Freien; unter den Palmen Sieſta halten, auf den Plätzen plaudern und in den Moſcheen ein paar Gebete murmeln, das iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Die Zeit, welche die Pflege der Palmen in Anſpruch nimmt, iſt ſo kurz, daß ſie kaum in Anſchlag zu bringen iſt.

Die einheimiſche anſäſſige Bevölkerung von Alt-Biskra, welche auf 6000 bis 7000 Seelen geſchätzt wird, beſteht beſonders aus arabiſirten Berbern; ſie haben denſelben Urſprung wie die Kabylen des Dſchurdſchura- und Aures-Gebirges, haben aber ihre Sprache und Ueberlieferungen vollſtändig vergeſſen, fühlen ſich beleidigt, wenn man ſie an ihre wahre Abkunft erinnert und halten ſich für Nachkommen der Gefährten des Propheten. Ferner finden ſich einige halb nomadiſche, halb ſeßhafte arabiſche Familien, welche meiſt in Zelten unter Palmen oder in der unmittelbaren Umgebung der Oaſe wohnen; ſie gehören faſt alle zur dôïra oder zmala, d. h. zum Hauſe des Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana oder zu dem ſeines Bruders Bu el-Achras. Die wenigen vorhandenen Kuruglis oder Kuluglis (Söhne von Türken) büßen in Folge vielfacher Kreuzungen allmälig ihre unterſcheidenden ethnologiſchen Merkmale und ſelbſt die Erinnerung an ihre Abſtammung ein. Sodann wohnen in Biskra Ruaghas oder Neger vom Ued-Righ, deren Vorfahren durch die einwandernden Berber verdrängt worden; ſie beſtellen einige Gärten, welche den Nomaden gehören. Schließlich ſind noch etwa 100 Familien echter Neger aus dem Sudan zu nennen, welche durch die franzöſiſche Eroberung der Stadt ihre Freiheit erlangten. Sie wohnen heute in einem kleinen Dorfe einige hundert Meter ſüdlich von Neu-Biskra; die Männer treiben Gartenbau und Korbflechterei, die Weiber dienen bei Europäern oder fertigen Gewebe und Kuskuſſu für die Nomaden im Süden.

Im Großen und Ganzen betreiben die Biskris die Kultur der Palmen und einiger Obſtbäume, von deren Erträgniſſen ſie leben. Die Gerſten- und Luzernefelder in den Lichtungen der Oaſe und außerhalb des Palmenwaldes gehören faſt durchweg den halbanſäſſigen Arabern vom Hauſe des Kaïd, welche außerdem Viehzucht treiben. Die einheimiſchen Frauen verfertigen geſchätzte Teppiche, Burnuſſe, Haïks und grobe Gewebe aus Wolle oder Kameelshaar (felidsch) zu Zelten.

In der ganzen Sahara iſt die Dattelpalme der Baum ſchlechthin; er iſt für den Oaſenbewohner daſſelbe, was das Getreide für den Fellachen des Tell und die Herden für den Nomaden, d. h. die Grundbedingung ſeiner Exiſtenz und Quelle ſeines Wohlſtandes. In Biskra, wo Waſſer in Fülle vorhanden iſt und Dank der franzöſiſchen Garniſon Sicherheit herrſcht, ſind die Gärten nicht von Mauern umgeben, und mit wenigen Ausnahmen ſind die Palmen nicht, wie in den ſüdlichen Oaſen, in gerader Linie gepflanzt. Sie bilden vielmehr bald hier bald da maleriſche Gruppen und dichte ſchattige Gebüſche, zwiſchen denen lichte mit bunten Blumen beſtandene Plätze ſich ausbreiten. Ueberall in der Oaſe finden ſich Mühlen von ſehr urſprünglichem Ausſehen, die ſich in dem ſchnellen Gewäſſer der Bäche ſpiegeln, Erdhäuschen und willkürlich aufgeſchlagene Zelte zerſtreut. Wegen des Reichthums an Waſſer und des fruchtbaren Bodens gedeihen auch noch andere Fruchtbäume, wie zahlreiche und außerordentlich große Oelbäume, welche rieſige Früchte, ſogenannte „zeitun teffah" (Olivenäpfel), tragen und angeblich ſchon von den Römern gepflanzt wurden. Der Aprikoſenbaum wächſt hier wild; ſeine Früchte ſind kleiner als im Tell, aber ſchmackhafter und duftiger. Außerdem finden ſich der Feigen- und Orangenbaum, der Weinſtock, die Kartoffel, Tabak, Hennah, alle europäiſchen Gemüſe, einige Bananen und Baumwollſtauden. Der einzige Zierbaum in den Gärten der Eingeborenen iſt die Cypreſſe, von welcher die Europäer prächtige Alleen angepflanzt haben. Gerſte iſt die einzige Getreideart, welche gebaut wird, weil durch Anbau von Weizen den Palmen zu viel Waſſer entzogen würde. Wenn indeſſen der längſt gehegte Plan zur Ausführung kommt, alle Quellwaſſer, welche jetzt im Norden am Fuße des Gebirges verloren gehen, zu ſammeln und nach der Oaſe zu leiten; wenn die Gemeinde neue Dämme im Bett des Fluſſes, welcher jetzt die gute Hälfte ſeines Waſſers an den ſchwammigen Erdboden abgiebt, errichtet, ſo wird der Anbau des Weizens ſich bedeutend entwickeln, weil er dann nicht mehr, wie vielfach in Algerien, allen Wechſelfällen von Regen und Dürre ausgeſetzt ſein wird.

# Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

## I.

In den acht Jahren, welche jetzt seit Gründung der Afrikanischen Gesellschaft verstrichen sind, haben gute und schlimme Zeiten gewechselt, und wenn zu Beginn des großartigen Unternehmens das Mißgeschick überwog, so scheint jetzt eine Periode größern Erfolges eingetreten zu sein. Ja, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß unter allen von den einzelnen Afrikanischen Gesellschaften ausgesandten Reisenden die Deutschen bis jetzt weitaus die bedeutendsten kartographischen Ergebnisse aufzuweisen haben. Den ersten Expeditionen der Gesellschaft war es leider nicht vergönnt, wesentliche oder, besser gesagt, in die Augen fallende Veränderungen auf der Karte von Afrika herbeizuführen; schon mit der Pogge'schen Expedition trat aber darin ein Umschwung ein, indem sie zuerst uns über den Charakter des südlichen Congobeckens und die ungefähre Lage der Hauptstadt des Muato-Jamwo aufklärte. Dann brachte uns im Jahre 1880 die Rohlfs'sche Expedition trotz ihres Mißgeschickes die Aufnahmen von Dschofra und Kufra; im laufenden Jahre wurden sodann von dem Redakteur dieses Blattes bereits der Oeffentlichkeit übergeben die umfangreichen Aufnahmen Schütt's im südlichen Congobecken und das große Itinerar des Dr. Oskar Lenz von Tanger nach Timbuktu und zum Senegal. Und eben erschien das erste Heft von Band III der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", welches außer Flegel's wichtiger Aufnahmekarte des mittlern Niger (s. oben S. 240) die prachtige Karte des Tana-Sees von Dr. Anton Stecker enthält, der man Unrecht thäte, wollte man sie mit Stanley's vielberufener Aufnahme des Ukerewe vergleichen, welche sie, soweit man zu beurtheilen vermag, an Genauigkeit weit hinter sich läßt. Durch die Güte des Redakteurs jener „Mittheilungen", Dr. W. Erman, sind wir in den Stand gesetzt, sowohl den Bericht des Reisenden in extenso, als auch eine genaue Reduktion der Karte, letztere mit Hinweglassung des Unwichtigern, unseren Lesern schon jetzt vorlegen zu können.

* * *

Somara bei Debra Tabor, den 28. Juni 1881.

Als ich mich nach der am 16. Februar stattgehabten Abreise des Herrn Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs von meiner Krankheit erholt hatte, begann ich an die projektirte Reise nach dem so interessante Resultate versprechenden, bisher fast unbekannten Tana-See (so, und nicht Tsana lautet der Name) zu denken. Der König Johannes hatte Herrn Dr. Rohlfs zu einer solchen, meinerseits zu unternehmenden Expedition Erlaubniß gegeben, war aber am selben Tage wie Dr. Rohlfs von Debra Tabor abgereist (um sich nach Dalanta zu begeben), ohne in Bezug auf meine Reise irgend eine positive Ordre hinterlassen zu haben. In Folge dessen sah ich mich genöthigt, am 9. März einen Kourier an den König abzuschicken, mit der Bitte, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und mir, meiner Sicherheit wegen, einen Mann als Geleit beigeben zu wollen. Die Antwort kam am 20. März, lautend, ich solle mich ein wenig gedulden, er habe in dieser Hinsicht dem für Begemeder ernannten Gouverneur, der in diesen Tagen in Debra Tabor eintreffen dürfte, ganz genaue Instruktionen gegeben. Am 24. März kam denn auch der Gouverneur Bivadet Tedla an und theilte mir mit, er habe Befehl erhalten, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und für mich und meine Dienerschaft unterwegs Nahrungsmittel zu beschaffen. Da ich nun vollkommen reisefertig war, wollte ich sofort aufbrechen, mußte aber, da bei den Abyssiniern die Regel gilt „time is no money", bis zum 28. März warten.

Nachdem ich von der überaus gastfreundlichen Familie Naretti (die Frau Naretti ist die jüngere Tochter des zu Negus Theodor's Zeit als Kriegsminister angestellten Deutschen Zander; Herr Naretti fungirt augenblicklich als Minister des königlichen Hauses) Abschied genommen, verließ ich, von einem mir von Bivadet Tedla beigegebenen Offizier begleitet, an diesem Tage Debra Tabor. Unsere Karawane bestand aus dreizehn eingeborenen Dienern, sieben beladenen Maulthieren, meinem Diener Carl Hubner und meiner Wenigkeit.

Unser Weg führte über Wanzage, einen der bedeutendsten Badeorte Abyssiniens[1]), am Gumaraflu ß gelegen.

Die heiße Quelle entspringt auf dem linken Ufer des genannten Flusses in einer Höhe von 2 bis 3 Meter aus der Erde, und füllt ein vom Negus Theodor errichtetes Bassin mit seinem + 37° C. warmen Wasser. Ueber dem Bassin ist eine Hütte errichtet, und die hier ihre „Kur" abmachenden Abyssinier tummeln sich den ganzen Tag lang im Wasser herum. In der Einrichtung erinnern diese Bäder an Ostende und Trouville en miniature, indem hier Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen in buntem Durcheinander im Bade verweilen, und eine nicht immer decente Unterhaltung führen. Oft kommt es zwischen den Kurgästen zu Streitigkeiten, zumal wenn einer länger, als es ihm erlaubt war, Bäder genommen haben soll. So hört man von früh bis spät die brüllenden Töne der Streitenden und die Klagelieder der Weiber und Kinder, die häufig bei dieser Gelegenheit Prügel bekommen.

Es gehen nach Wanzage Kranke aller Art, und da es wenige Abyssinier giebt, die nicht syphilitisch wären, so sieht man meistens nur Patienten, die gegen Lustseuche und ihre Folgen hier Heilung zu finden glauben. Gewöhnlich bleiben die Kranken sieben Stunden lang im Wasser. Die Kurgäste wohnen in kleinen, konischen Hütten, welche, aus Stroh erbaut, sehr an Fischreusen erinnern. Auf einem Hügel ist die königliche Villa erbaut, aus zwei bis drei größeren Tokuls bestehend. Der Negus Johannes liebt es sehr, nach Art der europäischen Fürsten hier Bäder zu nehmen.

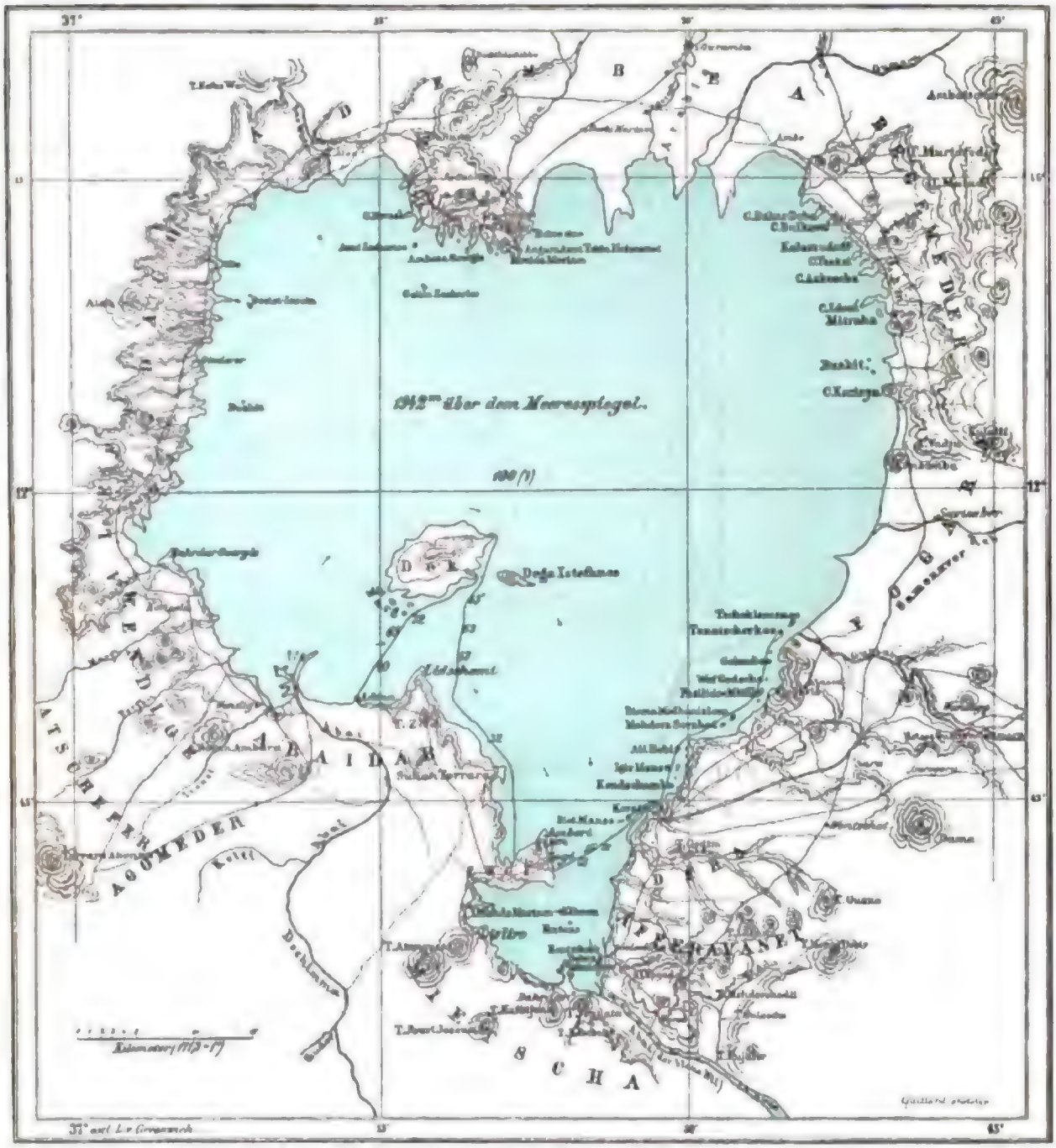
Außer der in einer Höhe von zwei bis drei Metern entspringenden heißen Quelle, Namens Tscherkos, ist hier noch eine andere, unmittelbar am Gumarafluss, die dem heiligen Tekla Haimanot geweiht ist, und deren Temperatur nur + 32° C. beträgt. Hier baden nur die schwer Erkrankten.

Wanzage ist der einzige Ort Abyssiniens, wo ich öffentliche Gasthäuser, eigentlich Gasthütten, zu sehen Gelegenheit fand. Gewöhnlich bleibt der Abyssinier zu Hause und bereitet sich sein Getränk, sei es Merissa oder Tetsch, selbst. Wanzage dagegen erinnert auch in dieser Hinsicht an unsere Bäder. Nachts herrscht ein teuflischer Lärm, der mit Frauengesang, Händeklatschen ꝛc. untermischt die eigentliche Bademusik ausmacht. Die im Gumara hausenden Riesen-

[1]) Auf besondern Wunsch des Reisenden ist diese Schreibung des Namens beibehalten worden.

frösche sorgen für eine harmonische Begleitung, welche mit dem Ia-Geschrei der Esel und Maulthiere erst spät nach Mitternacht endet.

Der Gumara fließt hier zwischen hohen Felsen, welche aus Porphyr und Trachyt mit eingeschlossenen Tuffsteinstücken bestehen. Seine Ufer sind mit tropischer Vegetation geschmückt, und es ist besonders die feinblättrige, zarte wilde Phönix und die kolossale Musa Ensete ornamentalis mit




Der Tana-See, aufgenommen von Dr. A. Stecker. (Maßstab 1 : 510 000.)

karmoisinrothen Blattrispen, von den Eingeborenen, zum Unterschiede von der eßbaren Musa ensete guna-guna genannt, welche der Gegend ein charakteristisches Gepräge giebt. An manchen Stellen ist der Gumara recht tief und fischreich; zahlreiche wilde Enten und Gänse, Scopus umbretta u. s. w., beleben die Wasserfläche, während prachtvoll gefärbte Papiliones, schillernde Equitiden und reizende Danaisfalter, untermischt mit winzigen metallglänzenden Nektarinien (affinis, metallica), die wohlriechende Dodonaea viscosa und den prachtvoll blühenden Tsanabaum umgaukeln.

Am 1. April erreichten wir Korata[1]), den wichtigsten, am reizendsten gelegenen und größten Ort am Tana-See. Korata iſt ſchon öfters von Europäern beſucht worden, zuletzt von Piaggia, welcher ſich hier etwa 1½ Jahre der Ornithologie wegen aufgehalten hat. Korata iſt bekannt wegen der abſolut feinſten Qualität ſeines Kaffees, welcher hier, wie ich mich ſelbſt überzeugen konnte, ganz vorzüglich gedeiht. Der Ort iſt auch der wichtigſte Marktplatz am Tana, zählt aber augenblicklich nicht mehr als 800 bis 1000 Einwohner, gegen 3000 zu Theodor's Zeiten, da ſehr viele zum Theil ausgewandert, zum Theil am Fieber geſtorben ſind. Früher gab es hier zahlreiche Mohammedaner, welche aber nach dem ihnen von Johannes ertheilten Befehle, daß ſie ſammt und ſonders zum Chriſtenthum übertreten ſollten, meiſtens nach Galabat auswanderten. Nur einige Familien haben den Islam aufgegeben und das koptiſche Glaubensbekenntniß angenommen. Auch drei jüdiſche Familien leben hier. Korata zerfällt in zehn Diſtrikte, deren Namen ſind: Dengelteffa, Tukuwodeb, Margeża, Kulomalfia, Siet biet Negus, Guaguata, Guwi, Adiſamba, Boſ tſchogevia, Gufudur und Slam biet (oder Slam modeb), augenblicklich aber ganz verlaſſen. Korata iſt der Sitz einer ungemein zahlreichen Geiſtlichkeit.

Ich blieb in Korata etwa 14 Tage lang, beſchäftigt mit wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Exkurſionen in die höchſt intereſſante Umgebung, welche theils zu Maulthier, theils aber zu Tankoa unternommen wurden. Was die Sammlungen anbetrifft, ſo nenne ich nur eine komplete Kollektion der Tana-Konchylien, eine Reihe von Fiſchſkeleten (da ich mich nur mit der Wickersheim'ſchen Flüſſigkeit verſehen hatte, dieſe ſich aber nicht bewährte, ſo daß ich ſie gar nicht benutzen konnte, ſo war ich nicht im Stande, Fiſche zu konſerviren, ſondern mußte mich auf die Sammlung der Skelete und die Anfertigung getreuer Abbildungen beſchränken), eine ſchöne Sammlung von Krabben, Arachniden, Inſekten (darunter beſonders vollſtändig Lepidopteren), ein 200 Species zählendes Herbarium, viele Geſteinsproben u. ſ. w. Ich beſuchte in dieſer Zeit die nahe, intereſſante Inſel Biet manſo, machte eine Tankoafahrt bis zur Gelda-Mündung, eine andere, achtſtündige Waſſerpartie zur Mündung des Gumara-Fluſſes, um die Lage der Inſeln Kendſchamba, Igir Manſo, Ait Debir, Mahdera Sevahat, Riema Medhanialem, Faſilidos Mitille, Woſ Godſcho, Gelaudios, Tanatſcherkos, Tſchellamenſo und deren Beſchaffenheit kennen zu lernen; am 5. April beſtieg ich den nach barometriſchen Meſſungen 2190 m hohen Guguwie-Berg, der überall am Tana ſichtbar, mir einen ſehr wichtigen Punkt bei meinen kartographiſchen Arbeiten abgab, und entdeckte unterhalb desſelben einen kleinen, reizend gelegenen an die Meeraugen der hohen Tatra erinnernden See Ajaſſat, von deſſen Tiefe mir die Eingeborenen nicht genug zu erzählen wußten. Mein Augenmerk war aber ganz beſonders auf die Tiefenverhältniſſe des Tana gerichtet, und ſo habe ich in der Umgebung von Korata an 150 Tiefenmeſſungen vorgenommen, welche, wie ſpäter dargethan werden ſoll, ſehr intereſſante Reſultate geliefert haben. Aus korreſpondirenden Sonnenhöhen (am 3., 7. und 11. April genommen) berechnete ich die geographiſche Breite unſeres dicht an der Stadt gelegenen Lagerplatzes bei Korata auf 11° 44′ 22,5″, während die Länge 37° 28′ 7,5″ öſtlich von Greenwich betragen dürfte.

Ich verließ am 13. April Korata, denjenigen Ort, wo ich die treueſten Freunde gefunden, mit der anmaßenden Geiſtlichkeit aber keineswegs in der beſten Harmonie gelebt hatte. Die Schilderung der äußerſt intereſſanten Scenen, die ich hier handelnd und leidend durchlebt habe, muß ich wegen Zeitmangel unterlaſſen. Ich begab mich nach Süden, nach dem Punkte, wo der Abai ſchon als ſelbſtändiger Strom den Tana verläßt, d. h. gegenüber der großen Inſel Debra Mariam, an die ſich eine kleinere Namens Kentafami reiht. Der Abai (oder beſſer der Blaue Nil) iſt an dieſer Stelle etwa 100 m breit und in der Mitte 8 m tief; er wimmelt hier von ungeheuern Flußpferden; Geier, Seeadler u. ſ. w. ſind ebenfalls häufig. Letztere finden an den beim Flußpferdſchmauſe der Woitos überbleibenden Reſten reichliche Portionen zur Vollpfropfung ihres ſtets hungrigen Magens. Ich beſuchte die Inſel Debra Mariam, welche immer dem jeweiligen Abuna gehört und eine Ortſchaft gleichen Namens trägt. Weſtlich im Tana ſind die Inſeln Kibran, Entors und Mahdo Mariam zu verzeichnen. Von Selſelima (ſo hieß unſer Lagerort) begab ich mich nach dem am Abai gelegenen, von deſſen Ausfluſſe aus dem Tana-See bei Bahrdar etwa 8 km entfernten Orte Woreb, wo der Blaue Nil impoſante Katarakte bildet, und für naturhiſtoriſche Beobachtungen und Sammlungen der äußerſt romantiſchen Gegend wegen ein überaus reiches Feld ſich bietet. Ich blieb daſelbſt fünf Tage lang.

Meine Abſicht war nun den Abai bei Bahrdar Georgis zu überſchreiten und die kartographiſch ſo wichtige Halbinſel Zegi und die Weſtufer des Tana-Sees von hier aus zu beſuchen; ich wurde aber an der Ausführung dieſes Planes verhindert, indem der mich begleitende Offizier des Bitwadet Tedla vorgab, keine Ordre für die Länder des Negus Tekla Haimanot erhalten zu haben. Der Abai bildet nämlich die Grenze zwiſchen Aſſeravanet und Mietſcha, welche ebenſo wie Abaidar und Wendige und die großen Inſeln Dek und Dega im Tana-See vom Negus Tekla Haimanot (dem ehemaligen Ras Adal), dem König von Godſcham, abhängig ſind. Vergebens verſuchte ich dem Offizier klar zu machen, daß ich vom Negus Negeſti, alſo dem König der Könige, Erlaubniß zu einer Reiſe um den Tana-See erhalten habe, welche alſo nicht nur für die dem Gouverneur von Begemeder gehorchenden Länder, ſondern auch für diejenigen des Negus Tekla Haimanot gelte; nichts halfen meine Drohungen — ich mußte umkehren, ſchickte aber ſofort einen Kourier an Bitwadet Tedla, reſp. an Negus Negeſti ab, um die Erlaubniß zum Beſuche der Länder des Negus von Godſcham (der ſich gerade auf einem Kriegszuge nach Kaffa befand) zu erbitten. König Johannes war um dieſe Zeit in Jedſchu.

Mein Plan war nun, die Oſt- und Norduſer des Tana-Sees zu durchforſchen, und auf dieſe Weiſe, um die koſtbare Zeit nicht zu vergeuden, auf anderm Wege mein Ziel zu erreichen. Ich verließ Woreb am 21. April und begab mich über Sara und den Gumara-Fluß zum Reb (deſſen Mündung beſucht wurde), und durch die allerreizendſte, ihrer impoſanten Bäume wegen berühmte Gegend Lamge zur Inſel Mitrâha. Lamge betrachte ich als das ſchönſte Plätzchen am Tana-See; die uralten, ſtämmigen Dokma-Bäume ſind ganz bedeckt von paraſitiſchen, roſa und purpurroth blühenden Loranthiden, ganzen Neſtern von olivengrünem Viscum und einer andern, nur dieſem Baume eigenen paraſitiſchen Pflanze, umſchlungen von undurchdringlichen Cucurbitaceen und Convolvulaceen, welche hier die romantiſchſten Laubgänge, dort Glorietten und förmliche Gallerien bildend, den kühlſten Schatten verbreiten. So iſt Lamge ein Ort, dem man eine glänzende Zukunft prophezeien möchte. Auf uralten Akazien hängen hier überall Neſter von Webervögeln (Textor alecto), und ich habe der Kurioſität wegen

[1]) Nicht Kiratza, wie Rüppel ſchreibt.

auf einer derſelben 872 körbchenartig aufgehängte Neſter gezählt.

Eines zwiſchen meinen Dienern und der lumpigen Geiſtlichkeit der Inſel Mitraha entſtandenen Streites wegen (die Prieſter wollten nämlich von mir dadurch Geld erpreſſen, daß ſie mir keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, bevor ich ihre Kirche beſucht reſpektive ihnen reichlichen Bakſchiſch gegeben hätte) habe ich dieſe Pfaffeninſel nicht betreten, ſondern zog gleich am andern Tage nach der etwa 10 km nördlich belegenen Inſel Kalamudſch. Hier ſollte auch der nach Debra-Tabor geſchickte Kourier mit einer Antwort des Vivadet Tedla abgewartet werden. Von Kalamudſch aus unternahm ich eine Exkurſion nach dem im Nordoſten des Tana-Sees gelegenen Orte Ambo, welcher ſehr wichtige Azimuthalpeilungen abgab, und dem im Norden des Tana-Sees in denſelben ſich ergießenden Gumara (nicht zu verwechſeln mit dem obenerwähnten Gumara-Fluſſe, an dem die heißen Quellen von Wanzage entſpringen).

---

# Religion und heidniſche Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helſingfors.

## VII.

### 9. Heidenthum und Chriſtenthum.

Ringsum von Chriſten und Mohammedanern in erdrückender Ueberzahl umgeben, haben die Wotjäken doch ihren heidniſchen Glauben noch in den Hauptzügen gerettet und zwar nach Aminoff beſſer im wjätkaſchen Gouvernement, obgleich ſie hier zum größten Theil ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert getauft waren. Immerhin aber hat doch das wotjäkiſche Heidenthum eine bedeutende Neigung zum Monotheismus erhalten. Inmar iſt der oberſte Gott und die übrigen Gottheiten gehen nur nebenher, und je näher die Wotjäken den größeren ruſſiſchen Centren, den großen Fabriken und Städten namentlich, wohnen, deſto mehr verdrängt inmar im Bewußtſein der Leute die übrigen Gottheiten, ja er hat in dieſen Bezirken ſchon die rein monotheiſtiſche Bedeutung: Gott, ganz ebenſo wie auch bei den Finnen Jumala und bei den Eſthen Jummal gebraucht wird zur Bezeichnung des chriſtlichen Gottes.

In dieſen Gegenden, z. B. im Dorfe Gondyr gurt, welches nur 5 Werſt von der Iżew'ſchen Fabrik entfernt mit dieſer in beſtändigem Wechſelverkehr ſteht, wird auch in den Opfern, in welchen früher zu inmu oder mukylt's'in gebetet wurde, jetzt, wie es ſcheint, nur noch inmar angerufen; oder aber es werden die urſprünglich ſelbſtändigen Götternamen, wie kylt's'in oder mukylt's'in, dem inmar als Beiwörter zugelegt; ja in einigen Gebeten von Gawrilow bekommt inmar in einem Athem die Epitheta: osto, kylt's'in, mukylt's'in, kozma und in einem andern noch das Beiwort kyldis' vordys'. Die Opfer haben an ſolchen Orten ſchon zum großen Theil ihren feierlichen Charakter verloren und werden nur noch nach alter Ueberlieferung und Gewohnheit vorgenommen, ohne daß die Betenden recht den Zweck kennen, während in Dörfern, welche nur ſehr wenige Beziehungen zu den Ruſſen haben, noch die althergebrachte Ehrfurcht vor den Göttern ſich geltend macht. Man vergleiche nur meine beiden Schilderungen der Opfer in Juski und Gondyr gurt. Im letztern Dorfe ſind auch ſchon die koſtbareren und beſchwerlicheren Hainopfer ganz aufgegeben, der heilige Platz ſelbſt in Verfall gerathen, während ihm in entfernteren Orten die gebührende Sorgfalt gewidmet wird.

In dieſen mehr ruſſificirten Orten wird es dann auch nicht allzu lange dauern, dann werden die alten Götter und Göttinnen, vor denen die alten Wotjäken ehrfurchtsvoll die Knie beugen, nur noch als Popanze zum Erſchrecken der Kinder genannt werden und den Erwachſenen, wenn ſie furchtſam ſind, bisweilen als Geſpenſter, Kobolde oder Heinzelmännchen erſcheinen und ihnen in der Dämmerſtunde abergläubiſche Schauer über den Rücken jagen. Die heidniſchen gottesdienſtlichen Gebräuche werden ihren Zweck und Sinn im Bewußtſein des Volkes verlieren und ſich als ſinnloſe abergläubiſche Gebräuche erhalten. So ſehen wir ſchon jetzt in den Hochzeitsceremonien den alten heidniſchen Brauch ſorgfältig beibehalten, man betet „inmar ſegne uns“ und kniet vor dem Heiligenbilde. Der ganze Nachdruck, die Feſtlichkeit einer Hochzeit liegt gleichwohl in dieſen heidniſchen Ceremonien, die kirchliche Trauung dagegen wird ohne Sang und Klang gelegentlich abgemacht.

Die alt hergebrachte Ceremonie des Namengebens durch den heidniſchen Prieſter oder eine alte Frau iſt ſchon vielfach verlaſſen, und man beſchränkt ſich auf die Taufe, denn die getauften Wotjäken dürfen nur griechiſche Kalendernamen führen und führen ſie auch. Nur die ungetauften geben ihren Kindern Namen nach alter Art. Der heidniſche Glaube iſt alſo in einigen Gegenden bereits im Verſchwinden begriffen. In den chriſtlichen Lehren aber unterrichtet kein Menſch die Wotjäken; ſie erfüllen daher nur manche kirchliche Gebräuche, welche ihnen bequem ſind, ohne aber deren Sinn zu kennen. Sie faſten nie. Die Weiber gehen ein- oder zweimal in die Kirche. Die meiſten nehmen viele Jahre lang nicht das Abendmahl. Der Sonntag wird nicht gefeiert ꝛc.; von chriſtlichen, kirchlichen Gebräuchen ſind ihnen die am liebſten, welche ihrem eigenen Gottesdienſte am ähnlichſten ſind. In der Nähe der Fabrik wurde alljährlich im Juli eine Quelle in feierlicher Proceſſion geſegnet, wobei von den Ruſſen wie Wotjäken Silber- und Kupfermünzen in Menge in das Baſſin geworfen wurden. Hier drängten ſich auch maſſenhaft Wotjäken herzu, um ihren Kopeken ins Waſſer zu werfen. Wüßten ſie, daß nach dem Feſte ſich die Prieſter ſchmunzelnd in die frommen Gaben theilen, wäre der Andrang von Seiten der Wotjäken wahrſcheinlich ein recht geringer. Ueber dem Baſſin iſt eine kleine Kapelle aufgebaut und mit Heiligenbildern reichlich verſehen; vor dieſe ſtellen die Wotjäken ſowohl wie die Ruſſen ihre brennenden Wachskerzen hin. Ueberhaupt ſtellen die Wotjäken, wie wir ſchon ſahen, gern Wachskerzen vor die Gottesbilder in die Kirche und zwar werden, ſo viel ich bemerkt, bevorzugt die Bilder Jeſu, der Jungfrau Maria und Nikolaus

des Wunderthäters; ja dieſer Heilige genießt, wie wir ſahen, in einigen Gegenden göttliche Verehrung. Das iſt übrigens weiter gar nicht ſeltſam, denn auch das ruſſiſche Volk verehrt ſeine Heiligen ganz in derſelben Weiſe, und das Heiligenbild wird vielfach in grobmaterieller Weiſe angebetet. Da bei den getauften Wotjäken an der heiligen Stelle im kuala jetzt meiſtens das Heiligenbild ſteht, ſo liegt, wie wir ſchon ſahen, die Annahme nahe, daß das Heiligenbild die Götzenbilder verdrängt hat. Während aber der heidniſche Wotjäke ehrfurchtsvoll das Opfer ſeinem Gottesbilde darbrachte, liegt in den am ſtärkſten chriſtianiſirten Dörfern das Heiligenbild unbeachtet da.

Der Einfluß des Chriſtenthums ſpricht ſich auch darin aus, daß, im ſarapulſchen Kreiſe wenigſtens, die heidniſchen Opferfeſte ſich an die griechiſch chriſtlichen Feiertage anſchließen, derart, daß das Opfer am Vorabend des Feiertages abgehalten wird. Solche Feiertage ſind: Weihnachten, Butterwoche, Oſtern, Pfingſten, Peter- und Pauls-Tag (29. Juni), Elias-Tag (20. Juli), Pokrow (1. Oktober), Katharinen-Tag (24. November). Der Katharinen-Tag iſt eigentlich kein ruſſiſcher kirchlicher Feiertag, und hier ſehen wir die ſonderbare Erſcheinung, daß dieſer Tag in den großen Fabriken jener Gegend mit großem Jubel auch von den ruſſiſchen Arbeitern gefeiert wird, ja es iſt eines der größten Feſte des Jahres. In dem letzten Jahre wurde wegen großer Haſtarbeit in der Iżew'ſchen Gewehrfabrik Tag und Nacht gearbeitet und die Krons- und kleineren Kirchenfeiertage nicht beachtet, am Katharinen-Tage aber nebſt den beiden folgenden wurde gefeiert.

Ich erkläre mir das auf folgende Weiſe. Die Fabriken gehörten alle der Regierung, die umwohnenden Bauern ebenfalls und mußten in den Fabriken und für dieſelben arbeiten. Im Beginn des Winters nun wird das allgemeine große kuala-Opferfeſt, wo die Wotjäken ſich nicht zur Arbeit nöthigen laſſen, gefeiert. Natürlich mußte dann auch den ruſſiſchen Arbeitern der Feiertag gewährt werden, um ſo mehr, als gewiß häufig Vermiſchungen von Ruſſen und Wotjäken vorgekommen ſein mögen. Nachdem das ſo ein Jahrhundert lang Brauch geweſen, wurde die Leibeigenſchaft aufgehoben, die Wotjäken verließen faſt ſämmtlich die Fabrik, aber der gewohnte Feiertag wird beibehalten. Mit ihren übrigen Feiertagen aber ſchloſſen ſich die Wotjäken an die nächſtgelegenen ruſſiſchen an. Nach Oſtrowsky ſollen ſie übrigens im kazanſchen Gouvernement ihre Feiertage an die der Tataren anſchließen.

Das Chriſtenthum hat offenbar auch auf die Vorſtellung vom Leben nach dem Tode, von der Erſchaffung der Dinge ꝛc. ſeinen Einfluß gehabt, doch ſind die chriſtlichen Begriffe nur höchſt verworren, ganz äußerlich aufgefaßt. Einen Alten, der bekannt war als frommer Chriſt, und der ſich nicht wenig darauf zu gut that, daß er bieweilen die Faſten einhielt, was bei den Wotjäken eine ſehr ſeltene Ausnahme iſt, fragte ich am Iljatage (Tag des Propheten Elias), weshalb derſelbe eigentlich gefeiert würde. „Nun," ſagte er mit einem Tone, als ob ſich das von ſelbſt verſtände, „Sie wiſſen ja, der rechtgläubige Himmel iſt in ſieben Abtheilungen getheilt und der heilige Ilja iſt Vorſteher der dritten Abtheilung." Hieraus ſieht man ſo recht deutlich, wie tief das Chriſtenthum bei den Wotjäken eingedrungen iſt.

Ein Mädchen von etwa 12 bis 13 Jahren war ſchwer krank. Ich beſuchte es und gab wenig Hoffnung. Der Vater benachrichtigte den Prieſter, damit ſie das Abendmahl bekäme, und erzählte mir dann, ſein Töchterlein habe etwas Angſt vor dem Prieſter, denn ſie verſtehe ja kein Wort von dem, was er ſpreche und wüßte nicht, was ſie ihm in der Beichte antworten ſolle. Er habe ſie aber belehrt, ſie ſolle auf alle Fragen mit dem Worte vinovàt (d. h. ich habe geſündigt) antworten. Sie wurde in der That auf dieſe Weiſe der Segnungen des heiligen Abendmahls theilhaftig und ſtarb einige Tage darauf.

Wir haben geſehen, daß die Wotjäken in manchen Gegenden noch nach wie vor fromme Heiden ſind, in anderen aber ihre heidniſche Religion zu verlieren im Begriffe ſtehen und theilweiſe ſchon verloren haben, die chriſtliche de facto aber nicht beſitzen. Sie haben alſo in dieſen Gegenden eigentlich gar keine Religion oder höchſtens nur ſolch ein Ding, das ſie ſich ſelbſt jeder nach ſeinem Gefühl zurechtgemacht haben, und natürlich maſſenhaft ſinnloſen Aberglauben. Die Gründe für dieſe Thatſachen liegen klar zu Tage.

Seit dem 16. oder 17. Jahrhundert, ſo lange die Wotjäken unter ruſſiſcher Oberhoheit ſtehen, werden ſie mit großer Konſequenz „bekehrt"; aber wie bethätigt ſich dieſer Eifer? „Fürſt Siżerbatow ſagt: Man führte die Leute zur Taufe, als ob es in die Badſtube ginge. Man gab ihnen ein Kreuz, ſie hielten es für einen Talisman; man giebt ihnen ein Heiligenbild, ſie halten es für ein Götzenbild. Das Geheiß an Faſtentagen kein Fleiſch zu eſſen erfüllen ſie nicht; die Prieſter aber laſſen ſich beſtechen" (Oſtrowski S. 20).

So geſchah es früher; aber wie wird es jetzt gemacht? Ein Ruſſe erzählte mir darüber Folgendes, wofür ich allerdings die Verantwortung nicht übernehmen kann. Vor etwa 20 bis 30 Jahren bekehrten die Popen viele heidniſche Wotjäken zum Chriſtenthum, indem ſie ihnen verſprachen, daß ſie und ihre Kinder vom Militärdienſte befreit würden. Durch dieſes Verſprechen wurden viele bewogen ſich taufen zu laſſen; natürlich aber wurde ihnen das Verſprechen nicht gehalten. Für den Geiſtlichen aber iſt es um ſo vortheilhafter, je mehr „chriſtliche" Bewohner im Kirchſpiele wohnen, denn dann iſt ſein Einkommen größer.

Auch folgende Geſchichte, die mir berichtet wurde, iſt charakteriſtiſch: Ein stanovoi pristav (ruſſiſche ländliche Polizeicharge) hatte mehrere Dörfer zum Chriſtenthum bekehrt und erhielt für ſeinen Eifer das Kreuz des Annenordens. Er war aber, was überſehen worden war, Mohammedaner, und als er am nächſten Feiertage in das mohammedaniſche Medżet ging mit dem Kreuz auf der Bruſt, ſo wurde er vom Mullah hinausgeworfen. Er gab ſich in Zukunft nicht mehr mit Ausbreitung des Chriſtenthums ab.

In ganz ähnlicher Weiſe iſt übrigens überall bei eroberten Völkern der Grund für das Chriſtenthum gelegt worden; es kommt aber darauf an, wie es weiter ausgebaut wird, und das hängt wieder zum großen Theil von der Geiſtlichkeit ab. Die ruſſiſche Prieſterſchaft hat ſich aber der Aufgabe, das Chriſtenthum zu befeſtigen, in keiner Weiſe gewachſen gezeigt. Oſtrowski referirt folgenden von ihm in einem Kirchenarchiv gefundenen Bericht eines Popen an das Konſiſtorium vom Jahre 1768: Ueber Land fahrend bemerkte derſelbe im Walde Rauch aufſteigen. Er fuhr darauf los und traf einen Haufen Leute, lauter „Neubekehrte", um ein großes Feuer verſammelt, an welchem fünf Keſſel mit Hühnern kochten. Auf die Frage, was ſie da machen, erhielt er die Antwort, in den benachbarten Dörfern ſterbe ſo viel Vieh und ſie beteten zu Gott, daß das bei ihnen nicht geſchehe. Er gerieth darob in großen Zorn und nahm alle Hühner mit. Unterwegs aber wurde er überfallen, durchgeprügelt und ſeiner Beute beraubt.

Oſtrowski iſt ſehr entrüſtet darüber, daß ein Prieſter nicht anders verfahre wie ein Polizeiſoldat. Ich aber finde ſeine Handlungsweiſe ſehr natürlich. Wann und wo iſt ein Prieſter, ein katholiſcher ſowohl wie proteſtantiſcher, wenn er die Macht in Händen hat, mit dem „blinden Heiden"

anders verfahren? Ueberall begann man damit, daß man die heidniſchen Heiligthümer möglichſt vollſtändig zerſtörte, leider nur zu vollſtändig; kein Vandalismus iſt ſchlimmer geweſen als der monotheiſtiſche chriſtliche und mohammedaniſche. Jener Mann, wenngleich ſein Verfahren dumm und läppiſch war, wollte doch etwas thun, die jetzigen Popen wollen aber gar nichts, als einigermaßen leben, und thun in der That durchaus nichts zur Verbreitung der Kultur, zur Erweiterung der Bildung ihrer Eingepfarrten. Sie halten am Sonntage ihre Liturgie ab, von welcher der Wotjäke nichts verſteht, weshalb er auch nicht in die Kirche geht; die übrigen Tage aber beſchäftigt ſich der Pope mit ſeinem Broterwerb, und das iſt gerade der wunde Fleck. Der Prieſter bekommt ſo gut wie keinen Gehalt und muß von dem leben, was er von ſeinen Eingepfarrten erhält. Er fährt alſo einige Male jährlich zu jedem Bauern und läßt ſich die ihm gebührenden Naturalien ausliefern, welche aber durchaus nicht immer gern gegeben werden; knurrend mißt der Bauer dem Popen von dem ſchlechteſten Mehl, das er hat. Die Wotjäken ſind darin noch williger als die Ruſſen, denn ſie fürchten den Popen, fürchten, daß er ihnen wegen ihrer heidniſchen Bräuche die Polizei, den stanovoi, auf den Hals ſchickt. Dies Einkommen iſt aber zu klein, als daß der Prieſter und die Küſter davon leben könnten; er verlangt daher für ſeine paſtoralen Dienſte hohe Bezahlung, und ſtellt für jeden Dienſt eine beſondere Taxe auf, jeder Prieſter nach eigenem Gutdünken. Anders aber kann er auch nicht gut handeln, denn wenn er die Höhe der Bezahlung zu beſtimmen den Bauern überließe, würde er jedesmal vielleicht einen Kopeken bekommen. In unſerer Gegend war die Taxe für eine Trauung meiſtens 10 Rubel. Nachdem der Wotjäke ſeine Hochzeit nach eigenem althergebrachten Brauch gefeiert, geht er zum Popen und fragt ihn, was wohl die Trauung koſten würde. Der Preis iſt ihm immer zu hoch, und jetzt beginnt das Handeln und Feilſchen. Häufig einigen ſie ſich nicht über den Preis, und der Wotjäke geht nach Hauſe, um nach einigen Wochen oder Monaten wieder anzufragen.

Auch für das Abendmahl für Kranke iſt der Preis gewöhnlich ziemlich beträchtlich, denn wenn der Kranke ſtirbt, ohne das Abendmahl bekommen zu haben, dann macht der Pope Anzeige über den „plötzlichen Todesfall“, und die Polizei bemächtigt ſich der Angelegenheit. Dem Wotjäken iſt es um das Abendmahl ſelbſt weiter gar nicht zu thun, wenn er nur die Beſcheinigung des Prieſters erhält. Viele Popen ſollen ſich denn auch für gewöhnlich auf die Ausſtellung deſſelben beſchränken. Daß dieſe Schilderungen nicht übertrieben ſind, ſehe ich aus den ſehr intereſſanten „Notizen eines Dorfprieſters“ in der „russkaja starina“ (Jahrgang 1880). Er ſchildert alles das, was ich nur angedeutet, ausführlich in draſtiſcher Weiſe. Seine Erfahrungen ſtammen aus rein ruſſiſchen Gegenden; es ſcheint alſo, daß das Leben der Prieſter in ganz Rußland ungefähr das gleiche iſt, denn die 100 bis 200 Rubel Gehalt, welche ſie in den weſtlichen Gouvernements erhalten, verbeſſern natürlich ihre Lage nur ſehr unweſentlich. „Wie ſollen wir zur Bildung beitragen?“ klagt der Verfaſſer der „Notizen“, „Niemand hört uns an, wir ſind verachtet.“ Das iſt vollſtändig richtig. Der Pope wird von den Ruſſen aller Stände verſpottet und verachtet im vollſten Sinne des Wortes. Die Wotjäken aber fürchten ihn mehr, als ſie ihn verachten. In den Wotjäken-Dörfern, wo ſich mehrere Ruſſen angeſiedelt haben, ſollen jetzt übrigens auch die Wotjäken von denſelben angeſteckt ſein, wie mir von Popen geklagt wurde, und ſie bezahlen nicht mehr ſo willig wie früher ihre großen Kirchenabgaben. Sollen dieſe Zuſtände andere werden, ſoll der ruſſiſche Prieſter wirklich Kulturzwecken dienen, ſo müßte einerſeits in den Seminarien das Bewußtſein der eigenen Würde bei den Schülern gehoben werden, während nach den mit offenbarer Naturtreue gemachten „Skizzen aus dem Leben der Geiſtlichkeit“ (Mysl', Jahrgang 1880) die erwachſenen Menſchen wegen geringfügiger Vergehen mit Ruthen geprügelt werden. Um nicht relegirt zu werden liegen ſie vor dem Lehrer, auf welchen ſie ein unbedachtſames Pamphlet gedichtet, auf den Knien und küſſen ihm die Stiefel. Eine zweite nothwendige Bedingung wäre, daß die Prieſter einen guten Gehalt bezögen. Die 305 Klöſter Rußlands beziehen nach dem Budget für das Jahr 1881 von der Krone im Ganzen 400 000 Rubel Gehalt. Dies Geld iſt aber höchſt unproduktiv verwendet, denn die Mönche und Nonnen beſchränken ihre Arbeit auf Beten und Nichtsthun. Die Klöſter ſind dabei unermeßlich reich; der „Golos“ bemerkt daher ganz richtig, daß es viel gerechter wäre ihnen ſo viel Steuern aufzulegen, als ſie jetzt Staatszuſchüſſe erhalten. Für die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit ſind 1 553 000 Rubel ausgeworfen, außerdem 15 000 Rubel für Beſoldung von Dienern für die römiſch-katholiſchen Klöſter. Alſo auch die römiſch-katholiſchen Klöſter erfreuen ſich der Regierungsunterſtützung. Die griechiſche weltliche Geiſtlichkeit dagegen geht faſt leer aus.

Oſtrowski ſieht als Grund des mangelhaften Kulturfortſchrittes bei den Wotjäken den Umſtand an, daß es zu wenig Prieſter gebe; deren ſind aber, wenigſtens im Norden, viel zu viel. Es gab eine Zeit, da die Prieſterſchaft in Rußland förmlich eine Kaſte bildete. Die Prieſterſöhne mußten wieder Prieſter werden. Dadurch entſtand ſolch ein unheimlicher Ueberfluß an Prieſtern, daß nicht daran zu denken war, alle mit Stellen zu verſorgen; um aber das Möglichſte zu thun, wurde jedes Kirchſpiel in 2, 3, 4 Kirchſpiele getheilt, je eine kleine Holzkirche aufgebaut und das Kirchſpiel iſt fertig. Sein Wohnhaus muß der Pope ſich ſelbſt aufbauen, und ſo lange er es nicht kann, wohnt er bei irgend einem Bauern zur Miethe. Dadurch wurde jedes Kirchſpiel ſo klein, daß der Pope nur mit Mühe davon leben kann.

Von einer Pflege der Volksſchule kann in den wotjäkiſchen Bezirken kaum die Rede ſein. Die Landſchaft hat zwar in einigen Kirchſpielen ſolche eingerichtet, aber die Wotjäken drängen ſich nicht gerade dazu; ja ein Wotjäke führte mir als Argument für die Schädlichkeit der Bildung an, daß die Spitzbuben meiſt leſe- und ſchreibkundig ſeien. Der Lehrer findet es aber weit bequemer keine Schüler zu haben, wenn er nur ſeinen Gehalt bekommt. Uebrigens iſt die Kaſſe der Landſchaft immer leer, und ihre Beamten ſehen oft halbe Jahre lang kein Geld. Unter den Lehrern giebt es übrigens auch, wenngleich ſelten, rühmliche Ausnahmen. Ich kannte einen im Dorfe Juski, Namens Filimonow, der jährlich im Kirchſpiel herumfuhr und Schüler ſammelte. Er hatte denn auch deren etwa 20 und lobte ungemein ihre Intelligenz wie ihren Fleiß. Er unterrichtete in den Anfangsgründen in wotjäkiſcher Sprache und beſaß das allgemeine Zutrauen der Wotjäken.

Nach den obigen Erörterungen dürfte es deutlich ſein, weshalb die Kultur unter den Wotjäken keine Fortſchritte macht; ja es ſcheint ſogar ziemlich klar zu ſein, daß ſie beſtändig zurückgeht. Die Permjäken, Syrjänen und Wotjäken gehörten zuſammen zum permiſchen Volksſtamm. Dieſer aber beſaß, ehe er von den Novgorodern unterjocht wurde, offenbar eine verhältnißmäßig hohe Kultur. Das beweiſen die zum Theil gut ſtiliſirten Bronzefiguren, welche Prof. Aspelin mit großer Wahrſcheinlichkeit als permiſche nachweiſt. Jedenfalls ſind dieſelben Produkte einer ziemlich hohen Kulturſtufe. Ferner hatten die Permier einen bedeu-

tenden merkantilen Unternehmungsgeiſt; ſie handelten weit hin nach Norden, Oſten und Süden (Müller, Aspelin). Ein ſchwacher Rückgang iſt auch jetzt zu beobachten. Die Weiber, welche früher ganz allgemein ſehr kunſtreich webten und ſtickten, verlaſſen dieſe Kunſt, namentlich die des Webens von erhabenen Muſtern, immer mehr und mehr; noch einige Jahrzehnte, und ſie wird vergeſſen ſein.

Pallas erzählt, der Wotjäken Stammhäupter haben an der Kazanka in der Gegend, wo jetzt Arskoi prigorod ſteht, feſte Sitze und eine kleine Feſtung gehabt, woraus ſie von den Tataren verdrängt und genöthigt wurden, ſich nach Norden zurückzuziehen. Der Name arskoi ſei von ari abzuleiten, womit die Wotjäken von den Tataren bezeichnet werden, und die noch vorhandenen Spuren alter Befeſtigungen nahe bei Arskoi prigorod beſtätigen dieſe Sage. (Pallas, Bd. III, S. 455.)

Mir wurde als ſagenhafte Reſidenz der Wotjäken das Dorf bol'šaja nörja bezeichnet, 40 Werſt ſüdlich von Ižewsk. Im ſelben Dorfe giebt es auch einen alten heidniſchen Friedhof, der ſchon längſt verlaſſen iſt. Dort dürften Ausgrabungen lohnend ſein.

Die Ruſſifikation macht unter den Wotjäken, wie wir geſehen haben, nur ſehr langſame Fortſchritte; daß ſie aber gleichwohl ſtetig fortſchreitet, das verdankt ſie dem ruſſiſchen Weibe. Es kommt nämlich bisweilen vor, daß die Wotjäken ſich aus den benachbarten ruſſiſchen Dörfern Weiber nehmen, ja in einigen Dörfern geſchieht das ziemlich häufig. Dieſe aber lehren dann ihre Kinder Ruſſiſch ſprechen und impfen ihnen Geſchmack am Ruſſenthum ein; unwiſſend ſind ſie aber gleichwohl nicht weniger als die wotjäkiſchen Weiber.

Auffallend iſt, daß Wotjäkenmädchen, wie mir vielfach von verſchiedenen Seiten verſichert wurde, faſt nie ruſſiſche Männer heirathen. Die Urſache konnte ich nicht erfahren.

Die wotjäkiſche Sprache iſt voll von ruſſiſchen Wörtern; in vielen Lebensgewohnheiten, in der Bauart der Häuſer, in der Mythologie, überall haben wir den ruſſiſchen Einfluß erkennen können; andererſeits aber haben auch die Wotjäken auf die Ruſſen keinen unbeträchtlichen Einfluß gehabt, das tritt namentlich in der Sprache hervor. Die Ausſprache des oſtwjätkaſchen Ruſſen gleicht vollſtändig der wotjäkiſchen. Den Laut ts z. B. ſprechen die dortigen Ruſſen häufig wie ts aus, das f häufig wie p, das ch wie k ꝛc. Häufig iſt es mir weder an der Ausſprache noch an dem Ausſehen möglich geweſen, einen Ruſſen von einem Wotjäken zu unterſcheiden. Als ſicher darf übrigens gelten, daß viele, wahrſcheinlich die meiſten Ruſſen der nördlichen Gouvernements, von finniſchen Völkern abſtammen, denn manche finniſche Völker, wie z. B. die Mordwinen, ſind bereits zum größten Theil im Ruſſenthum aufgegangen, und anderen ſteht dies Schickſal früher oder ſpäter bevor; von manchen finniſchen Stämmen wie den Meren und Weſſen berichtet nur noch die Sage. Wenn man außerdem in Betracht zieht, daß eine Maſſe von abergläubiſchen Gebräuchen der Großruſſen eine ganz merkwürdige Uebereinſtimmung mit den gottesdienſtlichen Ceremonien der finniſchen Völker haben, was unter anderm beim Durchleſen der Arbeit von Mel'nikow beſonders in die Augen fällt, dann dürfte ich wohl nicht fehlgreifen, wenn ich behaupte, daß in den Ruſſen wenigſtens der nördlichen Gouvernements nicht weniger finniſches als ſlaviſches Blut fließt. Uebrigens bin ich wohl nicht der Erſte, der dieſe Anſicht ausſpricht. Was nun ſpeciell die Wotjäken anlangt, ſo geht bei ihnen, vermöge der geſchilderten Verhältniſſe, der Ruſſificirungsproceß nur ſehr langſam vor ſich, aber doch unaufhaltſam.

# Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Der bekannte amerikaniſche Gorillajäger und Afrikareiſende Paul B. du Chaillu hat ſich einem ganz neuen Felde zugewandt, der Schilderung der ſkandinaviſchen Halbinſel. Sein in zwei Bänden unlängſt bei Murray in London erſchienenes Werk „The Land of the Midnight Sun“ erfreut ſich des Beifalles der engliſchen Kritik, wie folgender Abſchnitt aus dem „Athenaeum“ (22. Oktober 1881) beweiſen mag. „Jeder muß die Gründlichkeit ſeines Operationsplanes billigen. Indem er eine Reihe von Jahren ſeinem Zwecke widmete, darin Mr. Wallace's Beiſpiel in Rußland folgend, mit dem Erlernen der Sprache anfing, ſpäter die Tracht und die Sitten der verſchiedenen Klaſſen annahm und abwechſelnd mit jeder im engſten Verkehre lebte, machte er ſich ſeinen Gegenſtand ganz beſonders zu eigen. Das Reſultat iſt ein Buch, nicht nur voll von Belehrung über eine Reihe von Dingen, welche auf das Leben des Volkes und das von ihm bewohnte Land Bezug haben, ſondern auch durchweg von des Autors ſtarker und etwas excentriſcher Individualität belebt.“ Eine deutſche Bearbeitung dieſes Buches, durch 48 Tonbilder und 200 Holzſchnitte reich illuſtrirt, erſcheint in 24 Lieferungen (à 1 Mark) bei F. Hirt und Sohn in Leipzig unter dem Titel: „Im Lande der Mitternachtſonne.“

## Afrika.

— Das eben ausgegebene 1. Heft der „Mittheilungen der Geographiſchen Geſellſchaft in Hamburg“ für 1880 bis 1881 (herausgegeben von L. Friedrichſen) enthält unter anderen einen intereſſanten Artikel „Ueber Tauſchhandel in Afrika“ von A. Woermann und „Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuſchel“ von John E. Hertz. Das Hamburger Haus, welchem der Autor angehört, hat ſeiner Zeit (ſeit 1814) nicht unweſentlich zur Verbreitung dieſer Muſcheln beigetragen. Die eigentliche Kauri (Cypraea moneta) kommt von den Malediven im Indiſchen Ocean, läßt ſich aber ſtets nur in geringer Menge beſchaffen, während die größere Cypraea annulus, eine bläuliche Muſchel mit gelbem Ringe, welche an der Oſtküſte Afrikas zwiſchen dem Aequator und Mozambique, hauptſächlich aber in den ſeichten Meeresarmen der Inſel Monſia gefiſcht wird, in beliebig großen Quantitäten zu beſchaffen iſt. Letztere wurde zuerſt durch die Firma Hertz in Zanzibar, wo ſie zum Kalkbrennen benutzt wurde, gleichſam entdeckt und nach Weſtafrika, beſonders nach Lagos und Whydah, exportirt. Dieſes Geſchäft war zeitweiſe ſehr lohnend, wurde aber ſeit 1857 durch Marſeiller Firmen, welche zuweilen in einem Jahre bis 100 000 Centner dieſer Scheidemünze nach dem Golfe von Benin ſchafften, ruinirt. Seitdem (1859) konnten nur noch geringe Mengen abgeſetzt werden, bis im Jahre 1879 wieder

größere Nachfrage entstand. Als Tausch- und Zahlmittel werden die Muscheln „nur in demjenigen Theile West- und Mittel-Afrikas verwendet, welcher vom Niger und seinen Zuflüssen, einschließlich des untern Laufes des Benuë, durchströmt wird; in dem Fellata-Gebiet, den Haussa-Staaten und Bornu; und an der Küste zwischen den Flüssen Niger und Assinieh und ihren Hinterländern, jedoch mit Ausnahme von Aschanti, wo sie wenigstens bis zum englischen Kriege verboten waren, und wo Goldstaub als Zahlmittel gilt, welcher bis in die kleinsten Zahltheile mit einer kleinen Goldwage, welche jeder Käufer am Markt bei sich zu führen pflegt, abgewogen wird." Als Schmuck dagegen werden die Kauris von den Eingeborenen des größten Theiles von Nord-, Mittel- und Ost-Afrika verwendet. Aber sporadisch finden sie auch sonst noch Verwendung, wie sie auch außer im Indischen Ocean bei den Philippinen gefischt werden. Als Scheidemünzen gelten sie in Bangkok, in manchen Städten Bengalens und auf Erromanga (Neu-Hebriden), als Schmuck auf den Banmotu-, Gesellschafts-, Cooks-, Tonga-, Viti-, Kingsmill- und Marquesas-Inseln, bei den westasiatischen Völkern des russischen Reiches, in Hadramaut (Süd-Arabien), Tibet, Abessinien, Borneo, Persien, ja selbst in Deutschland zur Verzierung der Gürtel von Schlächtergesellen. Schon Edrisi (um 1100) kennt ihre Verwendung als Geld, Marco Polo fand sie im 13. Jahrhundert als Scheidemünze in Jünnan, Ibn Batuta im 14. Jahrhundert zu Gago am Niger. Daß sie seit uralten Zeiten als Handelsgegenstand und Schmuck dienten, beweist, daß sie in den Ruinen von Nimrud, in den Gesichtsurnen Pomerellens an der Ostsee, zwischen angelsächsischen Alterthümern Englands, wie in heidnischen Gräbern Littauens gefunden worden sind.

— Am 20. Oktober hat eine neue belgische Afrika-Expedition, bestehend aus 135 Eingeborenen unter Befehl von Herrn Rogers, Zanzibar zu Schiffe verlassen, um sich dem am untern Congo befindlichen Stanley anzuschließen.

— Augenblicklich sind die Engländer eifrig daran, den zwischen dem Nyassa-See und der Küste gelegenen Theil Ostafrikas zu erforschen. Das Novemberheft der „Proceedings of the R. Geographical Society" bringt die Karte des untern Rufidschi-Flusses, welche William Beardall auf Befehl des Sultans von Zanzibar im letzten Winter aufgenommen hat. Der wohl bekannte junge Geologe Joseph Thomson hat im vergangenen Sommer im Auftrage desselben Herrschers den Rovuma bereist, von den angeblichen Kohlenlagern an dessen Nebenflusse Loende indessen nichts gefunden. Sein nächster Ausflug soll nach Mombasa sich richten. Endlich ist in das fast unbekannte Gebiet südlich vom Rovuma, zu den Quellen des Luli und Loende, der Rev. Chauncy Maples vorgedrungen. Seine Reise war circa 900 engl. Meilen lang und hat 2½ Monate gedauert. Seinen Bericht nebst Karte wird die Royal Geographical Society veröffentlichen.

## Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber „Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des Stillen Oceans" hat J. D. E. Schmeltz, Kustos am Museum Godeffroy in Hamburg, vor Jahresfrist einen sehr lehrreichen Vortrag in Altona gehalten, der jetzt gedruckt vorliegt. Er geht von O. Peschel's Ausspruch aus, daß „das Streben der Verhüllung des Körpers oder einzelner Theile desselben die Folge einer Regung des Schamgefühls", und „daß den hellfarbigen Völkern das Bestreben der Verhüllung nackter Körpertheile viel mehr eigen sei, als solchen mit schwarzer Hautfarbe". Dies findet Schmeltz bei einer Musterung der einzelnen Inselgruppen, zu welcher ihm die reichen Schätze seines Museums die besten Anhaltspunkte gaben, vollständig bestätigt. Es ergiebt sich, daß sich bei den Papuas nur die primitiveren Arten der Bekleidung, bei den Malaien (Polynesiern) oder aber der hellfarbigen Race alle die höher entwickelten Stufen finden. „Es ist aber eine bewiesene Thatsache, daß die Papuas oder die zur schwarzen Race gehörigen Menschen trotz eines entwickeltern künstlerischen Sinnes an Civilisation weit hinter den Malaien oder Polynesiern zurückstehen, folglich auch ihr Schamgefühl weniger entwickelt ist." In der den Schmuck behandelnden Abtheilung ist von besonderm Interesse, was Schmeltz gegen Dr. O. Finsch sagt, welcher in seinen Berichten „Aus dem Pacific" die Behauptung aufgestellt hat, daß die Tatuirung keine weitere Bedeutung habe, als unsere Kleidermuster. Vielmehr steht diese Sitte sowohl mit Alters- als mit Rangunterschieden, wie auch mit der Religion in Zusammenhang. „So haben uns die schönen Beobachtungen einiger der Reisenden des Museum Godeffroy, die sich über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren erstrecken, gelehrt, daß in Samoa und Tonga die Ausübung dieser Sitte bei den Männern, in Viti aber an den Weibern, den Zeitpunkt andeutet, wo sie heirathsfähig sind; und Th. Kleinschmidt schreibt, daß ein Weib, welches sich in Viti dieser Sitte nicht gefügt haben würde, dem allgemeinen Gespött ihrer Genossinnen ausgesetzt gewesen wäre. Auf den Markesas-Inseln steht die Tatuirung mit der Religion in Zusammenhang und, gleich wie auf Samoa, wo sich die Tatuirung bei den Häuptlingen in einer Spitze über das Knie bis auf das Schienbein erstreckt, tragen auch hier die Häuptlinge eigene Abzeichen darin. Parkinson sagt, daß auf den Gilbert-Inseln ein alter tatuirter Mann in den Rathsversammlungen, selbst wenn er kein Eigenthum besitze, stets als eine Person von Bedeutung angesehen werde, und daß seine Stimme mehr Gewicht habe, als die eines reichen, nicht tatuirten Mannes. Durch Kubary wird uns berichtet, daß auf denjenigen Inseln der Carolinen-Gruppe, wo die Frau dem Kinde den Rang giebt, die Frauen, wo aber die Herrschaft in der Familie des Mannes sich forterbt, die Männer tatuirt werden. Diese wenigen Beispiele werden genügen, die Bedeutung des Tatuirens zu veranschaulichen. Die Anwendung von Masken bei Tänzen, wie sie auf dem Neu-Britannia-Archipel stattfindet, möchte Schmeltz mit dem im Stillen Ocean weit verbreiteten Ahnenkultus in Verbindung bringen, und zwar um so mehr, als eine derartige Maske im Hamburger kulturhistorischen Museum nicht als solche benutzt sein oder werden kann, und es vielmehr anzunehmen ist, daß hier die Nachbildung des Gesichts eines berühmten, verstorbenen Stammesgenossen auf Theilen seines Schädels versucht ist. Dies wird durch einen Bericht des verstorbenen Th. Kleinschmidt bestätigt, dem zufolge sogar ganze Schädel, die man nach völligem Abfaulen des Fleisches dem Grabe entnommen, derartig restaurirt und in der Familie aufbewahrt werden.

— Die Bevölkerung von Neu-Seeland belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 534 250, gegen 26 707 im Jahre 1851; 99 021 im Jahre 1861 und 266 986 im Jahre 1871. Die Eingeborenen (Maoris) zählten 44 099 [1]). Da das Areal der Kolonie 4954 deutsch-geographische Quadratmeilen umfaßt, so entfielen zur Zeit der letzten Volkszählung durchschnittlich 108 Seelen auf die Quadratmeile. Nur Victoria (208) hat unter den australischen Kolonien eine dichtere Bevölkerung. Die öffentliche Revenue im Jahre 1880 stellte sich auf 3 283 396 Pf. St. oder 6 Pf. St. 2 Sh. 11 P. pro Kopf und blieb hinter den Ausgaben um 736 454 Pf. St. zurück. Neu-Seeland hat in Folge der früheren Kriege mit den Maoris, der sehr vielen Eisenbahnbauten und der starken Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates eine große Schuldenlast auf sich geladen und steht in dieser Beziehung an erster Stelle unter den Kolonien. Am Schlusse des Jahres 1880 betrug die öffentliche Schuld 28 583 231 Pf. St.

---

[1]) Es sei bemerkt, daß in den Statistiken der Kolonie Neu-Seeland die Zahl der Maoris im Jahre 1867 zu 38 540, im Jahre 1871 zu 37 502, im Jahre 1874 zu 45 470 und im Jahre 1878 zu 42 819 angegeben wird. Die frühere feindliche Stellung der Maoris zu den Kolonisten machte eine genaue Censusaufnahme unter ihnen unmöglich.

oder 53 Pf. St. 10 Sh. pro Kopf der Bevölkerung, zu deren jährlicher Verzinsung 1 585 000 Pf. St. erforderlich waren. Der Export im Jahre 1880 bewerthete 6 352 696 Pf. St. oder 11 Pf. St. 47 Sh. 10 P. pro Kopf und der Import 6 162 011 Pf. St. oder 11 Pf. St. 10 Sh. 8 P. pro Kopf. Handel und Wandel blühten. Die Schiffsbewegung (Einlauf und Auslauf) wird mit 1516 Schiffen und 819 716 Tonnen registrirt. Mit seinen Eisenbahnen nimmt Neu-Seeland den ersten Rang unter den australischen Kolonien ein. Zu Ende des Jahres 1880 betrug die Länge der fertigen Bahnen 1258 englische Meilen, während 208 Miles noch in Bau begriffen waren. Die Telegraphenlinien maßen 3706, die Drähte 9401 Miles. Unter Kultur befanden sich 1 029 764 Acres Land (1 Acre = 40,467 Ar). Der Anbau von Weizen (8 147 705 Bushels) und Hafer (6 891 251 Bush.) herrschte vor. Die Fruchtbarkeit des Bodens war eine außerordentliche, denn es wurden durchschnittlich 25 Bush. Weizen und 32 Bush. Hafer vom Acre gewonnen. Keine andere der australischen Kolonien kann sich solcher Bodenerträge rühmen. Der Viehstapel von Neu-Seeland belief sich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 137 768 Pferde, 578 450 Stück Rindvieh, 13 069 338 Schafe und 207 337 Schweine. Nur Neu-Süd-Wales mit 32 339 547 besitzt einen größern Schafbestand. Auf den Goldfeldern von Neu-Seeland, welche, ähnlich wie in Viktoria, Neu-Süd-Wales und Queensland, zur Zeit lange nicht mehr so ergiebig sind wie früher, wurden von 1860 bis 1880 insgesammt 9 396 427 Unzen Gold im Werthe von 36 753 798 Pf. St. gefunden. Es würde dies 720 Kubikfuß und ein Gewicht von 287 Tonnen ausmachen.

## Polargebiet.

— Die letzten aus Hammerfest datirenden Nachrichten von der vierten holländischen Nordpolexpedition lauteten sehr befriedigend, obwohl der „Willem Barents“ nur selten landen konnte. Namentlich wurden zahlreiche zoologische Gegenstände gesammelt. Franz-Joseph-Land zu erreichen mißlang, dagegen wurde nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse auf der Oranje-Insel dem Entdecker jener Gebiete, Willem Barents, ein Denkstein errichtet. Am 26. Oktober ist das Schiff dann nach Amsterdam zurückgekehrt.

## Vermischtes.

— Die vor einem Jahre erschienene Abhandlung des dänischen Archäologen Sophus Müller über Thierornamentik ist durch eine deutsche Uebersetzung [1]) nun weiteren Kreisen zugänglich geworden. Daß dieselbe in der deutschen Literatur bisher wenig Beachtung gefunden, dürfte sich dadurch erklären, daß schon das Lesen dieses Buches Muße fordert, eine kritische Beleuchtung aber ein tieferes Eindringen in die erdrückende Fülle des Materials und in die Verarbeitung desselben verlangt. Von einem eingehendern Referat müssen auch wir absehen und uns auf eine kurze Mittheilung über den Inhalt beschränken. Wer bisher Auskunft über das Wesen der Thierornamentik in der Literatur suchte, der suchte vergeblich. Knapp und oberflächlich war diese „zweite Stufe der Ornamentik in jeder ungestörten Kunstentwickelung“ bisher von den Fachgelehrten behandelt worden, und was sie darüber brachten, ermangelte oft der Begründung. Um den Ursprung dieser Stilrichtung zu erforschen und deren Entwickelung bis zu ihrem Verfall zu verfolgen, bedürfte es nicht nur erschöpfender Kenntniß der gesammten einschlägigen Literatur, sondern eigener Studien in den Archiven und Museen aller Länder, die an der Ausbildung dieses eigenthümlichen Ornamentstils Antheil hatten. Der Inhalt der Kapitel des uns vorliegenden Buches: pelasgische, germanisch-römische Ornamentik, Ornamentik der Völkerwanderungszeit, irische, gallikanische, karolingische, byzantinische, persische und arabische, finnische und slavische Ornamentik, zeigt, daß der Verfasser weite Wege ging, um den Stoff für seine Darlegungen heran zu holen.

Mit einem so gewaltigen Material ausgerüstet und von zahlreichen bildlichen Darstellungen unterstützt, zeigt der Verfasser, daß schon in vorgeschichtlicher und vorklassischer Zeit die Kunst mehrmals Anlauf zu einer Thierornamentik nahm, die sich indessen stets durch das Eindringen einer höhern Kultur in ihrer Entwickelung gestört sah; daß erst in der germanisch-römischen Periode der Grund zu einer Thierornamentik gelegt wurde, die zur vollen Blüthe und Durchbildung gedieh und zur Zeit der Völkerwanderung vom Schwarzen Meer bis nach Island, von den Alpen bis nach Skandinavien Verbreitung fand. Eine unausbleibliche Folge solcher Verpflanzung war die örtliche Weiterbildung. Bei den Angelsachsen erfuhr sie Rückbildung und Verfall. Jenseits der Alpen brachen die eine Zeit lang überwucherten klassischen Elemente wieder durch, wie die ältere christliche Kunst lehrt, und bildeten später mit irischen Kunstmotiven die Grundlage der karolingischen Ornamentik. In Skandinavien behauptete sich der Kunststil der Völkerwanderungszeit bis zur Wikingerzeit. Von da ab macht sich dort der Einfluß des karolingischen und des irischen Ornamentstils geltend, letzterer in so durchgreifender Weise, daß man mit aller Berechtigung von einem nordisch-irischen Stil reden darf, in dem man sogar eine ältere und eine jüngere Periode unterscheidet.

Manchen bisher herrschenden Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung der Thierornamentik tritt der Verfasser entgegen. Durch die Entstehung derselben auf ornamentalem Wege, durch den rein ornamentalen Charakter der Thierfiguren, erweist sich die Auffassung derselben als mythisch, symbolisch, als irrthümlich. Von einer andern Stilrichtungen beeinflussenden skandinavischen „Schlangenornamentik“ kann vollends gar nicht die Rede sein, da niemals ein ursprünglich skandinavisches Ornamentmotiv nach Süden gedrungen, sondern im Gegentheil der Norden stets an dem wechselnden Kunststil auf dem Kontinent und im Westen Theil gehabt hat, der gleichwohl auf nordischen Boden verpflanzt, dort mehr oder weniger erhebliche Umwandelungen erfuhr.

Da der Verfasser zunächst für den Norden schrieb, sind die fremden Stilarten nur insoweit berücksichtigt, als nöthig war, um ihrem Einfluß auf die nordische Ornamentik nachzuforschen. Wer sich für die allgemeine Geschichte der Ornamentik interessirt und sich darüber zu belehren wünscht, findet einen Schatz in dem Müller'schen Buche, und dem Kunsthistoriker und Archäologen dürfte es unentbehrlich werden.

[1]) Die Thierornamentik im Norden. Ursprung, Entwickelung und Verhältniß derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archäologische Untersuchung von Dr. Sophus Müller. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, Otto Meißner. 1881.

**Inhalt:** V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees. I. (Mit einer Karte.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotiäken. VII. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Polargebiet. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 7. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 23.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# V. Largeau's Wanderungen in der algeriſchen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Beſondere Erwähnung verdienen die Heilquellen Biskras. Etwa 500 m nordweſtlich von den erſten Häuſern der Stadt liegt die kleine reizende Oaſe der Beni-Morra, früher eine Baumſchule der Regierung, jetzt von dem Maire der Stadt, M. Bêchu, bewohnt. Ihre breiten, von Gummibäumen, Cypreſſen und Maulbeerbäumen eingefaßten Wege, ihre Bambus, Bananen u. ſ. w. bilden für die Fremden das lockende Ziel eines Spazierganges. Etwa 4 km nordnordweſtlich von dort, 600 m vom Fuße des Dſchebel Sfa und 5 bis 6 m über der umgebenden Hochebene, ſprudelt am Fuße eines Travertinhügels, aus deſſen Spitze ſie einſt entſprang, die warme Mineralquelle, welche die Eingeborenen Hammam Salhin (Bad der Heiligen), die Europäer ſchlechtweg Fontaine Chaude nennen. Mit einem Erguſſe von 50 Liter in der Sekunde und einer Temperatur von 44° (am Rande des Beckens) tritt ſie unter ziemlich intenſiver Gasentwickelung und ſtarkem Schwefelwaſſerſtoffgeruch am Grunde eines großen viereckigen Beckens zu Tage; in den umliegenden Baulichkeiten ſind fünf Badebaſſins enthalten, deren Ausnutzung einem Eingeborenen zuſteht. Von dort fließt das Waſſer in einem breiten Bache, deſſen Grund von einem dicken Satze ſchwefelhaltigen Natriums bedeckt iſt, den Hügel hinab. Gegen rheumatiſche und gichtiſche Leiden, auch wenn ſie veraltet ſind, hilft die Quelle ſchon binnen wenigen Tagen; auch gegen Hautkrankheiten und Verſtopfungen erweiſt ſie ſich wirkſam. Man geht damit um, ihr Waſſer nach der Oaſe der Beni-Morra zu leiten, daß die Leidenden ſie faſt vor den Thoren der Stadt im Schatten der Palmen gebrauchen können. Etwa 100 m von der Fontaine Chaude öffnet ſich in einer runden Bodenſenkung, die von Salz ganz weiß iſt und von einem Plateau ſchwarzen Travertins umgeben wird, ein runder Schlund von 35 m Durchmeſſer; das darin enthaltene Waſſer hat keinen ſichtbaren Abfluß, am Rande eine Temperatur von 14° und ſchmeckt ſalziger als Meerwaſſer. Die Araber nennen ihn Hammam-el-Dſcherab, d. h. Krätze-Bad. Unweit nordweſtlich davon liegt ein zweiter kleiner kreisrunder See mit weniger ſalzigem Waſſer, das in den von der Fontaine Chaude gebildeten Bach abfließt.

Südlich von der Oaſe, auf dem rechten Ufer des Fluſſes, der hier den Namen Ued Zerzur (Staar-Fluß) annimmt, liegt ein wahres Paradies, ein Gegenſtand der Bewunderung ſelbſt für den blaſirteſten Touriſten, M. Landon's köſtliche Villa. Sein Garten umſchließt die ſchönſten Vertreter der afrikaniſchen und exotiſchen Flora; unter dem undurchdringlichen Laubdache blühen die ſeltenſten und duftreichſten Blumen; überall plätſchert unter den ſchattigen Gebüſchen Waſſer in Fülle; der Beſucher ſchreitet von einer botaniſchen Merkwürdigkeit zu der andern, und der glückliche Beſitzer dieſes Eden verſpürt unter dem ſengenden Himmel der Sahara nichts von deſſen ſommerlicher Gluth. Aber neidlos ſieht der Arme auf Landon's großen Reichthum; denn derſelbe hat aus ſeinem Garten eine Pflanzſchule zur Akklimatiſirung nützlicher Gewächſe gemacht, die er in allen möglichen Ländern ſammeln läßt und ſpäter an Anſiedler und Eingeborene ringsum vertheilt, indem er ſie über ihre Kultur und ihren Nutzen belehrt.

Unweit dieſer Villa ſteht die von Wallfahrern viel beſuchte Moſchee des Sidi Brahim ben Zerzur, welche einſt in einem Palmengarten auf dem rechten Flußufer lag und jetzt iſolirt mitten im Flußbette ſich befindet. Etwas nördlich davon hat ſich noch ein Pfeiler einer römiſchen Brücke erhalten, den die Araber Bit-el-Mal (Haus des Schatzes) nennen: ſie glauben, daß unter ihm unermeßliche Reichthümer, von Genien bewacht, verborgen liegen.

Gegenüber der neuen Stadt, auf dem linken Ufer des Ued Biskra und nordöſtlich von der kleinen Oaſe El Alia, bezeichnen lange Linien von Bruchſteinen und zahlreiche Lehmhügel die Lage der altrömiſchen Stadt Bescera, deren Reſte noch nicht in wiſſenſchaftlicher Weiſe unterſucht worden ſind. Wahrſcheinlich wohnten die Römer, wie die von ihnen unterworfenen Berbern und die heutigen Anſiedler, der größern Kühle halber in Häuſern aus thôb (Luftziegeln).

Si Mohammed Serbir ben Gana, gegenwärtiger Kaid des Zab von Biskra.

Die Höhe der Gegend (117 m über dem Meere), die Neigung des Bodens gegen Süden zu dem Wed Dſcheddi hin, wodurch das Stagniren des Waſſers verhindert wird, und die zahlreichen Pflanzungen der Umgebung machen Biskra zu einem der geſundeſten Orte der Sahara; weil es aber in einem Halbkreiſe von Bergen umgeben iſt, iſt ſeine Temperatur faſt ſo hoch, wie die von Tuggurt, trotzdem letzteres inmitten einer Sandebene, faſt 50 Wegſtunden ſüdlicher und nur 51 m hoch liegt. Jene Berge, welche von N.-W. bis S.-O. wie hohe Klippen das Meer der Sahara überragen, halten einerſeits die Nordwinde ab und werden andererſeits im Sommer von den Strahlen der Sonne und den ſüdlichen Winden übermäßig erhitzt. Im Juni und Juli ſteigt trotz der Pflanzungen ringsum das Thermometer im Zimmer nicht ſelten auf 45° C., während es in der Nacht kaum auf 25° herabgeht. Dann erfriſcht nicht das geringſte Lüftchen die leuchende Bruſt der unglücklichen Koloniſten, welche auf den Terraſſen ihrer Häuſer vergeblich mit der Schlafloſigkeit ringen.

Köſtlich aber iſt der Winter und höchſt heilſam für

Bruſtkranke, deren Leiden ſich wie durch Zauberei beſſern. Die niedrigſte beobachtete Temperatur in einer Decembernacht war + 3° C., während bei Tage von Anfang bis Ende der Saiſon zwiſchen 10° und 30° waren. Seit Menſchengedenken hat es in Biskra nicht gefroren, während Largeau wiederholt in Gegenden, die 100 Stunden weiter ſüdlich liegen, und deren Tageswärme weit größer iſt, als am Südabhange des Aures, Eis beobachtet hat.

Trotz des geſunden Klimas haben indeſſen neu angeſiedelte Europäer demſelben einen unangenehmen Tribut zu entrichten: ſie werden vom „clou de Biskra“ befallen, welches Dr. Sériziat, der dieſe Krankheit eingehend ſtudirt hat, „Sahara-Geſchwür“ nennt. In der Zeit vom Auguſt bis März, beſonders im September und Oktober, bildet ſich in Folge eines Schnittes, einer Schramme oder eines Moskitoſtiches zuerſt ein Schorf; ſpäteſtens 1 bis 2 Monate

Bu Aziz, früherer Kaïd des Zab von Biskra.

darauf äußert ſich die Krankheit durch Jucken an dieſer Stelle; ſchließlich bricht der Schorf auf und es ergießt ſich eine anfangs farbloſe, ſpäter gelbliche, eiterige, übelriechende Flüſſigkeit. Nun wird das Uebel auch ſchmerzhaft. Wer Glück hat, bei dem bleibt das Geſchwür in dieſer Periode ſtehen; bei anderen bildet ſich immer ein Schorf nach dem andern, bis eine große abſtoßende Beule von ekelerregendem Geruche entſteht. Und das dauert im Durchſchnitt 5 bis 6 Monate, ohne daß es ein Mittel dagegen gäbe; im Gegentheil — alle Arzneien, die man angewendet hat, haben das Leiden nur verſchlimmert und tiefere Narben erzeugt. Seine Urſache ſcheint in der Entkräftung zu liegen, welche viele Perſonen in Folge der Sommerhitze, des übermäßigen Schwitzens in der unbequemen europäiſchen Tracht, des magneſiahaltigen Waſſers und der dadurch erzeugten leichten Diarrhoe befällt; es verſchont keinen Körpertheil und entwickelt ſich ebenſo leicht im Geſichte wie auf dem Rücken, der Bruſt, den Armen oder Beinen.

Merkwürdig iſt, daß in Biskra das Fieber nur Soldaten der Garniſon ergreift, wohl wegen der ſchlechten hygie-

niſchen Bedingungen, unter welchen ſie leben, und wegen ihres übermäßigen Genuſſes von Spirituoſen. Vom Fieber und Sahara-Geſchwür werden die Eingeborenen nun zwar verſchont; dafür leiden ſie aber unter den ſchwerſten Augenkrankheiten: ſelten ſieht man eine Perſon, welche nicht Spuren derſelben an ſich trägt, und auf Schritt und Tritt begegnet man Blinden oder Einäugigen. Die Augenentzündungen ſcheinen ihre erſte Urſache in den zahlloſen Sandkörnchen zu haben, mit welchen jeder Südwind die Luft erfüllt, ferner in der zu großen Dunkelheit der Wohnungen

Ein Quartier der Eingeborenen in Biskra.

Der Bordſch und die Oaſe El-Mghaier.

und dem plötzlichen Uebergange von dieſer Dunkelheit zu dem blendenden Sonnenlichte draußen; verſchlimmert werden ſie noch durch die abſtoßende Unreinlichkeit der Eingeborenen. Von dieſer aber abgeſehen, iſt es für Europäer erfahrungsgemäß das Richtigſte, in Wohnung, Kleidung, Nahrung u. ſ. w. die Einheimiſchen nachzuahmen; und das

geschieht von Seiten der Kolonisten unmerklich mehr und mehr, während die Soldaten noch durchweg so gehalten werden, als ständen sie in Frankreich. Erstere bauen die Wände ihrer Häuser aus thôb und machen sie sehr dick, pflanzen Bäume um dieselben, namentlich auf der Südseite, tragen weitere Kleider, essen weniger Fleisch und mehr Gemüse und halten sich vom Schenktische fern.

Während, wie gesagt, Neu-Biskra, die französische Stadt, eine vollberechtigte Kommune und zwar die südlichste im Departement Constantine ist, gehört die Stadt der Eingeborenen zum Zab von Biskra, dessen gegenwärtiger Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana ist, der auf seinen Onkel, den berühmten Bu Aziz, welchen die französischen Soldaten aus einem unbekannten Grunde „die Wüstenschlange" nannten, gefolgt ist.

Am 6. Januar 1875 verließ Largeau Biskra; in Tuggurt sollte er einen Führer finden, welchen der Agha dieser Stadt auf die Empfehlungen des Gouverneurs General Chanzy hin für ihn ausgewählt hatte, um ihn nach Ghadames zu geleiten. Largeau wurde von einem jungen Mulatten aus der großen Oase Suf begleitet; derselbe hieß Mohammed oder Ali ben Embarek und verstand etwas von der Küche. Außerdem begleiteten ihn ein nomadischer Araber mit zwei Kameelen und ein magerer, hungeriger Eingeborener mit einem ebenso dürren Maulthiere. Si Aïssa ben Ahmed es Smati el Dschellali, genannt Kadi von Uëd Suf, sollte auf dem zweiten Tagemarsche zu ihnen stoßen und sie nach Tuggurt begleiten. Das Wetter war herrlich, das Marschiren auf dem thonigen Boden leicht, und doch brauchte man fast sechs Stunden, um die einförmige, sich gegen Süden etwas senkende Ebene zu kreuzen und den Uëd Dschedi, den Nigris(?) der Römer, zu erreichen. Derselbe entspringt am Dschebel Amur, der unter demselben Meridian wie Paris liegt, zieht unter dem Namen Uëd Mzi bei el-Aghuat (Laghuat) vorbei und mündet in die große algerisch-tunesische Depression. An der Stelle, wo

Artesischer Brunnen in El-Mghaier. (Aeußere Ansicht.)

ihn Largeau überschritt, war er damals ausgetrocknet. Dann erstieg er das Kalkplateau, welches den Uëd Dschedi vom Uëd Righ trennt, und auf dessen Rande sich, stolz gegen Norden gewandt, der Bordsch Thaer-Raschu erhebt. Von fern macht er mit seinen Zinnenmauern, bastionirten Ecken und dem viereckigen Thurme, den ein optischer Telegraph krönt, den Eindruck einer Festung; beim Näherkommen gewahrt man aber mit Erstaunen ein armseliges Gebäude aus Lehm. Indessen fand Largeau mit seinen Gefährten dort beim Scheich Si Mahmud ben Charfalla von der Familie der Ben Gana von Biskra freundliche Aufnahme; nur hatte das brackige Wasser der Gegend dem Kaffee einen abscheulichen Geschmack verliehen. Um 7 Uhr ging es am nächsten Morgen weiter. Ein leichter Nordwind wehte und führte den Reisenden zum letzten Male die Düfte der Ziban-Oasen zu, welche in der Ferne wie schwarze Punkte in der am Fuße des Aures sich ausdehnenden Ebene Sâada (die Glückliche) erschienen. Um 10 Uhr frühstückte man bei dem Brunnen Dschefer, kreuzte dann eine Reihe feuchter Vertiefungen, in denen Sedra (Zizyphus lotus) üppig gedieh, und erreichte um 2 Uhr den kleinen Bordsch Schegga („Riß, Spalt"), wo früher Dank einigen artesischen Brunnen eine kleine Oase bestanden hatte. Aber im Jahre 1871 hatte der berüchtigte Ali Bey die Palmen abhauen und die Häuser zerstören lassen, und heute bildet das Wasser der Brunnen schädliche Sümpfe. Die wenigen Spahis, welche den Bordsch bewachten, räumten den Reisenden bereitwillig zwei Zimmer ein.

Am nächsten Morgen stieß Kadi Si Aïssa zu ihm; er hatte einen Theil der Nacht marschirt, um sein Versprechen halten zu können. Es war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, mit offenem Gesicht, rasch bei der Hand mit Witzen und lustigen Geschichten.

Nachdem man die reizende kleine Oase Um et-thiur („die bei den Vögeln beliebte") zur Rechten gelassen, frühstückte man bei den Brunnen Stheil, welche in der Form von Eimern, wie ihr Name besagt, im Bette des Uëd Ithel („der Wasserreiche") ausgegraben sind. Das Wasser aber, welches dem Schott Melghir tributär ist, fließt fast das ganze Jahr hindurch unterirdisch. Dann folgte Sandboden, auf welchem schöne Gebüsche eines Strauches mit nadelförmigen Blättern (Alonnda, Ephedra alata) wuchsen, und gegen 2 Uhr ein schroffer Abstieg zu einer unermeßlichen, vollkommen gleichförmigen Depression, dem Schott

Melghir, dem weſtlichſten in jener langen Reihe von Salzſümpfen, welche ſich bis in die Nähe von Gabes am Mittelmeere hinziehen und den Gegenſtand eingehendſter Studien und Aufnahmen Seitens des bekannten Kommandanten Roudaire gebildet haben. Noch ein Abſtieg zwiſchen zwei Wänden von Thonboden, und das Ufer des Schott ſelber war erreicht. Hell brach jetzt die Sonne durch die Wolken; fern im Süden begrenzt eine lange dunkle Linie den Horizont, über welcher ſich anſcheinend bewaldete Hügel erheben: es ſieht aus, wie eine ſchöne Oaſe mit hohen Palmen. Und eine Art Halbinſel, mit Gruppen ſchöner laubreicher Bäume bedeckt, ſcheint von der Oaſe aus in den Schott ſich hineinzuziehen, deſſen glitzernde Oberfläche ſich weit hin nach Oſten erſtreckt. Aber beim Näherkommen tauchen die Bäume in der leuchtenden Fluth unter; erſt verſchwinden die Stämme, dann das Laub, und zuletzt ſelbſt der See, ſobald dicke Wolken die Sonnenſcheibe verdeckten. Das Ganze war eine Luftſpiegelung geweſen!

Arteſiſcher Brunnen in El-Mghajer. (Innere Anſicht.)

Um 3 Uhr wurde beim arteſiſchen Brunnen Mahadalu (d. i. ſchräg gebohrt), der ein 25° warmes, magneſiahaltiges, purgirendes Waſſer liefert, unweit des Abhanges Kudiat ed Dör („Hügel der Rückkehr") gelagert. Da die Stelle von Herumſtreichern beſucht zu werden pflegt, hielten die Reiſenden während der Nacht abwechſelnd Wache; wirklich zeigten ſich auch um 11 Uhr zwei Männer, die wenig vertrauenerweckend ausſahen und raſch verſchwanden.

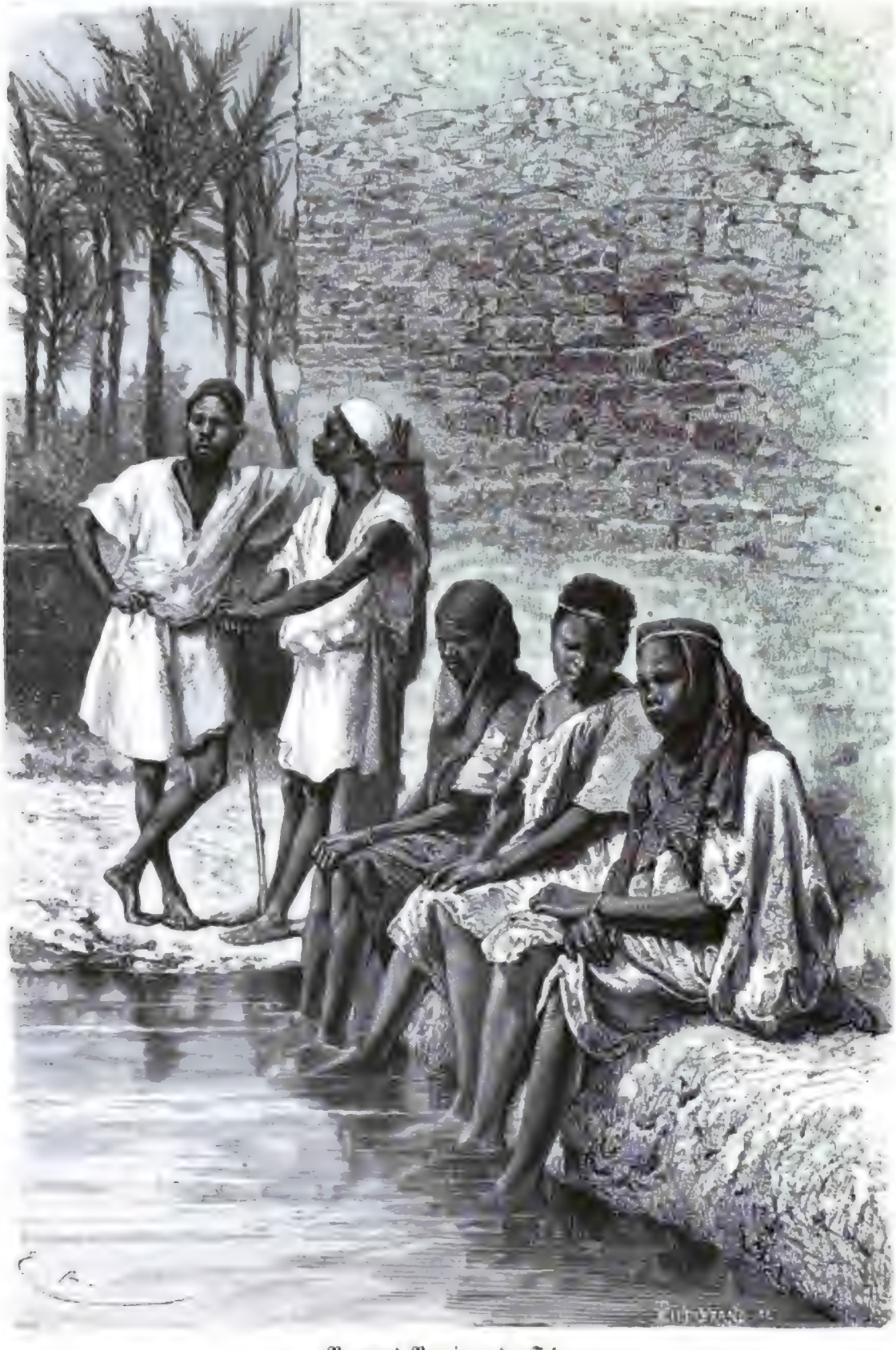
Bald nach Mittag des folgenden Tages wurde die ſchöne Oaſe El Mghajer erreicht, deren Scheich, ein hochgewachſener Mann von etwa 45 Jahren mit intelligentem, pfefferkuchenbraunem Geſichte, die Ankömmlinge ſchon erwartete und ſie vortrefflich in einem großen Saale auf reichen Teppichen mit Kaffee, Datteln, Kuskuſſu und einem halben Hammel bewirthete. El-Mghajer iſt die erſte Oaſe von Uëd Righ, einem breiten, waſſerreichen und mit Oaſen beſäeten Thale, welches ſich bis Tuggurt und Temaſin, 50 Wegſtunden von Biskra, hinzieht. In ihm floſſen früher, ehe ſie ſich in den Schott Melghir ergoſſen, die Gewäſſer des Igharghar, die vom Ahaggar-Plateau kamen, und die des Uëd Mija. Heutigen Tages verſchwindet das Regenwaſſer, das ohnehin, wie Largeau meint, in Folge der Entholzung ſpärlicher fällt, in dem ſchwammigen Boden, ſickert bis auf die undurchläſſige Schicht durch und fließt in unterirdiſchen Kanälen weiter. Fallen aber einmal auf den Hochländern der centralen Sahara mächtige Regengüſſe, ſo ſind letztere zu eng, das Waſſer ſteigt an die Oberfläche und es können Ueberſchwemmungen entſtehen, welche in den Oaſen und unter den Viehherden ſchwere Verheerungen anrichten. In ſolcher Weiſe fließen der Igharghar, der Uëd Mija, Uëd Righ und Uëd Suf unterirdiſch, während der Uëd Dſchedi oft zu Tage tritt. Seit undenklichen Zeiten verſtanden es die Bewohner des Uëd Righ, das zur Bewäſſerung ihrer Oaſen nöthige Waſſer durch arteſiſche Brunnen an die Oberfläche zu holen; allein da ihnen die Mittel fehlten, konnten ſie nicht tiefer gehen, als bis zur erſten und am wenigſten ergiebigen Waſſerſchicht. Dafür trat die franzöſiſche Regierung ein und erzielte unerwartete Reſultate; ſie hat an 100 arteſiſche Brunnen hergeſtellt, deren einige in der Minute 3500, 4000, 4800 und 5000 Liter Waſſer liefern und eine gewaltige Ausdehnung der Palmenpflanzungen geſtatteten.

Die Oaſen im Uëd Righ liegen meiſt auf den ſanften Abhängen der Plateaus, welche das Thal ſelbſt begrenzen, was die Berieſelung ſehr bequem macht. Mannshohe Lehmmauern, auf welchen noch Palmzweige befeſtigt ſind, umgeben die Gärten; enge, gewundene, holperige und oft überſchwemmte Pfade ziehen ſich zwiſchen den Mauern hin. Außer den Palmen gedeihen Feigen, Aprikoſen, Granaten und Wein vortrefflich, ferner Gerſte, Luzerne und allerlei Gemüſe; wo aber reichliches Waſſer zur Hand iſt, werden letztere Gewächſe nur in Gärten außerhalb des Palmenwaldes gebaut.

Die Dörfer liegen ſtets auf einer Anhöhe, meiſt an dem einen Ende der Oaſe, und ſind von einer ſchlecht unterhaltenen, mit kleinen Schießſcharten verſehenen Mauer aus Lehm oder rohen Kalkbruchſteinen umgeben. Außen zieht ſich noch ein breiter Graben faulenden Waſſers herum, deſſen Ausdünſtungen im Sommer jedem Weißen den Aufenthalt in ſolchen Oaſen unmöglich machen. Die aus Luftziegeln oder Kalkſteinblöcken erbauten Häuſer bilden ſtets ein Viereck um einen centralen Hof, den Harem, welchen kein Fremder betreten darf, und auf welchen alle Zimmer und Ställe münden. Die äußere Thür führt in das Gaſtzimmer, gewiſſermaßen den Salon des Hauſes, und durch eben dieſelbe gelangen Menſchen und Vieh in den Hof. Die Häuſer ſind zumeiſt in ſchlechtem Zuſtande und die Decken der Zimmer zeigen oft große Löcher, welche wenigſtens die eine Annehmlichkeit bieten, daß durch ſie der Rauch einen Ausweg findet. Dicht bei jedem Dorfe erhebt ſich auf einem freien Platze der Bordſch el-Beilik oder Regierungsſchloß, eine Art Lehmfort mit Baſtionen, Schießſcharten und einigen kleinen Zimmern, in welchen die Detachements, welche zwiſchen Biskra und Tuggurt verkehren, wohnen.

Die Bevölkerung der Oaſen des Uëd Righ beſteht faſt

Digitized by Google



Neger und Negerinnen der Sahara.

Digitized by Google

ausſchließlich aus Sahara-Negern, welche Largeau für die älteſten Bewohner des Landes hält. Ihre Haut hat die Farbe von Pfefferkuchen; die Naſe iſt dick, aber nicht platt, die Lippen dick, aber nicht aufgeworfen, der Wuchs mittel, Bruſt ſtark, Schultern breit, Beine kurz, Arme ſehr lang wegen der Gewohnheit auf die Palmen zu klettern, die Haare wie bei den Sudaneſen büſchelweiſe ſtehend, kraus, aber nicht wollig, bei den Frauen lang. Dieſes Volk der „Ruagha“ iſt in der Sahara das vornehmlich ackerbauende; es iſt mäßig, arbeitſam, friedlich und braucht nur ein wenig Schutz, um wieder zu werden, was es einſt geweſen iſt: ein ſtarkes zahlreiches Volk, das die Sahara, ſo weit es überhaupt möglich iſt, umzuwandeln im Stande iſt. Außer den circa 30 000 Ruagha finden ſich im Uëd Righ einige Mehadſcheria (d. i. Getrennte), mohammedaniſche Juden, die meiſt Induſtrie treiben. Naht der Winter, ſo findet ſich dann noch die „fliegende“ Bevölkerung ein und die nomadiſche, letztere aus Hilal-Arabern beſtehend. Zu erſterer gehören arabiſche Krämer und Berberkaufleute vom Stamme der Beni-Mzab, welche Getreide bringen, Datteln einkaufen, beſonders aber als Wucherer die armen Neger ausſaugen. Bei der erſten Frühlingswärme nehmen ſie vor dem Fieber Reißaus und erſcheinen erſt zu Wintersanfang wieder. Die Zahl der nomadiſchen Araber beläuft ſich im Süden der Provinz Conſtantine, von Tuneſien bis zum Meridian von Wargla, auf etwa 55 000; ſie wandern dort ſeit dem 12. chriſtlichen Jahrhundert umher, wo ſie der Kalif El-Moſtanſer nach dem Weſten führte. Die Neger und Berbern des Uëd Righ hatten zwar ſchon an ſechs Jahrhunderte früher von den Gefährten Okba's den Islam angenommen; aber darum kümmerten ſich die raubluſtigen Hilal-Araber nicht. Sie plünderten und ſengten nach Herzensluſt und zwangen dann die Neger, für ein Fünftel der Ernte das Land zu bebauen; daher ihr Name Chamès (von chamsa = fünf). Heute liegen die Dinge anders: ſeit der franzöſiſchen Herrſchaft haben in Folge der häufigen Aufſtände der Araber, der deshalb ihnen auferlegten ſchweren Bußen und ihrer ſtolzen Trägheit die Neger den größten Theil des Grund und Bodens in den Oaſen ihren früheren Herren abgekauft. Was die Araber noch an Palmengärten beſitzen, laſſen ſie von ſeßhaften Negern gegen Entgeld bewirthſchaften, während ſie ſelbſt mit ihren großen Herden auf den Weiden der Sahara herumziehen. Wenn die Sommerhitze vorbei iſt und die Fieber in den Oaſen aufhören, vertrauen ſie den größten Theil ihrer Herden Dienern an und ziehen nur mit Kameelen und milchenden Schafen und Ziegen nach ihren Palmgärten, um dieſelben abzuernten. Danach verkaufen ſie den Ueberſchuß an Datteln ſowie die Wolle ihrer Herden und die von ihren Frauen gewebten Burnuſſe, Teppiche u. ſ. w. in Biskra oder Tuggurt, kaufen allerlei Bedürfniſſe und Korn ein und kehren, wenn der Winter zu Ende iſt, in ihre geliebte Wüſte zurück.

Zahlreich waren die Quellen und Oaſen, bei welchen Largeau in den folgenden Tagen vorbeizog: am 9. Januar paſſirte er Scheriäet er-Remel (die Sandtränke) mit köſtlichem Waſſer und Ain el-Kerma (Quelle des Weinſtocks) und übernachtete in der ſchönen Oaſe Sidi-Chelil. Am nächſten Tage folgte eine Oaſe auf die andere: Scheriäet bel Kaſſem ben Thaïeb, Zauïa, Bahar en Nachlat („Palmenmeer“), Zauïet er-Rehieb, Urhlana („Unſere Zuflucht“) und Dſchamâ („Moſchee“), wo der Scheich, ein mächtiger Neger von fünfzig Jahren, vor Freude über den Beſuch ſprang und ſein Möglichſtes that, um ſeinem Gaſte den Aufenthalt angenehm zu machen. Und wie der Scheich, ſo war auch das Dorf: die Straßen reinlich, die Häuſer verhältnißmäßig elegant, die Bewohner, meiſt Neger, von gutem Ausſehen und ordentlich gekleidet. Einen Gegenſatz dazu bildete Sidi Amran, welches man am folgenden Morgen paſſirte. Dieſe Oaſe iſt auf dem Niedergange begriffen, ſeitdem Ali Bey's Raubgeſellen dort gehauſt haben: viele Häuſer ſind verfallen, viele Einwohner zerlumpt und überall fließt aus den ſchlecht im Stande gehaltenen Bewäſſerungsgräben das magneſiahaltige Waſſer heraus. Um ein Uhr Mittags erreichte Largeau das Schott Mgharrin („die Löcher“), wo 1854 der Kampf gegen die Ben-Dſchellab ſtattfand, durch welchen das Uëd Righ in den Beſitz der Franzoſen überging, um 5 Uhr die Oaſe Oſur („die befeſtigten Dörfer“), ließ die Oaſe Mgharrin („die Löcher“) und den Palmenwald Tebesbest („Fließendes Waſſer“) zur Seite liegen und hielt um 7¼ Uhr ſeinen Einzug in die „edle und berühmte“ Stadt Tuggurt.

---

# Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

## II.

Endlich am zweiten Mai erhielt ich ein Schreiben von Herrn Naretti, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß er ſofort in meiner Angelegenheit an den Negus Negeſti geſchrieben habe, und daß er in zehn Tagen eine Antwort erwarte, die mir dann, wie wir abgemacht hatten, nach dem Gorgora-Gebirge nachgeſchickt werden ſolle. Er fügte zugleich bei, daß Vitvadet Tedla vom Negus Negeſti nur Befehl für ſeine Provinzen erhalten habe, keineswegs aber für das Land des Negus Tekla Haimanot. Falls ich dies, ohne den Brief des Negus Negeſti abzuwarten, beſuchen wolle, ſtehe mir kein Hinderniß im Wege; Vitvadet Tedla könne mir aber keine Garantie geben und auch dem mich begleitenden Offizier nicht erlauben, dies Land zu betreten. Um Zeit zu gewinnen, begab ich mich von Kalamudſch nach Gondar, zumal da ich nicht wußte, ob ich ſpäter Gelegenheit finden würde, dieſe ſehr intereſſante Stadt zu beſuchen. Am 5. Mai kam ich in Gondar an, verließ aber die Stadt, nachdem ich einen Specialplan derſelben entworfen hatte, ſchon am 9. des Monats, um mich über Sufankara, Guramba, am Magetſch entlang, nach dem bisher ſo wenig bekannten Gorgora-Gebirge zu begeben. Am 10. Mai überſchritten wir den ſumpfigen Dirma-Fluß und kampirten am Fuße des Gebirges. Schon am nächſten Morgen beſtieg ich die höchſte Spitze deſſelben, den Berg Goraf (nach barometriſcher Meſſung 2134 m über dem Meere), welcher Ausflug ſehr wichtige Reſultate in Bezug auf den geologiſchen Bau der Gebirgskette ergeben hat. Ich fand oben deutliche Reſte eines mächtigen Lavaſtromes, den ich bis zum Tana-See verfolgen konnte, halb verſchüttete Krater und ganz deutliche

Eruptivkegel. Eine Specialkarte dieſes Gebirges werde ich folgen laſſen. Die oberen Schichten der Berge beſtehen aus kryſtalliniſchem Schiefer, die Unterlage bilden aber dieſelben Sandſteinſchichten, in welchen bei Tſchelga tertiäre Kohlenablagerungen entdeckt wurden. Von der Gorafſpitze, von wo ich zum erſten Male eine ſchöne Ausſicht auf die Weſtufer des Tana-Sees genoß und einige wichtige Peilungen vorgenommen hatte, kehrte ich nach unſerm am Tana-See gegenüber den Inſeln Birſida Mariam und Angara Aunt Tekla Haimanot gelegenen Lagerplatze zurück. Gorgora iſt äußerſt reich an Flußpferden, welche hier ein ſehr gemüthliches Leben führen, da ſie kein Woto, wie in Korata, Mitraha und am Abai, decimirt. Wie bekannt, iſt es einem Abyſſinier verboten Flußpferdfleiſch zu genießen; nur eine religiöſe Sekte (eigentlich Heidenſekte) betrachtet dieſen koloſſalen Dickhäuter als ganz beſondern Leckerbiſſen; das Fleiſch ſoll ziemlich ſchlecht ſein, dagegen das Fett dem beſten Schweinefett nichts nachgeben. Schön gearbeitete Gegenſtände (Kurbatſche, Kämme, Stock- und Säbelgriffe, Zügel ꝛc.) werden aus der Flußpferdhaut gearbeitet. Ich muß bei dieſer Gelegenheit noch darauf aufmerkſam machen, daß im Tana-See kein anderes, großes Säugethier lebt; von einem „js bahar tedsa“, von dem Heuglin erzählt, weiß Niemand etwas, und ich habe überall nach dieſem, vielleicht manatiartigen Thiere, nachgeforſcht. Sogar der amhariſche Name iſt nicht bekannt. Man kann alſo mit Sicherheit annehmen, daß es im Tana keine Manatis giebt.

Eine andere höchſt intereſſante Entdeckung aber habe ich am Gorgora-Gebirge gemacht: eine merkwürdige, in dem Habitus an Oſtrea erinnernde Conchylie, deren Schalen und lebendige Thiere wir am Strande häufig vorfanden. Mit Citronenſaft ſchmecken dieſelben wie echte Auſtern. Merkwürdig iſt aber, daß ich dieſelbe Species ſchon vorher am Abai und ſpäter nochmals auf der Dek-Inſel in einem ausgeſprochenen Eruptivgeſteine (Tuff) eingeſchloſſen vorfand. Ich kann mir dies nur ſo erklären, daß als der Tana ſchon exiſtirte, eine große Eruption und zwar im Süden ſtattfand. Meiner Anſicht nach iſt der See zur tertiären Zeit in Folge einer großartigen, vulkaniſchen Thätigkeit im Norden (am Gorgora-Gebirge) entſtanden. Der Abai, der früher als ein nicht bedeutender Fluß den auf der Karte durch Pfeile angedeuteten großen Bogen (jetzt um Dek und Dega) umſchrieb, iſt dadurch bis zu den Südweſt- und Südufern verdrängt worden, obwohl ſein urſprünglicher Lauf noch heute ganz deutlich zu verfolgen iſt. Die beiden Abai-Strömungen ſind (z. B. von Zegi aus betrachtet) im Tana-See wie zwei ſilberne Fäden angedeutet, und man kann auch, wenn man den See zwiſchen Korata und Zegi kreuzt, dieſe Strömungen wahrnehmen. Leider kann ich mich aus Zeitmangel über den ganzen Vorgang nicht näher verbreiten. Die zweite eruptive Thätigkeit fand, meiner Anſicht nach, im Süden ſtatt, und verdanken ihr die Dek- und Dega-Inſel im Tana-See ihre Entſtehung, ebenſo eine ganze Reihe von Inſeln am Oſtufer des Tana, und die den Abai-Lauf hemmenden, im ganzen Abai-Thale zerſtreut liegenden Felsblöcke vulkaniſchen Urſprungs.

Ich wendete mich von Gorgora aus nach den nordweſtlichen Ufern des Tana, überſchritt den Bach Sar Wuha, der als Grenze zwiſchen Dembea und Dagoſſa bezeichnet wird, und betrat bald darauf die von mir ſo ſehr erſehnten Weſtufer des Tana-Sees. Da der königliche Brief immer noch nicht eingetroffen war, ſo entſchloß ich mich, auch ohne ſchriftliche Erlaubniß, Wendige, und ſomit das Gebiet des Negus Tekla Haimanot, zu beſuchen. Die Grenze zwiſchen Wendige und Alefa bildet hier ein hoher Gebirgszug Namens Dengelber.

Nachdem wir hier am 16. Mai ohne Mühe die Zollſtation Tokur Wuha paſſirt hatten, erreichten wir noch am ſelben Tage den Ort Konſela, den erſten in Wendige, und lagerten am Tana-See, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre, außer einer ſchönen Sonnenerſcheinung um 10 Uhr 45 Minuten Vormittags, welche aber nach Ausſage der Leute für uns ſehr fatal ſein ſollte. Die Sonne hatte nämlich einen wunderſchön ausgeprägten, in Regenbogenfarben ſich darſtellenden Hof um ſich, und die Leute erinnerten ſich ſofort eines ſolchen Sonnenhofes am Tage der Eroberung von Magdala, d. h. am Todestage des Negus Theodor. Als aber um 10 Uhr 45 Minuten ſich um die Sonne ein ebenfalls in Regenbogenfarben ſpielendes Kreuz gebildet, in deſſen Mittelpunkt die verklärte Sonnenſcheibe ſtand, und dieſe Erſcheinung faſt zehn Minuten lang gedauert hatte, war das Staunen ſowie das Entſetzen der Leute derart, daß ſie für uns, reſp. für meine nicht erlaubte Reiſe, einen ſchlimmen Ausgang prophezeieten. Und ſie ſollten ſich auch nicht irren. Nichts Böſes ahnend, traten wir am folgenden Tage unſern Weitermarſch an, und gelangten in anderthalb Stunden nach dem eigentlichen Wendige. Kaum betraten wir das Dorf, als ſchon der Dorfſchum (Ortsvorſteher) und mit ihm eine ganze Legion von Soldaten, Gaffern und Frauenzimmern uns entgegenkam, und da wir keinen Empfehlungsbrief des Negus Tekla Haimanot vorweiſen konnten, uns am Weitermarſch verhindern wollte. Vergebens ſuchte ich dem ſeine Amtsgewalt durch entſetzliches Schreien manifeſtirenden Schum klarzulegen, daß ich vom Negus Negeſti Erlaubniß zum Beſuch dieſer Länder habe. Es half nichts, ja der Schum war ſo unverſchämt, daß er behauptete, ich wäre keineswegs Freund Seiner Salomoniſchen Majeſtät, ich ſei von Metema gekommen und wolle unter dieſem Vorwande meine Kiſten, die voll von zollpflichtigen Waaren ſeien, durchſchmuggeln. Ich ließ daraufhin Halt machen und in der Nähe des Tana-Sees unſere Zelte aufſchlagen, um mich bei dem in der Nähe wohnenden Gouverneur von Wendige, dem Litſch Abai, über dieſe ſonderbare Handlungsweiſe des Schum zu beklagen. Unglücklicherweiſe war aber Litſch Abai nicht zugegen, ſondern nach den im Weſten von Wendige gelegenen Negerſtaaten Schimeledſchani verreiſt. Ein Kourier wurde ihm nachgeſchickt und wirklich kehrte der Litſch Abai in drei Tagen zurück.

Dieſe Zeit habe ich dazu benutzt, um einige kleine Exkurſionen in die Umgebung zu unternehmen. So beſuchte ich die äußerſt merkwürdige Abaimündung (der Abai iſt hier etwa 10 m breit), und in einer längern Reiſe das vulkaniſche Atſchefer-Gebirge, gelangte aber nicht auf die höchſte, Abenna benannte, Spitze deſſelben, ſondern mußte, da mich ein Bote des Litſch Abai einholte, umkehren, um vor dem Gouverneur von Wendige zu erſcheinen.

Dieſer empfing mich ſehr freundlich, und nachdem ich mich über die äußerſt ſtrafbare Handlungsweiſe ſeines Untergebenen, des Schum von Wendige, beklagt hatte, ſollte dieſer in meiner Gegenwart durchgepeitſcht werden. Der Gouverneur verſprach mir, mich bis zum Abai zu begleiten, und ſo ſchien es mir, daß ich doch noch zum Ziele meiner langen Reiſe, nach Zegi, und von da nach Bahrdar Georgis, wo meine Tana-Expedition ihr Ende nehmen ſollte, gelangen würde. Am nächſten Morgen ſollte aufgebrochen werden.

Ich begab mich alſo am 20. Mai mit der ganzen Karawane zum Litſch Abai, da mir derſelbe einen zuverläſſigen Führer bis Bahrdar verſprochen hatte, fand ihn aber

einer andern Meinung als gestern. Er gab vor nicht die Verantwortung auf sich nehmen zu können, mich ohne speciellen Befehl des Negus Tekla Haimanot, beziehungsweise des Negus Negesti, durch dies Land gehen zu lassen. Ich sah sofort ein, daß der mich bis hierher begleitende Offizier des Bitwadet Tedla ihn zur Opposition überredet hatte. Es kam nun in seiner Hütte zu einer fürchterlichen Scene. Ich ließ den Offizier herbringen, machte ihn in Gegenwart des Litsch Abai und eines andern Schums für die mir geschehenen Beleidigungen verantwortlich, und entließ ihn sofort aus meinen Diensten. Bei Negus Johannes schwur ich, daß, falls er sich unterwegs bei mir sehen ließe, ich ihn sofort erschießen würde.

Eine Stunde später trat ich mit schwerem Herzen den Rückzug an; aber es war nicht anders möglich gewesen. In Afrika muß man sich an solche Zwischenfälle gewöhnen. Litsch Abai, ein sonst sehr liebenswürdiger Mann, begleitete mich zwei Stunden lang, und wir lagerten an diesem Tage wieder in Alesa, am Bache Dengelber.

Am 22. Mai erreichten wir wieder das Gorgora-Gebirge, kreuzten am 24. Mai die im Norden des Tana-Sees viele Kilometer breit und lang sich erstreckende Savanne, bemerkenswerth wegen der üppigen Bambusvegetation, welche hier förmliche Wälder, ein Versteck der Tokuls der Selan (Viehzüchter), bildet, und kehrten über Ferkaber und Ifag auf der großen Gondar-Straße nach Debra-Tabor zurück, welches am 28. Mai erreicht wurde.

Hier fand ich die erfreuliche Nachricht vor, daß Negus Negesti zu einer Reise nach den Ländern des Negus Tekla Haimanot mir Erlaubniß gegeben habe, daß aber Bitwadet Tedla, an den dieser Befehl ergangen, verreist sei. Derselbe kam erst am 31. Mai von seiner Reise zurück, so daß ich erst am 2. Juni von Neuem aufbrechen konnte. Ich wählte diesmal den Weg über Mahdera Mariam, einen sehr bedeutenden Marktort, etwa 16 km von Debra-Tabor in südwestlicher Richtung entfernt, und erreichte am 4. Juni wieder Korata.

Von meinen alten Freunden aufs Herzlichste, von der Priesterschaft aus Furcht aufs Demüthigste empfangen, trat ich am 7. Juni eine Tankoa-Fahrt nach der Zegi-Halbinsel an, bestieg die höchste Spitze Tekla Haimanot (nach Barometermessung 2074 m über dem Meere), welche äußerst wichtige Peilungen ergab, machte einen kurzen Ausflug nach dem südwestlich von Zegi gelegenen Orte Livlivo, und sodann eine längere Reise nach Abina (in der Nähe der Abai-Mündung, d. h. in der Nähe desjenigen Punktes, den ich am 18. Mai von Wendige aus erreichte) und unternahm von hier eine vierstündige Fahrt nach der großen Insel Dek. Die viel interessantere Dega-Insel konnte ich nicht besuchen, da es Niemandem erlaubt ist, diesen heiligen nur von Einsiedler-Mönchen bewohnten, dem heiligen Stephan geweihten Boden zu betreten. Nach einer zwölfstündigen Tankoa-Fahrt (einer höchst qualvollen Art des Reisens) kehrte ich am 9. Juni nach Zegi zurück, und am 10. nach Korata. Die Zegi-Halbinsel ist hauptsächlich ihrer Kaffeeanpflanzungen wegen berühmt; der ganze Berg ist nichts als ein einziger, großer Kaffeegarten. Einige Kaffeebäume haben bis zu einem Meter Umfang! Der Kaffee wird meist nach Metema, weniger nach Massaua exportirt, soll aber nicht so gut sein, wie derjenige von Korata. Außer Kaffee gedeiht hier vorzüglich die Enfetbanane, und zwar die eßbare (Musa Enseto edulis), in den letzten Jahren sind aber leider diese reizenden Anpflanzungen durch eine Schweineart Namens Assama (Potamochoerus penicillatus), die hier zu Hunderten vorkommt, fast ganz zerstört worden. Dies merkwürdige Schwein ernährt sich fast ausschließlich von den Wurzeln dieser schönen Banane. Was mir hier besonders auffiel, ist die Niedlichkeit der meist steinernen Tokuls, wie überhaupt alle Ortschaften am Tana-See ein viel reinlicheres und freundlicheres Gepräge tragen, als die des Binnenlandes. Auch an Geistlichkeit mangelt es auf der Zegi-Halbinsel nicht; es sind hier nicht weniger als sieben Kirchen mit 1200 Priestern und Defteren.

Es war nun meine Absicht, die sich hier darbietende Gelegenheit, in den Ländern des Negus Tekla Haimanot reisen zu dürfen, auszunützen, und das Atschefer-Gebirge, hauptsächlich aber die im Westen gelegenen unter dem Kollektivnamen Schimeledschani bekannten Negerstaaten zu bereisen. Nach Korata zurückgekehrt, fand ich aber einen hier unterdessen eingetroffenen Kourier Seiner Aethiopischen Majestät vor, der mich zum König Johannes nach Zabul begleiten sollte, wo ich die Regenzeit in der Nähe Seiner Majestät zubringen werde.

Ueber Sara und Wansage an der felsigen, sehr pittoresken Kensil Amba vorbei, kehrte ich am 13. Juni wieder nach Debra-Tabor zurück.

Auch Herr Naretti mußte in Folge eines königlichen Befehls Debra-Tabor verlassen und ist am 18. Juni nach Zabul abgereist. Da ich aber noch meine Korrespondenz zu besorgen und die Karte des Tana-Sees anzufertigen hatte, da außerdem meine Maulthiere, nach den beiden Tana-Reisen sehr schwach, einer längern Ruhe bedurften, konnte ich nicht zu gleicher Zeit mit Naretti aufbrechen, sondern verlasse Debra-Tabor erst am 2. Juli. Zabul ist eine im Osten Abyssiniens gelegene, erst vor Kurzem vom Negus Johannes unterworfene Provinz, bewohnt vom Stamme der Zebu-Galla, ein ganz neues Gebiet, sowohl für den Geographen wie für den Naturforscher. Es soll ein sehr gesundes und fruchtbares Land sein, mit imposanten, grandiosen Urwäldern und noch immer voll von Elephanten, Löwen, Leoparden und gegen Abal zu auch Straußen. Der König Johannes läßt augenblicklich in Zabul, am Golima-Flusse, ein Palais und eine Kirche bauen, und wie man sich erzählt, hat er die Absicht, diese üppige, reiche Gegend zu seiner Residenz zu wählen.

Was nun noch den Tana-See im Allgemeinen anbetrifft, so bemerke ich schließlich, daß derselbe nach meiner Berechnung 2980 qkm Flächeninhalt zählt, während alle Inseln zusammen an 50 qkm Flächeninhalt haben dürften (davon nehmen die zwei Inseln Dek [40 qkm] und Dega [4 qkm] allein 44 qkm ein). Auf meinen Tankoa-Exkursionen habe ich nicht weniger als 300 Tiefenmessungen vorgenommen. Die größte Tiefe fand ich zwischen den Inseln Dega und Zegi mit 72 m; zwischen Korata und Zegi beträgt die tiefste Stelle 67 m; eine Reihe von Tiefen von 32 bis 47 m zwischen Dek und Abina und zwischen Korata und Zegi habe ich auf der Karte verzeichnet; ich bin aber fest überzeugt, daß sich die tiefsten Stellen (meiner Ansicht nach weit über 100 m) nördlich von Dega (zwischen Dek resp. Dega und Gorgora) vorfinden. In dem zerbrechlichen abyssinischen Fahrzeug kann man es aber nicht gut wagen, eine Tankoa-Fahrt in dieser Richtung zu machen.

Aus zehn hypsometrischen Beobachtungen (Korata, Abai, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Ambo, Gorgora, Delgi, Wendige und Abai [2]) ergiebt sich für den Tana-See eine absolute Höhe von 1942 m über dem Meeresspiegel.

Außer den gemachten Sammlungen (reichhaltiges Herbarium, Tausende von Insekten, Krabben, einige Schlangen, Lacertiden, Hyamen ꝛc., Fischskelete, Arachniden, komplete Conchylliensammlung, Gesteinsproben und andere) habe ich Gelegenheit gehabt, 250 anthropologische Messungen vorzunehmen (meine Tabellen zählen 35 Fragen) und über

2000 barometrische, thermometrische und hygrometrische Ablesungen. Astronomisch habe ich für 12 Punkte am Tana-See Breiten bestimmt (Korata, Abai bei Selselima, Abai bei Woreb, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Dirma-Fluß, Birsida-Insel, Dengelber, Konsela, Wendige, Delgi), und an 500 Azimuthalpeilungen sind vorgenommen worden. Die Absendung dieser Beilagen kann aber wegen absoluten Zeitmangels erst von Zabul aus stattfinden.

Was nun meine Pläne für die Zukunft anbelangt, so habe ich schon vom Negus Negesti Erlaubniß erhalten, nach der Regenzeit die südlichen Gallaländer zu besuchen. Ich werde mich also Ende September über die bisher nicht bestiegenen höchsten Spitzen Abyssiniens Kollo und Dzimba nach Debra-Tabor, wo ich den größten Theil meines Gepäcks zurücklasse, zurückbegeben, und dann eine Reise nach dem Atschefer und nach den Schimeledschani-Staaten im Westen des Tana-Sees unternehmen, um wenn möglich bis in die Nähe von Fazogl zu gelangen. Von dort gehe ich über Godscham nach Ghera, Enarea und Kaffa, und werde versuchen, ob es nicht möglich ist, entweder die Juba-Mündung, oder sogar über den ganz unbekannten Samburu-See und die hohen Berge Kenia und Kilimandscharo Zanzibar zu erreichen.

Sollte dies nicht gelingen, so kehre ich zurück und komme auf einer neuen Straße über Belessa, etwa im Frühjahr des Jahres 1883, in Massaua an.

---

# Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo.

Von Dr. **Theodor Bischoff.**

Dr. Theodor Bischoff, geboren 1831 in Augsburg, gestorben am 8. August dieses Jahres in Aleppo, lebte seit 1853 mit geringen Unterbrechungen im Orient, von 1854 an als türkischer Militärarzt, von 1869 an als praktischer Arzt in Aleppo. Er hatte als Militärarzt ausgedehnte Reisen gemacht, die er auch noch von Aleppo aus fortsetzte, und gehörte ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Kennern der Europäischen Türkei, Kleinasiens und Syriens. Er besuchte von Aleppo aus dreimal Palmyra, und über eine dieser Reisen findet sich ein ausführlicher Bericht in seinem Nachlaß, den Fräulein Emilie Bischoff in Augsburg, die Schwester des Verstorbenen, mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat. Diesem Bericht ist die hier veröffentlichte Beschreibung seiner Rückreise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo, in der außer stilistischen Kleinigkeiten nichts geändert ist, entnommen. Von Anfang Mai bis Mitte Juni dieses Jahres hat der Verstorbene eine Reise durch Cilicien und Kappadocien gemacht, auf der er auch nach Schaar im obern Sarusthal kam, daselbst die Ruinen der alten kappadocischen Priesterstadt Comana untersuchte, Inschriften kopirte, Photographien aufnahm u. s. w. Was aus den während dieser Reise geführten Tagebüchern, überhaupt aus den sämmtlichen Ergebnissen dieser Reise, nach Bischoff's Tode geworden ist, ist mir zur Stunde nicht bekannt.

Berlin, 1. Nov. 1881. Ed. Sachau.

* * * *

Nach viertägigem Aufenthalte in Palmyra trat Bischoff am 9. Mai 1873 die Rückreise an und nahm einen Sohn des Schech Fâris, den 15jährigen Mhôsen, mit sich, um ihn in Aleppo ärztlich zu behandeln und von einer chronischen Augenkrankheit zu befreien.

„Es war ein heißer Tag und mittlerweile schon 7 Uhr Morgens geworden. Wir wollten frühzeitig in Erek eintreffen, um von dort nach kurzer Rast noch an demselben Tage nach Sychne zu kommen. Wir trieben also unsere Pferde und Kameele zu raschem Marsche an und gelangten gegen 1 Uhr nach Erek. Der Weg von Palmyra nach Erek führt während der ersten drei Stunden [1]) durch eine Sandwüste; danach folgt etwas Gras- und Kalipflanzenwuchs bis ½ Stunde vor Erek, das mit seinen ärmlichen Kornfeldern in einem kleinen Kessel liegt, der von einem Gießbach der starken Winterregen gebildet wird. Erek, 6 Stunden fast gerade östlich von Palmyra entfernt, besteht aus elenden Lehmhütten armer Beduinen und hat nur 60 bis 70 Einwohner mit 25 bis 30 Männern. So sehr ich mir Mühe gab etwas von Alterthümern zu entdecken, konnte ich doch weiter nichts auffinden als zwei große weiße Marmorblöcke, die einer ältern Zeit entstammen. Erek hat zwei Quellen von gutem Süßwasser und viele Soolbrunnen, sogenannte Dschbabs.

Nachdem wir uns bis Abends 7 Uhr gegen die furchtbare Gluth der Sonne geschützt und durch ein kräftiges Mahl gestärkt hatten, verließen wir Erek mit Sonnenuntergang und marschirten bei hellem Mondenscheine bis nach Sychne, wo wir um 1½ Uhr nach Mitternacht eintrafen. Man rechnet die Entfernung von Erek nach Sychne gewöhnlich auf 9 Stunden, wir aber hatten sie in 6½ Stunden zurückgelegt. Gleich hinter Erek, nachdem man die heißen Quellen außerhalb des Dorfes passirt hat, beginnt der Weg hügelig zu werden. Man reitet 3 bis 4 Stunden durch dies wellenförmige Terrain; danach aber wird die Gegend vollkommen flach und unfruchtbar und wird zur reinen, vegetationslosen Wüste, deren Boden aus Sand, kleinen schwärzlichen Kieselsteinen und grauer Erde besteht. So geht es fort bis zur Hälfte des Weges. Dann erhebt sich inmitten der ungeheuern Ebene eine spitzige Hügelkette bis zur Höhe von 200 Fuß, von den Arabern Dschebel Romanin („Römerberg“) genannt. Hat man nun diese Hügelkette, sie rechts liegen lassend, passirt, so wird die Wüste wieder wellenförmig, bis sie endlich bei Sychne ziemlich bedeutende Hügel aufzuweisen hat. Auf einem derselben, eine Viertelstunde von Sychne entfernt, befindet sich ein Wallfahrtsort, genannt Ziyaret Schech Wasîl (Wasyl).

Es-Sychne (d. h. die heiße Quelle) ist so benannt, weil daselbst eine heiße Schwefelquelle ist, die den Bewohnern Trink- und Badewasser gewährt. Der Ort hat heute nur noch 130 Häuser, die von 600 bis 700 Personen bewohnt sind (davon 200 bis 250 Männer). Vor ungefähr 10 bis 12 Jahren zählte er noch 1200 bis 2000 Einwohner und konnte 600 waffenfähige Männer ins Feld stellen. Uneinigkeit unter ihren Schechs gab das Signal zur Auswanderung in die nächstgelegenen Ortschaften, so daß man heute die meisten Leute von Sychne in Aleppo, viele auch in Hama und Homs antrifft. Hierzu trugen zum Theil auch die schlechten Geschäfte mit den Beduinen bei, die eben jetzt, weil überall von den türkischen Truppen verfolgt, nicht mehr wie früher viele Ghazus machen können und daher keine Mittel haben, mit den Einwohnern von Sychne Geschäfte zu machen. „Wahr ist,“ sagten mir die Sycha-

[1]) Die angegebenen Stunden sind Kameelstunden. Eine Kameelstunde = ⅔ Stunden für ein Pferd.

ner, „die Araber (d. h. die Beduinen) haben uns viel Schaden gethan, indem sie unser Obst und Getreide theils wegnahmen, theils augenblicklich wie die wilden Thiere auffraßen; allein dann kamen sie zu uns und verlangten vor Allem, wie die kleinen Kinder, Zucker, dann je nach ihren Bedürfnissen Kleider, Waffen, Pulver, Blei, Hufeisen u. s. w., was sie alles bei uns zu den höchsten Preisen bezahlen mußten. Diese Geschäfte haben aufgehört und deshalb haben viele Sychaner ihre Heimath verlassen."

Es-Sychne liegt auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuß die heiße Quelle hervorsprudelt und zwei kleine Becken bildet, die offen unter freiem Himmel, nicht, wie in Tadmor, von Felsen überdeckt sind. Das eine größere Becken ist geräumig und stellenweise sehr tief, so daß ich darin herumschwimmen konnte. Der Hitzegrad beträgt 28° Réaum., und obwohl der Schwefelgehalt viel stärker ist als derjenige der Quelle von Palmyra, so ist doch dies Wasser, nachdem es abgekühlt ist, ganz gut trinkbar und verliert schnell von seinem starken Schwefelgeschmack. Süßwasser hat Sychne nicht. Einst besaß Es-Sychne schöne Obst- und Olivengärten, die aber in der letztern Zeit von den Aneze gänzlich abgehauen und verbrannt worden sind; heutigen Tags sind die Sychaner lediglich auf ihren Getreidebau und auf den Handel mit Pottasche, welche aus den zahlreich um Sychne wachsenden Kalipflanzen gebrannt wird, angewiesen. In der Nähe giebt es auch ziemlich reiche Salzgruben, die aber das türkische Gouvernement in Beschlag genommen hat. In dem Dorfe selbst stehen noch einige zwanzig Palmenbäume, die im Gegensatz zu denen von Palmyra gute Früchte tragen, außerdem noch einige Birn-, Apfel- und Olivenbäume. Von Es-Sychne nach Ed-Dêr am Euphrat, das jetzt der Sitz eines Wali Bascha geworden ist, sind es 30 Stunden. Auf dem ganzen Wege dorthin giebt es nur in dem achtzehn Stunden von Es-Sychne entfernten Dschûb-Kawakib (Sternen-Brunnen) Wasser.

Vier Stunden von Es-Sychne nach Norden liegt Et-Taibe. Von einem türkischen Offizier in Es-Sychne erfuhr ich, daß in Taibe nur noch eine alte Burg steht, von der das große Thor und der zur Hälfte abgebrochene Thurm noch erhalten sein soll. Außerhalb Taibe befindet sich ein alter Süßwasserkanal, der aber ausgetrocknet ist, und eine noch heute fließende Süßwasserquelle. Bis in die jüngste Zeit war der Ort unbewohnt; erst vor zwei bis drei Jahren, nachdem die Beduinen etwas unterdrückt worden sind, siedelten sich dort zehn bis zwölf Familien an, die noch in gutem Wohlsein dort vorhanden sind.

Die Weiber von Es-Sychne stehen in der Wüste im Rufe großer Schönheit; ja auch von Aleppinern hörte ich oft ihre Schönheit rühmen, fand aber diesen Ruf nicht begründet.

Denkmäler älterer Zeit hat Es-Sychne nicht aufzuweisen und wir wären gern noch einige Stunden weiter gereist, aber die Reise am Tage war unmöglich wegen der alles versengenden Sonnengluth. Wir mußten bis zum Abend warten. Mit Sonnenuntergang verließen wir Es-Sychne am 10. Mai. Bei Mondschein und frischer Kühle zog meine kleine Karawane langsam, schweigsam und feierlich dahin, an der Spitze auf hohem Kameel Nims, der Diener des Schech Fâris von Tadmor, Liebeslieder singend. Der Mond schien herrlich, ich erfreute mich einer gehobenen Stimmung und hätte bald vergessen, daß ich in der Wüste sei, die so tückisch ist wie das Meer, als plötzlich ein heftiger Sturmwind mit einer Fluth von Staub, Sand und Steinen über uns hinfuhr. Zum Sturm gesellte sich Regen, finstere Wolkenmassen jagten am Himmel einher, und bald tobte ein Gewitter mit Donner und Blitzen in unbeschreiblicher Heftigkeit. Bei diesem Unwetter mochten wir in finsterer Nacht vielleicht eine Stunde fortgeritten sein, als wir in ein kleines sanft ansteigendes Thal einlenkten, das uns gegen den Wind einigen Schutz gewährte. Als wir dann wieder auf der von Buttam-Bäumen (Pistacia Terebinthus) bewachsenen Anhöhe anlangten, trat wieder der Mond aus den Wolken heraus und beleuchtete unsern steinigen Weg.

Der Weg ging Berg auf Berg ab und überall waren, wenn auch nicht ein Wald, so doch sehr nahe bei einander stehende, dunkelgrüne, dickblätterige Terebinthenbäume in großer Menge vorhanden. Endlich gelangten wir Nachts 2 Uhr in die Ebene, wo wir unter dem mächtigen Laubschirm umfangreicher Pistazien uns niederließen, ohne erst ein Zelt aufzuschlagen. Von Es-Sychne bis zu unserm Lagerplatze hatten wir $6\frac{1}{2}$ Stunden forcirten Marsches gemacht und beinahe vier Stunden begleiteten uns die zahlreichen Buttam-Bäume.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, Morgens $5\frac{1}{2}$ Uhr, saßen wir schon wieder im Sattel und nahmen die Richtung nach dem drei Stunden entfernten Kdem, wo wir wieder Wasser finden sollten, dessen wir um so mehr bedurften, als wir auf der Lagerstätte der letzten Nacht keins gehabt hatten. Auf eine stürmische Nacht folgte ein herrlicher Morgen; wir ritten durch eine blumenreiche Ebene. Neben gelbblühenden Salvia-Arten und Astragalacten standen in ganzen Kolonien beisammen weiß und roth blühende Silenen, die schwarze Hippaschien und Sphinx creticus umschwärmten, während beutelustige Caraben- und Colosoma-Arten um die Wette liefen und der dickleibige Pyramidenkäfer sich wohlbehäbig der Sonnenstrahlen erfreute. Auch das Geschlecht der Vögel war vertreten; neben einer großen Menge von Lerchen und Zeisigen umkreisten uns Schaaren von Raben und Geiern. Hier sah ich zum ersten Mal Rudel von 50 bis 100 Gazellen sich erheben und eine ziemliche Anzahl von Hasen kreuzte unsern Weg. Morgens 9 Uhr kamen wir nach Kdem oder Dschûb Kdem. Hart am Brunnen von Kdem, der nur schlechtes Schwefelwasser enthält, machten wir Halt, schlugen unser Zelt auf und erquickten uns an Kaffee. Von Es-Sychne aus in nordwestlicher Richtung begleiteten uns außer dem fünf Stunden langen Dschebel Ed-Dahak noch der Berg Dschebel El-Mukabera, an den sich die Berge Dschebel Elwair und Dschebel El-Kdemich anschlossen. Auf der Specialkarte von Kiepert beginnen diese 300 bis 400 Fuß hohen Berge erst einige Stunden von Es-Sychne gegen Norden; sie müssen aber schon bei Es-Sychne eingezeichnet werden, um so mehr als die ganze Gegend um Es-Sychne sehr hügelig und der Karstformation ähnlich ist. Nachdem wir uns bei Dschûb Kdem bis Nachmittags 3 Uhr aufgehalten hatten, zogen wir weiter gegen Norden und gelangten nach einer halben Stunde in das Wadi El-Faska, d. h. Verbrecherthal, so benannt, weil zwei Scheichs sich so lange dort beschossen, bis beide todt niederstürzten. Ihre beiden Grabhügel erreichten wir nach einer Stunde. Nachdem wir in diesem Thal $4\frac{1}{2}$ Stunden bis gegen Sonnenuntergang fortgezogen waren, machten wir Halt und rasteten bis Mitternacht; um 1 Uhr des 12. Mai saßen wir wieder auf und ritten in dem Wadi El-Faska weiter, das $6\frac{1}{2}$ bis 7 Stunden lang ist. Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinaufgeritten waren, kamen wir zu den Ruinen der einstigen Stadt Aschika (Ashika). Diese Ruinen sind wohl nicht mehr als 80 bis 90 Jahre alt; mein Führer Schech Mahmud erzählte mir, daß sein Großvater noch ganz genau über die Stadt und ihre Gärten Aufschluß zu

geben wußte. Vorhanden sind noch theils liegende theils stehende Säulen gemischten Styls und der Rest eines Thores, was alles auf eine byzantinische Stadt schließen ließe. Vergebens suchte ich nach griechischen und arabischen Inschriften. Ich fand mehrere ausgetrocknete Brunnen und Anlagen von Weinbergen und Gärten. Nach Besichtigung dieser Ruinen ritten wir abwärts nach einem kleinen Thale Wadi El Horbeka. Kaum waren wir eine halbe Stunde in demselben dahingeritten, so rief Naum (ein Begleiter Dr. Bischoff's aus Aleppo), der etwas zurückgeblieben war, uns zu: „Seht hin, Beduinen überfallen uns, kommen in Carrière auf uns losgesprengt. Werft die Kameele nieder, kauert nieder hinter ihnen und steht fest.“ Wir stürzten von den Pferden, ließen die Kameele in einer Reihe sich lagern und stellten uns hinter ihnen auf, das Pferd in der linken, das Gewehr in der rechten Hand haltend. Dies war das Werk eines Augenblicks, aber ebenso schnell waren die Beduinen auf ihren vortrefflichen Pferden bei uns angelangt. Unter wildem Geheul schrien sie uns zu: „Zieht aus, zieht aus,“ allein statt aller Worte sandten Naum und ich ihnen ein Paar Kugeln zu; die meinige streifte nur leicht den Arm eines Mannes, während Naum ein Pferd und seinen Reiter zu Fall brachte. Anfänglich glaubte ich, beide müßten tödtlich getroffen sein, da der Reiter unter dem sterbenden Thiere, das hart in unserer Nähe gestürzt war, sich nicht rührte; endlich aber kroch er unter dem Bauch seines Pferdes hervor und lief hinkend mit Hinterlassung seiner Lanze davon. Die übrigen 20 Beduinen hatten sich vor unserer kräftigen und so erfolgreichen Vertheidigung sofort seitwärts gewendet, versammelten sich außerhalb Schußweite und hielten augenscheinlich Rath. Es war gut, daß sie nicht wußten, welchen Schrecken sie in unserm Lager eingeflößt hatten. Hasan Agha und die Palmyraner hatten ihre Schießwaffen versteckt und Schech Mahmud schrie und tobte wegen einiger davon gelaufener Kameele, auf die während des Angriffs Niemand Acht gegeben hatte, die aber bald darauf in nächster Nähe wiedergefunden wurden. Die Beduinen, eingeschüchtert durch ihren unglücklichen Angriff, besannen sich noch immer. Endlich schickte ich Schech Mahmud als Parlamentär zu ihnen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich nicht unterstehen uns nochmals anzugreifen; sie wüßten wohl nicht, mit wem sie zu thun hätten; daß ich als Deutscher und Ingenieur für die Eisenbahn nach Bagdad (ich gab mich deshalb für einen Ingenieur aus, weil es allen Beduinenstämmen von Aleppo bis Bagdad bekannt war, daß die türkische Regierung Ingenieure für den Eisenbahnbau in diese Gegend ausgeschickt habe) unter dem Schutz der türkischen Regierung stehe. Nun ritt der Führer der Bande vor und schrie: „Sag' dem Beg, er möchte uns verzeihen; wir hätten nicht gewußt, wer er wäre; wir glaubten es nur mit Leuten aus Sychne oder Erek zu thun zu haben. Mag das Pferd todt sein. Besser wäre es freilich gewesen, ihr hättet den Reiter getödtet. Ach, wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute! Aber genug, es ist an seines Herrn Stelle gefallen und ich erbitte mir nur von dem Beg, das Sattelzeug und die Lanze holen zu dürfen.“ Nachdem ich ihm meine Erlaubniß gegeben, kam er mit einem Andern und nahm dem Pferde das wenige Geschirr ab, wobei er fortwährend jammerte: „Ach wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute.“ Und in der That war es ein edles Thier, das seinem Besitzer wohl den Preis von 200 bis 300 türkischen Pfunden in Aleppo eingetragen haben würde. Wir aber zogen dann ruhig unseres Weges nach Norden nach Serie, während die Beduinen südwärts verschwanden. Mittags 11 Uhr waren wir bei den Drei Brunnen in der Ebene angelangt, welche Omer Pascha, der Gouverneur von Ed-Dêr, hatte verschütten lassen; aus dem einen hatten aber die Beduinen den Schutt wieder ausgeräumt und jetzt gewährt dieser Brunnen mit seinem hellen, süßen Gewässer dem lechzenden Wüstenreisenden ein unbeschreibliches Labsal. Serie selbst liegt auf mehreren kleinen Anhöhen, von den Aleppinern Esri genannt. Seiner Zeit muß es eine ziemlich große Stadt gewesen sein. Von den zahlreichen Ueberresten und Ruinen möchte ich nur den einen großen Bau im Südosten und den antiken Tempel mit vielen korinthischen Säulen auf der Anhöhe im Südwesten erwähnen. Obwohl noch überall auf dem ganzen Ruinenfeld eine Masse von Kapitälen und Säulenstücken umherliegt, so konnte ich doch keine einzige griechische Inschrift entdecken, nur einige kufische oder arabische, aber alle höchst mangelhaft erhalten. Nur aus einer Inschrift konnte ich ermitteln, daß der betreffende Bau im Namen des Malik Séf Ed-dole aufgeführt worden sei; die Inschrift war aber nur Fragment, und es war nicht zu ersehen, auf welchen Bau sie sich bezog. Indeß geht doch so viel aus dieser Inschrift hervor, daß die Stadt Serie zur Zeit des Séf Ed-dole noch blühte und ihm als Fürsten von Aleppo unterthan war.

Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg und gelangten in 5½ Stunden zur Quelle Ain Ez-Zerka, auch schlechtweg Ez-Zerka (die Bläuliche) genannt, die in einem Kessel von Kreide und Kalkschichten einen ziemlich großen Froschteich bildet. Da das Wasser dieser Quelle ziemlich schlecht war, ritten wir auf den Rath von Schech Mahmud noch eine halbe Stunde weiter zu einer zweiten Quelle, genannt Ez-zreika („die kleine Bläuliche“), wo wir übernachteten.

Am Dienstag den 13. Mai Morgens 5 Uhr waren wir schon wieder im Sattel und gelangten nach einer halben Stunde zu einer dritten Quelle, 'Ain-el ghazal (Gazellenquelle). Nach weiteren 2½ Stunden kamen wir bei einem alten, allein stehenden Gebäude vorbei, das einst eine Kirche oder ein Kloster gewesen sein mag, und erreichten nach 2½ Stunden das aus Basalt erbaute Chunasara. Von der Geschichte dieses Ortes wissen wir nur so viel, daß der Omajjadische Chalife Omar Abdelaziz hier residirt hat, und daß Kaiser Basilius und später Tadsch Ed-dole ihn zerstört haben. Ibn Schichne erwähnt in seiner Geschichte von Aleppo, daß Chunasara eine große, feste Stadt sei mit Kastell und Mauern, erbaut aus schwarzem Gestein. Weder Thomson noch von Kremer haben sie besucht, abgehalten von der Furcht vor den Aneze; ich bin also wohl der erste Europäer, der diese Ruinen besucht und durchwandert hat.

Das ganze Ruinenfeld von Chunasara beträgt in der Länge über eine gute Stunde; in der Mitte stehen heute noch zwei große Gebäude, die zwar sehr gelitten haben, aber noch bis zur Hälfte vorhanden sind. Das eine ist die Ruine einer Kirche, über deren Portal zwei Kreuze nach Form der Malteser Ritterkreuze angebracht sind; das andere ist wahrscheinlich ein kastellartiges Gebäude gewesen, das mit eben solchen Steinsternen versehen war, wie die Gebäude von Bara, Kefr Lata und im Hauran. Beide sind aus unbehauenen Basaltblöcken erbaut, die jedoch mit Mörtel verbunden waren. Außerdem stehen noch einige Mauerreste von der hart am Berge auf einer kleinen Anhöhe liegenden Festung, wo ich einen Steinblock mit einer griechischen Inschrift fand.

Kommt man von der Festung herunter, so gelangt man in das Quartier der Tempel und Basiliken, deren Grundrisse noch zu erkennen sind. Ich zählte in Chunasara in der Festung selbst eine Kirche im Nordosten, vier Kirchen im

Süden und zwei im Weſten, in deren Nähe die meiſten Säulen und Kapitäle verſchiedenen Styles ſich vorfanden. Sämmtliche Ruinen beſtehen aus Baſalt. In jedem Hauſe fand ich noch Brunnen vor, die gutes ſüßes Waſſer haben. Von weißem Marmor habe ich nur drei kannelirte Säulenſtücke gefunden. Bemerkenswerth iſt, daß ſich vor jedem Hauſe ein großer Steintrog findet. Im Oſten fand ich auch ein ziemlich großes, einſtiges Waſſerbecken und im Weſten ein koloſſales Steingrab, aber ohne Inſchrift.

Nachdem ich acht Stunden auf dieſem großen, eine Stunde langen und über eine halbe Stunde breiten Ruinenfelde umhergewandert war, gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Nach einem Ritt von ſechs Stunden gelangten wir nach Hakla, das in der nächſten Nähe des Salzſees von Dſchibul liegt. Am folgenden Tage, Mittwoch den 14. Mai, ſetzten wir in aller Frühe unſere Reiſe fort, über Sphiri, das drei Stunden von Hakla entfernt iſt, und trafen Mittags 1 Uhr wieder in Aleppo ein."

---

# Religiöſe Anſchauungen und ſociale Einrichtungen auf den Banks-Inſeln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

## I.

Unſere Kenntniß der Sitten und Gebräuche der umfangreichen Inſelwelt des weſtlichen Stillen Oceans gleicht in mancher Hinſicht einem Buch, deſſen Bogen noch nicht aufgeſchnitten ſind; nur hier und da läßt ſich ein Blick in dieſelben werfen, gewiſſe räthſelhafte Vorgänge ſehen wir da erwähnt, die eigentliche Urſache verbirgt vielleicht die vorhergehende verſchloſſene Seite. Jeder Bogen, der aufgeſchnitten wird, enthüllt neue ungeahnte Gebilde, giebt zu neuen Gedanken Anlaß. So enthalten denn auch die Mittheilungen, die der Rev. Codrington an die Royal Society von Victoria über Gebräuche auf der Inſel Mota der Banks-Gruppe gelangen ließ und kürzlich in erweiterter Form im Organe der anthropologiſchen Geſellſchaft zu London publicirt hat, manches Neue, von dem ich hier eine Auswahl, verbunden mit mir gemachten Nachrichten Anderer, geben will. Nur ſelten hat ein Fremder ſolche Gelegenheit in das innerſte Volksleben zu dringen, als gerade der Miſſionair, und ſelbſt ihm gelingt es nur in beſonderen Fällen Auskunft über religiöſe oder ſonſtige geheime Gebräuche zu erhalten, denn abgeſehen von der genauen Kenntniß der Sprache iſt die gegebene Mittheilung in den meiſten Fällen ſehr lückenhaft, nicht etwa aus böſem Willen, ſondern einfach weil der Eingeborene ſelber den eigentlichen Sinn jener alten Gebräuche nicht kennt und dieſelben lediglich, weil es ſchon ſeine Eltern ſo gethan, mitmacht. Die wenigen Wiſſenden bewahren das Geheimniß und vererben daſſelbe auf den Sohn oder nehmen es mit in das Grab. Dazu kommt auch die wachſende Macht der Civiliſation, und iſt es daher nicht zu verwundern, daß viele Gebräuche und Einrichtungen ihres geheimnißvollen Charakters jetzt völlig entkleidet ſind und lediglich zur Beluſtigung, könnte man faſt ſagen, dienen. Speciell iſt das auch bei der Mehrzahl der im Nachfolgenden geſchilderten Anſchauungen und Einrichtungen der Fall, da die Bewohner Motas zum Theil Chriſten, zum Theil vom Chriſtenthum beeinflußt ſind.

Gerade im Weſtpacifiſchen Ocean unter den Bewohnern der Melaneſiſchen Inſeln, der Neu-Hebriden, Salomo-Inſeln, von Neu-Britannien, Neu-Irland u. ſ. w. iſt noch heute ein beſtimmtes geregeltes Gemeindeleben nicht zu verkennen, deſſen Erforſchung und Klarlegung uns eine Fülle von werthvollem Material zur Kunde des Menſchen geben würde. Jeder kleine Stein zum dereinſtigen Bau möge daher willkommen geheißen werden.

Obſchon die Bewohner der Banksgruppe verſchiedene Dialekte reden, ſo verbindet doch alle ein gemeinſames Band, das ihrer Eintheilung in zwei große Familien, auf Mota „vovo", d. h. Mutter, genannt. Jeden Angehörigen derſelben Familie bezeichnet man mit dem Namen „sogoi" und ſagt von ihm: „Die Mutter iſt eine." Die Kinder gehören der Familie an, aus der ihre Mutter ſtammt, die Kinder der Schweſter des Mannes dagegen ſind deſſen nächſte Verwandte, ſie ſetzen, ſo zu ſagen, ſeine Familie fort. Diejenigen derſelben vove nennt man: „auf einer Seite des Hauſes," diejenigen der andern: „auf der andern Seite des Hauſes." Ein Mann muß ſtets eine Angehörige der andern Seite des Hauſes, d. h. der andern Familie, heirathen; zwar kommt das Weib dann nicht direkt auf ſeine Seite reſp. in ſeine vove, nähert ſich derſelben jedoch und alsdann bezeichnet man ihre Stellung als „an der Thür". Auf Mota zergliedern ſich die zwei Familien wieder in je vier Zweige und dieſe wieder in mehrere Unterabtheilungen, die genau von einander unterſchieden werden. Die einzelnen Abtheilungen haben vielfach als gemeinſames Geſchlechtswappen, könnte man faſt ſagen, irgend ein Kennzeichen, beſonders ſind Thiere bevorzugt. Mit dieſen wähnen ſie ſich in einem gewiſſen Zuſammenhang, in ihnen glauben ſie ihr zweites Ich. Ein ſolches Objekt, ſei es eine Eidechſe, Schlange oder gar ein Haifiſch, hat den Namen „tamaniu", d. h. Gleichheit. Seine Wahl beſtimmt irgend eine Vorliebe, Grille reſp. das Erſcheinen irgend eines lebendigen Thieres nach dem Trinken des Aufguſſes gewiſſer Kräuter auf oder in dem zuſammengehäuften Bodenſatze derſelben. Uebrigens füttert man daſſelbe weder noch verehrt es, nur ſucht man es nach Kräften vor Schaden zu hüten, denn das Leben iſt jetzt eng mit ihm verbunden. Erkrankt es oder verſchwindet von ſeinem gewohnten Aufenthaltsorte, ſo wird auch ein Menſch erkranken, und ſtirbt das Thier oder findet ſich nicht wieder an, ſo ſtirbt auch er. Bei allen plötzlichen Erkrankungen wird daher zuerſt nach dem tamaniu geſehen. Das einmal erwählte Thier oder dergleichen bleibt auch den Nachkommen eigenthümlich. So kommt es, daß dieſe kurz ſagen, wir ſtammen von der Eidechſe u. ſ. w. Es gleicht dieſe ganze Auffaſſung dem aus der Fetiſchvorſtellung erwachſenen Begriff des totem der Indianer Nordamerikas, dem kubong der Auſtralier, dem kalid der Bewohner der Palau-Inſeln u. ſ. w. Dem Namen der einzelnen Stammesangehörigen wird häufig der Ort ihrer urſprünglichen Herkunft beigeſetzt, ſo heißt z. B. auf Mota eine Familie: „Talo Sepere", von Sepere, einem Dorfe auf Vanua Lava.

### Grundbeſitz und Erbrecht.

Grundbeſitz wird niemals veräußert. Stets vererbt ſich das Landſtück auf die Verwandten „derſelben Seite des Hauſes“, d. h. auf die Kinder der Schweſter, doch erwerben in der Regel die Söhne des Verſtorbenen daſſelbe durch Zahlung einer Abſtandsſumme, ſei es an Muſchelgeld, Schweinen oder dergleichen. Oft iſt es der Fall, daß einzelne auf dem bepflanzten Land ſtehende Palmen einem Fremden gehören, ſtrenge wird darauf gehalten, daß deren Ertrag dann ausſchließlich dieſem zufalle. Erſtgeburtsrecht hat keinerlei Vorzug. Im Falle keine männliche Nachkommen leben, fällt den Töchtern die Hinterlaſſenſchaft zu. Vor dem Tode beſtimmt der Mann genau, was ſeinen Kindern zukommen ſoll, reſp. was dieſe eventuell dem rechtmäßigen Erben, d. h. den Kindern ſeiner Schweſter, geben müſſen.

### Gebräuche bei der Geburt.

Nach der Geburt eines Kindes werden von den Eltern weder Fleiſchſpeiſen noch Fiſche gegeſſen; ſie könnten das Kind krank machen. Daſſelbe würde eintreten, wenn der Vater nach der Geburt des erſten Kindes im Laufe eines Monats ſchwere Arbeit verrichtete. Vor der Erſtgeburt darf die Frau niemals Fiſche eſſen, die mit der Schlinge, dem Netze oder in einer Falle gefangen ſind. Aehnliche Gebräuche ſind auch von den Viti bekannt. Ebenſo wie dort iſt Kindermord auch allgemein geübt, ſowohl vor wie nach der Geburt. Oft veranlaßt ihn ſchon eine angethane Beleidigung Seitens des Gatten, oft aber iſt auch Eitelkeit die Urſache; die Frau liebt es nämlich, möglichſt lange als Jungfrau angeſehen zu werden. Iſt das Kind ein Mädchen, ſo hat es mehr Ausſicht am Leben zu bleiben, da es ja gewiſſermaßen die Stammhalterin der Familie iſt.

### Verhältniß der Geſchlechter zu einander.

Bleibt der Knabe am Leben und wird mannbar, ſo verläßt er zur Nacht ſtets die elterliche Hütte, um im „gamal“, dem Gemeindehaus (dem Mbure der Vitianer), zu ſchlafen. Das Mädchen wird ſtrenge gehütet, niemals darf es allein ſich ſelber überlaſſen werden. Es iſt daher durchaus nicht ungewöhnlich, daß es bis zur Heirath keuſch bleibt. Ehebruch giebt dem beleidigten Gatten das Recht das Weib zu Tode zu ſchlagen, ebenſo den betreffenden Mann, wo er ihn findet, zu tödten. Wie erwähnt, darf niemals eine Verbindung zwiſchen Mitgliedern derſelben vave, ſo zu ſagen Blutsverwandten, ſtattfinden, geſchähe dieſes dennoch, würde deren Beſitzthum der Rache des Volkes anheimfallen, die Pflanzungen zerſtört, die Schweine getödtet werden. Derſelbe Gebrauch herrſcht auch auf den Viti-Inſeln.

### Heirath und Verhältniß zu den Schwiegereltern.

Jede Heirath wird durch die Verwandten zu Stande gebracht. Dem Vater der Erkorenen leiſtet man eine gewiſſe Summe oder ein Geſchenk als Abſtandszahlung. Weitere Ceremonien finden nicht ſtatt, doch wird der Hochzeitsſchmaus nur ſelten vergeſſen. Bei demſelben macht der Vater der Braut dem Schwiegerſohn ein Geſchenk, das jedoch nicht demjenigen gleichen darf, welches er von dieſem erhalten hat. Erſt nach dem Feſte gehört die Braut dem Erwählten als Frau an. Im Allgemeinen nimmt der Mann zwei Frauen, nur auf Vanua Lava begnügt er ſich nicht damit, doch richtet ſich das lediglich nach dem Mehr oder Minder der vorhandenen Nahrungsmittel. Vielmännerei (Polyandrie) exiſtirt nur ſelten, niemals zwiſchen jungen Leuten. Bei der Wittwenſchaft iſt es eine Art Uebereinkommen, daß zwei Wittwer mit einer Wittwe leben. Sie gehört beiden, ebenſo die Kinder. Im Falle Mann und Frau ſich zu trennen beabſichtigen, muß der Vater der Frau die ihm geleiſtete Abfindungsſumme zurückzahlen, ſobald er von einem neuen Schwiegerſohn eine ſolche erhält. Jede Wittwe iſt der Willkür der Verwandten ihres verſtorbenen Mannes preisgegeben, wenn nicht ihr Brautpreis zurückgezahlt wird.

Das Verhältniß zu den Schwiegereltern iſt ein eigenartiges. Niemals ſpricht der Mann den Namen ſeines Schwiegervaters aus, vermeidet es im Verkehr über deſſen Haupt befindliche Gegenſtände herabzunehmen, oder über die Beine des etwa Ruhenden zu ſteigen. Vielfach gehen beide gemeinſam ihren Beſchäftigungen nach; nicht ſo iſt es aber mit der Schwiegermutter. Sie wird möglichſt gemieden, wie ſie auch ſelber es meidet, den Schwiegerſohn anzuſehen, gegenſeitige Unterhaltung aus einiger Entfernung bei abgewandten Geſichtern bleibt jedoch erlaubt. Begegnet man ſich zufällig im Walde, ſo geht derjenige, dem es am bequemſten iſt, aus dem Wege. In Vanua Lava meidet man ſogar gegenſeitig in die Fußtapfen der Schwiegermutter reſp. Seitens dieſer in die des Schwiegerſohnes zu treten. Das Verhältniß zum Schwager iſt ähnlich demjenigen zum Schwiegervater, nie wird ſein Name oder auch nur ein Theil deſſelben genannt, ebenſo wenig derjenige der Schwiegertöchter oder Söhne, doch iſt die gegenſeitige Unterhaltung durchaus nicht verboten. Auf Lepers Island wie auch in Viti dürfen dagegen ſelbſt Bruder und Schweſter nicht mit einander reden.

### Annahme an Kindesſtatt.

Sterben die Eltern, ſo werden die etwa hinterlaſſenen kleinen Kinder anderweitig adoptirt; geſchieht dies in den erſten Lebensjahren, ſo werden dieſelben in alle Rechte der neuen Familie eingeſetzt; ſind ſie jedoch älter, ſo werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in alter Weiſe aufrecht erhalten.

### Tödten der Alten und Kranken.

Allgemein iſt der Brauch unheilbar Kranke oder im hohen Alter ſtehende Perſonen lebendig zu begraben. Einestheils geſchieht dieſes aus Mitleiden, um die Kranken von ihrer Pein, die Schwachen aus ihrer Hilfloſigkeit zu erlöſen, anderntheils aber auch, weil man müde iſt dieſelben zu pflegen. Auf den Viti wird neben dem Lebendigbegraben auch das Stranguliren geübt. Bei einigen Stämmen wird der Unglückliche in eine kunſtvoll gearbeitete Höhlung gelegt, um ihn herum Nahrung angehäuft; ſo lange er dieſe erreichen kann, läßt man ihn leben, iſt er zu ſchwach dazu, wird die Grube einfach zugeworfen.

### Glaube an Geiſter.

Wie bei allen wilden Völkern iſt der Glaube an eine umfangreiche Geiſterwelt ein allgemeiner. Auf den Banks-Inſeln unterſcheidet man übrigens wohl die Geiſter der Verſtorbenen, die nach dem Tode fortlebenden Seelen, die „tamate“, in den Neu-Hebriden natmas genannt, von den Geſpenſtern, unkörperlichen Weſen, die niemals menſch-

liche Geſtalt gehabt haben, den „vui“. Sobald die Seele, oder wie ſie in Mota genannt wird, der „atai“ (in Aurora „tamaniu“, in Araga „nannai“ genannt), den Körper verlaſſen hat, beginnt ſie ihre Wanderung. Anfangs entfernt ſie ſich nicht weit und kann noch mit vereinten Kräften zurückgerufen werden. Die Hinterbliebenen rufen daher, ſobald das Leben entflohen oder im Erlöſchen iſt, mit lauter Stimme den Namen des Sterbenden oder Todten, in der Hoffnung, der atai ſolle es hören und zurückkehren. Ebenſo iſt man der Meinung, die Seele könne unmittelbar nach dem Entweichen wieder eingefangen und zurückgebracht werden. So wird erzählt, daß vor nicht langer Zeit ein Mann in demſelben Augenblicke, als ſein Nachbar ſtarb, ein Rauſchen hörte, ſchnell in die Luft griff, glaubend, er habe den atai in ſeiner Hand gefangen. Raſch trat er zu dem Todten, öffnete die Hand über deſſen Mund, in dem feſten Glauben das Leben kehre zurück, allein ſein Warten war vergeblich.

Der Leichnam wird am Todestage oder dem darauf folgenden Tage begraben. Nach fünf Tagen beginnen die Hinterbliebenen laut zu ſchreien und die Muſchelhörner zu bearbeiten, um den tamate, in den ſich die Seele nunmehr verwandelt, zu verſcheuchen. Der gemeinſame Aufenthaltsort der Todten iſt „Panoi“, zu dem mehrere Eingänge auf den verſchiedenen Inſeln führen. Ob ſie dort für ewige Zeiten oder nur für kürzere Dauer bleiben, iſt zweifelhaft; nach einigen kommt die Seele nach einem gewiſſen Zeitraum an einen andern Ort, an dem ſie in verjüngter körperlicher Geſtalt weiterlebt. Zum zweiten Male alt geworden, verwandelt ſie ſich in die ſchwarzen, runzeligen, mißgeſtalteten Maſſen, die ſich an die Stämme der Bäume hängen und die Neſter der weißen Ameiſen bilden. Panoi gleicht im Aeußern der Erde, es ſind Wälder und Hütten dort, Alles iſt jedoch körperlos, beſteht gewiſſermaßen nur aus Nebel. Die Blätter der Bäume ſind roth, das Leben dort entbehrt zahlreicher Annehmlichkeiten, es iſt völlig plan- und zwecklos. So verkehren z. B. die Geiſter mit einander, bleiben jedoch ſämmtlich ledig. Kein Wunder iſt es daher, wenn dieſes Jenſeits im Allgemeinen gefürchtet wird. Ob Jemand gut oder böſe im Leben war, iſt für ſeinen Aufenthalt in der Schattenwelt gleichgiltig, der Arme wird jedoch belohnt, der geizige Reiche dagegen durch mancherlei Dinge geſtraft. Er muß Koth eſſen, wird über ſpitze Steine geſchleppt ꝛc. [1]). Eine beſondere Bevorzugung wird jungen Leuten zu Theil, die unter ſchwierigen Verhältniſſen ihre Keuſchheit bewahrt haben; ſie kommen in mondhellen Nächten hervor, um zu tanzen. In der erſten Woche ſind alle Geiſter völlig unfähig ſich zu bewegen, dann erwachen ſie, ſo zu ſagen, und beginnen ihre neue Thätigkeit. In dunkelen Nächten kehren ſie auf die Heimathinſel zurück, um dort umherzuſtreifen und allem Lebenden Schaden zu thun. In hellen Nächten hört man ſie auf Mota am „Sara“, dem Eingange zu Panoi auf der höchſten Bergſpitze, auf den Scheeren der Landkrabben pfeifen und laut ſchreien. Ebenſo auf den Kratern der Vulkane zu Vanua Lava und Santa Maria. Einige wählen zur Stätte ihrer unheilvollen Wirkſamkeit das Meer und bedienen ſich der fliegenden und anderer Fiſche, beſonders ſolcher mit Stacheln, als Wurfgeſchoſſe. Wird zufällig Jemand von einem ſolchen Fiſche verletzt, ſo heißt es, er ſei vom tamate geſchoſſen. Keiner, ſelbſt Kinder ſind nicht ſicher, daß ein „wandernder Geiſt“ in ſie fährt. Uebernatürliche Stärke und Behendigkeit verräth dieſes. Laut ſchreiend und tobend ſtürzen ſie davon. Um den Geiſt zu bannen, ergreift man ſie ſobald als möglich, hält ſie in den Rauch gewiſſer ſtark riechender Pflanzen, die ins Feuer geworfen werden, und ruft die Namen derjenigen Verſtorbenen, deren Geiſt man in ihnen vermuthet. Wird der richtige genannt, ſo läßt das Wüthen des Beſeſſenen ſofort nach; er ruft: „Das iſt er!“ und geht geheilt davon. Erkrankt ein Kind ſchwer, ſo wird vermuthet, daß es ſich verlaufen, vielleicht auf einem Grabe gelegen und ſo von dem betreffenden Geiſt beſeſſen ſei. Schnell werden nun beſtimmte alte Frauen geholt, nur ſie können helfen. Unter dem Murmeln von Zauberſprüchen blaſen ſie auf die Augen des Kranken und rufen den Namen desjenigen, von dem ſie vermuthen, daß er den Tod des Kindes beabſichtige. Treffen ſie den richtigen, ſo iſt das Kind gerettet.

[1]) Aehnlich iſt die Anſchauung der Bewohner der ſüdlichen Neu-Hebriden von dem Jenſeits. Näheres darüber ſiehe „Globus“ Bd. XXXVIII, Nro. 1.

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Die engliſche Regierung hat in dieſem Jahre auf Cypern nicht weniger als 800000 Oken (à 1276 Gramm) Heuſchreckeneier aufkaufen und vernichten laſſen.

— Die Gebrüder Krauſe (ſ. oben S. 286) haben am 6. November folgendes Telegramm nach Bremen geſandt: „Wir ſind wohlbehalten in San Francisco angekommen und haben gute naturwiſſenſchaftliche und ethnographiſche Sammlungen mitgebracht. Wir haben die Tſchuktſchen-Halbinſel an mehreren Punkten beſucht und gedenken den Winter im nördlichen Alaska zuzubringen.“

## Afrika.

— Die Zambeſi-Expedition, welche die Mineralreichthümer des portugieſiſchen Oſt-Afrika unterſuchen ſollte (ſ. oben S. 191), berichtet, daß die dortigen Goldfelder der Bearbeitung nicht werth ſeien, preiſt aber die Kohle vom Mſatiſe-Fluſſe, im Centrum eines Kohlenbeckens, welches ſie mit demjenigen von St. Etienne vergleicht. Ebendort wurden anſehnliche Lager von Magneteiſenſtein aufgefunden.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algeriſchen Sahara. II. (Mit ſieben Abbildungen.) — Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees. II. (Schluß.) — Dr. Theodor Biſchoff: Reiſe von Palmyra durch die Wüſte nach Aleppo. — M. Eckardt: Religiöſe Anſchauungen und ſociale Einrichtungen auf den Banks-Inſeln. I. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. Afrika. — (Schluß der Redaction 14. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu drei Beilagen: 1. Literariſcher Anzeiger Nr. 23. — 2. Proſpect der Gießerei für antike und moderne Bildhauerwerke der Gebrüder Micheli. Berlin. Unter den Linden 12. — 3. Proſpect: Illuſtrirte Naturgeſchichte der Thiere. Herausgegeben von Philipp Leopold Martin. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

# V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

III.

Von seinen Reitern umgeben empfing der Aga von Tuggurt den Reisenden bei den ersten Palmen der Oase; es war der berühmte Mohamed ben Dris, ein prächtiger Araber von schönem Wuchse, hochgetragenem Kopfe, stolzem Gange, bronzenem Teint, mit scharfen Zügen und einem kurzen schwarzen Barte. Früher einfacher Spahi, wurde er bei der Belagerung von Paris unter der Kommune verwundet, kehrte als Lieutenant und mit dem Orden der Ehrenlegion nach Algerien zurück, wurde zum Aga von Uargla und später zum Aga des Uad Righ und Suf ernannt. Er ist nur mäßig unterrichtet; alles, was er weiß, verdankt er dem oben erwähnten Colombo in Biskra. Als der erste oder einer der ersten seines Volkes hat er sich nach dem Code Napoleon verheirathet. Das sind die glänzenden Seiten dieses Mannes, mit welchem Largeau persönlich nicht immer hat zufrieden sein können.

Die Oase Tuggurt liegt 205 km südlich von Biskra; ihre größte Länge von N. nach S. mißt 8 km. Am Westende liegt die eigentliche Stadt und unweit derselben die dazu gehörigen Dörfer Nezla, Sidi Mohamed ben Musa und Zauia Sidi ben Aziz, welche alle zusammen 6000 Einwohner zählen. Im Osten der Stadt erhebt sich die Kasba, ein weites unregelmäßiges Gebäude, welches die Wohnung des Aga, die Kaserne der Spahis und die kürzlich neu erbaute der algerischen Schützen umschließt. Die Aga-Wohnung besteht aus dem durchaus nicht bemerkenswerthen Palaste der früheren Sultane und einigen neuen Baulichkeiten. Zwischen der Stadt und der Kasba dehnt sich weithin der Marktplatz aus; die theils aus rohen Kalkblöcken, theils aus Luftziegeln errichteten Häuser haben gewöhnlich ein oberes Stockwerk; aber die meisten der den Platz umgebenden bestehen nur aus einem Erdgeschosse und ihr Dach ruht auf unregelmäßigen Säulenstellungen. Die Gassen sind eng und gewunden; die Hauptstraße ist bedeckt und deshalb dunkel. Sehenswerth ist allein die Große Moschee (Dschamâ Kebir), welche von einer Kuppel überragt wird und ein Minaret zur Seite hat; ihre Façade ist mit bunten Faïence-Ziegeln geschmückt; im Innern sind zwei gewölbte Kuppeln, die auf viereckigen Säulen ruhen, und ein prächtiger Stuhl für den Imam mit durchbrochenen Schnitzereien, welche die Hauptverse des Koran darstellen. Die übrigen zehn Moscheen der Stadt bieten nichts Bemerkenswerthes, nur daß die des Sidi Abd-er-Rahman reizend zwischen Palmen an einer Straßenkreuzung gelegen ist.

Die Bevölkerung von Tuggurt besteht aus Weißen, Sudan-Negern und eingeborenen Sahara-Negern. Zur weißen Race, welche ein Viertel der Gesammtzahl ausmachen, gehören die Araber, Berbern und Mehadscheria oder mohammedanischen Juden. Die ersteren sind Scheichs, Kadis, Tholba (Gelehrte), Marabuts und Kleinkrämer; die Berbern sind Beni-Mzab, welche Großhandel mit Datteln, Getreide und Wolle treiben und auf das Elend Anderer speculiren. Die jetzt nicht mehr zahlreichen Mehadscheria betreiben verschiedene Industrien; ihre Frauen sind schön. Die Sudan-Neger und die von freigelassenen Sklaven abstammenden Mischlinge machen ein weiteres Viertel der Bevölkerung aus; es sind theils Diener, theils verfertigen sie Körbe, Strohhüte und dergleichen. Die Hälfte der Einwohnerschaft gehört also zur Race der Sahara-Neger, welche unter verschiedenen Namen sich in allen bekannten Partien der Sa-

hara finden, und die Largeau — Gründe führt er nicht an — für Abkömmlinge der Aegypter hält.

Die Hauptnahrung der Tuggurtiner, wie überhaupt aller Bewohner des Uëd Righ, iſt die Dattel, wie die Dattelpalme in der Sahara der „Baum“ ſchlechtweg iſt, deſſen Wichtigkeit für die Eingeborenen gar nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Seine Frucht wird friſch oder getrocknet verzehrt; nach der Trocknung, welche am Baume ſelbſt ſtattfindet, hält ſich die Dattel ein ganzes Jahr lang. Man bereitet aus ihr eine Art Honig, die gar nicht zu verachten iſt; die Abfälle werden mit Weizenmehl vermiſcht und zu einem haltbaren Brote verbacken. Wohlbekannt iſt der lagmi oder Palmenwein, welcher in friſchem Zuſtande genau wie Moſt ſchmeckt, nur klarer und etwas ſirupartig iſt; gegohren berauſcht er mehr wie Wein. Die Spitze, von Zweigen und Rinde befreit, iſt eßbar und hat einen

Frau und Kind eines großen arabiſchen Häuptlings in der algeriſchen Sahara. (Nach einer Photographie.)

Nußgeſchmack; aus den Blättern macht man Körbe, Hüte und Fächer, aus den Zweigen treffliche Latten für die Hausterraſſen. Der Baſt wird zu Schnüren verarbeitet, der Stamm zu Balken oder Brettern, mit welchen letzteren man die Brunnen verſchalt.

Bei der Herſtellung der letzteren verfahren die Neger in Tuggurt folgendermaßen. Zuerſt wird im Mittelpunkte des zu bewäſſernden Gebietes ein 4 bis 5 m tiefes Loch gegraben, welches ſich ſofort mit „ma fessed“, dickem, fauligem Waſſer, füllt. Nun wird es mittels kleiner Säcke aus Leder oder Palmblättern leergeſchöpft und mit Palmſtämmen verſchalt, worauf man rechts und links zwei geneigte Stämme aufrichtet, welche mit ihren oberen Enden zuſammenſtoßen und etwa $1\frac{1}{2}$ m vom Boden durch einen ſtarken Querbalken aus hartem Holze verbunden ſind, an welchem zwei Seile hängen; an dem einen iſt eine guffa (Korb) befeſtigt, die zum Wegräumen des Schuttes dient. Das andere dient dem Brunnenarbeiter als Leiter. Derſelbe ſteigt ohne Licht in die Grube hinab, ohne andere Inſtrumente als eine Hacke, fas genannt, wie ſie zu Gartenarbeiten verwendet wird, und

damit allein unternimmt er es, die Schicht gipsigen Kalkes, welche unter dem Sande liegt, zu durchbrechen. Seine Arbeit ist nicht ohne Gefahren; manchmal erliegt er giftigen Gasen, oder zuweilen sprudelt nach Durchbrechung der Kalkschicht das Wasser mit solcher Macht hervor, daß der Unglückliche nicht Zeit mehr findet, sich nach oben zu retten.

Die mittlere Tiefe der Brunnen in Tuggurt beträgt 48 m; die Herstellungskosten belaufen sich, wenn keine besonderen Hindernisse dabei obwalten, auf 1500 bis 1800 Francs. Oft aber stößt der Brunnenmacher auf sehr hartes Gestein, das er mit seiner schwachen Hacke nicht zu durchbrechen vermag; dann muß er den Brunnen aufgeben. Oft sackt sich auch der von dem emporsprudelnden Wasser aufgewühlte Sand am Grunde des Brunnens und verstopft ihn vollständig; dann müssen die „Taucher" helfen. Diese fangen ihre Thätigkeit damit an, daß sie ein großes Feuer anzünden, sich neben demselben bis auf einen schmalen Gürtel entkleiden und die Ohren mit Ziegenfett verstopfen. Einer von ihnen setzt sich dann auf den Rand des Brunnens, schöpft mit der Hand Wasser, benetzt sich damit langsam Kopf und Brust und steigt nun allmälig hinein, bis ihm das Wasser an den Hals reicht. Dann spricht er in Gedanken ein kurzes Gebet, holt tief Athem und verschwindet, während einer seiner Gefährten den Leiterstrick ergreift und auf etwaige Nothsignale Acht hat. Nach etwa 3 Minuten spannt sich derselbe unter leichtem Hin- und Herschwanken straff; der

Ansicht der Kasba und der Oase von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Kamerad zieht sofort den mit Schutt gefüllten Korb in die Höhe und alsbald taucht auch der Kopf des Arbeiters auf, der von seinen Kameraden herausgezogen wird. Eine halbe Minute lang athmet er heftig, wäscht sich dann den Kopf, taucht noch einmal bis zum Halse ein und trocknet sich dann am Feuer, während ein anderer hinabtaucht. Schlaganfälle sind selten und kommen fast nur bei Lehrlingen vor; manche derselben müssen auch wegen heftigen Blutspuckens das Geschäft aufgeben.

Eine solche Reinigungsarbeit erhöht die Kosten des Brunnens um 1000 bis 1200 Francs auf 2500 bis 3000 Francs. Die französischen Brunnen im Uëd Righ, deren Zahl sich auf etwa 100 beläuft, kosten durchschnittlich 5285 Francs; die Hälfte davon tragen die Eingeborenen, und sie liefern im Mittel über 1100 Liter in der Minute.

Largeau hatte beschlossen, von Tuggurt aus das trockene Flußbett des Igharghar kennen zu lernen und auf einem noch nicht betretenen Wege Ghadames zu erreichen. Am 22. Januar traf der für ihn bestimmte Führer Rabah ben Amera ein, welchen der Aga von Uargla für ihn aus der Wüste hatte kommen lassen. Derselbe hatte etwas über Mittelgröße, war trocken wie das Land, in welchem er lebte, aber kräftig gebaut; sein Alter betrug anscheinend 50 bis 55 Jahre; sein schwarz gebranntes Gesicht hatte scharfe Züge, kleine graue hochliegende blitzende Augen, eine Nase wie ein Falkenschnabel und schmale, Kühnheit und Energie verrathende Lippen. Bekleidet war er, wie alle Nomaden, mit einer grobleinenen gaundura (kurzes Hemde ohne Kragen und Aermel) und einem haïk (leichtes Gewebe), das mit dreifach umgewundener Schnur über einem schaschia (Müz-

chen) feſtgehalten wird. Letzteres iſt ſo ſchmierig, daß es ein Erbſtück mindeſtens von ſeinem Großvater her ſein muß. Etwas jüngern Datums iſt der vielfach geflickte Burnus; Hoſen gelten als überflüſſiger Luxus, und die gelben Schuhe, deren Oberleder mehr angegriffen iſt, als die Sohle, beweiſen damit, daß ſie für gewöhnlich in den tellis, jenen Säcken, mit welchen die Kameele beladen werden, ſtecken und nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt werden. Seine Bewaffnung beſtand aus einer langen Steinſchloßflinte, deren Kolben vielfach geflickt war, und ſeine Begleitung aus ſeinem 12jährigen Sohne Ahmed, einem intelligenten Jungen, der zum erſten Male in ſeinem Leben Tuggurt beſuchte und alle die fremden Dinge mit großen Augen anſtarrte. Sein älterer und die jüngeren Brüder waren bei der Mutter in der Wüſte geblieben. Rabah gilt unter den Schaamba für einen guten Jäger; im Winter jagt er Gazellen und Antilopen in den Sanddünen, verkauft ſeine Beute in Uargla oder Ghadames und lebt die übrige Zeit mit Familie und Herde in der Wüſte. In Uargla, wo er Palmen beſitzt, hält er ſich nur ſo lange auf, um ſie abzuernten.

Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen der Marabuts von Temaſin und des Aga von Tuggurt an Einwohner von Ghadames und verſchiedene Tuaregs verſehen, verließ Largeau am Montag 25. Januar Nachmittags 2 Uhr Tuggurt, folgte zuerſt dem von Palmen beſchatteten Wege, der die Kasba vom Quartier Rezla trennt, und ſchlug dann die Richtung nach Süden ein. Bis an das Ende des Schott Bu Yru gab ihm der Aga das Geleite, und dort nahmen ihn wieder Sidi Mäammar und andere Marabuts in Em-

Mehadſcheria (mohammedaniſcher Jude).

Junge mohammedaniſche Jüdin.

(Nach Photographien.)

pfang und führten ihn nach der etwas ſüdlich von Temaſin gelegenen Zauïa (Art Kloſter) Tamellaht, wo in einem der Höfe ein Zelt für ihn aufgeſchlagen war und eine treffliche Mahlzeit ſeiner harrte.

Mehr als eine volle Stunde brauchte er am folgenden Morgen, um die Sebcha, welche ſich von Temaſin ſüdwärts bis zur Oaſe Belet-Amer ausdehnt, zu überſchreiten. Bei Ain Atrus (Bock-Quelle), welche einen herrlichen Palmengarten bewäſſert, wurde gefrühſtückt, dann eine wellige, ſandige, mit Gypslamellen beſtreute Ebene gekreuzt und kurz vor 4 Uhr auf einer höhern Stelle Halt gemacht. Jeder ſuchte ſich ſein Nachtlager hinter einem großen Buſche Halfagras; als ſie am Morgen des 27. um 4 Uhr ſich erhoben, zeigte das Thermometer bei einer leichten Südoſtbriſe nur 1° über Null. Um 4 Uhr 45 Minuten des 28. Januar war es bei Nordwind unter den Gefrierpunkt gefallen und ebenſo um 3 Uhr 40 Minuten am 29. bei ſchwachem Oſt. Dieſe Tagereiſen im Einzelnen zu beſchreiben, wäre wohl etwas ermüdend: der Weg führte in nahezu ſüdlicher Richtung über abwechſelnd ſandige, thonige oder mit Kies bedeckte Ebenen, hier und da über niedrige Hügelrücken in großer Einförmigkeit hin. Nachdem ſie aber am 29. Januar die bis höchſtens 25 m anſteigenden Kudiat el-Charſchat (Hügel der Rauhigkeit) überſchritten hatten, ſtanden ſie am Rande einer weiten Depreſſion, welche Largeau ſtaunend betrachtete. Ihr Boden war gewellt, theils mit kleinen eckigen Brocken von Saharaſandſtein und Kieſeln bedeckt, theils ſandig und alsdann mit Sfar-Gras, Henna und Retem von 2 bis 3 m Höhe licht beſtanden. Die ſteilen Ufer ſchienen im Südweſten an 100 m Höhe zu haben, während ſich im Oſten und Weſten zwei breite Oeffnungen zeigten. Auf die Frage des Reiſenden antwortete

Digitized by Google

der Führer: „Das iſt ein todter Fluß!“ Es war der Igharghar; nur er konnte ſolche Verhältniſſe zeigen, denn kaum konnte man die Formen des jenſeitigen Ufers unterſcheiden. Tourneaux-Dupéré, Largeau's unglücklicher Vorgänger, hatte denſelben bis zum Brunnen El-Aſchija (31° 30′ nördl. Br.) erforſcht, und dort gedachte Largeau ſein unterbrochenes Werk aufzunehmen und weiter zu führen. Er brauchte volle 45 Minuten, um ſein Bett zu kreuzen; jenſeits betrat er ein ſandiges, mit ſchöner Vegetation bedecktes Plateau, wo er zahlreiche Haſen von ihrem Lager

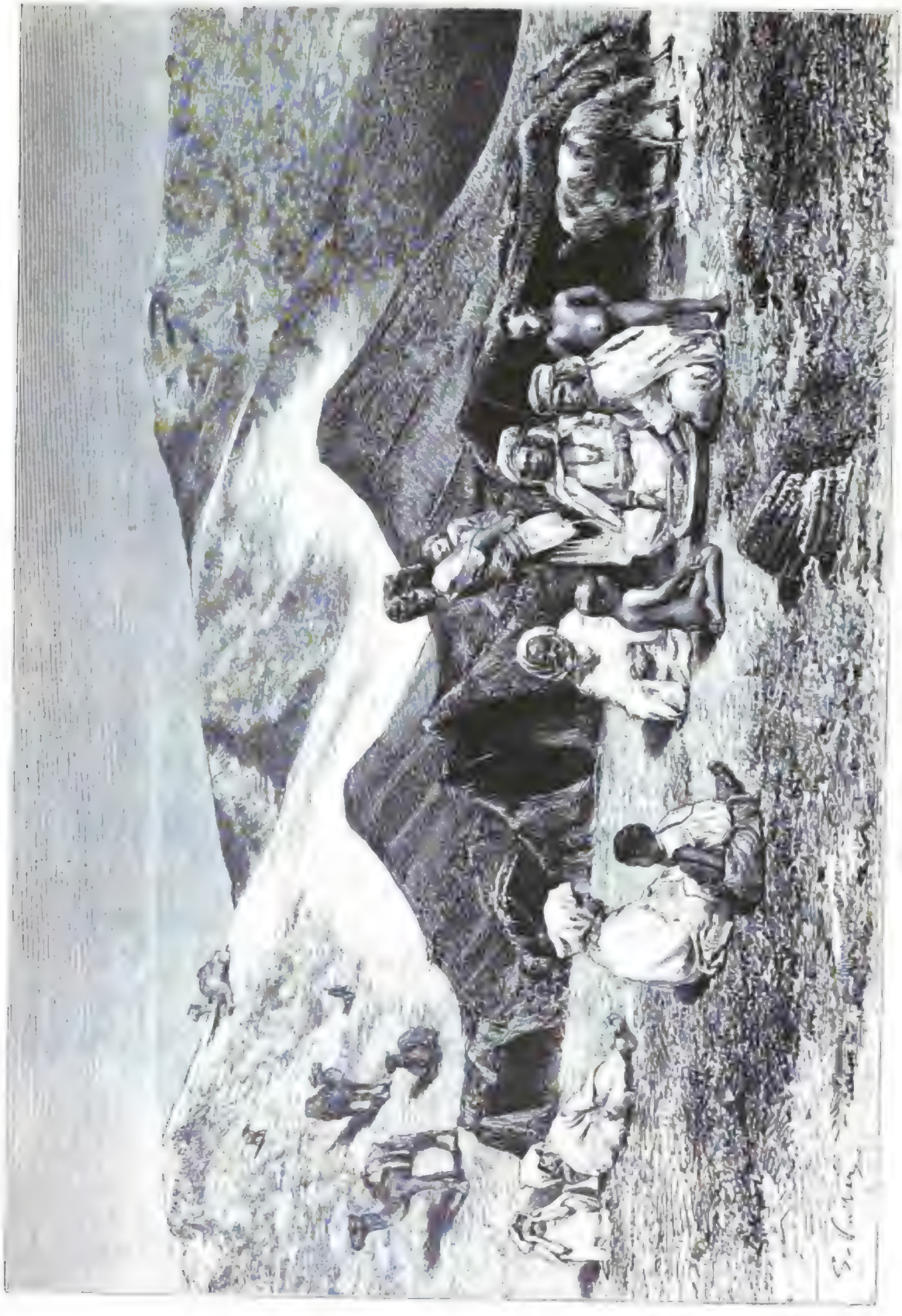
Rezla in der Oaſe Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

aufjagte. Der todte Fluß beſchreibt an jener Stelle einen Bogen gegen Weſten; ſeine ſtark koupirten Ufer ſind von zahlreichen gur (Plur. von gara, ſteile, iſolirte Felsmaſſen) eingefaßt. Drei Mal überſchritt Largeau an jenem Tage ſein breites, gewundenes Bett, welches mit ſo ſpitzen Sandſteinbrocken bedeckt war, daß er ſein Schuhzeug zerriß und ſich die Füße verletzte. Solche Steinwüſten nennt der Araber Hamed (Sing. Hamada, d. h. ein Ort, wo die

Die Dünen ſüdlich von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Hitze unerträglich iſt); im Sommer ſind dieſelben in der That abſcheulich, wenn die Hitze dort 55° C. überſteigt. Im Winter aber beträgt die Temperatur bei Tage nur zwiſchen 20 und 30° und ſinkt bei Nacht oft unter Null.

Um 4 Uhr wurde im Flußbett ſelbſt gelagert. Der Himmel war mit Wolken bedeckt; der Oſtwind blies heftig und heulte traurig um die Felſen des ausgetrockneten Flußbettes. Unruhig irrten die Kameele umher und ſuchten ſich ihre ſpärliche Nahrung. Alles hoffte auf ein Unwetter, aber daſſelbe blieb aus.



Raſta von Largeau's Führer. (Nach Skizzen des Reiſenden.)

Digitized by Google

Am nächſten Morgen ſtillten ſie beim Himmelsbrunnen (Bir el-Ghanem), der 8 m tief im Flußbette ausgegraben iſt und nicht unangenehm ſchmeckendes, 21° warmes Waſſer liefert, ihren Durſt und ſtiegen dann wieder hinauf zu der unendlichen Steinwüſte, welche gegen Abend einer ſandigen, mit blühenden Sträuchern bedeckten Ebene Platz machte. Hier verhält ſich die Sache anders, als man gewöhnlich glaubt: die Sandwüſte iſt fruchtbar. Nachmittags lagerten ſie wieder im Flußbett, welches hier den Namen Uëd el-Aſchija (Fluß der Dämmerung) führt und von Gur umſäumt wird, deren Formen das Mondlicht phantaſtiſch beleuchtete. Am nächſten Tage, den 31. Januar, verließen ſie definitiv die Hamed oder Steinwüſten und betraten die Erg oder Sandwüſten. Die Dünen, deren Fuß ſie erreicht hatten, die Ughrud el-Magetla (Dünen der Schlacht) waren nicht weniger als 160 m hoch. Je nach ihrer Geſtalt haben nämlich die Dünen verſchiedene Namen: der ghurd (Plur. ughrud) bezeichnet eine beträchtliche Anhäufung von Sand; der ſif (Plur. ſiuf) iſt eine weniger große und lange Düne, deren Gipfel durch die Wirkung des Windes die Form einer Säbelſchneide (ſif) erhalten hat, während der areg oder erg (d. i. Ader) ein Sandhaufen von der Geſtalt einer Ader oder Furche iſt, welche die Sandebene durchzieht. Erg im Allgemeinen bedeutet außerdem die Sandwüſte ſchlechtweg, welches auch das Ausſehen ihrer Dünen ſein mag.

Nachdem man jene Ughrud el-Magetla auf einem ſich unendlich oft ſchlängelnden und in ſteter Bewegung begriffenen Pfade mühſam überſchritten hatte, erreichte man eine große, mit reichem Pflanzenwuchſe bedeckte Ebene, auf welcher zahlreiche Herden von Kameelen, Ziegen und Schafen weideten. In einer Senkung am Fuße der Dünen aber zeigten ſich drei Zelte, das Lager von Largeau's Führer und der Leute ſeiner Rezla.

Eine alte Frau, welche Schildwache ſtand, bemerkte die Ankommenden und lief ihnen mit ſo gellendem Geſchrei entgegen, daß der Reiſende es zuerſt für Angſtgeheul nahm. Erſt als ſie den jungen Ahmed heftig umarmte, ſah er ſeinen Irrthum ein: es war deſſen Großmutter mütterlicher Seits. Wie aus der Erde hervorgewachſen erſchien darauf eine Schaar Kinder beiderlei Geſchlechts und umringten mit betäubendem Lärm die Mitglieder der kleinen Karawane. Dann ſtellten ſich noch zwei Frauen ein, und zuletzt auch zwei Männer. Largeau ſetzte ſich auf den Sand und wartete, bis ſich die erſte Aufregung gelegt hatte und man die Kameele ablud. Bald brachte man ihm dann in einem Behältniſſe aus Palmenblättern, welches durch eine dicke Schmutzſchicht undurchläſſig geworden war, Kameelmilch, welche er trotz der darin umher ſchwimmenden fremden Beſtandtheile mit Vergnügen trank. Darauf präſentirte man ihm einen großen klebrigen Klumpen, den er zuerſt für Honig hielt; es waren aber Datteln aus Wargla, die man in einem Bockfelle hatte gähren laſſen. Mit Gewalt mußte er Muth faſſen, um von der edlen Speiſe zu genießen, welche außer Stückchen Stroh und Holz auch ziemlich anſehnliche Ameiſen und eine Menge Sand umſchloß. Während er ſo ſpeiſte, ſchlugen die Frauen ein Zelt auf.

# Bilderſchriften aus der Südſee.

Je mehr wir bei den Naturvölkern Umſchau halten, deſto mehr gewahren wir, daß ſelbſt bei ſolchen, die wir für niedrig geartet erachten, irgend eine Form der Mittheilung vorhanden iſt, welche für den Anfang der Schrift angeſprochen werden kann. Wir begegnen da den Knotenſchnüren, Kerbhölzern, Botſchaftsſtäben, ſinnbildlichen Mittheilungen verſchiedener Art, wie den Wampumgürteln, den Bilderſchriften in verſchiedenen Abſtufungen. Die ausgeſtorbenen Tasmanier verſtanden es durch Rauch Signale in die Ferne zu geben (Bonwick) und daſſelbe berichtet uns Hoffmann von Indianern Arizonas, während Hildebrandt ſogar von einer Art Telephon auf Madagaskar redet.

Daß in der Südſee von den Eilanden des malayiſchen Archipels an bis zur Oſterinſel Bilderſchriften verſchiedener Art vorkommen, war bekannt. Die Notizen darüber aber waren ſehr zerſtreut, nur Weniges war abgebildet, die verſuchten Deutungen nicht gerade glücklich, wie denn z. B. Julius v. Haaſt's Erklärungen über die neuſeeländiſchen „Bilderſchriften“ (Journ. Anthrop. Instit. VIII) geradezu wildausſchweifende und wenig ſachgemäße genannt werden müſſen. Anlockend und reizend erſchien uns ſtets, was Semper in ſeinem Buche über die Palau-Inſeln von den dortigen Bilderſchriften erzählte, die auf Balken in den Häuſern mit verſchiedenen Farben gemalt ſind. Auch der Reiſende des Muſeum Godeffroy, Kubary, berichtet von denſelben, aber weder er noch Semper geben Abbildungen, ſo daß man von dieſen Darſtellungen nur eine ſehr unklare Vorſtellung haben konnte, zumal die Berichte in dieſer Beziehung ſelbſt wenig eingehend waren.

Wie groß war meine Freude und Ueberraſchung, als ich unter der ſo ſachkundigen und liebenswürdigen Führung Dr. A. B. Meyer's das Dresdner Anthropologiſch-Ethnographiſche Muſeum durchwanderte und hier Originale jener Palau-Bilderſchriften fand! Dieſes Muſeum, wiewohl noch verhältnißmäßig jung und klein, iſt unter der Direktion des genannten verdienten Neu-Guinea-Reiſenden binnen kurzer Zeit zu einer vortrefflichen Entwickelung gelangt. In dem obern Stockwerk eines nicht eben großen Pavillons des weltbekannten Zwingers untergebracht, zeichnet es ſich durch eine ganz beſonders inſtruktive und elegante Anordnung aus. So dargeſtellt und überall mit den nöthigen Erläuterungen und Hinweiſen verſehen kann eine kleinere Sammlung mehr wirken als manche größere, der Luft, Licht und ſachkundige Anordnung fehlen. Zu dem Verdienſte dieſer Schöpfung fügt A. B. Meyer noch ein weiteres hinzu, indem er die wichtigſten Objekte des Muſeums in Bild und Wort veröffentlicht. Zunächſt liegt uns ein Prachtwerk in Großfolio vor, welches den Titel führt:

„Bilderſchriften des Oſtindiſchen Archipels und der Südſee herausgegeben mit Unterſtützung der Generaldirektion der königlichen Sammlungen für Kunſt und Wiſſenſchaft in Dresden von Dr. A. B. Meyer. Mit 6 Tafeln Lichtdruck. Leipzig. Verlag von A. Naumann und Schroeder. 1881.“

Wie ſchon der Titel beſagt, beſchränkt ſich die Publikation nicht bloß auf die erwähnten Palau-Bilderſchriften, ſondern umfaßt den weiten Raum von den Nikobaren bis zur Oſterinſel. Loben müſſen wir es dabei vor allem, daß der

Digitized by Google

Verfasser in weiser Mäßigung sich wesentlich auf die Beibringung des thatsächlichen Materials beschränkt hat und von vagen Deutungen absah, wenn nicht positive Anhaltspunkte für solche vorhanden waren. Durch allzu üppige Phantasie in dieser Beziehung wird eher geschadet, späterer exakter Forschung nur die Mühe bereitet das Unkraut erst aus dem Wege zu räumen, ehe Wahres gegeben werden kann. Uebrigens begnügt sich Herr Meyer nicht bloß damit die Originale des Dresdner Museums zu publiciren, sondern bringt mit großer Literaturkenntniß auch das anderweitig zerstreute Material aus dem in Rede stehenden weiten Gebiete bei.

Von den Nikobaren hat Ball vor Kurzem eine Bilderschrift mit 23 einzelnen Figuren (Sonne, Mond, Sternen, Vögeln, Eidechsen, Aexten, Speeren, Schweinen, Booten, Fischen ꝛc.) veröffentlicht, deren Zwecke und Deutung noch ganz unklar sind, die dem allgemeinen Charakter nach aber wohl als eine Piktographie angesprochen werden darf.

Dankbar sind wir Herrn Meyer für die Reproduktion einer Bilderschrift aus der Minahassa (Nord-Celébes), welche in einer kaum bekannten niederländischen Missionszeitschrift abgebildet war. „Auch diese Zeichnungen sind nicht oder ungenügend gedeutet.“ Das eine Stück besteht aus Holz, auf welchem die Figuren eingeschnitten und die Vertiefungen mit Weiß ausgefüllt sind, ähnlich wie bei den Bilderschriften auf den Palau-Inseln. Das zweite ist mit Schwarz auf eine Art Papier aus Rindenstoff (Broussonetia) aufgetragen. Beide so verschieden gearbeitete Stücke stellen echt malayische Scenen und Figuren dar, deren Schilderung hier zu weit führen würde. Beide aber, und das ist das Wesentliche, stellen den gleichen Vorgang dar, „so daß es sich um die Darstellung eines allgemein bekannten Ereignisses oder einer Sage handelt und nicht etwa um ein persönliches Erlebniß von ganz lokalem Interesse“. Trotzdem nun Meyer mit den Sagen und Ueberlieferungen der Minahassa, welche er in einem anmuthigen Vortrage geschildert hat, bekannt ist, vermag er an der Hand derselben eine Deutung dieser Bilderschriften nicht zu geben.

Freycinet, der französische Weltreisende, reproducirt eine Bilderschrift von den Karolinen, welche vermuthen läßt, daß diese Art der Gedankenfixirung dort nicht selten gewesen ist, wiewohl sonst — meines Wissens — nichts darüber verlautet. Zu den Karolinen gehören auch die Palau-Inseln, und von diesen bringt unser Werk auf vier großen Tafeln eine Fülle unpublicirter Bilderschriften. Zum Theil sind dieselben in Lichtdruck nach den Aquarellen wiedergegeben, welche ein Tagale, der Dr. Semper begleitete, aufnahm, zum Theil direkt von zwei fast 3 Meter langen Hausbalken, die eine Zierde der Dresdner Sammlung sind. „Sie bestehen aus rothem Ebenholz, die Zeichnungen sind zum Theil eingeschnitzt und die Vertiefungen mit Weiß (Kalk?) ausgelegt, zum Theil nur mit Schwarz (Ruß?), Gelb (Gilbwurz) und Roth (Ocker) bemalt.“ Diese im Innern der Häuser angebrachten Balken versinnbildlichen, wie Semper und Kubary übereinstimmend bezeugen, die Sagen und Traditionen der Palau-Insulaner. Eine Deutung liegt allerdings auch für diese Bilderschriften, wenigstens die in Dresden befindlichen, nicht vor, aber die zahlreichen von den beiden genannten Reisenden mitgetheilten Sagen lassen einzelne Züge in den Bilderschriften wieder erkennen, wenn dieselben auch nicht direkt passen.

Diese Palau-Bilderschriften sind ungemein figurenreich, sehr lebhaft in den Darstellungen und reich an Abwechslung, friedliche Landscenen, Fischfang und Kämpfe zu Land und zu Meer wechseln mit einander ab. Wir sehen die Hütten, Pandanus und Palmen, die Steindämme, die Amlais (Boote), Schildkröten, Rochen, Haifische. Die Männer sind durchweg durch einen Phallus charakterisirt, der in etwas stilisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben. Mancherlei Deutungen einzelner Scenen geben die nach Semper und Kubary mitgetheilten Sagen an die Hand.

Auch über Bilderschrift aus Neu-Guinea erhalten wir eine Originalmittheilung Meyer's. Er kopirte auf Mansinam bei Doreh die Tatuirung einer Papua-Wittwe, welche zum Andenken an eine Pockenepidemie, speciell zum Andenken an zwei während derselben verstorbene Brüder, ausgeführt worden war und die Grabbeigaben jener Brüder wiedergiebt. Es würde diese Art der Tatuirung mit der Ansicht übereinstimmen, welche Heinrich Wuttke in seinem Werke über die Entstehung der Schrift ausführlich behandelt, indem er in der Tatuirung deren theilweise Uranfänge erkennt. Schließlich giebt unser verdienter Autor noch die Abbildung eines bisher nicht publicirten Exemplars der bekannten Osterinsel-Inschriften und stellt dabei die Ansichten über diese merkwürdigen Piktographien zusammen, wobei er die gewiß richtige Meinung ausspricht, daß es sich bei der Uebereinstimmung aller bisher bekannt gewordenen Osterinsel-Inschriften nicht bloß, wie Meinicke annahm, um Geschlechtsregister handele, sondern daß eher an die Aufzeichnung von Ereignissen und Sagen zu denken sei.

Richard Andree.

---

# Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

## II.

Die vui», die Gespenster, sind harmloser. Als Häuptling derselben wird Dat sowie sein Gehülfe Marawa bezeichnet; Dat's Brüder sind sämmtlich „Tangaros“ [1]), führen jedoch einen Beinamen. Dat war, wie die Sage berichtet, in Alo Sepere auf Vanua Lava geboren. Seine Mutter, Iro Datgoro, war zur Zeit seiner Geburt ein Stein. Nach diesem Erstgeborenen kam Tangaro-Gilagilala, d. h. Tangaro der Weise, ihm folgten weitere neun Kinder, denen als Zusatz der Name eines Blattes gegeben ward, und als zwölftes erschien Tangaro Lologong, der Narr. In der Hütte der Mutter wuchsen sie bald heran. Dat beschäf-

[1]) Tangaro resp. Tangaroa ist der gewöhnliche Name jeder Gottheit im Süd-Pacific. Der Hauptgeist, Schöpfer und Erhalter, heißt auf Aurora und Lepers Island tagar oder tagaro, identisch mit dem tangaroa Samoas und Tongas, dem ta'aroa, kanaroa anderer Gruppen.

tigte sich damit, aus dem Chaos, das ihn umgab, die Welt zu schaffen, Bäume, Felsen, Schweine, Menschen ꝛc. entstanden. Die Nacht war jedoch noch nicht eingeführt, man kochte und aß, so lange bis man müde ward. Auf die Bitte der Brüder beschloß Qat eine Aenderung eintreten zu lassen. Wie man nun erzählt, hatte er gehört, es sei auf Vava, den Torres-Inseln, Nacht und segelte also dahin; andere glauben jedoch, er sei bis an den Fuß des Himmels, d. h. also bis dahin, wo das sichtbare Himmelsgewölbe das Meer erreichte, gerudert, um von I Oong, dem Schattenreich, die Nacht zu kaufen. Als Proviant hatte er Schweine mitgenommen. Auf den vorgetragenen Wunsch schwärzte Oong seine Augenbrauen und zeigte ihm schlafend, daß Nacht, und am nächsten Morgen, wie die Morgendämmerung zu machen sei. Qat ruderte nun wieder heim, Federvieh und Vögel mit sich nehmend, die den Morgen anzeigen sollten, und mit dem Versprechen Oong's, es würde sich nun regelmäßig die Nacht einstellen. In der Heimath angekommen, ermahnte Qat seine Brüder, Nahrung und Matten bereit zu halten, denn es werde Nacht. Voll Staunen sahen sie darauf die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken. Als sie ihre Wahrnehmung Qat mittheilten, sagte dieser: „Ja, sie wird bald fort sein." — „Was kommt dort aber aus der See und bedeckt den Himmel?" riefen sie von Neuem. „Es ist Nacht!" antwortete der mächtige Bruder, „setzt euch zu beiden Seiten des Hauses und sobald ihr etwas in euren Augen fühlt, legt euch nieder und bleibt ruhig." Bald wird es ganz finster. „Qat, Qat! Was ist dies? Sollen wir sterben?" — „Schließt die Augen und schlaft," war die Antwort. Das geschah denn auch. Mensch und Thier schlief. Als die Nacht lange genug gedauert, nahm Qat ein Stück rothen Obsidians, durchschnitt die Dunkelheit und die Dämmerung kam. Die Hähne begannen zu krähen, die Vögel zu singen, und die Brüder erwachten.

Eines Tages erkletterten die Brüder einen Baum, der das Eigenthum eines bösen vui, eines Menschenfressers, war, um sich an den Früchten zu delektiren. Als Tangaro, der Narr, eine Nuß auf das Dach der Behausung des vui fallen ließ, kam dieser heraus, tödtete sie und warf sie in seine Speiseliste. Qat wartete fünf Tage auf die Rückkehr der Brüder, nahm dann seinen Bogen und Pfeile, sowie das Muschelbeil und ging sie zu suchen. Bei der Hütte angekommen, warf er gleichfalls eine Nuß auf dieselbe, und als der vui erschien, auch ihn zu tödten, überwand ihn Qat bald. Als er die Leichen der Brüder gefunden, blies er einem nach dem andern mit einem Rohr Luft in den Mund, und erweckte sie wieder zum Leben.

Qat und sein Gehülfe Marawa fanden sich auf folgende Weise zusammen: Die Brüder beschlossen Kanoes zu verfertigen und arbeiteten täglich emsig daran. Qat, der sie überraschen wollte, zögerte anfangs zu beginnen, machte sich dann aber auch daran, einen Baum zu fällen, eilte jedoch stets vor Abend heim, damit die Brüder noch immer wähnen sollten, er habe noch gar nichts gethan. Mehrere Tage fand Qat nun an jedem Morgen, daß das, was er aus dem Stamme herausgehauen hatte, über Nacht wieder ergänzt sei und der Baum nach wie vor feststehe. Die Ursache zu entdecken, verbarg er sich hinter einem großen Scheit, den er gelöst hatte, und sah bald einen vui, marava, die Spinne, erscheinen und alle Spähne, die er abgeschlagen, sorgfältig wieder an Ort und Stelle bringen. Auf der Suche nach dem fehlenden großen Stück fand Marawa Qat und versprach ihm ein Kanoe für ihn zu fertigen, was in sehr kurzer Zeit geschah. Als die Brüder fertig waren und ihre Kanoes ins Meer ließen, erhob Qat seine Hand und eins nach dem andern versank. Dann erschien er mit Marawa im eigenen und nachdem er die Brüder ob ihres Verdrusses geneckt, brachte er die Kanoes während der Nacht zurück.

Qat's Frau „Iro Lei", die er sich selber geschaffen, war so schön, daß ihn seine Brüder darum beneideten. Sie zu gewinnen, dann aber auch sich für die mancherlei Neckereien des Bruders zu rächen, beschlossen sie ihn zu tödten. Zu diesem Behufe lockten sie ihn einst in eine unter einem Felsen befindliche Höhle, stießen die Decke ein, hoffend diese habe den Gehaßten zerschmettert und die Frau sei nun gewonnen, doch Qat rief Marawa um Hilfe und als die Brüder in die Wohnung traten, fanden sie den Todtgeglaubten in den Armen seines Weibes. Ein anderes Mal veranlaßten sie Qat einen Ast zu erklettern, der halb durchgesägt war, hinunter stürzend rettete ihn Marawa wiederum. Ein neuer Plan sollte abermals mißlingen. Der dem Untergange Geweihte ward unter irgend einem Vorwande dazu vermocht, einen Muskatnußbaum zu ersteigen; kaum erreichte er die Spitze, so wuchs, durch die Brüder veranlaßt, der Baum höher und höher und ward im Umfange so stark, daß Qat nicht wieder hinabkommen konnte; doch Marawa, die Noth des Freundes erkennend, webte einen Faden zur Erde, oder gab, nach Anderen, ihm ein Haar ihres Hauptes, an dem er hinunter stieg. Inzwischen waren die Brüder mit der Frau aufs Meer entflohen. Qat lief sofort ins Dorf, ließ sich von seiner Mutter seine Kokosnußschalenflasche, die Federn seines Hahnes, sein Halsband, die Muschelaxt und einige Bananen geben. Diese steckte er in die Flasche, kroch selbst hinein und veranlaßte die Mutter ihn ins Meer zu werfen. Das Kanoe der Brüder hatte gerade die äußerste der Banks-Inseln erreicht, als die Kokosnuß, die den Verfolger barg, antrieb und ahnungslos an Bord gezogen ward. Nur Tangaro der Weise wußte sofort, was die Nuß berge. An Land gekommen zierte sich Qat mit seinem Schmuck, setzte sich auf einen Pandanus, die Ankunft der Brüder erwartend, und als diese naheten, vernichtete er zuerst das Kanoe und ermahnte sie dann eindringlich, jetzt im fremden Lande in Frieden und Eintracht zu wohnen, um so mehr, da sie einen gefährlichen Nachbar hätten. Dieses war Qasavara, ein sehr starker und bösartiger vui. Freundschaft vorschützend, führte der bald Erscheinende Qat und die Brüder zu seinem gamal, dem großen Speisehaus, das sich in allen Dörfern der Banks-Inseln findet, ihnen hier für die Nacht Unterkunft anweisend. Qat, der Böses ahnte, berührte mit seinen Knöcheln den Dachfirstträger, der sich öffnete und die Brüder aufnahm. Als Qasavara während der Nacht erschien, fand er Niemand. Tangaro der Narr erzählte am nächsten Tage, wo sie sich verborgen, in Folge dessen der Blutgierige in der nächsten Nacht den erwähnten Pfeiler aufbrach; doch Qat hatte in einem Seitenpfeiler Quartier bereitet. Als er nun in der dritten Nacht wiederum vergeblich gesucht hatte, da die Brüder in einem Mittelpfosten steckten, beschloß er sie während eines Festes zu tödten. Qat machte nun Vorbereitungen zur Flucht, pflanzte einen „aru", Casuarinenbaum, in der Nähe des Ufers und wies die Brüder an, daß sie bei der ersten Gelegenheit den Baum erklettern sollten, er werde dann weiter sorgen. Die Gelegenheit fand sich bald; die Brüder verschütteten, wie unabsichtlich, sämmtliches Waschwasser, so daß am Mittag beim Kochen nichts vorhanden war. Sofort erklärten sie welches herbeizuholen, verließen je zwei und zwei den gamal und eilten zum Baum. Qasavara erkannte die Absicht und drang auf Qat ein, um ihn zu tödten, doch dieser wich stets den Streichen aus, bald auf diese, bald auf jene Seite des Kochofens springend. In einem günstigen Moment ergriff er einige Bananen und

eilte ebenfalls dem Baum zu, ihn raſch erkletternd. Doch Qaſavara folgte ihm auch hier, immer näher und näher kam er den Entflohenen, bis Qat rief: „Dehne dich aus, mein aru!“ Raſch ſtreckte ſich der aru empor, bis er das Himmelsgewölbe erreichte, und beugte ſich dann auf Qat's Befehl, bis die Spitze bei Tetgau auf Vanua Lava die Erde berührte. Die Brüder entflohen raſch, doch Qat hielt die Spitze feſt, ſo daß Qaſavara die Meinung hegte, auch er ſei gerettet, und in Dankesworten ausbrach. Doch Qat rief plötzlich: „Springe zurück, mein aru!“ und der böſe Feind ward emporgeſchleudert um todt auf Gaua oder Vanua Lava zur Erde herabzuſtürzen und in einen Stein verwandelt zu werden.

Die Schöpfung der Menſchen durch Qat geſchah wie folgt. Der Mann ward aus Erde der moraſtigen Uferſeite Vanua Lavas geſchaffen. Da er aufrecht auf den Beinen gehen ſollte, ſo baten die Brüder, daß die Schweine, die bis dahin ebenfalls auf zwei Beinen gingen, nunmehr auf allen Vieren laufen ſollten, was denn auch geſchah. Nachdem Qat ſich an ſeinem Gebilde gefreut, nahm er Reiſer und biegſame Gerten und flocht einen Körper mit Kopf und Gliedern. Kaum fertig ſah er am Lächeln, daß es eine Frau ſei, „Iro Vilgale“.

Während früher Niemand ſtarb, der Greis einfach die alte Haut abſtreifte und in neuer verjüngter Geſtalt erſchien, ſtarben nach folgender Begebenheit, die in gleicher Weiſe auf den Salomos- und Banks-Inſeln erzählt wird, alle lebenden Weſen. Eine alte Frau wollte ſich in gewohnter Weiſe an einem Strom ihrer Haut entledigen. Sie warf dieſelbe ins Waſſer, das ſie hinwegführte, doch an einen vorſtehenden Buſch antrieb. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hauſe zurück, ihr Kind wollte ſie jedoch nicht wieder erkennen und wohl oder übel, die alte Haut mußte geſucht und übergezogen werden. Seit dieſer Zeit ſtirbt Jedermann. Auf den Banks-Inſeln heißt dieſe Frau Iro Puet, das Weib Mates, des Todes. Eine andere Sage bezeichnet Tangaro den Narren, unter ſeinem andern Namen Tagelingelinge, als den Urheber, daß der Tod in die Welt kam. Ihm hatte Iro Puet aufgetragen den Weg zu Panoi zu bewachen und nach ihrem Tode ihrer herannahenden Seele den Weg zur Oberwelt zu weiſen, doch Tangaro that das Gegentheil und Iro Puet war dem Leben für ewige Zeiten verloren.

Qat's Verſchwinden von den Banks-Inſeln wird folgendermaßen berichtet: Im Innern Santa Maria's, wo ſich jetzt ein großer See befindet, war früher alles dicht mit Holz bedeckt. Aus einem der rieſigen Bäume fertigte Qat eines Tages ein großes Boot, welche Beſchäftigung von den Brüdern mit dem Bemerken belächelt ward, ein ſo großes Kanoe ließe ſich ja gar nicht auf die See bringen. Die Antwort war einfach die, ſie würden das ſchon ſehen. Als das Fahrzeug fertig war, nahm Qat ſein Weib und weitere ſechs Perſonen hinein, ebenſo von allen lebenden Kreaturen bis zur Ameiſe herab ein Paar, und bald begann ein gewaltiger Regen zu fallen. In kurzer Zeit war die große Höhle der Inſel voller Waſſer, das endlich da durchbrach, wo jetzt der große Waſſerfall von Gaua iſt. Das Kanoe bahnte ſich ſelber einen Kanal in die See und verſchwand. Stets hoffte man auf eine Rückkehr deſſelben, ja, als vor einigen Jahren ein kleines Handelsſchiff aufs Riff lief und verloren ging und augenſcheinlich in den Kanal des Waſſerfalls trieb, riefen alte Leute, Qat käme wieder, ſein Schiff bahne ſich den Heimweg. Marawa, die Spinne, hatte ſich noch nicht von Vanua Lava entfernt. Vor einigen Jahren ging ein Mann am frühen Morgen an den Fluß, ſah dort einen vui, von kleiner Statur, mit langem ſtraffen Haar, der in einem engen Loch hinter einem Stein verſchwand. Der Stein bildete die Thür zu einer geräumigen Höhle, deren Eingang, wie erwähnt, ſehr eng war. Auf des Mannes Rufen antwortete der vui, er ſei Marawa, lebe hier und erwarte, daß der Mann ins Dorf gehe, um Geld für ihn zu holen, was denn auch geſchah.

Qat und Genoſſen wird in erſter Reihe die Macht zugeſchrieben, daß ſie die Elemente beherrſchen. Iſt Jemand in Gefahr, ſo wendet er ſich ſofort an die Gewaltigen. Einige dieſer Bitten mögen hier folgen:

„Qate! Du und Marawa ſchließet das Windloch und laſſet mich einen guten Landungsplatz finden, ſendet mir eine ſanfte Briſe und leitet das Boot an einen ruhigen Ort!“ — „Qate, Marawa! Sehet auf uns herab, beſänftigt das Meer, daß wir ruhig darüber gleiten. Brecht für uns die Wellenkämme, laſſet ſie von uns fortrollen und ſich zum Spiegel ebnen, daß wir ſicher einen Landungsplatz erreichen!“ — „Qate, Marawa! Verwandelt das Boot in einen Wal, einen Habicht, einen fliegenden Fiſch; laßt es über die Wogenkämme ſpringen, eilend zur Heimath hin!“ Auf ſolche Bitte hin glaubte man, daß die Gerufenen Maſt und Takelwerk faſſen und aus aller Gefahr leiten würden.

Eine beſondere Art vuis, die nopitu vuis, ähneln unſeren Feen, ſie nehmen gelegentlich menſchliche Formen an und ſuchen Redliche und Bedürftige auf, um ſie mit Geld und Nahrungsmitteln zu beſchenken. Männer, denen ſie ihre Gunſt zugewandt, verrichten mit ihrer Hilfe erſtaunliche Thaten. Trinken ſie z. B. aus einer Kokosnuß, ſo läuft ſtatt des Saftes Muſchelgeld heraus ꝛc.; auch ſie heißt man nopitu. Die Anweſenheit eines ſolchen gütigen Geiſtes bezeichnet gewöhnlich ein ſo zarter Geſang, als ob er von Kindern komme; die Melodie deſſelben iſt ſtets eine der auf Mota einheimiſchen. Ihr Zuſammenleben mit den Menſchen iſt nicht ſelten ein inniges, ja ſie ſchenken denſelben ſogar Kinder. Solche Orte, die man als Lieblingsaufenthalt der Geiſter kennt, ſind „rongo“. (i. e. dem Rongo geweiht. Wohl zu unterſcheiden von dem polyneſiſchen „tapu“, das auch hier gilt und den Begriff des „Verbotes“ in ſich ſchließt.) Der Begriff des rongo umfaßt eine gewiſſe Ehrfurcht, heilige Scheu. Alle auf ſolchen Plätzen ſich vorfindende Steine, Bäume und Thiere, namentlich Schlangen, ſind ebenfalls rongo. Der Begriff erſtreckt ſich auch auf ſolche Thiere, die häufig in der Wohnung erſcheinen, z. B. Eidechſen, Schlangen, Eulen. Auch beſtimmte Flußtheile können aus irgend welchem Grunde rongo ſein. Alles dieſes bringt man in Verbindung mit den vuis; es ſind gewiſſermaßen Organe derſelben. Nach dem Ausſehen der betreffenden Objekte wird das Weſen des Geiſtes beurtheilt. Diejenigen Menſchen, die dieſe Eigenſchaften zu erkennen vermögen, reſp. vorgeben, gelten als Vermittler bei allen Angelegenheiten; ſie nur dürfen die als rongo bezeichneten Plätze betreten, Opfergaben entgegen nehmen und dem Geiſte das Anliegen vortragen. Dieſer wünſcht vielleicht reich zu werden oder eine gute Ernte zu haben, ein Anderer geſegneten Fiſchfang u. ſ. w. Ein Theil des Opfers wird während des Gebetes auf den Stein gelegt, den man mit dem Geiſte verbunden glaubt. Wird ein vui gebeten einem Feinde Krankheit oder dergleichen zu bringen, ſo kann er wohl dem Bittenden die Mittel und Wege dazu verſchaffen, führt aber ſelber das Unheil nicht herbei. Als Schutzmittel gegen alles Ueble werden kleine runde, überhaupt außergewöhnlich geformte Steine, die ſtets mehr oder weniger als mit den Tangaros verbunden erachtet werden, ſorgſam in einem Geflecht in dem Wohnraum aufgehängt oder auch an der Halsſchnur getragen. Der Inhaber iſt dann ſtich- und ſchußfeſt, überhaupt gefeit. Auch in den Pflanzungen wird nie verſäumt einen Stein niederzulegen, der durch ſeine Geſtalt eine gute Ernte verſpricht.

Kinderloſen Frauen dient ein größerer Stein, der auf kleineren ruht, ſie verſprechen die Fruchtbarkeit. Eigenartig geformte, längliche Steine werden mit Verſtorbenen in Verbindung gebracht und in die Hütte genommen, dieſelbe zu ſchützen. Tritt Jemand während der Abweſenheit des Eigenthümers in dieſelbe und vergißt ſeinen Namen zu nennen, ſo wird der betreffende Geiſt denken, er habe ſchlechte Abſichten und ihm auf irgend welche Art Unheil zufügen. Ein Stein, von dem man weiß, daß mit ihm ein mächtiger vui in Verbindung ſteht, bringt dem glücklichen Eigenthümer vielfach Gutes. Jeder der etwas erbitten will, das dieſer Geiſt gewährt, wird dem Eigner Muſchelgeld und andere Gaben bringen, damit er für ihn zum vui bitten möge. In jeder Gefahr wird nun neben der Hilfe der vuis auch diejenige der Vorfahren und kürzlich geſtorbenen Verwandten angerufen, und zwar wendet man ſich ſtets direkt an dieſelben, d. h. nennt ihre Namen.

Beabſichtigt Jemand einem Widerſacher zu ſchaden, wird er ſich folgender Zaubermittel bedienen. a. „Talamatai". Ein Knochentheilchen eines Leichnams wird in gewiſſe Blätter gewickelt und unter dem Singen einer beſtimmten Strophe auf den Weg gelegt, den der Betreffende zu paſſiren hat. Schreitet er hinüber, wird er unfehlbar von Geſchwüren, Ausſchlag ꝛc. heimgeſucht werden. b. „Garata". Man verſchafft ſich ein Theilchen vom Haar, Fingernägel ꝛc. des zu Schädigenden, miſcht dieſes mit den Blättern gewiſſer Pflanzen und verbrennt Alles im langſam verglimmenden Feuer. Krankheit und Tod je nach dem langſamern oder ſchnellern Zerſtören ſind die Folgen. (Garata iſt identiſch mit dem nahak der ſüdlichen Neu-Hebriden. Näheres darüber in meiner Monographie der Neu-Hebriden. Hamburg 1879.) c. „Tamatotiqua", d. h. Geiſtergeſchoſſe. Knochenſplitter und Blätter werden unter dem Murmeln von Beſchwörungsformeln in Bambusrohr geſchloſſen. Erſcheint der Betreffende, ſo richtet man das Rohr auf ihn und lüftet die bisher mit dem Daumen verſchloſſen gehaltene Oeffnung und läßt nun den ſo zurückgedrängten Zauber hervorſtrömen. Früher goß man auch unter Beſchwörungen Waſſer in den heißen Kochofen, daß der Feind verbrühe.

Erkrankt nun wirklich Jemand, ſo eilt er die Hilfe der „gismana", der Aerzte, zu erlangen. Dieſe wenden gegen gutes Entgelt Gegenbeſchwörungen an, ſaugen an dem Theil des Körpers, wo der Schmerz iſt, ſtreichen auch wohl unter dem Singen einer Melodie daran herum, vorgebend, der Sitz der Krankheit ſei entdeckt, dieſelbe müſſe fortgeſtrichen werden. Leidet Jemand an Zahnſchmerzen, ſo werden Kräutermittel in Anwendung gebracht und dem Patienten nach der Heilung ein in der Hand verborgen gehaltener Wurm gezeigt, der nach der Ausſage des Arztes im Zahn geſeſſen hat. Den in geeigneten Fällen äußerlich angewendeten Heilmitteln wird jedoch keineswegs die Heilung zugeſchrieben, ſondern den Zauberſprüchen und dem geheimnißvollen Gebahren, dem Blaſen mit dem Munde ꝛc. Von einigen dieſer gismana glaubt man, daß ihre Seele, ihr atai, des Nachts den Körper verlaſſe, um die Seele des zuletzt Verſtorbenen zu verzehren. Daß der atai im Schlafe den Körper verlaſſe, um auf eigene Hand umher zu ſtreifen, hört man vielfach.

Noch einige Anſchauungen verdienen hier der Erwähnung. Die Bewohner Motas glauben, daß die bei einem Begräbniß getödteten Schweine, die auf das Grab gelegten Nahrungsmittel, ja die Gegenſtände, mit denen der Leichnam geziert iſt, ihren atai hätten, d. h. nur in dieſem Falle.

Beim Nieſen glaubt der Banks-Inſulaner, daß irgend Jemand in demſelben Augenblicke ſeinen Namen ausſpreche. In Biti ſagt der Nebenſtehende: „Magſt Du leben!" und der Nieſende darauf: „Mögeſt Du tödten!" (Deine Feinde.)

Eigenthümlich iſt im ganzen melaneſiſchen Inſelgebiete, von Aneityum bis Iſabel, Neu-Britannien und Neu-Guinea, der Glaube an eine wilde Race des Innern, die auf den Bergen ihr Weſen treibe und paarweiſe auf Bäumen hauſe. Häufig hat man die Gefürchteten und andere auf Ambrym am Rande des großen Krater ſich ſonnend und ſpielend geſehen. Naht ſich ein anderer Sterblicher, fangen und zerreißen ſie ihn mit ihren langen Nägeln und verzehren ihn. Wie faſt überall haben auch die Bewohner der Banks-Inſeln Werthmeſſer; das gewöhnliche Geld beſteht aus den aufgereihten Spitzen von Muſcheln. Man weiß deren Beſitz ſehr wohl zu ſchätzen und ſucht denſelben auf alle Art zu vermehren. So hat ſich unter andern ein förmliches Borgſyſtem entwickelt. Der Zinsfuß iſt 100 für 100, alſo gut bemeſſen! Doch kann die Rückzahlung nach beliebiger Zeit erfolgen. Außerdem hat ſich eine Art aufgezwungenes Darlehn eingebürgert, das der Empfänger, will er nicht gegen die Sitte verſtoßen und den großmüthigen Darleiher erzürnen, annehmen muß. Auf dieſe Weiſe ſucht der Reiche den Armen nieder zu halten.

Die politiſchen Verhältniſſe der Banks-Inſeln ſind ganz eigener Art. Einen Häuptling kennt man nicht, diejenigen, die dem Fremden als chiefs bezeichnet werden, ſind nur Mitglieder gewiſſer Rangklaſſen, Supwe oder Suque genannt, eine wichtige Einrichtung, die, auf den Salomos unbekannt, ſich in den Hebriden bis zu den Three Hills ausdehnt und in ihrer Art die Bande bildet, die die einzelnen Stammesglieder verbindet. Die Supwe umfaßt nur das männliche Geſchlecht. Der Einfluß, den ein Jeder ausübt, richtet ſich, wie erwähnt, nach der Rangklaſſe, der er angehört. Für jede dieſer Klaſſen iſt im gamal, dem öffentlichen Gemeindehaus, das jedes Dorf beſitzt, eine eigene mit einem Kochofen ausgerüſtete Abtheilung beſtimmt. Hier finden die gemeinſamen Verſammlungen ſtatt, in denen über die Aufnahme neuer Mitglieder berathen wird, auch die Mahlzeiten der Mitglieder eingenommen werden, während Frauen und Kinder in ihren Hütten eſſen. Steigt Jemand in eine höhere Rangſtufe, ſo muß er Jedem der derſelben Angehörenden eine gewiſſe Summe zahlen, in den höheren Klaſſen beſteht dieſelbe in Schweinen. Der oberſten gehören nur ſehr Wenige an, denen bedeutende Gewalt zuſteht. Sie beſtimmen wer von einer in die andere Klaſſe ſteigen, wer gänzlich ausgeſchloſſen werden ſoll ꝛc. Früher war jedes Mitglied bei Geldſtrafe verpflichtet, nur im gamal zu eſſen, jetzt wird das nicht mehr ſo ſtreng genommen. Unter den Frauen beſteht eine ähnliche Verbindung; einen gamal beſitzen dieſelben jedoch nicht.

Das Strafrecht übt Jeder auf eigene Fauſt aus. Glaubt ſich Jemand beleidigt, ſo erzwingen die Waffen Genugthuung, d. h. des Gegners Körper durchbohrt der aus dem Hinterhalt geſendete vergiftete Pfeil. Legt ſich die Verwandtſchaft ins Mittel, ſo wird der Streit zuweilen, unter langen lebhaften Reden und wilden Geſten, durch eine Geldbuße beigelegt.

Die Mitglieder der höheren Rangklaſſen ſind in den meiſten Fällen Theilnehmer einer Verbindung, die der Meinung des Volkes nach mit Geiſtern in Verkehr ſteht. Alle Sitzungen derſelben werden im „salogoro", einem Separatplatze beim Dorfe, den Niemand weiter betreten darf, abgehalten. Neue Kandidaten, die aufgenommen werden wollen, müſſen hier eine beſtimmte Anzahl von Tagen zubringen und dann jedem der Mitglieder eine Summe Geldes zahlen. Jedem Angehörigen des Verbandes ſteht es zu das tabu zu verhängen, d. h. dies oder jenes vor unberechtigten Ein-

griffen zu ſchützen; ſollen z. B. Fruchtbäume aus irgend einem Grunde ihrer Früchte nicht beraubt, ein beſtimmter Platz nicht betreten werden, ſo wird auf gemeinſamen Beſchluß der „tamate“ genannten Vereinigung von irgend einem Mitgliede das tabu-Zeichen, ein Blatt des Tiglibaumes, angebracht. Wehe, wenn das Verbot mißachtet wird, die geringſte Uebertretung wird mit Geldbuße geahndet. Unwillkürlich denkt man bei dieſer Einrichtung an unſere Warnungstafeln. Zu beſtimmten Zeiten geht ein Angehöriger der „tamate“ aus, um die Schädel der Geſtorbenen zu ſammeln, ſie zu präpariren und für den Kultus zu weihen. Eigenthümliche Schreie künden Frauen und Kindern dann an, daß der tamate umhergehe, Material, Nahrungsmittel für die bevorſtehenden Ceremonien einzuſammeln, jeder derſelben hat ſich dann bei Todesſtrafe fern zu halten. Die männlichen Dorfbewohner müſſen ſtets das Gewünſchte hergeben. Iſt ein neuer Theilnehmer aufgenommen, führt er vor verſammeltem Volke auf dem öffentlichen Platze zu Ehren der Geiſter Tänze auf. Früher glaubte man der Betreffende ſei ſelbſt ein Geiſt, jetzt dient das Ganze nur zur Beluſtigung. Derjenige, dem das Einſammeln der Schädel ſowie der Nahrung und der Tanz obliegt, iſt in ganz ſonderbarer Weiſe bekleidet. Sein Geſicht verdeckt eine Maske, aus dem Vordertheil des Schädels und daran befeſtigtem Unterkiefer irgend eines berühmten Verſtorbenen beſtehend, die Fleiſchtheile ſind durch Lehm und dergleichen aufgetragen, lebhafte Bemalung erhöht den Eindruck. An dem an der Innenſeite befeſtigten Stab wird die Maske mit den Zähnen feſtgehalten. Natürliche oder künſtliche Haare fehlen nicht. Den Kopf bedeckt ein runder, ſpitz zulaufender, bemalter Hut, deſſen Anfertigung nur dem in die Verbindung Aufgenommenen gezeigt wird, und für jede tamate (jedes Dorf beſitzt eine tamate; die Haupttamate, zu der die Eintrittsbedingungen noch höher ſind, heißt tamate liwoa) eine andere iſt. Den Körper bis zu den Knien bedeckt eine dichte, dicke Umhüllung von Pandanusblättern, dieſem den Geiſtern gewidmeten Baum. Die ſeltſame Körperbedeckung beſteht aus einzelnen Kränzen. Der untere an einer Baſtſchnur von den Schultern herabhängende trägt alle übrigen, die bis zum Hals emporreichen. In jeder Weiſe ähnelt die ganze jetzt alles Geheimnißvolle entbehrende Ceremonie dem auf Duke of York und in Neu-Britannien beobachteten Duk-Duk, über den Hübner, Fournier nach Mittheilungen des Rev. Brown, Kleinſchmidt berichten. (Siehe: Die ethnogr. anthrop. Abthl. d. Muſ. Godeffroy S. 17 und 433.)

So bietet das ganze Feld des ſüdlichen Stillen Oceans noch in vieler Hinſicht eine Fülle von eigenartigen Anſchauungen und Gebräuchen, die jedoch, jemehr jene Inſeln von den Adern des Weltverkehrs umſpannt und der Civiliſation entgegen geführt werden, verſchwinden. Noch iſt es Zeit zu beobachten, zu ſammeln. Jeder, der die Gelegenheit hat, ſäume nicht.

---

# Der Bakſchi der Donſchen Kalmücken[1]).

L. Mit dem Namen „Bakſchi“ wird das Oberhaupt der lamaitiſchen Geiſtlichen unter den Donſchen Kalmücken bezeichnet. Der jetzige Bakſchi heißt Arkad Tſchubanow und iſt im Jahre 1841 in der Ortſchaft Ilmäta geboren, woſelbſt noch augenblicklich ſeine Verwandten wohnen. Der junge Arkad lebte ſo, wie die anderen Kinder der Kalmücken zu leben pflegen; in ſeinem zehnten Jahre wurde er zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Vom elften bis zum achtzehnten Jahre ſtudirte er die tibetiſche Sammlung aller Religionsgebräuche, vom achtzehnten bis zum einundzwanzigſten Jahre die kalmückiſche (mongoliſche) Ueberſetzung der Sammlung unter Anleitung des alten Bakſchi Gantſchſchinow. Vom einundzwanzigſten Lebensjahre an ſetzte er ſeine Studien in Groß-Derbety, dem Kalmückenlager im Gouvernement Stawropol, unter Aufſicht des dortigen Kalmücken-Bakſchi, Santſcha Jawanow, fort. Der Aufenthalt in Groß-Derbety war nicht angenehm: bekanntlich ſind die Baulichkeiten der ſtawropolſchen Kalmücken ſehr mangelhaft und bieten Winters wenig Schutz gegen die Kälte. Der größte Theil der dortigen Kalmücken ſowie auch ihre Prieſter („Geljunen“ genannt) wohnen noch jetzt auch Winters in ſogenannten Kibitken, Hütten aus Filz, während die Donſchen Koſacken, insbeſondere die Prieſter, hübſche Häuſer beſitzen. In der Reſidenz des ſtawropolſchen Bakſchi fehlten alle Bequemlichkeiten des Lebens. Der junge Arkad, um an Winterabenden leſen zu können, hüllte ſich in zwei oder drei Pelze, und zur ſpärlichen Beleuchtung dienten Kerzen, welche zu Hauſe angefertigt wurden. Mit Mühe konnten dabei die ſchwer lesbaren Texte entziffert werden. Nach vierjährigem Verweilen in Derbety beſuchte Arkad auf kurze Zeit ſeine alte Heimath; dann kehrte er wieder nach Derbety zurück, um daſelbſt ununterbrochen noch ſechs Jahr zu bleiben. Hier wurde er zum „Geljun“ (Opferprieſter) ernannt, vorläufig zum überzähligen. Erſt nach ſeiner Rückkehr in den Heimathsort zu ſeinem heimathlichen Tempel („Churul“), woſelbſt er ſeine Dienſte begann, wurde er zum wirklichen Geljun befördert. Endlich im Jahre 1873 wurde er als Bakſchi oder Oberhaupt der Geiſtlichkeit der Donſchen Kalmücken vom Hetman beſtätigt.

Dadurch war der Geljun auf eine Höhe geſtellt, welche viele vergeblich anſtreben, aber nicht erreichen. Der Tod des Bakſchi ruft lebhafte Bewegungen im Kreiſe der Geljunen hervor, erregt die Leidenſchaften, belebt die gehegten Hoffnungen, erzeugt Parteien, von denen jede einzelne ihren Kandidaten zum Bakſchi machen will. Agenten, welche für einen oder den andern werben, ſprengen in den Lagern umher und ſammeln Stimmen, natürlich hat das Geld auch hier ſeine Bedeutung. Man erzählt ſich, daß dem jetzigen Bakſchi die Wahl beträchtliche Summen gekoſtet habe, aber durch die ſtattgehabte Wahl wird alles mit Zinſen zurückgewonnen. Der Bakſchi wird z. B. in die eine oder andere Gemeinde (Sotnjä = Hundert) geladen, um das buddhiſtiſche Geſetz („Nom“) zu verleſen; alle Bewohner verſammeln ſich, jeder hält es für ſeine Pflicht, dem Bakſchi eine Geldgabe darzubringen, weniger als einen Rubel giebt niemand, aber die Reichen geben Hunderte; ſo zählen die Einkünfte eines Bakſchi nach Tauſenden. Auch die Einkünfte der Gel-

[1]) Nach dem Ruſſiſchen in „Das alte und das neue Rußland“ Jahrgang 1880, Novemberheft S. 577 bis 582. (Verfaſſer unbekannt.)

junen sind in einzelnen, z. B. bei Sterbefällen recht bedeutend; den Löwenantheil erhält aber stets der Bakschi. Und wie sollten die frommen Anhänger des Lamaismus nicht den Bakschi ehren? Ist der Bakschi gestorben, so sagen sie von ihm: „burchan boloxan", d. h. er ist zu einem Burchan, zu einem Gott, geworden; sein Bild wird einem Götterbilde gleich geachtet. Und nach der so ehrenvollen, so einträglichen und den Inhaber zur Stufe eines Gottes erhebenden Würde sollte nicht jeder streben?

Der jetzige Bakschi lebt in einem vortrefflich, nach orientalischem Geschmack eingerichteten Hause. Das an den Tempel (Schome) stoßende Haus ist in zwei Hälften getheilt: in der einen Hälfte empfängt der Bakschi seine Gäste, in der andern schläft er und erfüllt die nöthigen Religionsvorschriften. Die erste Hälfte ist mit Teppichen, gut gepolsterten Möbeln versehen und mit Portraits geschmückt, dem des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des zeitweiligen Hetman und dessen Frau, einiger Generäle und anderer Würdenträger. Auch die Wände sind von einem dortigen Künstler mit Ansichten nicht existirender Städte bemalt. Unter den Portraits vermißten wir das Bild des Erzbischofs Platon, welches dem Bakschi verehrt worden war; es zeigte sich, daß der Bakschi als orientalischer Diplomat das Portrait in einem besondern Hause aufbewahrte, welches fremden Gästen zum Quartier diente.

Die andere Hälfte des Hauses ist zur Ausübung der Religionsgebräuche bestimmt. Und was ist die Beschäftigung des Bakschi? Lange anhaltendes Hocken auf den Fersen nach orientalischer Sitte, unaufhörliches Murmeln von tibetanischen Gebeten, Rauchen von schlechtem Tabak, Verbrennen von stinkenden Räuchermitteln — alles dies und dabei die vollständige Abwesenheit aller Mittel zur Unterhaltung und Zerstreuung müssen auf jeden Menschen ungünstig einwirken. Der Bakschi beklagt sich über stetiges Kopfweh, über Augenschmerzen u. s. w. Die Aerzte, welche er seiner Leiden wegen konsultirt hatte, beschuldigten seine gesundheitswidrige Lebensweise und riethen ihm an, sich zu verheirathen. Das gestattet aber das buddhistische Gesetz nicht.

Ueber religiöse oder wissenschaftliche Gegenstände mit dem Bakschi zu disputiren, war ganz unmöglich. Der Berichterstatter ließ die Bemerkung fallen, daß die Ansicht der Geljunen von der Welt, wonach diese auf einer großen Schildkröte ruhe, sehr sonderbar sei. Der Bakschi lief sogleich fort: er wollte nichts hören; doch kehrte er bald zurück, um sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen.

Im Allgemeinen ist die äußere Lage des Bakschi eine sehr gute: eine vortreffliche Behausung, hinreichende Nahrung, ausgezeichnete Equipage, glänzende Kleidung und eine Beschäftigung ganz nach Belieben. — Aber was ist das alles? Fern ist der Bakschi von der gebildeten Welt, fremd sind ihm die hohen Interessen der Wissenschaft: er ist nur damit beschäftigt, das buddhistische Gesetz (Nom), die Summe alles Wissens, zu erlernen, und mit Eifer giebt er sich dem Studium des Gesetzes hin; als ein zukünftiger Gott sitzt er da und läßt sich von seinen halbwilden Stammesgenossen verehren. Daß außer dem Jahrhunderte alten Gesetz (Nom) noch vieles andere Wissenswerthe existirt, kümmert ihn nicht: er ist glücklich in seiner Unwissenheit; er denkt gar nicht daran, seine Kenntnisse zu vermehren, denn er hat keine Ahnung davon, daß er nichts weiß. Jeder einfache Geistliche einer Landgemeinde weiß bedeutend mehr, als dieser in einer Kutsche fahrende und mit rother Mütze und rothem Gewande bekleidete Großwürdenträger. Trotzdem sieht der Bakschi von oben herab auf die russische Geistlichkeit. Zum Theil tragen aber die Russen selbst die Schuld, weil sie den Bakschi in eine unrichtige Stellung zu der rechtgläubigen Geistlichkeit bringen. Wenn der Bakschi vorüber fährt, so sagt das Volk: „da fährt der Kalmücken-Archierei" (Bischof). Im Gasthof heißt es: „der Kalmücken-Bischof ist abgestiegen". Man ladet den Bakschi häufig zu Mittagessen, sowohl von Seiten des Erzbischofs Platon als auch des Hetmans. An großen Buddhisten-Festen werden ihm von allen Seiten mündlich und schriftlich Glückwünsche dargebracht — man huldigt ihm und alle das bleibt nicht ohne Wirkung. Von seinen Untergebenen wird der Bakschi sklavisch verehrt: das Personal seines Götzentempels (Churul) liegt zu seinen Füßen. Ueberdies vollführt jeder Kalmücke und jede Kalmückin mit Vergnügen jegliche Arbeit für ihn, einerlei wie erniedrigend sie ist — sie gilt als eine religiöse That. Dabei hat der Bakschi eine zahlreiche Dienerschaft. Die Mantsch-shik, junge Leute, welche die unterste Stufe der lamaitischen Hierarchie einnehmen, bedienen ihn und arbeiten für ihn. Im Uebrigen sind die Bedürfnisse des Bakschi sehr gering: seine Nahrung ist Fleisch ohne Brot (Machan) und Thee. Im Allgemeinen hat das Leben eines Bakschi für einen Europäer nichts Anziehendes.

Der Bakschi ist des Russischen nicht mächtig und hält es nicht für nothwendig es zu lernen. „Wozu," spricht er, „soll ich das? Um einen russischen Brief zu lesen oder zu schreiben, dazu habe ich meine Schreiber." Diese Aeußerung ist charakteristisch für den Bakschi, aber auch für die Geljunen, welche meist ebenso denken. Es giebt 120 wirkliche und circa 400 überzählige Geljunen, einfache Priester; hiernach machen die Priester etwa den sechszigsten Theil der ganzen Bevölkerung aus. Allein außer diesen officiellen und halbofficiellen Priestern giebt es noch viele andere. Der Verfasser hält die große Zahl der Priester immerhin für ein Zeichen des Fortschritts, weil sie doch etwas vorgeschrittener in der Kultur sind als der gemeine Mann, und da die Priester dem Kalmücken-Volk als nachahmungswerthes Vorbild dienen, so strebt auch der gemeine Kalmücke danach, die Kultur der Priester zu erreichen.

Im Jahre 1880 ist in der Sotnja Nomirowsk bei dem daselbst befindlichen Tempel (Churul) eine Schule eröffnet, welche von 46 Schülern besucht wird, 35 Schüler bilden die untere, 11 die obere Abtheilung der Schule. Einige der Schüler sind schon 20 Jahre alt und verstehen bereits Tangutisch oder Tibetisch, andere auch Kalmückisch zu lesen und zu schreiben. Es kommt vor, daß einige Geljunen Tibetisch erlernt haben, aber ihre Muttersprache, das Kalmückische, weder lesen noch schreiben können. Jetzt fangen sie an Russisch zu lernen, weil in Folge einer Verordnung der russischen Regierung nur diejenigen zu wirklichen Geljunen ernannt werden können, welche genügende Kenntniß der russischen Sprache besitzen. Aus diesem Grunde bemühte sich der jetzige Bakschi um Errichtung einer Schule: alle Mantsch-shik — eine Art niedrigster Tempeldiener — sind, so lange sie die Schule besuchen, von der Militärpflicht befreit. Selbstverständlich haben diese Schüler die gegründetsten Ansprüche darauf mit der Zeit zu wirklichen Geljunen ernannt zu werden. Die Schule selbst steht unter Aufsicht des Bakschi, dem man für seine Bemühungen um Gründung der Schule als Auszeichnung eine goldene Medaille versprochen hat. Dadurch wird er sich sehr geschmeichelt und geehrt fühlen — und glücklich für die ganze Zeit seines Lebens.

# Aus allen Erdtheilen.

## Aſien.

— Wie der „Kawkaz“ ſchreibt, iſt am 1. (13.) September dieſes Jahres in Kutais die erſte Nummer einer wöchentlich einmal erſcheinenden gruſiniſchen Zeitung, „Schroma“ (die Arbeit), ausgegeben worden.

— Als wichtigſtes Reſultat der vom Ingenieur Iwanow ausgeführten geologiſchen Unterſuchung im Zerawſchan-Diſtrikt erſcheint die Feſtſtellung der Kohlenreichthümer von Kohiſtan. Herr Iwanow konſtatirte 1. das Vorhandenſein eines ausgedehnten und reichen Braunkohlenbeckens, das ſich von Rabat am Jagnob bis zum Dorfe Zauran, 10 Werſt weſtlich vom Fort Kſchtut, erſtreckt; das Becken iſt 50 bis 60 Werſt lang, ſeine Breite, die noch nicht überall genau feſtgeſtellt iſt, erreicht an einigen Stellen 8 Werſt. Er entdeckte 2. ein neues, bisher auch den Eingeborenen noch unbekanntes Kohlenlager auf dem linken Ufer des Zerawſchan zwiſchen den Flüſſen Worn (oder Kſchtutdarja) und Zauran von 10 Werſt Länge und 1 bis 3 Werſt Breite. Nach der Zahl und Mächtigkeit der vorhandenen Schichten kann man eine beträchtliche Ausbeute an Kohlen erwarten. Das Lager von Kſchtut iſt mit dem 90 bis 100 Werſt entfernten Samarkand durch einen ſchon jetzt ganz brauchbaren Weg verbunden.

— Anfangs November 1881 iſt die Expedition nach der Mündung des Ob nach St. Petersburg zurückgekehrt. Sie beſtand aus den Herren Moiſejew, Aſtronom Fuß, dem Aufnehmer beim hydrographiſchen Departement Bogoljubow; dem Kapitän Dechtinski vom Steuermannskorps, Lieutenant Philipow und Student der Medizin Grinewetzki. Die Expedition war am 15. (27.) Mai von Petersburg abgereiſt, konnte aber nur durch Vermittelung des Gouverneurs von Tobolsk einen Dampfer auf dem Ob erhalten und am 15. (27.) Juli ſich einſchiffen, ſo daß ſie erſt am 1. (13.) Auguſt in Obdorsk ankam, wo ihre Thätigkeit begann. Sie beſtimmte 11 Punkte aſtronomiſch, nahm rund 200 Werſt mit Inſtrumenten und außerdem eine Strecke von 200 Werſt als Routenſkizze vom Dampfer aus auf.

— Sredne-Kolymsk[1]). Von Werchojansk an erhebt ſich die Gegend ganz allmälig, wird hügelig und iſt von dichtem Wald bedeckt, welcher aus Lärchenbäumen, Eſpen und Weiden beſteht. Denſelben Charakter trägt die Gegend auch 300 Werſt in der Richtung nach Kolymsk, dann ziehen ſich Berge hin, welche ſchließlich einer großen Ebene mit vielen Seen und Sümpfen Platz machen. An der Grenze des Bezirks von Kolymsk wird die Ebene von einem nicht bedeutenden Bergrücken, dem Kolymskiſchen, durchſchnitten und dann wird die Gegend wieder niedrig, eben, wie beſäet mit Seen und Moräſten, dazwiſchen Lärchen und Weiden; Birken und Kiefern ſind kaum noch anzutreffen. Oed, menſchenleer und traurig iſt es hier, eine Woche vergeht, bis man von einer Station zur andern gelangt, weil die Entfernungen der Stationen 200, ja ſogar 280 Werſt (=Kilometer) betragen. Zum Nachtlager und zur Erholung dienen kleine Hütten, welche 40 bis 60 Werſt von einander am Wege daſtehen[2]). Jedenfalls iſt das Uebernachten in dieſen Hütten behaglicher, als in einer jakutiſchen Jurte, von deren Schmutz und unappetitlichen Bewohnern man ſich kaum einen Begriff machen kann. Endlich ſind wir in Kolymsk. Das Städtchen liegt an der Kolyma; um die Stadt finden ſich zerſtreut Seen und Sümpfe, dazwiſchen Weiden. Häuſer giebt es in Kolymsk etwa 70; aber was für welche! Die meiſten haben keine Dächer, haben Eiſenplatten ſtatt der Fenſter und ſtatt eines guten Ofens eine Art Kamin, „Komelek“ genannt. Die Häuſer ſind unregelmäßig ohne Ordnung aufgeführt: eine alte hölzerne Kirche, zwei Krankenhäuſer, eine Schule, ein Verwaltungsgebäude, in welcher die Polizei, das Gericht und verſchiedene Behörden untergebracht ſind — das giebt der Stadt ihren Charakter. Die Bevölkerung beſteht aus Koſaken, ſogenannten Kleinbürgern und Anſiedlern; die Beſchäftigung iſt Fiſcherei und während des Sommers die Jagd; es giebt weder Zimmerleute noch Schloſſer, noch Schmiede. Im Winter ein allgemeiner Winterſchlaf, man kann nichts vornehmen als etwa fahren, um Holz und Waſſer zu beſchaffen. Statt der Pferde werden meiſt Hunde benutzt; man ſpannt 6 bis 12 vor einen Schlitten („Narte“). Alle Lebensbedürfniſſe ſind ſehr theuer: ein Pud (circa 16 Kilo) Roggenmehl koſtet 8 Rbl. 90 Kop. (circa 18 M.), ein Stück Ziegelthee 3 Rbl. (6 M.), ein Pfund (circa 400 Gramm) des ſchlechteſten Blättertabaks (Machorka) 1 bis 1½ Rbl. (2 bis 3 M.). Alle Manufactur- und Fabrikerzeugniſſe ſind faſt unerſchwinglich, es werden fabelhafte Preiſe verlangt. Dieſes Jahr (1880) iſt auch für Kolymsk ein ſchlechtes — der Fiſchfang war nicht gelungen, und die Fiſche ſind hier das, was an anderen Orten das Brot iſt: man nährt ſowohl ſich als die Hunde vorherrſchend mit Fiſchen. Zweitens herrſchten unter den Thieren verſchiedene Krankheiten, Pferde, Renthiere fielen. Schließlich gingen auch viele Menſchen an einem heftigen mit ſtarken Seitenſtichen verbundenen Fieber zu Grunde. In kaum einem Monate ſtarben 10 Menſchen, was für eine ſo wenig bevölkerte Stadt[1]) einen großen Verluſt bedeutet. Einen Arzt hat die Stadt nicht, nur einige Feldſcheerer ſind daſelbſt ſtationirt.

Das Leben in der Stadt entſpricht der einförmigen Natur und der Rauhigkeit der hieſigen entlegenen Gegend. Es iſt das Leben in einem „Kalten Grab“; es iſt ſchwer, ſich vorzuſtellen, was das für ein Leben iſt, und wie die hier lebenden Menſchen beſchaffen ſind. Jakutsk iſt nach der Charakteriſtik eines Kenners — ein großes Gefängniß, Kolymsk nur eine einzelne Zelle. Das ganze hieſige Leben iſt auf den kleinlichſten Erwerb gerichtet, jeder ſucht den andern ſo viel als möglich in ganz unanſtändiger Weiſe auszubeuten. Die Intereſſen, das ganze Ziel des Lebens geht darauf aus, Geld zu ſammeln: die ganze Thätigkeit in der Familie wie im äußern Verkehr iſt nur darauf hin organiſirt. Von geiſtigen, von moraliſchen Beſtrebungen iſt nichts zu ſpüren: das ſind hier vollkommen fremde und unbekannte Dinge. Die hieſigen Einwohner ſind ausgezeichnet durch eine vollkommene Apathie, durch eine große Kälte; dabei ſind ſie äußerſt ſparſam und läſtern gern.

Mit vollem Rechte wird Sredne-Kolymsk als ein verlorener Poſten bezeichnet!

— Wir brachten in Band XXXIX des „Globus“ (S. 122, 141, 155, 202, 215, 231 und 249) längere Auszüge aus Iſabella L. Bird's „Unbeaten tracks in Japan“, welche ſich gewiß eben ſolchen Beifalls Seitens unſerer Leſer zu erfreuen hatten, wie das Originalwerk ihn ſich in England errungen hat, wo es ſchon drei Auflagen erlebte. Jetzt iſt von dieſem wirklich guten Reiſewerke eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung bei H. Coſtenoble in Jena erſchienen unter dem

[1]) Aus einem Briefe, „Sibir“ 1881, Nro. 16.

[2]) Solche Hütten führen in Sibirien den Namen „Powarnjä“, was eigentlich „Kochſtube“ bedeutet. Ref.

[1]) Sredne-Kolymsk ſoll nur 500 Einwohner haben. Ref.

Titel „Unbetretene Reisepfade in Japan“ (2 Bd. mit Illustrationen und einer Karte; Preis 10 Mark), welche wir unseren Lesern nochmals empfehlen möchten.

— Alle chinesischen Verkaufsläden — schreibt G. Kreitner (Im fernen Osten S. 541 ff.) — sind nach außen zu in der ganzen Breite offen und von der Straße nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, schmalen Auslagstisch abgesondert. Der Händler nimmt es durchaus nicht übel auf, wenn man sich eine Stunde lang damit beschäftigt, seine Waare zu betrachten, ohne etwas zu kaufen; bemerkt er aber, daß man für irgend ein Stück besonderes Interesse zeigt, so kann man erwarten, daß im Preise auch die Liebhaberei taxirt wird, und das Feilschen zu keinem den Käufer befriedigenden Resultate führt. Man thut dann gut, dem Kaufmann einen Gegenpreis anzubieten und ohne auf dessen verächtliches Lächeln weiter zu achten, fortzugehen. Ist dieser Preis im Verhältniß zur Waare ein nicht allzu geringer, so kann man sicher sein, sie — wenn auch nicht am nächsten, so doch am zweiten Tage zugestellt zu erhalten.

In allen Handelsgeschäften repräsentirt sich der Chinese, besonders dem Europäer gegenüber, als Gentleman; er zeigt ein unbedingtes Vertrauen, und wenn auch seine innersten Gedanken immer den größtmöglichen Gewinn anstreben mögen, so kontrastirt besonders die äußere Abwickelung der Geldgeschäfte mit der angeborenen Habsucht des Volkes in seltsamer Weise. Pünktlich in der Ablieferung der Waare, reell in allen Arbeiten, genau in den Rechnungen, versteht er die Kunden noch durch die Geduld zu befriedigen, mit welcher er auf die Bezahlung wartet. Der Chinese wird nur dann für ein Darlehen einen Schein verlangen, wenn er durch die Erfahrung zum Mißtrauen gezwungen wurde.

Wenn wir nun insgesammt die chinesischen Handarbeiten betrachten, als z. B. Holzschnitzereien, Ciselirarbeiten, Steinschleifereien ꝛc., so steht (an Ort und Stelle) der niedere Preis nicht im geringsten Zusammenhange mit der verbrauchten Mühe und der künstlerischen, sich auf das kleinste Detail erstreckenden Genauigkeit der Arbeit.

Solche Resultate, die in Europa mit Gold aufgewogen werden müßten, wenn sie überhaupt zu erzielen wären, sind nur erreichbar, wenn eine genügende Anzahl anspruchsloser und genügsamer Kräfte vorhanden ist. Und in der That, an solchen Künstlern ist in China kein Mangel. So wie Millionen von Menschen in jenem Lande zufrieden, heiter und glücklich sind, die Tag für Tag ihren Nacken unter centnerschwere Lasten beugen, wenn sie dadurch nur den nöthigen Reis, einige Schalen Thee und den erforderlichen Tabak für die Wasserpfeife erwerben können, so schneiden, schnitzen und schleifen wieder andere Millionen tagtäglich an den erdenklichsten Kunstwerken, denen eine unermüdliche Phantasie immer neue Formen zu verleihen vermag. Eine enorme Konkurrenz drückt den Werth der Arbeit herab; der Einzelne fühlt, weil er von seinem Vater und Großvater nichts Besseres erzählen hörte, kein Bedürfniß nach einer höhern Entlohnung; und weil schließlich in dem großen Reiche weder Luxus noch Liebhaberei und Leidenschaft solche Wurzeln gefaßt haben wie in Europa, so kann China mit vollstem Rechte das Reich der Genügsamkeit genannt werden. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders sein könnte, sondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an; rastlos arbeitet er für seinen Herrn, ohne in Erwägung zu ziehen, daß dieser durch seinen Schweiß zum reichen Manne wird; er zieht keine Vergleiche zwischen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums, sondern konstruirt vielleicht mehr instinktiv eine scharfe Grenzlinie zwischen der Macht des Goldes und der schwachen Kraft ohne Mittel. Der müßiggehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienst verweigern, so ersetzen am nächsten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft. Daher stammt die Selbstlosigkeit und Bescheidenheit vom chinesischen Lastträger angefangen bis zum Künstler. Diese Tugenden sind eingewurzelt, sie sind angeboren. Und wenn z. B. in Kalifornien jüngst die amerikanischen Arbeiter vorderhand vergebliche Anstrengungen machten, die massenhaft eingewanderten, fleißigen, unermüdlichen und wohlfeilen Chinesen des Landes zu verweisen, weil sie neben denselben zu Grunde gehen müssen, so beweisen diese Faktoren der Volksbewegung in erster Linie doch nur die grellen Gegensätze zwischen der bescheidenen Genügsamkeit der Chinesen und den verfeinerten Ansprüchen der Amerikaner. Weiter greifende Resultate werden schwerlich erzielt werden können, wenn nicht der Amerikaner die zunächst liegende Abhilfe ins Auge faßt, und diese heißt: Anschmiegung an die Verhältnisse, richtige Würdigung der Konkurrenz.

Die meisten ausgewanderten Chinesen kehren nach mehreren Jahren wieder zurück. Sie verstanden es, so zu sparen, daß sie durchweg den Ruf genießen, vermögende, ja reiche Leute zu sein.

## Afrika.

— Aus Abessinien zurückgekehrt, hat Gerhard Rohlfs über seine im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ ausgeführte Reise von Tripolis nach der Oase Kufra nunmehr in dem bei Brockhaus erschienenen Werke „Kufra“ Bericht erstattet, die in ihren Umrissen bereits bekannte Geschichte der Expedition ausführlicher dargestellt, Land und Leute in zusammenfassenden Darstellungen behandelt. Besondern Werth erhält das Buch, dem drei Karten beigegeben sind, durch die „Wissenschaftlichen Ergebnisse“, welche, von Fachgelehrten bearbeitet, den zweiten Theil einnehmen. Wir finden dort die von Rohlfs und Stecker erkundeten Itinerare, die Brunnentemperaturen und meteorologischen Beobachtungen, sodann von Hann die Resultate der letzteren und die Seehöhen bearbeitet. Prof. Peters berichtet über die gesammelten Amphibien, Karsch über die Gliederthiere und Prof. P. Ascherson giebt eine ungemein fleißige und umfangreiche Zusammenstellung der aus dem mittlern Nordafrika bekannt gewordenen Pflanzen. Aus dem ersten, beschreibenden Theile heben wir Einiges hervor; so die günstige Lage der Oase Sella als Ausgangspunkt für Forschungsreisende (S. 190); das Fortdauern des Sklavenhandels im türkischen Nordafrika (S. 223); die interessante Notiz (S. 222), daß Benghazi bei den Bewohnern von Audschila noch heutigen Tages seinen antiken Namen Berenike in der Form „Bernik“ fortführt. Von Wichtigkeit für die Geschichte und die Beurtheilung des Islam ist die Darstellung von der Entstehung und Verbreitung des Snussi-Ordens (S. 280 ff.); fast belustigend die Unterhaltungen mit den scheinheiligen Schiuch dieser Brüderschaft (Kap. 14). Dieselbe hat es z. B. verstanden, die nur von Berbern bewohnte Oase Audschila so religiös zu machen und zugleich so herabzubringen, daß Rohlfs den Ort kaum wieder erkannte (S. 220). An Wohlstand, an Reichthum, an Intelligenz haben die Bewohner allerdings nicht zugenommen, aber dafür besitzen sie jetzt auch fast so viel Moscheen wie einzelne große Familien, nämlich 13, und mehr als die Hälfte aller Palmen befindet sich in den Händen der Kirche. Die Einwohner dagegen sind bis auf drei verarmt, und ihre Zahl ist von 4000 auf 3000 gesunken. Die Zahl der Palmen hat sich durch das frühere Lakbi- (Palmwein-) Trinken sehr vermindert — jetzt geschieht dasselbe nur heimlich — und junge Stämme werden nicht in genügender Zahl gepflanzt. „Kurz, Audschila macht den Eindruck der Heruntergekommenheit, aber die Einwohner sind dafür sehr religiös geworden.“ Erfreulich ist die zum Schlusse mitgetheilte Nachricht, daß die türkische Regierung der Afrikanischen Gesellschaft 16 000 Mark Schadenersatz hat zahlen müssen. Für Reisende enthält Rohlfs' Buch viele werthvolle Winke; daß er aber die Aneroide so empfiehlt (S. 26), erscheint uns nach Whymper's Erfahrungen (s. „Globus“ XL, S. 185) doch nicht ganz gerechtfertigt.

— Unlängst wurde der Tod eines jungen französischen

Forschungsreisenden, Henri Dufour, gemeldet, welcher das Gebiet des Cunene-Flusses im südwestlichen Afrika durchstreifte. „Im Oktober 1880 — hieß es — war Dufour mit einer Truppe von Kaufleuten von Omoruru abgegangen. Am Cunene-Flusse angekommen, hielt es die Expedition angesichts der politischen Verhältnisse, in denen sie die Gegend vorfand, für gerathen, umzukehren; allein Dufour beschloß, trotz aller Vorstellungen, die man ihm machte, die Reise allein fortzusetzen. Seitdem hat man ihn nicht wieder gesehen; Kaufleute von Omoruru zogen endlich Erkundigungen ein und erfuhren, daß Dufour von einem mit den Portugiesen im Krieg begriffenen Stamme der Ovambo ermordet worden war. Seine Papiere und Effekten gelangten in den Besitz des Hauses Erlon und Comp. von Omoruru; aber seine Leiche und seine Kleidungsstücke sind nicht wieder gefunden worden." Jetzt bringt das „Athenäum" (Nro. 2819, S. 600) die erfreuliche Nachricht, daß Dufour zwar überfallen und ausgeplündert wurde, aber mit dem Leben davongekommen ist.

— Stanley hatte auf seiner großen Karte von Aequatorial-Afrika den Stanley-Pool von 17° östl. L. von Greenwich schneiden lassen. Wie uns jetzt aus Brüssel mitgetheilt wird, hat er die Länge des Sees, dessen einheimischer Name Nga Mkuma ist, von Neuem bestimmt und zu 15° 47' östl. L. Gr. gefunden, also um circa 1¼ Längengrad weiter westlich. Dadurch wird Savorgnan de Brazza's Behauptung, daß der Congolauf an jener Stelle um circa 2 Grad westlicher liege, als auf Stanley's Karte (s. „Globus" XXXIX, S. 192), ziemlich bestätigt.

— Nach Cape Coast Castle an der Goldküste ist Mitte Oktobers die grausige Nachricht gelangt, daß der König von Aschanti 200 junge Mädchen hat abschlachten lassen zu dem einzigen Zwecke, um ihr Blut mit dem Lehme zusammenzukneten, welcher zur Ausbesserung eines der königlichen Paläste gebraucht wurde. Einem der Opfer gelang es zu entkommen und die keineswegs unglaubliche oder beispiellos dastehende Thatsache den Europäern an der Küste zu melden.

— Der bekannte Reisende Kapitän R. F. Burton hat vom englischen Auswärtigen Amte einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, um die westafrikanischen Goldminen und speciell eine Concession in Appolonia zu besuchen, welche von einer Gesellschaft unter Burton's Direktorium ausgebeutet werden soll. Man darf von dieser Reise nach jener interessanten, aber lange vernachlässigten Küste, welche noch wenig bekannt ist, obwohl die Europäer dort schon seit länger als vier Jahrhunderten Fuß gefaßt haben, werthvolle Ergebnisse erwarten. Auch Commander V. L. Cameron will eine zweite Reise nach derselben Gegend unternehmen, und zwar wegen der Afonkoo-Goldmine unweit Axim.

## Polargebiete.

— In Bezug auf Prof. Nordenskjöld's Telegramm (s. oben S. 288), die Auffindung zweier, vielleicht zur „Jeannette" gehörigen Europäer-Leichen und eines Whisky-Tönnchens an der Jenisei-Mündung betreffend, erklärt die Firma, welche die „Jeannette" verproviantirt hat, daß dieselbe gar keinen Whisky in Fässern an Bord gehabt hat. Vielleicht gehörten die beiden Todten zu einem Handelsschiffe, welches in jenen Gegenden von den Eingeborenen Felle gegen Waffen und Branntwein eintauschte.

— Die auf S. 320 dieses Bandes ausgesprochene Vermuthung, daß der „Rodgers" (vergl. S. 168 d. B.) ebenfalls Wrangel-Land erreichen werde, hat sich bestätigt: ein am 6. November aus dem Norden in San Francisco eingetroffenes Schiff meldet, daß die Boote des „Rodgers" jenes Land umfahren und seine Eigenschaft als Insel festgestellt haben. Verschiedene Theile derselben wurden aufgenommen; von der Spitze eines 2500 Fuß hohen Berges auf Wrangel-Land zeigte sich ringsum nur Meer. Die Eisverhältnisse waren für Erforschungszwecke sehr günstig. Der „Rodgers" wird sein Winterquartier wahrscheinlich in der St. Lawrence-Bai nehmen und von dort im kommenden Juni nach Norden aufbrechen.

## Vermischtes.

Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin, Ferd. Dümmler 1881.

Unter der Vorrede nennt sich Adolf Bastian als der Verfasser dieses Werkes, welches ganz den Charakter seiner zahlreichen übrigen Schriften trägt und mit einem wahren Feuereifer für die Sache der Ethnologie plädirt. Die Vorrede umfaßt 18 Seiten und 9 Seiten Anmerkungen dazu; die eigentliche Schrift bringt uns auf 168 Seiten wieder eine große Masse des verschiedensten Materials, welches zum Aufbau der Wissenschaft vom Menschen dient; der Schluß, in Vortragsform gehalten, giebt auf 24 Seiten uns Bastian's Ideen über das mächtige Thema, welches der Titel präcisirt. Hier haben wir eine Art von teleskopischem Vorblick in die Wissenschaft vom Menschen, wie sie dereinst sich aufbauen soll. Bastian ist hier Prophet — und wir glauben seinen Prophezeiungen — und Vorschauer in der Art jener, die mit dem zweiten Gesicht begabt sind. Seine großen Reisen, seine ungeheuer umfassenden Studien, die Sammlungen, die er zusammengebracht und verwaltet, dieses alles kumulirt in ihm eine stoffliche Riesenfülle, die der Einzelne physisch nicht zu verarbeiten vermag. Aber er zieht daraus das richtige Gefühl, sieht im geistigen Auge das Wesentliche, worauf es ankommt. Drückend und lastend auf den Schultern eines Menschen vermag dieser aber das gährende Chaos nicht allein zu bewältigen und zu klären. Es schäumt über nach allen Seiten.

„Wenn es uns im Laufe der Forschungen gelingen sollte, die Fäden genetischer Entwickelung in der transparenten Durchsichtigkeit der Naturstämme zu erspähen, um mit so erlangtem Zauberspruche das gesellschaftliche Leben der Geschichtsvölker und demnach auch unser eigenes zu Selbsterkenntnissen zu zwingen, so werden wir dadurch in den Stand gesetzt sein, den socialen Organismus in naturgemäß normaler Weise zu überwachen und vor pathologischen Abweichungen zu bewahren, wir werden in der objektiven Betrachtung dessen, was der jedesmalige Volksgeist in seinen Schöpfungen am geographisch-politischen Horizonte projicirt hat, das zu Grunde liegende, das zeugende Gesetz verstehen, aus Entstandenem ein Entstehen und in diesem Falle uns selbst als Menschen in der bereits durch alte Orakel geforderten Selbsterkenntniß."

Nöthig dazu sind ethnographische Sammlungen nach jeder Richtung. Hier ist es die höchste Zeit. Bastian mahnt einzuheimsen, so lange es noch Zeit ist, damit unsere Nachkommen nicht die empfindlichsten Lücken finden. „Es brennt in allen Ecken und Enden der ethnologischen Welt, brennt hell, lichterloh, in vollster Brunst, es brennt ringsum. Groß Feuer! und Niemand (?) regt eine Hand." Und dann noch die Mahnung: „Wunderbar überraschende Entdeckungen ruhen im Schoße der Zukunft. Sie sind uns gewiß, wenn wir uns darum mühen wollen, sie sind verloren für immer, wenn jetzt im kritischen Moment des Wendepunktes die Gleichgültigkeit fortdauert."

**Inhalt:** B. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. III. (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) (Mit sieben Abbildungen.) — R. Andree: Bilderschriften aus der Südsee. — M. Eckardt: Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln. II. (Schluß.) — Der Bakschi der Donschen Kalmücken. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction. 26. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google